


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Deutsche Roman-Zeitung

Geleitet von Dr. Erich Janke

Fünfzigster Jahrgang 1913

Dritter Band



Verlag von Otto Janke ✻ Berlin SW 11

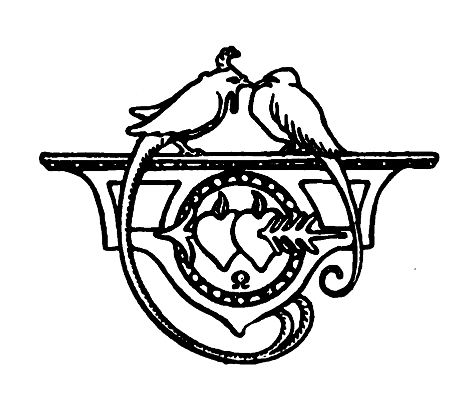
Inhalt des dritten Bandes.

Romane.

Beiblatt.

Literatur.

Briefkasten.





Erscheint wöchentlich. Preis $3^1/_2$ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Vikar Körner und die Wandervögel.

Erzählung

von

Reinhard Roehle.

1. Fortsetzung.

Tage und Wochen vergingen. Arnold Körner wurde im Wiesenborner Pfarrhaus und in seiner neuen Tätigkeit viel schneller heimisch, als er nach den Eindrücken des ersten Tages gedacht hatte.

Schon bald zog er es vor, nach dem Abendbrot am runden Familientisch sitzen zu bleiben, statt gleich sein Zimmer aufzusuchen. Während dann der Hausherr rauchte, daß dicke blaue Wolken in der Luft hingen, beschäftigten sich die Frauen mit ihren Handarbeiten, und es wurde dabei geplaudert oder vorgelesen.

Immer mehr fand Pfarrer Buchner Gefallen daran, mit seinem Vikar über theologische Fragen zu disputieren, und wenn er auch mit großer Wärme Anschauungen vertrat, die der Jüngere in seiner taktvollen, aber nichtsdestoweniger überzeugten Art bekämpfte, so kamen sich die Männer dabei doch immer näher.

Zuweilen geschah es, daß Ingeborg vorurteilslos für ihren Vater oder den Vikar Partei nahm, je nachdem dieser oder jener eine verwandte Saite in ihrer Seele berührte. Und es hatte besonders anfangs oft den Vikar in Erstaunen gesetzt, daß sie nicht allein dem Gespräch in allen Einzelheiten zu folgen vermochte, sondern auch, ohne durch angelernte Lehrmeinungen in ihren Gedankengängen beschränkt zu sein, auf Schwächen in einer Stellung hinweisen und zuweilen sogar zur Belebung und Vertiefung der Debatte beitragen konnte. Gern ließ sie sich aber auch belehren, und immer öfter geschah es, daß sie sich mit einer Frage an den Vikar wandte. Dadurch erwuchs ganz unmerklich zwischen ihnen

eine Vertraulichkeit, die für Arnold Körner ein ganz neues Erlebnis war.

Wohl kannte er kluge Frauen, die ein Gespräch zu schätzen wußten, das sich über die Alltäglichkeit erhob. Sein Vater, der nicht allein als ein glänzender Kanzelredner, sondern auch als Causeur im kleinen Kreise hoch geschätzt wurde, verstand es, die feinsten Geister der Stadt in sein gastfreies Haus zu ziehen, und hatte frühzeitig seinen Sohn, dessen Zukunft ihm stets am Herzen lag, mit ihnen in Berührung gebracht, um seinen Geist zu bilden und ihn zugleich mit den gesellschaftlichen Umgangsformen vertraut zu machen, auf deren Beachtung er selbst den höchsten Wert legte.

Wie er wünschte, war sein Sohn in dieser verfeinerten Atmosphäre so heimisch geworden, daß dem jungen Mann schon früh, erst im Spaß, dann im Ernst, die glänzende Laufbahn seines Vaters prophezeit wurde. Besonders die Damen schätzten die Unterhaltungsgabe des vielseitig gebildeten jungen Theologen, und manches junge Mädchen hatte ihn schon deutlich merken lassen, wie sehr sie ihn andern Männern vorzog. Aber keine hatte einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht. Die Unparteilichkeit, die er sich dadurch bewahrte, diente nur dazu, seine allgemeine Beliebtheit zu erhöhen, und da er sich bei größeren Gesellschaften aus dem üblichen oberflächlichen Geplauder gern in eine ernste Unterhaltung mit älteren Damen rettete, erfreute er sich eines sehr großen Kreises von Freundinnen in allen Lebensaltern, und es mußte wie ein Wunder erscheinen, daß keine darunter war, die er sich zur Lebensgefährtin gewünscht hätte.

Aber keine war seinem Herzen auch nur vorübergehend gefährlich geworden. Ja, trotz vieler alter Familienbeziehungen gab es kein Mädchen, in dessen Nähe er je etwas empfunden hätte, das der herzlichen Zuneigung glich, die er diesem Naturkind, das seinem eigenen Wesen in so vielen Stücken entgegengesetzt war, fast vom ersten Tage an entgegenbrachte.

Ein köstlicher Duft von Gesundheit, Kraft und Natürlichkeit ging von ihr aus, und oft beobachtete er mit ästhetischem Wohlgefallen, wie sich ihr Wesen auch in ihrem stolzen Gang und in jeder zufälligen Bewegung ausprägte. Die braunlockige, temperamentvolle Eva erschien vielleicht im ersten Augenblick als die Schönere, doch war es gerade das Ausgeglichene in Ingeborgs Charakter, was sie in Arnold Körners Augen weit über ihre Schwester erhob. Eva zeigte überdies mehr Interesse für die Hauswirtschaft als für die Wissenschaft, und da sie sich zum Ärger ihrer Tante bald die Freiheit nahm, den Vikar wegen seines gepflegten Äußeren zu necken und dafür gelegentlich von ihm eine feine, aber deshalb nicht weniger fühlbare Zurückweisung in die Grenzen der Höflichkeit einstecken mußte, lebten sie meist in einem unterdrückten Kriegszustand, der ein freundschaftliches Verhältnis nicht recht aufkommen ließ.

Ingeborg war alle Verstellung so fremd, daß sie gar nicht daran dachte, ihre Freude über die geistigen Anregungen zu verbergen, die sie dem neuen Hausgenossen verdankte. Er gab ihr Bücher, über die sie ihre Ansichten austauschten, und nach einiger Zeit sprach er sogar mit ihr über religionsgeschichtliche Arbeiten, mit denen er seine freien Stunden ausfüllte.

Die ältesten Wandervögel, mit denen sie kameradschaftlich verkehrte, waren nur wenige Jahre jünger als der Vikar, und dadurch wurde ihr kaum bewußt, daß der Unterschied der Geschlechter diesem Verkehr einen besonderen Reiz verlieh. In ihr blieb lange das stolze Gefühl vorherrschend, daß jemand, der ihr auf allen Gebieten des Wissens weit überlegen war, auf ihre Meinung Gewicht zu legen schien. Sie fühlte, wie diese Wertschätzung ihr Denken anspornte, und war ihm dankbar, daß er ihrem Geist Schwingen verlieh, der sie oft weit über sich selbst erhob. Wie verblaßten neben ihm die feurigen Idealisten im Wandervogel, die ihr bisher mit ihrer ungeklärten Weltanschauung imponiert hatten! Wie lächerlich erschien ihr jetzt der geheime Stolz, den sie bei dem Gedanken an das bestandene Examen zuweilen empfunden hatte! Ein Wissensdurst erfüllte sie, wie nie zuvor. Ihr Vater, der den Grund dazu gelegt hatte, beobachtete es mit stiller Befriedigung und beschwichtigte seine Schwester, wenn sie klagte, wie wenig Ingeborg im Haushalt leiste.

Arnold Körner war sich bald darüber klar geworden, daß es vor allem der Zauber des eben erblühten jungen Weibes war, der ihn gefangen nahm und in seiner Brust ganz ungewohnte Empfindungen weckte. Wie ein Rausch war es

eines Abends über ihn gekommen, als er sich über ihre Schulter beugte, um in ihrem Buch einen Satz nachzulesen, der ihr nicht ganz klar war. Der eigentümlich feine Duft ihres Haares hatte ihn vollständig abgelenkt. So verwirrt war er gewesen, daß er schuldbewußt zurückprallte, als sie, über seine stockende Sprache erstaunt, ihm ihr Gesicht zuwandte.

Diese Erfahrung hatte ihn zum erstenmal zum Nachdenken gebracht. Wohl hatte er bisher noch keinen unreinen Gedanken mit diesem schönen Mädchen in Verbindung gebracht, aber er fühlte wohl, daß ein sinnliches Begehren die Folge sein würde, wenn er diese berauschende körperliche Nähe noch einmal auf sich wirken ließe; und er war fest entschlossen, dies zu verhüten.

Es gelang ihm auch, aber der Kampf, den er von nun an kämpfte, raubte ihm immer mehr seine Unbefangenheit. Die vollständige Ungezwungenheit des Verkehrs war nicht danach angetan, sie ihm zurückzugeben. Er war ohne Schwestern aufgewachsen, hatte als Knabe instinktiv den Umgang mit Mädchen gescheut und infolgedessen erst sehr spät dem andern Geschlechte gegenüber seine innere Freiheit wiedergewonnen. Die Schranken, die die gesellschaftlichen Formen seines Umgangskreises zwischen jungen Männern und jungen Mädchen errichteten, hatte er nie zu durchbrechen gesucht, und es war jetzt das erste Mal, daß er so vertraulich mit einem jungen Weibe verkehrte. So war es kein Wunder, daß bei der gegenseitigen Sympathie Gefühle in ihm erwachten, gegen die Ingeborg durch ihre natürliche Erziehung gleichsam abgehärtet war.

„Ich glaube, ich bin auf dem besten Wege, mich zu verlieben", sagte er sich eines Abends, als er noch lange wach lag, und in Gedanken immer wieder zu Ingeborg zurückkehrte.

Aber sein Verstand war stärker als sein Herz. Nein, schon in seinem eigenen Interesse durfte es nie so weit kommen, daß die freundschaftliche Neigung in leidenschaftliche Liebe überging und alle Vernunftgründe zum Schweigen brachte, die einer ehelichen Verbindung widersprachen. Der Gedanke an Mangold war dabei nicht einmal ausschlaggebend. Er brauchte nur an die Gesellschaftskreise zu denken, zu denen es ihn bald wieder zurückziehen würde, um zu erkennen, wie töricht es wäre, wenn er dieses Naturkind an sich fesselte. Außerdem hatte er sich so oft in wachen Träumen ein Bild seines zukünftigen Weibes ausgemalt, und Ingeborg glich keineswegs diesem Ideal. Ihrer selbstbewußten, klaren, gesunden Art fehlte das Schutzbedürftige, Anschmiegende, das hingebend Zarte, das ihm zum Wesen der Weiblichkeit zu gehören schien. Und als er suchte, an Ingeborg Fehler zu entdecken, da bot ihm das tägliche Beisammensein so viele Anlässe, wo er seine scharfe Kritik ansetzen konnte, daß er schließlich fest überzeugt war, sein Herz sei nicht ernstlich in Gefahr, und er dürfe den ihm liebgewordenen Verkehr in der bisherigen Weise fortsetzen, ohne sich dabei im geringsten zu verpflichten.

Daß Ingeborg nur Mangold liebe, war ihm überdies nach wie vor nicht zweifelhaft. Absichtlich brachte er manchmal das Gespräch auf den Wallersbacher Pfarrer, und jedesmal stellte er fest, daß Ingeborg mit besonderer Wärme von ihm sprach, während Tante Minchen einen mütterlichen Ton anschlug, der seine stille Heiterkeit erregte. Um sich selbst zu bestätigen, daß er dieses Erlebnis als ein Idyll betrachtete, das in seinem Leben keine tiefen Spuren hinterlassen sollte, nahm er sich vor, bald einmal seinen Freund zu besuchen und ihn darüber aufzuklären, in wie greifbarer Nähe das Glück seiner warte.

Aber wenn er auch in stillen Stunden seine wahren Empfindungen durch Vernunftgründe vor sich selbst zu bestreiten versuchte, so gab er sich, sobald er wieder in Ingeborgs Nähe war, nur gar zu gern dem geheimnisvollen Zauber hin, der von ihr ausging. Und indem er sich so von widerstrebenden Gefühlen hin und her zerren ließ, merkte er nicht, daß die Kraft, gegen die er rang, in seinem Herzen immer mehr Boden gewann.

In einem Punkt war Arnold Körner ein milderer Richter geworden. Das Umherstreifen mit den Wandervögeln genügte ihm nicht mehr, über einem Mädchen den Stab zu brechen. Während der Ferien war wiederholt eine übermütige Schar in das Pfarrhaus eingekehrt, um alle vier Kinder zu entführen. Der ungezwungene Ton, in dem die jungen Leute untereinander verkehrten, und die aller Höflichkeitsformen bare Art ihres Auftretens stieß den Vikar nicht weniger ab als früher, und er fand es ebenso unschicklich wie die Tante, daß die großen Bur-

schen die jungen Mädchen duzten und auch in ihrer Gegenwart halb angezogen herumliefen. Aber er hatte bald erkannt, daß gerade diese Kameradschaftlichkeit, bei der jede Galanterie streng verpönt war, sittliche Gefahren ausschloß. Wer mehr als eine natürliche Ritterlichkeit gegen ein Mädchen gezeigt hätte, wäre unfehlbar dem Spott seiner Kameraden zum Opfer gefallen. Auch mußte er Pfarrer Buchner, der nur auf den inneren Wert sah, zugeben, daß die gesundheitfördernden Bestrebungen des Wandervogels im Interesse der Volkswohlfahrt lägen, und daß auch Mädchen mehr Gelegenheiten geboten werden müßten, durch Wanderungen und Aufenthalt in frischer Luft ihren Körper abzuhärten und zu kräftigen. Aber die Art, wie diese Bestrebungen hier in die Tat umgesetzt wurden, stand in einem so krassen Gegensatz zu den Grundsätzen, die bei seiner eigenen Erziehung maßgebend gewesen waren, daß er dem Wandervogel keineswegs freundlicher gesinnt wurde.

Die Tante klagte, daß die Kinder von einer Fahrt, die sich meist über den ganzen Tag erstreckte, jedesmal ganz verwildert heimkämen, und dankte Gott, als das Ende der Ferien den Städtern die Möglichkeit nahm, alle paar Tage lockende Saitenklänge vor dem Hause hören zu lassen. Dann gab es nämlich für alle vier kein Halten mehr. Mit Hallo wurden in Eile die Rucksäcke gepackt und die Musikinstrumente von der Wand genommen, und hinaus ging's in die Freiheit.

Arnold Körner gab es jedesmal einen Stich durch das Herz, wenn dann Ingeborg ein Buch oder einen wissenschaftlichen Aufsatz liegen ließ und sich gleich ihren jüngeren Geschwistern plötzlich so ausschließlich als Wandervogel fühlte, daß die Aussicht, wieder einen ganzen Tag im Freien zu leben, am Lagerfeuer abzukochen, und mit Zeichnen, Spielen und Singen die Freiheit zu genießen, alle anderen Gedanken in den Hintergrund drängte. Nie fühlte er sich ihr ferner gerückt, als wenn sie mit der lebensprühenden wilden Horde hinauszog, und es war ihm, als ob er sich zu Unrecht geschmeichelt hätte, Einfluß auf sie zu gewinnen.

Umsonst nahm er sich vor, dem Mädchen, das seiner wiederholt deutlich ausgesprochenen Abneigung so wenig Gewicht beilegte, nicht mehr so viele Gedanken zu schenken. Aber wenn dann am Abend von weitem die Zupfgeigen klangen und der Pfarrer auf die Veranda trat, um seinen Kindern entgegenzusehen, hielt es auch ihn nicht mehr auf seinem Platz, und er fand immer einen Grund, der ihn hinunter in das Wohnzimmer trieb, wo die vier jungen Menschenkinder mit glühenden Wangen und funkelnden Augen ihre kleinen Erlebnisse zum besten gaben. Und wenn dann nach dem Abendessen etwas vorgelesen werden sollte, war seine Absicht, sich auf sein Zimmer zurückzuziehen und die Familie sich selbst zu überlassen, längst wieder vergessen. —

Der Herbst hatte schon die Herrschaft angetreten und das Laub bunt gefärbt. Nur noch ausnahmsweise konnte an schönen Tagen der Nachmittagskaffee in der gedeckten, mit Klematis und wildem Wein berankten Gartenlaube eingenommen werden, die im Sommer der beliebteste Aufenthalsort für die Familie war. Hier machten die Kinder ihre Schularbeiten, hier hielt der Hausherr im bequemen Lehnstuhl sein Mittagsschläfchen, hier übten die Mädchen ihre dreistimmigen Lieder ein, deren Melodien oft genug den Vikar aus dem dunkeln Mittelalter in eine lieblichere Gegenwart versetzten und seinen Sinn so mit Beschlag belegten, daß es ihm oft nicht mehr gelang, die Gedanken zu Ketzerrichtern und ähnlichen unerfreulichen Gestalten zurückzuführen.

An einem Oktobertage, an dem der abschiednehmende Herbst seinen letzten Vorrat an Wärme auf einmal ausgeben zu wollen schien und doch nicht über das Nahen des Winters zu täuschen vermochte, war Ingeborg allein in der Laube zurückgeblieben, um den Rest des Kaffeegeschirrs, das auf einem Tablett zusammengestellt war, ins Haus zu tragen. Zum letztenmal im Jahr sollte heute hier draußen gedeckt worden sein. Tante Minchen hatte trotz ihres Schultertuches gefroren, und auch der Pfarrer wollte nicht mutwillig die Gicht herausfordern, die in letzter Zeit nachlassenden Beschwerden wieder zu verstärken. So hatte er halb im Scherz, halb im Ernst mit einer kleinen Ansprache von dem lieben Ort Abschied genommen, und Ingeborg klangen seine Worte noch im Ohr nach, als sie umherblickte, ob sie auch nichts vergessen habe.

Da sah sie Evas Gitarre an einem Pfosten hängen. Einer augenblicklichen Stimmung nachgebend, nahm sie das Instrument in die Hand

und ließ sich damit auf einem Korbsessel nieder. Wie suchend glitten anfangs ihre Finger über die Saiten, bald aber zitterten leise Mollakkorde durch die Luft, und über ihnen schwebte die schwermütige Melodie der halblauten Singstimme.

Durch die vielen Lücken im bunten Laubwerk fielen schräge Sonnenstrahlen auf die weltvergessene Sängerin und spielten in zuckenden Lichtern auf ihren kräftigen, doch gut geformten Händen, ihren blühenden Wangen und dem Goldblond ihres Haares. Ganz in die Harmonien ihrer Lieder vertieft, saß sie lange in sich versunken, ehe das bestimmte Gefühl, nicht mehr allein zu sein, sie plötzlich mitten im Vers abbrechen und den Kopf wenden ließ.

„Herr Vikar! Wie häßlich, mich zu belauschen!" rief sie, über und über errötend. Sie war aufgesprungen, hatte die Gitarre schnell aus der Hand gelegt, und schickte sich an, mit dem Tablett die Laube zu verlassen.

Aber Arnold Körner trat ihr in den Weg.

„Nicht fortgehen!" bat er so dringend, daß sie unwillkürlich das Tablett stehen ließ und erstaunt den Kopf hob. Da traf sie ein leidenschaftlich verlangender Blick aus seinen Augen, ein stummes, heißes Werben, das sie mit einer unbeschreiblichen Verwirrung erfüllte.

„Wie schön Sie sind!" stammelten seine bebenden Lippen. Gleichzeitig ergriff er ihre Hände und hielt sie fest umklammert, als ob er sie nie wieder freigeben wollte.

Im ersten Augenblick wußte Ingeborg nicht, wie ihr geschah. Eine Blutwelle nach der andern schoß ihr zum Herzen und raubte ihr fast die Besinnung. Nach einem kurzen instinktiven Sträuben überließ sie sich willenlos einem unbekannten beseligenden Gefühl, das plötzlich von ihr Besitz ergriff. Es sagte ihr wie etwas längst Vertrautes, daß sie diesen Mann liebte und, ohne sich darüber klar gewesen zu sein, seit langem geliebt habe; und wenn er sie jetzt in seine starken Arme geschlossen hätte, wäre sie in jubelnder Hingabe an seine Brust gesunken und hätte in dem Gefühl sicheren Geborgenseins die ganze Welt vergessen.

Schwer atmend hob und senkte sich die junge Brust und ihr Herz pochte zum Zerspringen. Das Zittern seiner Hände setzte sich in einem Erschauern durch ihren kraftvollen Körper fort. Sie ahnte dunkel: nun geschah ein unaussprechlich wundersames Großes, das zwei Seelen verschmolz und ihrem eigenen Leben von dieser Stunde an eine neue Richtung gab; und sie schloß die Augen in wonnevoller Erwartung des entscheidenden Augenblicks.

Aber das Wundersame kam nicht. Sekunden, die ihr wie Ewigkeiten erschienen, blieb der Mann vor ihr stumm. Dann spürte sie den Druck um ihre Handgelenke erschlaffen und hörte durch die Jubeltöne ihres Herzens hindurch die ernüchternden Worte:

„Verzeihen Sie mir, Fräulein Buchner, bitte verzeihen Sie mir, ich verstehe ja selbst nicht, wie ich mich so weit vergessen konnte."

Wie aus einem schönen Traum gerissen sah sie ihn verständnislos an. Dann aber überwältigte sie niederschmetternde Scham; mit einem ächzenden Laut riß sie sich vollends los, ergriff hastig das Tablett und lies den Vikar mit einer neuen Entschuldigung auf den Lippen allein zurück.

Arnold Körner war zumute, als wankte der Boden unter ihm. Eines klaren Gedankens unfähig ließ er sich in den Korbsessel sinken, den eben noch in holdester Selbstvergessenheit Ingeborg inne gehabt hatte.

Was war geschehen? Er begriff es selbst kaum, wußte auch nicht zu sagen, wie lange er sich dem Augenblick des holden Geschöpfes hingegeben hatte. Jedenfalls lange genug, um von einem Zauber gebannt zu werden, der ihn Erziehung, gesellschaftliche Formen, kurz, alles künstlich in ihn Hineingebrachte vollständig vergessen, und in voller Ursprünglichkeit ein Gefühl heißer Leidenschaft ungehindert zum Durchbruch kommen ließ.

Wie unter einem übermäßigen Druck berstend hatte sich das vergewaltigte Herz weit geöffnet, und ein Liebesstrom war ihm entquollen, dessen Gewalt die Vernunft erst ein Ziel zu setzen vermochte, als Arnold Körner schon Worte auf der Zunge lagen, die einen ehrenhaften Mann binden. War er wirklich so nahe daran gewesen, etwas zu tun, was er, wie er jetzt fühlte, schon im ersten nüchternen Augenblick wieder bereut hätte? Es widersprach so vollständig seiner ganzen Art, daß er sich mit aller Kraft gegen die Vorstellung zu wehren versuchte.

Was mußte nun Ingeborg von ihm denken?

Je länger er darüber grübelte und ihr Erschrecken, ihre mädchenhafte Verwirung und den plötzlichen Wechsel ihres Ausdrucks vor sich sah, fühlte er die Gewalt wieder über sich Herr werden, die er glaubte bekämpfen zu müssen. Und wie so oft in einsamen Stunden begann in ihm wieder der Kampf zwischen Liebe und Verstandesrücksichten.

Diesmal aber war es ein Toben, das sein Innerstes aufrührte und nicht zur Ruhe kommen wollte. Zum erstenmal wurde seine bisherige Überzeugung, daß Ingeborg nur Mangold im Herzen trage, erschütert, und das immer stärker werdende Bewußtsein, von ihr geliebt zu sein, entzündete in seinem Herzen aufs neue ein Feuer, das mit seiner Glut allmählich alle Regungen des kühl abwägenden Verstandes erstickte.

„Ich liebe sie und sie wird mein!" jubelte es in ihm, als er endlich aufstand.

Seiner ersten Regung, die ihn zu ihr trieb, gab er aber nicht nach. Hatte ihm sein Freund auch nur undeutliche Anspielungen gemacht, so wäre es ihm doch wie ein Treubruch erschienen, wenn er nicht zuvor seine Absicht, dieses Mädchen für sich zu gewinnen, offen Mangold mitgeteilt hätte. Erst wenn er gewiß sein durfte, den Freund nicht tief zu verwunden, glaubte er ohne Gewissensbisse sein Lieb in die Arme schließen zu dürfen.

Auf seinem Zimmer überlegte er weiter. Bisher hatte er den versprochenen Besuch in Wallersbach noch nicht ausgeführt. So konnte es nicht auffallen, wenn er die jetzigen schönen Herbsttage zum Vorwand nahm, gleich am folgenden Tag das Versäumte nachzuholen.

Wild klopfte ihm das Herz, als er zum Abendessen gerufen wurde. Bei dem Gedanken, daß er Ingeborg jetzt entgegentreten sollte als ob nichts geschehen wäre, verspürte er eine Unsicherheit wie nie zuvor.

Und wenn es auch ihm selbst gelang, die innere Erregung vor den Tischgenossen zu verbergen, würde sie, die von der Unwahrhaftigkeit kultivierter Menschen im Verkehr untereinander nicht beeinflußt worden war, unbefangen erscheinen können?

Er brauchte nicht lange, um zu erkennen, wie grundlos seine Befürchtung gewesen war. Ingeborg schien sein Eintreten überhaupt nicht zu beachten. Abgewendet machte sie sich am Büfett zu schaffen, und er selbst war der einzige, der bemerkte, wie sie den Kopf tiefer senkte, um ein Erröten zu verbergen, dessen Ausläufer aber seinen forschenden Augen dennoch nicht entgingen.

Bei seinem Gedeck fand er einen Brief, der mit der Abendpost gekommen sein mußte.

„Poststempel Wallersbach," sagte Pfarrer Buchner, der neben ihm saß.

„Das trifft sich gut", entgegnete er und riß hastig den Umschlag auf. „Ich bin nämlich mit der Absicht heruntergekommen, morgen Freund Mangold zu besuchen. — Sie gestatten wohl, daß ich schnell lese, was er schreibt."

Enttäuscht ließ er das Blatt sinken, nachdem er die eng geschriebenen Zeilen überflogen hatte.

„Solch Pech! Er wiederholt seine Einladung, fügt aber hinzu, daß er gerade morgen für zwei Tage nach Oberhessen fahren wolle."

„Natürlich zu Pfarrer Bender", sagte Fräulein Buchner und zuckte ihre spitzen Schultern.

„Was tut er denn bei dem?" fragte der Vikar erstaunt.

Tante Minchen wollte antworten, aber ihr Bruder kam ihr zuvor.

„Bender war doch der beste Freund seines verstorbenen Vaters!"

Körner hörte es kaum noch, seine Gedanken waren schon weiter gewandert.

„Dann möchte ich morgen meine Eltern besuchen, wenn es Ihnen recht ist", wandte er sich höflich an Buchner.

Da er in sechs Wochen, die er schon in Wiesenborn lebte, noch keinmal heimgefahren war, und amtlich kein Hinderungsgrund vorlag, erhielt er bereitwillig Urlaub. Was ihn nach Hause trieb darüber war er sich in diesem Augenblick selbst nicht klar.

Während des Abendessens suchten seine Augen immer wieder das Mädchen, das sein Herz erfüllte. Aber nicht einmal sah sie ihn an, und nur flüchtig streifte ihn ein scheuer Blick, als er das Wort an sie richtete. Dabei wich alle Farbe aus ihrem Gesicht und ihre kurze Antwort schien ihr große Überwindung zu kosten.

„Kind, fühlst du dich nicht wohl? Du bist ja ganz blaß", sagte ihr Vater besorgt.

„Ein wenig Kopfschmerzen, nichts Besonderes", wehrte sie mit einem Versuch zu lächeln weitere Fragen ab.

Während der Vikar mit ihrem Vater über ein Rundschreiben des Konsistoriums in einen



Disput geriet, erduldete sie Qualen in dem angestrengten Bemühen, das wilde Gären in ihrer Brust verborgen zu halten.

War dieser Mann, der jetzt über so gleichgültige Dinge reden konnte, als ob es nichts Wichtigeres für ihn auf der Welt gäbe, derselbe, dessen Mund vor so kurzer Zeit die leidenschaftlichen Worte geflüstert hatte, die ihr noch in den Ohren klangen? Hätte sie nicht noch den eisernen Griff seiner Hände gespürte, sie wäre in Versuchung gekommen, alles für einen Traum zu halten.

Mit der ganzen Kraft ihres verletzten Mädchenstolzes wollte sie den Mann, der ihr dies zugefügt hatte, verachten und ihn vor allem nie ahnen lassen, wie furchtbar sie unter dieser herbsten Enttäuschung ihres jungen Lebens litt. Das war der einzige klare Gedanke, der aus dem Chaos ihrer Gefühle aufstieg.

Arnold Körner sah wohl, wie sie eine innere Erregung gewaltsam niederkämpfte. Eine wie starke seelische Erschütterung aber dieses Erlebnis für sie bedeutete, blieb ihm verborgen.

Früher als sonst zog er sich auf sein Zimmer zurück.

Als er beim Gutenachtsagen wie an jedem Abend allen Familienmitgliedern die Hand reichte, wandte ihm Ingeborg zum erstenmal voll ihr Gesicht zu. Ein fremder, feindseliger Blick erwiderte seine stumme Bitte um Verzeihung. Kaum hielt er ihre widerwillig hingehaltene schlaffe Hand in der seinigen, so entzog sie sich auch schon wieder der Berührung, ohne den Druck zurückzugeben.

Mit ihrem letzten Blick vor Augen saß Arnold Körner noch nach Mitternacht in seinem dunklen Zimmer. Je länger er grübelte, desto weniger gelang es ihm, einen unerträglichen Druck von seiner Seele zu bannen.

* * *

Das Wohnhaus des Oberhofpredigers stand im vornehmsten Villenviertel der Stadt, mitten in einem parkähnlichen Garten. Arnold Körners Großvater mütterlicherseits, ein wohlhabender hoher Staatsbeamter hatte es errichtet, lange bevor diese Gegend allgemein bevorzugt wurde, und dadurch stach es in seiner altväterischen Bauart auffallend von den benachbarten modernen Villen ab.

Breite wohlgepflegte Kieswege führten von der kunstvoll geschmiedeten hohen Eingangspforte zu den Hauseingängen. Der kurzgehaltene Rasen, den sie umschlossen, war mit Beeten voll farbenprächtiger Astern eingefaßt. Aus diesen erhoben sich in gleichen Abständen schlanke Rosenstämme, aus deren Kronen noch manche späte Blüte leuchtete.

Ein alter Gärtner, der vom Wind verwehte Kastanienblätter vom Rasen entfernte, verzog sein runzliges Lakaiengesicht zu einem breiten Grinsen, riß die Mütze vom Kopf und öffnete diensteifrig das Straßentor, als er den Sohn des Hauses aus der vorgefahrenen Autodroschke steigen sah.

„Guten Tag, Wolters," erwiderte Arnold Körner freundlich seinen Gruß und reichte ihm die Hand, „immer noch tüchtig bei der Arbeit?"

Der Alte wischte schnell an der Schürze seine schwielige Rechte ab, ehe er damit die feinen Handschuhe des jungen Herrn zu berühren wagte.

„Sind meine Eltern zu Hause?" fragte dieser weiter.

„Der Herr Oberhofprediger sind ausgegangen, aber die gnädige Frau sind zu Hause. Wir haben doch heute Teegesellschaft", erwiderte der Gärtner mit wichtiger Miene.

Arnold Körners Gesicht zog sich bei dieser unwillkommenen Ankündigung in die Länge. Mochte er in Wiesenborn zuweilen mit Sehnsucht an die geselligen Zusammenkünfte in seinem Elternhaus zurückgedacht haben, — heute wäre er lieber mit den Eltern allein geblieben.

Aber die fröhliche Stimmung, in der er sich befand, ließ er sich dadurch nicht verderben. Mit einem Volkslied auf den Lippen, das Liselottes helles Stimmchen in dieser Zeit oft durch Haus und Garten schallen ließ, schritt er leichtfüßig über den Kies.

Hatte er wirklich dem alten Wolters die Hand gegeben? Der mochte sich schön wundern. Außer an seinem 70. Geburtstag war das noch nie geschehen. — Wiesenborn färbt ab, dachte Arnold Körner und lächelte vergnügt vor sich hin.

Die ernsten Gedanken, die ihm während der Nacht keine Ruhe gelassen hatten, waren von froher Zuversicht abgelöst worden. „Warte nur, bald scheint deine Kammer voll Sonne", klang es in seinem Herzen.

Ein bekannter Architekt hatte vor einigen Jahren das Innere des Hauses umgebaut und nach den Angaben des kunstverständigen Bauherrn für die meisten Räume neue Einrichtungen entworfen, die einem modernen Geschmack Rechnung trugen, jedoch die Behaglichkeit nicht ausschlossen.

Von der mit einem riesigen Perserteppich bedeckten getäfelten Diele führte eine breite Treppe mit reich geschnitztem eichenem Geländer zu dem Obergeschoß. Bequeme Ledersessel und Korbstühle waren geschickt über den weiten Raum verteilt. Geschmackvolle Beleuchtungskörper gliederten die hohe Decke und streckten in Gruppen ihre glänzenden Messingarme von den Wänden. In allen Einzelheiten tat sich hier ein sicherer Geschmack kund, und ebenso war es in den übrigen Räumen.

Arnold Körner sog begierig das ihm wohlbekannte feine Parfüm ein, das im Innern des Hauses unaufdringlich in der Luft schwebte.

„Wo finde ich meine Muter?" fragte er das Mädchen, das ihm Hut und Mantel abnahm.

Im gleichen Augenblick öffnete sich eine Tür und eine wohlklingende Frauenstimme rief: „Arnold, bist du es wirklich? Welche Überraschung!"

Damit eilte Arnold Körners Mutter, eine noch jugendlich erscheinende, in eine spitzenbesetzte Matinee gehüllte schlanke Dame dem Angekommenen entgegen.

„Ein unerwarteter Gast sagt sich zum Mittagessen und Tee an", erwiderte er lachend und beugte sich ritterlich über die schmale, weiße Hand, die sich ihm entgegenstreckte. „Hoffentlich komme ich nicht ungelegen?"

„Natürlich nicht," sprudelte die Mutter lebhaft heraus, „nur mußt du entschuldigen, wenn ich mich dir fürs erste nicht widmen kann."

„Gesellschaft, ich hörte es schon von Wolters."

„Vierunddreißig haben zugesagt! Gerade werden die Tische gedeckt, und du weißt ja, wenn man das geringste den Dienstboten überläßt. . . Wie gut, daß dein Smoking hiergeblieben ist! Es trifft sich übrigens ganz famos, daß du kommst. Für dich habe ich nämlich eine feine Überraschung. Brauchst mich nicht gleich so mißtrauisch anzusehen. — Noch nicht einmal die Tischkarten sind geschrieben! Ich weiß vor Arbeit nicht, wo mir der Kopf steht."

Sie ging geschwind in das Eßzimmer voran, wo ein Diener und ein Hausmädchen ihre weiteren Befehle erwarteten.

Ihr Sohn blieb nach einem Blick auf das Durcheinander an der Tür stehen.

„Ich würde dich nur stören, Mama", sagte er freundlich. „Vielleicht finden wir nach dem Mittagessen Zeit zu einem ruhigen Plauderstündchen."

„Gewiß, gewiß; aber erst muß ich mich eine Stunde hinlegen, sonst bekomm ich unfehlbar meine Migräne, gerade wenn unsere Gäste kommen. — Wo gehst du hin?"

„Ich gehe einmal durch den Garten und suche dann in Vaters Zimmer etwas zum Lesen. Kommt er bald nach Hause?"

„Erst kurz vor Tisch."

„Dann Adieu einstweilen und sei nicht zu fleißig." Er winkte ihr mit der Hand zu und verschwand.

Ein müdes Lächeln und ein langgezogener Seufzer waren die Antwort.

Ruhelos ging Arnold Körner umher. Es drängte ihn zu einer Aussprache, und als eine halbe Stunde früher als erwartet sein Vater heimkam, gab er seinem Mitteilungsbedüfnis nach, sobald sich die Tür des Studierzimmers hinter ihnen geschlossen hatte.

Das kluge, glattrasierte Gesicht des würdevoll in einen Sessel zurückgelehnten alten Herrn zuckte kaum merklich, als sein Sohn in schlichten Worten, die nur schlecht eine starke innere Erregung zu verbergen suchten, von Ingeborg sprach.

„Also gebunden hast du dich noch nicht?" fragte der Oberhofprediger am Schluß und atmete wie erleichtert auf.

„Durch Worte nicht", erwiderte Arnold Körner ernst. „Du wirst verstehen, daß ich möglichst schnell aus dieser schiefen Lage herauskommen möchte, in die mich meine Übereilung gebracht hat. Ingeborg muß ja an mir irre werden, und das ist mir ein schrecklicher Gedanke. Auch könnte ich meines Glückes nicht froh werden, wenn ich, auch ohne es zu wollen, meinen Freund aus dem Herzen des Mädchens verdrängt hätte, und Mangold darunter leiden müßte. Ich bin überzeugt, noch vor kurzer Zeit würde er nicht vergebens um Ingeborg Buchner angehalten haben."

Ein nachsichtiges Lächeln spielte jetzt um die dünnen, blutleeren Lippen des alten Herrn. In einer müden Bewegung strich er mit der Hand über die spärlichen, nach hinten gekämmten weißen Haare, die seinen feinen Kopf bedeckten, und sagte ruhig:

„Dieser Skrupel hat dich glücklicherweise vor einer Dummheit bewahrt, mein Sohn."

Arnold Körner errötete bei diesen Worten wie ein getadeltes Kind.

„Dummheit?" wiederholte er nach einer kleinen Pause und schüttelte langsam den Kopf, „nein, Vater, das ist nicht das richtige Wort. Dumm war höchstens, daß ich mich solange von Vorurteilen blenden ließ. Sie allein haben mich gehindert, früher zu erkennen, wie glücklich sich ein Mann schätzen muß, der Ingeborg Buchner zur Lebensgefährtin gewinnt. Ohne mein Vorurteil hätte ich offen mit meinem Freunde gesprochen, ehe meine Liebe die konventionellen Formen durchbrach."

„Wenn ich mir nach deiner Schilderung ein richtiges Bild mache, kann ich kaum annehmen, daß dieses in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsene Mädchen sich in unserm Kreise glücklich fühlen würde", nahm der Vater in einem Ton wieder das Wort, der in seiner Gemessenheit zu der warmen Sprechweise seines Sohnes in einem gewollten Gegensatz stand.

„Auch ich glaube es nicht, Vater. Aber bedenke, wie jung sie ist und rechne mit dem weiblichen Anpassungsvermögen. In der Sicherheit des Auftretens steht sie unsern jungen Damen von neunzehn bis zwanzig Jahren sicherlich nach, und ihre gesunde Natürlichkeit würde in unserer Gesellschaft, wo der geringste Verstoß gegen überkommene Formen als Verbrechen gilt, vielleicht Anstoß erregen. Diese Erkenntnis hat mein Herz lange in Sicherheit gewiegt, denn ich konnte mir an meiner Seite nur eine Frau vorstellen, bei deren Erziehung auf solche Äußerlichkeiten ebensosehr Wert gelegt worden war wie bei der meinigen. Dafür fehlt ihr aber auch vollkommen die Oberflächlichkeit, die sich in unsern Kreisen breit macht. Wahrhaftigkeit, Gemütstiefe und ein feines Taktgefühl sind ihr angeboren. Wenn Ingeborg Buchner wollte, könnte sie bald bei unsern größten Empfängen gute Figur machen. Im klaren Denken nimmt sie es mit dem meisten unserer Damen auf, und geistige Anregung ist ihr ein Bedürfnis. So würde sie sich in der Gesellschaft wirklich gebildeter Menschen sicher bald wohl fühlen, wenn ich mir auch nicht vorstellen kann, daß sie zum Beispiel an einem großen Tee, wie wir ihn heute geben, jemals Gefallen fände. — Aber das sind doch Dinge, die bei der Wahl einer Frau nicht die erste Rolle spielen sollten, und gerade wir Pfarrer . . . ."

„Nun bekomme ich wohl noch gar gute Lehren", fuhr der Alte mit überlegenem Lächeln fort, als sein Sohn mitten im Satz abbrach. „Merkwürdig, wie die kurze Zeit in der andern Umgebung auf dich gewirkt hat, Arnold. Die Wiesenborner Luft hat dir anscheinend nicht gut getan. Wenn mir einer vorhergesagt hätte, daß mein Sohn, der die besten Partien verschmähte, sich Hals über Kopf in ein schlichtes, weltfremdes Pfarrerstöchterlein vom Lande verlieben würde, ich hätte ihn ausgelacht. — Du scheinst dich allerdings gründlich vergafft zu haben, und der alte Buchner und die gute Tante waren gewiß die letzten, dich vor einer Unbesonnenheit zurückzuhalten. — Horch, wir werden zum Essen gerufen. Verschone bitte Mama vorläufig mit dieser Neuigkeit. Ihre Nerven lassen in letzter Zeit leider wieder recht zu wünschen übrig, und diese Eröffnung würde sie sicher aus dem Gleichgewicht bringen. Wenn unsere Gäste uns verlassen haben, wollen wir in Ruhe darüber sprechen. Daß wir nur dein Bestes im Auge haben, davon sei überzeugt, mein Junge. Und nun komm."

Arnold Körner war nicht übermäßig überrascht, bei seinem Vater so wenig Verständnis zu finden. Ohne ein Wort zu erwidern folgte er ihm die Treppe hinunter.

Nach dem Mahle zogen sich die Eltern zurück, um für die kommenden Strapazen Kräfte zu sammeln. So blieb er wieder mit seinen Gedanken allein und wartete geduldig auf die Gelegenheit, ungestört mit seiner Mutter sprechen zu können. An Pfarrer Buchner sandte er ein Telegramm, das seine Rückkehr für den folgenden Vormittag meldete.

Früher als erwartet hörte er die leichten Schritte seiner Mutter die Treppe herunter kommen. Da erhob er sich aus dem Sessel, wo er mechanisch die neuesten Zeitschriften durchgeblättert hatte, und ging ihr entgegen.

„Wie schön du bist!" entfuhr es ihm unwillkürlich, als er die elegante Erscheinung erblickte.

Erst als er es gesagt hatte, kam ihm zum Bewußtsein, daß fast die gleichen Worte tags zuvor Ingeborg gegolten hatten.

„Findest du wirklich, daß dieses helle Lila mich kleidet? Ich habe lange geschwankt, ehe ich mich dazu entschloß", antwortete sie, sichtlich erfreut über die ungeheuchelte Schmeichelei ihres großen Jungen, auf den sie so stolz war. Mit wohlgefälligem Lächeln trat sie vor einen großen Spiegel und prüfte noch einmal von allen Seiten den Sitz ihres kostbaren Empfangskleides.

Befriedigt wandte sie sich dann wieder ihrem Sohn zu.

Als sie dessen Mundwinkel verräterisch zucken sah, stieg ein feines Rot in ihre Wangen, und sie sagte halb verschämt:

„Ich frage mich selbst oft: schickt sich solche Eitelkeit für eine Pfarrersfrau? Aber du weißt ja selbst, was wir unserer gesellschaftlichen Stellung schuldig sind. Und wenn wir auch vielleicht nicht ein so großes Haus zu machen brauchten? ich bin nun einmal von klein auf diesen Lebenszuschnitt gewohnt und würde mich in kleinen Verhältnissen nicht zurecht finden."

„Aber warum sagst du mir das, Mama?" fragte er mit einer abwehrenden Handbewegung. „Ich weiß ja, wie viel Zeit und Mühe du deinen vielen Ehrenämtern in allen möglichen Wohltätigkeitsvereinen widmest, und welche Geldsummen du ihnen zuwendest. Jeder wirkt nach besten Kräften in der Lebensstellung, die ihm vom Schicksal bestimmt ist, sagt doch Vater immer, und diesen Grundsatz hast du gleich ihm doch stets getreulich befolgt."

„Und doch war mir's eben, als ob ich mich vor dir entschuldigen müßte", erwiderte sie schon wieder lachend. „Das kommt davon, wenn man solchen ernst zu nehmenden Sohn hat." Sie schmiegte sich zärtlich an seine Schulter, nahm seinen Arm und führte ihn in ihr kleines trauliches Boudoir, wo alsbald ein lebhaftes Geplauder im Gang war.

Jetzt nachdem alle Vorbereitungen für die Gesellschaft getroffen waren, schien die innere Unruhe von ihr gewichen zu sein. Mit schlecht verhehltem Stolz zählte sie die Namen hoher Würdenträger auf, die sie erwartete, und sie zeigte dabei eine so glückliche Stimmung, daß Arnold sich nur ungern der Mahnung seines Vaters erinnerte.

„Bist du denn gar kein bißchen neugierig, welche Überraschung ich für dich in petto habe?" fragte sie nach einer Weile.

„Richtig, das hatte ich ganz vergessen. Eine angenehme Überraschung hoffentlich?"

„Eigentlich sollte ich dir noch nichts sagen, um die Wirkung nicht abzuschwächen", fuhr sie fort. „Aber vielleicht ist es besser, wenn ich dich vorher unterrichte. Du bekommst nämlich als Tischdame . . ."

„O weh!" seufzte er mit einem Versuch zu lächeln. „Haben dich deine vergeblichen Bemühungen noch immer nicht entmutigt?"

In der Voraussicht, etwas Unvermeidliches geduldig über sich ergehen lassen zu müssen sank er in den Sessel zurück und nagte nervös an seiner Unterlippe.

„Habe ich das um dich verdient, Arnold?" kam es in vorwurfsvollem Ton zurück. „Wenn du solch Gesicht machst, verdirbst du mir die ganze Freude."

Als ob ihr das größte Unrecht geschehen sei, wandte sie sich wie ein verzogenes Kind schmollend zur Seite und erwartete offenbar ein Wort der Entschuldigung. Da aber ihr Sohn stumm blieb, gab sie dieses Spiel schnell wieder auf und sagte in demselben heitern Ton wie zuvor:

„Statt mir die Laune verderben zu lassen, will ich feurige Kohlen auf dein Haupt sammeln, Undankbarer. Hör' mich an und geh in dich. Ich lernte neulich bei meiner alten Freundin Exzellenz von Weyerstahl ihre Nichte kennen, ein entzückendes Geschöpfchen, zweiundzwanzig Jahre alt, immer lustig und von allen vergöttert. Sie hat früh beide Eltern verloren, so daß sie frei über ihr großes Vermögen verfügt. Man spricht von zwei Millionen. Dabei ist sie hoch musikalisch; ich hörte selbst, wie der Intendant neulich im Ernst sagte, er hätte schon weniger stimmbegabte Sängerinnen engagiert. Sie ist mir ans Herz gewachsen, und je näher ich sie kennen lernte, desto größer wurde mein Wunsch, sie mit dir bekannt zu machen. Soll ich mich nun nicht freuen, wenn mir dabei so sichtbar die Vorsehung zu Hilfe kommt?"

„Du weißt, Mama, daß es eine Entscheidung gibt, bei der ich mich nicht beeinflussen lassen möchte", kam es gequält von seinen Lippen.

„Es könnte aber doch sein, daß Ingeborg dir gefiele, und ich nehme wohl mit Recht an, daß es

dir nicht gleichgültig sein wird, mit welchen Augen deine Mutter ein Mädchen ansieht, das vielleicht. . . So ist's recht. Mit diesem Gesicht gefällst du mir viel besser."

„Ingeborg heißt sie?" fragte er angenehm berührt.

„Ja, Ingeborg", wiederholte sie aufstehend und ihm mit einem vielsagenden Lächeln fest in die Augen blickend. „Ingeborg, — ich könnte mir keinen schöneren Namen für meine Schwiegertochter denken, mein Junge. — Und nun muß ich dich leider allein lassen."

In einer plötzlichen Aufwallung von Mutterliebe umschloß sie stürmisch seinen Kopf mit ihren Armen und drückte einen langen Kuß auf seine Stirn. Dann eilte sie hinaus, als ob sie befürchtete, durch längeres Verweilen den Eindruck ihrer letzten Worte abzuschwächen.

Welch sonderbares Zusammentreffen! dachte Arnold Körner kopfschüttelnd. So begegnen sich wenigstens unsere Wünsche in einem Punkt, wenn ich auch fürchte, daß der gleiche Name die Enttäuschung meiner guten Mutter wenig mildern wird.

Eine Art Fatalismus kam über ihn, als er seine Lage überdachte. Die nächsten Stunden hieß es noch geduldig sein; dann aber wollte er am Abend mannhaft für seine Liebe kämpfen.

In Gedanken versunken blieb er solange auf demselben Fleck sitzen, bis ein Blick auf die altertümliche Uhr ihn belehrte, daß er sich mit dem Umkleiden beeilen müsse, wenn er an der Seite seiner Eltern die Gäste empfangen wollte.

* * *

Es war eine glänzende Gesellschaft, die der Oberhofprediger an diesem Tage in sein Haus geladen hatte. Offiziere verschiedener Waffengattungen, unter ihnen der Divisionskommandant, brachten durch ihre Uniformen einen bunten Ton in das Bild der sich begrüßenden eleganten Erscheinungen.

Die Kleiderkünstler der Residenz schienen bei dem Entwurf wunderbarer Teegewänder ihrer Phantasie weitesten Spielaum gelassen zu haben. Wirkungsvoll hob das Arrangement der leichten Stoffe die Schönheit der Frauenkörper, und wo sich Natur und Kunst glücklich verbanden und der Reiz der Jugend darüber schwebte, wetteiferten die Herren in fein geformten und auch wortlosen, doch nicht weniger ausdrucksvollen Huldigungen.

Inmitten dieses festlich gestimmten und geputzten Kreises bewegte sich die Frau des Hauses wie in ihrem ureigensten Element. Für alle hatte sie ein freundliches Wort und einen liebenswürdigen Blick, jedem schien sie sagen zu wollen, wie glücklich sie sei, gerade ihn zu ihren Gästen zählen zu dürfen.

Ihr Gatte unterstützte sie dabei in glänzender Weise. Mit weltmännischer Verbindlichkeit verband er in seinem Auftreten eine Würde, die unaufdringlich an sein geistliches Amt erinnerte. Stets war er von einem Kranz junger und alter Verehrerinnen umgeben, die mit einmütiger Begeisterung an seinen Lippen hingen und für jeden Scherz, den er ihnen spendete, durch ein fröhliches Gelächter dankend quittierte.

Dies war die Welt, die Arnold Körner von Klein auf als die seinige zu betrachten gelernt hatte und die ihm heute sogleich als einen der ihrigen so vollständig mit Beschlag belegte, daß die Erinnerung an das Wiesenborner Pfarrhaus und seine Bewohner zeitweilig ganz im Hintergrund versank.

Mit einer Mischung von Unbehagen und Neugier sah er dem jungen Mädchen entgegen, dessen Vorzüge in seiner Mutter den Wunsch geweckt hatten, sie als Schwiegertochter zu besitzen. Es war nicht das erstemal, daß sie nach einer solchen Ausschau hielt, aber bisher war ihre Wahl auf Töchter befreundeter Familien gefallen. Nun trat eine Fremde in die Erscheinung, und dies im Verein mit dem Namen, der so viel für ihn bedeutete, reizte Arnold Körners Neugier. Aber keinen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß seine Liebe zu Ingeborg Buchner auch nur die geringste Erschütterung erleiden könnte, und er sah mit Gewißheit voraus, daß auch diesmal die vorsorgliche Mutter sich über den Mißerfolg ihrer Bemühungen zu trösten haben werde.

Als ob Exzellenz von Weyerstahl seine Erwartungen absichtlich hätte steigern wollen, erschien sie mit ihrer Nichte erst ganz zuletzt.

Ein kaum merkliches Lächeln trat in ihre Züge, als sie hörte, daß zufälligerweise der Sohn des Hauses anwesend sei. Sie hatte natürlich längst das Interesse ihrer Freundin für ihre Schutzbefohlene richtig eingeschätzt und war eben-

falls durchaus nicht abgeneigt, der Vorsehung hilfreich unter die Arme zu greifen.

„Welch angenehme Überraschung, Sie hier zu sehen!" sagte sie erstaunt, als ihr Arnold respektvoll die Hand küßte.

„Gerade, als ob er geahnt hätte, unsere Freunde heute hier vereint zu finden, —zu denen ich auch Sie, liebes Fräulein Ingeborg, hoffentlich rechnen darf", fuhr die Gastgeberin mit einem freundlichen Lächeln zu der jungen Dame gewendet fort. Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Sohn vorstelle. Ich habe ihm schon viel von Ihnen erzählt."

Es war Arnold Körner in diesem Augenblick einfach unmöglich, die nichtssagende Schmeichelei über die Lippen zu bringen, die diese Worte ihm nahe genug legten. Er ärgerte sich über die mehr im Ton als in den Worten liegende Vertraulichkeit, mit der seine Mutter das junge Mädchen behandelte und meinte, dieses müßte die Absicht durchschauen und ebenso peinlich berührt sein wie er selbst. Mit einer tiefen Verbeugung bot er ihr den Arm, da sogleich der Tee serviert werden sollte.

Der erste Blick hatte ihn belehrt, daß seine Mutter, ohne zu übertreiben, berechtigt gewesen wäre, Ingeborg von Weyerstahls äußere Erscheinung in noch viel höheren Worten zu preisen. Ganz unwillkürlich hatte er sich das „entzückende Geschöpfchen" blond und zierlich vorgestellt, und er war überrascht gewesen, eine tief brünette, hoch gewachsene Schönheit hinter Frau von Weyerthal eintreten zu sehen. Aus dem Oval ihres ebenmäßigen Gesichtes leuchteten zwei tiefbraune Augen mit einer Mischung von Überlegenheit und Schalkhaftigkeit um sich. Das erdbeerfarbene Kleid ließ wohlgebildete schneeweiße Schultern und Arme frei, und in jeder Bewegung ihrer schlanken Glieder zeigte sich ihre durch sportliche Betätigung erlangte Geschmeidigkeit.

Mit der Selbstsicherheit einer erfolggewohnten jungen Dame der großen Welt bewegte sich das junge Mädchen in dem ihm fremden Kreise. An dem kleinen Tisch, zu dem Arnold Körner sie geführt hatte, leitete sie alsbald die Unterhaltung. Ihre temperamentvolle Fröhlichkeit war so ansteckend, daß Arnold oft in ihr glockenhelles, unwiderstehliches Lachen einstimmte. Und jedesmal, wenn es geschah, tauchten in einiger Entfernung zwei mütterliche Augenpaare einen zufriedenen Blick des Einverständnisses aus.

Nach dem weltabgeschiedenen ruhigen Leben im Wiesenborner Pfarrhaus hatte es einen besonderen Reiz für ihn, an ihren witzigen, oft paradoxen Aussprüchen die eigene Schlagfertigkeit zu erproben; und wenn auch die Unterhaltung nur die Oberfläche der Dinge berührte und jede Vertiefung mied, so glaubte er doch, während er neben ihr saß, sich lange nicht mehr so gut unterhalten zu haben.

Das verführerisch schöne Weltkind war übrigens nicht damit zufrieden, nur e i n e n Mann in ihren Bann zu ziehen. Ein junger adliger Dragonerrittmeister und ein Regierungsassessor nahmen ebenfalls an den Wortgefechten teil; und wenn der gewandte Theologe ihnen auch geistig überlegen war, so verteilte die junge Schönheit doch unter alle drei vollständig unparteiisch ihre Gunst.

Nach dem Tee begab sich die ganze Gesellschaft auf die Bitte der Gastgeber in die Halle, und als sich bald danach die Türen wieder öffneten, hatten dienstbare Geister die Tische entfernt und an ihre Stelle Gruppen bequemer Sitzmöbel im Salon und den anstoßenden Räumen verteilt.

Da diesmal meist ältere Herrschaften geladen waren, ergab sich ganz von selbst, daß der Sohn des Hauses auch jetzt dem einzigen jungen Mädchen nicht von der Seite wich.

Der Oberhofprediger schmunzelte, als er bemerkte, wie willig sein Sohn sich von der leichten Unterhaltungsgabe der neuen Erscheinung mitreißen ließ. Ein Glück, daß es noch nicht zu spät ist! In der alten Umgebung wird er schon schnell wieder vernünftig werden, dachte er zuversichtlich.

Durch einen kühnen Gedankensprung gelang es dem Dragoner nun aber bald, das Gespräch in eine Bahn zu leiten, wo ihm die beiden anderen Herren nicht folgen konnten. Arnold Körner verstand von Pferden ebensowenig wie der Assessor; das junge Mädchen dagegen ging um so bereitwilliger auf das neue Thema ein. Sie bekannte sich als passionierte Reiterin, und es war augenscheinlich, daß sie hoch zu Roß im anliegenden Reitkleid vortrefflich aussehen mußte.

Arnold Körner belustigte es nicht wenig,

wie schlecht der Assessor verstand, seinen Ärger zu verbergen, und er bewunderte im stillen, mit welcher Kühnheit der Rittmeister auf sein Ziel lossteuerte. Ehe fünf Minuten vergangen waren, hatte er schon mit Ingeborg von Weyerstahl für den nächsten Sonntag einen Ausritt verabredet. Gleich morgen wollte er bei ihrer Tante die offizielle Erlaubnis einholen.

Nun hätte sich der Assessor damit trösten können, daß sie auch seine Einladung zu einer Tennispartie angenommen hatte. Er fühlte sich aber offenbar in den Hintergrund gedrängt, und seine gute Laune war dahin.

Auch Arnold Körner, den der edle Wettstreit innerlich unberührt gelassen, dachte schon daran, eine interessantere Unterhaltung zu suchen, und er war daher nicht böse, als jetzt die beginnenden musikalischen Vorträge von selbst die kleine Gruppe zerstreuten.

Der Oberhofprediger führte Ingeborg von Weyerstahl galant zum Flügel, wo ihre Tante schon in den Noten blätterte.

Allmählich verstummten die Gespräche. Ruhig blickte die Sängerin im Kreise umher, bis auch kein Flüsterlaut mehr an ihr Ohr drang. Erst dann gab sie ihrer Tante durch ein kaum merkliches Kopfnicken das Zeichen, mit dem Vorspiel zu beginnen.

Nach den ersten Tönen, die in edlem Wohllaut frei ihrer Kehle entströmten, wußte Arnold Körner, daß diese Sangeskunst weit alles übertraf, was er bisher von Dilettantinnen gehört hatte. Die italienische Arie, die sie vortrug, gab ihr Gelegenheit, in wehen Klagelauten zu schwelgen und dann in einer gewaltigen Steigerung mit einem wilden Racheschwur eine Tonfülle zu entfalten, die selbst in diesen großen Räumen beinahe erdrückend wirkte. Aber stets blieb die Stimme edel im Ton und dieser von tadelloser Reinheit.

Es war in diesem Hause sonst nicht üblich, den Beifall durch Händeklatschen auszudrücken. Diesmal aber gab der Oberhofprediger selbst das Zeichen dazu, und lauter Dank durchbrauste das Haus.

Wie einen schuldigen Tribut nahm Ingeborg von Weyerstahl lächelnd die begeisterten Lobsprüche entgegen. Damen und Herren suchten sich in Schmeicheleien zu überbieten und bildeten einen festen Wall um das junge Mädchen.

Arnold wollte ihr ebenfalls seinen Dank für den Genuß aussprechen, gab aber bald den Versuch auf, zu ihr zu gelangen.

Nach dem Tumult war plötzlich ein starkes Bedürfnis nach Stille und Einsamkeit über ihn gekommen. Während die anderen noch laut durcheinander sprachen, zog er sich unbemerkt in einen verlassenen Nebenraum zurück. Dort sank er wie erschöpft in einen Ledersessel und schloß die Augen.

Der Rausch, der ihn bei der erneuten Berührung mit dieser Welt ergriffen hatte, war so rasch verflogen, wie er gekommen war. Ein Gefühl furchtbarer Leere trat an dessen Stelle und ließ ihn plötzlich mit erschreckender Deutlichkeit die Hohlheit erkennen, die sich hinter der glänzenden Außenseite dieser Gesellschaft verbarg. Die Arme auf die Knie gestützt und das Gesicht in den Händen vergraben, suchte er vor sich selbst den plötzlichen Umschwung seiner Stimmung zu erklären; es gelang ihm nicht. Wohl aber wurde er sich dunkel bewußt, daß in diesem Augenblick ein Kampf zweier Welten in seiner Brust entbrannt war, die ihn in verschiedener Weise anzogen und abstießen. Sein Elternhaus, die Kreise, in denen er groß geworden war, ja, das Leben der Eltern selbst sah er heute mit anderen Augen an als einst, und er empfand, daß er sich nie mehr in den alten Verhältnissen ganz wohl fühlen könnte. In Wiesenborn hatte sich ihm eine neue Welt aufgetan. Sie hatte wohl vermocht, ihm die Mängel der anderen zu zeigen, doch in ihr heimisch geworden war er nicht. So sehr ihn auch jetzt die Sehnsucht nach der Stille des traulichen Pfarrhauses zog, — die Vorstellung, sein ganzes Leben in kleinbürgerlichen Verhältnissen zubringen zu müssen, erschreckte ihn, auch wenn er dabei an die andere Ingeborg dachte, deren Bild erst jetzt wieder in seiner Seele lebendig wurde und seinen verworrenen Gedanken eine bestimmte Richtung gab.

Eine plötzlich eingetretene Stille ließ ihn aus seinen Träumen aufschrecken.

Brahms erkannte er an dem Vorspiel.

Mit vorgestrecktem Kopf lauschte er angestrengt, um sich keinen Ton des ihm wohlbekannten Liedes entgehen zu lassen. Doch bald wich die Spannung aus seinen Zügen.

„Mache!" murmelte er enttäuscht. Bei die-

sem Lied konnte die bestgeschulte Stimme nicht das Fehlen echten, warmen Gefühls bemänteln, und was die Sängerin bot, war ein verstandesmäßig herausgearbeiteter wirkungsvoller Vortrag, doch nicht die Wiedergabe eines inneren Erlebnisses.

Vielleicht ist sie zu jung zu diesem Lied, und ein anderes wird ihr besser gelingen, dachte der verborgene Lauscher. Doch die beiden folgenden machten ihm nur zur Gewißheit, daß auch in der Arie keine echten Herzenstöne mitgeklungen hatten.

Als die enthusiastischen Beifallsbezeugungen verrauscht waren, mischte er sich wieder unter die große Menge, die er am liebsten jetzt geflohen hätte. Schal schienen ihm Gespräche, die ihn umschwirrten, und er schämte sich im stillen seiner eigenen bedeutungslosen Worte.

Die Geladenen dagegen schienen sich ausgezeichnet zu unterhalten; denn es ging schon auf neun Uhr zu, als sie mit der Versicherung, einen entzückenden Nachmittag verlebt zu haben, schnell hintereinander Abschied nahmen. —

„Ich glaube, wir dürfen zufrieden sein", sagte der Oberhofprediger zu seiner Gattin, als die letzten das Haus verlassen hatten.

„Famos hat alles geklappt!" stimmte sie freudestrahlend zu. „Findest du nicht auch, Arnold? — Sieh einer den Kopfhänger an!" fuhr sie lachend fort, als ihr Sohn nicht gleich antwortete. „Weil Ingeborg von Weyerstahl mit dem Dragoner ein bißchen geflirtet hat, gibt er das Spiel verloren. Meinst du, ich hätte nicht bemerkt, wie schnell du Feuer gefangen hast? Und als sie auch mit anderen Herren in ihrer reizenden Art scherzte, zogst du dich schmollend zurück! Junge, Junge, wie schlecht kennst du ein Mädchenherz! Du gefällst ihr übrigens ausgezeichnet."

„Hat sie dir das anvertraut?" fragte er mit einem spöttischen Lächeln.

„Mir nicht, aber ihrer Tante. Wir sollen in der nächsten Woche zu einem einfachen Abendbrot en petit comité zu ihr kommen. Natürlich wird darauf gerechnet, daß du dich für diesen Abend freimachst."

„Ich werde nicht hingehen", antwortete er mit ruhiger Bestimmtheit.

Nun wurde die kleine Frau aber ärgerlich.

„Sei doch nicht so schwerfällig!" rief sie mit einer unwilligen Gebärde. „Es ist nun einmal Frauenart, den Mann, den man gern hat, ein bißchen eifersüchtig zu machen, ehe man sich erobern läßt. Ingeborg gehört zu den Mädchen, die erobert werden wollen, und ich meine, sie ist wohl einiger Anstrengung wert."

Statt einer Antwort blickte Arnold bittend seinen Vater an.

„Nun gut", sagte dieser achselzuckend und ging in das kleine Nebenzimmer voran. „Ich hoffte schon, die Unterredung sei überflüssig geworden."

Die beiden anderen folgten ihm.

„Unterredung?" wiederholte seine Frau erstaunt und sah ihren Sohn fragend an.

„Setz' dich hier zu mir auf das Sofa, und laß dir vor allen Dingen nicht die gute Laune verderben", sagte der Oberhofprediger leichthin.

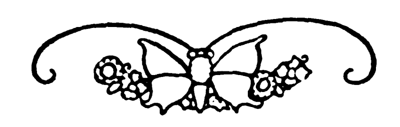
Als alle schweigend Platz genommen hatten, fuhr er zu seiner Frau gewendet fort: „Denke dir nur, Arnold hat sich in Buchners älteste Tochter verliebt und wäre wahrscheinlich schon mit ihr verlobt, wenn ihn nicht glücklicherweise im letzten Augenblick Skrupel vor dieser Übereilung abgehalten hätten. Er . . ."

„Willst du mich nicht selbst sprechen lassen, Vater?" unterbrach Arnold bittend.

„Meinetwegen. Aber mache es kurz und bündig."

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Die Erzählung **„Vikar Körner und die Wandervögel"** von Reinhard Roehle erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Die roten Riesen.

Roman aus dem Hellweg

von

Dietrich Darenberg.

---

9. Fortsetzung.

„Lene denkt sicher, wir würden sie zu beeinflussen versuchen, damit sie von Wilm ablasse. Nach dem, was geschehen ist, muß sie das auch annehmen, und sieh, darin will sie jedem und allem aus dem Wege gehen, da sie weiß, daß das Zureden an der Sache doch nichts ändert, sondern ihr weiter nichts als trübe Stunden bereitet. Und weiter mußt du daran denken, daß du leider mit Wilm in Unfrieden auseinandergekommen bist. Da hättest du wirklich der Vernünftigere sein und sehen sollen, daß nicht alle Saiten rissen. Wie du mit Wilm stehst, so stehst du auch mit Lene. Das darfst du keinen Augenblick vergessen."

„Du sprichst ja, als wenn ich den beiden meine Worte abbitten müßte."

„Es wird dir wohl nichts anderes übrigbleiben, wenn du Wert darauf legst, daß das schöne Verhältnis von früher wieder hergestellt werde. Die Zeit mag die beiden wohl eines Tages von neuem zu uns herführen, und sie werden dann tun, als sei alles vergessen; aber verlaß dich darauf, daß doch etwas in ihren Herzen ist, was dem fröhlichen Zutrauen im Wege steht. Sie können eben nicht anders. Am besten ist es, du bezwingst dich und sagst ihnen gleich ein gutes Wort, daß du dich geirrt habest. Nur nicht den Riß überkleben! Solche halbe Arbeit rächt sich immer. Schließlich kann es dir als vernünftigem Mann doch auch nicht schwer fallen, ein solches Wort über die Lippen zu bringen."

Kahlert schwieg eine lange Weile.

„Ja," sagte er dann — und die Freude des Entschlusses klang aus seinen Worten — „an mir soll's nicht fehlen, wenn ich auch nur das Beste der beiden im Auge gehabt habe. Wie wär's übrigens, wenn du Lene einmal besuchtest und sie in unserer beider Namen bätest, in den Ferien herzukommen. Wo will das Mädel sonst hin?"

„Ich glaube nicht, daß es Zweck hat. Sie kann ja auch in die Sommerfrische gehen."

„Das tut sie nicht, Julie, die spart jetzt jeden Pfennig."

„Ich glaube das selbst."

„Na also! Dann fahre nur frisch los! Morgen am Tage noch! Wenn ich daran denke, daß das Mädel immer ein trübselig Gesicht macht, könnte ich wahrhaftig jeden Augenblick auf Wilm Schulte-Persting zornig werden."

„Siehst du, du bist noch nicht objektiv genug den beiden gegenüber; nein, es ist besser, daß Lene nicht herkommt."

„Ach was, ich werde mich doch bezwingen können, so daß Lene nicht über mich zu klagen hat. Und nicht wahr, du tust mir den Gefallen und besuchst sie?"

„Wenn du es wünschest, tu ich's gern; aber daß ich dir eine ablehnende Antwort bringe, das weiß ich auch."

„Julie, Julie, ich glaube, du bist ein wenig stolz auf dein Prophetentum; aber du könntest dich doch auch einmal verrechnen."

„Ganz gewiß könnte ich das!"

„Nun, also bleibt's dabei, und morgen fährst du hin." —

* * *

Helene Linde hatte nur bis elf Uhr Unterricht gehabt. Nun saß sie bei geöffneten Fenstern in ihrem Wohnzimmer, das nebst zwei anderen Räumen ihre Dienstwohnung ausmachte und im Obergeschoß des alten, aus mächtigen Sandsteinquadern erbauten Schulgebäudes lag, in dem aber nur wenige Klassen untergebracht waren. Seitdem der neue Prachtbau an der Friedrichstraße die Mehrzahl der Volksschüler aufgenommen, waren in dem alten Schulhause ein paar Klassenzimmer frei geworden, die nun die Schüle-

rinnen der neugegründeten höheren Mädchenschule beherbergten.

Helene saß an dem weitgeöffneten Fenster. Draußen lag der Glanz der Sonne auf den Dächern der Häuser. Es war still in dieser Nebenstraße, und nur aus der Ferne, wo die breite Hauptstraße des großen Dorfes das Häusermeer auseinanderriß, tönte das Geklingel der Straßenbahn und das Rasseln schwerer Lastwagen. Natürlich mußte auch gerade an jener Straße das neue Schulgebäude paradieren, und darüber, daß seine Fenster während des Unterrichts nie geöffnet werden konnten, kam die Allgemeinheit leicht hinweg.

Helene freute sich, daß sie ihre Arbeitsstätte und Wohnung in dem alten Schulhause hatte, wo sich unter ihren Fenstern gleich die grüne Herrlichkeit des großen Pastoratsgartens ausbreitete, von dessen Flieder- und Rosenduft sie einen Teil abbekam.

Sie nähte eifrig an Wäschestücken, die für ihre Aussteuer bestimmt waren. Doch bald lag das feine Linnen auf ihrem Schoß, und die fleißigen Hände ruhten. Träumerisch ging ihr Blick in den weiten Garten hinein. Von unten her tönten feine, helle Mädchenstimmen. Mit Lust und Hingebung sangen die Kinder alte, schöne Volkslieder, deren getragene Weisen melodisch verhallten. Helene hörte aufmerksam zu, und als jetzt die Mädchen mit viel Empfindung das wundersame „Ach, wie ist's möglich dann" anstimmten, stieg es heiß in ihr auf. Sie wollte sich zwingen; aber sie meisterte ihre Stimmung nicht. Ihr Kopf sank tief herab; sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich . . .

Und drunten sangen die hellen Stimmen: „Stirbt Blum' und Hoffnung gleich, sind wir an Liebe reich, und die stirbt nie bei mir, das glaube mir!" . . .

Aber war denn ihre Hoffnung erstorben?

O nein, ihre Hoffnung glich einem Baum, der seine Wurzeln tief in das Erdreich treibt, wo er die Kraft holt, die er in Blatt und Blüte schießen läßt.

Wenn ihm auch lange Zeit hindurch die Wolken des Himmels nicht gnädig sind, wenn viele Tage hindurch die Sonne ihre glühenden Pfeile auf ihn richtet, er verdorrt nicht; denn in der Tiefe quillt der Born seines Lebens, an dem er neue Lebenslust und neuen Lebensmut trinkt.

Sie brauchte nicht ohne Hoffnung zu sein.

Ihrer beider Liebe kannte kein Wanken, und darum mußte sich alles zum besten fügen.

Was hatte doch Wilm geschrieben?

Ausharren und geduldig sein! Hellen Blickes wolle er seinen Weg überschauen, der Schwielen in seinen Händen nicht achten und nicht der Mühen des Tages. Dem Starken gehöre der Sieg!

Wie dankbar mußte sie dem alten Herrn Arendt sein!

Wilms Briefe sagten ihr, welche Stütze ihm der seltene Mann war, in dessen Dienst er schaffte, freudig schaffte, da seine Seele voll Glauben und Vertrauen war.

Und sie wollte verzagen!

Daran tat sie unrecht. Sie durfte nicht klein sein neben Wilm. Sonst war sie seiner nicht wert.

Darum mußte sie all die zagen Gedanken zurückstoßen; sie durfte ihnen keinen Raum gewähren in ihrem Herzen, sondern mußte zu ihnen sagen: Weichet von mir! Ihr sollt mir die Zeit des Wartens nicht doppeln und mich nicht vor der Zeit müde machen!

Aber furchtbar schwer war's doch, sie zu verbannen!

Sie kamen immer wieder, mit zudringlichem Eifer. Leise schlichen sie sich heran wie Diebe auf weichen Sohlen und lauerten, ob sie nicht des Herzens Tür einen Augenblick geöffnet fanden. Und hatten sie den rechten Augenblick abgepaßt, dann hausten sie wie Barbaren in der Kammer des Herzens, so daß es übel darin aussah, und das Unterste zu oberst gekehrt dalag.

Doch es geschah nur dann, wenn man sich gehen ließ.

Wer das aber tat, wurde andern und sich selber zur Last!

Es war eine Schuld! . . .

Da hob Helene den Kopf.

War es wirklich eine Schuld? — — —

Ja, das Grübeln, das Sich-gehen-Lassen konnte zu einer Schuld werden, zu einer riesengroßen, die den Menschen zu Boden warf, so daß er nimmer aufstehen konnte, um an das Werk zu gehen, das er vollenden sollte.

Der wollüstige Schmerz, das Sich-hinein-Bohren in die grübelnden Gedanken an das Unglück und die Widerwärtigkeiten, die der Tag brachte, entsprangen allein dem Egoismus.

Helene erschrak vor diesem Gedanken bis in die tiefste Seele.

Wahrlich, ihre Liebe wäre nicht frei und stolz gewesen, wenn sie die Selbstsucht nicht unter die Füße treten konnte.

Aber das vermochte sie!

Weil sie es wollte, wollte aus Liebe zu Wilm.

Ihre Liebe zu Wilm war ihr alles, ihr Stecken und Stab, darauf sie sich stützte, ihr Wollen und Vollbringen! . . .

Helene sprang auf und ging in ihr Schlafzimmer. Das kühle Wasser tat ihren brennenden Augen wohl, und sie nahm sich fest vor, mit Zuversicht im Herzen den kommenden Tagen zu begegnen.

Sie hatte ja noch so vieles zu schaffen.

Die Arbeit forderte die Kraft ihrer Hände und die Gedanken ihres Herzens. Wenn Wilm unverdrossen ans Werk ging, tagaus, tagein, mit rastlosem Fleiß, so durfte sie nicht zaudern, noch ihre Finger ruhen lassen. Der Tag konnte so bald schon kommen, an dem sie bereit sein mußte.

Eilfertig nahm sie ihre Arbeit auf, und die Nadel fuhr emsig durch das Linnen.

Es war doch zu schön, daß sie schon jetzt für den künftigen Haushalt schaffen durfte.

Da klopfte es.

Helene dachte, daß ihr das Mädchen aus dem Hotel das Mittagsmahl heute doch reichlich früh zutrage.

Aber als sich auf ihr „Herein!“ nun die Tür öffnete und Julie Kahlert ins Zimmer trat, glaubte sie anfangs nicht recht zu sehen.

„Guten Tag, Lene!“

Die Schwestern umarmten sich und küßten sich herzlich.

„Du, Julie?“

„Ja, Kind; denn du tust ja gerade, als wärst du aus der Welt. Da muß ich doch einmal sehen, wie es dir geht, und was du treibst.“

„Bitte, leg' ab, Julie! Komm, gib die Sachen her und nimm Platz!“

Julie Kahlert überflog prüfend Helenens Gestalt, als diese den Staubmantel und den Hut in das Schlafzimmer trug.

Fast schien es ihr, als sei Helene seit der Zeit, wo sie zum letztenmal bei ihnen zum Besuch gewesen war, noch schlanker geworden. Aber die Festigkeit ihres Schrittes hatte nichts eingebüßt, wie Julie voller Freuden gewahrte. Freilich, das Gesicht zeigte ein wenig mehr Blässe denn sonst, und das Rot der Augenlider rührte wohl von Tränen her.

Julie Kahlert empfand tiefes Mitleid mit ihrer Schwester.

Du lieber Gott, es war doch eine dumme Geschichte für Lene; man mochte die Sache drehen und wenden, wie man wollte. Und wer wußte, wie es je enden würde! Ja, ob sie überhaupt zum Ziele kamen, die beiden, die das Schicksal zusammengekettet?

Wer konnte das wissen?

Aber sie mußte sich hüten, davon etwas zu sagen; denn sie war doch nicht hergekommen, um Lene das Herz noch schwerer zu machen. Sie mußte sie trösten!

Aber leicht war das nicht, besonders wenn man das Gefühl hatte, so wenig geben zu können.

Helene blieb eine Weile in ihrem Schlafzimmer, während Frau Julie, die ihre Gedanken zur Ruhe gewiesen hatte, die Blicke durch das Zimmer gleiten ließ und lebhafte Freude über die musterhafte Ordnung, die darin herrschte, empfand.

An Hausfrauentugenden fehlte es Lene wahrlich nicht. In dieser Beziehung war sie über jeden Zweifel erhaben.

Helene kam zurück. Sie war ein wenig befangen; aber die leichte Verwirrung, die auf ihren Zügen lag, hob nur die stille Schönheit ihres lieben Gesichtes, und diese Schönheit rührte zugleich.

„Ach, Julie,“ sagte Helene nun, „du hast mich völlig überrascht. Wie soll's nur mit unserem Mittagessen werden? Ich will gleich einmal zu Hülswitts hinüber, damit uns das Mädchen zwei Portionen herträgt. Hoffentlich ist die Anna noch nicht auf dem Wege.“

Julie Kahlert lachte.

„Darum sorge nicht, Lene; es wird schon langen. Bleib' du nur ruhig hier, und wenn du dann nachher meinst, ein Übriges tun zu müssen, so kannst du uns bald einen Kaffee brauen. Dabei plaudert's sich gut.“

Bald darauf erschien das Mädchen mit dem Essen, und obwohl Helene es nicht zugeben wollte, so bestand Julie darauf, daß in der Küche nebenan gespeist wurde. Die hatte Lene sich zu einem hübschen Speisezimmerchen hergerichtet. Der Herd

in der einen Ecke störte keineswegs die Behaglichkeit. Ein feiner Harzgeruch, der den noch fast ganz neuen Pitchpinemöbeln entströmte, würzte die Luft.

„Fein hast du es, Lene! Also das sind die neuen Küchenmöbel, die du dir vorigen Herbst angeschafft hast? An deiner Stelle hätte ich gewartet damit."

Lene stocherte in ihren Speisen herum, und Julie Kahlert dachte, daß es doch ewig wahr bleibe: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über!

Aber schließlich war's ja auch einerlei; denn einmal würden sie doch den Anfang machen, um die Dinge zur Sprache zu bringen, bei denen ihrer beider Gedanken weilten.

„Ja," sagte Lene, „damals wußte ich das ja noch nicht, und ich habe mich auch so gefreut auf die neuen Stücke. Wenn ich sie sehe, dann denke ich immer: die hast du nebenbei verdient! Sauer genug ist mir's geworden; denn Meta Strothmann, der ich Nachhilfe im Französischen gebe, begreift furchtbar schwer. Und merkwürdig ist es, daß ihre Eltern so sehr daran hängen, daß sie ihr Examen machen soll. Dabei hat sie es gar nicht nötig, weil sie das einzige Kind ist und des Vaters Möbelfabrik mehr als genug einträgt. Für das Stundengeld — wenn Mike das hörte, so würde sie die Stirn krausziehen; denn sie meint, man müsse ein für allemal „Honorar" sagen — habe ich die Möbel genommen. Herr Strothmann war ohne weiteres damit einverstanden."

„Das glaube ich!" sagte Julie Kahlert trocken.

„Und ich freue mich, daß er auf meinen Vorschlag eingegangen ist. Über das Geld hätte ich mich nicht halb so freuen können. Mike wollte mich damals absolut mit nach Brunshaupten haben; aber ich bin fest geblieben. Weißt du, mit den Reisen in die Sommerfrischen ist's heutzutage fast nicht mehr zum Aushalten. Wer nicht mitmacht, der wird schief angesehen. Mike hat mir's gerade heraus gesagt, ich wäre geizig. Aber es ist mir einerlei, ich habe den Mut, zu Hause zu bleiben."

„Na, damit meinst du aber nicht, daß du in den Ferien hier hocken willst. Du kommst wieder zu uns, wir bitten dich darum, und Gerhard hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich mich aufmachte, um dir so plötzlich ins Haus zu fallen und dir die Einladung persönlich zu überbringen."

Helene blickte auf ihren Teller.

„Also du kommst doch, Lene? Sieh, du mußt das Gerhard nicht nachtragen von vorige Weihnachten. Du weißt ja, die Leute reden gleich so vielerlei, und der alte Herr Schulte-Persting kann nun einmal meinen Mann nicht ausstehen."

„Julie, ich bitte dich, sprich nicht davon!"

Ein eigener Klang lag in den Worten.

Und dieser Klang ließ die bittenden Worte zu hohen, starken Planken werden, die sich zu einem starren Palisadenzaun aneinanderdrängten, um nicht nur für den Fuß, sondern auch für den Blick eine Grenzscheide aufzurichten. Was sie umschlossen, sollte heilig Land bleiben.

Julie Kahlert war sehr betroffen.

Sie fühlte mit einem Male ganz klar, daß auch ihr Verhältnis zu Helene ein anderes geworden war. Sie war nicht mehr die Schwester eines jungen Mädchens, sie war die Schwester eines Weibes, das liebt. Das bedeutete einen himmelweiten Unterschied. Wilm stand zwischen ihnen, und dessen Blicke und Worte galten Helenen weit, weit mehr als das, was sie ihr geben konnte. Ihre Liebe zu Helene war nun wie ein Wanderer, der am Fuße eines Berges steht und sehnsüchtig nach dem Gipfel schaut, auf dem in weiter Ferne ein prächtiges Schloß glänzt. Und in diesem Schlosse wohnte Wilm; alle seine herrlichen Gemächer öffneten sich für ihn; er durfte in ihm umherwandeln, jede Tür nach Gefallen aufklinken, jeden Schrein und jede Lade erschließen; ja die Riegel sprangen von selbst vor ihm auf, und die Pförtner warteten nicht auf sein Geheiß, ihres Amtes zu walten.

Und wie Julie Kahlert das alles überdachte, fühlte sie ein klein wenig Neid und Unzufriedenheit in ihrem Herzen, die sie auch nicht meistern konnte, trotzdem sie wußte, daß ihr Empfinden vor ihrem Gewissen dastand wie ein ungehorsames Kind vor dem Vater, das ob der strafenden Worte die Augen niederschlagen muß.

„Also ich darf Gerhard sagen, daß du kommst, Lene!" sagte sie nach einer langen Pause.

„Ich danke euch von Herzen, Julie; aber ich werde doch nicht kommen können. Wilms Tante hat mich eingeladen, und ich habe bereits zugesagt."

„Wilms Tante?"

„Ja, Tante Lina und Onkel Gottfried."

„Wer sind das?"

„Schulte-Flaßhoff heißen sie und wohnen in Hilbach bei Werl. Onkel Gottfried ist der Bruder von Wilms Mutter. Und da Wilm ja auf dem Gut des Herrn Arendt ist, da in der Nähe von Werl, so . . . so . . ."

Helene vollendete den Satz nicht; aber Julie wußte auch so, was sie sagen wollte. Und wieder fühlte sie sich peinlich berührt; denn sie merkte von neuem, wie weit ihrem Manne und ihr Helene bereits entglitten war.

Warum hatten sie es eigentlich nur geschehen lassen? Ja, warum?

Aber die Neugier ließ die Stimme verstummen.

„Stehen die auf eurer Seite?"

„Ja!"

„Wie kommt das denn? Wenn nur der alte Herr Schulte-Persting nicht dazwischenspricht!"

„Onkel Gottfried verkehrt mit ihm nicht, schon lange nicht mehr."

„So?"

Julie Kahlert wartete vergebens auf die Fortsetzung des Gesprächs. Sie hatte ihre letzte Frage nicht unterdrücken können, obgleich es ihr aufgefallen war, wie zögernd Helene auf ihre Fragen eingegangen war, wie ihr die wenigen Worte fast wider Willen über die Lippen kamen.

Helene stand auf und wusch das Geschirr, wobei ihr Julie half. Sie sprachen von diesem und jenem; aber Helene hütete sich sorgfältig, daß das Gespräch auf Wilm kam.

Frau Julie war mit dem Tage gar nicht zufrieden.

Am Nachmittage kam Mike Müller. Julie empfand auch das nicht gerade angenehm, und zudem merkte sie aus der Herzlichkeit, mit der Helene die Kollegin begrüßte, daß der Besuch Lene sehr willkommen schien.

Mike Müller war ganz voll von der Sommerreise. Sie wollte diesmal wieder in die Alpen.

„Ein Jahr die See, ein Jahr die Berge," sagte sie. „Schade, daß die Zeit so kurz ist und wir die übrige Zeit des Jahres fast in der Mitte zwischen beiden hocken müssen."

Sie glaubte, dankbare Zuhörerinnen zu haben und schleppte die beiden von Landeck bis Sils und von Zürich über Interlaken nach Bern, ohne zu merken, daß sie weniger als halbe Ohren fand.

Julie Kahlert fuhr einen Zug früher ab, als sie sich vorgenommen hatte. Am Abend hatte sie eine kleine Auseinandersetzung mit ihrem Mann.

„Der Teufel mag zuweilen die Weiber verstehen!" sagte Kahlert zuletzt ein wenig ärgerlich.

---

18. Kapitel.

Es war eine sehr stille, kleine Hochzeit gewesen, eine Hochzeit, wie sie selten in den niederen Räumen des Perstinghofes gefeiert sein mochte. Die ganze Sache hatte Henrich sehr wenig behagt. Er war dafür gewesen, daß man eine ziemliche Zahl von Gästen einlade. Dierkhinnerk Schulte-Persting aber hatte kurz erklärt, daß er dann das Trauerjahr abwarten solle.

Darauf ließ er es nicht ankommen; denn wenn er seine Freiheit zwar sehr ungern aufgab, so gefielen ihm die Verhältnisse daheim in seinem Hause auf die Dauer nicht. Es fehlte ihm viel; denn er vermißte die Behaglichkeit, für die seine Mutter stets gesorgt hatte. Man bekümmerte sich viel zu wenig um seine Person; seine kleinen Wünsche im Tageslauf, sofern sie sich auf des Leibes Nahrung und Notdurft bezogen, blieben unerfüllt. Nach Art verwöhnter Menschen litt er schwer darunter und hielt sich für einen der bedauernswertesten Menschen.

Mit den Wirtschafterinnen hatte er auch üble Erfahrungen gemacht, und die Geschichte mit Fräulein Toni Reichhard, die er sich aus der Stadt als Hausdame verschrieben, hatte gar ein bißchen sehr viel Staub aufgewirbelt. Der alte Schulte-Persting war ihm auf den Leib gerückt und hatte ihm Worte gesagt, die gerade nicht sanft klangen. Henrich ärgerte sich aber viel mehr darüber, daß ihn Fräulein Toni Reichhard so entsetzlich hineingelegt hatte. Er war stets der Meinung gewesen, die Weiber zu kennen, und ganz gewiß, bei seiner Hausdame hatte er sich in einer Beziehung nicht getäuscht; aber auch nur in dieser. Na, die mußte noch mehr Erfahrungen gesammelt haben als er! Wenn der alte Schulte bloß gewußt hätte, daß Fräulein Toni Reichhard mit einer ganzen Anzahl von blauen Lappen den Hof verlassen hatte! Dann hätte er noch ein anderes Gesicht aufgesetzt. Im Grunde aber

fühlte Henrich so etwas wie Hochachtung seiner einstigen Hausgenossin gegenüber, trotz seiner Beschämung, in ihr seinen Meister gefunden zu haben. Das Geld schmerzte ihn keinen Augenblick. Er durfte schon ein wenig noblen Passionen huldigen, bei seinem Reichtum durfte er es, und schließlich — ein vergnügliches Intermezzo war's doch gewesen. Wenn das Frauenzimmer nur nicht die Geschichte so breitgetreten hätte, in seinem Hause, so daß sie unter seine eigenen Leute kam. Da blieb sie natürlich nicht auf seiner Hofstatt.

Aber Fräulein Toni wußte, daß man das Eisen schmieden mußte, so lange es heiß war.

Henrich schob darum den Tag der Hochzeit nicht weiter hinaus. Er dachte, es sei noch immer das beste, zwischen mehreren Übeln das kleinere zu wählen. Und dann freute er sich auch auf die Hochzeitsreise.

Er hatte doch dann wenigstens einen stichhaltigen Grund, einmal recht viel Raum zwischen sich und der Heimat zu lassen. Wenn Apotheker Großjohann mit seiner jungen Frau auf vier Wochen in die Schweiz gehen konnte, so brauchte er es nicht unter Rom oder Neapel zu tun.

Das war er seinem Stande schuldig, und es geschah auch im Sinne der Mutter.

Das Argument schloß Friedas Mutter jäh den Mund, als sie gegen den Plan sprach.

In der ganzen Angelegenheit war Henrich Sieger geblieben; auch Dierkhinnerk Schulte-Perstings Poltern hatte nichts genützt.

Und nun waren Henrich und Frieda schon länger fort, als ursprünglich festgesetzt worden war. Sie hatten die Schweiz und Italien gesehen, hatten sich einer Gesellschaftsreise nach der Levante angeschlossen und bei der Rückkehr einen Abstecher nach Wien gemacht.

Henrich empfand keine Lust, sobald heimzukehren. Er genoß die Freuden in vollen Zügen, und seine Begierde entzündete die in Friedas Brust, so daß sie ihm nicht dareinredete, sondern ihm in allem folgte. Henrich fand, daß er besser mit Frieda auskam, als er gehofft hatte.

Dabei dachte er immer, daß die Gelegenheit nicht sobald wieder derartig günstig sei, wochenlang von Hause fortzubleiben. Er war seit dem Tode seiner Mutter ja häufiger hinausgekommen, was seinem Schwiegervater schon zu allerlei Fragen Anlaß gegeben hatte, welcher Art die Geschäfte seien, die er betreibe. Zwar war er ihm die Antwort nicht schuldig geblieben; aber die Fragerei wurde doch lästig.

Saß er erst wieder daheim, hörte Frieda erst wieder die Stimme der Mutter oder das Poltern des Vaters, dann ging's vielleicht etwas anders, und das Bleigewicht an seinen Füßen lähmte ihn doch hin und wieder.

Darum mußte er jetzt die Gelegenheit benutzen. Der Schwiegervater ließ seinen Hof nicht verkommen. Darüber war Henrich beruhigt. Und das bißchen Vergnügen jetzt stand ihm auch zu, besonders nach der Hochzeit, die hinter ihm lag, einer Hochzeit, würdig des Spießers der Spießer. Seine Freunde waren nicht dagewesen, Kahlert und Wilm Schulte-Persting selbstverständlich nicht. Und gerade dieser beiden wegen die Auseinandersetzungen mit dem Alten! Der hatte Feuer und Flammen gespien, als er ihm mit dem Vorschlag gekommen.

Du liebe Zeit, es lag ihm ja nichts an den beiden; aber mußte denn nun der Alte immer seinen Willen durchsetzen?

Nun gehörte das alles schon den vergangenen Tagen an. Gott sei Dank! Sie konnten nun in Ruhe die Freuden der Welt genießen. Kein lästiger Mahner verdarb ihnen das Glück des Augenblicks.

Und sie genossen beide, als könnten sie nicht satt werden. Wie ein Rausch ohne Ende war es über Frieda gekommen. Sie wußte ja noch viel weniger als Wilm, was Nerven waren, und auch die Neige des Bechers schmeckte ihr niemals bitter.

Ihre Gier nach dem Genuß wurde zu einem flammenden Feuer, und zuletzt war sie es, die Henrich mit fortriß.

Er bewunderte sie fast darum, und zu gleicher Zeit fühlte er ein wenig Neid auf ihre Kraft, die die seinige noch übertraf. —

Dierkhinnerk Schulte-Persting teilte seine Zeit zwischen den beiden Höfen. Es lag sehr viel auf ihm, denn wenn auch Geert Ramm in allen Dingen nach dem Rechten sah, so ließ er es sich doch nicht nehmen, täglich Nachschau zu halten, weil er sich in doppelter Beziehung verpflichtet fühlte: er hatte Henrich sein Wort gegeben, und der Hof war nun doch auch Eigentum seines Kindes, für das er sorgen mußte.

Aber je länger Henrich und Frieda ausblieben, desto unwirscher wurde der Schulte.

Was war das nun für eine Art, wochenlang in die Fremde hinauszulaufen und zu Hause alles liegen und stehen zu lassen!

Durfte ein rechter Bauer so handeln? Der gehörte auf seinen Hof, den beanspruchte die Scholle, die ihn nährte, alle Tage, und sie verlangte von ihm, daß er sie pflege und umsorge, wie die Mutter ihr Kind pflegt.

Doch die neumodische Welt wollte davon nichts wissen. In der glich einer dem andern: alle wollten große Herren sein und nach außen scheinen mit ihrem Herrentum. Sie drückten sich immer nach vorn, um von den Leuten gesehen zu werden, denn wenn die sie erhoben, so waren sie befriedigt, und ihrem Dünkel und Hochmut war Genüge geschehen.

Und Henrich hatte von den Herren gut gelernt, mit denen er Umgang pflegte.

Freilich, er durfte ja immerhin größere Ansprüche an das Leben stellen; denn er war ein freier Herr, dem sein Vermögen vielerlei erlaubte. Er konnte nicht mit denen verglichen werden, die in andermanns Dienst standen und von Monat zu Monat auf die paar Mark warteten, die ihnen in die Hand gedrückt wurden.

Wenn dergleichen Leute den großen Herrn spielen wollten, so gebot ihnen das außer dem Hochmut und dem Dünkel auch die Unverschämtheit, die sich leichtsinnig und frech darüber hinwegsetzte, daß es Grenzen gab unter den Menschen.

Da war dieser Kahlert, ein Mensch, der von der Pike auf gedient hatte. Die paar Jahre Bergschule wollten doch nicht viel besagen. Aber nun tat der Mensch, als stände er einem Schulten zum mindestens gleich. Protzig fuhr er aus in dem Wagen, den ihm die Zeche stellte, am Sonntag führte er seine ganze Familie darin über das Land und musterte die Äcker und Ährenfelder, als müßte er sein Gutachten abgeben, ob auch alles nach rechter Bauernart beschickt sei.

Der Mensch drängte sich überall vor. Im Kriegerverein, in der Gemeindeversammlung, im Presbyterium, überall war er dabei; wurde für das Abgeordnetenhaus oder für den Reichstag gewählt, er mußte der erste Mann an der Spritze sein.

Dierkhinnerk Schulte-Persting konnte es gar nicht begreifen, daß man diesen Kahlert eine solche Rolle spielen ließ.

Was war er denn?

Doch immer nur der Sohn eines kleinen Kötters, der ein wenig Glück gehabt hatte, der ein wenig mehr den Monat über verdiente, als irgend ein Schreiber, ein papierner Tagelöhner, der Tag für Tag auf dem Schemel saß und seine Zeilen schindete.

Gegen den Kahlert war Henrich doch wahrhaftig ein anderer Mensch. Wenn er als nobler Herr leben wollte, so hatte er wenigstens das Recht dazu; denn er war ein Herr, und wenn er es nicht allzu unvernünftig trieb, so hatte niemand über sein Leben zu richten.

Aber nun kam Wilm, der Erbe des Perstinghofes, dieses stolzen Herrengutes, und begehrte von ihm, seinem Vater, die Einwilligung zu der Heirat mit der Schwägerin jenes Menschen, den er nicht vor Augen sehen konnte!

Fühlte denn sein Sohn gar nicht, was er von ihm verlangte? Dazu sollte ihm eine als Schwiegertochter ins Haus kommen, die keine Ahnung, keinen Begriff davon hatte, was es hieß, Herrin auf einem solchen Hofe zu sein, der alles gleichgültig war, was er barg und umschloß?

Und eine ganze, reiche Welt war das doch!

Aber Wilm, sein einziger Sohn, der war um dieses Weibes willen hinausgelaufen und war nun irgendwo Knecht.

Den stolzen Perstinghof hatte er verachtet; er galt ihm so wenig, daß er keine Träne um ihn fließen ließ, daß er nicht wieder heimkam und um Verzeihung bat.

Er glaubte sich in seinem Recht.

Aber er hatte das Recht der alten Scholle der Väter mit Füßen getreten, er hatte dieses heiligen Rechtes der Scholle gespottet!

Das konnte er, Dierkhinnerk, ihm nie verzeihen, nie; Wilm hatte ihn in tiefster Seele gekränkt, und sein Sohn war tot, tot, so lange dieses heilige Recht der Scholle noch galt.

Das Recht der Scholle!

Das verlangte, daß ihr Herr nicht hinabstieg von der Höhe, auf die er gestellt war als Herr der Scholle, daß er nicht einen Menschen aus der Niederung heraufzog zu sich und ihn neben sich setzte.



Nicht einen Menschen, der diente, der im Solde Fremder stand!

Darum mußte dem Erbsohn die Magd versagt bleiben, und der Erbtochter der Knecht, selbst wenn die Liebe noch so laut sprach.

Die Scholle machte Herren und Knechte, und wer Herr war, der mußte ihrer würdig bleiben.

Das Recht der Scholle verletzte man nicht ungestraft.

Der Hoferbe, der die Magd zum Weibe genommen, trug daran sein Leben lang, und die Erbtochter, die den Knecht zu sich erhoben, nicht minder. Die Reue kam, kam endlich doch, wenn auch zuerst auf leisen Sohlen, wenn auch erst nach vielen Monden oder Jahren, sobald der Rausch der Sinne verflogen war.

Sie kam.

Und sie wankte und wich nicht mehr. Die meisten zwang sie unter sich, so tapfer sie auch sein mochten; wenige nur meisterten sie, aber doch nicht ganz, meisterten sie vor dem andern Teil, aber nicht in ihrer Brust. Mit zartem Stimmchen sprach sie dort so oft.

Tage, Wochen und Monde mochten vergehen, ehe sie flüsterte; aber dann trat etwas Außergewöhnliches in den Rahmen des Alltags, und die leise, leise Stimme erklang.

Aber die Wilm erwählt hatte, war doch keine Magd!

Nein, das konnte man nicht sagen!

Aber was war sie gegen eine Schultentochter, gegen die ärmste Schultentochter?

Der konnte sie sich nicht an die Seite stellen, die durfte über sie hinwegschauen. Und wie sollte sie gar zu Wilm, dem Erben des stolzen Perstinghofes, passen!

Da klaffte eine unendliche Kluft.

Nein, eine solche konnte nicht Herrin auf einem Schultenhofe werden, und vor allem nicht, wenn dieser Schultenhof ein Hof war, wie ihn die Schulte-Perstings vom Vater auf den Sohn vererbt hatten seit vielen Geschlechtern.

Das Recht der Scholle duldete es nicht!

Das Recht der Scholle war heilig!

Der Herr mußte der Scholle würdig bleiben; er mußte aus aller Kraft danach trachten, daß er ihr gab, was er ihr zu geben schuldig war; er mußte, wenn er ein Weib wählte, seine väterliche Scholle vor Augen sehen und ihrer gedenken; er konnte nur das Weib wählen, das wie er den Willen hatte, die Scholle zu hegen und zu pflegen und allzeit ihr Mehrer zu sein.

Mehrer der Scholle, wie der König gelobte, Mehrer seines Reiches zu sein!

Aber konnte das jedermann sein?

War er es, Dierkhinnerk Schulte-Persting, selbst gewesen? —

Zwanzig Morgen des Lettenbrauckes lagen unter Kies und Steinen, unter Schwellen und Schienen! —

Seine Füße, die ihn nach dem Steinkamphofe trugen, stockten.

Zwanzig Morgen!

Man hatte sie ihm geraubt, man hatte sich an seinen Widerspruch nicht gekehrt. Und jedermann sagte, ihm sei kein Unrecht geschehen; denn die Scholle sei wie anderes Gut in eines Menschen Hand, Gut in jeglicher Gestalt, was es auch sein möge.

Und der Staat, der die Gesetze schuf, sagte das gleiche.

War das die Wahrheit?

Sie konnte es nicht sein; denn sonst wäre das Recht der Scholle eitel Lug und Trug gewesen.

Doch wenn es das wäre? . . .

Da stockten Dierkhinnerks Füße abermals.

Wie hilfesuchend wandte er den Blick in die Weite. Da reckten sich vor ihm die roten Riesen auf in ihrer stolzen Majestät und erhabenen Ruhe. Ohne Mitleid in dem starren, strengen Angesicht blickten sie zu ihm herüber, als wollten sie sagen: „Was sprichst du alles von deiner Scholle und von der Scholle heiligem Recht? Du weißt es ja selbst: Schein ist dieses Recht, eitel Lug und Trug! Du willst es nicht glauben und wehrst dich dagegen; aber habe nur Geduld, wir werden deinen Trotz schon brechen!"

Dierkhinnerk Schulte-Persting ballte die Fäuste; sein Auge glomm in wildem Haß; aber dennoch hing es wie durch zaubrische Kraft gefesselt an den roten Riesen, minutenlang.

Ein grollender Fluch löste endlich seine Lippen und nahm den Bann von ihm. Gesenkten Blickes schritt er dem Steinkamphofe zu.

* * *

Helene Linde stieg etwas zaghaft aus dem Triebwagen, den sie von Unna aus benutzt hatte. Sie sah suchend ringsumher. Es waren nur

wenige Personen mit dem Wagen angekommen, die nun eilend in dem kleinen Bahnhofsgebäude verschwanden.

An der Sperre stand ein untersetzter, kräftiger Mann mit gebräuntem Gesicht, dessen gutmütige Augen die Ankommenden musterten, ohne Hast und Unruhe.

Helene trat auf ihn zu.

„Herr Schulte-Flaßhoff?" fragte sie.

„Ganz recht! Also das ist Fräulein Linde?"

Er hielt ihr seine breite, gebräunte Faust hin, in der Helenens lag wie die eines Kindes.

„Gib deine Tasche her! Das ist doch nicht alles? So ist es recht, da haben wir den Gepäckschein schon, und nun komm!"

Sie schritten durch die Sperre, und dann ging Herr Schulte-Flaßhoff, um Helenens Gepäck zu holen.

Helene fühlte sich angenehm berührt. Sie hatte dem Augenblick doch mit Bangen entgegengesehen. Aber wenn die Tante dem Onkel glich, dann konnte sie ohne Sorgen sein.

Er hatte sie ohne weiteres mit Du angeredet, als wenn das einfach selbstverständlich wäre und nicht die geringste Pose dabei eingenommen.

Nun kam er schon wieder herbei.

„Ist noch nicht da, macht aber nicks, der Milchjunge fährt heute Abend noch zur Bahn. Nun man los, daß wir an den Kaffeetisch kommen."

Auf seinem Gesicht lag ein fröhliches Lachen.

Draußen vor dem Bahnhofsgebäude stand ein Break mit einem alten, aber wohlgenährten Gaul, der den Kopf ziemlich tief zur Erde senkte und sich mit mäßigem Eifer der Fliegen erwehrte.

Sie nahmen beide hinten im Wagen Platz. Als sich der Schulte niederließ, federte der Wagen auf und ab.

„Los, Lise!" sagte er, die Zügel ergreifend.

Der Gaul trottete gemächlich über das holprige Pflaster; aber der Schulte schien ganz mit ihm zufrieden zu sein.

„Bist du schon in Werl gewesen, „im heiligen Werl"?" fragte er, sich breit in die Wagenecke drückend.

„Nein, Herr Schulte-Flaßhoff."

Er lachte, lachte laut, fast unfein.

„Ne, ‚Onkel Gottfried' sag du man." Und in sein gemütliches, breites Hellwegplatt fallend, fuhr er fort: „Men ümmer glik frisch tau, dat is am besten. Kannst du mi ok verstohn, wenn ieck platt küere?"

Helene nickte lächelnd.

„Ganz gut, Onkel Gottfried."

„Dat hör 'ck gern; ieck küer am leiwsten, as mi de Schnabel wassen is, un min Schnabel, de is ut 'm ff plattdütsch."

Er sagte das alles in einer gemütlichen, herzlichen Weise; aus seinen Worten hörte man deutlich die Freude, daß er sich keinen Zwang aufzuerlegen brauchte.

Und dann hob er an, Helene das Stückchen Werl zu zeigen, durch das sie fuhren; er sprach von dem alten Salzwerk und den Gradierwerken, die sich zur Seite der Straßen erhoben, deutete auf die fernen Kirchtürme und nannte die Namen der Dörfer.

Als sie die Stadt hinter sich hatten, streckte er die Hand aus und wies nach Osten.

„Do noh de Haar röwwer geiht 't no Wilm. 't is noch annerthalw Stunn bis dorhen. Owwermorgen hewt wi iehm bi us im Huse."

„Ich danke Euch von ganzem Herzen für die Einladung, Onkel. Ihr seid so gut zu mir, daß ich gar nicht weiß, wie ich das alles entgelten soll."

„Ach wat, t' is dat Küern nich wert."

Das klang so freundlich und aufrichtig, daß ihm Helene die Hand reichte, die er kräftig schüttelte, während er über das ganze Gesicht lachte.

Helene konnte sich nicht genug wundern, daß das der Bruder von Wilms Mutter sein sollte. Frau Schulte-Persting zeigte stets ein ernstes Gesicht, ihre Züge waren fast streng und ein wenig zum Fürchten. Freilich hatte Helene Wilms Mutter nur selten gesehen, meist in der Kirche, einmal auf dem Missionsfeste. Gesprochen hatte sie mit ihr nie ein Wort. Onkel Gottfried redete während der ganzen Fahrt. Er kritisierte die Getreidefelder zu beiden Seiten des Weges und nannte ihre Besitzer; er deutete auf die Kämpe und sprach von dem Jungvieh und den Sterken, die sie nährten. Und dann wandte er sich zwischendurch mit allerlei Ermahnungen an Lise, die aber trotz seiner Worte ihre Füße nicht behender hob, sondern ruhig und

gemächlich ihres Weges dahinschritt. Sie wußte, daß die Peitsche doch nicht geschwungen wurde, und der leisen Schläge mit dem Leitzügel achtete sie nicht.

Des Onkels Wesen war die verkörperte Ruhe, so daß Helene sich fragte, ob sich dieser Mann wohl je aufregen könnte.

Aber dann dachte sie daran, was ihr Wilm von dem Onkel gesagt hatte. Er hatte den Vater Wilms kurzer Hand aus seinem Hause gewiesen und ihm verboten, sich je wieder über die Schwelle zu wagen. Vor vielen Jahren war das geschehen, und nie hatte jemand den Versuch gemacht, die Kluft zu überbrücken. Sie kannten sich seit jener Zeit nicht mehr und sahen aneinander vorüber, wenn sie sich begegneten. Die Schwester hatte der Sache wegen den Bruder verloren, seit eben so vielen Jahren. Und jeden Versuch der Mutter Wilms, die Feindschaft aus der Welt zu schaffen, hatte Dierkhinnerk Schulte-Persting schroff zurückgewiesen.

Er war fertig mit Gottfried Schulte-Flaßhoff. Der mußte zu ihm kommen.

Aber der tat nicht den geringsten Schritt, sich ihm zu nahen.

Sein Eisenkopf duldete es nicht.

Eigentlich war die Sache, aus der der Streit entsprungen, nicht der Rede wert. Gottfried Flaßhoff hatte seinem Schwager eine Stute überlassen, an der jener einen Fehler finden wollte.

Dabei hatte ein Wort das andere gegeben, und diese Worte gruben den Abgrund. Das Streitobjekt an sich war ihnen gleichgültig; aber es ging um die Meisterschaft als Bauer.

Jeder glaubte sich in seiner Standesehre verletzt, und da prallten zwei harte Sachsenschädel gegeneinander.

„Wenn di nur de Tid nich gar tau lang werd bi us; 't Dorp is still un de Welt buten rüm ok," sagte Onkel Gottfried nach einer Weile.

„Aber ich will ja arbeiten!"

Erstaunt blickte er auf; in dem „ich will" lag etwas, das ihm imponierte; aber unwillkürlich blieb sein Auge an Helenens zarten, weißen Händen haften. Sie bemerkte es und lächelte ein wenig.

„Die sollen schon anders werden, Onkel, und ich fürchte mich nicht davor. Gerade weil ich hoffe, bei euch viel lernen zu können, bin ich so gern hergekommen. Denn ich will vor Wilm bestehen, wenn wir einmal verheiratet sind. Wir werden es ja nicht leicht haben, besonders weil der Vater gegen uns ist und Wilm den Hof nie übertragen wird. Nun müssen wir sehen, daß wir uns selber durchhelfen. Lieber Onkel, ich bin ja immer so bange, ob ich's wohl leisten kann, was ich dann zu besorgen habe. Ich bin in so manchem unerfahren; aber man wird das doch lernen können. Wenn ich an die verstorbene Frau Adelheid Steinkamp denke, dann ist's mir immer ein wenig leichter."

„Ja, dat was ne düchtige Frau; Donnerbessem, de mochte jederein lopen loten."

„Und dabei war sie doch auch nicht auf einem Bauernhofe groß geworden."

„Ne, ne, dat nich."

„Ach Gott, Onkel, wenn es mir gelänge ..., wenn Wilms Vater mir darin nichts nachsagen könnte!"

Er blickte sie von der Seite her an und sah, wie sie sinnend in die Ferne blickte. Ihr Gesicht war ernst, die Züge zeigten eine fast herbe Strenge, und die zusammengekniffenen Lippen umirrte dann ein eigenes Lächeln, kaum merklich zwar, das aber für einen kurzen Augenblick etwas hochmütig Abweisendes hatte.

Gottfried Schulte-Flaßhoff rückte sich in seiner Ecke zurecht. Das hätte er nun trotz Wilms Schilderungen nicht hinter dem Mädchen gesucht. Sie lief nicht blindlings hinein in diese Ehe, die ihren ganzen bisherigen Lebenskreis zersprengen mußte, sondern sie sah klaren Blickes die Schwierigkeiten, die überwunden werden wollten, und unterschätzte nicht, was wider sie anlief. Aber weil sie so hellen Blickes vorausschaute, fand sie der Augenblick auch gerüstet. Er hatte Vertrauen zu ihr; denn sie war demütig und stand bescheiden vor den Dingen, die kommen sollten; doch es lebte ein fester Wille in ihr, zu wachsen und der Dinge Herr zu werden. Und ihr Wille bäumte sich auf wie ein Roß, das den scharfen Sporn fühlt und nun vor Zorn vorwärtsschießt in jagender Flucht mit seinem Reiter, gleich als grolle es ob der schmerzlichen Mahnung. Der Sporn ihres Willens aber war der Stolz.

Gottfried Flaßhoff wünschte in diesem Augenblicke nichts anderes, als den Tag zu erleben, an dem Helene mit stolzem Blick im Auge dem alten Schulte-Persting gegenübertreten könnte, stumm, ohne ein Wort zu sagen.

Dann mußte Dierkhinnerk den Blick seiner Augen zu Boden kehren.

Aber nur Tatsachen konnten ihn klein werden lassen, nur Tatsachen. Ein Werk, groß und schön, mußte dastehen und für Wilm und Helene reden, mit einer markigen, ehernen Stimme, an der jeder Widerspruch zerschellte.

Sonst würde Dierkhinnerk Schulte-Persting nicht klein werden.

Und als Gottfried Flaßhoff das alles überdachte, seufzte er ganz leise auf. Es war schwer, ein solches Werk zu schaffen, entsetzlich schwer, wenn man nichts anderes besaß als den redlichen Willen.

Den hatten so viele, Unzählige!

Aber es stand ihnen zuviel im Wege; ihre Kraft reichte nicht aus, und das Geschick war ihnen feindlich. Lange Zeit kämpften sie tapfer; doch sie traten es nicht unter die Füße, was neben ihnen aufwuchs.

Und schließlich zerbrach ihre Kraft, und ihr Wille zerbrach.

Das war das Ende; nach diesem Fall stand niemand mehr auf. Wen die dumpfe Gleichgültigkeit, der böse Dämon, gepackt hielt, der ging wie seelenlos einher unter den Menschen und war nur eine wandelnde Leiche.

Wenn doch für Dierkhinnerk der Tag käme, an dem sein Blick den Boden suchen mußte!

Ihm wäre der Tag als der schönste seines Lebens erschienen.

Gottfried Schulte-Flaßhoff riß mit starker Hand an dem Zügel, so daß die alte Lise unwillig den Kopf in den Nacken warf und verdrießlich ein wenig schneller trottete.

Ein spitzer Kirchturm lugte aus dem Grün der Obstbäume und Hofwäldchen hervor, und nach wenigen Minuten bog der alte Gaul in den Hofweg ein. Gleich darauf hielt der Wagen vor der Tür des mächtigen Langhauses. Frau Lina Schulte-Flaßhoff führte Helene in die Wohnstube, wo schon der Kaffeetisch bereit stand. Sie war eine schlanke Erscheinung von beinahe vierzig Jahren und erinnerte in ihrem Wesen etwas an Frau Adelheid Steinkamp.

Gottfried Schulte-Flaßhoff hielt sich nicht lange beim Kaffee auf. Er entzündete seine kurze Maserkopfpfeife und machte sich auf zu einem Gange ins Feld.

„Nu sorgt dorvör, dat ink de Tid nich lang werd! Lene, du sallst seihn, wo rasch di mine Line anspannt!"

Er lachte laut zu seinen Worten.

„Nu treck men aff, wi brukt di nich!" sagte seine Frau, und zu Helene gewandt, fuhr sie fort: „Was haben Sie wohl gedacht, daß er gleich mit seinem Du aufwartete?"

Sie sprach mit Helene hochdeutsch, und sie sprach es tadellos; denn sie war eine Schulze zur Merschvohde und entstammte einer vornehmen Familie, die schon vor hundert und mehr Jahren das niederdeutsche Schulte in das hochdeutsche Schulze umgewandelt hatte, weil das schon damals für feiner galt. Hätten ihre Vorfahren ein weniges von der Etymologie gekannt, so würden sie gewiß auch den zweiten Namen beanstandet haben; aber leider wußten sie nicht, daß sie die Schulten „zur Marsch-Vohwede", also Schulten zur Marsch-Viehweide, waren.

„Oh," gab Helene zur Antwort, „ich höre es ganz gern."

„Was sagten Sie dazu, wenn ich's auch so hielte?"

„Ich würde mich sehr freuen!"

Helene hatte das Gefühl, als wenn Gottfried Schulte-Flaßhoffs Art, der ohne viel Redens sie einfach mit Du angeredet hatte, die bessere gewesen wäre. Frau Lina kam ihr durch das Du nicht viel näher.

„So," sagte nun die Tante, „ich muß jetzt in den Garten und Bohnen pflücken. Gehst du mit?"

„Ach ja, ich helfe gern; aber . . ."

Sie sah an sich herab.

Die Tante verstand sie gleich und wurde um vieles freundlicher.

„Komm mit, ich zeige dir gleich dein Zimmer! Mir geht es genau so; ich kann auch nicht recht arbeiten, wenn ich in einem guten Kleide stecke. Da fühlt man sich so unfrei. Ich glaube, daß dir sehr gut eins von meinen Hauskleidern passen wird."

Sie gab Helene eins von ihren hellen Kattunkleidern, die sie wochentags immer trug, und die ihr außerordentlich gut standen.

Frau Lina Schulte-Flaßhoff war eine gute Frau; aber sie war ziemlich genau, und Helene ahnte gar nicht, wie gut sie sich durch die kleine Bemerkung bei der Tante eingeführt hatte. Und als sie den Nachmittag hindurch und auch nach

dem Abendbrot noch Tante Lina fleißig zur Hand gegangen war, da empfing sie von ihr einen recht freundlichen Gutenachtgruß.

Die Tante nickte befriedigt, als Helene das Zimmer verlassen hatte; aber dann sagte sie doch leise für sich: „Wenn es nur Bestand hat!"

---

19. Kapitel.

Henrich Steinkamp war mit seiner jungen Frau wieder daheim. Gleich am anderen Morgen kam Dierkhinnerk Schulte-Persting auf den Hof. Die beiden saßen noch beim Morgenkaffee.

„Mi wünnert, dat ihr ink noch no Hus funnen hewt," sagte er bitter.

Henrich blieb ungerührt.

„Du hast dir doch hoffentlich nicht zu viel Mühe gemacht mit der Wirtschaft hier. Das hätte auch so geklappt."

„Dat is de Dank alſo! Na, ieck hewt mi jo nich anners dacht! Owwer nu mot dat Rümjäckeln tau Enne kummen; en Bur is en Bur, un de mat bi Hus und Hoff bliwen un sick üm Stall und Feld bekümmern."

„Das ist doch selbstverständlich, Vater; ich weiß wirklich nicht, was du mir vorwerfen willst."

Henrich sagte das nicht unfreundlich; aber der Schulte ließ sich nicht beirren. Henrichs Antwort brachte ihn noch mehr auf.

„So, du weißt dat nich? Acht Wiäcken löpst du in de Welt rümmer un kehrst di an nicks! Dat is keine Art!"

Er wandte sich an Frieda.

„Du wörst do nadürlich mit inverstohn, di kann't ok nich dull genaug gohn. En paar Bättere härren nich tauhop kummen konnt!"

Frieda hob die vollen Schultern.

„Vater, du mußt einem auch jede Freude verderben. Eine Hochzeitsreise macht man doch nur einmal."

Der Schulte sah sie zornig an; aber sie hielt seinem Blick stand, und er las in ihren Augen: Du mußt nicht denken, daß du mich noch so wie früher behandeln kannst. Gott sei Dank, das hat ein Ende!

Das peinigte ihn, und in seinem schroffsten Tone fragte er Henrich: „Worüm well de Kanım gohn?"

„Das wird er dir doch gesagt haben!"

Es klang ungeduldig und verdrossen.

„Di bliwt 't woll einerlei?"

„Ja, ich halt' ihn nicht; wenn er gehen will, mag er gehen."

„Du darfst so nich küern, du nich, denn hei besorget di alles!"

„Hör mal, ich habe keine Lust, mich mit dir zu streiten; wenn du dazu Lust hast, dann mach es mit Frieda allein ab."

Henrichs Erregung war schon wieder verflogen; er sprach ganz gelassen, ließ seinen Schwiegervater einfach stehen und ging zur Tür hinaus.

Dierkhinnerk Schulte-Persting sah ihm mit großen Augen nach.

„Henrich ist ganz im Recht," sagte Frieda nun spitz; und wenn du uns hier nur Zank ins Haus bringen willst, dann wärst du besser nicht gekommen. Man muß sich ja schämen vor den Leuten."

Die Sprache hörte der Schulte zum erstenmal bei seiner Tochter. Er fand nicht die Kraft, dagegen anzuspringen; es ging ihm genau wie allen Tyrannen: sind sie einmal jemandem gegenüber schwach gewesen, so werden sie von diesem stets überwunden.

Einen Augenblick noch zögerte er; dann wandte er sich ab.

„Dumme Blagen!" grollte er. „Nu blost mi op'n Kopp!"

Ohne Gruß ging er aus der Tür, die er heftig ins Schloß warf.

Henrich kam wieder ins Zimmer.

„Der Morgenbesuch kommt hoffentlich nicht alle Tage. Was hast du ihm gesagt?"

„Na, daß du ganz im Recht wärst und er besser zu Hause geblieben sei."

„Donnerwetter!" sagte Henrich anerkennend.

„Meinst du denn, ich ließe mir noch alles so wie früher gefallen? Das habe ich lange genug tun müssen. Er soll mich hier nicht vor den Leuten wie eine dumme Trine behandeln."

Henrich sah Frieda von der Seite her an. Er sagte nichts; aber er dachte bei sich, daß die Perstings doch alle rechte Querköpfe seien, die immer auf ihrem Willen bestehen müßten, und dabei war so etwas wie Furcht vor kommenden Konflikten in ihm.

Zwar bis jetzt hatte er wirklich über Frieda nicht klagen können. Er verstand sich viel besser

mit ihr, als er gehofft hatte, und machte sich manchmal Vorwürfe, daß er sie seinerzeit so lange in Ungewißheit gelassen.

Wenn es so blieb mit Frieda, dann konnte er ganz wohl zufrieden sein.

„Was ist's denn mit dem alten Ramm, Henrich?" fragte Frieda. „Davon hast du mir ja gar nichts gesagt."

„So wichtig ist das auch nicht."

„Ja, warum soll ich die Sache denn nicht erfahren? Du kannst dir doch denken, daß mich das interessieren muß, was in unserem Hause geschieht."

„Herrgott, der alte Ramm will gehen, weil er glaubt, genug gearbeitet zu haben. Er will in die „Liwtucht trecken", wie er sagt, und ich mag's ihm gerne gönnen. Sein Sohn hat ja auch einen ganz netten Posten auf der Zeche."

„Der Alte ist aber noch sehr rüstig, und er könnte noch gut ein paar Jahre mitlaufen. Er hat's doch ganz gut bei uns."

„So? Na, da ist er anderer Ansicht. Als er mal für den Stephan einigemal einspringen mußte, fing er gleich an zu knurren: seine Knochen wären zu alt, und das hätte er um den Steinkamphof nicht verdient. Wenn er es so genau nimmt, dann taugen wir beide eben nicht mehr zusammen, und wenn einer weichen muß, so ist er's eben."

Henrich hatte sich mehr in Eifer gesprochen, als er gewollt hatte.

„Ich bitte dich, sprich nun nicht mehr darüber!" sagte er.

„So leicht solltest du die Sache nicht nehmen. Da muß ich nun doch sagen, daß mein Vater nicht im Unrecht war, wenn er meinte, wir müßten sehen, den alten Ramm zu halten."

„Nun fängst du von neuem damit an!"

„Weil's mich auch angeht!"

„Das finde ich merkwürdig!"

„Wirklich? Ich nicht im geringsten. Wir müssen sehen, daß Ramm bleibt. Denn erstens würde es einen sehr schlechten Eindruck machen, wenn der Alte sobald nach dem Tode deiner Mutter von dem Hofe wegginge. Er ist doch immer ihre rechte Hand gewesen, und dann: er versteht doch auch was von der Wirtschaft."

„Und das ist bei mir nicht der Fall! Nicht wahr, das willst du damit doch sagen?"

Er sprach sehr erregt.

„Von dir spreche ich gar nicht; aber wenn du dich schon getroffen fühlst, nun gut, ganz ohne Schuld bist du an dieser Sache auch nicht. Ramm ist auf euerm Hof so eine Art von Verwalter gewesen; darum durftest du ihn nicht mit den Knechten in eine Reihe stellen. Das hat er dir jedenfalls übel genommen. Wenn du ihm ein gutes Wort gibst, bleibt er sicher."

„Das tu' ich nicht!"

„Nun, das wäre sehr dumm von dir. Auf die paar Mark Lohn, die er bekommt, kann es dir doch wahrhaftig nicht ankommen; aber du könntest doch ohne Sorgen um die Wirtschaft hier sein, wenn du auch in Zukunft noch hier und dort in Geschäften zu tun hast."

Sie lächelte zu ihren letzten Worten.

Da blickte Henrich sie überrascht an.

„Du siehst, Henrich, daß ich nur in deinem Interesse spreche. Wenn du es nicht zu toll treibst, will ich zu deinen Geschäften nichts sagen. Ich geh' ganz gern selber mal mit; auf das Theater freue ich mich auch. Du sollst dich überhaupt nicht beklagen über mich; nur das eine, Freundchen, das hört auf. Na, du weißt ja, was ich meine, und du kennst mich darin."

„Fang doch damit nicht wieder an!"

„Nein, obwohl es nötig wäre, daß ich dir das oft in Erinnerung brächte. Es hängt ja von dir ab, daß solche Worte unnötig werden. Also ich bitte dich, laß den alten Ramm nicht gehen; du ständest dich selber am schlechtesten dabei."

Henrich dachte hin und her, und er mußte sich sagen, daß Frieda nicht unrecht hatte. Es war ja ganz schön, Herr eines Hofes zu sein; aber er hatte doch auch sehr viel am Halse und gerade dann, wenn er einmal etwas Besonderes vorhatte, kam sicher der Augenblick, wo ihn seine Wirtschaft in Beschlag nahm. Liegen lassen konnte er auch nicht alles, schon darum nicht, weil ihm der alte Schulte immer auf den Hacken sitzen würde.

Wenn er Gert Ramm gewähren ließ, klappte alles.

Wirklich, Frieda sah in dieser Sache besser und tiefer. Er war töricht, wenn er ihr nicht folgte.

„Gute Worte geb' ich ihm nicht!"

„Wenn's anders nichts ist, das will ich schon besorgen."

„Na ja, mir soll's auch recht sein. Aber nun bleib mir mit diesen Dingen vom Leibe. Den ersten Tag ist man daheim und soll sich gleich mit derlei dummen Sachen abgeben. Dafür dank' ich. Es ist gut, daß es zum Winter geht, da läßt einen der Acker wenigstens in Ruh."

Frieda räumte den Tisch ab und ging dann in die Küche, um für das Mittagessen zu sorgen. Es machte ihr viel Vergnügen, nun im eigenen Reich walten zu können.

Als sie auch in der Leuteküche erschien, um dort nach dem Rechten zu sehen und der alten Stine Drümer, die auf dem Steinkamphofe grau geworden war, einige Anweisungen gab, kam sie allerdings schlecht an; denn die Alte schnaubte und knurrte zuerst, um dann aber mit vielen Worten gegen ihre junge Herrin anzuspringen.

„Dat is nich Maude bi us, dat woll de sel'ge Frau sau hewwen!"

Und als Frieda ihren Kopf durchsetzen wollte, wurden die Worte der Alten sehr spitz und giftig.

„Dann kann de junge Frau ächter düm Dage jo alleine koken. Jeck finne ok noch en Platz, wo ieck unnerkrupen kann, so guod as Geert Ramm. 't is nu sau: bi de jungen Lüde, dor künnt de Ollen nich husen! Dat well 'ck Sei seggen, Frau Steinkamp: dorvör sin 'ck nich tau hewwen, dat mi de Lüde mit de Ärt vör den Kopp schlot!"

Die Mägde, die auch in der Leuteküche waren, kicherten laut.

Frieda bekam einen roten Kopf und ging verdrießlich hinaus. Es war der erste Tag ihres Regiments, und sie wollte nicht gleich zu scharf werden. Aber Stine Drümer sollte sie kennen lernen!

Nach diesem Ausflug aber war ihr Eifer doch merklich abgekühlt. Sie kam zu Henrich ins Wohnzimmer hinein, der auf dem Sofa lag und bei einer guten Zigarre die Zeitung las.

Er blickte auf und sah seine junge Frau an.

Frieda fühlte, daß sie sich noch nicht in der Gewalt hatte, und das machte sie noch ärgerlicher.

Henrich lachte laut auf.

„Nun, du hast wohl Stine Drümer „Guten Morgen" gesagt? War sie gut zurecht?"

„Das ist ein alter Drache!"

„Ganz meine Meinung; aber dieser alte Drache ist nicht zu entbehren."

„Das wäre!"

Es klang sehr verächtlich.

„Du hast mir vorhin allerlei vorgepredigt von Geert Ramm. Ich könnte das nun wiederholen und brauchte nur die Namen umzutauschen."

Frieda biß sich auf die Lippen.

„Es ist nicht nötig; ich werde mich schon an sie gewöhnen."

„Daran tust du sehr klug. Überhaupt was ist das für eine Lauferei mit dir! Das geht ja ein und aus. Es ist doch genug Weibervolk im Hause. Setz' dich nur hierher; zuviel Diensteifer ist nicht gut. Weißt du, meine Mutter hatte alles tadellos im Schuß, ohne daß sie selber viel die Hände regte. Die Art kann ich dir empfehlen."

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die roten Riesen" von Dietrich Darenberg erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



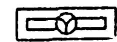
Gebet an die Einsamkeit.

Wirf deines Mantels rabenschwarze Falten
Um dieses Leben, das ein Traum genarrt,
Leg deine Hände, deine todeskalten,
Auf dieses Herz, daß es zu Eis erstarrt!

Hab heimatlos die ganze Welt durchmessen,
Bis ich den Weg an deine Tore fand,
Aus goldnem Kelch reich mir den Trank Vergessen
Und laß mich König sein in deinem Land!

Lenk meinen Schritt, den silberwolkenhellen,
Den lichtgesprengten, heiligen Gärten zu
Und laß der Erde schrillen Schrei vergellen,
Laß mich unnahbar sein und groß wie du!

Fritz Strauß.



Der Dorfprophet.

Skizze von Hans Paul.

Um zehn Mark waren sie noch auseinander, der junge Bauer und der Sämaschinenagent aus der Stadt.

„Kein' Pfennig mehr! Wenn Sie mir die Sämaschin' für den Preis nicht lassen, kauf' ich mir sie wo anders.“

„Dann wollen wir uns die zehn teilen. Sie fünf und ich fünf. Das ist von mir doch Entgegenkommen genug.“

„Ich verdien' die fünf nit so schnell wie Sie. Wir Bauern haben die Ohren an den Kopf zu drücken in den schweren Zeiten. Lassen Sie nit alle zehn nach, kauf' ich mir die Maschin' wo anders.“

Sie standen, während sie feilschten, auf dem Hof. Da läutete es von der Kirche das Vaterunser. Der Gottesdienst war gleich zu Ende. Der junge Bauer wurde unruhig.

„Lassen Sie mir sie oder nit?“

„Fünf gegen fünf!“

Der Bauer ließ den Agent stehen und ging nach dem Wohnhaus.

„Krieg' ich sie nit?“

„Fünf gegen fünf!“

Da stampfte der Bauer auf, warf einen bösen Blick hinüber nach der Kirche und fluchte. „Mein'twegen fünf gegen fünf! Ich kauf' die Maschin'.“

„Dann wollen wir's gleich schriftlich machen!“

„Tut nit nötig, wenn ich's gesprochen hab'. Machen Sie sich vom Hof, daß Sie der Prophet nit sieht! Die Kirch' is aus.“

Dabei lachte er rauh auf und schlug, ohne die Antwort des Stadtherrn abzuwarten, die Haustür hinter sich ins Schloß. Dieser lächelte und verließ den Hof.

Gleich darauf schritt ein alter Mann derselben Tür zu. Sein durchfurchtes, ernstes Gesicht, seine ehrwürdigen, grauen Locken, der zottige, etwas unförmliche Zylinderhut, das große Buch mit dem Messingbeschlag, das nicht nur die Kirchenlieder selbst, sondern die ganze Bibel enthielt, sein blauschwarzer Sonntagsstaat und überhaupt der feierliche Gang und die würdige Haltung, — das alles ließ beim ersten Blick den Dorfpatriarchen ahnen.

„Das Wetter wird gut. Morgen kannst du zu säen anfangen, Konrad.“

„Hab' selbst schon dran gedacht, Schwiegervatter. Hab' aber 'nen Entschluß gefaßt. Will mir 'ne Sämaschin' kaufen.“

Der Alte sprach darauf nichts, sondern ging nach oben, den Kirchgangsrock, das Buch und den Zylinder abzulegen und die graue, gestrickte Jacke anzuziehen. Als er aber dann die Treppe wieder herunter und in die Stube zurückkam, blieb er vor seinem Tochtermann stehen.

„Also auch du willst dir jetzt so ein neumodisch Ding anschaffen?“

„Man muß fortschreiten, Schwiegervatter.“

Da grollte der Alte: „So heißt's bei euch Jungen immer! Fortschreiten! Als ob wir Alten nix gekonnt hätten! Wir haben auch gelebt und hatten keine Maschinen, und die Äcker waren noch jedes Jahr bestellt und das Korn hernach im Herbst noch jedesmal bis auf letzt' Grund gedroschen worden. Aber ihr wollt nix

mehr tun, ihr schlaft, bis die Kuh 'nen Batzen gilt, und wollt die Maschinen für euch schaffen lassen. Steckt aber kein Segen drin in dem neumod'schen Zeitgeist. Da — sieh doch! — da fährt er ja schon, der neumodisch' Teufel!"

Draußen auf der Landstraße fuhr eben der Agent mit seinem Auto zur Stadt zurück.

Meinte der Alte mit dem Titel dieses oder seinen Insassen?

„Er war bei dir?"

„Ja. Hab' mir die Maschin' gekauft." Schon stieg im jungen Bauer der Trotz auf; denn jetzt gab's gewiß wieder einen Strauß mit dem Alten.

„Am Sonntag, am Tag des Herrn, machst du Händel? Pfui, schäm' dich!"

Warum schlug der Alte heut nicht mit seiner knochigen Faust auf den Tisch, sondern suchte das Polster seines vorsintflutlichen Lehnstuhls hinter dem Ofen? Und warum sprach er die Worte mehr traurig als böse?

Der junge Bauer verstand das nicht, und weil er in Verlegenheit war, was er seinerseits mit dem Trotz, den er schon in der Hand sitzen hatte, bei der Resignation des Alten anfangen sollte, schlug er wenigstens selbst damit einmal hart auf den blank gescheuerten Tisch, murmelte etwas, was so ähnlich klang wie der Fluch vorher nach dem Vaterunserläuten, und ging zur Tür hinaus.

Der Alte schüttelte seine grauen Locken und seufzte vor sich hin: „Werd' mich hoffentlich bald schlafen legen, find' mich nit mehr zurecht in der Welt."

Da trat der Nachbar ein, ein Schuhmacher. Der trug nur ein paar dünne Beine und ein frommverdrießliches Gesicht durchs Leben, aber, wie man beim ersten Eindruck bemerken konnte, keine Geschichte, so wie der Alte sie an seiner Person hängen hatte. So etwas stand dem andern weder im Gesicht, noch auf dem Anzug, noch auf seinem ganzen Gebaren geschrieben, obwohl er höchstens zehn Jahre jünger sein mochte.

„Wie hat euch dem Pfarr' sein' Predigt gefallen, Nachbar?"

„Gut." Das kam sehr unfreundlich heraus, der Besuch kam dem Alten sehr ungelegen.

„Gut? Wenn er nur von euern Äckern und Wiesen spricht, macht er's allemal gut. Daß er aber so wenig von der Schlechtigkeit der Menschen predigt, von der Erbsünd', das kümmert euch wenig?"

„Kenn' euer Lied schon. Seid nur auf zwei Ding' geeicht. Erst wollt ihr den rabenschwarzen Teufel an die Wand gemalt haben und dann die weißen Engel mit Unschuldskleidern. Trotz euren Pechfingern rechnet ihr euch zu den letztern, während ihr die andern Leut' am liebsten beim rabenschwarzen Teufel sucht. Wenn die zwei Bilder nit kommen, ist die Predigt bei euch allemal falsch."

„Bei mir nit, bei der Bibel!" zischte der andere.

„So wie die Leut' von euerm Schlag die Bibel nehmen!" polterte der Alte und stand auf. „Will mich aber heut nit ärgern, heut erst recht nit. Und ich wiederhol', die Predigt hat mir ausnehmend gut gefallen."

„Trotz dem Gleichnis vom Luftschiff, das der Pfarr' gebraucht hat?" fragte der Dünnbeinige lauernd: „Is doch sonst nit eure Art, die neumod'schen Sachen gutzuheißen."

„Über das Gleichnis steht mir so wenig ein Urteil zu wie euch."

Jetzt war's mit dem Alten fertig. Unbekümmert um seinen Besuch griff er nach seiner am Türhaken hängenden Kappe und ging hinaus. Dem Schuster blieb nichts anderes übrig, als hinter ihm ebenfalls das Haus zu verlassen.

Der Alte sah ihm böse nach, bis dessen langen Beine im Nachbarhaus verschwunden waren.

Dann stapfte er vorwärts, dem Feld zu, und hatte nicht einmal ein Scheltwort für die Buben, die auf den Wiesen Ball spielten und sich, so bald sie den „Propheten" entdeckten, ganz offensichtlich durch Kichern und einander zugleich mit dem Ball zugeworfene Bemerkungen über ihn lustig machten.

Er war so in Gedanken versunken, daß er zusammenschrak, als er sich plötzlich angeredet hörte.

„Sie denken noch über die Predigt nach, Herr Leonhard? Ich kann mir's denken, warum."

Der Lehrer war's, der ihn einholte.

„So? Das können Sie sich denken?" Das kam so grollend heraus, daß der Lehrer sogleich fortfuhr:

„Sie gestatten doch, daß ich Sie ein Stückchen begleite, Herr Leonhard? Ich benutze die letzte Vormittagsstunde vom Sonntag gern zu einem Spaziergang."

„Hab' nix dagegen, Herr Lehrer. Aber woher wissen Sie, was ich über die Predigt denk?"

Der andere lachte ihm ungeniert ins Gesicht.

„Na, wegen des Luftschiffvergleichs. Als ich die Sätze hörte, hab' ich gleich nach Ihrem Presbyterstuhl heruntergesehen. Aber Sie verstehen's weislich, Ihr Gesicht auch bei solchen Überraschungen in der Gewalt zu behalten."

Der Alte erwiderte nichts. Doch der Lehrer fuhr fort:

„Übrigens hatte ich mir für den heutigen Gottesdienst überhaupt so etwas gedacht."

„So?" Nun blieb der andere stehen. „Ich wüßt' nit, daß mir der heutig' Schriftabschnitt je schon Gelegenheit gegeben hätt', an Luftballons und dergleichen zu denken. Die gab's doch zum Glück damals noch nit, als unser Herr auf der Erd' ging."

„Allerdings nicht. Aber Sie wissen wohl noch nicht, daß heute nachmittag ein Zeppelin hier bei uns vorbeifahren wird?"

Die Verblüffung des Alten war eine vollständige. „Was? Wie? Ein —?!"

„Zeppelin. Es hat in der Zeitung gestanden."

„Ich les' kein' Zeitung."

„Das weiß ich. Darum sah ich im Gottesdienst auch sofort zu Ihrem Kirchenstuhl hinunter, Herr Leonhard. Außer dem Herrn Pfarrer und mir wird's überhaupt niemand wissen. Die Bauern haben zu dieser Jahreszeit Wichtigeres zu tun, als Zeitungen zu lesen."

„Gott sei Lob und Dank! Die Zeitungen hat der Teufel ersonnen."

„Kann sein, Herr Leonhard. Aber die Welt ist nun einmal nicht mehr ohne sie zu denken."



„Meine braucht noch keine. Meine braucht überhaupt diese neumod'schen Erfindungen nit, weder Sä- noch Dreschmaschinen, vor allem auch keine Luftschiffe. Ich kann mir die Dinger überhaupt nit recht vorstellen. Und darum geh' ich am liebsten allein für mich, wie Sie sehen. Denn die andern all, auch mein eigner Tochtermann, sie denken sich doch 'ne andre Welt wie ich."

„Aber Sie müssen doch zugeben, daß der Vergleich, den der Herr Pfarrer machte, den Text vorzüglich illustriert hat?"

„Sie müssen bei mir auch die Fremdwörter weglassen, wenn ich Ihre Red' verstehn soll, Herr Lehrer. Auf die bin ich nit geeicht. Mein' Muttersprach' langt gottlob für mein' Gedanken immer noch."

„Der Hieb saß, Herr Leonhard. Ich fand nur im Augenblick kein passendes deutsches Wort für das, was ich ausdrücken wollte."

„Das is es ja, Herr Lehrer. Sie fanden nit schnell ein passendes. Die Leut' haben sich überhaupt schon mit so viel fremden Federn geschmückt, daß man den alten Gockel bald nit mehr kennt. Und, um wieder aufs Luftschiff zu kommen, meinen Sie wirklich, daß wir Menschen dazu vom Herrgott in die Welt geschickt wären, daß wir da oben in der Luft rumfliegen sollen? Er hat uns so wenig Flügel gegeben wie Schwimmfüß'. Wir sollen fein demütig auf dem Land bleiben und im Schweiß unsers Angesichts unser Brot essen. Die Menschen in ihren Automobilen brechen zuletzt 's Genick, und die da oben in der Luft erst recht."

„Nicht wahr, Herr Leonhard, Sie sind auch noch nie in einer Eisenbahn gefahren? Hab' mal so etwas erzählen hören."

„Hab's meiner Mutter selig auf dem Sterbebett versprochen, es in meinem Leben nit zu tun, und hab' mein Wort bis zur Stund' noch gehalten."

„Wenn aber endlich einmal eine solche Eisenbahn hier durch unsere Gemarkung gebaut würde, wie fleißig angestrebt wird, könnten viele, vor allem auch Ihr Herr Schwiegersohn, ein gut Stück Geld verdienen."

„Ich beiß' auf den Köder nit, Herr Lehrer. Das müssen Sie andern sagen, mir nit."

„Sie bleiben sich auch darin konsequent. Ach so, das ist wieder so ein strafbares Fremdwort."

„Merken Sie's selbst, wie viel nit in Sie 'neingehört? Die Fremdwörter sind noch das allerwenigst' dabei. Die tät' ich noch in Kauf nehmen. Wenn nur die neuen Gedanken nit wären!"

„Herr Leonhard, die Gedanken aber sind's, durch die die Welt vorwärts gebracht wird."

„Gedanken und Gedanken sind zwei Dinge, Herr Lehrer. Das müssen Sie doch als ein Lehrer sehr gut wissen, schon bei Ihren Kindern in der Schul'. Ich weiß wohl, was die Gedanken für 'ne Bedeutung haben. Drum hab' ich auch meine eignen, und die sind's grad, die mir sagen, daß den Menschen ihre neumod'schen Gedanken sich ein bißchen zu weit von der harten, langbebauten Scholle weg verlieren. Sie steigen zu hoch, so wie ich mir das bei den Luftschiffern denk', und der Sturz wird hernach um so tiefer. Ich bin ein alter Mann und werd's ja nit mehr erleben. Aber Sie, Herr Lehrer, wenn Sie noch recht lang auf der Welt sind, was ich Ihnen von Herzen wünsch', Sie können so was noch mal erleben. Oder meinen Sie, daß die Welt durch all ihre Erfindungen und ihre Neuheiten zufriedner geworden sei? Im Gegenteil, immer unzufriedner. Und bei unserm eignen Gesind' geht dies Elend längst an. Die tu'n auch schon so, als wären sie's selbst gewesen, die das neu' Pulver fanden, und dabei kann kaum noch eins ordentlich den Stall misten."

„So wie Sie die Sache auffassen, haben Sie schon ganz recht, Herr Leonhard. Aber — können Sie etwas daran ändern? Die Welt entwickelt sich mit Naturnotwendigkeit vorwärts. Ist's da nicht besser, man schwimmt einfach mit, als daß man sich gegen den Strom wehrt?"

„Nie!"

Als der alte Mann das Wort sprach — d. h. er schrie es mehr, als daß er's sprach, — klang's wie ein Schwur. Und der Lehrer begriff aufs neue, warum der Dorfwitz diesem hartnäckigen Einspänner den Namen Prophet gegeben hatte. —

Mittlerweile waren sie auf einer Anhöhe angelangt, von der sie einen freien Blick über die Dorfgemarkung hatten. Der Alte blieb stehen und faltete die Hände. Er sprach jetzt nichts, aber wie er dastand, sah er tatsächlich wie ein Prophet aus, der sich berufen fühlte, über das Geschick dieses schönen Stückchens bebauter Erde zu wachen, wie ein Wächter der Geschichte des ganzen Dorfes da unten und seiner Bewohner. Der Lehrer schwieg auch, und auch an sein Herz schlugen die Wellen des Empfindungslebens des Alten neben ihm. Er wagte nicht, das Schweigen dieses zu unterbrechen.

Endlich rief der alte Bauer: „Und da brauchen Sie noch nach Luftschiffen zu gaffen?"

Dabei hob er beide Arme, als wolle er das ganze Land segnen, und murmelte Worte für sich, die der Lehrer nicht verstand. Doch dieser dachte bei sich, gerade so müsse einst auch Moses auf dem Berg gestanden haben, als es galt, durch das Aufheben seiner Arme die Amalekiter im Tal zu besiegen.

Plötzlich wandte sich der Alte nach ihm um. „Herr Lehrer, wenn Sie Ihren Schulkindern eins geben wollen, dann geben Sie ihnen die Achtung vor dem Stückchen Welt da vor uns, an dem die Arbeit von vielen tausend Händen hängt, die längst haben Pflug und Hacke niederlegen und Feierabend machen müssen. Das is noch die best' Predigt für sie. Die macht sie wenigstens besser. Verstehn Sie mich wohl?"

Der Lehrer nickte nur, sprechen konnte er jetzt nicht. Er fühlte, wie recht der Alte hatte.

„Und Sä- und Dreschmaschinen und wie sie all heißen, die Dinger, die mögen wohl was Gutes bringen. Ich will's nit mehr in Abred' stellen. Wenn sie nur nit selbst so hungrig den warmen Odem des Ackers auffingen, so daß der Bauer den nit mehr so nah, so unmittelbar hat wie einst, als unsereins noch auf dem Acker dort unten — sehen Sie, Herr Lehrer, den dort neben dem Klümpchen Wachholderbüschen mein' ich — all Tag' die ewig' Wahrheit des Schriftworts fühlt,

daß unser Leben, wenn's köstlich is, Müh und Arbeit is. Und die gute Sonne da oben" — der Alte hob wie verklärt seine Augen zum Himmel — die Sonne —"

Alles weitere erstarb ihm auf den Lippen. Er vergaß sogar den Mund wieder zu schließen. Der Zeppelin, großmächtig und majestätisch, kam an. In voller Fahrt kam er gerade auf ihren Hügel zu. Jauchzend fing sein gewaltiger, starrer Leib die leuchtenden Sonnenstrahlen auf.

Je näher er kam, um so lauter wurde das Geräusch der Propeller, und um so schneller schien die Fahrt.

Der Alte hatte noch immer seine Arme erhoben. Er erlebte das Wunder der neuen Zeit, und wagte kaum zu atmen. Und als das Luftschiff gerade über ihnen war und aus der Gondel zum Gruß Taschentücher winkten, liefen dem Manne die Tränen über die welken Wangen.

Drunten aber im Dorf wurden viele Stimmen lebendig; alles schrie.

Und schon schwebte der weiße Koloß in der Ferne und das Geräusch der Motoren wurde leiser und leiser.

Endlich kam der Alte aus seiner Erstarrung zurück.

„Ich will heim." Mehr sprach er nicht, mehr konnte er nicht.

„Haben Sie ihn jetzt gesehen, den Zeppelin?"

Erst unterwegs gab der die Antwort.

„Ja" — das war schon mehr ein Seufzer — „jetzt weiß ich, daß die neue Zeit hat kommen müssen. Meine aber mußt' schlafen gehen, — und ich will auch bald schlafen gehn. Ich fühl's, ich bin müd'."

„So bald hoffentlich noch nicht, Herr Leonhard. Sie werden sich schon zurechtfinden auch in der neuen Welt. Vielleicht besser als andere. Wer sich in der alten zurechtfand, tut's auch in der neuen. Wer offene Augen hat, ist heut so gut wie gestern auf dem rechten Platz."

Da sah der Bauer den Lehrer fragend an; der aber vollendete noch eifriger: „Was Sie aber sahen, das sah von den vielen Schreiern dort unten im Dorf wohl nicht einer. Sie haben den Odem — so nannten Sie's doch selbst — der neuen Zeit gefühlt. Das Unpersönliche aber, das Sie durch alle die modernen Schöpfungen für den Bauer befürchten, kann Ihnen selbst keine Einbuße bringen. Aber allerdings schon ein Zeppelin hatte zu Ihnen kommen müssen, um Sie für diese neue Zeit zu Gast zu bitten."

„Zu mir wollt' er doch nit?! Kaum daß ich ihn ansah, war er schon fort. Dort hinter den Tannen is er verschwunden."

„Der kurze Augenblick hatte aber genügt, Ihnen so etwas wie eine Offenbarung zu geben." —

Sie waren schon dicht vor dem Dorf, da blieb der Alte noch einmal stehen.

„Ob ich's wirklich noch fertig bring', umzulernen? Aber mag mir's gelingen oder nit, ich selbst, ich will und werd' bleiben, der ich war, auch wenn die Buben mir noch lauter den Prophet nachrufen."

„Dumme Buben, Herr Leonhard!"

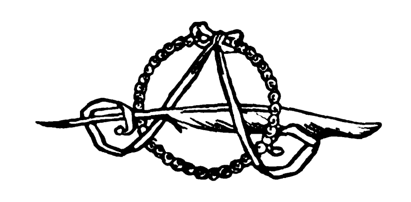
„Die aber unbewußt mitunter was Richt'ges sagen." Der Alte richtete sich auf. „Gut, ich will ein Zeuge der verschwundenen Tage auch in der neuen Zeit bleiben. Die Vergangenheit hat auch ihr Gutes gehabt, und wir sind in ihr auch starke und frohe Menschen gewesen. Adieu, Herr Lehrer, und nix für ungut; ich bin ja trotz allem längst ein alter Mann geworden. Und daran is auch durch den nix mehr zu ändern." Deutete dabei nach der Richtung, in der das Luftschiff verschwand. „Hier trennen sich unsere Wege."



In deine Hand.

Nimm meine irrende Seele in deine Hand
Und zeig mir den Weg nach dem heiligen Heimatland.
Der Weg zur Sonne ist steinig und weltenweit,
Mir graut vor der trostlosen, leeren Einsamkeit.
Ich hoffe auf dich. Du, gib mir Frieden und Ruh',
Gib mir die Sonne, sei mein Erlöser du.
Nach all der eisesstarrenden Winternacht
Zeig mir das Licht, das jauchzend am Himmel erwacht.
Lehr mich das Lachen wieder, das ich vergaß,
Da mir das Leid der Welt die Seele zerfraß.
Gib mir das Glück, das ich lange, lange verlor —
Heiland, Befreier, zieh mich zu dir empor.
Du meiner Qualen jauchzender, segnender Tod,
Du meines Lebens Wonne und höchste Not
In des Winters Eissturm, der Wüste glühendem Brand,
Nimm du meine irrende Seele in deine Hand.

Ella Louise Kohlhund.



Ihr Bruder.

Von Grete Massé.

Ihre Augen folgten allen seinen Bewegungen, ihre Ohren lauschten auf den Schall seiner Schritte, ihre Hände strickten und häkelten Dutzende kleiner Sächelchen für ihn und woben unsichtbar über seinem Haupte ein Netz, das immer dichter wurde, je älter er ward, bis es ihn zuletzt vom Kopf bis zu den Füßen einhüllte und alle seine blühende Kraft und seiner Jugend Übermut erstickte. Aber konnte er sich beklagen? Setzte er nicht nur Leben gegen Leben ein und Opfer gegen Opfer? Was wäre aus ihm geworden, dem schwachen, nahezu lebensunfähigen Nachkömmling, dem die Mutter gestorben, kaum daß er den ersten Schrei getan, wenn sie ihn nicht gehütet und gepflegt und seines Atems schwachen Hauch geschützt hätten, der so oft am Erlöschen war? Ihre Hände, die jetzt so welk und altmädchenhaft in Wolle und Seide und Garnen herumwühlten, waren sie nicht einmal weich und weiß gewesen und hatten sich doch von den Freuden und Rechten der Jugend abgewandt und nach seinen Kinderfingern gegriffen, daß er an ihnen lernte, wie gut es sich schreiten läßt, wenn man von liebenden Händen gehalten wird! Ihre Lippen, die jetzt so schmal und blaß und verkniffen törichtes Altweibergeschwätz schwatzten, hatten sie nicht einst rot und leuchtend in den blühenden Tag gelacht, und sich doch zu ihm niedergebeugt, um sein ängstliches Kinderweinen zu stillen und ihm Schlummerlieder vorzusingen? Sie hatten ihm ihre Jugend gegeben, auf daß er leben könnte, dann hatten sie seine Jugend genommen, auf daß sie leben könnten. Geben und nehmen, nehmen und geben, strömt es nicht von Haupt und Fuß zusammen wie zu einem lebendigen Herzen! Wer kann es trennen und eine Grenze ziehen?

Sie saßen alle vier um den großen Tisch im Wohnzimmer, Berta und Hedwig, Luise und Annchen. Bertas Hände strickten und strickten andauernd, endlos Pulswärmer, Schals und Strümpfe, die genügt hätten, um eine frierende Menschheit zu erwärmen. Hedwig las in der Bibel, mit dem knochigen Zeigefinger, den sie von Zeit zu Zeit mit den Lippen befeuchtete, langsam Blatt um Blatt umwendend. Luise schnitt das Brot und bereitete den Tee, und Annchen, die jüngste und zärtlichste von ihnen, trat von Zeit zu Zeit ans Fenster und spähte die Straße hinunter. Und dann, wenn die Stunde schlug, in der er zu kommen pflegte, wie sie sich aufrichteten und gespannt horchten, und wenn er die Türe öffnete, flog es nicht über ihre alten Gesichter wie ein zarter Rosenhauch? Richteten ihre Augen sich nicht auf ihn mit solcher Liebe, daß das Licht aus den vier Augenpaaren zu einem einzigen Strahl zusammenfloß, der ihn heranzog, wie ein gutes und sanftes Feuer? Und wäre er bis ans Ende der Welt gegangen, nie hätte er vergessen können, daß am Abend diese vier kleinen Wesen saßen und warteten, um aufzublühen unter dem Hauch der Frische, den er mit sich brachte, und hätte er sich auch die Ohren verstopft, er würde immer und immer ihren leisen, schleichenden Schritt hören, mit dem sie am Morgen vor seine Zimmertür kamen und den Laut ihrer flüsternden Stimmchen, die mit einer Sehnsucht und einer Inbrunst fragten: „Gustav, wachst Du?" wie vielleicht einmal der letzte Mensch, wenn alles um ihn versunken und schaurig öde, die Sonne, die er niemals zu sehen wieder glaubte, fragen wird: „Sonne, so scheinst du mir doch noch einmal?"

„Es ist der Frühling, der Revolutionär, der Empörer, der mir den Haß in die Seele wirft und mir mein Heim zur Hölle macht", dachte Gustav Bernhard Fridewold, als er den Weg zum Bahnhof hinunterschritt. „Wirft er nicht mir zum Hohn die blankesten Sonnenstrahlen auf das Pult, an dem ich arbeite, dehnt er sich nicht grün unter meinen Füßen, wenn ich aus dem Hause trete, schwillt er nicht vor mir empor als blaue, duftende Ferne, wenn ich nur den Blick erhebe. Oh, wie ich ihn hasse, den Gleißner und Lügner, den Bajazzo und Schellenträger. Alles Tand, alles Schweben, alles Fließen und Leuchten und Duften, ohne daß man es halten und fassen kann", und er ballte heimlich und ingrimmig seine Hand, als wollte er seinem bittersten Feinde den Todesstoß versetzen. Ach, Gustav Bernhard Fridewold, du großes Kind mit deiner zarten und sanften Seele, du kindischer Großer mit deinem törichten Versteckenspielenwollen. Der Frühling ist nicht dein Feind, er hat dir oft genug seine Syringenbüsche in den Weg gestellt, und die gelben Schifflein seiner Goldregenbäume dir zu Häupten schaukeln lassen, ohne daß es dir die Ruhe gestört und deine Sehnsucht erweckt hätte. Wenn die Tragik in dein Leben trat, so daß du deine Fesseln spürtest und die Schmarotzer sahst, die sich von deiner Kraft nährten, so trägt sie nicht das klare Götterantlitz des Frühlings. Deine Tragik sieht ganz anders aus! Sie geht tänzelnd und leicht einher, in den zierlichsten Lackstiefelchen, um den Rand ihres Hütchens und in das Braun ihrer Haare schmiegt sich das zarte Gewebe des weißen Schleiers, aus dem Spalt ihres Jacketts lugt kokett der Rand eines Spitzentaschentuchs neben einem Veilchenbukett hervor, und diese ganze, schöne und fröhliche Lebendigkeit trägt den schönen und fröhlichen und singenden Namen: Thea Severin.

Thea Severin! Wirbelwind du und Sonnenscheinchen, trotziges Seelchen du und böser, rücksichtsloser Uebermut, mußtest du kommen und den Brand tragen in ein stilles Haus, und ein spätes Feuer in ein stilles Gemüt und eine treue, dankbare Zärtlichkeit aufstacheln zur Empörung und zum Kampf? Strahle und funkle ihn nicht so siegessicher an, der vor dir steht, das Haupt gesenkt, schüchtern und linkisch. Vier kleine Schatten fallen zwischen dich und ihn, vier Paar schwache und alte Hände klammern sich an seinen Rock und der Segen, gewoben aus dem milden und innigen Gebet der Schwestern steht vor dir als feine, zarte und doch starke Mauer, über die du wohl hinwegsehen, die du aber nicht herunterreißen kannst.

„Gustav Bernhard Fridewold," sagst du, „weißt du,

was das Leben ist? Ein Nichts für den, der es nicht anruft und zu sich zwingt. Eine Vision, die vorübergleitet ohne Blut und Gut, wenn man sich ihm nicht jauchzend in die Arme wirft und sein Recht fordert, aber herrlicher Sturm und brausendes Glück und tiefer Trunk aus leuchtender Schale, wenn es erkennt, daß man seines Geistes ist und würdig seiner großen Gaben."

„Gustav Bernhard Fridewold," sagst du, „weißt du, was die Liebe ist? Vonsichwerfen aller Stützen und aufrecht auf schmalen Pfaden gehen, auf denen jeder andere stürzte, Abbrechen aller Brücken hinter sich, und arm und heimatlos die Fahrt antreten zu einem Neuland über zorniges Meer, einzig geführt und getragen von dem Segel seines eigenen Könnens, einzig geleitet von dem Sterne und dem Lichte seiner eigenen Glut. Ich weiß eine Stadt voll Arbeit und Tat, voll Menschen, die ein Werk und ein Ziel, eine Sehnsucht und einen Willen haben. Komm mit, komm mit heraus aus dieser kleinen, dumpfen Welt, in der der Alltag wie eine häßliche Spinne im Winkel hockt und Faden um Faden um den spinnt, der in seiner Nähe weilt, bis er häßlich und grau und farblos ist wie er, wenn er auch scheinbar noch umhergeht und spricht und lebt. Kommt mit hinaus aus dieser Enge, in der ich ersticke, laß uns hören, wie die Maschinen sausen und sehen, wie die Dinge leben, wie sie sich bewegen und Dienste tun, wie sie keuchen und ächzen, zischen und rasseln, gezwungen und getrieben von der Seele, die die Menschen ihnen verliehen. Laß uns sehen, wie durch den Nebel die bunten Lichter der Straßenbahnen schwanken, wie darin die runden Kugeln der Bogenlampen gleich weißen, leuchtenden Monden schweben, laß uns teilnehmen an dem Fieber und dem Rausch, der die Menge durchströmt, die an uns vorüberzieht, jeder Nerv lebt und bebt in ihnen, gehe mit ihnen, kämpfe mit ihnen, reg' dich wie sie, wehr dich wie sie, schaffe dir Platz wie sie, juble wie sie und klage wie sie, und du wirst es spüren bis ins tiefste Herz, daß du lebst. Komm mit!"

Er steht bestürzt, verwirrt und mitgerissen von der Glut der Worte vor Thea Severin. Frei sein wie die andern, leicht einherschreiten wie die andern, ohne diese Last der vier Schicksale auf sich, aus den kleinen Straßen, zwischen deren Steinen das Gras hervorsprießt, in die Großstadt hinein, mit Hand anlegen an das Denkmal der Zeit, daß sie aufrichten aus Stahl und Eisen und Draht, dem sie Bewegung geben und Triebkraft, das sie anfüllen mit dem Hauch ihres Geistes und der Spur ihres Wesens. Ein Entschluß, ein Ruck, und er fährt mit ihr hinein in die blühende Welt. Da schlägt es vom nahen Kirchturm acht. Das ist die Stunde, in der sie die Arbeit sinken lassen und horchen, in der in ihre stillen Gesichter der Ausdruck der Gespanntheit und Erwartung tritt.

Wer sitzt auf seinem Platz, wenn er nicht wiederkommt? Was fangen sie mit dem Rest ihres Lebens an, wenn er nicht da ist, der sie leitet und ihnen die Bahn vorzeichnet, wer schließt am Abend die Haustür, wenn er es nicht tut? Gehören sie nicht zu ihm, wie zu seinem Körper die Hände, wie zu seinem Herzen der leise, regelmäßige Schlag? Stolz handeln und sich sein Glück ertrotzen ist leicht für den, der alleine steht, aber unendlich schwer für den, an den sich hilflose Hände als letzten Halt klammern.

Er beugt sich zu ihr nieder, die frei und schön und fröhlich vor ihm steht und küßt sie auf den Mund.

„Ich kann nicht mit dir gehen, Thea, wenn du wüßtest, was es mich kostet. Leb wohl!" und er läßt ihre Hand so schnell fahren, als wäre sie eine sengende Flamme und stürzt aus dem Bahnhof hinaus, als könnten die Steine lebendig werden und ihn festhalten.

Erst an der Tür seines Hauses mäßigt er den Schritt, und als er in das Zimmer tritt, bleibt er an der Schwelle stehen und sieht sich um, als käme er aus einem tiefen Traum. Über dem Tisch brennt die Hängelampe, von dem Weiß des Tischtuches sticht grell das blaue Muster der Porzellanteller ab, neben ihnen in Reih und Glied wie kleine Soldaten Messerbänkchen und Glas. Sie sitzen schon an ihren Plätzen, aber sie essen nicht. Sie würden lieber vor Hunger sterben, als sich vom Brot oder Fleisch nehmen, bevor er begonnen, und ihre Blicke sind der Tür zugewendet und erwarten ihn. Die Luft im Zimmer ist ein wenig dumpf, denn sie fürchten sich vor dem Zug, die Decke des Zimmers ist niedrig, denn es ist noch das Elternhaus, das sie bewohnen, die Einrichtung ist spießbürgerhaft und die Bilder, die über dem Sofa hängen, langweilig und geschmacklos. Er sieht es zum erstenmal, spürt statt der Liebe, die ihn sonst gerührt und erfreut, nur die Enge und die Dumpfheit, in der er jetzt ausharren muß bis ans Ende seiner Tage. Der Narr, der er gewesen, der Narr! Daß er das Glück von sich gestoßen, daß er das Leben von sich gestoßen. Was war Thea Severin? Thea Severin war nichts, war eine Gleichgültigkeit, die ihn nicht berührte. Es war das Leben selbst gewesen, daß vor ihm gestanden und die Arme ausgebreitet. „Sieh, ich öffne dir die Tore weit", hatte es gesagt. „Schreite hinaus und die Welt liegt vor dir, die junge, junge Welt! Siehst du, wie sie die Pflugschaar durch den Boden ziehen, daß die weichen, feuchten, braunen Ackerkrumen zur Seite rollen? Siehst du, wie sie wandeln und mit runder, ausholender Gebärde die Saat über die lechzende Erde streuen. Ein Weilchen, ein Weilchen und Halm um Halm sprießt empor, und das Brot duftet dir entgegen. Sammle ein und teile aus, baue auf und reiße nieder, laß dir den Sturm um das Haupt wehen und über dir den Donner rollen, du bist herrlicher als Blitz und Donner, als Sturm und Strahl, denn deine Seele ist göttlich."

So hatte das Leben zu ihm gesprochen, und er hatte sich niedergebeugt und es geküßt und gesagt:

„Ich kann nicht mit dir gehen, wenn du wüßtest, was es mich kostet", und war davongelaufen, und es hatte sich in die Eisenbahn gesetzt und fuhr schön und strahlend hinein in die junge Welt, und die goldenen Tore fielen hinter ihm zu, und die Sterne erloschen, und die Blüten welkten, und der Nebel stieg und stieg, grau und weich und höher und höher bis an die Kehle, so daß man nicht mehr atmen konnte.

„Was hast du, Gustav, bist du krank? Du siehst so verstört aus und bist ganz bleich", und Annchen

schreitet mit ihren kleinen, behutsamen Schritten zärtlich und besorgt auf ihn zu.

Da bricht er los, Vorwürfe kommen ihm über die Lippen, die er nie gedacht, Worte und Bilder und Vorstellungen, die ihm nie zum Bewußtsein gekommen. Das Blut jagt ihm fiebernd durch den Körper, seine Gedanken überstürzen sich, und alle Klarheit, und Vernunft und Gerechtigkeit ist ihm geschwunden.

„Sie sitzen in warmen Kleidern am gedeckten Tische, ja?" ruft er. „Sie essen und trinken, ja! Aber wissen sie auch, was sie essen und trinken? Seine Jugend liegt vor ihnen auf dem Teller, und sie zerschneiden sie und verschlingen sie in kleinen Stücken, in die Gläser schenken sie sein Glück und trinken es schluckweis, damit es ihren Wangen Farbe gebe und ihren Gliedern Kraft. Sie stricken ihm Pulswärmer und binden ihm damit die Hände zu, häkeln Schals und erdrosseln ihn damit, schließen die Fenster und lassen die Vorhänge hinunter, damit er nicht sieht, daß da draußen das Leben steht und winkt. Aber er wird sich rächen. Er wird sie verlassen, wird in die Stadt gehen und die bunten Lichter schwanken sehen. Die Menschen darin tanzen und tragen Rosenkränze, und er wird mit ihnen tanzen und wird frei sein und glücklich sein."

Die Schwestern sitzen starr vor Staunen und sehen ihn an. Luise betet und betet in Herzensangst, Berta ist ans Fenster geflüchtet, Hedwig murmelt: „Er ist krank, er fiebert, man wird ihm ein Glas Zuckerwasser geben müssen", und nur in Annchens Augen ist ein Schein des Verstehens, und um ihren Mund lagert sich ein Zug unendlichen Schmerzes, unendlicher Liebe und ratloser Wehmut.

Er spricht weiter, berauscht sich selbst am Klang seiner Worte, findet Erleichterung, indem er mit den Armen herumfuchtelt, bis ihm endlich das Wort versagt, die ungestüme Flut seiner Aufregung zurückebbt und ihm die Besinnung wiederkehrt.

Sie haben sich lange zueinandergesetzt, ducken sich zusammen, schmiegen sich aneinander und halten sich an den Händen. Sie sitzen da wie kleine, graue Vöglein, über deren Nest der Sturm hinbraust, sie möchten die Hände ausstrecken und abwehren und können es nicht, möchten weinen und können es nicht. Verschüchtert und kraftlos sitzen sie da und halten einander an den Händen.

Und Gustav Bernhard Fridewold sieht auf sie hernieder und sieht sie erzittern unter der Angst, die er über sie gebracht, und Gustav Bernhard Fridewold sieht auf sie hernieder und sinnt und schämt sich. Das sind nicht mehr seine vier sanften Schwestern, die da sitzen und sich an den Händen halten, tausend und tausend Frauen sitzen da, die ganze Menschheit sitzt da und hält sich an den Händen, und einer klammert sich an den andern in Angst vor dem Leben, zu dem man sie erweckt, und das sie nicht verstehen, und in Angst vor dem Tod, in den sie müssen, und den sie nicht verstehen. Endlos ist die Kette, Generation reiht sich an Generation und klammert sich mit der einen Hand an die Vergangenheit und mit der andern an die Zukunft. Einmal kommt für jeden die Stunde, in der er sich frei machen möchte von den Händen, die er hält und an denen er sich hält, in der er frei und glückselig hinausschreiten möchte in das Land und siegreich neue Wege ziehn. Aber sie hängen sich an ihn und halten ihn zurück, und er vergißt, daß er geträumt, das Leben hätte ihn, gerade ihn herausgerufen aus der Schar und ihm die Lasten von den Schultern genommen, damit er aufrecht schreiten könne, und er kehrt zurück in den Kreis, reiht sich an die Kette und streckt wie alle die Hände aus nach rechts und links, damit er halte und gehalten werde.

Zwiespalt.

Ich fragte nach den Menschen nie;
Ich hab' als Kameraden
Die Arbeit nur und — Phantasie
Mir in mein Haus geladen.

Am liebsten streift' ich durch die Welt
Und hätt' um keinen Sorgen,
Und baute heute hier mein Zelt
Und zöge weiter morgen.

Was kümmern denn die Menschen mich?
Hab' trotzig ich gesagt,
Und — wein' doch manchmal bitterlich,
Weil keiner nach mir fragt.

Elfriede Paul.

Bücherbesprechungen.

Student-Philhellene-Musikant. Memoirenbücher sind jetzt Mode. Vollste Vorsicht ist daher geboten. Die „Irrfahrten des Daniel Elster" muß man aber passieren lassen. Mit gezogenem Hut und salutierendem Degen! Der Degen muß dabei sein; denn diese von Hanns Martin Elster neubearbeiteten und herausgegebenen Erinnerungen (2 Bände, Verlag Robert Lutz, Stuttgart) sind voll Lärm und Streit, voll Klang und Sang, voll Mut und Treu. Ein deutsches Abenteurerleben, das kühn und knorrig aus den Bubenbeinen durchs Gymnasium zur Universität wächst, wo das Leben gierig auf den Burschen wartet. Zu Leipzig wird Daniel Elster Frankone, später Thuringe, als Delegierter der Leipziger Landsmannschaften zieht er zum Wartburgfest der Jenenser. Eigenart rührt sich, Duelle kommen, der Senior wird kouleurmüde; der rohe Ton und die rein äußerliche



Altertümelei der Burschenschafter stoßen ihn ab; der Mediziner, der erst Theologe war, entschließt sich zum Studium; er will zum Doktor promovieren. Weder der Vater der dem kraftgenialischen Sohne zürnt, noch der vergebens ersehnte Schwiegervater schießen das nötige Geld vor. Er bummelt neuerlich, verkommt und entschließt sich, mit andern, als echtes, grenzenlos idealschwärmerisches Kind seiner tatgierigen, äußerlich untätigen Zeit (Biedermeierzeit!), den südamerikanischen Provinzen im Freiheitskampf wider Spanien beizustehen. Er zieht, immer auf den Spuren der Werber der jungen Republiken, als eine Art akademisch-musizierender Vagabund durch Deutschland, Holland, Frankreich. Ein Seesturm, ein räuberischer Überfall, die jeder für sich als dauernde Erzählungsgeißel eines Spießbürgers fungieren würden, werden im Vorübergehen abgemacht. Zu Paris verhaftet man die Obdachlosen als gefährliche, Königsmord wälzende Demagogen und stellt ihnen kurzentschlossen frei, sich zum Beweise ihrer Königstreue für französische Dienste anwerben zu lassen. So wird Daniel Elster Fremdenlegionär! Das schauerliche Schicksal des Tapfern beginnt!

Härte und Roheit werden sein Umgang, Saubohnen seine Nahrung, Krankheit und Tod seine allernächsten Widersacher. In Korsika tagelange Märsche und Fluchtversuche, Kämpfe mit Gendarmen! Elster wird endlich musikalischer Lehrer der Frau Obristin, die sich für ihn verwendet; er avanziert zum Amanuensis des Regimentsarztes, und wird schließlich durch einen Krankheitsschwindel entlassen. Sein deutsches Heimweh erwacht, er eilt heim, zum Vater und zur Geliebten, in Würzburg will er sein Studium beenden. Von neuem greift des Schicksals verfluchte Tatze ins Räderwerk seines Lebens; er muß ein Duell bestehen, sein Gegner fällt, Elster flüchtet, er wird, mit der Heimat und allem zerfallen, Philhellene!

Durch die Schweiz geht's zum Mittelmeer, zur Überfahrt nach Griechenland. Sturm, Meuterei, Krankheit geben das Geleite; Franzosen und Deutsche geraten hart aneinander. Die Feuertaufe ist unblutig! Nun hetzt ein Erleben das andere: Korinth, Argos, Akrokorinth, Thermopylen und eine Liebesgeschichte, zusamt griechischer Untreue und griechischen Greueltaten, Sonderpläne, Diebstähle, Intrigen, Mord, Fahnenflucht, Wahrsagungen, schreckliche Gewitter in großer Landschaft, griechischer Nationalgesang, Tod der Freunde, Hunger, Reiterangriffe, Proviantmangel, Duell, Verrätereien, Räuber, eine Amazone, Streifzüge und Gefechte, Schlachten, neuer Verrat, Heldenmut, „Wir haben alles verloren, nur unsere Ehre nicht!“ Weiter schlingt sich der Hexensabbath des Erlebens und Erleidens: Schwindler, Seuchen, Spitäler, Meutereien, Undank, abenteuerliche Seefahrten, Schatzgräbereien, eine tragische Liebesstunde beenden des bettelarmen Abenteurers Griechenfahrt. Nun greift die Kultur wieder ein: Elster gibt im Orient, in den ihn das Geschick verschlägt, Konzerte, er verdient Geld, er erlebt abermals Ungeheures und gelangt endlich fieberkrank nach Marseille zurück. Er beginnt Künstlerfahrten durch Frankreich, wird schweizerischer Musiklehrer, später Professor. Briefe aus der Heimat rufen und locken, Daniel Elster findet seine Liebe und wird glücklich.

Der hetzende Rhythmus des Lebens ist in den zwei umfangreichen Bänden gefesselt, er hallt und schreit aus jeder Zeile, aus jedem Wort, das der kraftvolle Mann niederschrieb, der ein wackerer Lebenskämpfer war. Blitzartig erhellen sich weite Strecken deutscher Entwicklung, unerahnte Einblicke in vergangene Zeiten fremder Völker ergeben sich, Völker, die zurzeit wieder im Vordergrunde des europäischen Interesses stehen. Was hundert Kulturgeschichten nicht vermitteln: konkrete Kulturbilder mit dem Auge eines Mitkämpfenden gesehen — Daniel Elsters Irrfahrten bieten sie! Wen das Leben zu solchem Erleben aussucht und daraus errettet, den liebt es und: den das Leben liebt, nur der kann uns Wertvolles geben! Daniel Elsters Irrfahrten sollten in jedes Mannes und Jünglings Herz und Kopf ziehen, denn diese Memoiren sind von einem Reinen, Festen, von einem Idealisten geschrieben, der Mann und Mensch blieb, der die edlen Keime der Menschenseele in sich trug und sie im harten Ringen, auf der Schaubühne des Seins, nicht dorren ließ, sondern sie zum ragenden Baume großzog, was letzte und höchste Daseinsverpflichtung ist und stets sein wird.

Walter von Molo.

Ausgegeben am 29. März 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Vikar Körner und die Wandervögel.

Erzählung

von

Reinhard Roehle.

2. Fortsetzung.

Von dem heißen Wunsche beseelt, für seine Herzensnöte Verständnis zu finden, wendete sich nun Arnold an seine Mutter. Aus jedem seiner Worte klang heraus, wie tief ihn dieses Erlebnis bewegte.

Ohne zu unterbrechen, hörte sie zu, aber ihre zusammengekniffenen Lippen und der starre Ausdruck ihrer Augen verrieten nur zu deutlich ihre Gedanken.

„Gott sei Dank, daß es noch nicht zu spät ist!“ atmete sie am Schluß erleichtert auf.

Da trat neben die Elternliebe eine große Bitterkeit drohend in ihres Sohnes Herz.

„Daß auch du so wenig Vertrauen zu mir hast, tut weh“, sagte er halblaut.

„Liebe macht bekanntlich blind“, erwiderte sie, indem sie mit den Fingern nervös auf der Tischplatte trommelte. „Muß man dir wirklich erst sagen, wie oft sich hochbedeutende Männer an Frauen gekettet haben, deren Unwürdigkeit alle anderen Menschen sogleich erkannten. Damit will ich natürlich nicht sagen, daß Fräulein Buchner unwürdig wäre, eines tüchtigen Mannes Frau zu sein“, fuhr sie schnell fort, als ein unwillkürliches Zusammenzucken ihres Sohnes ihr sagte, daß sie zu weit gegangen war.

„Arnold, ich habe mir die Sache reiflich überlegt“, nahm nun der Oberhofprediger das Wort. „Dein Lebensglück steht auf dem Spiel, und wir beide wären die letzten, ihm in den Weg zu treten. Bei ruhigerem Nachdenken wirst du aber auch unsere schweren Bedenken verstehen. Du weißt, auf welche Karriere du mit ziemlicher Bestimmtheit rechnen kannst. Serenissimus fragt

oft nach dir, und die Prinzen haben dich ebensowenig vergessen. Prüfe selbst, in welche Lage du kämest, wenn deine Frau den gesellschaftlichen Anforderungen nicht gewachsen wäre!"

„Du hast mich nicht verstanden. Ich wiederhole noch einmal: sie ist durchaus kein ungebildetes Mädchen und würde jeder Gesellschaft, in der die Menschen nach ihrem inneren Wert beurteilt werden, zur Zierde gereichen. Aber ihr wollt mich nicht verstehen, weil ihr für eure ehrgeizigen Pläne fürchtet", rief Arnold in plötzlich ausbrechender Erbitterung.

Mit eisiger Miene machte sein Vater eine abwehrende Handbewegung.

„Bitte! Ländliche Manieren sind in meinem Hause nicht angebracht. — Alles, um was ich dich dringend bitte, ist: nichts zu überstürzen. Die Rücksicht, die du deinem Freund schuldig zu sein glaubst, unterstützt meine Bitte. Nehmen wir an, Fräulein Buchner habe wirklich Mangold geliebt, und sei nur durch dein stummes Werben vorübergehend dieser Liebe untreu geworden. Die Widerstandsfähigkeit eines Mädchens gegen eine solche Versuchung ist nicht groß, wenn der andere Teil so zurückhaltend ist wie dein Freund. — Wie leicht kann es aber sein, daß sie schon bald ihre Untreue gegen sich selbst bereut. Und dann wäret ihr alle drei unglücklich."

„Ich möchte lieber meine Liebe begraben, als Ingeborg Buchner dadurch unglücklich zu machen", sagte Arnold und blickte starr vor sich.

Das Gesicht seines Vaters erhellte sich für einen flüchtigen Augenblick, nahm aber sofort wieder den vorigen Ernst an.

In viel sanfterem Ton fuhr er eindringlich fort:

„Gönne also vor allem dem Mädchen Zeit, sich über ihr eigenes Herz klar zu werden und sei in der nächsten Zeit besonders zurückhaltend im Verkehr mit ihr. Dein — hm — übertrieben warmes Kompliment war natürlich höchst überflüssig, aber nur ein sehr berechnendes Mädchen würde es zum Vorwand nehmen, einen Mann dauernd an sich zu fesseln. Fräulein Buchner ist natürlich viel zu hochherzig dazu. Sie wird bald wieder Vertrauen zu dir fassen, wenn sie sieht, daß du ihr nicht mit unehrenhaften Absichten nahst, und dir auch ferner ihre Freundschaft schenken, an der dir so viel gelegen scheint."

„Unehrenhafte Absichten! Welch häßliches Wort in Verbindung mit meinem Jungen!" murmelte seine Frau und schüttelte sich.

„Du hast vielleicht recht!" sagte Arnold nach einer kurzen Pause und fuhr sich nachdenklich über die Stirn. „Ich muß ihr Zeit lassen."

Sein Vater nickte befriedigt und reichte ihm die Hand.

„Das Mädchen, das du uns nach ruhiger Wahl als deine künftige Frau vorstellen wirst, soll uns herzlich willkommen sein", sagte er herzlich. „Natürlich hat es nun vorläufig keinen Zweck, mit Mangold zu sprechen. Bist du am Ende deines Aufenthaltes in Wiesenborn immer noch überzeugt, in Fräulein Buchner eine für dich passende Lebensgefährtin gefunden zu haben, dann werden wir dir unseren Segen nicht vorenthalten."

„Aber Ingeborg von Weyerstahl?" fragte seine Frau zögernd.

„Sollst sehen, wie schnell die mich vergessen haben wird", erwiderte Arnold lächelnd.

„Und ich hoffte doch so bestimmt . . ."

„Vertrauen wir jetzt ruhig auf Arnolds Urteilsfähigkeit", unterbrach ihr Mann den weinerlichen Einwurf. „Sein Schutzgeist hat ihn zu rechter Zeit zu uns geführt, und vielleicht wird er einst diese Stunde segnen. — Trinken wir noch ein Glas Wein, alter Junge?"

„Wenn ihr erlaubt, möchte ich lieber bald zu Bett gehen, denn ich will mit dem Frühzug zurückfahren", erwiderte Arnold aufstehend. „Mein Kopf ist so verwirrt, daß ich euch jetzt ein schlechter Gesellschafter wäre. Gestattet, daß ich mich auf mein Zimmer zurückziehe."

„Schon?" fragte seine Mutter enttäuscht. „Dann müssen wir beide jetzt schon Abschied nehmen, denn du weißt ja, daß ich nach solchem Tag wie heute vor Mittag nicht aufstehen darf."

„Lebe wohl, Arnold, und beherzige meine Worte", sagte der Oberhofprediger mit kräftigem Händedruck.

Arnold küßte seine Eltern auf die Stirn und ging hinaus.

„Eine schöne Geschichte hat er sich da eingebrockt!" sagte Frau Körner händeringend, als seine Schritte verhallten. „Ich weiß nicht,

der Junge kommt mir heute merkwürdig verändert vor."

„Mach' dir weiter keine Gedanken darüber, jetzt wird er bald geheilt sein," beruhigte sie ihr Gatte und lachte lautlos vor sich hin. „Eine kleine, ungefährliche Entgleisung war's, weiter nichts."

Mit diesen Worten zündete er umständlich eine Henry Clay an, läutete dann dem Diener und verlangte die Abendzeitung.

II.

Mit ungewöhnlicher Strenge hielt in diesem Jahr der Winter seinen Einzug in den Odenwald. Drei Wochen fehlten noch bis zum Jahresschluß, und schon breitete sich eine dicke Schneedecke über die Erde.

„Wo die Kinder nur bleiben!" sagte Fräulein Buchner eines Abends, als sie mit ihrem Bruder und dem Vikar, der zur gewohnten Zeit zum Abendessen heruntergekommen war, an dem gedeckten Tisch saß. Wohl zum zehntenmal innerhalb der letzten fünf Minuten blickte sie von ihrer Handarbeit zu der alten Standuhr auf, deren schwerer Pendelschlag fast das einzige Geräusch bildete.

„Der Zug wird halt Verspätung haben," brummte ihres Bruders tiefe Stimme zwischen zwei Zügen aus seiner langen Pfeife, deren Mundstück aber nicht das Gehege seiner Zähne verließ. Der Leitartikel seiner Zeitung nahm anscheinend seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Tante Minchen war nicht in der Stimmung, sich mit so wenigen Worten abspeisen zu lassen. Sie hatte den ganzen Nachmittag ihre üble Laune bezwungen, doch diese war durch das vergebliche Warten während der letzten Viertelstunde so gewachsen, daß sie sich Luft machen mußte.

Mit einem energischen Ruck legte sie ihr Strickzeug auf den Schoß und wendete sich an den ihr gegenübersitzenden Vikar, der zum Zeitvertreib in seiner Brieftasche blätterte und mit halb belustigten, halb spöttischen Blicken die beiden beobachtete. Doch schnell trat der Ausdruck respektvoller Aufmerksamkeit in seine Züge, als Tante Minchen das Wort an ihn richtete.

„Sagen Sie einmal ganz offen, Herr Vikar, halten Sie es für richtig, daß das zehnjährige Kind ohne den Schutz Erwachsener zu dieser Tageszeit bei Schneegestöber noch unterwegs ist? Wie leicht kann es sich erkälten, wenn es aus dem überheizten Eisenbahnwagen in die kalte Winterluft kommt! Die Sorge über das Wohl und die Erziehung der übrigen Kinder ist mir ja längst aus der Hand genommen worden, aber für Liselotte fühle ich mich verantwortlich." Ein ergebungsvoller Seufzer schloß die sich überhastenden Worte.

Arnold Körner wurde der peinlichen Aufgabe überhoben, in dieser heiklen Frage Partei ergreifen zu müssen. Mit einem bedauernden Blick nahm Pfarrer Buchner von seiner Lektüre Abschied und sagte ruhig, indem er das Blatt zusammenfaltete:

„Besinne dich doch, Minchen, haben nicht auch wir beide die Freuden des Weihnachtsmarktes kosten dürfen? Mir wenigstens ist heutigentags noch die kleine Budenstadt mit ihren Herrlichkeiten und vor allem ihren verführerischen Pfefferkuchendüften eine liebe Erinnerung. Soll ich wegen der Möglichkeit eines Schnupfens meinem Liselchen solche dauerhaften Kindheitseindrücke vorenthalten? Im Weihnachtsmarkt steckt noch ein Stück der alten Zeit; dank der Warenhäuser wird er bald genug der Verganhenheit angehören."

„Unsere Eltern waren aber bei uns," erwiderte seine Schwester in unverminderter Kampfesstimmung.

„Inge, Eva und Alexander lassen gewiß die Kleine nicht aus den Augen," erwiderte der Pfarrer ungeduldig.

„Die brauchen selbst noch Aufsicht," kam es prompt zurück. „Traurig genug, daß es so ist."

Ehrliche Entrüstung klang aus ihren Worten. Bei ihrem energischen Nicken, mit dem sie ihre Aussprüche bekräftigte, rutschte ihre schwarze Spitzenhaube immer tiefer auf die Seite und der Vikar hielt sich schon bereit, sie von der Erde aufzuheben, wenn ein erneutes Nicken ihr den letzten Halt rauben würde.

Pfarrer Buchner ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen. Bedächtig strich er seinen stattlichen Vollbart, und seine Augen blitzten schalkhaft, als er nach einer kleine Pause mit dem harmlosesten Gesicht sagte:

„Machen wir uns doch nichts vor, Minchen. Dein ganzer Kummer ist, daß die Kleine heute ausnahmsweise an der Besprechung der Wandervögel teilnehmen durfte."

Als ob sie nur auf dieses Stichwort gewartet hätte, richtete Tante Minchen ihren langen schmalen Oberkörper kerzengerade in die Höhe und sagte würdevoll:

„Ich habe noch in der Küche zu tun. Glücklicherweise stehe ich mit meiner Ansicht über den Wandervogel nicht allein und kann getrost dem Herrn Vikar die Verteidigung meines Standpunktes überlassen."

„Der wird sich hüten!" rief Buchner lachend und nahm nun doch die Pfeife aus dem Mund. „Glaubst du, der Herr Vikar wäre blind und sähe nicht, wie prächtig sich die Kinder jedes in seiner Art entwickeln, trotz oder richtiger, infolge meiner Erziehungsmethode, die ihnen so weit wie nur möglich volle Freiheit läßt? Meinst du, ihm ginge nicht auch das Herz auf, wenn er die vier mit den an Leib und Seele gesunden Wandervögeln hinausziehen und voll der schönsten Eindrücke heimkehren sieht? Zu Balköniginnen werden die Mädel dabei allerdings nicht ausgebildet und Alexander legt weniger Wert darauf, einen eleganten Anzug zu tragen, als der Herr Vikar in seinem Alter gewiß schon tat. — Bleib doch, Minchen."

Aber seine Schwester schloß lauter die Tür hinter sich, als unbedingt nötig gewesen wäre.

„E i n e n Gegner habe ich glücklich in die Flucht geschlagen," sagte Buchner und schüttelte sich vor Lachen. „Und nun kommt der andere dran. Aber ehe ich weiter ironisch werde, lieber Herr Vikar, eine Frage: Haben Sie wirklich besondere Lust, das Vertrauen meiner Schwester zu rechtfertigen? Ich denke, wir lassen's bleiben und verderben uns nicht den Appetit zum Abendessen."

Er mußte wohl das gezwungene Lächeln des Vikars als ein Zeichen des Einverständnisses ansehen, denn ohne eine Antwort abzuwarten paffte er ein paarmal rasch hintereinander dicke Rauchwolken in die Luft und war wenige Augenblicke später wieder vollständig in seine Zeitung vertieft.

Nein, der Vikar hatte durchaus keine Lust mit diesem Mann zu streiten, der so lange unter Bauern lebte, daß er manches von ihrer urwüchsigen Lebensart angenommen hatte und den angeborenen Widerwillen des kultivierten Städters gegen den Verzicht auf seine Umgangsformen sicherlich nicht teilte.

In der letzten Zeit hatte Arnold Körner auf die Gefahr hin, falsch beurteilt zu werden, beharrlich geschwiegen, wenn an diesem Tisch Anschauungen laut wurden, die den seinigen entgegenliefen. Was hätte es auch für einen Zweck gehabt? Sein Aufenthalt in diesem Hause näherte sich seinem Ende, und dann nahm ihn wieder die Welt auf, in der er groß geworden war.

Aber freuen konnte er sich bei diesem Gedanken nicht. Trotz alles Trennenden zog ihn immer mehr eine starke Macht in seinem Innern gewaltsam zu diesen prächtigen Menschen hin, deren Leben klar vor aller Augen lag, frei von Falsch und Heuchelei, frei von allen Unwahrhaftigkeiten, die er erst hier streng zu beurteilen gelernt hatte. Hier waren ihm allmählich für die Schattenseiten einer zu weit getriebenen Verfeinerung, bei der das Ästhetische viel mehr als das Ethische maßgebend war, die Augen aufgegangen, und manche harten Urteile seines Freundes, die er früher dessen Verständnislosigkeit für andere Gesellschaftskreise zugeschrieben hatte, kamen ihm jetzt unwillkürlich ins Gedächtnis zurück, ohne den leisesten Protest zu wecken.

Er streckte seine Brieftasche ein, kreuzte die Arme über der Brust und blickte gedankenvoll im Zimmer umher.

Die Arbeitstische an den Fenstern, die Gitarren an den Wänden, — alles erinnerte ihn an die jungen Menschenkinder, die dieses große Haus so mit Leben füllten, daß es ihm leer und ungemütlich erschien, wenn seine Wände nicht von ihren Stimmen widerhallten.

Die Gitarren! Wie oft hatte er oben in seinem Zimmer ein Buch aus der Hand sinken lassen und mit geschlossenen Augen den alten Volksliedern gelauscht, die hier zu neuem Leben erweckt wurden, und schnell ihren Weg in das Dorf fanden? Wie oft hatte er in der warmen Jahreszeit beobachtet, daß Vorübergehende stehen blieben, ein Stückchen Melodie erhaschten und es beim Weitergehen vor sich hinpfiffen! Mehr als einmal war ihm bei seinen Gängen durch das Dorf aufgefallen, daß ihm die Lieblingslieder der Mädchen selbst aus ärmlichen Hütten ent-

gegenklangen und der mühseligen Tagesarbeit ein wenig Fröhlichkeit beigesellten.

Über Alexanders Platz hingen Kästen voll bunter Schmetterlinge, bei deren Anordnung er selbst mitgewirkt hatte. Der frische Bengel hatte sich ihm immer mehr angeschlossen, gleich Liselotte, die mit Vorliebe seine Knie zum Sitzplatz erkor und dem Dorfschneider, der die ruinierten Bügelfalten wieder herstellen mußte, mit dieser Vertraulichkeit manchen Groschen zu verdienen gab.

Denn wenn ihr Vater, der sich gewöhnlich geduldig von ihr mißhandeln ließ, ihr gar zu dicke Rauchwolken ins Gesicht blies, um den Quälgeist zu vertreiben, ließ sie mit Vorliebe an dem Vikar ihr Zärtlichkeitsbedürfnis aus; und dem innerlich immer mehr vereinsamten Mann tat die Liebe des Kindes so wohl, daß er es ruhig gewähren ließ, wenn er auch nie ohne wehe Erinnerungen über ihr blondes Haar streicheln konnte.

Selbst Eva war er näher gekommen, vielleicht, weil er ihre Scherze geduldiger über sich ergehen ließ. Es war, als ob alle ihn für das entschädigen wollten, was er unwiderbringlich verloren hatte und so schmerzlich vermißte: das alte vertrauliche Verhältnis zu Ingeborg.

Getreulich hatte er den Rat seines Vaters befolgt, aber bald erkennen müssen, daß dieses Mädchen von einem unüberwindlichen Mißtrauen, wenn nicht gar Haß, gegen ihn erfüllt war.

In den ersten Tagen nach seiner Rückkehr aus dem Elternhaus fragte er sich oft bestürzt, ob er nicht doch blind gewesen sei, so groß war die Veränderung ihres ganzen Wesens. Ihren Geschwistern gegenüber war sie von einer Reizbarkeit, die er früher nie an ihr beobachtet hatte, und bei den Gesprächen am Familientisch äußerte sie oft Ansichten, die ihn beunruhigten und durch den scharfen Gegensatz zu seinen vorangegangenen Worten tief verwundeten. Selbst ihr Vater schüttelte zuweilen mißbilligend den Kopf, wenn sie, die sich sonst bereitwillig von einem Irrtum überzeugen ließ, dem Vikar in einem ganz fremden, kalten Ton widersprach, ganz unsinnige Behauptungen durch immer verworrenere Gedankengänge zu stützen suchte und schließlich den Tränen nahe den Kampfplatz verließ, wenn sie ihre schwache Stellung nicht länger zu behaupten vermochte.

„Frauenart, Herr Vikar, das darf man nicht tragisch nehmen. Über Nacht wird sie schon zur Vernunft kommen," sagte dann wohl ihr Vater entschuldigend, wenn Arnold Körner ihn ganz ratlos ansah.

Diese Zeichen einer inneren Zerissenheit hielten jedoch nicht lange an. Ihren Angehörigen gegenüber wurde Ingeborg bald wieder die alte, und nur ein aufmerksamer Beobachter hätte feststellen können, daß ihr Verhältnis zu dem Vikar ein anderes geworden war.

Seit dem Beginn des Wintersemesters fuhr sie mehrmals wöchentlich in die Stadt, um an der Hochschule einige kunstgeschichtliche Vorträge zu hören, deren Ausarbeitung sie die meisten Abende widmete. Tagsüber half sie mehr als je zuvor im Haushalt, und so ergab es sich ganz von selbst, daß sie nie mehr mit dem Vikar allein blieb. Auch im Verkehr mit ihm trat allmählich wieder ihr freundliches Wesen zutage, doch die herzliche Vertraulichkeit, die ihn so beglückt hatte, stellte sich nicht wieder ein. Nie geschah es mehr, daß sie bei der Auswahl von Büchern seinen Rat einholte oder ihn um eine Erklärung bat. Versuchte er selbst auf die zarteste Weise die zerrissene Verbindung wieder herzustellen, dann ließ sie ihn deutlich verstehen, wie unerwünscht ihr dies war.

So blieb Arnold Körner nichts übrig, als seine still genährte Hoffnung, ihre Freundschaft, wenn nicht ihre Liebe, wiederzugewinnen, zu Grabe zu tragen. In vielen schlaflosen Nächten hatte er einen verzweifelten Kampf gegen sein heißes Begehren gekämpft, bis endlich eine tiefe Resignation an dessen Stelle trat. Von den Worten seines Vaters unterstützt, wurde allmählich seine alte Überzeugung wieder lebendig, daß Ingeborg Mangold liebe, und jetzt dem Manne zürne, der sie, wenn auch nur für kurze Zeit, in dieser Liebe schwankend gemacht hatte.

In seiner wehmütigen Entsagung suchte er Trost in den Gedanken, daß der Lenker unserer Geschicke wohl wissen werde, warum er diese Waldblume nicht in einen Boden verpflanzen lasse, der ihren Lebensbedingungen nicht entsprach.

Auch während Arnold Körner heute Pfarrer Buchner stumm gegenübersaß und wie meist in

einsamen Stunden an Ingeborg dachte, klammerte er sich an diese Vorstellung, ohne jedoch die Stimme seines Herzens, die keine Vernunftsgründe gelten ließ, zum Schweigen bringen zu können.

* * *

Lustig durcheinandersprechende Stimmen, die immer deutlicher von der Straße ins Zimmer drangen, führten seine Gedanken von ihrer Wanderung in die Vergangenheit schnell in die lebendige Wirklichkeit zurück.

Pfarrer Buchner ließ seine Zeitung sinken, und ein glücklicher Vaterstolz prägte sich in seinem gutmütigen breiten Gesicht aus, während er den Lebensäußerungen seiner Kinder lauschte.

„Nun braucht sich meine Schwester nicht länger zu sorgen", brummte er vergnügt.

Da streckte diese auch schon ihren Kopf zur Tür hinein, rief, ihren Groll anscheinend ganz vergessend: „Sie kommen!" und eilte dann schnell zur Haustür, um das gerade heimkommende junge Volk abzufangen, ehe es den mit Schmutz vermischten Schnee in die Stube trug.

„Heil!" schallte es ihr von vier fröhlichen Stimmen entgegen.

Kaum vermochte sie ihre Mahnungen zur Geltung zu bringen, so eilig hatten es alle, Hüte und Mäntel abzulegen und den Vater zu begrüßen. Liselotte begann schon auf dem Flur von all den herrlichen Eindrücken zu berichten, die an diesem Tag auf sie eingestürmt waren. Mit einem Jubelschrei flog sie ihrem Vater an den Hals, umschlang ihn stürmisch mit beiden Aermchen und ließ sich durch keine Tabakswolken verhindern, ihre Freude über das Wiedersehen nach der langen Trennung nach Herzenslust Ausdruck zu geben.

Der Vikar war aufgestanden. „Eine Woge köstlich kräftiger Winterluft bringen Sie uns mit", sagte er freundlich und reichte allen die Hand.

Tante Minchen konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß eine qualmende Pfeife bekanntlich nicht die Eigenschaft besäße, die Zimmerluft zu verbessern. Aber an solche harmlosen Sticheleien war ihr Bruder viel zu sehr gewöhnt, als daß sie noch Eindruck gemacht hätten. Voll Stolz betrachtete er die von der Kälte geröteten gesunden Gesichter seines Vierblattes, und wenn er auch nur einen kleinen Teil von dem verstand, was die vier Münder gleichzeitig auf ihn einredeten, so wehrte er ihnen doch nicht, sondern ließ die Redeströme über sich wegbrausen und weidete seine Augen an dem Anblick der von funkelnden Augen belebten Mienen.

Vergebens suchte sich Tante Minchen der Kleinsten zu bemächtigen und fragte unaufhörlich: „Tut dir auch nichts weh? Bist du auch nicht müde, Liselchen? Hast du auch nicht gehustet?" Doch der kleine Blondkopf schüttelte nur abwehrend seine Locken und schrie mit voller Lungenkraft in den Lärm:

. . . .„ und wunderschöne Puppen habe ich gesehen und Inge haben die Wandervögel . . . ."

Entrüstungsrufe von allen Seiten schnitten ihr grausam das Wort ab.

„Ach ja," sagte sie kleinlaut, „das Schönste sollte ja zuletzt kommen."

Tante Minchens Geduld war zu Ende. Sie konnte das Durcheinander nicht länger mit ansehen und mahnte so gebieterisch, die Plätze einzunehmen, daß niemand zu widersprechen wagte.

Das Tischgebet brachte einen Augenblick Ruhe in die Gesellschaft. Liselotte zwang sich zur Andacht, indem sie ihre Stirn in strenge Falten zog und starr auf ihre gefalteten Hände blickte; doch kaum hatte sie Amen gesagt, so verwandelte sich die andachtsvolle Beterin blitzschnell wieder in ein unermüdliches Plappermäulchen.

Nach einer sehr karg bemessenen Anstandspause folgte in völlig verändertem, durchaus weltlichem Ton:

„Jetzt könntest du es doch eigentlich Vater erzählen, Inge, es ist ja doch schon halb heraus!"

„Ich bin schrecklich neugierig", sagte Pfarrer Buchner, wenn auch ohne große Überzeugung. Auch der Vikar sah Ingeborg, die ihm gegenüber saß, erwartungsvoll an und bat ebenfalls, der Gesellschaft eine anscheinend so interessante Neuigkeit nicht länger vorzuenthalten.

Das junge Mädchen ärgerte sich über sich selbst, daß sie bei seinen Worten errötete. Mit gemachter Gleichgültigkeit erwiderte sie:

„Ich fürchte, die Neuigkeit ist für Sie viel weniger interessant, als Sie erwarten. Ich bin nur zur Führerin gewählt worden und soll nächsten Sonntag meine erste Fahrt führen."

„Einstimmig!" riefen Alexander und Eva wie aus einem Munde.

Ingeborgs Voraussage bestätigte sich. Der Vikar sagte nur „Ach so", räusperte sich und bezeigte offenbar für das Stück Brot, das er gerade mit Butter bestrich, viel mehr Interesse als für diese Nachricht. Der Pfarrer und seine Schwester dagegen sprachen ihre lebhafte Freude über diese Auszeichnung aus, wußten sie doch, daß damit ein stiller Wunsch in Erfüllung gegangen war. Tante Minchen befriedigte sie noch aus einem anderen Grunde.

„So habt ihr euch also doch entschlossen, dem Wunsche eines großen Teiles der Eltern Rechnung zu tragen", begann sie in heimlichem Triumphgefühl. Nach einem befreiten Aufatmen fuhr sie, gegen den Vikar gewendet, fort: „Nun können wir beide unsere Stellung den Wandervögeln gegenüber einer Revision unterziehen, meine ich. Wenn jetzt die Ansichten verständiger Leute zum Siege gelangt sind, die getrennte Fahrten für Mädchen verlangen, dann fällt fort, was mich immer am meisten abgestoßen hat. — Aber was gibt es da zu lachen, Eva?" Ihre tadelnden Blicke begegneten Gesichter, die bei ihren Worten immer größere Mühe zu haben schienen, ernst zu bleiben.

„Was wird die für Augen machen!" lachte Alexander leise in seinen Teller hinein; doch noch nicht leise genug für die scharfen Ohren seiner Tante. Mit königlicher Würde verbat sie sich eine so respektlose Sprechweise und verlangte eine Erklärung für die ihrer Ansicht nach unmotivierte Fröhlichkeit.

„Weil's eben doch wieder eine gemischte Fahrt wird", sagte Alexander im Tone gekränkter Unschuld.

Die beiden Männer konnten ein Lächeln nicht unterdrücken, Tante Minchen dagegen tat, als ob sie nicht recht gehört habe, und die anderen lachten jetzt aus vollem Halse.

„Ja, Tantchen, es tut mir leid, daß ich dir eine so bittere Enttäuschung bereiten muß", begann Ingeborg das Mißverständnis aufzuklären. „Wir hatten wirklich schon zwei verschiedene Fahrten angesetzt; der Maler wollte die eine führen und ich die andere. Du bist eigentlich selbst die Ursache, daß es anders gekommen ist."

Tante Minchen legte vor Überraschung den schon zum Munde gehobenen Bissen auf den Teller zurück und sagte spitz: „Wieso, bitte?"

„Weil du verlangst, daß ich auf alle Fälle mit meinen Schwestern tippeln sollte", rief Alexander mit unverhohlener Schadenfreude dazwischen.

„Daß ein Bruder seine Schwester begleitet, ist doch wohl das Natürliche", erwiderte die Tante von oben herab.

„Das meinten auch der Heiner und der Friedel und der Maler und noch ein paar andere, deren Schwestern beim Wandervogel sind", sagte Eva und strich mit der unschuldigsten Miene ein paar widerspenstige, kastanienbraune Löckchen zurück, die ihr bei jeder Kopfbewegung in die Stirn fielen.

„Und da kam es auf ein paar mehr oder weniger doch nicht an!" rief Liselottes helles Stimmchen über den Tisch.

„Die großen Buben baten mich alle so inständig, sie auch mitzunehmen, daß ich es nicht über mich brachte, sie abzuweisen", nahm Ingeborg nun wieder das Wort. „Der Maler verzichtete sogar auf sein Führeramt zu meinen Gunsten, und jetzt habe ich sie alle zwei Tage lang unter meiner Fuchtel."

Fräulein Buchner schien ihren Ohren nicht zu trauen.

„Zwei Tage lang?" wiederholte sie, und zog ihre spärlichen Augenbrauen fast unnatürlich in die Höhe.

Wie hilfesuchend wendete sie sich an ihren Bruder; doch der tat, als sähe er nichts. Eifrig kauend blickte er mit stillvergnügtem Schmunzeln vor sich und vermied es schlau, den Augen seiner streitbaren Schwester zu begegnen. Mochten die Kinder ihre Sache selbst führen. Trat er ihnen mit der geringsten Unterstützung zur Seite, dann konnte er sicher sein, von seiner Schwester eine lange Rede über die Pflichten gewissenhafter Eltern im allgemeinen, und seine eigene Untauglichkeit zum Erzieher im besonderen zu erhalten; und die kannte er längst auswendig.

„Die vorjährige Weihnachtsfahrt war doch auch am vierten Advent und am Samstag vorher!" sagte Alexander in wenig freundlichem Ton.

„Wegen der dummen Schule geht's doch erst am Samstag nachmittag los, dann sind's doch

überhaupt nur anderthalb Tage!“ ließ sich nun auch Eva vernehmen.

Tante Minchen kam noch zur rechten Zeit zum Bewußtsein, daß ein formelles Verbot eher dazu angetan sein würde, ihre nicht auf festestem Grund gebaute Autorität noch mehr zu untergraben, als sie zu stützen. Aber ganz ohne den geringsten Erfolg wollte sie sich auch nicht vom Kampfplatz zurückziehen.

„Liselchen lasse ich aber keinesfalls zwei Tage fort“, erklärte sie in einem Ton, der von vornherein jeglichen Widerspruch abschnitt.

Die Gesichter der drei Großen zogen sich in die Länge, und Liselottes Augen füllten sich mit Tränen. Nur ein Machtwort des Vaters vermochte in solchen Fällen das Nesthäkchen der Gewalt der Tante zu entziehen. Erst heute war es gelungen, deshalb erschien es aussichtslos, so bald eine Wiederholung zu versuchen.

„Wohin soll denn diesmal die Reise gehn?“ mischte sich nun auch Arnold Körner in das Gespräch.

„Ich habe an Wallersbach gedacht“, erwiderte Ingeborg freundlich. „Als Pfarrer Mangold uns das letzte Mal besuchte, hat er mir versprochen, bei seinen Bauern gute Quartiere für die Wandervögel ausfindig zu machen, wenn einmal die Wahl auf sein Dorf fiele. Wenn Vater nichts dagegen hat, will ich bei ihm anfragen, ob sein Versprechen auch für den Winter gültig ist.“

„Das müßte aber bald geschehen“, sagte dieser. „Heute ist schon Montag, und übermorgen in acht Tagen Heiligabend.“

„So kurz vor dem Fest hat ein Pfarrer wohl Besseres zu tun, als für Wandervögel Quartier zu machen“, warf Tante Minchen mit spöttischem Lächeln ein.

„Um so schlimmer für ihn, wenn er leichtsinnig Versprechungen gibt“, lachte Buchner. „Übrigens, Herr Vikar, hatten Sie nicht die Absicht, den Besuch Ihres Freundes Mangold für einen Tagesausflug zum Vorwand zu nehmen? Ich glaube mich zu entsinnen, daß Sie davon sprachen.“

„Es wäre mir ein rechter Trost, wenn Sie mitgingen und ein Auge auf die Kinder hätten“, seufzte die Tante und sah Arnold Körner von der Seite mit ihrem verführerischsten Lächeln an.

„Hurra, der Herr Vikar soll mit den Wandervögeln tippeln!“ rief Alexander übermütig aus. Aber die Vorstellung flößte ihm doch sogleich Bedenken ein, und er ließ schnell den Vorbehalt folgen: „Dann dürfen Sie aber nicht über alles die Nase rümpfen!“

Der Tadel über seine Dreistigkeit ließ nicht lange auf sich warten.

„Es ist wirklich höchste Zeit, daß du dir bessere Manieren angewöhnst“, fuhr ihm seine Tante empört über den Mund. „Aber ein Wunder ist's nicht bei seinem Verkehr. Respekt vor älteren Leuten zu haben, ist altmodisch und abgetan. Es lebe die von der Kultur unbeleckte Natürlichkeit!“ rief sie ironisch aus.

Trotz seines Ärgers über den vorlauten Bengel konnte sich Arnold Körner eines Lächelns nicht erwehren. Dabei fiel ihm auf die Seele, daß er selbst den gutgemeinten Vorschlag der Tante nicht gerade auf die höflichste Weise durch eine Grimasse beantwortet hatte, und er sagte verbindlich:

„Sie können selbst kaum darüber im Zweifel sein, Fräulein Buchner, daß ich den Wandervögeln bei ihrer Weihnachtsfahrt ein wenig willkommener Gast wäre.“

Unwillkürlich suchten dabei seine Augen zu ergründen, wie Ingeborg diese Worte aufnahm, und er war schwach genug, zu hoffen, daß sie widersprechen werde.

Wirklich zuckte sie kaum merklich zusammen, und schien antworten zu wollen. Doch als sie, den Kopf erhebend, seinen prüfenden Blick auf sich ruhen fühlte, blieb sie stumm. Arnold Körner war der einzige, der das flüchtige Erröten bemerkte, das die gesunden Farben ihrer Wangen einen Augenblick noch verstärkte.

Tante Minchen war es sichtlich peinlich, daß niemand so höflich war, ihm zu widersprechen, und hielt sich für verpflichtet zum Trost zu sagen, daß sie sich für einen gebildeten Menschen allerdings eine bessere Gesellschaft zum gemeinsamen Wandern vorstellen könne, ganz abgesehen von dem Schlangenfraß, den ungeübte Hände am Lagerfeuer zusammenmanschten.

Eva und Alexander protestierten entrüstet gegen diesen Ausdruck, mußten aber kleinlaut zugeben, daß sie selbst von der höchst merkwürdigen Zusammenstellung improvisierter Kraftsuppen berichtet hatten.

„Aber geschmeckt hat's immer ganz herrlich!“ behaupteten sie mit Überzeugung, und da Inge-

borg und Liselotte lebhaft zustimmten, wahrte Tante Minchen ihre Stellung, indem sie mit nachsichtigem Lächeln zu dem Vikar sagte: „De gustibus non est disputandum."

Ihr Bruder bestätigte es lachend. Er wußte die Kochkunst seiner Schwester wohl zu schätzen und nahm gern die günstige Gelegenheit wahr, durch ein Lob des Abendessens Balsam in ihre Wunden zu gießen.

Damit war das Gespräch auf ein neues Thema gebracht. Die Kinder erzählten von ihren Erlebnissen in der Stadt, und Liselotte vergaß dabei ihren Schmerz, daß sie von der Weihnachtsfahrt ausgeschlossen bleiben sollte.

* * *

Pfarrer Mangolds Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Unter allgemeiner Spannung las Ingeborg den beim Frühstück versammelten Hausgenossen das Schreiben vor.

Es lautete:

„Liebes Fräulein Ingeborg, Sie können sich schwerlich einen Begriff von meiner Freude darüber machen, daß Ihre im Sommer geäußerte Absicht Wirklichkeit werden soll, und Sie mit Ihren Wandervögeln nach Wallersbach fliegen wollen. Schon heute heiße ich Sie alle herzlich willkommen! Wie werden die Geister meines ach so stillen Pfarrhauses aufhorchen, wenn auf einmal so viele fröhliche, junge Stimmen die Mauern von unten bis unters Dach mit frischem Leben füllen! Meine alte, treue Alwine, die mich als Säugling auf ihren Armen getragen hat, und heutigentags noch zuweilen vergißt, daß inzwischen das Verhältnis ein anderes geworden ist, hat zwar gehörig gebrummt. Doch diesmal nützte ihr alles nichts, und wir sind uns jetzt darüber einig, wie wir die ganze Schar unterbringen wollen. Der männliche Teil schläft auf Strohsäcken im Konfirmanden-Schulzimmer, die Mädchen dagegen finden oben in Alwines Nachbarschaft vier altväterliche, breite Betten vor, von denen jedes zwei junge Menschen gut beherbergen kann. Sie stammen aus dem Hausrat meiner Eltern, von dem ich mich glücklicherweise noch nicht zu trennen brauchte, da ich hier Platz im Überfluß habe. — Sie glauben gar nicht, wie froh ich bin, die ganze Gesellschaft bei mir unterbringen zu können, denn so willkommene Gäste hätte ich nur sehr ungern meinen Bauern überlassen. Einige Burschen und Mädchen sind schon beschäftigt, die Strohsäcke zu füllen. Auch sie freuen sich auf die Wandervögel, denn am Samstag abend soll es bei mir einen edlen Wettstreit geben, wer die schönsten Lieder singen kann. Auf frohes Wiedersehen!

Herzlichst Ihr Theodor Mangold.

P. S. Schönste Grüße an Ihre lieben Angehörigen und Freund Körner, dessen Aufenthalt in Ihrem Hause nun wohl bald zu Ende geht. Ich warte heute noch auf seinen versprochenen Besuch. Sollte es Ihrer Überredungskunst nicht gelingen, ihn mitzubringen? Oder verfolgt er immer noch den Wandervogel mit unchristlichem Haß? Wenn er mitkommt, überlasse ich ihm großmütig das Sofa und nehme gern mit einem Strohsack vorlieb. Ein Bett kann ich ihm nicht anbieten, da das meinige für diese Nacht eine Treppe höher wandert. D. O."

Mit strahlenden Mienen hatten Eva und Liselotte zugehört. Kaum war Ingeborg am Ende des Briefes angelangt, so jubelte Eva ein schallendes „Heil!" in die Luft und klatschte in die Hände; und als getreues Echo machte es ihr Liselotte nach, ohne daran zu denken, daß sie von dem überwältigenden Anerbieten nicht den geringsten Nutzen haben sollte, und sie bedauerte nur, daß Alexander, der in der Schule war, nicht sogleich an der Freude teilnehmen konnte.

„Ja, heil dem wackern Mangold!" sagte auch Pfarrer Buchner, und überflog schmunzelnd den ihm von Ingeborg über den Tisch gereichten Brief.

Tante Minchen war im ersten Augenblick sprachlos und schüttelte nur verwundert ihr graues Haupt. Daß die Kinder im Wallersbacher Pfarrhaus Unterkunft fanden, war ihr eine große Beruhigung, doch verbarg sie dieses Gefühl hinter den Worten:

„So rücksichtslos ist nur ein Junggeselle. Welche Arbeit er andern aufbürdet, wenn das ganze Haus auf den Kopf gestellt wird, bekümmert ihn wenig. Die arme alte Alwine und das Mädchen können einem leid tun!"

„Die finden im Dorf leicht Hilfe und werden sich hoffentlich keinen Schaden tun", erwiderte ihr Bruder lachend, indem er den Brief wieder in den Umschlag steckte. — „Hätten Sie eine

so tatkräftige Unterstützung von Ihrem Freund erwartet?“ wandte er sich dann an Arnold Körner. „Es ist wunderbar, wie Mangold sich geändert hat. Früher schien er mir immer das Leben von der schwersten Seite anzusehen, und ganz vergessen zu haben, daß er noch ein junger Mann war. Und nun ist ein so enthusiastischer Jugendfreund aus ihm geworden!“

Arnold Körner atmete tief auf. „Ich finde beneidenswert, daß es ihm möglich ist, solche Freude zu bereiten.“

„Andere Menschen glücklich zu machen, das war immer sein Wunsch“, sagte der Pfarrer kopfnickend.

„Und die Rücksicht auf seine eigene Bequemlichkeit wäre das Letzte gewesen, was ihn daran gehindert hätte“, fügte Ingeborg in warmem Ton hinzu.

Der Vikar sah sie ernst an.

„Ja, er ist ein prächtiger Mensch“, bestätigte er aus voller Überzeugung.

So schwer es ihm auch fiel, seine Miene der allgemeinen fröhlichen Stimmung anzupassen, so nahm er doch noch eine Weile an dem Gespräch teil, das oft von jubelnden Ausrufen erwartungsvoller Vorfreude unterbrochen wurde. Bald sah er aber ein, daß dieser quälende Zwang unnötig war, da alle von den Gedanken an die Weihnachtsfahrt erfüllt waren und niemand daran dachte, seinen wahren Gedanken nachzuspüren.

Arbeit vorschützend verließ er das Wohnzimmer und ging hinauf. Doch als er in müder Haltung auf seinem altväterlichen, lederbezogenen Lehnstuhl am Schreibtisch saß, nahm er nicht die Feder zur Hand.

Ja, ein Gefühl von Neid war in ihm aufgestiegen, als er die schönen, jugendfrischen Gesichter so aufleuchten sah. Leicht konnte er sich die glückliche Stimmung erklären, die aus Mangolds Brief sprach. Ingeborg ist's, auf deren Kommen er sich freut, klang es in seiner Brust, und ein nur zu gut bekanter, peinigender Schmerz bohrte dabei in seinem Herzen. Aus Sympathie für die Bestrebungen des Wandervogels allein hätte Mangold sicherlich nicht so kurz vor dem Weihnachtsfest, das jedes Pfarrers Zeit in besonderem Maße in Anspruch nimmt, so bereitwillig sein Haus auf den Kopf gestellt. Ingeborg hatte in ihrer offenen Art gezeigt, daß ihr Herz sie nach Wallersbach zog, und der Glückliche hatte sich die Botschaft richtig gedeutet. Nun war seiner Ungewißheit ein Ende gemacht, und er durfte glücklich sein. —

Nach einem vergeblichen Versuch, sich in seine Arbeit zu vertiefen, griff Arnold Körner zu Mantel, Hut und Stock, um durch einen Gang in der hellen Winterluft Ruhe und Klarheit wiederzugewinnen.

Als er an des Pfarrers Studierzimmer vorbeikam, rief ihm von drinnen die joviale Stimme Buchners zu:

„Sind Sie es, Herr Vikar? Bitte einen Augenblick!“

Ärgerlich über den Aufenthalt, trat er in das schon am Morgen von dicken Tabakswolken erfüllte Zimmer, darauf gefaßt, wie schon oft durch einen langen, wissenschaftlichen Disput in der schlechten Luft festgehalten zu werden.

Diesmal kam es anders.

Buchner reichte ihm von seinem Platz aus einen Brief entgegen, der sich durch Form und Siegel schon von außen als ein amtliches Schreiben zu erkennen gab.

„Dies fand ich eben bei den Akten, die ich vom Konsistorium erhielt. Vielleicht lesen Sie gleich hier, was drinsteht; könnte wohl' sein, daß es auch mich interessierte.“

Der Vikar erbat sich das Papiermesser, schnitt mit pedantischer Genauigkeit den Umschlag auf und überflog schnell die wenigen Zeilen.

„Eine besondere Überraschung scheints nicht zu sein“, sagte Buchner, als der Vikar den Bogen zusammenfaltete.

„Wie man's nehmen will“, lautete die von einem Achselzucken begleitete Antwort. „Da Sie sich gesund gemeldet haben und wieder selbst die Filialdörfer besuchen können, waren ja meine Tage hier gezählt. In den Weihnachtsfeiertagen soll ich Sie noch unterstützen und schon zu Neujahr als Pfarrer der Matthäusgemeinde mein neues Amt antreten.“

„Aber das ist ja . . . und das sagen Sie so gleichgültig, als ob es nichts Besonderes wäre!“ rief Buchner in höchstem Staunen. „Stadtpfarrer in Ihrem Alter! Ja, wer den Papst zum Vetter hat! . . . Welch verwöhntes Glückskind müssen Sie sein, daß diese Nachricht Sie so kalt läßt, bei der andere an Ihrer Stelle deckenhoch sprängen!“ fügte er nach einer kleinen Pause

kopfschüttelnd hinzu, als Körner durchaus keine Miene machte, etwas derartiges zu tun.

„Vor allem möchte ich Ihnen danken, Herr Pfarrer", kam es endlich von seinen Lippen. „Man hat sich gewiß bei Ihnen erkundigt, und ohne eine sehr günstige Auskunft von Ihnen hätte auch mein Vater, dessen Einfluß hierbei gewiß nicht unwirksam geblieben ist, kaum so viel für mich tun können. Ich weiß sehr wohl, daß ich die begehrte Stelle nicht meinem eigenen Verdienst verdanke; das ist's wohl, was mich daran hindert, auf die Berufung besonders stolz zu sein."

„Sie werden schon Ihre Sache gut machen", sagte Buchner, indem er sich schwerfällig erhob und den Vikar väterlich auf die Schulter klopfte. „Bei meiner Auskunft über Ihre Fähigkeiten habe ich nur die Wahrheit gesagt, — nein, doch nicht ganz, denn dann hätte ich schreiben müssen, daß Sie viel besser predigen, als ich selbst. Die Fähigkeit, meinen Bauern die harten Herzen zu öffnen, kann man nicht von Ihnen verlangen. Ich habe auch länger dazu gebraucht als ein paar Monate, und dringe auch heutigentags manchmal nicht hinein. Aber mit der städtischen Bevölkerung werden Sie schon gut umzugehen wissen, daran zweifle ich nicht. An gutem Willen hat's Ihnen ja auch hier nie gefehlt. Ich wünsche Ihnen von Herzen alles Gute für Ihr neues Amt."

Damit schüttelte er Arnold Körner als Ausdruck seiner guten Gesinnung gegen ihn so kräftig die Hand, daß dieser noch am Abend durch eine kleine Sehnenzerrung daran erinnert wurde.

* * *

Aus Tante Minchens Mund wurde an diesem Tage noch manche Verwünschung gegen den Wandervogel laut. Eva, die sich im Gegensatz zu ihrer älteren Schwester keineswegs durch Liebe zu den Wissenschaften auszeichnete, dafür aber von klein auf gut im Haushalt anzustellen war und eine grenzenlose Liebe für alles Viehzeug hatte, vergaß, ihren Pfleglingen, den Hühnern und Tauben, Futter zu geben, und ließ sogar den ganzen Tag lang ihren Kanarienvogel ohne Wasser.

„Du hast natürlich nur noch die Weihnachtsfahrt im Kopf!" bekam sie jedesmal zu hören.

Nicht viel besser erging es Ingeborg. Sie hatte vor einiger Zeit darum gebeten und auch durchgesetzt, daß sie nicht von kritischen Augen beaufsichtigt wurde, wenn sie kochte, und Tante Minchen mied an diesem Vormittag ostentativ die Küche. So geschah es, daß das Bohnengericht anbrannte, als Ingeborg nur für ganz kurze Zeit die Kochtöpfe sich selbst überließ, um schnell noch einmal ein Lied zu proben, dessen zweite Stimme Eva noch nicht ganz geläufig war.

Liselotte wurde ihrer Tante beinahe unausstehlich.

„Ich will auch gar nichts anderes von dir zu Weihnachten geschenkt bekommen, wenn du mich mit den Großen gehen läßt", schmeichelte sie in den süßesten Tönen; und wenn es ihr dann doch wieder nicht gelang, die Gestrenge umzustimmen, rannen schier unversiegliche Tränenbächlein über ihre roten Backen, und sie schluchzte, als ob ihr Kinderherz brechen sollte.

Ingeborg konnte diese Verzweiflung nicht lange mit ansehen und legte ein gutes Wort für die Kleine ein.

„Wenn wir bei fremden Menschen übernachteten, wäre es etwas anderes, aber im Wallersbacher Pfarrhaus! — Wir drei Großen lassen sie ganz gewiß keinen Augenblick ohne Aufsicht, und Pfarrer Mangold wird schon dafür sorgen, daß alle rechtzeitig schlafen gehen."

Als diese und ähnliche Vorstellungen nichts fruchteten, kam ihr plötzlich der Gedanke, daß der Widerstand wahrscheinlich sofort gebrochen wäre, wenn sich der Vikar entschlösse, seinen beabsichtigten Besuch in Wallersbach auf den Sonntag zu verlegen und am Abend den gleichen Zug wie die Wandervögel zur Heimfahrt zu benutzen. Aber sie brachte die Worte nicht über die Lippen, und ging mit leeren Händen zu Liselotte, um wenigstens durch freundliches Zureden ihren Schmerz zu lindern.

Beim Mittagessen hatte Arnold Körner auch den übrigen Familiengliedern gesagt, daß er bald das Haus verlassen werde, und in seiner höflichen Art zu Fräulein Buchner gewendet hinzugefügt, daß er gern an seinen Aufenthalt in Wiesenborn zurückdenken werde. Ein wärmerer Unterton hatte aber nicht aus diesen Worten herausgeklungen, dessen war Ingeborg gewiß.

Arnold Körners Gedanken bewegten sich nur in einer Richtung. Zwang er sie für kurze Zeit zu der religionsgeschichtlichen Studie, an der er gerade arbeitete, so stockte nach wenigen Zeilen

die sonst so flüchtige Feder. Und wenn er dann wie hypnotisiert auf das aufgeschlagene Buch starrte, wurden die Buchstaben immer verschwommener, bis plötzlich Ingeborgs Augen ihm entgegenstarrten, und allmählich das ganze liebe Gesicht in allen seinen Einzelheiten aus der Dämmerung deutlich hervortrat. Er sah jede kleine Locke der blonden Fülle, die das Antlitz wie mit einem leuchtenden Schein umrahmte. Er erkannte das stille Lächeln und den in eine unendliche Ferne gerichteten Blick, das Bild, das er als heimlicher Beobachter oft mit ästhetischem Genießen in sich aufgenommen hatte, wenn das große Mädchen an ihrem Platz am Fenster für kurze Zeit die Arbeit in den Schoß sinken ließ, und in weltvergessenem Träumen durch die Scheiben über die weite Ebene blickte, die von dem zuweilen geheimnisvoll aufblitzenden Silberband des Stromes am fernen Horizont abgeschlossen wurde.

Er trug dieses Bild noch in sich, als er von verzehrender Sehnsucht gepackt am Nachmittag abermals die stille Stube floh, in der er heute unwillkürlich auf jeden Ton lauschen mußte, der von unten heraufdrang. Nein, er wollte nun nicht länger dieser Stimmung nachgeben, die ihn so elend machte, und er schalt sich schlapp und energielos, weil er sich ihr so willig überließ.

Carlyles Mahnung: Arbeiten und nicht verzweifeln, kam ihm in den Sinn, und er sprang auf, entschlossen, sie unverzüglich zu befolgen.

Die Pflichten, die seiner heute warteten, waren ganz dazu angetan, seine Gedanken in eine andere Richtung zu zwingen. Er sollte zunächst den Sägmüller besuchen, dem ein Baumstamm den rechten Fuß gebrochen hatte. Der Sägmüller war Gemeinderat und Kirchenältester und durfte auf den Besuch des Pfarres rechnen, obgleich im übrigen seine Verbindung mit dem Pfarrhause wegen seines nicht ganz einwandfreien Lebenswandels nur sehr locker war. Und da Buchner wußte, daß der Alte jede Gelegenheit benutzte, um über seine Gegner im Dorfparlament herzuziehen, und auch voraussah, daß die erzwungene Untätigkeit die üble Laune keineswegs gemildert haben werde, überließ er diesen unbequemen Kranken mit reinem Gewissen seinem Vikar. Mochte der hier seine Menschenkenntnis erweitern und sich beim Anhören der langen Reden in Geduld üben.

Außerdem war die Annekatrin, ein altes Mütterchen, zu besuchen, das geduldig und gottergeben sein Ende erwartete, und eigentlich keines geistlichen Zuspruchs mehr bedurfte. Sie fühlte sich aber so geehrt, wenn außer den weiblichen Bewohnern des Pfarrhauses, die ihr nahrhafte Speisen brachten, auch von Zeit zu Zeit der Vikar oder der Pfarrer selbst kam, um nach ihr zu sehen, daß ihr fast täglich diese Freude bereitet wurde.

Der Sägmüller war heute in besonders ungnädiger Stimmung. Von dem „Stadtfrack", wie er den Vikar am Wirtshaustisch zu bezeichnen pflegte, ließ er sich schon gar nicht imponieren. Ganz nahe war dieser daran, anstelle begütigender Worte dem alten Nörgler einige kräftige Wahrheiten zu sagen. Aber das hatte Buchner sich selbst vorbehalten. So wurde Arnold Körners Selbstbeherrschung auf eine harte Probe gestellt, und er hatte genug damit zu tun, ein zorniges Aufbrausen zu unterdrücken, so daß andere Gedanken daneben gar nicht aufkommen konnten.

Den Besuch bei der alten Annekatrin sparte er sich bei seinen Rundgängen durchs Dorf immer bis zuletzt auf, als harmonischen Abschluß der verschiedenen Eindrücke von selbstverschuldetem und unverschuldetem Menschenleid, das auch unter den traulichen Dächern Wiesenborns in mancherlei Gestalt zu Hause war.

Mit der Zeit hatte er gelernt, zu diesen einfachen Leuten in Worten zu sprechen, die nicht nur in ihre Ohren drangen, und besonders in der letzten Zeit immer öfters den Eindruck mit heim genommen, daß es ihm gelungen war, als Seelsorger auf ihr Gemütsleben Einfluß zu gewinnen. Bei dem alten Mütterchen dagegen, das so gut in seinem großgedruckten, abgegriffenen Testament Bescheid wußte, war er selbst es, auf den der Besuch erbaulich wirkte.

Anfangs hatte ihn abgestoßen, daß sie sich so gern biblischer Ausdrücke bediente, gleich den alten Weibern, deren böses Mundwerk ortskundig war, die aber von gottgefälligen Redensarten überflossen, sobald sie es mit einem Bewohner des Pfarrhauses zu tun bekamen. Bald hatte er jedoch zu unterscheiden gelernt. Hier war ein Mensch, der aus dem Evangelium die Kraft schöpfte, voller Zuversicht und ohne Furcht dem Ende entgegenzusehen. Hier verlor der Tod wirklich seinen Schrecken. An manchen Sterbelagern hatte Arnold Körner schon gestanden, doch noch an keinem die feierliche Sammlung erlebt,

mit der die alte Annekatrin das Nahen des großen Friedensbringers erwartete. Sie hatte ihr ganzes, langes Leben nur schwere Arbeit gekannt und wacker geschafft, solange sie ihre gichtischen Glieder noch rühren konnte. Und als nun vor wenigen Wochen die Krankheit ihr die Arbeit aus der Hand nahm, war ihr das Ausruhen so ungewohnt, daß sie es nicht als eine Wohltat empfand. Sie fühlte sich überflüssig geworden und sehnte sich nach der Stimme, die sie rufen würde, das irdische Jammertal mit den ewigen Seligkeiten zu vertauschen. Von kindlichem Glauben an die himmlische Barmherzigkeit erfüllt, zweifelte sie keinen Augenblick, daß das Unvergängliche in ihr im Reiche Gottes einen guten Platz finden werde, und meinte jetzt schon zuweilen, das Rauschen der Engelsfittiche zu hören, die sie nach oben tragen sollten.

Es war still in der kleinen, lichtarmen Stube, als der Vikar eintrat. Die Kranke wendete ihm langsam ihr runzeliges Gesicht zu, während eine Nachbarin, die bei ihr gesessen hatte, dienstbeflissen aufsprang und wortreich berichtete, wie es der Annekatrin gehe, und was sie selbst schon getan habe, um ihr Linderung zu verschaffen. Denn heute habe sie es auf der Brust und könne nur schwer atmen.

Der Vikar rückte den Stuhl zum Kopfende des Bettes, um die schwache, stockende Stimme besser zu verstehen.

Die Alte war noch bei vollem Bewußtsein, doch sah er gleich, daß es mit ihr zu Ende ging. Mit einem müden Lächeln sagte sie, daß ihre Arme bleischwer geworden seien, und sie sich nun auch füttern lassen müsse. Dann bat sie ihn stockend und kaum vernehmbar, wieder mit ihr zu beten. Seine Stimme habe dann einen so guten Klang, und das habe ihr neulich so wohl getan.

Da faltete er die Hände und sprach, was das Herz ihm eingab. Und aus seiner eigenen bedrückten Stimmung heraus fand er Worte kindlicher Hingabe für seine Bitte an den himmlischen Vater, diese müde Seele gnädig in sein Reich aufzunehmen; und er fühlte dabei eine frohe Gewißheit, daß sie erfüllt werde.

Die Alte hielt ihre Augen geschlossen, als ob sie schliefe; aber der verklärte Ausdruck ihrer Züge und die sich lautlos bewegenden Lippen zeigten, daß sie begierig die frohe Botschaft in sich aufnahm.

Als er schwieg, nickte sie ihm dankbar zu. Und er streichelte mit seiner weichen, gepflegten Rechten ohne Scheu die braunen, runzligen Hände, die kraftlos auf der groben Bettdecke lagen.

Seine eigene Kümmernis war ganz vergessen. Hier war seine Brust ganz von dem Trost erfüllt, der für alle in dem ruhigen Heimgang eines gläubigen Menschen liegt, und der den Gedanken an das eigene Ende auch den in voller Lebenskraft Stehenden erträglich macht, die sich sonst gegen ihn wehren, als ob sie dadurch den unerbittlichen Sensenmann überhaupt von sich fernhalten könnten.

Dem ganz von seinem Amt erfüllten jungen Seelsorger war hier Ingeborg so fern gerückt, daß er überrascht zusammenfuhr, als ein vorsichtiges Öffnen der Haustür ihn veranlaßte, den Kopf zu wenden, und er sie eintreten sah.

Hinter ihr kam ein kleiner, dicker Mann mit glattrasiertem Gesicht zum Vorschein, — der Arzt, den sie unterwegs getroffen hatte. Ohne weitere Förmlichkeiten nahm dieser den Platz am Krankenbett ein, den ihm der Vikar sofort schweigend überließ. Er begann sogleich die Untersuchung, indem er die Uhr zog, um den Puls zu prüfen, und das Hörrohr an die abgemagerte Brust legte.

„Nur Geduld, Großmutter, wird schon wieder gut werden“, sagte er in seiner etwas derben, dabei aber freundlichen, aufmunternden Weise, die seine Patienten an ihm schätzten. „Eine feine, kräftige Suppe bringt Euch wieder Pfarrers Ingeborg; laßt sie Euch gut schmecken, das ist besser als alle Medizin. Nur für heute Nacht will ich Euch etwas aufschreiben, damit Ihr Ruhe habt.“

Damit zog er einen Rezeptblock aus der Brusttasche, kritzelte in kaum leserlicher Schrift wenige Zeilen und gab dann das Blatt der im Hintergrund stehenden Nachbarin, die es in die Apotheke tragen sollte.

„Das beste ist, wir lassen sie ganz in Ruhe“, sagte er dann leise zum Vikar.

„Ich war schon im Begriff, zu gehen“, antwortete dieser.

Der Arzt gab noch mit halblauter Stimme der Nachbarsfrau Verhaltungsmaßregeln. Ingeborg sprach zu der Kranken einige tröstende

Worte, und dann verließen die drei zusammen die ärmliche Hütte.

„Es steht wohl sehr schlecht mit ihr?" fragte Ingeborg traurig.

„Sie wird kaum noch die Nacht überleben", lautete der Bescheid des Arztes.

„Wozu aber noch das Tränklein, wenn Sie so genau wissen, daß Ihre Kunst doch versagt?" sagte der Vikar mit leisem Tadel. „Oder halten Sie es wirklich für richtig, den Dämmerzustand eines Sterbenden künstlich um einige Stunden zu verlängern?"

„Wenn Sie gesehen hätten, was ich verordnete, würden Sie nicht so sprechen", kam es gelassen zurück. „Morphium stand auf dem Zettel. Auf die Fähigkeit, das Herz durch Digitalis aufzupeitschen und dadurch das Leben um einige Leidensstunden zu verlängern, wie es leider noch heutigentags viele Kollegen für richtig halten, bin ich nicht stolz. Mit reinem Gewissen habe ich dagegen schon den Todeskampf abgekürzt, wenn ich einen Menschen schier unerträglich leiden sah."

Der Vikar mochte in diesem Augenblick dem robusten Landarzt nicht widersprechen, wenn ihm auch der Einwand auf der Zunge lag, daß es nicht allein gegen die menschlichen, sondern vor allem gegen die göttlichen Gesetze verstoße, das Leben eines Menschen zu verkürzen. Er empfand, daß der alte Mann an seiner Seite nicht leichtfertig handelte, sondern so, wie sein Gewissen es ihm gebot, und er schwieg daher.

„Wäre die alte Annekatrin nicht auch ohne das Morphium ganz ruhig eingeschlafen?" fragte Ingeborg nach einer kurzen Pause.

„Kann sein, vielleicht aber hätte eine furchtbare Atemnot sie noch gequält, und das wollte ich ihr ersparen. Sehen Sie nur mal den Herrn Vikar an, Fräulein Ingeborg. Er macht ein Gesicht, als ob er gerade überlegte, wie er einen so abgefeimten Verbrecher wie mich auf die schnellste Art dem Gericht überliefern könnte. Legen Sie ein gutes Wort für mich ein, Fräulein Ingeborg, auf Sie hört er gewiß. Guten Abend, meine Herrschaften, hier trennen sich auch räumlich unsere Wege."

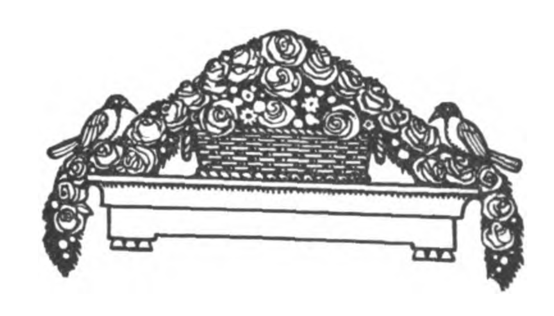
Er legte mit militärischem Gruß seine Rechte an die dicke Pelzmütze, zwinkerte dem jungen Mädchen aus seinen kleinen, grauen Augen zu, und bog in eine Seitengasse ein, ehe der Vikar ein Wort zu erwidern vermochte.

„Dieser Doktor hat etwas Spöttisches in seiner Art, das ich nicht leiden kann", stieß er nach einigen Schritten mißmutig hervor. „Käme Ihr Herr Vater nicht so gut mit ihm aus, so würde ich annehmen, daß es sich gegen unsern Stand richtet. Vielleicht tue ich ihm Unrecht. Aber nach diesem Besuch bei der alten, kranken Frau bin ich nicht in der Stimmung, zu scherzen."

Ingeborg übernahm mit Eifer die Verteidigung des Arztes und erzählte Beispiele von einer Menschenfreundlichkeit und Hilfsbereitschaft, die deutlich zeigten, daß die rauhe Außenseite ein warmes, mitfühlendes Herz barg. —

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Die Erzählung **„Vikar Körner und die Wandervögel"** von Reinhard Roehle erscheint mit Buchschmuck auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Die roten Riesen.

Roman aus dem Hellweg

von

Dietrich Darenberg.

---

10. Fortsetzung.

Frieda wollte heftig entgegnen; aber sie besann sich; denn sie dachte an ihren Vater, der immer gleich mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollte. Sie hatte genugsam erfahren, daß man damit nicht weit kam.

Sie wollte klüger sein.

Dann aber mußte man sich vor allen Dingen bezwingen und nicht gleich alle seine Karten aufdecken.

„Ja," sagte sie darum und bemühte sich, gelassen zu sein, „du hast recht; aber du mußt bedenken, daß ich mich erst in das Neue hineinfinden muß."

„Sei vernünftig, und nimm's nur nicht zu wichtig!"

Frieda gab darauf keine Antwort, und Henrich, der grundsätzlich nicht gern den Dingen auf den Grund ging, war es ganz recht, daß sie die Angelegenheit nicht weiter verfolgte.

Seine Gedanken weilten bereits bei einer Sache, die ihm bedeutend wichtiger erschien.

„Sag' mal," fragte er, „machen wir auch Kahlerts unsern Besuch?"

„Daran ist ja gar nicht zu denken!"

„Aber er gehört doch so halberlei zur Familie."

„Darauf wird er lange warten müssen. Ich habe gegen Kahlert und seine Frau nicht das geringste, und wenn die Geschichte mit Wilm nicht passiert wäre, hätte ich nichts dagegen einzuwenden, daß wir bei ihnen Besuch machten, obwohl ich weiß, daß mein Vater sehr böse darüber sein würde. Aber nun geht's nicht; denn sonst kommen wir mit Vater ganz auseinander. Und das hat keinen Zweck. Wenn Wilm schließlich zu Kreuz kriecht, dann wären wir die Dummen, die sich zwischen zwei Stühle gesetzt hätten."

„Glaube doch nicht, daß der das tut. Der hat auch den Perstingschen Dickschädel geerbt, und das nicht zu knapp!"

„Man kann alles nicht wissen."

„Mich soll's wahrhaftig wundern, wie das zu Ende gehen wird; aber so schlecht bin ich nicht, daß ich mich nicht über ein großes Versöhnungsfest freuen würde."

„Das gibt's nicht, wenn Wilm nicht vernünftig wird. Dazu kenne ich Vater viel zu genau, und mir wär's auch nicht recht, wenn so eine Lehrerin Frau Schulte-Persting würde."

„Du scheinst nicht viel von ihr zu halten."

„Sie hätte sich ja auch einen andern einfangen können als Wilm. Weshalb mußte es der gerade sein?"

„Einfangen? Die Wilm? Dann weißt du sehr wenig von der Sache; daran ist nicht im Traume zu denken. Die hätte alles andere eher als das getan; denn dazu ist sie viel zu stolz."

„So? Du scheinst sie ja sehr genau zu kennen. Du sprichst doch nicht aus der Erfahrung?"

„Bist du schon wieder bei der alten Litanei? Es wird nachgerade langweilig. Meinetwegen kann dein Herr Bruder heiraten, wen er will; mir ist es herzlich gleichgültig."

„Ja, du denkst nur von heut auf morgen."

„Was willst du damit sagen?"

„Wenn Wilm Kahlerts Schwägerin heiratet, wenn er's wirklich tut, dann bekommt er den Hof nicht."

Eine Weile schwieg Henrich.

„Es ist besser, daß wir davon nicht sprechen," sagte er dann.

„Ich meine ja auch nur so."

Aber es war wie ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen ihnen, daß sie nicht zu Kahlerts gingen. Henrich erwähnte kein Wort mehr davon.

Zwar hatte er bisher wirklich noch kaum daran gedacht, daß er einst der Erbe des Perstinghofes werden könne. Frieda rückte ihm diese

Möglichkeit zuerst deutlich vor Augen. Im Anfang berührte es ihn peinlich, und er hatte das Gefühl, Wilm unrecht zu tun. Henrich war von Natur gutmütig, und von Habsucht war er weit entfernt.

Aber wenn ihm der Schulte nun einmal seinen Hof übertragen wollte, nun, dann würde er nicht abwinken. Das konnte kein Mensch verlangen. Es stand ja bei Wilm, die Sache zu ändern.

Und wenn man nun mit der Möglichkeit rechnen mußte, so war's auch nicht nötig, den alten Schulte vor den Kopf zu stoßen. Es lag zudem wenig daran, ob man mit Kahlert verkehrte oder nicht.

Allzu lange aber weilte Henrich bei diesen Gedanken nicht; denn er hielt es für eine Torheit, so weit voraus in die Zukunft sehen zu wollen. Wer wußte, was die kommenden Tage brachten!

Es war am besten, daß man genoß, was die Gegenwart bot.

* * *

Die paar Ferienwochen verschwanden Helene wie im Fluge. Sie hatte sich nach wenigen Tagen schon eingelebt und fühlte sich recht glücklich in dem Hause Onkel Gottfrieds.

Zum Grübeln und Nachdenken blieb ihr auch keine Zeit; denn Tante Lina nahm sie scharf heran und schonte sie nicht. Sie dachte, daß der Aufenthalt in ihrem Hause Helene von großem Nutzen sei und redete sich ein, nur das Beste für Wilm und Lene im Auge zu haben.

Helene sah es als eine Schule für ihren künftigen Beruf an, und sie bemühte sich, die kurze Zeit nach allen Kräften auszunutzen.

Tante Lina hatte in den ersten Tagen nicht das volle Zutrauen gehabt, daß sie bei der Stange bleiben würde. Aber Helene ließ nicht locker, und als Tante Lina sah, daß sie ihre Arbeit gut machte, steigerte sie ihre Anforderungen bedeutend. Das hielt sie merkwürdigerweise immer so. Wenn sie eine Magd zu irgendeiner Hausarbeit anstellte und dann sah, daß das Werk nicht „akkurat" wurde, dann konnte sich das Mädchen trollen, während ihre Frau selber zugriff.

Tante Lina empfand aber schon nach der ersten Woche aufrichtige Hochachtung vor Helene, und sie wurde von Tag zu Tag freundlicher und in ihren Worten herzlicher. Ein solches Geschick hätte sie der jungen Lehrerin gar nicht zugetraut. Sie erkannte es mit Dank an, gerade jetzt in der Erntezeit, wo die Arbeit am meisten drängte, eine so kräftige Stütze zu haben. Nach Art kluger Frauen, die sich auf die Behandlung ihrer Gehilfinnen verstehen, fand sie auch oft Worte des Lobes für Helene; denn sie wußte gar wohl, daß dem Menschen die Anerkennung notwendig ist, wenn er wachsen und tüchtig werden soll. Das Lob aber feuerte Helene an, daß sie alles gab, was sie geben konnte.

Onkel Gottfried bewunderte sie geradezu. Schon daß ihr das Frühaufstehen gar nicht sauer wurde, imponierte ihm gewaltig; denn wie alle Landleute hielt er an dem komischen Vorurteil fest, daß sich die Städter am Abend nicht in die Federn hinein- und am Morgen nicht herausfinden könnten. Helene aber verstieß nicht im geringsten gegen die alte Bauernregel, die da lautet: Mit der Sonne zu Bett und mit der Sonne heraus!

Wenn sie den ganzen Tag über voller Eifer gearbeitet hatte, dann fielen ihr gleich die Augen zu, sobald sie die Bettdecke über sich gezogen hatte. Dabei war es eine fast wohltuende Müdigkeit, die sie in ihren Gliedern fühlte, und sie glaubte, noch nie so herrlich geschlafen zu haben wie hier in dem ungeheuer großen, niedrigen Zimmer, das ihr gegen das ihrige in der eigenen Wohnung wie ein Saal vorkam.

Und dann der köstliche Appetit, der ihr Tag für Tag treu blieb!

Wenn sie sonst aus der Schule nach Hause kam und sich allein an den Tisch setzte, widerten sie die Speisen oft an, und sie konnte sich manchmal nicht dazu zwingen, etwas zu genießen.

Hier war das freilich anders. In den ersten Wochen zögerte Helene oft, ihren Teller nachzufüllen; ihr Appetit kam ihr ungeheuerlich vor. Aber wenn sie nach Meinung des Onkels und der Tante Messer und Gabel zu früh weglegte, dann fühlte sie, daß es ihnen nicht paßte, und besonders Onkel Gottfried sah es ungern.

„Döretten" galt ihm nach alter Bauernart als erste Tugend bei Tisch, und er quälte so lange, bis Helene ihm zu Gefallen noch einmal zulangte.

„Lieber Onkel, ich kann wirklich nicht mehr!" sagte sie oft.

„Ach wat,“ antwortete er dann, „wer nich ettet, de kann ok nich arbei'n; dat is genau so richtig, as wenn de Lüde segget: wer nich arbeit't, de sall nich etten!“

Und Helene schmeckte die einfache Kost überaus gut. Sie tat dem kräftigen Pumpernickel, diesem kernigen Bauernbrot, und den prächtigen, saftigen Schinkenscheiben alle Ehre an; das Gemüse, das des Mittags auf den Tisch kam, stand am Morgen noch saftstrotzend und taunaß im Garten, so daß es mit dem welken Zeug von den Gemüsewagen oder aus den Grünkramläden gar nicht verglichen werden konnte. Und was für ein Labsal boten die großen Schüsseln mit dicker, saurer Milch, in die Tante Lina fein zerriebenen Pumpernickel und reichlich Zucker und Zimt streute! Auch die fast immer gleiche Abendkost, Bratkartoffeln, Salat mit Sahne, Schinken und Eier, wurde Helene nicht leid. Und wenn sie sich über ihren Appetit wunderte, dann sagte Onkel Gottfried lachend: „Ja, Kind, frische Luft, de tehrt!“

Nach den ersten vierzehn Tagen hatte sie schon rote Hände; aber ihre Wangen zeigten die gleiche Farbe.

Wie im Fluge schwanden die Tage dahin.

Die große Einmachezeit forderte rastlose Hände; denn auf einem so großen Hofe sind der Esser viel, und es muß für einen gewaltigen Vorrat gesorgt werden.

In der Mittagsstunde nahm Helene Fritz und Karl vor, die in Soest die Schule besuchten und auch Ferien hatten. Sie hatten im Französischen keine gute Nummer. Ihr Zeugnis wies die Bemerkung auf, daß sie in den Ferien „die vorhandenen Lücken ausfüllen“ sollten, und Tante Lina achtete darauf, daß es geschah. Sie dachte oft, wie schade es wäre, daß Helene nicht schon früher die Ferien in ihrem Hause verlebt hätte.

An den Sonntagnachmittagen, gleich nach dem Mittagessen, kam Wilm. Das war der schönste Tag in der Woche. Bis zum Kaffee blieben sie auf dem Hofe, dann aber machten sie einen Spaziergang zur Haar hinauf und weiter hinein in das liebliche Möhnetal.

Auch an diesem Sonntag machten sie sich auf. Onkel Gottfried und Tante Lina saßen auf der Bank vor dem Hause, die ein alter, mächtiger Kastanienbaum überschattete und blickten den beiden nach, wie sie den sanft ansteigenden Haarweg hinaufstiegen.

„'t is 'ne prächtige Deern, Lina,“ sagte Gottfried Schulte-Flaßhoff, „dat kannste nich anners seggen.“

„Ja, ieck härre et nich dacht.“

„De Arbeit schlaget iehr! Jeck mögg blot wietten, wo sei sau anlehrt woren is. Du hest iehr dat ok nich alle bibracht.“

„Bewahre, wecker seggt dat denn ok. Sei het mi dat vertallt, wo dat kummen is. De Mudder is jo luter krank wesen un het nich viel beschicken konnt. Dor hewt de beiden Deerns fröh taugripen moggt. Na, dat het den beiden keinen Schaden don. Vör ne Lehrerin is sei eigentlich tau guod, un Wilm is noch lange de Dümmste nich. Hei härre eine kriegggen konnt, de dusendmol slechter was. Dat dat de olle Persting nich inseihn well.“

„Ja, dat is en ollen Kribbensetter; wat de nich well, dat well hei nich.“

„Hei könn mit sau ene Swiegerdochter taufriän sin. Sei kannt in 't Fine und Growe, un wat sei noch nich rut het, dat lehrt sei. Dorvör is mi nich bange. Wenn sei noch ein halw Johr bi mir wör, dann wör ne guode Burenfrau ferrig.“

„Du sallst sei woll taurecht stutzen, dat glöw ieck, un wat du do seggst, dor künnt wi jo Rat maken.“

„Wi möt dat vorlöpig affwachten. Wo well Wilm hen?“

„Dat is mi all de Tid dör de Gedanken gohn. Jeck glöw, 't is am besten, hei pacht't sik en Hoff. Ganz blot is hei jo nich. Vom Ohm Gerhard sind iehm niegenteihndusend Mark taufallen. Dat bedütt't all wat, 't geiht dorüm, dat hei sick en örndlick Gewese utsöcht.“

„Dat sall dat Beste woll sin. Wenn sei beide sick ok en lück affrackern möt, dat is nich slimm, vör junge Lüde is't ganz recht. Un wenn't mol nich langen well, dann könnt wi de beiden jo ok mol unner de Arme gripen.“

Gottfried Schulte-Flaßhoff sah seine Frau sehr erstaunt an.

„Donnerbessem, Lina, küerst du recht? Dat härre ieck nu van di am wenigsten dacht. De Deern mat et nich slecht bi di harut hewwen!“

„Un sau is't. 't is nich allein dat, dat sei ne rechte Burenfrau affgiewt; sei het en oppene

Post und meint 't guod. Dat sei sick gar nich harutstrikt un wunners deit, wat sei wör, dat gefällt mi am besten an iehr. Wenn 'sei sick hier as de fine Dame 'henstallt härre: du kannst glöwen, dat sei et bi mi verkieken härre."

„Weit ieck, Line, weit ieck. Du meinst, du wörst selwer nich van slechte Öllern."

Er lachte ein wenig.

„Din Lachen ännert doran gar nicks."

„Ne, dat sall't ok nich!"

Er meinte es ganz ehrlich; denn er hatte seinerzeit den Vorzug wohl zu schätzen gewußt, daß er eine Schulze zur Merschvohde heimführen durfte.

Freilich, die Zeiten hatten manches verändert.

Seiner Frau Bruder, der auf dem alten Stammgute saß, hatte sich mit der Heirat ein wenig vertan. Seine Frau machte recht große Ansprüche. Dabei hatte sie durchzusetzen gewußt, daß der älteste Sohn Leutnant wurde. Der half an seinem Teile recht eifrig daran mit, die Erträge der großen Rübenfelder und Weizenäcker unter die Leute zu bringen. Es war gut, daß der Hof inmitten der Börde lag, die den tiefgründigsten Acker des ganzen Hellwegs hat; denn sonst hätte Arthur Schulze zur Merschvohde vielleicht doch des Königs Rock ausziehen müssen, in dem er eine sehr stattliche Figur machte.

Und wer wußte überhaupt, was die kommenden Tage für ein Gesicht machten.

Es mochte jetzt wohl schon sein, daß der Schulte-Flaßhoff ein wenig schwerer wog als der Schulze zur Merschvohde Vater!

Der Bauer mußte beim Pfluge bleiben.

Wo das nicht geschah, da rächte es sich. —

Als Wilm und Helene am Abend zurückgekehrt waren, saßen die vier noch ein Stündchen gemütlich in der Wohnstube beieinander.

„Wo hest du di dat nu dacht, wo dat ächter düm Dage wer'en sall, Wilm?" fragte Onkel Gottfried. „Du kannst doch nich all de Tid bi Herrn Arendt bliwen!"

„Ja, Onkel, daran habe ich schon so häufig gedacht, und ich überlege hin und her; aber ich kann nicht zum Entschluß kommen. Weißt du, ich denke oft, wie es wäre, wenn ich nach Posen oder da herum ginge. Die Ansiedlungskommission bietet genug Güter aus, und ich glaube, daß ich mit dem Gelde, das ich habe, einen ganz netten Hof erwerben könnte. Helene ist es auch recht."

„Junge, nu segg blot, wo kannst du dorop verfallen?"

„Es gehen doch heutzutage so viele in die Ostmark. Wer Fleiß und guten Willen hat, wird's auch dort zu etwas bringen können. Wie ich gelesen habe, sind die Aussichten gar nicht so schlecht."

„Ach wat, dat is dumm Tüg. Tüschen de Polacken döggst du nich. Wat wost du so wit in de Welt rüm striken! Dor ächter 'seggt sick de Böss' un Uhlen guode Nacht. Hier im Hellweg is noch Platz vör ink beide."

„So leicht ist's nicht. Daran, daß ich einen Hof kaufe, ist nicht zu denken. Zu einem andern Geschäft aber als zum Landwirt werde ich wohl schwerlich taugen. Lene meint auch, es wäre am besten, ich bliebe dabei."

„Na, kopen brukst du jo ok nich glik en Hoff; du kannst't es mit ne Pacht versieken. Un do sall mi doch de Deicker holen, wenn wi nich en passend Gewese utfinnig maket."

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Freilich, wenn mir das geriete, ich würde gerne zugreifen."

„Wi möt de Sak im Oge behollen. Wenn't dann so wit is, dann möt iehr hieroten!" —

Als Wilm eine Stunde darauf die Haar hinaufstieg zum Hofe des Herrn Friedrich Arendt, da lag ihm beständig das Wort in den Ohren: Dann möt iehr hieroten!

Ach ja, ob der Tag wohl bald kommen würde?

Wie wollte er dann arbeiten und schaffen, Tag für Tag, ohne Ermüden!

Für sie, für sein Weib, an dem seine Seele hing!

Wie war es doch nur einst möglich gewesen, daß er sich halberlei der Arbeit auf dem Acker des Vaters geschämt hatte?

Hätte er jetzt nur ein freies Besitztum! Wie wollte er die Scholle umsorgen, die sein Weib nährte und ihn, die sie beide frei und unabhängig machte! — — —

---

20. Kapitel.

Frau Jette Schulte-Persting war recht alt geworden. Fältchen an Fältchen saßen auf beiden Schläfen, während auf der Stirn und um den

Mund tiefe Furchen lagen, die die Zeit und der Gram mit scharfem Griffel eingeritzt hatten. Aber der Gram drückte mit seinen knochigen, harten Fingern am stärksten auf den Grabstichel, um die tiefgerissenen Linien noch schärfer herauszuarbeiten. Und sein Eifer erlahmte nicht: er nahm auch den Augen den Glanz und bleichte die braune Fülle des Haares.

Frau Jette Schulte-Persting hielt nur sehr selten stumme Zwiesprache mit ihrem Spiegelbilde; sie wußte auch so, daß die Jahre es nicht gut mit ihr gemeint hatten. Ihre Kraft war vor der Zeit gebrochen, und sie hatte nicht die Hoffnung, daß die kommenden Tage sie aufrichten würden.

Es lag ihr wie Blei in allen Gliedern, und es kostete sie zuweilen die größte Anstrengung, den Forderungen des Tages gerecht zu werden.

Und es war so still, so öde geworden in dem mächtigen Langhause der Perstings.

Die Knechte und Mägde zwar hatten das Lachen nicht verlernt; aber es klang doch nur herzlich und frei, wenn sie unter sich waren. Ihrer Herrschaft zeigten sie meist ein unfrohes und unlustiges Gesicht; sie blieben auch nicht lange, und alle paar Monate sah man andere Gesichter auf dem Hofe. Zwar war auf den anderen Höfen der Dienstbotenwechsel ebenfalls häufig. Das war zum Teil die Schuld der roten Riesen, deren liebstes Geschäft nun einmal darin bestand, die Menschen durcheinander zu würfeln, zu sammeln und zu zerstreuen. Aber auf keinem Bauerngute hielten sich die Leute so kurze Zeit wie auf dem Hofe Dierkhinnerk Schulte-Perstings.

Wenn Frau Jette es recht überdachte, konnte sie den Leuten nicht Unrecht geben, daß sie sobald davongingen.

Von ihrem Herrn hörten sie kaum ein freundliches Wort, viel seltener eins, das ihre Leistungen anerkannte. Mit finsterem Gesichte gebot er ihnen, mit finsterem Gesichte wachte er über ihrer Arbeit, und mit finsterem Gesichte schob er ihnen den Lohn zu.

Ihre hellen Worte, ihre fröhlichen Reden mißfielen ihm, und den lauten, sorglosen Lacher traf ein zorniger Blick aus den grauen Augen, in denen hinter dem Zorn der Haß lauerte.

Und wenn Dierkhinnerk ihr am Abend in der Wohnstube gegenübersaß und mächtige Rauchwolken aus seinem Maserkopfe sog, dann gähnte ein finsteres, grausames Schweigen zwischen ihnen, ein Schweigen, das ihr zuweilen unheimlich war. Das laute, harte Tack-Tack der Kastenuhr draußen in der Küche tönte deutlich zu ihnen herüber; das Räderwerk sang unermüdlich die eintönige Melodie; es rastete nicht einen Augenblick, als ob es den Zeiger noch schneller herumschwingen müsse, damit er nur bald die kommenden Zeiten weise.

Stundenlang konnten sie sich schweigend gegenübersitzen, und wenn dann doch ein paar armselige Worte zwischen ihnen hin und her flogen, so galten sie nur den kleinen Dingen des Tages, und ihre Seelen waren nicht bei ihnen.

Dabei wußte Frau Jette Schulte-Persting wohl, wie wund die Schultern Dierkhinnerks waren von der Last, die sie trugen.

Von der Last, die er in Hochmut, Selbstgerechtigkeit, Torheit und Stolz selber auf seine Schultern gelegt hatte, und die er aus Trotz nicht abwerfen wollte, so sehr sie ihn auch plagte!

Sie sollte ihn nicht zermürben! Sein Nacken sollte straff bleiben, sein Rücken sich nicht beugen! Er wollte es nun einmal.

Frau Jette war in ihrem Herzen oft voller Zorn auf ihren Mann, und sie sagte sich, daß ihm Recht geschehe seiner Herzenshärtigkeit wegen.

Aber der Zorn sank vor ihrem Mitleid in die Knie. Das war stärker und wies jenen aus der Kammer ihres Herzens hinaus, daß er sich beschämt von dannen schlich, wie einer, der bei einer unguten Tat überrascht wird und vor dem strafenden Blick in den Augen des Zeugen seines Werkes entflieht.

Dierkhinnerks Herz war zerrissen von brennenden Wunden; er litt unsäglich.

Wie gerne hätte sie ihm geholfen!

Aber das war ja das Furchtbare, daß er sich nicht helfen lassen wollte. Er duldete nicht, daß irgendeiner die Last antastete, die er mühsam mitschleppte. Von keinem duldete er es.

Auch nicht von ihr, seinem Weibe.

Und wenn sie nur mit einem leisen Worte daran rührte, dann flammte sein Auge auf in Zorn und Stolz, und es leugnete, leugnete schroff und drohend, daß die Last da sei.

Jette Schulte-Persting überdachte dies alles an dem heutigen Sonntagnachmittag, und leise stahlen sich die Tränen in ihre Augen.

Die letzten Jahre waren die bösesten gewesen, die sie auf dem Perstinghofe erlebt hatte, obgleich auch alle früheren der unguten Tage so viele gebracht hatten. Doch dazumal lebten ihr die Kinder zur Seite, und in der Sorge für jene fand sie dennoch genug, was ihr das Herz froh und leicht machte.

Nun stand sie ganz allein.

Der Worte zwischen Dierkhinnerk und ihr waren so wenig geworden; nicht einmal von gleichgültigen Dingen aus dem Lauf des Tages mochte er reden. Meist saß er in finsterem Schweigen in seinem kleinen Schreibzimmer und kramte in seinen Papieren. Seinen früher so geliebten Platz an dem Fenster der großen Wohnstube nahm er überhaupt nicht mehr ein; denn dann ging sein Blick nach der Gegend hinaus, wo ehemals Mutter Wippermanns Felder lagen, und wo sich nun Haus an Haus erhob.

Vor den Türen der Häuser saßen jetzt zahllose Männer und Frauen; denn der Sonntag hieß sie von der Arbeit feiern. Durch die Gassen der kleinen roten Stadt hallte hell der Lärm der Kinderscharen, und wenn er am Abend zur Ruhe kam, dann erklangen die Töne vieler Harmonikas in endloser Folge, mit nimmermüdem Eifer, oft bis in die späte Nacht hinein. Das war für Dierkhinnerk eine entsetzliche Qual. Frau Jette merkte es an dem schmerzvollen Stöhnen, das sich seinen Lippen entrang, wenn er sich auf seinem Lager um und um wälzte, ohne daß der Schlaf seine brennenden Lider schloß.

O ja, die roten Riesen setzten ihm grausam zu!

Ach, daß er sich doch hätte mit der Welt abfinden können, die ihn nun umgab! Sie war so viel stärker als er, und es konnte nicht sein, daß sie sich von einem Menschen meistern ließ.

Sie war allgewaltig.

Und wenn ein einzelner es wagte, wider sie aufzutreten und ihr das Recht, zu sein, streitig machte, dann stieß sie ihn hohnlachend aus dem Wege und trat ihn unter die Füße.

Sie war nun einmal da und nahm sich ihre Rechte.

Wer gegen sie ansprang, den mußte man einen Toren nennen, der sich blind in einen ungleichen Kampf warf, in dem er fallen mußte, mußte, weil es eben eine Welt war, die er herausforderte. —

Jette Schulte-Persting trocknete mit dem Zipfel ihrer Schürze die nassen Augen und Wangen. Es führte zu nichts, daß sie grübelte und sann. Ihr Herz wagte nicht mehr zu hoffen.

Über den Hofweg kam Pastor Rißmann. Er ging ein wenig gebückt unter der Last seiner Jahre; aber sein Schritt war noch recht federnd und leicht. Die Oktobersonne meinte es heuer sehr gut und strahlte fast so heiß wie in den Tagen des Sommers. Der Pfarrer trug den Hut in der Hand, und sein langes, silbernes Haupthaar glänzte wie der Schnee in mondheller Winternacht. Er ließ seine Augen nach hier und dort gehen; denn er war lebhaften Temperaments und immer und überall interessiert.

Jette Schulte-Persting erschrak beinahe, als sie ihn kommen sah. Schnell ging sie zu Dierkhinnerk hinüber und sagte ihm, daß der Pfarrer vor der Tür stehe.

Unwirsch folgte er, und als er in die Küche eintrat, klinkte der Pastor Rißmann bereits die Tür auf.

„Guten Tag, lieber Herr Schulte-Persting und schönen guten Tag, Frau Schulte!" grüßte er herzlich.

„Guten Tag, Herr Pfarrer", sagten sie zugleich. „Treten Sie näher!" fügte Dierkhinnerk hinzu und ging voran in die Wohnstube.

Pastor Rißmann nahm Platz, und Frau Jette machte sich gleich daran, den Kaffeetisch zu decken.

„Danke, danke, Frau Schulte," sagte Rißmann, „ich bin gerade daheim vom Kaffee aufgestanden, und Sie haben doch sicher auch schon getrunken?"

„Ja, aber, Herr Pastor . . ."

„Nein, lassen Sie es gut sein, liebe Frau Schulte. Bitte, setzen Sie sich lieber daher, daß wir ein wenig plaudern."

Es war ihr nicht ganz recht.

Eine Weile sprachen sie von den Dingen des Alltags, von dem Wetter und der Bauernarbeit; aber Dierkhinnerk merkte wohl, daß sein Pfarrer etwas Besonderes auf dem Herzen hatte.

„Es kommt Ihnen doch wohl hart an, liebe Frau Schulte-Persting, daß Frieda nun nicht mehr im Hause ist?"

„Ja, ja, das weiß Gott!"

Der Ton ließ den Pfarrer aufhorchen. Dierkhinnerk zog die Brauen herab.

„Ja gewiß, wenn wir alt werden, missen wir ungern die willigen Hände. Sie könnten wohl Hilfe im Hause gebrauchen!“

„Sette Ribbert kann allein wirtschaften,“ fiel Dierkhinnerk ein, „an der hat meine Frau 'ne gute Hilfe.“

„Aber die beste Magd ersetzt nicht die Tochter, so wenig wie der beste Knecht dem braven Sohn gleichkommt.“

Dierkhinnerk atmete schwer; er wußte nun genau, wo sein Pfarrer hinauswollte. Ein Schatten huschte über sein Gesicht.

Eine Weile schwiegen die drei Menschen, obgleich sie wußten, daß ihrer aller Gedanken bei der gleichen Person weilten.

„Sie sollten Frieden machen mit Wilm, lieber Schulte! Man sieht es Ihnen ja an, daß Sie unter dem Zwiespalt selbst am meisten leiden.“

Dierkhinnerks Kopf flog jäh empor.

„Keine Aufregung, mein Lieber; es ist so, wenn Sie es auch nicht Wort haben wollen. Und ich meine, in diesem einen könnten Sie Wilm wohl nachgeben. Es ist doch wahrhaftig nichts Unrechtes, was er verlangt.“

„Sau? — Sau?“

Der Schulte zerkaute das Wort vor Zorn.

„Ja, in dieser Sache stehe ich ganz auf Wilms Seite. Ich hätte es nicht anders erwartet, als daß er seiner Braut die Treue hält.“

„Dann is 't woll Unrecht, wat ieck dau?“

„Freisprechen von Schuld kann ich Sie nicht, lieber Freund.“

Wie ein Blitz schoß Dierkhinnerks Blick zu dem Pfarrer hinüber.

„Jeck sprek mi fri; ganz fri; ieck holl 't mit dem Wort: Tue Recht und scheue niemand! Un dat dau ieck ok nich. Wat gescheihn is, dat kann 'ck vertriä'n!“

Den Spruch aber, der Dierkhinnerks Richtschnur war, konnte der Pastor in der Seele nicht ausstehen, und das um so weniger, weil er ihn unter den Hellwegbauern gar so häufig hören mußte.

„So, vertreten können Sie alles, was Sie tun? Aus solchen Worten spricht der Hochmut, und in eines rechten Christen Mund passen sie nicht. Wir sind allzumal Sünder, und mit dem Rechttun ist's wahrlich nicht weit her!“

Pfarrer Rißmann hatte scharf erwidert, schärfer, als seine Absicht gewesen war; aber wenn er einen Menschen vor sich hatte, der in seinem Hochmut und Stolz mit plumpen Worten von seiner Gerechtigkeit sprach, dann flackerte das Feuer der Jugend in seinem Herzen zu hoher Lohe auf, und in solchen Augenblicken war er stets ein Eiferer um seinen Gott, wie jener heißblütige Jude Elias, der nach bitteren Leiden auf dem Horeb zu der Einsicht kam, daß Gott niemals im Sturmwind daherfährt.

Dierkhinnerk wollte entgegnen; aber der Pfarrer ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Es ist so, wie ich sage! Unrecht tun Sie, bitter Unrecht an Ihrem Kinde, an Wilms Braut nicht minder. Was drängen Sie sich zwischen die beiden, wenn sie sich treu lieben? Ist nicht die Liebe das Größte und Beste, was die Menschen zusammenführt, was sie stark und gut macht? Sie aber sehen nur auf den Mammon, auf die Güter der Erde, die die Motten und der Rost fressen. Und dann schauen Sie Ihre Frau an, die Gefährtin Ihres Lebens! Ist nicht ihr Haar weiß vor der Zeit, und sind nicht ihre Augen rot von Tränen?“

Es waren die Worte eines zürnenden Richters. Wie Schläge eines haarscharfen Beiles fielen sie nieder. Pastor Rißmann hatte sich erhoben; aus seinen Augen leuchtete der Glanz des heiligen Eifers um seinen Gott.

Frau Jette Schulte-Persting schluchzte laut auf.

Dierkhinnerks Blick überflog ihre Gestalt, und was er sah, bestätigte des Pastors Wort.

Wie den Stoß einer grausamen Faust vor die Brust empfand er es.

Sein Werk sollte das sein? — — — —

Das war nicht die Wahrheit; es konnte die Wahrheit nicht sein!

Mit einem Ruck wuchs seine wuchtige Gestalt empor.

„Dat well min Paster seggen? Dat well de Paster seggen, de de Kinner dat veerte Gebot bibrengen sall? Jeck kenn 't ok, dat veerte Gebot, un in minem Huse sall dat hollen wer'n. Dorvör stoh ieck in! Spart sei sik dat Küern; ieck bliw fast!“

Ihre Blicke bohrten sich ineinander, tief und lange.

Pastor Rißmann bereute seine Heftigkeit, und er machte sich im stillen Vorwürfe, daß sein Herz wiederum über seinen Kopf und über seine guten Vorsätze gesiegt hatte.

Sein Gott war der Gott der Liebe und nicht des Zorns.

Der Bauer, der vor ihm stand, gab ihm einen Backenstreich, einen Streich mit grober Faust. Und der Schlag schmerzte, schmerzte scharf und brennend; aber er durfte nicht auch die Hand erheben, um zu vergelten.

Das Bild des Heilandes stand vor seiner Seele; er hörte die Worte: „Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse ist, habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?" — — — —

Ein Leuchten ging über sein feines Gesicht, die Schönheit des Verzeihens und des Entschlusses verklärte es.

„Wir wollen nicht miteinander rechten, lieber Freund," sagte er sanft, „ich bitte Sie, geben Sie Ihrem Hause den Frieden wieder!"

Dierkhinnerk aber verstand die Worte falsch. Er glaubte, seinen Pfarrer überwunden zu haben.

Ja, auch der mußte bekennen, daß das Recht auf seiner Seite war!

„Jeck dau nich einen Gang, an mi is 't nich, klein bi tau giewen!"

Stolz und hart klangen die Worte.

Da schoß dem Pfarrer das Blut heißer denn zuvor in die Wangen. Der Stolz und die Härte empörten ihn wider Willen.

„Dann wird geschehen, was geschrieben stehet im Buche des Herrn: Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen! Und weiter spricht der Herr durch den Mund seines Knechtes: Ein bitterer Mensch trachtet Schaden zu tun; aber es wird ein grausamer Engel über ihn kommen!"

Die Hoheit der Worte verfehlte ihres Eindrucks nicht.

Dierkhinnerk Schulte-Persting mußte ihnen nachsinnen. „Ein grausamer Engel wird über dich kommen!" klang's in ihm nach. Und wie er nun den Blick zur Seite durchs Fenster gehen ließ, sah er, wie sich drüben stolz und wuchtig die roten Riesen emporreckten.

Da trat sein Zorn, seine Bitterkeit alles unter die Füße.

„Nu is 't genaug! Wenn Sei mi sau kummen wellt: do is de Dör!"

Fast erschrocken sah ihn Pastor Rißmann an.

Ein Fragen lag in seinen Augen; aber das Feuer in Dierkhinnerks Blicken erlosch nicht, die Flamme des Zorns, ja des Hasses, sank nicht in sich zusammen.

Da reichte Pfarrer Rißmann Jette Schulte-Persting die Hand und ging an Dierkhinnerk ohne Gruß vorbei zur Tür.

Der aber saß den langen Abend hindurch bis tief in die Nacht in seinem Schreibstübchen, ohne Licht zu fordern.

Vor den Türen der roten Häuser kreischten die Harmonikas, und ihre Stimmen fanden den Weg in die stille Stube.

* * *

Über die Haar schnob der Novembersturm und jagte die grauen Regenwolken zuhauf; es regnete Bindfäden, so daß überall große Lachen gelben Wassers dastanden. Der Klei schickte sich an, sein loses Werk zu treiben.

Wilm saß in Herrn Arendts Arbeitszimmer. Die Arbeit auf dem Hofe ruhte des üblen Wetters wegen fast ganz, und die Knechte drückten sich hier und dort in den Scheunen und Schuppen herum, bastelten ein wenig an dem Ackergerät und schauten in den strömenden Regen hinaus. Sie ließen sich den Tag schon gefallen.

„Sehen Sie hier, Herr Schulte-Persting, diese Annonce in unserem Kreisblatt. Der alte Borgholz in Sewingsen will seinen Hof verpachten."

Wilm nahm das Zeitungsblatt hastig an sich und überflog die Anzeige.

„Der alte Borgholz ist vernünftig, daß er sich zur Ruhe setzt", fuhr Herr Arendt fort. Er zieht jedenfalls nach Soest zu seiner Tochter, um sich das Leben ein wenig bequemer zu machen. Auf zwölf Jahre will er sein Gut verpachten. Dann kann's einer von seinen Enkeln übernehmen. Er selbst hat keine Söhne gehabt; dafür aber hat seine Tochter deren mehr."

„Der Hof ist größer, als ich dachte", sagte Wilm.

„Er gibt dem meinigen wenig nach. Die Gebäude sind allerdings recht alt. Na ja, Sie

wissen ja, daß der Alte stets den Daumen auf den Beutel hielt."

„Wieviel mag da wohl an Pacht heraus-springen?"

„Fünf- bis sechstausend Mark immerhin."

„Das glaube ich auch."

„Für einen Anfänger ist das schon ein nettes Sümmchen. Und dann kommt das Kapital für das lebende und tote Inventar noch hinzu. Ich fürchte, der Alte wird lange suchen müssen, ehe er einen geeigneten Pächter findet. In der heutigen Zeit ist es recht schwer geworden bei uns im Hellweg, einen Hof gut zu verpachten. Man scheint zur Bauernarbeit so recht keine Lust mehr zu haben, und Leute, die das Geld wohl haben, legen es lieber anderweitig an. Schließlich kann's ihnen ja auch keiner verdenken. Gerade im landwirtschaftlichen Betriebe ist das Risiko sehr groß. Ja, wenn der Weizen aufs Wort wachsen wollte, und die Bauern Regen und Sonnenschein machen könnten!"

„Ich glaube, das wäre was für mich", sagte Wilm nach einer Weile. „Da muß ich gleich heute abend noch zu meinem Onkel hinüber. Wir haben nämlich darüber gesprochen, Herr Arendt, daß ich eine Pachtung übernehme."

„Ach, und das sagen Sie mir erst heute? Ihr Onkel ist doch eine Seele von Mensch! Ich kenne ihn nun lange Jahre, und Sie dürfen wirklich stolz sein auf das Vertrauen, das er Ihnen schenkt."

„Wieso? Wie meinen Sie das, Herr Arendt?"

„Nun, nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Herr Schulte-Persting, es gehört doch eine ganz anständige Summe dazu, den Hof zu übernehmen. Ich sprach ja schon vorhin davon; aber Gottfried Schulte-Flaßhoff hat's dazu. Sehen Sie, ich meine, Sie dürfen wirklich stolz darauf sein, daß er Ihnen so beispringen will. Er wird auch nicht enttäuscht werden, dafür kenne ich Sie viel zu genau."

Wilm lächelte ein wenig.

„Ja, aber auf den ersten Schub brauche ich den Onkel doch nicht."

Herr Arendt sah Wilm groß an.

„Das verstehe ich nicht, Herr Schulte-Persting."

„Ein kleines Kapital habe ich selber, über das ich verfügen kann. Es sind neunzehntausend und einige hundert Mark, die mir Ohm Gerhard, meines Vaters Bruder, vermacht hat."

„Was Sie sagen! Und davon haben Sie bisher kein Sterbenswörtchen gesagt. Na, warten Sie!"

Er drohte mit dem Finger.

Eine Weile sann Herr Arendt nach, und was ihm durch den Sinn ging, machte ihm nicht eben Freude.

„Mein lieber junger Freund," sagte er dann, „nun weiß ich gewiß, daß ich Sie verlieren werde. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß mir das recht unangenehm ist. Teufel noch mal, da muß ich wieder nach einem Verwalter Umschau halten; denn meine Knochen sind in der letzten Zeit noch lahmer geworden. Ich hatte gehofft, wir würden's noch eine Zeitlang miteinander machen. Aber verzeihen Sie meine Selbstsucht! Die steckt nun einmal in uns Menschen. Im übrigen dürfen Sie versichert sein, daß ich mich herzlich über Ihr Glück freue. Es wäre nicht schön von mir, wenn ich Sie halten wollte. Nein, wahrhaftig, wenn Sie über eine solche Summe verfügen, dann müssen Sie sehen, daß Sie sich selbständig machen. Der alte Borgholz wird mit Freuden an Sie verpachten."

„Meinen Sie?"

„Ohne Zweifel, besonders, da Sie ihm solche Sicherheit bieten können. Er hat ja gut was hinter sich gebracht in all den Jahren; aber man kann es schließlich keinem Menschen verdenken, wenn er sein Geld nicht verlieren will."

„Ganz gewiß nicht", stimmte Wilm bei.

„Wissen Sie, Sie müssen gleich mit Ihrem Onkel reden. Lassen Sie sich doch das Halbverdeck anspannen, und fahren Sie hinüber."

„Nein, nein, warum sollen die Gäule in den Regen hinaus; ich kann's zu Fuß abmachen heute abend."

Da wurde Herr Arendt fast ärgerlich.

„Du lieber Gott, Herr Schulte-Persting, so müssen Sie nicht reden. Sie wissen doch, wie's gemeint ist."

„Dann nehme ich's mit Dank an!"

„Als wenn da überhaupt etwas zu danken wär'! Und nun machen Sie, daß Sie loskommen. Wahrhaftig, säumen Sie nicht; denken Sie daran, daß Sie an der Arbeit sind, den eigenen Hausstand zu gründen. Lieber Herr Schulte-Persting, ich freue mich ja von Herzen,

nun ich weiß, daß Ihnen gar nicht so sehr viel im Wege steht."

Wilm drückte ihm gerührt die Hand und empfahl sich.

Bald darauf fuhr er im strömenden Regen über den Hof. Die Füchse griffen mutig aus; denn sie waren des Stalles satt. Herr Arendt nickte Wilm vom Fenster aus freundlich zu.

Während Wilm zu seinem Onkel hinausfuhr, saß Herr Arendt in Gedanken versunken vor seinem Schreibtisch. Es paßte ihm gar nicht, daß er Wilm verlieren sollte. Er hatte sich so sehr an ihn gewöhnt, und dann nahm ihm Wilm jegliche Last ab, so daß er sich um nichts mehr zu kümmern brauchte. Das war bei seinen Jahren eine schöne Sache, besonders auch darum, weil er wußte, daß auf seinem Hofe nicht das Geringste versehen wurde. Er selber hätte der Wirtschaft nicht besser vorstehen können.

Aber wie bald kamen andere Zeiten! Dann mußte sein Auge wieder überall sein.

Es war doch hart, daß ihm das Geschick den Sohn versagt hatte.

Der alte Borgholz war in der gleichen Lage, und sie hatten sich manchmal gegenseitig ihr Leid geklagt, bis sie sich schließlich in dem Gedanken an ihre Enkel trösteten.

Herr Arendt beneidete nun fast den alten Borgholz.

Der konnte getrost in der Stadt der Ruhe pflegen; sein Hof kam unter eines Mannes Hand, der der Scholle ein treuer Pfleger war.

Wenn er es doch auch so gut haben könnte!

Seine zweite Tochter, die mit dem Rechtsanwalt Sichtermann in Soest verheiratet war, hatte ihm ja schon seit Jahren nahegelegt, in die Stadt zu ziehen, und seine beiden anderen Töchter hatten ihm ebenfalls zugesprochen.

Aber er hatte stets gefürchtet, den Hof einem Pächter zu überantworten.

Man wußte ja, wie die es trieben.

Alles, Gebäude und Äcker, konnte verloddern in den Jahren, und trotz aller Klauseln im Vertrage wehrte man dem Raubbau doch nicht ganz. Ja, es konnte soweit kommen, daß man den Hof gar nicht mehr ansehen mochte. Er war wie ein fremdes Eigen.

Und der Haarhof war doch ein solch prächtiger Besitz!

Wilm Schulte-Persting würde ihn in Ehren halten. Wenn der auf ihm gebot, so bedurfte es nicht der Sorge.

Und als Herr Arendt soweit in seinen Gedankengängen gekommen war, stand er auf, entzündete von neuem seine Pfeife und wandelte hin und her durch das Zimmer, bis er sich endlich befriedigt vor seinem Schreibtisch niederließ und die Abrechnung über den letzthin verkauften Weizen durchsah.

In den nächsten Wochen unternahm er verschiedene Reisen; mehrere Male war er bei seinem Schwiegersohne, dem Rechtsanwalt Sichtermann, in Soest.

„Nun, Herr Schulte-Persting," fragte er dann eines Tages kurz nach seiner Heimkehr, „sind Sie mit dem alten Borgholz übereingekommen?"

„Mein Onkel steht noch mit ihm in Unterhandlung; es wird aber wohl nichts werden, die Pacht ist viel zu hoch."

„So, das freut mich."

Wilm sah Herrn Arendt befremdet an. Der aber lachte und sagte: „Ich habe etwas Besseres für Sie in Aussicht, einen schönen Hof, sage ich Ihnen. Raten Sie mal!"

„Raten? Das könnte lange dauern. Ist denn noch irgend sonst hier herum ein Hof zu verpachten, der für mich passend wäre?"

„Jawohl!"

Wilm blieb ziemlich gleichgültig, was Herrn Arendt einigermaßen wunderte; aber aus der Gleichgültigkeit Wilms sah er, daß er ihn völlig überraschen konnte.

„Welcher Hof ist es denn, Herr Arendt?"

„Der Haarhof!"

Ein freudiger Schrecken ließ Wilm doch erbeben; aber gleich darauf wich seine Freude einem stillen, wehmütigen Schmerz.

„Sie scherzen wohl, Herr Arendt?"

„Na hören Sie, das sollten Sie nun doch nicht sagen; im Gegenteil, es ist mir vollkommen Ernst damit, und ich hoffe, daß beide Teile zufrieden sein werden."

Wilm antwortete nicht.

„Nun, haben Sie keine Lust, es mit dem Haarhof zu versuchen? Sie kennen ihn doch und wissen, was er eintragen kann."

„Die Pacht wird mir zu hoch sein, Herr Arendt."

„Ich bleibe noch unter dem, was der alte

Borgholz fordert; denn weit höher als die Pachtsumme steht mir das eine: der Hof soll nicht verlóddert werden! Ich will in Ruhe bei meiner Tochter in Soest leben können. Denken Sie daran, was ich Ihnen einmal erzählt habe: es hat lange Kämpfe gekostet, bis ich meiner Scholle wert wurde. Dafür ist sie mir aber auch jetzt um so mehr ans Herz gewachsen. Einer von meinen Enkeln soll einst hier sitzen, und er mag ein neues Geschlecht gründen; bis dahin aber muß ich diesem alten Herrengut ein Hüter und Pfleger sein, dazu fühle ich mich verpflichtet. Freilich, wenn Sie an meine Stelle treten wollten, brauchte ich mich nicht zu sorgen, ich wüßte, daß alles hier in guten Händen wäre."

Wilm war nun doch warm geworden. Der Gedanke daran, auf diesem Hofe eine Reihe von Jahren selbständig wirtschaften zu können, war zu verlockend für ihn. Die Pachtdauer betrug zum mindesten zwölf Jahre, und in dieser Zeit konnte der, der mit ganzer Kraft und eifrigem Willen an das Werk ging, vieles schaffen, vieles erreichen.

Warum sollte es ihm nicht gelingen, hochzukommen? Er konnte ja nicht erlahmen bei seiner Arbeit; denn Lene ging ihm doch zur Seite, Lene, mit ihrem lieben, fröhlichen Wesen und ihren guten Worten, der er in Freud und Leid nicht mehr entraten mochte.

„Wenn es sein könnte, Herr Arendt, ich wüßte nicht, wie froh ich sein wollte."

„Es wird sich schon machen. Am besten ist es, Sie besprechen erst gründlich die Sache mit Ihrem Herrn Onkel. Dann können wir drei ja über den Vertrag und die Abmachungen verhandeln." —

Gottfried Schulte-Flaßhoff rieb sich vergnügt die Hände, als ihm Wilm von allem berichtet hatte, von Herrn Arendts Anerbieten und seiner Forderung. Er meinte, daß Wilm Glück habe, müsse selbst ein Blinder sehen. Nach seiner Art war er dafür, daß die Angelegenheit baldigst ins Reine gebracht wurde. Wilm pachtete den Haarhof auf zwölf Jahre, und zwar begann die Pachtzeit am ersten November des folgenden Jahres und lief von Wintersaat auf Wintersaat. Er übernahm das gesamte tote und lebende Inventar, ausgenommen war die Einrichtung des Herrenhauses.

---

21. Kapitel.

Helene Linde stickte an einer grünen Kaffeemütze, die sie für Tante Lina zum Christfest bestimmt hatte. Sie freute sich auf die Ferien, die sie wieder in Hilbach verleben wollte. In den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr sollten der Mastochse und ein paar Schweine ihr Leben lassen. Tante Lina hatte dies weislich so angeordnet, um Helene gründliche Lektionen in der Kunst des Wurstmachens und der Herstellung all der Herrlichkeiten, die zur Winterzeit auf den Tisch der Bauern kommen, zu erteilen.

Helene lächelte, als sie daran dachte, was sie nach Tante Linas Ansicht unbedingt zu bereiten verstehen müsse: Dauerwurst verschiedener Art, Mettwurst zum Kochen, Blut- und Leberwürste für die Herrschaft und das Gesinde, das hieß, die ersteren ohne, die zweiten mit Mehl, und dann Sülze und Röllchen, Nagelholz und Fleischwurst vom Ochsen, Pannhas, Grütze. Wurstebrot und Möpkenbrot, und wie die Erzeugnisse alle hießen.

Der düstere Wintertag neigte sich seinem Ende zu; aber Helene entzündete die Lampe noch nicht gleich. Es war so schön, in der Dämmerung die Hände ein wenig ruhen zu lassen und den Gedanken Freiheit zu geben, daß sie hinübereilen konnten zu Wilm auf dem Haarhof.

Wie herrlich waren doch die großen Ferien gewesen! Sie dachte noch so häufig an diese Zeit, und dann kam jedesmal die Sehnsucht: wenn sie doch einmal mit Wilm vereinigt wäre und an seiner Seite schaffen könnte! Sie hatte nun nicht mehr solche Angst vor der Aufgabe, die ihrer wartete, und wenn sie noch ein paarmal die Ferien bei Tante verlebte, so würde sie schon vor den Augen der Leute bestehen können.

Als sie über all diese Dinge nachsann, hörte sie Schritte über den Vorplatz kommen. Ein Brief fiel in ihren Briefkasten.

Sie sprang auf und machte Licht. Dann holte sie den Brief hervor; er zeigte Wilms Handschrift.

Ihre Hand zitterte, als sie die Hülle aufbrach. Sie schrieben sich regelmäßig an bestimmten Tagen, und heute erwartete sie keine Nachricht von ihm.

Was mochte wieder geschehen sein?

Sie zögerte fast, den Brief zu lesen; ihr Herz schlug schneller vor verhaltener Angst. So

vieles war ja in den letzten Zeiten auf sie eingestürmt, daß sie immer in heimlicher Sorge lebte, das feindliche Geschick habe wieder einen Stein des Anstoßes auf ihren Lebensweg gerollt.

Wilms Brief war sehr lang, und je länger Helene las, desto dunkler wurde das Rot, das ihr auf Stirn und Wangen lag. Zuletzt ließ sie das Blatt sinken, und ihre Tränen perlten auf die Zeilen herab.

Sie war so froh, so glücklich. War's denn auch wirklich so, was sie gelesen hatte? War's nicht ein schöner Traum, der vor der Wirklichkeit des Tages zerstob?

Und wieder las sie, was Wilm geschrieben hatte.

Nein, an seinen Worten war nicht zu zweifeln. Die Würfel waren gefallen. Nun hatten sie den Entschluß gefaßt, die Brücke hinter sich abzubrechen, die an das Ufer führte, wo man zwar ohne die große Freude und ohne die Seligkeit im Herzen leben konnte, wo man aber doch vor der Not des Lebens gesichert war.

Nun hatten sie fest beschlossen, in ein unbekanntes Land vorzudringen, das sie nicht einmal von ferne sehen konnten, wie Moses aus der Ferne das gelobte Land sah.

Die blitzende Sonne stand nicht über dem Lande, das die Spur ihrer Füße tragen sollte; es lag dunkel und schweigend, und niemand war da, der es rühmte. Aber dennoch: ganz einsam funkelte an dem finsteren Himmel des Landes ein strahlender Stern, die Hoffnung.

Und das Leuchten dieses Sternes machte den Entschluß leicht; es gab Mut und Zuversicht und Vertrauen auf die eigene Kraft.

Sie beide hatten sich nun entschlossen; denn Helene wußte, daß ihr Wille mit dem Wilms munter Seite an Seite schritt, festen Tritts. Es war kein Zaudern und Säumen in ihr, wie in Lots Weib, die nicht stracks voranschritt, sondern nach links und rechts schaute und endlich rückwärts sah. Helene stand vor dem Tor, hinter dem das Land der Zukunft lag; aber sie fürchtete sich nicht, den ehernen Klopfer an der ehernen Pforte zu rühren. Sie tat es mit ruhigem Herzen und sicherer Hand; denn sie wußte, daß Wilm ihr zur Seite blieb, wenn sie auf unbekannten Pfaden weiter und weiter hineinschritt in das fremde Land.

Und wieder las sie, was er geschrieben hatte.

Auf zwölf Jahre sollte der Haarhof ihre Heimat sein, ihre Welt, der ihr Schaffen und Wirken gehörte. Es würden nicht Jahre des Spieles sein, Jahre, in denen man die Hand nach Gefallen rührte, sondern Jahre der Arbeit, der nie erlahmenden, rastlosen Arbeit. Mit Herz und Hand mußten sie bei der Arbeit sein, Tag für Tag, bis in die sinkende Nacht hinein, und was da draußen die Welt an Freuden bot, das durften sie nicht sehen. Wehe, wenn sie danach Begehren trugen! Dann zeigten sie dem Lande, das sie durchschreiten wollten, den Rücken, und sie kamen arm und zerschlagen zurück an den Ort, wo ihre Füße sich zum erstenmal in den Sand des fremden Ufers gruben.

Aber keine Brücke führte sie an den jenseitigen Strand!

Nein, nur der Arbeit durften ihre Herzen gehören, nur der Arbeit durften ihre Gedanken gelten.

Der Arbeit und der Liebe!

Ja, die stand doch noch an erster Stelle, die bedeutete noch mehr als die Arbeit; denn die Arbeit ging ja in der Liebe auf, und weil die Liebe ihr Glück war, so konnte die Arbeit ihr Herz nicht beschweren; sie mußte es vielmehr erheben und froh machen.

Kein Zagen trübte Helene das Glück dieser Stunde.

Wilm hatte ihr geschrieben, daß sie gleich ihr Entlassungsgesuch einreichen solle, damit sie zum ersten April ihr Amt niederlegen könne. Den Sommer über würde sie Tante Lina noch in die Lehre nehmen, und in den letzten Tagen des Oktobers sollte die Hochzeit stattfinden.

So nah also war der Tag, an dem sie sich ganz gehörten!

Helene erbebte doch, als sie das alles überdachte; aber es war die Freude, die sie erzittern machte.

Einen Augenblick überlegte sie, was Kahlerts sagen würden, wenn sie von der Kündigung erfuhren. Das konnte ja ihrem Schwager nicht recht sein; er verstand es sicher nicht, daß sie das Gewisse über dem Ungewissen gering achtete. Er würde warnen und abraten.

Sie durfte nicht hören auf seine Worte, mochte er es noch so gut meinen. Um Wilm durfte sie es nicht, und um ihrer selbst willen wollte sie es auch nicht. Darum war es am

besten, sie sprach nicht davon, zu Kahlerts nicht, sondern ging still, aber entschlossen an das Werk.

Die Tatsachen überzeugten ja doch allein die Menschen.

Sie beide, Wilm und sie, hatten vor, sich den Bau ihres Glückes selbst zu zimmern; aber Kahlert und so manche andere zweifelten, ob es ihnen gelingen würde; sie zweifelten nicht an ihrem guten Willen, wohl aber an ihrer Kraft und Zähigkeit.

Durch Worte ließen jene ihren Zweifel nicht besiegen. Darum war es töricht, dem Zweifel mit Worten zu begegnen.

Die kommenden Tage mußten reden und die Dinge, die sie werden und wachsen ließen.

Die kommenden Tage!

Sie mußte schon jetzt bereit sein, ihnen zu geben, was sie heischten.

Ihr Entlassungsgesuch sollte sie einsenden, zur rechten Zeit, damit sie die Frist von einem Vierteljahre auch einhalte.

Da erschrak Helene. Sie hatte amtliche Schriftstücke selten angefertigt und wußte jetzt nicht recht, welche Form sie wählen sollte.

Nun, sie konnte ja warten bis morgen und Mike Müller um Rat fragen. Die kannte sich in solchen Dingen aus, und auf einen Tag kam's schließlich nicht an. Aber dann dachte sie doch wieder, daß sie später, wenn sie Wilms Frau war, nicht jede Sache würde abwarten können, bis ihr einer Anleitung und Rat gab.

Auf sich selber stand sie dann ganz allein!

Und als die Gedanken sie so weit getragen hatten, schämte sie sich fast ein wenig ihrer Furcht vor der Abfassung des wichtigen Schriftstückes.

Kurz entschlossen holte sie ihre Schreibmappe hervor und schrieb mit wenigen Sätzen das Gesuch um Amtsentlassung. Was kam's denn auch groß darauf an, ob die Floskel zu Ende gebräuchlich war oder nicht. Die Herren an der Regierung lasen doch klar und deutlich, was sie wollte.

Am anderen Tage bat Helene ihre Freundin Mike um einen Besuch.

„Was ist denn los?" fragte diese.

„Etwas Besonderes!"

„Das sieht man dir an!" sagte Mike. „Und man sieht auch, daß es gerade nichts ist, was dir ungelegen kommt. Na, heute nachmittag werde ich ja das verschleierte Bild sehen, ein wenig neugierig bin ich schon. Willst du nicht einen Zipfel des Vorhangs heben?"

„Nein, lieber nicht, und dann komme nicht zu spät, zum Kaffee backe ich uns gleich nach Mittag Windbeutel. Also bis nachher denn!"

Mike schmunzelte. Da hatte sie also gar keinen üblen Nachmittag vor sich. Helenens Windbeutel gaben der Stunde einen besonderen Glanz. Mike schalt sich zwar ein wenig ihrer realistischen Anwandlungen wegen; aber es war nun mal so: ihre Ideale waren zerronnen, das stolze Gebäude des Glücks, das sie sich in ihren Gedanken, in ihrem Sehnen und Hoffen aufgebaut hatte, lag in Schutt und Trümmer, und sie fühlte, wie mehr und mehr die dem Idealisten so verächtliche Materie in dem Lauf ihrer Tage an Bedeutung gewann. Das war zwar recht kläglich, und man erzählte besser von dergleichen Erfahrungen nicht; denn in den Augen mancher, die es hörten, stand zu lesen: Schämst du dich denn nicht, so zu reden? So sprechen nur Toren! — während andere wiederum dachten: Langweile uns doch nicht mit Dingen, die so selbstverständlich sind, daß nur Kinder und Narren sie bestreiten! Mußt du dumm sein, daß du das nicht eher erkannt hast!

Den einen galt man als Tor, den anderen gar als Dummkopf.

Und wo war die Wahrheit? Das Klügste war, gar nicht danach zu fragen! Das Grübeln über das, was hätte werden und sein können, hatte überhaupt keinen Zweck. Wunschlos sein nach dem großen, allgewaltigen Glück des Lebens und bescheiden die Freuden des Tages hinnehmen, die Freuden jeglicher Art, solange sie anderen gegenüber kein Unrecht bedeuteten, das hieß doch, den besten Weg wählen, das hieß zufrieden sein.

Oder war das doch nur ein Surrogat für die Zufriedenheit?

Mike blieb unwillkürlich noch einen Augenblick vor der Tür ihres Hauses stehen und sah Helene nach, die federnden Schrittes dahinging.

Wenn sie noch einmal jung sein könnte wie die!

Wenn sie hätte glauben und vertrauen können wie die!

Und sie wußte wiederum mit voller Klarheit, daß alle Lehren ihrer Philosophie wie taube

Nüsse waren, wie Nüsse am Weihnachtsbaum, zwar schön vergoldet, aber ohne Kern.

Beizeiten am Nachmittage machte sie sich zu Helene auf, die noch in ihrer Küche beschäftigt war. Mike sah ihr zu, bis sich der Berg des duftenden Gebäcks auf der Schüssel höher und höher emporreckte, und endlich der Rest des Teiges in dem Backofen des Herdes verschwand.

„Lene, darf ich einen knuspern?"

„Bitte, greif doch zu; aber warte einen Augenblick."

„Nein, danke, laß doch, so aus der Hand, meine ich. Dann schmeckt er doppelt gut."

Helene lachte.

„Tu dir ja keinen Zwang an!"

„Bei dir sicher nicht. Großartig sind sie. Wie du das nur so verstehst!"

„Ach, das sind ja alles Kleinigkeiten; die lernt man im Handumdrehen."

„Sag' das nicht, Lene; ich glaube, mir wäre manches von diesen Dingen reichlich schwer geworden. Na ja, von mir verlangt's auch keiner. Aber was ich noch sagen wollte: Wenn du mal Frau Gutsbesitzer Schulte-Persting bist, sollte dann noch wohl eines Tages die Volksschullehrerin Müller bei dir am Kaffeetische sitzen?"

„Bei der Pächtersfrau Schulte-Persting meinst du? Ja, das wird sicher der Fall sein."

„Das ist kein großer Unterschied. Wirklich, Lene, ich wollte, es könnte bald sein, und du weißt ja, daß ich's nicht der Windbeutel wegen allein möchte."

Helene lächelte.

„Mike, Mike, wer dich nicht besser kennt, als deine Worte dich malen, dem gibst du zu raten auf. Ach, wenn ich dich nicht gehabt hätte! Du hast getan, was meine Verwandten hätten tun sollen."

Es klang bitterer, als Helene beabsichtigt hatte.

„Lene, sie meinen es gut mit dir!"

„Das weiß ich, und ich sag's mir tausendmal, daß ich ihnen Unrecht tu; aber so ganz darüber hinwegkommen kann ich nicht."

„Du mußt es nur wollen, und wenn du Geduld hast, dann wird dir das alles eines Tages versinken, als wäre es nie vor dich hingetreten. Es sind ja in Wirklichkeit so kleine Dinge, und nur jetzt erscheinen sie dir so groß, weil du sie eben jetzt noch, na, ich will sagen durch ein Vergrößerungsglas siehst. Nachher wirst du das nicht mehr gebrauchen. Aber was ist denn eigentlich los, daß du es heute so festlich hergerichtet hast? Ich bin gespannt wie ein Flitzbogen. Was hat „er" denn eigentlich geschrieben? Irgend so etwas von ihm muß es doch sein."

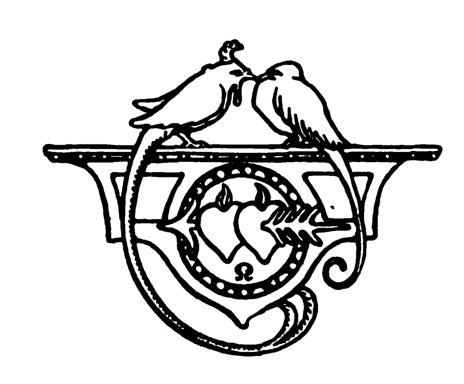
Mike wußte wohl, wie sie Helenens Gedanken am besten und leichtesten einen anderen Weg führen konnte.

„Erst wollen wir unseren Kaffeetisch bestellen."

„Schön, ich helfe dir!"

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die roten Riesen" von Dietrich Darenberg erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.





Märzerde.

Du schlummerst noch und träumst schon vom
Erwachen.
Vorjähr'ger Blätter schneegeschmolzne Säfte
Verdunsten modrig, und die jungen Kräfte
Umkost der Sonne erstes Frühlingslachen.

Noch liegst du, wie sie dich in Schlaf geschmeichelt,
Gelassen da. Verweht sind eis'ge Decken.
Vieltausend Augen wird ein Blick erwecken,
Ein Sonnenblick, der deine Glieder streichelt.

Am Wegrand schon beginnen ihre Strahlen,
Und an der Stämme laubentstiegnen Füßen,
— Vorboten dem gewaltigen Ersprießen —
Moosfäserchen mit zartem Grün zu malen.

Und Sänger, die ihr Lied nach Süden trugen,
Rückkehren zu der heimatlichen Erde.
Nun tönt und braust das schöpferische: „Werde!"
Und dein Erwachen rüttelt an den Fugen.

Waldemar Staegemann.



Der alte Nadler.

Von Johann Georg Seeger.

Die Märzensonne des Jahres 1850 war in voller Vorfrühlingstätigkeit. Über Nacht hatte Bruder Föhn das letzte säumige Wolkengesindel hinter die dunklen Forste gescheucht, und nun strahlte sie schon den ganzen Tag vom tiefblauen Himmel auf die fränkische Landschaft herab, richtete alle Getreidehälmchen liebevoll auf, strich warm und lind über Giebel, Türme und Dächer des Städtchens und bemühte sich auf ihrer Wanderung unausgesetzt auch um die beiden alten, kahlen Linden vor dem Seetor. Und bisweilen schickte sie durch das dunkle Geäst einen Strahl nach dem kleinen Schiebfenster des Torwärterhäuschens, als wollte sie dem silberschopfigen Bewohner zurufen: „Na, so schau doch einmal heraus! Mach' ich meine Sachen heuer nicht ebenso gut wie vor sechzig Jahren, als du mit deinen Spielgesellen in meinem Lichte dich austolltest?"

Aber der Alte verstand die Frage nicht. Unermüdlich arbeitete er, poch, poch, poch! klang's durch die armselige Stube, und ein Stückchen Stahldraht nach dem andern wurde mit einem Öhr versehen. Das war seine Arbeit von morgens bis abends, nur unterbrochen, wenn ein Wagen hielt oder ein Wanderbursche vor dem Fenster auftauchte.

Poch, poch, poch! Nichts als Öhren, nichts als Öhren. Andere formten die Spitzen. Denn durch viele Hände ging solch ein Stückchen Draht, bis endlich eine Nadel daraus wurde, mit der eine freudige Hand eine Windel oder eine zitternde ein Totenhemd nähen konnte.

Poch, poch, poch! Wie der Alte sein Werkzeug handhabte! Wie seine dunkelblauen Augen scharf auf das breitgeschlagene Drahtende blickten! Wie der Ernst des runzeligen Gesichtes, durch einen weißen Schnurrbart erhöht, den Greis adelte! Poch, poch, poch! Als ob die Sonnenstrahlen sich über den emsigen Arbeiter entsetzten, eilten sie zu den kahlen, weißen Wänden und gaukelten um deren einzigen Schmuck, das Bild Napoleons des Ersten. „Verstehen Eure Majestät den alten Michael Pommer? Verstehen ihn Eure Majestät?" Aber der Kaiser bekümmerte sich ebensowenig um die Sonnenstrahlen wie sein ehemaliger Soldat, stolz, als sänne er neuen, kühnen Kriegsplänen nach, blickte er in die Weite, und die Rechte hielt er zwischen die Uniformknöpfe geschoben.

Poch, poch, poch! Dies Hämmern verscheuchte schließlich die goldenen Sonnenstrahlen. Sie schwanden aus der Stube, zogen sich nach dem Dach des Häuschens und dem kahlen Wipfelwerk der Linden zurück und ließen den Alten und den Kaiser im nüchternen Lichte der Stube zurück.

Draußen lag der Mittagssonnenglanz ausgebreitet, und Hoffnung und Fröhlichkeit leuchteten dazwischen, denn der Natur geht es jedes Jahr im Vorfrühling wie den Kindern, wenn Weihnachten langsam heraufdämmert.

Was aber die Sonne nicht vermochte, den alten Nadler zum Unterbrechen seiner Arbeit zu veranlassen, das brachte die Gewohnheit fertig. Es war Mittag.

Langsam erhob sich der große Mann, und von seiner Lederschürze fielen die winzigen Stahlstückchen, die er aus den Öhren geschlagen, wie rieselnder Regen nieder. Um die steifen Glieder ein bißchen gelenkig zu machen, ging er ein paarmal in der Stube auf und ab, noch ungebeugt trotz seiner zweiundsiebzig Jahre, und nahm endlich vom Bettpfosten seine kleine Soldatenpfeife. Sorgsam stopfte er sie mit dem Tabak, der draußen auf den Feldern gewachsen war, setzte ihn umständlich in Brand, und als die ersten grauen Wölkchen unter dem zottigen Schnauzbart hervorquollen, ließ er sich von neuem an seinem Arbeitstischchen unter dem Schiebfenster nieder, um „eine Pfeife lang" zu rasten.

Jetzt blickte er manchmal durch die Scheibe, aber nicht, weil die Sonne ihn lockte, sondern weil er wissen wollte, wer noch draußen auf den Feldern jenseits der Straße tätig war.

„Das ist der Vetter Muck dort drüben", dachte er. „Der ißt nur einmal des Tags kurz vor dem Schlafengehen, um nur recht viel Gulden zusammenzuscharren. Und nachts schläft er in seinen Hosen, damit er nur ja nicht zuviel Zeit verliert mit dem Anziehen. . . Und dabei hat er nicht Kind, nicht Kegel. . ."

Der alte Nadler dachte an dies und das. An die neunzehn Soldaten- und Kriegsjahre. An seine Hochzeit mit der Tochter des Nadlermeisters Luzner, daß er bald selber den Meister hatte spielen können. Und jetzt war sein Weib tot, seine Kinder in der Fremde zerstreut. Jahre verstrichen oft, bis ihm einer der Söhne oder eine der Töchter schrieb, und was klang verschämt oder offen aus allen diesen Briefen heraus? „Lieber Vater, schickt uns ein bißchen Geld. Das Leben ist hier so teuer, und Ihr braucht ja so wenig. Besser ist's, Ihr laßt uns bei Euern Lebzeiten manchmal was zufließen, als daß wir Geschwister nach Eurem Abscheiden uns über den Nachlaß entzweien." Der Fabrikant, der sich im Städtchen niedergelassen hatte, war schuld, daß er hatte aufhören müssen, den Meister zu spielen. Dagegen hätte der Herr Stadtpfarrer predigen sollen, daß man nicht mit Maschinen einen ehrsamen Handwerker brotlos mache. Aber der hatte geschwiegen, vermutlich, weil in der Bibel nichts von Maschinen steht. Und so ging's abwärts mit ihm; erst ganz sachte, dann schnell. Schließlich stand er, den Napoleon vor Moskau angesprochen und während der kurzen Unterredung am Uniformknopfe festgehalten hatte, ganz allein, hatte kein Obdach, hatte kein Besitztum mehr als seine Pfeife und das Bildchen seines Kaisers, dafür aber die unbegrenzte Wahl, als Greis entweder zu betteln oder sich eine der mancherlei Todesarten auszusuchen. Nun aber war Michael Pommer nicht umsonst neunzehn Jahre Soldat gewesen und hatte viele Schlachten mitgeschlagen. Er ging, nachdem er seine Zukunftsbetrachtungen abgeschlossen hatte, zum Bürgermeister, der eben jener Fabrikant war, und sagte: „Euer Gestrengen erlauben einem ehemaligen Soldaten und hernachigen Bürger und Meister ein freies Wort! Sie haben als Fabrikant mich brotlos gemacht. Nun ist's Ihre Pflicht als Bürgermeister, mir wieder Brot zu verschaffen. Der Torwärter am Seetor liegt tot im Bett. Geben Sie mir seinen Posten!" Und er bekam den Posten, ja, der Herr Bürgermeister waren sogar so menschenfreundlich, dem alten Pommer Heimarbeit zu gewähren, wofür dieser aber nicht aus der Gemeindekasse bezahlt wurde.

Sein Leben lang besaß der alte Nadler ein tüchtiges Soldatenherz und eine Husarenphilosophie. Er nahm die Stunde, und was sie ihm brachte, als etwas Unabwendbares. Und da er nichts mehr erhoffte, Arbeit, Obdach, Nahrung und seine Pfeife besaß, dazu noch rüstig war, fühlte er sich beinahe glücklich. Und er war es in vollkommenem Maße, wenn er des großen Kaisers Napoleon gedachte. Selbst Soldat mit Leib und Seele, hatte er nie über das Elend nachgegrübelt, das der Korse den deutschen Landen gebracht, sondern hatte in ihm nur den Inbegriff eines echten, großen Helden gesehen und bewundert. Michael Pommer mochte wohl von alten Recken abstammen, denn er glühte für Kampf und Kriegsgetümmel und verehrte Bonaparte als den Größten der Großen. Dachte er an die Jahre, da er als Rheinbundhusar unter dem Kaiser gedient hatte, dann durchströmte ihn Jugendfeuer, und der einzige Schatten, der auf sein Glück fiel, war die herbe Erkenntnis, daß jene Zeiten vorbei, daß er nie wieder reiten, nie wieder den Schimmel mit dem großen Kaiser schauen werde. Senkte sich dieser Schatten auf ihn, so rettete er sich in die Vergangenheit, und weil er in dieser jung blieb, darum lockte ihn auch nicht die Vorfrühlingssonne. Sie schien ja nicht ihm, sondern solchen Geizhälsen, wie Vetter Muck einer war. . .

Immer winziger, immer dünner wurden die Rauchwölkchen. Immer tiefer sank der silberschopfige Kopf des Alten. Die Gedanken stockten. . .

Da huschte ein Schatten an das Schiebfenster. Ein vielrunzeliges Altweibergesicht mit irren Grauaugen drückte sich an die Scheibe. Ein fast höhnisches Lachen brachte die Runzeln in Aufruhr. Mit dürrem Finger klopfte sie wider das Glas, so daß der Nadler auffuhr und, während er an der erkalteten Pfeife sog, betroffen das kleine, zierliche Weib anstarrte.

„Die Tina! Natürlich. Alle Tage zur selben Stunde!" schoß es ihm durch den Kopf, und um seine Aufregung vor ihr zu verbergen, beschäftigte er sich mit der Pfeife. Tina aber trommelte mit spitzen Knochenfingern einen wilden Tanz auf der Scheibe, verfolgte mit glühenden Augen, in denen Haß, Hohn, Irrsinn beständig wechselten, jede Bewegung des Alten, hielt plötzlich im Trommeln inne und schrie mit der Stimme eines überlustigen Mädchens:

„Heut kommt er! Heut kommt er! Seit siebenunddreißig Jahren erwart ich ihn. Aber heut kommt er! Ich hab's geträumt. Mein Barthel kommt! Heut kommt er! Du hast mir ihn nicht gegönnt. Hast ihn weit fortgeschleppt. Aber heut kommt er! Heut kommt er! Und schämen kannst dich, wenn er kommt. Was bist denn du geworden? Ein Torwärter! Ein Taglöhner! Aber er, mein Barthel! Der ist was Feines geworden! In einer goldenen Kutsche kommt er. Sechs Pferde sind vorgespannt! Und da hebt er mich hinein. Und wir fahren an dir vorbei, geradeswegs zur Kirche. Ja, heut hab' ich Hochzeit. Gelt, das gönnst du mir nicht?"

Poch, poch, poch! Der alte Nadler hämmerte darauflos, um ihr Geschrei zu übertönen. Aber sie trommelte wider die Scheibe, und in den kurzen Arbeitspausen hörte er ihr „Heut kommt er! Heut kommt er!" Es überrieselte ihn bei ihren Rufen. War es Angst? War es Scham?

Poch, poch, poch! Er blickte nicht mehr auf. Er pfiff einen halbvergessenen Marsch zu seiner Arbeit, aber immer flog dazwischen der kreischende Ruf an sein Ohr: „Heut kommt er! Heut kommt er!"

Mit einem Male verstummte sie.

Da packte ihn eine geheimnisvolle Macht, er ließ das Werkzeug sinken und schaute zum Fenster. War das die Irre? Verschwunden war der wechselnde Ausdruck des Hasses, der inneren Zerissenheit. Ein großes Glück lag in den grauen Augen. Und hätte das Lächeln, das über das Gesicht glitt, die vielen, vielen Falten glätten können, er hätte gemeint, die zwanzigjährige Christine, die glückliche Braut des Barthel Renner vor sich zu sehen. Was war ihr nur heute? Das hatte er noch nie an ihr beobachtet. Sein Herz hämmerte mit rascheren Schlägen, denn angesichts dieser Verwandlung stieg das Bewußtsein der Schuld aus den Tiefen seiner Seele empor.

Sollte er es ihr sagen, jetzt endlich sagen?

Aber nein, sie schien ja so glücklich. Sie haßte ihn nicht mehr. Mit der mageren Greisenhand winkte sie ihm sogar zu und rief: „Ich geh' ihm jetzt entgegen. Heut kommt er, mein Barthel! Heut kommt er! Oh, wie ich mich freue!"

Und so rasch ihre alten Füße sie trugen, eilte sie davon, und Michael Pommer blickte ihr nach, wie sie, die Hände lebhaft bewegend, auf der Straße sich entfernte.

Seit den zwei Jahren, die er im Torhäuschen wohnte, war sie tagtäglich zur selben Stunde hier vorübergegangen, hatte sie ihm tagtäglich schwere Vorwürfe zugerufen, ehe sie hinausgepilgert war zu dem Steinkreuz, das er von seinem Fenster aus auf dem höchsten Punkte der Landstraße sehen konnte. Nie hatten ihre Worte ihn besonders erregt. Aber heute ... da waren zwei Zeiten, das Einst und das Jetzt, in einer Person vereinigt, vor ihn getreten. Da hatte er die irre Alte, die hoffnungsfrohe Jungfrau geschaut. Da hatte er mit Schaudern erkannt, welche Schuld er auf sich geladen.

Immer kleiner wurde in der Straßenferne Christinens Gestalt, aber immer deutlicher stand vor ihm auf, was er alle die Jahre, wenn es sich in ihm geregt, niedergerungen hatte wie einen Gegner, mit dem er auf Leben und Tod hatte ringen müssen.

Heute war er ohne Kraft. Heute konnte er nicht ringen. Mächtiger als er war die Erinnerung. Starr die Straße entlang blickend, duldete er, was die Vergangenheit an seiner Seele vorüberführte.

„Schau, Michel," hörte er den alten Renner sagen, „du hast ausgedient, brauchst nimmer mit ins Feld. Ich zahl dir achthundert Gulden, wenn du für meinen einzigen Buben, den Barthel, eintrittst."

„Der soll nur dienen," hatte er geantwortet, und auf den Tisch schlagend hinzugefügt: „Dem schadet's nicht, wenn er mit dem Kaiser nach Rußland zieht."

„Michel, neunhundert Gulden kriegst," rief die Rennerin, die als geizig in der ganzen Stadt verrufen war und nun bloß der Mutterliebe folgte. „Neunhundert Gulden kriegst. Du bist kerngesund, aber mein Barthel... Gott, der ist so zart . . ."

Da hatte er höhnisch gelacht.

„Ich geb' dir tausend Gulden", sagte der Vater.

„Und hundert leg' ich dazu", sagte die Braut, während Barthel stumm, mit bald rotem, bald weißem Gesicht in der Stubenecke saß und auf den Fußboden starrte.

Da war er aufgesprungen und hatte gerufen: „Für alles Geld der Stadt tu ich's nicht. Und warum? Weil's eine Schande ist, sich vom Krieg wegzustehlen. Eine Ehre muß es für jeden sein, unter dem großen Kaiser dienen zu dürfen. Freiwillig geh ich noch einmal mit, aber nicht für euren Buben. Der kann unserm Herrgott auf den Knien danken, daß er Gelegenheit hat, ein tüchtiger Soldat zu werden."

Und kein Bitten, kein Weinen hatte ihn erweicht.

Poch, poch, poch! Unbarmherzig war er wie das Leben selbst, wie der Hammer, der auf den Draht vor ihm niedersauste. Und gleichwohl! Einmal hatte es ihm doch ins Herz gegriffen, für eine flüchtige Minute nur, das Mitleid mit dem Barthel. Vor der Schlacht an der Moskwa war's. Die Husaren sollten vorbrechen und ritten an rastender Infanterie entlang. Da war's. Da sah er in ein junges Gesicht, so weiß wie ein Hochzeitsbett, und in zwei Augen, in deren Tiefe das grause Entsetzen vor dem Kommenden brütete.

„Barthel!" wollte er rufen. „Barthel, du wirst dich doch nicht fürchten? Die Furcht lockt die Kugeln herbei!" Er brachte keinen Ton über die Lippen. Da schmetterten die Trompeten: Hinein in den Feind! Und im blutigen Ringen ward das weibische Empfinden gemordet.

Poch, poch, poch! Nicht wie sonst dachte er heute an die Riesenstadt, die im Sonnenglanz, im Farbenspiel ihrer Kuppeln zu seinen Füßen gelegen war. Nicht an das lodernde, rauschende Feuermeer, das damals aus Moskau emporquoll und in die endlose Ebene sich mit seinen Wogen zu wälzen schien. Heute sah er das Traurigste, was er je geschaut: weiße, unabsehbare Einsamkeit, schwarze Wälder, Pferdekadaver, Soldatenleichen, von denen riesige Krähenheere sich schreiend erhoben, düster drohende Wolken, wandelnde Skelette rings um sich. Und im Herzen die Angst, die zehrende, lähmende Angst vor den Kosaken, vor dem Ende und die tiefe, wehe Trauer um den Untergang solch einer herrlichen Armee...

So allgewaltig ward die Erinnerung, daß er die Hände ruhen ließ, und wie er gebannt durch die trübe Scheibe blickte, da wähnte er alles noch einmal zu erleben.

Zwanzig Mann sinken im Scheidelichte des Wintertags auf einem winzigen Friedhof in den Schnee und raffen sich wieder auf. Reißen die Holzkreuze aus, werfen sie auf einen Haufen und schüren ein Feuer. Er allein bleibt auf einem Grabhügel liegen und lehnt

den müden Kopf gegen ein Brett, das aus dem Hügel ragt. Stumpf, ohne Speise, ohne Gespräch kauern sie um den qualmenden Brand. In den Wäldern hinter dem Mäuerlein heulen die Wölfe, und die zwanzig rücken enger zusammen. Ein eisiger Wind fegt über die Ebene und bläst ins Feuer, daß die Funken sprühen. Er richtet sich aus seiner unbequemen Lage auf und starrt auf das Brett, an das er sich gelehnt. Ein Feuerschein beleuchtete es grell, und er liest darauf die mit Kohle geschriebenen Worte: „Barthel Renner."

Da schüttelt es ihn, als tobte in seinen Knochen das Fieber.

„Wirf das Brett ins Feuer!" rufen ein paar Kameraden.

Er legt seine Arme schützend darum.

„Wirf's ins Feuer, Michel! Uns friert. Die Toten da drunten können sich ja doch nicht dran wärmen."

Er rührt sich nicht.

„Dann holen wir es uns," schreien einige, und er ruft ihnen, die sich mühsam zu erheben suchen, drohend entgegen: „Wer mir das Brett anrührt, den schlage ich tot." Da kauern sie sich wohl aus Angst vor seiner Stärke von neuem nieder.

Und das Feuer sinkt in sich zusammen. Schneeflocken fallen herab und breiten ihre weiche Decke über die erschöpften zwanzig. Er aber liegt bald wachend, bald schlummernd, und im Wachen und Träumen hört er die alte Rennerin bittend sprechen: „Du bist kerngesund, aber mein Barthel,.. Gott, der ist so zart..." Er kann nichts anderes denken. Er empfindet auch kein Mitleid. Alle geistigen Kräfte in ihm sind wie tot, nur diese Worte tönen unaufhörlich an sein Ohr . . .

Die Finsternis der Nacht weicht grauer Dämmerung. Er löst die starren Hände von dem Brett und erhebt sich, die Kameraden zu wecken. Zwei richten sich wie trunken auf, die andern liegen starr und steif um das erloschene Feuer . . .

Und weiter wandern sie, weiter, immer weiter. Und eines Abends schreitet er durch das heimatliche Seetor, angestaunt, begrüßt, umringt von den Landsleuten. Und die alte Rennerin und die junge, blasse Christine fragen ihn nach ihrem Barthel, und er, der in keiner Gefahr gezagt, er bangt vor den angstvollen Augen der Mutter und der Braut. Er bangt vor der Schuld, die er auf sich geladen.

„Gefangen", sagt er und weiß nicht, wie er zu dieser Lüge kam. „Er wird schon bald wieder zurückkehren", setzt er hinzu und schämt sich seiner Unwahrheit. Aber gleich entschuldigt er sich vor dem eigenen Gewissen damit, daß er ja den beiden einen leisen Trost gebracht habe und daß die Lüge besser gewesen sei, als wenn er die Wahrheit gesprochen hätte.

Und diese Entschuldigung rief er den anklagenden Stimmen fortan entgegen, wenn ihn die Erinnerung an sein Tun in den folgenden Jahren packte. Ja, er glaubte sogar, mit seiner Lüge ein gutes Werk getan zu haben. Hoffte nicht die alte Rennerin noch als Achtzigjährige auf die Heimkehr ihres Sohnes? Lebte sie nicht von dieser Hoffnung?

Freilich, als Christine dem Irrsinn verfiel und mit ihrem seltsam scharfen Geiste ihm die Schuld daran vorwarf, daß er Barthel nach Rußland verschleppt habe, erhielt seine Ansicht einen leichten Stoß.

Heute war sein Lügenbau zusammengebrochen.

Ja, er war der Schuldige. Um sich zu schonen, hatte er siebenunddreißig Jahre lang geschwiegen. Ein junges Weib hatte er seiner Selbstsucht geopfert. Warum hatte er ihr nicht die Wahrheit gesagt? Nach dem ersten Schmerz hätte sie sich wieder aufrichten, hätte sie noch einmal glücklich werden können . . .

Starr sah er vor sich hin, als könnte er nicht glauben, was da urplötzlich wider sein Herz anstürmte. Wie Orkangeheul klang's in ihm: „Hättest du doch nie deinen Kaiser geschaut! Er hat dich in seinen Zauberkreis gelockt, daß du blind ihm folgtest, daß du auf nichts hörtest als auf seinen Ruf. Recht haben alle hier im Städtchen gehabt, die dich wegen deiner Liebe zu ihm angegriffen haben. Die ihn einen Teufel im Kaisergewand nannten. Dich hat dein Leben lang ein Teufel in Respekt gehalten, wie ein Korporal seine Rekruten. Und deine Bewunderung für ihn hat dich verleitet, den armen Barthel nicht zu schonen. Fluch dir! Fluch ihm!"

Wütend sprang der Alte auf und eilte zur Wand. Auge im Auge stand er dem gegenüber, der sein Höchstes gewesen.

„Du.., du!" rief er drohend. „Du... Zauberer! Um mein Glück hast mich betrogen und den Barthel, die Christine und Tausende, Hunderttausende in der Welt!"

Seine Rechte zuckte aufwärts. Im Feuer des Grolls loderte sein Auge. Er riß das Bild herunter. Er faßte es auch mit der Linken, als wollte er es zerreißen. Da seufzte er tief. Sein Gesicht ward schlaff. Seine Gestalt sank gleichsam in sich zusammen. Er taumelte zum Tisch, zog die Schublade heraus und legte das Bild, das ihn mehr denn vierzig Jahre durchs Leben begleitet hatte, mit dem Antlitz nach unten hinein. Dann setzte er sich nieder. Er hob den Hammer und warf ihn sofort beiseite.

„Tot!" flüsterte er. „Alles tot! Was mein Stolz gewesen, nun tot! Leer! Ohne Erinnerung! Zweiundsiebzig Jahre ohne Inhalt!" Was ihn aufrecht gehalten, das war vernichtet, und das Greisenalter, gegen das er trutzig angekämpft, nahm Besitz von ihm, wie das Meer von einem Lande, dessen zerrissene Dämme niemand mehr ausbessert. Nun blieb ihm nur noch die Arbeit und die Hoffnung auf einen letzten Feierabend. Aber wenn nur nicht die furchtbare Schuld, die schwere Selbstanklage gewesen wäre!

Von neuem hob er den Hammer und ließ ihn wieder sinken.

Ein Entschluß reifte in ihm: Wenn Christine heimkehrte, wollte er ihr alles sagen. Die Last mußte herunter von seiner Seele.

Poch, poch, poch! Langsam arbeitete er, und immer von neuem sagte er sich: „Ich will ihr alles gestehen. Sie muß mich begreifen. Vielleicht wird sie noch einmal gesund. Sie muß gesunden. Sie muß, ich habe ja alles, alles ihretwegen geopfert!"

Poch, poch, poch! Vor dem Fenster tauchte ein magerer Alter auf. Pommer schob es zurück und fragte matt:

„Vetter Muck, du? Was ist los?"

Heiser tönte es zurück: „In die Stadt muß ich. Draußen am Kreuz liegt die Tina und rührt sich nimmer."

„Die Tina?" Entsetzt rief's der alte Nadler dem Forteilenden nach, dann sank er auf den Stuhl zurück und starrte auf die Drähte und die Werkzeuge.

Eine halbe Stunde später trat er gebeugt, zögernd hinaus an die Bahre, die einige Männer vor dem Häuschen niedergesetzt hatten, und starrte auf die Decke, mit der die Tote verhüllt war. Der Stadtpfarrer, der auf seinem Spaziergange gerade hinzugekommen war, sagte eben: „Ihr ist nun wohl. Bis zum letzten Atemzuge war sie ein Kind der Hoffnung und hat dem die Treue bewahrt, dem sie ihre Liebe geschenkt hatte. Glücklich, wer wie sie ausharren kann im Glauben an die Wahrheit der Liebe!"

Der alte Nadler seufzte tief, rang nach Worten, als wollte er sprechen, als wollte er seine Schuld eingestehen, aber er schwieg. Denn er erblickte die Totenhand, die nicht von der Decke verhüllt war. Nicht starr erschien sie ihm, sondern belebt, als öffnete sie sich, die Rechte des heimgekommenen Barthel zu fassen. Und während die Männer die Bahre aufhoben und durch das Tor trugen, schlich er zu seiner Arbeit zurück.

Poch, poch, poch klangs in der öden Stube, und Michael Pommer sann darüber nach, ob er seiner Schuld nun ledig sei oder nicht. Und wenn er von neuem sich anklagte, blickte er zur leeren Wand, und es tauchte vor seiner Seele die feine Totenhand auf, die sich wie zum Gruße geöffnet hatte. Dann schwieg für Sekunden in ihm die Unruhe. . . . . .



Beim Tanz.

Tanzen, tanzen, Mariella!
Hörst du nicht der Geigen Weise
Unterm Lichtstrom heller Kronen? —
Komm zum Tanz im Wirbelkreise.

Bist mir gram wohl, daß ich tanzte
Mit Annette und Erneste,
Laß mich lachen, Mariella,
Reinste, liebste, schönste, beste.

Lilie mit gesenktem Köpfchen,
Laß durchkreuzen uns den Reigen,
Auf dein braunes Glanzhaar will ich
Meine heißen Lippen neigen.

Will dich schnell und schneller drehen,
Daß die Wangen dir erglühen,
Will von Herzensliebe flüstern,
Daß zwei Augen Feuer sprühen.

Heb die Augen, Mariella,
Flüchten soll die böse Laune,
Wenn ich tausend Kosenamen
Bebend in das Ohr dir raune.

Ei, schon leuchten deine Wangen
Und dein Blick im Fieberglanz.
Sieh! Schon spötteln fremde Paare —
Mariella! Komm zum Tanz!



Der Reiter.

Von J. Seidel.

Der Reiter hatte das brennende Dorf hinter sich, und sah nicht zurück. Vornübergeneigt, mit hochgezogenen Knien hockte er im Sattel wie einer, der müde ist. Die Hände hatte er auf dem Sattelknopf liegen, die Zügel hingen schlaff und die knochige, falbe Mähre trottete langsam mit gesenktem Kopf vorwärts in den Spuren des Fähnleins, das vorangezogen war. Es war noch zu sehen auf der flachen Heide, ein bunter Haufe, der sich regellos fortbewegte. Einmal hob sich die Gestalt des Führers mit dem Federbusch vom Helm scharf vom klaren, grünlichen Abendhimmel ab: er war zur Seite gesprengt und ließ den ganzen Trupp an sich vorüberziehen. Abgerissene Laute vom Lärm des Trosses, Waffenklirren, Pferdegewieher und das kurze Aufschmettern einer Trompete trug der gemächliche Wind dem Reiter entgegen. Sie waren übermütig da vorne, trunken von Blut und Beute, berauscht von ungezügeltem Machtbewußtsein, — eine Bande wilder Kerle, zusammengeweht aus aller Herren Länder, und keines Herren Fahnen folgend. Unter dem selbstgewählten Führer durchzogen sie brandschatzend das Land und wichen den großen Herren weislich aus. Wahnsinniger Schrecken floh vor ihnen her, schwarzes Gevögel folgte ihnen von Dorf zu Dorf . . .

Der Reiter zog in ihrer Spur. —

Keine tausend Schritt vor dem Dorfe wölbte eine alte Linde ihre mächtige Kuppel über dem Dach einer Hütte, doch selbst diese elende Heimstätte war den Plünderern nicht entgangen. Ein paar von ihnen hatten die morsche Türe mit den Schäften der Speere

eingedrückt, — der Bau war leer und schien unbewohnt, aber wer konnte wissen, was in dem steinharten Lehmboden verscharrt war! Einer störte die kalte Herdasche auf und wischte sich fluchend die Augen, ein anderer fand ein verschimmeltes Brot und der Gierigste riß den armseligen Weihwasserkessel von der Wand um ihn vor der Tür wieder hinzuwerfen. Es war nicht einmal wert zu brennen, das Gerümpel, und man hatte auch keine Zeit, sich aufzuhalten. Sie begnügten sich damit, die beiden winzigen Fenster zu zertrümmern, und zum Abschied stieß einer mit dem Speer in den Bienenschauer, so daß der Ort noch von tiefsummendem, zornigem Getön erfüllt war, als der einsame Reiter unter der Linde hielt, und mit toten Augen an dem Stamm emporsah. Hatten sich nicht die Zweige des Wipfels seltsam gerührt? So wild bewegte sie auch der größte Vogel nicht.

„Komm herunter!“ sagte er mit einer klanglosen Stimme, „Komm herunter!“

Aber da oben regte sich nichts mehr. Der Reiter sah über die Heide, das Pferd stand wie aus Stein.

Nach einer Weile hob er den Kopf und sah wieder empor in die Dunkelheit des Geästes. „Komm herunter!“ sagte er nicht lauter, aber eindringlicher als vorher, „ich weiß, daß du oben bist. Komm, — es wird dir nichts geschehen!“

Auf seinem blassen, hageren Gesicht lag keine Spur von Erwartung oder Ungeduld, als er von neuem geradeaus sah, und alles blieb wie zuvor. Und dann griffen seine Hände ohne Hast nach der Pistole und setzten sie in Bereitschaft. „Ich zähle“, sagte er wie zu sich selber, „wenn du bei sieben nicht unten bist, schieße ich. Ich ziele auf dein weißes Tuch, ich weiß, daß du es auf der Brust trägst.“ Er hob die Waffe und begann: „Eins . . .“ Der Wind hielt einen Augenblick inne, als lauschte er, es war totenstill. „Zwei . . .“ dann raschelte das dürre Haidekraut wieder, und die Bienen summten tieftönig, trauervoll. „Drei, — vier . . .“ Eine Ziege meckerte irgendwo, klagend und verlassen. „Fünf . . .“, sagte der Reiter zögernd, aber seine Augen glühten empor wie die Augen eines sprungbereiten Luchses. Es knackte und raschelte ganz wenig, man wußte nicht recht, wo. „Sechs . . .“ Da krachte ein morscher Ast, das Laub rauschte, die Zweige zitterten. Am Stamm glitt es nieder und stand vor dem Reiter, ein braunes Mädchen mit böse funkeln-Augen. Der Reiter betrachtete sie mit breitem Grinsen. „Wildkatze!“ sagte er und stieg gelassen vom Pferde.

„Was wollt Ihr?“ fuhr sie ihn hastig an, „habt Ihr noch nicht genug? Hier ist nichts zu holen. Die anderen haben schon gesucht, seht Ihr's nicht? Da!“ Und sie wies auf die zerstörten Fenster und die zersplitterte Türe. „Mein Haus!“ schluchzte sie auf, „meins, meins! — Mordbande!“ kreischte sie dann, und einen Augenblick war es, als wollte sie dem Mann an die Kehle springen. Aber vor seinem Blick, der ihren wilden Augen so kalt und gleichmütig begegnete, wich sie zurück und stand mit dem Rücken an der Wand der Hütte, die Handflächen gegen die Mauer gepreßt. „Herr“, bat sie und zitterte auf einmal, „Herr, geht, — geht den anderen nach! Ich bin arm, habe nichts, — will Euch ja geben, alles geben . . .“ Sie nestelte an ihrem Mieder und zog ein Kreuzchen hervor, ein armes, silbernes Ding, „Da . . .“, sagte sie und reichte es ihm hin. Er nahm es und lächelte wieder. Dieses seltsame Lächeln bei dem seine tiefliegenden Augen starr und unbeweglich blieben. „Hübsches Kreuzel,“ sagte er anerkennend, „hübsches Mädel! Da!“ Und die Hand, mit der er das Kreuzchen im Gürtel versenkt hatte, hielt ihr plötzlich etwas Blinkendes entgegen, das im letzten Schein des Abends aufblitzte und erglänzte, so daß das Mädchen leise und überrascht aufjauchzend die Hände zusammenschlug. „Mir, — mir die Kette, Herr Reiter?“ stammelte sie und griff danach wie ein Kind nach einem neuen Spielzeug. „Aber nein . . .,“ sie ließ die Hand wieder sinken und sah tieftraurig aus dunkelen Augen zu ihm auf: „Warum seid Ihr so gut? Seid Ihr denn gut? Was wollt Ihr von mir?“

„Nichts will ich“, sagte er leise mit seiner rauhen Stimme, „so . . .“ Er war an sie herangetreten und hatte ihr die Kette um den feinen Hals gelegt. „Sieht gut aus an dem Mädel,“ brummte er und sah ihr ins Gesicht, — „nun, — ich bleibe hier in der Nacht, Stroh wirst du haben!“ Das Mädchen blickte ihn zitternd und unterwürfig an. „Herr“, begann sie flehend. Aber er ließ sie nicht ausreden. „Fang deine Ziege ein,“ befahl er barsch, „ich habe Durst.“ Er wandte sich zu dem Falben, der geduldig gestanden hatte, nahm ihm Zaum und Sattel ab und ließ ihn grasen. Es war nun dämmerig; der Abendstern funkelte stark und unruhig am blassen Himmel, gerade über dem Dach der Hütte, die unsäglich verlassen in der grenzenlosen Ebene lag. Über den Rand des östlichen Horizontes hob sich der Mond, aber eine häßliche Wolke lagerte noch vor ihm, man wußte nicht, war es Nebel oder Rauch. Aus der Richtung des verheerten Dorfes kam ein kurzer entsetzlicher Laut, ein Aufbrüllen wie der Todesschrei eines verendenden Tieres. Der Reiter, der in der Hütte vor dem ungefügen Tisch saß, hob lauschend den Kopf. Aber es blieb still, und dann trat das Mädchen ein.

Sie setzte den Krug mit der frischgemolkenen Milch auf den Tisch und wollte mit einem scheuen Blick auf den schweigenden Mann wieder zur Türe hinaus. „Bleib!“ herrschte er sie an, „sitz nieder! Iß!“ Er schnitt mit seinem Dolchmesser ein Stück von dem Fleisch ab, das er aus der Satteltasche geholt hatte, und schob es ihr zu. Sie aß gehorsam, aber sie sah ihn mit Augen an, in denen das Grauen stand. Er hatte die eiserne Sturmhaube abgenommen, und sein runder Schädel mit dem kurzgeschorenen hellen Haar leuchtete in der Dämmerung fast weiß. Unter dem vorspringenden Stirnknochen lagen die Augen dunkel in tiefen Höhlen. Das Gesicht mit dem weißblonden Knebelbart stand geisterhaft blaß über dem schwarzen Koller und kannte keine andere Bewegung als jenes traurige, wilde Grinsen. Das Mädchen starrte ihn mit ratlosem Entsetzen an, bis sie endlich merkte, daß er längst nicht mehr aß,

sondern daß diese versteckten Augen wie aus einem Hinterhalt hervor in ihre sahen. Der Mond schien in das Gelaß, sie regten sich beide nicht. Dem Mädchen waren die Hände in den Schoß gesunken, und sie saß wie gelähmt.

„Nun, Liebchen," sagte der Mann plötzlich, „bist müde? Wir werden gut zusammen schlafen, heh?" Auf einmal saß er neben ihr und rührte ihre Hand an. Sie erbebte, ein Schauer überlief sie, aber es war, als könnte sie kein Glied bewegen. „Bin ich kalt," sagte er langsam und gramvoll, — „ja, ja, — du mußt mich wärmen. Sonst, warte, will ich dir ein guter Liebster sein! Am Ende bin ich noch jeder recht gewesen, und du wirst mich auch haben wollen und keinen andern..." Er zog sie an sich, die ihm schlaff und wehrlos nachgab. Aber dann kam Leben über sie, und sie rang sich geschmeidig wie eine Katze aus seinen Armen. Doch ebenso schnell war er aufgesprungen und versperrte mit seiner Gestalt die schmale Tür. Keins sprach ein Wort; das Mädchen sah das Gesicht des Mannes im Mondschein, reglos, unerbittlich, und sie rang die Hände in tödlicher Angst.

„Ich bin immer brav gewesen!" schrie sie auf, und wohne doch schon so lange allein hier draußen, seit die Großmutter tot ist. Hab noch keinen Schatz gehabt, noch nie, und sie sind doch so hinter mir her gewesen. Herr, ich bin doch noch so jung, lieber Herr..." Ihre Stimme ward auf einmal ganz weich und süß wie die eines bittenden Kindes. Sie trat dicht an den Mann heran und legte beide Hände auf seine gepanzerte Brust, indem sie aus großen, feuchtglänzenden Augen zu ihm aufsah. „Wißt Ihr," sagte sie leise, schnell und dringlich, „ich warte auf euch, kommt wieder, — ja, — übers Jahr, — wann Ihr wollt. Ich will immer auf euch warten und den Leuten sagen, ich hätte einen Schatz, dem ich treu sein müßte. Und dann, wenn Ihr kommt, dann gibt uns der Pfarrer in der Kirche zusammen! Herr Reiter, dann habe ich eine Krone auf, gebt acht, wie schön ich dann bin. Mein Oheim richtet uns die Hochzeit aus. Und ich tue alles was Ihr wollt, Herr Reiter..."

„Dumme Dirne!" Er hatte ihre Hände gefaßt und bog sie spielend zurück. Dann nahm er das Mädchen in die Arme und trug sie auf und nieder. „Glaubst du, mir läge etwas an dem Firlefanz oder am Pfaffengeplärr? Da ist der Mond vorm Fenster, der hat mich schon manchmal getraut."

„Tod sein will ich lieber!" schrie sie noch einmal auf und schnellte sich empor. Als er sie aber festhielt mit seinen eisernen Armen und unablässig auf und nieder trug, während er sie wiegte wie ein Kind und ein rauhes Lied summte, — da lag sie still wie überwältigt, nur ihre Augen ruhten nicht und irrten umher, gefangene Vögel, die einen Ausweg suchten. Plötzlich warf sie die Arme um seinen Hals, und er ließ sich mit ihr auf die Bank nieder. „Siehst du, Katze, wirst du zahm?" murmelte er.

„Ja, Herr Reiter", rief sie und lachte seltsam wild, „so wollen wir auch lustig sein..." und während er sie, die unter jeder Berührung zuckte und bebte, stumm streichelte, schwatzte sie unaufhörlich. „Dein Herz," sagte er einmal langsam und ernsthaft, „dein Herz, das geht wie unsere Trommel: pummerle, pummerle, pumm,— pummerle, pummerle, pumm... Aber es schlägt Sturm." „Hört," rief sie und wehrte seiner Hand, „wenn die Trommel Sturm schlägt, habt Ihr da nie Angst? Sagt, Herr Reiter, nie? Und es geht doch in den Tod, Jesus, und werdet verwundet und habt Schmerzen, schlimmer als der Tod!"

„Der Tod," sagte der Mann, und das seltsame Lächeln stand wieder auf seinem Gesicht, „der Tod und ein Reiter, die kennen sich gut..."

„Aber, Herr Reiter," sagte das Mädchen und streichelte seine Wange, — ihre Finger waren kalt wie Eis und ihre Augen funkelten, — „da wüßt ich Euch etwas, und Ihr würdet den Tod nicht mehr kennen! Ha, Herr Reiter, möchtet Ihr nicht," ihre Stimme senkte sich zum Flüstern, „möchtet Ihr nicht hieb- und stichfest werden und ewig leben können?" „Dummes Mädel," brummte er, und dann lachte er plötzlich auf, „ewig leben, jawohl, haha!" Aber das Mädchen glitt von seinem Schoß und stand im Nu vor dem Wandschrank, wo sie zwischen Töpfen und anderem Gerät kramte. „Seht, seht," sagte sie, und brachte ihm ein Tiegelchen, „da ist es! Das hat die Großmutter gekocht und die verstand's. Wer sich damit einreibt, ist fest gegen Hieb und Stich und Schuß, ja, ja, Herr Reiter. Vollmond muß auch am Himmel stehen", fügte sie noch hinzu mit einem Blick in die schimmernde Nacht, und seufzte dabei auf. Jetzt war sie selbst so bleich wie der Reiter, und ihre Hände flogen. Sie sah ihn lauernd an. Er drehte das Tiegelchen und roch daran. „Ich geb's Euch, weil Ihr mein Liebster seid," flüsterte sie, „die Großmutter sagte immer, etwas Besseres könnte sie mir nicht vererben." „Wird eine Hexe gewesen sein, deine Großmutter", meinte er gleichmütig und zog sie wieder auf seine Knie, „hätte brennen sollen". Aber das Tiegelchen ließ er nicht aus den Händen. „Teufelszeug", — gab es denn so etwas wirklich? —

„Die Salbe ist stark, stark," sagte das Mädchen mit versagendem Atem, — „gebt acht, — ich — ich habe doch mein Leben so lieb, so lieb, — ich kam doch vom Baum herunter, als Ihr schießen wolltet und gab mich in eure Gewalt, so lieb war mir das Leben! Und nun seht, seht, hier ist mein Herz," und sie riß das Tuch von der Brust, „mein Herz bestrich ich mit der Salbe, — nehmt das Messer, schnell, — ist es auch scharf? So, und nun stecht zu, stecht zu, Ihr tötet mich nicht, — ach, stecht doch zu..."

Nichts hatte sich in seinem weißen Gesicht gerührt. Er sah auf die Salbe, sah ihre bebende Hand und sah im Mondlicht, wie ihr armes Herz gegen die warme, junge Brust stieß. Und von ihrer Hand gezogen senkte sich seine Hand mit dem Dolche, — erst spielend, tastend, — sollte es möglich sein? — und dann, der entsetzlichen Versuchung nachgebend, schnell, gleichsam barmherzig. Blut, Blut! Der Reiter fuhr zurück und der schlanke Körper in seinen Armen bäumte sich auf,

um dann mit einem letzten Zucken zurückzusinken. „Weil ich lieber tot bin...“ — kaum vernehmbar kam es von den blassen Lippen und in das erstarrende Antlitz trat ein glückliches Lächeln. Der Mann starrte auf sie nieder, er bewegte sich nicht, — dann hob er den Kopf und sah um sich, — blöde, verstört. Auf einmal überlief es ihn, die mächtige Gestalt wurde wie von unsichtbaren Händen geschüttelt. Er erhob sich mühsam und schwerfällig und trug die Tote zu dem einfachen Lager, wo er sie behutsam bettete, wie eine Schlafende. Dann setzte er die Eisenkappe auf und ging gebückt und hastig aus dem Zimmer. Das Pferd stand da, als hätte es auf ihn gewartet, er legte ihm Sattel und Zaumzeug an, saß auf und gab ihm die Sporen. Als er die Hütte hinter sich hatte, hielt er, und während der Gaul schnaubend stand, zog der Reiter prüfend die Luft ein. Dann wandte er sich nach der Richtung, aus der der Wind kam, Rauch und Brandgeruch mit sich führend. Ein trüber, roter Schein lag am Horizont. Er ritt darauf zu und sah nicht zurück.



Heimfahrt.

Nun fahre zu, mein Schiff, geschwind — geschwind,
Dort winkt der Hafen — es weht Heimatwind! —
Weiß leuchtend ist das Segel ausgespannt,
Und meine Seele jauchzt: Dort winkt das Land! —

An mancher Klippe, manchem schroffen Riff
Trug mich vorbei mein sturmgeprüftes Schiff,
Nun weht der Heimatwimpel froh am Mast,
Und Heimkehrlust ist meines Schiffes Last.

Die Wellen rauschen grüßend fort und fort, — —
Als Lotse kam das Glück heut leis an Bord
Und führt mein Schiff in wundersamer Ruh
Durch wilde Brandung seinem Hafen zu. —

Eva Collani.



Neue Bücher



Handbuch des guten Tones und der feinen Sitte. Von Constanze von Franken. Preis eleg. geb. 2,50 Mk. Max Hesse's Verlag, Leipzig.

Anakreon. Erstes Buch der Serie: „Poetische Schatten“, von Helene von Adler. Preis brosch. 2,—. geb. 2,70 Mk. Verlag von Arthur Cavael, Leipzig.

Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart von Wilh Jordan. Preis brosch. 4,—, geb. 5,— Mk. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Segel im Winde. Gedichte von Friedrich Wiegershaus. Preis brosch. 2,—, geb. 3,— Mk. Xenien-Verlag, Leipzig.

Der Kaplan von der Sachsenburg. Von Erich Richter. Preis geb. 2,50 Mk. Verlag von Gustav Moritz, Halle a. S.

Die Frau Direktorin. Lustspiel in einem Akt von Anna Goldschmidt. Verlag von August Hoffmann, Leipzig.

Gelehrtenproletariat. Ein Zeitroman von Jak Mülleneisen. Verlag von August Hoffmann, Leipzig-R.

Das sterbende Pompeji. Ein Roman aus Pompejis letzten Tagen von Gustav Adolf Müller. Preis brosch. 5,—, geb. 6,—, Prachtband 8,— Mk. Verlag von Otto Weber, Leipzig.

Lebensstudenten. Roman von Karl Strecker. Heinshorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar.

Spiele des Lebens. Roman von Jesco von Puttkamer. Verlag von Theodor Gerstenberg, Leipzig.

Entwicklungstheorie (Darwins Lehre). Von Dr. S. Tschulok. Preis brosch. 2,50, geb. 3,— Mk. Verlag von H. J. W. Dietz Nflg., Stuttgart.

Ausgegeben am 5. April 1913. Verantwortlicher Leiter Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H. Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Vikar Körner und die Wandervögel.

Erzählung

von

Reinhard Roehle.

---

3. Fortsetzung.

Dem Vikar schien es, als ob ihn alle Leute heute besonders freundlich grüßten. Mehrmals glaubte er auch zu beobachten, daß Frauen sich vielsagende Blicke zuwarfen und zusammen tuschelten, wenn er mit dem schönen Mädchen an seiner Seite an ihnen vorbeischritt. Da begann die Wunde in seinem Herzen aufs neue zu bluten, und er hätte allen Gaffern in die grinsenden Gesichter schreien mögen: Ihr irrt! Ein anderer ist's, den sie liebt! So wurde er wortkarg und ließ meist Ingeborg sprechen, die unbefangen hier und dort mit den Bauern ein Wort austauschte, fast alle Kinder mit Namen kannte und seine Verschlossenheit dem Krankenbesuch oder der kleinen Neckerei des Arztes zuschreiben mochte.

„Am Samstag um diese Zeit sind wir hoffentlich schon in Wallersbach", sprach sie unvermittelt ihre Gedanken aus, nachdem sie eine kurze Strecke schweigend nebeneinander hergegangen waren.

Der Vikar nickte stumm.

„Zu schade, daß Liselchen nicht mit uns gehen darf", fuhr Ingeborg in bedauerndem Tone fort. „Tante Minchen will sich durchaus nicht umstimmen lassen. Ihr ist ganz gleichgültig, daß wir unsere schönsten Lieder dreistimmig eingeübt haben und nun beim Wettsingen nicht unser Bestes geben können. Wäre nur am Sonntag abend nicht die Bahnfahrt zurück! Davor hat Tante am meisten Angst. Zu schade, daß nicht eine Vertrauensperson zufällig zur gleichen Zeit dieselbe Strecke fährt!"

Mit einem echten Evalächeln blickte sie ihn erwartungsvoll von der Seite an, froh, nach so

langem Zögern diese Worte im Interesse ihrer kleinen Schwester so glatt über die Lippen gebracht zu haben.

Diese Freude war aber nur von kurzer Dauer.

Arnold Körner runzelte bei ihren Worten die Stirn und heftete die Augen starr auf den festgefrorenen Boden. Und als Ingeborg schwieg, lachte er bitter und antwortete in ironischem Ton:

„Damit Sie Liselottes Stimme beim Wettsingen im Wallersbacher Pfarrhaus nicht zu entbehren brauchen, würden Sie sogar meine Gegenwart während der kurzen Bahnfahrt geduldig ertragen?"

Ingeborg wußte nicht, wie ihr geschah. Über und über errötend, sah sie ihn mit halbgeöffnetem Mund hilflos an, und brachte kein Wort heraus. Der Ton, in dem er zu ihr gesprochen hatte, war ihr ganz fremd, und sie fragte sich vergebens, wodurch sie ihn gekränkt haben könnte.

Aber auch Arnold Körner empfand, daß er zu weit gegangen war.

„Entschuldigen Sie, daß ich in dieser Weise einer momentanen Stimmung nachgab", bat er verwirrt. „Heute sind schon so viele Eindrücke auf mich eingestürmt . . . Sie wissen ja, daß ich sonst nicht so empfindlich bin."

Die letzten Häuser des Dorfes lagen hinter ihnen, und sie stiegen jetzt den Weg hinauf, der am Pfarrhaus vorbei ins Gebirge führte.

Eine lange Minute lang herrschte ein bedrückendes Schweigen. Ingeborg wollte fragen und der Vikar erklären, doch fanden sie beide nicht die richtigen Worte.

Endlich raffte sich Arnold Körner zusammen, atmete tief auf und sagte, seine Schritte verlangsamend:

„Fräulein Ingeborg, wir beide waren einmal auf dem besten Wege, gute Freunde zu werden. Da trat etwas zwischen uns, das uns einen Augenblick beglückte, und dann verstanden wir uns nicht mehr. Und wenn wir uns auch voreinander versteckten und so taten, als ob das alte, freundschaftliche Verhältnis fortbestehe, so blieb doch etwas Trennendes zwischen uns, — die Erinnerung an . . ."

„Oh, bitte, sprechen Sie nicht davon!" bat sie ihn flehend. Auch er hatte Mühe, seiner inneren Erregung Herr zu werden, brachte es aber fertig, ruhig, wenn auch ab und zu ein wenig stockend, weiterzusprechen:

„Es ist schwer, einem anderen Menschen eine herbe Enttäuschung bereiten zu müssen. Aber wenn es sein muß, damit wir gegen uns selbst nicht untreu werden, geschieht es besser sogleich, als daß aus falscher Schonung eine innere Unwahrhaftigkeit verlängert wird. Wir beide haben unter einer Übereilung gelitten und verstehen uns jetzt ohne viele Worte. Aber ehe ich von Ihnen gehe, muß ich Ihnen sagen, daß ich immer in herzlichster Freundschaft Ihrer gedenken werde und Ihnen aufrichtig das Schönste und Beste wünsche, was uns Erdenbewohnern beschieden sein kann. Bewahren Sie auch mir ein freundliches Gedenken, darum wollte ich Sie bitten."

Ingeborg mußte alle Kräfte zusammennehmen, ihre Fassung zu bewahren. Aber sie wollte ihn nicht sehen lassen, wie furchtbar sie unter seinen Worten litt, die aufs neue die kaum geheilte Wunde in ihr aufrissen. Nun sprach er es ja selbst aus, daß nur ein Mißverstehen seiner eigenen Gefühle sie beide für kurze Zeit so nahe gebracht, und es nur einer kurzen Überlegung bedurft hatte, ihn bereuen zu lassen. ‚Ich bin ihm nicht gut genug', klang es traurig in ihr; aber ihr verletzter Stolz kam ihr nicht zu Hilfe, und sie fühlte nur zu gut, daß sie diesen Mann, auch wenn er sie verschmähte, noch weiter lieben mußte.

Wenn es ihr auch gelang, ihren tiefen Schmerz hinter den fest zusammengekniffenen Lippen zu verschließen, so konnte sie doch nicht hindern, daß Träne auf Träne aus ihren todestraurigen Augen quoll. Und als sie den kraftvollen Druck seiner Hand spürte, die er ihr zur Besiegelung eines auch nach der Trennung fortdauernden guten Einvernehmens entgegengestreckt hatte, fühlte sie das letzte Fünkchen Hoffnung, das in schwachen Stunden noch in ihr geglimmt hatte, verlöschen.

Arnold Körner sah wohl ihre Tränen und hörte an ihrem schweren Atmen, wie es in ihr arbeitete. Wie tief seine Worte sie aber berührten, ahnte er nicht.

Als er geendet hatte, erwartete er, daß sie sprechen werde; ja, er nahm sogar als selbstverständlich an, daß sie sich einige Selbstvorwürfe nicht ersparen und ihn wegen ihres Schwankens

um Verzeihung bitten werde. Und als nichts dergleichen geschah, und sie ihm keine Gelegenheit gab, einige philosophische Worte über die Schwachheit der Menschenherzen anzubringen, die er sich selbst in letzter Zeit so oft zum Trost gesagt hatte, Ingeborg auch nicht so von ihrer Schuld überwältigt schien, daß es angebracht gewesen wäre, von Verzeihen zu sprechen und sie gegen sich selbst in Schutz zu nehmen, wurde er verstimmt.

Ingeborg trocknete ihre Tränen und schien schnell gefaßt. Beide sprachen kein Wort mehr, bis sie sich im Hausflur trennten; und als sie sich beim Abendessen gegenübersaßen, hatten sie sich wieder vollständig in der Gewalt und taten, als ob die Unterredung am Nachmittag in ihrem Gedächtnis ausgelöscht sei.

Allerdings gab es bei Tisch eine Überraschung, die alle Gemüter auf das lebhafteste beschäftigte. Tante Minchen erklärte nämlich in dürren Worten, daß sie anderen Sinnes geworden sei und Liselotte ausnahmsweise mit den Wandervögeln nach Wallersbach ziehen lassen wolle, wenn . . . Und dann folgte eine schier endlose Reihe von Ermahnungen, die sich aber in den nun ausbrechenden stürmischen Freudenbezeigungen nur sehr schwer Gehör zu schaffen vermochten.

Summarisch versprachen die Kinder alles, was die alte Dame verlangte. Mit nachsichtigem Lächeln ließ diese den Tumult über sich ergehen und fügte dann seelenruhig die Bedingung hinzu, daß Liselchen jetzt ihren großen Teller Grütze ohne Widerspruch leer essen müsse. Und zum erstenmal geschah es, daß sie hierbei ihren Willen durchsetzte, ohne Tränenströme heraufzubeschwören.

Niemand erriet, wodurch die unerwartete Nachgiebigkeit der Tante bewirkt worden war.

Wie hätte auch jemand auf den Gedanken kommen sollen, daß noch kurz vor dem Abendessen der Vikar ein gutes Wort für die Kleinste eingelegt und versprochen hatte, sie selbst während der Rückfahrt unter seinen Schutz zu nehmen, da er am Sonntag nun doch noch seinen Freund besuchen wolle.

Aus einer ihm selbst kaum erklärlichen Schwäche hatte Arnold Körner in einer sentimentalen Anwandlung dem heißen Verlangen nachgegeben, das ihn mit unwiderstehlicher Gewalt trieb, so viel wie möglich noch die Nähe der Geliebten zu kosten, obgleich er voraussah, welche Eifersuchtsqualen gerade in Wallersbach seiner warteten. Er folgte dabei nur dem Beispiel aller unglücklich Liebenden, die mit wahrer Wollust ihr eigenes Herz peinigen, und betrog sich selbst in dem Gedanken, daß er als wahrer Märtyrer handle, und daß es ihm große Überwindung koste, Ingeborgs Wunsch zu erfüllen und damit dem Terzett die Teilnahme am Wettsingen zu ermöglichen. Doch niemand sollte ahnen, welche Qualen er erduldete, am wenigsten das Mädchen, um das er litt. Und dieser Vorsatz bereitete ihm eine merkwürdige Befriedigung.

Tante Minchen aber hatte versprechen müssen, diese Absicht ganz geheim zu halten.

* * *

Alexander, der in der nahen Kreisstadt die Schule besuchte, war von Liselotte nie mit solcher Sehnsucht erwartet worden, wie an diesem Samstag. Die Rucksäcke ihrer Schwestern hingen längst „zunftgemäß" gepackt mit den Musikinstrumenten am großen Familienkleiderständer im Flur, doch ihr eigenes Hab und Gut sollte von Alexander mitverstaut werden. Diesem Befehl ihrer Tante hatte sie sich schweren Herzens fügen müssen, doch immer wieder prüfte sie gewissenhaft, ob auch nichts an der Ausrüstung eines richtigen Wandervogels fehlte. Als solcher fühlte sie sich heute, und in diesem stolzen Bewußtsein hätte sie mit keiner Prinzessin getauscht.

Seit sie um elf Uhr aus der Dorfschule heimgekommen war, hatte ihr rotes Mündchen noch keine Minute stillgestanden, und wenn die Erwachsenen ihren unaufhörlichen, erwartungsvollen Fragen kein Gehör schenken wollten, mit den Kanarienvögeln um die Wette gesungen.

Als endlich nach ein Uhr alle bei Tisch saßen, wurden auch die Erwachsenen von der Unruhe des jungen Volkes angesteckt. Der Pfarrer ließ sich von Ingeborg den Weg beschreiben, den sie benutzen wollte, um im Geiste seine Kinder bis zu dem Ziel begleiten zu können. Denn ehe ihn die Gicht überfallen hatte, war er selbst ein guter Fußwanderer gewesen und konnte sich rühmen, alle Berge und Täler des Odenwaldes aus eigner Anschauung zu kennen.

Tante Minchen erschöpfte sich in guten Ermahnungen und begnügte sich mit eindringlichen

Wiederholungen, wenn keine neuen Gefahren, vor denen sie ihre Schützlinge warnen mußte, ihre Vorstellung beunruhigten. Allerdings war der Vikar der einzige, der ihr stets mit gleichbleibender Bereitwilligkeit Gehör schenkte.

Liselotte kehrte sich nicht daran, daß noch fast eine Stunde vergehen mußte, ehe die Wandervögel aus der Residenz hier sein konnten. Mit klopfendem Herzen schaute sie durch das Fenster in die verschneite Ebene nach der Nebenbahn aus. Ihre Geschwister verspotteten sie zwar wegen ihrer Ungeduld, schickten aber selbst hin und wieder sehnsüchtige Blicke in die Ferne.

Ein Aufjauchzen der Kleinen begrüßte die ferne Rauchwolke der Lokomotive. Von Minute zu Minute stellte sie fest, daß der Rauch sich immer deutlicher von den schwarzen Kiefern abhob, über denen er als einziges Zeichen des näherkommenden Zuges schwebte. Und wenn auch niemand daran zweifelte, ruhte sie nicht eher, als bis einer nach dem anderen ihr den Gefallen tat, ihre Wahrnehmungen zu bestätigen.

Bald kroch der kleine Zug schneckengleich aus dem Wald, fauchend und stöhnend über die kleine Steigung, die er bis zu dem eine kleine Viertelstunde abseits vom Dorf gelegenen Bahnhof zu überwinden hatte.

Nun rührten sich alle vier nicht mehr vom Fenster, bis hinter dem kleinen Gebäude, das die Aussteigenden den Blicken verbarg, ein Trupp junger Leute zum Vorschein kam.

„Sie kommen, sie kommen!" jubelte Liselotte und tanzte von einem Bein auf das andere.

Alexander schlug vor, den Erwarteten entgegenzugehen, ließ sich aber von Ingeborg schnell überzeugen, daß dies eine unnötige Kraftverschwendung wäre, da der Weg doch am Pfarrhaus vorbeiführte.

Als die ersten Wandervögel das Dorf erreichten, eilten alle vier auf den Flur und machten sich marschbereit. Von dem Lärm angelockt kam Tante Minchen herbei, um sich zu überzeugen, daß niemand den Lodenumhang zurückließ, was zuweilen nicht ohne Absicht geschah. Die drei Mädchen trugen über ihren wetterfesten Röcken feuerrote, wollene Sweater, die sie sich selbst gestrickt hatten, dazu gleichfarbige, runde Mützen, die ihnen vortrefflich zu Gesicht standen. Alexander dagegen bevorzugte Lodenjoppe und kurze Beinkleider, die Tracht der meisten männlichen Wandervögel.

„Nun schnell noch Vater einen Kuß geben", sagte Eva und sprang schon die ersten Stufen hinauf. Im selben Augenblick ging oben eine Tür und Pfarrer Buchner kam im Schlafrock und mit seiner langen Pfeife im Munde herunter, um von der großen Veranda aus den Abmarsch der Wandervögel zu beobachten.

Als die Rucksäcke und Gitarren umgehängt waren, nahm Tante Minchen von Liselotte so bewegten Abschied, als stehe ihnen eine monatelange Trennung bevor. Die Kleine dagegen ließ offenbar ungerührt und wie etwas Unvermeidliches die Liebkosungen über sich ergehen.

Pfarrer Buchner trat mit den Kindern auf die Veranda, während seine Schwester mit sorgenvoller Miene vom Fenster aus ihnen noch einmal zunickte.

„Ein ausgesucht schöner Wintertag, ruhige Luft und nicht zu kalt", sagte der Pfarrer befriedigt, und sog in vollen Zügen die reine Schneeluft ein.

„Ich höre sie schon!" riefen Eva und Alexander wie aus einem Munde.

Alle lauschten gespannt auf die von schwachen Zupfgeigenakkorden untermischten Singstimmen, die jetzt durch die klare Luft vom Dorf heraufklangen, und von Minute zu Minute stärker wurden. Die Wiesenborner Wandervögel erkannten bald die Melodie und summten sie halblaut mit. Noch kurze Zeit, dann bogen die vordersten unten um die Ecke, schwenkten ihre Hüte und riefen „Heil!". Jubelnd kam von oben ein vierstimiges Echo zurück.

Nun gab es einen Wettlauf die kleine Anhöhe hinauf. Große und Kleine, Mädchen und Buben in buntem Durcheinander, — alle wollten die ersten sein, den Pfarrkindern die Hände zu schütteln.

Ein baumlanger Mensch mit fast auf die Schultern fallenden, roten Haaren und jungem Vollbart von der gleichen Farbe gewann schnell einen guten Vorsprung, obgleich er ein etwa achtjähriges Bübchen auf den Schultern trug, das sich mit beiden kleinen Fäusten in dem roten Schopf festklammerte und laut vor Freude jauchzte. Mit seiner Rechten hielt der Riese die kleinen Beine seines Reiters fest, während sein linker Arm die Gitarre vor einer ihr unzuträglichen Berührung

mit dem Kopftopf bewahrte, der an dem Rucksack hing.

Ingeborg, Eva, Alexander und Liselotte waren auf die Straße geeilt und tauschten schon aus der Entfernung Grüße mit ihren Kameraden aus.

„Achtung, Rübezahl, der Bub, der Bub!" mahnten besorgt die Stimmen der Mädchen.

Aber der rote Waldmensch sprang in lustigen Bocksprüngen weiter, bis er vor den Pfarrerskindern stand und ihnen der Reihe nach seine rotblau gefrorene Tatze reichte. Die Kraftleistung hatte ihm so vollständig den Atem geraubt, daß er vor Pusten und Schnaufen zunächst nicht sprechen konnte.

„Welch Unsinn! Wieder mal echt Rübezahl! Wie leicht hätte der Friedel herunterfallen können!" schalten die Mädchen durcheinander und halfen dem kleinen Reiter, der nur sehr ungern seinen hohen Sitz verließ, beim Absteigen. Studiosus Werner Fink, alias Rübezahl, hätte Ursache gehabt, sich über Zurücksetzung zu beklagen, so eifrig bekümmerten sie sich um ihren Liebling, den Friedel.

Nun kamen auch nacheinander die anderen heran, und das Heilrufen und Händeschütteln schien kein Ende nehmen zu wollen.

Friedels Schwester, die zwölfjährige Gretel, ein flinkes, schlankes Geschöpfchen mit lebhaften, dunklen Augen, sicherte sich gleich einen Platz neben ihrem Freund Alexander. Liselotte wurde von einem jungen Mann bei der Hand genommen, der sich anscheinend allgemein großer Beliebtheit erfreute, denn immer hatte jemand gerade ihm etwas Wichtiges zu melden. Sein durchgeistigtes, blasses, schmales Gesicht mit dem winzigen Schnurrbärtchen stach auffallend von den blühend roten Wangen der anderen ab, denen allen Gesundheit und Jugendübermut aus den Augen funkelten. Gleich seinem Altersgenossen Fink hatte er seine braunen Haare lang wachsen lassen, daß sie in Locken unter dem federgeschmückten, runden Filzhut hervorquollen.

Wie Fink nur Rübezahl genannt wurde, bezeichnete man ihn nur als den „Maler", als ob sein ehrlicher Name Gustav Pieper in diesem Kreise unbekannt wäre. Überhaupt schienen Spitznamen an der Tagesordnung zu sein, denn ein dunkelhaariger, beweglicher Bursche hieß „die Ratt", ein kleiner dicker nach seinem Vornamen Georg in hessischer Aussprache das „Schorschche", und als Eva nach dem „Tapir" fragte, meldete sich, ohne im geringsten gekränkt zu scheinen, ein sechzehnjähriges, plumpes Mädchen mit gutmütigem Gesicht, das gewöhnlich unverdrossen als letzte hinterdrein tippelte und auch heute von dieser Gewohnheit nicht abgewichen war.

„Zwölf Buben und acht Mädchen", meldete Ingeborg stolz ihrem Vater, nachdem sie die Schar gemustert hatte, die bereit war, sich bis zum Schluß der Fahrt ihren Anordnungen zu fügen.

„Bitte, sorge du heute dafür, daß der Schlingel, der Heiner, nicht zu großen Unfug anstellt", bat sie den Roten mit einem Blick auf einen langaufgeschossenen Bengel, der in der Blütezeit der Flegeljahre steckte und immer geneigt war, die ihm gelassene Freiheit zu mißbrauchen.

„Wird geduckt, wenn er sich wieder mausig macht", erwiderte Rübezahl mit vertrauenerweckender Gelassenheit.

Nun gab Ingeborg das Zeichen zum Abmarsch. In kleinen Gruppen setzte sich der Trupp in Bewegung, junge und alte, männliche und weibliche Wandervögel in buntem Durcheinander. Die Vordersten stimmten ein Lied an, die Folgenden nahmen es auf, Gitarren- und Mandolinenklänge mischten sich in den Gesang, der sich nach hinten fortpflanzte, bis auch die dicke Adelheid, die wieder stillvergnügt allein den Schluß bildete, in die Saiten griff und laut einstimmte. Dabei wendete sich manches blonde und braune Haupt nach dem würdigen, alten Herrn im Schlafrock zurück, der seine Augen an dem Anblick der fröhlichen Schar weidete und die Abschiedsgrüße unermüdlich durch Nicken und Winken mit seiner langen Pfeife erwiderte, bis auch „Tapir" um die Ecke gestampft war und seine Schwester energisch an die Scheiben klopfte. Da nahm er noch ein paar tiefe Atemzüge der kräftigen Luft gleichsam als Vorrat mit in das Haus und sagte zu seiner Schwester: „Du magst einwenden, was du willst, es lebe der Wandervogel! Ich wollte, ich wäre noch einmal jung und könnte so frei und ungebunden mit ihnen ziehen!"

„Du bist aber nicht mehr jung und wirst dir einen tüchtigen Schnupfen holen, wenn du bei dieser Temperatur so lange im Freien stillstehst", erhielt er zur Antwort.

Die beiden waren nicht die einzigen, die das lebensvolle Bild der abziehenden Wandervögel in sich aufgenommen hatten. Pfarrer Buchner saß schon längst wieder hinter seiner Predigt für den vierten Advent, als Arnold Körner noch immer in seinem Zimmer am Fenster stand und in Gedanken verloren in die Weite blickte.

Mehrmals hatte er schon das junge Volk so harmlos fröhlich in den Odenwald ziehen sehen, und jedesmal mit widerstreitenden Gefühlen zu kämpfen gehabt.

Heute erfüllte ihn das gleiche Verlangen, wie unten den alten Herrn: noch einmal jung zu sein und so ungebunden in die Welt wandern zu dürfen. Und als er seine eigene Kindheit mit der Art verglich, wie diese jungen Menschenkinder ihre Jugend genießen durften, schien es ihm, als ob er selbst nie so ganz von Herzen fröhlich gewesen wäre. Jetzt bäumte sich in seinem Innern gewaltsam etwas auf gegen die Unnatur, die seiner Erziehung den Stempel aufgedrückt und seine Freiheit so unterbunden hatte, daß er sich nicht eines einzigen Males entsinnen konnte, wo er mit Altersgenossen ohne Aufsicht frei in Feld und Wald herumgetollt wäre. Wegen seines musterhaften Betragens war er stets anderen Knaben als ein leuchtendes Beispiel vorgehalten worden. Wie gering schätzte er in diesem Augenblick den Stolz ein, den er früher darüber empfunden hatte!

Ein bitteres Lächeln huschte über seine Züge, als er daran dachte, was die Eltern, die seinen Verkehr stets einer so gewissenhaften Kontrolle unterworfen hatten, wohl gesagt hätten, wenn es ihm eines Tages eingefallen wäre, mit einem Trupp Knaben und Mädchen ins Gebirge zu ziehen. Aber sogleich nahm er sie vor seinen eigenen Gedanken in Schutz. Ihr höchstes Bestreben war stets gewesen, ihrem einzigen Kinde durch die beste Erziehung, wie sie sie verstanden, die Lebenswege zu ebnen, und sie hatten sich dadurch seine unerschütterliche Dankbarkeit verdient.

Aber Arnold Körner schätzte in diesem Augenblick die Jugend glücklich, die den Vorteil davon genießen durfte, daß auch in Erziehungsfragen die Welt einen Schritt vorwärts gekommen war und ein paar alte Vorteile über Bord geworfen hatte.

Noch einmal jung sein dürfen! Aber blieb ihm denn nur übrig, dem Versäumten nachzutrauern? Dort an der Spitze des Zuges zogen doch junge Männer in die Berge, die nur wenige Jahre jünger waren als er selbst! Was hinderte ihn also, die alten Fesseln abzuwerfen und sich ihnen anzuschließen?

Mit einem traurigen Lächeln schüttelte er den Kopf. Nein, noch ein Wandervogel zu werden, dazu war es zu spät. Und als er ruhiger nachsann, wußte er wieder, daß es nur die Liebe zu Ingeborg gewesen war, die ihn in dieser Aufwallung so vollständig übersehen ließ, was ihn für immer von der Art der Wandervögel trennte. Auf seine Lebensart hätte er nie verzichten mögen, sich auch nie in einer Gesellschaft wohl gefühlt, die auf Äußerlichkeiten so wenig Wert legte, wie die Wandervögel; dazu waren ihm die Erziehungsgrundsätze seiner Eltern viel zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen. Aber er sah im Geiste deutlich, wie das Gute der beiden Extreme sich vereinigen ließe, und hörte in dieser versöhnlichen Stimmung wieder seinen Freund sagen: jede neue Bewegung schießt als natürliche Reaktion gegen das Überwundene anfangs über das Ziel hinaus; mit der Zeit findet ganz von selbst ein richtiger Ausgleich statt. — Und er freute sich, daß sicherlich bald der Jugend dieser Idealzustand zugute kommen würde.

Dann folgte er wieder im Geiste den Wandervögeln auf ihrem Wege nach Wallersbach.

Welch Schwächling, welch Tor bin ich, daß ich ihnen nachlaufe! schalt er sich. Aber die geheimnisvolle Gewalt, die ihn zu dem gleichen Ziel zog, war viel stärker als die Stimme des Verstandes. So früh wie nur irgend möglich wollte er in Wallersbach eintreffen.

Wenn es Sommer wäre, könnte ich früh aufbrechen und zur Kirche rechtzeitig dort sein, fuhr es ihm durch den Kopf.

Wie in einer plötzlichen Erleuchtung griff er hastig nach dem Kalender. Nach kurzer Überlegung war sein Entschluß gefaßt.

Änderte sich das Wetter nicht, dann war mit einer sternhellen Nacht zu rechnen; außerdem ging der Mond erst so spät auf, daß die leuchtende Scheibe noch bei Tagesanbruch hoch am Himmel stehen würde. Blieb er auf der Landstraße, was allerdings einen Umweg bedeutete, dann brauchte er nicht zu befürchten, den Weg zu verfehlen. Und er freute sich schon auf die Überraschung Man-

golds und nicht zuletzt Ingeborgs und ihrer Geschwister, wenn er sich ihnen zum Kirchgang anschließen würde.

Auf alle möglichen Einwendungen gefaßt trug er seinen Plan am Abend mit einigem Herzklopfen, doch äußerlich so ruhig vor, als ob ein Spaziergang zu so ungewohnter Stunde zu seinen Gewohnheiten gehörte. Aber zu seiner Überraschung versuchte weder der Pfarrer noch seine Schwester, ihn davon abzubringen. Buchner erzählte von eigenen Marschleistungen in sternklaren Winternächten, und Tante Minchen war hochbeglückt, auf diese Weise Liselotte um so früher unter guter Hut zu wissen.

III.

„So ist's recht, ihr Burschen. Jetzt noch ein paar Bänke aus dem Konfirmanden-Schulzimmer, dann haben wir Plätze genug für die ganze Gesellschaft! — Ist die Milch schon im Haus, Alwine?"

„Fufzeh Liter, se kocht als", antwortete aus der Küche die tiefe Stimme der alten Haushälterin.

Wie ein Feldherr stand Pfarrer Mangold mitten auf der geräumigen Diele und betrachtete mit Befriedigung sein Werk. Nun mochten die Wandervögel kommen; alles war zu ihrer Aufnahme bereit.

Die Änderungen, die sich sein Hauswesen gefallen lassen mußte, waren allerdings etwas umständlicher gewesen, als er es sich gedacht hatte. Wurden die freiwilligen Hilfskräfte aus der Nachbarschaft nicht bei Schritt und Tritt beobachtet, dann machten sie mit Sicherheit alles falsch, und so hatte er tüchtig mit Hand anlegen müssen. Denn der alten Alwine durfte er diese Arbeit nicht zumuten. Die mußte ohnedies ihre alten Glieder heute ganz anders regen als sonst.

Es war ihm nicht entgangen, daß sie ihm manchmal verwundert nachblickte und den Kopf schüttelte. Wie sollte sie sich auch erklären, daß der sonst so ernste Theodor Mangold seit einigen Tagen förmlich verjüngt schien, in seinem Zimmer Lieder sang, die nicht im Gesangbuch standen und sich auf die Wandervögel so freute, daß sie selbst sogar allmählich davon angesteckt wurde und nur der Form halber noch ein wenig brummte, wenn von ihnen die Rede war.

Der junge Pfarrer rieb sich die Hände und lachte stillvergnügt in sich hinein. Er wußte, warum es in ihm sang wie nie zuvor, und war nur froh, daß er die Predigt schon tags zuvor niedergeschrieben und seinem Gedächtnis eingeprägt hatte. Heute wäre es ihm nicht gelungen, die dazu nötige Sammlung zu finden.

Als die Burschen das Haus verließen, zündete Alwine in der Küche die Lampe an, denn es war allmählich dunkel geworden.

„So spät schon?" fragte Mangold und sah nach der Uhr. „Wie schnell die Zeit vergangen ist! Halb fünf vorbei! Spätestens in einer Stunde werden sie bei uns sein."

„Nu laafe die Stadtkinner bei Nacht un Newwel dorch de Wald! Wann se nur net de Weg verfehle!" sagte Alwine besorgt und schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Keine Gefahr!" lachte der Pfarrer. „Der Himmel ist sternklar und der Schnee leuchtet. Sie brauchen sich bloß auf der Landstraße zu halten, wenn es ihnen im Walde nicht ganz geheuer erscheint. — Übrigens kann ich ihnen ja auch entgegengehen. Ein Gang durch den Winterabend mit knirschendem Schnee unter den Füßen hat seinen besonderen Reiz."

„Dees is Geschmacksach", sagte Alwine achselzuckend. „Soll ich 's Laternche in die Reih mache?"

„Laß nur, ich finde mich auch so zurecht."

In seinen Mantel gehüllt, der schon viele Winter gedient hatte, die dicke Pelzmütze auf dem Kopfe und einen derben Stock in der Hand, ging er mit freundlichem Gruß zur Tür hinaus.

Die lange Ortsstraße war zu dieser Stunde schon menschenleer. Nur vereinzelte Laute zeigten an, daß in den zu beiden Seiten die Straße begrenzenden Gehöften nicht alles Leben erstorben war.

Ehe der Pfarrer sich auf den Weg machte, blieb er kurze Zeit vor seinem Hause stehen, teils um seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen, teils aus alter Gewohnheit. Denn es machte ihm Freude, auf diese Laute zu horchen, die über die dunklen Dächer schwebten und die Stille belebten.

Am anderen Ende des Dorfes schlug ein Hund an; hin und wieder brüllte eine Kuh; ferne Harmonikaklänge und eine Singstimme drangen an sein Ohr, dazu das melodische Plätschern des Laufbrunnens, der seit vielen Generationen unter der Jahrhunderte alten Linde unaufhörlich sein kristallklares Wasser in den wappengeschmückten Sandsteintrog fließen ließ, und die Quelle des Baches bildete, dem der Ort seinen Namen verdankte.

Erst wenige Fenster waren erleuchtet, denn die Wallersbacher Bauern waren nicht reich und sparten das teure Petroleum, wenn nicht die Arbeit seinen Verbrauch rechtfertigte.

Auf dem Wege durch das Dorf hörte Mangold aus mehreren Häusern Melodien dringen; dann verlangsamte er den Schritt und lächelte vergnügt vor sich hin, wenn er jemand erkannte, der sich auf die kommenden Ereignisse vorbereitete. Wußte er doch, daß die Burschen und Mädchen es als eine Ehrensache betrachteten, beim Wettgesang mit seinen Gästen gut abzuschneiden. Er selbst hatte sie viele alte Volkslieder gelehrt und durfte es seinem eigenen Wirken zuschreiben, wenn städtische Gassenhauer bei seinen Pfarrkindern keinen Eingang fanden.

Daß viele seiner Amtsgenossen nicht mit ihm einverstanden waren, weil er im Kirchengesangverein, den er selbst leitete, ohne Bedenken auch zuweilen Liebeslieder singen ließ, machte ihm keinen Kummer. Gesungen wurden solche Lieder doch, da wollte er wenigstens dafür sorgen, daß die guten bevorzugt wurden. Seine Vorurteilslosigkeit, die sich auch bei anderen Gelegenheiten äußerte, hatte ein so gutes persönliches Verhältnis zwischen ihm und seinen Gemeindeangehörigen geschaffen, daß diese trotz seiner jungen Jahre nicht allein mit dem seiner Stellung schuldigen Respekt, sondern mit Liebe zu ihm aufsahen.

Und dieses Bewußtsein entschädigte ihn vollständig für den Mangel an anregender Geselligkeit, wie sie ein größerer Ort geboten hätte. War er doch selbst unter Bauern groß geworden und städtische Vergnügungen nie gewohnt gewesen. —

Während er zwischen den verschneiten Äckern kräftig ausschritt und halb unbewußt eine Melodie summte, die sich im Dorfe an ihn gehängt hatte und nicht mehr losließ, malte er sich in hellen Farben die Zukunft aus. Was würde Alwine für Augen machen, wenn er ihr eines Tages sagte, daß ihr Wunsch in Erfüllung gegangen sei und ihr nun bald von jungen Kräften ein Teil der Arbeiten abgenommen werden sollte! Heiß schoß ihm das Blut zum Herzen, als er sich ausrechnete, daß vielleicht schon zu Ostern, ein wenig mehr als einem Vierteljahr, der schönste Abschnitt seines Lebens beginnen könnte. . . .

Wie der Schnee unter den Stiefeln knirschte! Selten hielt der Winter mit solcher Macht und so früh wie in diesem Jahre im Odenwald seinen Einzug. Aber die Wallersbacher zürnten ihm nicht, denn die Wintersaat lag wohlverwahrt unter einer dicken Schneedecke, und in den Öfen prasselte das Buchenholz, das die Ortseingesessenen alljährlich aus dem Gemeindewald erhielten.

Theodor Mangold freute sich über das echte deutsche Weihnachtswetter. Er dachte daran, wie er die Feiertage verleben wollte, und dieser Gedanke gab ihm eine innerliche Wärme, gegen die die Winterkälte nicht aufkommen konnte.

Das schnelle Gehen bergan war es nicht allein, was ihm plötzlich so starkes Herzklopfen verursachte, daß er am Rande des Hochwaldes stehenbleiben mußte. Dort unten lag sein Dörfchen, in lautloser Stille, als ob es in einen tiefen Winterschlaf versunken wäre; mitten darin das große Haus, das bald zwei glückliche Menschen beherbergen sollte!

In voller Hingabe an ein unbeschreibliches, überströmendes Glücksgefühl breitete er weit die Arme aus, und dann quoll ein Jubelschrei aus seiner Brust, der weit über das Tal hallte und ein so lautes Echo weckte, daß er, wie bei einem Unrecht ertappt, erschrocken zusammenfuhr und unwillkürlich um sich blickte, ob auch niemand gesehen habe, ein wie törichter Mensch er, der Herr Pfarrer, sein konnte.

Sekundenlang blieb alles still. Aber was fiel dann dem Echo ein? Statt zu schweigen, nahm es seinen Ruf wieder auf und zwar — um das Wunder voll zu machen — vielstimmig und in ganz unähnlichen Tonarten.

Der einsame Wanderer war so mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen und hatte die Umwelt und den Zweck seines abendlichen Spazierganges so vollständig vergessen, daß er in

der ersten Überraschung unwillkürlich an den Rodensteiner und seine wilden Gesellen dachte, die in dieser Gegend noch zuweilen nachts in den Lüften ihr Unwesen treiben sollten.

Aber er konnte nicht lange im Zweifel bleiben, daß es keine Spukgestalten, sondern Wesen von Fleisch und Blut waren, die die Stille mit ihrem Leben füllten.

Als wie auf Verabredung die Zurufe plötzlich verstummten, schrie er aus Leibeskräften: „Heil!" in den Wald; und „Heil!" klang es deutlich zurück.

Nun wußte er, wer ihm antwortete. Schneller schritt er aus, und wenn er hier auf der Landstraße auch nicht zu befürchten brauchte, die Wandervögel zu verfehlen, wechselte er doch mit den rasch Näherkommenden noch manchen Willkommensgruß, bis ihre Gestalten sich aus dem Dunkel lösten, und er an der Spitze des Trupps Ingeborg Buchner erkannte.

„Wir hatten uns schon mehrmals laut bemerkbar gemacht, ehe wir Ihren Ruf hörten", berichtete sie fröhlich, indem sie dem Pfarrer die Hand schüttelte.

Mangold behielt für sich, wo seine Gedanken weilten, als er seinen Jubelschrei in die Nacht sandte und begrüßte herzlich die anderen Kinder seines Wiesenborner Amtsbruders, die ihm ebenfalls die Hände entgegenstreckten. Liselotte versicherte mit verdächtigem Eifer, daß sie noch gar nicht müde sei, schien aber trotzdem sehr befriedigt, als sie auf ihre Frage erfuhr, eine wie geringe Marschleistung nur noch von ihr verlangt wurde.

„Und dies sind die andern Wandervögel", stellte Ingeborg summarisch ihre Wandergenossen vor, die im Halbkreis stehend stumm und mit unverhohlener Neugier das Gesicht ihres Obdachgebers zu erkennen suchten, und nur auf dieses Zeichen gewartet zu haben schienen, um ihn auch ihrerseits wie einen alten Bekannten zu begrüßen.

Die Aussicht auf das nahe Quartier wirkte merklich belebend auf die Kleinen wie die Großen. Sie hatten unterwegs durch eine Schneeballschlacht ihre überschüssigen Kräfte verausgabt, und die wollten nun wieder ergänzt werden.

Die frische Winterluft hatte so appetitanregend gewirkt, daß alle eine empfindliche Leere in ihrem Innern verspürten und zunächst nur nach leiblicher Stärkung verlangten. Ingeborg verteilte die Rollen für den Einkauf von Milch und Brot, und die Verhandlungen hierüber wurden unter allgemeiner Teilnahme mit einem Ernst behandelt, der der Wichtigkeit der Angelegenheit entsprach.

Eine Weile hörte Mangold mit stiller Freude zu. Als er dann aber der hungrigen Gesellschaft ankündigte, daß abgekochte Milch und frische Brötchen bereits darauf warteten, die mitgebrachten Mundvorräte zu ergänzen, war er ganz beschämt über die Begeisterung, mit der man ihm dankte.

„Aber ich habe doch ausdrücklich geschrieben, daß wir Wandervögel gewohnt sind, uns alle Mahlzeiten selbst zu besorgen, und nur um die Erlaubnis bitten, den Herd zu benutzen!" wendete Ingeborg der Form halber mit schwachem Vorwurf in der Stimme ein. „Und jetzt haben Sie sich für uns noch in Unkosten gestürzt!"

„Nur aus Egoismus!" rief der Pfarrer lachend. „Würde der Proviant im Dorf eingekauft und abgekocht, dann ginge die schönste Zeit verloren. Meine Bauern sind nicht gewohnt, die Nacht zum Tag zu machen, wie es in der Stadt üblich ist, und ich will sie nicht dazu verleiten. Spätestens um zehn Uhr liegt bei uns Jung und Alt in den Federn. Durch meine kleine Eigenmächtigkeit konnte ich den Beginn unserer musikalischen Abendunterhaltung auf sieben Uhr festsetzen. Sie mögen sich bis dahin ausruhen und zu neuen Taten stärken, und nachher bleiben uns noch einige schöne Stunden für Spiel und Gesang."

Diese Anordnungen fanden natürlich allgemeine Zustimmung. Während bis dahin alle in einem großen Trupp marschiert waren, um sich kein Wort der Unterhaltung entgehen zu lassen, bildeten sich jetzt allmählich wieder kleinere Gruppen. Die Mädchen drängten sich so in die Nähe des Pfarrers, daß die Buben das Feld räumten und zurückblieben.

Während nun vorn Mangold das Wort führte und, um den Ehrgeiz der Wandervögel zu wecken, die Sangeskunst seiner Pfarrkinder lobte, bildete im Hintergrund seine eigene Person den Gegenstand der Unterhaltung.

„Wenn er sich weiter von einer so guten Seite zeigt, müssen wir anstandshalber morgen

vormittag in seine Kirche gehen", sagte ein großer Junge zu seinem Nachbar.

„Mich bringen keine zehn Pferde hinein", gab Rübezahl, der es gehört hatte, laut zur Antwort.

„Um eine Predigt zu hören, brauchen wir nicht in den Odenwald zu gehen, das können wir in der Stadt besser haben", stimmte der lange Heiner zu, um sich bei dem Roten wieder in Gunst zu setzen. Der hatte nämlich Ingeborgs Wunsch erfüllt, und den wilden Burschen unterwegs energisch in die Schranken gewiesen.

„Ich möchte lieber die gute Gelegenheit ausnutzen und Schneebilder skizzieren", sagte auch der Maler. „Diesen Rauhreif können wir nämlich in der Stadt nicht gebessert haben", fügte er, gegen den Heiner gewendet, hinzu.

„Ich gehe mit meinen Schwestern auf alle Fälle in die Kirche", sagte Alexander fest. Er hatte die Freude, daß mehrere sich ihm anschlossen, die aus Furcht vor dem Spott ihrer Kameraden bisher geschwiegen hatten.

„So ist's recht", rief Rübezahl, und klopfte ihm kräftig auf die Schulter. „Wenn ihr und die Mädchen morgen die Zahl der Gläubigen erhöht, dann freut sich der Pfarrer und merkt nicht, wenn ein paar andere solange Schlitten fahren, zeichnen oder spazierengehen. So ist jeder zufrieden, und das ist die Hauptsache."

Ein feiner zwölfjähriger Knabe, der zu gewissenhaft war, vom Pfade der Pflicht abzuweichen, andererseits aber, statt in der Kirche still zu sitzen, lieber einen Schneemann gemacht hätte, entschloß sich nach einigem Zögern, auf die einfachste Weise diesen Gewissenskonflikt zu lösen. Ohne seine Absicht zu verraten, pirschte er sich mit Hilfe einiger Rippenstöße zwischen den Mädchen hindurch an den Pfarrer heran, und fragte treuherzig:

„Herr Pfarrer, müssen wir morgen in die Kirche gehen?"

„Müssen?" entgegnete Mangold freundlich. „Nein, niemand zwingt euch, in die Kirche zu gehen. Natürlich würde es mich freuen, wenn viele von euch jungen Menschen das Bedürfnis hätten, dem Schöpfer der herrlichen Natur, die gerade ihr Wandervögel so in vollen Zügen genießt, aus tiefstem Herzensgrund zu danken. Aber ich weiß wohl, daß viele Menschen, die im täglichen Verkehr für jede Kleinigkeit ‚danke' sagen, sich ruhig mit den schönsten Gottesgaben überhäufen lassen, ohne je mit warmem Herzen des gütigen Gebers zu gedenken. Gehörst du junger Wandervogel zu diesen, dann glaube nicht, mir einen besonderen Gefallen zu tun, wenn du dich morgen den Kirchgängern anschließt. Treibt dich aber ein dankerfülltes Herz in unser kleines Gotteshaus, dann wirst du sicherlich in dem erhebenden Gefühl erfüllter Kindespflicht den Rest des Tages doppelt genießen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, setzte er nach diesen Worten sein Gespräch mit den Mädchen fort.

Der Junge ging noch eine Weile schweigend neben ihm her, blieb dann aber unauffällig zurück. Seine Entscheidung kostete ihm nicht mehr den geringsten inneren Kampf. Ihm war zumute, als ob er eine Feigheit gutzumachen habe, und als seine Kameraden ihn wieder eingeholt hatten, sagte er so laut, daß es alle hören mußten: „Du, Alexander, ich gehe auch morgen in die Kirche."

Niemand bemerkte, wie rot er dabei wurde; war er doch entschlossen, die Worte des Pfarrers zu wiederholen, wenn man ihn verspotten würde.

Aber die Älteren verabredeten gerade eine Schneeschuhfahrt, und das war ihnen viel zu wichtig, als daß sie über eine so uninteressante Ankündigung noch ein Wort verloren hätten. —

* * *

„Meine Stiefel sind zerrissen,
Meine Hosen sind entzwei,
Und da draußen auf der Landstraß',
Da singt der Vogel frei. . . ."

Rübezahl stimmte bei der ersten Hofraite dieses Lied an und zupfte dazu mit seinen steifgefrorenen Fingern die Saiten einer Guitarre. Nun nahmen auch die Müdesten noch einmal alle Kraft zusammen, und lustig hallte die Weise in die Häuser.

Wie ein großes Wecken ging es durch das langgestreckte, verschlafene Dorf. Die Alten drückten ihre Nasen an den Fensterscheiben platt und

konnten doch nichts erkennen; die Jungen dagegen sprangen hinaus, schlossen sich dem Zuge an und gaben ihm bis zum Pfarrhaus das Geleite.

„Die Wandervögel sind da!"

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde. Jeder fügte seine eigenen Beobachtungen hinzu, und wer nicht aus eigener Anschauung berichten konnte, malte die Beschreibung seines Gewährsmannes noch ein wenig aus. So kam es, daß in der letzten Hütte am andern Ende des Dorfes der alte Schneiderjockel sich die Wandervögel als eine Art Zigeuner vorstellte, die ohne festen Wohnsitz von Ort zu Ort zogen, ihr Hab und Gut auf dem Rücken trugen, als fahrende Musikanten ihr Brot verdienten und im übrigen den lieben Herrgott den Tag stahlen. Und er begriff nur nicht, wie der Pfarrer dazu kam, solche Landstreicher zu beherbergen. —

Die alte Alwine kam nicht aus dem Staunen heraus. Sie hatte sich vorgestellt, daß nach dem Eintreffen der vielen Gäste erst recht die Arbeit für sie beginnen werde; statt dessen stand sie mit leeren Händen unter der fröhlichen Schar und kam sich beinahe überflüssig vor. Denn die Wandervögel hatten kaum das Haus betreten, so befolgten sie auch schon die Aufforderung ihres Wirtes und taten ganz so, als ob sie hier zu Hause wären. Ingeborg überwachte die Verteilung der bereitstehenden Milch und hatte große Mühe, ihre Autorität über die Buben zu behaupten, die mit wahrem Heißhunger den großen Korb voll frischer Brötchen umdrängten und alle die ersten sein wollten, denen Eva und die dicke Adelheid die Trinkbecher voll warmer Milch schöpften. Aber zuerst kamen die Jüngsten an die Reihe, und dann gab es auch einige unter den Buben, die ihre Beute ritterlich den Mädchen überließen.

Dem Pfarrer und der Haushälterin wäre nichts zu tun übrig geblieben, wenn sie nicht selbst das Bedürfnis gehabt hätten, hier und dort helfend einzugreifen. Mangold strahlte über das ganze Gesicht bei dem Anblick der frischen Jugend, die sich nach dem Marsch in der Winterluft in dem warmen Raum so wohl fühlte.

Die alte Alwine schien alle Mühe vergessen zu haben und gar nicht die kleinen Wasserlachen auf ihrem sonst so peinlich sauber gehaltenen Fußboden zu beachten, die sich unter dem derben Schuhzeug überall bildeten. Ein mütterlich sorgendes Gefühl zauberte einen weichen Ausdruck in ihre groben Züge, wenn sie mit den Kleinsten sprach. Nach den ersten Minuten war sie offenbar schon vollständig mit dem Besuch ausgesöhnt.

In einer Beziehung wich die Vorstellung des Schneiderjockels nicht weit von der Wirklichkeit ab: Wer sah, wie diese Gesellschaft, in kleine Gruppen verteilt, es sich auf dem Boden von Diele und Küche bequem machte, konnte wohl an ein Zigeunerlager denken.

Was die Rucksäcke an eßbaren Dingen bargen, blieb nicht länger persönliches Eigentum, sondern wurde, so gut es ging, redlich verteilt. Ohne mit der Wimper zu zucken, opferten der kleine Friedel und seine Schwester Gretel zwei große Tafeln Schokolade, die, von Mutterhänden gespendet, zu ihrer eigenen Überraschung sich in ihren kleinen Rucksäcken vorfanden. Zwar erhoben sich einige mitleidige Stimmen gegen einen so weit gehenden Kommunismus. Doch die Kinder selbst wollten von einer Bevorzugung nichts wissen. Sie brauchten auch nicht lange zu protestieren, denn Rübezahl zerbrach schon mit seinen roten Händen die Tafeln in viele kleine Stücke, und sagte ungerührt: „Erstens muß schon den Kleinen in Fleisch und Blut übergehen, daß bei uns alle Freuden gemeinsam genossen werden. Sagt doch auch das Sprichwort: Geteilte Freude ist doppelte Freude. Zweitens würden sich die Kinder an zu viel Süßigkeit vielleicht den Magen verderben, und mein Verantwortlichkeitsgefühl treibt mich, das zu verhüten. Und drittens gelüstet's mich gerade, ein Stück Schokolade in meiner Milch aufzuweichen und ihr so einen etwas pikanteren Geschmack zu geben, als sie von der Kuh mitbekommen hat."

Seine Gründe schienen von allen als stichhaltig anerkannt zu werden, denn als er nun unter allgemeinem Lachen und Necken die kleinen Stücke herumreichte, wies niemand seinen Anteil zurück. Die Kleinen beeilten sich, seinem Beispiel zu folgen. Sie brockten ihr Brötchen in die hellbraune Flüssigkeit und priesen beim Auslöffeln ihren Kameraden, wie herrlich es schmecke. So schmausten Buben und Mädchen in schönster Eintracht um die Wette, bis einer nach dem andern seine Unfähigkeit bekannte, noch das Geringste mehr in sich hineinzustopfen.

Der Pfarrer hatte mit innigem Behagen zugeschaut und, von einer Gruppe zur anderen

gehend, sein eigenes einfaches Abendbrot verzehrt. Bei seiner natürlichen, offenen Art, die sich von jeder Bevormundung fern hielt, dauerte es nicht lange, bis das Eis gebrochen war, und ihm alle wie einem alten Freunde ungezwungen von ihren eigenen Angelegenheiten erzählten.

Liselotte, die ihre Müdigkeit überwunden hatte und eine der Lebhaftesten wurde, berichtete wichtig, welch langer Anstrengungen es bedurft hatte, Tante Minchen umzustimmen. Von Gretel unterstützt, flocht sie dabei ihrem großen Freund die langen Haare in kleine Zöpfchen, und wollte sich schier totlachen, als ihm die Rattenschwänzchen um den Kopf baumelten. Der Maler hielt geduldig still und offenbarte in seinen Scherzen mit den lustigen Dingern sein eigenes heiteres Kindergemüt.

Aber er konnte auch ernst sein. Eine religiöse Überzeugung hätte er nicht nachdrücklicher verteidigen können als seine Ansichten über das Alleinseligmachende der vegetarischen Lebensweise. Mit großer Wichtigkeit setzte er Mangold auseinander, daß in Nüssen, Datteln, Feigen, getrocknetem Backobst und ähnlichen Eßwaren, die er mit sich führte, alle Stoffe enthalten seien, deren der menschliche Körper zu seiner Ernährung bedürfe. Zu seinem großen Schmerz war es ihm noch nicht gelungen, auch nur einen seiner Kameraden zu dieser Lebensweise zu bekehren.

„Welch' Glück!" dachte Mangold bei seinen Worten. Denn des Malers magere Gestalt und blasse Gesichtsfarbe stachen auffällig von den muskulösen Körpern, der gesunden Hautfarbe und den keck in die Welt blitzenden Augen seiner männlichen und weiblichen Wandergenossen ab.

„Wie gehts eigentlich meinem Freund Körner? Seine Gastrolle in Wiesenborn ist wohl bald ausgespielt?"

Ingeborg fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, als der Pfarrer unvermittelt diese Worte an sie richtete. Die ganze Zeit hatte sie sich schon gewundert, daß Mangold noch nicht nach dem Vikar gefragt hatte, und trotzdem wurde sie verwirrt, als sie nun von dem Mann sprechen sollte, zu dem immer wieder ihre Gedanken zurückkehrten, so große Mühe sie sich auch geben mochte, sie von ihm abzulenken.

Aber Mangold merkte ihre Verlegenheit nicht. Bei den vielen neuen Eindrücken war ihm auch nicht aufgefallen, daß das schöne, große Mädchen oft wie verträumt starr vor sich blickte und an den sie umschwirrenden Gesprächen nur teilnahm, wenn eine direkte Anrede sie dazu nötigte.

Es gelang ihr schnell, ihrer Bewegung Herr zu werden. Ahnungslos, wie Mangold war, hörte er nicht, wie ihre Stimme anfangs leise zitterte, als sie die Grüße des Vikars bestellte und hinzufügte, wie bald schon die Trennung bevorstand.

„Also Stadtpfarrer wird er schon!" rief Mangold, ohne übermäßig erstaunt zu scheinen. „Bei seiner Protektion konnte es ja kaum ausbleiben, daß ihm die besten Stellen in den Schoß fallen mußten. Übrigens wundert mich, offen gestanden, wie gut er sich in die ländlichen Verhältnisse eingelebt hat; wenigstens schrieb er mir neulich recht befriedigt über seine Tätigkeit. Schwer genug mag's diesem überkultivierten Städter geworden sein."

„Ich habe mich schon manchmal darüber gewundert, daß zwei so verschiedene Menschen wie Sie beide so gute Freunde werden konnten", sagte Ingeborg ruhig, als er schwieg. Anfangs hatte sie ein baldiges Ende dieser Unterredung herbeigesehnt. Als sie aber merkte, daß sie nicht mehr Gefahr lief, sich zu verraten, drängte es sie, mehr über den Mann zu hören, dem sie zürnen wollte, und den sie doch lieben mußte.

„Gegensätze ziehen sich bekanntlich an", antwortete Mangold lächelnd. „Bei unserem ersten längeren Gespräch merkten wir natürlich schon, wie grundverschieden wir waren, ja, es schien anfangs, als ob unsere Ansichten über die meisten Fragen schnurstraks auseinandergingen. Aber jeder von uns fühlte, daß der andere aus einer tiefen Überzeugung heraus sprach, und da wir beide uns voll heiligen Eifers auf unser künftiges Amt vorbereiteten und das Gute auch beim Gegner suchten, ließen wir unsere verschiedenen Weltanschauungen miteinander ringen und sind dabei gute Freunde geworden. — Aber wie wäre es, wenn Sie mir nun Ihre wahre Meinung über meinen Freund verrieten? In der langen Zeit, die er mit Ihnen unter einem Dach lebte, konnten Ihnen gewiß weder seine guten, noch seine schlechten Eigenschaften verborgen bleiben. Es sollte mich nicht wundern, wenn . . ." er stockte, aber

sein neckender, doch zugleich forschender Blick verriet deutlich, was er meinte.

Ingeborg war bis zu den Haarwurzeln errötet, und es konnte diesmal auch dem Pfarrer nicht verborgen bleiben, wie sie gegen eine tiefe innere Bewegung kämpfte und nach Worten rang.

Er war nicht gewandt genug, seine Überraschung zu verbergen und, ohne eine Antwort abzuwarten, dem Gespräch eine harmlose Wendung zu geben.

„Da scheine ich ohne Absicht recht indiskret gewesen zu sein!" sagte er in bedauerndem Ton. „Ich hatte natürlich keine Ahnung . . ."

„Von was?" fuhr ihm Ingeborg rasch gefaßt mit abweisender Miene ins Wort. Ihr Stolz empörte sich gegen die Vorstellung, daß Mangold der Wahrheit auf die Spur sein könnte. Um dem entgegenzuwirken, fügte sie mit gezwungenem Lachen hinzu: „Wenn Sie etwa von der üblichen Voraussetzung ausgingen, ein Vikar müsse in einem töchterreichen Pfarrhause notwendigerweise sein Herz verlieren, dann kann ich Ihnen nur die Versicherung geben, daß Ihr Freund bei uns seine Freiheit nicht einbüßen wird. Wie Sie nur auf solchen Gedanken kommen konnten!"

„Vielleicht nur, weil es so natürlich gewesen wäre", antwortete Mangold leise.

„Glauben Sie wirklich?"

Ingeborg hatte vollkommen ihre Sicherheit wiedergewonnen und sah ihm so ruhig in die Augen, daß er wirklich schwankend wurde, ob seine schnell aufgestiegene Vermutung nicht einer Täuschung entsprungen sei.

„Als Freund hätte ich ihm nichts Besseres wünschen können", antwortete er mit ehrlicher Überzeugung.

Jetzt konnte Ingeborg sogar wieder lachen.

„Ein wie schlechter Menschenkenner Sie sind!" spottete sie. „Ein so schrecklich korrekter Mann sollte mit mir dauernd glücklich werden? Können Sie sich Ihren Freund und mich als Ehepaar vorstellen?"

Nichts in ihren Mienen verriet, mit welcher Spannung sie seiner Antwort entgegensah, wie sehnsüchtig ihr Herz ein einfaches, überzeugtes „Ja" erwartete.

Mangold rechnete nicht damit, daß auch einem aufrichtigen Mädchen sofort die ganze Verstellungskunst ihres Geschlechtes zur Seite steht, wenn es gilt, ein sorgsam gehütetes Herzensgeheimnis gegen das Eindringen der Außenwelt zu verteidigen.

Bedächtig wog er seine Antwort ab und sagte dann zögernd: „Ich weiß wohl, der beste Mann und die beste Frau bilden nicht notwendigerweise das beste Ehepaar. In Ihrem Fall käme es zu einem glücklichen Zusammenleben ganz darauf an, wie weit ein jeder Teil den Ansichten und Gewohnheiten des andern Konzessionen machen würde. Ich glaube aber . . ."

„Da kommen schon Ihre Burschen und Mädchen!" unterbrach ihn Ingeborg hastig. Sie klatschte in die Hände, um sich Gehör zu verschaffen, und wies dann ihre Schar an, die Ordnung wieder herzustellen.

Der Pfarrer schüttelte verwundert den Kopf. Ingeborg schien ihm heute merkwürdig verändert.

Das nun entstehende Durcheinander, bei dem er ordnend eingreifen mußte, ließ ihm aber keine Zeit, länger bei diesen Gedanken zu verweilen.

* * *

Ein stämmiger Bursche, der schon mehrmals seinen Kopf durch den Türspalt gesteckt hatte, wurde von unsichtbaren Gewalten so energisch vorgeschoben, daß er sich plötzlich zu seiner eigenen Überraschung inmitten der Wandervögel befand, während von draußen unter lautem Kichern die Tür wieder zugezogen wurde. Als er so den Rückzug abgeschnitten fand, faßte er sich ein Herz und sagte in sichtlicher Verlegenheit: „N' Owend beisamme."

„Guten Abend!" rief ihm der Pfarrer entgegen. „Wo bleiben denn die andern?"

„Die traue sich net", antwortete der Bursche grinsend. Dabei fiel ihm ein, daß er in der Eile seinen Hut auf dem Kopf behalten hatte. Mit einer hastigen Bewegung entblößte er seinen strohgelben Haarwuchs, der mit Hilfe von Wasser an Stelle von Pomade sorgfältig gescheitelt war und im Licht der Hängelampe glänzte. Dann wandte er sich um und ging zur Haustür.

Die Nächststehenden hörten ihn hinaussprechen:

„Der Parrer frägt, worim ihr dumme Luderſch net neikumme tät!"

Auf dieſe freundliche Aufforderung ſchoben ſich die Burſchen durch die Öffnung, brummten einer wie der andere „'n Owend beiſamme", blieben aber in einem dichten Knäuel ganz nahe an der Tür ſtehen. Dann folgten die Mädchen und verſteckten ſich hinter ihren männlichen Begleitern. Aber während dieſe ſo ernſte Geſichter zeigten, als ob ſie zu einem Begräbnis geladen ſeien, drang ein unterdrücktes Lachen und Flüſtern aus den hinteren Reihen.

Unwillkürlich hatten ſich auch die Wandervögel zuſammengeſchloſſen. So muſterten ſich die beiden Gruppen, bis der Pfarrer alle zum Sitzen einlud.

Die alte Alwine mußte nachhelfen, ſo ſchwerfällig ſtellten ſich die jungen Dorfbewohner dabei an.

„Die wo im Herbſt die Äppel aus'm Pfarrgarte geſtohle hawwe, warn dabei net ſo blöd", rief ſie mit vielſagenden Blicken einigen Burſchen zu, die wie angewurzelt ſtehen blieben und mit offenen Mündern um ſich gafften.

Als endlich die Wallersbacher auf den Bänken des Konfirmandenzimmers glücklich untergebracht waren, ſaßen ſie ſo ſtocksteif da, als ob ſie in den Glaubensartikeln mit allen „Was iſt das?" geprüft werden ſollten, und im voraus ſicher wären, kein Wort davon behalten zu haben. Die Wandervögel dagegen ließen ſich nicht lange nötigen und improviſierten Sitzgelegenheiten, als die vorhandenen Bänke und Stühle nicht ausreichten.

Nun bot der Hausherr ſeinen Gäſten in ſchlichten Worten ein herzliches Willkommen.

„Der Wandervogel", wendete er ſich dann an ſeine Mitbürger, „iſt über ganz Deutſchland verbreitet und vereinigt viele Tauſend Buben und Mädchen, die aus den dumpfen Städten in die Berge und Wälder ziehen, um in fröhlichen Wanderfahrten ihre Geſundheit zu kräftigen, ſich an der ſchönen Gottesnatur zu freuen und dabei die Bewohner der verſchiedenen Gegenden ihres Vaterlandes in ihrer Eigenart kennen zu lernen. Ihr ſtellt euch die Städter gewöhnlich als Stubenhocker vor. Viele Erwachſene ſind durch ihren Beruf an das Zimmer gefeſſelt, aber hier unſere Wandervögel mögen euch zeigen, daß in der Jugend der Sinn für eine geſunde, natürliche Lebensweiſe, die ſie vor Verweichlichung ſchützt, noch lebendig iſt. Die Wandervögel ſind Singvögel, das werden ſie euch beweiſen. Aber ungleich den gefiederten Sängern begnügen ſie ſich nicht damit, ihre eigenen Lieder in die Lüfte zu ſchmettern, ſondern ſie lernen gern auf ihren Ausflügen neue Weiſen kennen, tragen ſie von Ort zu Ort und haben auf dieſe Art ſchon manches halbvergeſſene Volkslied wieder zu Ehren gebracht. So wollen ſie auch heute in Wallersbach Lieder aus fernen Gegenden unſeres Vaterlandes zum beſten geben und dafür hören, was bei uns geſungen wird. Und nun, ihr Wallersbacher Burſchen und Mädchen, ſtellt euer Licht nicht unter den Scheffel und ſpitzt die Ohren, damit, wenn uns die Wandervögel wieder verlaſſen haben, ein paar ſchöne Lieder, die ihr noch nicht kanntet, in eurem Gedächtnis haften geblieben ſind."

Als er ſchwieg, entſtand eine feierliche Stille. Die Wallersbacher ließen kein Auge von Ingeborg, Rübezahl und dem Maler, die mit wichtigen Mienen leiſe aufeinander einſprachen. Auch in ihren Gefährten ſchienen die Worte des Pfarrers etwas wie das Bewußtſein einer ernſten Aufgabe geweckt zu haben. Selbſt die Kleinſten verhielten ſich ſtill und erwarteten geſpannt, auf welches Lied zunächſt die Wahl fiel.

Bald pflanzte ſich ein Flüſtern durch ihre Reihen, das von der kleinen Gruppe ausgegangen war. Ein Neuling, der den Wortlaut noch nicht ſicher im Kopf hatte, ſchlug verſtohlen ein Liederheft auf. Die vorher geſtimmten Gitarren wurden ganz leiſe nachgeprüft.

Alle blickten auf den Maler, der den Ton angab. Er nickte und dann erklang mit hellen Stimmen das alte Soldatenlied:

Wir fahren durch die Felder,
Durch Heide, Moor und Wälder,
Durch Wieſe, Trift und Au,
So weit der Himmel blau.
Wir ſchütteln ab die Sorgen,
Was kümmert uns der Morgen?
Im Rücken laßt den Tod,
Das andre walte Gott.

Wie dabei die Augen der Sänger und Sängerinnen glänzten!

Nun belebten ſich aber auch die Züge der Dörfler. Und als das Lied zu Ende war, brauchte

sie niemand erst nach ihrem Urteil zu fragen; laut klatschten sie mit ihren arbeitgewohnten Händen Beifall.

Aber Mangold wollte sie zum Sprechen bringen und fragte ein Mädchen, das ihre prachtvollen, dunklen Zöpfe um den Kopf geschlungen trug:

„Nun, Katrin, wie war's?"

„Ei, arg schee, Herr Pfarrer", antwortete die Kleine verschämt und fügte, allen Mut zusammennehmend, nach einer kleinen Pause hinzu: „Sie solle noch mehr singe!"

„Ei, sag's ihnen doch selbst", lachte Mangold.

Doch da hielt sich die sonst so kecke Katrin mit beiden Händen den Mund zu und verstummte. Einige Burschen aber nahmen die Aufforderung auf und riefen durcheinander: „Mehr, — wos annerscht, — noch aans!" hinüber.

„Was soll's denn sein?" fragte der Maler und trat zu ihnen.

„Was Lustiges!" riefen die Burschen, und „Was Trauriges!" die Mädchen.

„Die Damen haben den Vorrang", entschied Rübezahl, aus dessen Mund sich diese höfliche Redensart besonders schön anhörte; „also erst ‚Was Trauriges!' für die Mädchen.

„Und nachher seid ihr an der Reihe", übertönte Liselottes helles Stimmchen die übrigen.

Der Zwischenraum zwischen den beiden Lagern wurde von Minute zu Minute kleiner, und es bedurfte keiner Vermittlung mehr, sie einander näherzubringen. Bei den Mädchen standen die Wiesenborner Pfarreskinder und unterhielten sich im reinsten Odenwälder Dialekt. Das weckte sofort Vertrauen, und auch die schwarze Katrin ließ sich nun willig in das Gespräch ziehen.

Aber der Maler schlug schon ungeduldig einige Akkorde auf seiner Zupfgeige an und bestimmte das folgende Lied. Klagend ging die Weise:

Mei Mutter mag mi net,
Und kein Schatz han i net,
Ei warum stirb i net?
Was tu i do?

Der Pfarrer betrachtete mit stiller Freude die ernsten Gesichter der jungen Sänger und Sängerinnen, die so andächtig und mit voller Hingabe sangen, als ob die Klage des einsamen Mädchens ihnen selbst tief ins Herz schnitte.

Aber auch die Zuhörer schienen tief ergriffen zu sein. Als der letzte Ton verklang, verhielten sie sich zunächst ganz ruhig, dann seufzte ein Mädchen tief auf und sagte: „Ach wie schee!"

„Ich hätt net gedacht, daß die Stadtleut so singe könnte", faßte ein Bursche die Meinung zusammen. Seine Kameraden stimmten ihm lebhaft zu, und Mädchen wie Burschen waren sich einig, daß sie dieses Lied lernen wollten.

Die Wandervögel strahlten.

„Nun noch der Tod von Basel", schlug Rübezahl vor. Das war nämlich sein Lieblingslied.

Diesmal wartete niemand, bis der Maler das Zeichen gab, sondern alle sangen frisch drauf los:

Als ich ein Junggeselle war,
Nahm ich ein steinalt Weib,
Ich hatt' sie kaum drei Tage,
Da hat's mich schon gereut.

Beim letzten Vers summten schon die Wallersbacher die Melodie mit, und als es zu Ende war, wiederholten sie unter fröhlichem Lachen:

Das junge Weiberl, das ich nahm,
Das schlug mich nach drei Tag',
Ach lieber Tod von Basel,
Hätt' ich meine alte Plag'!

„Das hat aber mal eingeschlagen!" rief stolz der Maler Ingeborg zu.

In dem Lärm war eine Verständigung kaum möglich. Sie lächelte müde und nickte nur. Den Tod von Basel hatte sie nicht mitgesungen; die traurige Weise von vorhin hatte sich in ihrer Brust festgesetzt, und trotz ihres tapferen Widerstrebens so auf ihre Stimmung gedrückt, daß sie am liebsten der lauten Lustigkeit den Rücken gewendet hätte.

Den Wallersbachern boten die Konfirmandenbänke bald nicht mehr genug Bewegungsfreiheit. Als erst ein Bursche das Beispiel gegeben hatte, wählte sich jeder einen Platz, wo es ihm beliebte.

Stadt und Land waren nicht länger getrennt. Die jungen Dorfschönen schrien zwar laut auf, als der rote Rübezahl mit seinen langen Beinen über die hinterste Bank stieg und sich un-

versehens auf einen freien Platz in ihrer Mitte niederließ. Doch war ihr Schreck nur geheuchelt; keck flogen Rede und Antwort hin und her, und es dauerte nicht lange, so wagte auch schon die schwarze Katrin, den Eindringling wegen seines langen Schopfes zu necken. Eine Weile suchte er sich tapfer zu wehren; als seine Nachbarinnen aber nicht aufhörten, über ihn zu kichern und sich gegenseitig heimlich in die Seite zu stoßen, wurde es ihm unbehaglich zumute, und gern benutzte er die Gelegenheit, sich wieder unter seine Kameraden zu mischen, sobald der Pfarrer die einheimischen Sänger und Sängerinnen aufforderte, den Städtern zu zeigen, daß ihnen ebenfalls ein sangesfreudiges Herz vom Himmel verliehen worden sei, und sie diese kostbare Gabe wohl zu hüten verständen.

Die Frage, was zuerst gesungen werden sollte, war rasch entschieden. Die Mädchen wollten zeigen, daß auch ihre Kehlen imstande seien, gefühlvolle Töne hervorzubringen, und stimmten lebhaft für das im ganzen Odenwald und weit darüber hinaus beliebte „Mariechen saß weinend im Garten!"

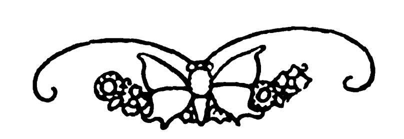
Eine große Ziehharmonika trat an die Stelle der Gitarren und Mandolinen. Sie spielte die ersten Takte vor, dann fiel der zweistimmige Chor ein, in gemessenem Tempo, und die Töne durch gefühlvolles Schleifen miteinander verbindend, wie es sich für eine so wehmütige Geschichte geziemt.

War dieses Lied auch den Wandervögeln nicht unbekannt, so kargten sie doch nicht mit ihrem Beifall. Kaum war es verklungen, so stimmte die sangesfreudige Jugend auch schon ein anderes an, diesmal lachenden Mundes ein Schelmenliedchen:

Und alleweil rappel's am Scheuertor,
Und alleweil rappel's am Haus,
Und alleweil ist mein Schätzel draus,
Und alleweil muß ich mal naus.

(Schluß folgt.)

Anmerkung: Die Erzählung **„Vikar Körner und die Wandervögel"** von Reinhard Roehle erscheint auch als Buch mit Umschlagzeichnung von Hermann Pfeifer im Verlage von Otto Janke, Berlin SW, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Die roten Riesen.

Roman aus dem Hellweg

von

Dietrich Darenberg.

11. Fortsetzung.

„So," sagte Helene nach einem Weilchen, „ehe wir uns setzen, lies dies einmal durch. Ich muß wissen, ob es richtig ist."

Mike las; sie las das Schriftstück zweimal.

„Na," sagte sie, „nun können wir uns wohl setzen."

„Muß ich's ändern?"

„O nein; aber laß mich noch einen Augenblick!"

„Mein Gott, was ist dir denn, Mike?"

„Kneif' mich doch, bitte, mal in den Arm!"

„Ja, Mike, ich verstehe dich aber wirklich nicht!"

Helene lachte laut auf. Mike Müller konnte zuweilen urkomisch sein; aber Helene wußte nicht, daß sie hinter solchen Absonderlichkeiten ihre Rührung verbarg, die sie nicht gern zeigen mochte.

„So," sagte Mike nach einer kurzen Pause, „nun bin ich wieder auf der Erde; hier ist meine Hand, ich gratuliere!"

„Warum? Weil das Schriftstück richtig ist?"

„Und weil du so bald Hochzeit hast!"

„Das dauert doch noch ein Weilchen, darüber muß es noch wieder Frühling, Sommer und Herbst werden."

„Und vordem rechnetest du doch mit Jahren!"

„Ja, und nun ist der Tag schon so nahe."

„Siehst du, das ist's, was mir durch die Gedanken lief. Da stehen wir Menschen nun und schauen voll Sorgen aus nach den Tagen, die vor uns liegen. Wir möchten so gerne wissen, ob sie etwas für uns in den Händen tragen und was sie tragen; wir grübeln und sinnen und fürchten und hoffen. Am Abend bringt uns die Sorge spät zur Ruh, die Furcht weckt uns frühmorgens, und die Hoffnung jagt beide hin und her, so daß sie oft todmüde wird. Aber dann kommt plötzlich eine gute Stunde, die uns zuraunt: Mensch, lernst du denn nie, daß dein Sorgen und Fürchten Torheit ist? Hab' doch Geduld, und warte der Dinge, die kommen; denn es ist doch ein höherer Wille über dir, und du mußt demütig harren, was er dir zuweist! Ja, Lene, und die, die in Demut harren und glauben, daß es das Beste für sie ist, was die Tage auch bringen werden — ja, ich kann mir wohl vorstellen, daß sie auch an düsteren Tagen die Sonne sehen, durch die finstersten Wolken hindurch."

„Ich verstehe wohl, was du sagen willst. Und es ist eine große und herrliche Sache."

„Ja, und weil sie es ist, soll man nicht viele Worte über sie machen; denn das verträgt sie nicht, und der Alltag ist ihr Feind, der Alltag der Menschen."

Sie schwiegen eine Weile, dann aber sagte Mike: „Nun erzähle mal alles der Reihe nach; denn bis jetzt weiß ich nur Bruchstücke."

Helene tat es nur zu gern; denn es war eine Wohltat, sich so aussprechen zu können, besonders wenn man wußte, daß man auf herzliche und aufrichtige Teilnahme rechnen durfte.

* * *

Die Zeit entschwand Helene wie im Fluge. Als sie aus den Weihnachtsferien von Hilbach zurückkehrte, saß sie Abend für Abend bis in später Stunde an der Nähmaschine. Wie freute sie sich nun, daß sie früher schon so manches Stück angeschafft hatte. An ihren Wäschestücken hatte sie stets große Freude gehabt und immer danach getrachtet, ihren Vorrat zu vermehren, um für alle Fälle einen guten Teil der Aussteuer bereit zu haben.

Sie arbeitete jetzt nur an den besseren Stücken. Die Unmasse der Tisch- und Bettwäsche für die Leute sollte bei Tante Lina hergestellt werden, die dazu die Weißnäherinnen ins Haus

kommen lassen und auch die nötigen Stoffe auswählen wollte: derbe und feste Gewebe, die etwas aushalten konnten. Das Merkmal der Schönheit dieser Wäsche fand Tante Lina allein in der Sauberkeit und Zweckmäßigkeit, und da sie ihre Mägde von der Richtigkeit ihrer Grundsätze zu überzeugen wußte, so tat sie für die Geschmacksbildung des Volkes viel mehr als die guten Leute unserer Tage, die sich mit vielem Eifer und großen Worten bemühen, die Kunst ins Volk zu tragen und von jedem Kötter und Häusler verlangen, daß er seine Stube mit guten Bildwerken schmücke.

Unglaublich schnell verstrich Helene die Zeit. In der letzten Märzwoche begannen die Osterferien und mit dem Schulschluß war sie frei.

Sie hatte dem Tage nicht ohne ein unbestimmtes Gefühl der Wehmut und des Bangens entgegensehen können. Das Kollegium war eine kleine Welt, in der sie sich recht heimisch gefühlt hatte; mit den Damen und Herren war sie gut ausgekommen. Zu ihrer Verlobung hatten sie alle in der herzlichsten Weise gratuliert. Herr Rostmann, der ein bißchen zu einseitig Vereinsmensch war und die Beschlüsse seiner Organisation auch im täglichen Verkehr mit Kolleginnen und Kollegen schwer vergessen konnte, sprach im Lehrerzimmer ziemlich deutlich davon, daß Helene die Lehrerinnenfrage am besten gelöst habe, und sie wußte auch, daß die übrigen nicht viel anderer Meinung waren, die Damen nicht ausgeschlossen, wenn auch Fräulein Troll, die Vorsitzende des Lehrerinnenvereins, Herrn Rostmann fast ein wenig scharf ins Wort gefallen war und ihm angedeutet hatte, daß er, wenn er seiner Bemerkung eine allgemeine Gültigkeit beilegen wolle, doch noch sehr weit dahinten im Gesetz sei und sich über die Bedeutung der modernen Frauenfrage mehr als mangelhaft unterrichtet zeige, da gerade auf dem Gebiete des Erziehungswesens die Mitarbeit der Frau aus ethischen, sozialen, nationalen, wirtschaftlichen und nicht zuletzt aus pädagogischen Gründen in keiner Weise ausgeschaltet werden dürfe.

Helene hatte diesem Streite damals ein wenig belustigt zugehört und gedacht, daß, wenn sie mit Fräulein Troll gleichen Alters sei, für sie die Beweisführung der Dame vielleicht überzeugender ausgefallen wäre.

So aber stand sie auf dem Standpunkte Herrn Rostmanns, der von seiner Deduktion, daß die Frau der Familie und der Häuslichkeit gehöre, nicht um Haaresbreite abwich.

Und nun schied sie auf immer aus dem Kreise dieser Menschen aus!

Sie hatte das Gefühl, daß sie sich nicht mit einem Händedruck und einem herzlichen Wort beim Abschiede begnügen dürfe; denn sie war der kleinen Welt, die sie täglich umgab, doch auch viel Dank schuldig.

Was sollte sie aber tun?

Sie fragte Mike Müller darum, und diese schlug ihr vor, sie möge am Tage des Schulschlusses das Kollegium zu einem Frühstück in ihre Wohnung einladen. Da der Unterricht um zehn Uhr morgens beendigt sei, passe die Zeit ausgezeichnet und in ihrer Wohnung sei Platz genug. Mike bot sogleich ihre Hilfe an, die Helene dankbar annahm. Sie fand den Vorschlag recht gut.

Doch auch ihr Abschied von ihren Schülern und Schülerinnen gestaltete sich sehr feierlich. Rektor Hillmann besaß Sinn für solche Dinge. Er lud das gesamte Kollegium in Helenens Klasse ein und hielt eine kurze, herzliche Rede, in der er ihr im Namen der Schulbehörde den Dank für ihre treue Arbeit aussprach und gleichzeitig die besten Wünsche des Kollegiums für ihren weiteren Lebenslauf übermittelte.

Und als dann zum Schluß die Kinder des alten, ehrlichen Matthias Claudius schönes Lied: Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land, doch Wachstum und Gedeihen steht in des Himmels Hand — sangen, da konnte sich Helene nicht mehr halten, und ihre Augen wurden feucht, so daß sie wie durch einen Schleier hindurch die vielen Kinderhände sah, die sich ihr zum Abschied entgegenstreckten.

Nun war alles vorbei. Die Kinder stürmten davon, lauten Jubels den Tagen der Ferien entgegen. Sie sahen nur den Sonnenschein der kommenden Zeiten. Helene beneidete sie in diesem Augenblick; denn sie konnte nicht vergessen daß der Himmel außer dem Sonnenschein auch Sturm und Regen sendet.

Sturm und Regen, während sich die Sonne hinter trüben Wolken verbirgt!

Aber sie wollte nicht zag und schwach werden; sie gedachte des Spruches, den sie in ihrer letzten Religionsunterrichtsstunde den Schülern

hatte erklären müssen: Wer seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes!

Ihre Hand lag an dem Pfluge, und sie wollte nicht zurücksehen. Sie durfte es auch nicht; denn es wäre eine heimliche Schuld Wilm gegenüber gewesen.

Das Kollegium war in ihrer Wohnung versammelt. Es hatte eine prachtvolle Vase zum Geschenk gebracht, in der ein mächtiger, duftender Fliederstrauß stak. Rektor Hillmann überreichte die Gabe mit wenigen herzlichen Worten, indem er Helene bat, sich auch in ihrem neuen Wirkungskreise zuweilen ihrer zu erinnern; er hoffe, sie tue es gern.

Bewegt drückte Helene allen die Hand. Das Scheiden wurde ihr schwerer, als sie gedacht hatte, und das Gefühl, mit dem heutigen Tage der kleinen Gemeinschaft entrückt zu sein, stimmte sie recht wehmütig.

Ein Schweigen herrschte nach des Rektors kurzer Rede. Es war nicht ganz unbekannt geblieben, daß die Eltern des Bräutigams mit der Wahl ihres Sohnes nicht einverstanden waren und somit Helenens Zukunft nicht ganz gesichert schien. Da dachten die meisten im stillen, daß der Schritt, den Helene heute tat, doch von großer Bedeutung sei, daß ihr Lebensschifflein den sicheren Hafen verlasse und die stürmische See aufsuche.

Man nahm Platz, und die Schüsseln wurden herumgereicht; aber alle waren noch im Banne der wehmütigen Stimmung, so daß die Worte zwischen ihnen nur schwerfällig hin und her flatterten.

Herr Degenhardt ließ seinen Blick über die gutbestellte Tafel gehen.

„Es ist doch immer die gleiche Sache!" sagte er, indem er tief aufseufzte, wobei er treffend sein komisches Talent offenbarte.

„Wie meinen Sie das, Herr Degenhardt?" fragte Helene lächelnd, die dem Kollegen für seine Worte dankbar war; denn sie wußte, nun kam irgendein harmloser Witz, der die Stimmung mit einemmal umschlagen ließ.

„Die Agrarier, die können sich's leisten!"

Man lachte herzlich, nicht so sehr des mäßigen Witzes wegen, sondern aus Freude, nun einen guten Anfang zu einem heiteren Gespräch gefunden zu haben. Und nun flogen die Worte munter hin- und herüber.

Mike Müller erzählte ein wenig vom Haarhof. Die hier bei Helene zu Tische saßen, die sollten nun doch nicht glauben, daß sie die Fleischtöpfe Ägyptens aufgegeben. O nein, wer einen solchen Hof pachten konnte, der lebte nicht ganz aus der Hand in den Mund, den durfte man schon ohne viel Sorge seinen Weg gehen lassen.

Und nun hob sich die Stimmung noch mehr. Herr Degenhardt brachte einen launigen Trinkspruch aus, in dem er die künftige Gutsherrin feierte, die vom Lehrstand zum Nährstand übergegangen sei. Da die Ehe bekanntlich ein Wehrstand sei, so müsse er die künftige gnädige Frau als Vorbild jeder Staatsbürgerin preisen, zumal er hoffe, daß sie im Wehrstande ebenso geschickt sei wie im Lehrstande, in dem Herr Rektor Hillmann bereits ihre Tüchtigkeit anerkannt habe, wie denn ja ihre Fähigkeiten im Nährstande unbestritten seien und augenblicklich durch Tatsachen erhärtet würden.

Herr Degenhardt fand Beifall und lustig klangen die Gläser aneinander.

Dann nahmen die Damen und Herren Abschied, mit herzlichen Worten und guten Wünschen für die Zukunft. Auch Mike Müller konnte nicht bleiben, da sie gleich nach Mittag abreisen wollte.

„Nun laß ich dich mit der vielen Arbeit hier sitzen, armes Ding", sagte sie.

„Mir ist's gerade recht, daß ich was zu tun habe", entgegnete Helene.

Ein warmer Händedruck und ein Blick Auge in Auge.

Nun schritt Mike draußen über den Schulhof und winkte den letzten Abschiedsgruß.

Die Tore der alten Welt sprangen ins Schloß.

Aber die der neuen hatten sich noch nicht aufgetan! Doch die Riegel harrten der Hand, die sie zurückschob.

Helene stürzte sich auf die Arbeit. Am folgenden Tage wollte sie abreisen, und es gab noch so viel zu beschicken, trotzdem sie in den letzten Tagen alle Vorkehrungen zum Transport der Möbel getroffen hatte.

In der Frühe des nächsten Tages erschien der Möbelwagen, dessen geräumiger Schlund den Hausrat in kurzer Zeit verschlang. Onkel Gott-

fried hatte in Werl einen Möbelwagen entliehen und seinem Baumeister, einem verläßlichen Mann, befohlen, Helenens Einrichtung herzuholen. Es war ja Winter, wo die Gäule meist so unbeschäftigt im Stalle standen. Denen tat es gut, wenn sie mal andere Luft atmeten. Baumeister Spremberg hatte auch nichts gegen den Plan einzuwenden; im Gegenteil, die zwei Tage, die das Geschäft beanspruchte, unterbrachen recht angenehm das ewige Einerlei der Hofarbeit. Und weiter dachte Gottfried Schulte-Flaßhoff daran, daß Helene auf diese Weise viel Geld sparen konnte; Wilm und sie mußten zu Rate halten, was sie besaßen.

Um die Mittagszeit machte Helene ihre wenigen Abschiedsbesuche, und als sie diese beendigt hatte, da sagte sie sich, daß sie nun in dem Orte, der sie fast sechs Jahre beherbergt hatte, nichts mehr zu schaffen habe.

Ob sie wohl diese Straßen und Häuser je wiedersah?

Es konnte ja sein; aber es würden gewiß viele Jahre darüber ins Land ziehen.

Vorüber! Vorüber!

Helene war froh, als sie der Zug davontrug. Sie flog ihm entgegen, Wilm, der ihr hinfort alles sein mußte.

* * *

„Lies, bitte, einmal, was hier steht!“ sagte Julie Kahlert, indem sie ihrem Manne das Zeitungsblatt hinhielt.

Er las und sah seine Frau mit großen Augen an.

„Da hört denn doch alles auf. Das muß man erst aus der Zeitung erfahren, in der es mit dürren Worten steht: Auf ihren Antrag wurden aus dem öffentlichen Schuldienste des diesseitigen Bezirkes entlassen die Lehrerinnen Helene Linde zu Dahlhausen, Frieda Grebner zu Eppendorf und so weiter die Reihe entlang. Nein, das ist mir in der Tat zu bunt. Was mag das Menschenkind denn nun eigentlich vorhaben?“

„Ich denke mir, sie wollen heiraten.“

„Heiraten? Na, dann gratuliere ich zu der Frau Verwalter!“

„Du sprichst ja recht bitter.“

„O nein, mir kann es gleichgültig sein, was sie treiben; sie tragen ihre eigene Haut zu Markte. Mag sie immer ihren Kopf aufsetzen und tun, als wären wir nicht da. Ich finde es recht . . . . ., nun, jedenfalls nicht schön.“

„Undankbar wolltest du sagen.“

„Nein, dazu habe ich kein Recht; denn die elfhundert Mark, die ich ihr seinerzeit vorgestreckt habe, damit sie ihre Ausbildung vollenden konnte, hat sie mir ja im Laufe von wenig mehr als zwei Jahren nach ihrer ersten Anstellung zurückgezahlt, mit Zinsen sogar; da ist sie uns also zu gar nichts verpflichtet.“

„Deine Worte klingen sehr bitter.“

„Und wenn sie es täten!“

„Dann wärst du im Unrecht; denn wenn dir Lene das Geld zurückgezahlt hat, so hat sie jedenfalls genau so gehandelt, wie du in gleicher Lage auch gehandelt haben würdest. Sie ist nicht undankbar, auch jetzt nicht. Wenn sie uns von alledem nichts hat wissen lassen, was nun geschehen ist, so hat das ganz andere Gründe. Sie fürchtet unsern Widerstand, und sie muß doch zu Wilm halten, sie gehört doch nun einmal zu ihm. Daß du das immer vergessen kannst! Ich bin überzeugt, daß er in der nächsten Zeit schreibt. Wie sehr aber Lene mit ihren Befürchtungen im Recht ist, das haben mir deine Worte wieder gezeigt.“

„Julie, glaubst du denn, daß ich ihrem Glück im Wege stehen will?“

„Nein, gewiß nicht; aber nun hab' doch Geduld, und vertraue den beiden ein wenig.“

Kahlert seufzte.

Frau Julie aber behielt wieder Recht. In der folgenden Woche schrieb Helene von Hilbach aus einen langen Brief, der Kahlert sehr beruhigte.

„Ich wollte, wir hätten den Zaun zwischen den beiden und uns erst niedergerissen“, sagte er.

„Ja, das wünsche ich auch!“ entgegnete seine Frau.

---

22. Kapitel.

Die Jahre kamen und gingen.

Noch immer jagten auf dem hohen Fördergerüst der Zeche in fliegender Hast die Seilscheiben aneinander vorüber; noch immer fauchten die Dampfrohre und schrien die Lokomotiven; noch immer rief unermüdlich der eherne Mund des Nebelhornes die neue Schicht aus. Die

Förderkörbe sausten Tag und Nacht zur Tiefe hinab und zum Himmel herauf; unerschöpflich schien der dunkle Schoß der Erde, der den Menschen ohne viel Widerstreben die schwarzen Steine gab, aus denen sie Gold münzten.

Stolz und aufrecht wie vordem standen die roten Riesen da.

Die Hellwegbauern hatten sich nun endlich an sie gewöhnt. Sie wußten, daß es töricht war, mit ihnen anzubinden; denn gegen ihre Gewalt kam niemand auf. So weit der Blick ihres düsteren Angesichts reichte, waren sie die Gebieter, denen jedermann zu Gefallen leben mußte. Wer es auch sein mochte, er mußte auf die roten Riesen sehen, ihren Worten lauschen und ihren Befehlen gehorsam sein.

Mit den roten Riesen war eine neue Zeit herangekommen, die dem stillen, schlafenden Dorf ein grollender Mahner ward, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben und an die Arbeit zu gehen, an die jagende, hastende, ruhelose Arbeit, die nicht stillstehen durfte, weil die Millionen und Millionen von Menschen jeden Tag ihr Brot begehrten, das ihnen die Fluren des Vaterlandes versagen mußten, da sie auch bei reichster Ernte kaum so viel tragen konnten, daß die Hälfte des Volkes satt wurde.

Gewaltige Herrscher waren die roten Riesen, Könige mit ehernem Willen, wie sie ein Volk in den Tagen des Elends erfleht, wenn Sein oder Nichtsein von der Schärfe des Schwertes und der Kraft der Faust, die den blanken Stahl schwingt, abhängig sind.

Und vielen der Hellwegbauern wurde der Blick heller in diesen Jahren. Ihr Auge ging weit in das Land hinein und grüßte die Volksgenossen, die draußen, fern hinter der Feldmark ihres Dorfes in Städten und Flecken saßen. Zwar die meisten von ihnen nannten nicht einen Fußbreit Ackerscholle ihr eigen; sie waren nicht Herren des Landes, darüber sie wandelten; aber sie alle hießen doch Kinder desselben Volkes, waren Brüder und Schwestern in einer großen Familie, jener großen Familie, der auch sie, die Bauern, die Besitzer von Grund und Boden, angehörten, und in der jedermann gleiches Recht hatte: Recht auf reichliches Brot und kräftige Zukost, daran es dem Bauer selten fehlt.

Und weil viele unter den Bauern helle Augen bekamen in diesen Jahren, erschienen ihnen die roten Riesen nicht mehr als herzlose Tyrannen, die mitleidslos und unbarmherzig ihr Zepter schwangen. Weil sie schärferen Blickes in ihr Antlitz spähten, entging ihnen auch das Weiche in den Zügen jener nicht; in den Augen der roten Riesen brannte nicht die Flamme des Hasses, der Habgier und Selbstsucht; was den Blick düster machte, war der Ernst, die Sorge und die besinnliche Vorsicht.

Die roten Riesen waren wie erhabene Könige, die die Sorge für ihr Volk und Land das leichtfertige, sorglose Lachen hassen und verachten lehrt!

Und ihre Sorge tat not; denn zwei finstere Mächte standen wider das Volk in Wehr, das sie beherrschten. Not und Hunger hießen diese Dämonen.

Aber die roten Riesen wachten, wachten mit ernstem Gesicht und gewappnetem Willen.

Wenn die nur treu blieben, die sie zu ihren Herrschern erwählt hatten! — — —

Die Augen der Bauern wurden heller in all den Jahren.

Nun schalt ihr Mund nicht mehr so häufig mit grollenden Worten auf die roten Riesen; mit ein wenig Ehrfurcht fast schauten sie zu ihnen auf, und waren sie auch zu trotzig, sie offen und ehrlich als ihre gebietenden Herrscher anzuerkennen, so fanden sie doch nicht mehr den Mut, sich vor der Welt über sie zu erheben, sondern sie achteten und ehrten sie als hohe, erhabene Nachbarn. Im stillen aber bestritt ihnen niemand ihre Herrscherrechte.

Und als die roten Riesen sahen, daß ihr Stolz kleiner wurde, und ihr Hochmut verkrüppelte, da ließen sie die Bauern ihrer Wege gehen und freuten sich gar über den gelinden Trotz, den jene noch mit Liebe in ihrem Herzen hegten; denn sie fühlten sich in ihrer Königswürde nicht gekränkt, wenn sie feste und aufrechte Männer um sich sahen.

Nur unbändigen Stolz und törichten Hochmut, die sich wider sie erheben wollten, die duldeten sie nicht.

Dann konnten sie hart und furchtbar werden! —

Bei Lutz Homeyer in der Hinterstube saßen wieder die Schulten und großen Bauern, und Kahlert war mitten unter ihnen. Der alte Birkenbeck kam nicht mehr zur Tafelrunde; denn ihn beherbergte nun die enge Kammer im Klei des Bönefelder Friedhofes; aber sein Platz blieb

nicht unbesetzt, da sein Sohn und Hoferbe den Birkenbeckhof im Hinterstübchen Lutz Homeyers vertrat. Schulte-Vredebusch Vater war sehr alt und grau geworden, obgleich nicht die Sorge sein Haar gebleicht hatte; denn Karl, sein Sohn, dem er seit zwei Jahren den Hof übertragen und der mit am Tisch saß, war als Land- und Hauswirt über jeden Zweifel erhaben.

Die jüngere Generation, die der junge Birkenbeck und Karl Schulte-Vredebusch an dem Rundtische vertraten, durfte sich aber keineswegs allein das Verdienst zuschreiben, Kahlert oder irgendeinen andern Herrn von der Zeche in diesen kleinen Kreis eingeführt zu haben. In Wirklichkeit hatte Dierkhinnerk Schulte-Persting das meiste dazu beigetragen. Er wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen, daß jene Fremdlinge in der Gesellschaft der großen Bauern heimisch wurden und ihm nahe kamen, und von seinen Nachbarn verlangte er, mit ihm gleichen Sinnes zu sein; aber wenn sie auch seine Vorurteile in vielen Stücken teilten, so verdroß es sie, daß er versuchte, ihnen seinen Willen aufzuzwingen.

Da hielten sie den Nacken stur wie eigensinnige, hartmäulige Gäule, die wissen, daß ihre Kraft über die Faust des Lenkers gebietet.

Doch seitdem etliche von den Zechenherren am Rundtische Lutz Homeyers saßen, kehrte Dierkhinnerk Schulte-Persting dort nicht mehr ein.

Sie sprachen an dem heutigen Abend von diesem und jenem, von den Dingen, die der Werkeltag den Menschen vor die Füße stellt.

„Dem Dierkhinnerk Schulte-Persting is de grote Brabänter Voß fallen“, sagte der alte Schulte-Vredebusch. „Tierarzt Rusche het meint, dat dor nicks tau retten wör.“

„Donnerkil! De Dierkhinnerk het doch en lück tau viel Pech; dat is iehm en Schaden van siewen- bis achthunnert Mark. Wat seggst du, Hangebrauck?“

„Sau stimmt et, Langewiesche; owwer bliw men ganz ruhig bi achthunnert; 't was en kaptol Dier, un wat so en Piär'schlächter iehm in de Hand drückt, is 't Tellen nich wert.“

„Jeck weit nich,“ nahm der alte Vredebusch wieder das Wort, „mit iehm well 't nich men sau recht klappen, mi schint, hei geiht taurügge. Op sin Hoff, dat is all mehr Lodderie, dor süht dat ut as in de Waterpolackei. Hei kann jo ok keine Lüde hollen; sei lopet iehm alle weg. Jeck verdenk de Lüde dat nich; man kann nich einem nu en Kopp affrieten un iehm ne Stunne drop den Kopp wie'er opsetten. Sau geiht et nich. Nu het hei luter Blagentüg üm sick harümlopen un wat de künnt, dat brukt mi keiner vertellen. Jeck well 't woll glöwen, dat hei de lesten Johren tausatt' het.“

„Küerst du im Ernst?“ fragte Götte Hangebrauck zweifelnd.

„Dann luster es, wat Langewiesche seggt!“

„Jo, Hangebrauck, rutschlagen het hei nich viel, wenn hei wat rutschlagen het; ieck denk' owwer, dat Vredebusch nich wit ut de Riege gohn is. Un wenn hei nu noch mit dem Haftpflichtprozeß rinfällt, dann kann hei of noch en düchtig Lock taustoppen. Jeck begrip dat min Dag nich, dat hei sick nich versichern leit.“

„Ich glaube, daß er in dieser Beziehung Glück haben wird“, sagte Kahlert.

„Das Gericht wird wohl zu dem Schluß kommen, daß hier wirklich von der sogenannten „höheren Gewalt“ gesprochen werden kann. Der Unglücksfall in der Mergelkuhle ist ja bedauerlich genug, und der arme Junge ist übel dran, er bleibt sein Lebtag ein Krüppel. Es wäre ihm zu gönnen, daß er eine so hohe Summe bekäme; aber versehen hat der Schulte doch nichts. Der Junge bekommt auch eine kleine staatliche Rente, und ich habe dem Vater vorgeschlagen, ihn jetzt noch Handwerker werden zu lassen. Dazu ist's noch nicht zu spät, und er braucht dann nicht zu hungern. Übrigens bin ich der Meinung, daß man in den Haftpflichtforderungen heutzutage doch recht häufig viel zu weit geht.“

Götte Hangebrauck, der immer ein wenig heißblütig war, schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Verdorich, Herr Kahlert, dor het Sei en Wort saggt, dat mi all lange op de Tunge liägen het. 't is jo van Dage sau wit kummen, dat mit de Haftpflicht kein Mensch in oder ut weit. Un ieck mögg et Dierkhinnerk günnen, wenn hei frikäm; owwer am Gericht is dat sau 'ne Sack: man weit nie, ow man Korn oder Kaff in 'n Sack kriggt. Meist is et Kaff!“

Kahlert nickte lebhaft. Der drastische, anschauliche Vergleich gefiel ihm.

„Beduern brukt wi Dierkhinnerk nich“, sagte der alte Vredebusch. „Hei bliw ob dorbi noch nich liggen. Dor möt noch viele Dage int Land

kummen, äh dat op 'n Perstinghoff de Müse op Krücken gohn meit."

Da lachte Kahlert aber laut auf. Der Schulte-Vredebusch trank stillvergnügt sein Glas aus. Er wußte, daß Kahlert solche volkstümliche alte Redensarten liebte, und darum brachte er sie bei Gelegenheit gern an.

„Ja, Vater," sagte Karl Vredebusch nach einer Weile, „und wenn auf dem Perstinghofe die Mäuse doch auf Krücken gehen müßten, so brauchte Dierkhinnerk Schulte-Persting nur Henrich Steinkamp ein gutes Wort zu geben. Dann könnten sie sich wieder mästen."

Langewiesche geriet in Eifer.

„Un sau is 't. Donnerkiel, de Henrich Steinkamp, de is en Herrn worn. De stieckt us alle in 'n Sack. An usen Disch kümmt hei öwwerhaupt nich men, na ja, wi sind iehm nich fin genaug. Dor hest du nu luter saggt, Vredebusch, mit iehm gäww dat kein Düegen, owwer in dem Stück hest du di hellsch verkieken. Ne, de Henrich is en Düwelskerl. Hei kann mehr as Braut etten, un wenn hei ok dat Geld mit vulle Hänne wegschmiet, hei krigg ok wat in: fifundiättigdusend Mark sall hei Johr vör Johr hewwen. Hollt Sei dat vör mögglick, Kahlert?"

„Man weiß ja nichts Bestimmtes, und fünfunddreißigtausend Mark jährlich ist eine kolossale Summe; aber bei den Aktiengesellschaften ist's nun mal so, daß die Herren Aufsichtsräte ganz bedeutende Summen erhalten. Sie müssen bedenken, daß die Trebertrocknungsgesellschaft mit einem Kapital von mehr als hundertundzwanzig Millionen Mark arbeitet. Für möglich halte ich es durchaus, daß Herr Steinkamp jährlich soviel bezieht."

„Wat seggst du nu, Vredebusch?"

„Ieck magg 't iehm günnen; owwer de Voß seggt: Tüschen Dag un Sunnopgang werd mi de Tid wat lang! 't kann ok sin, dat Henrich es mol grad sau küert, un sin Sunnopgang is dann ok glik sin Sunnunnergang."

„Du wost nu amol van iehm nicks wietten."

„Ne, hei is mi tau labberig, ieck tru iehm nich. Ieck glöw, sine Frau is vernünftiger. De sall iehm jo faken örndlich den Pelz lusen. Wenn 't men vörhöll."

„Mich wundert es nur," nahm Karl Schulte-Vredebusch das Wort, „daß Henrich so gut mit seinem Schwiegervater auskommt. Das hätte ich nie gedacht; denn früher war der Schulte doch manchmal nicht gut auf Henrich zu sprechen, nun aber scheint er ganz damit einverstanden zu sein, daß Henrich Aufsichtsrat geworden ist. Mir scheint es, als wenn Frau Frieda die einzige ist, die ihren klaren Kopf behalten hat. Sagen Sie übrigens, Kahlert, verkehren Steinkamps noch immer nicht mit Ihrem Schwager?"

„Soviel ich weiß, nicht. Man kann von ihrem Standpunkt aus die Sache auch wohl begreiflich finden; denn wenn der Alte merkte, daß sie es mit Wilm hielten, so würde er sein Verhalten danach einrichten. Ich glaube, sie hätten nur nötig, sich einmal den Haarhof anzusehen, um mit dem Schulten ins Reine zu kommen. So eine Starrköpfigkeit, wie sie der alte Schulte-Persting an den Tag legt, ist mir doch noch nicht vorgekommen. Ich bin ja im Anfang und noch lange Zeit nachher durchaus gegen die Heirat gewesen, und weil ich Wilm zur Vernunft bringen wollte, sind wir sehr hart aneinander gekommen. Ja, ich konnte eben auch nicht glauben, daß meine Schwägerin die rechte Frau für Wilm sei, ganz abgesehen davon, daß sie kein Vermögen hatte. Donnerwetter, waren die beiden kratzbürstig in jener Zeit! Und gerade von meiner Schwägerin hätte ich mir das nicht träumen lassen. Wir waren geradezu wie ausgeschaltet, meine Frau und ich; die beiden verhielten sich zwar nicht feindselig gegen uns; aber aus allem, was sie taten und sprachen, klang die Mahnung: Laßt uns unsern Weg gehen! Sie gingen ihn auch, und sie haben mir gezeigt, daß ich unrecht gehabt habe. Nun, da hab' ich gesagt: Vergeßt das, was ihr gegen mich habt; ich meinte es zwar gut; aber ich habe euch Unrecht getan. Verzeiht es mir, daß ich euch gekränkt habe! Von der Zeit an haben sie mit keinem Worte mehr daran gerührt, und es kam alles wieder ins rechte Gleis. Wilm ist aber auch ein mehr als guter Kerl."

„Warum sagen Sie nichts von seiner Frau, Kahlert? Wissen Sie, die imponiert mir noch mehr. Ich kenne sie ja, ich habe sie doch früher in Ihrem Hause häufig genug gesehen. Wie die sich in die Wirtschaft eines großen Hofes hineingefunden hat, ist geradezu erstaunlich. Ich hätte das nie für möglich gehalten. Daß Wilm ausgezeichnet voran kommt, ist doch allgemein bekannt. Er ist ja so etwas wie der Musterökonom des ganzen Hellwegs, und neulich ist ihm das so-

gar von der Landwirtschaftskammer schriftlich bestätigt worden. Ich kann mir denken, wie das seinen Vater geärgert haben muß. Wenn Wilm nicht so eine tüchtige Frau besäße, wäre er so weit nicht."

Karl Schulte-Vredebusch war ordentlich warm geworden bei seinen Worten. Er hatte sich oft gestanden, daß er Helene früher für unbedeutend gehalten hatte, um so mehr achtete er jetzt ihr wirtschaftliches Talent.

„Hangebrauck," sagte Karls Vater, „wat hew ieck saggt, wat hew ieck hier am Dische saggt? Jeck mochte dortaumol ümmer an Frau Adelheid Steinkamp denken. Dat was ne Burenfrau, anners as de meisten, owwer et was ne guode Burenfrau, ne sehr guode; denn op den Kopp kümmt 't ok bi de Burenfrauen an, mehr as op de Hänne un Föte. Hangebrauck, hew ieck nich saggt: man weit nich, wo es de Wind weihet?"

Hangebrauck nickte ein wenig widerwillig.

Er konnte nicht widersprechen; denn was der alte Schulte-Vredebusch sagte, entsprach der Wahrheit. Er hatte seit jenem Tage, da Dierkhinnerk Schulte-Persting Wilm aus dem Hause seiner Väter hinausstieß, mit eifrigen Worten für Wilm geredet und des öfteren darauf hingewiesen, daß Dierkhinnerk töricht sei, die Braut seines Sohnes zu verdammen, ohne zu wissen, was sie seinem Hoferben sein könne.

Aber Hangebrauck wußte auch wohl, daß er nicht so geredet hatte, weil er Helene vertraute und den festen Glauben hegte, sie könne ihrer Wirtschaft wie eine Bauerntochter, die von früh auf in der ländlichen Welt heimisch war, vorstehen.

Der Schulte-Vredebusch fand nur darum solche Worte, weil er grundsätzlich ein Mann der Kompromisse war, der jederzeit das heiße Fühlen seines Herzens durch seinen kalten Verstand kontrollierte. Menschen wie Dierkhinnerk Schulte-Persting, die sich blindlings von ihren Leidenschaften hinreißen ließen, waren ihm durchaus unsympathisch; sie kamen ihm unreif und unfertig vor; die lodernde Glut ihres Fühlens stieß ihn ab, sie galten ihm knabenhaft, unverständig.

Aus diesem Grunde hatte er für Wilm und Helene Partei genommen.

Hangebrauck mochte die Sache nicht aufrühren. Was kam schließlich dabei heraus! Und im Grunde hatte sein Nachbar auch recht; es war eine Torheit sondergleichen, jederzeit mit dem Kopfe durch die Wand rennen zu wollen.

Eberhard Langewiesche aber bezwang sich nicht.

„Vredebusch," sagte er, „wohr is 't, du hest saggt: man weit nich, wo es de Wind weihet! Owwer en klauk Küern is 't grade nich. Van Dage allerdings hest du guod Lachen un mäkst us vör: Jeck hew dat wußt! Wenn 't nu anners kummen wör, dann hest du saggt: Man weit nich, wo de Wind es weihet; dorüm bauet man dat Hus an alle veer Siten tau! Ne wat, ieck holl dat mit Herrn Kahlert un hew ok taueist kein Tautruen hat, dat sei tau 'ne Burenfrau recht wör; owwer Frau Schulte-Flaßhoff, de het de Sack in 't Lot bracht, de kann mit dem Finger op sick wisen."

Kahlert nickte und entgegnete: „Ganz recht, der Frau Schulte-Flaßhoff verdankt Lene sehr viel. Wenn was an ihr zu loben war, so ist's der gute Wille. Sparsam und haushälterisch war sie allerdings immer."

Götte Hangebrauck wiegte nachdenklich den Kopf.

„Jeck well dat nich verkörten, wat Frau Flaßhoff taukümmt, doch dat is mine Meinung: Wat nich in einem Fruensmensch drin sittet, dat kümmt ok nich harut! Ne Slöre bliwt ne Slöre; wenn sei sick ok ne Tidlang oprappelt, nohher geiht sei doch widder mit de Holschen in de Sunndagsstuowe."

Der alte Vredebusch trank ihm zu.

„Götte, dat is en Wort, dat sick hören loten kann, un recht hest du: de Piärre, de guod vör de Plaug sind, de mot man ok op 'n Hals kloppen!"

„Wenn du dat seggst, dann mot et wohr sin!"

Aber Götte Hangebrauck meinte es gar nicht spitz, obgleich seine Worte ein wenig danach klangen. Es war recht selten, daß der alte Schulte-Vredebusch einem seiner Nachbarn unbedingt zustimmte; denn dazu war er eine viel zu kritische Natur; tat er es doch einmal, so fühlte sich sein Vorredner nicht wenig erhoben.

Kahlert brachte das Gespräch auf einen andern Gegenstand; denn es war ihm doch etwas peinlich, wie am Tische über Wilm und Lene gesprochen wurde, trotzdem er wußte, daß sich die

beiden die volle Achtung aller, die hier versammelt waren, erworben hatten.

Die Menschen sahen im Grunde alle nur auf den Erfolg.

Zwar schätzten sie auch den guten Willen und das ehrliche Streben; aber als Höchstes galt ihnen dies beides nicht.

Traten die Dinge und Tatsachen nicht protzig vor sie hin und sagten: Seht auf uns, und meßt daran den Willen und das Streben derer, die uns wachsen und werden ließen! — dann schüttelten sie weise das Haupt und suchten und forschten, bis sie Fehler und Schwächen fanden; sie betrachteten mit Eifer den Staub und die Flecken, die nun einmal von den Kleidern der Menschen nicht ganz ferngehalten werden können, so sehr sie sich auch ihrer erwehren, so sehr sie auf Sauberkeit halten mögen. Und schließlich sahen sie das Kleid nicht mehr, der Flecken am Kleide wurde ihnen zu einem Mal am Leibe, der Staub auf dem Gewand zum Schmutz auf der weißen Haut ihres Nächsten.

Doch wenn sie bis dahin gekommen waren, wandten sie sich mit kaltem Blick ab und sagten: Wie häßlich ist doch der Schmutz, und was für ein Mensch mag das sein, der ihn am Leibe duldet!

Das Höchste war den Menschen der Erfolg.

Das Große, das einer schuf, brachte die Menschen zum Schweigen; aber freilich nicht alle: die Ehrlichen nur, während dem Neider die Zunge erst recht lebendig wurde.

Aber die Neider waren ja so klein, daß man nicht nach ihnen zu fragen brauchte. Gegen ihre Rede durfte man das Ohr verschließen, und man entbehrte nichts, wenn man sie von sich wies.

Die Ehrlichen aber, die wollte man nicht missen.

Und doch: auch sie waren so schwach und klein, auch sie warfen so leicht mit Steinen auf ihren Nächsten.

Wenn Wilm und Lene den Erfolg nicht für sich gehabt hätten, dann hätten die Stimmen an diesem Tische andern Klang gehabt.

Aber es war ein Glück, daß der Haarhof für sie zeugte!

* * *

Zu der gleichen Zeit, als an der Tafelrunde in Lutz Homeyers Hinterstube die Worte eifrig hin und her flatterten, saß Dierkhinnerk Schulte-Persting in tiefem Sinnen vor seinem altmodischen Schreibtisch und blätterte in Rechnungen und Papieren.

Er war in den letzten Jahren sehr grau geworden, und sein Rücken hatte sich ein wenig gekrümmt. Allzuviel aber hatten die Jahre und die Kümmernisse über seine knorrige, kernige Bauerngestalt nicht vermocht, und wer ihn draußen auf dem Acker oder auf der weiten Hofstatt sah, merkte ihm kaum die Zahl der Winter an, die er erlebt hatte.

Die große Lampe warf ihren hellen Schein auf sein Gesicht, auf dem Falte an Falte saß, besonders an den Schläfen und über der Nasenwurzel. Die buschigen Brauen schatteten noch so dunkel wie einst, und der Blick der grauen Augen unter ihnen flammte gleich Blitzesleuchten wie in früheren Tagen.

In Zorn und Trotz glühten sie auch jetzt.

Jahre und böse Zeiten glitten vor Dierkhinnerk vorüber.

Ehemals glich sein Leben dem heiteren Sommertag; aber dann waren an dem Himmel seiner guten Tage dräuende Wolken emporgestiegen, aus denen Strahl um Strahl niederschoß, und die scharfzackige Eisstücke niedersausen ließen, die entsetzliches Unheil anrichteten.

Die roten Riesen! —

Seit dem Jahr, da sie ihre schlanken Leiber emporreckten und auf den Perstinghof herniederschauten, war das Unheil auf dem Wege und geisterte wie ein feindlicher Dämon durch die Räume seines Hauses.

Die roten Riesen! —

Sie trieben ihm die Knechte und Mägde vom Hofe; sie schickten das lichtscheue Gesindel, das in den roten Häusern wohnte und weder Zaun noch Grenze achtete, sondern über sein Eigentum herfiel, nahm, was ihm gefiel und verdarb, was es nicht mochte; die roten Riesen, jene im fernen Lande, raubten ihm das Geld, das er mühsam erspart und sorgsam gehütet; sie fraßen seinen Acker, Stück für Stück und waren unersättlich; sie rissen ihm den Sohn aus dem Hause und aus dem Herzen; sie betörten den Sinn der Nachbarn, so daß sie sich von ihm, der es gut mit ihnen meinte, abwandten und seine Worte nicht hören mochten; sie sandten ihm den Pastor ins Haus, dessen Worte ihm die Seele zerrissen; sie sahen sein Weib



an mit ihrem bösen Blick, daß ihr die Lebenskraft erlosch und der Wille zum Widerstand zerbrach.

Die roten Riesen! — — —

Und sie ließen nicht nach; sie gaben sich nicht zufrieden mit dem, was sie angerichtet hatten.

Oh, er wußte ja, was sie wollten!

Seit sie drüben standen und ihren hochmütigen Blick über den Perstinghof schweifen ließen, da ahnte er, daß sie zu Rächern gesetzt waren.

Zu Rächern über ihn, den Schulten vom Perstinghofe!

Er hatte ja nie das furchtbare Wort vergessen, das Hanne, seine Schwester, an jenem Abend gesprochen, als er dem Vater beigesprungen war mit bittendem und höhnendem Wort, sie, die Schultentochter, von dem Knechte loszureißen, der sie begehrte.

Gerhard Vogelsang, der Knecht auf dem Perstinghofe, der höchstens ein elender Tagelöhner werden konnte, warb um sie, um Hanne!

Und die vergaß alles, vergaß ihren Namen und den stolzen Hof, auf dem sie groß geworden war. —

Sie wollte nur ihn, den Knecht!

Den Knecht, der nicht einmal ein nüchterner, fleißiger Mensch war, sondern ein Lotterer und Liederjahn, der erste auf dem Tanzboden und beim Bier, der letzte bei der Arbeit.

Es durfte nicht sein. Hanne wäre unglücklich geworden ihr Leben lang. Wenn die Reue erst kam, und es kein Zurück mehr gab, wenn der blinde Wahn verflogen war, der sie nur auf sein glattes Gesicht sehen ließ, oh, dann mußten schreckliche Tage für sie anbrechen, Tage, die sie zermürbten und endlich zerbrachen, ohne daß einer ihr half; denn niemand konnte ihr helfen.

Der Tag würde gekommen sein, wo des Knechtes rohe Faust zum Schlage herabsank auf den Nacken der Herrentochter, herabsank auf ihren armen Leib, den die Not entkräftet, die Not und die Sorge und die — Reue der langen Nächte.

Hanne Schulte-Persting eine Taglöhnersfrau, ein frühverwelktes, armseliges Geschöpf mit eingefallenen Wangen und hohlen Augen, die von Hunger und Elend erzählten!

Denn sie wäre zu stolz gewesen, von der Gnade des Vaters oder Bruders zu leben. Und wenn der Elende, an den sie sich hing, ihr auch zum Greuel, zum Abscheu aus tiefster Seele geworden wäre, sie hätte vor der Welt zu ihm gehalten und vor Vater und Bruder noch mehr als vor der Welt.

Sie hatte ihren Stolz.

Nur in dieser Sache zerfiel er in Scherben, zerfiel in tausend Scherben.

Es durfte nicht sein!

Niemals!

Sein Vater und er waren in ihrem Rechte, sie wollten das Gute; ihnen brannte das Herz um die Tochter und Schwester, und es war kein heißerer Wunsch in ihnen, als ihr das alles ersparen zu können.

Ihre Festigkeit war keine Härte, wie Hanne meinte.

Und hatte ihnen die Zukunft nicht recht gegeben? Gerhard Vogelsang war davongegangen mit höhnischen Worten und hämischen Blicken: er bettele nicht um die Schultentochter!

Siedendheiß durchlief es Dierkhinnerk, als er der Stunde gedachte. Oh, hätte er doch damals den Burschen zu Boden geschlagen!

Und um diesen Menschen hatte Hanne die Tür aufgestoßen an dem dunklen Hause, aus dem niemand wiederkehrt.

Wie war das nur möglich?

Hanne ging mit blassem Gesicht und traurigen Augen umher seit dem Tage, da der Knecht in die Welt hinauslief. Es war nicht der Schmerz um den treulosen Menschen, der aus ihrem Auge sprach. Für jenen hatte sie nur schweigende Verachtung, Verachtung, kalt und starr.

Sie glaubten ja alle, daß sie überwinden würde, bald, sehr bald. Die Worte, die sie einst im Zorn, in der Verzweiflung gesprochen, die sich zum Fluche fügten über den Perstinghof, sie waren vergessen.

Aber dann kam das Gräßliche, das Furchtbare; es kam plötzlich und unerwartet, daß sie alle wie vernichtet waren von dem Schlage.

Von der Waschbank war sie hinabgeglitten, still, heimlich; die dunkle Tiefe verschlang ihren letzten Laut. . . .

Warum das? Warum?

Sie konnte wohl nicht leben ohne ihn; der Drang in ihr war mächtiger als ihr Stolz, als ihre Verachtung. Sie hätte ihm alles verziehen, wenn er zurückgekommen wäre, sie hätte ihn mit Freuden aufgenommen. Aber da sie ihn ihr ge-

nommen, sie, der Vater und er, da war sie den finstern Weg gegangen.

Den Weg, von dem sie einst gesprochen!

Und da sie es getan, so mußten auch ihre Worte aufstehen; sie mußten aufstehen und zur Seite der Tat schreiten, Hand in Hand, wie Freunde und Gesellen, von denen der eine für den anderen eintritt. — — —

Dierkhinnerk Schulte-Persting stöhnte und ächzte; wie im Krampf zuckten seine Glieder; sein Atem ging schwer und rasselnd und glich fast einem Röcheln. Wie grausame Adler, die mit scharfen Klauen und grimmigen Schnäbeln über das wehrlose Beutetier herfallen, packten die Erinnerungen sein Herz und rissen es wund.

Oh, wenn diese Schuld aus seinem Leben getilgt wäre!

Die furchtbare Schuld! — — —

Aber unter diesem Gedanken bäumte sich sein wundes Herz wild auf, wild und unbändig gleich dem Hengste, dem von dem grausamen Sporn die Weichen zerfleischt sind, und den der Schmerz rasend macht.

Schuld? . . . Schuld? . . .

Wo war die Schuld? Wer durfte sagen, daß er, Dierkhinnerk Schulte-Persting, das war, ja das . . . der Mörder seiner Schwester?

Wer hatte das Recht dazu, das in die Welt hinauszuschreien? Niemand! Niemand!

Er war frei von der Schuld! — — — — Ja, frei!

Und wenn er das war, dann galten auch jene Worte nicht; dann waren sie längst verweht wie die Worte, die der Alltag hört! . . . Ha, die roten Riesen drohten umsonst; ihre Freude war töricht, und sie lauerten vergebens!

Wahngebilde waren das alles, Wahngebilde und finstere Träume, die zerrannen vor der Wirklichkeit des Tages.

Es war töricht, daß er sich schrecken ließ!

Nein, noch durfte ihn keiner für so mürbe und müde halten, daß er sich demütigte vor den roten Riesen und um Gnade flehte!

Er durfte ihnen stolz Auge in Auge gegenübertreten und sagen: Ich spotte eurer Anklage, ich bin ohne Schuld, ohne Schuld!

Er durfte es.

Und darum wollte er es! . . . .

Dierkhinnerk sprang auf und wandelte durch das Zimmer.

War denn der Perstinghof überhaupt in Gefahr?

O nein, noch hielt er den stolzen Besitz, noch konnte er ihn lange halten. Und wenn er erst in Henrichs Hand kam, dann waren auch seine letzten Tage nicht gekommen; denn was man auch sagen mochte über Henrich, er mehrte sein Geld und Gut, mehrte es trotz der Unsummen, die er vertat, vertat auf Reisen und auf Rennplätzen, in der Gesellschaft seiner Freunde und bei seinen kostspieligen Angewohnheiten.

Dreißigtausend Mark jährlich fielen ihm mühelos in den Schoß.

Er, Dierkhinnerk, begriff das zwar nicht; er konnte nicht verstehen, wie es sein konnte; aber daß es wirklich geschah, das wußte er.

Er wußte es, weil er selbst aus dem goldenen Strom schöpfte.

Jahr um Jahr schon.

Zwar zu Anfang hatte er heftig widerstrebt. Doch dann wagte er das Geld, das ihm die Bahn gab. Die Aktien, die Henrich besorgte, brachten ihm das rote Gold ins Haus. Trebertrocknung! Das hatte nichts zu tun mit den roten Riesen; die Treber kamen nicht von ihnen. Die stammten von der Frucht, die auf Bauernland wuchs, und sie kamen zurück in das Haus der Bauern und fanden Verwendung in seiner Wirtschaft.

Ja, sein Geld stand sicher, stand bei guten Leuten.

Und es war klug, daß er außer jener Summe noch sechzigtausend Mark für sich arbeiten ließ, so daß nun hunderttausend den blanken Goldstrom in sein Haus leiteten, Hunderttausend, die er jeden Tag fordern konnte, ohne daß ihm einer murrend entgegentrat.

Freilich, sechzigtausend Mark belasteten nun den Perstinghof, den Hof, der so selten Hypotheken getragen. Aber was tat das?

Jederzeit konnte er es ändern.

Nein, Henrich hatte ihn gut beraten!

Der Perstinghof trug in den letzten Jahren wenig ein. Dierkhinnerk wußte selbst nicht, woran es lag. Er hatte Unglück in seiner Wirtschaft. Die Tiere fielen ihm, über seinen Weizen kamen die Mäuse, und seine Knechte verstanden das Pflügen nicht. Dazu dieser teure Prozeß!

Der Perstinghof gab nicht mehr so reichlich wie vor Zeiten. Freilich, der Lettenbrauck war auch um zwanzig Morgen kleiner geworden, die



Arbeitslöhne stiegen, und die Kornpreise waren niedrig.

Wie Wilm das eigentlich nur machte? Der ganze Hellweg sprach von ihm. Sein Vieh erhielt Prämien über Prämien; seine großen Baumschulen sollten viel abwerfen, sein Rübenbau noch mehr.

Und dieser Ruhm kam dem Haarhof zugute!

War der Perstinghof schlechter? Hätte nicht Wilm auf ihm zeigen können, was für ein Landwirt in ihm stak? — — —

Dierkhinnerk Schulte-Persting fühlte einen heißen Zorn in seiner Brust, einen Zorn auf seinen Sohn, der ihm das antat, und der sich jetzt stolz über den Vater erhob und sagte: „Du kommst zurück, und ich komme hoch!"

Ja, er kam hoch, trotz des Weibes, das er gewählt!

Sicher würde jenes Weib diesen oder den andern fragen: „Wie steht es um den Perstinghof?"

Und wenn ihr dann eine feile Seele sagte, was zum Beispiel jetzt wieder in diesen Tagen geschehen war, wo ihm sein bestes Pferd fiel, dann würde ein Lächeln der Freude über jenes Weibes Gesicht huschen, und sie würde auf neues Unheil begierig warten.

Oh, wie er die haßte! Wie er Wilm haßte, der seinen stolzen Hof um dieses Weib kurzerhand ausschlug!

Aber mochte Wilm auch erübrigen, soviel er wollte, gegen ihn kam er doch nicht auf, auch wenn der Perstinghof noch weniger einbrachte. Die Hunderttausend taten ihre Pflicht; sie taten ihre Pflicht voll und ganz, und jeden Tag standen sie ihm zu Gebote.

Henrich kannte die Zeit, er verstand die Welt, und wenn Frieda auch mit seinen Geschäften unzufrieden war, was verstanden die Weiber von solchen Dingen!

Dem Perstinghof drohte keine Gefahr.

Mochten die roten Riesen noch so finster blicken, er, Dierkhinnerk, wollte ihrer hinfort spotten.

Es war so töricht, daß er sich von der Furcht vor ihnen zermürben ließ, daß seine Gedanken nicht loskamen von ihnen.

Sie hatten ja ihre Freude daran, ihn zu ängstigen und zu quälen, es bedeutete ihre größte Wonne, zu sehen, wie ihn die Sorge aufrieb.

Diesen Triumph durfte er ihnen nicht gönnen.

Er mußte endlich die Sorge und Angst mit gebietendem Finger aus der Kammer seines Herzens weisen und dann die Tür hinter ihnen auf immer verschließen.

Es lag in seiner Gewalt, sich Ruhe zu schaffen.

All sein Sinnen und Sorgen, sein Grübeln und Fürchten war töricht und zwecklos; denn dem Perstinghofe drohte keine Gefahr.

Er konnte der roten Riesen lachen!

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die roten Riesen" von Dietrich Darenberg erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



An die Schönheit.

Keusches Glühen, heiliges Erbeben,
Und die Seele eine Gottesbraut: —
Königsstunde schlug im Bettlerleben,
Wenn die Schönheit hier dein Blick erschaut!

Jauchze nimmer, stilles Beten sende
Hin zum Himmel, der dein Haupt gekrönt,
Daß der Traum, der gold'ne, nicht sich ende,
Eh' vom Turm die nächste Stunde dröhnt!

Rosen magst du um die Stirn uns flechten,
Doch in Dornen blüh'n sie, sanft und wild:
Schönheit, Mondesglanz in Wetternächten,
Über Gräbern leuchtend Schattenbild!

Matte Schwingen, die nach droben streben,
Wehmutsträne, die im Aug' dir taut: —
Königsstunde doch im Bettlerleben,
Wenn die Schönheit dir dein Blick erschaut!

Paul Kunad †.



Der Orgelbauer.

Skizze von Käthe Damm.

Ueber die ungeebneten Wege des Friedhofs, in dessen Mitte das altersgraue Dorfkirchlein lag, schritten frohe, junge Gestalten. Blühendes Leben auf der Stätte des Todes. — Ihre hellen Stimmen zwitscherten in heiterem Gespräch mit den Vogelstimmen um die Wette, und die lichten Kleider der jungen Mädchen wetteiferten mit den bunten Blumen und den weißen, duftenden Hollunderdolden. Lange Gewinde von Blumen und Laub schleppten sie in die Kirche, und die hochaufgeschossenen Jünglinge im Schmuck der bunten Schülermützen halfen dabei. Der Kirchenschmuck sollte dem Jubiläumsgottesdienst gelten, den man morgen feiern würde zum Gedenken, daß vor fünfundzwanzig Jahren der Pfarrer zum ersten Male auf der Kanzel des Kirchleins gestanden hatte. Alle diese Jahre getreu vereint mit der Gemeinde in guten und bösen Zeiten.

Der jüngste Sohn des Jubilars war mit in der munteren Schar, aber er war nicht Schüler mehr, er trug schon die weiße Mütze der Wingolfs und sah etwas ernsthaft drein. Allerdings, lange konnte die ernste Stimmung, mit der er zum Fest eingetroffen war, nicht standhalten. Aus dem Gutspächterhause und aus der Mühle waren die früheren Spielgefährten gekommen, ihn in das Schulhaus zu holen, wo die Blumengirlanden gewunden wurden. Erst hatte er nicht gehen, sondern lieber bei den schon im Pfarrhause zur Feier eingetroffenen Verwandten bleiben wollen, nur ein Weilchen kam er „zuzusehen", aber dann blieb er doch. Denn aus dem Gutspächterhause war ein junger Gast mit Tochter und Sohn gekommen, eine Kusine, die für einige Zeit sich in frischer Landluft von den Anstrengungen des Gesangsstudiums erholen sollte. Und diese feingliedrige, zarte Erscheinung fesselte ihn, fesselte übrigens das Interesse sämtlicher Buntmützen, so daß Sophie Radegast, das Pächterstöchterlein, und Ursula Reding, das reiche Mühlenprinzeßchen, die sonst ihre bevorzugten Rollen in dem kleinen Kreise spielten, ganz im Hintergrund standen.

Wie diese Irene auch erzählen konnte. Von ihrer Heimat in dem großen, lebhaften Berlin, von ihren Gesangsstudien, von all den schönen Kunstgenüssen, die ihr offenstanden.

„Aber nichts ist so schön, wie es hier ist," sagte sie dann zum Schluß, und ihre dunkelblauen Augen strahlten — „nichts ist so schön, wie dieser Frieden, dieses Dorf, der Garten, Onkels Felder und Ursulas Mühle und das Pfarrhaus. Das ist ja alles Poesie — in der Stadt ist alles Prosa."

„Aber die Kunst nicht", widersprach Walter Radegast, der nur langsam auf der Schule vorwärts kam, sich aber, da er in seinen Mußestunden und Arbeitsstunden sich in verunglückten Gedichten versuchte, einbildete, daß aus dem schlechten Schüler nach bekannten Mustern ein berühmter Dichter werden würde.

Irene sah ihn an, dann sagte sie mit ihrer klingenden

Stimme: „Nein, auch die Kunst ist Prosa — denn die Kunst geht auch nach Brot und Geld."

„Und hier wird auch Korn gebaut für Geld, hier wird Vieh für Geld gezogen, und Ursulas Vater verkauft auch sein Mehl um schnöden Mammon."

Da lachte Irene. „Mag alles sein, aber hier umleuchtet alles die goldene Sonne oder es umschleiert sie der düstere Nebel — das ist Poesie — und wer es nicht meint, kann es ja anders meinen."

„Sie sind sehr kurz mit Ihrem Urteil, mein gnädiges Fräulein", sagte Hubert Reding, der Jura studieren und ein großer Verwaltungsbeamter werden wollte, weil er behauptete, daß das Klappern der Mühle und der Mehlstaub ihm Nerven und Lungen schädigen würde.

„Mein Laub ist zu Ende," klagte plötzlich Sophie Radegast, „hol' mehr, Konrad", befahl sie einem schlanken großen Knaben, der müßig träumend am Fenster gesessen hatte.

Konrad stand gehorsam auf, stülpte einen alten grünen Jagdhut auf den blonden, feinen Kopf und verschwand. Irene sah ihm nach. „Weshalb trägt dieser Konrad keine bunte Mütze, das sieht so lustig aus."

„Der kann nicht gut lernen, da ist er nicht auf die hohe Schule gekommen", erwiderte Ursala, das Mühlenprinzeßchen.

„Aber er ist doch dein Bruder, und deine beiden andern Brüder sind doch auf dem Gymnasium."

„Nein, Konrad ist mein Bruder nicht," Ursulas Stimme klang hart; „er ist Vaters Brudersohn, Vaters Bruder ist ein Leichtfuß gewesen, hat sein hübsches Hab und Gut vertan — als er starb — die Mutter war schon früher gestorben, hat Vater Konrad angenommen. Aber er kann nicht lernen, er ist man sehr lerndumm, darum muß er auf der Dorfschule bleiben. Vatting sagt, wenn er auch zwei Jahre dienen muß, Kaserne schadet keinem Menschen, und er wird doch nur Handwerker, Tischler oder Schlosser."

Es raschelte unter dem offen stehenden Fenster, gleich darauf erschien Konrad mit dem Korb voll Laub. Niemand achtete auf ihn, nur Irenes Blick streifte ihn, der Jüngling sah aschfahl aus, die dunkelgrauen, melancholischen Augen brannten in dem weißen schmalen Gesicht. Er warf einen scheuen Blick auf Irene.

Was sie wohl dazu meinte, daß er Handwerker werden mußte, nur Handwerker. Er hatte sich bis jetzt leicht damit abgefunden, die Wissenschaften reizten ihn nicht, aber heut, seit er Irene Wendinger kannte, wünschte er, auch eine bunte Mütze zu tragen, um ihr ebenbürtiger zu sein.

Und nun war der kleine Zug am Kirchtor angekommen, es stand weit offen und die Strahlen der goldenen Nachmittagssonne fielen hinein auf den einfachen, schmucklosen Altarraum, die kleine Kanzel, sie liebkosten die an der schlichten weiß getünchten Wand hängenden Totenkränze der im Lauf der Jahre verstorbenen Jungfrauen der Gemeinde und vergoldeten die Tafeln, auf denen die Namen derer verzeichnet, die fürs Vaterland gefallen waren.

Die Unterhaltung hatte aufgehört, man war allein mit dem Anbringen des Schmucks beschäftigt; an der letzten Bankreihe standen Irene und der Wingolfstudent und dirigierten: „dort noch etwas mehr hängen lassen," „legt doch die Kränze doppelt um das Kanzelbrett."

Die Stimmen hallten gedämpft in der kleinen Kirche wider — aber mit einem Male hob ein seltsames Klingen im Orgelchor an — langsam, ganz langsam schwebten gehaltene Akkorde durch den schlichten Raum, die immer mehr und mehr anschwollen, dann wieder leiser werdend, fast verklangen, um dann brausend und jubelnd einzusetzen: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren."

Irene hatte sich in die schmale Bank gesetzt, es war ihr unmöglich, weiter den Blick auf den Schmuck zu richten — diese kleine, schlichte, alte Orgel konnte solche Töne hergeben — ja, wer spielte sie denn? Das war ja echte Kunst — wie oft hatte sie in den Kirchen oder im Saal der Hochschule die Orgel spielen hören. Vollendeter, künstlerischer vielleicht, aber selten inniger und weihevoller.

„Wer hat denn das gespielt?" fragte sie, als die Orgel schwieg, Hubert Reding.

„Das war Konrad", sagte er gleichmütig. „Orgel spielen ist Konrads einzige Passion, manchmal vertritt er den oft leidenden Organisten. Ist etwas Sonderbares daran? Sein Vater und seine Mutter waren musikalisch, zuletzt hat sein Vater mit der Geige auf Jahrmärkten sein Brot verdient."

Die Dämmerung lag schon über dem Friedhof, als die kleine Gesellschaft heimzog — Konrad schloß, als der letzte, die Türen zu. Und als der letzte, unbeachtet, ging er hinter den heiter Plaudernden her. Er wußte nicht, ob er diese Buntmützen haßte. Ach nein, er haßte sie nicht, er bemitleidete sie, daß sie so kleinlich dachten von ihm, der keine bunte Mütze trug, keine hohe Schule besuchte. Er sagte sich Ursulas harte Worte, die er gehört hatte, immer wieder vor:

„Er ist nur angenommen, ist lerndumm, muß zwei Jahre dienen, muß Handwerker werden — Tischler —" Ganz langsam ging er zwischen den Gräbern umher — da stand, wie hingeweht, die weiße Mädchengestalt vor ihm, und Irene drückte ihm die kalte Hand: „Konrad, Sie sind ein Künstler, trösten Sie sich, daß Sie nicht lernen können. Gott schenkte Ihnen die Kunst."

Und dann war sie verschwunden, und er sah sie im Kreise der Gefährten über die Dorfstraße gehen, jeder seinem Heim zu.

* * *

Mühelos war Irene Wendinger den Weg der Kunst zu Ruhm und Erfolg geschritten, in mühevollem Ringen um die Weihe der Kunst war die Kraft des jungen Konrad Reding erlahmt. Der Oheim und Vormund sprach ein Machtwort: Konrad kam in die Kreisstadt zu einem Tischler in die Lehre.

Der Wingolfstudent war längst Pfarrer und hatte des Vaters Stelle erhalten, Hubert Reding war Regierungsassessor und träumte von großer, ferneren Laufbahn, Walter Radegast hatte auf den Dichterlorbeer verzichtet und war als wohlbestallter Landwirt vorwärts gekommen, Sophie Radegast hatte einen Amtsrichter in der nahen

Stadt und Ursula Reding einen reichen Kaufmann in Bremen geheiratet, und die ganze Gesellschaft, die in früher Jugendzeit Kränze gewunden hatte, war zerstreut. Selten hörte man voneinander, Welt und Leben trennen oft ebenso unerbittlich, ebenso sicher wie der Tod.

In ihrem behaglichen, reichen Heim saß Irene Wendinger, in reifer Sonnenhöhe erblüht zu vollster Kraft und Schönheit und zur Meisterschaft ihrer Kunst. Ein paar Jahre war sie mit einem Kollegen von der Bühne vermählt gewesen, aber sie hatten beide bald eingesehen, daß diese Ehe ein Irrtum war, und nun lebte Irene ein einsames Leben, nur der Kunst geweiht, und im Verkehr mit einigen befreundeten Familien. Ihre Kunst bannte sie in die Stadt, und nur wenige Sommerwochen bezog sie ein schlichtes Ferienhaus an einem der klaren, blauen mecklenburgischen Seen.

Ihre treue Dienerin brachte ihr einen Brief, das Kuratorium der neuerbauten Kirche eines Vororts bat sie, zur Einweihung der Kirche zur Orgelbegleitung einen Hymnus zu singen. Ehe sie antwortete, ließ sie sich mit der Intendantur verbinden, um sich die Erlaubnis zu sichern. Zum ersten Male in ihrem Leben bat man sie um solchen Vortrag. Und sie wollte zusagen in der Erinnerung an jenen Sommertag, da sie die alte Dorfkirche geschmückt hatten, und da der lerndumme Konrad die Orgel gespielt hatte, wie sie sie noch nie hatte spielen hören. Zu den Proben, die erst in ihrem Musiksalon an ihrem Flügel waren, kam der Orgelspieler, der ihren Gesang erst begleitete, zu ihr — ein einziges Mal probte sie in der Kirche. Der Meister, dessen Name einen guten Klang hatte, spielte vollendet — Irenes Stimme schmiegte sich den jauchzenden Stimmen aufs beste an, aber sie wünschte mit einem Male, daß es der schmale, arme Junge mit dem verbeulten, alten Jägerhut seines Oheims sein müßte, der ihren Gesang begleitete.

Was wohl aus ihm geworden war?

Ein Tischler in der Kleinstadt, der Möbel macht und Särge? Ein biederer Handwerksmeister, der eine tüchtige Frau Meisterin geheiratet hatte und der vielleicht wacker schaffte, um den Söhnen die höhere Schule und die bunten Mützen zu ermöglichen? Sie meinte noch oft die großen verstörten Augen in dem weißen Gesicht zu sehen, als er am offenen Fenster die unbarmherzigen Worte der Pflegeschwester gehört hatte.

Das Antlitz des Jünglings war ihr in all diesen langen Jahren eine Warnung gewesen vor lieblosen Worten. Und nun stand sie, im schwarzen Sammetgewande, vor der Orgel und nun brausten die gewaltigen Klänge durch das schöne, glanzvolle Gotteshaus, und mit einem Male war es ihr, als stünde sie nicht im Vorort der Großstadt, sondern als sei sie hingeweht in die schlichte, einfache, alte Dorfkirche mit den verdorrten Totenkränzen und den vom Sonnengold umstrahlten Ehrentafeln der Gefallenen, und aus den wehmütigen Akkorden der Orgel zog des Jünglings Klage zu ihr: Warum hast du mich nicht mit dir genommen auf den Weg zur Kunst — ich habe ihn allein nicht gehen können, ich bin gestorben und verdorben. Und doch klang im Angedenken jener Stunde ihre Stimme so sieghaft, wie fast nie, doch konnte sie klagen in der Erinnerung an unterlassene Güte.

Ihre Jugend kam zurück, und die Jugendfrische der Stimme schwang sich siegreich empor neben den Tonwellen der wunderbaren Orgel.

Lautlose Stille, als sie geendet, zeigte die Ergriffenheit der lauschenden Menge. Der Musikdirektor und Orgelkünstler verneigte sich tief vor ihr und drückte ihr warm die Hand, sie wehrte bescheiden seinem Lobe. „Zu solcher Begleitung zu singen ist Freude,“ sagte sie — „und zu solchen Orgeltönen. Welcher Meister mag sie gebaut haben?“

„Er ist noch nicht sehr bekannt, aber er wird bald einer unserer ersten Orgelbaukünstler sein,“ erklärte der Musikdirektor.

„Ein gottbegnadeter Mensch, der solch Werk bauen und stimmen kann“, sagte Irene.

Da drang ein tiefer Seufzer an ihr Ohr, langsam kam über die Orgelempore ein schlanker Mann geschritten, dem schmalen Gesicht gaben ein paar große, leuchtende Augen Leben, und das an den Schläfen stark ergraute Haar zeigte, daß des Lebens Kampf ihm nicht fremd war.

„Unser Meister!“ sagte der Musikdirektor. „Konrad Reding?“ fragte die tiefe, klare Frauenstimme, ihn erkennend, und „Dank, gnädige Frau, für Ihren Gesang, er hat meinem Werke Weihe gegeben, an dieser Orgel habe ich gebaut mit meinem Herzblut. Bisher hatte man mir nur Orgeln zur Erneuerung überlassen, es ist schwer, vorwärts zu kommen in unserer Kunst; diese Orgel ist mein eigenstes Werk, und ich weiß nicht, wie ich der Vorsehung danken soll, denn ein blinder Zufall ist es nicht, der Sie, gnädige Frau — als Sängerin an die Orgel führte.“

„Ja, kennen Sie sich denn?“ fragte der Musikdirektor.

„Gewiß — aus unserer Jugend“, sagte Irene, und ihre Augen leuchteten, und „ja, aus der Jugend“, wiederholte Konrad.

Aber wann und wo sie diese gemeinsame Erinnerung hinführte, sagten sie nicht. Eine zierliche, noch jugendliche Frau stand auf dem Treppenabsatz, Konrad faßte ihre Hand. „Meine liebe Frau,“ sagte er vorstellend — „auch eines Orgelbauers Tochter.“

„Ist sie nicht herrlich, Konrads Orgel?“ fragte Frau Reding atemlos die Künstlerin.

Und Irene antwortete: „Ja, sie ist unvergleichlich,“ denn sie wußte, daß der arme, verkannte Künstler, der sich mühselig vom Tischlergesellen zum Orgelbauer durchgerungen hatte, in dieses Werk seine Seele gelegt hatte, seine Liebe zur Kunst und seinen Verzicht auf die Kunst.

Sie reichten sich zum Abschied die Hände, ihre Wege gingen wieder auseinander, was hatten sie auch gemeinsam, die berühmte Sängerin und der schlichte Orgelbauer?

Nichts, als eine Erinnerung an einen Sommertag voll Sonnenschein und das Orgelspiel eines beiseite geschobenen Knaben in einer schmucklosen Dorfkirche.



Frühlingswanderung.

Am Waldrand drüben wob der Sonne Glühen
In fahles Dämmern sich allmählich ein;
Vorfrühlingsdüfte — wie verstecktes Blühen —
Gemahnten uns mit scheuem Gruß des Mai'n.

Schon schmiegten sich die ersten grünen Schleier
Um der Alleen stolze Gipfelreih',
Im Abendleuchten träumend lag der Weiher,
Und drüber schrillte ein Fasanenschrei.

Dann senkte Dunkel sich wie leiser Segen,
Der erste helle Stern bezog die Nacht —
Wir schritten reifem, starkem Glück entgegen
Durch junge Wunder einer Frühlingsnacht.

Maria Grosser.





Gezeichnet.

Von Rose Raunau.

Eine seltsam heiße, quälende Sehnsucht hatte sie jäh in diesen Frühlingstagen überkommen. Sie konnte in den Nächten plötzlich aufwachen, wie gerufen von dieser holden, lange nicht gehörten Stimme, dieser Kinderstimme, die wie Vogellaut so süß und bewegend gewesen; erwachen, um dann zu weinen, unaufhaltsam und unersättlich zu weinen. Zu weinen, wie sie seit Jahren nicht geweint, nicht gewußt, daß sie noch weinen könnte.

Und am Tage, in der Arbeit, die nun, wie immer vor Beginn der Ferien drängte, wollte ihr oft der Pinsel mit der erschlaffenden Hand herunterfallen. Dort, wo ihr Modell stupide standhielt, sah sie wie im Fieber des Kindes weiches Gesicht auftauchen, daß Schwäche sie überschlich, und verträumt und zärtlich ein trauriges Lächeln über ihre ruhig ernsthaften Züge kam.

Und wenn sie des Abends dann mit dem heiteren lebendigen Kreise zusammensaß, dem sie angehörte, konnte jetzt zum ersten Male in all der Zeit wild der wahnsinnige Gedanke sie packen und jagen. Wenn sie es ihnen sagte! Wenn sie jetzt anfing, von little Dorothy, von ihrem Kinde zu reden! Oh, sie waren alle keine Bourgeois natürlich, — wer hätte wagen dürfen, ihnen diesen schwersten aller Vorwürfe zu machen, — sie waren nicht prüde, nicht pharisäisch. Sie behaupteten gelegentlich alle, im Grunde die Ehe und ihre lebenslange Heuchelei zu verachten, sie sagten alle, daß sie nichts als Bewunderung für jene Frauen hätten, die sich für ihre Liebe verschwendet, die den Mut bewiesen, ihr Leben zu leben, ohne Reverenz vor Welt und Gesetz. Nur an ihrem Tische wohl sahen sie eine so Mutige und so Bewunderte nicht gern.

„Ich weiß nicht, es hat und behält doch etwas Unsauberes, über das ich nicht hinwegkomme", sagte, die vollen Schultern bewegend, die Frau eines Berühmten. Es war dieselbe, von der man sich lachend den Witz erzählte, daß der arme Professor sie nur geheiratet, weil sie ihm die Komödie von Verzweiflung und drohender Schande gespielt, vor der er, der Schuldige, sie bewahren müsse, und die doch noch heute genau so glücklich kinderlos war, wie sie damals geblieben. Armer Professor!

Und unter ihnen saß der, der sie liebte, der schon die unvermeidliche Ungebundenheit ihres Künstlerinnenlebens als Pein empfand. Nein, ohne Not wollte sie ihm nicht beichten.

Unbeirrt von ihrem Widerstreben tat er rührend alles, sie zu beglücken und sich ihr zu verbinden. Sein Leben, seine Gedanken, seine Feder gehörten ihr. Die Arbeit seiner Feder oft bis zu einem Grade, der sie verstimmte. Er sah sie, nicht menschlich nur, auch künstlerisch im vergoldenen Lichte seiner Liebe und arbeitete dafür, daß alle sie so mit seinen Augen sähen. Sie fürchtete lange, daß man über die Kritiken erstaunen müsse, über die eingehenden, ihrem Wachsen nachspürenden Kritiken, die er jedem ihrer Bilder widmete und bei jeder nur erfaßbaren Gelegenheit. Lächeln könnte man, daß er seinem großen, gerühmten Buche über moderne Malerinnen als Geleitwort einen Ausspruch von ihr gegeben, den er mit ihrem Namen unterzeichnet hatte, einen verblüffend klugen Ausspruch, auf den sie sich kaum besann, den sie sich kaum zutraute, — die geistvolle Fassung war sicher von ihm.

Sie durfte ihm aber doch nicht zürnen für den Übereifer, mit dem er ihr nützen wollte und nützte. Er liebte sie, liebte sie mit seiner ganzen knabenhaften Seele, und wenn sie an seine Liebe dachte, konnte sie bewegt sein bis zu Tränen. Sollte sie ihm so unnütz wehe tun? Aus Dankbarkeit für diese Liebe mußte sie schweigen.

Nur einmal mußte es sein, einmal endlich mußte ja auch Klarheit werden zwischen ihr und ihm.

Sie hatte kurz entschlossen früher Ferien gemacht und war fortgegangen, zu ihrem Kinde zuerst, das sie lange, länger als je, entbehrt hatte. Noch ohne Plan. Daß sie es nicht mehr würde lassen können, wußte sie erst, als sie das unsagbar liebliche Geschöpf, das immer deutlicher des Toten herrliche Züge trug, in den Armen hielt, als sie seine weichen Hände auf ihren Wangen fühlte, weiche Hände, die ihre Tränen überrieselten, und als sie die süßeste, holdseligste Stimme verwundert sagen hörte: „Du weinst ja, Tante Mutter! Mutters weinen doch nicht, bloß kleine Mädchen weinen."

Tante Mutter! Wie sie das erschütterte und beschämte! Aber was hätte sie denn tun können damals, was? Sie, ihres Vaters Tochter, hätte doch nicht mit ihrem Kinde leben dürfen und es zeigen können, offen, aller Welt! Oder hätte sie es doch gekonnt?

Sie war zuerst so tapfer gewesen. Sie hatte dem Arzte, als sie litt, Tage und Nächte und Tage litt, gesagt: „Ich weiß, Sie haben ein Gesetz, erst die Mutter zu schonen und dann das Kind. Das gilt für mich nicht. Mein Kind muß leben, oder ich muß mit ihm tot sein. Es wird meine einzige Rechtfertigung sein, mein Reinsein vor mir selber, wenn ich ein Kind habe, das lebt und bei mir ist!“

Der feine, kluge Mann hatte sie begriffen und ernsthaft genickt und ihr geholfen, daß es lebte, ihr Kind.

Es lebte. Und sie wollte bei ihm bleiben und für nichts weiter mehr atmen, als es froh und behütet zu sehen.

Aber man hatte sie gehetzt und gejagt und zerbrochen. Das hieße dem Hause, dem sie entstammte, ins Gesicht schlagen, die Ehre und Existenz ihres alten Vaters besudeln, die Zukunft ihrer Brüder vernichten, die Ehemöglichkeiten ihrer Schwestern erschüttern! Daß sie sich füge, daß sie den Wahnsinn ihrer frechen, schamlosen Absicht einsehe, wäre das mindeste und einzige, was man für die empörende Schande, die man ihr christlich verzeihen wolle, von ihr fordere, zu fordern berechtigt sei.

Sie hatte ihnen geglaubt, sich wenigstens beredet, daß sie ihnen glaube, sie war mit zusammengebissenen Lippen zu ihrer Arbeit gegangen und hatte sich beschieden, ihr Kind nur selten und heimlich ans Herz zu drücken. Heimlich hier in diesem abgelegenen Vorort, wo es bei einer vereinsamten Frau, die ihr ergeben war, wie in Mutterhänden aufwuchs.

Ohne Plan war sie gekommen, nur um, wie sonst schon, eine Weile hier zu bleiben, ehe sie sich mit ihren Freunden zu gemeinsamer Ferienfahrt traf.

Aber dann, nach dieser langen Trennung, nach dieser plötzlichen Sehnsucht war es wie Jauchzen in ihr erwacht, wie Erkennen in ihren geklärten Augen, wie Jauchzen in erlöstem Herzen.

„Ich lasse dich nicht! Mögen sie rufen und schreien; mögen sie mich verfluchen und verdammen: Ich lasse dich nicht. Welche von meinen Freudinnen allen ist denn wert, daß ich dich entbehre, und welche von meinen Pflichten ist größer und zwingender als die Pflicht zu dir?“

Sie schrieb dem Freunde schnell, er solle sie nicht erwarten und mit den Freunden froh sein in den Bergen indessen; sie hätte das Verlangen, die ersten Wochen allein zu sein und werde ihm dann Nachricht geben.

Und sie nahm ihr Kind und mietete sich mit ihrer Staffelei und dem geliebten Kinde weit fort in einem kleinen Ostseeorte ein.

Wie schön sie war, diese Abgeschiedenheit, in der sie sich wachsen fühlte, in der ihre Arbeit sie selber zuweilen zu überraschen begann, in der sie sich mehr Künstlerin wußte als je. Und glücklich, so glücklich, mit diesem Händchen in der ihren, wenn sie beide am Strand entlang liefen und zusammen Lieder sangen, mit dieser weichen Wange beruhigend an der ihren, wenn in der Nacht ihr Tränen kommen wollten, mit diesem Kinderkuß auf ihrem Munde, der sie an jedem Morgen weckte, daß der Tag mit Lächeln begann.

Eines Morgens nach solchem Erwachen war ihr langes Erwägen ruhig und heiter zur Klarheit gedacht. Er sollte herkommen. Hier wollte sie ihm sagen, was — sie begriff es heute kaum noch warum — sie ihm verschwiegen, und dann wollte sie ihr Schicksal und ihres Kindes Schicksal in seine Hände legen.

Wenn er vergessen konnte! Wenn er sie nahm als das, was sie gewesen damals, als eines stolzen Mannes stolzes Weib, dann — eine Flut von Dankbarkeit und Freude weitete und hob ihr Herz. Sie wollte ihn lieben dafür mit soviel Liebe, wie unter seiner Wärme, vor seiner sonnigen Jugend, noch einmal erblühen mochte, mit der Liebe, die wohl unter der Asche noch einmal zur Flamme werden könnte trotz all der Tränen, die sie Jahre und Jahre in die Glut geweint.

Sie sehnte sich zum ersten Male nach ihm und bangte doch vor dem Wiedersehen und dem Geständnis.

Nein, daß es ihn so erschüttern würde, das hatte sie nicht gewußt! Er hatte sie mit leidenschaftlicher Herzlichkeit begrüßt. Die Furcht hatte ihn gepeinigt, sie leide, rätselvoll wie schon so oft, oder sie wolle sich von ihm entfernen, — da war er gekommen, so schnell, wie sie ihn nicht hatte erwarten können.

Er war in dem Häuschen, in dem sie wohnte, gewesen und hatte sie beim Sonnenuntergang dann am Strande gefunden, wo ihr Korb ganz abseits und allein stand, das Kind an ihrer Seite.

Er sah das Kind kaum an, und nichts von Erstaunen über diese neue liebenswürdige Marotte, sich ein Kind zur Gesellschaft zu nehmen, war in ihm. Das schaute, auf seine Schippe gestützt, mit großen verwunderten Augen zu, wie der Onkel auf dem Sandberg, den sie zurecht gemacht, und auf dem so schöne gezeichnete Puppen eingeschrieben waren, wie der Onkel seiner schönen Tante Mutter immerfort die Hände küßte, die rechte und die andere, und dann wieder die rechte.

Da lachte es endlich fröhlich auf, warf Schippe und Eimer hin und schlang von hintenher, Besitz ergreifend die Arme um den lieben Kopf.

„Hier darf ich bloß küssen, nicht Tante Mutter? Nein, Mutter soll Dorothy sagen!“

Es war still. Nicht ein Wort, nicht ein Seufzer, kein Erschrecken klang in ihr qualvolles, atemloses Horchen. Nur von den Wellen dort kam es wie Weinen her.

Sie starrte stumm aufs Meer, in das die Sonne sterbend ihr Blut verströmen ließ. Sie wagte nicht, ihn anzusehen. Sie hätte es auch nicht mehr gekonnt. Sie fiel willenlos fester in des Kindes Arm zurück. Schwäche ließ sie die Augen schließen; die engte schmerzend ihren Hals und machte ihren Herzschlag stockend schwer. So hatte es nicht werden sollen! So nicht,

so gnadenlos nicht! Erbarmen faßte sie, daß sie sein Leid fühlte wie er.

„Warte auf mich hier; ich will zu dir sprechen heut. Ich muß nur mein Kind erst zur Ruhe bringen."

Und wie sie wiederkam, zögernd, mit müden Schritten, Kältegefühl und Leere im Herzen, daß sie schauderte, da saß er noch ganz so, wie sie ihn verlassen hatte, so wie ein scheuer Blick beim Gehen ihn ihr gezeigt. Die Fingernägel in den feuchten Sand gekrallt, gealtert, blaß, wie erstarrt, Traurigkeit in den toten Augen, die groß offen waren und nicht sahen.

Jetzt, wie sie ihn leise rief, hob er den Kopf; mühsam hob er ihn und riß die Augen fort aus der Leere und lächelte sie an.

Ja wirklich, er lächelte, ein hilfloses Lächeln in zerwühltem Gesicht. „Du mein armes, armes Kind!"

Und dann ausbrechend in verhaltenem wilden Zorn, der ihm doch Befreiung war: „Sag mir, wo ist er, sag mir, wo ich ihn finde!"

Und wie sie geendet hatte und seinen Wahn zerstört hatte, und ihm leise bekannt, daß sie nicht verführt worden, daß niemand sie hätte verführen können, daß sie bewußt, mit vollem, freien Willen eines geliebten Mannes geliebtes Weib geworden und gewesen, da sank er zusammen, tiefer noch als vorher, schlug seine Hände vors Gesicht und wühlte seinen Kopf in den Sand.

Sie stand erschüttert vor ihm und sah von ihm fort, noch immer ins Meer hinaus, das grau und ruhelos der Nacht entgegenweinte.

„Denke, ich sei ihm angetraut gewesen und stände ordnungsgemäß in eure Register gebucht. Ist denn wirklich der Unterschied so gewaltig und so entscheidend? Ich konnte sein Weib nicht werden. Seine Frau, vom Beginn seiner Ehe fast, in einer Anstalt bei München, hoffnungslos. Aber die Gesetze gaben ihn doch nicht frei; die Zahl der Jahre, die dafür gefordert wird, war wohl nie erfüllt, weil sie inzwischen manchmal scheinbar genas.

Er war mein Lehrer und ein großer Mensch und ein großer Künstler, ich habe keinen größeren gekannt. Wir haben die Ehe geschlossen vor uns und unserem Gott, und es war eine Ehe, wenn je ein gemeinsames Leben eine Ehe war."

Sie sagte es stolz und stand hochaufgerichtet in dem verdämmernden Dunkel; sie berauschte sich an ihren Erinnerungen und an ihrem Schmerz, den sie hatte begraben und vergessen wollen.

Er ist gestorben, und ich habe nicht die Zeit gehabt und dann nicht den Mut, ihm zu sagen, daß sein Kind in mir zu leben begann, daß unsere Liebe diese Heiligung erfuhr. Er ist gestorben, und nur der Gedanke an sein werdendes Kind hat mir geholfen damals, selber zu leben.

Nun weißt du alles aus meinem Leben. Aber du darfst auch wissen, daß ich dich nicht belogen, daß ich wirklich und wunderbar mich wieder freuen lernte, daß ich deine Liebe und deine Jugend wie Sonnenschein gefühlt habe, daß du Keime in mir geweckt hast, die alles Leid und alle Erinnerung überblühen wollten."

Ihre Stimmung wurde unsäglich süß und traurig. „Kannst du mir nicht verzeihen? Ich mußte es dir doch sagen einmal; du hättest mich ja sonst nie begriffen. Aber ich wußte nicht, daß es dich so tief treffen würde, daß die Welt und ihre Gesetze so fest dich halten, dich, der du ein Dichter bist!"

„Ich bin ein Mensch, nichts weiter, wenn es um mein Leben und um meine Liebe geht." Dumpf und rauh sprach er.

„Ich weiß, ich werde daran denken müssen, alle Tage und Nächte. Das ist doch nicht, das mußt du ja fühlen, das ist doch nicht, als ob du eine Frau, eine verheiratete Frau gewesen wärst, die ein Kind geboren und ihren Mann begraben hat. Darüber kann man hinwegkommen, vielleicht, obschon ich auch das nicht weiß. Aber dein Leben voll Auflehnung und Heimlichkeit und Leidenschaft hat ganz andere Spuren in dich gegraben, Spuren, die nicht mehr auszufüllen sind, und selbst für Kinder, für deine kommenden Kinder, kann der Mann, der erste, deinem Leibe das Gepräge gegeben haben, wie er deine Seele geprägt hat. Deine Kinder noch werden am Ende Geist von seinem Geiste und Körper von seinem Körper sein. Seine Liebe hat dich gezeichnet."

Sie zuckte zusammen unter seinem Wort, das erbarmungslos und erbarmend zugleich war. Sie zuckte zusammen und nickte doch still und traurig stolz. „Gezeichnet!"

Und dann tröstete er sie, und es brach noch einmal aus ihm hervor in heißem, unhemmbarem Schmerz.

„Und ich lieb' dich doch, und ich flehe dich an trotzdem und trotzdem, und weil ich das alles weiß und sehe. Ich flehe dich an: Werde mein Weib, bleib bei mir und laß uns gemeinsam kämpfen gegen die starken Götter der Vergangenheit. Meine lebendige Liebe muß doch die tote einmal besiegen können.

Nur das Kind — verzeih' mir — das Kind — wenn du nicht willst, daß ich dahinsiechen soll vor Eifersucht, das Kind nimm nicht mit in unser Haus!"

„Du hast recht, in unser Haus könnt' ich es nimmer bringen. Du hast recht. Auch eh' du das gebeten hast, — vor deinem Erschrecken hab' ich den Weg gewußt. Ich kann dein Weib nicht mehr werden und niemandes Weib — —

Sei ruhig, Liebling, sei ruhig. Du wirst mich vergessen, die Welt ist so weit und hat Menschen so viele, und du bist jung. Ein schuldloses Weib wird kommen, und du, nur du wirst ihr Schicksal sein. Sie wird dich lieben und wird dich glücklich machen, glücklicher als ich es gekonnt hätte.

Weine nicht um mich. Und beklage mich nicht, wenn du sehen wirst, daß sie sich von mir wenden. Ich will trotz ihnen mein Kind nun behalten und endlich nicht mehr feige verstecken. Und denke nicht, daß ich leiden werde, durch mein Vereinsamen leiden werde. Ich bin auch einsam gewesen mitten unter ihnen. Wir sind ja alle einsam."

Das hatte sie langsam und leise gesagt, wie zu sich selber. Und dann sprach sie wieder weiter und er-

zählte ihm viel von ihrer Zukunft und ihren Hoffnungen; sie wollte ihn still werden sehen und ihm helfen.

„Sieh, ich werde Mutter sein, Mutter und Künstlerin. Vielleicht hat das Muttersein mich erst zur Künstlerin gemacht, und ich muß es doppelt segnen.“

Sie fühlte, er hörte sie kaum, versunken in seinen Schmerz.

„Weine nicht um mich“, sagte sie abschiednehmend nur noch. Dabei sah sie seine Augen brennend heiß und ohne Tränen. „Und Dank, daß du mich geliebt hast! Mit so viel Reinheit und Güte und Erbarmen, Dank für deine Liebe. Ich trage die Erinnerung daran wie ein Glück mit in meine Einsamkeit, wie ein wärmendes, tröstendes Licht, das nie verlöscht, wie einen Segen, der meinen Frieden noch tiefer machen wird, und jede reiche Stunde reicher und schöner. Weine nicht um mich!“

Sie stand und wartete auf ein Wort von ihm. Aber er schwieg, nur seine Augen suchten durch das Dunkel hindurch bei dem blassen, erbarmenden Lichte der Sterne noch einmal ihr Gesicht.

Langsam riß sie sich los und wandte sich. Wankend ging sie der Nacht entgegen, und er sah ihr nach und schluchzte laut.



Der Apfelbaum.

Er schüttelt seine Früchte, daß sie klingen,
Und alle Mädchen aufzublicken zwingen.
Breit steht er da und weist auf seinen Stolz:
„Die wurden alle groß auf meinem Holz!
Die wurden groß und schön durch meine Kräfte,
Sie sogen meine besten Herzenssäfte.
Die Schürzen, Mädchen, haltet flugs bereit:
Ich schenk' euch alles ohne Leid und Neid!“

Leo Heller.



Farbige Künstlersteinzeichnungen des Verlages R. Voigtländer, Leipzig.

Wie sehr sich die allgemeine Kulturhöhe seit den siebziger und achtziger Jahren gehoben hat, das wird jedem klar, der mit kritischem Auge betrachtet, was moderne Buch- und Kunsthandlungen in den Schaufenstern an Bildern ausgestellt haben. Man sieht dort häufig die wohlgelungenen und dazu billigen Wiedergaben alter und neuer Gemälde in hübschen geschmackvollen Rahmen. Diese farbigen vermittelst eines besonderen photographischen Verfahrens hergestellten Bilder verdanken wir zumeist dem altangesehenen, in dieser Beziehung hervorragend sachverständigen Verlag E. A. Seemann, Leipzig. Nun legen viele und mit Recht Wert darauf, nicht Nachbildungen, Photographien und dergl. zu besitzen, sondern Originale. Ein zweites Moment kommt hinzu. Ein Bild wirkt in Haus und Schule, in Saal und Halle nur dann zweckgemäß, wenn es dekorativ wirkt, wenn es sich seiner Umgebung durch Farbe, Linienführung usw. anpaßt und doch zugleich seinen individuellen Charakter bewahrt. Es soll das Auge anziehen und doch von der gesamten Raumstimmung nicht ablenken. Diesen künstlerischen Bedürfnissen entsprechen in schöner Weise die farbigen Steinzeichnungen des Verlages Voigtländers, über die im einzelnen ein besonders mit vielen Abbildungen versehener Katalog unterrichtet. Ich kann hier nur auf dieses wahrhaft volkserzieherische und ästhetisch bedeutsame Unternehmen im allgemeinen hinweisen. Es handelt sich zunächst um Originalzeichnungen namhafter Künstler, wie u. a. Franz Skarbina, Walter Caspari, J. V. Cissarz, Karl Biese, Arthur Kampf, Angelo Jank, Hans v. Volkmann, Hans Thoma, Wilhelm Steinhausen. Ferner sind die Bilder in jeder Größe vorhanden, am sympathischsten haben auf mich die Mittelgrößen von etwa ½ Quadratmeter Fläche gewirkt. Preise sind von 1 Mark an, die Mittelgrößen kosten etwa 4—6 Mark. Die Bilder sind alle dekorativ wirkungsvoll, sie sind auf Wirkung im Raume gestimmt und abgetönt; ich begrüße es, daß zumeist die grellen Farben vermieden und milde, dem Auge wohltuende Abtönungen bevorzugt worden sind. Man wird als Wandschmuck immer wieder gern Landschaften wählen. Landschaften, feine, stimmungsvolle Städtebilder aus Mittel- und Süddeutschland, Wald- und Heidestimmungen, Seestücke sind dann auch am meisten

in der bereits sehr reichhaltigen Sammlung vertreten. Aber auch Genrebilder, religiös gestimmte Bilder von monumentalem, weihevollem Charakter (Hans Thoma: „Christus und Petrus" auf dem Meer", Albert Hanstein: „Jesus im Sturm auf dem Meer"). Oft haben die Bilder die eigenartige Stimmung von Gobelins. Für Kinderzimmer sind besonders Märchenstimmungen, Szenen aus dem Kinderleben vorhanden. Blumenstücke eignen sich vortrefflich als Schmuck für das Boudoir junger Damen. Die Wandbilder von Adolph von Menzel (Friedrich der Große", „Die Tafelrunde Friedrichs des Großen") sind als kräftig wirkender Schmuck für ein Herrenzimmer gedacht. — Aber auch pädagogischen Wert haben diese vortrefflichen Bilder, insbesondere die sogenannten Wirklichkeitsbilder, darstellend z. B. den „Hamburger Hafen", ein Stahlwerk", die „Talsperre bei Gmünd in der Eifel", „Szenen aus den Schutzgebieten", eine Tabakplantage usw. Man kann Friedrich Naumann beistimmen, der über diese Künstlerzeichnungen sagt: „Als Steinzeichnung gedacht, komponiert, gearbeitet, gedruckt, vervielfältigt, bleibt sie immer die stolze, material-echte Steinzeichnung, die mit dem größten Ölbild und der feinsten Bronzestatue um den künstlerischen Preis ringen kann."

Hans Benzmann.



Neue Bücher



Elselille. Historisches Drama aus Dänemarks Vergangenheit in drei Aufzügen mit einem Vorspiel von Fanny L. Feuerlein. Preis 2,60 Mk. Druck und Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Das bunte Band. Gedichte von Julia Virginia. Xenien-Verlag, Leipzig.

Die Sängerin hinter dem Vorhang. Ein Großstadt-Roman von A. Halbert. Verlag von Hans Sachs, München.

Der ewige Lenzkampf. Ein Studentenbuch aus alter und neuer Zeit. Von Robert Kohlbaum. Xenien-Verlag, Leipzig.

Gedichte von Marianne Perl, Wilhelm Borngräber. Verlag Neues Leben, Berlin W.

Mutter Marias Geheimnis und andere Skizzen. Von Emma Mantan. Preis brosch. —,25, geb. —,60 Mk. Verlag von Otto Hendel, Halle a. S.

Das Gespenst auf dem Ostglacis und andere Erzählungen. Von August Birsch. Preis brosch. —,50, geb. —,85 Mk. Verlag von Otto Hendel, Halle a. S.

Gottlieb Alcibiades. Roman von Hans Ludw. Rosegger. Preis brosch. 1,50, geb. 2,50, in elegantem Geschenkband 3,— Mk. Verlag von Otto Hendel, Halle a. S.

Die Schulzentochter von Knappenruh. Roman von Heinr. Wilh. Wirbitzky. Brosch. 4,—, geb. 5,— Mk. Verlag von Otto Hillmann, Leipzig.

Märzwind. Gedichte von G. A. Erich Pohl. Preis 1,50 Mk. Verlag von Bruno Volger, Leipzig-R.

Ausgegeben am 12. April 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Vikar Körner und die Wandervögel.

Erzählung
von
Reinhard Roehle.

(Schluß.)

Der Pfarrer brauchte sich nicht mehr darum zu sorgen, ob sich seine Gäste auch gut unterhielten. Im Fluge verging ihnen die Zeit. Fast ohne Pause wechselten ernste und heitere Lieder miteinander ab, und die fröhliche Gemeinschaft erzeugte bald eine so gehobene Stimmung, daß sogar urwüchsig laute Jauchzer von Zeit zu Zeit das Stimmengewirr übertönten. — —

„Aber warum singen Sie denn nicht mehr mit?“ wendete sich Mangold an Ingeborg. Er hatte jetzt mit Verwunderung bemerkt, daß sie, die sonst in lustiger Gesellschaft eine der Fröhlichsten war, sich heute auffallend still verhielt und oft in Gedanken versunken stumm vor sich hin blickte, wenn ihre Gefährten sangen.

Zu lügen war ihr so ungewohnt, daß sie nicht erst Kopfschmerzen oder große Müdigkeit vorschützte, sondern ehrlich bekannte:

„Das Singen macht mir heute keine Freude. Ich dachte gerade daran, wie schön es jetzt draußen sein müßte in der stillen Winternacht.“ — Als sie in seinen Zügen ein trauriges Erstaunen las, fügte sie schnell hinzu: „Gelt, Sie halten mich für schrecklich undankbar, weil ich das sage, nachdem Sie sich so viel Mühe um uns gegeben haben. Aber . . .“

„Sie brauchen sich gar nicht zu entschuldigen,“ unterbrach er sie freundlich, „denn auch mich treibt der Wunsch, allein zu sein, oft in die stille Natur, — — besonders in letzter Zeit habe ich mich da oft lange den glücklichsten Vorstellungen hingegeben. Ach, Fräulein Ingeborg, ich merke, ich bin ein großer Egoist. Ich brauche eine Menschenseele, in die ich mein übervolles Herz ausschütten kann, und jetzt, wo ich sehe, daß Sie doch nicht innerlich an dem edlen

Wettstreit des jungen Volkes teilnehmen, ist mein erster Gedanke, Ihnen heute noch zu sagen, was mich lange schon bewegt, aber erst morgen, wenn ich gelegentlich mit Ihnen allein wäre, über meine Lippen kommen sollte. Wollen Sie mich anhören?"

Ingeborg war von seiner sonderbar bewegten Sprechweise so überrascht, daß sie ihn, statt zu antworten, nur fragend ansah. Eine bedrückende Ahnung stieg in ihr auf, als Mangold, ohne ihre Zustimmung abzuwarten, nach einem schnellen Blick in der Runde auf eine Ecke des weiten Raumes zuschritt, wo, von der Hängelampe nur mäßig erhellt, zwei leere Stühle standen.

Unsicher folgte sie ihm.

Niemand gab auf die beiden acht. Alle Sänger und Sängerinnen hatten sich gerade zu einem gemeinschaftlichen Vortrag vereinigt und für nichts anderes Augen.

‚Wenn er mich nur nicht um etwas bittet, was ich ihm nicht geben kann', war Ingeborgs einziger Gedanke.

Als sie ihm gegenüber Platz genommen hatte, fest entschlossen, das Gespräch abzubrechen, sobald sich ihre Vermutung im geringsten bestätigen sollte, wagte sie kaum ihn anzusehen, so deutlich fühlte sie wieder seine so merkwürdig glänzenden Augen auf sich ruhen.

Mit leiser, bebender Stimme fuhr er fort:

„Fräulein Ingeborg, ich kann keine großen Umschweife machen. Seit langer Zeit ist mein Herz von dem liebsten und schönsten Mädchen erfüllt, das ich je kennen gelernt habe, ich wagte aber nicht zu hoffen, je ihre Liebe zu erringen. In der letzten Zeit litt ich so unter der Ungewißheit, daß ich mich entschloß, eine Entscheidung herbeizuführen, wie sie auch fallen mochte. Heute endlich . . ."

„Um Gottes willen, sprechen Sie nicht weiter!" unterbrach Ingeborg mit fliegendem Atem. Sie hatte sich schnell erhoben und abwehrend die Hände vor sich gestreckt. Dabei zitterten ihre Knie, daß sie sich an den alten Schrank lehnen mußte, um von einer plötzlichen Schwäche nicht zu Boden gezogen zu werden.

Verständnislos blickte der Pfarrer zu ihr auf. Dann dämmerte in seinem Gehirn der wahre Zusammenhang. Ein schalkhaftes Lächeln zuckte über sein Gesicht, als er ruhig fortfuhr:

„Heute endlich wurde ich aus den peinigenden Zweifeln erlöst. Magda, die älteste Tochter meines Amtsbruders Bender, die Sie ja auch kennen, beantwortete meine Frage, ob sie sich vorstellen könnte, an meiner Seite glücklich zu werden, mit einem freudigen „Ja". Übermorgen darf ich sie in meine Arme schließen. — Sehen Sie, dieses beseligende Geheimnis konnte ich einfach nicht länger für mich behalten."

Ingeborg war es bei diesen Worten, als ob eine zentnerschwere Last von ihrer Seele fiele. Gleichzeitig geriet sie aber wegen ihrer voreiligen Unterbrechung in eine tödliche Verlegenheit, und sie wagte kaum den Kopf zu erheben, als sie nun ihre herzlichsten Wünsche aussprach.

Doch Mangold verlor kein Wort über den Zwischenfall. Er war glücklich, einen Menschen zu haben, mit dem er von seiner Auserwählten sprechen konnte und wurde nicht müde, in den leuchtendsten Farben sein künftiges Leben auszumalen.

Ingeborgs anfängliche Verlegenheit verwandelte sich beim Zuhören allmählich in einen Groll gegen Tante Minchen. Hätte ihr diese nicht so oft Mangold angepriesen, dann wäre sie sicherlich nicht so leicht darauf gekommen, seine Worte auf sich selbst zu beziehen.

In angeregtem Plaudern saßen die beiden wohl eine Viertelstunde abseits von ihren Schutzbefohlenen, die sich ohne sie nicht weniger gut unterhielten. Erst die Frage der alten Haushälterin, ob es nicht Zeit für die Äpfel und Apfelsinen sei, mahnte den Pfarrer an seine Gastgeberpflichten.

„Ist's denn schon so spät?" fragte er verwundert.

„Zehn vorbei", antwortete Alwine mit einem Blick auf die große Wanduhr. „Auch für das Christbäumchen wär's bald Zeit."

„Das hätte ich wirklich vergessen!" rief Mangold, und sprang erschrocken in die Höhe. „Reiche du das Obst herum und lasse mich für das andere sorgen."

„Eine Überraschung?" fragte Ingeborg neugierig, als die Alte gegangen war.

Der Pfarrer schüttelte lachend den Kopf.

„Ich möchte zum Schluß nur daran erinnern, daß das liebe Weihnachtsfest vor der Tür

steht und den Abend mit einem schönen Weihnachtslied ausklingen lassen. Ich ließ mir heute schon mein Bäumchen bringen, und habe es schnell geputzt, damit es uns mit seinem Kerzenschein die rechte Weihnachtsstimmung verleihe. Wollen Sie mir helfen?"

„Wie lieb Sie an alles gedacht haben, innigsten Dank für all Ihre Güte!" sagte sie aus vollem Herzen und reichte ihm ihre Hand. Nachdem sie jetzt nicht mehr an Tante Minchens Anspielung zu denken brauchte, zeigte sie ihm frei die freundschaftliche Zuneigung, die sie immer für ihn gefühlt, doch in der Furcht vor Mißdeutung zurückgehalten hatte.

Und Mangold, der in seiner glücklichen Bräutigamsstimmung für jedes warme Wort doppelt empfänglich war und am liebsten die ganze Welt an seinem Glück hätte teilnehmen lassen, ließ ihre Hand erst los, nachdem er, einer plötzlichen Eingebung folgend, einen feurigen Kuß darauf gedrückt hatte. Und dann geriet er über seine eigene Kühnheit in eine so komische Verwirrung, daß Ingeborg, die im ersten Augenblick nicht wußte, wie ihr geschah, herzlich lachen mußte.

Da blickte er scheu um sich, ob auch niemand die Überschwänglichkeit bemerkt habe, und als er sah, wie die Buben und Mädchen den eben von Alwine hereingebrachten Obstkorb umdrängten und ihre Augen allein auf die leuchtenden Früchte gerichtet hielten, ließ er sich von ihrer Fröhlichkeit anstecken und lachte mit. —

Als sie das im Lichterglanz strahlende Bäumchen mit vereinten Kräften vorsichtig aus dem Wohnzimmer auf die Diele trugen, begrüßte ein langgezogenes, vielstimmiges „Ah" die hübsche Überraschung. Die Kleinsten jubelten laut und klatschten wonnetrunken in die Hände.

Pfarrer Mangold hatte richtig gerechnet. Der Anblick des Weihnachtsbaumes genügte, um alle jungen Herzen sogleich in die Stimmung des schönsten Festes zu versetzen und wie selbstverständlich Weihnachtslieder auf die Lippen zu bringen. Wer den Anfang machte, wäre schwer zu entscheiden gewesen; jemand summte „Stille Nacht, heilige Nacht", andere sangen erst leise, dann immer lauter mit, und nach wenigen Takten wogten die Töne des lieben Liedes andachtsvoll durch die weite Halle. Diesmal schloß sich Ingeborg nicht aus, sondern verband ihren klangvollen Sopran willig mit den anderen Stimmen.

„Wie schön Sie singen!" rief der Pfarrer am Schluß bewundernd aus.

„Das ist noch gar nichts", ließ sich sogleich ein helles Stimmchen in der Nähe hören. „Am Weihnachtsabend singen wir zwei Lieder dreistimmig!"

„Sorg' nur, daß du bis dahin deine zweite Stimme nicht vergißt", rief Eva in erhabenem Ton der vorlauten Sprecherin zu.

Doch die ließ sich heute nicht von der älteren Schwester einschüchtern. Sie war ihrer Sache sicher und erbot sich, es auf der Stelle zu beweisen.

Dieser Vorschlag wurde natürlich von allen mit Begeisterung aufgenommen. Besonders der Pfarrer bat so herzlich, daß Ingeborg, ohne sich lange zu zieren, seinen Wunsch erfüllte. Sie nickte ihren Schwestern zu, die schon auf dieses Zeichen gewartet hatten und ohne eine Spur von Verlegenheit neben sie traten.

Auf einen Wink des Pfarrers zogen sich die Zuhörer zurück und ließen zwischen sich und den drei schmucken Mädchen unter dem Lichterbaum einen freien Raum.

Ingeborg und Eva hingen ihre Gitarren um und schlugen leise die ersten Töne an. Liselotte horchte gespannt hin und nickte, als sie den ihrigen herausgefunden hatte.

Einen Augenblick war es, als ob die vielen Menschen den Atem anhielten, so still wurde es in dem Raum. Dann schwebten drei glockenhelle Stimmen erst leise, dann immer sicherer über die Köpfe hin und verkündeten die frohe Botschaft: Es ist ein Ros' entsprungen.

Waren es die tiefen, inneren Erlebnisse dieses Tages, die Mangold beim Anhören dieses alten Liedes so wundersam ergriffen, daß ihm die Augen feucht wurden? Wie gebannt hielt er auf das entzückende Bild der drei jugendfrischen Gestalten den Blick geheftet. In voller Hingebung ließen sie ihre Stimmen erklingen, vollständig unbekümmert, so vielen Augen und Ohren gegenüberzustehen. Um sich nicht ablenken zu lassen, blickten sie wie auf Verabredung über die Köpfe hinweg in eine unbestimmte Ferne, aus der sie erst zurückzukehren schienen, als nach dem Verklingen des letzten Tones der Pfarrer ihnen dankerfüllt die Hände entgegenstreckte. Und dann er-

röteten sie alle drei ganz beschämt über die vielen ehrlich gemeinten Lobsprüche, mit denen sie von den Wallersbachern überhäuft wurden. Denn die Wandervögel nickten ihnen nur anerkennend zu und ließen die andern sprechen; doch ihre Mienen verrieten, daß sie auf den Erfolg ihrer Freundinnen so stolz waren, als ob sie selbst daran teil hätten.

„Nun auch noch das zweite Lied!" bat Mangold dringend.

Die Mädchen ließen sich nicht lange nötigen. Die Zuhörer wichen zurück, und sogleich trat wieder Stille ein.

„In dulci jubilo" entströmte diesmal den jungen Kehlen. In köstlicher Frische und Reinheit setzte die Melodie ein; alle drei schienen bemüht, ihr Bestes zu geben, so glänzten ihre Gesichter vor freudiger Erregung. Ohne die geringste Unsicherheit folgten die Begleitstimmen der führenden ersten, und Liselotte bewies glänzend, wie unberechtigt Evas Mißtrauen gewesen war.

Diesmal blieb der Pfarrer lange schweigsam und lächelte nur stillvergnügt vor sich hin, während die andern Zuhörer die Sängerinnen umdrängten. Während er den Tönen gelauscht und die reizvolle Gruppe im Auge behalten hatte, als ob er sie für immer seinem Gedächtnis einprägen wollte, war ein merkwürdiger Plan in seiner Seele lebendig geworden.

„Darf ich einmal sehr unbescheiden sein?"

Die Umstehenden schwiegen respektvoll, als er sich mit dieser Frage an Ingeborg wandte.

Er wartete nicht erst eine Antwort ab. In einem Ton, der deutlich verriet, wie sehr ihm am Herzen lag, was er sagte, fuhr er mit glühendem Eifer fort:

„Sie haben uns eine große, reine Freude mit Ihrem Singen gemacht, eine Freude, die ich gern einer viel größeren Zahl meiner Gemeindeglieder zukommen lassen möchte. Und als ich darüber nachsann, wie das geschehen könnte, sah ich Sie im Geist vor dem Altar unserer kleinen Kirche. Bringen Sie es über sich, nein zu sagen, wenn ich Sie recht herzlich bitte, morgen den Gottesdienst durch ihre beiden Lieder zu verschönen? Wollen Sie zur Feier des vierten Advents beitragen?"

Liselchen nickte eine so energische Zusage, daß alle lachen mußten.

„Ich danke dir", sagte Mangold freundlich und streichelte ihren blonden Lockenkopf. „Doppelt gibt, wer schnell gibt." Dann wartete er gespannt, was ihre beiden Schwestern antworten würden.

Die waren von dem unerwarteten Vorschlag so verblüfft, daß sie nicht gleich wußten, was sie sagen sollten.

„Aber wir haben keine andern Kleider bei uns und können doch unmöglich in unseren roten Sweatern vor der Gemeinde singen", wandte endlich Eva zaghaft ein.

„Die sind doch ganz neu!" protestierte die Kleinste lebhaft.

„An der Toilettenfrage lasse ich meinen schönen Plan nicht scheitern", sagte der Pfarrer mit ruhiger Beharrlichkeit. „Weihnachten ist ein Freudenfest, die farbenfrohen Kleider passen also zu der Stimmung, die in dieser Zeit in uns lebendig sein soll. Wenn das Ihre einzigen Bedenken sind . . ."

„Wir geben schon nach!" rief Eva lachend, und auch Ingeborg bestätigte mit froher Miene ihre Bereitwilligkeit, seine Bitte zu erfüllen.

Der Pfarrer bedankte sich wie für ein großes Geschenk. Und während seine Gäste sich Äpfel, Birnen und Nüsse gut schmecken ließen, summte er leise vor sich hin und hielt sich für den glücklichsten Menschen unter der Sonne.

Hätte er nicht selbst das Signal zum Aufbruch gegeben, so wären die Wallersbacher Burschen und Mädchen gern noch viel länger in der Gesellschaft der jungen Städter, die so gar nicht stolz waren, sitzen geblieben. Aber das Schönste muß ein Ende haben. Der Pfarrer sprach allen aus der Seele, als er in einem Abschiedswort sagte, daß dieser Abend bei jedem der Teilnehmer unvergessen bleiben werde.

Dann führte er in einem kurzen Gebet die Gedanken zu dem Spender alles Guten, und wünschte danach allen eine gute Nacht.

Nun begann ein fröhliches Händeschütteln, bei dem er noch einmal mit Befriedigung feststellte, wie schnell die gemeinsame Freude an der Musik Stadt und Land einander nahe gebracht hatte.

Als die Einheimischen das Haus verlassen hatten, nahm die alte Alwine die Mädchen mit



sich nach oben. Mangold führte die Buben in das Konfirmanden-Schulzimmer, wo gut gefüllte Strohsäcke in Reih und Glied auf dem Boden lagen.

Eine Zeitlang schaute er noch zu, wie die Ältesten dafür sorgten, daß alle bequem liegen konnten und warm zugedeckt wurden, und erst als er die Gewißheit hatte, daß seine Gäste mit dem improvisierten Lager zufrieden waren, zog er sich zurück.

Sie haben keine Ursache, mich zu beneiden, dachte er, als er auf dem alten Sofa im Wohnzimmer ausgestreckt lag. So hart hatte er es sich nicht vorgestellt. Doch diese Unbequemlichkeit vermochte seine glückliche Stimmung nicht zu beeinträchtigen. Er ließ noch einmal alle Ereignisse dieses Tages an seinen Augen vorüberziehen, und es waren beseeligende Vorstellungen, die sich daran knüpften.

Ehe diese in schöne Träume übergingen, lagen die Wandervögel schon längst in tiefem Schlaf.

* * *

„Se reiche net, se reiche net!" raunte beim Frühstück Alwine dem Pfarrer zu, als er sich gerade im Stillen darüber freute, wie heißhungrig seine jungen Gäste über die frischen Brötchen herfielen, die er trotz eines schwachen Protestes der Führerin wieder gespendet hatte.

„Dann hole doch schnell noch fünfzehn oder besser zwanzig", gab er lachend zurück. Er fühlte sich so reich und glücklich, daß er sich über die Kosten, die ihm der Besuch der Wandervögel verursachte, nicht die geringsten Gedanken machte. Die alte Haushälterin dagegen zuckte mit den Schultern und brummte etwas Unverständliches vor sich hin, als sie langsam davonschlürfte, um den Auftrag auszuführen. Ihr Herr würde sich schön wundern, wenn er nachher im Haushaltungsbuch die Ausgaben für diese beiden Tage wiederfände. Und dabei hatte er ihr anfangs auseinandergesetzt, daß die Wandervögel für ihre Verpflegung selbst sorgten und nur um ein Obdach für die Nacht bäten!

Wenigstens hatten sie sich Proviant für das Mittagessen mitgebracht. In zwei großen Kesseln waren schon Suppentafeln mit nahrhaften Zutaten eingerührt worden, und Milchreis sollte die Ergänzung bilden. Alwine erbot sich, während des Gottesdienstes auf das Essen zu achten, was von den beiden, von Ingeborg ausgewählten Köchen mit großem Dank angenommen wurde, da sie nur sehr ungern darauf verzichtet hatten, die Wiesenborner Pfarrerstöchter in der Kirche singen zu hören.

Die Unterhaltung der verschiedenen Gruppen drehte sich natürlich hauptsächlich um dieses große Ereignis. Bei Tageslicht betrachtet war Ingeborg der Plan des Pfarrers doch gar zu ungewöhnlich erschienen, und sie hatte nochmals Vorstellungen gegen ihn erhoben. Aber Mangold wollte keine davon gelten lassen, und schien sich im Gegenteil wie ein Kind auf den Eindruck zu freuen, den das Terzett auf seine Bauern ausüben sollte.

Da hatte Ingeborg ihren Widerstand aufgegeben.

„Ich habe eine Anzahl Gesangbücher für diejenigen unter euch, die mit uns in die Kirche gehen wollen", verkündete er eine halbe Stunde vor dem Beginn des Gottesdienstes, als zum erstenmal die Glocken erklangen und die Bewohner der abseits vom Dorf liegenden Gehöfte mahnten, daß es Zeit sei, sich auf den Weg zu machen.

Einer der ersten, die sich meldeten, war Gustav Pieper, der Maler.

„Ich meinte, du wolltest Schneeskizzen machen?" fragte Fink erstaunt.

„Bin heute nicht recht aufgelegt dazu", kam es leichthin zurück. „Vielleicht geben mir auch die drei Mädchen vor dem Altar Anregung zu einem Bild."

So gut konnte Rübezahl seine Meinungsänderung nicht bemänteln; aber auch er suchte nach einem guten Grund, sich den andern anzuschließen, denn der beabsichtigte Spaziergang hatte jetzt jeglichen Reiz für ihn verloren. Seine jüngeren Kameraden, die ihm tags zuvor so stolz beigestimmt hatten, verteilten Gesangbücher unter sich, als ob sie nie andern Sinnes gewesen wären. Da wandte er sich zu dem Maler und sagte mit einem herablassenden Lächeln: „Gut, machen wir dem Pfarrer die Freude, seine Predigt anzuhören; auch ich opfere ihm die Stunde."

Das Lächeln, mit dem sein Freund diese Worte aufnahm, gefiel ihm nicht. Schnell wandte er ihm den Rücken und fragte bescheiden den Pfarrer, ob auch für ihn ein Gesangbuch übrig sei.

„Wie schön, daß Sie alle das Bedürfnis haben, sich meiner Gemeinde anzuschließen", sagte der ahnungslose Mangold hocherfreut und reichte ihm das letzte Buch. Rübezahl steckte es eilig in die Tasche, murmelte einen kurzen Dank und machte, daß er aus dem Bereich der ihn treuherzig anblickenden Augen kam.

Als wieder die Glocken mit ihren ehernen Stimmen die Luft erfüllten, gingen die Wandervögel sogleich zur Kirche hinüber, um sich einen guten Platz zu sichern. Denn die alte Alwine hatte berichtet, daß die Straße schon schwarz von Leuten sei. Dies stellte sich zwar als eine Übertreibung heraus, doch strömten wirklich so viele Wallersbacher ihrem Gotteshaus zu, wie sonst nur an hohen Feiertagen. Wie ein Lauffeuer hatte sich nämlich im Dorf verbreitet, daß es heute während des Gottesdienstes etwas Besonderes zu sehen und zu hören geben werde.

Unter anderen Umständen hätten vielleicht die merkwürdigen Formen der altersgrauen, ins Grünliche schimmernden Zylinder die Spottlust der Städter erregt. Aber die halb andächtige, halb erwartungsvolle Stimmung, die sich unwillkürlich aller bemächtigt hatte, hielt auch das loseste Mundwerk in ihrem Bann. Dazu wurden sich die Wandervögel bald bewußt, daß ihr eigenes, nichts weniger als feiertägliches Äußere den andern Kirchgängern zu mancher Bemerkung Anlaß gab; so wenig sonntäglich gekleidete Gestalten hatten die noch nie an diesem heiligen Ort gesehen.

Rechts saßen die Männer, links die Frauen. Auch die Wandervögel paßten sich diesem Brauch an, getreu ihrem Grundsatz, die Sitten und Gebräuche der Menschen, mit denen sie auf ihren Fahrten in Berührung kamen, nie wissentlich zu verletzen.

Auf der vordersten Bank, die der Familie des Pfarrers zustand, und sonst nur von der alten Haushälterin benutzt wurde, nahmen die drei Sängerinnen Platz, wie Mangold es mit ihnen verabredet hatte. Ernst und feierlich war ihnen zumute, und ein Gefühl hoher Verantwortlichkeit hatte von ihnen Besitz ergriffen. Selbst Liselotte malte sich nicht mehr aus, wie Vater und Tante Minchen staunen würden, wenn sie dieses große Erlebnis erführen. Andächtig hielt sie die Hände im Schoß gefaltet und sagte sich einmal nach dem andern den Wortlaut der Lieder vor, aus Angst, ihr Gedächtnis könne sie doch noch im entscheidenden Augenblick im Stich lassen. Aber auch Eva und Ingeborg schlug das Herz schneller, obgleich sie ihrer Sache ganz sicher waren. Sie fühlten wohl, daß es etwas anderes war, an diesem heiligen Ort vor der Gemeinde zu singen, als vor den Wandergefährten und dem jungen Volk aus dem Dorf.

Mit dem Eintritt des Pfarrers verstummten die Glocken. Gesenkten Hauptes durchschritt Mangold den Mittelgang zwischen den vollbesetzten Bänken und verschwand in der Sakristei, während die Orgel leise zu präludieren begann.

Als die Gemeinde in die Melodie einfiel, hoben manche alten Kirchenbesucher die Köpfe, so kräftig übertönten die frischen Stimmen der Wandervögel die schleppende Singweise der Wallersbacher.

Der Pfarrer trat vor den Altar und verlas die Liturgie. Den drei Mädchen klangen die Worte wie eine unverständliche, fremde Sprache ans Ohr. Sie hatten die größte Mühe, ihre Erregung zu bemeistern, und warteten gespannt auf das Zeichen, daß sie die Stufen emporsteigen sollten.

Nun schwieg der Pfarrer und nickte ihnen freundlich zu.

Ein Flüstern lief durch die Kirche. Jung und Alt reckte die Hälse, um sich keine Bewegung der drei entgehen zu lassen, die langsam die beiden Stufen zum Altar hinaufstiegen und jetzt der Gemeinde gegenüberstanden, Ingeborg zwischen ihren beiden Schwestern.

Die Wallersbacher taten wohl daran, weit die Augen zu öffnen; ein so liebliches Bild, wie es die drei Schwestern in ihren roten Wämsern darboten, bekamen sie nicht oft zu schauen. Schmerzlich empfand der Maler, daß sein Können nicht ausreichte, die ganze Lieblichkeit der in holder Verwirrung leicht erröteten Gesichter wiederzugeben; trotzdem zog er sein Skizzenbuch hervor, um die Erinnerung an diese Stunde

wenigstens durch eine kleine Zeichnung zu vertiefen.

Ein leiser Akkord der Orgel zitterte durch den Raum. Eva und Liselotte blickten zu Ingeborg auf und setzten sicher mit ihr ein.

Schon nach den ersten Takten fiel der letzte Rest von Befangenheit von ihnen ab. Sie waren im ersten Augenblick fast erschrocken, wie viel lauter als in einem Wohnraum hier ihre Stimmen erklangen, freuten sich dann aber, wie mächtig die ihrer Brust entströmenden Tonwellen den weiten Raum ausfüllten, und vergaßen, die Augen zur Orgel erhoben, vollständig, wie viele Blicke auf ihnen ruhten.

Als der erste Vers verklungen war, öffnete sich die Eingangstür so leise, daß nur die Allernächsten auf das schwache Geräusch hin den Kopf wandten. Der einfallende Lichtschein hatte aber auch Ingeborgs Augen abgelenkt, und so sah sie in einem flüchtigen Blick den Zuspätgekommenen eintreten und im dämmerigen Hintergrund neben der Tür stehen bleiben. Seelenruhig hob sie wieder die Augen und sang weiter. Doch die schlanke, dunkle Gestalt hatte sich fest ihrem Gesichtskreis eingeprägt. Ingeborg sah sie mit unverminderter Schärfe vor sich, mußte aber nach einer kleinen Weile wie von einer magnetischen Gewalt gezwungen unwillkürlich wieder zu ihr hinblicken.

Und dann schoß ihr das Blut zum Herzen, daß ihr Atem zu stocken drohte, und die Stimme fast versagte. Überrascht blickten ihre beiden Schwestern sie an. Aber schon nach einer Sekunde war der Anfall von Schwäche überwunden, und auch der schärfste Beobachter hätte keine Veränderung in ihren wieder der Orgel zugewendeten Zügen entdecken können.

Wie töricht ich bin, daß ich ihn in einem wildfremden Menschen zu erkennen glaube, dachte sie erschrocken. Aber es half ihr kein Kämpfen mehr, und es war zwecklos, daß sie die Augen schloß, — Arnold Körners Gesicht stand vor ihrer Seele und ließ sich durch keine anderen Vorstellungen verdrängen.

Erleichtert atmete sie auf, als sie nach Beendigung des Liedes wieder ihren Platz auf der Bank einnehmen durfte, und Mangolds Stimme aufs neue die eingetretene Stille belebte. Aber seinen Worten konnte sie auch jetzt nicht folgen. Und dabei wußte sie doch aus des Vikars eigenem Munde, daß er Wiesenborn an diesem Tag nicht verlassen wollte.

Ort und Zeit vergessend, blickte sie sinnend zu Boden, und Eva mußte sie anstoßen, als der Pfarrer für das zweite Lied eine Unterbrechung eintreten ließ. Da fuhr sie wie aus einem Traum erwachend in die Höhe und schloß sich ihren Schwestern an.

Bevor sie sang, wollte sie sich von ihrem Irrtum überzeugen, aber der Platz neben dem Eingang war jetzt leer.

Das Lied „In dulci jubilo" paßte durchaus nicht zu ihrer augenblicklichen Stimmung. Und doch strahlten die drei Stimmen eine Freude aus, die sich den Zuhörern tief in die Herzen senkte und selbst die darauf folgende Predigt beeinflußt zu haben schien. Nur Ingeborg wußte, aus welchem besonderen Grunde es heute Mangold so leicht wurde, von der höchsten Freude zu sprechen, die den Menschen widerfahren sei. Sie hörte aus seinen Worten deutlich das überströmende Glück seines eigenen Herzens hervorklingen und den Wunsch, die ganze Gemeinde daran teilnehmen zu lassen. Ja, er hatte wohl Ursache, so begeistert und dankerfüllt von einer gnadenbringenden Weihnachtszeit zu sprechen!

Der Gottesdienst war zu Ende, und unter den brausenden Klängen der Orgel strömte die Menge dem Ausgang zu. Die drei Mädchen schlossen sich den Wandervögeln an, die ihnen schon jetzt zuflüsterten, wie schön ihr Gesang gewesen sei. Aber auch die Wallersbacher lächelten ihnen freundlich zu, die Männer mit Wohlwollen, die alten Frauen mit Rührung im Blick, und auch sie schienen alle dankbar und zufrieden zu sein.

„Da steht ja unser Vikar", sagte plötzlich Eva in höchstem Erstaunen und hielt Ingeborgs Arm fest.

„Wo? Wo?" fragte Liselotte aufgeregt. Eva zeigte es ihr.

Nun wußte Ingeborg, daß sie sich doch nicht getäuscht hatte. Mit geheuchelter Ruhe folgte sie mit den Augen der angegebenen Richtung und begegnete den auf sie gerichteten Blicken des Vikars. Er nickte ihr kaum merklich zu und blieb ruhig stehen, da der Weg ins Freie an seinem Platz vorbeiführte.

„Tante Minchen hat ihn mit ihrer dummen Angst um Liselotte doch noch dazu gebracht, Kindermädchen zu spielen", flüsterte Eva spöttisch ihrer Schwester zu.

Ingeborg zuckte die Schultern. Einen besseren Grund fand sie nicht, doch eine innere Stimme sagte ihr, daß nach der gestrigen Unterredung Tante Minchens Sorge allein ihn wohl kaum veranlaßt hätte, seinen Entschluß zu ändern und ein für beide Teile peinliches Zusammensein herbeizuführen.

Bei dem langsamen Vorwärtsschreiten hatte sie wenigstens Zeit, sich zu sammeln. Gleich den vor ihr gehenden Schwestern reichte sie ihm zur Begrüßung die Hand und sah ihn dabei ruhig an. Sie hörte ihn auch sagen, daß er zu Mangold in die Sakristei wolle, und im nächsten Augenblick waren sie schon wieder durch den vorwärtsdrängenden Menschenstrom getrennt. —

„Körner! Das ist aber eine Überraschung!" rief der Pfarrer, als er seinen Freund erblickte, und streckte ihm beide Hände entgegen. „Was hat dich denn heute so früh auf die Beine gebracht? Oh, ich blinder Hesse, daß ich noch lange frage! Also . . .?!" Unter verschmitztem Augenzwinkern drohte er ihm mit dem Finger.

Der Vikar lächelte gequält bei dieser lebhaft hervorgesprudelten Begrüßung.

„Du scheinst ja heute sehr gut aufgelegt zu sein!" sagte er statt einer direkten Antwort. „Übrigens hätte es sich schon gelohnt, wegen deiner Predigt einmal früher aufzustehen. Das war ja wirklich, als wenn der Geist über dich gekommen wäre! Ich habe dich heute von einer Seite kennen gelernt, die mir ganz fremd war. Du wirst mir hoffentlich nicht übel nehmen, wenn ich offen bekenne: eine Adventspredigt in dieser warmen Begeisterung hätte ich dir nicht zugetraut. — Aber warum lachst du denn fortwährend? Ich spreche nur meine innerste Überzeugung aus."

„Ich wäre der undankbarste Mensch unter der Sonne, wenn ich nicht nach Kräften loben und preisen wollte", antwortete Mangold, und seine Augen strahlten. „Aber wenn du von dem heutigen Gottesdienst sprichst, ist es nicht mehr als recht und billig, daß deine Wiesenborner Freundinnen ein besonderes Lob für ihre stimmungsvolle Unterstützung abbekommen. War's nicht eine gute Idee von mir, das reizende Kleeblatt aufzufordern? Du hast sie doch noch singen gehört?"

„Meine Wiesenborner Freundinnen!" wiederholte Körner in bitterem Ton und verzog das Gesicht. „Nun kann ich mir allerdings deine Stimmung erklären."

Mangold kniff die Augen zusammen, sah ihn sekundenlang forschend an und rieb sich dann mit vergnügtem Schmunzeln die Hände.

„Man könnte meinen, du seist eifersüchtig, alter Freund. Gönnst du mir nicht einmal für so kurze Zeit die Freude, Buchners liebe, schöne Kinder bei mir zu haben?"

„Wer spricht denn davon?" erwiderte der Vikar abweisend. Er empfand aber in demselben Augenblick, daß er einen falschen Ton angeschlagen hatte und fügte mit einem gezwungenen Lächeln hinzu: „Du weißt, daß ich dir von Herzen alles Gute gönne."

„Ja, das weiß ich, alter Freund, und darum will ich dir auch nicht länger die große Neuigkeit vorenthalten, die mir auf der Zunge brennt, solange ich dich vor mir sehe. Setz dich oder halte dich fest, denn es ist etwas Überwältigendes. Seit gestern bin ich verlobt. — Aber mein Gott, was ist dir? Du bist ja ganz weiß geworden!"

Besorgt griff er den Vikar beim Arm, als ob er ihn vor dem Zusammenbrechen bewahren wollte.

Alle Farbe war aus Arnold Körners Gesicht gewichen. So elend fühlte er sich plötzlich, daß er den scherzhaft gemeinten Vorschlag befolgen und sich auf die Lehne eines neben ihm stehenden Stuhles stützen mußte. Aber sogleich nahm er alle Kraft zusammen und reichte Mangold die Hand.

„Ich habe es geahnt, — werde glücklich mit ihr", kam es abgerissen von seinen Lippen. Er wollte noch mehr sagen, aber sein Freund drückte ihn auf den einzigen Stuhl der Sakristei nieder und nahm selbst auf der Tischkante Platz.

„Lieber Körner," begann Mangold nach einigen Sekunden, in denen er in stummem Staunen den vor ihm Sitzenden kopfschüttelnd betrachtet hatte, „hier ist etwas nicht in Ordnung. Oder sollte es wirklich an mir liegen, daß die

beiden ersten Menschen, die ich an meinem Glück teilnehmen lassen will, bei der Ankündigung meiner Verlobung beinah von Sinnen kommen? Sähst du nicht so jämmerlich drein, dann würde ich es als einen guten Scherz betrachten. Als ich nämlich gestern vor Fräulein Ingeborg mein Herz ausschütten wollte, hatte sie nach den ersten Worten nichts Eiligeres zu tun, als mir einen Korb zu geben und du . . ."

„Verzeih, ich verstehe nicht", unterbrach der Vikar verwundert. „Du sagtest doch erst, daß du dich mit ihr verlobt habest?"

„Ich mich mit Fräulein Ingeborg verlobt haben?" wiederholte Mangold in hellem Staunen und sah sein Gegenüber starr an. „Entschuldige das harte Wort, bist du verrückt oder weiß ich nicht mehr, was ich sage?"

Eine Weile blickten sich die beiden mit halbgeöffnetem Mund sprachlos an, dann brach Mangold in ein fröhliches, durch die Heiligkeit des Ortes nur wenig gedämpftes Lachen aus.

Aber der Vikar runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Mit wem in aller Welt hast du dich denn eigentlich verlobt?" fragte er endlich, wie aus einem Traum erwachend.

„Mit Fräulein Magda Bender, der ältesten Tochter unseres Amtsbruders Bender, wohnhaft zu Büdingen in Oberhessen, wo ich mir ihr Jawort morgen mündlich bestätigen lassen werde", deklamierte Mangold feierlich. — „So, nun erkläre mir auch gefälligst, warum dich diese Nachricht so erschüttert hat." Er wollte noch hinzufügen, daß das Lächeln, das jetzt des Vikars Lippen umspielte, nicht auf übergroße Intelligenz schließen lasse, widerstand aber mannhaft der Versuchung, die gegenwärtige Situation auszunutzen und sich jetzt für manche boshafte Bemerkung zu rächen, die er während der gemeinsamen Studienzeit geduldig eingesteckt hatte.

Als Körner, beharrlich schweigend, aufstand und sich dem Ausgang zuwandte, schlug ihn der Pfarrer auf die Schulter und sagte mit gutmütigem Lächeln:

„Armer Kerl, ich habe dir einen gehörigen Schrecken eingejagt. Aber nun kannst du beruhigt sein und wieder hoffen. Es liegt mir natürlich fern, mich in deine Herzensangelegenheiten eindrängen zu wollen, aber du hast dich selbst genug verraten, und ich müßte ja vollständig blind sein, wenn mir jetzt noch nicht klar wäre, wie alles zusammenhängt. — Gib mir mal deine Hand und laß dir von mir herzlich Glück wünschen."

Der Vikar schüttelte den Kopf und sagte mit zusammengekniffenen Lippen: „Laß bitte, es nützt ja doch nichts."

Aber der andere hatte schon die widerstrebende Rechte ergriffen und preßte die gepflegte Hand energisch in seiner derben Bauernfaust.

„Seit wann bist du denn solch Kopfhänger, Körner? Oder weißt du, daß sie einen anderen liebt?"

„Bis vor fünf Minuten glaubte ich es zu wissen. Aber nachdem du mir gesagt hast, daß sie dir infolge eines Mißverstädnisses einen Korb gab . . ."

„Also mich hast du als gefährlichen Rivalen betrachtet! Mach' mich doch nicht eingebildet!" lachte Mangold. „Sonst kommt niemand in Frage? Etwa einer der langhaarigen Freunde?"

„Ich glaube nicht."

„Das wär' auch nicht mein Geschmack gewesen", sagte Mangold befriedigt. „Sicher sind's ja gute Kerle, aber als Wandergenossen für den langen Lebensweg würde ich an Ingeborgs Stelle, — du erlaubst doch die Vertraulichkeit, — dich entschieden vorziehen. — Sag mal, woran fehlt's nun noch eigentlich?"

„An der Hauptsache. Sie liebt mich nicht", entgegnete der Vikar bitter.

„Hat sie das wirklich gesagt?"

„Gestern erst. — Das heißt, nicht so in dürren Worten, aber doch in einer Weise, die keinen Zweifel aufkommen lassen konnte."

„Was dich aber nicht hinderte, heute schon bei Nacht und Nebel ihren Spuren zu folgen. Armer Kerl!"

„Tu mir den einzigen Gefallen und höre endlich auf zu grinsen", sagte Körner mit einer ungeduldigen Bewegung in abweisendem Ton. „Du bist viel zu glücklich, als daß dir mein Leid nahegehen könnte. Ich nehme dir das nicht übel, aber um geduldig deine Scherze anzuhören, dazu ist mir die Sache zu ernst."

Da legte ihm der Pfarrer die Hand auf die Schultern, sah ihm frei in die Augen und sagte ruhig:

„Kannst du wirklich glauben, ich hätte jetzt nicht nur den einzigen Wunsch, dich ebenso glücklich zu sehen, wie ich es bin? Allerdings nehme ich deinen Fall nicht so tragisch wie du selbst. Ein warmes Interesse für dich ist jedenfalls vorhanden, sonst hätte sie sich gestern abend nicht so lang und breit von dir erzählen lassen. Und wenn ich jetzt darüber nachdenke, fällt mir allerhand ein, was sich günstig deuten ließe. Sie war auffallend still und nahm an der allgemeinen Fröhlichkeit sehr geringen Anteil. Ihre Gedanken waren offenbar nicht dabei."

„Nett von dir, daß du mir gut zureden willst", entgegnete der Vikar mit einem gequälten Lächeln und machte sich frei. „Willst du mir nicht zum Trost sagen, daß ihre Gedanken bei mir waren, und nur ihre Sehnsucht mich herzog?"

Der Pfarrer wiegte den Kopf hin und her und meinte lächelnd:

„Wer weiß, ob nicht etwas Wahres dabei ist, nur daß die Sehnsucht von beiden Seiten wirkte. — Mensch, dir muß geholfen werden! Jung Verlobte sind bekanntlich die eifrigsten Ehestifter. Laß mich nur machen, dann . . ."

„Um Gottes willen, laß die Finger davon!" rief Körner entsetzt. „Du bist ein seelenguter Mensch, aber hierbei ist mehr erforderlich als der gute Wille. Übrigens wäre es vergebliche Liebesmühe, wie ich dir schon sagte. Du hast mich einen Augenblick schwach gesehen, aber das gibt dir nicht das Recht, mich als einen Menschen zu behandeln, der unfähig ist, seine Angelegenheiten selbst zu Ende zu führen."

„Den Ton kenne ich", sagte Mangold ruhig. „Da du es so ausdrücklich wünschst, werde ich dich natürlich allein handeln lassen. Aber du kannst mir doch nicht verwehren, wenn ich auf eigene Faust ganz diplomatisch in Erfahrung zu bringen suche, ob nicht doch ein verborgener Funke in ihrem Herzen für dich glimmt."

„Wird sie dir gerade verraten", brummte Körner und zuckte die Achseln.

Sein Freund ließ sich durch dieses abweisende Wesen nicht abschrecken, wußte er es doch richtig zu deuten. Er fühlte, wie der andere nach einer Bestätigung lechzte und nur wieder einmal auch ihm gegenüber zu stolz war, sein innerliches Ringen einen anderen Menschen sehen zu lassen.

* * *

Als die beiden jungen Seelsorger aus der Kirche ins Freie traten, schallten ihnen laute, jugendfrohe Stimmen zu den Ohren und sie wurden Zeugen einer lustigen Schneeballenschlacht, die sich auf der Dorfstraße zwischen der Wallersbacher Jugend und den Wandervögeln abspielte.

Knaben und Mädchen beteiligten sich mit dem gleichen Eifer am Schleudern der harmlosen Geschosse, und lauter Jubel erscholl, wenn diese trafen. Den meisten Lärm aber vollführten die gellenden Stimmchen von Liselotte, ihrer Freundin Gretel und dem kleinen Friedel, für deren Kräfte die Entfernung von der feindlichen Partei zu groß war, und die sich nun abseits vom tobenden Kampfgetümmel gegenseitig mit dem spröden Schnee bewarfen. Sie ließen sich nicht die Zeit, ihn fest zu ballen, und so sprühten ihre Geschosse schon in der Luft auseinander und hüllten die kleinen Gestalten in eine weiße Wolke ein, so daß bald drei kleine, jauchzende Schneemänner einander zu bekämpfen schienen.

Die beiden Männer blieben unter dem Portal stehen und genossen eine Zeitlang das lebensvolle Bild.

Sobald Arnold Körner Ingeborg entdeckt hatte, die in der vordersten Reihe kämpfte, wandte er kein Auge mehr von ihrer biegsamen Gestalt. Es schien, als ob sie durch die körperliche Betätigung die Last ihrer Gedanken von sich abschütteln wollte, mit solchem Eifer beteiligte sie sich an dem lustigen Treiben.

„Ich freue mich schon darauf, wie die junge Gesellschaft nach dieser Appetitanregung beim Essen einhauen wird", sagte der Pfarrer, nachdem die beiden eine Weile stumm zugeschaut hatten. „Heute mittag lasse ich mich von ihnen bewirten; du wirst selbstverständlich auch eingeladen. Daß Alwine die Aufsicht über die Kochtöpfe übernommen hat, ist mir eine rechte Beruhigung. In unserem Alter ist man gegen angebrannte Speisen leider empfindlicher als ein echter Wandervogelmagen."

Durch ein geschicktes Führen des Gespräches gelang es ihm, den Gedanken seines Freundes eine andere Richtung zu geben. Ein theologischer Streitfall, der gerade die Spalten der Fachblätter füllte, brachte zu Mangolds stiller Befriedigung Körner sogar in Harnisch, so daß sie in einer hitzigen Diskussion begriffen das Pfarrhaus erreichten, beide Arme schwer beladen mit Gesangbüchern. Denn als der gutmütige Mangold beim Vorbeigehen einem Mädchen ihr Buch abnahm, weil es beim Schneeballwerfen hinderte, hatten ihm auch die übrigen Wandervögel einer nach dem anderen schon bei dieser Gelegenheit sein Eigentum mit bestem Dank zurückerstattet. Er ließ es lachend geschehen und gab die Hälfte seinem Freunde weiter.

Die Wandervögel hatten versprochen, um zwölf Uhr pünktlich zur Stelle zu sein, und sie hielten Wort. Ehe die Turmuhr zum letzten Schlag ausholte, drängte sich schon die lärmende Schar mit leuchtenden Gesichtern zur Tür herein.

Im Nu waren alle mit dem eigenen Eßgeschirr bewaffnet, und ein paar frische Jungen drückten sogleich ihre Ungeduld aus, indem sie mit dem Löffel auf dem Metallteller trommelten und damit einen Höllenlärm vollführten.

Sie durften sich nicht lange an dieser Musik erfreuen.

„Müßt ihr denn gar so deutlich zeigen, daß ihr in den Flegeljahren steckt?" donnerte Ingeborg sie an. „Wir sind doch hier nicht im Wald! Zur Belohnung dürft ihr nachher die Kessel reinigen."

Damit ging sie in die Küche, wo gerade der Maler und Rübezahl, mit großen Schöpflöffeln bewaffnet, die Verteilung begannen.

Die Missetäter machten lange Gesichter, wagten aber nur schwach zu protestieren. Denn Gehorsam gegen alle Anordnungen des Führers oder der Führerin ist eine der ersten Wandervogelregeln. Außerdem waren ihre Kameraden viel zu froh, die unbeliebte Arbeit nicht selbst ausführen zu müssen, als daß bei diesen auf die geringste Unterstützung zu hoffen gewesen wäre.

„Deine Gäste tun wahrhaftig genau so, als ob sie hier zu Hause wären", sagte der Vikar, nachdem er eine Weile mit mißbilligenden Blicken das Durcheinander beobachtet hatte. „Auf dich scheint man überhaupt keine Rücksicht zu nehmen, von mir ganz zu schweigen."

„Das ist ja gerade, was ich will!" triumphierte Mangold, „und ich freue mich diebisch, daß sie mich gar nicht wie eine Respektsperson behandeln. Ich habe ihnen mein Haus zur Verfügung gestellt, und das soll keine Phrase sein. — Schau, schon bekommt der Kritiker den Mund gestopft."

Eva kam auf sie zu und balancierte zwei wohlgefüllte Suppenteller zwischen ihren Kameraden hindurch, die teils noch umherstanden, teils sich nach Indianerweise auf den Boden gelagert hatten. Mit einem schalkhaften „Guten Appetit!" stellte sie die Teller auf das Tischchen, an dem die beiden Männer Platz genommen hatten. Man sah ihr ordentlich an, wie sie darauf lauerte, was der Vikar zu dieser Art von Sonntagsschmaus sagen werde. Aber sei es, daß der bloße Anblick der grauen Suppe ihn sprachlos machte, sei es, daß er keinen Hunger spürte, — er dankte nur und enthielt sich jeder Bemerkung, so daß Eva enttäuscht zurückging.

„Ich möchte wissen, warum er überhaupt hergekommen ist", sagte sie in der Küche zu Ingeborg. „Jetzt macht er ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. Ich wette, Tante Minchen hat ihn klein gekriegt, und jetzt ärgert er sich über den verlorenen Sonntagnachmittag. In der Bahn bekommt er's von mir zu hören, der Pantoffelheld!"

Ingeborg antwortete nicht. Da sah Eva sie von der Seite an und fuhr unwillig fort: „Ich habe wohl bemerkt, wie du gestern den ganzen Abend lang Trübsal geblasen hast, und jetzt machst du wieder gerade solch Gesicht, — das schönste Gegenstück zu dem seinigen."

„Sprich doch nicht solchen Unsinn", erwiderte Ingeborg in ungewohnt barschem Ton.

Da merkte die Jüngere, daß die Verstimmung ihrer Schwester eine tiefere Ursache haben müsse. Am liebsten hätte sie gleich zu erfahren gesucht, was in ihr vorging; aber von verschiedenen Seiten wurde ihre Hilfe lebhaft begehrt, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als eine günstigere Gelegenheit abzuwarten.

Ingeborg sah wohl, wie Eva langsam den Kopf schüttelte, als sie nach der Tür ging, und noch einmal ihr erstauntes Gesicht zurückwandte, ehe sie die Küche verließ. Sie tat aber, als merke sie

nichts, und wer zusah, wie sie unter dem jungen Volke Ordnung hielt und helfend eingriff, konnte gar nicht auf die Vermutung kommen, daß ihre Gedanken mit all dem nicht das geringste zu tun hatten und sich nur mit der einen Frage beschäftigten: Warum ist er doch noch gekommen?

Mangold überlegte unterdessen, wie er es anstellen müßte, um eine Zeitlang mit Ingeborg allein zu sein. Volle drei Stunden hatte er noch Zeit zu handeln, dann mußten seine Gäste abmarschieren, um den Fünfuhrzug zu erreichen. Denn die Bahnstation lag eine Stunde weit von Wallersbach entfernt.

Aber wie er es auch anstellen mochte, der Vikar wich ihm nicht von der Seite. Mit Schrecken sah er den Zeiger der Wanduhr unerbittlich vorrücken. Kam ihm nicht der Zufall zu Hilfe, dann blieb ihm keine Gelegenheit, sein diplomatisches Geschick zu erproben.

Ob er solches überhaupt besaß, hätte er selbst nicht zu entscheiden gewußt. Doch das war jetzt seine geringste Sorge. Er, der meist lange zauderte, wenn es galt, in seinem eigenen Interesse zu handeln, war voller Selbstvertrauen, wenn er eine Möglichkeit sah, andern zu helfen. Er vergaß in diesem Augenblick vollständig, wie lange er selbst gebraucht hatte, um ein Glück zu ergreifen, das schon lange auf ihn gewartet hatte. Ihn trieb nur der Wunsch, diesen beiden Menschen, die ihm für einander geschaffen schienen, zu helfen, und in froher Zuversicht zweifelte er nicht daran, daß es ihm gelingen müsse. —

„Du wirst müde sein. Lege dich doch nach dem Essen eine halbe Stunde aufs Ohr“, redete er seinem Freund eindringlich zu. Aber der sträubte sich beharrlich und versicherte, daß er nicht im geringsten ruhebedürftig sei.

Pfeifen und Rufen der Dorfjugend lockte die Wandervögel bald wieder ins Freie. Auch Ingeborg schloß sich ihnen an, denn mit ihnen Frohsinn zu heucheln schien ihr nicht so schwer, wie dem Vikar gegenüberzusitzen und an einem Gespräch über gleichgültige Dinge teilzunehmen.

So blieben die beiden Männer im Wohnzimmer zurück und sahen durch das Fenster, wie die Kleinen Schneemänner bauten, die Größeren aber in einiger Entfernung eine neue Schneeballenschlacht ausfochten.

Alwine hatte zur Feier des Tages einen besonders starken Kaffee gebraut und kredenzte ihn in großen, geblümten Tassen; Mangolds beste Zigarren sandten feine, blaue Ringe in die Luft; der altväterische Hausrat strömte Gemütlichkeit aus, und besonders die bequemen, ledergepolsterten Lehnstühle schienen einzuladen, dieses Gefühl in beschaulichem Nichtstun auszukosten.

Auf den Vikar blieb die behagliche Stimmung wirkungslos. Als ob er fürchtete, Mangold würde ein Stocken des Gespräches benutzen, sein Leid mit unzarten Fingern zu berühren, benutzte er eine Frage nach seinen wissenschaftlichen Arbeiten, um ausführlich darüber zu berichten.

Sein Gegenüber hörte indessen nur mit halbem Ohr zu. Dem sang das eigene junge Glück Jubellieder in der Brust, und sein Mund wäre davon übergeströmt, wenn er nicht die traurigen Augen vor sich gehabt hätte, die oft sehnsüchtig durch das Fenster blickten. —

Als die Trennungsstunde immer näher rückte und der Pfarrer keine Möglichkeit sah, Ingeborg wenn auch nur wenige Minuten lang unauffällig von den übrigen abzusondern, entschloß er sich, seine Gäste bis zur Bahn zu begleiten und unterwegs die Gelegenheit zu einer Unterredung, wenn nötig durch List, herbeizuführen.

Auf ein Zeichen der Führerin wurde das Spiel unterbrochen. Nach wenigen Minuten waren alle marschbereit; Ingeborg überzählte die Häupter ihrer Schutzbefohlenen, und dann setzte sich die fröhliche Schar in Bewegung.

Die alte Haushälterin blickte ihr nach, bis auch die dicke Adelheid als letzte um die Ecke gebogen war. Mit prüfenden Hausfrauenaugen schaute sie dann befriedigt um sich. Die Arbeit, die ihrer wartete, war geringer, als sie sich vorgestellt hatte; denn die Wandervögel hatten es als Ehrensache betrachtet, vor dem Abmarsch gründlich aufzuräumen und kein schmutziges Geschirr zurückzulassen. Wollten doch zwei Übereifrige sogar den Fußboden aufwaschen, der allerdings sehr reinigungsbedürftig aussah. Aber dagegen hatte die alte Alwine selbst Einspruch erhoben.

„Muß i denn, muß i denn, zum Städle hinaus“, klang ihr noch in den Ohren, und ein gutmütiges Lächeln glitt über ihre groben Züge. Sie hatte wohl bemerkt, wie die übermütige Jugend bei den Worten „und du mein Schatz bleibst hier“

sich lachend nach ihr umwandte und an die Worte Bemerkungen knüpfte, die sicherlich keine Schmeichelei für sie enthielten. Aber das ging ihr nicht nahe. Sie hatte den Spöttern mit dem Finger gedroht, doch lachend das Zuwinken erwidert. —

Die Marschordnung kam den Absichten des Pfarrers entgegen; Ingeborg bildete mit den Kleinsten die Nachhut. So konnte es nicht auffallen, wenn er mit ihr zurückblieb.

Nur mußte Körner abgelenkt werden. Mit Hilfe einiger Tafeln Schokolade versprach Alexander hoch und heilig, dem Vikar nicht von der Seite zu weichen und ihn so viel zu fragen, daß er vollständig in Anspruch genommen wäre.

Und der Plan gelang. Es gab so viel Dinge zwischen Himmel und Erde, über die sich der wißbegierige Junge gern erzählen ließ, daß es ihm an Fragen nicht fehlte. Zwar mußte er zweimal das Thema wechseln, ehe der Vikar anbiß. Aber dann bemerkte Mangold mit Genugtuung, daß in seinem Freund die Lust am Belehren das Übergewicht gewann, und er zu einer eingehenden Erklärung ausholte. Da blieb er selbst unmerklich zurück und wartete, bis Ingeborg ihn erreichte.

Als er nun neben ihr dahinschritt, merkte er erst, daß die übernommene Aufgabe doch nicht so einfach war, wie er sie sich vorgestellt hatte. Aber er war fest entschlossen, diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Nachdem er eine Weile vergebens nach einem geeigneten Übergang gesucht hatte, ließ er alle Diplomatie beiseite und begann unvermittelt:

„Mir ist heute morgen eine furchtbar komische Geschichte passiert, die muß ich Ihnen noch erzählen. Gestern habe ich es fertig gebracht, mir als Bräutigam noch einen Korb zu holen . ."

„Wie schlecht von Ihnen! Jetzt wollen Sie mich zum Schluß noch necken", unterbrach ihn Ingeborg errötend. „Natürlich haben Sie das Mißverständnis brühwarm dem Vikar erzählt." Sie blickte ihn fragend an.

„Ich bin vollständig sicher, daß er Sie nicht damit necken wird", erwiderte Mangold und blinzelte ihr verschmitzt zu. „Sollte er sich aber doch unterstehen, es zu tun, dann brauchen Sie nur daran zu erinnern, wie er selbst die Nachricht von meiner Verlobung aufnahm, und er wird beschämt schweigen."

„Was sagte er denn?" entfuhr es Ingeborg fast wider ihren Willen.

„Zuerst gar nichts. Aber lassen Sie mich der Reihe nach erzählen. Gestern wollte ich nicht mit der Tür ins Haus fallen, und da genügten meine wenigen einleitenden Worte, das schönste Mißverständnis heraufzubeschwören. Das wollte ich heute vermeiden. Ich erklärte also meinem Freunde Körner stolz: ich habe mich verlobt. Meinen Sie nun, er wäre überrascht und erfreut gewesen, wie man das von einem guten, alten Bekannte doch wohl mit Recht erwarten kann? Fiel ihm nicht ein. Als ob ich dem größten Unglück entgegenginge, drückte er mir mit Leichenbittermiene teilnahmslos die Hand, und der Glückwunsch, den er dann folgen ließ, war von einem tiefen Seufzer begleitet. War das nicht sehr merkwürdig?"

Eine unbestimmte Ahnung, daß Mangold nicht ganz ohne Absicht dies erzählte, legte sich ihr plötzlich beklemmend auf die Brust. Sie konnte jedoch nicht erkennen, auf was er hinauswollte und wartete gespannt auf die Lösung.

Da er schwieg und offenbar eine Äußerung von ihr erwartete, sagte sie mit gezwungener Lustigkeit:

„Als Anekdotenerzähler kenne ich Sie ja noch gar nicht, Herr Pfarrer. Etwas anders als Sie mir es ausmalen wird's aber schon gewesen sein."

„Im Gegenteil, — ich habe sogar noch nicht alles gesagt", versicherte Mangold mit ungewohnter Lebhaftigkeit. „Denken Sie nur, er wurde ganz blaß dabei und mußte sich setzen, so nahe ging ihm die Neuigkeit. Ich hatte nämlich nicht sogleich den Namen meiner Braut genannt, und er schien es für ganz selbstverständlich zu halten, daß sie, — nun werden Sie lachen, — Ingeborg Buchner heiße."

Nein, sie lachte nicht. Mangold hatte sie während seiner letzten Worte scharf im Auge behalten, um keine Miene und Bewegung sich entgehen zu lassen, die sie verraten könnte.

Er hätte sich die Mühe sparen können, denn diesem Überfall gegenüber hielt ihre Selbstbeherrschung nicht stand. Ein Zittern lief durch ihren Körper, und er sah, wie die raschen Atemzüge ihre junge Brust hoben und senkten. Wie festgebannt blieb sie stehen, und unfähig, ein Wort hervorzubringen, starrte sie ihn wie zu Tode getroffen mit

weitgeöffneten Augen flehend an. Dann schlug sie die Hände vors Gesicht und begann herzzerbrechend zu schluchzen.

Mangold hätte sich am liebsten selbst auf der Stelle geohrfeigt. Sein erster klarer Gedanke war: der blinde Hesse! was sich nebst einigen andern wenig schmeichelhaften Bezeichnungen auf den Vikar bezog. Dann kam die Sorge, ob auch die Kinder nichts merkten. Aber die stampften schon zehn Schritte voraus durch den Schnee, und schwatzten eifrig durcheinander. Auch hüllte der anbrechende Winterabend alles mit einem grauen Schleier ein und ließ schon auf kurze Entfernungen die Gesichter nicht mehr deutlich erkennen.

„Fräulein Ingeborg," begann Mangold kläglich, „ich konnte ja nicht voraussehen, daß meine Worte Ihnen so nahe gehen würden. Jetzt sehe ich erst, wie unrecht es von mir war, zu scherzen, wo . . ."

Ingeborg schüttelte krampfhaft den Kopf und brachte ihn durch eine abwehrende Handbewegung zum Schweigen.

„Ich hätte Sie auslachen sollen," kam es tonlos von ihren Lippen, „aber da war etwas, das grausam weh tat. Nun geben Sie mir aber bitte Ihr Wort, daß kein Mensch je etwas hiervon erfahren wird; ich müßte mich ja zu Tode schämen."

Sie lächelte ihn unter Tränen an und hielt ihm ihre Hand entgegen, die er schnell ergriff.

„Aber nur als Zeichen, daß Sie mir nicht böse sind, — nicht um mein Wort zu geben", fügte er in einem frohen Ton hinzu, der sie stutzen ließ. „Meine Einkleidung der merkwürdigen Begebenheit war vielleicht ein Fehler, — zugetragen hat sich aber alles genau so, wie ich es Ihnen berichtete, Fräulein Ingeborg." Er hielt ihre Hand fest umschlossen und sprach eifrig weiter. So gingen sie dicht nebeneinander den andern nach.

„Es kann ja nicht sein, Sie müssen sich irren!" wehrte sich Ingeborg gewaltsam gegen die glückverheißenden Worte, die Mangold nun in so froher Überzeugung hervorsprudelte, daß ein Zweifel kaum möglich war.

„Aber was mühe ich mich denn hier noch lange ab", unterbrach er sich plötzlich mitten im schönsten Redestrom. „Wenn Sie mir nicht glauben, dann will ich nur schnell die sicherste Bestätigung holen." Und ehe sie ihn zurückhalten konnte, stürmte er davon und ließ sie in unbeschreiblicher Verwirrung allein zurück.

„Du, Körner," sagte Mangold, als er nicht ohne Mühe den Vikar zur Seite gezogen und seinen Arm untergefaßt hatte, „nimm mir's nicht übel, aber du bist wirklich ein Kamel!"

„Erlaube mal," kam es gereizt zurück, „an Offenheit hast du es mir gegenüber nie fehlen lassen, aber dies . . ."

„ . . . wirst du selbst mir aus tiefstem Herzensgrund bestätigen, noch ehe wir den Bahnhof erreichen. Jetzt rede nicht und tu nur, was ich dir sage. Ich will versuchen, hier vorn deine Beschreibungen und Erklärungen nach bestem Willen zu ersetzen. Ganz am Ende des Zuges wird nämlich eine Erklärung von dir erwartet, die nur Wert hat, wenn du sie selbst abgibst. O Mensch, o Mensch, wie blind warst du, — und wie freue ich mich!" Damit kniff er seinem Freund als Ausdruck seiner Gefühle so kräftig in den Arm, daß Körner schmerzvoll zusammenzuckte, und sich mit einem Ruck losreißend, protestierte:

„Ich glaube, du bist ganz toll geworden!" Aber sogleich fuhr er in größter Erregung fort: „Bitte, sage mir auf Ehre und Gewissen: phantasierst du, oder ist's Wahrheit, was mir so unwahrscheinlich klingt? Bist du sicher, daß..."

„Ich bin sicher, daß sie dich für ein Scheusal hält, wenn du sie noch länger weit hinten auf der Landstraße allein die Nachhut bilden läßt, und daß ich ihr Gesellschaft leiste, wenn du dich nicht beeilst."

„Ich kann's ja nicht glauben!" hörte Mangold ihn noch sagen. Und als er sich nach einigen Schritten umblickte, rieb er sich froh die Hände und lachte leise vor sich hin. Denn der Vikar ließ nicht allmählich die Wandervögel an sich vorbeimarschieren, sondern hatte entschlossen Kehrt gemacht und verschwand schon mit großen Schritten in der Dämmerung.

Alexander und seine Kameraden hatten begründete Ursache, sich über die Zerstreutheit des Pfarrers zu wundern. Dessen Gedanken waren bei zwei Glücklichen, die nicht vieler Worte bedurften, um dem langen Mißverstehen ein Ende zu machen, und gar nicht mehr begriffen, wie es nur so lange hatte dauern können. Hand in Hand

folgten sie der singenden Schar, und immer wieder suchten sich ihre Augen in seligem Entzücken. —

Als die Bahnhofslichter aufleuchteten, hielt es Mangold nicht länger an der Spitze des Zuges aus.

„Ohne mich liefen die beiden jetzt noch mit blutenden Herzen nebeneinander her", sagte er sich stolz, und leitete daraus die Berechtigung ab, als erster an dem jungen Glück teilzunehmen.

Er wurde schon erwartet. Körner schloß ihn mit einem unterdrückten Jubelschrei in die Arme, und Ingeborg streckte ihm beide Hände entgegen.

„Dank für alles, Sie lieber Freund", sagte sie leise, und blickte ihn dabei so selig an, daß er fühlte: dieser Tag hatte sein Leben um eine Freundin bereichert, die bei der Erinnerung an den schönsten Augenblick ihres Lebens stets dankbar seiner gedenken würde.

Und bei dem Anblick der in stummem Entzücken neben ihm gehenden überglücklichen Menschenkinder dachte er froh, daß auch auf ihn selbst das Glück schon wartete, und wenige Stunden später es nichts mehr auf der Welt geben werde, um das er irgend einen Menschen zu beneiden hätte. Klingender Jubel füllte auch sein Herz, und die Sehnsucht nach der fernen Geliebten wuchs ins Unermeßliche. —

Was nützten alle guten Vorsätze, dem jungen Volk heute noch nichts zu verraten, wenn die glänzenden Augen laut verkündeten, was der Mund verschwieg?!

Daß die Führerin erst abwechselnd mit dem Pfarrer und dem Vikar, dann mit beiden zusammen so weit zurückblieb, war doch nicht ganz unbemerkt geblieben. Rübezahl und der Maler, die sich ärgerten, daß ihre Freundin sich ihnen ganz entzog, hatten schon die Köpfe zusammengesteckt und Vermutungen ausgetauscht, die der Wahrheit bedenklich nahe kamen.

So waren Eva und Alexander nicht die einzigen Wandervögel, denen im kleinen Wartesaal beim Schein des hellen Glühlichtes die große Veränderung in dem Gesichtsausdruck der beiden auffiel. Was bedeutete ferner das beständige Lächeln des Pfarrers, und warum wanderten seine Blicke unaufhörlich zwischen Ingeborg und dem Vikar hin und her?

Fast eine Viertelstunde fehlte noch bis zum Abgang des Zuges, und die drei ungeübten Schauspieler mußten bald erkennen, daß es ihnen nicht gelang, ihre Rolle erfolgreich durchzuführen.

„Darf ich's verkünden?" fragte schließlich Mangold. „Bis Wiesenborn haben's die Schelme doch heraus, und da möchte ich doch gerne auch sehen, wie es aufgenommen wird."

Nachdem sich Ingeborg durch einen raschen Blick überzeugt hatte, daß keine fremden Fahrgäste anwesend waren, nickte sie ihm zu.

Auffallend schnell verstummte jedes Gespräch, als er sich nun erhob und für einen Augenblick um Ruhe bat. Doch kaum hatte er die beiden Namen genannt, so erfüllte ein Freudengeheul das kleine Gebäude, daß die Beamten eiligst herbeistürzten, um zu sehen, was es gäbe.

Aber sie drohten nicht mit Strafparagraphen. Lachend schauten sie den urwüchsigen Freudenbezeugungen zu.

Rübezahl und der Maler tanzten wie besessen von einem Bein aufs andere, brüllten „Heil" und warfen ihre federgeschmückten grünen Filzhüte in die Luft. Ihre Kameraden zögerten natürlich keinen Augenblick, es ihnen getreulich nachzumachen.

Auch die Mädchen ließen ihren Gefühlen freien Lauf, wurden aber eher des Schreiens müde und befolgten das Beispiel von Eva, Liselotte und Alexander, die sogleich auf ihre Schwester losgeschossen waren und sie stürmisch umhalsten und küßten.

Die glückliche Braut konnte kaum zu Atem kommen, so schnell wechselten die zärtlichen Gratulanten einander in ihren Armen ab. Auch der Friedel bekam einen herzhaften Kuß auf seinen roten Mund. Als sich dann aber auch die andern Jungen herandrängten, wehrte sie lachend ab. Die mußten sich mit kameradschaftlichen Händedrücken begnügen, äußerten aber auch hierbei soviel warmes Gefühl, daß Ingeborg noch am folgenden Tag die Hand weh tat.

Arnold Körners Augen strahlten wie Sonnen, als er für alle Glückwünsche herzlich dankte. Eva kostete es durchaus keine Überwindung, in etwas gemäßigten Formen Liselottes Beispiel zu befolgen, die dem künftigen Schwager jauchzend um den Hals geflogen war. Und selbst Alexander, der sich sonst immer schimpfend durch die

Flucht rettete, wenn seine Schwestern ihr zärtliches Getue, wie er es verächtlich nannte, an ihm auslassen wollten, ließ heute alle Liebkosungen geduldig über sich ergehen.

Schnell war jetzt die Viertelstunde verronnen, und bald hieß es, von dem gastfreien Wallersbacher Pfarrer Abschied nehmen. Alle umdrängten ihn, um ihm noch einmal für all seine Freundlichkeit zu danken.

Beim Anblick der frohen Gesichter brauchte er nicht daran zu zweifeln, daß das begeisterte Lob, wie schön es bei ihm gewesen sei, aus vollen Herzen kam. Aber auch er konnte aus voller Überzeugung versichern, daß diese beiden Tage zu den schönsten seines Lebens gehörten. —

Als der Zug sich in Bewegung setzte und Mangold allein auf dem Bahnhof zurückblieb, grüßte ihn noch aus den davonrollenden Wagen vierter Klasse ein letztes donnerndes „Heil!"

„Heil und Gottes Segen euch allen!" erwiderte er leise, und wandte sich zum Gehen.

Einsam schritt er durch den dunklen Winterabend seinem großen, stillen Pfarrhaus zu. Aber es war ihm, als ob unterwegs viele gute Geister ihn umschwebten und Zwiesprache mit ihm hielten, so erfüllt war er von dem inneren Reichtum, den diese beiden Tage über sein einsames Leben ausgeschüttet hatten.

Und ein heißes Danklied stieg aus seinem Herzen zu dem sternübersäten Himmel empor.

Anmerkung: Diese Erzählung erscheint im Verlage von Otto Janke, Berlin SW, in Buchform zum Preise von 1 Mark, gebunden 2 Mark. Die Zeichnungen im Text und Umschlag besorgte Kunstmaler Hermann Pfeiffer. Alle Buchhandlungen nehmen schon jetzt Bestellungen entgegen.



Die roten Riesen.

Roman aus dem Hellweg

von

Dietrich Darenberg.

12. Fortsetzung.

23. Kapitel.

Drei Tage lang wartete Frieda, drei lange, entsetzliche Tage.

Wenn sie später nach vielen Jahren an diese Tage zurückdachte, so hatte sie immer ein ganz eigenes Gefühl, das sie zwang, ein fröhliches Wort unausgesprochen zu lassen, und das ihr Lachen jäh zerriß.

Sie war als Kind einmal in einer Menagerie gewesen, und die Mutter hatte ihr die wilden Tiere gezeigt, die hinter den starken Gitterstäben der Käfige schwerfällig und langsam hin und her wandelten, nach hier und dort, und wieder von dort nach hier, immerzu, immerzu, als kümmerten sie die neugierigen Menschen gar nicht, die schwatzend vor dem eisernen Gitter standen. Aber auf einmal duckte sich der große Löwe, und im nächsten Augenblick flog sein Körper gleich einem riesigen Ball mit Blitzesschnelle gegen die dünnen Stäbe, daß der Käfig erzitterte und krachte. Eine grausige Hand griff weit durch die Zwischenräume der Stangen hindurch, während die Bestie mit ehernem Zorneslaut die Menschen anschrie.

Es war entsetzlich; sie konnte wochenlang die geifernde Zunge, die bleckenden Zähne und die glühenden Augen nicht vergessen.

So fast war es in den drei unseligen Tagen, als das Unglück, das sie ahnte, wie jene Bestie auf der Lauer lag.

Drei Tage wartete sie auf seinen Ansprung, drei Tage lang glaubte sie, ihr Herz stände still.

Und am dritten Tage da sprang das Untier an, und die Stäbe des Zwingers zerbrachen wie splitternde, dürre Reiser.

Als Henrich an jenem Morgen die Depesche erbrach und sie sein Gesicht sah, da kam ihr die Ahnung, daß die Stunde nahe sei, vor der sie seit Jahren gebebt hatte.

„Die Wahrheit, die Wahrheit, Henrich!“ flehte sie.

Ein irrer Laut war die Antwort.

„Die Wahrheit, Henrich, sei barmherzig!“

„Laß mich!“

Er schrie es mit dem gellen, leeren Laut der Wahnsinnigen.

„Und wenn es ist, Henrich, ich helfe dir tragen. Wir müssen's ertragen!“

„Weib, laß mich!“

Er stieß sie aus dem Wege, mit roher Faust. Sein Gesicht war bleich und wächsern wie das Antlitz eines Toten, doch seine Augen brannten in flammender Lohe. Verzweiflung, Haß und Wut schrien aus ihnen.

Dann war er fortgestürmt, ohne einen Gruß, ohne ein Abschiedswort. Und nun kamen jene drei furchtbaren, entsetzlichen Tage.

Am zweiten brachten die Zeitungen Kunde von dem, was geschehen. Die Trebertrocknungsgesellschaft war verkracht, mehr als hundert Millionen waren zerronnen, vertan, verspielt, vergeudet; verloren war das Geld, das saure Mühe zusammenbrachte, Stück für Stück, das geizige Hände zusammengescharrt und eifrig gehütet, verloren das Geld, das die Sorge der Eltern den Kindern in die Hand gedrückt hatte.

In diesem Jahre sind in den Dörfern und Städten des Hellwegs die Tränen reichlicher geflossen denn sonst. Mancher breite, stolze Hof ist feil geworden und hat seinen Besitzer gewechselt, mancher kleine Kaufmann hat still seinen Laden geschlossen und ist zum Kohlberg oder in die Fabrik gegangen, um Nachfrage nach Arbeit zu halten. In den großen Städten aber hat in mancher Villa und in manchem stolzen Palast die Lust der Feste geschwiegen; die Bewohner der herrlichen Häuser sind stumm und mit zusammengekniffenen Lippen durch ihre prächtigen Räume geschritten und haben ihre umflorten Blicke über

köstliche Bronzen und weiße Marmorleiber gleiten lassen, über wunderschöne Gemälde und altes Porzellan, über seidene, schwellende Polster und allerlei Prunkgerät. Mit hungrigen Augen haben sie das alles gemustert und sich zuletzt abgewandt mit einem Seufzen, das aus wunder Brust kam.

Frieda Steinkamp fürchtete Jahr für Jahr den großen Zusammenbruch. All das Gold, das ihnen zugeflossen war, machte ihr keine Freude. Zu Anfang freilich gelang es ihr, ihres Herzens heimliche Angst zu übertäuben und vom Augenblicke alles zu nehmen, was er geben konnte. Doch mit der Zeit widerte sie die bacchantische Lust an; sie wurde satt, übersatt, zum Verdrusse Henrichs, der unersättlich schien.

Ein tiefer Spalt klaffte zwischen ihr und Henrich.

Ihr Warnen und Mahnen war ihm lästig; er wehrte ihren Worten; aber als sein gleichgültiges Gesicht und seine sorglose Miene ihre Sorge nicht einschläferte, sondern ihre Zunge noch beredter machte, da fand er spitze und bittere Worte, die dazu so laut wurden, daß sie schweigen mußte.

Ihre Angst aber brachte Henrich nicht zum Schweigen.

Sie empfand zuletzt ein Grauen vor dem Golde, darin Henrich wühlte. Ohne Arbeit, ohne Mühe floß es ihm zu. Sie begriff das nicht. Henrichs Tun erschien ihr wie ein leichtfertiges, frevles Spiel, und was er auch sagen mochte, ihr kam nicht der feste, fröhliche Glaube, daß das Gold wie jenes sei, welches die Arbeit des Bauern münzte.

Wie mit einem Fluch beladen schien es ihr. Es konnte keinen Segen bringen.

Aber niemand wollte auf sie hören, Henrich nicht, ihr Vater nicht.

Gewiß, sie verstand von all den Geschäften wenig, so gut wie gar nichts; es konnte ja sein, daß Tausende ebensolchen Gewinn einstrichen, unbesorgt und ohne den Gedanken daran, woher er stammte; es mochte schon töricht sein, daß sie glaubte, der Reichtum fließe aus einer Quelle mit reichlichem Bodensatz.

Aber vor dem heißen Gefühl ihres Herzens bestanden die Gebilde des Kopfes nicht; sie waren wie Kartenhäuser, die ein Hauch zu Falle bringt.

Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen.

Nun war alles dahin, verloren alles, Haus und Hof; sie waren arm, arm wie die Taglöhner in ihren Einwohnerhäusern drüben am Nuttweg.

Aber dies alles war noch nicht das Schlimmste.

Wo blieb Henrich? Wo war er? Warum kam er nicht heim?

Furchtbare Fragen!

Und je länger sie darüber nachdachte, desto grausamer bohrte sich der Stachel der Angst in ihre Seele. Sie lief hin und her durch die Räume des Hauses; ihr Herz drohte zu zerspringen, wenn die Schelle an der Tür erklang.

Sah sie auf ihre Kinder, dann warf sie der Jammer fast zu Boden. Die wußten von alledem nichts; sie aßen und tranken wie sonst, sie gingen zur Ruhe, wenn ihre Zeit kam, sie standen auf aus ihren Betten wie immer, ihr Spiel erfreute sie nicht weniger als ehedem, ja, sie fragten nicht einmal nach dem Vater.

Sie waren es ja gewohnt, daß er so selten daheim blieb.

Was aber konnte ihnen die kommende Stunde schon bringen?

Die kommende Stunde? Nein, jeder Augenblick!

Wie eine Kugel im Rade lief das Schicksal, lief und lief. Und wehe, wenn die Kugel stand, wehe, wenn sie zur Ruhe kam!

Der Augenblick entschied über die Kinder, die sorglosen Geschöpfe, die jetzt nur dem Tage lebten und wie im Traum durch das Jugendland schritten — auf ebenen Pfaden.

Drei Tage lang tummelte sich die Kugel im Rund des Rades, während sie Frieda mit brennenden Augen verfolgte.

Sie hat die Tage nie vergessen können, in ihrem ganzen Leben nicht!

Dierkhinnerk Schulte-Persting, ihr Vater, kam zu ihr herein in die Stube. Die Muskeln seines Gesichts zuckten wie vor grimmem Schmerz, seine Rede erklang gleich der eines kranken Mannes. Der Zorn in seinem Auge war wie ein Zwerg, der sich vergebens streckt und strafft, ohne wachsen zu können, weil die Natur es ihm versagt.

Er sah ihre Not, und sie machte ihn stumm. Lange Zeit.

Doch als er endlich ein paar armselige Worte fand, da glichen sie dem strauchelnden Kinde, das seine Füßchen noch erst gebrauchen lernen muß.

„Dat schmiet us üm."

„Jo, Vadder!"

Wie sollte sie hochdeutsch reden, da ihre Worte aus übervollem Herzen quollen!

„Wo is hei?"

„Ick weit et nich!"

„Het hei di nicks saggt?"

„Kein Wort!"

„Min Gott, min Gott!"

„Wenn 'ck iehm doch helpen könn'! Wenn hei blot dat nich deit, o, dat nich, Vadder!"

Dierkhinnerks Kopf sank vornüber, sank tief herab.

„Lot us hoffen, dat Beste hoffen!"

„Ick kann 't nich!"

„Düt het hei nich wollt, düt is nich sine Schuld! Hei find't sick taurecht!"

Sie klammerte sich an das Wort, wie sich ein Ertrinkender an den elenden Strohhalm klammert, der vor ihm über die grundlose Tiefe treibt.

Ein wenig Hoffnung gaben ihr die Worte doch.

Aber als dann ihr Vater gegangen war, den selber die Unruhe und der Gram hin- und hertrieb, da zerbrach ihr der Stecken der Hoffnung, wie ein dürrer, morscher Ast zerbricht, auf den man sich stützen will.

Oh, wenn sie sann und nachdachte, so mußte sie sich sagen, daß sich Henrich nicht zurechtfinden konnte. Er konnte es nicht, denn dazu war keine Kraft in ihm, kein Mut, kein Vertrauen.

Sein Wille war viel zu schwach; denn der Genuß hatte ihn zermürbt, die Arbeit hatte ihn nicht gestählt. Henrich besaß die Kraft nicht, von vorne anzufangen; er forderte das Schicksal nicht heraus, um mit ihm zu ringen und es zu zwingen, ihm zu geben, was er begehren durfte.

Er lag am Boden, lag langausgestreckt auf dem Boden; er blieb liegen und sprang nicht auf die Füße.

Er konnte es nicht!

Nein, er wollte es nicht; denn wenn er sich aufrichtete, so mußte ja sein Blick weit in die Runde schweifen über ein weites, ödes Trümmerfeld. Und vor dem Anblick bebte er zurück.

Er war ein Feigling und ein Egoist, der nur an sich dachte, nur an das, was er selbst verloren hatte! — — — —

„O Gott, strafe mich nicht darum!" flehte Frieda in ihrer Seele; denn sie erkannte mit Schaudern, wohin die Gedanken sie trugen.

Hatte sie denn ein Recht, so zu reden, so lieblos zu richten? Hatte sie ein Recht dazu, so zu sprechen, selbst wenn geschehen würde, was ihr nicht aus den Sinnen kam?

Sie hatte das Recht nicht!

Denn über solches Irren, über solche Fehle der Menschen durfte kein anderer Mensch zu Gericht sitzen.

Oder durfte er es doch?

War es nicht Feigheit, wenn man die krasse Selbstsucht beschönigen wollte, wenn man sie Irren nannte, und bestritt, daß sie eine Schuld sei? Wer irrte, der hatte doch den Willen zum Guten, den starken, rührigen Willen. Den aber besaß der Egoist nicht, weil man den Willen nicht gutheißen konnte, der nur für den wirkte und schaffte, der ihn gebar.

Doch nein, sie durfte nicht richten; denn noch war nichts geschehen, was ihren Spruch rechtfertigen konnte; nicht das geringste war geschehen!

Drei endlose Tage wartete Frieda, wartete auf die Erlösung von dieser entsetzlichen Pein, bis endlich der vierte Tag die Gewißheit brachte. Eine gräßliche Gewißheit; aber dennoch leichter zu ertragen als die Qual der verflossenen Stunden.

Henrich Steinkamp hatte sich in seinem Hotel erschossen.

Nicht eine Zeile hatte er hinterlassen, nicht ein Wort für die, die er zurückließ.

In der Stunde, da er die Tür zu dem dunklen Hause des Todes eigenmächtig aufstieß, dachte er nicht an die, denen er der Nächste war, nicht an sein Weib und seine Kinder. Nur sich selber sah er, sah sich in künftigen Jahren durchs Leben schreiten, begleitet von zwei Gestalten, denen er gram war, so lange er denken konnte: zur Rechten schritt ihm ein ernstes, hehres Weib, die Arbeit, die mit mißbilligendem Blick nach seinen weichen, weißen Händen sah; zur Linken stampfte mit schwerem Schritt ein finsterer Geselle einher, der Mangel, der ihn so eigenen Blickes prüfte.

Er wollte nicht durchs Leben wandern in solcher Gesellschaft; er wollte weder dem ernsten Weibe folgen, noch stets den üblen Gesellen neben sich dulden. Und da er nicht wußte, wie er jene verscheuchen konnte, so stahl er sich aus ihrer Mitte hinweg, auf immer.

So hatte er eines doch: die Ruhe!

Ohne ein Wort für sein Weib war Henrich gegangen, ohne jenen Schrei aus tiefster Seele, der das Mitleid rührt und in die Brust dringt wie der Sturmwind in den Wald, welcher die Bäume rüttelt und schüttelt, bis alle morschen und verdorrten Äste zu Boden sinken.

Ja, ohne diesen letzten, gellen Schrei, der des Lebens Not allgewaltig malt, und den, der richten möchte, schweigen heißt!

Frieda Steinkamps Jammer wurde nach dem vierten Tage stumm; er sprach weder aus Worten, noch aus Tränen, so daß sie manche eine harte Frau schalten und den Toten bedauerten, dessen Weib sie gewesen. Aber neben dem Jammer, der ihr Herz zerfraß, wuchs die Verachtung auf, die ihn beim Werke störte und zu ihm sagte: Nage nur, so lange du kannst; aber bald arbeitet dein Zahn vergebens; denn dies Herz soll hart und starr werden wie Stein und Stahl!

Was war Henrich ihr gewesen, gewesen von Anfang an? Was hatte er ihr gegeben?

Was hatte ihn zu ihr geführt?

Der Rausch einer Stunde! Sein heißes Begehren!

Und gegeben hatte er ihr wenig, fast gar nichts. Oder doch? Ja, gute Worte, wie sie im Alltag fallen, die gab er; Vergnügungen und Zerstreuungen, die bot er, mehr als genug, und dann Geschenke, die für Gold zu haben waren, gewiß, daran ließ er es nicht fehlen.

Aber was bedeutete das alles?

Wenig oder gar nichts!

Liebe gab er nicht, nicht die treue, heilige, selbstlose Liebe, die aller Güter Krone ist.

Aber warum gab er die nicht? — —

Weil er sie nicht geben konnte, weil er dazu viel zu klein und erbärmlich, viel zu eitel und selbstsüchtig war.

Alles war klein an ihm, alles Gute war so klein an ihm. — — —

Frieda wehrte sich mit aller Macht gegen solche Gedanken; aber sie kamen immer wieder.

Sie war die Mutter der Kinder Henrichs, und darum mußte sie das alles von sich weisen.

Und ihr Wille zwang nieder, was ihr Herz versteinern wollte; ihr Wille und ihr Pflichtgefühl blieben Sieger. Doch erst nach vielen, vielen Jahren, da so vieles andere in ihr Leben getreten war, konnte sie Henrichs mit jener sanften, stillen Trauer gedenken, die keinen Vorwurf, keine noch so leise Anklage findet; da erst wußte sie, daß im Leben der Menschen nichts ohne Wahl und Absicht geschieht, wenn der höhere Wille auch verborgen bleibt. Und wie alle, die dies wissen und erfahren, fand auch sie die große verstehende und verzeihende Liebe, die Liebe, die alle Menschen umschließen möchte, weil sie Menschen sind.

* * *

Kahlert und Frau Julie hatten Abendbrot gegessen und lasen nun in der „Mappe", auf die sie bei ihrem Buchhändler abonniert hatten, und die sie mit dem deutschen Schrifttum der Gegenwart bekannt machte, so weit es Zeitschriften vom „Daheim" bis herab zu den „Meggendorfern" vermögen.

Das Licht der Lampe fiel gedämpft durch den grünen Schirm. Eine wohlige Wärme durchflutete das Zimmer. Draußen aber heulte der Novembersturm, und dicke Regentropfen trommelten gegen die Fensterscheiben.

Frau Julie schaute auf.

Sie hob ein wenig die vollen Schultern, sah zum Fenster hinüber und sagte: „Huhuhuhu, was ist das hier mollig!"

„Ja, ein Hundewetter ist's; gut, daß ich nicht hinaus brauche."

Frau Julie antwortete nicht; sie biß herzhaft in einen Apfel und fuhr in ihrer Lektüre fort; denn sie wollte kein Gespräch anknüpfen, weil sie viel zu begierig auf „ihr" Schicksal war. „Sie" hatte nämlich die Wahl zwischen zweien, und ihr Geschick war beinahe tragisch — insofern nämlich, da „sie" leider nur einem von beiden angehören durfte.

Es war so still und traulich in dem Zimmer; die Pendule auf dem Klavier sang in leisen, weichen Tönen und störte die beiden nicht.

Kahlert ließ das Heft sinken — er las die „Jugend" — und horchte auf das Unwetter draußen. Behaglich sog er an seiner Zigarre. Herrgott, es war doch gut, daß man so im Trocknen saß!

Schrill erklang die Glocke der Haustür.

Kahlert sprang schnell auf und ging hinaus. Er dachte an irgend einen Betriebsunfall. Heute hatte Fahrsteiger Bürger den Dienst, und dann mußte es schon schlimm stehen, wenn der ihn rufen ließ.

Einer der Nachtwächter der Zeche trat in den Flur.

„Was ist los, Lühberg?"

„Es brennt, Herr Betriebsführer!"

„Wo denn? So sprechen Sie doch, Menschenkind!"

„Beim Schulte-Persting!"

Kahlert fuhr unwillkürlich zurück.

„Was sagen Sie? Also nicht auf der Zeche?"

„Nein, da nicht; aber wenn Sie auf die Haustreppe hinaustreten, Herr Betriebsführer, können Sie es sehen."

Kahlert öffnete schon die Haustür. Hell leuchtete die Lohe durch die dunkle Nacht.

„Es ist gut! Sie können jetzt gehen, Lühberg!"

Er sagte es mit eigenem Klang in der Stimme. Und da stand Frau Julie schon hinter ihm und sah nach dem blutroten Nachthimmel.

„Wo ist das?"

„Auf dem Perstinghofe!"

„Auf — — dem — — — Perstinghofe?" —

Schweigend traten sie zurück in das Haus und gingen langsamen Schrittes in die Wohnstube. Im hellen Lichte der Lampe suchten sich ihre Augen. Eine Sekunde lang bohrte sich Blick in Blick. Dann wandten sie beide die Augen ab. Sie schwiegen noch immer.

Aber sie wußten es mit voller Gewißheit, daß der gleiche Gedanke in der Seele eines jeden war, der gleiche, furchtbare Gedanke.

Jeder von ihnen bebte davor zurück, ihm Worte zu leihen; denn diese Worte hätten die Ehre eines Menschen mit Keulen totgeschlagen.

Auf dem Perstinghofe fraß eine gierige Lohe Haus, Scheunen und Stall. Und die Lohe fraß das alles kaum vierzehn Tage nach Henrich Steinkamps Tod, kaum vierzehn Tage nach jenem Riesenkrach, bei dem Dierkhinnerk Schulte-Persting eine ungeheure Summe — man sagte über zweihunderttausend Mark — verloren hatte.

„Ich muß hin, Julie!"

„Ja!"

Sie riet mit keinem Worte ab, sie dachte nicht daran, daß Dierkhinnerk Schulte-Persting ihrem Manne aus tiefster Seele gram war. Fast schien es ihr als eine Wohltat, mit ihren Gedanken allein bleiben zu können.

Kahlert zog in aller Eile seine Stiefel an und fuhr in seinen Regenrock.

„Bis nachher, Julie!"

„Bis nachher!"

Mit fliegenden Schritten eilte er über die kotige Straße. Fauchend fiel ihn der grimmige West an und schleuderte ihm seine Geschosse ins Gesicht: dicke, schwere, kalte Regentropfen. Er achtete es nicht, sondern schritt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, noch schneller seines Weges dahin.

Herrgott, der alte Schulte-Persting!

Das war sein Ende, das war sein Ausgang! Wie mußte Wilm das treffen! Wilm und Lene!

Aber eine leise Stimme seines Herzens sprach: „Du tust ihm bitter unrecht! Du verdammst einen Menschen, der ohne Schuld ist!"

Und die Stimme wurde lauter und lauter; sie mahnte die flatternden Gedanken zur Ruhe, zur Besonnenheit.

Nein, es konnte ja nicht sein!

Was hätte denn dies alles genützt? Wozu wäre es nun geschehen?

Dies konnte ja das andere nicht aufhalten; im Gegenteil, es wäre das Ende selbst gewesen.

Eine große Torheit, weiter nichts!

Aber wer wußte, was in der Seele eines Menschen lebte! Rannten nicht so viele blind in ihr Verderben? War es nicht tausendfach der Fall, daß der böse Dämon Verzweiflung die Menschen in tragischer Verblendung die Straße führte, die am Abgrund, am bodenlosen Abgrund, endete? — — —

Zwischen Furcht und Hoffnung hin und her geweht wie ein schwankes Rohr im Winde schritt Kahlert durch Nachtdunkel und Regensturm.

Heller und heller leuchtete die Lohe.

Nun bog er in den Hofweg ein.

Geschrei und Rufen und lärmende Stimmen, dazwischen scharfe Kommandorufe! Dunkle Gestalten huschten hin und her durch den Feuerschein. Das Brüllen des Hornviehes zerschnitt den Lärm; das helle, markerschütternde Angstgewieher eines Rosses schwebte über dem dumpfen Gebrüll. Und höher und höher bäumten sich die feurigen Schlangen, warfen mit giftigem Fauchen ihre Riesenleiber empor, als wollten sie sich in die dunklen Wolken des Novemberhimmels verbeißen.

Und nun stand Kahlert auf der Brandstätte.

„Do kümmt de Wehr von Böggerhusen!"

„Noch ne Füersprütze!"

„Jungens, nu men ran!"

„Helpt nicks, 't helpt nicks!"

„Dann goh no Hus!"

„'t is ok dat Beste; jüs kennt us de Buren jo doch nit!"

„Holt din Mul!"

„Recht het hei! Wat geiht us dat an! Wat brennen sall, mat brennen!"

„Verbrenn du di de Tunge nich!"

„Dann hal wat in 'ne Pulle, taum Löschen!"

Wieherndes Gelächter.

„Nu kiek es blot, de Kopmann Krüper! De spiellt sick op, as wenn hei Füermester wör. Hört es, Jungens, hört doch!"

„Ran, Leute, ran! Das Wohnhaus muß kalt bleiben! Das andere is zum Deibel!"

„Hört doch blot, Jungens!"

„Ach wat, lot den ollen Strohwisch, de kann sin Mul nich stille stohn loten."

„Zum Donnerwetter, zurück, Krüper! Sind Sie Spritzenmeister? Los, in die Kette, zum Wasserfassen! Das können Sie allenfalls!"

„Nu lustert doch es, lustert! Wie mi dat freit, dat iehm de Spritzenmester de Snute wäschet!"

„Süh', de Gendarm!"

„Wat well de hier?"

„Di halen!"

„Mi? Ne, dor mat hei sick en annern utseiken; ieck löchte blot unner dat Holt, dat in minen Herd is!"

„Wo is de Perstingbur?"

„Na, dat sall mi wünnern!"

„Di wünnert gar nicks; ieck well di morgen küern hören. 'n Bur is en Bur, de steiht bi de Grauten. De Kreih segg tau de Kreih: Ick dau di nicks!"

„Kerl, wenn di blot van Nacht nich noch wat op dat Mul fällt, dann kannste van Glück nohseggen."

„Kiek, nu krieggt hei di, de Gendarm!"

„Vorwärts, ihr Leute, an die Wassereimer!"

„Wer betahlt us? Sei veellichte?"

„Sie wollen nicht? Dann scheeren Sie sich fort, auf der Stelle, sage ich Ihnen! Gaffer haben wir hier genug und Ihre weisen Worte können Sie sparen!"

„Zum Donnerwetter, wollen Sie gehen oder nicht?"

„Kumm, Karl, kumm, denn wellt wi noch ein Hellet drinken! Junge, en schäun Füerken is 't ommer doch!" — —

Vielerlei Stimmen drangen an Kahlerts Ohr; denn die Brandstätte stand dicht gedrängt voll Menschen: Bauern, Leute aus dem Dorfe und Bergleute, die von der Schicht kamen. Am unverdrossensten arbeiteten die Wehren und die Bauern, unter den Bergleuten waren manche, die müßig dastanden und viele Worte machten.

Warum sollten sie sich für den Schulten schinden und plagen, für den Schulten, der sonst stolz über sie hinwegsah?

Wer wußte überhaupt, ob man ihm einen Gefallen tat, wenn man mit angriff, und dann, es hatte ja bei dem Sturme gar keinen Zweck. Das hier mußte brennen, bis es nichts mehr zu brennen gab.

Auch Kahlert sah, daß das Löschen vergeblich war. Die Wehren stellten auch bald die Arbeit ein. Als er gekommen war, hockte eben die Flamme auf der First des Langhauses, und sie lag dort einen Augenblick auf der Lauer gleich einem wilden, fauchenden Raubtier mit glühenden Augen, das zum Sprunge anhebt. Und das Untier sprang von Giebel zu Giebel, schlug seine Krallen in das Eingeweide des Hauses und fraß und fraß mit furchtbarer Gier, ohne satt zu werden.

Da war nicht viel zu retten; nur das Vieh zog man zur Not aus den Ställen und trieb es in den Kamp draußen, wo es nach dem warmen Stall eine üble Lagerstatt fand.

Jette Schulte-Persting stand vor dem Backofen am Gartenzaun. Der Schein des Feuers

lag auf ihrem Antlitz, das so bleich war wie Kalk an der Wand. Ihre Lippen waren fest zusammengekniffen wie bei einem Menschen, der seinen Schmerz gewaltsam verbeißen will.

Kahlert trat auf sie zu. Er reichte ihr stumm die Hand. Sagen konnte er in diesem Augenblick nichts.

Es war, als wollte sie seine Hand nicht loslassen, als warte sie auf ein Wort aus seinem Munde. Er sah das Fragen in ihren Augen. Was sollte er sagen?

Durfte er sagen, daß sein Herz nicht einen Augenblick daran gedacht habe, daß es nie und nimmermehr sein könnte? Brachten ihr seine Worte den geringsten Trost?

Nein, sie nahmen ihr alles, auch die armseligste Hoffnung; denn der Zweifel machte ihre Ohren fein und scharf, und sie mußte seinem Tone anmerken, daß nicht der frohe, jauchzende Glaube in ihm war; sie mußte es merken, weil er nicht heucheln konnte, wenn er in ihre Augen schaute.

Herrgott, was sollte er sagen, wenn selbst das Weib des Mannes nicht glauben konnte?

„Sie dürfen hier nicht bleiben, Frau Schulte-Persting!"

„Ja . . . ja!"

„Darf ich Sie zu Frau Steinkamp führen?"

Da kam Leben in ihre Gestalt.

Zu Frieda! Zu Frieda! Der konnte sie ihr Herz ausschütten, zu der konnte sie reden; denn sie mußte mit einem Menschen sprechen, weil sie sonst fürchtete, den Verstand zu verlieren.

Zu Frieda!

Die mußte sie verstehen, mußte ihre Not begreifen können. Ach, wenn Wilm doch hier wäre!

Kahlert führte sie weg von der Brandstätte. Er versprach ihr, Wilm zu benachrichtigen. Dierkhinnerk Schulte-Persting hatte er bei dem Brande nicht gesehen.

---

24. Kapitel.

Heulend brauste der Sturmwind durch das tiefe Dunkel der Novembernacht. Mit grimmiger Wut schlug er seine Fänge in das kahle Gezweig der Bäume zu beiden Seiten des Weges und rüttelte und schüttelte sie, daß sie wie vor Schmerz und Angst stöhnten und ächzten. Von Zeit zu Zeit öffneten die Wolken ihren Schoß, und der Regen, vermischt mit Hagelkörnern, rauschte in Strömen herab. Die Straße glich einem Kotmeer und war überall mit Pfützen voll lehmigen Wassers bedeckt.

Dierkhinnerk Schulte-Persting achtete weder des Sturmes, noch der kalten Regenschauer. Mit fliegenden Schritten eilte er über die Straße, watete durch Schmutz und Wasserlachen, stolperte über aufgeschichtete Steine und versank bald an dieser, bald an jener Seite des Weges in dem mit Wasser gefüllten Graben. Der Sturmwind hatte ihm den Hut längst entführt; aber barhäuptig eilte er weiter.

Vorwärts, nur vorwärts!

Zu ihm, zu ihm! Zu Wilm!

Es war eine furchtbare Nacht. Keuchend vor Anstrengung blieb er oft ein Weilchen stehen; aber immer wieder trieb die Angst seine Füße vorwärts, mochte ihm auch die Müdigkeit wie Blei in den Kniekehlen liegen und das Blut in seinen Schläfen und Pulsen rasend hämmern.

Die entsetzliche Angst jagte ihn weiter, jagte ihn wie ein gehetztes Tier, das den letzten Hauch daransetzt, den grimmigen Hunden zu entkommen. Dierkhinnerk wußte nun, daß ihn die roten Riesen unter die Füße getreten hatten. Sie waren Sieger geblieben; er hatte verloren.

Verloren, verloren!

Als er in Henrichs bleiches, entstelltes Angesicht sah, da war sein Trotz zerbrochen; sein Mut war ihm entsunken, er bebte zurück vor dem Kampfe. So klein und ohnmächtig kam er sich vor, so matt und zerschlagen. Er hatte nicht einmal die Kraft, seinen Groll und Zorn auf Henrich laut werden zu lassen; vor der Majestät des Todes schwieg das alles in ihm, und er fühlte nur eine große, grausame Leere in seiner Seele.

Henrich war seine Hoffnung gewesen; Henrich sollte sein Helfer sein in dem Kampfe gegen die roten Riesen. Das Geld, das er ihm anvertraute, glaubte er in sicheren Händen, und was es ihm eintrug, sollte das ersetzen, was die roten Riesen dem Perstinghofe geraubt hatten. Dann konnte sein Hof stolz vor ihnen bestehen.

Aber die große Summe war dahin, verloren bis auf den letzten Pfennig. Frieda, seine Tochter, war arm wie die Tochter des letzten Häuslers; der Perstinghof trug eine Schuldenlast

von sechzigtausend Mark, und zwanzig Morgen des besten Weizenackers waren auch dahin.

So müde, so verzagt und mutlos hatte sich Dierkhinnerk gefühlt.

Was er auch tun und versuchen mochte, es half alles nicht. Die roten Riesen ließen nicht nach, sie wollten ihn verderben.

Und nun war das Ende da.

Jetzt, da hinter ihm in weiter Ferne — oh, er hatte nicht einmal den Blick gewandt — fraßen die gierigen Flammen Scheunen und Ställe, sie fraßen das Langhaus samt allem, was darinnen war. Ein öder Aschenhaufen würde auf der Hofstätte liegen, qualmend und schwelend noch einige Tage hindurch, ein riesiger Hügel von Schutt, Lehm und Steinen, von verkohlten Balken und Sparren, über den die roten Riesen stolz hinwegsahen!

Aber das war ja nicht das Schlimmste!

Wenn die roten Riesen nur das gewollt hätten, oh, er wäre gewiß darüber hinweggekommen. Jetzt glaubte er, daß er darüber hinweggekommen sei. Der Perstinghof war sein Liebstes gewesen, was er auf der Welt gekannt hatte; ihm hatte er alles geopfert, um ihn hatte er seinen Sohn in die Welt hinausgestoßen, um ihn die Schwester unglücklich gemacht.

Aber es gab doch noch etwas, das mehr bedeutete als der stolze Hof.

Die Ehre!

Wie hatten ihn die Leute so sonderbar angesehen, als er vor dem brennenden Hause stand. Er sah das Fragen in ihren Augen, das Lächeln um ihren Mund; er sah, wie manche der alten Bauern so scheu zu ihm herblickten. Was lag in ihrem Blick? Zorn und Bitterkeit, aber auch Schmerz und Mitleid.

Er wunderte sich, warum sie ihn so anschauten, seine Gedanken forschten, was sie haben mochten.

Und da war das Wort an sein Ohr gedrungen, das ihn fast niederwarf, das ihm des Rätsels grausame Lösung brachte.

„Wat brennen sall, mat brennen!"

Also er, Dierkhinnerk Schulte-Persting, war ein Brandstifter, ein heimtückischer, ehrloser Brandstifter, der seinen eigenen Hof in Flammen aufgehen ließ, um sich vor dem Zusammenbruch zu retten!

Sie alle, die auf der Brandstätte standen, glaubten es; er las es in ihren Blicken und Mienen.

Und doch war er unschuldig. Diese Tat befleckte seine Seele nicht; nicht einmal der Gedanke daran war in seinem Herzen gewesen, niemals, zu keiner Zeit. Ja, er sah es jetzt, daß er so viel Unrecht getan hatte. Der Pfarrer hatte recht: seine Bitterkeit war über ihn Herr geworden, und er hatte an Wilm und seinem Weibe, er hatte an vielen gesündigt; aber dies eine konnte ihm niemand vorwerfen; denn seine Seele war rein davon.

Aber wer glaubte es ihm? Wer glaubte es ihm? —

Er sah die Blicke und Mienen derer, die auf der Brandstätte um ihn her standen, er hörte ihre Worte, vernahm, wie sie von dem Gendarmen redeten.

Und unter den Bergleuten waren einige, die so seltsam lächelten, die auf den Gendarmen wiesen, der im Schein des Feuers nach hier und dort ging.

Wen suchten seine Augen?

Oh, Dierkhinnerk wußte es wohl! Ein Ahnen war ihm gekommen, daß jener kam, ihn zu holen. Und wenn er ihn gefunden, dann würde er mit lauter Stimme gesagt haben: „Im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet, Schulte-Persting!"

Dierkhinnerk Schulte-Persting sprang förmlich gegen den Sturm an, der sich ihm entgegenwarf in seiner blinden Wut, als wolle er ihm die Flucht verwehren und ihn dem Häscher überliefern, der nach ihm ausgeschickt war, um ihn in das Gefängnis, in die öde, kahle Zelle zu führen, in der, wer wußte, welcher Dieb, Räuber und Mörder gesessen und in ohnmächtiger Wut an den eisernen Stangen des Gitters gerüttelt hatte. Und in die gleiche Zelle kam er, Dierkhinnerk, der Schulte vom Perstinghofe!

Oh, nur das nicht, nur das nicht!

Das war schlimmer als der Tod, so grausig der auch sein mochte, der Tod in der dunklen, kalten Tiefe des Wassers oder der Tod aus dem blanken, stählernen Lauf des Revolvers. — —

Der Schweiß rann ihm in dicken Tropfen von der Stirn; er fühlte, wie es ihm heiß den Rücken hinunterlief, und gleich darauf war es

ihm, als schiebe sich ihm eine eisigkalte Hand den Rücken herauf, die bis zum Nacken kroch. Und nun kam eine andere Hand, die seine Kehle umspannte, und die beiden würgten ihn, daß er nach Atem rang und einen lauten Schrei des Schmerzes hinausschrie, den der Sturm forttrug.

Zu Wilm, zu Wilm!

Das war der einzige, der ihm helfen konnte; der würde ihm beistehen, trotz allem, was geschehen. Wilm würde es tun!

Weiter, nur weiter! Seine Füße mußten ihn zu Wilm tragen, und wenn ihm der Weg auch endlos erschien, wenn es gleich war, als wolle diese entsetzliche Nacht niemals dem Tage weichen.

Wilm würde ihm beistehen gegen die roten Riesen!

Mochten diese auch den Perstinghof zu Grunde richten. Was tat's? Wilm, seinem Sohne, stand ja der Perstinghof nicht an erster Stelle; er kannte anderes, das ihm viel höher und besser erschien.

Und war nicht auch die Ehre seines Vaters weit mehr als der Perstinghof?

Gewiß, wer konnte daran zweifeln!

Darum würde Wilm ihm helfen und ihn nicht zurückstoßen. Und er konnte ja helfen; alle Leute sprachen von ihm und seiner Tüchtigkeit, alle Leute sprachen von seinem Glück. Sagten sie nicht, daß ihm alles gelänge, was seine Hände angriffen, daß er alles zurechtbiege, was nicht passen wollte?

Ja, Wilm konnte helfen!

Er mußte seinem Vater helfen gegen die roten Riesen. Mit dem Perstinghof waren sie nicht zufrieden; sie tasteten nun seine Ehre an, sie wollten nicht ruhen, bis die kahle, dunkle Zelle ihn umfing.

Und er war doch unschuldig, an diesem unschuldig!

Aber warum kam das alles über ihn? Warum suchte ihn das Unglück heim seit vielen Jahren? Warum mußte er seit vielen Jahren mit dem Ungemach ringen und kämpfen, warum mußte ihm Unheil über Unheil widerfahren? —

Weil die Schuld auf ihm lag, die Schuld!

Es war die Strafe für seine Schuld!

Herrgott, ja, er hatte viel Unrecht getan! Wie oft war er hart und heftig gewesen und hatte den Seinen böse Worte gesagt. Sie hatten vor ihm gezittert, und das war seine Freude gewesen; er hatte ihnen seinen Willen aufgezwungen und sie gedemütigt. Und dann sein Streit mit den Verwandten, seine Heftigkeit gegen die Nachbarn, seine Härte gegen Wilm und Lene! Hatte nicht Pastor Rißmann gesagt, daß er Jette, seinem Weibe, viel Sorge, Not und Kummer bereitet habe, so daß ihre Gestalt vor der Zeit verfallen, ihr Haar vor der Zeit gebleicht sei?

Oh, wie ihm das alles leid tat in dieser Stunde!

Aber was war diese Schuld gegen die andere! Er hatte die eigene Schwester ins Wasser getrieben, in die dunkle, kalte Tiefe.

Er war ein Mörder — — ein Mörder!

Aber er hatte das nicht gewollt, o nein, er hatte es so wenig gewollt, wie er jemals daran gedacht hatte, den Feuerbrand in sein Haus zu werfen. Wer ihm gerecht werden wollte, der durfte ihn dieser Schuld nicht zeihen.

Doch was tat es im Grunde, daß er Hannens Tod nicht gewollt hatte? Seine grausame, finstere Härte die blieb bestehen; daß er den Vater gegen Hanne mit bitteren und spitzen Worten aufgebracht hatte, das brachte niemand aus der Welt. Er hatte Hanne gequält und geplagt, bis sie weder ein noch aus wußte und den dunklen Weg ging.

Er wollte ihr Bestes, er hatte es gut gemeint.

Gab es denn keine Vergebung für ihn? Konnte ihn niemand von der Schuld lossprechen?

Nein, niemand!

Jetzt war die Stunde da, in der die Schuld an ihm heimgesucht wurde, in der der grausame Engel über ihn kam, wie Pastor Rißmann gesagt hatte. — — — Eine dumpfe Verzweiflung überfiel Dierkhinnerk Schulte-Persting, heimtückisch, wie der Wegelagerer über sein Opfer herfällt. Es ging zu Ende mit ihm, die Stunde des Gerichts war gekommen. Er kam sich vor wie jener Knecht im Gleichnis, der seinem Herrn zehntausend Pfund schuldig war, und von dem Pastor Rißmann in seinen Predigten so häufig sprach.

Daß ihm das alles so klar vor der Seele stand in dieser entsetzlichen Nacht, die kein Ende nehmen wollte! Wie kam es nur, daß er das nicht früher mit solcher Deutlichkeit und Schärfe erkannt hatte? Kam es daher, weil er nichts davon hören mochte, weil er sein Herz mit Fleiß

verhärtete, sobald ihn seine Gedanken an sein Unrecht mahnten?

Ja, er hatte nicht sehen wollen! Sein Stolz und sein Hochmut, seine Selbstgerechtigkeit und Eigensucht standen der Einsicht im Wege; sie hießen ihn die Augen verschließen gegen das Unrecht, das er den Menschen zufügte.

Nun war die Stunde der Abrechnung da!

Oh, hätte er doch alles ungeschehen machen können, was mit den Tagen groß geworden war, und vor dem er jetzt zitterte und bebte!

Aber es war unmöglich, ganz unmöglich! —

Wie im Fieberwahn liefen und jagten die Gedanken durch sein Hirn, in tollem Zirkel, und keiner sprang heraus aus dem engen Rund, in dem sie sich in sausender Flucht abhetzten.

Gab es denn kein Ende, fand die furchtbare Marter kein Aufhören?

Und so müde war er, so müde. Die Füße klebten ihm fast an dem Erdboden, und jeder Schritt erforderte seine ganze Willenskraft.

Ausruhen können, schlafen können!

Eine unendliche Sehnsucht nach Ruhe, nach Frieden war in ihm.

Aber ihm war die köstliche Ruhe nicht beschieden; seine Gedanken trieben ihn weiter, so oft sein Fuß strauchelte, so oft er in die Knie brach. Wie ein scheues Tier des Waldes mußte er dahintraben durch das Dunkel der Nacht und den höhnenden Regensturm.

Die Rächer seiner Schuld waren ihm auf den Fersen; sie schwangen den knotigen Geißelstrang hinter ihm her, der ihn grausam verletzte.

Ruhe! — — Schlaf! — — Frieden! — — Vergessen! — —

Dort drüben in den Kämpen, in denen sommers die Rinder weideten, lag mancher stille, heimliche Sod, dessen dunkles, unergründliches Auge in Sommertagen so eigen gen Himmel schaute, stumm und sinnend, wie das Auge des grübelnden Denkers, der über die Geschicke der Welt und des Menschengeschlechtes in ihr sein Hirn zermartert.

Wie oft hatte Dierkhinnerk an dem Rande dieser tiefen, verschwiegenen Kolke gestanden und den Blick auf ihre Wasser geheftet. Am Ufer flüsterte es in dem Schilf und Gesträuch; es klang wie eine leise, ersterbende Klage. Aber manchmal wurde das Raunen lauter, und es hörte sich an wie ein drohendes, unheimliches Gemurmel. Still und ruhig der Spiegel, kein Wellchen zitterte über ihn hin. Nur von Zeit zu Zeit stiegen aus der dunklen, finstern Tiefe weiße Blasen empor, stiegen auf, schwebten gegen den Spiegel und zerrannen, zerflossen in nichts.

Lag da unten wirklich das grause Tier, von dem das Volk erzählte?

Der Soddrache, das entsetzliche Ungeheuer mit dem weitgespaltenen Rachen voll stachliger Zähne und den langen, scharfen Krallen? — —

Er hatte nie lange an den Soden verweilen mögen. Eine jähe Furcht vor dem Untier, das da unten lauerte, hatte ihn stets hinweggetrieben.

Aber was war denn schlimmer, von dem Ungeheuer erwürgt zu werden, im Augenblick erwürgt zu werden, oder von diesen bohrenden Gedanken und der Angst und Pein langsam zu Tode gemartert zu werden?

Da drüben in den Kämpen, in einem der stillen Sode ging die Qual mit einemmal zu Ende.

Dort fand er Ruhe, Schlaf, Frieden. — —

Wie ein Trunkener wandelte Dierkhinnerk dahin. Seine Gedanken fanden den ruhenden Pol.

Im Sode fand er Ruhe, Schlaf, Frieden, Vergessen! — — —

Dierkhinnerk wandte sich von der Mitte des Weges ab. Es war etwas heller geworden, so daß er deutlich den randvollen Graben sah. Zum Sprunge reichte seine Kraft nicht mehr; er stolperte hindurch. Die Kälte des Wassers ließ ihn erschauern, daß seine Zähne im Schüttelfrost klapperten. Jenseit am Rande des Grabens führte ein Drahtzaun entlang. Er griff in die Stacheln, die ihm die Hände zerrissen; aber er fühlte es kaum.

Hinüber, hinüber!

Dort in den Kämpen lockte der Sod; dort fand er Ruhe, Schlaf, Frieden! — — —

Eine dumpfe, eherne Stimme klang durch die Nacht. Dreimal rief sie, ernst, feierlich, majestätisch, aber doch auch bittend, mahnend, beschwörend. Der Unterton der Liebe sprach deutlich hindurch.

Dierkhinnerk horchte mit wacher Seele; wie das Kind, das im Bettchen seines dunklen Zim-

mers liegt und auf die Worte der Mutter nebenan horcht, so lauschte er dem dreimaligen Ruf.

Das war die Glocke von Hilbach, die da rief.

Von Hilbach?

Ja, und mehr als die Hälfte des Weges lag hinter ihm. So nahe schon war er dem Haarhof, so nahe Wilm, der ihm helfen konnte.

Bei Wilm fand er, was er so heiß begehrte: Ruhe, Schlaf, Frieden, Vergessen!

Schaudernd kehrte er dem Zaun den Rücken und sprang mit einem Satze über den Graben.

Nein, nein, nicht in den Sod! Zu Wilm, zu Wilm!

Wie eine Last fiel es von ihm ab; er spürte nicht mehr den Druck in seinem Hirn mit der Gewalt wie vorhin, seine Schläfen und Pulse pochten weniger laut.

Was hatte er gewollt? Wohin hatten ihn die Gedanken getragen? O Gott, das durfte ja nicht sein. Hätte dann nicht jedermann gedacht, daß er der Brandstiftung schuldig sei, hätte er sich nicht selber das Urteil gesprochen?

Es durfte nicht sein; denn er war ja unschuldig, in dieser Sache war er frei von Schuld.

Und die andere? — — —

„Herrgott, sieh mich gnädig an, hilf mir in meiner Not!"

Oh, Gott konnte verzeihen, Gott konnte seine Sünde tilgen; denn er war gnädig, barmherzig und von großer Güte.

Aber verdiente er Gnade, er, Dierkhinnerk Schulte-Persting, der sein Herz wie jener Pharao von Ägypten verstockt hatte?

„Herrgott, sieh mich gnädig an, ich will gut machen, was ich gesündigt habe!"

Inbrünstig flossen die Worte von seinen Lippen, ein heiliger Entschluß lebte in ihnen.

Sühnen, gut machen, was er gefehlt hatte!

Oh, wenn ihm Wilm half, und wenn niemand ihn anklagen durfte, daß er das Feuer geschürt habe, das sein Haus fraß, dann kamen Tage, die ihm wie himmlische deuchten. Frei konnte er umhergehen; die Tür des Kerkers sprang vor ihm nicht auf, seine Ehre war gerettet, ein Schänder des alten Namens war er nicht.

Wie wollte er dann schaffen und wirken, tagaus, tagein, um seine Schuld zu sühnen! Gleich dem geringsten Knecht wollte er arbeiten, und Jette, sein Weib, sollte wieder mit blanken Augen in die Welt schauen und lachen und fröhlich sein, wie in den Tagen der Jugend. Mit Wilm und Lene wollte er Frieden schließen, er wollte tun für sie, was in seiner Macht stand und ebenso für Frieda, die nun niemand mehr hatte, der für sie sorgte. — — —

Oh, so vieles hatte er gut zu machen!

Die Hoffnung gab ihm Kraft, wie neugestärkt eilte er davon. Durch Dörfer und an einsamen Höfen vorbei führte sein Weg. Er dehnte sich endlos. Wie weit war es doch bis zum Haarhof!

Und wenn ihn wieder die Angst packte, und seine Glieder im Schüttelfrost bebten, war es ihm, als könne er sein Ziel nie erreichen. Die dumpfe Verzweiflung kam dann zurück, und seine Gedanken liefen verschlungene Pfade.

Aber die eine Stimme seines Herzens ließ sich nicht stumm machen.

Zu Wilm, Zu Wilm!

Dort fand er Ruhe, Schlaf, Frieden, Vergessen!

Und weiter und weiter stürmte Dierkhinnerk Schulte-Persting durch die Novembernacht und den Regensturm. — —

* * *

Es war am andern Tage gegen elf Uhr, als Wilm auf dem Steinkamphofe vorfuhr. Er hatte die Gäule nicht geschont; denn er war voller Sorge.

Noch begriff er eigentlich nicht so recht, was in der vergangenen Nacht alles geschehen war. Gegen halb fünf des Morgens hatte er ein lautes Pochen an der Haustür gehört. Jemandes Fäuste mußten mit aller Gewalt an der Tür rütteln und schütteln. Cäsar, der große Hofhund, zerrte wie toll an seiner Kette und stieß ein wütendes Geklaff aus, das Waldmann, der Teckel, aus dem Innern des Hauses mit heller Stimme beantwortete.

Wilm hatte das Fenster am Schlafzimmer des Oberstocks geöffnet.

„Wer ist da?"

Ein kurzes Schweigen.

„Wilm! Wilm!"

Heiliger Gott, wie hatte ihn der Klang der Stimme gepackt!

„Wilm! Wilm, help mi! Help mi doch, Wilm!“

Da stand er auch schon im Hausflur, in bloßen Füßen, und drehte den Schlüssel im Schloß herum. Und auf den Stufen der Treppe lag sein Vater, barhäuptig, durchnäßt, mit Lehm und Kot bedeckt. Wie leblos lag er da.

Großer Gott, was war denn nur geschehen, daß sein Vater zu ihm kam, zu ihm in dieser Stunde?

War er irre geworden über den Verlust des Geldes?

Furchtbare Fragen, die auf ihn einstürmten.

Er hatte seinen Vater ins Haus getragen, ihn entkleidet und mit Lenes Hilfe zu Bett gebracht. Zitternd und mit leichenblassem Gesicht hatte Lene vor ihm gestanden.

„Was ist geschehen, Wilm?“

„Ich weiß es nicht!“

„Der Arzt muß kommen, Wilm!“

„Ja, ich selber . . .“

„Nein, nein, laß Dröge fahren, ich kann das nicht allein!“

Sie hatte recht gehabt; denn kaum lag der Vater in den Kissen, da brausten die Fieberschauer durch sein Blut. Er wälzte sich um und um, richtete sich auf und schaute mit verglasten Augen ins Leere.

„Jeck hew 't nich don, düt hew 'ck nich don!“

Wilm hatte ihn kaum halten können. Mit Riesenkraft versuchte der Vater, seine Gelenke aus Wilms Händen zu lösen, während er wilde Worte sprach von einem großen, großen Feuer, das alles fressen wollte.

(Schluß folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Die roten Riesen“ von Dietrich Darenberg erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ein neues Heilverfahren.

Der bekannte Arzt, Herr Dr. med. Walser, Cannstatt, veröffentlichte in den Kneippblättern (Zeitschrift für arzneilose Heilmethode und naturgemäße Lebensweise) eine Abhandlung über: „Die Bedeutung des Sauerstoffs“, die mit den Worten schloß: „Die Palme aber gebührt der Sauerstoffbehandlung.“

Die Erkenntnis, daß der Sauerstoff ein vorzügliches und durchaus naturgemäßes Heilmittel sein müsse, ist zwar so alt wie die Kenntnis vom Sauerstoff selbst. Mehr als hundert Jahre vergingen jedoch, ehe man imstande war, in nennenswerter Weise die Nutzanwendung aus dieser Erkenntnis zu ziehen. Erst in neuerer Zeit ist es gelungen, Heilerfolge durch die Sauerstoffbehandlung zu erzielen, die in vielen Fällen als geradezu verblüffend bezeichnet werden müssen. Daß dem Sauerstoff eine große Heilkraft innewohnen müsse, wird auch dem Laien sehr leicht begreiflich sein, wenn er sich vergegenwärtigt, daß Sauerstoff für den Fortbestand des Lebens unerläßlich ist und daß der Mensch ihn nicht einmal einige Minuten zu entbehren vermag. Ohne Sauerstoff ist die Grundfunktion alles Lebens, nämlich der Stoffwechsel in unserem Organismus, undenkbar. — Unsere Kultur, die uns immer weiter von einer natürlichen Lebensweise entfernt, bringt es aber mit sich, daß unserem Blute auf dem Wege der Atmung zu wenig Sauerstoff zugeht. Es entwickelt sich somit eine gewisse Verarmung des Blutes an Sauerstoff, welche nur allzuoft mit einer Ueberernährung in bezug auf unsere tägliche Kost Hand in Hand geht. Es ist leicht verständlich, daß dadurch das Gleichgewicht im Haushalt des menschlichen Organismus bedenklich gestört werden muß. Die Störungen äußern sich in der Bildung und Ansammlung von Stoffwechselgiften, insbesondere von Harnsäure, die wiederum das große Heer der sog. Stoffwechselkrankheiten zur Folge haben. Wie durch eine rationelle Sauerstoffkur das gestörte Gleichgewicht im Organismus wieder hergestellt wird, erläutert in gemeinverständlicher Weise die Broschüre „Die Oxydations-Therapie“, die jedem Interessenten vom Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin W. 35/C. 6, kostenlos zugesandt wird.

An dieser Stelle seien noch einige Anerkennungsschreiben wiedergegeben, welche die hohe Wirksamkeit des neuen Verfahrens überzeugend dartun dürften.

Sanitätsrat Dr. P.: „Diese (bestellten) Präparate sind abermals für meinen persönlichen Gebrauch sowie für meine Familie bestimmt. Mit der Wirkung war ich so zufrieden, daß, wie Sie sehen, die Behandlung fortgesetzt wird, da sie sich als erfolgreich erwiesen hat.“ — Dr. med. Sch. in P.: „Ich glaube mit großem Recht behaupten zu können, daß die meisten Erfolge meiner Praxis seit der Zeit herrühren, wo ich Sauerstofftherapeut geworden bin.“ — Dr. med. L. in P. (der hochgradig nervenleidend war): „Bitte um weitere Sendung, da ich von der ausgezeichneten Wirkung geradezu begeistert bin.“ — Dr. med. H. in H.: „Da ich direkt wunderbare Erfolge zu bemerken Gelegenheit hatte, die sich infolge der Sauerstoffbehandlung ergeben haben mußten, will ich . . .“ — Dr. med. F. in G: „. . . teile ich ergebenst mit, daß der Patient das Pulver zu Ende gebraucht hat und seit 14 Tagen zuckerfrei ist.“ — Stationsvorsteher L.: „Ihre Anordnungen haben mir sehr gute Dienste geleistet. Der Gichtanfall im linken Arm bezw. Hand ist beseitigt. Die befallen gewesenen Fingergelenke sind vollständig frei, ohne jeden Schmerz beweglich und haben keine Knoten behalten. Meine bisherige blasse Gesichtsfarbe sieht frischer aus. Das Frühaufstehen und meine umfangreichen dienstlichen Pflichten (zirka 400 Köpfe Personal bei 241 Zügen in 24 Stunden) fallen mir nicht schwer, und ich gehe mit Freudigkeit in meinen Dienst.“ — S.: „Da meine Mutter, welche sechs lange Jahre an schwerem Magenleiden litt, auch durch Ihre Kur geheilt worden ist, wofür wir gleichzeitig unsern wärmsten Dank aussprechen . . .“ — M. G.: „Ueber den Verlauf meiner Kur kann ich nur mit kurzen Zeilen antworten: dieselbe ist zu meiner größten Zufriedenheit ausgefallen, und der Erfolg war größer, als ich erwartete.“



Meereswogen.

Das blaue Tuch der Tränen deckt die Seelen,
Die rastlos jammern um verlorne Tage,
Die ruhlos, endlos auf und niederwogen
Und murmelnd singen ihrer Sehnsucht Klage.

Es kommt der Sturm mit brausendem Gesange,
Sein Lied hallt laut vom Leben, Lieben Lachen,
Bis in den Scharen ausgestoß'ner Seelen
Die Sucht, die Gier nach Freude neu erwachen.

Da hockt sich eine hastend auf die andere
Und steigt und stürzt in wildem Weiterdrängen,
Ein Leichentuch bläht auf. In langer Reihe
Erglänzen Glieder, die sich vorwärts zwängen.

Zum Ufer hin, zum Land, zurück ins Leben!
In Sand und Kiesel wühlt's mit blassen Händen,
Die weißen Arme schlingt's um Stein und Wurzeln
Und schäumt empor an kahlen Felsenwänden.

Der Sturm verstummt, die wilden Wogen weichen,
Verzichtend murmeln sie die alte Klage.
Das blaue Tuch der Tränen deckt die Seelen,
Die rastlos jammern um verlorne Tage.

Cl. v. Peßler.



Der Bärenschnitzer im Hörnithal.

Von Hanns Gisbert.

Wenn Ulrich Lüthi den Kopf von seiner Arbeit hob, vielleicht weil ein Schatten ihm das helle Licht der vielfach unterteilten großen Fensterwand zu verdunkeln schien, war es ihm nichts Seltenes, Männlein und Weiblein an die Scheiben gedrückt zu sehen, die mit Staunen und Bewunderung seinen geschickten Hantierungen zusahen. Wie der kräftige junge Mensch ein solch grobes Stück Lindenholz anfaßte und mit sicherem Griff zuschlug und bastelte, daß binnen kurzem die plump geformte Gestalt eines Bären sichtbar wurde! An besonders harten Stellen mußte der Hammer dem scharfen Schnitzmesser zu Hilfe kommen; dann kamen die hunderterlei zierlichen Messer, Rillen oder Schabeisen an die Reihe, die die Details herausheben mußten und dem Bären das zottige Gewand und den furchterregenden Ausdruck verliehen. Und schließlich vollendeten Farbe und Lacke das Werk des jungen Schnitzers, das fern in Interlaken oder in Bern oft mit Hunderten von Franken bezahlt wurde.

War auch oft schwierige Arbeit, an der der Lüthi wochenlang feilen und schnitzen mußten. Die große Bärengruppe hatte ihm gut drei Wochen Zeit genommen, ihm aber auch ein reichlich Stück Geld eingetragen. Eine ringende Bärenfamilie war es. Während die Alten auf dem Erdboden um einen Stab zu kämpfen schienen, kletterten die Jungen daran empor und trieben an seiner Spitze ein drollig Spiel mit ihren plumpen Bewegungen und derben Tatzen. Das hatte sich ein reicher Fremder so bestellt, der das Prachtstück daheim in seiner Diele als Kleiderständer aufstellen wollte. Aufmerksam hatte der Lüthi seinen Erklärungen zugehört und dann im Handumdrehen eine Zeichnung hingeworfen, die des Bestellers Wünschen ganz meisterhaft Rechnung trug. Der flinke Stift hatte die Zuschauer verblüfft, und der Fremde ihm in redlicher Teilnahme zugeredet, ein so bedeutendes Talent doch weiter ausbilden zu lassen. Wo er die Schnitzerschule besucht habe?

„Schnitzerschule?" Hell lachte Ulrich Lüthi auf. Er brauchte keine Schnitzerschule, um seine Bären zu schnitzen, und nach anderem Bildwerk stand sein Sinn nicht. Der Vater hatte schon sein Brot damit verdient; der Großvater auch. Der Urahn freilich,

der vor mehr als hundert Jahren vom Katholischen her ins Berner Land eingewandert war, hatte von den Bären noch nichts gewußt, sondern hatte die prächtigen Borden mit dem reichen Schnitzwerk gefertigt, womit die Herrenbauern in Hörniswyl, in Hattigen und am Dengg ihre Holzhäuser schmückten. Auch das eigene schmucke Haus, das er als überflüssiges Erbstück von einem Wyler Bauern preiswert erworben, hatte er mit einer breiten Girlande voll seltsamer Blüten und Blätter geziert, die oft genug die Bewunderung der vorüberwandernden Fremden erweckte.

Passionsblumen seien das, die er zur Buße für eine unauslöschliche Sünde gleichsam geopfert habe, wie denn der Spruch unter der großen Loggia des Hauses einen doppelten Sinn habe. In großen Lettern stand da unter der Jahreszahl 1612, wonach das dunkelgebeizte Schweizerhaus schon die schlimmen Zeiten des dreißigjährigen und des Bürgerkrieges unter seinen früheren Besitzern erlebt hatte:

Mancher mich richt, — Und gedenkt Seyner nicht.
Gedenkte er Seyner — So vergäße er meyner.
Bauen und Leben bringt Kummer und Schmerz
Wandrer! Schau in deyn eigenes Herz.
Andres Luthi spricht's zum tadelnden Mann.
Nachbar! sieh zu, wer's besser kann.

Aber die Sünde habe das nicht ausgelöscht. Der Andres Lüthi habe nämlich mit einem Weibe gehaust, mit dem ihn der Segen der Kirche nicht habe verbinden können, dieweil daheim am Vierwaldstätter See seine ehelich angetraute Gattin noch gelebt habe mit seinen zwei Buben. Er aber habe von dem fremden Weibe nicht lassen können und habe geglaubt, hier unter den Reformierten würde ihm sein Fehl nicht so groß angerechnet, dieweil sie doch ehrbar und fleißig zusammengehaust hätten, wie rechtschaffene Eheleute. Aber sie seien fremd geblieben in dem fremden Land, dessen Bergesriesen mit ewigem Schnee bedeckt, das enge Tal umgaben, dessen Mundart rauher klang als am lieblichen, blaugrünen See. Die Evangelischen seien den Zugezogenen nicht hold gewesen, weil diese dem Glauben ihrer Heimat treu geblieben und hinauf zur Stifskirche an der Lunegg gegangen seien, gleichwohl sie demütig am Ausgang hätten stehen müssen und niemals das Sakrament hätte empfangen dürfen. Die Römischen wieder, so wenig es ihrer um Hörniswyl auch gab, scheuten den Umgang mit solchen, die sich offen gegen die Gesetze der Kirche aufgelehnt hatten; denn wenn der Lüthi auch rechtlich von seinem ersten Weibe getrennt war, so konnte ihn doch kein Richterspruch der Welt nach katholischem Recht mit einer anderen zusammengeben.

Auch das erzählte die Mutter noch: obwohl in allem Irdischen reicher Segen auf des Andreas Lüthi Schaffen geruht, so daß sein Wohlstand sich zusehends mehrte, so sei ihnen doch der höchste Segen auf Erden versagt geblieben. Kein Kindlein sei ihrem Bunde entsprungen, obwohl der Mann vermessen genug gewesen, der Kapelle am Stift eine lebensgroße, holzgeschnitzte Statue der Heiligen Jungfrau zu versprechen, wenn Kinderlachen in dem dunklen Hause erschalle. Ohne Leibeserben seien sie verstorben. Haus und Gut seien an den ältesten Sohn der verstoßenen Frau, die mit ihren Kindern dürftig unweit Gersau gelebt habe, gefallen, der darauf mit seinem jungen Weibe hierher ins Berner Land gezogen. Aber den Fluch, den des Vater Sünde auf dies Haus gebracht, habe auch des Werner Lüthi rechtschaffener und tugendhafter Lebenswandel nicht tilgen können. Seine Ehe sei kinderlos geblieben; wie denn in diesem Hause niemals einem Lüthi ein Leibeserbe geboren werde. Der Ähni sei ein Brudersohn gewesen, den der Werner schon in jungen Jahren an Sohnesstatt angenommen.

Laut und schallend hatte der Ulrich da gelacht. „Ammenmärchen! Weibergered! Wie sollen die Jungen für die Schuld der Alten büßen? Vater ist doch auch des Großvaters leiblicher Sohn gewesen."

„Sein leiblicher Sohn ist er gewesen; aber in diesem Hause ist er nicht geboren worden. Der Ähni ist ohne Erben verstorben, und da ist Großvater als junger Ehemann mit Weib und Kind herübergezogen."

„Nun und ich, Mutter! Mich willst du doch nicht fortleugnen wollen." Groß und breitspurig stand der frische, junge Mensch mit den seltsam dunklen Augen vor der alten Frau und breitete seine Arme aus, als wolle er seine Gegenwart recht deutlich machen. Ein Anblick wars, der einer Mutter Herz in Freude und Stolz hätte klopfen machen sollen.

Über der alten Frau blühendes Antlitz ging aber ein Schatten. Sie stand einen Augenblick, als ob sie etwas zu sagen hätte. . . . Und dann besann sie sich und ging schweigend aus der Stube.

Ulrich Lüthi hatte dessen nicht acht. Die Mutter war oft sonderbar; aber ihm war sie doch die Liebste, Beste. Nach den „Meitschi" hatte er im ganzen Leben nicht gesehen, so gerne sich das „Wibervolch" auch nach dem sauberen Burschen umschaute. Dazu ließen ihm seine Bären keine Zeit; seine Bären, denen er immer wieder andere Gestalt zu geben wußte.

Sein Kopf war voller Ideen, und wenn er Anregung brauchte, so wanderte er talwärts zu den sanften Gestaden des blauen Thuner Sees und war nach einem Stündchen Bahnfahrt in der Bundeshauptstadt, bei den Bären im Stadtgraben, wo er am lebendigen Modell die Natur studieren und wertvolle Anregungen sammeln konnte.

Das waren die heitersten Augenblicke in seinem arbeitsreichen Leben. Köstlich war es zuzusehen, wie die Mutzen sich um ein Bündel gelber Rüben balgten, das die Fremden in ihre Grube hinunterwarfen, oder an den Eisenstäben ihres Zwingers

rüttelten, wenn sie um die Wette an dem mächtigen gezimmerten Baume emporzuklettern suchten oder sich mit ihren wuchtigen, plumpen Bewegungen um das Bad stritten.

Man hätte zehn Köpfe und hundert Hände haben müssen, um das alles auszuführen, was einem derartigen Besuche durch das geschäftige Künstlerhirn wirbelte. Aber was Ulrich Lüthi mit zweien schaffte, wäre schon genügend gewesen, eine ganze Familie zu ernähren, ungeachtet dessen, was der Vater hinterlassen. Und waren doch nur sie beide, der Sohn, der schaffte und verdiente, die Mutter, die zusammensparte und den Haushalt reichlich unterhielt. Recht wohl ließ sie es dem Sohne sein. Alle guten „Bizzli", die der Berner liebt, wurden ihm aufgetischt; zum Frühstück knusprige „Härdöpfel Rösti" (gebratene Kartoffel), goldgelbe Butter und Chäs und zum Vesper ein Schöppli Wy; des Abends, wenn sie am „Gurbli" saß und spann, erzählte sie wunderbare Mären und Geschichten, von Nixen und Gletscherpalästen, von verzauberten Königskindern, von der Franzosenzeit und dem Sonderbundskrieg; denn Mutter Lüthi war ein Kind des Berner Landes und wußte viel aus alten Zeiten.

Von den hübschen Meitschi aber und davon, daß er jetzt in die Jahre komme, ein Weib zu freien, sprach sie dem Sohne nie.

Winter und Sommer waren gleicherweise ins Land gezogen; die Mutter saß und spann oder webte am „Stuedle" den Halblein, wenn sie nichts in der Wirtschaft zu tun hatte; der Sohn nahm einen der schweren Lindenstämme, die draußen neben der Hecke in Reihen lagerten, so daß die Fremden oft darauf Platz nahmen, um den schönen Blick auf die Bergriesen und den fernen, blaugrünen See zu genießen, nach dem anderen in die Hand und bildete zottiges Mutzenvolk aus ihnen. Trotzig wilde und ungestüm possierliche Bären; Bären, die bettelten und baten und schön taten oder sich plump-drollig im Kreise drehten, wenn es einen besonderen Leckerbissen galt, oder die durcheinander kollerten und sich überschlugen, gerade wie er es weit fort in Bern gesehen. In den langen, trüben Wintern wuchs sich die gute Stube im oberen Stock voller wilden Getiers, von dem nicht ein Teil wie das andere gebildet war; denn dadurch unterschied sich Ulrich Lüthis Talent von den Holzschnitzern im Dorfe. Es war etwas Wildes, Ursprüngliches in ihnen, das lebendig das Wesen der Tiere wiedergab und nichts gemein hatte, mit den zahmen, geschniegelten Mutzen der Dorfschnitzer, die nach einer Schablone hergestellt, im Laufe der Jahre ihre Natur verändert hatten und zierlich frisiertes Gelock statt des zottigen Bärenfells zur Schau trugen.

Ein Sommer kam wie noch keiner gewesen, so lastete der Sonnenbrand selbst im kühlen Tal auf Mensch und Tier. Ulrich Lüthi sah besorgt nach der Mutter. Die rüstige Frau, die Sonntags beim Kirchgang im duftig klaren Spitzlikappi, dem enganschließenden samtenen Westli und den silbernen Kettengehängen mit den talergroßen, blitzenden Anhängseln noch so stattlich aussehen konnte, daß es ihm oft in den Kopf gekommen war, ob er nicht ihr Bild ebensowohl im Lindenholze festhalten könne, wie das seiner zottigen Lieblinge, war verändert. Blaß war das ehedem so blühende Antlitz geworden, das Haar erschien vollends ergraut, und die sonst so hochaufgerichtete Gestalt war vornüber geneigt.

Aber sie wollte das nicht Wort haben und ließ sich auch nichts anmerken von Müdigkeit oder Übelbefinden. Die erste war sie auf im Hause und schaffte mit Mägden und Knechten im Hause, und wenn es sein mußte, im Felde.

Die Frucht war reif und hing als goldbraune Last an den felsigen Abhängen; so reichen Segen zeitigte die Ernte, daß man ihn kaum unterzubringen wußte. Die ums Haus laufende Veranda, die sonst nur mit überreichem Blumenschmuck, mit leuchtenden Geranien und üppig blühenden Kaktuspflanzen bestanden war, mußte herhalten. Gen Norden trocknete der Flachs, dörrte der Mais in üppigen Bündeln. Und da, wo Ulrich Lüthi hohe Glasscheiben zum Schutz gegen schlimme Witterung eingezogen hatte, sollte einstweilen die Frucht vom Gaisbergli untergebracht werden.

Seit zwei Tagen erntete man dort oben. Die Mutter war hinaufgegangen trotz der drückenden Schwüle, den Schnittern Kost und Labsal zu bringen, und nach dem Rechten zu sehen, so sehr der Sohn auch abgeraten hatte.

Unmutig schnitzelte er in seiner Werkstatt an einem riesigen Tanzbären, der ausgehöhlt werden mußte, damit man ihn leichter an seinen Bestimmungsort jenseits des Kanals verfrachten könne. Mehr und mehr zogen sich die Wolken zusammen und umdüsterten die Sonne, daß es ihm am hellichten Tage unmöglich war, weiterzuarbeiten. Kopfschüttelnd griff er nach Mütze und Wams und eilte auf schmalem Bergpfad der Mutter nach, ihr seinen starken Arm zu leihen, wenn ein Wetter hereinbrechen sollte.

Ulrich Lüthi war noch nicht weit gegangen, als sich der Föhn erhob, so furchtbar, wie er noch keinen erlebt. Selbst seine junge Kraft hatte Mühe, sich gegen den rasenden Sturm, gegen den tobenden Regen zu wehren. Im Schutz der mächtigen Felswand kämpfte er sich weiter. Die Mutter, die Mutter . . . .

Sie hatte nicht mehr die Kraft gehabt, den nahen Heustadel zu erreichen, dessen Dach mit samt den beschwerenden Steinen der Sturmwind mit sich genommen. Überhitzt, erschöpft, verwirrt war sie zusammengebrochen, ein wehrlos Opfer den tobenden Wettern.

Auf den Tod krank lag sie viele Wochen. Als sie sich wieder erheben durfte, war die rüstige Frau ein Schatten ihres früheren Selbst geworden. Ulrich

umsorgte und pflegte sie wie eine Tochter; er suchte alle ihre Wünsche zu erraten und ließ eine Krankenschwester um sie sein, Tag und Nacht.

Fast schien es, als ob so viel Liebe der schwachen Lebensflamme wieder neue Nahrung gäbe; aber der Arzt machte Ulrichs Hoffnungen zunichte. Die Krankheit habe innerlich schon zu sehr gewütet; sie werde wohl ein Opfer des Frühjahrs werden.

Mit Grausen sah der Sohn, wie sich die Tage längten, wie der Schnee auf den Höhen schmolz, daß der Hörni mächtig anschwoll, wie knospende Bäume das Nahen des Lenzes verkündeten, der für sein Liebstes den Sensenmann im Gefolge haben sollte.

Und als wilde Frühlingsstürme den lauen Lüften Bahn brachen, kam der Propst vom Stift droben herunter, einer Sterbenden die letzte Wegzehrung zu reichen. Fromm und gefaßt empfing die Mutter die Sakramente; doch als der greise Priester sie mit milden Zuspruch verlassen, und sie nach dem Sohne rief, um sich ihm zu offenbaren, brannten rote Flecke auf den eingefallenen Wangen.

Der Gatte hatte sie nicht gerichtet; der Herrgott hatte ihr die Sünde verziehen. Würde der Sohn sie ihrer Schuld wegen verdammen?

Ulrich Lüthi stand wie vernichtet. Das hatten die Reden der Muter bezweckt, die oft unverstanden an sein Ohr geklungen. . . . Er war nicht der Sohn des Mannes, den er wie einen Vater geliebt und geehrt, der ihm ein gütiger Vater gewesen, war eines hergelaufenen Fremden Kind. . . . Die Mutter, die er hoch erhoben hatte über allen irdischen Frauen, hatte ihrem Manne in Untreue zur Seite gelebt, hatte mit einem Gesellen die Ehe gebrochen. . . . . Der Name, den er mit Stolz getragen, gebührte ihm nicht; ein gestohlen Gewand war er, seine Blöße zu decken . . . .

Wenn sich die Sonne verfinstert hätte, und der Blitz zu seinen Füßen eingeschlagen wäre, entsetzter hätte der junge Mensch nicht dreinsehen können.

Die Mutter verstand den Aufruhr im Innern des Sohnes; sie griff nach seiner Hand und zog ihn an ihr Lager.

(Schluß folgt.)



Dennoch!

Im sonnigen Süden ein altes Schloß —
Rom grüßt herauf und das Meer.
Kein Festlärm und kein Dienertroß —
Doch Rosen blühen drum her.

Still steigt der eichenumdunkelte Weg
Vom Parktor zum hohen Palast —
Verschlafene Brunnen rieseln träg',
Steinbänke laden zur Rast.

Oliven schimmern an sonnigem Hang,
Palmblätter flüstern im Wind —
Nachtstill jeder Tag, und die Stunden so lang,
Wie Feiertagsstunden sind.

Leis' schreitet der Fuß zur Brüstung vor,
Weit schweift der Blick ins Land.
Durch sinkende Nacht noch lauscht das Ohr,
Ins Leere krampft sich die Hand.

Da knarrt das Tor. Ein fester Schritt
Hallt aus der Dunkelheit. —
„Kommst du? O bring', was ich sehne, mit:
Zum Himmel die Seligkeit!"

Von hoher Terrasse beugt sich's hinab,
Und steht und späht und lauscht —:
„Brichst du mir meine Rosen ab?
Wie? Weil ihr Duft berauscht?"

„Lädt dich die Steinbank nicht zur Ruh'?
Oh, sieh der Sterne Gold! —
Ha! Schüttest du die Brunnen zu?
Wie? Weil sie Träumen hold?" — —

An hoher Brüstung stehend, späht
Der Dichter hinaus in die Nacht.
Ein Windhauch durch die Wipfel geht —
Der hat ihn wach gemacht.

„O geh' nicht! Tritt ein in meinen Palast!
Noch blühen Rosen drum her.
Und wenn du sie alle gebrochen hast —
Rom grüßt herauf und das Meer. —

„Das ewige Rom und das wogende Meer! —
Und schüttest du Brunnen mir zu —
Wo nähm' ohne dich meine Träume ich her?
Komm, Leben! Mein Traum bist — doch du!"

Otto Overhof.



Bilderschnitzer und Komödiespieler.

Von Joseph Aug. Lux.

Weg nach Kastelruth. — — — —

Über dem kastellartig zusammengedrängten Dolomitennest ein Golgatha im ernsten Grün der Fichten und Föhren. Der gekreuzigte Heiland, überlebensgroß, schaut von dem Hochgericht herab, buntes Holz, roh geschnitzt und primitiv bemalt, schier kunstlos und dennoch ganz beseelt von dem heimlichen Leben, das wieder nur den höchsten Kunstwerken entströmt. Der Glaube und die Liebe waren am Werk; das Kindliche ist seltsam ergreifend, und die Einfachheit wird Größe. — — —

So fanden auch die alten Meister ihre innigen Schöpfungen — ein geistiges Band verknüpft die Holbeins, Memlings und Lucas Cranachs mit den bäurischen Schnitzern in den entlegenen Hochtälern, dieselbe Einfalt des Herzens und die Ahnung des übermenschlichen, Unendlichen, dieselbe erschütternde Realistik, die überall die treu beobachteten Züge der Heimat trägt.

Das Grödener Tal liegt benachbart, der Name ist Fingerzeig für die Herkunft dieser Werke. Gröden mit den berühmten Bildschnitzerdörfern St. Ulrich und St. Christina und der uralten ladinischen Bevölkerung, die ihre Abstammung von den Römern herleitet, mit den Rätoromanen der Schweiz und den Friaulern nationalverwandt ist, ihre eigene Sprache redet, und in der Abgeschiedenheit ihrer Orte Rasse und Familientradition rein bewahrt hat — fast zu rein, wie die bekannten Folgen der Inzucht erkennen lassen. Immerhin, die Kunst wohnt bei den Hirten, in den einschichtigen Häusern nächst den Hochwäldern, Almen und Felseneien. Nur daß in früheren Zeiten die Häuser von St. Ulrich nicht so neumodisch häßlich waren, und daß die Bildschnitzerei — mit Ausnahmen natürlich — nicht so konventionell erstarrt war, fast bis zur Süßlichkeit — dafür nennt sich der volkstümliche, altmeisterliche Schnitzer von ehedem heute halbakademisch Bildhauer — das 19. Jahrhundert! Doch die Passionsfiguren von Kastelruth sind gute, alte Kunst, und wenn sie wirklich den Paßweg aus den Grödnertal herübergewandert sind, dann kann man wahrhaftig an den Kastelruther Leidensstationen besser als an dem Ursprungsort studieren, was die Kunst in St. Ulrich drüben hervorgebracht, als der akademisch frisierte, fachschulmäßige „Bildhauer" noch schlichtweg Schnitzer hieß.

Also verspürt man am Kofel — so heißt der Calvarienberg von Kastelruth — die stärksten Weihen der volkstümlichen Kunst. Eine aufregende Szene auf stillem Waldweg: die Geißelung in lebensgroßen Figuren. Wie edel die Züge des duldenden Heilandes, wie zart seine Hände und Finger, wie ungeschlacht und schier untermenschlich der Ausdruck der Knechte! So wußte der Künstler zu charakterisieren — Haltung und Geberde, alles wirkt sinnfällig, richtig plastisch, frei von Tüftelei, und in der scheinbaren Unbeholfenheit wirklich vergeistigt. Oder die Szene am Ölberg mit den schlafenden Jüngern und den im Hintergrund nahenden, von Judas geführten Kriegsknechten. Ein Gärtlein mit Bauernblumen liegt vor dem Gruppenbild und steigert wundersam den Stimmungsgehalt — das bloße Betrachten wird zum Gebet, so groß ist die Kraft der einfachen Darstellungskunst.

Auf der Höhe des Kofels betritt man durch eine niedrige Umfassungsmauer eine Art Burghof, ein alter Turm steht noch da als Rest eines kastellartigen Schlosses — vom Balkon herab wird Jesus dem Volk gezeigt — und neben dem Turm ist eine mäßig große Bühne eingebaut. Wirkliche Felsen und Bäume bilden natürliche Dekorationsstücke, das heitere Antlitz der Landschaft blickt herein und bildet einen ganz echten Hintergrund, die grünwellige Hochfläche, der waldige Puflatsch; die Felsenstirnen des Schlern und der Grödner Dolomiten, die traumhaft aussehen wie die Visionen der Walhalla oder der Gralsburg; phantastische Architekturen des Hochgebirges oberhalb der Blumengefilde der Seiseralm, diesem wogigen Meer von Wiesen in der riesigen Steinschale der Felsen.

Nun steht der Passionsweg schon im dreifachen Verklärungslicht des Religiösen, Künstlerischen und Landschaftlichen. Allein das Merkwürdigste begibt erst: die hölzernen Figuren der Leidensgeschichte werden Fleisch und Blut und gehen über die Bühne — doch ist die große Passion ins Nationale gewendet, der Held, Leidensträger und Befreier ist die legendenhaft gesteigerte Person Andrä Hofers und die Söldlinge, von Judas auf dem Ölberg geführt, sind die Franzosen, die den Nationalheiligen in seinem Versteck — auch etwas wie der Ölberg — überrumpeln. Das Volk stellt sich selbst dar in seinem größten und zutiefst gehenden historischen Erlebnis, das noch über hundert Jahre später in den Gemütern nachzittert.

Die Kastelruther Bürger und Bauern sind keine Bildschnitzer, aber auch sie sind plastische Künstler. Das zeigen sie in ihren Volksschauspielen, die sie auf der Freilichtbühne des Kofels aufführen, in den lebendigen Bildern und Umzügen, die dem nationalen Geschichts- und Personenkreis von 1809 mit dem Sandwirt Hofer, dem Peter Mayr und Speckbacher angehören.

Die Truhen tun sich auf, und der Familienschatz an alten Kostümen, Waffen und Schmuck feiert seine Auferstehung. Ein buntes, malerisches Aufleuchten, der Zug windet sich durch schlauchartige Gäßlein empor, über den von großen Wandungen

umschlossenen Platz. Der altertümliche Hauptplatz des Ortes gleicht in seiner Geschlossenheit irgendwie einer Shakespearebühne. Er ist kaum viel größer als der Innenhof alter Schlösser oder jener längst verschwundenen englischen Gasthöfe, der sogenannten Inns, die in der guten, alten Zeit Bühne und Zuschauerraum in einem waren, wobei das Publikum zugleich mitspielt. Hier in Kastelruth ist es fast so. Man steht mitten drin in der Szene.

Und wenn ein Postwagen aus Waidbruck durch die große Torfahrt auf den Platz hereinhumpelt, dann fühlt man sich wieder in Schwinds Zeiten versetzt, in die Stimmung seines bekannten Bildes, das „Hochzeitsreise" heißt. Aber nicht nur die Menschen wirken unbewußt mit, auch die Dinge umher spielen eine Rolle, wobei die stummen Rollen die bedeutendsten sind. Die Steine sind nicht tot. Das freistehende Koloß von einem Glockenturm, der Brunnen, die großen, einfachen Wandflächen, die plastischen Wirtshausschilder, alles wirkt schier überlebensgroß auf dem kleinen Raum und zugleich so intim. Der Ort trägt eben auch in der Architektur die alte Tracht.

Man spürt das am stärksten, wenn der historische Umzug über den Platz geht; dieser Einklang zwischen den alten Kostümen und dem alten Architekturkleid. Alles aus einem Guß. Und so auch das Volk, das in dieser Tracht steckt. Ausgeprägte Gesichter, wie in Holz geschnitten. Der wuchtige Ernst — man sieht, sie sind ganz bei der Sache.

Man kanns darum nicht theatralisch nennen, es liegt zu tief bei ihnen, als nationaler Kult, und darum etwas Heiliges. Es ist einfach Selbstdarstellung. Natürlich in einer Form, die sie, wie alles Kultmäßige, über den Alltag hinaushebt, und die den vorborgenen, künstlerischen Zug offenbart. Es sind wohl auch sonst gradlinige Leute, nüchtern und arbeitsam, die sich nur in der Richtung ihres Wesens steigern brauchen, um in die Rolle hineinzuwachsen, die sie darstellen. So gibt sich alles natürlich und ungezwungen, weil sie nicht mehr machen, als in ihnen liegt. Und hat darum seinen eigenen, strengen Stil, fast wie die alte Holzschnitzerei.

Was die realistische Kunst eines Defregger und eines Egger-Lienz nachgebildet hat, gibt sich hier als Original. Tiroler Landsturm, der nur deshalb im Spiel so unnachahmlich gelingt, weil dasselbe prachtvolle Material vorhanden ist, Menschen aus dem gleichen Holz, wie die von 1809 waren. Sie brauchen nur die Kostüme anzuziehen, und sich aufs Pferd zu setzen, und die Heroen von 1809 sind fertig, fast porträtmäßig. Da ist der Bindermeister Jakob Dieler, als Andrä Hofer, dem Sandwirt geradezu aus dem Gesicht geschnitten. Dann der ehrsame Schuster Nössing als prächtiger Speckbacher, der Wirt Malferteiner als Peter Mayr, der Bote und Obsthändler Kompatscher als Verräter Pichler, der Bauer Johann Karbon als Pater Haspinger, der Kanzlist als Franzosengeneral, der Zimmermann Proßliner, der Totengräber Guggenberger, der Zimmermann Alois Nössing, die Bäckersfrau Burgauner und die vielen anderen als Träger historischer Rollen, die ihnen schier auf den Leib geschrieben scheinen.

Und nun das Spiel auf der Bühne am Kofel, wo der bunte Heerhaufe mit alten Flinten, Äxten, Dreschflegeln, Morgensternen, Sensen und was sonst die Bewaffnung der Volkserhebung war, hinaufzieht. Drei Stücke bilden das Repertoire, Andrä Hofer, Peter Mayr, Speckbacher, A. von Scala und der verstorbene Karl Wolf in Meran, um die Belebung der Tiroler Volksschauspiele sehr verdient, sind die Verfasser der teilweise von den hiesigen Regieleitern, den Patern der deutschen Ordensritter, überarbeiteten Texte.

Es ist nun wieder von außerordentlichem Reiz, die Leute auf der Bühne beim Spiel zu sehen, das genau so kunstlos und spröde scheint wie die Holzfiguren des Passionsweges und gerade durch diese Sprödigkeit so echt wirkt, man möchte fast sagen, so stilgerecht, wenn das Wort nicht so mißbraucht wäre. Das macht ihnen kein noch so routinierter Berufsschauspieler nach, wie überhaupt Routine zu leicht ins Geistlose führt. Aber aus dieser naiven holzschnittmäßigen und anscheinend unbeholfenen Darstellung springt ein neuer, ungewollter Wert heraus, diese gewisse heimliche Schönheit, die ich an den alten, primitiven Holzschnitzereien verspüre, und die rührend ist, wie alles Kindliche und Einfältige, daß sich seiner Natur gemäß gibt. Innerhalb dieser Begrenzung gab es vorzügliche Leistungen, wie sie nur der fertig bringt, der dem Traum unterliegt und mit Nachtwandlersicherheit geht. Selbst die Ungeläufigkeit des Schriftdeutsch, das hier und da vorkommt, wirkt als ein Reiz mehr. „Warum wollt ihr reballieren?" (rebellieren) fragt der Franzosengeneral wiederholt den gefangenen Peter Mayr. Dieses gewaltsame Hochdeutsch ist keineswegs lächerlich, ebensowenig wie es die Verzeichnungen alter Holzschnitte sind; sie gelten als Echtheitsprobe, vor allem deshalb, weil sie nicht Absicht sind, und weil schließlich jeder Künstler reden, schreiben, schnitzen und malen muß, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ein verwandter Zug verbindet diese Vorgänge der Bühne, Peter Mayrs und Andrä Hofers Tod, mit den holzgeschnitzten Gruppenbildern des Passionsweges, des Ölberges und der Kreuzigung, wenigstens was das Künstlerische anbetrifft.

Am Abend nach dem Fest liegt der Dorfplatz in Ruhe und umsponnen von dem alten Traum der Jahrhunderte, die versteinerten Antlitzes zusehen. Wir sitzen vor dem Postgasthof Lamm und horchen auf das eintönige Rauschen des Brunnens wie auf ein altes Lied, das die Stille singt. Der Glockenturm, dieser einschichtige Riese, neigt sich förmlich über den engen Platz hin. Eine Tragbahre wird eilig dahergebracht. Ein Verunglückter. Was ist

geschehen, Absturz oder was? Der Tod blickt mitten in die Festlichkeit des Tages hinein, er, der dem Leben die tragische Größe gibt. Ein Frösteln, die Abendluft ist kühl, gute Nacht! Vom Kofel herab leuchtet der weiße Körper des Gekreuzigten aus dem Dunkel, ein Erlöster und Erlöser. Und die Legendengestalten Hofers und Genossen stehen auf in der Seele dieser Leute, und werden Sommers wieder über den Kofel ziehen. Ringsum ist das kleine Leben umstellt von dem großen Ewigen und Unendlichen, davon die zwiefache plastische Kunst der Bildschnitzer und der Volksschauspieler, die religiöse und die nationale, einen Abglanz festhalten und zurückstrahlen möchte.



In stillen Nächten.

Was sandtest du in stillen Nächten,
Da du mir doch so ferne bliebst,
Die Träume, die mir Botschaft brächten,
Daß du mich willst, daß du mich liebst?

Was stahlst du mir mit sehnsuchtsvollen
Gedanken aus dem Wonnenland
Den Schlaf und triebest mich zu tollen
Begierden, wecktest Brunst und Brand?

Was gossest du mir in die Adern
Die Glut, die dir im Leibe brennt,
Und lehrtest mit dem Schicksal hadern,
Das uns in stillen Nächten trennt?

Du tatest es, auf daß ich teile
Die Qual, die heiß dich selbst durchloht.
Ich teilte sie. Nun aber eile!
Es flammt ein neues Morgenrot,

Es glüh'n der Sonne erste Strahlen,
Der Tag ist da. Ich bin bereit
Und wandle stiller Nächte Qualen
In jauchzend wilde Seligkeit.

Fr. W. v. Oestéren.



Otto Ludwigs sämtliche Werke. Unter Mitwirkung des Goethe- und Schiller-Archivs in Verbindung mit Hans Heinrich Borcherdt, Conrad Höfer, Julius Petersen, Expeditus Schmidt, Oskar Walzel, herausgegeben von Paul Merker. 1912ff. Verlag von Georg Müller, München.

Der verdienstvolle Verlag Georg Müller, München, dem wir bereits ebenso großzügig gehaltene wie textlich sorgfältig redigierte Gesamtausgaben der sämtlichen E. Th. A. Hoffmanns und Clemens Brentanos verdanken, der dabei ist, eine deutsche Musterausgabe der Werke Molières und eine chronologisch geordnete Gesamtausgabe der Werke Hebbels zu adieren, hat auch diesem ehrenvollen Ludwig-Unternehmen sein wärmstes Interesse gewidmet und für das Zustandekommen und insbesondere für die würdige, vornehme Ausstattung der Ausgabe kein Opfer gescheut. Die in größerem Formate gehaltene, in starken, geschmackvoll gepreßten Halblederbänden sich präsentierende, auf schönem Papier sorgfältig gedruckte Ausgabe wird eine Zierde jeder Bibliothek bilden. Bisher liegen die ersten beiden Bände vor, jeder ist mit einem Bildnis Otto Ludwigs geschmückt. Die beiden Bände enthalten die Erzählungen Ludwigs, der erste die Jugendnovellen: „Das Hausgesinde", „Die Emanzipation der Domestiken", „Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen", Maria", „Die Buschnovelle", „Das Märchen vom toten Kinde", ferner Vorlagen, Lesarten pp.; der zweite enthält die berühmte Erzählung „Die Heiterethei" und „Aus dem Regen in die Traufe", ferner Angaben über Handschriften und Drucke, Entwürfe zur Heiterethei, Entwürfe zum Widerspiel usw. Dem Vorworte entnehme ich, daß die Ausgabe in zwei Teilen erscheinen soll, deren erster Hauptteil die eigentlichen

„Werke", also die Erzählungen, Dramen, Gedichte, sowohl die abgeschlossenen wie die fragmentarischen, umfaßt, während eine Reihe von Ergänzungsbänden den Dokumenten subjektiven Schaffens, den Studien, Kritiken, Briefen und Tagebüchern gewidmet sein soll. So sucht die Ausgabe ein Gesamtbild von Ludwigs Schaffen zu geben. Allen Freunden einer persönlichen und stilvollen realistischen Kunst sei diese vortreffliche Ausgabe wärmstens empfohlen.

Hans Benzmann.

„Yorks Offiziere." Roman von 1812/13 von Wilhelm Arminius. 4. Auflage. Stuttgart 1913, J. F. Cottasche Buchhandlung. Nachf. 396 Seiten.

Der jetzt in vierter Auflage vorliegende Roman ist einer der besten, die Arminius geschrieben hat, und zugleich überhaupt einer der besten unter denen, die die Zeit der Freiheitskriege behandeln. Er verdient deshalb durchaus die neue Auflage, und bei den im Vordergrund stehenden Jahrhunderterinnerungen wird dieses Lied von der preußischen Treue vom deutschen Hause gern gekauft und gelesen werden. Preußentum und Franzosentum, beide voll verhaltener Leidenschaft, unmittelbar vor der Konvention von Tauroggen sind hier auf engstem Raum beieinander geschildert, gleichsam aneinander gepreßt und ineinander geschoben durch das Schicksal, und doch wie Feuer und Wasser, die sich nie vertragen. Und wo Preußen und Franzosen zusammen-da zischt es und dampft es, bis endlich die Klammern, die äußeren wie die inneren, gesprengt sind, und Herzen und Körper frei werden. Dabei ist es natürlich nicht nur das Stoffliche, mit dem der Verfasser uns aufs äußerste zu spannen weiß, obgleich wir aus der Geschichte den Ausgang wissen, sondern noch mehr das Psychologische und sozusagen auch das Taktische in dem Verhalten der preußischen Offiziere, wie übrigens auch den Seelengängen bei den Franzosen vollkommen ihr Recht wird.



Neue Bücher



Webers Universal-Lexikon der Kochkunst. Preis des vollständigen, 20 Lieferungen zu je 1,20 Mk. umfassenden Werkes, 24,— Mk., in 3 Bänden geb. 30,— Mk. Verlag von J. J. Weber, Leipzig.

Durch Liebe befreit. Ein Liebesdrama in 4 Akten von K. W Norberg. Verlag von Bruno Volger, Leipzig-R.

A Handvoll Zwöschben. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Karl Arnold. Preis 1,50 Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig-R.

Ja, in Abbazia. Scherzspiel in einem Akt von Arnim Ronai. Preis 1,50 Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig-R.

Illustrierte Flora von Mittel-Europa. Mit besonderer Berücksichtigung von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, zum Gebrauch in den Schulen und zum Selbstunterricht von Dr. Gustav Hegi. Preis 1,50 Mk. Verlag J. F. Lehmann, München.

Eines Königs Roman. Von Wladan Georgewitsch. Verlag Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Weidefelds Gedichte. Preis 2,— Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig-R.

Der Weggefährte. Jahrbuch 1913 von H. Corray. Verlag E. E. Meyer, Leipzig.

Von der Bühne des Lebens. Lieder und Gedichte von Hans Strasser-Neidegg. Verlag Otto Thiele. Halle a/S.

Das Mysterium des Demiurgos. Zweiter Band. Ergänzungen in vier Büchern von Adolf Schafheitlin. Verlag S. Rosenbaum, Berlin.

Ausgewählte Lyrik. Von Adolf Schafheitlin. Verlag S. Rosenbaum, Berlin.

Die deutschen Volksbücher. Herausgegeben von Richard Benz. Preis geb. 4,— Mk. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Carl Spitteler. Zur Einführung in sein Schaffen von Carl Meißner. Preis brosch 2,—, geb. 3,— Mk. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Vom Sehen und Gestalten. Von Artur Vollmann. Preis brosch. 3,—, geb. 5,— Mk. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Inhalt des Heftes 30: Vikar Körner und die Wandervögel (Schluß). Erzählung von Reinh. Roehle. — Die roten Riesen. Roman aus dem Hellweg von Dietrich Darenberg. **Beiblatt:** Meereswogen. Gedicht von Cl. v. Peßler. — Der Bärenschnitzer im Hörnithal. Von Hanns Gisbert. — Dennoch! Gedicht von Otto Oberhof. — Bildschnitzer und Komödiespieler. Von Joseph Aug. Lux. — In stillen Nächten. Gedicht von Fr. W. v. Oesteren. — Bücherbesprechungen. — Neue Bücher.

Ausgegeben am 19. April 1913. Verantwortlicher Leiter Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8. Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H. Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Hans Leerkamp
und die Husarenschwadron des Majors Bismarck.

Novelle von

Walter Flex.

Hans Leerkamp wäre in Halle, wo er drei Jahre als Student der Medizin vertobt hatte, als Trinker und Raufbold zugrunde gegangen, hätte ihn nicht ein derb zupackender Griff der Schicksalsfaust auf dürren Boden verpflanzt, den er fruchtbar machen mußte, um leben zu können und zwei anderen Menschen das Leben zu fristen.

Im Zustande halber Betäubung hatte ihn ein Brief seines Großvaters aus Goldberg in Schlesien erreicht, der ihn dringend ersuchte, heimzukehren und der harten Zeit abzuringen, was zu retten sei. Eine hitzige Seuche habe in sieben Tagen Vater, Mutter und Geschwister hingerafft, von allen Leerkamps seien nur noch er, der Greis, und ein kaum vierjähriges Söhnchen seines Bruders am Leben, das letzte Bargeld habe herhalten müssen, die Gläubiger der verschuldeten Einhornapotheke, die der Bruder bisher geführt, noch einmal zu befriedigen.

Mit würgendem Ekel erinnerte sich Hans Leerkamp sein Leben lang, wie er im Rausch die Zeilen des Alten gelesen: zugehaltenen linken Auges mühsam durch das rechte blinzelnd, um die Buchstaben scharf zu sehen, hatte er das Entsetzliche nach und nach unter trunkenen Kameraden von dem mit weinbefleckten Fingern unordentlich aufgeschlitzten Briefe abbuchstabiert, um dann schluchzend vor den fremden Gaffern gegen sich selbst zu toben. Aber in der abgründigen Schmach dieser Stunde ertrank die Schmach der letzten Jahre, und das halbgeleerte Weinglas, das er unter dem Gelächter der Zechkumpane, die ihm verständnislos zusahen, gegen die Wand schmetterte, war das letzte, das er seitdem in

Händen gehalten. Zwei Jahre waren vorübergegangen, ohne den ehrlichen Namen der Leerkamps von dem Einhornschilde der Apotheke zu wischen, wo er seit Menschengedenken seinen Platz hatte. Der kleine Jochen hatte gelernt, ihn zu buchstabieren und in dem seltsamen, bunten Getier darüber sein Wappenschild zu sehen, das der Ohm für ihn blank hielt.

Dem jungen Mann ging niemand zur Seite als der Greis, der noch einmal unter dem ungewohnt gewordenen, doch altvertrauten Hantieren mit dem Handwerkszeug seiner jungen Jahre aufblühte. Hans Leerkamp sah nicht rechts, nicht links; brauchte er Kraft, so sah er in die braunen Augen des Jungen, in denen die Geister von Vater und Mutter und allen toten Lieben ihr gutes, stilles Spiel trieben. Grimmige, zähe Energie füllte ihn vom Wirbel zur Zehe und gab keinem andern Empfinden Raum. Franzosen, Preußen und Russen rangen um Schlesien. Ihm drang das Klirren heimischer und fremder Waffen gleich mißtönig und unwillkommen in den vertrauten Klang seiner Gläser und Retorten, in denen er die Zukunft des unmündigen Knaben und aller Leerkamps braute. Er war bestellt, das Einhorn zu warten, was scherte ihn das Raufen der Adler!

Ein Wirbel hatte ihn an den sicheren Strand dieses kargen Daseins geworfen, die Sturmflut der wildgewordenen Zeit riß ihm den Grund unter den Füßen wieder fort, als er ihn eben mit heimlicher Lust zu spüren glaubte.

Eine Schlammwelle zuchtloser napoleonischer Soldateska brauste gegen Mittag des 23. August über Goldberg, wo man eben ostpreußische Musketiere ins Lazarett geschafft hatte. Plündernde französische Marodeure stürmten die Treppe und rangen mit den halbtoten Menschen, die dort in sinnlosen Schmerzen lagen, um Uhr und Börse. Was noch ein gesundes Glied zu rühren vermochte, reckte es mit verzweifelter Kraft gegen die Elenden und suche sie durch die Saaltür zu drängen und die Treppe hinabzustoßen.

Ein toller, grotesker Kampf halbnackter, mißhandelter Menschen, denen blutige Monturen und Verbände in Fetzen vom Leibe hingen, entspann sich zwischen den schmutzstarrenden Lagern, auf denen Tote und Lebende durcheinander lagen. Fluchen, Ächzen, gellende Hilferufe und wimmerndes Stöhnen klang wüst in eins zusammen. Leerkamp, der im Lazarett den Preußen Verbände anlegen mußte und dort mit dem Alten und dem Kinde, die ihm Handreichungen leisteten, ganz unerwartet in den brodelnden Strudel des ekelerregenden Tumults hineingezogen wurde, schaute einen Augenblick fassungslos und angewidert auf die schamlosen Greuel dieser Schlacht unter Toten und Halbtoten. Dann zuckte jäh der Gedanke an das Kind in ihm auf. Er erblickte es dicht neben sich, eingekeilt in einen Knäuel ringender Gestalten, die um ihr Leben balgten.

Als er mit Bärenfäusten den menschlichen Klumpen, der wie Schlamm den wimmernden Kleinen erstickte, auseinanderbrach, schaffte sein Eingreifen, das zufällig gerade an der kritischsten Stelle bei der Saaltür geschah, den Überfallenen auf einen Augenblick Luft. Ein stämmiger Ostpreuße warf, den Moment benutzend, in jähem Anstoß zwei der Franzosen durch die offene Tür, daß sie polternd die steile Stiege hinabschlugen. Das war für die Überfallenen das Signal zu einem letzten, verzweifelten Vorstoß, der die zuchtlosen Haufen der Marodeure überwältigte und die Treppe hinabtrieb. Da packte einer aus diesem Auswurf menschlicher Ruchlosigkeit, während er sich in schäumendem Grimm widerstandslos der Tür zugeschoben fühlte, kurz ehe er den Halt verlor, mit der Linken nach dem in seiner Angst laut schreienden Kinde und zog es in dem schmutzigen Drange, aller Übermacht zum Trotz noch etwas Schändliches zu tun, an den Haaren in den Strudel hinein, dem es Leerkamp entrissen hatte. Im nächsten Augenblick polterte der ganze Haufe, das Kind unter sich begrabend, die Stiege hinab, deren Geländer unter dem Anprall splitternd in Stücke brach.

Hans Leerkamp war es, als er den Knäuel in die Tiefe stürzen sah, als stieße ihm eine Faust durch Herz und Kehle. Aber mit grausamer Deutlichkeit sah er zwei Dinge: Er sah den Knaben mit zerschelltem Köpfchen unten auf den steinernen Fliesen aufschlagen, und sah den Schurken, dessen Fall der mißhandelte Knabe wie ein weiches Kissen gemildert hatte, sich mit heilen Gliedern aus dem Gewirr arbeiten und das Freie gewinnen. Er erblickte den Unhold, obgleich alle Kraft seines Auges verzweiflungsvoll den Knaben zu halten gespannt war, so unverwischbar scharf, daß er ihn am Jüngsten Gericht

noch würde aus dem menschlichen Schutt der Jahrtausende heraussuchen können. Er sah das erdfarbene, borstige Gesicht unter der sommersprossigen Stirn, sah das schwarze, fettige Haar, sah jede Einzelheit der geflickten und zerschlissenen Montur . . . .

Er warf, ohne rechts und links zu sehen, mit ungestümer Kraft beiseite, was ihn im Vorwärtsstürzen hinderte. Mit zwei Sätzen war er die Treppe hinab. Er kümmerte sich nicht um den kleinen Leichnam. Er hörte nicht, was ihm der Greis entgegenrief. Ein Gedanke nur brannte ihm wie Höllenstein im Leib und Seele: dem Unhold an die Gurgel — ihn niederzerren und mit den Füßen zertreten!

Alles wich dem Rasenden aus dem Weg. Jetzt stand er funkelnden Auges auf der Hausschwelle, spähte aus wie ein Wolf nach dem Entronnenen, und fühlte mit aufquellendem Ingrimm, wie ihm das kochende Blut den Blick verdunkelte. Seine Augen warfen, wie er sprungfertig, angespannten Leibes dastand, wie vorher seine Arme beiseite, was ihm die Aussicht sperrte, seine Blicke teilten die Haufen und sahen in Herzschlagdauer tausend Dinge. Dort schleppten Marodeure brennende Strohwische über die Straße und warfen sie in die Häuser. Bürger rotteten sich zusammen. Französische Infanterie rückte geordnet die Straße herab. Die Offiziere schlugen den Marodeuren mit den Degen die Brände aus den Händen. Das war alles gleichgültig und sinnlos. Aber dort — durch Hans Leerkamps Leib fuhr es wie ein Schlag —, dort war das einzige, was zu sehen lohnte: in einem Knäuel zeternder Bürger tauchte ein angst- und wutverzerrtes Gesicht für Augenblicksdauer auf, und der Feuerschein eines brennenden Fachwerkhauses flammte wie höllischer Schein darüber, als wollte er dem Rächer den Weg weisen.

Hans Leerkamp sprang vor. Da hielt ihn etwas am Arm. Er suchte es abzuschleudern, aber es ließ nicht los. Da sah er wild nach dem, was ihn hinderte. Es war der Greis, der barhaupt vor ihm stand und ihn mit aller Kraft seines Leibes hemmte. Der alte Leerkamp hatte begriffen, was in dem Enkel vorging, und aus seinen, von schweren Säcken unterhangenen Augen brannte dem Rachedürstenden ein herrischer Wille entgegen, dessen Gebot er ohne Worte verstand, doch nicht begriff: Du bleibst!

Doch der Rasende war keinem Befehl der Welt mehr fügsam. Er schleuderte den Alten zur Seite, daß er torkelnd Halt suchte. Aber noch im Niedersinken sperrte er dem Enkel den Weg ins Verderben und rief den leichter Verwundeten, die in der Tür des Hauses standen, zu: „Helft, Leute! Packt an! Haltet auf! Der Chirurg will euch auf und davon, und drinnen verbluten eure Brüder ohne Hilfe!"

Ein paar stämmige Burschen sprangen vor. Hans Leerkamp fühlte sich umklammert, und als er wie ein Wahnwitziger gegen die menschliche Mauer loshämmerte, wurde er unsanft überwältigt.

Keuchend starrte er, Haß und tierische Wut im Blick, dem Alten ins Gesicht: „Was soll's!?"

Der Greis umklammerte die bebende Hand des Enkels: „Gib dich! Laß ab! Du dankst mir's noch!" Hans Leerkamp hörte die Antwort kaum, aber er fühlte, was der Greis wollte, und daß er die Macht hatte. Haß und Leidenschaft loschen aus auf Augenblicksdauer, wie ein Meer von Flammen durch den Sturm niedergedrückt wird, ohne zu ersticken. Alles fiebernde Leben seiner Augen erlosch, und ein jammervoller, bettelnder Blick nach Erbarmen flehte in ihnen auf. „Laß mich!" Es war kein Wutschrei mehr, es war ein Schluchzen. Seine Glieder flogen. Der Greis ertrug den Blick des Enkels, ohne zu weichen, und er gab nicht nach, als die auf Augenblicke niedergepreßten Flammen tierischer Wut wieder in den Augen des Jungen aufspritzten.

Da sah Hans Leerkamp in jähem Schrecken, wie ihm plötzlich — zehn Schritt von seinen wutgestrafften Armen — die Rache an dem Elenden unwiderbringlich gestohlen wurde. Ein paar französische Gardisten hatten den Marodeur aus der Gruppe der Bürger gerissen, und als sie den schwelenden Strohbrand in seinen Händen sahen, den Mordbrenner in ehrlichem Soldatengrimm gepackt und durch die klirrenden Scheiben in die züngelnden Flammen des brennenden Hauses geworfen. Im nächsten Augenblick sank der Bau krachend über dem Gottverdammten zusammen.

Hans Leerkamp sah's und brach mit einem unartikulierten Wutschrei besinnungslos zusammen. Bürger und Soldaten standen und starrten erschrocken und verständnislos auf den jun-

gen Menschen, der da plötzlich mit gellendem, tierischem Wutschrei mitten unter ihnen zusammenstürzte wie vom Blitz erschlagen. Der Greis zeigte auf den kleinen Leichnam des Knaben. Er tat es wortlos. Und die Gebärde erschütterte mehr als überschwänglicher Jammer. Der Alte lud schweigend den leichten Körper des Kindes auf seinen Arm und schritt schwerfällig die Straße hinauf. Nachbarn bemühten sich um den ohnmächtigen Mann und führten ihn, als die Besinnung zurückkehrte, dem Alten nach in das verödete Haus.

Dann stand in dem Herrenzimmer der Einhornapotheke der Greis dem jungen Manne gegenüber, der in einem Ledersessel dumpf vor sich hinbrütete. Er legte dem Enkel leise die Hand auf die Schulter. „Hans!" Der Mann sah auf, sein Gesicht war stumpf und ausdruckslos vor Schmerz, daß es den Alten erbarmte. Er nahm seine niederhängende Hand. Da riß sich der andere los, in seine Augen kam ein fremdes, tückisches Leben, und seine Gebärde war halb voll Ekel und halb voll Haß.

Der Alte drückte ihn tieferschrocken in den Stuhl zurück und rief mit fester Stimme, als riefe er einen Verschütteten an, ob er noch lebe. „Hans?" Aber er rief einen Toten, der unter dem Schutt seines ungestillten Hasses und vergewaltigter Leidenschaft begraben lag. Der alte Leerkamp begriff mählich unter dem bösen, glimmenden Blick des andern, daß er Urenkel und Enkel an einem Tage verloren habe. Er richtete sich straff auf und sagte hart: „Da du's nicht begreifen willst, Hans, so muß ich dir's sagen: ein Leerkamp durfte nicht zum Mordbuben werden, und wär's am ausbündigsten Höllenhund. Die Rache ist Gottes."

Hans Leerkamp sah auf, in seinen Augen irrlichterte es. „Sie haben ihn verbrannt. Ich kann ihn nicht mehr erwürgen und nicht mehr zerreißen." Seine Zähne knirschten.

„Gott hat dich und das Kind gerächt. Du hast's gesehen."

„Er hat mir ins Handwerk gepfuscht, und ich kann's ihm nicht heimzahlen!" Hans Leerkamp stöhnte die Lästerung in unbändiger Seelenqual, und grub sich die Nägel ins Fleisch wie ein Sinnloser. Der Greis ging aus dem Zimmer.

Andern Tags, als das Kind unter der Erde war, standen die beiden sich wieder in dem leeren Hause gegenüber.

„Hans, die Leerkamps stehen jetzt auf deinen zwei Augen. Die meinen zählen nicht. Ich hab' das begriffen, als die Verzweiflung mit dir durchging und hab' dich gehalten. Vielleicht begreifst du's noch einmal."

„Wovon hast du mich abgehalten, du Neunmalweiser, du . . .!? Hätt' ich diese meine beiden Hände mit dem Hundeblut besudelt, vielleicht hätt' ich noch ein Stück von einem Menschen in mir. Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich und sag's dir: von der Stunde ab, wo du mir den Mordbuben aus den Fingern rissest, treib' ich in Schlaf und Wachen nur noch ein Ding. Ich erwürge zu allen Stunden des Tages und der Nacht den Hund in Gedanken und würge so lange an dem blutlosen Phantom, bis ich selbst wie ein toller Hund dich und mich und jeden mit Zähnen und Nägeln zerreiße."

Und eine Weile in erbarmungslosem Hohn auf den tieferschütterten Alten starrend, rief er halb schreiend: „Auf meinen beiden Augen steht die Sache der Leerkamps, sagst du?! Sieh mir in diese Augen, dann weißt du, wie die Sache der Leerkamps steht! Siehst du's jetzt? Es sind schöne Augen, ich seh' sie ja blutunterlaufen von innen heraus, und mir könnt' es grauen vor allem, was an mir ist, seit du mich in deine klugen Hände genommen hast!"

Er verließ stürmisch das Zimmer und ließ den Alten allein. Der sank matt, als fühle er mit einemmal das Alter, in den Armstuhl des Enkels. Und saß und grübelte. Hatte er Unrecht getan? Hätte er der entfesselten Natur den Lauf lassen sollen? „Mein ist die Rache", sagt der Herr. Sollte der greise Kopf noch umlernen? Die Züge des Alten verhärteten sich, und er spürte, wie ihn die eiserne, orthodoxe Frömmigkeit, die ihn durch siebzig Jahre geleitet hatte, in seinem Rechte bestärkte. Er faltete die Hände und betete für den Verirrten.

Am Abend suchte er ihn, um ihm noch einmal zuzusprechen. Hans Leerkamp war nicht im Hause. Der Alte saß reglos auf einer Bank in dem dämmernden Flur und wartete. Die Uhren schlugen, es wurde dunkel. Ein matter Lichtschein hielt sich lange in dem bunten Glas der Tür. Die Schatten sogen ihn auf. Jeder

Schritt, der in der Gasse aufklang, verlor sich wieder in Stille. Es ging auf Mitternacht.

Endlich hielt ein schlürfender Schritt, in den der Greis den Enkel nicht geahnt hätte, an der Tür. Schlüssel klirrten. Sie fielen zu Boden. Jetzt arbeiteten sie schwerfällig im Schloß. Eine lange Weile verging. Dann knarrte die Angel. Eine Gestalt schob sich ins Haus. Der Greis und der Enkel standen sich gegenüber wie schwarze Schatten.

„Bist du's, Hans?"

„Ich bring dir die beiden Augen der Leerkamps!" Fuseldunst schlug dem Greis entgegen.

„Hans, um Gottes willen, was treibst du? Wo kommst du her?"

„Ich? Ich habe deinem Gott Bescheid getrunken für seine Hilfe. Gute Nacht!" Ein häßliches Lachen verklang.

Müde und zerschlagen ging der Greis in seine Kammer. In dem dunklen Flur hatte die Lästerung des Enkels dem Alten den spröden Stab seiner Frömmigkeit zerbrochen. Hatte er recht getan vor Gott? Hatte er an der Natur und an seinem Fleisch und Blut gefrevelt? War er stark gewesen oder grausam? Er wußte es nicht mehr. Aber immer schwerer senkte sich lastend und erdrückend ein dämmerndes Gefühl auf ihn, daß man keinen Menschen zum Guten, das nicht in ihm ist und aus ihm kommt, vergewaltigen darf ohne Gefahr, daß das aufgezwungene Gute ihm im Blut zu Gift umschlägt und in Leib und Seele schwärt. Der steile und dornige Pfad ist wohl der rechte, aber es ist Wahnwitz, einen Menschen mit gebundenen Gliedern auf dem schmalen Wege vorwärts zu peitschen; man kann keinen Menschen vor Gott in die Knie zwingen, denn er hört auf, Mensch zu sein, und nur wie ein toller Hund beißt er schäumend in den Staub vor den Füßen Gottes. Die Seele kann überall und an allem verderben, aber am sichersten an dem Guten, das ihr unbarmherzig wider Natur und Blut aufgezwungen wird. . . .

Die Gedanken fraßen sich tiefer in das Herz des alten Mannes, während er schlaflos den Tag heranwachte. Er war sicher durch soviel Jahre gegangen, nun verlor sich mit einemmal aller Weg in Nebel. Und aller Inhalt seines langen Lebens rieselte ihm unter den Händen fort, unaufhaltsam, wie der Sand eines Stundenglases. . . .

Andern Morgens war Hans Leerkamp verschwunden. Der Greis suchte und forschte durch Tage und Wochen, und rüstete sich endlich einsam und mutlos zu langsamem Sterben. Der Enkel blieb verschollen. — — —

In Hans Leerkamps verwildertem Herzen war in der Nacht der Gedanke aufgezuckt, zu den preußischen Freischaren, die kaum ein paar Stunden weit sein konnten, zu entlaufen. Blindlings gab er der nächtlichen Eingebung nach, und der helle Tag bestärkte ihn noch fester darin. Daheim lauerte der Wahnsinn, unter den Soldaten fand er wohl Betäubung auch ohne Fusel, und vielleicht das Beste, eine barmherzige Kugel. Er fühlte, er könnte das Leben nirgends ertragen, als wo er's von Grund aus verachten könnte. Die wilden Haufen, die in Regen und Sturm wie reißendes Getier einander anfielen, dünkten ihm die rechte Gesellschaft. Er fühlte selbst unklar, daß sein Leben nur noch eine Lästerung auf Gott und die Welt sein könnte. Wo konnte sein Herz sich besser voll von der Weltverachtung saugen, die ihm Lebensluft war, als unter den Horden raufender Völker! Konnte er besser seinen ungestillten Rachedurst ausschäumen, als gegen alle, die das Handwerk des Elenden, der ihm aus den Händen gerissen war, trieben und seine Farbe trugen! Die Metzgerarbeit des Tages und danach Nachtwachen zwischen toten Männern in Sturm- und Regennächten auf freiem Felde, der Wechsel wildester Kraftanspannung mit lethargischer Erschöpfung, der seiner unter den Freischaren wartete, dünkte seiner verzweifelten Laune eben recht. Ruhe konnte für ihn nur noch in Unruhe sein, Erschlaffung und Leib und Seele zermürbende Erschöpfung war der Friede, den er noch erjagen konnte.

Während er sich auf seiner nächtlichen Wanderung nach der Flucht aus Goldberg besann, wohin er sich am tunlichsten wenden sollte, fielen ihm ein paar Worte der ostpreußischen Landwehr im Lazarett ein, die voll rauher Bewunderung über das Freischarenregiment der Mecklenburger Husaren waren, das, erst kürzlich formiert, eben seine Feuertaufe erhalten hatte: „Sie sollten auch den Totenkopf am Tschako tragen statt des Kreuzes, die Sackermenter. Wahre Totschläger sind's,

einer wie der andere. Sind wie Höllenhunde, die schwarzen Kerls in ihren Schwefelschnüren, beißen scharf an!" — Die Husaren konnten nicht weit sein. Zu ihnen begehrte er.

Nach ermüdenden Kreuz- und Querzügen kam er endlich in einer stürmischen Nacht, durch die nur hin und wieder fahles Mondlicht wie Wetterleuchten zuckte, um gleich darauf von jagenden Wolken eingeschluckt zu werden, in die Nähe eines Dorfes, aus dem Licht zu ihm herüberschimmerte.

Er näherte sich vorsichtig.

Da plötzlich hörte er zu seiner Rechten ein Plätschern, verhaltene Zurufe und unterdrücktes Gelächter. Er arbeitete sich durch das Erlengestrüpp, das ihm die Aussicht versperrte, und fand sich an dem flachen Ufer des seeartigen Dorfteichs.

Von der Wasserfläche her kam das Durcheinander von menschlichen Stimmen, Entengeschnatter und einem Geplätscher, als ob viele Menschen dort badeten. Eben brach das Mondlicht für Sekunden aus der Wolkennacht und überschüttete ein seltsames Bild. Wohl ein Dutzend Männer oder Knaben schwammen auf dem nächtigen Wasser, das von kalten Windschauern gepeitscht wurde, und vor den Badenden her flohen Gänse und Enten schnatternd und flügelschlagend über den Teich.

Hans Leerkamp nutzte das karge Licht des mondhellen Augenblicks, so gut er konnte, doch gewahrte er nichts als die geängsteten Tiere und hier einen blonden Schopf, dort ein Gewirr heller Gesichter und weißer Arme, die sich leuchtend von dem dunklen Spiegel des Wassers abhoben. Auf einmal spürte er, daß er auf einem Kleiderballen stand. Er beugte sich nieder und hob seinen Fund, Stück für Stück, auf: ein schwarzer Husarendolman mit gelben Schnüren und einem C auf dem Achselstück, Reitstiefel mit Sporen, ein Tschako mit schiefem wendischen Kreuz, ein Hemd und eine Hose, deren Grau rußig und schwarz geworden war.

In Hans Leerkamp schwoll eine wilde Lustigkeit auf. Er hatte seine künftigen Kameraden gefunden! Es war der rechte Ort, die neuen Genossen kennen zu lernen: bei Nacht und Sturm stahlen sie den ausgeplünderten Bauern die Enten vom Dorfteich. Und er erinnerte sich in seiner grotesken Laune aus Kindertagen des Märchens von den badenden Wasserweibern, deren Hemden ein Held am Ufer findet und durch ihren Raub die fremden Wesen zwingt, Rede und Antwort zu stehen.

Er hob den Schnürenrock empor und rief über das Wasser: „Heda, Husar!"

Das Gewimmel der badenden Entenräuber schien in der Dunkelheit auseinanderzustieben. Ein hastiges Plantschen im Wasser, dann wurde es still. Das Mondlicht war unter Wolken verschüttet.

Und wieder rief Hans Leerkamp: „Ho, Husar! Komm heraus oder ich stehle dir Rock, Hemd und Hose!" Da rauschte es dicht vor ihm im Wasser, eine schlanke, helle Gestalt, die wie eines Knaben war, sprang auf ihn zu und riß das Kleiderbündel an sich. „Hol' Sie der Teufel! Was wollen Sie? Müssen Sie die Wachen mit Ihrem Geschrei herbeizetern?"

„Gib dich zufrieden, Husar! Ich suche deinesgleichen seit Tagen. Dachte freilich nicht, daß ich euch aus dem Wasser fischen müßte. Gleichviel, du mußt mir helfen, zu werden, was du bist. Meine nicht Entendieb, sondern Husar."

Der Junge stak schon in den Kleidern. Der Mond huschte über sein schmales Knabengesicht, in dem ein Lachen zuckte. Bei Hans Leerkamps Schluß wich die Lustigkeit rasch einem frohherzigen Ernst. Er griff nach des Fremden Hand und sagte ehrlich erfreut: „Kamerad, bleiben Sie bei uns, so werden Sie merken, daß wir mehr können als Enten stehlen. Wir hatten kein Fleisch mehr seit Tagen. Gleichviel, jetzt kommen Sie!"

Die beiden kamen dem Dorfe näher. Um den Schein der lichthellen Fenster wuchsen mählich die klobigen Umrisse niedriger Hütten.

Hans Leerkamp brach das Schweigen. „Wie heißt der Ort da?"

Der andere lachte sorglos und zuckte die Achseln.

„Sie wissen's nicht?"

„Niemand von allen, die drin wohnen, weiß den Namen."

Leerkamp blickte erstaunt auf, da bequemte sich sein junger Begleiter zu Erklärungen. „Wir haben keine Christenseele im Dorf gesehen, seit wir gestern einrückten. Die Bauern und Häusler

mögen im Walde stecken und warten, bis die wilde Jagd vorübergebraust ist. Ein Dorf ohne Menschen hat keinen Namen. Heut' Nacht ist's Husarenhausen, morgen holt's vielleicht der Teufel oder der Kosak."

Hans Leerkamp schwieg finster. Da sah ihn der andere treuherzig an: „Sind Sie mir böse, Kamerad, daß ich drüber lachen kann? Verstehen Sie mich nur recht! Wer im Ernst drüber lacht, den veracht' ich. Aber die Zeit lehrt grimmig und sorglos über Nöte scherzen, die wir sonst still geehrt haben. Auch der Tod ist ein Scherzwort geworden, das bei uns lachend von Hand zu Hand geht wie ein Kinderball, und doch fühlt jeder, der ihn gibt und nimmt, mit leisem Schauder seine Kälte."

Leerkamp sah spöttisch seitwärts. „Sie reden wie ein Pastor."

Das braune Knabengesicht des Jünglings rötete sich leicht, seine Stimme klang ernst und verweisend und hatte einen gewinnenden Schimmer altkluger Kinderart. „Ein ernstes Wort klingt gleich gut vom Sattel wie von der Kanzel. Will's Gott, daß ich lebendig davonkomme, will ich das werden, worüber Sie witzeln. Ich bin in einem Pastorenhaus aufgezogen."

„Wo waren Sie Student bis dahin?" lenkte Leerkamp ein.

„Ich bin aus der Prima eingerückt."

„Hätt's sehen können, ohne zu fragen," brummte der andere, „und Ihr Name?"

„Jochen Timm aus Neubrandenburg."

Sie hatten das namenlose Dorf erreicht. An den ersten Häusern blieb der Husar stehen und suchte ein paar Augenblicke nach Worten. Dann sprach er rasch und suchte seine Verlegenheit zu meistern: „Ist's Ihnen ernst, Kamerad, mit dem, was Sie gesagt haben? Sie sind älter als ich und brauchen meinen Rat nicht. Haben leichtlich mehr erfahren als meinesgleichen. Aber ernst muß Ihnen sein, was Sie vorhaben, bluternst wie uns allen. Wer nicht so fühlt, ist nicht wert, unter unserem Major zu reiten."

„Ist Platz für mich?" fragte Leerkamp kurz statt einer Antwort.

„Das kann Ihnen Major Bismarck sagen. Kommen Sie!"

Sie gingen schweigend weiter. Der Husar trat in das Schulzenhaus und wechselte mit der Wache ein paar Worte. Wenige Augenblicke später standen sie in der Bauernstube vor dem Major.

Wie Leopold von Bismarck aufstand, wuchs er wie ein Hüne aus dem Lichtkreis der Öllampe, bei der er las, in die Dämmerung des Zimmers. Sein leicht ergrauter Scheitel rührte fast an die geschwärzten Balken der niederen Stube. Prachtvolle Grauaugen gaben dem verwitterten Gesicht etwas Herrisch-Machtvolles, und eine hohe, breitausladende Stirn steigerte das Martialische und Derbe des wetterfarbenen Antlitzes ins Gebieterische.

Der Husar machte kurz Meldung und trat ab. Hans Leerkamp brachte sein Anliegen vor. Er sprach nur wenige karge Worte, die nichts von seinen Schicksalen, noch weniger von seinen Gefühlen verrieten.

Der Major hörte ihn aufmerksam an, und sein Auge beobachtete scharf den späten Besuch. Instinktiv fühlte er das Fremde, das ihn kühl aus den sparsamen Sätzen des jungen Mannes anwehte, und nicht ohne Absicht antwortete er, als der andere schwieg, mit einer fast drohenden Feierlichkeit, die sich durch die knappe, soldatische Kürze wirkungsvoll steigerte. „Sie treten in ein junges Regiment. Aber es ist brav wie irgendeins unsrer alten preußischen. Es ist eine Ehre, Mecklenburger Husar zu sein seit Goldberg und der Katzbach. Ich habe manche preußische Schwadron geführt, keine bessere als diese ehrlichen Nachbarjungen, zu denen mich mein König jetzt kommandiert. Der Rock, den Sie anziehen wollen, ist gut, wenn der Rock, den Sie ausziehen, ehrlich ist. Das hoffe ich von Ihnen und nehme Sie statt Ihres Gottes und Königs in Pflicht."

Hans Leerkamp schwieg und hielt den forschenden Blick des Offiziers mit unbewegtem Gesicht aus. Seine Miene sollte nur stumme Zustimmung zeigen, aber der Ausdruck war frostig, und in den Augen flimmerte es fast wie mühsam niedergehaltener Hohn. Was sollten die tönenden Worte, mit denen er in Pflicht genommen wurde wie für eine heilige Sache? Was ging ihn, der die eigene Sache nur als Pfuschwerk zu Ende bringen konnte, der Handel der Völker an!

Wieder und deutlicher jetzt glaubte Major von Bismarck den fremden aufsässigen Geist zu schüren, und er fühlte, wie ein Groll in ihm auf-

schwoll gegen die Bewegungslosigkeit des fremden Burschen, die bescheidene Zustimmung sein konnte, und die er doch, ohne deutlich zu sehen, wie einen Hohn auf seine feierlichen Worte empfand. Das Temperament ging mit dem alten Husaren durch, als er jetzt weitersprach: „Den Platz, den Sie bekommen, Husar, hat ein Lump warmgehalten bis jetzt. Gott geb's, war's der letzte unter uns. Der Bursche ist nach üblen Streichen desertiert, heut' wieder eingebracht und eben aus der Montur gepeitscht worden. Die Stelle, die er innehatte, will erst wieder ehrlich gemacht werden. Treten Sie ab!"

Hans Leerkamp fühlte, als er aus dem Zimmer ging, daß er ohne wenigstens greifbaren Grund wie ein Schulbube angelassen worden war, aber es steigerte nur seine bizarre Stimmung, die anders als sonst auf jede Reizung reagierte und den Stachel fast wohltätig empfand. Von einem marodierenden Knaben unter frommem Gewäsch in ein verödetes, namenloses Dorf geführt und an den Platz gestellt, den ein Hallunke bis dahin gewärmt — diese Widersprüche und Mißklänge waren der rechte Anfang für das neue Leben! Eine wilde, häßliche Lustigkeit beherrschte ihn wie ein körperlicher Taumel.

Er wurde auf seinen Wunsch sofort eingekleidet und verbrachte seine erste Nacht als Husar, ohne viel zu schlafen.

Aber das tolle Leben, dem seine desperate Laune ungestüm entgegenstrebte, ließ auf sich warten. Der Krieg schien nicht, wie er sich's vorgestellt, ein unaufhörliches Würgen zwischen Mensch und Mensch, sondern eine sinnlose Kette von Kreuz- und Quermärschen, die in sich selbst zurückliefen, ein unaufhörliches Vor und Zurück, das kein Ziel zu haben schien. Der ganze September war ein einziger grotesker Zug abgerissener Männer und abgetriebener Gäule durch nächtliche Regenschauer und verwüstetes Land, der nur den Zweck zu haben schien, den Platz ausfindig zu machen, wo sich's am elendesten umkommen ließ.

Und doch wäre Hans Leerkamp dieses Leben erträglich erschienen, wären die Menschen, unter denen er lebte, andere gewesen. Das war nicht die Gesellschaft, nach der seine Menschenfeindlichkeit schrie. Diese guten Jungen verfälschten mit ihrem unverwüstlichen Humor die Bitterkeit, die er aus den wüsten Zeitläuften zu saugen bestrebt war. Sie waren treuherzige Lehrmeister, gute Kameraden, ehrliche Spaßmacher und ebenso ehrliche Bußprediger, nicht die rußigen Teufel in Schwefelschnüren von denen die Ostpreußen gefaselt hatten.

Einmal, als Jochen Timm und andere nach einem Rasttag in den Hütten schlesischer Strumpfstricker mit roten Türkenkäppchen herumstolzierten, die von Schlesien durch ungarische Händler nach dem Balkan gingen, rief ihnen Hans Leerkamp spöttisch zu: „Jochen, es ist eine Kinderkreuzfahrt, die ihr treibt!" Da stand Bismarck unter ihnen und rief lachend: „Ja, Kinder und Märchen! Aber diesmal frißt Rotkäppchen den Wolf. Was, Jochen?" Und der gute Junge wurde rot vor Freude über die Anrede des schwärmerisch verehrten Mannes, zog seinen Säbel halb und rief: „Soll wohl sein, Herr Major! Hat gute Milchzähne!" Und der Major ging lachend weiter.

Das war nicht die grimmige Lust, die er brauchte!

Zuweilen fraß er sich in die wilde Laune hinein, die ihm Bedürfnis war, und wurde jäh durch eine Treuherzigkeit herausgerissen, die er fast qualvoll empfand. So als sie nach aufreibenden Märschen, in denen Roggen- und Hafergarben das gewöhnliche Futter der Gäule und Brote, durch die Regengüsse zu schwammigen Teigklumpen geworden, die einzige menschliche Speise waren, bei Hochkirch den Rückzug der Infanterie deckten: ohne selbst ins Feuer zu kommen, erhielten sie 10 Uhr nachts den Befehl, abzurücken, und nun begann ein toller Nachtmarsch, der die Knochen im Leibe zerstoßen wollte. Durch mangelhafte Dispositionen verwirrten sich die preußischen Kolonnen heillos mit dem Troß des Sackenschen russischen Korps, das einen ungeheuren Train von Balken und Bauholz für die Flußübergänge mit sich schleppte. Keine zehn Schritt kam der Zug vorwärts, da staute er sich an einem endlosen Wagenzug, der die Marschstraße querte. „Abgesessen!" Und man wurde, die Zügel in der Hand, in der Masse hin und her geschoben, während es einem kaum mehr gelang, die übermüdeten Augen aufzureißen. Dann schien es Luft zu geben, und „Aufgesessen!" hieß es. Im nächsten Moment stak man wieder

fest. Baschkiren-Pulke mit Pfeil und Bogen kreuzten die Straße. Das wiederholte sich qualvoll durch Stunden und Stunden. Das babylonische Völkergemenge war wieder lebendig geworden. Bald waren es Kalmücken, bald russische Infanterie in grauen Kitteln, bald ein Gewirr von Wagen, bäumenden Gäulen und schreienden Menschen — so gingen die Nachtstunden hin. —

Immer länger und endloser schienen den todmüden Reitern die unfreiwilligen Pausen, zuletzt lagen sie, wenn wieder das Absitzen befohlen war, keuchend, mit dem Schlaf ringend, auf der schlammigen Erde, die regenfeuchten Zügel über die klamm gewordenen und abgestorbenen Finger geschlungen, bis die Vorder- und Hintermänner sie aufjagten. Gegen Morgen endlich schien das Chaos geordnet, und der eigentliche Marsch, so lange behindert, begann.

In dieser Nacht gelang es Hans Leerkamp, so stumpf und voll dumpfen Hohnes und Hasses zu werden, als er wollte. Es überfiel ihn eine bleierne Müdigkeit, deren todähnliche Erschöpfung er als Erlösung spürte. Endlich empfand er auch den Schritt seines Braunen nicht mehr, der mit tiefhängendem Kopf schneller und schneller unter ihm abschob. Er saß schlafend, nickenden Hauptes, auf dem Gaul.

Die Kameraden, auch in dieser Stunde noch für einen Spaß empfänglich, machten Roß und Reiter bereitwillig freie Bahn, so daß der Schlafwandler allmählich, während einer dem anderen ein halblautes „Loat em dörch!" zuraunte, aus dem hintersten Gliede in das vorderste rückte, und endlich kopfnickend, mit hängenden Zügeln, an dem voraufreitenden Major Bismarck wie ein abenteuerlicher Nachtspuk vorüberzog.

Der alte Haudegen empfand, als er das unterdrückte Lachen seiner Leute hinter sich hörte, ein Gefühl, das ihn besser wärmte als ein heißer Frühtrunk. „Prächtige Leute, die nach solcher Nacht noch den Kitzel zu Schulbubenstreichen haben!" dachte er, und sein Weckruf an Leerkamp bekam unwillkürlich einen herzhaft kameradschaftlichen Klang. „Guten Morgen, Husar!" Leerkamp schrak auf und empfand den Ausbruch der Heiterkeit um sich herum mit einem Gefühl, das an Erbitterung und Haß grenzte. Nicht daß der Ulk auf seine Kosten ging, erbitterte ihn, sondern daß auch der Aschermittwoch dieser Nacht wieder in den unzeitigen Karneval umschlug, der ihn peinigte. Er kehrte verdrossen, ohne eine Miene zu verziehen, um.

Major Bismarck sah dem grämlichen Mann mit nicht eben freundlichen Gefühlen nach. Da erregte eine andere Szene seine Aufmerksamkeit. Ein Zug Kosaken, der neben den Husaren über die Äcker trabte, war auf ein paar kranke oder verwundete Franzosen gestoßen, die von ihren eigenen Leuten oder einem Gefangenentransport hier an einem Tümpel zurückgelassen worden waren. Die Kosaken stießen mit der Lanze nach den halbtoten Menschen, die in einem jämmerlichen Kauderwälsch um Pardon flehten: „Hélas Kosak! Blessiert Franzus! pardonnez-moi . . . je ne peux plus . . .!" Der alte Edelmann sah's, und das Pöbelhafte des Gemetzels empörte, was an ritterlichem Blute in ihm war. Er reckte grollend die Faust, so nutzlos es gegenüber dem Geschehenen war, gegen die verbündeten Wilden: „Kosak, Spitzbub!" Gleich darauf bereute er es, denn seine Leute, die mit knabenhafter Schwärmerei auf alles schworen, was er sagte oder tat, brachen in ein erregtes Schelten aus: „Kosak, Schelma! Pfui Kosak! Kosak, Hallunke!" Russische Schimpfworte flogen herüber, Kantschus hoben sich drohend, und eine ganze Weile hatten die Offiziere auf beiden Seiten zu tun, ihre Leute zu bändigen und von Tätlichkeiten zurückzuhalten.

Auch Leerkamp hatte das Schlächter-Heldenstück der Kosaken gesehen, aber mit einer grimmigen Lust an der Roheit, die er selbst als widrig empfand und die ihm doch willkommen war. Das Verhalten des Majors und der Kameraden rief sonderbare Gefühle in ihm wach. Was sind das für Menschen! dachte er, feine Jungen aus guten Häusern zumeist, drängen sich an die Schinderbank und wollen weiße Hände behalten! Und laut sagte er zu Jochen Timm: „Die Franzosen sind ein Ungeziefer! Was keift Ihr wie Weiber, wenn sie einer austilgt?"

Der junge Husar sah ihn mit einem eigentümlichen Blick an und sagte abweisend: „Werden wir erst zu Mordbuben, so läßt Gott von uns wie wir von ihm. Der Major hat recht."

„Macht Ihr ihm alles so gut nach wie das Schimpfen?"

Der andere wandte sich ab und gab schroff zurück: „Alles. Heißt, wenn wir's so können wie er."

Sie ritten eine Weile verdrießlich nebeneinander her. Da empfand der Jüngling die Nötigung, an der Starrheit und Unlust des anderen zu rütteln, die er nicht verstand, und er sagte überredend: „Kamerad, sieh auf den Major, wie wir's tun. Du fährst gut dabei, glaub' mir's!"

Hans Leerkamp spürte die Bekehrungslust des guten Jungen neben ihm mit grimmiger Spottlust. Es freute ihn, den anderen zu reizen. „Erzähl' mir von ihm, ich weiß nichts von seinen Stücken."

Jochen Timm sah ihn lange und nachdenklich an. „Du reitest mit uns und spottest über ihn. Was soll's? Es paßt nicht zusammen. Er könnt' an Jahren unser Vater sein, und er ist's wahrhaftig. Er hungerte für uns wie wir für ihn. Einmal hat er nach zwei Tagen ohne Schluck und Bissen eine rohe Gurke mit mir geteilt." Das letzte sagte er herausfordernd, er wußte, daß es der andere als Plattheit in Spott verkehren würde.

„Alle Achtung!" höhnte Leerkamp.

„Ja, Kamerad," sagte der Junge gedehnt, „wollte in faulen Zeiten ein Prasser sein halbes Vermögen wegschenken, das wär' dir ein Wunder, aber gibt ein Hungriger ungenötigt die Hälfte des Unzureichenden fort, so verlachst du's."

Hans Leerkamp schwieg. Nach einer Weile fing er noch einml an. „Was tut der Preuße bei euch? Seid ihr nicht Mecklenburger?"

„Wir sind Deutsche!"

„Zeig' mir Deutschland auf der Karte!"

„Geduld! Wir tragen's eben wieder ein."

Und noch einmal rührte der Geist der Schwadron an Leerkamps verfinstertes Gemüt auf diesem Ritt durch Nacht und Not: der Morgen dämmerte auf. Fahles Rot schimmerte im Osten und schwamm in den Lachen am Wege. Lerchen hoben sich über zerstampfte Äcker. Da begab sich etwas, das mancher andere übersehen hätte. Ein Landmann führte fernab seinen Pflug über den Acker wie in friedlichen Zeiten. Die übernächtigen Augen der Husaren bemerkten ihn erst, als der Major mit dem Säbel nach ihm hinzeigte: „Ein pflügender Bauer, Kinder! Wann haben wir den letzten gesehen!?" Und er zügelte sein Roß wie in Andacht. Ein Raunen ging durch die todmüde Schwadron. Säbel und Arme hoben sich. Tschakos fuhren in die Luft. „Glück zu, Bauer! Brav, Bauer!" Drüben hielt der Landmann den Pflug an. Sein Gesicht konnte man nicht erkennen. Er gab den Gruß nicht zurück, aber als er unverdrossen weiterwerkte, war es den Husaren die beste Antwort.

Die Schwadron setzte sich wieder in Bewegung. Jochen Timm beugte sich zur Seite und raunte Leerkamp zu: „Er hat Tränen im Auge gehabt."

„Wer?"

„Der Major. Kröger hat's gesehen."

Hans Leerkamp schwieg. Seine Miene war undurchdringlich. Hätte Jochen Timm in ihn hineinsehen können, so wäre er Zeuge eines seltsamen Kampfes geworden. Leerkamp fühlte, er konnte sich der Wirkung dessen, was sich um ihn begab, nicht auf lange entziehen. Er empfand das Ansteckende des reinen, guten Geistes, der durch die Schwadron ging und die Phrase von dem „gerechten Krieg" zu lebendiger Wahrheit machen wollte. Aber er rang gegen die ungewollte Weichheit, gegen diese Schlappheit und Rührseligkeit, die sich wehrlos den Eindrücken ergab. Er lechzte nach Betäubung dieser Gefühle, die er nicht gerufen hatte und die nicht Raum in ihm hatten, die nur dazu angetan waren, ihm den letzten Inhalt seines verwüsteten Daseins zu zerstören. Dieser Geist mußte ihn endlich vertreiben, wenn er sich seiner nicht erwehren konnte. Er glaubte scharf und hart zu empfinden, daß, was ihn anzog, ohne daß er Teil daran haben konnte, ihn zuletzt von dem letzten Platz verstoßen mußte, an dem er das Leben noch ertragen konnte. Wann kommen wir endlich ins Feuer!? dachte er unaufhörlich, und er spürte eine wilde Sehnsucht nach dem Dunst und Lärm der Feldschlacht, die seiner Zerrissenheit helfen sollte, und wär's durch Zernichtung. Der neue Zwiespalt, der sich in ihm auftat, mußte ihn aufreiben, nur der Taumel des Würgens Mann gegen Mann konnte ihm die Härte wiedergeben, die die Kinder um ihn herum ihm entwanden und ohne die er nicht leben konnte.

Endlich schien's gegen den Feind zu gehen. Der September ging unter kalten Schauern im schlesischen Land zu Ende, und der Oktober fand

die Husaren im Biwak an der Elbe. Das Kesseltreiben gegen den Korsen, der sich in Sachsen hielt, begann.

Am 3. Oktober setzten die Reiter auf Pontons über die Elbe. Hinter ihnen loderten die Laubhütten, in denen sie biwakiert hatten, und fraßen im Busch um sich. Hans Leerkamp sah durstig in dieses Feuer, das das Flammenfanal für den Weltbrand sein mußte, nach dem er lechzte.

Jenseits im Walde splitterte und krachte es in den Ästen, als ob Tausende von Holzfällern an der Zerstörungsarbeit wären: Preußen und Franzosen rangen in weit aufgelösten Zügen in Deckung hinter den Bäumen, Mann gegen Mann, um jeden Busch und Stamm.

„Sie spielen Baumwechseln", lachte Timm. „Bald spielen wir mit." Er hatte ein Gesicht wie ein Kind am Geburtstagsmorgen, und der Schein seiner starken, gehaltenen Fröhlichkeit lag auf all den ernsten, jungen Gesichtern, die der Entscheidung entgegenhofften. Hans Leerkamp sah von ihnen hinweg in den Brand, der durch's Buschwerk fraß und sich in den ziehenden Fluten des gelben Stromes spiegelte.

Unweit von ihm stand Major Bismarck in einer Gruppe von Offizieren. Jetzt wandte er sich seinen Husaren zu. „Vorwärts, Kinder! Die Elbe ist mir gut, sie hat an meiner Wiege gerauscht."

Die Husaren jubelten ihm zu. Dann fuhr er fort: „Kinder, heut' müßt ihr mir helfen eine alte Rechnung zahlen. Die Elbe hat in Schönhausen mit ansehen müssen, wie die Franzosen anno 6 im Nest der Bismarcks als Lausbuben gehaust und unsern guten Stammbaum mit ihren Spießen zerstochen haben. Die Elbe soll zuschauen, wenn wir heute so manchem französischen Stammbaum die grüne Krone dafür ausbrechen!" Und wieder lärmten die Husaren dem geliebten Führer zu.

Um Hans Leerkamp schwoll die Flut der Begeisterung auf, auf deren Wogen er nicht treiben, in denen er nur umkommen konnte. Er sah nicht rechts, nicht links und sehnte sich nach dem Getümmel.

Eine Kugel splitterte das Holz der Pontons auf. „Rotkäppchen, der Wolf will beißen", scherzte der Major zu Jochen Timm. Die Mecklenburger Jungen lachten, die Hand am Säbelgriff. „Loat em man!"

Und dann endlich, nach monatelangen Strapazen, wieherten die Rosse der Husaren wieder auf linkselbischem Boden. Der Kampf hatte sich aus dem Walde verzogen. Das Ringen ging um das verschanzte Wartenburg.

Major Bismarcks Schwadron mußte, höherem Befehl gehorsam, eine Ewigkeit untätig im Morast einer Sumpfwiese gegenüber den Verschanzungen feindlicher Artillerie halten, von Infanteriefeuer, Paßkugeln und Granaten überschüttet. Die Gäule zitterten und bäumten. Die jungen Gesichter der Reiter waren finster und ingrimmig.

Der Major hielt unbeweglich. Aber in dem Herzen des alten Reiters fraß der Groll, als er seine braven Leute so nutzlos geopfert sah. Leerkamp hielt, schweratmend vor Erregung, dicht hinter ihm im ersten Gliede. „Gebraucht man so Kavallerie?!" hörte er den Major zornig durch die Zähne stoßen und sah, wie das leicht erregte Gemüt des alten Husaren, dessen erste Wallung er selbst einst in dem namenlosen Dorf zu spüren bekommen hatte, Zorntränen unter den buschigen Brauen auffunkeln ließ. Und Leerkamp sah auch die Gesichter seiner Kameraden, in denen dankbare Verehrung und ein stummes, treuherziges Einverständnis mit ihrem Führer glänzte.

Rasch beugte sich Leerkamp, der Stimmung, die auf ihn übersprang, Herr zu werden, aus dem Sattel zu einer polnischen Marketenderin, die der Geldhunger mitten in die Feuerlinie getrieben hatte, wo sie die besten Geschäfte zu machen hoffte, und füllte seine Feldflasche mit Branntwein.

Major Bismarck wandte sich halb um. „Ein schlechter Husar, der sich die Kampfwut erst antrinken muß! Gießt aus, Leute!"

Alle verschütteten wortlos und eilig den Trank, der keine Ehre mehr brachte, nur Leerkamp setzte nun erst recht die Flasche an den Mund und goß trotzig, mit Lust den Beigeschmack der Schande kostend, den Fusel hinab. Während die Flasche an seinen Lippen war, fuhr zwischen ihr und seinen Augen querüber ein feuriger Funkenstreif wie ein höllischer Gruß. „Eine Musketenkugel", hörte er jemand neben sich sagen. Was es auch war, ihm war es der rechte

Auftakt für den höllischen Tanz, zu dem ihm rasende Völker aufspielen sollten.

Er fand in dem Trunk die Würze, die er suchte. Die wilde Großartigkeit der Reiterschlacht, die nun losbrach, wandelte sich für ihn zur Groteske.

Major Bismarck rührte mit der Hand eine Feder seines Säbelkorbes an, mit leisem Knacken sprang ein stählerner Handschutz auf. Die Husaren machten sich bereit. Wie aller Augen an dem Major hingen, hatten alle das kleine Zeichen bemerkt und machten sich ohne Kommando fertig. Es wurde Ernst.

Adjutanten preschten übers Feld. Die Schwadronen brausten wie der entfesselte Sturm gegen die feindlichen Batterien los, auf die der Säbel des Führers wie wegweisendes Wetterleuchten hinwies.

Jetzt waren es noch schwarze Punkte. Jetzt wurden es Menschen, Gäule, Kanonen. Und nun war es der offene Höllenschlund, der flammend über den Schwadronen zusammenschlug.

Hans Leerkamp kostete den Taumel der Mordschlacht aus. Aber das Gewaltige hob und trug ihn nicht wie die anderen. Eine tolle, verwilderte Lust beseelte ihn, und daneben blieb ihm eine grelle, jedem anderem unerträgliche Aufnahmefähigkeit für Augenblicksbilder, in denen sich Grauenvolles und Lächerliches bizarr vermengte. Ein Husar verfing sich mitten im Sturm, unter einer Eiche durchreitend, mit den Schnüren seines Rockes in den Zweigen, der Gaul ging unter ihm durch, und er selbst blieb wie weiland König Davids Sohn Absalom in dem Geäst hängen. . . . Die Batterie, unter Obstbäumen aufgefahren, war genommen, und die kampfheißen Jünglinge, von Schweiß und Blut triefend, sammelten sich und erfrischten sich, während rings in der Ebene das Knattern, Pfeifen, Brausen und Schreien forttobte, auf der Mordwiese an den reifen Pflaumen, die in verschwenderischer Fülle von den Ästen hingen, die von Blut und Brägen zerrissener Menschen bespritzt waren und unter denen sich zerfleischte Leiber zu greuelvollen Gruppen türmten. . . .

Neuer Befehl kam. Italienische Infanterie war ins Wanken gekommen. Das Brausen des Ansturmes der Husaren machte, noch ehe er zum Anprall wurde, aus Rückzug Flucht, aus Flucht Panik. Die Luft, die über die blutigen Säbel der Reiter strich, wehte Todeshauch in die gelösten Glieder der über das Feld Hinflüchtenden. „Jetez les armes!“ Die Gewehre flogen den Gehetzten willig aus der Hand, waffenlose Arme flehten um Pardon. . . .

Vor Globig fiel dem wilden Heer württembergisches Geschütz in die Hände. Ein Husarenleutnant zwang die Kanoniere, den Stahl vor ihre Gurgel rückend, das Geschütz auf die fliehenden Haufen des eigenen Heeres zu richten. „Triff! Oder —!“ Der Schuß krachte. Der glückliche schwäbische Schütze wandte sich vertraulich und eifrig dem drohend neben ihm haltenden Offzier zu: „Gelten S', es hat getroffe?“ „Schinneknecht!“ wetterte der Husar, schlug ihm die flache Klinge über den Schädel und brauste vorüber. . . .

Durch die verödeten Dorfgassen tobte die Blutjagd auf das menschliche Wild. Hans Leerkamp folgte in tollem Ritt einem französischen Dragoner und ließ in grausamer Lust gerade von dem einen nicht ab, der in Todesschrecken vor ihm her floh. Es war die Todeshatz gegen ein halbtolles Wild, kein Verfolgen eines Menschen mehr. An dem Querbalken eines Tores, durch das er ein rettendes Bauerngehöft zu erreichen strebte, zerschellte sich der Franzose im Anprall den Schädel. . . .

Und nun hörte Leerkamp wieder mit wildherziger Lust das Wort, das ihn einst in die Reihen der Husaren getrieben hatte. Heut' galt es ihm selber. Ein ostpreußischer Musketier rief's ihm zu: „Ji möta uck Dodenköpp hebba!“

In und um Wartenburg verbrachten die Husaren nach der Blutarbeit des Tages die Nacht. Major Bismarck, dem die Insubordination Leerkamps, der gegen die Order vor seinen Augen den Inhalt der Feldflasche hinabgestürzt hatte, nicht entgangen war, ließ gerade ihn die erste Wache beziehen.

So konnte sich Leerkamp nach der hilfreichen Erschöpfung des wilden Tages nicht durch einen bleiernen Schlaf gegen das allmähliche Nachlassen der alkoholischen Anspannung schützen und mußte sich krampfhaft wach halten, so sehr er völliges Vergessen ersehnte.

Die Minuten schlichten dahin. Der innere Zwiespalt klaffte wieder wie vorher. Der blutige

Tag hatte nichts geholfen. Ein Wirbel von widerstreitenden Gefühlen ging durch sein übernächtiges Hirn. Er fühlte sich elender als je. Halb zog es ihn hin zu diesen Menschen, denen er sich in Verzweiflung beigesellt hatte und halb haßte er sie, weil sie ihn doch nicht völlig heilen, sondern nur durch halbe Heilung ganz verderben konnten.

Er empfand auch deutlich, daß die Husaren seine Trinkerbravour verachteten. Der Major hatte schuld daran. Schließlich hatte er recht. Mochten sie alle recht haben gegen ihn! Was lag daran? Aber der leichte Beigeschmack der Schande, den er am Morgen mit einer unsinnigen Lust geschmeckt, war, wenn nicht bitter, so doch schal geworden.

Eine Stunde war vergangen. Da tat sich die Tür zu des Majors Zimmer auf. Der Major setzte einen Stuhl vor die Tür und ging an der Wache vorbei zum Hoftor. „Husar, du wirst müde sein. Einen Stuhl heut' nacht wird das Reglement schon vertragen können."

Hans Leerkamp sah betroffen auf. Was wollte der Major von ihm? Wollte er auch bekehren wie der kleine Jochen Timm?

Leopold von Bismarck stand auf der Schwelle des Gehöfts und sah in den stillen, nachtdunklen Himmel. Der fremde Mann unter seinen braven Jungen machte ihm zu schaffen. Das Holz, aus dem die anderen geschnitzt waren, kannte er. Hier war ein Mann und ein Schicksal, das ihm fremd war und sich vor ihm verschloß. Er war halb verdrießlich, halb mitleidig. Er hatte den Husaren im Auge behalten, und sein scharfer Blick hatte wohl bemerkt, daß er keinen Lumpenkerl vor sich hatte, wie er zuerst geargwöhnt. Nun hatte er ihn heute hart angefaßt, um ihn zurechtzureißen. Der Mann hatte im Kampfe seine Pflicht getan, und mehr als das. Vielleicht war die Rekrutenkur, die er mit ihm vornahm, nicht das Rechte.

Die Gedanken gingen dem alten Reiter durch den Kopf, während er die frische Nachtluft in sich sog. Jochen Timm würde von ihm gesagt haben: er ist wie ein Vater, den ein barsches Wort gegen den Sohn nicht schlafen läßt, ehe er weiß, ob er's mit Recht gesprochen.

Nach einer Weile drehte er kurz um und ging nach seinem Zimmer, um endlich Schlaf zu suchen. Halb in der Tür wandte er sich noch einmal zurück und sprach unvermittelt ein paar seltsame Sätze zu dem Husaren ins Dunkle: „Erlebnisse machen gut und schlecht. Ein gut Stück dessen, was wir unseren Charakter zu nennen belieben, ist nicht viel mehr als ein Erlebnis der Seele. Zufällig und wandelbar. Ist wie ein Feld, das bestellt sein will auch nach Notjahren. Sieht manchmal böse aus nach Notjahren. Es kann niemand sein Feld davor schützen, daß ein Lump es vertrampelt. Aber ist der Boden wahrhaftig gut, so mag immerhin ein Kerl seinen Unrat darauf werfen, für eine Weile erstickt er die Frucht, zuletzt wird das Schlechte zum Dung fürs Gute. Gute Nacht, Husar!"

Er trat gleichmütig in sein Zimmer zurück, als habe er eine alltägliche Bemerkung über das Wetter gemacht.

Hans Leerkamp starrte ihm nach. Was wollte der Mann von ihm? Woher kamen ihm, der nichts von ihm wußte, die dunklen Worte, die seltsam weckend an die verschlossenen Pforten seines Innern schlugen? Diese allgemeinen Sätze, die so klingend an das Besondere in ihm rührten? Dieser Mann war wie die Verkörperung alles dessen, wovon jeder seiner Reiter ein Stück hatte. Sie waren nach seinem Geist geprägt, nur schienen alle neben ihm noch unfertig. Er war die reife Erfüllung dessen, was in ihnen allen noch im Werden war. Und Hans Leerkamp war, als spürte er, schärfer als je, daß dieser Geist, der den fremden Einschlag nicht vertrug, ihn umschmelzen oder ausstoßen mußte. Der Geist der Schwadron, der herrisch und treuherzig zugleich nach ihm griff, gewann Gestalt in dem Manne, dessen Hand er gleichsam auf seiner Schulter gespürt hatte. Und er mühte sich, von seiner Macht freizukommen und sich in ihm all der anderen zu erwehren. Sich ihrem Geiste beugen, hieß alles fahren lassen, was in ihm war. Er wollte sich nicht völlig verlieren. Was hatte er noch, wenn seine Weltverachtung ihre peitschende Kraft verlor? Seine wüste Art, die jetzt sein Halt und sein Recht war, wurde zum Aussatz, wenn er die Art der anderen ehren mußte. . . .

Um Mitternacht löste Jochen Timm ihn ab. Er sah mit Erstaunen den Stuhl. „Vom Major",

sagte Leerkamp, seine Frage kurz abschneidend. Die Augen des anderen leuchteten auf. „Zeig' mir noch einen, der heute nacht an so etwas gedacht hätte!" Leerkamp schritt fluchtartig aus dem Hause, es war ihm wie eine Befreiung, als er den Mauern des Hofes entronnen war.

In der Frühe des anderen Morgens weckte ihn ein unerwarteter Alarm. Oberst Warburg, der Regimentskommandeur der Husaren, raffte, was an Soldaten in der Nähe war, an sich. Ein Priester hatte ihn aus den Federn geholt und jammernd um eine Sauvegarde für das Gotteshaus gebeten, in das die Soldateska raubend und brennend einbräche. Als Hans Leerkamp hörte, um was es sich handelte, glomm eine häßliche Schadenfreude in ihm auf: die Manneszucht war ein Firnis, jetzt kam das faule Holz zum Vorschein, das darunter stak!

Der Oberst schäumte vor verhaltenem Zorn neben dem angstroten Priester, der sich dicht neben ihm hielt. So kamen sie in die Kirche.

Aber sie fanden etwas anderes, als sie erwartet. Das Schiff des Gotteshauses war voll von preußischen Soldaten und Offizieren. Husaren und Musketiere knieten in schweigender Ergriffenheit vor dem Altar und hielten, von gleichem Drang getrieben, einen stummberedten Dankgottesdienst ab für den Sieg, den der Herr der Heerscharen ihnen verliehen hatte.

Warburg sah nach dem Priester. „Suchen Sie eine bessere Sauvegarde?" Der stahl sich wortlos beiseite. Noch sah Leerkamp, wie der Oberst dem ihm befreundeten Bismarck, der zwischen einem schwarzen Braunschweiger Totenkopfhusaren und einem abgerissenen Musketier kniete, die Hand derb und herzhaft schüttelte und ihm erzählte, was ihn hergeführt.

Leerkamp floh ins Freie. Die da drinnen dankten für ein Gottesgericht zwischen zwei Völkern, er hatte nur ein Massaker erlebt.

Sie machen mich toll! knirschte es in ihm. Eine Kugel für mich stopfte ihnen und mir das Maul! So wär' uns allen geholfen.

Die Gelegenheit zu solcher Lösung ließ nicht auf sich warten. Es kam der Tag von Möckern und Leipzig.

Das Regiment hielt in der Frühe des Sechzehnten, des Kommandos zum Abmarsch gewärtig, auf der Straße nach Lindental. Da sah Leerkamp, der dicht hinter Bismarck hielt, einen blutjungen Fähnrich auf den Major zureiten. Er bat freimütig, ohne Spott besorgen zu müssen, ihn auf Minuten zu beurlauben. Wenige Schritte vom Sammelplatz wohne sein Hauswirt aus Studententagen in Halle, früher Grenadier unter dem großen König, nun Chausseeeinnehmer, und es treibe ihn, den alten Soldaten wiederzusehen.

„Oh, da nehmen Sie mich mit," rief Bismarck in einer raschen Wallung, „da wollen wir uns den Soldatensegen für heute geben lassen!"

Indem kam der Invalide selbst schon aus dem Haus an der Straße gehastet, preßte herzhaft die Hand des Fähnrichs und legte seine Rechte segnend auf den jungen Scheitel, der sich leise vor dem grauen Zeugen einer verschütteten großen Zeit neigte. Alle, die den Greis und den Jüngling sahen, fühlten sich seltsam bewegt. Leopold von Bismarck aber sagte leise und schlicht, doch so, daß alle seine Reiter es in der andächtigen Stille der Stunde vernahmen: „Oh, so segnen Sie mich auch, mein alter Kamerad! Ich bedarf des göttlichen Gnadensegens so sehr wie irgendeiner!"

So standen Jüngling, Mann und Greis als freimütige Zeugen einer mannhaften Frömmigkeit in wortloser Ergriffenheit ein paar Herzschläge lang im Gebet vor Gott, dessen Kraft durch die welken Hände des Alten auf das blonde Haupt des Fähnrichs und den ergrauenden Scheitel Bismarcks überzuströmen schien. Aus der Ferne orgelten die Kanonen von Leipzig....

Dann sprengte der Major die Front ab. Seine Augen blitzten, und seine Stimme war rauh und markig: „Kinder, das sage ich euch: den ersten, den ich heut' weichen sehe, haue ich mit eigner Hand vom Gaul, gebe euch auch das Recht, mich vom Sattel und in Stücke zu hauen, wenn ihr mich wanken seht!"

Hans Leerkamps Augen folgten dem mächtigen Manne. War das derselbe, der eben vor seinen Augen gebetet wie ein Kind? Er sah die Marketenderin nicht, die kreischend neben ihm ihren Branntwein ausrief. Vergangenheit und Zukunft versanken zum erstenmal unter ihm, und die Stunde gewann Macht über ihn.

„Richt' euch! Regiment marsch!"

Alle Herzen schlugen den Takt zu dem Trab auf der aufgeschotterten Straße. Der Lärm der

Schlacht kam näher. Das Brummen der Geschütze wurde tiefer, und dazwischen klang das Infanteriefeuer, als ob Karrenladungen von Glas auf Straßenschotter verschüttet würden.

Bei Schkeuditz erlitt die Schwadron die ersten Verluste. Ein Hohlweg nahm die Reiter auf und barg die Aussicht. Die Gäule kletterten stürmisch bergauf. „Kammhaare gefaßt! Achtung!" Nun wurde der Blick frei. Die Wahlstatt dehnte sich vor den Reitern.

In der Ferne war ein Gewimmel von Kinderspielzeug. Die niedlichen Dinger sandten pfeifende Grüße herüber, die als bleierner Schloßensturm über die Schwadronen hinfegten.

Der Schimmel des Majors stürzte zusammen. Hans Leerkamp stockte der Herzschlag. Zum erstenmal gab er sich keine Rechenschaft über seine Gefühle. Er starrte auf Roß und Mann vor ihm am Boden wie auf ein Unmögliches. Aber schon saß Bismarck wieder zu Pferde. „Noch nicht, Kinder!" rief er scherzend zurück. „Der Racker scheut das Feuer." Und er klopfte dem Tier den Hals.

Ein Ordonnanzhusar sprengte über das Feld und brachte Meldung. Der Fuchs, auf dem er heranpreschte, schien von der Höllenglut, die ihm zwischen Erde und Himmel lohte, ausgespieen, heranzubrausen. Die Ziegelscheune von Möckern loderte als gigantische Fackel dem Todesritt der Husaren voraus.

Die Ordonnanz nahm ihren Platz im ersten Gliede. Leerkamp mußte ein Glied zurück. Im selben Augenblick schlug der Ankömmling torkelnd von dem schaumbedeckten Gaul, der aufbäumte und in die Hölle zurückraste, aus der er kam.

Die Schwadron, die wie bei Wartenburg wieder tatenlos im mörderischen Feuer der Paßkugeln und Granaten hielt, wurde unruhig. „Leerkamp, reiten Sie nur wieder ins Glied zurück! Die Stelle ist noch warm."

Dann war keine Zeit mehr für Worte. Ein Marineregiment, kaiserliche Garde, schob sich bedrohlich gegen die preußischen Stellungen vor. Das mußte vom Tanzplatze gefegt werden. „Zügel kurz! Faustriemen über die Hand! Trab! Marsch, marsch! Hurra — — —!

Die Garde schloß das Karree. Die menschlichen Quadern des sturmerprobten Vierecks standen drohend und bewegungslos ineinandergefügt wie eine Steinmole gegen die Sturmflut.

Auf dreißig Schritt kamen die Schwadronen heran. Die eiserne Manneszucht der kaiserlichen Garde ließ kein Leben in der menschlichen Mauer drüben erkennen. Die Husaren schwenkten nach rechts und links ab, das Karree zu umfassen, wie auf dem Exerzierplatz.

Die Garden standen wie steinerne Grabmale.

Aber nun war es, als flöge das Viereck krachend und tosend in die Luft wie ein Pulverturm. Flammengarben spritzten den Husaren entgegen. Ein Samum von Feuer brauste ihnen entgegen. Es war, als mähte eine ungeheure glühende Sense durch die Schwadronen, so stürzten Mann und Roß zusammen.

Bäumend setzten die Hintermänner über die vorderen Glieder, die in einen Haufen zusammengeworfen waren wie Schachfiguren. Und zum zweitenmal holte die höllische Sense aus und mähte die menschlichen Schwaden. Und über die blutigen Garben brausten, alles vernichtend, die letzten Glieder der Schwadronen. Und dann der Anprall. Die Sense des Unholds versagte. Mann war an Mann, und das Gemetzel begann. Säbel und Kolben sprachen das letzte Wort.

Das Karree war gebrochen. Die steinernen Grabmale lagen gestürzt, leblos und reglos wie zuvor. Nur einzelne Gardisten flohen noch über das Feld und wurden von den Husaren aufgebracht. . . . .

Beim ersten Ansturm hatte Leerkamp den Schimmel des Majors zum zweiten Male zusammenstürzen sehen. Und wieder setzte sein Herzschlag aus, aber er wartete vergebens auf Bismarcks: „Noch nicht, Kinder!" Und es war keine Zeit zu warten. . . .

Aber fast in dem Augenblick, in dem Leerkamp den Major fallen sah, erblickte er zugleich vor sich den blitzenden Adler der kaiserlichen Garde im Getümmel wie einen Funken im Ruß. Und augenblicklich durchfuhr ihn der leidenschaftliche Wille, der, kaum Wille, schon zur Tat wurde: den Adler her und in Bismarcks Hand, solang' sie noch warm ist!

Er stieß wie ein Raubvogel auf den goldenen Adler und zerfetzte mit seiner Klinge das Dickicht menschlicher Leiber, auf denen er horstete. Und

dem Rasenden gelang's unverletzten Leibes, das Zeichen von der splitternden Stange über einem Haufen Toter und Todwunder zu brechen. Es war der erste und einzige Adler der kaiserlichen Garden, der in deutsche Hände fiel.

Aber als Leerkamp sich dann durch das Gewoge der Kämpfenden arbeitete, um zu Bismarck zurückzukehren, fand er weder Schimmel noch Reiter. War der Major noch am Leben? Hatte man den Gefallenen hinter die Linie zurückgebracht?

Hans Leerkamp war, als müsse er den Adler in den blutigen Staub unter die Hufe seines Rosses werfen. Gleichgültig übergab er die Beute einer Ordonnanz, die an ihm vorüberfegte.

In der Ferne wurde Sammeln geblasen. Er ritt freudlos und ernüchtert zurück. Hinter einer Bodensenkung schleppte sich humpelnd ein herrenloser Schimmel mit zerschmetterter Vorderhand. Es war Bismarcks Wallach. Hans Leerkamp sprang zur Erde, klopfte dem armen Tiere den Hals und setzte ihm das Pistol hinters Ohr. Der Schuß krachte, und der Schimmel stürzte in sich zusammen, wie vom Blitz erschlagen.

Der Schall des Pistols sang in Leerkamps Ohren, und ihm war, als hätte ihn der scharfe Knall mit einemmal geweckt. Klar und deutlich empfand er: das Signal zum Sammeln, das sich in der Ferne unermüdlich wiederholte, galt nicht mehr ihm. Das Feuer, das die große Stunde in ihm geschürt, war niedergebrannt. Er hatte erstmals das Große und Gewaltige, von dem die andern zehrten, von innen heraus als lebendige Kraft empfunden, aber er hatte keinen Teil daran. Er war ein Eindringling, der mit schmutzigen Fingern nach reinen Waffen gegriffen hatte, er hatte den Geist der Zeit gekostet wie ein Unwürdiger, der mit unreinen Gedanken nach dem Kelch des Herrn greift, und im Abendmahl der göttlichen Kraft inne wird, die ihn verdammt. Der wilde Geist, bisher sein Halt und sein Recht, war nun doch in Aussatz verwandelt.

Der Geist der Schwadron hatte gesiegt. Ohne Groll spürte er das, doch auch ohne Freude. Jetzt erniedrigte ihn das Große, das ihn noch eben getragen hatte. Die Scham fraß in ihm über das Wolfsdasein, das er bisher geführt, über die Gefühle, die er verborgen, den kleinlichen Hohn gegen das Große, den armseligen, toten Spott gegen die lebendige Kraft. Seit heute wußte er, was die Worte Volk und Bruder bedeuten, denn er hatte einen Hauch der Glut verspürt, der die vielen zu einer Einheit zusammenschweißt, aber er empfand zugleich, daß er wie ein durch eigenen Richtspruch Gebannter und Unwürdiger vor der Kirche stand, in der die andern beteten.

Tiefer und tiefer wühlte die Scham. Es trieb ihn, sich unerkannt beiseite zu schleichen. Was dann aus ihm wurde, kümmerte ihn nicht. Sein Leben unter den alten Kameraden konnte für ihn von nun an nur noch ein unaufhörliches beschämtes Schuldgeständnis sein. Die Waffen würden ihm in den Händen brennen wie eine Fahne, die er besudelt hatte und nun in ehrlicher Begeisterung tragen sollte. Das war unmöglich. Hart und unerbittlich stand es in ihm fest. Der Geist der Schwadron hatte ihn ausgespien als ein Unreines. Es war ihm sein Recht geschehen. Er hatte — das wußte er jetzt — ein heiliges Feuer mißbraucht wie ein Mordbrenner. Durfte er sich nun daran wärmen? Nein, fort von hier, je eher, je besser! Mochten sie ihn zu den Toten zählen!

Er warf noch einen Blick nach Bismarcks totem Gaul, der wie ein Schneeklumpen in einer Bodensenke lag, und ritt in einem müden Trabe weiter.

Als der Abend tiefer hereindunkelte, legte Hans Leerkamp den Schnürrock ab, den er so lange als ein Unwürdiger getragen hatte, und kleidete sich in den Kittel eines gefallenen Kompagniechirurgen. Als solcher würde er überall durchgelassen werden, weil sie ihn überall brauchten. Er wollte den Posten vortäuschen, er sei kommandiert, einen hohen preußischen Offizier zu verbinden. Hielt man ihn dennoch hier oder da an den Verbandplätzen auf, so würde er auch nicht übler mit den Blessierten umgehen als irgendein anderer Feldscher. So brauchte er für's erste keine Entdeckung zu fürchten, und irgendwo würden sich schließlich Kleider eines Bürgers oder Bauern auftreiben lassen, um völlig davonzukommen. . . .

Hans Leerkamp ritt eine Allee mächtiger Kastanien hinab, deren düsterschattende Kronen das nächtliche Dunkel noch schwärzer zusammen-

rinnen ließen. Seine Stirn war zusammengezogen, aber er suchte vergebens nach einem klaren Gedanken über das, was werden sollte. Herz und Hirn waren wie ausgebrannt.

Sein Wallach machte einen jähen Seitensprung. Er schrak auf. Eine helle Gestalt stand dicht neben dem schaudernden Braunen und hob wie beschwörend die Hand. Er parierte hart.

Eine junge Dame in hellem Kleid rief zu ihm auf: „Halt! — O Gott, halten Sie!" Und dann tief aufatmend: „Gott sei Dank! Sie sind Chirurg! Oh, rasch, rasch! Kommen Sie! Helfen Sie!"

Leerkamp grüßte militärisch. „Ich habe Dienst, Fräulein. Was wollen Sie von mir?"

„Sie müssen kommen!" rief die Dame, „es gibt keinen Dienst, der nötiger ist! Das Herrenhaus von Lütschena liegt voll verstümmelter Preußen. O Gott, kommen Sie!"

Sie zeigte auf einen Lichtschimmer, der durch die Nacht der Allee brach. „Hier, gleich hier! Sie dürfen nicht vorbeireiten!"

Hans Leerkamps erster Gedanke war gewesen, sich zu verleugnen und davonzureiten. Nun besann er sich auf seine Menschenpflicht. Er dachte nicht darüber nach, wie es kam, daß dieses Wort wieder Klang für ihn hatte. „Wenn es sein muß", sagte er, und ritt wortlos im Schritt neben der zitternden jungen Dame auf die schimmernde Schloßfront zu, deren weißlicher Lichtschein sich mehr und mehr aufhellte.

Nach einer Weile hörte er wieder die Stimme des Mädchens neben sich. „Haben Sie etwas von den Mecklenburger Husaren gehört?"

Leerkamp blickte erschrocken an sich hinab, er fürchtete einen Zufall, der ihn entdecken könnte. Das Mädchen fuhr fort: „Ein Major Bismarck liegt schrecklich zerschossen bei uns. Er klagt unaufhörlich nach seinen Husaren."

Leerkamp hörte nichts mehr. Er dachte nicht mehr an das Kleid, das er trug. Er fürchtete keine Entdeckung. Er wußte von keiner Verkleidung. Er stieß seinem Braunen die Sporen in die Weichen, ging unmittelbar aus dem Schritt in eine tolle Karriere über und ließ die erschrockene Dame, ohne zu antworten, hinter sich zurück. An der Rampe des Herrenhauses stürzte er sich so sinnlos vom Gaul, daß er beinahe im Sturz das Genick gebrochen hätte.

Im nächsten Augenblick schritt er durch einen Saal voll ächzender Menschen, die auf blutigem Stroh und Matratzen lagen, und stand vor dem Major.

Leopold von Bismarck lag besinnungslos mit geschlossenen Augen auf einem Federbett, dessen Kissen wild durcheinandergeworfen waren. Das Gesicht stand voll Schweiß und war schmerzvoll verzogen.

Leerkamp richtete mit Hilfe eines leichtverwundeten Musketiers den Oberkörper des schweren Mannes in die Höhe, zerschnitt die blutsteife Montur um Arm und Brust und löste die brettartigen Streifen behutsam von dem wunden Leib.

Und dann wußte er, daß hier kein Arzt der Welt mehr helfen konnte. Die Erkenntnis war wie ein Schlag. Die französische Kugel war unter der linken Schulter eingeschlagen und, einen Teil der Lunge zerreißend, am Hals wieder herausgetreten. Er legte einen blutstillenden Verband an und fühlte dumpf, daß ihm die Hände schwer wie Blei waren und kaum gehorchten.

Er wandte sich ab. Das Fräulein stand neben ihm. „Ist es lebensgefährlich?" Leerkamp zuckte die Achseln. „Nun muß ich weiter."

Er wollte über die Schwelle treten. Da wälzte sich ein schwerverwundeter Musketier vor seine Füße und sperrte ihm den Weg. „Nun kommen wir daran!" ächzte er. Leerkamp beugte sich willenlos zu ihm nieder und half ihm, so gut er konnte.

Als er wieder aufblickte, stand ein hünenhafter Ostpreuße, der über einem Bottich geronnenes Blut vom Kolben seiner Muskete wusch, breitbeinig vor der Tür. „Herr Chirurg, hier liegen noch mehr von Ihren Brüdern!" sagte er drohend, und wies auf seine Kameraden.

Leerkamp sah sich gefangen von diesen Menschen, die mehr tot als lebendig waren. Das Wort „Brüder" durchfuhr ihn seltsam, er tat schweigend seine Pflicht an den stöhnenden Menschen.

Als er gerade um einen bartlosen Jungen bemüht war, der schmerzlich das Gesicht unter seinen Händen verzog, und einen pfeifenden Schmerzenslaut schrill durch die zusammengepreßten Zähne stieß, fuhr plötzlich ein brauner Arm an ihm vorbei, und eine Männerhand legte

sich drohend, doch nicht hart, auf die Lippen des Wimmernden. „Still, Junge! Du hast den Major geweckt!"

Leerkamp sah auf. Bismarck hatte sich, von der Dame unterstützt, in den Kissen höher geschoben. „Hat man von meinen armen Husaren gehört?"

Hans Leerkamp wollte zu ihm stürzen und ihm sagen, was er wußte, da sah er das Kleid, das er trug, und fühlte, zu welcher Rolle er sich verdammt hatte. Er durfte nur stummer Zeuge sein und konnte dem Major nicht einmal den armen Trost spenden, den er zu geben vermocht hätte. Er biß die Zähne aufeinander und machte sich mit tiefgesenktem Gesicht an einem Blessierten neben dem Lager des Majors zu schaffen.

Da redete Bismarck weiter, und Leerkamp lauschte mit angehaltenem Atem. „Wüßt' ich nur, was aus meinem guten Schimmel geworden ist! Ich hab's noch am Boden gesehen, daß ihm das linke Bein zerschmettert war."

Das junge Mädchen beugte sich über den wunden Mann und sprach ihm flüsternd zu. Leerkamp haßte sie in diesem Augenblick. Bismarcks Stimme klang wieder: „Ich konnt' ihm nicht mehr davonhelfen. Armer Kerl! Hätt's besser verdient."

In Leerkamps Kehle würgte ein Schluchzen. Er haßte sich selbst mit ingrimmigem Haß, daß er sich selber zum Schweigen verdammt hatte in dieser Stunde. Der wunde Mann quälte sich auf dem Sterbelager um einen armseligen Gaul, dessen Not er im Todessturz mehr beachtet hatte als die eigene, und er durfte ihm nicht einmal sagen, daß der Schimmel eine barmherzige Kugel gefunden hatte!

Einer der Musketiere richtete sich halb auf. Die Ostpreußen kannten den Major, der sie bei Wartenburg mit seiner Schwadron herausgehauen hatte. „Herr Major," sagte er mühsam, mit rauher Gutmütigkeit, „Ihren Schimmel kennen die Husaren. Sie werden ihn nicht vergessen haben, wenn ihm eine Kugel not tat." Die Dame weinte. „Prächtige Leute!" stöhnte der Major und sank wieder in die Kissen.

Leerkamps Hände arbeiteten mechanisch weiter. Doch hielt er sich immer in der Nähe von Bismarcks Lager. Plötzlich fühlte er sich unsanft von dem riesigen Musketier, der nicht von seiner Seite wich, zurückgerissen. „Den da nicht!" murrte er. „Hier sind noch Preußen genug, siehst du nicht, daß das ein württembergischer Hundsfott ist?"

Bismarck mußte aufmerksam geworden sein. „Der Chirurg soll keinen Unterschied machen!" — Die Sätze kamen klar wie ein Kommando von seinem Lager. — „Ein krankes Volk wollt Ihr gesund machen und laßt Deutsche verkommen? Wir sind ausgeritten, eigene und fremde Schuld zu tilgen, nicht größer zu machen. Vorwärts, Chirurg! Hier im Hause sind nur Brüder!"

Hans Leerkamp schoß das Wasser in die Augen. Er konnte dem Major nicht helfen, nicht mit dem armseligsten Troste, nun half jener ihm selbst. Er hatte keins der Worte des sterbenden Offiziers verloren. Diese Worte waren wie ein Vermächtnis und hatten eine tiefe, erlösende Kraft. Sie waren eine hilfreiche Freundeshand, die sich nach ihm ausstreckte. „Wir sind ausgeritten, eigene und fremde Schuld zu tilgen, nicht größer zu machen. Hier im Haus sind nur Brüder." In der warmen Glut dieser Worte verbrannte auch seine eigene Schuld, von der er geglaubt hatte, sie mache ihn aussätzig und unwürdig.

Jetzt wußte er, dieser Gedanke war kleinlich gewesen. Er hatte nur an sich gedacht in seiner Scham, nicht an das Ganze, von dem er ein Teil war, und dem er auch dann noch helfen konnte, wenn ihm selbst nicht mehr zu helfen war. Im Trotz wie in der Scham hatte er nur an sich gedacht, jetzt erst wurde er von sich selbst erlöst, und das Wort von den Brüdern, das der Sterbende gesprochen hatte, bekam Kraft. In dieser Stunde wurde ihm das Vaterhaus geschenkt, er wurde zum Glied eines Volkes, das selbst erst im Werden war. Zum zweiten Male nahm ihn Leopold Bismarck in Pflicht für die preußische Fahne.

Er fühlte den übermächtigen Drang, zu danken und zu den Füßen des Majors auszuströmen, was er so tief und stark empfand. Die Zunge war ihm gebunden. Nur seine Augen gingen wieder und wieder zu dem Sterbenden hinüber und trugen alles, was an Verehrung, Dank und guten, starken Gefühlen in ihm war, zu seinem Schmerzenslager . . . .

Gegen Morgen war seine Arbeit getan. Da auf einmal sah er Jochen Timm ungestüm durch den Saal stürmen und zu des Majors

Lager stürzen. Er vermochte nur wenige Worte zu verstehen, die beide wechselten. Der Major fragte nach seinen Husaren. Fast jeden einzelnen Namen glaubte Leerkamp zu hören . . . .

„Haben wir gesiegt, Jochen?"

„Niemand weiß es noch, Herr Major. Gott ist mit uns."

„Das ist ein gutes Wort, Jochen. Amen."

Und nach einer Weile: „Kannst du mir einen Wagen requirieren, Jochen? Ach so, du bist selbst blessiert! Durch's Bein, Junge?"

„Ein Fleischschuß, Herr Major. Hat nichts zu sagen. Für Sie sitz' ich noch auf, und wenn ich halb bin."

Hans Leerkamp fühlte keinen Neid, als er den jungen Kameraden an der Stelle knien sah, wo er selbst für den Preis seines Lebens hätte liegen mögen. Nur ein tiefes, dankbares Glücksgefühl war in ihm, daß der Major aus den Händen dieses guten Jungen noch den Trost nehmen durfte, den er selbst nicht reichen konnte.

Jochen Timm durchschritt hinkend den Saal, einen Wagen herbeizuschaffen. „Grüß' meine Husaren, Jochen! Will's Gott, führ' ich euch noch nach Paris."

Da ging Hans Leerkamp, überwältigt von dem Glück und dem Weh der Stunde, in den kühl aufdämmernden Morgen hinaus. Er allein wußte, daß Leopold Bismarck sterben mußte. Er warf sich auf die nachtfeuchte Erde und schluchzte wie ein Kind.

So lag er lange, bis ihn das Rattern von Jochen Timms Wagen aufschreckte. Er barg sich hinter einen Baum und sah, wie der todwunde Mann auf den Wagen gehoben wurde. Die Pferde zogen an. Hans Leerkamp trat aus seinem Versteck und blickte dem Wagen nach, bis er in der Tiefe der Allee verschwand. Dann warf er sich auf sein Pferd und jagte nach Möckern zurück, den Chirurgenrock wieder mit der Husarenmontur zu vertauschen und die Brüder zu suchen, die ihm der Sterbende geschenkt hatte.

Anmerkung: Diese Erzählung wird zusammen mit anderen Episoden unter dem Titel „Zwölf Bismarcks" im Verlage von Otto Janke, Berlin SW, als Buch erscheinen. Der Preis ist 2 Mark, gebunden 3 Mark, und nehmen schon jetzt alle Buchhandlungen Bestellungen hierauf entgegen.



Die roten Riesen.

Roman aus dem Hellweg

von

Dietrich Darenberg.

(Schluß.)

Gegen sieben Uhr war schon der Arzt gekommen; er hatte gemeint, eine schwere Krankheit sei im Anzuge und vor allen Dingen Wachsamkeit empfohlen. Und als dann der Bote die Depesche Kahlerts brachte, konnte sich Wilm die Vorgänge fast zusammenreimen.

„Hof abgebrannt, sofort kommen. Kahlert."

Lene selbst hatte gedrängt, daß er losfuhr. Der Eleve achtete auf den Vater, und wenn Hilfe notwendig war, mußte Fritz Dröge, der Baumeister, heraufkommen. So konnte Wilm unbesorgt gehen. Das Fieber mußte ausrasen. Man konnte nichts gegen es tun. Wer wußte, wie der Ausgang war! Der Arzt hatte die Schultern gezuckt, obwohl er sagte, daß vorderhand nichts Schlimmes zu befürchten sei.

Stumm begrüßte Wilm seine Mutter und Schwester.

Jette Schulte-Persting sah sehr alt und verfallen aus, so sehr, daß Wilm in tiefster Seele erschrak.

„Du hest den Hoff seihn?"

„Ja, Mutter, aber darum gräme dich nicht!"

Sie lachte schrill auf.

„Wenn 't dat blot wör! Ach, din Vadder! 't is min Daud, wenn sei iehm brenget!"

Nun kamen ihr die Tränen doch, und auch Frieda schluchzte.

„Der Vater ist bei uns auf dem Haarhof. Er liegt im Fieber, aber der Arzt sagt, daß keine Gefahr vorhanden sei."

Da richtete sich Jette Schulte-Persting hoch auf.

„Bi ink, bi Lene un di?"

„Ja, Mutter!"

„O Gott, wat hew ieck dacht!"

Sie sank zurück auf den Stuhl und faltete die Hände wie zum Gebet.

„Un dat annere, Wilm, ieck kann 't nich glöwen, ieck glöw 't nich!" Sie schrie es fast.

„Was denn? Was denn, Mutter?"

„Wo dat Füer is utkummen!"

Da erst kam Wilm das volle Verständnis. Gott im Himmel, konnte das möglich sein? Konnte sein Vater so in Irrtum und Fehl versinken? — —

Nein, nein, das war ein toller Gedanke. Schon daß der Gedanke sein Hirn durchlief, war eine Beleidigung seines Vaters.

Mochte sein Vater sein, wie er wollte: das tat er nicht!

Niemals; denn dazu war er eine zu rechtliche Natur. Einen Bubenstreich, eine heimtückische, feige, ehrlose Tat beging er nicht.

„Davon ist er frei, kein Gedanke daran ist je in seinem Herzen gewesen, Mutter!"

Sein fester, fröhlicher Glaube flog zu ihr hinüber.

„Dierkhinnerk, vergiew mi dat!" sagte sie leise wie in tiefem Sinnen.

„Ieck mat noh iehm, noh 'm Haarhoff!"

„Ja, Mutter, darum komme ich, nicht um den Perstinghof. Der kann warten. Sobald die Gäule wieder bereit sind, fahren wir los. Ich will indessen eben zu Kahlert hinüber. Wo sind die Sachen, die gerettet wurden?"

„Im Backhus. 't is wenig genaug."

„Das findet sich alles. Kahlert mag in den nächsten Tagen sorgen. Halte dich bereit, Mutter, ich bleibe nicht lange."

Kahlerts saßen gerade beim Mittagessen. Wilm brachte nur wenige Bissen hinunter.

„Ihr könnt euch denken, was wir für einen Schrecken bekamen!" sagte er, nachdem er von allem Bericht gegeben hatte.

„Dein armer Vater!" sagte Julie Kahlert. „Er tut mir so leid!"

„Weiß man noch nichts darüber, wie der Brand entstanden ist?"

Kahlert sah auf seinen Teller, während ein Zucken über sein Gesicht ging.

„Nein!" entgegnete er tonlos. Dann aber blickte er Wilm voll ins Gesicht.

„Wilm, mir ist, als hätte ich deinem Vater schweres Unrecht getan in dieser Nacht. Ich kann es dir nicht sagen, was ich gefürchtet habe. Herr des Himmels, wir sind ja alle Menschen, und es gibt Stunden, in denen sich auch der Beste nicht in der Gewalt hat, es kann solche Stunden geben. Aber da ist eine Stimme in meinem Herzen, die spricht laut und lauter: Das ist ja alles Torheit, woran du denkst!"

„Das ist es auch, Kahlert. Wahrhaftig, ich mache dir nicht den geringsten Vorwurf, daß du das geglaubt hast und vielleicht noch glaubst. Wie dürfte ich das; denn ich habe ja den gleichen Gedanken gehabt, den gleichen Gedanken. Ach, wenn man darin erst klar sehen könnte! Die Leute freilich werden Steine auf meinen Vater werfen. Aber ich habe nicht das Recht, ihnen darum zu zürnen. Sag' es nur frei heraus: Sprechen sie nicht alle davon, daß mein Vater seinen Hof angezündet habe?"

„Ja, Wilm, heute morgen habe ich's schon von mehreren gehört."

„Wir müssen Geduld haben."

„Wer könnte es denn getan haben, Wilm?"

„Ich weiß es nicht."

„Dein Vater hatte Feinde genug. Aber so lange ich auch hin und her gedacht habe, ich finde keinen, dem ich die Tat zutrauen könnte. Von den Knechten und Mägden ist's wahrscheinlich niemand gewesen; denn der Brand ist bei der Scheune zuerst ausgekommen. Die Polizei ist heute fast den ganzen Morgen auf dem Hof gewesen."

„Ja, ja, wem sollte man das zutrauen!"

„Einem traute ich's schon zu, wenn ich nicht wüßte, daß er längst fort ist oder noch im Gefängnis sitzt."

„So, wen meinst du denn?"

„Den Knecht, den ihr vor Jahren hattet. Wie er hieß, weiß ich nicht mehr. Er kam mal mit einer Botschaft von dir hier ins Haus. Ich vergesse es nicht, es war an einem Sonntagmorgen. Der Kerl ließ seine tückischen Blicke spielen, daß ich gleich dachte, wo der einmal gewesen ist, kennt er sich aus. Na, nachher hat ihn dein Vater ja noch tüchtig eingeseift; es war die Geschichte mit der geschlachteten Kuh auf eurer Weide. Der Knecht hatte mit Dieben unter einer Decke gelegen. Dein Vater fand den Brief im Bettstroh. Wie hieß doch der Kerl noch gleich?"

„Franz Skutnik", sagte Wilm leise.

„Richtig! Wieviel hat der damals bekommen?"

„Sechs Jahre. Diebstahl und Hehlerei im Rückfall. Die sechs Jahre sind um, Kahlert, seit drei, vier Wochen können sie um sein."

„Donnerwetter!"

„Was nützt uns das? Es ist doch bloß ein leiser Verdacht."

„Nun, wer weiß. Wenn sich der Mensch hat rächen wollen . . ."

„Hoffentlich bringt die Untersuchung Aufschluß. Wenn etwas Besonderes vorfällt in den nächsten Tagen, so gibst du mir eben Nachricht, nicht wahr?"

„Gewiß, gerne."

„Nun muß ich gehen, meine Mutter wartet gewiß schon."

Eilends ging er zurück auf den Steinkamphof. Als er in den Hofweg einbog, begegnete ihm der Gendarm.

„Guten Tag, Herr Schulte-Persting. Gut, daß ich Sie antreffe. Ich war soeben bei Ihrer Frau Mutter. Haben Sie nicht jemand in Verdacht, der das Feuer angelegt haben könnte? Brandstiftung muß unbedingt vorliegen. Ihre Frau Mutter hatte keinen bestimmten Verdacht."

Wilm war einen Augenblick unentschlossen.

„Ich habe nicht die geringsten Beweise."

„Ja, Gott, wenn wir die schon hätten!"

„Wir hatten früher einen Knecht, Franz Skutnik . . . ."

„Jawohl, den Ihr Herr Vater ins Zuchthaus gebracht hat. Wissen Sie noch, wie das war, als Ihr Herr Vater dem Skutnik den Brief zeigte?"

„Gewiß, er ging ihm mit der Düngergabel zu Leibe."

„Und dabei fielen allerlei Worte."

„Ja, aber das ist doch lange her."

„Das ist es allerdings. Na ja, das Weitere wird sich finden. Ich danke Ihnen jedenfalls, Herr Schulte-Persting!"

Der Gendarm lächelte Wilm so verschmitzt an, daß er peinlich berührt wurde. Der aber murmelte im Gehen für sich hin: „Das wird eine glatte Geschichte, tadellos einfach. Na, es ist gut so, desto weniger Scherereien hat man.“ — — —

Wilm fand seine Mutter zur Fahrt gerüstet. Sie hatte ihn bereits erwartet.

„Wenn deines Bleibens hier nicht mehr ist, Frieda, dann weißt du, wohin du gehörst. Wir haben so viele Zimmer leer stehen im Haarhof.“

Da warf Frieda die Arme um Wilms Hals und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Sie konnte ihm nicht in die Augen sehen in diesem Augenblick; denn sie dachte an so vieles, was im Laufe der Jahre geschehen war, und sie schämte sich vor Wilm, weil sie sich eingestehen mußte, daß er besser war als sie. Nicht ein einziges bitteres Wort hatte er zu ihr geredet, obwohl er doch wahrlich genug Ursache dazu fand.

Die Mutter drängte zum Aufbruch; sie verlangte, Dierkhinnerk zu sehen und ihn zu pflegen. Und als sie nun im Wagen saß, und die Gäule die glänzenden Schenkel hoben, und der Wagen davonrollte, weiter und weiter, während ihr Blick an der gelblichen Rauchsäule hing, die noch immer auf der Hofstätte des Perstinghofes stand, da kam ihr erst recht zum Bewußtsein, was die gierige Flamme alles gefressen und vernichtet hatte.

Die Tränen schossen ihr in die Augen, und sie weinte bitterlich.

„Mutter,“ tröstete Wilm, „du mußt das alles nicht so schwer nehmen. Glaube mir, nun kommen bessere Zeiten, es ist mir, als fühlte ich das mit aller Gewißheit. Hast du auch schon daran gedacht, daß wir gleich durch Hilbach kommen? Das dürfen wir Onkel und Tante Flaßhoff nicht antun, daß wir vorbeifahren. Nun, die Zeit zu einer Tasse Kaffee haben wir auch.“

„Ja, ja!“ sagte die Mutter, und ihre Tränen versiegten allmählich. Es ging doch wunderlich zu im Leben der Menschen. Leid und Freude kamen ungerufen, kamen ganz wie sie wollten und wünschten. Kein Mensch gebot ihnen, keiner Stimme gehorchten sie. Sie kamen und waren da und sagten zu den Menschen: Findet euch mit uns ab, es ist eure Sache!

Leid und Freude waren wie zwei Gesellen, die Hand in Hand ihres Weges zogen und nimmer voneinander ließen. Wer unter den Menschen durfte sagen, daß im Laufe all seiner trüben Tage und bösen Stunden niemals die Freude seinen Weg gekreuzt hätte, wer durfte sagen, daß er in allen Tagen des Glückes restlos froh und glücklich gewesen sei?

Niemand konnte es sagen.

Wo Leid zur Tür hereinschritt, schlich sich die Freude mit herein, wo die Freude anklopfte, begehrte auch das Leid Einlaß.

Leid und Freude, Freude und Leid im Wechsel der Tage, der Jahre — das war das Menschenleben.

---

25. Kapitel.

Der Januar hatte einen trockenen, scharfen Frost gebracht. Ein kalter Ost schnob über die Haarhöhen, dem Bauer wenig erwünscht; denn er fraß ihm die junge Saat vom Felde, so daß die Äcker zusehends lichter wurden.

Dierkhinnerk Schulte-Persting saß warm verpackt in einem Sessel nahe am Fenster, damit sein Blick über die weite Hofstatt des Haarhofs gehen konnte. Seine kräftige Natur hatte über die schlimme Krankheit den Sieg davongetragen, aber er war recht schwach; denn die rasenden Fieberschauer hatten seinen Körper doch arg mitgenommen. Sein Gesicht war schmal geworden, seine Hände weiß und knochig.

Die Seinen waren nicht ganz mit der Genesung zufrieden, sie meinten, er müsse viel schneller wieder zu Kräften kommen.

Dierkhinnerk hatte sich seit seiner Krankheit sehr geändert. Sein früheres aufbrausendes Wesen war einem merkwürdigen Gleichmut gewichen, dem sich zuweilen sogar eine stille Fröhlichkeit zugesellte. Der finstere Trotz, der sonst aus seinen Augen sprach, hatte einer heimlichen Wehmut Raum gegeben. Seine Worte klangen freundlich und mild, und Jette Schulte-Persting mußte immer an die ersten Jahre ihrer Ehe denken. In jener Zeit hatte Dierkhinnerk in dem gleichen Ton mit ihr geredet.

Der Schulte blickte sinnend vor sich nieder, und seine Gedanken durchliefen die Jahre, die hinter ihm lagen.

Er fühlte sich so wohl auf dem Haarhof. Das Herrenhaus war so bequem und wohnlich, wie er es auf dem Perstinghofe nicht gekannt hatte. Der Dauerbrenner in der Ecke des Zimmers strahlte eine schöne, gleichmäßige Wärme aus, ohne daß man ihn zu umsorgen brauchte. Wie schön war das! Und er konnte Stunde um Stunde ruhen, ruhen; er brauchte nicht zu sorgen und denken, wie seine Geschäfte zu Ende kamen. Wilm dachte an alles, tat alles, und er traf immer das Richtige. Es war, als fiele ihm alles von selber zu. Das konnte er nicht begreifen. Er dachte an sich selbst und sagte sich, daß er in so vielem eine unglückliche Hand gehabt hatte.

Und nun wußte er auch, woher das gekommen. Er hatte stets die Dinge nach seinem Willen meistern wollen, ohne zu bedenken, daß der Mensch, der das versuchte, töricht handelte und seine Kraft unnütz verschwendete; er hatte die Menschen wie die Weidengerten biegen wollen, ohne zu wissen, daß es die schlechtesten waren, die sich das gefallen ließen.

Er kam sich Wilm gegenüber klein und unfertig vor; aber es bedrückte ihn nicht wie einst, wenn er sich zuweilen gestehen mußte, es wäre besser gewesen, wenn er auf seine Ratschläge gehört hätte. Jetzt konnte er sich herzlich freuen über die Tüchtigkeit und das Geschick seines Sohnes, er fühlte fast freudigen Stolz darüber.

Er brauchte nun nicht mehr zu sorgen um den Perstinghof und seine Zukunft. Unter Wilms Händen fügten sich alle Dinge wie von selbst. Und trotzdem tat er nichts, ohne ihn, seinen Vater, zu fragen. Er aber ließ Wilm ganz freie Hand, und ein köstlicher Glaube, eine feste Zuversicht füllte seine Seele: Was Wilm angriff, kam zu einem guten Ende!

Dieser Glaube, dieses Vertrauen gab ihm Ruhe, eine selige Ruhe nach all den Stürmen der vergangenen Jahre; der Glaube bescherte ihm Glück und Zufriedenheit, wie er sie nimmer gekannt hatte; er erschien ihm als das köstlichste Gut, das er je besessen.

Und die Menschen, die zu ihm kamen, sprachen so herzliche Worte mit ihm und sahen ihn mit guten Augen an. Da war nicht einer mehr, in dessen Blick das furchtbare Fragen anhub, das ihn in jener schrecklichen Nacht vondannen getrieben hatte.

Seine Ehre war nicht in den Staub gesunken.

Kurze Zeit nach dem Brande hatte die Polizei den Täter ermittelt. Der Hut im Hofgehölz brachte die Freveltat an das Licht. Und so wunderbar war das alles: Der gleiche Sturmwind, der mit wilder Wut die heiße Lohe schürte, die seinen Hof verschlang, mußte dem Frevler den Hut entführen, der zum Verräter wurde. Aber eigentlich gebührte Kahlert das Verdienst, den Übeltäter ausfindig gemacht zu haben.

Kahlert!

Wie hatte er diesen Mann gekränkt, verletzt, beschimpft! Hatte er ihn nicht hingestellt als einen Menschen mit niedriger Gesinnung, der seine Schwägerin anhalte, sich den Sohn des reichen Schulte-Persting zu ergattern?

Eine jähe Glut lief über Dierkhinnerks Stirn und Wangen.

Aber Kahlert hatte nicht daran gedacht, ihn für den Brandstifter zu halten; er hatte den Gedanken von sich gewiesen, an ihn, Dierkhinnerk, geglaubt und zu ihm gehalten.

Ja, das hatte er getan; denn sonst hätte er nicht gesucht und gesonnen, wer die Tat vollbrachte. Auch Kahlert war ein ganz anderer Mensch, als er, Dierkhinnerk, immer gedacht hatte.

Dierkhinnerk mußte an den vergangenen Sonntag zurückdenken, als Kahlert mit seiner Frau zum Besuch auf den Haarhof gekommen war. Stundenlang hatten sie zusammengesessen, ohne daß es ihm leid geworden war, Kahlert zuzuhören. Er hatte eine so eigene Art; er redete keinem nach dem Munde. Ganz offen sprach er davon, daß er zu Anfang und lange Zeit später nicht damit einverstanden gewesen sei, daß Wilm sich mit Lene versprochen hatte, weil er es für eine Torheit angesehen, die schlimme Folgen bringen würde.

„Wir haben uns eben geirrt, lieber Schulte, geirrt, denn wir sind ja auch nur Menschen. Aber eins spricht für uns: Wir wollten das Beste der beiden! Den guten Willen hatten wir, und mehr ist von uns Menschen nicht gefordert. Mehr können wir auch beim besten Leben nicht geben; denn alles, was wir tun, ist immer unvollkommen und nicht so, wie es sein sollte."

Die Worte Kahlerts waren ihm wie Balsam auf seine Wunden gewesen.

Dierkhinnerks Blick ging über die weite Hofstatt. Eben kam der Zweitknecht mit einem riesigen Wagen voll Stangenholz zum Hoftor herein. Die beiden Apfelschimmel vom Perstinghofe waren vor das Fuder gespannt und zogen den Wagen mit spielender Leichtigkeit über den hartgefrorenen Boden. Wilm hatte alles Vieh in den Ställen des Haarhofs untergebracht, und man sah, daß es keine Not litt.

Dierkhinnerk wandte den Blick und grübelte weiter.

So vieles lag hinter ihm, das er vergessen durfte, weil er wußte, daß keiner mit ihm darüber rechten wollte; im Gegenteil, sie, die nun täglich um ihn waren, sein Weib, Wilm und Lene, schienen sich zu freuen, wenn er gar nicht davon sprach, sie wünschten, er möge vergessen. Sie sagten ihm das oft, und die Wahrheit ihrer Worte las er in ihren Augen.

Ach ja, er wollte ja auch gerne vergessen, vergessen und stark werden, damit er schaffen und wirken konnte, um gut zu machen, was er gefehlt hatte.

Wenn nur das eine nicht gewesen wäre!

Vor dem Tore des neuen Lebens stand eine Gestalt mit bleichem Gesicht und erhobenem Arm.

Hanne! Und sie hieß ihn umkehren!

Dierkhinnerks Haupt sank tief herab. Dies eine ließ ihn gar nicht aufkommen, dies eine fraß weiter und weiter an ihm und raubte ihm alle Kraft. Es vergällte ihm das Glück und den Frieden auch in diesem Hause.

Er hatte nicht den Mut, irgend einem sein Herz zu erschließen; er hatte nicht das Vertrauen dazu zu seinem Weibe, nicht zu Wilm. Gott im Himmel, mußten sie nicht vor ihm zurückbeben, wenn sie dies Furchtbare erfuhren?

Er konnte nicht davon reden; er mußte es mühsam weiterschleppen, einsam, allein, ohne Hilfe, obwohl er wußte, daß seine Kraft daran zerbrach, daß es ihn aufrieb.

O Gott, wenn das nicht gewesen wäre, würde er sein neues Leben voller Freuden leben können.

Jette Schulte-Persting kam in das Zimmer. Ihr Blick flog prüfend über ihren Mann, der in sich zusammengesunken im Sessel lag. Sein Aussehen gefiel ihr nicht. Man durfte ihn nicht viel allein lassen; denn dann kam er ins Grübeln und Denken; er quälte sich mit tausend Vorwürfen, klagte sich selber an und konnte nicht zur Ruhe kommen.

Sie sahen deshalb darauf, daß er nicht zu lange sich selbst überlassen blieb. Der Zustand ihres Mannes machte Jette Schulte-Persting große Sorge. Sie mußte immer an den Kötter Lohsträter denken, dessen einziger Sohn in den Zechenschacht hinuntergestürzt war. Seit jenem Tage des Unglücks hatte es mit dem Vater Lohsträter angefangen, und nun redete er irre. Er tat seine Arbeit wie vordem, ernst und stille; aber sein Geist war nicht bei ihm. Das große Unglück hatte seinen Verstand verwirrt.

Jette Schulte-Persting wagte Wilm und Lene nichts von ihrer Sorge zu sagen, und so litt sie noch mehr unter dem furchtbaren Gedanken.

Sie setzte sich ihm zur Seite nieder, und während ihre Hände fleißig an dem Strickstrumpf arbeiteten, erzählte sie ihm von diesem und jenem und freute sich von Herzen über sein Interesse.

Nach einer Weile kam Lene in das Zimmer und brachte den Kaffee. Sie war in den letzten Jahren stärker und voller geworden und sah in ihrer großen Wirtschaftsschürze mit den halblangen Ärmeln recht frauenhaft aus. Hermann, ihr kleiner Junge von beinah drei Jahren, trabte hinter ihr her.

„So, Oma," sagte Lene, „nun trinkst du auch gleich hier oben. Was meinst du, Vater, ist dir zu heute Abend eine Schneemilchsuppe recht? Oder wünschest du etwas anderes?"

„Mi is alles recht, Lene!" sagte Dierkhinnerk freundlich.

Während Lene mit flinken Händen die Tassen hinstellte, lief der Kleine zu dem Großvater.

„Opa is tank, nich weh tun, nein!" sagte er, indem er mit seinen Patschhändchen sanft über Dierkhinnerks Hand fuhr.

Der sah ihn mit heller Freude in den Augen an. Aber der Kleine hatte wenig Ruhe. Eilig rückte er einen Stuhl an das Fenster und drückte sein Näschen gegen die Scheibe.

„Opa, Opa, es ßeit!"

„So," sagte Lene, „nun setzt euch heran! Nein, wir wollen den Tisch heranrücken. Faß bitte einmal an, Mutter!"

„Ach, Lene, mak di doch nich so grote Last üm mi!"

Sie lachte ihr helles, fröhliches Lachen.

„Du liebe Zeit, Opa, wenn's anders nichts ist!" Und dann hob sie den Kleinen vom Stuhl. „Komm, Hermann, Mutter muß bügeln. Willst du ihr helfen?"

Der kleine Junge maulte ein wenig.

„Lot ne doch men hier Lene!"

Lene drohte mit dem Finger. „Opa, Opa, du willst mir den Jungen verwöhnen! Aber den kenn' ich: Du hättest keinen Augenblick Ruhe. Hermann, willst du denn Mutter nicht helfen?"

„O ja!" sagte der Kleine nun eifrig und trabte voran bis zur Tür.

„Wenn's nicht langt, rufst du eben, Mutter! Nicht?"

Sie war schon hinaus, und die beiden hörten, wie sie die Treppe hinunterhuschte.

Jette Schulte-Perstings Gesicht strahlte.

„De het et im Schick, un alls flüggt iehr nur sau van de Hänne!"

„Jo, 't is ne prächtige Frau. Wecker mi dat vörher saggt härre!"

Er versank schon wieder in seine Grübelei.

„Jette," fragte er plötzlich, „ow sei mi noch woll wat nohdrägt?"

„Dat kann sei gar nich!"

„Ieck hew mi dat ok all ümmer saggt. Verstellen kann sick kein Mensch sau, sau nich, dat weit ieck. Sei bliwt sick ümmer glik, et kümmt van Harten."

„Jo, dat is dat allerbeste an iehr: dat sei nich hinnerhöllig is. Sei seggt, as sei et meint."

„Jette, sei is van annerm Schlag as de Lüde bi us im Hellweg. Dat is bi iehr luter sau, as wenn de Sunn opgöng. De helle Art lehrt de Lüde bi us nich, siliäwendag nich, un et geiht ok nich; denn dat mat mit dem Menschen jung wer'n van sine Geburt an. 't ligg im Blaut. Wi meint dat jo ok woll guod, owwer wi hewt de Worte nich, wi hewt dat Lachen nich. Ehdags hew ieck meint, use Art wör better; sei is et nich. Wenn einem üebel tau Maut is, lehrt man eist, wat sau 'n hellet Wesen wert is."

Jette Schulte-Persting dachte eine Weile nach. Dierkhinnerk hatte ihr aus der Seele gesprochen. Ja, die Hellweger waren anders als Lene; sie waren steif, schwerfällig und schwerblütig. Sie fanden nur so schwer den Weg zum Herzen eines anderen Menschen, und es dauerte so lange, bis sie ihr Herz dem andern erschlossen.

Und Jette Schulte-Persting mußte an die alte Volkssage denken, die man im Hellweg erzählte. Als der Herrgott den ersten Menschen schuf, da war es natürlich ein Hellweger, und er blieb ruhig liegen, nachdem ihm der Schöpfer den lebendigen Odem in die Nase geblasen hatte. Der Herrgott aber wollte sein Geschöpf, das er nach seinem Bilde geschaffen, nun auch wandeln sehen, er wollte seine Sprache hören und mit ihm reden. Darum rüttelte er ihn wach. Der lange Hellweger richtete sich auch auf, sah seinen Schöpfer an und sagte: „Wat stößt du mi? Lot dat sin!"

Sie hatte das häufig erzählen hören; aber niemals war ihr ein Verständnis dafür gekommen, daß das „Döneken", wie man dergleichen Geschichten im Hellweg nannte, eine tiefe Wahrheit enthalte.

Durch Dierkhinnerks Worte fand sie den Sinn der alten Mär.

„Woran denkst du, Jette?" fragte er.

„Ieck dachte an dat, wat du saggt hest. Wohr is et: sau 'n Wesen kann sick einer nich anlehren. Wilm het woll wußt, wat hei don het. Ne Husfrau is sei, as keine bettere rutkümmt, und du moßt di wünnern, wo sei de Deerns un de Arbeitslüde anpäcket. Wilm seggt ok: dorin mögg hei jeden Dag lehren van iehr; sei mök den Lüden de Arbeit tau ne Lust."

„Jo, jo, wecker dat kann!"

Dierkhinnerk seufzte schwer auf.

„Meinst du denn, ieck wüßte nich, dat sei ok mi in düse Sake dusendmol öwwer is? Un nich dorin allein, do is noch sau viel anners. Sei kann 't im Finen as eine, un sei is nich falsch, wenn 't an dat Growe geiht. Owwer op sau 'n groten Hoff bruk de Frau gar nich do haran: regieren, dat möt sei können! Dierkhinnerk, wat is düt doch vör 'n schäunen Hoff!"

„Dat hew 'ck all dusendmol dacht. Mi kümmt dat fast vör, as wenn wi vör düse Tid im Küötterhuse wuohnt härren."

„Na, sau schlimm was 't nu doch nicht!"

Jette Schulte-Persting lächelte ein wenig. Ihr Mann war wirklich kaum wiederzuerkennen, so hatte er sich umgetan. Früher kannte sein Stolz auf den Perstinghof keine Grenzen; jetzt aber schätzte er ihn fast zu gering ein. Und was besonders merkwürdig war: er empfand wenig

Sehnsucht nach seinem Hof; er konnte ganz gleichgültig über ihn sprechen. Er, der früher nicht den geringsten Einspruch von Seiten Wilms ertragen hatte, der auf seinem Hofe ein unbeschränktes Regiment führte, schien Wilm nun eifrig jedes Ding zuzuschieben und sich unfroh und unlustig zu fühlen, wenn er den Perstinghof umsorgen sollte.

Jette Schulte-Persting wußte nicht, welche Last von Dierkhinnerks Schultern gefallen war, seitdem er seinen Hof verlassen.

Von der Stunde ab, da man Hanne unter der Waschbank fand, hatte er davor gebebt, daß seine Schuld an dem Perstinghofe heimgesucht würde, und er mußte doch den stolzen Hof der Väter auf seine Nachkommen vererben. Er fühlte sich verantwortlich, die Scholle seinem Geschlecht zu halten. Wer würde nach ihm kommen? Wilm, der dem neuen Wesen zugetan war, dem Bauernarbeit nicht gut genug schien, der eine Frau nahm, die nicht in eines Bauern Haus paßte! Mußte sich nicht der Fluch Hannens erfüllen, an seinem Sohne erfüllen?

Und nun hatte Dierkhinnerk erfahren, daß all sein Sorgen und Mühen umsonst, daß es töricht und falsch gewesen war. Jetzt wußte er, daß Wilm in Wahrheit der Hüter der alten Scholle war.

Er glaubte an ihn, er vertraute ihm.

Darum war er von der Verantwortung frei, von dieser entsetzlichen Last, die er so lange, lange Jahre getragen hatte.

Ja, frei war er, frei!

Die Ruhe umfing ihn, die köstliche Ruhe.

Wie glücklich wäre er gewesen, wenn sein Gewissen hätte schweigen dürfen von Hanne und ihrer unseligen Tat!

* * *

Auf den Feldern des Hellwegs lag des Winters Bahrtuch und verhüllte weich und warm die junge Saat zur Freude des Landmanns.

Dierkhinnerk Schulte-Persting, der wieder im Sessel am Fenster saß und seine Blicke über den Haarhof gehen ließ, wollte seinen Augen nicht trauen, als unverhofft der Schlitten des alten Schulte-Vredebusch vor der Tür hielt.

Der Besuch erfreute ihn doch sehr. Wilm und Lene waren mit dem Schlitten nach Soest, so daß Jette Schulte-Persting das Reich allein hatte. Sie sah es nicht eben ungern, daß der alte Vredebusch so mit einemmal ins Haus geschneit kam. Während sich die beiden unterhielten, konnte sie allerlei beschicken in dem großen Gewese des Haushalts.

„Wat heft du mi denn vör Geschichten maket!" sagte der Schulte-Vredebusch lachend zu Dierkhinnerk.

„Jo, dat segg men!"

„Na, dem Skutnik füllt sei owwer woll örndlick wat opbrummen."

„Segg de Wohrheit: Du heft mi in Verdacht hat!"

„Worüm sall 'ck leigen, Dierkhinnerk?"

„Jo, jo."

„Du darffst mi dat nich üowel niehmen, Dierkhinnerk. De Vertwifelung kann dem Menschen den Verstand ümkrempeln, dat hei selwers nich weit, wat hei deit."

„Jeck verdenk 't di ok nich, dat du dat dacht heft."

„Am annern Morgen, Dierkhinnerk, as di kein Mensch finnen konn, do hew 'ck ganz wat anners meint, ne Sake, de noch viel schlimmer wesen wör."

„Sau? Wat dann?"

„Jeck dachte, t' wör öwwer di kummen, dat du don härrest, wat Hanne don het."

„Jeck was noh dran."

„Dierkhinnerk, Dierkhinnerk!"

Ein langes Schweigen gähnte zwischen ihnen.

Mit einemmal krallten sich Dierkhinnerks Finger in des andern Arm. Sein Atem ging schwer und stoßweise. Mühsam stolperten die Worte über seine Lippen. Was ihm so unsägliche Pein bereitete, konnte er in diesem Augenblicke nicht zurückstoßen in die heimlichen Winkel seiner Seele. Er lechzte danach, mit jemandem darüber zu reden; er konnte nicht widerstehen, der Drang in ihm war zu stark.

„Du, dat mit Hanne, doröwwer kumm 'ck nich weg, dat richt't mi tau Grunne. Un ieck hew 't doch nich wollt, dat hew 'ck nich wollt. Min Vadder und ieck, wi wüssen jo, dat du an Hanne friggest. Wi härren dat sau gerne seihn,

dat du sei op dinen Hoff hallt hest. Un dann kam de Vogelsang! Hei was nicks wert!"

„'n Lump was 't, 'n slechten Hund!"

„Jo, jo! Sei holl tau iehm, sau fast, sau fast! Wi wollen dat twingen, min Vadder un ieck, un ieck hew min Vadder opbracht tiegen Hanne."

„Dat härre ieck ok don!"

„Jo, jo! Owwer sei woll nich hören, sei sagg, sei göng in 't Water. Wenn ieck doch dorop lustert härre, wenn ieck 't wußt härre, dann wör ieck stille wesen. Nu mat ieck 't min Liäwen lang driägen. Jeck hew iehren Daud op 'n Gewietten. Du weißt nich, wat dat vör 'ne Last is."

„Dierkhinnerk, wat denkest du?"

„Sau is 't, un dat is min Unglück wesen all de Tid hendör, dat allein het mi kaputt maket bi Dag un Nacht. Wo ieck gong und stond, do was dat bi mi. Un weißt du, wat sei sagg, vördem, as sei in 't Water gong? Sei het usen Hoff verslauket, usen Hoff, de us mehr wör as iehr Glück. Dorüm is dat jo ok all sau kummen. Dat het mi runner driäwen van 'n Perstinghoff."

Dierkhinnerk fuhr mit seinem Tuche über die Stirn, auf der dicke Schweißtropfen standen. Er zitterte und bebte an allen Gliedern. Mit elementarer Gewalt hatten sich zuletzt seine Worte über die Lippen gedrängt. Einmal mußte er einem Menschen das Unglück seines Lebens offenbaren.

Die Züge des alten Vredebusch hatten sich bei den Worten Dierkhinnerks seltsam verändert. Es war, als sei die Erregung des andern auch über ihn gekommen.

„Dat hest du dacht?" fragte er tonlos.

„Wenn ieck doröwwer kummen könn', wenn dat nie sau kummen wör! Owwer 't is einmol gescheihn!"

„Weißt du denn nich, worüm seit 't don het?"

„Weil wi dat nich taugiewen wollen!"

„Bi Gott im Himmel, dorüm nich!"

„Wat — — seggst — — — du? Worüm denn?"

„Sei woll nich in Schanne kummen!"

Leise nur klangen die Worte durch den Raum. Die Schatten der Dämmerung krochen langsam aus den Zimmerecken hervor, und das Licht des Tages lag im Sterben.

„Dierkhinnerk, weißt du denn von dem allen nich? Min Gott, dat is jo sau ganz anners kummen. Du hest dormit nicks tau daun!"

Dierkhinnerk schluckte und würgte, aber kein Wort kam über seine Lippen. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

„Hei konn Hanne jo gar nich hieroten, de slechte Kerl; denn hei harre jo ne Frau. De harre hei sietten loten mit iehrem Kind. Un hei het Hanne beküert, sei het iehm glöwt un sick tau wit mit iehm inloten. Tauleſt, as et tau late was, het hei iehr dat saggt. Dann het hei noch dat Geld van dinen Vadder instiäken un is gohn, mit Schimpen un Schellen. 't was de slecht'ste Hund van Menschen, de mi jemols vörkummen is. Süh, do is de Vertwifelung öwwer Hanne kummen, un sei het dat don. Du hest keine Schuld doran."

„Dorüm was et noh de Tid, as hei all weg was?"

„Dorüm, jo, as sei nich men ut noch in wußte!"

In dem Zimmer war es so still wie in einer Kirche. Nur die schweren Atemzüge der beiden Männer ließen ein zages Geräusch durch das Zimmer schweben. Was vor vielen Jahren, vor Jahrzehnten geschehen war, trat ungeschwächt von der Zahl der Jahre vor die beiden hin und hielt ihre Seelen in Bann.

„Woher weißt du dat alles?"

„Von Hanne!"

„Von Hanne?"

„Sei het mi dat alles schriewen: ieck soll iehr vergiewen, wat sei an mi don härre. Jehr un ieck: wi härren et guod mit iehr meint."

„Du hest dat nie unner de Lüde bracht?"

„Dierkhinnerk!"

Ein tiefer Groll lag in der Stimme.

„Dann is di dat nohgohn?"

„Dat weit Gott, Dierkhinnerk. Sei was dat Leiwste, wat ieck harre op de Welt, 't was sau 'ne leiwe Deern. Un dor is dat sau kummen! Gott mag wietten, worüm 't gescheihn is!"

Der alte Schulte-Vredebusch sagte es jetzt, nach so vielen Jahren, nicht ohne Bitterkeit. Ein grausames Geschick hatte ihm das Glück seines Lebens zerschmettert.

„Sau was dat alles nich wohr, wat ieck dacht hew?"

„Alles nich!"

„Dann sin ieck fri, fri, fri!"

Dierkhinnerk Schulte-Persting schrie es förmlich hinaus.

* * *

Die Jahre kamen und gingen.

Das Geschlecht der roten Riesen war fruchtbar und mehrte sich. Langsam schritten die Hünengestalten der stolzen Sippe dahin nach dem Osten des Hellwegs, die Haar meidend; denn nur die Ebene wollten sie zum Schemel ihrer Füße machen. Wohin sie sich wandten, ging ihr endlos Gefolge mit: Männer aus allerlei Volk, das unter dem Himmel Europas wohnet.

Dörfer und Städte wuchsen wie durch Zauberwort aus der Erde hervor. In den Gassen zu Füßen der roten Riesen wogte der zähflüssige Strom der Menschen auf und ab, als seien nicht Häuser genug da, ihn zu fassen.

Acker um Acker mußten die Bauern hergeben, damit die roten Riesen ihr Volk unterbringen und ihm Wohnung geben konnten. Mit der Zeit taten es die Bauern gern, und der Abschied von ihrem tiefgründigen Weizenland, auf dem ihren Vätern und ihnen so manche gute Ernte gereift war, wurde ihnen weniger schwer.

Wo sich die roten Riesen emporreckten, erhoben sich über den dunklen, tiefen Schächten die hohen, starken Eisengerüste. Die Seilscheiben sausten in tollem Wirbel bei Tag und Nacht, die Dampfrohre blafften und bullerten. Auf den weiten Gleisanlagen fauchten die Lokomotiven und schoben und zogen die langen Wagenzüge, die die schwarzen Diamanten, das köstliche Geschenk der Mutter Erde, weit ins Land hinaustrugen, um den Schlund der unersättlichen Kessel in all den Fabriken des Landes zu stopfen. Ein sinnenverwirrender Lärm erscholl zu den Füßen der roten Riesen, die still und majestätisch aus ihrer erhabenen Höhe herniederblickten.

Aber all den Lärm, all das brandende Getose überschrie zu bestimmten Stunden der eherne Ruf des Nebelhorns.

Neue Schicht!

Und Hunderttausende von Händen ergriffen Kohlenhaue und Schaufel, Hammer und Meißel, Gesteinsbohrer und Zündschnur. Förderschale um Förderschale mit den schwarzen, schmutzigen Steinen schwebte aus der Tiefe empor, und wohin die seltsamen Steine kamen, da war die Arbeit zu Haus, die hastende, jagende, ruhlose Arbeit, die nimmer rasten durfte. Wenn der Glutball der Sonne am Abendhimmel hinabgesunken war, dann flammten an den hohen Masten Hunderte von anderen Sonnen auf, und die Nacht wurde zum Tage.

Auch die Nacht gehörte der Arbeit, der hastenden, jagenden, ruhlosen Arbeit, die Brot aus der Erde schaffte, aus der dunklen Tiefe der Erde.

Die Jahre kamen und gingen. —

Auf dem Perstinghofe erheben sich neue Wirtschaftsgebäude, und ein stolzes Herrenhaus blickt weit in das Land hinaus. Dicht an dem Bahngeleise reckt sich auf dem Lettenbrauck ein gewaltiger roter Riese majestätisch in die Höhe, umgeben von zahlreichen niedrigen Gebäuden mit feuerroten Ziegeldächern.

Wer aus dem Fenster des vorüberrollenden Eisenbahnwagens schaut, liest die Schrift aus Riesenlettern: Dampfziegelei von W. Schulte-Persting. Der Lehm des Lettenbraucks, der sich in der Glut der Ringöfen zu Stein erhärtet, schafft Gold in das Herrenhaus auf dem Perstinghofe, Gold, und nicht in seltenen Stücken, sondern in schweren Rollen. —

Heute ist Festtag im Herrenhause. An der geschmückten Tafel rundum sitzen Menschen mit fröhlichen Angesichtern und lachenden Augen.

Dietrich Heinrich Schulte-Persting, Wilms und Lenes vierter Sohn, ist aus der Taufe gehoben. Der Großvater ist vom Haarhof herübergekommen, mit ihm Frau Jette und Frieda mit ihrem Mann, Othmar Lanfermann, dem der Haarhof zu eigen ist.

Dierkhinnerk Schulte-Persting ist stolz darauf, daß der rote Riese auf dem Lettenbrauck seine Hand nach dem Haarhof ausgestreckt und ihn an die Familie der Schulte-Perstings gebracht hat.

Seine Liebe gehört dem Haarhof. Oft, wenn er über die Felder geht, ertappt er sich dabei, daß sein Blick in die Ferne schweift und nach den roten Riesen sucht. Dann lächelt er; denn, obgleich keiner von ihnen zu ihm herübergrüßt, würde er sich doch nicht fürchten, wenn einer ihm ins Auge sähe.

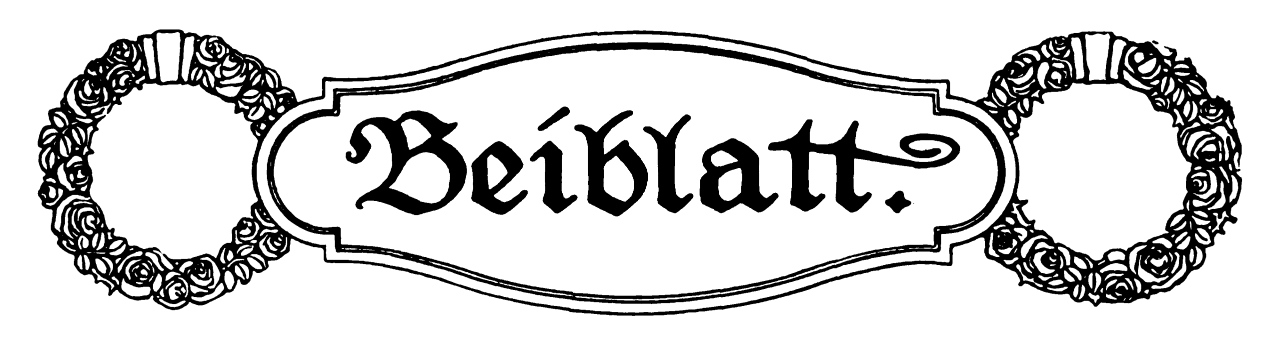
Wer weiß aber, ob nicht bald einer kommt und auf gute Nachbarschaft Anspruch erhebt!

Kahlert schlägt an sein Glas und redet.

„Meine verehrten Damen und Herren," sagt er, „es ist schon mancher Trinkspruch ausgebracht worden. Gestatten Sie mir nun, daß ich ein paar Worte zum Lobe der Zeit sage, in der wir leben. Es ist die Zeit der Arbeit. Die Arbeit hat unser Vaterland groß und mächtig gemacht, unser Volk erhoben unter den Völkern der Erde. Wir dürfen stolz darauf sein; denn es ist unser Recht, uns über den Segen der Arbeit zu freuen. Alle, die da arbeiten und schaffen mit rührigen Händen und frohem Herzen, gehören zu einander, mögen sie nun das Korn auf die heilige Ackerscholle streuen oder in dem Dienst der roten Riesen stehen. Ein heißer Wille muß in ihnen leben: dem Vaterlande zu dienen! Dieser Wille soll den Bauer und den Industriellen zusammenführen, er soll die Richtschnur ihres Handelns und die Triebkraft ihres Strebens sein. Mögen immerdar die roten Riesen das Recht der Scholle achten und sie nicht ohne Not unter die Füße treten, möge immerdar die Scholle den roten Riesen den Platz überlassen, den sie brauchen, damit die Arbeit für jedweden ihren Segen bereithalte. Unsere Zeit ist die Zeit der Arbeit, und es ist eine schöne Zeit. Es lebe die Zeit der Arbeit!"

Anmerkung: Der Roman „Die roten Riesen" von Dietrich Darenberg erscheint auch als Buch im Verlage von Otto Janke, Berlin SW, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.





Ein Brief.

Ich hielt den Brief in sorgenvoller Hand —
Ich zögerte: wie wird er zu mir sprechen?
Ich wog ihn prüfend, was darinnen stand,
War es so schwer, um Treue zu zerbrechen?

Nein, rief ich, nein! Die Freundschaft ist kein Tand!
Wer dürfte solcher Schmähung sich erfrechen?
Den Druck der treuen Hand, die ihn gesandt,
Wird niemals Mißgunst und Verleumdung
schwächen!

Ich riß ihn auf: die lieben, krausen Zeilen!
Und jedes Wort ließ meine Zweifel heilen,
Und wie beschämt ließ ich das Blättlein
sinken:

Kein größ'res Glück, als in der Jugend Kraft
Aus goldnem Becher echter Brüderschaft
Am Quell der Lauterkeit sich satt zu trinken!

Erich Janke.



Der Bärenschnitzer im Hörnital.

Von Hanns Gisbert.

(Schluß.)

„Buebli, liabs. Schlimmes fügt dir die Mutter zu. Aber schau, mir war's hart, in der Sünde zu leben; in der Sterbestunde muß ich dir's gestehen. Deine Verzeihung muß ich mitnehmen in ein anderes Leben.

Willst du härter sein, als dein Vater, der mich losgesprochen hat? . . . Ein grundguter Mann war er, der treulich für sein Weib sorgte; aber ernst und wortkarg und freudlos; nichts kannte er als seine Arbeit, als seine Pflicht. Und ich war wie die Lust und wie das Leben, voller Glückssehnsucht, voller Liebe . . . . Still und ruhig lebte ich neben meinem Manne, ohne Kinder; denn der Fluch, der auf diesem Hause ruht, erfüllte sich auch an uns. Niemand hatte ich, dem ich abgeben konnte von dem Reichtum in meinem liebewarmen Herzen; dessen Ehefrau ich war, sah nicht, wie ich darbte. . . .

Da kam der andere, wie der Sturmwind war er und wie die Sonne. Mein Widerstand schmolz vor dem Feuer, das aus seinen nachtschwarzen Augen lohte, wie der Schnee auf den Bergen beim Nahen des Föhns.

Ulrich! Der Vater hat mir die Schuld nicht angerechnet; er dachte an den Spruch, den der Andreas Lüthi ans Haus geschrieben und zerbrach den Stab nicht über meinem schuldigen Haupte. Aber sie hat mich gequälet Tag und Nacht, die Sünde, die mir aus dem Antlitz meines Kindes entgegenschrie. Denn in allem und jedem bist du das Abbild des Mannes, den ich hassen müßte, weil er mich an sich gerissen hat, wider Pflicht und Gewissen, und durch den mir doch das Mutterglück geworden, das mir versagt geblieben.

Der Vater hat dich ehrlich gemacht mit allen Rechten und hat dich ans Herz genommen, als sein eigen Kind; ich habe ihm zu Füßen dafür gedankt, und er hat mich aufgerichtet und gehalten wie sein ehrbar Weib. Und ich sah, daß auch der Herr mir verziehen hat; denn die Liebe, die unserer jungen Ehe gefehlt hat, durchleuchtete unsere alten Tage.

Treulich habe ich meine Schuld zu sühnen gesucht, damit dein Haupt verschont bleibe vor Strafe. Jetzt weißt du, weshalb mein Haar so früh ergraut, weshalb ich vor der Zeit welk und faltig geworden. . . . Täglich habe ich dich beten lassen: Führe uns nicht in Versuchung! Verführung und Anfechtung sind dir ferne geblieben; willst du mich richten, weil ich unterlegen bin in der Versuchung?"

Ulrich Lüthi brach am Lager der Mutter in die Knie und barg sein Haupt in seinen Händen. Zuviel brach über ihn herein in dieser Stunde.

„Und der andere. . . ."

„Du brauchst sein Auge nicht zu scheuen. Er verunglückte bei dem großen Brand in Hörniswyl, als er einer kranken Mutter ihr Kind retten wollte. Er hat seine Schuld gebüßt. . . ." Ihre Stimme

brach erschöpft ab: „Ulrich, willst du nicht deiner Mutter die Hand geben? Kannst du nicht verzeihen?"

Schweigend reichte der Sohn der Sterbenden die Hand. Dann brach er in einen Strom von Tränen aus; ihm war so wund und wehe.

„Büblein, armes, hab' ich dir so weh tun müssen? Aber es ließ mir keine Ruh' in meiner Sterbestund'. Ich hätt' nicht selig werden können, wenn ich dir nicht bekannt hätte. Und noch eines: Als ich noch gar so schwer trug an meiner Schuld und meinem Leid, da wollte ich dich der Jungfrau Maria geloben, daß du ein geistlicher Herr werden solltest, droben am Liebfrauenstift. Aber der Vater hielt mich davon ab, und der Herr Propst auch. Ich sollte nicht frevelnd bestimmen über ein fremdes Leben.

Aber all mein Sinnen und Beten ist darauf gerichtet gewesen, daß du ledig bleiben solltest. Und wie ich wünschte, so geschah es; du warst allzeit den Frauleuten abgewandt zu meiner Herzensfreud; denn du wärest niemals glücklich geworden. Du trägst den Namen der Lüthi, deren Ehen nicht gesegnet sind, und auf dem dunklen Hause ruht der Fluch."

Die schwache Stimme mußte öfters ausruhen. Dann richtete sich die hager gewordene Gestalt in den Kissen auf: „Gib mir die Hand darauf, Ulrich, daß du dein Wort halten willst, daß du mir versprechen wirst, ledig zu bleiben. Du bist der letzte Lüthi; aussterben soll der Name mit dir, erlöschen soll der Fluch!"

Wenn es nichts war, als das? Was lag ihm am Freien? Noch dazu, wo er den guten Vatersnamen mit Unehren trug, wo er keinen ehrlichen Anspruch an das Hab und Gut hatte . . . Willig reichte er der Mutter die Hand zum Gelöbnis und sprach die Worte nach, die sie verlangte. Ach gewiß! Er wollte keinen Stein auf sie werfen; er wollte ihre Sterbestunde leicht machen. Wie sollte er richten, er, der Sohn; er, den das Glück der Liebe niemals gelockt hatte; der leicht ohne Schuld und Fehle hatte bleiben können. Aber so schwer war es für ihn, so schwer . . .

Leise betete er die Sterbegebete mit der Mutter. Wenn das Vaterunser begann richtete sie sich auf und strengte die schwache Brust aufs äußerste an: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern."

Bis ihre Kräfte nachließen, und die Worte nur mehr stoßweise hervorkamen . . . Lange, lange hielt Ulrich die Mutter umfangen, und redete ihr zu und tröstete sie, um ihr das Ende leicht zu machen. Als der Morgen graute, sah er, daß er eine Leiche in den Armen hielt. Ihre Seele war leise hinübergegangen.

Sie setzten sie droben auf dem Friedhof der Lunegg bei, die Frau, die im Sterben den Stein von ihrer Brust auf das Herz ihres Sohnes gewälzt.

Verstört ging der Ulrich einher; die Amli, die nun allein den Haushalt führte, schob das auf die tiefe Trauer und erzählte den Hörniswylern, welch guter Sohn der Lüthi sei. Und heimlich machte sie sich hübsch; denn man wußte nicht, wie es der liebe Gott noch fügen konnte; zum Manne gehört nun einmal die Frau und zum Haushalt eine Schafferin.

Aber der Ulrich sah nicht die bunten Bänder und den schmucken Brustlatz des blühenden Mädchens. Er hatte genug zu tun, die schweren Gedanken, die über ihn gekommen, zu verarbeiten. Wenn er auch äußerlich mit dem tiefen Bronzeton der Haut und den dunklen Samtaugen nach dem leichtlebigen Südländer schlug, innerlich steckte er ganz in der schwerblütigen Schweizer Art, die auch den Lüthis eigen gewesen.

Keinen Menschen sah er; nur ein Kinderpärlein, armen Tagelöhnersleuten zugehörig, das sich von je her gern zwischen den Spänen in seiner Werkstatt herumgetrieben hatte und vor dem grauslichen Geschlechte der Bären, das sich dort entwickelte, nicht bangte, hatte keine Scheu vor seinem finsteren Gesicht. Rudi und Marieli hießen die Zwillinge, die nach dem Tode ihres Vaters geboren, bei dem alten Großvater und der schwer lungenleidenden Mutter ein dürftig Unterkommen hatten. Die junge Frau war schon zugleich mit seiner Kranken mit Gott versehen worden und lag noch immer schwer darnieder; den alten Härreli hatte schon einmal der Schlag gerührt, ohne daß all dies Leid einen Schatten auf die heitere Kindlichkeit der beiden geworfen hätte. Ihr sonniges Lachen riß zuweilen den Trübseligen aus seinen Zweifeln und Gedanken und nötigte ihn zu kurzem Aufschauen.

Die Arbeit war seine einzige Erholung; wenn er die Schnitzmesser zur Hand nahm, mußte er, wohl oder übel, seine Aufmerksamkeit auf sein Werk richten, wenn sich nicht ein unbedachter Schnitt rächen sollte. Aber die rechte Freudigkeit war nicht mehr dabei. Für wen schaffte, für wen sorgte er? Die Mutter war tot, und ein Weib, Kinder durfte er niemals haben . . . Am liebsten wäre er geflohen und hätte die reiche Habe im Stich gelassen, sich ganz auf die Kraft der eigenen Arme verlassend. Aber das wäre Grund zu übler Nachrede gewesen, und er wollte dem Namen, den er trug, keine Unehre machen. Niemand durfte den Grund ahnen, weshalb ihm das alles verhaßt war; er wollte das Andenken der Mutter hochgehalten wissen. Und dann kam es wieder wie Rührung über ihn, gedachte er des toten Mannes, der ihn wie sein eigen Kind gehalten und ihm verbrieftes Recht darüber gegeben hatte, wie Schmerz, daß er ihm diese Güte nicht mehr wett machen konnte. Immer mehr steigerte er sich in eine schmerzliche Empfindsamkeit hinein; je mehr er die Menschen floh, desto mehr wuchs seine Menschenscheu, seine Gemütsüberreizung.



Kaum, daß er ein paar Worte mit der Amli sprach, so gern diese jeden Anlaß zu einer Unterhaltung zu nutzen suchte. Heuer hatte sie einen Stoff gefunden, der sich recht wehleidig gestalten und in die Länge ziehen ließ. Die Häuslerin drüben, die Mutter des Kinderpärchens, hatte in der Nacht einen Blutsturz gehabt und war in der Frühe gestorben. Den alten Großvater hatte darüber der Schlag gerührt; der Tod konnte auch bei ihm jeden Augenblick eintreten.

Das rüttelte den Ulrich wirklich aus seiner Teilnahmslosigkeit. Die armen Kinder! Vater- und mutterlos! Nun, die Gemeinde müsse sich ihrer annehmen, und er selber wolle ein schönes Stück Geld dazugeben, daß ihnen nichts abgehe.

Und dann war er wieder in dem Kreis von Gedanken, der ihn nicht losließ und ihn um jede Lebensfreude brachte. Ärmer als der geringste Tagelöhner, der doch wenigstens seinen Namen mit Recht trug, der seinen Vater nennen durfte, kam er sich vor. Wenn doch ein Engel vom Himmel erschiene und ihm einen Weg aus diesem Elend zeigte. Der Urahn hatte dem Stift ein holzgeschnitztes Marienbildnis versprochen, wenn Kinderlachen in seinem Hause ertöne; er wollte gern unserer lieben Frau alles geben, was er hatte, wenn er nur wieder heiter zu sein vermöchte. Wenn er einen Weg wüßte, einen Weg. Aufstöhnend stützte er den Kopf in die Hände.

Die Leichenfrau war gekommen und hatte die Tote gewaschen und gebettet. Um die Kinder kümmerte sich niemand, und sie kamen sich doch so vereinsamt in dem stillen Hause vor. Den Großvater hatte man morgens ins Krankenhaus geholt; die Mutter gab keine Antwort mehr auf ihre Fragen.

Leise schlichen sie sich, eins nach dem andern auf die Straße und herüber zu ihrem Freunde; aber auch dessen Werkstatt war verschlossen, und sie wagten nicht, aufzublicken, weil er so sonderbar still saß, den Kopf in den Händen verborgen. Alles sah anders aus, als sonst, die Bären, die Holzstämme, die Zeichnungen an den Wänden. Vielleicht war der Ulrich auch gestorben, wie die Mutter, die sich nicht mehr bewegte.

Scheue Blicke warfen die Kleinen durch die große Fensterwand in die Werkstatt und auf den in sich versunkenen Mann und duckten sich dann furchtsam neben der Türe nieder. Vielleicht wachte er doch auf und riefe sie herein, damit sie nicht so ganz verlassen wären.

Rudi stand ab und zu auf und blinzelte durchs Schlüsselloch; aber drinn war alles wie es gewesen. Und dann schauten die Kinder plötzlich auf.

Vor ihnen stand eine hohe Gestalt, deren Näherschreiten sie nicht bemerkt hatten, weil der Teppich der Bergwiese ihren Schritt gedämpft hatte. Selbst dem kindlichen Verständnis ging es auf, daß es etwas Wunderschönes sei, was sie erblickten. Eine liebliche blonde Frau war es, in ein schlichtes weißes, über den Hüften mit einer Schnur zusammengehaltenes Gewand gekleidet. Von den Schultern bis hinunter zum Kleide floß ein lichtblauer Seidenschal, und der gab eine solch wundervolle Folie ab für die Farben von Antlitz und Augen und für das schimmernde Blondhaar, daß sie anzusehen war, wie die Maienkönigin selber.

Ein mitleidiger Blick auf die an die Tür gedrückten Kinder ließ sie glauben, diese hätten den Wunsch ins Elternhaus einzutreten, und da das Fenster ihr den anscheinend schlummernden Mann zeigte, folgte sie ihrer gutherzigen Regung und öffnete den schüchternen Kleinen, deren rauhes Idiom sie nicht verstand, die Türe. Da stand sie nun in einer Fülle von Licht, das sie wie ein Glorienschein umgab, und sah mit dem milden Lächeln in dem holden Antlitz auf den mit seinen Gedanken Ringenden.

Von dem Geräusch der Schritte aufgescheucht, hob Ulrich Lüthi, der den schwersten Kampf seines Lebens gekämpft hatte, den Kopf und stand überwältigt. War das die Antwort auf seine Frage, auf seine Herzensbitte? Kam die Jungfrau Maria in Person, ihm einen Ausweg zu zeigen?

Wie verzaubert starrte er auf das liebliche, zart gerötete Antlitz der Erscheinung, die jetzt, wie um ihr Eintreten zu entschuldigen, die beiden Kinder an der Hand faßte und dem vermeintlichen Vater zuführte.

Ulrich Lüthi faßte es anders auf. Die Kinder . . . Die armen Waislein . . . Die nicht Vater noch Mutter mehr hatten, wie er niemals Kinder haben sollte. Sollte er ihnen die Eltern ersetzen?

Fragend hob er die Augen zu dem wunderschönen, milden Antlitz, das ihm holdselig zulächelte, und dann schloß er die Kinder in seine Arme, preßte sie an seine Brust, küßte ihre jungen Lippen . . . Dank der Stimme, die ihm die Augen geöffnet; sie sollten ein Heim haben, sollten ihm ein Heim geben . . .

Als er den Kopf hob, war die Erscheinung verschwunden; aber er brauchte nur die Augen zu schließen, so sah er sie wieder vor sich mit dem Zauber ihres Himmelslächelns, der Pracht der goldblonden Haare, angetan mit dem blau und weißen Gewande, wie unsere liebe Frau droben im Stift.

Wie schön sie war, wie mild und holdselig! Eifrig griff Ulrich Lüthi nach Stift und Papier, um die Umrisse der lieblichen Erscheinung im Bilde festzuhalten und rief der Magd, daß sie den Kindern Speise und Trank und Obdach geben solle.

Diese Nacht schlief er nicht; früh mit dem Morgengrauen stieg er hinauf in die Berge, wo die Jungfrau sich in rosenfarbener Glut entschleiert, und die schneebekrönten Bergriesen sich vor ihrer Hoheit zu neigen scheinen, wo die Blümlisalp

ferne nach dem blaugrünen See hinüberlächelt, dessen glänzender Spiegel langsam aus den verhüllenden Morgennebeln auftaucht. Inmitten des traumstillen Friedens der großartigen Natur sank sein Leid auf ein gerechtes Maß zusammen, und der Gedanke, der in der Nacht gekeimt, rang sich zum Entschlusse durch, der auch ihm Freude und Frieden geben sollte.

Nicht allein die beiden Waislein wollte er ans Herz nehmen; allen verwaisten Kindern des Ortes, auch denen, die nie einen Vater gekannt hatten, sollte sein Haus offenstehen. Für sie wollte er arbeiten, für sie schaffen und sorgen. Nach Weibesliebe hatte sein Herz nie begehrt; aber Erben würde er haben, denen sein Wirken zum Segen werden sollte. Das Haus und die Habe, vor denen ihm graute, sollten eine würdige Bestimmung finden, und vor dem vielstimmigen Kinderlachen würde der Fluch von dem dunklen Hause weichen. Und so viele darin auch Platz fanden, allen wollte er ein Vater sein, der über ihnen walten und sie lieben würde, auch wenn sie seiner Obhut längst entwachsen wären. Reich und ausgefüllt würde sein armes Leben sein.

Die gehobene Stimmung, die diesem Entschlusse folgte, vermochte auch der Alltag nicht zu verscheuchen. Er war überzeugt, im Sinne der Himmelskönigin zu handeln, die ihn einer Erscheinung gewürdigt hatte und die seine erregte Phantasie nachträglich mit einer goldenen Krone schmückte. Sobald er Muße fand, versuchte er aus einem Lindenblock das holdlächelnde Antlitz, das ihm Trost und Frieden gebracht, zu schnitzen; aber die Hand, die gewöhnt war, der Bären zottiges Fell und grimmen Ausdruck wiederzugeben, versagte an dem sanften Mund und dem weichen Lächeln, das er vor Augen hatte. Drei-, viermal warf er Holz und Handwerkzeug von sich, bis ihm bei einem erneuten Versuch gelang, was ihm so lebhaft vor der Seele stand. Das war das wunderliebe Angesicht, das strahlende Auge, der milde Mund; das war die ganze hoheitsvolle Erscheinung.

Ulrich Lüthis Herz schwoll in Glück und Dankbarkeit; er schwur sich, das Versprechen seines Urahns zur Wahrheit zu machen; wenn frohes Kinderlachen in dem dunklen Hause ertöne, wolle er der Stiftskapelle ein Marienbild schnitzen, so lieblich wie es ihm sich geoffenbart. Und er hat Wort gehalten; ein Meisterwerk der Bilderschnitzerei krönt den Eingang der Kapelle, so hoheitsvoll und anmutig; daß viele der fremden Konfratres bewundernd davor weilen, und den Meister Lüthi aufsuchen, der so unsagbar Schönes geschaffen. Immer neue Kunstwerke gehen aus seiner Werkstatt in alle Welt und verkünden den Namen eines seltenen Meisters, der in unbewußter Liebe immer dasselbe Antlitz nachformen muß.

Die wunderschöne, blonde Frau des norddeutschen Malers, die in einem Chalet am See zu Besuch weilte und, dem Zauber eines herrlichen Sommermorgens nachgebend, allein im Morgengewande über die Berge schweifte, ist ahnungslos, daß ihr Anblick der kranken Seele eines Bedrängten Trost und Frieden gebracht, daß er ihn zum Künstler gemacht hat. Ihre holdselige Gestalt aber, die ihm in einem Schimmer von Licht und Verklärung erschienen und ihm immer wieder den Meißel in die Hand drängt, bringt hundertfachen Segen in sein Haus, der seinen armen Waislein zugute kommt. Allen ist er Lehrer und Freund und Vater, den Blonden und Braunen und Schwarzen, zumeist aber den Armen, die ohne seine Liebe für die Sünde ihrer Eltern büßen müßten.

Von seinen früheren Lieblingen hat der Marienschnitzer auf eigene Art Abschied genommen. Vor dem dunklen Hause erhebt sich eine seltsame Gruppe: Maria mit lieblicher Geberde, wie schutzsuchend zwei Kinder an der Hand führend. Und neben und hinter ihr Bären, große und kleine Bären, die sich in scheuer Demut vor ihr verneigen.



Mein Bild.

Ich will ein Bild in lichten Farben malen,
Ein fruchtbar Land im goldnen Sonnenstrahle.
Die Arbeit schreite wohlgemut und rüstig
Durchs Ährenfeld im waldumrauschten Tale.

Was taucht ihr mir den Pinsel tief ins Schwarze?
Ich suche nur nach hellen, klaren Tönen,
Mein Bild soll allem Schmutz und Schmerz zum Trotze
Ganz überflutet sein von Lichtem, Schönen.

Das Schicksal setzte tief genug die Schatten,
Da half kein Bitten mir um helle Farben,
Mit rauher Hand durchfuhr es die Konturen,
Daß manche reinen Linien ganz verdarben.

Doch unverdrossen misch ich Gold und Rosa
Und lichtes Hoffnungsgrün auf der Palette.
Oh, daß ich doch an meinem Lebensabend
Ein reiches Ährenfeld geschaffen hätte!

Cl. v. Peßler.





Der energetische Imperativ.

Von Dr. Johannes Janke.

Es ist für unsere sensationsfrohe Zeit charakteristisch, daß sie zwar viel Neues geschaffen hat, daß ihr aber der ideelle Ansporn, der alle Menschen in eine Richtung, einem hohen Ziele zutreibt, zum größten Teile noch fehlt. Die eigentlich deutsche, neue Religion, die aus der freien Volkskraft der Gegenwart geboren werden muß und geboren werden wird, ist heute noch nicht vorhanden. Vor der Hand stehen wir noch überall auf Trümmern. Von nicht zu fern aber weht bereits Lenzwind herüber, der neue Keime zur Entfaltung anregen wird. Der Hauch, den wir wittern, ist wissenschaftlich; er geht von denen aus, die lange Zeit für graue Theoretiker gehalten, sich plötzlich als Praktiker entpuppen. Die praktische Wissenschaft scheint die Frage der neuen Weltanschauung lösen zu wollen.

Nachdem der Monistenbund alle diejenigen vereinigt hat, die das Alte ruhig stürzen lassen, aber zugleich bestrebt sind, das Neue zu schaffen, hat die Bewegung munter Fortschritte gemacht. Vor nicht langer Zeit hat Wilhelm Ostwald zu ihr einen Beitrag von ungewöhnlicher Bedeutung geliefert. Er warf ein Schlagwort ins moderne Leben, daß seinen Wert am besten dadurch bewiesen hat, daß es rasch populär wurde. „Verschwende keine Energie!" so lautet Ostwalds „Energetischer Imperativ".

Von ihm soll kurz die Rede sein.

Dieser Lebensspruch Ostwalds stellt einen „Befehl" dar, den uns das Studium der Lehre von der Kraft (Energetik) erteilt.

Der energetische Imperativ ist nämlich von einem physikalischen Gesetz, dem sogenannten zweiten Energiesatz abgeleitet. Der erste Hauptsatz, das Gesetz von der Erhaltung der Energiemengen in der Natur, ist heute schon sehr allgemein bekannt. Ganz volkstümlich gesprochen sagt es aus, daß aus Nichts Nichts entstehen kann, daß vielmehr alle Naturerscheinungen auf Umwandlung von Kräften beruhen, die an Menge jedoch immer dieselben bleiben. So wird zum Beispiel Wärme in Arbeit, Arbeit in entsprechende Wärme verwandelt, wie man das an der Lokomotive täglich sehen kann.

Der zweite Hauptsatz der Energie, das „Zerstreuungsgesetz" (Dissipationsgesetz) zeigt uns aber nun, wie überhaupt solche Umwandlung erst möglich ist. Er erklärt erst, wieso überhaupt etwas geschieht. Ereignisse in der ganzen Natur sind hiernach nur dann möglich, wenn in der Natur Energie-Verschiedenheiten bestehen; so wird der Wind nur dadurch erzeugt, daß kalte und heiße Luft sich mengt. Sobald der Ausgleich vollzogen ist, ist die ganze Kraft gebunden und ein Geschehen ist nicht mehr möglich, da die ungebundene, die freie Energie verbraucht, — zerstreut ist. Da nun die höheren Temperaturen immer nur in niedere sich verwandeln, da das Wasser, das etwa eine Mühle treiben kann, immer nur den Berg hinunterfließt, nicht aber wieder hinauf, so besteht die Tatsache, daß die freie Energie in der Welt in beständigem Abnehmen begriffen ist. Da aber unser ganzes Leben von dem Vorhandensein freier Energie abhängt, so stellt Ostwald die Forderung auf, mit der Energie zu sparen, sie nicht zu verschwenden, sondern sie für menschliche Zwecke zu verwerten.

Es hat zunächst den Anschein, als habe man es bloß mit einem Rat zu tun, der für Physiker und Techniker von großer Bedeutung ist, aber keine allgemeine Beachtung verdient. Es ist jedoch das jüngste Verdienst Ostwalds, gezeigt zu haben, von welcher weittragenden Bedeutung seine Lebensformel: Verschwende keine Energie! ist. In einem umfangreichen, volkstümlich geschriebenen Buche „Der energetische Imperativ"*) führt er uns an Hand seines Leitmotives in die verschiedensten Gebiete der Kultur und des Lebens.

Das große Reich der Naturphilosophie liegt hier der Betrachtung am nächsten; denn Ostwald faßt alle Philosophie als Naturphilosophie auf im Sinne einer allgemeinen zusammenfassenden Orientierung. Hier sehen wir, wie der zweite Energiesatz von tiefsinniger Bedeutung für die Wertung menschlicher Handlungen werden kann, da er dem Leben eine einsinnige bestimmte Richtung gibt. Alles Geschehen schreitet nämlich in der Zeit unerbittlich nur immer vorwärts, nie rückwärts, da die freie Energie immer sich zerstreut, nicht aber aus gebundener Energie ohne weiteres wieder freie entstehen kann. Hier liegen nach Ostwald die ersten Quellen des Wertbegriffes für die Handlungen der Menschen. Das zweite Energiegesetz lehrt uns daher, daß jeder moralische Fehler, den wir begehen, ein Fehler für immer ist, jede unzweckmäßige Handlung ein dauernder Verlust, der nie wieder rückgängig gemacht werden kann. Hier würde der Philosoph also eine Erklärung finden, warum man in jedem Fall das Gute tun soll, hier würde der Erzieher eine Handhabe finden, die Moral der Maus, die vom Speck fressen will mit der Begründung: „Einmal ist keinmal" mit triftigen Gründen widerlegen zu können.

Der zweite Energiesatz macht aber nicht nur verständlich, warum man das Schlechte und Unzweckmäßige meiden, sondern auch wie man das Gute und Zweckmäßige tun kann. Die erste Bedeutung ist nur kritisch, die andere positiv schaffend. Es ist erstaunlich, wie viele feste Bausteine für die Kultur dieses neue Zweckmäßigkeitsprinzip liefert. Eine allgemeinste Regel zur Besiegung von Unzweckmäßigkeiten ist die Organisation. Nichts kann vom energetischen Imperativ aus näher liegen, als der Versuch, die kostbaren Produkte der Menschen möglichst gut zu verwerten, nichts ist so dringend als eine Organisation der geistigen Arbeit. Diese höchst originelle Idee stammt von W. Bührer und A. Saager und seit 1911 besteht ein unter Beihilfe Ostwalds gegründetes, praktisch tätiges Institut in München, die „Brücke", daß diese Ideen zu verwirklichen sich bemüht.**) Die Organisierung der geistigen Arbeit beruht darauf,

*) Leipzig, 1912. Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H.

**) München, Schwindstraße 30.



daß man mit den niedrigsten und allgemeinsten Bedürfnissen beginnt und dann zu spezielleren und höheren fortschreitet. So hat es sich die „Brücke“ zunächst angelegen sein lassen ein Weltformat für Drucksachen festzustellen, in dem z. B. auch das Ostwaldsche Buch erschienen ist. Ein großer Teil der wissenschaftlichen Literatur wird bereits im Weltformat hergestellt und dadurch eine außerordentliche Raumverwertung und Arbeitserleichterung, mithin Energieersparnis erzielt. Sind derartige grundlegende Fragen erledigt, so kommen die an die Reihe, die mit der eigentlichen geistigen Arbeit viel nähere Beziehungen haben; eine derartige Forderung ist die internationale Welt- und Kunstsprache.

Welche Unsummen von Zeit und Arbeit man auf die Erlernung von Sprachen verschwenden muß, weiß jeder Gebildete. Bei Existenz einer allseitig anerkannten Hilfssprache wäre es dagegen nur nötig, daß jeder Mensch seine Muttersprache und die Hilfssprache lernt, um sich in der ganzen Welt verständlich machen zu können. Besonders wertvoll ist eine solche Hilfssprache natürlich für die Wissenschaft. Es würde dann mit einem Schlage das entsetzliche lateinisch-griechische Kauderwelsch verschwinden, durch das sich ganz besonders die medizinische Nomenklatur auszeichnet. Da heute schon gut die Hälfte derer, die studieren wollen (oder gar mehr) sich verständiger Weise keine Gymnasialbildung mehr erwerben, so ist anzunehmen, daß die Unkenntnis besonders des Griechischen dazu beitragen wird, die Hilfssprache (Esperanto und Ido) einzuführen.

Es ist nur noch ein kleiner Schritt, den man jetzt vorwärts zu gehen braucht, um die außerordentlichen Folgen dieser Organisationen einzusehen. Die Aussichten, die uns hier eröffnet werden, sind nichts geringeres als der Weltfriede. Weit entfernt eine Utopie zu sein, wird er als notwendige Folge aus den Bestrebungen der Wissenschaft, der „Brücke“, und der alle Landesgrenzen verwischenden Technik hervorgehen. Recht interessant ist hier Ostwalds Vorschlag zum praktischen Anfang des Weltfriedens. Er rät nämlich Frankreich abzurüsten. Er begründet diesen Rat ausführlich in sehr einsichtiger Weise; der Gedanke erscheint deswegen wirklich groß, weil er sich im wesentlichen an den moralischen Mut eines Volkes wendet, und weil er einem gewaltigen Menschenvertrauen entspringt. Ganz sicher ist richtig, daß nur der Vertrauen erwecken kann, der selber Vertrauen besitzt. Vom „überlegenen“ Diplomatenstandpunkt aus mag mancher hierüber lächeln; trotzdem besteht die Tatsache, daß unser ganzes tägliches Leben wesentlich auf gegenseitigem Vertrauen beruht. Hier sieht man, wie sehr Ostwald auch darin recht hat, daß Ideal und Praxis Geschwister sind. Daher sollte man sich stets bemühen, beide unter dem Gesichtspunkt der Zusammengehörigkeit zu betrachten.

Die Anstalten, die von berufswegen Ideale zu lehren haben, finden heute diesen Zusammenhang nicht immer. Unsere Schulen lehren zum großen Teil unpraktische Ideale. Ostwald weist mit Recht darauf hin, daß wir heute eine Kenntnis des Lateinischen und besonders des Griechischen nicht mehr nötig haben, daß vielmehr die Aufnahme eines derartigen Lehrstoffes eine große Energieverschwendung darstellt. Wir bedürfen heute einer Unterweisung der Jugend in deutscher, nicht in griechischer oder lateinischer Kultur. Ganz besonders aber sollten wir uns vor solchem fremden, zwecklosen Wust hüten, weil es sich hierbei naturgemäß stets um eine gewaltsame Aufpressung handeln muß. Viel wertvoller ist es für ein Volk, wenn die Jugend angeleitet wird ihre Eigenart zu entwickeln. Wie man frühzeitig schon mit großer Wahrscheinlichkeit auf hervorragende Begabung schließen kann, das hat Ostwald in seinem Buche „Große Männer“*) ausgeführt. Die Forderung, daß man die Entwicklung der persönlichen Eigenart unterstützen muß, scheint sich mit zwingender Notwendigkeit aus dem zweiten Energiesatz zu ergeben, da ja nach ihm ohne Energieverschiedenheiten (Intensitätsverschiedenheiten) kein Leben, mithin keine Kulturentwicklung möglich ist.

Man sieht, der energetische Imperativ ist von enormer Bedeutung für unser Leben. Umsomehr ist darum anzuerkennen, daß sein Erfinder sich trotzdem der Grenzen seiner Lebensformel bewußt bleibt. Man würde Ostwald und der ganzen Energielehre einen schlechten Dienst erweisen, wollte man sie als eine gewisse universelle Welterklärung hinstellen, wie etwa Schopenhauers metaphysischer „Wille“ und andere Begriffe dieser Art. Ostwald verwahrt sich selbst ausdrücklich hiergegen und weist darauf hin, daß mit der Energetik die eigentlichen Gesetze des Lebens keineswegs erschöpft, daß diese vielmehr als noch spezieller zu denken sind.

So haben wir es mit keinem Dogma, sondern mit einer wissenschaftlich-praktischen Tat zu tun und können daher ohne jedes Mißtrauen die Lebensformel annehmen: „Verschwende keine Energie, verwerte sie!“

*) Ostwald „Große Männer“, Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft.



Boote zur Nacht.

Die Boote sind zur Nacht wie stille Träume,
Die uferungewiß ins Dunkel ziehn,
In ernstem Schweigen schwarze Wolkensäume
Den lauten Lärm des Alltaglebens fliehn.

So sind auch wir! Der Arbeit schwere Lasten
Versanken tief und blieben weit zurück —
Die Boote tragen Flaggen an den Masten,
Als hüteten sie freies Menschenglück.

Hans Herbert Ulrich.





Hans Sachsens ausgewählte Werke, 2 Bände. Im Insel-Verlag, Leipzig. Herausgegeben und mit biographischem Nachwort versehen von Paul Merker.

Hans Sachs gehört zu denjenigen älteren Dichtern, die auch der Laie immer wieder gern lesen wird. Wenn man ganz allgemein von einem deutschen poetischen Stil reden will, so kann hierfür kein anderer als der urwüchsige, realistische, im Idiom des Mittelalters wurzelnde, doch aus diesem gleichsam in die freie Luft der Neuzeit, der Reformation emporgewachsene Stil des Hans Sachs in Frage kommen. In diesem Stil — und es kommt nicht allein das Rein-Sprachliche, Rein-Formale in Betracht, sondern auch sein eigentümlich innerer, deutscher Geist, sein Milieu — sind einige der größten Meisterwerke der deutschen Literatur, z. B. der „Faust", gehalten. Der junge Goethe hatte eine besondere Vorliebe für diesen Stil, den er eben als den deutschen empfand, und triebhaft auch wohl aus dem Grunde, weil er schmiegsam und biegsam wie kein anderer ist, jeder Abtönung, jeder Einzelheit folgt und jeder individuellen Behandlung sich anpaßt. Und wie der Stil des Hans Sachs, so ist das Wesen des Dichters, das des deutschen Menschen in seiner volkstümlichen Erscheinung: ein Wesen in einer gesunden, realistischen Weltanschauung wurzelnd, seine Wurzeln nach allen Tiefen, seine Zweige nach Licht und Sonne hinstreckend, überlegen in seinem Humor, der aus Lebenstiefen, aus Lebensweisheit und aus einem persönlichen Verhältnis zu allen großen und kleinen Dingen emporquillt. Jede Förderung dieses Dichters ist eine Förderung des deutschen Geistes, ist eine nationale Tat im rechten Sinne. Von der vorliegenden, ungemein stillvoll ausgestatteten Ausgabe — ich empfehle besonders die in Grauleinen gebundene — gilt dies besonders. Sie will nicht das literarhistorische Wichtige oder Interessante, sondern das Schöne und Lesenswerte aus Hans Sachsens reichen Nachlaß darbieten. Der Dichter ist hier mit allen Arten seiner Kunst vertreten, auf die er und seine Zeitgenossen Wert legten. Eine besondere Freude werden dem Kenner die vielen schönen Holzschnitte von Beham, Dürer, Amman usw. bereiten, die einst die Flugblätter des Hans Sachs zierten und hier in vortrefflichen Reproduktionen als Buchschmuck erscheinen.

Hans Benzmann.

„Vom Weichselstrand". Unter diesem Titel soll demnächst ein Versbuch erscheinen, das im Verlage von Franz Brüning, Danzig, Hundegasse, vorbereitet wird und zum Verfasser unsern Mitarbeiter Bruno Pompecki hat. Außer einigen poetischen Erzählungen wird das in gediegener Ausstattung erscheinende Werk vor allem heimatliche lyrische Klänge und Balladen enthalten. Der Preis beträgt broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark. Jedem Literaturfreund, besonders den Westpreußen, sei das Buch zur Vorbestellung empfohlen.

Ausgegeben am 26. April 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Allen Gewalten zum Trutz.

Ein Lebensfragment

von

Johann Georg Seeger.

Nicht bloß die Natur, auch Menschen und Städte haben den Wechsel ihrer Jahreszeiten. Nur daß die Jahreszeiten der Natur mit denen der Menschen selten übereinstimmen, daß der schönste Lenz einem in Winterschlaf versunkenen Volke blüht, und der Herbststurm durch Landschaften heult, in denen eine Nation zum Frühling erwacht ist.

In Gräben und Zwingern Nürnbergs zeigte sich 1780 junges Grün. Auf den Turmspitzen schwatzten die Stare und bekrittelten sich gegenseitig und die neue Heimat. Lenzwolken zogen wie Hoffnungsträume am blauen Himmel über die Stadt weg. Aber diese Stadt selbst war ihrer geschichtlichen Entwickelung nach in den November eingetreten. Der Winter stand vor der Tür und mit ihm der geschäftliche und politische Tod.

Wenige Nürnberger nur ahnten den jähen Niedergang. Die meisten freuten sich dieses Erdenlebens und gingen breitspurig einher, als wollten sie fragen: „Was kostet die Welt?" Und wer nicht den laut Fröhlichen sich anschloß, der vergrub sich in seine Sammlungen, in sein Kupferstich- oder Naturalienkabinett, in alte Chroniken und ähnliche Beschäftigungen, durch die er verhindert wurde, den Schritten der Geschichte zu lauschen.

Der Herr Schulmeister Philipp Haubenstricker besaß keine Sammlungen, bekümmerte sich aber auch nicht um den Verfall seiner Heimatstadt; seine verbitterte Stimmung hatte ihre Quelle in der späten Erkenntnis, daß er eine große Torheit begangen, als er den Schneidertisch verlassen und vor nun bald 40 Jahren das Katheder bestiegen hatte. Er ahnte nicht, daß er

ein Märtyrer war, der sein Glück geopfert hatte, um fremde Kinder zu klugen Menschen zu bilden; er nannte sich bloß einen Esel, weil er die Feder gegen die Nadel eingetauscht hatte.

Und nun lief er schon einige Stunden lang in dem dumpfen Schulzimmer herum, ächzend, den Bakel schwingend und seine zwanzig Schüler unterrichtend. Zwanzig gepuderte Köpfe beugten sich auf ebensoviele Schönschreibhefte nieder, und zwanzig Zöpfchen schwankten rhythmisch hin und her. Bisweilen durchschnitt hervorbrechendes Kichern die enge Luft, und Haubenstricker blickte strafbereit nach den Frevlern. Dann aber seufzte er tief auf — das Kichern wuchs über dieses Seufzen —, trat an das geschlossene Fenster mit den blinden Scheiben und schnupfte. Wie unglücklich war er doch! Um seine Privatschule nicht verödet zu sehen, mußte er die Frechheit und den Hohn der beiden vornehmen Bürschlein schweigend ertragen.

Daß er jeden Anspruch auf die Ehre eines Schneidermeisters verscherzt hatte, tat ihm wehe; daß aber sein Weib auf die Zubereitung des dünnen Nachmittagskaffees vergessen konnte, das schmerzte ihn bis in die Seele. Und da er seiner Ehehälfte gegenüber die Tapferkeit eines Lammes besaß, so ward aus einem ängstlichen Ehemann ein polternder Schulmeister; denn irgendwo muß die Männlichkeit durchbrechen. Er trat zum Tisch, gebot den Knaben, die Hefte zu schließen, und betrachtete mit rollenden Augen einen nach dem andern. Jetzt wagte keiner zu hüsteln oder zu kichern, nur da und dort stießen ein paar Schnallenschuhe gegeneinander.

Seine Augen hatten ein Opfer gefunden.

„Karl Biener, komm zu mir heraus!" gebot er mit zitternder Altmännerstimme.

Langsam stand ein Junge auf. Die andern wagten wieder zu husten und zu flüstern.

„Karl, schieb' ein Buch unter die Hose, daß du die Schläge nicht spürst!" sagte halblaut sein Nachbar. Aber Biener beachtete nicht den wohlgemeinten Rat, sondern ging aus der Bank und stellte sich vor den Lehrer.

„Karl Biener, warum und aus welchem Grunde hast du für heute deine Rechenaufgaben nicht gemacht?"

„Ich hab's vergessen." Kurz und trutzig klang die Antwort.

„Du bist faul gewesen."

„Nein. Ich rechne sogar sehr gern. Ich hab's eben vergessen."

„So, so, du rechnest gern?" fragte mit näselnder Stimme der Lehrer, und neunzehn Jungen lachten laut auf. „Du rechnest gern? Ja, wenn du so sehr gern rechnest, will ich dir zu einem Vergnügen verhelfen. Sieh, mein Sohn", — er nahm ein Buch — „auf dieser Seite stehen fünfzig Rechnungen. Die machst du bis morgen . . . ."

„Aber Herr Haubenstricker, das ist doch zu viel . . ."

„Stille!"

„Ich sehe ja ein, daß ich Strafe verdiene, weil ich meine Aufgabe vergessen habe. Aber . . ."

„Kein Wort mehr, oder . . . ."

„Fünfundzwanzig Rechnungen sind gerade genug."

„Du frecher Junge!" schrie der Schulmeister und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Du wirst die fünfzig Rechnungen machen . . . . und sagst du noch ein Wort, so lege ich noch einige dazu."

Da richtete der Knabe seine Augen zornig zum Lehrer empor, schlug ebenfalls mit seiner Faust auf die Tischplatte und rief: „Fünfundzwanzig mache ich, keine mehr und keine weniger!"

Ohne ein Wort zu erwidern, zog Haubenstricker den Jungen mit der einen Hand über den Tisch und ließ mit der andern den Haselnußstock auf die gelbbehoste Sitzfläche niedersausen. Karl Biener wehrte sich verzweifelt, ohne zu schreien; aber er mußte den Tanz über sich ergehen lassen. Und als der Zorn des Lehrers verraucht, Biener vom Tisch wieder auf den Fußboden hinabgeglitten war, rief der Knabe leidenschaftlich: „Und wenn Sie mich zu Tode prügeln, mehr als fünfundzwanzig Rechnungen mache ich nicht."

Der Schulmeister griff von neuem zum Stock, da öffnete sich die Tür, ein mürrischer Frauenkopf blickte herein und brummte: „Ich soll wohl den Kaffee heut' allein trinken, Philipple?"

Über das erzürnte Gesicht des Lehrers flog ein Sonnenlächeln.

„Gleich, liebe Katharina!" sprach er, und zu den Kindern sich wendend, rief er milde: „Geht! Aber geht hübsch sittsam nach Hause!"

Und sie stolperten schreiend und lachend die

steile Treppe hinunter, balgten sich auf der Straße, daß die Rockschöße und Zöpfe flogen, und erfüllten die Straße mit ihrem Gelärm.

Karl Biener schrie nicht mit. Mit glühenden Wangen, ohne eine Wort zu sagen, ging er neben seinem Freunde Anton Stein. Am St. Klarakloster wollte er links in seine Gasse biegen; aber Stein hielt ihn fest:

„Du wirst doch nicht heimgehen?"

„Ich muß. Du weißt, wie streng meine Mutter ist."

„Aha, hast an den Schlägen des Schulmeisters genug."

„Die hab' ich nicht gespürt. Ich bin Prügel gewohnt. Aber ich muß doch meine Rechnungen machen."

„Alle fünfzig?"

„Nein! Bloß die Hälfte."

„Wenn er dich aber wieder prügelt?"

„So mag er es tun."

„Karl, du hast einen Trotzkopf."

„Bloß wenn ich mich im Rechte fühle. Hätte er mit mir gut und freundlich gesprochen, hätte ich mich nicht widersetzt. Wer gut mit mir ist, gegen den muß ich auch gut sein. Aber man ist ja nicht gut mit mir! Meine eigene . . . alle halten mich für einen heimtückischen, boshaften, widerspenstigen Jungen." Tränen hingen an seinen langen Wimpern, und er wischte sie, als schämte er sich ihrer, mit der Hand weg.

„Na, wenn du einmal schon in dem Geruche stehst, kannst du auch mit mir noch ein bißchen herumlaufen." Und lachend zerrte ihn Anton Stein in die Richtung der Lorenzkirche. Eine Weile gingen sie still nebeneinander her, bis Biener den spöttischen Blick gewahrte, mit dem sein Begleiter ihn von der Seite betrachtete.

„Was schaust du mich so sonderbar an?"

Stein lachte. „Nimm mir's nicht übel, Karl! Aber, wie deine Eltern dich kleiden . . ."

„Nun, ich denke, du findest kein Loch, und reinlich bin ich auch angezogen."

„Freilich, freilich. Aber so altmodisch! Man könnte glauben, deine Kleider seien zugleich mit deinen Eltern auf die Welt gekommen."

Biener sah an sich hinab, sah seinen Freund an, betrachtete andere Knaben, die vorübergingen, und schämte sich seines Gewandes. Mit einem Male kam er sich selbst lächerlich vor und glaubte, jeder machte sich über ihn lustig. Am liebsten hätte er seinen Freund geohrfeigt, wäre nach Hause gerannt und hätte sich in irgend einen Winkel verkrochen. Aber da sah er im Geiste das ernste Antlitz seines Vaters vor sich und glaubte dessen Worte zu hören: „Besser ein altes Gewand voll Reinlichkeit, als ein modisch Narrenkleid!" Er fühlte, daß der Spott des Freundes eigentlich nicht ihn, sondern seine Eltern traf, und war zu gerecht, als daß er geschwiegen hätte.

„Du kannst leicht spotten, Anton", sagte er. „Bist das einzige Kind, und dein Vater ist ein reicher Kaufmann. Ich habe noch zwei Geschwister, und wenn wir auch ein Haus in der Breitengasse besitzen, so sind wir doch arm und leben von dem, was mein Vater als Syndikus der Stadt verdient. Ich fühle mich ganz behaglich in meiner Kleidung", — es verdroß ihn, daß er lügen mußte; daher fuhr er gereizt fort: „Und wenn du dich schämst, mit mir zu gehen, ei, ich brauche deine Freundschaft nicht."

„Sei gut, Karl!" bat Stein. „Es war nicht so schlimm gemeint. Mein Vater denkt wie du. Neulich habe ich einen neuen Sommeranzug bekommen. Gleich mußte ich ihn anziehen, und meine Mutter stellte mich Vater vor. Weißt, was er gesagt hat? ‚Dein Söhnchen sieht aus wie ein galonierter Affe!'"

Die beiden Freunde schlenderten weiter durch die Gassen, und bei ihrer jugendlichen Neugier hatten sie reichlich Gelegenheit, stehen zu bleiben und bald dies, bald das zu bewundern. So waren sie endlich nach manchen Kreuz- und Querzügen bis zum Weinmarkt hinter dem Westchore von St. Sebald gekommen und standen vor einem hohen Giebelbau.

„So, Karl," sagte Anton Stein lachend, „das ist hübsch von dir, daß du mich nach Hause begleitet hast. Jetzt eile, daß auch du heimkommst!"

„Wieviel Uhr ist es denn?" fragte Biener, und kehrte gleichsam zur Wirklichkeit zurück.

„Gleich sechs Uhr!" rief Anton belustigt, und verschwand in der Dunkelheit des weit geöffneten Haustores.

„Gleich sechs Uhr!" stammelte Karl und blickte entsetzt zur Kirche.

„Niederträchtig!" sagte er vor sich hin, und mit einem Male lief er, um heimzueilen. Unterwegs aber ärgerte er sich über die Erkenntnis, zu der er kam. Sein Freund hatte ihn absichtlich

umhergeführt, damit er der mütterlichen Zucht nicht entgehe.

Und nun seufzte er, und dieser Seufzer bedeutete: Wenn es denn sein muß, so mag es sein. Er blickte dabei zum Himmel auf und sah über der Gasse ein paar winzige Wolken, so duftig und zart, daß er für einige Sekunden des ihm drohenden Unheils vergaß.

Aber dem Anton wollte er es einträuken, geradeso wie es ihm in fünf Minuten seine eigene Mutter einträuken werde. Und hatte er ihn ordentlich verklopft, dann konnte von ihm aus die Freundschaft auffliegen.

Jetzt hatte er die Breite Gasse erreicht und eilte dem Weißen Turme zu.

Vor ihm spielten Mädchen Ball. Auf einmal wandelte sich ihr helles Lachen in ängstliches Kreischen. Ein Ball war vor den Fuß eines Karrengauls gerollt, das Tier hatte den Huf darauf gesetzt und schien ihn nicht mehr freigeben zu wollen. Die Kinder umstanden das Pferd und wußten sich nicht zu helfen. Aber jetzt wandte eines der Mädchen seinen blonden Kopf und blickte mit braunen Augen zu Karl.

„Du bist ein großer Junge," sagte es, „und mußt mir meinen Ball holen."

Das klang ihm so komisch, daß er sich nicht weigern konnte. Er trat in den Kreis. Alle verstummten. Nun beugte er sich nieder, hob kühn den Fuß des Pferdes und stieß mit der Spitze seines rechten Fußes den Ball weit fort. Die Mädchen sprangen ihm nach. Keines dankte ihm. Dagegen berührte ihn der Blick des Pferdes höchst seltsam; ihm war, als wollte das Tier sagen: „Dummer Junge! Wenn ich dir den Kopf zertreten hätte, glaubst du, die Mädchen hätten dich bemitleidet?"

Aber es war ja nur ein unvernünftiges Tier, und er war doch ein Held! Und im Bewußtsein seines Heldentums schritt er weiter, und je aufrechter er ging, wie es sich für einen Helden gebührte, desto tiefer sank sein Mut, wenn er an die mütterlichen Schläge dachte.

Nun sah er sein Elternhaus. Je drei Fenster in jedem Stock blickten nach Süden, und über dem schmalen Eingang sprang ein Chörlein vor. Neben der Tür aber, auf der Steinbank, saß ein alter Mann mit schneeweißem Haar und rauchte aus einer kurzen Pfeife.

Wer war der Fremde?

Scheu trat Karl zur Tür und sagte „Guten Abend." Mit funkelnden Schwarzaugen betrachtete ihn der Fremde, so daß er hastig ins Hausinnere sprang. Hier war es ruhig. Nur das Wasser strömte singend in den steinernen Brunnentrog. Ringsum wob schon dichte Finsternis.

Aber aus dieser Nacht schlug plötzlich die Stimme der alten Magd Monika an sein Ohr: „Kommst endlich, du Früchtchen? Na, die Frau Syndikussen hat schon das Steckelchen gesalbt."

Da war es im Nu vorbei mit seinem Heldentum; er schlich die Holztreppe hinauf, blieb eine Weile bangend vor einer Zimmertür stehen, hinter der lautes Reden erscholl, dann gab er sich einen Ruck, öffnete leise die Tür und sagte verlegen „Guten Abend, liebe Eltern".

Was war das? Vater und Mutter standen an je einem Fenster, schon von Dämmerschatten umwebt, blickten empor zu den Nachbardächern und schienen sein Eintreten gar nicht zu merken. Seine vierzehnjährige Schwester Gottliebe unterbrach ihre Strickerei, winkte ihn hastig zu sich und seinen dreizehnjährigen Bruder Lorenz an den Tisch, und als er bei ihr saß, flüsterte sie mit einem Seitenblick auf ihre Eltern: „Arbeite!" Lorenz aber versetzte dem Zehnjährigen einen gelinden Stoß und begleitete diese brüderliche Zärtlichkeit mit dem neidisch-zornigen Worte „Streuner!"

Karl hatte Heft und Buch geöffnet und tauchte eben die Kielfeder in das Tintenfaß, da wandte seine Mutter sich vom Fenster weg, und er beugte sich, des Kommenden gewärtig, über seine Arbeit. Aber ihre grauen Augen übersahen ihn, flogen hin zu dem mittelgroßen Mann, der noch die altmodische Perücke trug, die Amtstracht mit dem tellerförmigen Kragen und den Spitzenmanschetten noch nicht abgelegt hatte und müde, gebrechlich vor dem Fenster stand. Sie war schlicht, aber modisch gekleidet, und die hohe, gepuderte Frisur, die scharf gebogene Nase, der schmale Mund und der weiße Teint gaben ihrem Wesen etwas Kaltes.

Und auch die Stimme schwächte diesen Eindruck nicht ab; sie klang scharf und bildete eine schneidende Dissonanz zu dem von Herzen kommenden Schreien der Gassenjugend:

„Ich begreife dich nicht, Christoph. Es langt oft kaum für uns und unsere Kinder" — eine Weile ruhten ihre Augen streng auf dem dunklen Scheitel ihres eifrig rechnenden Jüng-

sten — „gib auf deinen Strumpf acht, Gottliebe, und horche nicht auf unser Gespräch! Lorenz, du tauchst wieder die Finger mit der Feder in die Tinte! — es langt oft kaum für uns . . . ich weiß, wie ich mich Tag und Nacht absorge . . . und nun bringst du einen alten, wildfremden Menschen ins Haus, daß er bei uns wohnen und essen solle!"

Karl hielt im Schreiben inne. Die Mutter sprach von dem Alten auf der Bank, von dem Alten mit den unheimlichen Augen. Der sollte bei ihnen wohnen? Der? Es überrieselte ihn eiskalt, und er empfand Angst vor dem Fremden. Und doch reizte ihn auch die Neugier: Warum will Vater ihn bei sich aufnehmen?

Der Syndikus schwieg. Seine Frau ging einige Male durch das getäfelte Zimmer mit Möbeln aus Großvaters Zeiten, bevor sie von neuem anhub:

„Wer weiß, welche Sündenschuld ihn so lange in fernen Morgenländern zurückgehalten hat? Er hat steinreiche Verwandte hier. Warum will er sich nicht an sie wenden? Warum will er uns und unseren Kindern das letzte Stückchen Brot wegessen. Nimmst du ihn bei dir auf, Christoph, so verfeindest du dich mit seinen Verwandten. Sie tragen es dir und den Kindern nach."

Morgenländer . . . das letzte Stückchen Brot . . . Hunger . . . Verfolgung . . . Angst und Schrecken durchbebte Karl, und beunruhigt blickte er zu seinem Vater. Der wandte sich jetzt und schaute mit den braunen Augen, deren Tiefe das faltenreiche, bartlose Gesicht des 65jährigen übersehen ließ, seine Frau lange an. Und als sie von neuem sprechen wollte, sagte er mit müder Stimme, aus der aber ein fester Wille klang:

„Ich habe niemals nach der Menschen Gunst und Mißgunst gefragt . . ."

„Leider!" seufzte die Hausfrau.

„ . . . und will auch meine Kinder nach diesem Grundsatz erziehen. Mein Vater hat mich gelehrt, daß wir nur Gott und unserem Gewissen Rechenschaft schulden. Ich bin ein Deutscher und will nichts wissen von dem neumodischen Wesen und von den welschen Praktiken. Dein Vater war ein würdiger Pfarrherr. Als er dich vor nunmehr 43 Jahren taufte, liebe Christine Susanna, da nahm er dich auf in die christliche Gemeinde. Diese Gemeinde aber soll das Wort des Heilandes befolgen: Was ihr der Geringsten einem getan habt, das habt ihr mir getan." Die Kinder horchten auf. „Es ist wahr, der Fremde hat sehr reiche Neffen und Nichten. Ja, er könnte sogar einen Teil seines Vatererbes auf dem Wege eines Prozesses erhalten. Aber er will es nicht. Das Gericht hat ihn für tot erklärt, und obwohl er den ausgeschriebenen Termin bloß um einige Tage versäumt hat, besteht des Gerichtes Spruch in Kraft. Er stand vor mir in stiller Heiterkeit und sagte: ‚Ich bin ein alter Mann und begehre nichts als ein Obdach, ein bißchen Speise und mein Pfeifchen. Von der Gnade meiner Verwandten will ich nicht abhängen, mit ihnen zu prozessieren lohnt es sich nicht. Ich will in die Fremde ziehen und betteln.' — Hättest du in sein Auge geblickt, Christine Susanna, du hättest gehandelt wie ich. ‚Kommt zu mir!' sagte ich, ‚bei dem Syndikus Biener sollt Ihr finden, was Ihr begehrt.'"

„Und an deine Kinder hast du nicht gedacht!"

„Weib, wer Reichtümer für seiner Kinder zusammenscharrt, versündigt sich an ihnen, dieweilen er sie durch den Mammon in Versuchung führt, daß sie der Gaben vergessen, die ihnen Gott verliehen, und statt zu wirken, dem Wohl- und Sündenleben sich ergeben. Ja, ich habe an meine Kinder gedacht! Wohlzutun sollen sie lernen von uns beiden und brav zu sein, im Lande zu bleiben, von ihm. Weisheit ist besser als Reichtum, und ein mildes Herz ist wertvoller als aller Philosophen Klugheit."

Frau Christine Susanna Biener schwieg und blickte gleich ihrem Gemahl von neuem durchs Fenster. Ganz verschiedene, einander gar nicht verwandte Gedanken stiegen aus den grundlosen Tiefen ihrer Seelen empor und ließen die beiden flüchtig ahnen, daß sie wohl Mann und Weib, aber nicht eines Herzens, eines Geistes waren, daß etwas zwischen ihnen stand und nie beseitigt werden konnte. Ehrlichstes Pflichtgefühl zweier Gatten macht keine Ehe zu einer harmonischen, wenn nicht echte Liebe sich hinzugesellt.

Christoph Biener wunderte sich selbst darüber, daß er an seine beiden ersten Frauen denken mußte und an seine Verlobung mit Christine Susanne. Als er die Universität bezogen anno 1735, hatte er eifrig die alten Römer gelesen und sich jene Grundsätze aufgestellt, nach denen er bis zu dieser Stunde sein Leben geführt: Der Mann

soll schweigend, ohne Klagen die Pflichten erfüllen, die ihm das Geschick auferlegt, und sei es auch in der niedrigsten Stellung. Der Mann soll nie nach Glück trachten, sondern nach einem guten Gewissen, ja er soll, um seine Kraft zu steigern, sogar auf ein Glück freiwillig verzichten. Der Mann soll sich stets nur vom alles erwägenden Verstande leiten lassen und jede weiche Regung des Herzens ertöten. Darum hatte er sich von seinen Neigungen zu liebenswerten Mädchen losgerissen und dreimal in solchen Familien gefreit, wo nach seiner Überzeugung der nüchternste Verstand, eine fast spartanische Erziehungsweise regierte. Und er, der Verehrer des Verstandes, der Anhänger der „aufklärenden“ Lebensanschauung, war eine von den Wahrheiten der christlichen Religion durchdrungene Persönlichkeit, und zu seinen Grundsätzen kam noch ein weiterer: Der Mann bedarf, um also heroisch, also sicher durchs Leben zu gehen, eines starken Stabes, des Glaubens. Aber dieser Glaube tröstete ihn nicht für sein Entsagen auf Erden mit reichem Lohn im Himmel; das war das einzige, was er von den Lehren des Christentums ausschloß. Er glaubte nur, daß Gott dem, der so pflichtgetreu gewesen, einen sanften Tod senden werde.

Wie hatte er sich gefreut, als er des verstorbenen Pfarrers Immanuel Ressel elfte und jüngste Tochter in sein Heimwesen führte und erkannte, daß in ihr außer einem frommen Gemüt und emsiger Pflichttreue nichts wohnte, nichts von Kenntnis der Welt und ihrer Laster! Sie war inmitten der Sünden jener Zeit aufgewachsen, wie ein Veilchen unter Brennesseln, und er hatte sie in seinem Geiste zu erziehen angefangen. Künstlerstolz fühlte er, wenn er sein Werk besah, wenn er das Wachsen ihrer geistigen und seelischen Fittiche erkannte, die auch sie hinwegheben sollten über Elend und Sorge dieses Lebens.

Nach Gottliebens Geburt hatte er die erste Enttäuschung erfahren: sein Weib war, ohne daß er den Grund ahnte, zum Weibe erwacht, nähte da ein buntes Band an das schlichte Kleid, redete hin und wieder von den Vorteilen des Reichtums und widersprach ihm da, wo sie zuvor ihm freudig zugestimmt hatte. Mit Erstaunen sah er sie an und merkte bisweilen, daß er doch schon recht alt geworden. Und dann verletzte ihn, der das Leben nur für ein rasches Dahinwandern betrachtete, ihr Haften am Kleinen und Kleinlichen, wie heute wieder. Gar manches Mal hatte er ihre Hände festgehalten gleich denen eines Kindes und gesagt: „Christine Susanne, bedenke, von den kleinlichen Sorgen und Ärgernissen wird unser Leben zermürbt und zerrieben; von den großen aber wird es gestählt!“ ...

Auch Frau Christine Susanne kämpfte, auch in ihrer Brust war die Vergangenheit erwacht und flammte noch einmal auf, wie draußen die sinkende Sonne, die über Firste und Giebel der Nachbarhäuser rötlichen Glast ergoß. Eng und dumpf war das Leben gewesen im windschiefen Dorfpfarrhause. Alles war Sünde: Lachen und Stillesitzen, der Blick aus dem Fenster und der Ansatz zu einem heiteren Liede, wie es die Mägde sangen, wenn sie zum plätschernden Dorfbrunnen schritten. Alles war Sünde: Einen Mann anzublicken, von Männern zu reden. Tanzen war sogar eine Todsünde. Vor Sünden rettete nur die Arbeit in Küche und Keller, am Spinnrad und im Garten. Sünde war's, an des Mädchens Bestimmung zu denken; Finsternis sollte darüber liegen, bis daß die Zeit der Aufklärung in der Ehe kam. Beten und arbeiten, arbeiten und beten, danach wurde sie mit ihren Geschwistern erzogen, und tief eingewurzelt hatte sich in ihr der Glaube, daß das kleinste Versäumnis sie zeitlich und ewiglich bestrafen werde.

Wie flog der Neid gleich einem Flugfeuer über ihre Seele, wenn sie die lebensfrohen Töchter des Schloßherrn sah!

Als sie einmal hinter einem Weidenbusch stehend gesehen hatte, wie eine der Baronessinnen von ihrem Bräutigam umschlungen und geküßt worden, da hatte sie sich schluchzend in das Gras geworfen, sehnsüchtig, nach Liebe stöhnend. Dann schlich sie heim, und kam eben dazu, wie ihr Vater, vom Schlage gerührt, zu Boden stürzte.

Dumpf lebte sie dahin. Ohne Freude, ohne Sträuben ward sie des Syndikus Gattin. Mit Gottliebes Geburt ward sie zum Weibe, und die Sehnsucht, die sie vor Jahren unter dem Weidenbusche überwältigt, erfüllte ihr ganzes Wesen. Das Weib in ihr schrie nach Liebe, nach Lebensgenuß. Sie wagte es zum ersten Male, ihren Gatten zu prüfen und sah, daß er alt war, daß er sie nicht verstand. Besuchte sie ihre Mutter, die nun im ehemaligen Karthäuserkloster wohnte,

und sprach sie nur andeutungsweise von ihrer Ehe und ihrer Enttäuschung, so redete die halberblindete Greisin auf sie ein in ihrer mütterlichen Strenge und weckte von neuem in ihr die Angst vor himmlischen Strafen. Da erhärtete sich ihr Gemüt, ward finster und streng. Die Kinder, die sie ohne Liebe empfangen, die sie ohne Liebe geboren hatte, wollte sie streng erziehen, zu braven Christen erziehen, aber Liebe — Liebe konnte sie ihnen nicht schenken.

Und nun sann sie dem nach, was ihr Gatte in seiner frommen Denkweise gesprochen; sie mußte, sträubte sich auch noch so sehr das Weib in ihr, ihm recht geben. Hatte nicht auch ihr Vater einmal gesagt: Wir dürfen keinen Bettler von der Schwelle jagen; denn der Heiland könnte uns vielleicht in Bettlerkleidung besuchen wollen? Aus Angst gab sie ihrem Gatten recht, nicht aus Überzeugung. Aber wie sollte sie es ihm gestehen?

Monika öffnete die Tür und sagte:

„Frau Syndikussen, das Essen ist fertig."

Christine Susanne wandte sich, froh über die Gelegenheit, und sagte: „Decke den Tisch und setze auch einen Teller auf für den alten Mann! Er wird hinfort bei uns wohnen."

„Haben wir denn ein Spital?" polterte Monika.

Der Syndikus drehte sich um und rief: „Aus dir redet der Satan! Hinaus und nicht mehr gemurrt, auf daß du nicht einmal froh sein mußt, wenn in deinen alten Tagen fremde Menschen sich deiner erbarmen."

Monika verließ schleunigst das Zimmer, um in der Küche unter all dem Zinn- und Messinggeschirr über den Syndikus und die Syndikussin vor sich hinzuschelten.

Der Syndikus aber trat zu seinem Weibe, legte seine Rechte auf ihre Schulter und sagte: „Schau, Christine Susanne, so ist's gut. Du siehst ein, daß ich das Richtige getroffen habe, und ohne viele Worte zu machen, handelst du danach." Er bemerkte nicht, wie die also Gelobte ihre dunklen Brauen in die Höhe zog und ihrem Gesicht einen hochmütigen Ausdruck aufprägte; denn er blickte nun zu seinen Kindern und sprach: „Kommt einmal hierher!"

Folgsam erhoben sie sich und stellten sich vor ihm auf, während Christine Susanne sich in die Küche verfügte, um dort ihr Leid mit demjenigen Monikas zu vereinen.

Schüchtern blickten die Kinder zu ihrem Vater empor und wußten nicht, weshalb er sie zu sich gerufen. Er sah ihnen streng in die Augen, obgleich ihn die frischen Gesichter erfreuten, und begann nach einer Weile:

„Wir werden vom heutigen Tage an einen Hausgenossen haben, der viel von der Welt gesehen und uns davon vielleicht bisweilen erzählen wird. Ich habe ihm mein Wort gegeben und mich verpflichtet, für ihn zu sorgen, so lange ich lebe. Hört ihr? Man wird an meinem Versprechen rütteln wollen. Es soll den Menschen nicht gelingen. Ihr aber sollt euch diese Stunde einprägen und sollt euch für euer ganzes Leben merken: Wer etwas versprochen, wer sein Wort gegeben, der muß es halten. Und daß ihr dies niemals vergeßt, will ich euch ein Denkzeichen geben." Klatschend sauste seine Rechte auf je eine Wange der Kinder, die daraufhin sprachlos, mit großen Augen, zu ihrem Vater aufblickten, dann ihrem Charakter entsprechend die Folgen trugen. Gottliebe hatte Tränen in den Augen, suchte aber aufsteigendes Schluchzen niederzukämpfen und zu lächeln, dadurch verzerrte sie ihr Gesicht zu einer Grimasse. Lorenz schrie laut auf, eilte in eine Ecke und heulte, dazwischen stieß er die Worte hervor: „Ich hab' ja nichts getan, Herr Vater! Ich hab' ja nichts getan!" Karls erstes Handeln war, die getroffene Wange zu reiben und dabei über die väterlichen Worte nachzudenken. Und plötzlich — er hätte jubeln mögen — erkannte er, daß die leisen Gewissensregungen wegen seines Verhaltens gegen den Schulmeister töricht gewesen, ja, daß er sogar recht gehandelt hatte. Er hatte dem Schulmeister sein Wort gegeben, nicht mehr als 25 Rechnungen zu machen, und war nun fester als vorher entschlossen, sein Wort auch zu halten.

Vor Freude schrie er: „Jawohl, Herr Vater, wer sein Wort gegeben hat, der muß es auch halten." Dann eilte er mit seinen Schreibereien an das vom letzten Tageslicht noch erhellte Tischchen im Chörlein, die Rechnungen zu vollenden.

Der Syndikus aber schritt in der Stube auf und ab und suchte aus dem Verhalten seiner Kinder Schlüsse auf ihren Charakter und ihr Schicksal zu ziehen. Sein Auge traf die emsig strickende Gottliebe, die sich nicht Zeit nahm, die Tränen von den Wangen zu wischen und doch zu lächeln versuchte.

„Wirst einmal ein rechtes Eheweib werden", dachte er und strich im Vorübergehen sanft über ihr blondes Haar. „Kennst keinen Widerspruch, keinen Trotz, nur Fleiß und Sanftmut. Glücklich der Mann, der dich einst freit!"

Das stoßweise Schluchzen Lorenzens verjagte aus seinem Gesicht die Heiterkeit. Er blieb stehen und betrachtete den großen Knaben, der sich auf den Boden geworfen hatte und zu trotzen schien.

„Dich kenne ich," sagte der Syndikus zu sich, „du hast dieselben Eigenschaften, die ich an deiner Mutter immer bekämpfen muß, nur noch in erhöhtem Maße. Willst dein Köpfchen durchsetzen, gibst aber klein bei, wenn eine feste Hand dich anpackt."

„Lorenz!" rief er, „du bist sofort stille, setzest dich manierlich an den Tisch, oder du erhältst kein Abendbrot, wie neulich."

Langsam erhob sich der Knabe und tat, wie ihm der Vater geboten.

„Um dich bange ich am meisten", dachte Christoph Biener. „Lernst du dich nicht selbst regieren, gerätst du in eine Gesellschaft, die dich unterdrückt, so gehst du zu Grunde."

Und nun streiften seine Augen den Jüngsten, und er freute sich des entschlossenen Ausdruckes, das dessen grobgeschnittenem Gesicht aufgedrückt war.

„Du bist wie ich," dachte er, „derb, ehrlich, treu, ein Stein des Anstoßes in unserer Welt der Schleicher und Heuchler. Und wie ich wirst auch du nicht emporsteigen zum Wohlstand, Ruhm und Hochmut. Kämpfen wirst du müssen dein Leben lang und in Unruhe sein bis an dein Ende, gleich mir. Aber für dich fürchte ich nichts; du wirst immer wieder den Weg zum Rechten finden."

Die Hausfrau trat ins Zimmer und deckte den Tisch. Monika trug die dampfende Suppenschüssel herein und schob hinter des Syndikus Rücken ihrem Liebling Lorenz ein Stückchen Wurst in den Mund, was Christine Susanne ruhig zuließ. Der Syndikus sah seinem Jüngsten über die Schulter ins Heft und flüsterte ihm dann etwas ins Ohr. Flugs sprang Karl auf, eilte aus dem Zimmer, hüpfte die Treppe hinab und trat ohne Scheu zu dem Fremden, der eben sein Pfeiflein ausklopfte.

„Vater sagt, Sie möchten zum Essen kommen."

Auf der Gasse war es dunkel geworden, und der Knabe konnte die Züge des Fremden nicht erkennen; nur die Augen leuchteten so seltsam, daß er von neuem erschrak. Und als gar der Fremde seine Hand faßte und mit einer Stimme zu reden anhub, die von fernem Gekicher begleitet zu sein schien, da ward es ihm unheimlich zumute. Und doch sagte der Fremde nur: „Wir wollen gute Freunde werden, Bub." Er biß die Zähne aufeinander, als er den Unheimlichen die finstere Stiege hinaufführte, und war froh, daß der Vater die Stubentür öffnete und der Gast seine Hand freigab.

„Hier, liebe Christine Susanne, bringe ich dir unseren Hausgenossen, den ehemaligen Schiffsarzt in Diensten der holländischen Ostindischen Compagnie, den Doktor Adam Kordenbusch . . ."

Alle sahen den Fremden an. Mittelgroß, trotz schneeweißer Haare noch kerzengerade, stand er, armselig bekleidet, in dem von einer ungefügen Öllampe matt beleuchteten Zimmer und blickte von einem zum anderen. Sein braunes Gesicht war verwittert, voll Runzeln und Falten; aber als er nun herzhaft lachte, zeigte er zwei Reihen tadelloser Zähne. Trotz seiner 70 Jahre hatte er sich etwas Jugendliches bewahrt; das bewies sich auch in der raschen, von Handbewegungen unterstützten Sprechweise.

„Excusez, Herr Syndikus, so ich Euch anitzt in die Rede falle! Ihr nennet mich den Doktor Adam Kordenbusch. Der bin ich nicht . . ."

„Nicht? Ei . . ."

„Lasset Euch sagen, wie ich das meine. Der Doktor Adam Kordenbusch war ich einmal; aber der ist tot. Jawohl, am 20. März dieses Jahres früh um 10 Uhr ist solcher auf dem Vormundamte hiesiger Stadt durch Gerichtsbeschluß sanft entschlafen. Und als ich heute am 24. März mich vor dieser Behörde einfand und sagte, ich sei der Doktor Adam Kordenbusch, da eröffnete mir der Schreiber dieses Amtes: ‚Der Doktor Adam Kordenbusch lebt nicht mehr, sintemalen eine hochwohllöbliche Behörde ihn für tot erklärt hat. Wäre er rechtzeitig und nach Gebühr gekommen, lebte er heute noch.' Darauf gab er mir dies Blatt des Friedens- und Kriegskuriers und zeigte mir die letzte Seite. Erlaubt, daß ich sie

Euch vorlese, auf daß Ihr mich nicht für einen alten Narren haltet!

Edictal — Citation.

Adam Kordenbusch, aus Nürnberg gebürtig, doctor medicinae, und wann er noch am Leben, nächstens 70 Jahre alt, ist schon lange von hier abwesend und war im Spätjahr 1735 nach einem von Hindeloopen aus hierher erlassenen Brief, verheiratet und im Begriff, von Amsterdam aus als Schiffsarzt auf dem holländischen Schiffe „Swammerdam" nach Batavia zu schiffen, hat aber seitdem nichts mehr von sich hören lassen.

Da nun dem Abwesenden im Jahre 1740 auf Absterben seiner Mutter, der weiland Doktor Sebald Martin Kordenbuschischen Wittib, Maria Theodora, zu Nürnberg, ein zurzeit noch unter solchem Amt stehend elterliches Vermögen von 12 753 fl. 34½ kr. rheinl. erblich zugefallen,

So wird auf, von Hochwohllöblich Nürnbergischem Rate erlassene höchstverehrliche Verordnung, benannter Adam Kordenbusch, oder dessen allenfalls nachgelassene Nähererben, und wer sonst einen gegründeten Anspruch an dessen obbemeldetes Erbvermögen zu haben vermeint, anmit edictaliter citirt und geladen, a dato binnen drei Monaten, als welche Frist ihm pro termino peremtorio et praeclusivo anmit anberaumet wird, auf hiesigem Rathaus zu erscheinen und sich sowohl quoad personam als ad causam rechtsgenüglich zu legitimieren.

Außerdem und im Falle des fruchtlosen Ablaufs obig peremtorisch und präclusivischen Termins ernannter Adam Kordenbusch hierdurch für verschollen und tot, sein oben erwähntes Vermögen aber, als seines Bruders Kindern zuständig und von allen und jeden sonstigen Ansprüchen frei und ledig erklärt und an diese, derselben bereits beschehenen Ansuchen gemäß ohne Caution extrahiert werden wird.

Nürnberg, den 20. Dezember 1779.

Vormund-Amt."

Der Alte faltete das Blatt sorgsam zusammen, steckte es in die Brusttasche seines braunen Rockes, lachte kurz auf und sagte: „Es ist doch hübsch, wenn man die Urkunde über seinen eigenen Tod bei sich trägt und jedermann durch sie davon überzeugen kann, daß man nicht mehr lebt, auch wenn man noch spricht und spazieren geht."

„Die Suppe wird kalt!" rief Christine Susanne, der die Worte des Gastes wie Gotteslästerung geklungen hatten. Alle stellten sich um den Tisch, der Syndikus betete und teilte, als sie sich gesetzt hatten, die Suppe aus.

Eine Weile herrschte Stille, nur das Klappern der Löffel war vernehmlich. Als die Hausfrau in die Küche ging, wandte sich der Syndikus an den Alten, der behaglich, ohne Übereilung seine Suppe aß: „Das Gesetz muß man achten, wenn es einem auch schlimm mitspielen kann, wie Euch zum Exempel. Wie könnte ein Staatswesen bestehen, wenn der Respekt vor seinen Gesetzen verschwände? Daher sollt Ihr nicht spotten über die Verfügung des Vormundamtes, das bloß tat, was es tun mußte . . ."

„Da hast du recht, Christoph", sagte die eintretende Hausfrau und trug in einer großen, zinnernen Wärmeschüssel Bratwürste auf, deren Duft die Kinder vergnüglich einsogen. „Wäre er" — sie tat, als sei der Fremde gar nicht anwesend, — „rechtzeitig erschienen, hätte er jetzt ein hübsches Vermögen. Unsere Stadt kann ohne ihn bestehen, er aber nicht ohne sie."

Der Alte sagte nichts, sondern schlürfte langsam die Neige seines Tellers und sah belustigt vor sich hin. Der Syndikus aber war über die rauhen Worte seines Weibes betroffen und erwiderte: „Darum handelt es sich gar nicht, liebe Christine Susanne, wer von beiden für sich allein bestehen kann, sondern darum, daß unser Gast geduldig sein Schicksal trägt und ihm die beste Seite abgewinnt . . ."

„Das geschieht am leichtesten, wenn er an die verwandtschaftlichen Gefühle der Kinder seines Bruders sich wendet", unterbrach ihn die Hausfrau.

Der Alte rief belustigt: „Hätten eine große Freude, meine Nichten und Neffen, wenn ich abwechslungsweise wie ein alter Ägypter meine Mumie in ihre modischen Speisezimmer trüge. Nein, nein, Frau Syndikussen, sie haben meinen Tod gewollt, ergo tue ich als guter Oheim ihnen die Liebe an und bleibe tot. Das kann ich ihnen ja nicht ersparen, daß ich ihnen manchmal am hellen, lichten Tag als Gespenst über den Weg laufen werde."

Die Kinder schauderte bei diesen Worten, und sie blickten scheu von ihren Bratwürsten zu dem Gaste. Der Syndikus kam seinem Weibe

zuvor und sagte: „Nun, Zeit bringt Rat. Und wenn die grauen Wölklein der Verbitterung verschwunden sind, werdet Ihr weniger spotten und mit Euren Verwandten schon in ein annehmbares Verhältnis treten, Herr Doktor Kordenbusch."

Da legte der Alte Messer und Gabel weg, seine dichten, weißen Brauen zogen sich zusammen, und fest, entschieden sprach er: „Nennt mich nimmer Kordenbusch! Ich bin und bleibe tot! Müssen denn die Menschen Namen haben? Ist in dem Namen des Einzelnen gleichsam das Spiegelbild seines Wesens enthalten? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Nun, wenn Ihr mich beim Namen nennen wollt, der mir gebührt, so nennt mich Adam Mortuus, das ist verdeutscht: Adam der Tote. Das Vormundamt hat mich meines bisherigen Namens beraubt, also darf ich mir einen neuen nach meiner Wahl zulegen."

„Das heiße ich gefrevelt!" rief Christine Susanne, und maß den Greis mit strengem, kaltem Blick. „Ihr treibt mit dem Heiligsten Euren Spott und haltet nicht einmal vor dem Tode inne."

„Verehrte Frau Syndikussen," entgegnete Adam Mortuus, während jedem Wort als Echo gleichsam fernes Kichern folgte, „ich spotte nicht. Ihr lebt seit Eurer Geburt unter demselben Himmel; ich habe 45 Jahre in einem sonnig hellen Lande zugebracht, und nun ich heimgekehrt bin, blicken meine Augen schärfer und dringen in Tiefen, die Euch unerforschlich scheinen. Mir ist hier alles fremd geworden, und alles muß ich prüfen. Ihr glaubt zum Exempel, wer nicht steif und kalt auf der Bahre liege, der lebe. Und ich sage Euch, alle Menschen, vom eben geborenen Säugling an bis zum Greise, sind wandelnde Sterbende. In jeder Minute stirbt etwas in uns, ein Hautteilchen, ein Haar, ein Gefühl, ein Gedanke. Aber in jeder Minute ersteht in uns auch etwas zu neuem Leben. Und all das ohne unser Dazutun, all das durch fremdes Eingreifen. An und in uns erscheinen Kämpfe und Leiden, erscheinen Lenz und Winter wie auf einem Stern. Und wenn wir endlich ins Grab gebettet werden müssen, dann ist es nicht anders, als wenn droben am Himmel ein Stern erkaltet und in Trümmer fällt."

„Heiliger Gott!" flüsterte Christine Susanne, „wie vermögt Ihr solches in einem christlichen Hause zu reden! Habt Ihr unter Heiden gelebt, dieweilen Ihr also sprecht?"

„Laß gut sein, Frau!" sagte der Syndikus. „Unser Gast hat Schweres erlitten und lebt jetzt wie im Fieber. Langsam muß er sich an uns und unser Denken gewöhnen. Gesunden muß er, und um gesund zu werden, bedarf der Kranke liebevoller Pflege. Und jetzt lass' abräumen, die Buben müssen noch arbeiten."

Christine Susanne und ihr Töchterlein befolgten den Befehl, und als sie in die Küche gegangen waren, setzte sich der Syndikus mit seinen Söhnen an den Tisch, während der Alte sich in das Chörlein verfügte und sich auf einem Stuhle niederließ. Die Knaben arbeiteten und ließen die Kielfedern über das körnige Papier gleiten, daß es wie ein mißtönendes Singen erklang. Der Hausherr nahm die neueste Nummer des „Friedens- und Kriegskouriers" zur Hand und studierte bedächtig die vier Seiten des Nürnberger Zeitungsblattes. Kein Wort wurde gesprochen; nur der Singsang der Gänsekiele, das Bohren des Holzwurmes in der Vertäfelung, das Ticktacken der Wanduhr durchflocht die Stille.

Karl rechnete emsig; aber er vermochte es nicht zu hindern, daß die außergewöhnlichen Geschehnisse des Tages ihn im Banne hielten. Ihm war, als krieche etwas Eisigkaltes, Riesengroßes gegen ihn heran, und ängstlich rückte er den Stuhl und schaute mit erschreckten Augen zu dem Fremden, der wie ein Teil der Finsternis von Finsternis umgeben war. Über dem Geräusche hob auch der Syndikus die Augen, und vom Chörlein her schwebten die Worte: „Wie werden doch heutzutage die Kinder mit dem Lernen gequält! Sie haben ja keine Jugend mehr, sondern werden weit vor der Zeit zu arbeitsmüden Männern gestempelt."

„Das scheint Euch nur so", hob der Syndikus an. „Törichte Eltern werden zu allen Zeiten ihre Kinder bejammern, daß diese zu sehr mit dem Lernen geplagt würden und keine Jugend hätten. Das größte Glück für die Kinder ist: tüchtig arbeiten, strenge Zucht."

„Wo bleibt ihnen bei solch einer Erziehung Zeit zu träumen, die Zukunft sich auszumalen, wie das nun einmal die Jugend als ihr Recht fordern darf?"

Der Syndikus stand auf und sagte: „Herr, zum Träumen und Ausmalen eines Wolken-

kuckucksheims hat unser Herrgott die Menschen nicht erschaffen. Und wenn die Jugend es macht gleich mir, bleibt ihr immer noch ein bißchen Zeit für das, was Ihr als der Jugend Recht fordert. Um unsere Pflicht zu tun, nicht um zu genießen sind wir auf der Welt."

„‚Swammerdam' war ein gutes Schiff, durchschnitt die Wogen mit Messerschärfe, aber zuletzt ist es doch gescheitert, und ich bin der einzige . . ."

„Was meint Ihr damit?"

„Daß Ihr Menschen alle mit Eurem Reden von Pflichterfüllung, von Recht und Unrecht, von Ehre, Schande, und wie Ihr die Rippen, Planken, Mastbäume, Raaen, Segel Eures Lebensschiffleins nennen möcht, einmal kläglich Schiffbruch erleiden werdet."

„Über uns wacht Gott", sagte der Syndikus ernst. „Er wird uns wohl sinken, aber nicht ertrinken lassen."

Adam Mortuus trat aus dem Chörlein in das Bereich des Lichtes, schlug mit der Rechten an seine Brust und sprach:

„Sie haben gebetet und zu Gott geschrien die ganze Nacht; ihr Jammern hat bisweilen das Heulen des Sturmes übertönt, und sie sind alle ertrunken. Alle. Ich habe nicht gebetet wie sie, und mich hat er gerettet."

„Auch auf dem Lande kann man Schiffbruch erleiden," rief der Hausherr, „und Menschen, die sich ihres Glückes rühmen, trifft sein Zorn um so gewaltiger!"

Wieder trat Stille ein im Stübchen. Adam Mortuus saß von neuem im Chörlein, der Syndikus las im „Friedens- und Kriegskourier" weiter, die Knaben arbeiteten. Während aber Lorenz die Seiten seines Heftes mit schöngeschriebenen Buchstaben bedeckte, kam Karl mit den letzten Rechnungen nur langsam vom Fleck. Ein Samenkorn war in seine Seele geworfen worden und mächtig aufgegangen: Der Fremde hatte Schiffbruch erlitten und war gerettet worden, obwohl er nicht gebetet hatte. Die anderen aber, die den Himmel mit ihrem Beten erschüttert hatten, waren vom Meer verschlungen worden.

Da trat Christine Susanne mit Tochter und Magd ein. „Es ist neun Uhr", sagte sie kurz. Und wirklich trug der Ostwind das feierliche Läuten der Glocken von St. Lorenz an die lauschenden Ohren. Selbst Adam Mortuus lauschte, und seine Stimme zitterte, als er sich an den Syndikus wandte: „Dies Geläute noch einmal zu hören war meine Sehnsucht 45 Jahre lang."

Der Hausherr griff zur Postille, las den Abendsegen, und als alle gemeinsam laut beteten, waren Adam Mortuus und Karl, der neben ihm stand, die einzigen, die schwiegen.

Wenige Minuten später führte der Syndikus seinen Gast in das Stübchen neben der Haustüre. Vor dem Hinausgehen sagte er: „Ihr nennt Euch Adam Mortuus. Laßt also in meinem Hause Eure unchristliche Denkweise begraben sein und vergiftet mir nicht meine Kinder. Ich rechte nicht mit Euch wegen Eures Glaubens, aber wollen und sollen die Menschen miteinander im Frieden leben, dann müssen sie Rücksicht üben und einander nicht in dem verletzen, was sie ihr Heiligstes und Innerliches heißen."

Und als der Alte in das Bett gestiegen war und die Kerze ausblasen wollte, da verzog sich sein Gesicht zu einer Grimasse, und er sagte zu sich: „Ich schweige. Aber ich müßte nicht viele Stunden im Meer geschwommen sein, wenn der Kleinste nicht dereinst zu derselben Anschauung gelangte, wie ich."

II.

Wie seit Anbeginn der Welt wandelte die Nacht, geheimnisvolle Zaubersprüche murmelnd, zwischen Himmel und Erde, schien das Werk des Tages zu zerstören und längst Vergessenes ans Licht zu zerren. Aus festem Schlafe fuhr Adam Mortuus jäh auf und starrte keuchend, geängstet in die Finsternis, aus der ihn zwei Augen anblickten, hilfeflehend, zu Tode getroffen . . . Und er schlummerte wieder ein und erwachte gen Morgen, hatte das Empfinden, welches ein schwerer Traum zurückläßt, ohne daß er sich auf ihn besinnen konnte.

Es erwachte Karl Biener, ohne der Erlebnisse des gestrigen Tages zu gedenken; frisch und munter sprang er aus dem Bett und betete drunten in der Wohnstube laut mit den anderen das Morgengebet. Waren die feinen Würzelchen jenes Samenkorns in seiner Seele über Nacht erstorben? . . .

„Hast du wirklich nur 25 Rechnungen gemacht?" riefen die Mitschüler Karl Biener zu, als er in die niedrige Schulstube eintrat.

„Was glaubt ihr denn?" schrie ein wohlgenährter Rotkopf. „Der Biener hat genug an den Prügeln von gestern."

„Hast du alle 50 gerechnet?"

Karl setzte sich an seinen Platz. „Laßt mich in Ruhe!" sagte er gereizt. Wie konnten seine Kameraden von ihm glauben, er werde sich durch erneute Strafe von seinem gegebenen Wort abbringen lassen! Stein forderte ihn auf, ihm das Heft zu zeigen. Aber dies Mißtrauen seines Freundes verdroß ihn noch mehr als der wachsende Spott der Kameraden. Er wußte, daß er sich selber treu geblieben, und das genügte ihm.

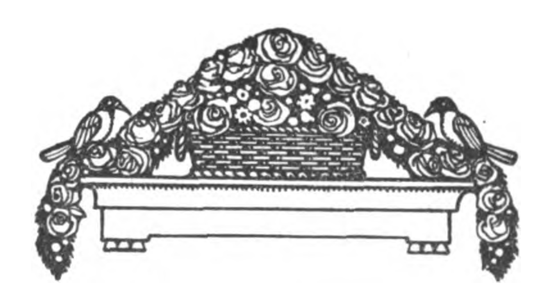
Der Schulmeister Philipp Haubenstricker kam ins Zimmer und seine Schüler sahen es ihm sofort an, daß er gut gelaunt war. Karl legte ihm die Rechnungen vor und studierte mit trotzigem Gesicht seine Mienen. Einen Augenblick lang war der Schulmeister entschlossen, den Widerspenstigen zu züchtigen, gleich aber siegte in ihm der Gedanke, allzugroße Strenge könnte ihm die Schüler verscheuchen — vor seinem Magen war er niemals ein Held gewesen —, er tat, als merke er gar nicht das Fehlen der übrigen Rechnungen, er gab das Heft zurück und begann den Unterricht.

Fast verächtlich sahen die 19 Kameraden auf Biener; denn nach ihrer Meinung hätte er sein Wort halten müssen. Als aber im Verlauf des Vormittags Anton Stein ihm das Rechenheft entreißen konnte und es von Bank zu Bank schickte, da schlug ihre Stimmung um; die einen nannten ihn einen Trotzkopf, die anderen einen hochmütigen Kerl, die dritten einen Tölpel, der zur unrechten Zeit den Mund aufzumachen verstehe. Aber etwas Respekt fühlten sie alle vor ihm, wenn sie ihn auch hänselten.

Karl Bierner ging aus der Schule, und ihm war, als habe er in seinem Leben die erste herbe Enttäuschung erfahren. Er hatte geglaubt, seine Schulgenossen kennten ihn, und nun hatte es sich gezeigt, daß er sich bitter geirrt. Da war ihm zumute, als müsse er sich in sich selbst verkriechen, weil niemand ihn richtig beurteile.

Er kam gerade recht zum Mittagsmahl und war sehr redelustig; allein er wurde auch hier zurückgestoßen. Sein Vater war müde und wortkarg. Lorenz hatte nur Sinn für das Essen; Gottliebe, die den ganzen Vormittag von Mutter und Magd gescholten worden war, hob die Augen nicht von ihrem Zinnteller; Adam Mortuus sann seinem Traume nach. Als Karl nun zu reden anfing, sagte seine Mutter mit kaltstrengem Blick: „Während des Essens wird nicht geschwätzt."

(Fortsetzung folgt.)



Germaine.

Novelle
von
Walter Bloem.

Frau Germaine Allaert stieg täglich um die elfte Stunde von der Loggia der Villa des Mouettes hernieder zum Badestrande, um dessen fünfzig Badekarren dann gerade das Strandleben etwas bunter wurde. Villa des Mouettes besaß eine eigene zierlich geschreinerte und heiter lackierte Badezelle, deren Inneres nun Frau Germaines unverhüllte Schönheit zu sehen bekam. Draußen zeigte sich von dieser Schönheit nur ein Teil — gerade genug, um die Blicke aller Badegäste auf sich zu lenken. Wenn Germaine in ihrer adligen Haltung, den Kopf etwas zurückgeworfen, die runden Arme bei jedem Schritt taktmäßig schlenkernd, festen Trittes zum Wasser ging, dann steckten die Frauen neidisch flüsternd die Köpfe zusammen, die Augen der Männer wurden groß, und ihre Hände zupften unruhig an Bart und Jackett . . . .

Germaine wußte das alles, und es war ihr so selbstverständlich, daß sie es entbehrt haben würde, wenn es nicht dagewesen wäre . . . . Seit ihrer frühesten Kindheit war sie mit ihren Eltern, später mit ihrem Mann alljährlich wochenlang von Brüssel an die nahe Seeküste gereist, früher nach Blankenberghe, seit einigen Jahren aber, da dort der Saisonbetrieb gar zu lärmhaft geworden, nach dem stilleren Nachbarbade Middelduyne. Schon mit fünfzehn Jahren hatte sie bemerken müssen, daß die Blicke der Männer an ihr hingen, wenn das Wasser die leichte Badegewandung fest um ihre jungen Glieder straffte. Die Urenkelinnen der Modelle der Rubens und Jordaens reifen früh und herrlich. Hatte solche Bewunderung ihrer Eitelkeit Genüge getan — ihre Sinne hatte sie nicht geweckt. Ihr Leib war strotzend gesund, die alljährliche See-Villegiatur hatte alle entnervenden Einflüsse des Brüsseler Großstadtlebens ausgeglichen. Und diese schlummernden Sinne hatte auch die schon etwas ramponierte Liebeskraft des Herrn Charles Allaert nicht wecken können, als er vermöge staatlicher und kirchlicher Genehmigung von Germaine Behaerts neunzehnjähriger Schönheit Besitz ergriffen hatte . . . .

Das war nun schon acht Jahre her, und wenn in Frau Germaines Herzen sich manchmal etwas ganz Fremdes regen wollte, eine dunkle, dumpfe Bangigkeit, etwas wie Wolkenflüge und nächtiges, suchendes Heulen der Dampfersirenen auf nebliger Kanalhöhe — dann herzte sie ihre drei blonden Buben, bis ihr besser wurde.

Nichts aber liebte sie mehr, als wenn sie in solchen Stunden aus der Einsamkeit der Villa des Mouettes den Sturm über den Strand von Middelduyne fegen hören konnte. Selig stieg sie dann hinunter, mochte der Wind auch den fußfreien Rock in die Luft wirbeln, ihr die spinnwebdünne Batistbluse fast von den festen Schultern reißen; nie war sie rascher badefertig, nie blieb sie länger im Wasser — mit einem leisen Schrei, wie Sturmjauchzen der Möwe, warf sie sich in die heranschwellenden Wellenschäume und strebte starken Armes über den Bereich der Brandung hinaus — dahin, wo die Wellen noch ungebrochen sich herandrängten und den schönen Leib, der sich ihnen hingab, in rasendem Spiel auf und nieder warfen.

Und heute war Sturm! Auch den rüstigen Schwimmern klopfte bald das Herz, ging der Atem schwerer, brannte die Haut nach wenigen Minuten unter dem Antoben der Wellen, die in ganz kurzen Zwischenräumen, gierig und hetzend wie jagende Rüden heranstürmten, zähnefletschend und geifernd . . . Frau Germaine war selig, doppelt selig, weil neben ihr nicht der lichtblonde Puppenkopf mit dem draußen stets peinlich à l'Allemande aufgedrehten, im Wasser seehundartig herunterhängenden Schnurrbart schwamm, der sich in diesem Augenblick wohl in Brüssel tief über Kurszettel und Geschäftsbücher beugte und erst Samstag nacht wieder neben ihr auf den Kissen liegen würde . . .

Heute blieb Germaine ganz allein. Sonst wußte sie es nicht anders, als daß sie stets in einiger Entfernung von einem Kreise gaffender Herren umgeben war — in einiger Entfernung, denn sie hatte einen kühlen Aufblick an sich, der jeden Annäherungsversuch auf gemessene Weite zurückscheuchte. Heute blieb sie allein, so schien es, niemand hatte den Mut, den Kampf mit der tollen Laune dieses Sturmorkans aufzunehmen. Und lauter jauchzte sie, schwang mänadisch die Arme dem Wellengebraus entgegen, kreuzte sie über dem großen festen Busen, der beim Gehen kaum zitterte unter seiner dunkelblauseidenen Hülle, und sprang lachend den Wellen entgegen, daß sie aufsprühten.

Da kam eine heran, grauer und grollender als alle anderen, ein Wesen für sich, wissend, daß es keinen Widerstand gebe gegen sie, finster und ruhig wie ein Schicksal; sie hob das schwimmende Weib, überschlug sich, wirbelte dabei den prangenden Frauenleib herum, als sei er eine wehrlose Qualle, und warf ihn dem Strande zu, daß er gegen einen anderen Menschenleib stieß und auch ihn mit umriß. Germaines Hände griffen nach dem Festen, das sich ihrem Wirbelsturz entgegengestemmt hatte und nun mit hineingezogen war, und auch sie fühlte, daß zwei Menschenhände sich in ihr Fleisch krampften ... Dann fühlten ihre Füße, ihre Knie plötzlich Halt. Ein Augenblick des Prustens und Strampelns, und inmitten der schmutziggelben Wellenschäume des flacheren Uferwassers richteten die beiden, vom Meere zusammengeschleuderten Menschenleiber sich auf — senkten sich zwei befangen lachende Augenpaare ineinander ....

Es war eine hagere, leicht vornüber geneigte Gestalt, auf die Frau Germaines Blicke trafen; das blau und grau gestreifte Badekostüm hing etwas schlampig um ein paar schmale Schultern, aus denen ein langer Hals sich hob, umzottelt von einem langen triefenden Bart, in dessen Blond schon graue Streifen sich mischten. Über diesem Bart ein schmaler, herber Mund, eine kühn vorspringende Hakennase, eine leuchtende Stirn, und Augen — Germaine sah nichts anderes mehr, seit sie die Augen gefunden, an denen ihre nun hingen.

Sie stammelte ein paar konventionelle Entschuldigungsphrasen, hörte ihn lächelnd in fremdartig klingendem, aber korrektem Französisch antworten, lehnte sein höfliches Anerbieten, sie im Kampfe mit den Wellen zu unterstützen, höflich ab. Sie riß sich los von dem Bann der grauen Augen, die nicht ihren Busen, sondern ihre Augen suchten, und stapfte sausenden Blutes, mit klingenden Ohren durch das flachere Uferwasser der Reihe der Badekaren zu. Sie fühlte, daß diese Augen ihr folgten, und als der dienstbeflissene Bademeister ihr mit seinem stereotypen: „Entrez, Madame!" die Tür des Badekarens aufriß, mußte sie einen Blick zurückwerfen — sie wollte nicht, stemmte sich gegen diesen Zwang, aber sie mußte .... Da stand der hagere Deutsche noch immer auf demselben Fleck, regungslos in den gischtenden Wellen, und starrte ihr nach. Germaine mußte sich auf die schmale Bank setzen, ihr schwindelte. Dann mahnte ihre schaudernde Haut zur Tätigkeit; ihre Hände waren verklammt, kaum konnte sie die Knöpfe des Badeanzuges aufnesteln. Sie frottierte sich Brust, Schenkel und Arme, und wie ihr Blutstrom wieder schneller kreiste, die weiße Haut sich rötete, da gings wie ein Schaumwirbel, wie ein Sprühen und Branden durch Glieder und Hirn der Frau — — und während sie hurtig die Arme regte, immer heftiger die nassen Glieder rieb, trällerte sie — nichts Besseres fiel ihr ein — die feurigen Rhythmen der Brabançonne.

Der Tag verging ihr wie im Traum. Sie setzte sich nachmittags eine Stunde mit ihren Buben in die Dünen, schickte sie dann zur Mademoiselle und rannte stundenlang, sturmzerzaust gegen den Wind am Strand entlang. Neben ihr brüllte das ebbende Meer, fast zum Greifen dicht, über ihrem Haupte fegten die Nebel und Wolkenzüge. Klar denken konnte sie nicht, wußte nichts von der Flucht der Stunden, machte keine Pläne — daß sie ihn wiedersehen würde, müßte, war der einzige deutliche Gedanke in ihrem Hirn. Wer er sein mochte — wie ihm näher kommen — wo hinaus das alles ... das tauchte wohl so auf — auch das Bild ihres Gatten glotzte wohl zuweilen hinein in diese Wirbel neuer, ungeahnter Bedrängungen — — ach nicht denken, nur rennen in den Sturm hinein, nur lauschen dem Klingen des kreisenden Blutes in ihren Ohren, das wilder sang als der Sturm um ihre nassen Locken ....

Am andern Morgen — sie war spät einge-



schlafen, hatte dann aber tief und traumlos geschlummert, bis ihre Jungen sie geweckt hatten — saß sie in zitternder Spannung, fröstelnd und mit schmerzendem Kopf in der Loggia, tief versteckt den blonden Scheitel in die Blütenballen der Hortensien, und wartete . . . keinen Blick verwandte sie von der Digue, vom Strande, bereit, sofort zum Bade zu eilen, wenn er käme . . . um elf Uhr sah sie eine hagere Mannesgestalt mit wehendem Blondbart von weitem kommen, eine untersetzte, vergnügte schwarzhaarige Frau hing an seinem Arm. Da wußte sie, daß auch er schon einer anderen gehörte. Und sie ging nicht zum Bade. Sie instruierte die Mademoiselle und kroch ins Bett. Sie fror; ihre Zähne schlugen zusammen, als sei sie krank. Spät nachmittags ermannte sie sich, kleidete sich an, überzeugte sich, daß die Jungen gut aufgehoben waren, und rannte in die Düne. Sie kletterte eine Sandkuppe nach der anderen hinauf und sprang an der Gegenseite dann wieder hinunter, daß der Sand sie umstiebte. Schräger neigte sich die Sonne, gelb flimmerte das besänftigte Meer, schimmernd wie ein Opal. Und wieder keuchte sie eine Sandkuppe hinauf — nur müde werden, nur sich mühen, sich abmühen, daß die Glieder mürbe werden möchten und das Herz stumm — und wie sie oben war, stieß sie einen leisen Laut aus — dicht vor ihr, die weiße Strandmütze in den Nacken geschoben, saß der Deutsche im Dünengras und malte, Aug und Sinn der opalischen Meeresfläche zugewandt. Als Germaine sich bewußt wurde, daß ihr ein Überraschungslaut entschlüpft war, fühlte sie ihr Herz fast stillstehen — es konnte ja nicht anders sein, er mußte ihn vernommen haben — — Aber der Kopf des Malers fuhr nicht herum, blieb dem aus der Tiefe aufleuchtenden, hochaufragenden Meeresspiegel zugewandt . . . doch nun, als habe es einige Zeit gebraucht, bis der fremde Ton die Traumsphäre durchbrochen hatte, in deren Mitte der Geist des schauenden Künstlers weilte, zuckten plötzlich seine Schultern zusammen, er wandte rasch das Antlitz Germaine zu, die halben Leibes über die Grasnarbe der Dünenkuppe emporragte, und in seine erdentrückten Augen traten plötzlich Schreck und Glanz des Wiedersehens, des Erkennens, so heftig leuchtend, daß es durch das Herz der Frau wie ein schriller Aufschrei wildester Wonne tobte . . . .

Doch man gehörte zur großen Welt, man mußte sich fassen und faßte sich.

„Ich habe Sie gestört, mein Herr, verzeihen Sie!" — und: „O bitte, Madame, eine solche Störung ist stets willkommen!" und so ein Dutzend glatter Phrasen, die mit müheloser Selbstverständlichkeit von den Lippen rannen, während die Herzen formlose, etikettewidrige Jubellieder schmetterten. Und dann saß Germaine neben dem deutschen Maler, und ihre blauen Augen wanderten von den grauen des Mannes zu dem leuchtenden Gelb des natürlichen, dem leuchtenden Gelb des gemalten Sonnenunterganges. Germaine war ein Kind einer alten Kulturwelt; mit Kunst und Künstlertum hatte sie, wenn sie auch selbst industriellen Kreisen angehörte, doch mancherlei gesellschaftliche Berührung gehabt; auch hatte sie die Museen ihres museenreichen Vaterlandes manchesmal durchwandert, geführt von Künstlern, denen es eine Wonne war, der schönen Frau ihre Schätze zu erläutern. Und wie sie die strahlende Pracht des Lichtmeeres da unten verglich mit seinem gemalten Nachbilde, da ward in ihrer Seele ein dumpfes Verstehen wach dessen, was ein Künstler ist . . . . der ohnmächtig steht vor der Übergröße der Welt, die er vergebens mit Pinsel und Farbe auf ein metergroßes Stück Leinwand zu bannen sucht — und dennoch ihr Meister ist, weil er zu dem Abbild des Wirklichen etwas hinzutut. Hier war etwas hinzugetan. Dies fast vollendete Bild blendete nicht die Augen, wie die wirkliche Sonne, daß sie sich schmerzend abwenden mußten und nun bunte Farbenflecke, Gegenbilder der leuchtenden Scheibe dort, überall tanzen sahen . . . aber es blendete das Herz — es war etwas darin, was in dieser ruhigen, majestätisch gleichgültigen Natur da nicht lag: verschwiegener, stolzer Schmerz, ein heldisches Verbluten, Größe, Seele . . . Menschenseele . . .

Germaine hatte das Gefühl, dies Verstehen nicht in Worte fassen zu können; sie fühlte nur das wilde Beben und Neigen ihrer Seele, das sie zog und zerrte, Stirn und Mund zu beugen auf diese mageren haarigen Hände, die rastlos mit Pinsel und Malstock spielten, und sie zu küssen . . . was den rosigen, duftenden, langnägligen Händen des Herrn Charles Allaert niemals passiert war . . . .

Da klangen plötzlich vom Strand her munter

kreischende Bubenstimmen, deutsche Worte riefen sie: der Maler fuhr herum, wies mit strahlendem Lächeln auf zwei hübsche wüste Bengels von zehn und zwölf Jahren, die nun die Düne heraufstürmten und dann, als sie die fremde Dame beim Vater bemerkten, rot und blöde standen und nur auf Befehl des Vaters ihr ein paar naßklebrige Tatzen hinstreckten. Hinterdrein keuchte die vergnügte, runde Frau, die Germaine schon gesehen hatte. Der Maler stellte seine Gattin vor; eine Unterhaltung war nicht möglich, denn die Angekommene verstand kein Französisch, und Germaine nur wenige Brocken Deutsch. Auch fühlte Germaine sogleich, daß die Frau sie mit einer naiven und unverhohlenen Eifersucht musterte, und empfahl sich alsbald; im Gehen hörte sie noch die Stimme der andern, die sich offenbar ziemlich energisch nach ihr erkundigte, und der wehe Klang in seiner Antwort zitterte ihr im Herzen nach.

Ein Mädchen aus dem Volke, vielleicht ein früheres Modell, dachte Germaine. Sie mußte einmal schön gewesen sein, nun war sie nur noch fett, brav und gewöhnlich.

Er leidet, dachte Germaine, seine Seele blutet wie das meerwärts sinkende Sonnenherz auf seinem Bilde, seinem Bilde, das so vernehmlich und schmerzlich von seinem Schöpfer klagte . .

Das also ist die Kunst — Germaine fühlte das mehr, als daß sie es klar hätte denken können: Werke, die weinen und bluten, quillen aus weinenden, stöhnenden Herzen und manche Herzen beben und schauern. Ihres bebte, schauerte. Es wurde nicht ruhig die nächsten drei Tage.

Am Samstagabend kam Charles aus Brüssel. Er hatte gute Geschäfte gemacht, mit einem Kunden reichlich diniert und den guten Abschluß mit besseren Sorten begossen. Er verlangte nun nach seiner schönen Frau, und Germaine hätte schreien mögen, als sie ihm geben mußte, auf was er ein gesetzliches Anrecht hatte. Sie lag dann lange schlaflos, und immer sah sie die hagere magere Hand des Deutschen, die, farbenfleckig, so nervös und ach so sicher und bewußt den Pinsel führte und an dem blutenden Sonnenherzen strichelte, während er in seinem gaumigen Französisch mit ihr plauderte und sie zuweilen von der Seite sacht und prüfend ansah, mit einem heimlichen, wilden Aufleuchten in seinen wissenden, schönheitssehnenden Blicken.

Der Sonntag war furchtbar. Noch nie war Charles ihr so grenzenlos fad und hohl vorgekommen. Und dabei war er vergnügt, verliebt und zärtlich . . . . Das Paar badete zusammen. Von weitem sah sie den Maler mit seiner schwarzhaarigen Frau: sie hatte ein abscheuliches Badekostüm, Germaine mußte an eine dicke Blutwurst denken, deren Schale man halb heruntergezogen, und haßte sich selbst wegen dieses Vergleichs. Die Jungen sprangen mit Kreischen um die Eltern herum und schwangen die mageren Arme mit den rissigen, roten Händen daran. Am Nachmittag kam viel Besuch in die Villa des Mouettes, die Hausfrauenpflichten lenkten Frau Germaine ab, und aufatmend konnte sie um sechs Uhr dem Gatten am Tram den Abschiedsgruß zuwinken.

Sie entzog sich dem Schwarm der befreundeten Familien und stapfte in die Düne hinaus. Ihr war's, sie müsse ihn noch finden.

Aber sie fand ihn nicht und sah ihn zwei Tage nicht. Am dritten traf sie ihn am Strande; sie war weit nach Ostende zu gewandert bei steigender Flut; sie sah ihn von weitem ihr entgegenkommen. Er hatte nach Badesitte die Schuhe und Strümpfe ausgezogen, die Hose hoch übers Knie hinaufgekrempelt und stelzte nacktbeinig, die Fußbekleidung in den Händen auf dem Rücken tragend, durch die schnalzenden Wellen des flachen Strandes. Sein Blick hing wie gebannt an den jagenden Wolken der Himmelsferne, sie stand neben ihm, als er herumfuhr und sie erkannte. Sein Gesicht glühte, seine Augen leuchteten auf mit einem so wilden Glanze, daß ihr selig schwindelte. Er kam aus dem Wasser, setzte sich einfach in den Sand, streifte die Schuhe und Strümpfe über die langen, haarigen Beine: Germaine plauderte indessen mit ihm, den Blick zum Meere gewandt, bis er seine Kleidung in Ordnung gebracht. Er schlug einen Spaziergang in die Dünen vor, sie ging ohne Zaudern darauf ein und fühlte ihr Schicksal kommen. Er schwatzte ohne Unterlaß, aber sie merkte doch, daß eine Trockenheit ihm die Kehle lähmte, und wild aufjauchzte ihr Herz. Sie klommen eine Düne hinan, lachten und prusteten wie Kinder, kamen auf die Höhe und fanden, es war der Platz, auf dem er vor wenig Tagen gemalt, sie ihn malend überrascht hatte. Und kaum saßen sie, da war's, als

kämen zwei Riesenfäuste von hinten, packten jedes von ihnen im Nacken und preßten ihre Köpfe und Brüste zusammen. Eine Viertelstunde wilder, wortloser Zärtlichkeit.

Dann raffte der Maler sich auf. „Ich hab.. ein Weib, Madame — Sie wissen's ja."

„Und ich einen Mann — still, still — nicht daran denken, jetzt — komm — küsse mich — ich liebe dich — ich liebe dich."

Als sie sich endlich trennten, wußte Germaine, daß sie ihm alles geben müßte oder sterben.

Sie entwarf die verrücktesten Pläne. Mit ihm fliehen, irgendwohin, ganz allein mit ihm sein, trunkene Wochen, ganz mit ihm allein. Was dann? sie dachte nicht daran, wollte nichts von jener fernen, grauen Zukunft wissen. Und wenn vom Schreibtisch her das Bild ihres Gatten sie so vergnügt und selbstzufrieden anlächelte, dann starrte sie es staunend an, als habe sie es nie gesehen und könne nicht begreifen, wie es auf ihren Tisch hatte kommen können, da, ihr gegenüber . . . nur das Bild ihrer Buben füllte ihr Herz jedesmal mit einer jähen, krampfhaften Qual . . . aber sie schüttelte dann heftig den schönen Kopf mit dem nun so fest zusammengepreßten Munde . . . sie wollte nicht an ihre Kinder denken, sie wollte nur eins, hatte nur einen Gedanken, nur ein Ziel . . . es war kein Kampf in ihr, nichts widerstand in ihr dem einen, wilden, rasenden Verlangen . . . .

Und er? Wie mochte ihm zumute sein? Sie wußte es nicht, sie fand keine Gelegenheit, ihn allein zu treffen, aber wenn sie ihm begegnete, sah sie, daß er bleich war, den Arm seiner Frau stets fest in den seinen gezogen, immer einen seiner Buben an der Hand, und sein Gruß war scheu, förmlich . . . . dann schrie es in ihr auf, wie Verachtung und Wut, und dennoch tobten ihre Wünsche nur wilder ihm entgegen.

Endlich traf sie ihn doch allein. Es war schon Nacht; starker Wind fegte über den Strand; er erschrak heftig, als sie von hinten ihren Arm in den seinen schob. „Ich liebe dich", keuchte sie. „Liebst du mich auch?" — „Ich bete dich an, Germaine!" sagte der Maler: seine Zähne schlugen zusammen, der Arm, in dem Germaines Hand lag, bebte heftig. „Komm," sagte sie . . . „ich bin dein."

Sie zog ihn der Düne zu. Nur jetzt nicht mehr warten, jetzt ihm angehören, jetzt, wo der Sturm mit den Wogen und ihrem Herzen um die Wette schrie. „Nein — nein — nein, Germaine — ich will nicht . . . ich darf nicht", keuchte der Deutsche. „Du auch nicht." Ihre Arme wanden sich um seinen Leib und Nacken, ihr Busen strebte an ihm empor, all ihre glühende Schönheit drängte sich an ihn heran und machte seine Gedanken wirr. Das fühlte sie, fühlte ihn erschlaffen unter dem Ansturm ihres Verlangens. Mit beiden Händen packte sie sein Haupt und zog es zu sich nieder, küßte ihn, wohin immer ihre brennenden Lippen trafen. Er wand sich verzweifelt, packte ihre Arme, ein Glutstrom ergoß sich aus diesen ringenden, bebenden Händen in ihr Fleisch. Es gelang, er riß sich los, floh wie die Wolken vor dem Sturm. Da fiel sie in den Sand; der Orkan brauste über sie hinweg, wühlte in ihren Röcken und Haaren. Sie lag wie tot, nur ihre Gedanken brüllten mit dem Sturm um die Wette. Als sie endlich aufstand und heimwankte, hatte sie seinen und ihren Tod beschlossen.

Nach wüstem Schlaf stand sie auf, sah, daß der Sturm noch wilder schwoll, daß die Wogen fern im tiefsten Stande der Ebbe braun aufgischteten, der Stunde entgegenlechzend, da sie den Strand erobern dürften. Sie wußte, wohin sie jetzt gehen mußte. Den Wogen in den brüllenden Rachen starren und am Anblick ihrer Vernichtungskraft sich stärken mit Todeswünschen . . . Vom Wind geschützt flog sie den Strand entlang zum Blankenbergher Hafen. Aus mächtigen schwarzgeteerten Riesenstämmen gefügt, schob sich der westliche Hafenpier in die grauen Schäume der anschwellenden Wogen hinaus. Da vorn, wo nun Welle auf Welle das graue Signalhäuschen mit Gischt übersprühte, da mußte sie hin. Sie war schon durchnäßt, als sie sich nach mühevollem Ringen an den wuchtigen Geländerbalken entlang zur Spitze durchgearbeitet. Und als sie vorn war, schrie sie auf: da saß er; bis dahin hatte das Signalhäuschen ihn verdeckt. Er hatte malen wollen; aber Pinsel und Palette feierten, die Leinwand, schon grundiert, lag an der Erde; er starrte fröstelnd, übernächtig in den Wellengraus; in seinen Augen leuchtete nicht die schauende Seligkeit des Künstlers, flackerte die schwälende Flamme der Menschenqual.

Sie hatte aufgeschrien, als sie ihn gesehen, er aber hatte es nicht gehört. Lauter brüllte das Meer, fauchte keuchenden Atemstoßes das galoppierende Sturmroß. Mit beiden Armen um die dicken Geländerplanken geklammert, kauerte Germaine, Guß auf Guß ging der Sprühschaum über sie hinweg, sie merkte nichts, starrte nur mit wirren, wirbelnden Sinnen zu dem Manne dort hinüber. Der warf auf einmal den Kopf herum, fuhr ganz leise auf, Palette und Leinwand stolperten zu Boden, den Mann packte der Wind und schleuderte ihn auf die Bank zurück. Schon war Germaine bei ihm, der Sturm warf sie ihm vor die Knie, eine brüllende Welle schüttete Riesenhände Gischts über die beiden. Über den Kopf des Weibes warf der Mann den Oberleib, packte krampfhaft ihre Arme, wühlte seine Stirn in ihren Nacken. Und beide schluchzten zusammen auf, ihre Leiber bebten frostgeschüttelt, wie der Plankenbau unter ihren Füßen vom Ansturme der Wogennacken. „Komm mit mir — komm, du —!" — „Wohin?" — „Weiß nicht — weit, weit fort . . ." — „Unmöglich — mein Weib — meine Kinder —" — „Du liebst mich nicht!" — „Ich liebe dich." Krachend zerstoben die Wellen am Balkenfirst, schwirrend surrten die Schäume durch die Luft, fielen klatschend auf die triefenden Planken, die triefenden, bebenden Menschenleiber.

Über Germaine kam eine wirre Wut. Ein Haß auf ihn, den sie begehrte, der sie begehrte, und sich ihr doch entzog. Eine Wut und doch ein Wissen, daß es nach dieser Stunde keine andere mehr geben dürfe . . . Eine Sekunde lang tauchten die Flachsköpfe ihrer Buben auf — aber aus jedem schauten Charles Fischaugen — sie stieß die andrängenden Mäulchen fort, warf ihr Alles in einem verlechzenden Kuß dem Manne hin, mit dem die Wasser sie immer dichter vereinten. Sie fühlte ihn erschlaffen in ihren Armen, und über sie kam eine gierige Seligkeit, sich hinzugeben, sich ganz zu entäußern an ihn. Sie machte ihre Hände frei, riß mit einem Ruck Mantel und Bluse auf, packte sein triefendes Haupt und zwang es an ihre duftende, fiebernde Brust. Sie fühlte, wie der Taumel ihm in Augen und Lippen stieg . . . sie fühlte, daß er ihr gehörte, daß auch er nach dieser Stunde nicht mehr zu leben wünschte. Und da lachte sie auf, ein einzigesmal, kurz und gellend, wie die Möwen, die gegen den Sturm aufkreischten, der sie in die Wasser hinabreißen wollte Sie sprang aber empor, überflog das Bild der Flut.

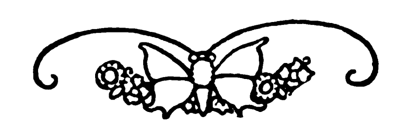
Verschwunden war die ewige Linie des Horizonts, verschwunden die Schau der bald ruhenden, bald bewegten Fläche drunten, man sah nicht mehr das Meer, man sah nur Wogen . . . Wogen . . . Wogen. Und jede einzelne reckte sich ruhig und riesig auf aus dem grauen brodelnden Grunde, wuchs ruhig und riesig, grollte heran, vor ihrem Schritt öffnete sich eine greulich klaffende Tiefe, dräuender hob sich das Wellenhaupt, spie, sprühte Schaum, warf sich plötzlich brüllend vornüber, der ganze mächtige Wasserleib krachte hinterher, grünschillernd vertobte, verzuckte das sterbende Ungeheuer am Strande. Und immer neue — neue —

Germaine starrte in das Graus hinein — ein — zwei — drei Sekunden. Ihr Herz schrie lauter als die Wellenwölfe. Dann saß sie plötzlich auf dem Geländer, warf die Beine hinüber, stand aufrecht drüben, schoß einen einzigen Blick zurück; der sagte: Ich bin dein — keine Stunde nach dieser — mir nach — komm!

Dann warf sie die Arme hoch und stürzte sich den anstürmenden Wogen entgegen. Sie wußte: er folgt mir!

Sie fühlte sich von ungeheuren Kräften gepackt und ruhig, unwiderstehlich emporgehoben. Und da — da — da spürte sie auch schon eine greifende, klammernde Hand an ihrer Schulter, und es jauchzte in ihr: Er ist gekommen! — er ist mit mir!

Sie griff mit beiden Armen durch den Strudel, griff seine Arme, wollte weiter tasten, nach Brust und Haupt — aber schon war es vorbei — ein Krachen, noch wilder als zuvor, erschütterte den festen Bau der Estrade, und mit der überschlagenden Welle rollten zwei zerschmetterte Menschenleiber an den Strand.



Amsel im Schnee.

Erzählung
von
Georg Mengs
(Gertrud Büstorff).

---

1. Kapitel.

„Armer Onkel Ferdinand, jetzt kommt nach dem langen Brief auch noch die leidige Nachschrift. Aber was hilft's? Der Brief war gestern abend gerade beendet, als Hans-Kurt mit dem Schlitten und unserem Gast von der Bahn heimkehrte — fast eine Stunde Verspätung infolge starken Schneefalls — und uns diese Überraschung bereitete, die in unserem stillen, winterlichen Leben ein Ereignis bedeutet, und da du alles aus diesem Leben wissen willst, so höre:

Im tiefen Schnee, ganz erstarrt und erschöpft, hat Hans-Kurt auf dem Heimweg eine Mutter mit ihrem reizenden, kleinen Mädchen gefunden.

Die Frau, die mit dem Kinde gerade rastete, hat ihn nicht um Aufnahme gebeten, denn, so arm sie scheint, sie sieht nicht aus, als sei sie gewohnt, bittend am Weg zu stehen.

Aber da er sie schon von weitem mit seinen scharfen Augen bemerkt, so hat er sie, den Schlitten anhaltend, gefragt, wohin des Wegs.

Wie er hörte, daß sie auch ins Dorf wollten und sah, daß beide mit ihren Kräften zu Ende waren, hat er das Kind in den Schlitten gehoben, der Mutter nachgeholfen und sie wohlverpackt zu uns ins Schloß gebracht.

Nun haben sie hoffentlich gut geschlafen — draußen schneite es die ganze Nacht — und da sich die Erschöpften gründlich ausruhen sollten, so habe ich heut früh noch nichts von ihnen gehört und gesehen und weiß nur kurz ihre Geschichte:

Die junge Frau ist die Tochter eines Dorfschullehrers aus dem Württembergischen. Die Mutter starb früh, Geschwister starben auch oder gingen in die Fremde. Sie, die jüngste, und sicherlich die schönste, blieb allein mit dem stillen, wortkargen Vater.

Das Dorf verwandelte sich in einen Badeort; mit der üblichen Kurkapelle kam ein junger Geiger, Paul Ams, mit dem der Lehrer oftmals daheim musizierte; dabei sah er nicht, daß sich die beiden jungen Leute ineinander verliebten, und da er gegen die Heirat war, so gingen sie heimlich auf und davon.

Das bringt kein Glück; aber zuerst ging es ihnen doch ganz gut. Da kam dem Geiger mit einer kleinen Erbschaft der Ehrgeiz: nun er die Mittel habe, wolle er sich zu einem „großen Künstler" ausbilden.

Um zu studieren, ging er mit Frau und Kind erst nach Paris, dann nach Berlin. Das Geld schwand hin, ein Konzert, das er in Berlin gab, mißglückte total; es war kaum ein Mensch darin, nicht einmal seine Frau; die wachte bei dem fiebernden Kind. Am nächsten Tag ward er von der Kritik aufs übelste behandelt. Da verlor er den Kopf; sein Glück zu versuchen, ging er auf und davon, ließ Mutter und Kind fast mittellos zurück mit dem schriftlichen Rat, die Frau sollte, da auch ihr Vater tot, seine Pflegemutter, die Base Ams, die in unserem Dorf wohnt, aufsuchen.

Jahrelang hat die zu ihrem Kummer nichts mehr von ihrem schönen, leichtfertigen Neffen gehört — früh verwaist ward er von ihr aufgenommen — nun erkrankte sie im Winter und ward vor einigen Monden begraben.

Aber die beiden sollen nicht verlassen sein. Hans-Kurt und ich möchten sie am liebsten im Schloß behalten, denn du machst dir keinen Begriff, wie unbeschreiblich anziehend die Mutter, wie entzückend das kleine blonde Mädchen ist.

Wenig älter als meine Hildegard, erinnert mich das „Amselchen", wie sie sich nach ihres Vaters Namen Ams nennt, an das heißgeliebte frühverstorbene Kind.

Dies alles gibt auch Mama zu, ist aber diesmal gegen uns und will nicht, daß die Findlinge im Schloß bleiben. Beide würden nicht wissen, wohin sie gehörten. Aus ihrer Sphäre herausgerissen, würden sie eine Zwitterstellung einnehmen, das Kind würde von den einen grenzenlos verwöhnt, von den anderen scheel angesehen werden: soll das arme Musikantenkind als Gräfin erzogen werden?

In ihrer Klugheit und Güte weiß sie schon einen Ausweg: für beide wird bestens gesorgt; sie sollen bei Frau Birke untergebracht werden. Die gute, verständige Alte fühlt sich einsam seit ihres Mannes Tod und hat ein Zimmer in ihrem kleinen Häuschen frei. Hat sich die junge Frau erst erholt, so wird sie, wie es ihr höchster Wunsch, mit ihren geschickten Händen auch verdienen können. Heut vormittag wollen wir alles mit ihr besprechen.

Möchte sich alles zum guten wenden, was Hans-Kurt so brav begonnen.

Ich bin glücklich über jeden neuen Beweis, daß er das Herz auf dem rechten Fleck hat und meinem geliebten Toten, seinem Vater, immer ähnlicher wird. Mit Schrecken denke ich oft daran, daß er nächsten Herbst aufs Gymnasium soll — kindisch wirst du sagen, die Stadt ist nicht weit, nein, aber dann habe ich ihn nicht mehr so wie jetzt.

Du weißt, wie innig wir stehen — erst Spielkameraden — ich war ja noch so jung, als er zur Welt kam — jetzt Freunde und oft noch rechte Kindsköpfe. Gottlob, daß wir Mama haben; sie ist unsere irdische Vorsicht, unser Verstand, unsere Seele.

Wir haben einen köstlichen Winter, klare Tage, viel Eis und Schnee.

Bringen auch Frühling und Sommer mehr Leben, ich habe nichts in dieser Einsamkeit vermißt. Schrecklich ist es mir nur, wenn Mama von Veränderungen spricht, die einmal kommen könnten: wenn sie stürbe oder ich wieder heiratete!

Als ob sie, die gesund und geistig frischer denn je, vom Sterben zu reden brauchte, und als ob ihr Sohn jemals einen Nachfolger finden könnte!

Meine Seele denkt nicht daran! Ich bin glücklich und zufrieden in unseren Bergen, mit Mutter und Sohn."

Während die schöne, blonde Gräfin so eifrig mit Schreiben beschäftigt war, stand das kleine Mädchen, das „Amselchen", fertig angekleidet am Fenster. Die Ärmchen auf das Fensterbrett gestützt, schaute es in den beschneiten Park hinaus und ahnte nicht, wie elend, zum Sterben elend, sich die Mutter fühlte. Auch gab es so viel zu sehen.

Da war der Futterplatz für die Vögel; von allen Seiten flatteren sie herbei; irgend jemand hatte schon den Schnee weggefegt, den Tisch gedeckt. An den Zweigen der großen Tanne hing allerlei drolliges Zeug: Speckschwarten und Säckchen mit Nüssen. Die kleinen bunten Meisen krallten sich daran fest, pickten und schaukelten sich lustig, indem sie ihre Mahlzeiten hielten; es war zum totlachen.

Blütenweiß lag der Schnee auf Wegen und Tannenzweigen, dazu schien die Sonne hell und klar, daß er blitzte und funkelte, anders als in der Großstadt, wo ihn Tausende von schmutzigen Füßen zerwühlten und zertraten.

Jetzt aber kam ein großer, bunter Vogel angeflogen, wie das Kind noch nie einen gesehen, ein rechter Märchenvogel. Und das Kind jubelte und klatschte in die Hände:

„Mutter, lieb' Mutter, komm doch nur einmal, und sieh — es ist zu schön!"

Da aber alles still blieb, wandte sie sich um und sah, wie die Mutter mit geschlossenen Augen, den Kopf gegen die hohe Stuhllehne gestützt, dasaß; ihr langes, dunkles Haar war aufgelöst, und die Hände ruhten mit dem Kamm im Schoß. Sie lief gleich zur Mutter hin.

„Bist du so müd', Mutterlieb? Du kämmst dich ja schon so lange."

Sie öffnete die Augen.

„Ja, Liebling, ich bin so schrecklich müde. Das Haar ist auch so schwer und lang — du hast es viel besser mit deinen blonden Löckchen, weißt du," sie lächelte, „ich sollt' es abschneiden."

„Nein, Mütterchen, nein," das Kind kletterte auf ihren Schoß, schlang die Ärmchen um ihren Hals, „jetzt bin ich noch zu klein; später flecht' und kämm' ich dir dein Haar so schön — so schön."

Und da sie ihr Antlitz an das der Mutter schmiegte, fühlte sie, wie Tränen über deren Wangen rannen, herzte und küßte sie.

„Wein' nicht, Mutterlieb' s'ist ja so schön hier."

In dem Augenblick klopfte es an die Tür; die alte Dienerin der Gräfin brachte das Frühstück, half mitleidig der Müden ihr Haar zu machen und sagte ihr, sie möchte sich gegen zwölf Uhr bei der gnädigen Herrschaft einfinden; die Damen wollten das weitere mit ihr besprechen. Dabei beschied sie ihr das Zimmer, in dem sie erwartet wurde. Es war gewiß ein kurzer Weg. Ihr schien er endlos, über lange Treppen, durch weite Gänge — endlos — sie würde gar nicht bis dahin kommen — es war unmöglich. Nur wenn sie daran dachte, schwindelte ihr schon.

Und sie hatte auch nur halb zugehört. Die Stimme der Alten griff sie an, ermüdete sie. Gottlob, jetzt ging sie fort, und sie lächelte ihr zu.

„Mütterchen, iß doch", bat das Kind.

Sie lächelte wieder und versprach es.

Wenn sie nur nicht solches Grauen vor dem Essen hätte!

Aber vielleicht tat sie besser daran, sich zu zwingen und dann ein paar Stunden noch zu ruhen. Die Nacht war schlecht gewesen.

Was wollten sie mit ihr besprechen? Ihr Schicksal natürlich. Aber sie hatte jetzt nur ein Verlangen, daß sie kein Wort zu reden und zu hören brauchte, daß sie endlos schlafen und ruhen könnte — lange — lange.

Wenn sie nur nicht krank würde, schwerkrank!

Eine große Angst überkam sie, diesen Menschen, die sie so gütig aufgenommen, gleich zur Last zu fallen. Und was sollte aus dem Kind werden, wenn sie jetzt starb?

Diese Fremden waren so gütig; aber es waren doch Fremde.

Gott, im Himmel, laß mich bei dem Kind, oder laß es mit mir gehen!

Wenn wir beide gestern im Schnee gestorben wären, es wär' ja das beste gewesen!

War sie wirklich erst gestern, die schreckliche Nacht?

Wie dankbar ich doch sein muß!

Aber wenn ich nur nicht im Schloß zu bleiben brauchte!

Wenn ich mit Evchen nur ein winzig Zimmerchen hätte bei einer Bäuerin im Dorf, in einem Haus, so klein und still, wie es das des Vaters gewesen!

Hätte sie je geahnt, daß sie noch einmal mit solch heißer Sehnsucht daran zurückdenken würde?

Nur nicht im Schloß bleiben! Wenn ich stürbe, soll das Kind von der Herrschaft verwöhnt, von den Untergebenen herumgestoßen werden?

Als das Kind im Park war, ruhte sie sich eine Zeitlang; aber ihr Kopf ruhte nicht. Die Gedanken kamen und gingen wie im Hirn einer Fiebernden. Dann raffte sie sich auf, um den Gang zu den gräflichen Frauen anzutreten.

Zuerst saß sie ihnen ganz gleichgültig gegenüber; als sie aber hörte, daß man ihren heimlichen Wunsch erfüllen, ihr ein bescheidenes Heim bereiten wollte, in dem sie später für sich und das Kind verdienen könnte, da geschah's wie ein Wunder: sie belebte sich; es war, als hätte sie jetzt schon alles abgeschüttelt, fühlte sich kräftig und gesund. Überströmend war ihre Dankbarkeit, und als die junge Gräfin ihr vorschlug, sie solle noch kurze Zeit im Schloß bleiben, sich gründlich ausruhen, da bat und drängte sie, man möge sie heut schon übersiedeln lassen, es sei ja so einfach, sie brauche nur das Kind an die Hand zu nehmen und ins Dorf zu gehen; den kleinen Koffer könnte ihr vielleicht jemand von der Bahn abholen. So lebhaft drängte sie, daß die junge Gräfin sagte:

„Liebe Frau Ams, es wäre Ihnen im Schlosse auch nicht schlecht gegangen."

„Nein — nein — nur zu gut — die Damen sind engelsgut; aber ich gehe mit dem Kind besser dahin, wohin ich gehöre."

Da schwebte ein feines, gütiges Lächeln um die Lippen der alten Gräfin, als sie zur Schwiegertochter hinübersah.

Nur vorübergehend hatte die freudige Erregung die Müde belebt; sie war froh, als nachmittags für sie und das Kind der Schlitten angespannt wurde. Das Kind jubelte über die kurze Fahrt an dem hellen Wintertag, und Frau Birke stand vor ihrem Haus und schaute nach ihren Gästen aus; noch waren sie ihr unbekannt; aber die Schilderungen der beiden Gräfinnen hatten ihr genügt. Die Base Ams war ihr befreundet gewesen, auch den „leichtfertigen, schönen Bub" hatte sie gekannt, und

das Unheil, das er angerichtet, hatte sie so empört, daß Gräfin Hilda sie ermahnt, sie solle die junge Frau weder mit ihren Fragen noch ihrem Bedauern erregen.

Als der Schlitten vor dem Haus hielt, kam sie rasch die Stufen herab; ein schwarzer Pudel sprang hinter ihr drein und bellend an den Pferden empor.

Zuerst kam Evchen aus dem Schlitten.

„Bist du Mutter Birke?"

Sie war eine rundliche, sehr saubere Frau mit hellen, freundlichen Augen und graublondem Haar.

„Ja freilich, mein lieb's Maidli."

Und als sie sich ein wenig bückte, schlang das Kind die Arme um ihren Hals und küßte sie. Damit war ihr Herz gleich gewonnen. Aber die bleiche, junge Frau im Schlitten hatte Mühe, die schwere Pelzdecke zu heben; rasch trat sie herzu, ihr zu helfen.

Das war Paul Ams' Weib! Seit Jahren wie verschollen, hatte es einmal geheißen, er sei mit einem leichtfertigen, jungen Ding auf und davongegangen.

Du lieber Gott, das schöne, junge Blut mit den ernsten, dunkeln Augen, das war wohl sein Lebtag nicht „leichtfertig" gewesen!

Wie heimisch war das kleine Zimmer zu ebener Erde mit der weißen Diele und den schneeweißen Gardinen an den Fenstern!

Im Kachelofen knisterte ein lustiges Holzfeuer, und auf dem Fensterbrett stand ein Blumenstock, ganz übersät mit purpurroten Blüten, gerade wie daheim; „brennende Liebe" hieß dort die Blume.

Frau Birke drängte die junge Frau, sie solle gleich zu Bette gehen. Die hatte kein sehnlicheres Verlangen; aber beim Auskleiden schon packte sie ein heftiger Schüttelfrost, und als Frau Birke später ins Zimmer kam, dünkte sie in dem fahlen, winterlichen Dämmerlicht das feine Antlitz so scharf, so unheimlich verändert, daß sie, rasch entschlossen, dem Kind die Weisung gab, es solle brav am Bett der Mutter bleiben, sie wolle nur aufs Schloß und käme bald zurück.

Dort pflegte um diese Zeit der Arzt oft vorzusprechen, ehe er heimkehrte in das nahegelegene Städtchen; sie wollte bitten, daß er heute abend noch oder morgen früh gleich nach der Kranken sähe.

Unterdessen saß das verlassene Amselchen am Bett der Mutter still, ein wenig verschüchtert, die Händchen in die Schürze gewickelt. Es war so totenstill ringsum, der Raum so fremd, und die Mutter lag so teilnahmlos, so verändert da, als fragte sie nichts nach ihrem Kind, nichts nach der ganzen Welt. Das knisternde, flammende Holzfeuer im Ofen, die roten Blumen am Fenster schienen das einzig Fröhliche in diesem Raum.

Das Kind kletterte auf den Stuhl am Fenster und schaute auf die verschneite Landstraße; auch sie war einsam und still. Jenseits der Straße lagen schneebedeckte Wiesen, grenzten an den Waldesrand. Über den Tannen stand am blaßblauen Abendhimmel ein strahlender Stern; kleinere hoben an zu funkeln, leuchteten allmählich auf. Und wie das Kind einen nach dem andern entdeckte, vergaß es sich ein Weilchen, bis ihm von neuem bänglich ward und es sich nach der Mutter umwandte, ob sie nicht ein Wort nur sagen wollte?

Aber die lag still, unbeweglich, mit gesenkten Lidern. Das flammende Feuer beleuchtete ihr Antlitz, verbreitete allein noch Licht in dem dunkler werdenden Stübchen und dünkte das Kind unheimlich feuerrot, nachdem es so lange in die weiße Dämmerung hinausgeblickt.

Es ging leise ans Bett; das war ein echtes, hohes Bauernbett, und Evchen mußte sich auf die Zehen stellen, wollte es der Mutter recht ins Antlitz sehen. Dann faßte sie nach ihrer Hand, drückte sie an ihr kühles Gesichtchen.

„Wie heiß ist deine Hand! Bist du so schön warm, Mutterlieb?"

„Bist du da, mein Liebling — mein einzig geliebter?"

Aber die Gedanken des jungen, kranken Weibes hoben an zu wandern — weit fort.

„Ich dachte, du wärst nicht hier — weit — weit, beim Vater — er spielt auf der Geige und das Amselchen tanzt.

Tanz' einmal wieder — du hast es so lang' nicht getan."

Das Holz war zusammengebrannt; düster war die Glut; aber das Kind, das schon von kleinauf der Mutter so geschickt zu helfen wußte, schob vorsichtig Holz in den Ofen. Bald flammte das Feuer wieder hellauf. Nur nach dem Tanzen stand ihm nicht der Sinn, so bang und be-

klommen war ihm ums Herz. Aber endlich faßte es doch sein Röckchen und begann sich beim Schein des Feuers zu drehen, kaum einige Minuten, denn die Phantasierende, die es gar nicht beachtete, hob von neuem an:

„Hörst du — jetzt spielt er wieder — ganz von fern — so fein — so süß — die „Träumerei“ — in der Abendstunde, draußen im Garten, hört' ich die so gern.“

Das Kind hielt im Tanz inne, horchte auf mit weitgeöffneten Augen, das Fingerchen an den Lippen.

Spielt wirklich jemand vor dem Haus? Ist der Vater von der Bahn gekommen, will er auch zur Base Ams? Steht er draußen im kalten Schnee und spielt?

Aber sie hört nichts, wie sie sich auch anstrengt, und sie fürchtet sich, durchs Fenster zu sehen, hockt sich still und verschüchtert auf ein niedriges Schemelchen am Fußende des Bettes. Das Feuer ist herabgebrannt; sie hat keine Lust mehr, die Glut zu schüren. Müde schläft sie im Dunkel neben dem Bett der Mutter ein.

Von einem Lichtschein wachte sie auf. Frau Birke hielt eine Lampe in der Hand; ein großer stattlicher Mann in einem Pelz stand neben ihr; freundlich schaute er auf das schlafende Kind herab.

„Also du bist das Amselchen, von dem ich heut schon gehört, und ich bin der Doktor und will nach deiner Mutter sehen.“

„Gelt, und du machst mein Mutterlieb gesund?“

„Ja freilich, mein Kind.“

Und er legte zärtlich die Hand auf das blonde Köpfchen, denn er liebte Kinder sehr und litt insgeheim darunter, daß ihm nach sechsjähriger Ehe noch keins geboren ward.

Da er die Kranke untersuchte, wurden seine Züge immer ernster. Das Fieber war hoch, der eine Lungenflügel angegriffen; er gab Frau Birke genaue Verhaltungsmaßregeln, und als er später durch das verschneite Land dem heimischen Städtchen zufuhr, dachte er unaufhörlich an Mutter und Kind.

Er hatte an diesem Nachmittag auf dem Schloß nicht mehr vorsprechen können. Zufällig hatte er Frau Birke unterwegs getroffen.

Zerstreut, eines Schwerkranken gedenkend, hatte er ihrer etwas umständlichen Erzählung zugehört, jetzt aber interessierte ihn nicht nur die Krankheit seiner Patientin, sondern auch ihr Schicksal.

Morgen sollten es ihm die gräflichen Frauen ausführlich erzählen, und besser wollte er zuhören. Denn wo hatte er dies süße, feine Antlitz, von seidenweichem, schwarzem Haar umrahmt, schon einmal gesehen?

Oder hatte ihn nur eine Ähnlichkeit genarrt?

Die Pferde scheuten vor einem Handkarren, der, mit Reisig beladen, am Wege stand, so daß der Schlitten zur Seite flog. Der Kutscher, der eingedußelt, fuhr auf, zog die Zügel fester und griff zur Peitsche.

Es war bitterkalt; am schwarzblauen Himmel stand der Mond, die Sterne leuchteten und funkelten, wie sie nur in klaren Winternächten glänzen.

Ein fallender Stern spann einen langen goldenen Faden über den Himmel und erlosch. War das junge Weib auch solch ein verlöschend Licht?

Wer von uns kann sich rühmen, daß er als Stern am Himmel geglänzt, goldene Fäden gesponnen und schmerzlos erloschen? Diese sah nicht aus, als hätte sie „goldene Fäden“ gesponnen.

Dem blonden Kind, dem lachte noch das Leben. Sonne, Mond und alle Sterne leuchteten nur ihm zur Lust. Der Mutter mochten sie auch einmal so geleuchtet haben.

Wo bin ich ihr begegnet?

Duftete nicht der Flieder süß und schwer, und war nicht der elterliche Pfarrgarten in jenem Frühling mit Blumen überschüttet gewesen wie nie zuvor? Nie wieder hatte er sich in solche Wolken von Duft und Farbe gehüllt. Ein köstlicher Garten, wenn im Frühling Goldregen und Flieder, im Sommer und Herbst all die altmodischen Blumen auf den buchsbaumumsäumten Beeten blühten! In seinem Heim in der kleinen Stadt hatte er sich bemüht, ihn nachzuahmen, war nur ein schwaches Abbild geworden dieses köstlichen Gartens.

Wie üppig die Pfingstrosen damals am Wege blühten, purpurrote, rosa und mattweiße! Wenn ein sanfter Frühlingsregen herniedergeträufelt war, so hatte sich das Wasser in den Blättern der vollerblühten Blumen gesammelt,

und als Kinder hatten sie die paar Tropfen wie aus winzigen, feinen Schalen geschlürft und gesagt, sie tränken Nektar.

Seitdem hatte er keinen Nektar mehr getrunken, und er war damals auch kein Kind mehr gewesen, er hatte vor kurzem seinen Doktor gemacht und wandelte gedankenschwer an jenem Frühlingstag im väterlichen Garten, als ihm, den breiten Mittelweg herauf, die reizende Josephine, die Lehrerstochter, entgegengeschritten kam, die Schönste im ganzen Dorf, und ob sie wohl sehr ernst blicken konnte, doch eine lustige Seele, denn keine wußte so trefflich und keck Neckereien zu erwidern, keine tanzte so reizend und sang so hell.

Mit der rechten Hand hielt sie zierlich ihr Schürzchen zusammengerafft, und als sie vor ihm stehen geblieben war, hatte sie ihm gezeigt, daß es eine Fülle kaum erblühter Pfingstrosen barg, die ihr die Pfarrfrau geschenkt, das Grab der Mutter zu schmücken.

Und jetzt wußte er's mit einem Male: Sie war's gewesen, die der mitleidige Grafensohn mit ihrem Kinde im Schnee gefunden!

So wie an jenem Frühlingstag hatte er sie nie wiedergesehen. Im nächsten Frühjahr, da sein Vater gestorben, war er nur ins Dorf gekommen, um der Mutter beim Umzug behilflich zu sein, und da er nochmals nach Jahren wiedergekehrt, war auch der Lehrer tot, und die schöne Josephine, hatt' es geheißen, sei mit einem Musikanten „durchgegangen".

Gedachte er des grämlichen Schulmeisters, der es nie verstanden hatte, Freude am Leben und seinem blühenden Kind zu zeigen, so konnte er es wohl begreifen, daß ihr das Leben daheim zu freudlos geworden, zumal ihm glaubwürdige Leute versicherten, der Vater hätte sie zwingen wollen, einen älteren, vermögenden Mann zu heiraten, der ihr im höchsten Grade zuwider gewesen.

Der Doktor hatte sich so in seine Gedanken eingesponnen, daß er erstaunt aufblickte, als der Schlitten vor seinem Hause hielt, verwundert schier, daß beschneite Zweige und nicht Flieder und Goldregen über die Gartenmauer hingen. Sobald als möglich, wollte er am folgenden Tag nach der Kranken sehen.

Es ging ihr nicht gut; er fand den zweiten Lungenflügel ebenfalls angegriffen, sie dürfe die Nacht nicht allein bleiben, er würde für eine Pflegerin sorgen, für eine „Schwester" aus dem Dorf oder der Stadt. Frau Birke solle mit dem Kind in der Stube nebenan schlafen.

Ernst und schwer waren seine Gedanken, da er die Kranke verlassen hatte und in seinem Schlitten weiterfuhr.

Sollt' es ihm nicht gelingen, ihr Leben zu erhalten? Dies war das schwerste in seinem Beruf: die eigene Ohnmacht erkennen müssen, da, wo er helfen wollte um jeden Preis.

Er hatte sich entsetzt, da er heut bei hellem Tageslicht zum erstenmal die Kranke gesehen; wie furchtbar verändert und abgemagert sah sie aus!

Gestern, beim unsicheren Schein der Lampe, hatte er die Verheerungen nicht so wahrgenommen wie heute, hatte in der Kranken noch jene Gestalt zu erkennen vermocht, die ihm damals in aller Jugendschöne entgegengeschritten war; heute, meinte er bei sich, wär' er's kaum imstande gewesen.

Wo waren sie hin, die lachenden Lippen, die strahlenden Augen, der leichte Schritt? Verweht, vergangen wie die blühenden Blumen, die sie damals im Pfarrgarten gepflückt.

Und wenn sie starb, was wurde aus dem Kind?

Das war ganz ahnungslos, und ward rosiger und glücklicher von Tag zu Tag, denn dieser schöne, eisige Winter, der erste, den es in den Bergen erlebte, brachte ihm der Freuden so viele, und so schwelgte es in diesen neuen Freuden, daß es eines Tages zu dem jungen Grafensohn, mit dem es vom Rodeln heimkehrte, sagte: „Hans-Kurt, ich wollte, es wär' immer Winter in den Bergen."

Der lachte hell auf.

„Du bist nicht gescheit. Du sollst einmal sehen, wie schön erst der Frühling bei uns ist, der Sommer gar und hernach der Herbst."

Hans-Kurt liebte seine Heimat sehr und verachtete die Stadt. Tausendmal lieber wollte er als Bauer in seinem Dorf leben, denn als Graf in der Stadt.

Und jedesmal fast, wenn die Kinder zusammenkamen, mußte Hans-Kurt daraufhin vom Frühling oder Sommer erzählen, und wenn er dachte, jetzt sei's genug, dann fing Evchen erst recht mit Fragen an:

„Bitte, Hans-Kurt, erzähl' das noch einmal: wo ist der Bach, aus dem abends die Rehe trinken, und wo die Waldwiese, wo du sie hast spielen sehen?

Wo blühen die schönsten Veilchen und die größten Anemonen?

Und wo hast du im vorigen Frühjahr den Buntspecht gesehen? Hämmert er wirklich so laut an die Bäume?

Und auf den Kuckuck, Hans-Kurt, freue ich mich schrecklich.

Und, bitte, Hans-Kurt, sag' mir noch eins: nicht wahr, mein Mutterlieb, das wird doch im Frühling, wenn die Sonne so schön warm scheint, ganz gesund werden und mit mir in den Wald gehen."

Das konnte nun Hans-Kurt nicht wissen; aber er versprach es und beteuerte es, ihre Mutter würde gesund werden, Mutter und Großmutter sagten es, und alle Leute im Dorf, nur der Frühling müßte kommen, der Frühling!

---

2. Kapitel.

Und der Frühling kam. Nach dem strengen Winter, der so recht wie ein schöner, temperamentvoller Weißbart aufgetreten war, stieg ein kraftvoller, herrlicher Jüngling über die Berge; das war der Frühling.

Und die alte, geliebte Erde wurde wieder ganz jung. Mit einer Schönheit und Macht keimte das junge Leben aus ihrem Schoß empor zum Licht, als hätte sie es gar nicht mehr erwarten können, die schwere, weiße Decke abzuschütteln und sich dem Frühling in die Arme zu werfen.

Sie strahlte nur so in ihrem Blütenschmuck, den Gelehrten zum Trotz, die der ewig Schönen und ewig Jungen immer wieder nachrechneten, wie sie schon Tausende und Tausende von Jahren alt sei, ja, es ließe sich überhaupt nicht mehr ausrechnen, so alt sei sie, und wie sie sich abgekühlt hätte, und was der wenig erfreulichen Eigenschaften mehr waren.

Sie aber lachte darüber und schmückte sich schöner mit jedem Tag und merkte nichts von ihrer „Abkühlung" — noch immer rann das alte Feuer in ihren Adern — und die Alten, die es verstanden, mit ihr jung zu werden, und die Jungen, die das nicht nötig hatten, die merkten es auch nicht, und denen streute sie die schönsten Blumen vor die Füße.

Und der Frühlingswind strich diesmal wirklich kosend über die zarten, grünen Blättchen, die noch ein wenig zag und zitternd an Baum und Gesträuch hingen, und über das feine kranke Antlitz von Frau Josephine Arns.

Die saß in einem bequemen Sessel, der ihr vom Schloß geschickt worden war, entweder in Frau Birkes Gärtchen in der Sonne oder in der Stube, je nach dem Wetter oder der Tageszeit. Sie hatte die Lungenentzündung wohl überwunden; aber das Fieber hatte sich in dem zarten Körper eingenistet und wollte nicht weichen.

Sie phantasierte nicht mehr, hörte nicht mehr die Geigentöne ihres Mannes, sie war ganz klar — nur zu klar.

Sie wußte jetzt ganz genau, wer der Arzt war, der sie so treulich besuchte und ihr doch nicht helfen konnte.

Dankbar war sie, daß es „einer von zu Haus" war, denn diese Heimat, der sie einmal entflohen, war ihr im Lauf der Jahre mächtig ans Herz gewachsen, und sie freute sich, daß sie mit jemand, der auch so vertraut dort war, darüber reden konnte, ehe sie in jene andere Heimat übersiedelte, da uns Weg und Steg ganz unbekannt, und wir nicht wissen, ob wir einen freundlichen Führer finden, oder einen, mit dem wir im Geist noch einmal all die Wege durchlaufen können, die unser irdischer Fuß gewandert.

So hatte sie es eigentlich sehr gut, war ganz von Liebe und Sorge umgeben — ja — wenn sie nur nicht sterben müßte!

Es war ja ganz klar, sie führte mit dem Doktor eine Komödie auf: er täuschte ihr vor, daß sie gesund würde, und sie log, daß sie ihm glaubte.

Vielleicht wäre es auch rücksichtslos gewesen, hätte sie ihm geradeaus zu verstehen gegeben: Du bist mit deiner Macht zu Ende, ich muß ja doch sterben.

Aber einmal mußte sie mit ihm darüber sprechen.

Vielleicht sah sie auch wirklich klarer als er selbst.

Wenn sie doch nicht alles so brennend klar gesehen hätte, auch die Menschen, die in dem

kleinen Haus aus und ein gingen; es war, als seien alle Schleier von ihnen abgerissen, und sie könnte in ihren Seelen lesen.

Nach dieser Wissenschaft hatte sie früher nicht viel gefragt, oder sie hatte nur Gutes in die Menschenseelen hineingelesen, war so vertrauensselig gewesen wie die junge Gräfin auch.

Sie hätte sie manchmal an der Hand nehmen mögen, wie eine jüngere Schwester, um ihr, ehe sie von dannen ging, allerlei Ratschläge zu erteilen, so einen Extrakt all ihrer eigenen Erfahrungen.

Aber wenn sie reden wollte, fand sie die rechten Worte nicht, und sie dünkten sie nicht nur überflüssig, denn diese Frau war durch Reichtum und Stand doch ganz anders geschützt, als sie es je gewesen, sondern auch anmaßend.

Wer sich aber so daran gewöhnt, dem Tod in die Augen zu sehen, der fühlt sich schon gewissermaßen erhöht über all die anderen Menschenkinder, die noch so wichtig in der großen Komödie hier unten mitspielen, als wenn es gar keinen Aktschluß gäbe.

Und wie schön die Gräfin war!

Man mußte sie lieben, wenn sie nur über die Schwelle trat — alle liebten sie — und so jung schaute sie drein, obwohl ihr schlanker Bub schon beinah größer war als sie selbst. Hätte ihre Gestalt nicht jene weichen, frauenhaften Formen gehabt, man hätte die Gräfin für ein junges Mädchen halten können, so rot waren noch ihre Lippen, so rein und klar der Ausdruck ihrer Augen, so üppig das goldblonde Haar. Und doch hatte sie auch schon Schweres durchgemacht: sie hatte den Mann verloren, mit dem sie sehr glücklich gelebt — das sagten alle im Dorf — er sei zehn Jahre älter als sie und ein sehr gütiger, stattlicher Mann gewesen. Am Herzschlag, ohne Krankheit, war er plötzlich verschieden, so recht aus dem Leben herausgerissen.

Aufrichtig hatte sie ihn betrauert; an rauschenden Festen, an weiten Reisen hatte sie seitdem keine Freude mehr gehabt, war glücklich und zufrieden gewesen im Zusammenleben mit Mutter und Sohn.

Und auch das kleine Mädchen hatte sie verloren; wenn sie heute noch davon sprach, liefen ihr gleich wie einem Kind kristallhelle Tränen über die Wangen; aber Hans-Kurt wußte so gut zu trösten, und nach einer Viertelstunde konnte sie schon wieder fröhlich lachen und scherzen.

Viele sagten, es sei eine Torheit, daß die schöne, junge Frau, die schon sechs Jahre Witwe war, nicht wieder heiraten wollte, und sie hatten recht.

Nur mußte auch „der Rechte" kommen, ein Mann, der sie sehr liebte, und dem sie blindlings vertrauen konnte, wie ihrem ersten Gatten, denn es gibt Frauen, die am besten im Schutz eines Stärkeren leben.

Jetzt träumte sich Hans-Kurt mehr und mehr in den Gedanken hinein, daß er einmal der Mutter Schützer und Berater sein würde. Die Großmutter hatte ihn wohl aus Erziehungsgründen von klein auf darauf hingewiesen.

Vielleicht hatte die Kluge, die einen würdigen Nachfolger ihres Sohnes gern gesehen, damit einen kleinen Fehler begangen, denn Hans-Kurt hielt so zäh an dem Gedanken fest, daß er seine Mutter als sein eigenstes Eigentum betrachten lernte. Er liebte sie über alles wie sie ihn; sie war ihm Spielkameradin, Freundin, Schwester, Mutter.

„Wir sind beide deine Kinder", pflegte die junge Gräfin oft zu ihres Mannes Mutter zu sagen. Die war wohl die Seele des Ganzen.

Sie kam nur selten noch ins Dorf; aber einige Male war sie doch bei Frau Ams gewesen, das war eine Auszeichnung.

Wie vornehm sie aussah, die große, schlanke, ein wenig hagere Gestalt mit dem schneeweißen Haar, dem lilienfeinen Teint und den klugen blauen Augen!

Man spürte es so bald, daß man es hier mit einem Menschen zu tun hatte, der viele an Klugheit und Güte überragte.

Solange sie lebte, brauchte sich die arme Kranke nicht zu sorgen, daß ihr Kind falsch erzogen würde, aufs Schloß käme, um dann verhätschelt und verwöhnt, einsam im Kampf des Lebens zu stehen, wenn sich da oben einmal alles ändern sollte. Und außerdem handelte Frau Birke ganz im Sinn der alten Gräfin.

Die war ihr Orakel, und sie selbst war verständig und gut und liebte das Kind sehr. Aber sie war nicht mehr jung, und vielleicht würde einmal die Zeit kommen, da in des Kindes Seele Stimmen laut würden, ein heißes Sehnen, ein schwärmerisches Verlangen, das

Frau Birke nie, auch in der Jugend nicht, verstanden hätte, und das nur sie, die Mutter, hätte begreifen und darum auch dämpfen können, sie, die dann weit fort sein würde.

Aber war's nicht vielleicht töricht, dies Sorgen um eine ferne Zukunft, und kam nicht immer alles anders?

Und eigentlich interessierten sie all diese Menschen, die in Frau Birkes kleinem Haus aus und ein gingen, nur insofern, als sich ihr Leben mit dem des Kindes vermischte und sie sich fragte: welche Rolle könnten sie einmal in dessen Leben spielen? Sonst beschäftigten sie ihre Phantasie nicht anders als die Gestalten eines Buches, daß sie noch rasch zu Ende lesen mußte. Man mag wohl den und jenen darin liebgewinnen. Aber die rechte, blutwarme Liebe ist es nicht; sie hat schon etwas schattenhaftes.

Blutwarm, heiß war nur die Liebe zu dem Kind. So furchtbar schwer es war, so jung von dieser frühlingsschönen Erde Abschied zu nehmen, sie hätte doch ein wenig leichter den Fuß zu dieser Wanderung angesetzt, wenn das Kind nicht gewesen wäre, das war ihr Gedanke bei Tag und bei Nacht.

Sie litt unbeschreiblich und mochte es doch niemand verraten — denn sie konnte die Trostreden nicht hören — daß sie dies heißgeliebte Geschöpf allein zurücklassen mußte. Sie litt so darunter, daß ihr oft der verzweifelte Gedanke kam: wenn ich Evchen mitnehmen könnte!

Sie würde keine Ruhe im Tode finden! Und wenn dies verlassene Kind unglücklich würde, war es dann nicht so recht ein Opfer ihrer „törichten Ehe"?

Aber was wollte sie eigentlich?

Dies Kind war glückselig, daß es am Leben war, so glücklich, als hätte sie, die Mutter, ihm damit das köstlichste Geschenk gemacht.

Und dies mußte sie sich klarmachen: ihr Tod würde dem Kind bald nur wie ein Märlein erklingen; es war nicht in dem Alter, da der Schmerz seine furchtbar tiefen Furchen zieht.

Evchen war sehr viel bei der Mutter; die liebsten Spiele ließ sie ihr zuliebe im Stich, half bei der Pflege, soviel in ihren schwachen Kräften stand, und kam sie heim von Wald und Wiese, das Schürzchen voll duftender Veilchen, voll goldgelber Himmelschlüssel, die sie alle der Mutter mitgebracht, dann konnte sie nicht genug erzählen, was sie alles da draußen erlebt und gesehen hatte. Und mit solch sieghafter Gewißheit behauptete das Kind, zurzeit der Heuernte würde die Mutter gesund sein, daß diese sich zeitweise darüber vergaß und mit daran glaubte.

„Aber warum gerade zur Heuernte, Evchen?"

Das Kind machte es sich nicht klar, wie es selbst die Genesung immer weiter hinausschob; erst hatte es im Frühling sein sollen, jetzt in der Heuernte.

„Weil es dann so wunderschön ist, Mutterlieb. Hans-Kurt erzählt mir immer davon. Der freut sich so. Dann blühen alle Blumen, noch tausendmal mehr als jetzt."

Aber dann kommen die Männer mit den Sensen, mein Lieb, und mähen alle Blumen ab."

Und sie dachte an sich.

„Aber das Heu, Mutterlieb, das duftet dann so süß und fein, und die Linden blühen, sagt Hans-Kurt, und wir dürfen dann helfen und können uns auch im Heu kugeln und dürfen oben auf dem vollen Heuwagen mit heimfahren, und du bist dann draußen mit Mutter Birke und siehst zu.

„Freust du dich nicht auch, liebes, liebes Mütterchen?"

Und sie lächelte über dies glückliche Geschöpf, das noch im Frühling schwelgte und sich schon auf den Sommer freute und sagte:

„Ja, ich freue mich."

Und die Zeit der Heuernte rückte näher; schon fürchteten die Leute, sie würde wie so oft im Leben verregnen, denn trübes kaltes Wetter war ihr vorausgegangen, und sie hofften nur noch auf den Mondwechsel, nicht vergeblich, denn eines Abends stand die Mondsichel, silberig haarscharf an dem mattblauen Himmel, der sich von Westen aus aufgeklärt hatte. Und nun folgten wieder köstliche Tage. Aber der armen Kranken brachten sie keine Rettung mehr. Frau Birke war fest überzeugt gewesen, nur die naßkalte Witterung hätte ihr geschadet, denn sie hatte seitdem das Bett nicht mehr verlassen können, und heute an einem sonnenhellen Tag stand sie vor ihrem Häuschen und sah angstvoll nach dem Doktor aus. Jeden Tag war er letzthin gekommen; er würde doch um Gottes willen heute nicht fortbleiben.

Und als der Wagen endlich auftauchte, lief sie ihm in ihrer Angst entgegen.

Sie stirbt, Herr Doktor, sie stirbt, glaube ich!"

Mehr konnte sie nicht sagen und hielt schluchzend die Schürze an die Augen. Er sprach kein Wort und ging die Stufen hinan; seit Monden sah er es ja langsam verlöschen, dies junge Leben.

Sie lag totenbleich, unbeweglich in den Kissen. Am Fußende auf einem niedrigen Schemelchen saß das Kind. Es ahnte nicht, daß der Todesengel zu Häupten der Mutter stand; aber es sah doch blaß mit großen angstvollen Augen dem Doktor entgegen.

„Das Mutterlieb schläft", sagte Evchen, weil sie den schweren Atem hörte.

Er legte die Hand auf den blonden Lockenkopf; Erbarmen ließ ihn nicht zu Worte kommen. Dann neigte er sich über die Kranke.

„Josephine, der Doktor ist da. Wollen Sie ihm noch etwas sagen?"

„Ach ja", sie sprach wie im Traum, und es war, als sähe er zum letztenmal das süße Lächeln um ihre Lippen.

„Jetzt werde ich gesund — ganz gesund."

Eine Amsel schlug draußen auf dem Baum vor dem Haus; so süß und kraftvoll sang sie zu dem offenen Fenster herein. Das Kind atmete auf.

„Horch, Mutterlieb, wie die Amsel singt."

„Nein — die Geige singt — ganz fern."

Evchen sah mit fragenden Augen zum Doktor hin, als wollte sie wissen, ob sie die Mutter belehren sollte. Der legte den Finger an die Lippen und schüttelte den Kopf.

„Aber das Kind — Evchen — wo — wo?"

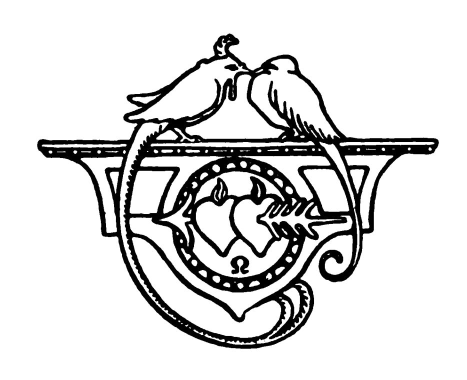
„Hier bin ich — ich habe lange hier gesessen, Mutterlieb — du hast mich nicht gekannt und nicht gesehen."

Da ging ein Zucken über des Mannes Antlitz, und da er sah, daß sich die Kranke aufrichten wollte, war er ihr behilflich, und stützte sie so, daß sie in den Kissen ruhen konnte.

Danach hob er das Kind empor und führte die tastende Hand, daß sie auf des Kindes Köpfchen zu liegen kam. Als er aber sah wie sich das Antlitz der Sterbenden, die er nicht aus den Augen gelassen, plötzlich veränderte, da nahm er Evchen herab, die drängte sich ängstlich an Frau Birke.

Und in des Arztes Armen verschied die junge Mutter, kampflos, verlöschte wie ein Licht. Er ließ sie in die Kissen zurückgleiten und schloß ihr die Augen. Eine Weile war es totenstill, bis Frau Birke laut aufschluchzte, und da das Kind sah, daß der Doktor die Brille abnahm und auch mit dem Tuch immer über die Augen fuhr, da hob es jammervoll zu schluchzen an.

(Fortsetzung folgt.)





Sturm.

Nachts fegt der Sturm durch meine Gassen
Und weckt mich: „Bruder, komm heraus!
Willst du die schönste Zeit verpassen?
Ein Leben gibt's in Saus und Braus!

Bist du nicht freudig mitgefahren
In jungen Tagen, als Vagant,
Und weißt du nicht, wie keck wir waren,
Zu jedem Schelmenstreich entbrannt?

Noch blühen tausend Abenteuer,
Und Sterne glüh'n verheißungsfroh —
Heraus mit jugendlichem Feuer,
Frischauf zum Jagen, horridoh!"

Ich winde mich: „Herr Sturm — seid gnädig,
Bin seßhaft nun — mich bannt mein Schwur,
Bin nicht wie früher los und ledig,
Und meine Flügel streifen nur —"

Da lacht der Sturm — ha, wie er lachte!
Daß es mir in die Augen beißt
Und mich, der wunschlos schon sich dachte,
Verlangend aus den Kissen reißt.

Er läßt mich nicht, ich muß ihm lauschen,
Dem Sieger, wie er vorwärts dringt,
Ich hör' sein Singen, Jubeln, Rauschen,
Das jedes starke Herz bezwingt.

Und eh' verklungen seine Weisen
Voll Feuergeist und Jugendlust,
Verebbt auch nicht das wilde Kreisen,
Der Aufruhr meiner wachen Brust.

Bernhard Schäfer.



Die Schwestern.

Novelle von Otto Orlishausen.

Im Kamin knisterte ein lustiges Feuer, und der Schein der Flamme huschte gespensterhaft über den Fußboden und die Wände des dunklen Zimmers. Er überflog zuweilen auch das Gesicht des Mannes, der nahe am Kamin in einem Lehnsessel saß und gedankenvoll in die Flamme blickte. Manchmal hob sich das Gesicht ein wenig, und es war, als glitte ein Lächeln darüber, aber sofort ging es wieder in düstere Falten über.

Jetzt ging die Zimmertüre, und das Licht wurde eingeschaltet.

„Bin ich erschrocken," sagte eine weibliche Stimme, „warum machst du denn kein Licht, Alfred."

„Weil es mir im Dunkeln besser gefiel", erwiderte der Mann, ohne sich umzuwenden.

„So werde ich denn das Licht wieder ausdrehen. Ich wollte dir nur sagen, daß ich schnell noch einmal in die Stadt muß. Wir haben etwas zu besorgen vergessen, — in einer Stunde bin ich wieder da. Sei du so gut und sieh nach, daß im Saal alles in Ordnung kommt."

Die Störung paßte dem Mann gar nicht. Er stand aber auf und sagte: „Geh ruhig, Erna, ich werde alles besorgen. — Wo ist übrigens Hede? —"

Diese Frage schien Frau Erna zu ärgern. „Was willst du denn schon wieder von Hede?" stieß sie erregt hervor.

„Was werde ich von Hede wollen? — Reg' dich nur ja nicht darüber auf."

„Den ganzen Tag geht es aber in einem fort: Wo ist Hede, was macht Hede, wie geht's Hede?"

Der Mann merkte, wo seine Frau hinauswollte, und hielt es für ratsam, zu schweigen.

Frau Erna ging aber noch nicht.

„Ich dachte schon lange," begann sie wieder, „dieser Doktor Buchner wäre eine ganz passende Partie für

Hede. Das Mädchen muß doch mal aus dem Hause, die jüngste ist Hede auch nicht mehr. Das mußt du doch begreifen, Alfred." —

„Ich begreife es ja auch", entgegnete Alfred Oertel in gereiztem Tone. Er hatte keine Lust, sich mit seiner Frau in ein Gespräch über diesen Gegenstand einzulassen. Da kam Erna ja doch wie gewöhnlich wieder vom Hundertsten ins Tausendste, und aus den Besorgungen, die sie noch vorhatte, wurde es nichts.

„Du mußt mit dem Doktor mal darüber sprechen", rief die Frau noch, indem sie das Zimmer verließ und die Tür nicht eben sanft zuschlug.

„Ich werde mich schönstens hüten", murmelte Oertel.

Er begab sich jetzt in sein Arbeitszimmer; denn es fiel ihm ein, daß er noch einen Brief zu erledigen hatte. Ein Blick nach der Uhr überzeugte ihn, daß die Zeit noch ausreichen würde. Es war wenig über fünf, und vor acht Uhr waren die Gäste nicht zu erwarten.

Im Arbeitszimmer duftete es nach Rosen, für die Jahreszeit ein ungewöhnliches Aroma.

Die Blumen hatte sicher Hede besorgt. Sie wußte, daß ihr Schwager die Blumen über alles liebte, und im Sommer stand immer ein frischer Strauß in seinem Zimmer. Der ausgedehnte Garten am Haus lieferte vom Frühling bis in den Spätherbst hinein seine duftenden Gaben, und jetzt im Winter, da mußten die Rosen wohl aus dem sonnigen Süden stammen.

Es währte nicht lange, da trat Hede ins Zimmer.

„Störe ich?" fragte sie leise.

„Keineswegs, komm nur näher", erwiderte der Schwager und sah von seiner Arbeit auf. Dabei bemerkte er, daß das Mädchen einen weiteren Rosenstrauß brachte.

„Wo hast du denn diese schönen Blumen her, Hede?"

„Wir hatten sie zum Ausschmücken der Tafel kommen lassen, und diese hier waren übrig."

Hede stellte eine Vase zurecht, füllte sie mit Wasser und steckte die Blumen hinein.

„Du hast doch die Rosen so gern, Alfred," sagte das Mädchen dabei, „und ich dachte daran. Eigentlich habe ich sie vom Tafelschmuck abgespart, weißt du? Überall habe ich eine Rose weniger genommen, als ich wollte, und dabei ist diese ganze Menge zusammengekommen."

„Du bist wohl gar nicht glücklich, Hede, wenn du nicht andere beglücken kannst?"

Das Mädchen bekam ein rotes Gesicht und wollte eiligst gehen, aber Oertel war vom Sitz aufgestanden und hielt es zurück.

„Was willst du denn noch?"

„Dir danken für deine Aufmerksamkeit, Hede. — Und dann, dich noch etwas fragen? Komm, setz' dich mal zu mir."

„Ich habe wirklich gar keine Zeit, Alfred. Du weißt doch, daß Erna nicht da ist, und in der Küche gibt es noch ungeheuer viel zu tun. — Du mußt mich für heute schon entschuldigen, wir können ja ein anderes Mal miteinander plaudern."

„Na, dann andermal", erwiderte Oertel und ließ Hedes Hand los. „Im übrigen," rief er der Gehenden noch nach, „wenn Buchner kommt, schicke ihn gleich zu mir her."

Es mochte eine Viertelstunde vergangen sein, und Oertel hatte seinen Brief beendet, da ging die Hausglocke, und einige Minuten später war Doktor Buchner im Zimmer seines Freundes.

„Ich bin gerade fertig," sagte der Hausherr, „wir wollen nach drüben gehen. Hier ist nämlich nicht geheizt." Damit ging er voran, und der Doktor folgte ihm in das trauliche Wohnzimmer.

„So, nun mach dir's bequem — hier ist das Sofa, hier sind Sessel, hier Stühle. Wähle dir, was du willst."

Nachdem beide Platz genommen hatten, drückte Oertel auf den Klingelknopf.

Im nächsten Augenblick erschien Hede in der Türöffnung.

„Wolltest du etwas, Alfred?"

„Ja, Hede. — Ist das Mädchen nicht da?"

„Da ist Minna schon, hat aber furchtbar viel Arbeit und ist auch gar nicht danach angezogen. Kann ich's nicht besorgen?"

„Nein Hede. Gib mir bitte die Kellerschlüssel."

„Ich gehe in den Keller, Alfred, was soll ich denn bringen?"

„Hör", begann Oertel jetzt, indem er sich vom Stuhl erhob, „ich bin ernstlich böse, wenn du mir die Schlüssel nicht gibst. Verstehst du, Hede."

Da löste die Schwägerin den Schlüsselbund vom Gürtel und reichte ihn Alfred.

„So, danke, und nun besorg bitte Gläser und unterhalte Herrn Buchner einstweilen. Ich bin gleich wieder hier." Hede entnahm einem Schrank einige Gläser. Dabei entglitt eins ihrer Hand und zerbrach klirrend auf dem Fußboden, worüber das Mädchen heftig erschrak.

„O Gott," rief sie, „was hat das zu bedeuten?"

Doktor Buchner bemühte sich, die Scherben aufzulesen.

„Das hat zu bedeuten," sagte er scherzhaft, „daß man aus diesem Glas nun nicht mehr trinken kann."

„Nein, nein, Herr Doktor. Es bedeutet sicher ein Unglück. Jedesmal hat's ein Unglück gegeben, wenn mir so etwas passierte — wenn doch Alfred käme."

„Könnte es nicht auch einmal ein größeres Glück bedeuten, gnädiges Fräulein?" meinte Buchner.

Eben kam auch Oertel wieder, mehrere Flaschen in den Händen.

„Was ist dir denn passiert?" fragte er gleich, an Hede gewandt, „du machst ja ein Gesicht, als ob dir die Petersilie verhagelt wäre!"

„Es ist ein Glas zerbrochen," antwortete Buchner statt Hede, „und nun meint deine Schwägerin, das bedeute ein Unglück."

„Unsinn," brummte Alfred Oertel, indem er sich daran machte, eine Flasche aufzuziehen, „nimm dir ein anderes Glas, Hede. Du trinkst doch eins mit."

„Nein, ich möchte nicht, mir ist der Wein zu schwer."

„Ich habe ganz leichten genommen, der wirft dich nicht gleich um. — Und, wenn du dich weigerst, Hede, dann bin ich wirklich böse."

„Du bist auch zu eigensinnig, Alfred!" sagte die Schwägerin, trat aber doch näher und nahm das gefüllte Glas.

„Finden Sie nicht auch, Herr Doktor, daß mein Schwager sehr eigensinnig ist", wandte sie sich an den Gast.

Der Doktor schien über etwas zu grübeln, hörte die Worte aber doch, und erwiderte, gezwungen lächelnd: „Ich muß sagen, gnädiges Fräulein, diesmal hat mir's gefallen an ihm."

„So, nun laßt uns aber erst mal trinken," begann Oertel und nahm sein Glas, „auf was wollen wir denn trinken, Hede, sag du's!"

Die Schwägerin überlegte einen Augenblick.

„Ich weiß, worauf wir trinken," sagte sie, „daß wir noch lange zusammenbleiben, Alfred, du und Erna und ich." — Die Stimme Hedes klang zitternd, als sie das sagte.

„Na, denn Prosit", riefen die beiden Männer, stießen mit dem Mädchen an und tranken. —

„Ein guter Tropfen zu einem guten Spruch", meinte Doktor Buchner und sah Hede fest an.

Sie errötete, entschuldigte sich mit dringlicher Arbeit und ging rasch.

„Da hast du sie schön verlegen gemacht", sagte Oertel und nahm sein Glas wieder zur Hand.

„Ich muß noch einen Schluck nehmen, Ernst —"

„Prosit. Also darauf, daß ihr noch lange zusammenbleibt, du und deine Frau und deine Schwägerin!"

„So war es ja wohl", erwiderte Oertel lachend. Ein merkwürdiger Trinkspruch. — Du hast ihn wohl gar nicht so recht gemerkt?"

„Ach Gott, wenn man alles so merken wollte, was gesprochen wird, Ernst. — Ein guter Spruch war's schon. Ist überhaupt ein kluges Mädel, die Hede!"

— „Du liebst sie!" —

„Unsinn", stieß Oertel hervor.

„Kein Unsinn", erwiderte der andere ernst, „ich weiß es."

„Ich allerdings nicht. Aber du mußt es ja besser wissen, als Doktor der Philosophie weiß der Mensch schließlich alles."

„Dann liebst du sie, ohne es zu wissen!" meinte Buchner.

Alfred Oertel, der bisher mit langen Schritten im Zimmer umhergegangen war, blieb jetzt vor seinem Freund stehen und lachte ihm ins Gesicht.

„Red' nicht solch albernes Zeug, Ernst, ich bitte dich", begann er, „Hede ist meine Schwägerin, ist seit Jahren in meinem Hause und gehört eben sozusagen mit zur Familie. Das sich das Fremde dabei verliert, ist doch selbstverständlich."

„Hm", erwiderte Buchner. „Du erzähltest mir vor einigen Tagen, daß ihr, du und deine Frau, euch einander von Tag zu Tag fremder würdet. — Es kam mir so in den Sinn, deine Schwägerin könnte der Grund dafür sein; denn ich glaube beinahe, sie liebt dich!"

„Da muß ich aber wirklich lachen, Ernst. Das ist zu köstlich. — Höre mal, Menschenkenntnis scheinst du noch nicht viel zu besitzen."

„Dann habe ich mich wohl getäuscht," sagte der Doktor, „das ist ja auch möglich."

„Natürlich hast du dich getäuscht!"

„Dann ist's gut. Ich bin schon wieder beruhigt." —

„Was hattest du denn überhaupt für einen Grund, dich zu beunruhigen? Du dachtest sicher, ich würde Dummheiten machen."

„Ja, das dachte ich," antwortete Doktor Buchner, „aber jetzt bin ich schon über den Gedanken hinweg. Verzeih mir!"

Er streckte seinem Freunde die Hand entgegen, die dieser ergriff und kräftig schüttelte.

„Ich bin dir überhaupt nicht böse gewesen. — Wir wollen auch nicht mehr davon reden. Trink nochmal, und dann krame endlich dein Geheimnis aus, mit dem du gestern so wichtig tatest. — Du wirst dich doch inzwischen darauf besonnen haben. Uebrigens eine sonderbare Geschichte, etwas so Wichtiges einfach zu vergessen."

Buchner lächelte.

„Ich wußte es gestern auch," sagte er, „ich wollte dir's nur nicht sagen."

„Aha, aber jetzt wirst du's sagen. — Oder halt, laß mich mal raten!"

„Bitte, wenn dir's Vergnügen macht!"

„Du bist verliebt!"

Buchner sprang vom Sitze auf. „Woher — weißt du das?" brachte er stockend hervor. —

„Ich hab's geraten. — Wer ist denn die Glückliche? Kenne ich sie?"

„Ja."

„Na, dann laß mich mal überlegen."

Alfred Oertel sann lange nach, kam aber zu keinem Resultat.

„Du mußt mir schon den Namen nennen," sagte er endlich, „ich kann überlegen, wie ich will, es fällt mir niemand ein. Du hast dich ja früher nie um das schöne Geschlecht gekümmert. Wer ist's denn?"

„Deine Schwägerin", erwiderte der Doktor.

„Was — die Hede?" . . .

„So heißt sie ja wohl . . . Nun, wie findest du meinen Geschmack?"

„Ich bin sprachlos," sagte Oertel, „daran hätte ich zu allerletzt gedacht."

„Es überrascht dich also?"

„Ich bitte dich! Wen soll das nicht überraschen. Vor drei Tagen kommst du hier an, zum ersten Male in deinem Leben. Man kennt dich von früher her als hartgesottenen Weiberfeind. Im Nu bist du in meine Schwägerin verliebt. — Kann man sich in drei Tagen überhaupt verlieben, frage ich?"

Doktor Buchner lehnte sich weit zurück im Sessel und blies die Rauchwolken der Zigarre in langen Zügen von sich, und lächelte statt einer Antwort.

„Du hältst es also selber für ein Rätsel", fragte Oertel erneut.

„Ganz und gar nicht", erwiderte der andere. „Im übrigen kenne ich deine Schwägerin fast ebensolange, als du deine Frau kennst. Das heißt, ich kenne sie nur von Ansehen, gesprochen habe ich nie im Leben mit ihr bis vorgestern. — Ich sah dich in Göttingen oft mit den beiden Schwestern über die Straße gehen — und schon damals ist's geschehen."

„Davon weiß ich aber doch auch rein gar nichts", warf Oertel ein.

„Woher solltest du denn auch etwas gewußt haben? — Ich habe mit keinem Menschen darüber gesprochen, und habe das Mädel doch nicht vergessen können."

Alfred Oertel machte ein nachdenkliches Gesicht. Seine Gedanken schienen ganz wo anders zu sein und nur gezwungen der Unterhaltung zu folgen.

„Hm," meinte er, „und das hast du die ganze Zeit so mit dir herumgetragen? Die ganze lange Zeit, Ernst.

„Sag mal, kann man das überhaupt aushalten?"

Der Doktor lächelte. „Du siehst doch, daß man's kann!" sagte er. „Aber jetzt kann ich's nicht mehr für mich behalten, es geht einfach nicht mehr."

„Hm", meinte Oertel, von wem hast du denn erfahren, daß Hede bei mir hier ist."

„Erfahren habe ich das von niemand, Alfred. — Ich kam aber nur wegen deiner Schwägerin hierher, nur ihretwegen. Natürlich dachte ich nicht daran, sie hier zu finden, aber ich dachte, ich würde bei dir unter allen Umständen erfahren, wo ich sie finde, und das war mir das Wesentliche. — Schreiben wollte ich nicht deswegen, denn es hätte leicht jemand anders den Brief in die Hände bekommen können. Das wollte ich vermeiden, und deshalb kam ich selber. — Ich nahm an, du würdest schweigen, und weiter sollte auch niemand eingeweiht werden in mein Geheimnis."

„Das ist selbstverständlich, lieber Ernst; — aber sag mal, was wäre nun . . . wenn Hede nicht mehr frei gewesen wäre?"

„Dann hätte ich's auch nicht ändern können."

„Verzeih mir," sagte Alfred Oertel jetzt, „dann kann deine Liebe aber nicht sehr weit her sein."

„Wie man's nimmt," antwortete Buchner, „sieh, ich habe von solchen Dingen eine ganz besondere Auffassung. Mir war es all die Jahre, als hätte ich eine Verantwortung für ihr Glück, als müßte ich daran schuld sein, wenn es ihr im Leben schlecht erginge; denn ich denke, die Fäden, die von einem Menschenherzen zum anderen führen, entstammen einem göttlichen Willen, irgend einer Bestimmung, die wir nur empfinden, aber nicht begreifen können . . . Daran habe ich viele Jahre gedacht, und deshalb mußte ich mich um Hede Tage und Nächte sorgen." —

Oertel hatte atemlos zugehört. „Eigentümlich . . . seltsam", sagte er.

„Du glaubst nicht an dergleichen, Alfred?"

„Nein, wenn ich offen sein soll. — Es gab aber auch in meinem Leben eine Zeit, in der ich so dachte. Nun bin ich aber lange um meinen Glauben betrogen. Gott gebe, daß du deinen ewig hochhalten kannst! Jetzt verstehe ich auch deine Fragen von vorhin?"

„Waren sie nicht am Platze?"

„Gewiß, waren sie das. Ich konnte mir vorhin gar nicht enträtseln, warum du so eingehend nach Dingen fragtest, von denen ich annahm, daß sie dich nicht berührten. — Jetzt ist das allerdings etwas anderes. — Du willst nun natürlich deiner Liebe zum Leben verhelfen."

„Natürlich will ich das," erwiderte Doktor Buchner, „da mir der Zufall so günstig ist. Glaubst du, wenn zwischen deiner Schwägerin und dir etwas bestanden hätte, ich hätte ein Wort von meinem Geheimnis verraten? — Ich hätte mich eures Glückes gefreut und wäre gegangen, wie ich gekommen bin." —

„Und wärst mir nicht böse gewesen?"

„Warum sollte ich das? — Ueber das Vorurteil bin ich längst hinaus, daß einer nur die gesetzlich angetraute Frau lieben dürfe."

Es entstand eine lange Pause. Doktor Buchner ging im Zimmer umher und besah die Bilder.

„Du hast schöne Gemälde," bemerkte er beiläufig, „man sieht, daß Wohlstand im Hause herrscht."

Oertel überhörte die Worte. Er war ganz mit seinen Gedanken beschäftigt. Um sich nicht zu verraten, pfiff er eine lose Melodie vor sich hin und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte.

Die ganze Sache war ihm doch etwas zu überraschend gekommen, und es tat ihm weh, daß Hede nun auf einmal aus dem Hause sollte. — Dieselbe Hede, die die Gefährtin seiner stillen Gedanken war, die diese Gedanken verstand und pflegte, ganz anders als Erna, die Ehefrau. Die Hede, die das Zimmer mit Blumen schmückte, und die so gut zu plaudern verstand, so freundlich zu trösten! — Freilich, eine Liebe war es nicht, was ihn mit der Schwägerin verband, es war etwas viel Höheres als Liebe. Es war eine Freundschaft, eine Verwandschaft der Seelen. — Darüber war sich Oertel seit langem klar — und das, was ihm schon viele Jahre Lebensfreude bedeutete, das sollte nun auf einmal weggenommen werden! —

Aber mußte das Glück der Schwägerin nicht auch für ihn höher stehen als das eigene?

Gerade hatte Buchner seinen Rundgang durchs Zimmer beendet und ließ sich wieder in den Sessel nieder, nicht ohne seinen Freund mit einem prüfenden Blick zu messen.

Oertel bemerkte das.

„Wie willst du die Sache nun andrehen? — Ich rate dir, suche eine Gelegenheit in den nächsten Tagen und sprich mit Hede darüber. Der gerade Weg ist immer der beste. — Die Gelegenheit werde ich dir verschaffen. Ich fahre einfach einmal mit meiner Frau aus, und gerade an dem Tage kommst du und gibst vor, auf uns warten zu wollen. Dann muß dir Hede wohl oder übel Gesellschaft leisten. Ich bleibe dann etwas länger weg, als ich gesagt habe daheim, und in der Zeit kannst du alles erledigt haben."

„Hm," meinte der Doktor nach einer Weile, „ausgedacht hast du dir das nicht übel. — Aber es geht so nicht."

„Dann bin ich begierig, zu wissen, wie du's anfangen willst?" sagte Oertel.

„Du sollst mit deiner Schwägerin reden, Alfred?"

„Ich? — Na, erlaube mal, das ist aber doch ein bißchen zu drollig. — Du bist verliebt und ich soll's auspatschen. Fürchtest du, die rechten Worte nicht zu finden?"

„Worte würde ich zweifellos in Menge finden," begann Buchner, „aber mich veranlaßt etwas andres dazu, dich mit der Bitte zu belästigen. — Gesetzt den Fall, es wäre in deiner Schwägerin kein Funke Liebe für mich vorhanden. — Warum soll ich ihr dann etwas von meiner Liebe sagen und sie dadurch zwingen, immer an den Abgewiesenen zu denken? — Ich weiß, was Gewissensbisse in dieser Beziehung zu bedeuten haben, und denen möchte ich sie nicht aussetzen. — Der Trinkspruch von vorhin — weißt du, der schnitt mir richtig in die Seele, mir war schon, als hörte ich die Worte: Ich trenne mich nie von diesem Hause. — Das bestärkte mich in dem Gedanken, dich um die Gefälligkeit zu bitten."

„Hm", murmelte Alfred Oertel. —

„Du sollst selbstverständlich nicht als Werber für mich auftreten," fuhr der Doktor fort, „du sollst nur, ohne irgendeinen Namen zu nennen, durch unauffällige Fragen erforschen, wie Hede über eine Heirat denkt, und dann vielleicht — wie sie über mich denkt. — Fühlst du nur eine Spur von Hoffnung für mich, dann will ich das Weitere schon selbst besorgen."

„Das leuchtet mir ein", meinte Oertel. — „Gut, ich werde gelegentlich mit Hede sprechen und dir dann berichten."

„Es muß heute noch sein, Alfred." —

Diese Bemerkung reizte den Hausherrn zum Lachen.

„Du hast es auf einmal verdammt eilig," sagte er, „erst wartest du verschiedene Jahre lang, und nun soll auf einmal alles Schlag auf Schlag gehen."

Doktor Buchner mußte unwillkürlich mitlachen, und meinte: „Mir kommt's selber komisch vor, aber es ist auch dazu ein zwingender Grund vorhanden. Ich habe mich außer am Gymnasium hier auch in Breslau beworben. Der Posten dort steht mir in Aussicht, und ich muß spätestens morgen früh zusagen, wenn ich ihn annehme. — Wenn nichts aus der Sache wird, nehme ich ihn an, sonst bleibe ich hier. — Begreifst du nun?"

Oertel begriff.

„Gut, dann werde ich noch heute mit Hede sprechen. Du mußt mir nur den Gefallen tun und dich im Saale um meine Frau kümmern. Sie kommt sonst gleich und sucht, wenn sie uns beide nicht bemerkt, und etwas Zeit muß ich doch haben, wenn ich die Sache ins Reine bringen will. — Also, wenn du merkst, daß ich und Hede nicht im Saale sind, dann unterhältst du oben meine Frau dermaßen, daß sie gar nicht weg kann."

„Wird bestens besorgt, Alfred," sagte der Doktor, der jetzt ganz heiter geworden war, „verlaß dich darauf. Ich werde sie nicht aus den Fingern lassen."

„So, dann wären wir einig. Nun laß uns mal herüber gehen nach dem Saal, meine Frau hat mir streng auf die Seele gebunden, mich darum zu kümmern, daß alles in Ordnung ist."

Die beiden verließen das Zimmer und gingen über den Flur. Die Doppeltür des Saales war schon geöffnet, und der Duft der Rosen, die Hede auf den Tafeln verteilt hatte, strömte den beiden Männern entgegen.

„Das ist alles Hedes Werk", bemerkte Oertel, als sie in den schon erleuchteten Saal traten.

„Was ist denn eigentlich alles los heute abend?" fragte der Doktor.

„Die übliche Gesellschaft. Ein einfaches Essen, hinterher Vorträge und ein Tänzchen. — Mir sind diese ganzen Veranstaltungen ein Greuel, aber, was will man tun? Man wird eingeladen, und da muß man eben wieder einladen. — Man lügt sich und die andern einen Abend lang an, das gehört nun einmal zum guten Ton."

Der Hausherr warf einen Blick über die ganze Aufmachung.

„Na," sagte er befriedigt, „da scheint ja alles in Ordnung zu sein. — Ich sage ja, was das Mädel macht, das schnappt."

Dem Doktor Buchner schwebte eine Frage auf den Lippen. Endlich brachte er sie vor:

„Hat deine Schwägerin schon irgendwelchen Verkehr gehabt?"

„Ich wüßte nicht — das heißt, so ein bißchen scharwenzt ja immer einer um sie herum, es ist aber durchaus nichts Ernsthaftes."

„Na, na."

„Verlaß dich darauf," sagte Oertel, „ich habe Hede selbst danach gefragt, und mir sagt sie immer die Wahrheit, dessen bin ich so sicher wie meines Lebens."

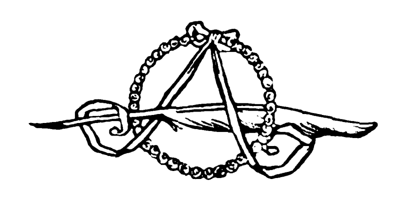
„Wir müssen uns nun aber für kurze Zeit trennen," fuhr er fort, „ich muß mich noch umkleiden. — Setz dich einstweilen in mein Arbeitszimmer. Die Frauen haben noch zu tun, unterhalte dich einstweilen mit meinen Büchern. Es wird auch etwas nach deinem Geschmack darunter sein."

Damit öffnete er die Tür seines Zimmers und machte Licht.

„In einer halben Stunde spätestens hole ich dich, wenn dich nicht vorher jemand anders holt."

Oertel ließ seinen Freund allein und begab sich die Treppe hinauf nach seinem Schlafzimmer, wo er sich umkleiden wollte.

(Schluß folgt.)



Einem Knaben.

Sieh, deine Tage werden wie die meinen.
Auch du wirst einen nach dem andern
Verlieren und um viele weinen.
Und immer neue werden zu dir wandern
Und von dir wandern, bis für dich
Der Abend aller Abende erschienen.
In seinen Stunden aber sammelt sich
Dein ganzes Leben, und du stirbst in ihnen.

Leo Heller.

Herbst.

Skizze von Margarete Zündorff.

Sie gingen den Steig, der zwischen Buschwerk versteckt in schmalen, scharfen Windungen am Berge empor zum Schlosse führte. Unter ihren Füßen raschelte das gelbe Laub, das leise, leise von den Bäumen rieselte und den Boden dicht bedeckte. —

Lila, grünliche und graugelbe Pilze wuchsen am Wegrain, und an einer sonnigen Stelle hing zwischen braunem Laub und roten Brombeerranken ein Büschel kleinen, blauen Eisenhuts von der Böschung herab. —

Behutsam bog das Mädchen die Blüten zu sich herab und betrachtete sie. —

„Soll ich sie abschneiden", fragte ihr Begleiter, eilfertig nach dem Taschenmesser suchend.

Einen Augenblick lang besann Maria sich. „Ach nein, wollen sie stehen lassen," sagte sie dann, „es sind die letzten, und sie haben hier so schöne Sonne."

Der Mann lachte: „Nun, wenn Sie weiter so schonsam sein wollen, dann gibt's wohl keinen Abschiedsstrauß mehr."

Lächelnd schüttelte sie den hübschen, braunen Kopf.

Sie kamen auf den Fahrweg und schritten nun zwischen hohen, grausilbernen Buchenstämmen, deren krausverästelte Kronen in der höher steigenden Sonne aufleuchteten.

Von Zeit zu Zeit blieben sie steh'n und blickten ins Tal hinab. Aus goldigem Laub hoben sich kleine weiße und bunte Villen, von zartem lila Dunst umwebt. Ein Mühlrad klapperte; Wasser rauschte. Weit in der Ferne, hinter einem tiefvioletten Walde blitzte ein weißer Streifen: der Rhein. Schlanke, dunkel gedeckte Kirchtürme mit zerfließenden Umrissen stachen in den sonnigen Herbstnebel; von irgendwoher ertönte Glockengeläute, ganz fein und dünn.

Abschiednehmen, nannten sie dies Hinunterschauen ins herbstliche Land.

Und über ihnen schien die Sonne, eine wärmende, weiße Herbstsonne, die an den grausilbernen Stämmen niedergleitend blitzende Kringel auf dem Waldboden malte.

An Marias Lieblingsplatz machten sie Halt und sahen einander lächelnd an.

„Setzen wir uns . . .?" fragte der Mann ein wenig ungeduldig, während er mit den gepflegten Fingern dürres Laub von der Bank schnippte.

Dann saßen sie still nebeneinander, und es schien als warte Eines, daß das Andere reden möge.

Um sie her fiel leise knisternd, in der Sonne aufleuchtend, Laub von den Bäumen. Wo der Berg sich abwärts senkte, schimmerten zwischen dem frühlingslichten Grün der unteren Baumzweige schmale Streifchen eines ganz hellen, zartblauen Himmels. —

Die Lippen halb geöffnet, die Augen blinzelnd eingekniffen, schaute Maria scharf hinunter, als sähe sie alle diese lichte duftige Schönheit des herbstlichen Waldes zum letzten Male.

Eine Weile hatte auch ihr Begleiter hinabgeblickt; ihm sagte das alles nicht viel. Er war für Herbstesschönheit nicht empfänglich. Er wußte, woher es kommt, daß das Laub sich färbt und fällt, warum unter falben Kronen noch frühlingsgrüne Schleier weben. Er hatte seine Naturgeschichte gut gelernt.

Nun betrachtete er verstohlen Maria, wie sie da saß, vorn übergebeugt, die schmalen Schultern unter dem dünnen Seidentuche zusammengezogen, die bräunlichen Hände mit den schlanken Fingern im Schoße verschlungen. Unter dem engen Kleide zeichneten sich scharf die übereinander gelegten Knie. Der rechte Fuß in dem schmalen, niederen Schuh wippte langsam auf und nieder. Den Kopf hielt sie ein wenig vorgestreckt, und wie sie die Augen einkniff, bildeten sich in den äußeren Winkeln der bräunlichen Augenhöhlen winzige Fältchen, die nach den Schläfen zu verliefen. Aber an den Schläfen spannte sich die Haut noch glatt und durchscheinend über zartem grünlich-blauem Geäder. Der halb geöffnete Mund mit den fein geschwungenen Lippen gab dem nicht mehr jungen Gesicht etwas Kindliches.

Zug um Zug studierte ihr Begleiter dies Gesicht. Nein, Maria war nicht mehr jung, sie mußte dreißig, wenn nicht mehr Jahre zählen. Etwas war an ihr, das nicht zu einem jungen Menschen paßte. Und doch war sie so frisch, so lebensfroh und aufrecht. Dann freilich kamen wieder Tage, an denen sie müde und klein aussah, an denen sie die Schultern noch mehr zusammenzog, Tage, an denen der feine Mund dünn und blaß erschien und über den glänzenden, klugen Augen ein Schleier lag.

Seit Wochen schon, fast so lange als er unten in der Villa wohnte, waren sie nun täglich beisammen,

nahmen, die Letzten, im großen, kahlen Speisesaal gemeinsam ihre Mahlzeiten, lasen und plauderten miteinander und machten lange, fröhliche Spaziergänge. Die Pensionsinhaberin betrachtete sie schon als ganz zueinander gehörig, sprach von Verlobungsbowlen und erzählte listig lächelnd Ermunterndes aus der eigenen, lang entschwundenen Brautzeit.

Und heute war der letzte Tag. Seine Urlaubszeit war abgelaufen; am Nachmittag mußte er reisen, heim zur wartenden Klientel.

Oft in den letzten Tagen hatte er es sich auszumalen versucht, wie es wäre, wenn er vom Gericht kommend, in seinem eleganten Heim Maria seiner wartend fände, in einem der hübschen, losen, weißen Kleider, wie sie sie an wärmeren Tagen zu tragen pflegte. Ihre feinen Finger würden den Tisch richten, die Sonne würde breit ins Zimmer scheinen und Silber und Kristall mit der Angebeteten Augen und Haaren um die Wette leuchten lassen.

Seine Phantasie spielte mit diesem Bilde, saugte sich an ihm fest und machte es zum Ausgangspunkt einer Reihe von Vorstellungen des vornehmsten, häuslichen Glückes.

Doch dann fielen ihm seine fünfunddreißig Jahre ein. Was ist das für ein Alter, fünfunddreißig Jahre! Was für Aussichten, welch herrliche, unausdenkbare Möglichkeiten bietet das Leben doch dem, der erst fünfunddreißig Jahre zählt? Was alles konnte man noch genießen, erleben, wieviel Glück, wieviel unschätzbare Schönheit, wieviel Reichtum gewinnen!

Und dann zeigte seine Phantasie ihm Maria wieder, wie er sie einmal auf dem Balkon der Pension gesehn; sie trug ein langes, gelbliches Kleid, in der Hand hielt sie einen Strauß dunkelroter Rosen, deren welke Blätter sie behutsam entfernte. Ein entzückendes Bild!

Aber würde dies Bild den Alltag vertragen, seine grelle Beleuchtung, seine großen und kleinen Brutalitäten?

Er sann und sann.

Aufmerksam streifte ihn Marias Blick.

Forschend überflog er die etwas zurückliegende Stirn, die großen, blauen, lang bewimperten Augen über breiten Backenknochen, den kräftigen, sinnlichen Mund, das hübsche, weiche Kinn, das dem Gesicht etwas Unentschlossenes, Unzuverlässiges gab.

Er war ein schöner Mann, er mußte Glück bei Frauen haben.

Ein schmerzliches Lächeln umspielte Marias Mund; sie starrte wieder den Abhang hinunter.

Ihr Begleiter wandte sich ihr zu. „Maria", sagte er leise. Sie antwortete nicht. Sie hatte wieder dies Alte, Müde, dies gänzlich Erschöpfte, wie ein Mensch, der unter schwerer Bürde sich duckt.

Sie schien seinen Blick zu fühlen. Ohne die Augen zu erheben, sagte sie tonlos: „Mein fünfunddreißigster Herbst."

Er hatte die Empfindung, daß er etwas sagen müsse, etwas Gutes, Zärtliches; doch er fand die Worte nicht.

Verlegen erhob er sich und reichte ihr den Arm. Da traf ein Laut sein Ohr, der wohl ein Lachen sein sollte, doch wie ein Schluchzen klang.

Maria war aufgestanden, sie war sehr blaß und betrachtete mit blinzelnden Augen eine Birkenschonung, junge, weiße, frierende Stämmchen. „Sehen Sie da die Birken", sagte sie mit zuckenden Lippen. „Ist es nicht, als wären es lauter zarte, weiße Jüngferchen mit goldenen Haaren, die ängstlich den Berg hinabdrängen? Sieht es nicht aus, als flüchteten sie? Wovor fliehen sie wohl? Vor dem Herbst."

Er sah, wie sie erschauerte, wie die Schultern unter dem Seidentuche sich zusammenzogen, wie von dem feinen Munde her eine zitternde Bewegung über die blassen Wangen lief. — Und ihm schien, als sei auch sie eines dieser kleinen, angstvoll erbebenden Bäumchen, die, schon vom Herbst gestreift, ihn dennoch fliehen möchten.



Vor Tage.

Träumend und versonnen
Hält der Mond die Wacht;
Irgendwo ein Bronnen
Rauscht in stiller Nacht.

Irgendwo ein Schimmer
Blitzt auf, tief im Tal, —
Ruht die Welt denn nimmer
Aus von Lust und Qual?

Ist's ein letztes Blinken,
Glüht's der Liebe nach? —
Ist's ein erstes Winken
Schon vor Tau und Tag?

— Still am Baum ich lehne, —
Und ein Sternlein fällt
Schwer wie eine Träne
Hoch vom Himmelszelt.

Thilo Kieser.





Bücherbesprechungen.

Hauffs Märchen. Vollständige Ausgabe. Mit Illustrationen von Alfred Kubin. München und Leipzig bei Georg Müller.

Man kann fast sagen, der Ausgaben von Hauffs Märchen gibt es so viele, daß für die nächsten vier Generationen der Bedarf vollständig gedeckt ist. Es gibt Sonderausgaben für Jedermann, für Alt und Jung, Arm und Reich, in jeder Ausstattung, in jeder Preislage. Die vorliegende könnte als eine überflüssige erscheinen, wenn sie nicht die Marke „Vollständige Ausgabe" an der Stirn trüge, und wenn sie nicht so unsagbar fein und stilvoll von dem Verlage ausgestattet worden wäre: sie ist in der Tat ein Wunderwerk der Ausstattungskunst! Ein entzückend schönes Ueberzugpapier — in warmen dezenten Farben gehalten — ziert den Einband, der in starkem Leder gebunden ist. Das Format ist bequem und gefällig, der Druck in einer besonders schönen, deutlichen Zierschrift gehalten. Kubins Art ist nicht für jedermann, weder sein zeichnerischer Stil, dessen bewußte Nonchalance nicht jedem einleuchtet, noch seine oft eigensinnige Auffassung, seine oft geschmacklose, verschrobene Symbolik. Es ist nicht zu verwundern, daß dieser besonnen-eigenwillige, exzentrische Meister gerade an den durch mysteriöse und gespensterhafte Stimmungen und Einfälle vertieften Märchen Hauffs Gefallen gefunden hat. Man denke an die „Geschichte von dem Gespensterschiff", „Von der abgehauenen Hand", vom „Jungen Engländer", „Das kalte Herz" u. s. w. Die so scheinbare, legere Manier Kubins überrascht zunächst durch ihre Primitivität, irgend ein Moment aber fesselt psychisch außerordentlich, es gibt den Ton an, der immer deutlicher vernehmbar wird, bis in aller Suggestivität die volle, reine Märchenstimmung, der rätselhafte, mysteriöse Bann empfunden wird: der Zauber einer persönlichen, lebendigen, sich selbst nie überlebenden Kunst! Das gilt nicht von allen Bildern Kubins, aber in diesen Märchenbildern hat der Künstler fast immer sein Bestes gegeben. Hans Benzmann.



Briefkasten



Es wird gebeten, den Einsendungen Rückporto beizufügen. Kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte sind „An die Redaktion" zu senden, Romane nur an „Otto Jankes Verlag". Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft.

M. H. in Briesen. Innig empfunden aber nicht neu. — **J. N. M. 100.** Nur Angelesenes und Nachempfundenes, auch die Form genügt nicht. — **M. F. Fiddichow.** Der Vergleich des gewaltigen Sternhimmels mit einem „Glühwurmgewimmel" ist doch wohl leicht komisch, das ganze Gedicht ohne Empfindung. — **E. K. in D.** „Oedipus" ist wertlos, aber das Gedicht verrät tiefere Empfindung, wenn auch die Form mangelhaft ist. Achten Sie auf natürliche Satzstellung. Sie dürfen mir von Zeit zu Zeit neue Gedichte senden. — **J. L. in Fr.** Sie dichten:

„Ach wie bald
Bist du kalt . . .

Ich war tief erschüttert. — **A. E., postlagernd Trachenberg.** Wertlos. — **F. E., Berlin.** Die Sprache ist schwerfällig, der Inhalt herkömmlich. — **L. H., Altona.** Falsche Reime, schlechte Sprache, keine Gedanken und Empfindungen. Sollen das Gedichte sein? — **A. M., Schlettstadt.** Keine Spur von Talent. — **A. H., Berlin.** Daß Sie „Schneewittchen" zu „Ende dichten" ist ein Vergehen gegen den heiligen Geist des Märchens. — **R. in Bad.** Rein geschäftliche Auskünfte über Firmen können wir nicht geben, da dieses außerhalb des Rahmens der Redaktion liegt. Wir verweisen auf den Anzeigenteil unseres Blattes und müssen Sie bitten, von der betreffenden Firma vorerst einen Prospekt einzufordern. Vielleicht können Sie sich dann ein Bild von dem betreffenden Gegenstand machen. Ihre Gedichte werden geprüft. Nähere Nachricht darüber geht direkt zu. Dr. E. J.

Das Ergebnis unseres Preisausschreibens für lyrische Gedichte wird im Pfingstheft, **Nr. 35,** bekannt gegeben werden. Die große Anzahl der Einsendungen erforderte ein Hinausschieben des Termins. Die Redaktion.

Ausgegeben am 3. Mai 1913. Verantwortlicher Leiter Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H. Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Allen Gewalten zum Trutz.

Ein Lebensfragment

von

Johann Georg Seeger.

1. Fortsetzung.

Ein paar Tränen quollen Karl aus den Augen und fielen, von niemand bemerkt, auf seinen Teller; er unterdrückte aufsteigendes Schluchzen und aß, obwohl es ihm nicht schmeckte, bloß um nicht aufschauen zu müssen. Nach dem Essen lief er hinauf unters Dach, setzte sich an das offene Bodenfenster in die Mittagssonne und ließ den Tränen freien Lauf. „Tipfel", der grauweiße Kater, sprang zu ihm auf die Fensterbrüstung, stieß nach alter Gewohnheit seinen Kopf gegen Karls Knie und setzte sich, als er keine Beachtung fand, in die Sonne, schaute den Weinenden an und schlief endlich, des Betrachtens müde, schnurrend ein.

Vor des Knaben Seele aber hielt das Schicksal den Spiegel der Erkenntnis. Er sah im Geiste das strenge, kalte Auge seiner Mutter und verglich es mit dem Blick, mit dem Frau Stein ihren Anton begrüßte. Er gedachte mit leisem Neide der Zärtlichkeit, mit der jene Frau ihren Sohn umgab, und suchte vergebens in der Erinnerung nach einem Zeichen, daß seine eigene Mutter ihn liebte.

„Sie liebt dich nicht!" stöhnte es in ihm. „Sie liebt dich nicht! Niemand liebt dich hier im Hause!"

Und eine Weile überließ er sich den Tränen, bis ihm ein neuer Gedanke durch den Kopf schoß: „Ich werde doch nicht wie der alte Mann drunten in der Stube ein Fremdling sein, dem sie aus Barmherzigkeit das Gnadenbrot schenken? Sie geben mir zu essen, aber sie lieben mich nicht. Sie lieben mich nicht, weil ich ein fremder Bub bin."

Er preßte die Hände ineinander und sann

seinem Elende nach. Mit der Phantasie des unglücklichen, nach Liebe schmachtenden Knaben, der nur Religionsbücher, noch nie Erzählungen gelesen hatte, schuf er sich die Geschichte seines Elends. Seine wahren Eltern hatten ihn verlassen; das Mitleid hatte ihn in dieses Haus genommen; nun war er ihnen eine Last. Was blieb ihm anderes zu tun übrig, als in die Fremde hinauszuziehen und seine Eltern zu suchen? Er mußte fort, die Liebe zu suchen, die ihm hier niemand gab. . . .

Das Rauschen eines Gewandes von der Stiege her erschreckte ihn. Er schaute, geblendet vom Weinen und von der Sonne, ins Dämmerlicht des Bodenraumes und sah, wie von roten und goldenen Punkten umtanzt seine Mutter raschen Schrittes daherkommen. Sie riß ihn von der Fensterbrüstung herab, und während Tipfel mit einem Klagelaut davonsprang, ließ sie den Stock auf Karl niedersausen. Und zornig rief sie: „Du Heimtücker! Warum hast du meine schöne Porzellantasse zerbrochen?"

„Frau Mutter," schrie der Geschlagene, „ich . . . hab . . . ich bin's nicht gewesen!"

„Was, lügen willst du auch noch?" Und ein neuer Prügelregen strömte auf den Weinenden nieder, und mit den Schlägen trafen ihn Worte, die ihn heftiger schmerzten als die Striemen auf seinem Körper: „Du Heimtücker! Du boshafter, in Grund und Boden verdorbener Bub! Du Kuckucksei!"

Schwer atmend vor Anstrengung und Erregung schritt Frau Christine Susanne die Treppe wieder hinab und begegnete ihrem Sohn Lorenz, der wie von ungefähr ihr in den Weg trat. Sie legte ihre Hand auf seinen Kopf und sprach: „Gottlob, daß du wenigstens nicht so ein verstecktes Wesen hast wie Karl!"

„Gelt, Frau Mutter, er hat Ihre Kaffeetasse zerbrochen?" fragte Lorenz entrüstet über seines Bruders Ungezogenheit, während er selbst doch ganz allein im Hause wußte, wie es mit der Tasse zugegangen war.

Wie nach dem Regen der leuchtende Bogen am Himmel erscheint, so soll nach einer Strafe auch den Kindern wieder das Zeichen der Versöhnung aus den Augen der Eltern entgegenstrahlen. Aber Karl Biener sah dies Zeichen nicht; ihm war der Himmel mit düsterem Grau überzogen; er glaubte, nie wieder werde heitere Bläue sich über ihm wölben; und im Gefühl seiner Schuldlosigkeit verhärtete sich sein Gemüt.

„Ich bin ein fremder Junge", dachte er, in einem Winkel des Bodenraumes kauernd, „und muß ertragen, was die anderen verschuldet haben. Niemand glaubt mir. Ich habe noch nie gelogen; aber ich bin ihnen ein Lügner. Ich will offen und ehrlich sein; sie nennen mich boshaft und heimtückisch. Weil sie mich an ihrem Tisch essen lassen, weil sie mich kleiden, darum bewerfen sie mich mit Scheltworten, wie neulich die Leute den räudigen Hund mit Steinen davongejagt haben. Ich muß fort, fort in die weite Welt zu meiner Mutter. Und ich werde sie schon finden.

Ohne Abschied wollte er das Haus verlassen und ausziehen, die Mutterliebe zu suchen. Als er an der Stube neben der Haustür vorüberschlich, trat Adam Mortuus von der Straße herein, sah ihm scharf ins Gesicht, faßte ihn an der Hand und zog ihn in sein Gemach. Kaum hatte er die Zimmertür geschlossen, so sagte er: „Karl, nun beichte einmal!"

Der Knabe verstand ihn nicht und rief trotzig: „Lassen Sie mich! Ich muß fort!"

„Wohin?"

„Weit fort!"

„Wohin? Warum?"

Der Junge schwieg, und Adam Mortuus fragte öfter und dringender. Da rief Karl schluchzend: „Ich muß meine Mutter suchen!" Der Klang seiner Stimme, der leidenschaftliche Blick seiner grauen Augen, das Zittern aller Glieder seines jugendlichen Körpers bewegten den Alten. Er setzte sich auf sein Bett und zog das Kind an sich, redete ihm freundlich zu und erfuhr stoßweise, was dies arme, junge Herz beschwerte. Er lächelte nicht, sondern suchte ihm seine törichten Gedanken auszureden. Und zum Schlusse sagte er: „Schau, Karl, das mit dem Suchen der Elternliebe ist geradeso wie das Suchen des Glücks. Ich und Hunderte waren solche Narren und wir versprachen uns von einer Reise nach Indien Berge von Gold und blitzenden Edelsteinen. Wir bestiegen den „Swammerdam" und fuhren übers Meer. Aber — Schiffbruch erlitten wir; alle ertranken —" Ein Schauder überfiel ihn, und zitternd redete er weiter: „Keiner hat die goldenen Berge und Diamantfelsen gesehen. Ich bin allein hingekommen, und hier in der Heimat, in der Armut, im Mitleid fremder

Leute habe ich das Glück gefunden, nach dem ich vor 45 Jahren in die Welt gelaufen bin. Merk' es dir, Bub! Das Glück ist keine süße Lustspeise. Das Glück ist wie ein Stück trockenes, schwarzes Brot, dessen Wohlgeschmack nur der erkennt, der es beißen und kauen mag. Und echte Elternliebe ist auch von der Art und wird nur dem erkennbar, der trotz aller Strafen seine Eltern mit wahrer Liebe verehrt."

Der Alte stopfte sich sein Holzpfeifchen, schlug umständlich Feuer, und als die blauen Rauchwölkchen im einfallenden Sonnenlichte aufstiegen, begann er von seinen Seereisen, von Tigerjagden, von fremden, seltsamen Volksstämmen zu erzählen, und Karl vergaß seine Leiden und Sorgen und lauschte und weilte im wachen Traum jetzt auf dem glänzenden Meere, jetzt im Schatten eines tropischen Urwaldes.

Neue Wellen kräuselten sich auf dem Ozean seiner Seele, und gleich der Nacht schien ihr Zwillingsbruder Tag das Aufkeimen allerlei Samens hintanzuhalten, bis dessen Zeit kommen sollte.

Leise öffnete sich die Tür, und Gottliebe schaute herein. Sie eilte zu ihrem Bruder und flüsterte: „Komm! Der Friedens- und Kriegskourier muß zur Großmutter getragen werden. Ich darf's nicht tun, Lorenz weigert sich. Also mußt du es besorgen."

Und als sie auf dem Gange standen, sagte sie: „Sei gut, Karl! Ich habe vorhin schon so arg geweint, weil du unverdiente Schläge erhalten hast."

Da hätte er jubeln mögen. Gottliebe glaubte an seine Unschuld; ihr war er kein fremder, von der Gasse zugelaufener Junge. Aber er verbarg seine Freude und erwiderte barsch: „Du mußt mir auch jede Freude verderben! Der Herr Mortuus hat mir gerade so schön erzählt!"

„In einer Viertelstunde wirst du wieder da sein, sonst gibt es noch eine Tracht Schläge!" rief ihm seine Mutter streng nach, als er mit der Zeitung die Stiege hinabsprang. Er aber achtete nicht darauf, sondern lief durch die Gassen und gedachte der Erzählungen des Alten. Wie weit war doch die Welt, und wie viel konnte erleben, wer vor Gefahren nicht zurückscheute!

Nun stand er vor dem Portal des alten Karthäuserklosters, wo die Stadt den Hinterbliebenen ihrer Geistlichen und Lehrer einen Unterschlupf für das Alter bot. Jetzt durchschritt er den dämmrigen Kreuzgang. Durch die gotischen Fensterbogen, deren Scheiben größtenteils zerschlagen waren, fielen Sonnenstrahlen auf die alten in die Wand oder den Fußboden eingefügten Epitaphien und erklang das Gezwitscher der Sperlinge. Und jetzt trat er in eine kahle Zelle, die Wohnstube der Großmutter und der beiden Tanten Mina und Tina. Die halberblindete Großmutter saß am Spinnrade, die Tanten stickten am Fenster. Von den weißen Kalkwänden hoben sich die schwarzen Gestalten der Greisin und ihrer bejahrten Töchter. Armut wohnte hier, Trauer und übertriebene Frömmigkeit; hier hatte die Freude keine Stätte, und er sehnte sich nach dem lustigen Lärm der Spatzen.

Gleichgültig, ohne im Arbeiten innezuhalten, sahen sie ihn kommen, und kalt, griesgrämig erschien ihm das Licht, das den Raum erhellte. Er legte die Zeitung neben die geöffnete Bibel auf den Tisch und wollte sich rasch wieder entfernen. Aber da rief ihn die Großmutter zurück und sagte, emsig weiter spinnend:

„Sag' deiner Mutter einen Gruß von mir, und mit der Pastorin Gottliebe Resselin gehe es nun zu Ende." Sie hob ihre fast erloschenen Augen und ließ den Faden in der Hand ruhen. „Heute nacht habe ich zum zweiten Male denselben Traum gehabt."

Ihre Töchter arbeiteten fort, als hörten sie nicht, was die Greisin redete; die müde, traurige Stimmung, die den Raum erfüllte, wob auch um sie.

„Ich habe mich selbst im Sarge gesehen, und habe alle gekannt, die hinter meinem Sarge einhergingen. Und niemand weinte, nur du und Gottliebe habt geschluchzt. Und der Pfarrherr hat gesprochen über das Wort, so da stehet in der Epistel St. Pauli an die Philipper: ‚Denn Gott ist es, der in euch wirket beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.‘ Ein sonderbarer Text zu einer Leichenrede. . . . Nie hat mein Eheherr ihn gewählt. Aber er gefällt mir. Gott wirket beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen. Er hat mich 84 Jahre erleben lassen. Anno 1696 hat er mich in das irdische Jammertal geschickt, in dem Onolzbachischen Städtlein . . . Wie heißt es doch nur, Tina?"

Die Gefragte antwortete nicht, sondern

stickte weiter, als gebe es auf Erden nicht Freude, nicht Hoffnung.

„Weißt es nicht? Nun, Mina, wie heißt der Ort?"

Mürrisch sagte diese und arbeitete hastig fort: „Was kann Euch an dem Namen liegen, Frau Mutter?"

Noch düsterer schienen Karl die Schatten zu werden, die nun die Tanten umschwebten.

Starr richtete die Großmutter ihre verlöschenden Augen auf den Enkel; ihre mageren, gelben Hände hoben und senkten sich, als sollten sie die Worte bekräftigen, die sie nun sprach: „Ja, es liegt mir nichts an einem Namen, nichts, gar nichts. Alle Namen werde ich vergessen, die meines Eheherrn, die meiner Kinder und Kindeskinder, selbst meinen eigenen. . . . Ich werde kein Ding mehr sehen, kein Ding mehr benennen können. Aber eines wird nicht in mir sterben, das Bewußtsein, daß ich ein fleißig, treu Weiblein gewesen und eine gute Mutter. Und einschlafen will ich in diesem Bewußtsein, wenn es der Herr gebeut . . ."

Die Greisin saß müde vor dem Spinnrade, und schien einer fernen Stimme zu lauschen.

„Geh," flüsterte Tante Mina dem Knaben zu und fädelte einen Faden ein, „Großmutter weiß oft nicht mehr, was sie sagt. Sie will schlafen, und wir sind froh, wenn sie ein Stündchen schläft; denn ihr ewiges Plaudern vom Morgen bis zum Abend macht uns fast krank."

Dem Knaben fiel der grausame Zug um den Mund seiner Tante auf, und plötzlich erwachte in ihm Mitleid mit der Greisin. Entbehrte nicht auch sie gleich ihm der Liebe? Sie selbst sagte, sie sei eine gute Mutter gewesen, und ihre Töchter beachteten sie nicht, sondern arbeiteten unaufhörlich weiter.

Er schlich zu der Alten, berührte schüchtern ihre Hände und flüsterte: „Frau Großmutter."

Da begann sie zu reden, ohne die Augen zu öffnen, wie im Traum, langsam, zitternd: „Stehst weinend, hungrig vor der Tür, liebes Kind, und pochst an, und niemand läßt dich ein. Und du wanderst weiter, weiter, und eine Tür tut sich dir auf, und du freust dich. Und dann rollen Tränen aus deinen Augen, viele Tränen, die dein armes Herz weint, und du wanderst einen langen, langen Gang hinab. Keine Sonne scheint dir, keine Sonne. Alles finster. Aber du Glückskind! Aus deinem Herzen strahlt ein Licht, mild, sanft, wie der Schein aus meines Eheherrn Laterne, wenn er zur Christmesse über den verschneiten Gottesacker schritt. Du wirst es dereinst in dir tragen, das Licht, wenn wir andern alle schon modern . . ."

„So seid doch einmal ruhig, Frau Mutter, mit Eurem Prophezeien!" rief Tante Tina und klapperte ärgerlich mit der Schere.

Die Greisin richtete sich im Sessel auf und sprach: „Habe ich prophezeit, so kam es von Gott. Meine Mutter und meine Großmutter selig haben auch prophezeit, und es ist eingetroffen, was der Herr durch sie verkündigen ließ. Meine Mutter hat zu meinem Vater selig gesagt: ‚Predige heute nicht von der Kanzel; denn ich sehe die Kanzel herabstürzen.' Und als der Vater vor dem Altar zu predigen anhub, da geschah ein Krachen, und die Kanzel stürzte nieder und erschlug zwei Männer. Und meine Großmutter hatte sich zu Bett gelegt und stand wieder auf und sagte zu ihrem Mann: ‚Ich will unser Geld im Keller vergraben; denn ich sehe Räuber kommen, die es uns nehmen wollen, und spüre ihre Finger schon an meinem Halse.' Und also tat sie. Wie aber der Morgen anbrach, lag sie erwürgt am Boden, und ihr Mann lag schwer verletzt neben ihr." —

Die Greisin sank wieder auf den Stuhl zurück; sie schien alles um sich her zu vergessen, und Karl stahl sich hinaus aus dem düsteren Raum, wo die grauen Schatten der Erinnerung mit den grauen Schatten der Zukunft sich berührten.

Er war froh, als er im Freien stand und die frische Frühlingsluft atmete. Und kaum war er drei Schritte gegangen, so lag das soeben Gehörte und Geschaute auf dem Grunde seiner Seele, Saat der Zukunft bei anderer Saat.

Viele Tage stiegen in seinem Leben auf und sanken nieder, und immer ward aus Abend und Morgen ein anderer Tag. Es war Sommer, und sein Leben zog langsam seine einförmige Bahn. Allerlei Bilder aus den Tropenlandschaften hatte Adam Mortuus an seinem Geiste vorübergeführt, neue Eindrücke hatten die alten verdrängt; er wuchs geistig und körperlich empor. Im August hatte seine Großmutter denselben Traum gehabt, zwei Tage später war sie mitten im Reden eingeschlafen, und der Pfarrer hatte seiner Grabrede als Text untergelegt die Worte: „Denn Gott ist

es, der in euch wirket beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen."

Im September war auch Philipp Haubenstricker aus dem Leben der Selbsttäuschung und des Scheines abgerufen worden, seine Schüler liefen auseinander und freuten sich, während die Witwe bitterlich weinte, mit kindlicher Grausamkeit der freien Tage, die sie genießen durften, bis andere Lehrer sie in ihre Hut nahmen. Und achtundvierzig Stunden nach dem Hinscheiden des wackeren Schulmeisters, der sich seines Lebens nie von Herzen hatte freuen mögen, war Herrn Christoph Vieners Base, die 68jährige, ehrengeachtete Jungfrau Dorothea Zangelin aus dieser Welt gegangen und hatte ihrem Vetter, dem Herrn Syndikus, ein bedeutendes Vermögen als Trost für seinen Schmerz hinterlassen.

Aber Herr Christoph Viener ist nicht hoffärtig geworden oder hat nun, im Stande des Reichtums, die Grundsätze umgestoßen, die er im Stande der Armut aufgestellt. Im Gegenteil! Ihn freute das viele Geld nicht im mindesten. Seine Kinder erfuhren nichts von der Erbschaft, und nachher wie zuvor wurde in seinem Hause dasselbe eintönige, fast ärmliche Leben weitergelebt.

Nur einen Luxus erlaubte er sich: er ließ fortan seine beiden Knaben in seinem Hause unterrichten, und seiner Überredungskunst gelang es, Steins Eltern dahin zu bringen, daß sie Anton an dem Unterricht teilnehmen ließen.

Aber gerade dieser tägliche Verkehr Antons ward eine Quelle des mannigfachsten Verdrusses. Frau Christine Susanne und Monika sahen von seinem ersten Erscheinen an in Anton Stein den Vertreter des Bösen. Schärfer als je paßten sie auf alle scheinbaren Unarten Karls auf, und wenn sie eine solche entdeckten, hieß es: „Das hast du wieder von deinem sauberen Freunde gelernt!" oder: „Werde nur auch so frech wie Anton!"

Aber dies beständige Rügen bewirkte nur, daß Karl seinen Freund im stillen verteidigte und im Tadel der Mutter und der Magd höchste Ungerechtigkeit und Unduldsamkeit vermutete. Und weil nun seine Natur dahin neigte, für die Verkannten, falsch Beurteilten Partei zu ergreifen, so schloß er sich viel enger Anton Stein an, als er dies ohne die Worte der beiden Frauen getan hätte.

Karl Viener sollte nach dem Wunsche seiner Eltern fern vom Verkehr mit Altersgenossen oder anderen Menschen aufwachsen. Er sollte brav bleiben und nicht von anderen verdorben werden. Nur hinter dem Rücken seiner Eltern durfte er in das verräucherte Stübchen des Adam Mortuus schleichen und den Erzählungen des Alten lauschen. Ans Haus war er gleich seinen Geschwistern gefesselt, und er empfand mit jedem Tage mehr die Enge; denn ihm fehlte die Liebe der Mutter. Seine Schwester hatte stets vollauf zu tun und wurde von Christine Susanne und von Monika unter Püffen und Scheltworten zur künftigen Hausfrau erzogen. Fast immer, wenn Karl sie sah, hatte sie eine Träne im Auge und den Ansatz eines Lächelns um die Lippen. Diese Grimasse reizte seinen Spott, und grausam verhöhnte er bisweilen Gottliebe. Er ahnte noch nicht, daß es im Leben Tragödien gibt, die einer Posse ähneln, Tragödien, in denen langsam ein Menschenglück vernichtet wird. Lorenz bekümmerte sich wenig um seinen jüngeren Bruder; er pflegte seinen Magen und verstand sich daher sehr gut mit Monika.

Niemand im Hause, auch Adam Mortuus nicht, wußte, was Karl Viener litt. Er hatte Hunger nach frischer Luft, Sehnsucht nach Menschen; ein gewaltiger Freiheitsdrang trieb ihn durchs Haus wie ein gefangenes Raubtier durch den Käfig. In stillen Nächten schluchzte er stundenlang in die Kissen. In seinen Träumen schaute er Palmenwälder und ferne Inseln und fühlte, wie sich seine Brust hob im Genusse der Freiheit. Und erwachte der Tag, erwachte auch der Schmerz der Enttäuschung in ihm; er wurde stiller, verdrossen, schnitt ein finsteres Gesicht und war reizbar. Seine Eltern erkannten die Ursache nicht, forschten auch gar nicht danach, sondern glaubten, seine Charakteranlage sei eine „ungute", und bestraften ihn entweder sehr hart oder beachteten ihn nicht weiter. Und er, er sehnte sich nach einem freundlichen Blick seiner Eltern!

Sein Lieblingsplatz war der Bodenraum, wo das Brennholz aufgeschichtet war, uralter, verstaubter Hausrat stand, fremde Katzen mit Tipfel sich rauften, und die Sonne durch das große Bogenfenster hereinlachte. Da saß er in einem Winkel, redete halblaut von seinen Abenteuern im fernen Indien, sprang auf und schleuderte seine Lanze, einen Holzprügel, wider einen Tiger, die Katze des Nachbar Bäcker, oder lauschte den

Reden der Häuptlinge, die ihm in wohlgesetzten Worten ihre Unterwerfung ankündigten. Da stand er auf einem dreibeinigen Tische und predigte den Holzscheiten laut und deutlich wie einer der Pfarrherren in St. Sebald. Da verfolgte er einen Sonnenstrahl und freute sich, wenn dieser Spinnweben aufglänzen machte, und erzählte sich Märchen. Da klopfte er mit dem Hammer an dem Holz herum und besserte das lecke Schiff aus, über dem Wasser schwebend, indes Haifische unter ihm umherschwammen. Da zerschlug er einen Ziegelstein, legte die einzelnen Teile nebeneinander und träumte von einem prachtvollen Palast, von rauschenden Springquellen, herrlichen Gärten, obwohl er noch nie derartiges geschaut.

Trat aber ein Hausbewohner zu ihm, so verschwand in ihm die Vorstellungskraft, sein heiteres Auge ward mürrisch, und der geschwätzige Mund verstummte.

Vom Bodenfenster aus sah er in die gegenüberliegende Wohnung eines Kupferstechers, und bald dünkte ihm das Leben eines Künstlers das allein erstrebenswerte. „Wenn ich doch Zeichnen lernen dürfte!" sagte er oft zu sich. Und wenn gegen Abend der Kupferstecher auf der Flöte blies und bei ihren Tönen es den Knaben wohlig durchrieselte, sehnte er sich danach, ein Musikinstrument spielen zu können.

Es gab noch andere Mittel, die Sehnsucht nach Freiheit für Stunden und Tage zu betäuben. Da hatte er zum Beispiel in einer Kiste eine alte Schwarzwälder Uhr entdeckt und studierte am Triebwerk herum, bis er es soweit in Gang setzen konnte, daß es eine halbe Stunde lang arbeitete. Die Freude über diesen Erfolg löste ihm sogar die Zunge und riß ihn aus seiner Einsamkeit. Er lief mit der Uhr im ganzen Hause umher, ließ sie unaufhörlich schlagen und berauschte sich an seinem Erfolge.

Einige Tage ertrugen seine Eltern das Lärmen; dann aber suchte es Herr Christoph auf eine, wie er glaubte, sehr vernünftige Art für immer zu vertreiben. Er rief den Knaben und sagte:

„Nun, du bist ja ein geschickter Uhrmacher. Aber die Kunst, eine etwas verrostete Uhr in Gang zu setzen, ist eigentlich nicht sehr groß. Jetzt zerlegst du die Uhr in ihre einzelnen Teile und bringst sie mir; dann wollen wir weiter sehen."

„Jawohl, Herr Vater!" rief Karl, entzückt über den Auftrag, und sprang davon. Rasch zerlegte er das Uhrwerk und ordnete die einzelnen Teile in einem Kästchen, damit er wußte, wie sie zusammengehörten. Hierauf kehrte er zu seinem Vater zurück und zeigte ihm die Stücke. Herr Christoph warf einen Blick auf die hübsche Ordnung, dann schüttelte er das Kästchen heftig hin und her, daß der ganze Inhalt durcheinander geworfen wurde, und sprach: „So, nun setze die Uhr wieder zusammen!" Erstaunt sah der Knabe zum Vater auf, dann aber, als er seine Absicht erkannte, rief er lachend: „Das bringe ich auch fertig, und sollte ich ein ganzes Jahr lang daran arbeiten müssen!"

Eine Stunde verstrich; da schlug vor des Syndikus Tür eine Uhr mit wohlbekanntem Silberklang, und gleich darauf trat Karl ein. Herr Christoph lachte herzlich, wie sein Sohn ihn nie zuvor hatte lachen hören, und sagte kurz: „So ist's recht! Ausdauer muß ein Mensch besitzen."

Stolz ging der Junge zum Bodenraum empor und sann dem Geschehenen nach. Zum ersten Male, soweit er sich zurückbesinnen konnte, war der Vater milde mit ihm gewesen, und wie ein warmer Sonnenstrahl hatte sein herzliches Lachen ihm die Seele durchzogen. Er legte die Uhr in die Kiste zurück und wollte nie wieder mit ihrem Schlagen Vaters Ruhe stören.

Herr Christoph Biener aber ging heiter in der Stube auf und nieder. Ihm war wohl ums Herz, weil er unter den mancherlei unangenehmen Außenseiten im Wesen seines Jüngsten doch wieder das gute Herz und den festen Willen erkannt hatte.

„Wirst nicht untergehen, Kind", sprach er vor sich hin; „denn ein gutes Herz und ein fester Wille sind die besten Führer durchs Leben."

Wie aber ein Sonnenstrahl verschwindet, so verschwindet auch eine freudige Stimmung. Karl litt nachher wie zuvor unter der Sehnsucht. Hob ihn die Phantasie hinaus über die Enge der Häuslichkeit, verlieh sie ihm eine Kraft der Persönlichkeit, so daß er in seiner Einbildung mit Kaisern wie mit seinesgleichen redete, so war er, wenn er wirklich einmal mit anderen Leuten verkehren sollte, täppisch, verlegen, unbeholfen und

wurde zum Gegenstand des Spottes. Und niemand trieb grausamer sein Spiel mit ihm als Anton Stein.

Das Schlimmste hatte er aber noch nicht erfahren, daß er in den Augen der anderen nicht nur ein Dummkopf, sondern auch ein sozial niedriger Stehender war. Er glaubte, alle Jungen seien einander gleich, und Reichtum und Stand der Väter hätten hier nichts zu bedeuten. Auch diesen Irrtum mußte er erkennen lernen.

Eines Tages durfte er auf dringende Einladung von Antons Eltern diesen besuchen. Als er den Großhändler in seinem Geschäftsraume begrüßte, war ihm wohlig zumute; denn hier sah er manches, was ihn an die Erzählung des Adam Mortuus erinnerte, hier herrschte die Arbeit, die sich das Leben mit festem Willen zurechthämmert. Oben aber, im Reiche der Madame Amélie Steinin, fühlte er sich höchst unbehaglich. Der modische Prunk ringsum, ihre gezierte Sprechweise, die bedeutsamen Blicke, die sie mit ihrem Sohne wechselte, bewirkten, daß er sich mit einem Male nach dem staubigen Bodenraum daheim sehnte. Er war deshalb froh, als Anton ihm den Vorschlag machte, er wolle mit ihm einen Vetter — „Cousin" verbesserte Madame Amélie — in der Vorstadt St. Johannis besuchen.

Sie verließen Haus und Stadt und schritten unter den Lindenbäumen der Hallerwiese die Pegnitz entlang, Anton rasch, Karl langsamer; denn ihm, dem Eingeschlossenen, schien jeder Baum etwas Seltsames. An dem Treppenwege zum Riesenschritt bogen sie in einen Garten ein, wo herrliche Bäume blühten, unter Fichten Säulenstümpfe aus Sandstein standen und Sandsteinsphinxe in der Sonne lagen.

Glückliche und liebenswürdige Leute müssen diesen Garten besitzen, dachte er und blickte über die bunten Beete, die von sauberen Kieswegen umgeben waren. Freudig eilte er mit Anton einer Anzahl gleichalterigen Knaben zu, die vor einem Gartenhause auf und nieder gingen, und war enttäuscht. In feinster Modetracht bewegten sich diese Jungen mit kurzen Schrittchen vor ihm gleich stutzerhaften Alten, hatten ein gar gemessenes, würdevolles Benehmen und um Auge und Lippen jenes überlegene, spöttische Lächeln, das er von Grund aus haßte.

Da sehnte er sich zurück in den heimischen Bodenraum. Aber er durfte sich keine Schwäche merken lassen und hörte ruhig, doch innerlich erstaunend, die wohlgesetzten, zierlichen Worte an, mit denen ihn sein Freund Anton den Herrschaften vorstellte. Mit leichtem Kopfnicken begrüßte ihn der Knabe, dessen Eltern der Garten gehörte, und wandte sich darauf Anton zu; die übrigen bekümmerten sich nicht um Karl, so daß dieser einmal ums andere errötete und fortzuschleichen beschloß.

Zum ersten Male befand er sich in Gesellschaft von Knaben aus den vornehmsten Familien Nürnbergs; er ärgerte sich darüber, daß er sich dessen vor ein paar Minuten hatte freuen können, da sie doch alle ohne Ausnahme ihm als Hohlköpfe erschienen; aber er blieb doch in ihrer Mitte, weil es ihm schmeichelte, solche Jungen unter seine Bekannten zählen zu dürfen. Er hatte eben Menschenhunger und sehnte sich nach Umgang mit Altersgenossen.

Und sein scharfes Urteil stieß er selbst sofort um, als der Sohn des Gartenbesitzers in ganz natürlichem Tone rief: „Wir wollen Kegel spielen!"

Das war ein Wort nach seinem Sinn, und ohne die Meinung der anderen abzuwarten, sagte er: „Ja, das wollen wir!""

Jetzt standen sie in der Kegelbahn, und Karl mußte erkennen, daß ein großer Unterschied ist, ob ein Spiel von Vornehmen oder Geringen gespielt wird. Ist es diesen nur um das Spielen zu tun, so ist jenen das Spiel nur ein Mittel des Erwerbs, so dachte er.

Einer nach dem andern zog die Börse und legte ein paar Kreuzer auf einen Teller, damit aus dem Gelde die verschiedenen Preise für die Sieger gebildet würden.

„Wer setzt die Kegel auf?" rief ein Junge. Sein Ruf verhallte unbeachtet; denn die übrigen umstanden Karl und forderten ihn auf, seinen Beitrag zu zahlen.

„Ich habe kein Geld bei mir", sagte er ruhig.

„Was? Du hast kein Geld bei dir? Was bist du denn eigentlich für einer?" riefen sie durcheinander.

Ohne verlegen zu sein, entgegnete er: „Ich habe nicht gewußt, daß wir kegeln würden. Und außerdem . . . . ich bekomme kein Taschengeld."

Mit spöttischem Lächeln sahen sich die Knaben an: So etwas hatten sie noch nie gehört. daß

ein Junge kein Taschengeld bekam! Der schien aus einer sauberen Familie zu stammen. Na, eigentlich hätten wir es ihm an seinen schäbigen Kleidern absehen können, flüsterten sie einander zu.

Da war es Anton Stein, der, mit den Augen zwinkernd, zu den Erstaunten sagte: „Ich weiß einen guten Rat. Biener setzt einige Spiele lang die Kegel auf und erhält von uns für jedes Spiel einen Pfennig. Hat er seinen Einsatz beisammen, darf er auch mitspielen."

„Ganz recht," rief Karl, über den Freundesrat entzückt, „es heißt ja ein Sprichwort: Wer kegeln will, muß auch aufsetzen."

Und emsig eilte er die Kegelbahn hinab, hing seinen runden Hut an das Brett, das den Kegeljungen vor der Wucht der Kugel schützen sollte, und wartete seines Amtes.

Dröhnend rollten die Kugeln, polternd fielen die Kegel; er arbeitete emsig und lachte zu den oft verletzenden Zurufen der Knaben. Denn er glaubte nicht anders, als daß er bald unter ihnen werde weilen dürfen, und hielt es für eine besondere Auszeichnung, daß er zuerst mit der Ehre des Kegelaufsetzens betraut worden war.

Die Jungen aber machten sich über seinen Eifer lustig, und als gar einer den Hut entdeckte und ausrief: „Schaut nur seinen Deckel! die reinste Zielscheibe!" da griff der Wirt der spöttischen Schar nach einer Armbrust, die an der Wand hing, legte einen Bolzen mit einer anderthalbzölligen Eisenspitze auf, zielte kurz und — lautes Jammergeschrei ertönte. Karl Biener sprang heulend vor Schmerz hinter dem Schutzbrett hervor. Der Bolzen war durch ein Astloch im Brett neben seinem Hut geflogen und ihm tief in den linken Oberarm gedrungen.

Während die Knaben entsetzt ihn umringten, riß er den Rock herab, zog den Bolzen heraus und als das Blut ausströmte, preßte er stöhnend mit der Rechten die Wunde zusammen, um wenigstens nicht auf der Stelle sterben zu müssen; denn er glaubte nicht anders, als daß eine jede Verletzung, aus der Blut fließe, zum Tode führe. Die Blässe seines Gesichts, der Blutverlust trieb einige Knaben fort; nach einer Viertelstunde kehrten sie mit dem Bader zurück, der die Wunde betrachtete und ernsthaft dreinschaute.

„Muß ich sterben?" fragte Karl flüsternd.

„Jetzt noch nicht, aber später einmal", brummte der Bader und begann die Wunde zu verbinden. Und während er dies tat, zankte er die Knaben tüchtig aus und drohte ihnen mit der Strafe der Obrigkeit, die auch auf vornehmer Leute Kinder keine Rücksicht nehme.

Da verschwand das spöttische Lächeln aus ihren Gesichtern; sie wurden ernst, und als der Bader sich entfernt hatte, begannen sie Karl zu bitten, er möge doch Stillschweigen geloben. Und sie fingen an, ihm Geldstücke in die Hand zu legen, um seine Verschwiegenheit zu erkaufen. Karl empfand nicht das Verächtliche, das in ihrem Benehmen lag; er sagte, er wolle schweigen, und umschloß die Geldstücke mit der Hand.

In diesem Augenblicke hörte er den Jungen, der ihn verwundet hatte, in hochmütigem Tone zu ein paar Kameraden sagen: „Um Geld läßt sich der Schreiberjunge auch in den andern Arm schießen. Solches Gesindel hat ja keine Ehre!"

Da sprang Karl auf, stürzte sich zu dem Frechen, warf ihm das Geld ins Gesicht und rief: „Schmerzte mich nicht mein Arm, dich wollte ich prügeln, du eingebildeter Esel! Kannst du etwas dafür, daß dein Vater Geld besitzt? He? Aber nimm dich in acht! wenn mein Arm geheilt ist, dann besorge ich es dir, du Strohkopf!"

Aufgeregt durchschritt er den Garten; die andern sahen ihm ängstlich oder verdutzt nach, und erst als er die Gittertür ins Schloß warf, begannen sie zu lachen; aber es war das Lachen der Verlegenheit, das Lachen von Menschen, die sich vor der eigenen Verachtung retten wollen.

Daheim mußte Karl mehr als einmal die Zähne zusammenbeißen, um seine Schmerzen nicht zu verraten. Und nachts lag er in heftigem Wundfieber.

Müde, zerschlagen erwachte er am Morgen, und der Haß gegen den, der ihm das Schmähwort ins Gesicht geschleudert, erwachte mit ihm.

„Frau Syndikussen!" rief eine Stunde später Monika, welche allmorgendlich den beiden Jungen das Haar zu kämmen und die Zöpfchen zu flechten hatte. „Frau Syndikussen, da schauen Sie her! Der Mossiöh Karl hat wieder was angestellt!"

Christine Susanne, die ihrerseits mit Gottliebes Frisur beschäftigt war, hob ihren Kopf und blickte scharf zu ihrem Jüngsten hinüber, der, von Monikas Hand am Zopfe festgehalten, nicht

entschlüpfen konnte und mit geröteten Wangen und trotzigen Augen das Kommende erwartete. Dann bearbeitete sie das Haar der Tochter mit raschen, kräftigen Händen und sagte dabei in ihrer kühlen Weise: „Mir hat schon gestern, wie der Bub heimgekommen ist, geschwant, daß er wieder kein sauberes Gewissen hat. Ich bin ja, Gott sei es geklagt, von ihm nichts anderes gewöhnt."

Und nun, da Gottliebe frisiert war, eilte die Frau Syndikussin zu Karl und rief: „Was hast du wieder angestellt?"

Der blickte mit seinen grauen Augen trotzig zu ihr auf und entgegnete mit gepreßter Stimme: „Ich? nichts, Frau Mutter!"

Grausam zerrte ihn Monika am Zopf und sagte: „Nein, kannst du lügen! Das Blut da am Hemdärmel ist natürlich von selbst gekommen!"

„Was? Blut an seinem neuen Hemd?" Und ärgerlich packte die Mutter den linken Arm des Knaben, um die Blutspuren zu betrachten. Karl biß die Zähne fest zusammen, und niemand sah ihm an, daß er heftige Schmerzen litt.

Er dachte daran, daß er zu schweigen gelobt, und suchte sich durch trotziges Benehmen gegen ein Entreißen seines Geheimnisses zu schützen. So geriet er auf den Weg der Lüge und setzte sich ins Unrecht.

„Wie kommt das Blut an dein neues Hemd?" fragte drohend die Mutter.

„Ich habe mich geritzt." Der Trotz war von einer unartigen Kopfbewegung begleitet, und dieser folgten zwei Ohrfeigen von Frau Christine Susannes Hand.

„Knöpfe das Hemd auf!"

Regungslos saß der Knabe und ließ die Schläge auf sich niederfallen. O wäre ich tot! stöhnte er im stillen. Wäre ich tot, daß ich doch die Schande nicht erleben müßte, als Lügner dazustehen.

Seine Mutter und Monika öffneten trotz seines Sträubens das Hemd, entdeckten den Verband, erstaunten darüber, fragten, erhielten keine Antwort und lösten rasch, ohne sich um seine Schmerzen zu bekümmern, die Binde.

„Gerechter Himmel!" schrie Frau Christine Susanne. „Das nennst du einen Ritz? Das ist ein Loch! ein Loch! Bursche wie ist das zugegangen?" Sie schüttelte ihren Sohn und schrie ihn an. Karl schwieg. Er wollte nicht weiter lügen und durfte doch auch die Wahrheit nicht verraten.

„Frau Syndikussen," sagte die Magd, „da steckt niemand dahinter als der Anton Stein."

„Nein!" rief Karl. „Der kann nichts dafür."

„So, so", begann Frau Christine Susanne. „Wenn du den verteidigst, dann weiß ich, daß du lügst. Gestehe mir die Wahrheit! sonst . . ."

Was sollte er tun? Anton war sein Freund; den andern haßte er. Um einen Freund zu verteidigen, glaubte er, einem Gegner das gegebene Wort nicht halten zu müssen.

„Frau Mutter," sagte er, „vorhin habe ich gelogen. Verzeihen Sie mir. Aber jetzt sollen Sie alles erfahren." Und er erzählte die Begebenheiten mit steigender Erregung, nur von dem Schmachwort kam keine Silbe über seine Lippen.

Als er mit seinem Berichte zu Ende war, sahen sich die beiden Frauen an, und Monika rief: „Fein kann er lügen, der Mossiöh."

„Ja, er lügt, wie die Bücherschreiber, die jetzt die Ehrbarkeit und die Frömmigkeit untergraben wollen", sagte Frau Christine Susanne. „Karl, wie kannst du so lügen! Ein Sohn vornehmer Eltern sollte dir das angetan haben? Bub, so unartig sind vornehmer Leute Kinder nicht. Aber du, du bist mir verächtlich! Du bist ein in Grund und Boden verdorbener, verlogener Bengel. Ich mag dich nicht. Geh! Fort aus meinen Augen!"

Wie im Fieber schwankte er hinaus, taumelte die Treppe hinauf und sank im Bodenraume vor dem Brennholz nieder. Durch seine seelischen und körperlichen Schmerzen drang immer von neuem das schneidende Wort: „Ich mag dich nicht."

Es war düster in ihm, düster um ihn. Draußen rieselte Spätsommerregen nieder, und Schatten krochen durch das offene Bodenfenster gegen ihn heran. Sein Auge blickte in den Regen, und es lockte ihn, den Tropfen gleich zur Erde niederzustürzen, den Tropfen gleich in der Erde zu vergehen . . . .

Da kam Gottliebe leise die Treppe heraufgestiegen und kauerte sich neben dem Bruder nieder.

„Mutter ist ausgegangen," sagte sie, wusch

ihm die Wunde aus und verband sie ihm. Dann zog sie seinen Kopf hinab in ihren Schoß und streichelte mit zitternden Fingern seine Wangen. Und es lösten sich seine Tränen, und er weinte.

„Weine nur!" flüsterte das Mädchen. „Das tut gut. Wenn ich nicht mehr weinen könnte, stürbe ich. Die Tränen hat uns Gott geschenkt, daß wir wieder zu lachen vermögen. Weine, weine! Du hast mich, die dich versteht. Aber mich versteht niemand, und wenn ich weine, ist mir, als müsse ich sterben vor Weh."

„Die Mutter mag mich nicht!" stieß er schluchzend hervor.

„Sie mag auch mich nicht," flüsterte Gottliebe. „Aber, ich bettle um ihre Liebe. Gott hat sie uns zur Mutter gegeben; also müssen wir sie lieben. Und wenn sie dich nicht liebt, ich liebe dich."

Es war stille. Draußen rieselte der Regen nieder; die Geschwister schwiegen. Ruhe waltete im Hause.

Da durchbrach ein Samenkorn seine Hülle und sproß hervor im Herzen des Knaben. Leise sprach er:

„Unter fremden Leuten muß ich die Liebe suchen. Ich muß fort von hier. Nicht heute, nicht morgen. Aber ich werde den Weg finden. Hier bin ich nur geduldet, und ich hasse das Mitleid."

„Und ich?" flüsterte Gottliebe.

„Bleibst du, so geht es dir wie den Blumen, auf die der Regen ununterbrochen niederrauscht, die aber kein Sonnenstrahl trifft. Ich will Sonne und Liebe. Ich will leben dürfen, leben, leben!"

---

3. Kapitel.

„Mit Verlaub, Herr Syndikus", sagte am Abend dieses regen- und tränenreichen Tages Adam Mortuus. „Eure Ansicht vom menschlichen Leben, deucht mir, hat ein Loch. Ihr sprecht vom Wachsen der Seele im menschlichen Körper und davon, daß in manchen Menschen die Seele erstorben sei wie in einem Tiere."

„Das behaupte ich, und mit mir behaupten es ältere und neuere Schriftsteller."

„Ich weiß es. Aber diese Anschauung hat ein Loch." Der Alte sah mit starren, unheimlichen Augen den Hausvater an. Karl horchte erstaunt auf und wunderte sich darüber, daß ein Fremder die Denkweise seines Vaters als unrichtig zu bezeichnen wagte.

Herr Christoph mochte die Gedanken seines Sohnes ahnen; er sagte kurz: „Was wolltet Ihr Besseres an die Stelle uralter Völkerweisheit setzen?"

„Nur zwei Sätze. Erstens: Die Seele wächst nicht, sondern sie ist von Anbeginn gleich groß und gleich entwickelt. Zweitens: Nicht bloß der Mensch, auch das Tier, der Stein, alles in der Natur hat eine Seele."

Der Syndikus schüttelte den Kopf und sprach müde, wie einer, der lebensmatt, mit keinen neuen Ideen sich mehr beschäftigen will: „Ihr seid ein seltsamer Kauz, Adam Mortuus, und habt Zeit, das philosophische Steckenpferd zu reiten."

Um weitere Erörterungen abzuschneiden, ergriff er den neuesten „Friedens- und Kriegskourier", wogegen der Alte, im Chörlein sitzend, still seinen Gedanken nachhing.

Noch einer hing still seinen Gedanken nach und überlegte, die Augen auf Luthers Katechismus senkend, was er soeben gehört: Karl Biener.

Von allen Sätzen Adams hatte er nur einen behalten: Die Seele wächst nicht, sondern sie ist von Anbeginn gleich groß und gleich entwickelt.

Er wußte nicht, was Seele eigentlich war. Ihm war es eben der Odem, den Gott jedem Menschen bei der Geburt einhauchte, durch die Nase einblies, wie er in der Bibel gelesen hatte.

Und nun wäre eigentlich seine Seele von Anfang an gerade so reich und stark, wie diejenige seines Vaters? Und nur das langsame Wachsen seines Körpers, die tägliche Unruhe ließen sie nicht in ihrer Herrlichkeit hevortreten? Ei, mußte er da nicht gegen alle diese Hindernisse ankämpfen, um seiner Seele eine Bresche zu öffnen, durch welche diese siegreich hervorbrechen konnte, wie die Sonne aus einer Lücke des Gewölkes?

Die Sehnsucht in seiner Brust trieb einen neuen Zweig: Zur Sehnsucht nach Liebe gesellte sich die Sehnsucht nach freier Entfaltung seiner Seele. Und dies konnte er nur erreichen, wenn er das Elternhaus verließ.

An jenem Abend glaubte er, zu der wichtigsten Erkenntnis gelangt zu sein, daß niemand im Hause ihm den Weg zum Ziele zeigen könne, als

Adam Mortuus, der Alte, der so ruhig, gleichmütig unter Fremden lebte. An jenem Abend beschloß er, aller Scheu zum Trotz, die Freundschaft dieses Mannes zu gewinnen und seine Geheimnisse zu ergründen.

Aber er vermochte nicht sofort seinen Plan in die Tat umzusetzen. Denn in den nächsten Tagen vollzogen sich wichtige Geschehnisse in der Familie des Syndikus Christoph Biener, die ersten Ansätze zum späteren Auseinandergehen der einzelnen Familienglieder:

Lorenz verließ das Elternhaus, um Kaufmannslehrling zu werden. Herr Christoph erkrankte und lag den Herbst hindurch daheim in seinem düsteren Schlafzimmer. Frau Christine Susanne übernahm an seiner Stelle die Leitung des Hauswesens, und ihr erstes Werk bestand darin, den gemeinsamen Unterricht Karls und Antons aufzuheben. Sie zerriß die Freundschaft der beiden und beschränkte den Unterricht ihres Jüngsten aufs äußerste. Noch strenger als früher hielt sie ihre Kinder, und wenn ihr Gatte von Sterbegedanken heimgesucht wurde, tröstete er sich mit der Überzeugung, daß sein Weib ihn dereinst in allen Stücken ersetzen werde.

Es waren trübe Wochen für Karl, und oft standen Gottliebe und er droben im Bodenraume nebeneinander, weinten und wußten nicht warum. Die Schwester hatte nur ihre Tränen; er aber hoffte auf den Trost, den Adam Mortuus ihm gewähren sollte.

Doch konnte er sich solchen bloß in einer Mittagsstunde oder an einem Abend holen; denn die übrige Zeit des Tages brachte der Alte außer dem Hause zu. In der Frühe ging Adam Mortuus fort, die kurze Pfeife im Mund, durchwanderte gemächlich die Stadt, blickte in jeden Winkel, erschreckte die einen durch seine unheimlichen Augen, brachte die andern durch ein Scherzwort zum Lachen, warf da einen aufreizenden Gedanken unter die Leute und beleidigte dort einen vornehmen Herrn durch seine Unhöflichkeit. Adam Mortuus war in dem winzigsten Gäßchen der Reichsstadt bekannt. Man erzählte Wunderdinge von ihm, und die Abenteuer, Schiffbrüche, Glücks- und Unglücksfälle, die ihm angedichtet wurden, hätten hundert Bücher gefüllt. Seine Verwandten suchten, ihn in das Spital einzukaufen und ihn so von der Straße wegzuhalten. Er sagte den Mittelspersonen nur: „Ich heiße Adam Mortuus, das ist verdolmetschet: Adam der Gestorbene."

Nach dem Mittagsmahle setzte sich der Alte meist in seinem Stübchen auf einen Stuhl und suchte zu schlafen. Während eines solchen Versuches schlich sich Karl eines Tages zu ihm und kauerte sich zu seinen Füßen nieder. Unverwandt sah er dem Greis ins Antlitz, verfolgte jede Runzel und wunderte sich darüber, daß ein solch faltenreiches Gesicht eigentlich der rissigen Rinde eines Baumes gleiche. Adam Mortuus blinzelte einige Male mit den Augen nach dem Knaben hin, dann schien er zu schlafen.

Karl blickte umher. Wie ärmlich war doch dies Stübchen eingerichtet! Wie ärmlich der Alte bekleidet! Nirgends Bilder und Bücher. Nur an der Wand hingen ein paar Pfeifen und ein gefüllter Tabaksbeutel. Und mitten im spätherbstlichen Sonnenscheine schlief der Greis zufrieden wie ein Kind.

Warum hatte er sich bisher von ihm ferngehalten? Aus Furcht. Aber lag nicht ein friedlicher Schein auf dieser zermürbten Stirn? Wie viel Schönheit hatten diese Augen geschaut, die nun hinter den Lidern ruhten?

Und jetzt schlug er sie auf, die großen dunklen Augen und blickte den Jungen zu seinen Füßen freundlich an.

„Bist du endlich gekommen, Karl?" sagte er und griff zur Pfeife. „Ich wußte es, daß du kommen würdest. Bist nicht solch ein Windhund wie der Lorenz, der Duckmäuser, und kein solch geduldig Schaf wie Gottliebe, die unschuldige, arme Sünderin. Du bist, wie ich gewesen bin. Wie ich in deinem Alter war, da riß es manchmal an mir, als müsse ich, um mich auszuschnaufen, ein paarmal um das Erdkügelchen herumrennen. Man möchte alles um sich her abschütteln, möchte sich Wams, Herz und Hirn einmal tüchtig ausblasen lassen. Habe manchen von der Sorte getroffen.

Adam Mortuus erzählte dem schweigenden Knaben von allerlei Weltläufern und schloß seine Rede mit den Worten: „Du siehst, der Gelehrte, der Kaufmann, der Matrose können die Welt sehen und es in der Welt zu etwas bringen. Aber, wenn ich es noch einmal versuchen dürfte, ich würde es anders anpacken. Als Vagabund durchzöge ich die Welt. Jawohl, als Vagabund und scherte mich einen Pfifferling um die Gesetze. Alle Menschen

erleben mehr Unglück als Glück, alle. Aber von all den Unglücklichen ist der Vagabund der Glücklichste. Er ist überall und nirgends daheim. Er lacht über die Torheiten der andern, er lacht über alles, und wenn er in einem Winkel stirbt, dann lacht er erst noch einmal über die entsetzten Gesichter der Leute, die seinen verlumpten Körper auffinden werden."

Mortuus schritt zur Tür und ging aus dem Hause, um nach seiner Gewohnheit Nürnberg zu durchwandern.

Karl Biener aber schlich zum Bodenfenster, setzte sich auf die Brüstung und, über die Dächer hinwegblickend, suchte er, das Gehörte zu ordnen und zu überdenken.

Er wollte hinaus in die Welt. Aber wie? Als Vagabund? Ihn schauderte. Er wäre nie imstande, über alles zu lachen. Es gab so vieles, dessen er nicht lachen konnte. Er hatte Ehrfurcht vor Eltern und Staat, vor Kirche und Sittsamkeit. Den Weg durfte er nicht betreten.

Er konnte fliehen und Matrose werden. Aber auch das war unmöglich. Drunten lag sein kranker Vater. Durfte er ihm diesen Schmerz bereiten? Und dann! Das Gewerbe eines Matrosen schien ihm roh, gemein; ihm graute vor Schmutz.

Dann blieb ihm der Gelehrtenstand. Er konnte Geistlicher, Arzt, Richter werden, und eine Weile träumte er von hohen Ehren, die er sich erwerben wollte. Aber gleich fiel ihm ein, daß seine Eltern arm waren — die Mutter sagte es jeden Tag — und daß es viele Jahre währte, bis einer ein Gelehrter wurde. Mit leiser Trauer begrub er diese Hoffnung.

Ganz sachte regte sich in ihm der Wunsch, als Künstler die Welt durchziehen zu können; allein er begrub auch diese Regung und prüfte das letzte, das ihm blieb, den Kaufmannsstand.

Er lockte ihn nicht besonders; aber Karl sah keinen anderen Weg zur Freiheit und zwang sich, alle Vorzüge dieses Berufes im hellsten Lichte zu schauen. Was er von anderen gehört, was er selbst beobachtet, vereinigte er nun, und neben Gedanken Erwachsener standen seine kindlichen Ideen.

War der Beruf eines Kaufmanns nicht ein geachteter? Schon der Lehrling erhob sich durch seine Kleidung über die Altersgenossen; denn er trug eine blaue Schürze. Und eine wichtige Persönlichkeit war solch ein Kaufmannsjunge, wenn er eilig durch die Gassen lief oder lebhaft an einer Ecke mit Kameraden plauderte. Rühmte sich nicht Lorenz, wenn er heimkam, jedesmal der großen Achtung, die er im Hause seines Chefs genoß?

Das war es! Wurde er Kaufmann, so mußte er das Elternhaus verlassen, unter Fremden leben und konnte hier die Liebe suchen, die er daheim vermißte.

Freilich, sechs Jahre blieb er Lehrling, vielleicht auch acht. Aber dann stand ihm die Welt offen.

Jugendträume beseelten ihn. Die Abendsonne vergoldete die Firste, und der Nachbar Kupferstecher blies auf der Flöte eine schwermütige Melodie, die dem Knaben Tränen entlockte.

Jetzt trug er ein Schutzmittel gegen alle Leiden des Tages in seiner Brust. Er genoß es insgeheim, ohne davon zu sprechen. Zu allen Stunden entfaltete er fortan seinen Plan und freute sich dessen. Eine heitere Stimmung erfüllte ihn. Jeden Mittag saß er bei Adam Mortuus und lauschte dessen Worten, und weil er nun seinen Zukunftsweg klar vor Augen sah, sehnte er sich nicht mehr wie früher so leidenschaftlich danach, das Elternhaus verlassen zu können.

Darüber kam der Winter; Herr Christoph ging wieder, wenn auch mit zitternden Füßen, aufs Rathaus. Alle trüben Gedanken schienen aus dem Hause des Syndikus entschwunden, und hoffnungsvoll begann man das Jahr 1783. Aber das Leben einer Familie gleicht dem eines Baumes; sollen Knospen sich entfalten, müssen Blätter welken, sterben.

Karl und Gottliebe wuchsen heran, und um Ostern klagte Frau Christine Susanne ihrem Manne, die beiden wüchsen aus allen Kleidern und hätten nichts mehr zum Anziehen. Wenn Frau Christine Susanne also sprach, dann mußte er es glauben. Er nahm aus einem Geheimfache seines Schreibtisches eine Geldsumme und drückte sie seiner Gattin in die Hand. Frau Christine Susanne aber legte das Sümmchen zu ihrem Ersparten in die Tiefe des Weißzeugschrankes und stieg zur Dachkammer empor, unter alten Gewändern aus Urgroßelterntagen Umschau zu halten. Und sie fand mancherlei, womit sie Gottliebe und Karl kleiden konnte, wodurch sie

den kleinen Träumer und das holdselig erblühende Jüngferlein zum Gespött der Nachbarn machte.

Der Hausherr aber bemerkte nichts von der seltsamen Gewandung. Er war ein andrer geworden. Sein Wesen glich einem milden, sonnigen Spätseptembertage. Wohl lacht der blaue Himmel. Aber schon fallen die Blätter und Herbststürme drohen. Frühling im Herbst, Jugend im Alter; aber all das nur ein kurzer Mittagstraum vor dem Hereinbrechen der fahlen Dämmerung.

Herr Christoph ließ seine Frau schalten und walten, blickte jeden Tag seinen Kindern in die Augen, als wollte er sich ihrer Reinheit freuen, aus ihrer Unschuld für die Zukunft Hoffnung schöpfen, und konnte nach den Amtsstunden still, müde, zufrieden im Lehnstuhle sitzen. In seiner Nähe saß mit lebhaftem Mienenspiele der viel ältere Adam Mortuus und überdachte spöttisch seine Erlebnisse an diesem Tage. Und zwischen den beiden Greisen bewegte sich Karl, ohne die Veränderung in seines Vaters Wesen zu ahnen, erfüllt von seinem Plane.

Und eines Tages fand Herr Christoph, daß es Zeit war, mit seinem Jüngsten über das zu reden, worüber er schon längst hatte reden wollen. Eben trat seine Frau in die Stube, und darum begann er: „Liebe Christine Susanne, wenn du Zeit hast, so bitte ich dich, setze dich ein wenig zu uns. Ich habe von Wichtigem zu reden."

Und als sie saß, fuhr er fort: „Es betrifft Karl. Wir haben ihm eine christliche Erziehung gegeben, und er ist alt genug, um sich über seine Zukunft klar zu sein . . . ."

„Ich werde Kaufmann, wenn Ihr nichts dawider habt, Herr Vater," rief Karl und wandte sich seinen Eltern zu.

„Nun, ganz gut, vorlauter Bursche!" sagte die Mutter. „Dann kommt er wenigstens in eine strenge Zucht, wie er sie braucht."

Bei diesen Worten war dem Jungen, als fiele ein Schatten auf seinen Lebensweg, der ihm bisher so sonnig geschienen.

„Du hast gewählt," sprach der Vater. „Ich will dir diesen Beruf nicht verbieten. Ich freilich habe geglaubt, du eignetest dich besser zum Gelehrten und würdest etwa Geistlicher. Aber . . nun geh zu Bett. Ich will mich erkundigen, wo ich eine freie Lehrlingsstelle für dich finde."

Als Karl einige Minuten später im Bett lag, da strömten die Tränen aus seinen Augen, ohne daß er gewußt hätte, weshalb er weinte. Immer wieder hörte er seine Mutter sprechen: „Dann kommt er wenigstens in eine strenge Zucht, wie er sie braucht."

Und diese harten Worte bestärkten ihn in seinem Entschluß. Konnten fremde Menschen härter sein als die eigene Mutter? Nein! In der Fremde würde er die Liebe finden, nach der er sich so glühend sehnte.

Gegen Ende des Monats August teilte Herr Christoph Biener seinem Sohne mit, daß er am ersten September für acht Jahre als Lehrling in das Geschäft Leonhard Sebald Grasmann am Obstmarkte eintreten müsse.

„Sehr fromme, brave Leute," sagte Frau Christine Susanne, und Adam Mortuus fügte bei: „Gehören zu den Menschen, bei denen es täglich zum Nachtisch eine Portion Windei mit Hochmut gefüllt gibt."

Nur Karl achtete auf diese Bemerkung; seine Eltern schienen sie überhört zu haben und erörterten lang und breit die Verhältnisse der Familie Grasmann.

Am 1. September fühlte sich der Syndikus so unpäßlich, daß er seinen Sohn nicht, wie er vorgehabt hatte, zu seinem neuen Chef führen konnte. Frau Christine Susanne wollte wegen großer Wäsche nicht das Haus verlassen, und so mußte Karl allein gehen.

Vor Aufregung konnte er wenig von seinem Frühstück essen; dann betrat er das Schlafzimmer, um von seinem Vater Abschied zu nehmen. Er erschrak, als er die Schmerzenszüge seines Vaters sah, und die Augen wurden ihm naß. Mühsam nur vermochte Herr Christoph zu reden: „Tu immer deine Pflicht und bewahre dir ein reines Gewissen! Ein Wechsel der Lebensweise ist kein Wechsel auf Glück. Überhaupt! Jage nie dem Glück nach! Wenn du es am wenigsten suchst, kommt es zu dir. Nicht zum Glück sind wir auf der Welt, sondern um uns rein zu erhalten. Geh mit Gott! Warst bisher ein braves Kind. Bleib' es auch!"

Schluchzend verließ Karl die düstere Stube und suchte die Mutter in der Küche auf. Sie war am Herde beschäftigt und sagte, ohne ihn anzublicken: „Daß du mir auf deine Wäsche und

Kleider acht hast! Und wenn ich was Schlimmes von dir höre, dann gnade dir Gott. Geh!"

Mit trotzigem Gesicht stieg er die Treppe hinab, froh, das Elternhaus verlassen zu dürfen. Da eilte aus einem Winkel, wo sie auf ihn gewartet hatte, Gottliebe ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und rief unter Tränen: „Nun gehst du fort, und ich bin allein! Was soll aus mir werden?"

„Gottliebe!" schrie eben Frau Christine Susanne, und die Tränen mit der Schürze wischend, eilte das Mädchen zur Mutter.

Karl aber räusperte sich noch einmal, fuhr mit dem Rockärmel über die Augen; dann betrat er die Gasse. Ohne zum Elternhaus emporzuschauen, ging er, ein lustiges Liedchen pfeifend, dahin.

Adam Mortuus, von dem der Junge sich nicht verabschiedet hatte, sah ihm aus dem Fenster nach und sagte: „So munter besteigen sie alle den Swammerdam und fahren hinaus in das Leben. Aber wenn dann die Todesangst ihr Herz zusammenkrampft . . . ." Er warf das Fenster zu und stopfte bedächtig sein Pfeifchen.

— — — — — — — — — — — —

Beim Gänsemännchenbrunnen hinter der Frauenkirche hielt Karl im Pfeifen und Gehen inne, trank einen Schluck Wasser und spähte über die Marktweiber hinweg zu einem stattlichen Hause, wo er acht Jahre zubringen sollte, wo er die Liebe zu finden hoffte. Jetzt, da er das Gebäude sah, schwand seine Hoffnung mit einemmal, und ihm war, als ertönte dich neben ihm das höhnische Lachen des Adam Mortuus. Seit der Alte zu ihm einmal spöttisch über den Kaufmannsstand gesprochen hatte, haßte er ihn; drum sagte er jetzt halblaut: „Der Schwätzer!" drängte sich durch das Marktgewühl und stand bald vor der Ladentür, hinter der für ihn das Leben beginnen sollte.

Schrill, wie die Stimme eines keifenden Weibes, lärmte die Glocke, als er die Tür öffnete. Ein schwerer Duft von Drogen wogte ihm entgegen. Er sah das lange, schmale, niedrige Gewölbe, die vielen bunten Tonbüchsen, Gestelle mit Ziehkästen, daran weiße Zettel geklebt waren. Er sah von der Decke ein ausgetrocknetes Krokodil, eine Kokosnuß und andere exotische Produkte herabhängen, und unter dieser Fülle seltsamer Dinge bewegten sich die zwei Kaufmannsdiener, der eine mager wie ein Geripp mit modischen Manieren, der andere rot, aufgedunsen, wie ein Bierfäßchen, das unter Weingläsern rollt.

„Was kriegst, Bub?" fragte der Dicke mit belegter Stimme.

„Was bekommst du denn, Kleiner?" fragte der Magere und beugte sich freundlich zu Karl nieder.

„Ich kriege nichts . . . ich bin . . ." Und nun sprudelte Karl eine Antwort heraus, die in seinen beiden Zuhörern einen raschen Gesinnungs- und Tonwechsel verursachte.

Der Dicke rief: „Lausbub, erbärmlicher, warum kommst gleich eine Viertelstunde zu spät? He? Allez, den Besen genommen und das Gewölbe gekehrt!"

„Und dann putzt du meine Stiefel. Sie stehen droben in meinem Zimmer", gebot der Feine. „Spute dich, oder ich lege deine Ohren unter zwei Zentnersteine! Was guckst du denn noch, du Affengesicht? Aha, du weißt nicht, mit wem du zu sprechen die Ehre hast. Dieser Herr" — er deutete auf den Dicken — „heißt Müller. Hoffentlich kannst du dir den Namen merken; er gehört freilich zu den seltenen. Ich heiße Bausewein, kann aber, wenn du mich reizest, ein Brause- und Sausewein werden. Und dort", — ein Mensch von 40 Jahren mit lauerndem Blicke erschien im Hintergrund, — „kommt unser Ausgeher Jean Rindfleisch, seit 25 Jahren eine Ehre und Zierde des Geschäftes."

(Fortsetzung folgt.)



Amsel im Schnee.

Erzählung
von
Georg Mengs
(Gertrud Büstorff).

---

1. Fortsetzung.

Erst versuchte Frau Birke Evchen zu trösten und ihre Tränen zu trocknen, aber das half nichts; wie Bäche stürzten sie hervor. Da nahm der Doktor das Kind auf den Arm und trat mit ihm ans Fenster.

„Du mußt nicht so weinen, Evchen, schau, deine Mutter ist nun gestorben, eingeschlafen, fliegt empor zu Gott und seinen Engeln.

Du glaubst nicht, wie wohl und leicht ihr nun ist. Krankheit und Schmerzen hat sie abgeschütelt; bei uns wäre sie nimmer gesund geworden."

Klein-Evchen aber, wenn sie einmal weinte, was selten vorkam, war nicht so rasch zu beruhigen. Ihr Köpfchen sank auf des Doktors Schulter, und sie weinte, daß sein Rockkragen ganz naß wurde. Da hob eine Amsel wieder zu singen an, nicht so schmetternd — süß und langgezogen. Das Kind horchte auf, hob den Kopf.

„Ist das — ist das dieselbe Amsel, die vorhin gesungen?"

Eine andere antwortete.

„Jetzt erzählt's die Amsel, die vorhin vor dem Fenster gesungen, der anderen, daß mein Mutterlieb in den Himmel geflogen."

„Gibts," und das Stimmchen zitterte immer wieder von verhaltenem Schluchzen, „gibts im Himmel auch Amselchen?"

Der Doktor mußte lächeln.

„Freilich Evchen — tiefschwarze, die noch viel schöner schmettern als unsere, und — denk' einmal, auch schneeweiße mit schwarzen Augen."

Da richtete sich das Kind auf und vergaß das Weinen.

„Weiße Amseln — so weiß wie die Wolken und so weiß wie der Schnee? Füttern die Engelchen sie und spielen mit ihnen?"

„Ja, freilich, Amselchen, und dein Mutterlieb auch."

„Die müssen aber schön sein, noch viel schöner als die weißen Tauben, denn die singen doch nicht. Da möchte ich auch hin und sie sehen."

„Nein, Evchen, du bist ein gesundes Kind und kannst *unsere* Amseln pfeifen hören."

„Aber die sind alle schwarz."

„Höre mich an, Amselchen," und er ließ das Kind herabgleiten, „es gibt auch auf Erden weiße Amseln, nur sind sie ungeheuer selten; aber ein berühmter Naturforscher hat es behauptet, und vielleicht bist du ein Glückspilz und siehst einmal eine."

„Hast du schon eine gesehen?"

„Nein."

„Aber wenn du in deinem Garten einmal eine weiße Amsel gesehen, willst du es mir dann gleich sagen?"

Er lächelte und versprach es. Wie wichtig das war! Dann führte er das Kind still aus dem Zimmer, in dem die tote Mutter lag. Seine Phantasie aber war so vollauf beschäftigt, und seine Gedanken gehörten so ausschließlich den schneeweißen Amseln, denen des Himmels und denen der Erde, daß es nicht einmal das Köpfchen wandte.

Vor dem Haus sprach der Doktor länger als sonst mit Frau Birke, er wolle bei dem Pfarrer vorsprechen wegen der Beerdigung; Josephine Ams hätte eine feine süße Stimme gehabt, und die Musik so geliebt, und da im Dorf der schöne Brauch, daß die Schulkinder am Grabe sängen, so wolle er dem Pfarrer die geistlichen Lieder nennen, die Frau Ams besonders lieb gewesen.

Unterdessen trank Evchen ihre Milch; ein paar Schritte von ihr saß der Pudel, sie unverwandt betrachtend, und da ihr das Brot heute nicht wie sonst schmeckte, so warf sie ihm alle

Augenblicke einen Bissen zu, den er geschickt in der Luft auffing, denn er war, wie Hans-Kurt immer sagte, ein rechter Clown. Dann trug sie ihren Becher fort und las die Krümchen auf dem Boden zusammen. Der Pudel war es gewöhnt, daß sie hernach mit ihm auf die Dorfstraße spielen ging; er hob an zu bellen, warf sich auf die Vorderfüße, als sei er sprungbereit, zog das Kind am Röckchen. Als alles nichts helfen wollte, machte er unaufgefordert seine feinsten Kunststücke.

Evchen lachte wohl, aber es kam nicht recht von Herzen. Dann stellte sie sich ans Fenster und, die Ellbogen aufs Fensterbrett gestützt, schaute sie auf die Dorfstraße. Der Pudel war auf den Stuhl gesprungen und sah mit zu.

Der Doktor war fort, fünf kleine Mädchen mit bloßen Füßen spielten Ringelreihen und Häschen in der Grube. Die Röckchen wehten, und die Haare flatterten, und das Kleinste saß als Häschen in der Mitte.

Sie winkten Evchen. Die schüttelte ernsthaft den Kopf, der Pudel aber, den die Sache höchlichst interessierte, geberdete sich, als wollte er durchs Fenster springen, da jagte sie ihn vom Stuhl, setzte sich selbst darauf, stützte das Köpfchen in die Hand und sah den Kindern nicht mehr zu. Die verstummten allmählich und mochten wohl weiter gezogen sein.

Ihr aber war mit einemmal schrecklich einsam zumute. Frau Birke kam auch noch nicht — sie sprach draußen mit einer Nachbarin — und ihr fiel ein, daß sie sonst immer nach der Vesper zur Mutter gegangen.

Die Mutter war tot, beim lieben Gott, den Engeln und den weißen Amseln.

Ein phantasiebegabtes Kind kann sich diese himmlische Glückseligkeit eher ausmalen als ältere weise Leute mit ihrem kritischen Verstand; aber auch Evchen wollte es nicht recht glücken, und nichts als ein unbeschreiblich dumpfes Angstgefühl blieb zurück, Angst, jetzt das Zimmer der Mutter allein zu betreten. Und obwohl sie nicht wußte, was tot sein heißt und sich den unersetzlichen Verlust nicht klarmachen konnte, so kam ihr doch allmählich die Gewißheit, daß die Mutter sie nie mehr mit ihren warmen Lippen küssen, nie mehr mit der Hand über ihr Haar gleiten, ihr nie mehr entgegenlächeln und sich nie mehr über die Scherze und Blumen ihres Kindes freuen würde, und dabei war es als wenn ein kalter Hauch über die warme Kinderseele hinwehte, daß sie fröstelnd zusammenschauerte. Auch der Pudel hatte seine Narrheiten aufgesteckt; mit herabhängenden Ohren saß er neben Evchen und sah tiefsinnig einer Fliege zu, die über die Diele kroch.

So fand Frau Birke die beiden, als sie später zurückkehrte, um Evchen abzuholen, sie wollte mit ihr nach dem Schloß, um den Tod von Frau Ams anzusagen, und eine Bekannte sollte solange in dem kleinen Haus bleiben.

Nur die alte Gräfin war zu Hause — ihre Schwiegertochter war mit dem Sohn zu Freunden auf ein Nachbargut gefahren — sie ließ gleich die beiden zu sich kommen, war tief bewegt, hielt Evchen lange auf dem Schoß und glitt wie segnend mit der Hand über ihr Haar. Zuletzt sagte sie Frau Birke, sie solle mit dem Kind zur Jungfer gehen, daß ihr die Maß nehme für ein Trauerkleid. Wer Evchen im Schloß begegnete, tat schön mit ihr oder sah sie bedauerlich an, so daß sich das kleine Persönchen gar wichtig vorkam. Das Maßnehmen der Jungfer erhöhte das Gefühl noch und vollends, als sie bescheiden fragte, ob sie auch mitgehen dürfe, die Tote sehen. Zwei Mädchen vom Schloßgesinde wanderten ebenfalls mit, nachdem sie vorher beim Schloßgärtner große Sträuße weißer Lilien geholt hatten.

Erst wanderten sie still ihres Wegs, als aber Evchen mit einemmal fragte, ob ihr Kleid so schwarz würde wie der Bello und ob der, wenn er weiß wäre, nicht auch ein schwarzes Kleid bekommen müßte, da lachte die jüngste der Mägde hellauf; es war ein Lachen, dem die anderen schwer widerstehen konnten, bis sie sich besannen, daß sie einem recht traurigen Ziele zustrebten. Sie redeten dann kein Wort mehr, und der schwere süße Duft der Lilien flog vor ihnen her.

Die Mädchen waren ohne Evchen, die Frau Birke bei sich behalten, zu der Toten gegangen; es waren schöne, kräftige Gestalten, die stumm, die Lilien in den Händen, die Schwelle überschritten, schön und jung wie es die auch gewesen, die jetzt bleich und still mit ineinandergefalteten Händen in den Kissen ruhte. Sie staunten sie wie ein Wunder an, konnten sich nicht trennen und hatten nicht geglaubt, daß eine Tote so schön

aussehen konnte, glich sie doch einem feingemeißelten Marmorbild.

Am Brünnchen füllten sie dann zwei Krüge mit Wasser und stellten die Lilien zu Häupten der Toten. Frau Birke aber sagten sie mit Tränen in den Augen, Evchens Mutter schaue aus wie eine Heilige.

Das war alles, was das Kind gehört und behalten hatte, und als dann die Dämmerung hereinbrach und mit der Dämmerung das Bangen wiederkam, da nestelte sich das Kind dichter noch an Frau Birke und wollte wissen, was eine Heilige sei.

Und Frau Birke ging es, wie es uns oft in solchem Fall geht: erst war sie erstaunt, daß das Kind das nicht wußte, und hernach war sie erstaunt, wie wenig sie selber wußte, und wie es garnicht so einfach sei, auf Kinderfragen eine deutliche, befriedigende Antwort zu geben.

Sie mußte sich besinnen: eine Heilige sei eine Frau, die nie im Leben etwas Böses getan, auf Erden viel gelitten hätte und droben im Himmel die schönste Blumenkrone von den Engeln aufgesetzt bekäme.

Aber ob ein Kind nicht auch heilig sein könnte, und warum sie hätte leiden müssen, wenn sie doch nichts Böses getan, warum der liebe Gott das erlaubte, und warum sie nicht auf Erden schon eine Blumenkrone bekäme — und warum — warum?

Frau Birke wurde wirr und schwindlig um den Kopf, und gottlob interessierte sich Evchen zuletzt am meisten für die Blumenkrone.

Ob sie dem Mutterlieb nicht auch ein Kränzchen aufsetzen dürfe? Hans-Kurt hätte ihr von so schönen Vergißmeinnicht erzählt, die am Bach wüchsen, wo keine Sense hinkäme.

Ob die Mutter dann das Kränzchen mitnehme und es die Engel oben ins Wasser stellten? Das sei nicht nötig, droben blühten die Blumen ohne Wasser weiter. Sie könnten es aber auch auf die nassen Wolken legen, meinte Evchen. Damit war Frau Birke einverstanden.

Dem Kind aber ging soviel durch den Kopf, daß es nicht mehr wußte, wo anfangen mit Fragen; es sann eine Weile nach, dann kletterte es auf Frau Birkes Schoß, umarmte sie zärtlich und sagte:

„Mutter Birke, ich will dich recht liebhaben. Mein Mutterlieb hat gesagt, wenn sie beim lieben Gott wäre, sollte ich dich noch viel lieber haben, und sie wollte dann für uns beide beten. Willst du mich auch so liebhaben?"

Der kamen die Tränen in die Augen, sie konnte nicht sprechen, drückte nur das Kind zärtlich an sich und gelobte ihm die Mutter zu ersetzen.

Evchen lehnte dann den Kopf an Frau Birkes Brust wie an ein weiches Kissen, und vielleicht waren beide ein wenig eingedufelt, denn Frau Birke schrak zusammen, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde und eine Gestalt auf der Schwelle stand, die sie im ersten Moment nicht erkannte. Evchen aber fürchtete sich, duckte sich und verschwand fast ganz in Frau Birkes schützenden Armen.

„Ist Evchen nicht da, Frau Birke?"

Bei der Stimme richtete die sich gleich auf.

„Hier ist das Amselchen, Hans-Kurt," und sie sprang vom Schoß der Alten, „denk' einmal, mein Mutterlieb ist tot."

„Darum eben kam ich her, Evchen — ich war mit der Mutter fort. Als wir nach Hause kamen, hörte ich gleich, wie es Johann zum Kutscher sagte — da sprang ich vom Bock — die Mutter kommt erst morgen, weil es schon so spät ist — und ich bin rasch hierher gelaufen, um dir zu sagen," er faßte nach des Kindes Hand, verlegen wie er seine Gefühle äußern sollte, „wie leid es mir tut, daß deine Mutter gestorben."

Es war jetzt Licht in der Küche, und Evchen sah, wie blaß und ernst Hans-Kurt dreinschaute, so wie sie ihn noch nie gesehen hatte, und er sprach auch so atemlos. Dann fiel ihr wieder die „Heilige" ein und sie fragte:

„Hans-Kurt, willst du mein Mutterlieb sehen?"

Auf diese Frage hatte sich der Knabe, eilig wie er hergestürzt war, nicht gefaßt gemacht. Er hatte noch nie einen Toten gesehen, auch den eigenen Vater nicht. Im frühesten Kindesalter hatte er ihn verloren, und die Mutter hatte gewollt, daß er ihn lebend im Gedächtnis behalten sollte.

So kannte er die Toten nur aus den Spukgeschichten des Schloßgesindes, als Geister, die an Kreuzwegen, auf Friedhöfen, in Häusern, in denen es nicht „geheuer" war, ihr unheimlich Wesen trieben. Er zauderte bei Evchens Frage, schämte sich aber gleich seiner Furcht und sagte:

„Ja, Evchen, ich will deine Mutter sehen."

Nun war es mittlerweile ganz dunkel geworden, und Frau Birke, die sich nicht weiter hineinmischte, sondern die Kinder gewähren ließ, zündete zwei Lichter an, die in hohen zinnernen Leuchtern steckten. Sie ging voran; Hans-Kurt und Evchen folgten.

Das Herz klopfte Beiden bis in den Hals hinauf, während sie über den Hausflur hinter den flackernden Lichtern herschritten, und Hans-Kurt fühlte, wie Evchens Finger seine Hand immer fester umklammerten. Jetzt öffnete Frau Birke die Tür; schwerer süßer Duft strömte ihnen entgegen, betäubend schier.

Hans-Kurt wußte nichts von den Lilien, Evchen hatte sie vergessen; beide Kinder standen auf der Schwelle, starrten in das Dunkel, das der rote Schein der Lichter allmählich erleuchtete, und sie fürchteten sich, als wären unsichtbare Hände am Werk gewesen, den geheimnisvollen Raum und die Tote zu schmücken. Dann kamen sie an ihr Lager.

Stundenlang hatte das Kind die Mutter nicht gesehen, und zuletzt hatte noch die Sonne geschienen, die Amseln hatten gesungen; von der Straße her hatte man Kinderstimmen gehört, draußen war Leben und Licht gewesen. Jetzt war es dunkel und totenstill, so still wie es Abends nur auf dem Dorf sein kann. Und die flackernden Lichter, die über die Ruhende hinhuschten, gaben ihr wohl einen Schein von Leben; aber sie malten so starre, schwarze Schatten an die weißgetünchte Wand — das feine, scharfe Profil der Toten, die Lilienstengel — und alle Ecken des Zimmers ließen sie im Dunkel.

Was knackte und knisterte da? Was bewegte sich am Fenster?

Jetzt kam ein Nachtfalter, flatterte immerfort um das eine Licht; er war so schwer und plump, daß es aussah, als könnte er es verlöschen, und das wollte er vielleicht, dann würde es ganz dunkel sein.

Jetzt stieß er wieder mit dem dicken Kopf gegen die Zimmerdecke, und jetzt kam er herab, verbrannte sich die Flügel am Licht, und Evchen, die ihn nicht aus den Augen gelassen, drängte sich so dicht wie möglich an Hans-Kurt.

„Ich fürchte mich, Hans-Kurt, ich fürchte mich schrecklich."

Der sagte nichts und schien keine Furcht zu fühlen; aber es überlief ihn kalt, und wenn er so lange zögerte, so geschah es nur, um sich zu bezwingen und zu zeigen, daß er Mut hatte; dann sagte er leise, wie man in der Kirche spricht, und er sah sehr bleich dabei aus:

„Komm, Evchen, wir wollen gehen."

Als er Abschied genommen, stand er einen Augenblick noch vor dem kleinen Haus, atmete tief auf und ging die Dorfstraße entlang.

Aber wie schwül und duftschwer war auch hier die Luft!

Die Linden an der Dorfstraße blühten; tagsüber waren sie umschwärmt von Tausenden von Bienen. Da war Leben in den Bäumen gewesen, Leben, das Honig aus jeder Blüte sog!

Jetzt standen sie starr und still, und die feinen Blüten, die so regungslos herabhingen, dufteten, als sollte es die letzte Nacht sein, als sollten auch sie sterben — wirklich zum Ersticken! Wenn noch der Abendwind wie sonst von den Bergen her, die Dorfstraße hinabfegte; aber der war eingeschlafen, oder lag heimtückisch auf der Lauer, um sich nachts vielleicht als Sturm zu erheben. Ob das Gewitter kommen würde?

Auf der Heimfahrt hatte Hans-Kurt die glutrote Sonne hinter einer graublauen Wolkenwand versinken sehen, die über den Vogesen langsam in die Höhe gestiegen — ohne Farbenpracht — nur zuletzt war es gewesen als sprühe noch einmal ein blutrotes Flämmchen am Himmel auf.

Und unterdessen hatte Evchens Mutter schon starr und tot dagelegen!

Was den Menschen, die wir so lieb haben, nicht alles geschehen kann, während wir ganz ahnungslos sind!

Über diese unsere Blindheit und die Veränderungssucht des Daseins hatte Hans-Kurt bisher nicht weiter nachgedacht, und er wollte es auch jetzt nicht, denn er fühlte, wie es ihm gleich wieder unheimlich wurde, und wie er etwas Starres, Weißes daliegen sah, und er hob an zu pfeifen, ganz laut und freute sich, als ihm einfiel, daß er neulich dasselbe Lied gepfiffen, als Evchen seiner Mutter im Park vorgetanzt hatte.

Drollig, wie gern das kleine Ding tanzte!

Sie hätte es schon von kleinauf so getan, wenn der Vater des Abends zur Geige gespielt. Wie zierlich sie tanzte! Es war, als wenn ihre

Füße kaum den Boden berührten, und es war auch als wenn sie mit ihrem Tanz irgend etwas sagen oder ausdrücken wollte, sehr zum Unterschied von anderen Tanzenden, die sich nach irgendeiner bestimmten Melodie im Kreise drehten.

Sie konnte eigentlich nach jeder Melodie tanzen und fragte auch nicht danach, ob sie einen Partner hatte; ja sie tanzte eigentlich am liebsten und zierlichsten allein.

Und da Hans-Kurt jede Ablenkung willkommen war, so vertiefte er sich in das liebliche Bild und ging ganz gegen seine Gewohnheit als Träumender einher, bis er erschrocken am Wege stehen blieb, denn dicht an der dunklen Landstraße leuchteten ihm jetzt hohe Stengel blühender, schneeweißer Lilien entgegen. Erregt, wie er war, sah er sie in einer geradezu unheimlichen geisterhaften Weise gleißen und glänzen als ginge von ihnen selbst der Schein aus, der sie doch nur beleuchtete.

Was half es ihm, daß er sich besann und deutlich sah: das Licht eines dicht am Fenster stehenden Lämpchens fiel auf diese Blumen.

Er wußte genau, wer in dem Häuschen wohnte, und daß ein junges, gelähmtes Mädchen bei dieser Lampe irgendein Buch las, das er selbst ihr vielleicht geliehen hatte. Was half es ihm? Sein Herz klopfte jetzt zum Ersticken.

Und der helle Schein hatte Falter angezogen, die in dem Licht und über den Geisterblumen auf und nieder taumelten. Ja, all der Lindenduft schien überwältigt von den paar Lilien — gerade wie bei der Toten!

Und der Bub stürzte weiter. Er vergaß Pfeifen und Singen, er sah nicht mehr das tanzende Kind nur die weiße, starre Frau, und ein Bangen überkam ihn wie er es nie im Leben empfunden.

Genau wie Evchens Mutter hatte gewiß sein Vater dagelegen, so würde es seiner Mutter einmal geschehen — seiner Großmutter — ihm selbst!

Aber was lag i h m daran, ob er starb?

Sollte seine Mutter wirklich den Mann heiraten, von dem heut nachmittag bei den Freunden soviel die Rede gewesen war, dann sollte es ihm ganz gleichgültig sein, wenn er so starr und tot daliegen würde, dann wollte er nichts mehr fühlen und denken, denn diesen Mann, obwohl er ihn nur flüchtig kannte, „haßte“ er.

Und im wilden Knabentrotz ging alles Bangen vor dem Tode, alle Furcht vor Gespenstern unter, nur ward' er darum keinen Deut ruhiger, denn das Gespräch dieses Nachmittags, das er über der Todesnachricht kurze Zeit vergessen, hatte ihn viel heftiger erregt, als er selbst geahnt, und als er bald darauf seiner Mutter gegenüberstand, da dünkte er diese ganz verändert:

„Hans-Kurt, wie siehst du aus — was hast du — bist ganz bleich? Hast du Evchen gesehen?“

„Ja, und ihre Mutter auch!“

„O, das solltest du nicht; und so spät am Abend! Du sahst noch nie einen Toten!“ Frau Birke hätte es nicht erlauben sollen.“

Er sah zu Boden, drehte die Kappe in den Händen und fand keine Worte, der dumme Bub, der sonst seiner Mutter alles anvertraute. Da schüttelte sie ihn in ihrer lebhaften Art an den Schultern, als wollte sie einen Träumenden aufrütteln.

„So rede doch, Bub!“

Er hob den Kopf.

„Die Tote war es nicht — erst war ich wohl feige — aber sie sah so schön und gar nicht zum Fürchten aus.

Aber hernach auf dem Heimweg kam alles wieder — so verrückte Gedanken, gerade, als wäre alles aus dem Gleis, alles anders als sonst.

Ich dachte, wenn die Großmutter sterben würde oder du und ich.

Und wenn du den Mann heiraten würdest, von dem sie da heute nachmittag soviel geschwätzt haben, — da — da will ich auch sterben, da ist mir alles eins!“

„Hans-Kurt, welch verrückte Idee! Verstehst du keinen Spaß mehr? Diese dummen Reden waren ja doch nur Scherze. Glaubst du es wirklich, daß der in Afrika, oder wo er sonst gewesen ist, mein Bild mit hatte, und in jedem Brief an seine Stiefschwester nach mir fragte? Welche Narrheit! Dieser Mann ist mir ganz gleichgültig und ist zudem noch jünger als ich.“

„O du — du siehst aus wie ein junges Mädchen — das sagen alle.“

Sie mußte lachen wie er das halb wider-

willig zugab. Aber Hans-Kurts Lippen zitterten schon — er kämpfte tapfer gegen das Weinen an — und die Mutter widersprach ihm nicht energisch genug.

„Wenn du es tätest, Mutter, ich — ich hasse diesen Mann! Und die Großmutter mag ihn gewiß auch nicht, sonst hätte sie ihn neulich freundlicher empfangen — wenn du es tätest, das wäre fast, als wenn du stürbest."

Dabei brach er in ein ganz wildes Schluchzen aus.

„Hans-Kurt!"

Sie hatte den Arm um seinen Hals gelegt und ging so mit ihm in den Park hinein. Seit seiner frühesten Kindheit hatte sie ihn nicht so weinen sehen; wie sollte sie ihn eigentlich trösten? Sie versuchte zu scherzen, obwohl ihr heute nicht danach zumute war.

„Hans-Kurt, ich gelobe dir feierlich: ich sterbe nicht und heirate nicht und bleibe bei dir allezeit! Aber jetzt sei vernünftig!"

Sie herzte und küßte ihn und trocknete seine Tränen, und bald schämte er sich ob seiner „Heulerei" und lachte selbst. Aber als sie ihn später als sonst in seinem Schlafzimmer aufsuchte, lag er immer noch mit großen offenen Augen und heißen Wangen im Bett.

Sie blieb lange bei ihm und spürte doch, als sie ihn verließ, so wenig Müdigkeit, daß sie nochmals in den Park hinausging.

Aber was wollte sie allein in dieser dunklen schwülen Stille?

Hatte Hans-Kurt sie angesteckt mit seinem seltsamen Wesen?

Bang und beklommen ward ihr zumute auf den sonst so vertrauten Wegen, daß sie bald genug ihr Schlafzimmer aufsuchte. Auch hier dünkte es sie heute tot und einsam, als sei der Gatte kaum gestorben, und als graue sie sich wie damals vor einsamen Nächten und trostlosen Tagen.

Sie setzte sich ans Fenster und sah in die Nacht hinaus; die Blumendüfte, die süß und betäubend zu ihr emporstiegen, mahnten sie gleich an Hans-Kurts lebhafte Erzählung von der Toten, den duftenden Lilien, und den taumelnden Faltern; es war als sähe sie die weiße Gestalt daliegen, leblos, langgestreckt, und sie sprang wieder empor.

Es ist, als sei alles aus dem Gleis, alles anders als sonst, hatte Hans-Kurt gesagt. Warum? Hatte der Arzt nicht seit Wochen dies Ende prophezeit?

Eine Erlösung war dieser Tod. Ja, aber dies Loslösen, sich trennen müssen ist furchtbar schwer.

Wie kurz ist ein Menschenleben!

Was hatte die arme junge Tote davon gehabt? Was haben andere davon?

Was spinnst du dich ein in diese Einsamkeit?

Noch bist du jung und schön, dein Leben zu genießen. Werd' noch einmal eines Mannes Weib! Weise nicht alles von dir! Du brauchst nur zu wollen!

Wer dankt dir einmal dies einsame Leben? Nicht dein Sohn, der sein eigenes Leben führen wird, nicht deines Mannes Mutter, die sterben wird.

Dann ist alles zu spät! Dies Zuspät ist gräßlich! Reue bis ans Lebensende um Unwiderbringliches!

Erschrocken blieb die schöne blonde Frau inmitten des Zimmers stehen.

Hatte sie laut gedacht?

Dies war ja der Inhalt des Gesprächs von heute nachmittag gewesen; nur halb hatte es Hans-Kurt gehört.

Welch eine Torheit! Jetzt tönten diese Worte, die sie schon vergessen geglaubt, nach, wurden lebendig in der Stille der Nacht, eifernde, leidenschaftlich erregte Stimmen, die ihr dies Leben, das sie immer geliebt, zu zerstören suchten.

Torheit! War heute wirklich alles aus dem Gleis?

Sie hob an, ihr blondes schweres Haar zu lösen ohne die Kammerjungfer zu rufen. Sie wollte sich zwingen, zur Ruhe zu gehen, vernünftig wie an jedem Abend, einschlafen, vergessen dies Grauen vor Trennung und Einsamkeit, das wohl nur der Tod des jungen Weibes gewaltsam wachgerufen.

Aber die Gedanken, die sie bekämpfen wollte, ruhten nicht, so daß sie allmählich ein Spiel der aufreizenden Worte ward, die ihr die schöne Stiefschwester des Mannes zugeflüstert, den Hans-Kurt zu hassen glaubte, und der ihr selbst vollkommen gleichgültig war, und es überkam sie eine tiefe Sehnsucht nach den klaren Augen, der

sanften schönen Stimme von ihres Mannes Mutter, eine Sehnsucht, die sie nie zuvor mit solcher Kraft empfunden, und da sie schon halb entkleidet war, so warf sie ein weißes weites Gewand über und ging über weiche Teppiche und breite Gänge zu ihres Mannes Mutter.

Es war wohl um Mitternacht, und wie totenstill war es ringsum!

Aber diese Stille, die ihr sonst so lieb und vertraut gewesen, die quälte und ängstigte sie heute, als wandere sie nicht allein durch diese stillen Gänge; so laut und heiß waren ihre Gedanken.

Die alte Gräfin ging oft spät zu Bett; heute hatte der Tod der jungen Frau trübe Gedanken wachgerufen. Im hochlehnigen geschnitzten Lehnstuhl saß sie noch lesend am Tisch, als sie hörte wie leise die Türklinke niedergedrückt wurde, und da sie aufblickte, sah sie im hohen Pfeilerspiegel sich gegenüber die Gestalt ihrer Schwiegertochter im langen weißen Gewand.

Sie nahm in ihren Augen einen Ausdruck wahr, der ihr ganz fremd schien; etwas suchendes, trauriges schien darin zu liegen, so daß sie, vom langen blonden Haar umwallt, einem jener Märchenwesen glich, die aus fernen Welten zu uns hinauf- oder hinabsteigen, um sich mit sehnsuchtsvollen Augen nach einer menschlichen Seele umzuschauen.

Da sie sich diesen seltsamen Eindruck nicht erklären konnte, so fühlte sie selbst sich erregt und beunruhigt, verbarg dies aber — denn es war klar, daß eine Rat- und Hilfesuchende zu ihr kam — unter einem gütigen Lächeln, reichte ihr die Hand und sagte:

„Nun, mein Kind, was treibt dich in so später Stunde zu mir?

Auch mich hat der Gedanke an den Tod der jungen Frau lange wach gehalten.

Oder hat dich noch etwas anderes betrübt und verstimmt?"

Wie wohltuend war nicht der Klang dieser Stimme!

„Ich glaube, es war sehr töricht, wenn ich mich heute nachmittag verstimmen ließ — Alice war da."

Erst keine Antwort; aber das sonst so gütige milde Antlitz sah kühl, fast streng aus.

„So, Alice war da — davon sagtest du nichts."

„Nein, Mama — es kam gleich so viel anderes, wichtigeres dazwischen, daß wir von diesem Nachmittag so wenig reden konnten, und ich dachte auch nicht weiter darüber nach; aber Hans-Kurt hatte einen Teil ihres Geschwätzes gehört und erregte mich jetzt erst damit, so daß ich keine rechte Ruhe fand und mich eine solche Sehnsucht nach dir überkam."

„Und ich weiß, wovon sie redete: von ihrem herrlichen amüsanten Leben draußen in der großen Welt. Wie man genießen müßte mit vollen Zügen, und wie wir Armen hier in unseren Bergen überhaupt gar keine Ahnung hätten, was Leben heißt — wie du vor allem hier zwecklos die schönsten Jahre verstreichen ließest — immer das alte Lied."

„Woher weißt du das?"

„Oh, ich kenne sie so genau von Jugend auf; es hat ihr oft Freude gemacht, klare Wasser zu trüben, reine Seelen zu verwirren, hätte ich eine junge Tochter, ich möchte sie nicht gerade in ihrer Nähe wissen.

Sie war jetzt lange nicht hier, ist aber gewiß immer noch dieselbe schöne, glänzende Erscheinung und", sie versuchte zu lächeln, „ein wenig gefährlich obendrein."

Und dabei quälte sie eine Frage, die sie doch vermeiden wollte, um nicht eine vielleicht ganz eingebildete Gefahr heraufzubeschwören; aber die Schwiegertochter, die gewöhnt war, der Mutter alles zu erzählen, kam ihr entgegen:

„Und dann sprach Alice viel von ihrem jüngsten Stiefbruder, dem Grafen Robert, weißt du, dem Diplomaten. Ich wußte garnicht, daß er kürzlich in Afrika gewesen ist; einer unserer Prinzen hatte ihn zur Jagd dort eingeladen. Sie hatte ein Bild ihres Bruders mit — die jungen Mädchen waren ganz begeistert davon — und sie behauptete, sie hätte ihm mein Bild schenken müssen, und er früge fast in jedem Brief nach mir und hätte es so bedauert, daß er mich neulich nur so flüchtig gesehen."

„Oh, glaube ihr nicht alles," sagte die Gräfin so erregt und heftig, wie die Tochter sie selten gesehen, „sie geht nicht immer mit der Wahrheit um. Und wenn es wahr wäre, bei ihnen ist alles nur Laune, plötzlich aufflammende Laune, die benso rasch wieder in sich zusammensinkt.

Du würdest" . . . .



Gegen ihre Gewohnheit vollendete sie den Satz nicht.

Du würdest an dieses Mannes Seite nie glücklich werden, hatte sie sagen wollen. Aber wozu einem solchen Gedanken Worte geben? Diese rätselhafte innere Angst war gewiß töricht und überflüssig.

Die Gräfin stand auf und küßte die Mutter. „Ob Wahrheit oder Lüge, mir ist es vollkommen gleichgültig. Seit ich deine Stimme gehört und deine Augen gesehen, bin ich viel ruhiger geworden. Mir ist jetzt so leicht und sicher zumute, als wüßte ich nicht mehr, was mich gequält, und als hätte mich eine liebe Stimme aus einem dummen ängstlichen Traum geweckt.

Nur habe ich dich jetzt mit meinem Geschwätz erregt. Versprich mir, daß du gut schlafen und nicht mehr daran denken willst, und noch eins versprich mir", und gleich schimmerten die Augen feucht, „daß du immer bei mir bleiben willst, dann ist alles gut."

Und sie umarmte und küßte die Mutter mit schier leidenschaftlicher Zärtlichkeit und ging rasch hinaus.

Aber die Ruhe der alten Frau nahm sie mit von dannen.

Der war, als neige sie sich weit über eines Brunnens Rand und sähe tief, tief auf dem Grund des kristallklaren Wassers ein geheimnisvoll Leben sich langsam regen, tastend, feinste Fühlfäden dem Lichte entgegenstrecken.

Ein kristallheller Brunnen hatte sie des jungen Weibes Seele gedünkt.

Hatte sie doch nicht tief genug hineingeschaut, oder sind es immer nur Sekunden, die kürzeste Spanne Zeit, da wir bis ganz auf den Grund selbst der vertrautesten Seele schauen können?

Einige Tage später war Evchens Mutter in die Erde gebettet worden. Schulkinder hatten mit hellen Stimmen an ihrem Grabe gesungen, und da der Pfarrer Evchen herbeigewinkt, daß sie ein paar Handvoll Erde in das offene Grab hinabwerfen sollte, da hatte sie gesehen, wie sich ein Regenwurm aus der feuchten kalten Erde emporringelte, und mit den Worten: „nein, nein, nicht den häßlichen Wurm — lieber die schönen Blumen!" hatte sie die Schaufel und die Erde mit einer lebhaften Geberde des Abscheus weit fortgeschleudert und rasch die zwei Vergißmeinnichtkränze, die sie am Bach gepflückt und gebunden, vom Arm genommen und ins Grab geworfen.

Da sie wohl ahnen mochte, daß sie nicht eben korrekt gehandelt, so war sie mit hochrotem Köpfchen eilends zu Hans-Kurt, der mit am Grabe stand, hingestürzt.

Der Pfarrer war erst über ihr eigenmächtiges Benehmen ein wenig verblüfft gewesen, dann hatte er gelächelt, und die Menschen, die an diesem schönen Junitag um das offene Grab herumstanden, hatten unwillkürlich dasselbe getan, so daß die junge Tote als letzte Grüße nicht nur die Blumen ihres Kindes, sondern auch von jedem ein freundliches Lächeln mitbekommen.

---

3. Kapitel.

Frau Birkes Häuschen lag ganz am Ende des Dorfes, dem Schloß eigentlich näher als dem Dorf, und zu Lebzeiten ihres kranken Mannes hatte sie manchmal geklagt, daß sie so wenig Zuspruch und Freundschaft bei ihrem Nachbar fände. Der war ein wortkarger Geselle, der reichste Bauer im Dorf, viele meinten, einer der reichsten der ganzen Umgegend. Seine Eltern und das leidige Geld hatten ihn jung mit einer Bauerntochter verkuppelt, die nach der Geburt eines toten Kindes sechzehn Jahre lang siech gewesen.

Der Bauer war immer einsamer und wortkarger geworden, hatte das Wirtshaus und schließlich auch die Kirche gemieden. Viel wurde im Dorf darüber geredet, daß er zurzeit, wo es für den Landmann wenig zu schaffen gibt, manchmal wochenlang abwesend war. Vergnügungsreisen schienen es nicht zu sein, und einmal war der Bauer so heimgekehrt, daß der älteste Knecht gesagt hatte: „Jetzt hat der Bauer das Schwätzen ganz verlernt und tuts Maul nimmer auf."

Mindestens ein Jahr vorher, ehe Evchen mit der Mutter ins Dorf gekommen, war die kranke Bäuerin begraben worden, und bald danach war der Bauer von einer seiner geheimnisvollen Fahrten mit einem bildhübschen dunkelhaarigen, etwa neunjährigen Buben heimgekehrt. Und obwohl der Bauer blond war und der Knabe etwas Fremdländisches hatte, so sah er doch dem Vater unverkennbar ähnlich. Jetzt wußte man mit

einemmal, was die Reisen des Bauern bedeutet hatten, und dem Dorfklatsch waren alle Schleusen geöffnet, daß er wie ein trüber Strom daherflutete.

Zwar gab es manche, die diesem Strom entgegenarbeiteten: es sei keine Sünde, wenn der kräftige, junge Mann, der an ein sieches, ihm noch dazu aufgedrungenes Weib gefesselt gewesen, sich bei einem schönen jungen Blut Trost gesucht hätte. Und da der schlanke Bub solch ein Prachtkerl zu werden verspreche, so sähe man ja auch, der Himmel hätte seinen Segen nicht verweigert.

Wer mochte die Mutter gewesen sein?

Die einen rieten auf eine selten schöne und kraftvolle, fremdländische Magd, die vor Jahren im Schloß gewesen, kurze Zeit nur, denn der Bauer hatte ihr bald die Mittel gegeben fortzugehen, auf daß das Kind nicht im Dorfe zur Welt käme.

Aber des Himmels Segen war nicht so vollkommen gewesen, denn vier Jahre nach des Kindes Geburt war die Mutter gestorben. Das war damals gewesen, als der Bauer das „Schwätzen ganz verlernt hatte."

Der Bub war zu rechtlichen Pflegeeltern gekommen, und jetzt hatte ihn sich der Bauer geholt, hauste mit ihm auf dem Hof und hing an ihm mit Leib und Seele.

Nun hatte er sich aber im Laufe der Jahre so daran gewöhnt, alles in sich zu verschließen, daß er dem Sohn diese Liebe nicht zu zeigen vermochte. Auch war die Lage nicht so einfach für den Bauer. Der Sohn hatte es jetzt erst erfahren: die er bisher Vater und Mutter angeredet, waren nicht seine Eltern, der Bauer war sein Vater, und die Mutter längst tot.

Das ging nicht eben spurlos an dem Knaben vorüber, der den scharfen Verstand des Vaters und das heiße Blut der Mutter geerbt hatte. Vergeblich quälte er sich, um sich der Mutter zu erinnern. Den Fragen, die auf ihn einstürmten, wußte er selten Worte zu geben; oft verstand er sie selber nicht; es waren ihrer zu viele, und fragte er einmal, so wußte der Vater nicht befriedigend zu antworten, so daß sie anfangs wie zwei Fremde nebeneinander hergingen, und der Bub fühlte sich über die Maßen einsam.

Die Dorfjugend brachte ihm nicht viel Liebe entgegen; er war ein Fremder, ein „Ausländer", die einen, die den bissigen Klatsch der Alten begriffen, höhnten und spotteten: „wo isch dei Mutter?"

Die andern standen da, glotzten ihn, den Finger am Mund, an wie ein fremdländisches Tier, besonders wenn er mit dem Vater zur Kirche ging. Vor und nach der Schule hatte es oft Prügeleien gegeben; später wagte selten noch einer mit ihm anzubinden; aber die Furcht vor ihm, und die Art und Weise, wie er hochmütig über seine Feinde hinwegsah, waren gerade auch nicht angetan, Liebe zu erwecken, und er tat, als verlangte er keine.

Wie der Vater den Gram um das elende sieche Weib und die Liebe zu dem schönen, gesunden in sich verschlossen, so fing der Bub auch an, das zu verschweigen, was er am liebsten irgendeiner Seele anvertraut hätte, so daß er dieselbe Kette weiter zu schleppen schien, die das Schicksal dem Vater geschmiedet.

Oft packte ihn eine ganz wilde Sehnsucht nach seinen Pflegeeltern und deren Kindern, so daß er am liebsten auf und davon und ins Elsaß zurückgelaufen wäre; aber zum Glück für ihn war das nicht so leicht zu unternehmen.

Und eines Tages, da er sich in stürmischer Ungeduld wieder mit allerlei Fluchtplänen herumschlug, führte ihn Zufall oder Fügung mit Evchen zusammen, deren Treiben er schon oft mit Trotz und Sehnsucht zugeschaut. Aber angeredet hätte er sie gewiß nicht; einmal war er drauf und dran gewesen, da war der junge Graf zu ihr gekommen; nicht einmal im Traum wäre es ihm eingefallen, sich da einzudrängen, damit sie auch spotteten: wo ist deine Mutter?

Nein, er hatte sich weidlich in den Monden für diese Mutter, die ihm nur ein Nebelbild war, herumgepaukt, und auf neue Bekanntschaften war er zurzeit nicht lüstern, er fing sogar an dem blonden Nachbarskind aus dem Wege zu gehen, denn jedesmal, wenn er Evchen nur von weitem sah, trieb es ihn ordentlich zu ihr hin, und er wollte sich nicht treiben lassen.

Dabei hatten die Kinder viel mehr Gemeinsames, als sie ahnten.

Auch das Amselchen war von draußen hereingeschneit und eine Fremde im Dorf; man ist auf dem Land darin schwerfälliger als in der Stadt. Bei den Alten begann sich hie und da der Neid zu regen: wie kam es, daß das „hergelaufene Musikantenkind" auf dem Schloß so

verwöhnt und vom Pfarrer mit seinem gleichalterigen Töchterchen unterrichtet wurde?

Was war es besser als die anderen Kinder? Waren die Eltern überhaupt verheiratet gewesen? Die Papiere bewiesen es. Wer hatte die gesehen? Der Paul Ams war immer „ein Leichter“ gewesen.

Von dem Neid und Geschwätz hatte Evchen keine Ahnung, denn auch die Neider zeigten unwillkürlich freundliche Gesichter, wenn das reizende blonde Kind ihren Weg kreuzte.

Und daß Evchen in der Dorfjugend noch keinen festen Fuß gefaßt, das kam ihr garnicht zum Bewußtsein, soviel hatte sie zu schaffen: da waren die Schularbeiten und Frau Birkes kleiner Haushalt, in dem sie geschickt und eifrig zu helfen suchte.

Sie pflegte mit Frau Birke die Blumen im Gärtchen und das Grab der Mutter, das der Schloßgärtner so schön bepflanzt, und das auch ein Kreuz bekommen hatte. Sie durfte ins Schloß und ins Pfarrhaus und hatte Hans-Kurt, der allerdings diesen Sommer seltener kam, denn es war viel Besuch im Schloß, und da er bisher sein Studium nicht eben schwer genommen hatte, so mußte er jetzt fleißig „ochsen“, um sich aufs Gymnasium vorzubereiten. Dafür hatte sich Evchen an ein junges gelähmtes Mädchen angeschlossen, das ihr seltsam schöne Geschichten erzählte und glücklich war, wenn das Amselchen zu ihren Füßen saß.

Wann hätte sie also Zeit finden sollen für die Dorfjugend? Freilich, wenn Seiltänzer, Bärenführer, oder andere Fahrende durchs Dorf zogen, dann war sie gewiß die erste, die sie ausfindig machte und inmitten der Dorfjugend an Ort und Stelle war. Hatte doch der Pfarrer letzthin noch gesagt: das einzige, was er an dem Kinde auszusetzen hätte, wäre, daß es eine allzugroße Vorliebe für allerlei Gaukelspiel, für alles Schöne, Farbige, Vornehme, den Sinnen schmeichelnde, an den Tag lege. Worauf die alte Gräfin nur fein gelächelt und wenig gesagt hatte.

Ja, auch den einsamen Bub hätte Evchen wohl noch nicht näher kennen gelernt, wenn sich nicht ihr junger Pudel, der an Unternehmungslust nichts zu wünschen übrig ließ, ins Werk gelegt und die beiden zusammengebracht hätte, und das war so gekommen:

Eins von den schönen schneeweißen Hühnern, die der Bauer vor kurzem angeschafft, hatte den Weg ins Freie gesucht und erging sich auf der grünen Wiese. Weiß der Himmel, ob den schwarzen Teufel die lichtweiße Farbe gereizt, er stürzte sich darauf, hob an es zu jagen, fiel darüber und zauste es gehörig, als ers gepackt.

Zum Ende der Jagd war Evchen dazugekommen, hatte aus Leibeskräften gerufen und war hinter dem Pudel hergelaufen, vergeblich, jetzt lag das arme Huhn am Boden, die weißen Federn blutbefleckt. Evchen stand davor und war so erschrocken, daß sie ganz bleich geworden war; sie nahm das Huhn auf; es biß und hackte nach ihren Fingern, biß sie blutig, sie achtete es nicht; der Pudel sprang an ihr empor, sie war so zornig, daß sie mit den Füßen nach ihm trat; anders konnte sie sich seiner nicht erwehren.

In dem Augenblick kam der Franz, der Bub, den schmalen Wiesenweg herabgelaufen. Des Bauern Haus lag nicht dicht an der Straße, wie das von Frau Birke, sondern ein wenig höher, inmitten grüner Wiesen, von Obstbäumen umgeben, der Bach floß vorbei, und es war ein stattliches, altes Schwarzwaldhaus, dem man die Wohlhabenheit seiner Besitzer ansah; es hatte auch seinen „Herrgottswinkel“, obwohl der Bauer nicht katholisch, sondern wie sein Vater protestantisch getauft war.

„War das d e i n Hund,“ fragte der Bub.

„Ja“, und jetzt liefen Evchen die hellen Tränen über die Wangen.

„Das arm', arm' Tierle.“

„Heul' nicht — dem Hund soll nichts geschehen — ich nehm's auf mich, sag'. ich wär schuld daran.“

Evchen hatte sich um den Pudel bisher keine Sorgen gemacht, nur um das arme verletzte Tier; jetzt sah sie den Bub mit großen Augen an.

„Dem Bello, was soll dem geschehen?“

Franz zuckte die Achseln.

„Weiß nicht — ich sag' dir ja, ich nehm's auf mich — nur heul' nicht!“

„Nein,“ sie hatte schon damit aufgehört, „aber du sollst auch nicht lügen — ich fürcht' mich nicht — ich geh' mit dir zu deiner Mutter.

Arm's Tierle!“

Und sie glitt zärtlich mit dem Fingerchen über den weißen Federkopf des Vogels. „Wirst auch wieder gesund werden.“

Dabei sah sie nicht, wie der Bub dunkelrot wurde, als sei er der Mitwissende irgendeiner geheimen Schuld.

Mußte die auch gleich von seiner Mutter anfangen? Es war hart für den Bub; aber der Gedanke hatte sich bei ihm festgesetzt, daß man nur von ihr sprach, um ihn damit zu quälen. Er sah über Evchen hinweg und trotzig gradaus:

„Ich hab' keine Mutter."

Da ward des Kindes Interesse an dem Nachbarbub erst rege.

„Du hast keine Mutter? Grad' wie ich — dann sind sie im Himmel beieinander und schauen uns grad' jetzt zu."

„Weiß nicht — weiß nicht, ob meine Mutter im Himmel ist."

Für Evchen aber war es ganz ausgeschlossen, daß eine Mutter nicht in den Himmel kam.

„Freilich ist sie im Himmel," sagte sie eifrig und kam näher, „dein' Mutter war grad' so herzig und lieb wie meine Mutter, und da ist sie auch beim lieben Gott. Die Engel werden ihr grad' so eine schöne Blumenkrone aufgesetzt haben, und sie darf auch die weißen Amseln füttern und mit den Engelchen tanzen."

Denn einen Himmel ohne Tanzreigen konnte sich Evchen nicht denken. Dem Bub aber ward so wohlig zumute, als schaue er selber dem himmlischen Reigen zu. So hatte noch kein Mensch von seiner Mutter geredet!

Die Pflegeeltern hatten sie verschwiegen, um das Geheimnis nicht zu verraten. Der wortkarge Bauer hatte nie die rechten Worte zu finden gewußt, und steinharten Brotkrusten gleich hatten sie ihn im Halse gewürgt, wenn er je einmal über seine tote Liebste hatte reden wollen, waren also nur die Spottreden der andern übrig geblieben.

Jetzt aber kam eins, behauptete felsenfest, seine Mutter wäre lieb und gut gewesen, setzte ihr gar eine Blumenkrone auf und ließ sie mit den Engeln tanzen.

Und wenn sie droben im Himmel festen Fuß gefaßt, warum sollte er nicht auch heimisch werden auf diesem irdischen Boden, der ihm bisher hart und steinig gedünkt wie nur fremde Erde.

Ja, wenn sie droben mit den Englein tanzte, warum sollte er nicht auf dieser Wiese, die ihn heut weich und grün däuchte wie nie zuvor, Purzelbäume schlagen? Die Lust kam ihn an, und das war ein gutes Zeichen, denn er hatte sie hier noch nie gespürt. Leider gab er seiner Freude nicht den rechten Ausdruck, denn er sagte, den Arm ausstreckend:

„Gib das Huhn her, du Knirps, du kannst es doch nicht tragen."

Damit kam er an die Rechte.

„Ich bin kein Knirps und kann das Huhn grad' so gut tragen wie du, und wenn du keine Mutter hast, so geh' ich jetzt zu deinem Vater."

Und wenn der Bub auch noch zögerte, weil er des Empfanges nicht gewiß war, es blieb ihm nichts anderes übrig, als ihr zu folgen.

Der Bauer trat gerade vor das Haus, um nach einem Knecht Ausschau zu halten, als die zwei den schmalen Wiesenpfad heraufkamen. Und da ihn Evchen noch nie so in der Nähe gesehen, auch das bartlose Gesicht mit den blauen, scharfen Augen so jung aussah, fragte sie ein wenig zaghaft, wo der Bauer, der Vater von dem Bub sei.

„He — das bin ich. Was frägst du erst?"

„Weil du gar so jung ausschaust."

„Das gibt sich schon mit der Zeit", und der Bauer sah lachend auf das Kind herab; „aber was soll's mit dem Huhn da?"

Und Evchen war froh, als er es ihr abnahm, denn sie konnte es bald nicht mehr tragen. Darauf hob sie, vor dem Bauer stehend, die Unglücksgeschichte zu erzählen an, und das so drollig, daß er trotz seines Ärgers über den infamen Pudel mit lachenden Augen auf das kleine Persönchen herabschaute.

Seit Jahren hatte kein Mensch so frischweg mit ihm geschwätzt, denn mit dem einsilbigen, fast menschenscheuen Mann hatten die andern schließlich auch nur das nötigste geredet. Da Evchen die Erzählung beendet, lachte er hell auf, faßte ihr unter das Kinn und sagte:

„He — du verstehst zu schwätzen — du bist mir die Rechte."

Wie der Bub die kühlen, blauen Augen so warm leuchten sah, und des Vaters herzliches Lachen hörte, traute er Augen und Ohren nicht und hob an, aus vollem Halse mitzulachen, daß der Bauer erstaunt zu ihm hinsah, denn er hatte nicht gewußt, daß sein Bub ein so silberhelles Lachen in der Kehle trug. Er hatte gemeint,

daß er „seine Natur“ geerbt, wobei er vergessen, daß er in seiner Jugend ein frischer, fröhlischer Bursch gewesen, bis ihm das Leben diese, „seine Natur“ aufgezwungen hatte.

Von der Stund' an faßte der Bub Vertrauen zu dem Vater. Was die Amsel fertig brachte, würde er auch können, und da er dem Vater so entgegenkam, lernten sie sich verstehen und wurden gute Freunde, denn das Vertrauen hatte schon seine schöne Schwester, die Liebe, an der Hand und zog sie hinterdrein.

So war es gekommen, daß Evchen nicht nur die Mutter des Bub in den Himmel, sondern ihn selbst auch in seines Vaters Haus und Herz recht eigentlich eingeführt hatte. Und da ihm das später bewußt ward, hat er es nie vergessen.

Der Bauer untersuchte das Huhn; es war nichts damit zu machen.

„Das Kätterle mag ihm den Kragen umdrehen, morgen ist Sonntag, sie soll eine Suppe davon kochen und Flädele hinein. Willst mithalten?“ und gleich darauf lachend auf seinen Bub hinweisend:

„Da schau, der schlägt jetzt die ersten Purzelbäume auf meiner Wiese, seit er daheim ist. Das hast du fertig gebracht.“

Das Evchen hatte zuerst kein groß' Verlangen nach dieser Suppe, und infolge dieser unverhofften Einladung war sie ein wenig scheu und befangen, und wußte nicht recht was zu sagen. Als der Bub aber wieder auf seinen Füßen stand, sah er so übermütig und glücklich aus, daß sie in des Bauern Hand einschlug, zu kommen versprach und sich verabschiedete.

Buben haben aber manchmal eine seltsame Art, ihre Freude zu äußern. Als Evchen auch ihm vertrauensvoll die Hand reichte, drückte er sie in seinem Übermut so fest zusammen, daß sie aufschrie, blitzschnell die Hand befreite und ihm eine Ohrfeige gab, daß der Bauer noch einmal laut auflachte. Wie sich der Bub im ersten Moment auf sie stürzen wollte, um Rache zu nehmen, trat er dazwischen:

„He — Franz — wirst sie doch nicht schlagen. S'ist ja nur e Maidli.“

Der Nachsatz beleidigte das Maidli. Sie sah dem Bub fest in die Augen.

„Schlag' mich nur wieder, ich fürcht' mich nicht vor dir.“

„Nein, schlagen tu' ich dich nicht“, und er faßte sie ums Handgelenk; „aber in den Holzstall sollt' ich dich sperren, einmal einen Tag lang und dir nichts zu essen geben, da würdest du zahm werden.“

„Ich brauch' nicht zahm werden — sperr' mich nur hinein — ich will mir die Zeit schon vertreiben — ich tanz'.“

„Ja, tanz' du, mit Ratten und Mäusen!“

„Laß mich jetzt los!“

„Mach dich doch frei, ich tu' ja nix,“ sagte er ganz unschuldig, „sieh doch, ich brauch' gar keine Kraft.“

Die Kleine aber ward dunkelrot in dem Bemühen, die Finger zu lösen, die ihr Handgelenk umklammert hielten, bis er sie gutwillig freigab.

„Damit du's siehst, wer stärker von uns beiden ist, wenn du mir noch einmal eine Ohrfeige geben wolltest.“

„Aber deine Suppe ess' ich morgen nicht mit dir — ganz gewiß nicht.“

Da mischte sich der Bauer wieder hinein, und der Bub sah immer noch den lachenden, warmen Ausdruck in des Vaters Augen.

„Das gilt jetzt nicht! Versprochen ist versprochen!

Dank Gott, daß die Sache für deinen Satanshund so glücklich abgelaufen ist, ein andermal gehts nicht so gelind. Ihr seid Nachbarskinder; halt' Frieden und Freundschaft, und gebt euch die Hand!“

Damit schlossen sie Frieden; aber ihre Freundschaft behielt einen einigermaßen originellen Charakter. Heimlich tat der Bub Evchen zulieb, was er konnte, war er mit dem Vater droben auf den Bergen gewesen, so brachte er ihr die schönsten Silberdisteln und Blumen mit heim, die nicht im Tal wuchsen.

Mit Vorliebe gab er ihr das, was er selbst am liebsten behalten hätte, legt' es heimlich vors Fenster oder vor die Tür, so daß sich Evchen allmählich daran gewöhnte, nach derlei Überraschungen Ausschau zu halten.

Dankte sie ihm, so tat er meist unschuldig oder so von oben herab, als lohne es nicht der Mühe. Da Evchen, die ihren Dank anbringen wollte, sich darüber ärgerte, so spielte sie ihm manchen Streich, den er meist pünktlich erwiderte, also daß sie immer zwischen „Haß“ und „Liebe“

hin und her pendelten; aber Freundschaft mochte es doch sein, denn mischte sich ein Drittes in ihre Angelegenheiten, so taten sie sich flugs zusammen.

Leid war es Evchen daß sich der Bub, wie sie ihn meist nannte, und Hans-Kurt nicht besser verstehen lernten.

Aber der Franz war, ohne sich dessen bewußt zu sein, eifersüchtig auf den Grafensohn, und der ärgerte sich über den „unfreundlichen Bengel", um so mehr, da er ihm eigentlich gefiel, und sich allmählich die tüchtigsten unter den Dorfjungens zu ihm hielten.

Was der Franz dem Grafensohn gegenüber versäumte, machte er im Verkehr mit Evchens Freundin, dem jungen, gelähmten Mädchen, wieder gut.

Die blonde Afra war die Tochter einer Lehrerswitwe und lebte mit der Mutter und einer älteren Schwester im Dorf. Nur mit Mühe konnte sie einige Schritte gehen; sie beschäftigte sich mit Handarbeiten, wußte reizende Schattenbilder zu schneiden, und las sehr viel. Bücher, unterhaltende und lehrreiche, mit denen sie die Bekannten überreich versorgten, waren des phantastischen Seelchens liebste Freunde.

Einmal hatte Evchen den Bub ihr zugeführt, und seitdem war er oft gekommen; nicht ganz selbstlos war ihre Liebe, denn Afra wußte Gelesenes und auch wohl Erdachtes so wunderbarlich zu erzählen, daß beide Kinder nicht genug fragen und aufhorchen konnten. So lebhaft sie beide waren, sie ermüdeten sie selten, wie es andere immer taten, und mit ihren Fragen und Zwistigkeiten, die sie oft genug schlichten mußte, trugen sie frisches Leben zu ihr herein und verhinderten es manches Mal, daß sie sich allzu tief in ihre phantastischen Träume hineinlebte, die mit der wirklichen Welt nichts gemein hatten, und ihr dennoch die Welt mit ihrem Treiben vorspiegeln sollten, so daß sie wähnte, ganz leidlich in diesem großen Irrgarten mit seinen wunderlichen Menschenpflanzen Bescheid zu wissen, bis ihre Schüler sie eines Tages eines Besseren belehren sollten. Soweit waren sie indes noch lange nicht.

Evchen sollte an dem Nachmittag, da sie der Bauer zur Hühnersuppe geladen, noch mehr erleben. Nachmittags kam ein wunderschöner Viererzug, Schimmel waren es, an Frau Birkes Häuschen vorüber, und das Kind hatte gejubelt und Hans-Kurt fast beneidet, der die „schönen Pferdchen" streicheln und mit ihnen sicherlich ins Weite fahren konnte.

Etwa eine halbe Stunde später stand der Beneidete ein wenig blaß und atemlos auf der Schwelle und fragte:

„Amselchen, kommst du mit in die Himbeeren?"

Die wollte mit Frau Birke nach dem Friedhof, und wäre auch lieber dorthin gegangen; aber sie besann sich rasch, vertauschte das Gießkännchen, das sie am Arm hängen hatte, mit einem Körbchen für die Himbeeren, und wanderte mit Hans-Kurt, der nicht grad' fröhlich dreinschaute, zum Dorf hinaus.

Erst kamen sie durch hochstämmigen, kühlen Tannenwald, auf ebenem Wege. Dann führte der Pfad immer steiler, sonniger zwischen jungen Schonungen hin, höher hinauf, wo die schönsten Himbeeren reifen sollten.

Es war so heiß, daß den Kindern das Schwätzen schier verging. Hans-Kurt hielt eine Gerte in der Hand und köpfte die hohen Disteln, die am Wege standen; als er aber auch anfing, den hoch wachsenden Weidenröschen den Garaus zu machen, sagte Evchen:

„Ach, Hans-Kurt — die schönen Blumen — laß sie doch leben!"

Er knickte die Gerte zusammen und warf sie in die Schonung. Das Kind sah zu ihm auf.

„Hans-Kurt, warum siehst du so — so stolz aus?"

Dem war gar nicht „stolz" zumute; er zuckte die Achseln.

„Wüßt' nicht, warum."

Eine einfache Holzbank stand am Wege. Daneben plätscherte ein Brünnchen. Hans-Kurt stützte sich mit der Hand auf den Steintrog und trank von dem Strahl. Dann rasteten die Kinder auf der Bank, mitten in der Sonne, aber ein kühlerer Luftzug wehte hier oben auf halber Bergeshöhe.

Ringsum den Berg hinauf und hinab war junge Schonung; tiefer abwärts, jenseits eines breiten Holzweges, ragte hochstämmiger Tannenwald empor. Über seine Wipfel hinweg schauten die Kinder weit ins Land hinaus, in die reiche, sonnige Ebene.

Wie eitel Silber blitzte von fern der junge Rhein im Sonnenschein; jenseits des Stromes,

am westlichen Horizont, ragten die Vogesen auf, mattblau, von feinem Duft umwoben.

„Hans-Kurt, sieh einmal, wie schön blau die Berge sind! Sind da auch so schwarze Tannenwälder wie bei uns?"

„Natürlich, in der Ferne schauen unsere Berge grad so blau aus."

„Hinter den Vogesen liegt doch die Welt?"

Das war wieder eine von Evchens „komischen" Fragen.

„Die Welt ist doch überall, wo wir auch sind."

„Ja, aber die Welt, von der Afra erzählt."

Hans-Kurt kam nicht so oft zur Afra und kannte diese Welt nicht; sie war ihr Eigentum, und vielleicht hatte die junge Kranke noch niemand so in die Tiefe ihrer Sehnsucht und ihrer farbenreichen, phantastischen Schöpfung hineinschauen lassen wie das Amselchen, das sie auch um seines romantischen Schicksals willen so liebte.

Ja, sie begann ihr ans Herz zu wachsen wie eine jüngere Schwester, die vielleicht einmal eine Rolle in ihren Träumen spielen und sie verwirklichen könnte.

Dem Kind waren solche Zukunftspläne ganz fremd, es lebte in der glücklichsten Gegenwart, und doch, wie es jetzt nach der fernen, blauen Bergkette hinüberschaute, schwebte kaum sichtbar, schon ein feiner, sehnsüchtiger Zug um Lippen und Augen.

Aber diese Sehnsucht lebte noch nicht in ihrem Bewußtsein; sie trank sich satt an Afras Erzählungen, und vergaß sich gleich wieder, wie Evchen auch jetzt höchst aufmerksam dem Spiel dreier dunkler Schmetterlinge zuschaute, die um Blumen und junge Tannen gaukelten. Da wandte sich Hans-Kurt nach ihr um.

„Hast du eigentlich heut den Viererzug mit den Schimmeln gesehen?"

„Ja freilich", und das Kind war entzückt.

„Auch den, der kutschierte?"

Sie besann sich.

„Nein, wer war es?"

„Oh, wenn du ihn nicht gesehen, ich weiß nicht."

„Bitte, sag' es, du weißt es doch."

Da gab er widerwillig kurzen Bescheid:

„Er ist jetzt auf Schloß Steineck wieder zu Besuch — vorher war er in Afrika — ich wollt', da wär' er geblieben — bei den Hottentotten — ich mag ihn nicht — Großmutter sicherlich auch nicht."

„Aber vielleicht", — das Kind wollte zum Guten reden, — „hat ihn dein Mutterle lieb."

Da wurde sein Antlitz blutrot, und er sprang auf.

„Komm, ich will dir zeigen, wo die schönsten Himbeeren wachsen."

Die Kinder stiegen höher in die Schonung hinauf, wo Beeren die Fülle reiften, warm von der glühenden Sonne, süß und purpurrot. Evchen, die zum erstenmal hier oben war, hätte noch viel lauter gejubelt, wenn Hans-Kurts wunderliches Wesen sie nicht eingeschüchtert hätte. Und bald genug rief er ihr zu, sie solle nur weiter pflücken, er hätte keine Lust mehr, nach Haus wolle er aber auch nicht, er würde auf der Bank, wo sie vorhin geruht, auf sie warten.

(Fortsetzung folgt.)



Vorfrühling.

Die Luft geht lau. Aus brauner Knospen Hülle
Gefangnes Leben siegesfreudig bricht,
Und sproßt und treibt zu vielgestalt'ger Fülle
Und sehnet sich und will zum Licht.

Die Amsel lockt verträumt beim Nesterbauen,
Ein bunter Flor drängt sich im Wiesengrün,
Der jungen Sonne leuchtend Gold zu schauen
Und einen Tag in Luft zu blühn.

Ein Weilchen noch, und sanfte Winde bringen
Aus Näh' und Ferne froher Lieder Schall
In Frühlingsgärten duften die Syringen,
Und Sonne, Sonne lächelt überall!

Margarete Zündorff.



Die Schwestern.

Novelle von Otto Orlishausen.

(Schluß.)

Die Sache schwirrte noch immer in seinem Kopfe herum. Halb hatte er sich schon wieder beruhigt, aber nun machte es ihm wieder Kopfschmerzen, wie er es andrehen sollte, Hede die Liebesgeschichte beizubringen. Das dünkte ihm wahrhaftig keine Kleinigkeit. Und was sie für Augen machen würde! Das Glück gönnte er ihr von ganzem Herzen, selbst, wenn er darunter leiden müßte. Und daß er darunter leiden würde, das war ihm völlig klar.

Auf dem Flur traf er seine Frau.

„Wen hast du als Tischdame für Buchner bestimmt?" fragte er.

„Hede," erwiderte Frau Erna, „wen denn sonst? Buchner ist dein bester Freund, also muß er auch die Dame haben, die dem Haus am nächsten steht. Und im übrigen, man kann ja nicht wissen?"

Frau Oertel machte ein bedeutungsvolles Gesicht und ging wieder nach der Küche, wo sie noch einige Anordnungen zu treffen hatte.

Es paßte Alfred Oertel nicht recht, daß Hede gerade bei Buchner sitzen sollte, aber, überlegte er sich, vielleicht kann es auch das Verfahren etwas erleichtern. Er war gerade im Begriff, nach seinem Zimmer zu gehen, da kam Hede aus dem Saale.

„Du wirst heute den Doktor Buchner als Tischherrn haben," sagte er ihr, „da mußt du dich vorsehen, Hede, der Mensch ist nämlich furchtbar gescheut. Sonst ist er aber ganz nett."

Hede schien keine Laune zu haben und machte ein verdrießliches Gesicht.

„Ich weiß schon", sagte sie leise und ging rasch vorbei.

Das fiel Oertel auf. Denn sonst war die Schwägerin, mochte es Ärger gegeben haben, soviel es wollte, doch wenigstens ihm gegenüber immer freundlich.

Ob sie etwas ahnte?

Das war doch nicht gut möglich; denn daß Buchner außer ihm noch jemand eingeweiht hatte, war unmöglich. Und noch unmöglicher war, daß er mit Hede direkt geredet haben konnte; denn sonst wäre Buchners Benehmen von vorhin völlig unerklärlich gewesen.

Rasch trat Oertel jetzt ins Zimmer ein.

„Du mußt dich nun bereit machen, Ernst", rief er. „Am besten ist es, du hältst dich in meiner Nähe, damit ich dich den Gästen gleich vorstellen kann, — im übrigen ist meine Schwägerin deine Tischdame."

„So, das hast du wohl noch fertiggebracht?"

„Keineswegs. Es war schon vorgesehen, weil du doch mein bester Freund bist und Hede zum Hause gehört. Verstehst du. — Na, komm."

Doktor Buchner legte seine Lektüre beiseite und folgte dem Hausherrn.

Nun trafen in rascher Folge auch die Gäste ein, und präzis konnte die Tafel beginnen.

In seiner Begrüßungsansprache blieb Alfred Oertel heute eigentümlicherweise mehrere Male stecken, und er konnte doch sonst so fließend sprechen. Frau Erna meinte das wenigstens hinterher.

Doktor Buchner war überglücklich, neben Hede sitzen zu können, und plauderte und lachte in einem fort, ohne natürlich auch nur mit einem Worte seine Neigung anzudeuten. Das wollte er ganz seinem Freund Alfred überlassen.

Hede hatte wirklich keine gute Laune und hörte nur halb, was ihr Buchner alles erzählte. Manchmal lächelte sie auch, aber es war ein gezwungenes, müdes Lächeln.

Oertel überlegte, ob er in solcher Stimmung mit Hede reden sollte. — Wenn es dieser Doktor nicht gar so eilig gehabt hätte.

„Der Buchner scheint sich tatsächlich für Hede zu interessieren," flüsterte Frau Erna ihrem Manne ins Ohr, sieh nur, wie eifrig er auf sie einspricht!"

„Ich bemerkte es schon", sagte Oertel.

Plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch das Hirn. — Wenn er —, wenn er seiner Frau eine Andeutung machte, — ja, dann würde sie ihn wohl ungestört mit Hede reden lassen, würde sich vielleicht darüber freuen. — Und etwas später — da erfuhr es Erna ja sowieso. — Buchner konnte die kleine Indiskretion nicht übelnehmen, die Sache bedingte es nun einmal.

Der Hausherr beugte sich näher zu seiner Frau herüber: „Der Doktor will Hede heiraten. Er hat mir's gesagt und gleichzeitig gebeten, ich soll mit ihr darüber sprechen."

Frau Erna machte große Augen: „Was — — wirklich?"

„Wirklich", wiederholte der Gatte.

„Na, dann mußt du aber unbedingt mit Hede sprechen."

„Freilich, sprich nur nicht zu laut — es darf doch noch niemand wissen. — Er hat's nämlich auch furchtbar eilig und möchte am liebsten, daß die Verlobung heute noch bekanntgemacht wird."

„Ist's möglich?" hauchte Frau Erna, die vor Freude schon ganz außer sich war.

„Aber selbstverständlich," erwiderte Oertel, „sprich nur nicht zu laut."

„Dann wird's aber die höchste Zeit", sagte Erna wieder.

„Freilich wird's das, und ich habe schon lange überlegt, wie ich's andrehen soll. — Jetzt weiß ich's. Paß auf, du schickst Hede mit irgendeinem Auftrag hinaus, ich gehe ein paar Minuten später und fange sie draußen ab. Dann kann ich ja in Ruhe alles mit ihr besprechen. Du unterhältst dich dann einstweilen mit dem Doktor, sag' aber um Gottes willen nicht, daß ich etwas verraten habe. Der ist sonst imstande und geht sofort seiner Wege, und aus der Geschichte wird nichts. Er ist in solchen Sachen ein sehr komischer Mensch. — Ich weiß es von früher."

„Ich werde mich hüten und etwas verraten", sagte Frau Erna, die ganz voller Freude war.

Sofort rief sie leise: „Hede, bitte einen Augenblick."

Die Schwester entschuldigte sich bei ihrem Tischherrn und begab sich zu Erna, die sie nach dem Eis zu sehen bat.

Hede ging, sich ihres Auftrages zu entledigen.

Nicht lange danach verließ auch Oertel seinen Platz und ging hinaus.

Auf dem Flur traf er die Schwägerin und verstellte ihr den Weg.

„Was ist dir heute nur, Hede?"

„Mir ist nicht wohl, laß mich."

„Nein," sagte er, „wenn dir nicht wohl ist, sollst du nicht im Saale sitzen. Laß uns einen Augenblick in den Garten gehn, ich habe auch Kopfschmerzen."

„Jawohl — daß Erna wieder was zu schimpfen hat."

„Sie wird heute nicht schimpfen. Ich sagte ihr, daß ich dich einmal durch den Garten führen würde, und sie meinte, das wäre ganz gut, du sähest gar nicht wohl aus."

„Hat sie das wirklich gesagt?"

„Aber natürlich, würde ich dir's sonst erzählen?"

„Dann wollen wir aber schnell machen. Ich muß dir sowieso etwas erzählen, — — warte einen Augenblick, ich will nur schnell ein Tuch umlegen, nimm auch dir deinen Mantel."

Hede ging rasch ins Wohnzimmer und kam ebenso schnell wieder zurück.

Alfred stand schon fertig angezogen in der Nebentür, die unter der Treppe nach dem Garten führte.

„Ich glaube, an deinen Kopfschmerzen sind nur die vielen Blumen schuld, Alfred", sagte Hede, als sie ins Freie traten.

„Nee, Hede," erwiderte der Schwager, „diesmal hast du vorbeigeraten. Der Doktor hat mir nur vorhin eine schwere Zigarre gegeben, und daran bin ich nicht gewöhnt. — — Na, und nun erzähle mir mal die Neuigkeit, die dich plagt."

„Es ist etwas sehr, sehr Häßliches — und es kann auch sein, daß ich mir's nur einbilde."

„Na, schieß mal los!"

„Du darfst's aber Erna nicht wiedererzählen."

„Um keinen Preis der Welt," sagte Oertel, „was denkst du denn auf einmal von mir?"

„Ich glaube," brachte Hede zaghaft hervor, „Erna möchte mich los sein."

„Woraus schließt du denn das, Närrchen?"

„Sie hat in den letzten Tagen so oft davon gesprochen, ich müßte nun auch einmal ans heiraten denken, da ich doch schon siebenundzwanzig Jahre alt sei, — — und heute sagte sie direkt, der Doktor Buchner sei eine ganz passende Partie für mich — — — ich glaube, deswegen hat sie mich auch mit ihm zusammengesetzt."

Oertel überlegte. Jetzt mußte wohl der richtige Zeitpunkt sein für ihn, — Hede hatte ja selber von Buchner angefangen.

„Wir wollen um das Haus herumgehen, Alfred, hier zieht es so, und außerdem kann man uns vom Saal aus sehen — —"

„So, meinst du", sagte Oertel und folgte der Schwägerin.

„So —," sie waren unter den Fenstern des Arbeitszimmers angelangt, „hier ist es windstill. Und dein Zimmer ist heute wohl auch das einzige, in das niemand kommt. Hier sind wir ungestört. — — Und nun sag' mir, Alfred, was denkst du von der Sache, meint Erna das wirklich ernst oder bilde ich mir's nur ein?"

„Hm," begann der Schwager, „kommt dir der Gedanke ans heiraten gar so schrecklich vor, liebe Hede? — — Ich meine es gut und dachte bloß, so einen Menschen, der dich liebt und den du liebst vor aller Welt, — in dem du gewissermaßen dein Schicksal fändest."

„Oh, gedacht habe ich schon oft daran, wie schön das sein muß! Aber, weshalb kommst du gerade heute darauf, — — hast du dich mit Erna besprochen?"

„Nein. Ich kam nur darauf, weil du selber davon anfingst."

Das Mädchen atmete auf, und sagte nach längerem Schweigen: „Dann bin ich beruhigt — — und ich wollte, ich hätte gar nichts gesagt. — Es war auch häßlich von mir, so etwas zu denken."

„Aber weshalb denn, Hede? — Ich will mal sagen, wenn einer käme, der dich schon lange liebt, und würde sagen: „Ich liebe dich, sei mein! Was würdest du dann tun?"

„Ich weiß es nicht," sagte das Mädchen erregt, „es ist auch nicht nötig, daß ich es weiß."

Alfred Oertel sah wohl ein, daß er mit seiner Schwägerin keine leichte Arbeit hatte.

„Na," meinte er lachend, „wissen müßtest du schon, was du in einem solchen Falle tun würdest."

„Ich weiß es nicht —," erwiderte Hede, „und dann gibt es auch keinen solchen Menschen."

„Doch, es gibt einen."

„Ich bitte dich, Alfred, denke an Erna."

Der Schwager mußte unwillkürlich lächeln.

„Was hat denn Erna mit der Geschichte zu tun?" begann er, „ich sage, es gibt keinen solchen Menschen. — Oder glaubst du, mein Freund Buchner würde sich sonst solange hier aufhalten?" — —

„Wie sagst du? Buchner? — — Du machst Scherze!"

„Ganz und gar nicht, Hede. — Es ist völliger Ernst."

„Ich kenne deinen Freund seit drei Tagen, vergiß das nicht, Schwager. — Aber ich sehe, daß auch du mich um jeden Preis los sein willst und werde deshalb euer Haus verlassen. Morgen schon werde ich das tun. — Laß uns jetzt hineingehen."

„Aber nicht doch, Hede," sagte Oertel, „du verstehst mich nicht richtig. — Buchner kennt und liebt dich schon seit acht Jahren. Du weißt doch, daß wir zusammen studiert haben, und da hat er dich öfter mit Erna und mir gesehen und dich schon damals lieb gewonnen. Er hat dich die vielen Jahre nicht vergessen können und ist nun gekommen, dir seine Liebe zu gestehen." — — —

Das Mädchen war zunächst keiner Antwort mächtig. Sie war sich nicht recht klar über ihre Empfindung und mußte lange überlegen.

„Das kann alles möglich sein," sprach sie endlich, „aber, Alfred, sag' mir eins: Ist es ein Grund, einen Antrag abzuweisen, wenn man einen anderen lieb hat?"

„Das wäre sogar ein triftiger Grund, Hede."

„Nun denn," sagte sie, „ich habe einen anderen lieb."

„Gut," erwiderte Oertel, das werde ich meinem Freunde sagen, und er muß sich damit auch wohl zufrieden geben, wenngleich es schmerzlich sein mag, so viele Jahre alte Hoffnungen getäuscht zu sehen. Er ist ein Mann, und wird es ertragen als Mann." —

Er nahm Hede am Arm und wollte mit ihr gehen, aber da drängte sich ihm noch eine Frage auf.

„Wer ist's, den du liebst, Hede? — Ich möchte dich so gerne glücklich wissen. Ich werde deinen Geliebten suchen und ihm sagen, daß hier ein Herz in Sehnsucht für ihn schlägt. — Du kennst das Glück noch nicht, Hede."

„Und ich weiß auch nicht — — — Alfred," sagte Hede leise, „ob du es kennst!"

„Was soll das heißen — —?"

Das, was es heißt, Alfred. — Du bist nicht glücklich, ich weiß es. Und wenn du mir zehn Eide schwürest, du seiest glücklich, ich würfe dir zehnmal Meineid vor."

„Du hast recht," sprach Alfred Oertel, „ich bin nicht glücklich. — Aber du sollst es sein, Hede. — Wenn man selber nicht glücklich ist, sehnt man sich, anderen Glück zu stiften. — So nenn' mir den Namen."

„Nein, das darf kein Mensch wissen, keiner."

„Auch ich nicht, Hede? Auch ich nicht, dein treuer Freund und der Vertraute deiner geheimsten Gedanken?"

„Ich darf den Namen nicht aussprechen, — — er ist mein Heiligtum, und wenn ihn jemand erführe, wäre meiner Liebe ihr ganzer Zauber genommen. Erlaß mir's, Alfred."

„Hede," begann der Schwager, und seine Stimme klang bewegt, „du bist mir lieb geworden

die Jahre hindurch, und ich habe dir unendlich viel zu danken. Deshalb wiederhole ich, du sollst glücklich sein. Ich will nicht, daß du unser freud- und leidloses Leben hier länger mit ansehen sollst. Du mußt dich zusammenraffen, du mußt glücklich sein, dir dein Glück erzwingen, und nicht deine Tage und Jahre hier bei uns in heimlichem Gram verbringen. — — —"

„Du sprichst so seltsam heute."

„Nun denn, Hede, so nenne mir den Namen, bitte, liebe, liebe Hede." —

Da sank das Mädchen schluchzend an des Mannes Brust.

„Hede — —"

„Verlange nicht," brachte diese schluchzend hervor, „daß ich es ausspreche. — Es ist Sünde, — es ist Sünde." — — —

Mit einem Male war Alfred Oertel alles klar. Es schauderte ihn bei dem Gedanken, und sein Herz schlug in fiebernden Schlägen. — Also das war es. — Aber da mußte etwas geschehen, sie durften nicht zusammen.

„Hast du das nicht gewußt?" fragte Hede mit leiser Stimme.

„Ich hab' es lange geahnt, liebe Hede, lange. Und hab' es in mir getragen wie ein herrliches Kleinod."

Das Mädchen fing plötzlich zu weinen an.

„Es ist eine große Sünde — Gott wird mich schwer dafür strafen", sagte sie in einem fort.

„Was ist Gott, daß du so reden darfst", sprach Oertel. Er hob den Kopf Hedes empor und sah ihr in die Augen.

„Hör', liebes Mädchen," sagte er ernst, „es muß etwas geschehen, wir dürfen nicht zusammenbleiben."

„Darüber bin ich mir vollständig klar," erwiderte Hede, „und ich werde morgen euer Haus verlassen und weit fort gehen, damit wir uns nicht mehr sehen können."

„Das sollst du nicht. — Überleg' dir's, nimm Buchners Antrag an."

„Das wird nicht gehen, Schwager. Es ist eine Sünde, wenn man einen liebt und mit dieser Liebe eines anderen Weib wird."

„Dann lasse ich dich nicht fort", erklärte Oertel. „Dann bleibst du hier. Ich meinte nur, die Stunde sei günstig, und so fändest du wenigstens noch ein leidliches Glück. Buchner ist ein guter Mensch."

„Daran zweifle ich nicht, Alfred."

„Und dann, nimm an, Hede. Was hat die Liebe mit der Ehe zu tun? — Liebe ist ein geheimes Bündnis zweier Seelen, die sich nicht zu trennen vermögen. Du wirst mich vielleicht vergessen lernen, Hede; ich dich niemals. Und das ist wahrlich keine Sünde, sonst wäre das Sonnenlicht Sünde und alles Blühen Sünde, was die Natur hervorbringt. Was das Schicksal so tief in unser Empfinden hineinlegt, das kann es nicht gleichzeitig auch verdammen. Die Menschen sind es nur, die es nicht gutheißen — aber, was kümmern uns die Menschen?"

Hede schmiegte sich an den Schwager an und weinte. Ein paar heiße Tropfen fielen ihm auf die Hand.

„Ich werde auf einen Ausweg sinnen, Hede. Du sollst nicht gezwungen sein, jemand zu heiraten, den du nicht liebst. — — Ich werde mich von deiner Schwester trennen — —"

„Um Himmels willen — was hast du vor! — Nein, nur d a s nicht."

„Es ist das einzige, was uns bleibt," sagte Oertel langsam, „das einzige. Dein Glück geht allem anderen vor. Hier unter dem freien, weiten Himmel sage ich dir, dein Glück steht mir höher als alle Gesetze der Welt!"

„Du sollst nicht so reden. — Ich weiß einen anderen Weg. — Ich werde Doktor Buchners Frau."

„Du willst — — ihn — heiraten."

„Ich will's."

„Du willst dich opfern für deine Schwester, Hede!"

„Nenne es, wie du willst. — Ich werde dich aber nicht vergessen, Alfred, und meine Gedanken werden sich immer an diese Stunde ketten. — Und wenn ich einmal komme und mich bei dir ausweine, dann sei du die Heimat meiner Tränen, wie du die Heimat meiner Sehnsucht bist."

Alfred Oertel war nachdenklich geworden. Was sollte aus ihm werden? — Mußten sie dann nicht beide ein Leben ohne Glück leben? — —

„Wirst du glücklich sein, Hede?"

„Ich werde es sein, weil ich es sein will. Und werde darum glücklich sein, weil ich mich nach dir sehnen darf und weil ich weiß, — du sehnst dich nach mir. — So genießen wir beide ein reines Glück, ein Glück, das frei ist von allem Niederen. Die Sehnsucht ist das Glück, und der Sehnsucht Tod ist die Erfüllung!" — — —

„Woher weißt du das, Hede, daß der Sehnsucht Tod die Erfüllung ist?"

„Von dir und Erna — — sei mir nicht böse, Alfred, daß ich es aussprach."

Die Worte trafen Oertels Seele schwer. Wie wahr dieses Menschenkind doch sprach, das sich nun freiwillig demselben Schicksal weihen wollte, wie einstmals die Schwester.

„Es ist gut, Hede. — Laß uns nun hineingehen. Der Doktor wird sich unendlich freuen, wenn er deine Bereitwilligkeit erfährt. Aber zuvor laß uns Abschied voneinander nehmen, wie zwei gute Kameraden es tun, wenn sie sich Treue fürs ganze Leben versprechen."

„Ja," sagte Hede mit fester Stimme, „das wollen wir uns versprechen, einander treu zu sein bis an des Lebens Ende."

Sie reichte dem Schwager die Hand.

Der aber zog die schlanke Gestalt an sich und hielt sie lange und innig umfangen. Und die Lippen der beiden Menschenkinder fanden sich in heißer Berührung.

Ein Fenster klirrte.

„Schnell, es sieht uns jemand zu", rief Hede und riß sich los. Sie eilte um das Haus herum und auf ihr Zimmer. Alfred Oertel blickte alle Fenster ab, die nach der Seite hinausgingen.

„Es muß wohl der Wind gewesen sein", dachte der Mann da bei sich und ging langsam, in Sinnen versunken, denselben Weg, den Hede vor ihm gegangen war.

Im Saal sah er weder den Doktor noch seine Schwägerin.

„Das hat aber lange gedauert", meinte Frau Erna, als ihr Gemahl wieder neben ihr saß.

„Konntest du dir das denn nicht denken? — Hede war doch auch gar nicht vorbereitet, sie war ganz verblüfft."

„Sie hat aber doch zugesagt?"

„Zuletzt sagte sie zu. Es wurde ihr aber nicht leicht."

Frau Erna war beruhigt und suchte mit den Augen den ganzen Saal ab. Da sie den Doktor Buchner aber auch nicht bemerkte, lächelte sie und dachte sich ihr Teil.

„Wo ist denn Buchner?" fragte Alfred.

Frau Erna zuckte die Achseln. „Er ging vorhin hinaus, und ich habe ihn nicht wieder gesehen. Es ist ja möglich, daß er Hede draußen getroffen hat."

„Das ist möglich", brummte der Hausherr vor sich hin.

Doktor Buchner und Hede kamen aber den ganzen Abend nicht wieder.

Hede war am andern Morgen krank. Der Arzt, den Alfred sofort holen ließ, meinte, die Sache sei nicht unbedenklich und würde immerhin einige Wochen dauern. Eine Art Lungenentzündung stellte er fest, die von Erkältung herrühren konnte.

Am Nachmittag erhielt Oertel einen eingeschriebenen Brief. An der Aufschrift erkannte er Doktor Buchners Hand. — Er riß den Umschlag heftig auf und faltete das Blatt auseinander.

Da stand geschrieben:

Lieber Alfred!

Ich muß die wenigen Zeilen, die ich an Dich richte, mit einer Reihe von Entschuldigungen beginnen. Erstens, weil ich abgereist bin, ohne mich zu verabschieden, und dann, weil ich, was du wohl nicht glauben konntest, weil ich gelauscht habe. — Das kam aber so: Der Duft der vielen Rosen, die Deine Schwägerin im Saale verteilt hatte, verursachte mir Kopfschmerzen, und ich verließ meinen Platz einen Augenblick, um mir draußen ein wenig Kühlung zu verschaffen. Ich geriet von einem Zimmer ins andere, alle waren geheizt. — Nur Dein Arbeitszimmer nicht. — Und darin hielt ich mich auf, als Du mit Hede draußen im Garten standest. Ich konnte mir keinen Vorwurf darüber machen, daß ich an das Fenster, das noch dazu ein wenig geöffnet war, trat und lauschte. Denn gewissermaßen ging mich ja die Sache etwas an. Ich habe alle eure Worte gehört und alles gesehen. Als ihr Abschied voneinander nahmt, da konnte ich's nicht mehr aushalten und schlich aus dem Hause wie ein Dieb. — In sechs Wochen bin ich in Breslau. Nun muß ich Dir noch eins sagen, ehe auch wir voneinander Abschied nehmen. — Halte die Liebe dieses Mädchens hoch; denn diese Liebe ist mehr wert als Gold und Edelsteine. — Laß Dir diese Liebe ein Heiligtum sein! Ich habe empfunden, daß sie ein Heiligtum ist, das hoch über allen Sakramenten steht, die die Welt heilig nennt und achtet. Das ist das, was ich Dir noch zu sagen hatte. Nun tu, was Dir Dein Herz befiehlt zu tun. Leb wohl!

Dein Buchner.

Das also war's. —

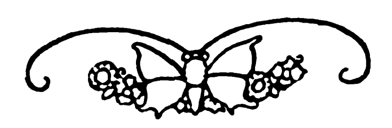
„Das mußt du lesen, Hede", sagte der Mann halblaut vor sich hin, und er schlich die Treppe hinauf nach dem Krankenzimmer der Schwägerin. — Leise öffnete er die Tür.

Die Kranke schlief in langen, regelmäßigen Zügen.

Die sinkende Wintersonne gab einen rosigen Schein in das Zimmer, und ein Strahl huschte gerade über Hedes bleiches Gesicht.

„Sie sieht wahrhaftig aus wie eine Heilige", sagte Alfred Oertel zu sich selbst.

Dan trat er leise an das Lager, beugte den Kopf und drückte einen heißen Kuß auf die sonnenscheinumwobene Stirn der Kranken.



Winters Ende.

Sausende Fahrt — sich klammernder Blick:
Fern kaum — schon nah, und — weit zurück!
Ehernes Rollen — entfliehend' Gefild —
Fliehender Erdentage Bild!
Sprich, Seele!

Alles winterweiß und rein —
Stille, Weite, Sonnenschein —:
Wechselnd immer gleich' Gefild —
Lauter wogender Seele Bild!
Still, Herz!

Wie soll ich dich zwingen, weinendes Herz?
Wohin dich bringen, anstürmender Schmerz
Der Stunden und Tage, die leer mir entschwanden
In dumpfen Mauern, erdrückenden Banden?

O Winter, wie hast du die Seele erstarrt!
O süßer Frühling, wie bist du so hart
In all Deiner Sonne weckendem Kosen! —
Fort, schmelzendes Eis! Komm, Sommer! Bring Rosen!

Die Augen voll Tränen,
Der Mund voll Lachen,
Die Seele voll Sehnen
In sel'gem Erwachen,
Das Herz voll Liebe — in Lieb' alles mein!
Nun breite dich, Erde, mein Himmel zu sein!

Otto Overhof.



Niemals.

Skizze von Hedwig Forstreuter.

Sie hatte das Zimmer gemietet und blieb nun aufatmend an der Tür stehen, durch die ihre neue Wirtin eben verschwunden war. In diesem Hause würden der Mieterin keine fragwürdigen Gestalten im matterhellten Flur begegnen, wenn sie einmal spät nach Hause käme, und Kohl würde die Frau Wirtin auch nicht jeden Tag kochen, wie es bei der vorigen Brauch war.

Langsam ging sie über den kleinen, dunkelbraunen Teppich, einen Schritt vor der Kante machte sie jedesmal halt und kehrte dann um. Dabei prüfte ihr Auge das einfache Zimmer: die Tapete war grau und leise gestrichelt, darauf würden ihre Bilder gut aussehen. Der farbenprächtige Druck über der Kommode mußte allerdings etwas in den Schatten wandern. Der Tisch gehörte ans Fenster und Bücher kamen darauf. Das Sofa würde sie schräg stellen — da war noch dieser Kasten von Schrank. Darin hatte ihre Garderobe sicher dreimal Platz. Sie wollte doch gleich anfangen, sich einzurichten. Bald streute der kleine Koffer eine bunte Fülle umher: Bücher und Schriften, Bilder, Nähkasten und alle die Zierlichkeiten, die auch bei der bescheidensten Evastochter nie fehlen. Dann öffnete der Schrank seine weiten Torflügel und nahm willig alles auf, was die schnellen Hände in seinem Innern bargen. Nach und nach wurde es wohnlich im Zimmer. Die Stühle knackten erleichtert, wie ihnen allmählich ihre Bücher- und Wäschelast abgenommen wurde, das Sofa bequemte sich zu einer anderen Stellung, und die Tischplatte glänzte im letzten Abendlicht auf, als sie nun, dicht ans Fenster gerückt, mit Tintenfaß, Federschale und anderen kleinen Sachen geziert wurde. Draußen kroch schon die Dämmerung über die Welt der Dächer, auf die das Fenster hinaussah, die Spatzen zankten sich auf einer Dachrinne, und in ihr Schilp hinein klang von der Hauptstraße her das verlorene Läuten der Elektrischen.

„Gut, daß sie hier nicht vorübersaust", dachte das Mädchen vergnügt. Wie sie dann mit der Lampe in der Hand durch das Zimmer schritt und im Vorbeigehen die offenen Schranktüren schließen wollte, sah sie im Holz des rechten Flügels eine Aufschrift. Neugierig betrachtete sie die Stelle näher und las das eine Wort: Niemals. Darunter die Zahlen 1. 9. 10. Betroffen fuhr sie zurück. Das Datum war noch ganz neu, kaum über einen Monat alt. Wer hatte es hier eingeschrieben und was bedeutete das Wort? War es ein Gelübde oder nur die Äußerung eines schnell verrauschten trotzigen Entschlusses? Ihre Augen glitten suchend die Holzleiste hinab, als müßte da unten eine zweite Aufschrift stehen. Aber dort lag alles glatt und eben. Wieder hob sie die Lampe zu der Schrift; in regelmäßigen, großen Buchstaben, wie ein Stein, der sich vor dem Weg lagert, stand das Wort da. Kein Ausrufungszeichen oder Punkt dahinter, kurz brach der letzte Strich des s ab, gerade, als wäre die Kraft des Schreibers nun am Ende gewesen. Und später war er wohl wieder herangetreten und hatte die Zeit darunter geschrieben,

als wollte er nie diesen Tag vergessen. Dann hatte er sich doch von dem Worte trennen müssen. Aber ob er auch fortgezogen war, der Schrank trug sein Zeichen; ein Teil von ihm war im Zimmer zurückgeblieben.

Die Lampe klirrte in der Hand des Mädchens, langsam ging sie zum Tische zurück, was half es auch, hierüber nachzugrübeln, sie würde die Lösung des Rätsels doch nie erfahren. Ob wohl die Wirtin etwas wußte? Ihre Augen sahen so klug aus dem stillen Gesicht. Aber es war nicht die Art der jungen Zimmerherrin, viel zu fragen, und sie faßte energisch den Entschluß, jetzt nicht mehr an Schrank und Aufschrift zu denken.

Später aber, über dem Studium der Reichsverfassung, irrten ihre Gedanken wieder ab zu dem rätselhaften „Niemals". Vielleicht war es kein Schwur, sondern nur ein trauriges Erkennen, das Ende einer langen, hoffnungsreichen Zeit. Oder es handelte sich um einen Scherz, der hier nach Art ganz junger Leute pathetischen Ausdruck fand. Es war sehr töricht von ihr, sich so lebhaft mit dieser Sache zu beschäftigen. Doch allen Vorsätzen zum Trotz schweiften ihre Gedanken immer wieder zu dem geheimnisvollen Worte. Trübe Erinnerungen wachten in ihr auf und verwoben sich mit der Schrankinschrift. Sie hatte einst ein Gelöbnis empfangen — wie war es doch? Und stand sie danach nicht selber in bitterem Weh und grub, den Worten des Versprechens folgend, Buchstabe für Buchstabe in geduldigen Grund? Sie konnte sich nicht darauf besinnen. Die Augen fielen ihr schon halb zu vor Müdigkeit. Im anstoßenden Zimmer der Wirtin schlug eine Uhr, sie hörte es nicht; ihr Kopf war auf das Buch niedergesunken, der Bleistift lag lose in der geöffneten Hand, und ihr Kollegheft glitt sachte vom Tisch herunter auf den dunkelbraunen Teppich. Die Anstrengungen des Tages, das Umherwandern und Einräumen hatten sie müde werden lassen.

Sie schlief tief und fest, aber dann war es ihr plötzlich, als säße sie daheim in ihrem eigenen Zimmer und vor ihr stand der, den sie liebte. Eine dumpfe Traurigkeit lag lastend über ihnen. Der Wind im Kamine schwieg, als hielte er den Atem an und lauschte noch auf die Worte, die eben klanglos die Stille zerrissen hatten: „Morgen reise ich." — — In das Land ihrer Liebe war der Schmerz getreten, und zwei Seelen beugten sich vor ihm. — — Noch einmal klang die Stimme durch das Schweigen, und nun zitterte eine Welt von Zärtlichkeit darin: „Ich werde vergehen vor Sehnsucht nach dir. Ich hole dich bald nach! Keine andere werde ich lieben. Niemals — —" Dann brauste es vor ihren Ohren, die Dumpfheit des übergroßen Schmerzes umfing sie.

Er war von ihr gegangen. Sein Tritt verklang auf der Treppe. Sie stürzte ans Fenster, um ihm nachzuwinken, aber vorher sank sie nieder und weinte, als ob ihre Tränen das hämmernde Herz hinwegspülen sollten.

Trübe brannte die Lampe, als das blasse Mädchen am Tische die Augen aufschlug und verstört umhersah. Nicht daheim, in dem kleinen, neubezogenen Zimmer war sie. Und dort stand der Schrank, dessen Erinnerungsmal, ihr selbst unbewußt, alte Wunden aufgerissen hatte. — Niemals! — Und er hatte sie doch vergessen.



Einem Toten!

Von Paul Friedrich.

(In memoriam Wolfgang Hammann † 12. Februar 1913.)

Vor mir liegt ein schmales Bändchen Gedichte: „Ein junges Leben." Gedruckt als Manuskript für seine Freunde steht darunter. Bei seinem Lesen erfaßte mich eine tiefe Wehmut über den frühen Tod des lieben Freundes und jüngeren Weggenossen vergangener Tage.

Zum letztenmal sah ich ihn vor einem halben Jahr etwa. Als der Sommer sich zum Scheiden schickte. Gebräunt von der heißen Sonne des fernen Orients, wo er an der kaiserlichen Botschaft in Konstantinopel Dragoman war. Nach wenigen Minuten fiel mir eine große innere Unruhe an dem sonst so stillen und ruhigen Jüngling auf. Er klagte über ein geheimnisvolles Leiden, über das ihm kein Arzt bisher Aufklärung gegeben hatte. Als er ging, ahnte ich nicht, daß ich ihn erst auf dem Kirchhof wiederfinden sollte.

Das kleine Bändchen ist das Vermächtnis einer reinen und träumerischen Seele. Ein leiser Hauch von Melancholie liegt über den Versen, die zum größten Teil aus den Jahren 1900—1905 stammen. Dann brach die poetische Betätigung jäh ab, und er hoffte in der Wirklichkeit ferner Länder das zu finden, was er bisher in seinen Träumen vergebens suchte. Ob er es gefunden hat? Ich sah ihn damals mit gemischten Gefühlen ziehen, wie in einer leisen Vorausahnung, als wäre dies neue Leben auch nur eine große Illusion. . . .

Nicht begreif ich, wie wir leben können:
Hinter unsern Träumen steht der Tod,
Und sein Schatten fällt auf unsre Tage,
Jeden Abend wächst er in den Mond.
Alle unsre flüchtigen Gedanken
Sind so eitel wie der Staub im Sommer. . . .
Was wir suchen, können wir nicht finden,
Was wir finden, ist uns wenig wert.
Was wir Leben nennen, ist nur Schein.
Ein Gefühl, das immer neu entgleitet,

Das wir hassen, wie der Hund den Schatten....
Lebenwollen, das ist unser Leben. . . .

So habe ich dieser zweifelschweren Stimmung später Worte gegeben. Und doch kann ich mich täuschen. Denn es bleibt immerhin wundersam, daß die poetische Seele dieses Jünglings plötzlich verstummte, sei es, daß das Leben ihm mehr gab als er hoffte — sei es —, daß die Wirklichkeit mit ihrem Einerlei früh in ihm den Drang zum Lied erstickte. Was hier vor mir liegt und seine anima candida spiegelt, ist gewiß kein monumentum aere perennius, aber in diesem kleinen Buch stehen ein paar Lieder, tiefe, seelenvolle Mollklänge, die auch außerhalb des Buches fortzuleben verdienten, die in den zehn Jahren seit ihrem Entstandensein nichts von ihrer inneren überzeugenden und in ihrer einfachen Schlichtheit ergreifenden Melodie eingebüßt haben, so sehr sich auch die Formen der Lyrik seither wandelten.

Sie mögen dem jungen Toten, der trotz allem ein Dichter war, als Kranz treuen Gedenkens auch an dieser Stelle, wo er einst mit seinen Erstlingen auftrat und dann auch in der „Modernen Kunst", dem „Scherer" und der „Jugend" mit Beiträgen vertreten gewesen ist, gespendet werden als Ausdruck unentwegter Freundschaft über das Grab hinaus: Herbstabend in Schleißheim:

In hohlen Urnen singt der Wind,
In Urnen, die auf blanken Schäften,
Zerfressen von des Wetters Kräften,
Inmitten welker Beete sind.
Still rieselt in den bleichen See
Das dunkelrote Laub der Buchen,
Und Hirsche rudelweis durchsuchen
Nach frischen Eicheln die Allee.
Vom Schloß ein heller Uhrenschlag,
Die Töne zittern durch die Bäume —
Nun hüllt in schwere, dumpfe Träume
Der Nebel den entschlafnen Tag.

Reine, gestillte Abendgefühle, in denen der Frieden der Natur auch das arme Herz mit lindem Schmeicheln beruhigt, gelingen ihm überraschend gut: Bornholm:

Umriß und Formen verloren die Riffe,
Und mein Herz den Willen auch,
Auf zu den Sternen starren die Schiffe,
Und meine Augen träumend auch.
Wie sie an rollenden Ketten leis schaukeln,
Zittert meine Seele auch.
Wie um die Maste die Mondschimmer gaukeln,
So umschlingt dein Arm mich auch.
Bebende Töne, ein Steigen, ein Sinken —
Und es löst in uns sich auch:
Weiset ihr Sterne mit segnendem Blinken
Unserm Glück den Hafen auch.

Ergreifend wie eine Elegie auf sein eigenes frühes Sterben wirkt: Letztes Leuchten:

Als ihm der Tod zu Häupten stand,
Verstummten meine stillen Klagen,
Ich drückte innig ihm die Hand,
Wir hatten uns nichts mehr zu sagen.
Ein Feuer flammte im Kamin,
Von roten, halbverzehrten Scheiten,
Und ließ ein letztes Leuchten hin
Auf sein erblichenes Leben gleiten.
Er sah mich an, sein Blick war weich
Und traf doch wie ein scharfes Messer:
„Sag mir dein Lied vom Himmelreich,"
So hauchte er, „dann wird mir besser."
Und meine Worte rührten ihn,
Noch einmal sprühten auf die Flammen,
Dann stürzte knisternd im Kamin
Die lebensmüde Glut zusammen.

Von stillen Gräbern und vergessenem Leid sagt sein schöstes Gedicht: Judenkirchhof in der Heide:

Stille! laß uns näher treten!
Drüben in den Föhrenschatten
Schimmern fahle Gräberplatten
Ohne Kreuz und Rasenmatten.
Stille, laß uns nähertreten!
Fremde Zeichen, halb verwittert,
Die die tiefe Ruh beschwören;
Leise wogen durch die Föhren,
Diesen Frieden nicht zu stören,
Winde, weich und duftdurchzittert.
Um vergessene Toten beten
Blumen still im Herbsteskleide,
Betend wollen auch wir beide
In die morgenstille Heide
Vor die junge Sonne treten.

Mit diesem tiefen leidüberwindenden Gedicht rufen wir, aus Hast und Unrast des uns umwogenden Lebens, dir Daseinsgenesenem ein letztes Lebewohl zu!

Ausgegeben am 10. Mai 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8. Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Allen Gewalten zum Trutz.

Ein Lebensfragment

von

Johann Georg Seeger.

2. Fortsetzung.

Karl war wie betäubt; ehe er sich aber aufraffen konnte, traten durch die Hintertür zwei Mägde ein, mit denen Bausewein sofort zu scharmieren begann. Auch Müller und Rindfleisch beteiligten sich an der Unterhaltung, und Karl, aus der Betäubung erwachend, blickte erstaunt auf die Gruppe und dann zu den Tongefäßen.

„Der alte Greiner kommt noch nicht. Die Alte muß ihm erst den Zopf flechten", sagte eine der Mägde.

„Na, wenn der wüßte, Bausewein, daß Ihr heute nacht wieder bis nach zwei Uhr fortgewesen seid!" rief lachend die andere, und alle lachten, als der Angesprochene seufzend entgegnete: „Ach ja, die Liebe, die Liebe!"

Und mit einem Male stürzten sie alle über Karl her, und jeder verlangte was von ihm. Da sollte er für Müller ein Glas Bier holen, Bauseweins Stiefel wichsen, Rindfleisch im Warenlager helfen, Doris Holz in die Küche schleppen, Anna Wasser in die Schlafzimmer tragen. Und das alles sollte er sofort tun.

Schon war er bereit, den verschiedenen Befehlen sich zu fügen, als ihm seine Grundsätze einfielen: Gerechtigkeit üben, Gerechtigkeit fordern. Er blieb stehen, sah die fünf Personen trotzig an und sagte: „Ich bin bei Herrn Leonhard Sebald Grasmann im Dienst und sonsten bei niemand."

Es war ein Glück für Karl, daß Doris plötzlich rief: „Der Greiner!" Die fünf stoben auseinander, und der Knabe blieb vor Mißhandlungen bewahrt. Ja, Bausewein war wie-

der sehr freundlich mit ihm, faßte ihn bei der Hand und flüsterte: „Ich will dich dem Herrn Prinzipal vorstellen.“ Sie durchschritten den Laden, stiegen drei Stufen hinan und betraten das Kontor, welches auf einen Hof hinaus lag. Die Wölbungen und Wände waren weiß getüncht, mit keinem Bilde, keiner Karte geschmückt. Alte Schränke, wacklige Pulte und hohe Stühle paßten vortrefflich zu dem griesgrämigen Mann von sechzig Jahren, der eben seine lange, spitze Nase in eine Warenprobe steckte und dabei mit fast wütenden Augen die Eintretenden betrachtete.

„Excusez, Herr Grasmann, wenn ich mir die Freiheit zu nehmen wage, Ihnen einen recht angenehmen, guten Morgen zu wünschen. Mit Ihrer gütigsten Erlaubnis präsentiere ich Ihnen allhier unseren jetzigen neuesten Lehrling Karl Biener.“ Zierlich, wie ein Tänzer seine Füße, verstand Bausewein, seine Worte zu setzen.

„Geh Er!“ herrschte der Prinzipal seinen Kommis an. „Du bleibst!“ sagte er zu Karl. Dann prüfte er noch einige Male die Warenprobe mit solcher Gründlichkeit, daß auf seiner roten Nasenspitze ein kleiner Teil der Safranprobe hängen blieb. Nun wandte er sich zu Karl und sagte kurz und hochmütig: „Wenn dein Vater auch einer freien Reichsstadt ehrengeachteter Syndikus ist, so bist du doch in meinem Hause nichts, noch weniger als nichts. Müller und Bausewein werden dir Arbeiten anweisen . . .“

Schüchtern entgegnete Karl: „Die beiden Herren haben . . . .“ Er redete nicht weiter. Gluthitze flammte in Grasmanns Gesicht auf, die Safrannasenspitze glich einer gelben Hagelwolke. Dröhnend schlug die Hand des Prinzipals auf das Pult, und wütend schrie er: „Hol der Teufel diese moderne Gleichmacherei! Uns Großkaufleute tituliert man mit Herr. Solch armselige Bedienten, die von unserer Gnade abhängen, heißt man kurzweg Messieurs. Hat dich die Stadtplage, der Adam Mortuus, vergiftet, Bursche, so will ich dir das Gift schon austreiben. Scher dich hinaus!“

Und Karl eilte hinaus und starrte mit großen Augen in die lachenden Gesichter der Messieurs und hörte Müller sagen: „So, nun weißt du es ja, daß du in unsere Hand gegeben bist. Hältst du dich mit uns, so geht es dir passabel. Außerdem. . . . . Hol mir mal drüben in der Wirtschaft „Zum Schmalzkübel“ eine Maß Bier, damit ich deinen Schrecken vertrinke!“

O Mortuus, Mortuus! seufzte an diesem Morgen tief in seinem Herzen Karl Biener und haßte den Alten nicht mehr. Hätte ich auf dich gehört! Aber da erwachte die Sehnsucht wieder in seiner Brust: Ich muß die Liebe suchen. Mögen alle unfreundlich sein, die Frau des Hauses wird mir freundlich begegnen. Von dieser Hoffnung erfüllt, unterzog er sich allen Arbeiten: Er trug Wasser und Holz, er kehrte Stuben und Gewölbe, er putzte die Stiefel, reinigte die Kleider der Messieurs, sprang für Müller noch etliche Male in den „Schmalzkübel“, half Rindfleisch, und als es zwölf Uhr läutete, fragte er sich: „Soll ich eigentlich eine Dienstmagd oder ein Kaufmann werden?“

Er beantwortete seine Frage nicht; Doris rief zum Essen, und der Hunger sowie die Sehnsucht nach einem freundlichen Blick der Frau Prinzipalin trieben ihn hinter den Messieurs in den ersten Stock, wo das Eßzimmer lag.

Seine Augen suchten die Ersehnte, und er erschrak. Gegen den Blick, der ihn aus dunklen Augen traf, war derjenige seiner Mutter noch voller Liebe. Und wie schön war seine Mutter im Vergleich zu diesem Raubvogelkopfe unter dem riesigen Chignon! Etwas wie Heimweh nach seiner Mutter pochte an sein Herz, und während er die Augen der Frau Grasmann wie Bohrer in sein Innerstes dringen spürte, erkannte er, daß er acht Jahre lang aus diesem Hause sich fortsehnen werde. Die Prinzipalin gönnte ihm kein Wort, keinen Händedruck, hochmütig sah sie jetzt an ihm vorbei und erwiderte die demütigen Verbeugungen der beiden Messieurs mit leichtem Nicken.

Man setzte sich. Die Tafel bestand aus zwei aneinandergestoßenen Tischen, aus einem hohen und einem niedrigen. Oben am hohen saß der Prinzipal und seine Gattin, dann folgten am unteren Ende, durch einen weiten Zwischenraum getrennt, die beiden Messieurs. Karl aber saß, weit von allen entfernt, allein am niedrigen Tische. So steht eine Hütte tief am Fuße eines Berges, dessen Gipfel ein stolzes Schloß krönt.

Es war ein wortkarges Mahl. Einmal wandte sich Frau Grasmann an den Lehrling und rief mit kreischender Stimme: „Nicht wahr,

dein Vater hat von seiner Base ein großes Vermögen geerbt?"

Er errötete bei dieser Anrede und errötete noch mehr, als alle nach ihm blickten. Er wußte nichts von einer Erbschaft und sagte bescheiden: „O nein, Frau Grasmann, meine Eltern sind arm."

Da blickten alle von ihm weg, wie von einem Menschen, der keine Beachtung verdiente. Frau Grasmann tuschelte mit ihrem Manne und sagte dann laut, mit zornigem Seitenblick zu Karl hin: „Ich weiß es aber genau. Nun ja ... Il en a menti. Nimm dich vor ihm in acht, Leonhard!"

Karl horchte auf. Warnte sie den Chef vor ihm? Warum denn? Er hatte doch nichts Böses getan. Aber es war so: durch irgend etwas hatte er die Prinzipalin verletzt. Er sah es an ihrem Blick und am Benehmen der andern; und um seine nassen Augen nicht zu zeigen, senkte er sie auf den Teller, wo er mit Messer und Gabel ein winziges Stückchen lederzähen Fleisches bearbeitete. Aber gerade in seinem Verhalten sah Frau Gasmann einen Beweis für die Richtigkeit ihrer Behauptung.

Im Laufe des Nachmittags mußte Karl Briefe austragen, und angetan mit einer neuen blauen Schürze, verließ er das Haus. Niemand kümmerte sich um ihn, der glaubte, alle Welt müsse nach ihm, dem jüngsten Kaufmannslehrling, ausschauen. Er begegnete einigen Bekannten seines Vaters, sie erwiderten seinen Gruß so flüchtig, so von oben herab, daß er sich sagte: „Sie schämen sich meiner. Sie wollen nichts von mir wissen. Ich soll nicht nur bei meinem Prinzipal, sondern auch bei anderen Leuten ein Nichts sein."

Kein Wesen aber ist so schwach, daß es nicht über ein noch schwächeres herfallen könnte. Als ihn ein paar Gassenjungen scheel und spöttisch ansahen, warf er sich auf sie und prügelte sie durch. Mit einem Gefühl des Wohlbehagens kehrte er nach Hause zurück.

Die nächsten Tage brachten ihm das bekannte Einerlei, und an den Abenden sank er stets todmüde ins Bett, und morgens konnte ihn der Hausknecht kaum munter machen.

Zehn Tage nach seinem Eintritt erkrankte der Chef; die Ladenglocke wurde heruntergenommen, die Angestellten schlichen auf den Fußspitzen umher, und Müller trank unaufhörlich, um, wie er sagte, seine Trauer um den guten, lieben Prinzipal hinunterzuspülen. Eines Morgens wurden alle Angestellten des Hauses, mit Ausnahme Karls, an das Krankenbett gerufen, wo Herr Leonhard Sebald Grasmann müde von ihnen Abschied nahm.

Mit geröteten Augen kehrten sie in den Laden zurück, und Karl empfand, daß er wirklich in diesem Hause ein Nichts war. Er bedauerte von Herzen den alten Herrn; die andern aber waren gleich wieder heiter. „Ich will mich bei meiner süßen Mimeli trösten", sagte Bausewein und verließ das Haus. „Hol mir eine Maß Bier, daß ich meinen Jammer fortschwemme!" sagte Müller. Dies Gebot war für Karl sehr gut; denn er wurde von dem törichten Plan abgehalten, in das Krankenzimmer zu schleichen und dem Sterbenden zuzuflüstern, wie sehr er ihn bedauere, und ihn zu fragen, warum er ihm zürne.

Herr Leonhard Sebald Grasmann starb und wurde begraben; Karl mußte das Haus hüten. Die Witwe gab jedem der Angestellten ein Andenken an den Toten; Karl ging leer aus.

Schwer litt er unter dieser Zurücksetzung, und immer wieder fragte er sich: Was habe ich an mir, daß mich niemand liebt, daß die Leute mich verabscheuen? Ach, ich möchte sie so lieb haben, und sie stoßen mich überall zurück!

Acht Wochen war er schon im Geschäfte, da durfte er einmal an einem Sonntage für zwei Stunden zu seinen Eltern. Er freute sich auf sie.

Als er in die Wohnstube trat, saß Lorenz bei seiner Mutter und Monika und erzählte sehr wichtigtuerisch von seiner Bedeutung im Geschäft. Frau Christine Susanne lächelte sogar, und Karl hoffte auf freundlichen Empfang. Als sie ihn aber sah, ward ihr Gesicht wieder kalt. Mit strengem Blick betrachtete sie ihren Jüngsten, und stumm, trotzig, ohne sich nach Vater und Schwester zu erkundigen, saß er da, und als die Zeit um war, schied er mit einem Gefühl der Erleichterung.

„Steh bittend still an jeder Tür." Das klang in ihm. Er hörte ferne Töne sich ihm nähern, ohne sie unterscheiden zu können. Ihm war so weh ums Herz, daß Tränen ihm keine Erquickung gebracht hätten. Er kam sich völlig verändert vor und schritt dahin wie im Traume.

Und als er endlich in seiner Dachkammer stand, da griff er nach einem Stück Papier und der Kielfeder, und als triebe ihn eine geheimnisvolle Kraft, schrieb er:

Ich fahr' hinnaus,
Grüß Haus um Haus,
Steh' bittend still an jeder Tür,
Ob keine Hand
In fremdem Land
Voll Mitleid winket mir.

In Sturm und Eis,
Im Sommer heiß,
Zieh ich dahin mit stummer Qual.
Aus keinem Blick
Kehrt mir zurück
Der Liebe warmer Strahl.

Und Jahr um Jahr,
Weiß wird mein Haar,
Such' unter Menschen Liebe ich,
Bis einst der Tod
In meine Not
Ruft: „Komm, ich liebe dich!"

Er überlas die Verse, schob sie in die Tasche und fühlte mit Erstaunen, daß ihm leichter geworden, daß der Druck von ihm genommen. Zu der weichen Stimmung, die der sich entfaltende Körper des Knaben erweckte, trat leitend und richtend die Ruhe eines festen Willens.

Freilich kamen auch Stunden, wo der Wille versagte, wo die Sehnsucht übermächtig ward, wo der Knabe sterben zu müssen glaubte vor Weh. Aber in solchen Stunden hielt er den tobenden Gefühlen die Verse entgegen, und langsam, widerstrebend, schlummerten sie ein.

Und der Schmutz des Lebens drängte sich auch gegen ihn heran. Seit dem Tode des Chefs trieben es die Messieurs und die Mägde so arg, daß Frau Grasmann nur äußerst selten das Gewölbe zu betreten wagte und laut jammernd in ihrer Wohnstube saß und Rindfleischs Berichte über die Zustände anhörte. Karl tat manchen Blick ins Leben und ward sehend; ihm graute vor dem Unflat und er begann, vorsichtig sich nach Mitteln umzusehen, um wenigstens von der Verpflichtung, ein Diener der Angestellten zu sein, frei zu werden. Sein Gedankengang war dieser: Die Mägde und Messieurs entziehen sich den Arbeiten, die sie der Prinzipalin tun sollten. Warum soll ich sie, denen ich nicht verpflichtet bin, bedienen? Eines Tages trug er weder Wasser noch Holz, auch putzte er keine Stiefel und kehrte das Gewölbe nicht. Den barschen Befehl beantwortete er mit der Drohung, der Geschäftsbesitzerin Mitteilung über das Treiben ihrer Dienerschaft zu machen. Und als sie über ihn herfallen wollten, wichen sie vor seinem klaren Blicke zurück.

Stundenlang lag er schlaflos im Bett und überlegte die Verhältnisse. Das solide Geschäft mußte zugrunde gehen, wenn dem Übel nicht abgeholfen wurde. Sein Gerechtigkeitssinn ließ ihm keine Ruhe. Er glaubte es dem toten Prinzipal schuldig zu sein, über das Vermögen der Witwe zu wachen.

Eines Tages stieg er kurz entschlossen in das erste Stockwerk empor, klopfte an die Tür der Prinzipalin und begann, ohne auf ihr hochmütiges Verhalten zu achten, zu erzählen. Sie ließ ihn reden, und als er mit seinem Bericht fertig war, sagte sie ärgerlich: „Ich liebe das Verleumden nicht. Geh!"

Mit roten Wangen, als hätte er etwas Schlimmes verbrochen, ging er die Treppe wieder hinab. Sie hatte ihn einen Verleumder genannt! Das Wort schmerzte ihn. Aber er war zu gerecht und sagte sich: Ich bin erst einige Monate in diesem Hause. Jene aber glaubt sie zu kennen, weit sie seit Jahren hier wohnen. Ich muß sie überzeugen; es ist meine Pflicht.

Er dachte an seine Mutter; sie sollte ihm raten.

Und als er wieder ins Elternhaus kam, bat er seine Mutter um eine Unterredung. Der Ton seiner Stimme bewog Frau Christine Susanne, ein hartes Wort zu unterdrücken und mit ihrem Sohn in ein Nebenzimmer zu treten. Hier erzählte ihr der Knabe seine Bedenken und Sorgen und schloß seinen Bericht mit den Worten: „Es geht nicht mit rechten Dingen zu, Frau Mutter. Müller trinkt so viel Bier und so teure Weine, daß er, ohne in die Ladenkasse zu greifen, dies alles nicht von seinem Gehalte bezahlen kann."

„Komm mit zum Vater!" sagte Frau Christine Susanne, und nun mußte Karl, neben dem Lehnstuhle des Syndikus stehend, noch einmal erzählen.

Herr Christoph schüttelte einige Male den Kopf, fuhr mit zitternder Hand seinem Sohne über den Scheitel und sprach: „Es ist recht von dir, daß du uns davon in Kenntnis gesetzt hast, Karl. Aber nun geh! Es ist gleich vier Uhr."

Karl verließ das Haus und wunderte sich über die Gleichgültigkeit seiner Eltern; er ahnte aber nicht, daß diese von der Ansicht ausgingen, man müsse seine Kinder nicht in jeden Entschluß einweihen. Am nächsten Morgen sah er mit mühsam verhaltenem Zorn dem unsauberen Treiben zu; um dieselbe Zeit aber saß seine Mutter oben bei Frau Grasmann.

Acht Tage später gab es gewaltigen Lärm im Gewölbe: Die beiden Messieurs und die Mägde hatten ihre plötzliche Entlassung erhalten und tobten in wilden Worten wider die Prinzipalin, die eine verrückte, geizige Person sei. Als aber die Stadtwache erschien, da gaben sie klein bei, packten ihre Koffer und verließen das Haus.

Karl Biener hatte keine Zeit, sich dieses Sieges der Gerechtigkeit zu freuen; denn auf ihm, der vom Geschäfte so viel wie nichts verstand, ruhte von diesem Tage an die Hauptarbeitslast. Aber er empfand das stolze Gefühl, auf einem verantwortungsvollen Posten zu stehen, und wenn er auch die Waren mehr zum Vorteile der Kunden als der Frau Prinzipalin abwog, so entwickelte er doch eine solche Gewandtheit, daß jedermann ihn bewunderte. Und ein klein wenig von diesem Erfolge gehoben, trat er am Abend in die Wohnstube, um Frau Grasmann den Inhalt der Ladenkasse abzuliefern.

Ein alter Mann, dessen Kinn beständig zitterte, saß bei ihr am Tisch und blickte den Lehrling mit wässerigen, gleichgültigen Augen an.

Frau Grasmann begann, das abgelieferte Geld nach den einzelnen Münzen zu ordnen, schied einige gefälschte Scheidemünzen aus und sagte jammernd, als müsse sie wegen der Annahme dieser Kreuzer ihren Bankrott anzeigen: „Du mußt besser aufpassen! Wohin soll ich denn kommen, wenn du mir alle Tage falsches Geld ablieferst? Du bist doch nicht bloß zum Essen bei mir!" Und zu dem Alten sich wendend, fuhr sie fort: „Eine Witwe mit einem Geschäft ist doch das beklagenswerteste Geschöpf! Wenn Ihr mir nicht mit Rat und Tat zur Seite steht, Vetter Kornteuer, dann werde ich noch völlig ausgestohlen."

Der Alte bewegte einigemal seine Kinnlade und redete langsam, als müsse er, des Sprechens ungewohnt, sich erst auf Worte besinnen: „Vor zehn Jahren . . . an Lichtmeß werden es zehn Jahre . . . oder erst neun?"

„Zehn", antwortete Frau Grasmann.

„Mir ist, als sei es . . . schon länger. Also zehn Jahre, sagt Ihr? . . . Hm, hm, hm. Im Gehirn fängt das Alter an. . . . Ja, ja. . . . Was wollte ich sagen?"

„Was vor zehn Jahren war, Vetter."

Er starrte blöde vor sich hin, und sein Kinn zitterte.

„Ihr müßt mir helfen, Vetter Kornteuer. Ihr müßt die Bücher durchsehen und meinen Seligen im Geschäft vertreten."

„Ja, ja, ja", murmelte der Alte. „Der gute Leonhard. . . . War zwölf Jahre jünger als ich. . . . Aber . . . bei dem ging es wider die Natur. . . . Bei dem fing das Alter in der Nasenspitze an. . . . Schau, schau, schau. . . . Bei mir ist es normal . . . bei mir schwindet das . . . das . . . das . . . Wie heißt es, Frau Base?"

„Das Gehirn."

„Ja, ja, ja . . . so wird's wohl heißen. . . . Will sehen, wie das wird, wenn ich herumlaufe . . . herumlaufe ohne . . . ohne . . ."

Frau Grasmann wurde ungeduldig: „Ihr wollt mir also helfen, Vetter?"

„Wo fängt . . . wo fängt bei Euch das . . . da . . . da . . . das Alter an?"

Die Prinzipalin antwortete nicht, sondern winkte Karl, er solle gehen. Und als dieser zu seiner Dachkammer emporstieg, sagte er zu sich traurig: „Leben wir dazu, daß wir am Ende unserer Tage zu solchen Jammergestalten werden?"

Erschöpft, betrübt legte er sich nieder.

Als er am andern Tage ins Gewölbe hinabkam, bemerkte er den Ausgeher Rindfleisch, der sich an einem Kaffeefasse zu schaffen machte, bei seinem Eintritt etwas in die Tasche schob und verlegen auf ihn zuging. Mit kriechender Höflichkeit begrüßte Rindfleisch den Lehrling und suchte mit lauerndem Blick in seinem Gesicht zu lesen.

„Und paß nur auf, Mossiöh Karl," schloß er seine Rede, „die Alte ist noch schlimmer wie der Selige. Die zwei Messieurs hat sie entlassen, um zu sparen, und wir müssen für viere schaffen, ohne einen Kreuzer mehr zu kriegen. Ein geiziges Weib!"

Karl sagte nichts; er öffnete die Ladentür und wandte sich jäh um. „Laßt Eure Hand gefälligst vom Kaffeefasse, Rindfleisch!“ rief er dem Ertappten zu.

„Na, spiele dich doch nicht so auf, Kleiner!“ entgegnete der Ausgeher. „Es macht mir eben Freude, wenn die Bohnen so durch meine Finger gleiten. Das habe ich schon getan, ehe du Grünschnabel noch auf der Welt warst.“

„Und ich sage Euch, Ihr laßt es sein! Ich dulde es nicht, daß Ihr der Frau Prinzipalin auch nur eine Bohne nehmt.“

„Halt deinen frechen Schnabel!“ zischelte Rindfleisch. „Da kommt sie ja.“

Frau Grasmann trat mit Vetter Kornteuer ein, und Karl erstaunte über des alten Mannes riesigen Kopf, der auf kleinem Körper ruhte.

„Hier habt Ihr meinen Stellvertreter“, sagte Frau Grasmann, und Vetter Kornteuer bewegte zuerst einigemal heftig die Kinnlade, dann stotterte er: „Zu meinen Zeiten waren gutgeführte Bücher die Seele des Geschäftes. Aber heutzutage . . . ist alles unmoralisch geworden. . . . Niemand führt seine Bücher ordentlich. . . . Unordentliche Bücher aber sind . . . da . . . das schlechte Gewissen eines Handlungshauses.“

Hinter den beiden stehend, stieß Rindfleisch belustigt von Zeit zu Zeit Karl Biener an, um diesen zum Lachen zu reizen. Aber Karl lachte nicht. Der Alte erschien ihm so ehrwürdig wie eines jener Paniere, die in den Kirchen hängen, zerschlissen, brüchig, farblos, und doch Zeugen ruhmvoller Kämpfe. Und bald sollte er ihn auch noch bewundern, den alten Kornteuer. Denn kaum war Frau Grasmann verschwunden, so begann der Greis das Studium der Geschäftsbücher, und es war für den Lehrling ein seltsamer Anblick: Der Mann, der im Gespräch mit anderen nicht mehr imstande war, seine Gedanken zu ordnen und in Worten auszusprechen, besaß die erstaunliche Fähigkeit, die Geheimnisse der Geschäftsbücher zu ergründen und zu verfolgen.

„Wie ein Maulwurf wühlt sich der Alte in die Bücher“, raunte Rindfleisch dem Lehrling zu, um durch solch einen Witz die Gunst des Knaben wiederzugewinnen.

Nun fing für Karl eine schwere, aber lehrreiche Zeit an. Er hatte das Ladengeschäft zu besorgen, und jeden Augenblick rief Herr Kornteuer aus dem Kontor: „He, Fritz! — Adolf! — Jean! — Jakob! — Sebald!“ (Die Namen und Gestalten aller Lehrlinge, die durch sein langes Leben gegangen waren, erwachten in seiner Erinnerung und verschmolzen sich mit dem Namen und der Person Karl Bieners.) Eilte er zu dem Alten, so deutete der mit dem Finger auf eine Rubrik des Buches und schrie mit zitternder Greisenstimme: „Was hast du da wieder gemacht, du Unglücksmensch! Die Bücher sind ja schauderhaft geführt. Du gehörst ins Loch, du Tropf!“

Nach seiner Ansicht war Karl Biener, der noch niemals einen einzigen Eintrag in ein Geschäftsbuch gemacht hatte, allein schuld an dem heillosen Wirrwarr.

Mehr als ein halbes Jahr bemühte sich der Alte damit, Ordnung in den Wirrwarr zu bringen. Dann ließ er eines Tages Frau Grasmann ins Kontor rufen, deutete mit zitternder Hand auf Karl und sagte: „Seit elf Jahren hat dieser böse Bub die Bücher geführt, daß sich alle Großkaufleute hiesiger Stadt in ihren Gräbern vor Entsetzen umdrehen würden, wüßten sie davon. Zur Strafe soll er unter meiner Aufsicht . . . jawohl . . . unter meiner strengen Aufsicht sämtliche Bücher neu anlegen. . . . Dir will ich kommen, Bürschlein!“

Wer war froher als Karl, dem hier eine seltene Gelegenheit geboten wurde, die einzelnen Zweige eines großen Geschäftsbetriebes von Grund aus zu lernen? Bis tief in die Nacht hinein, selbst an Sonn- und Feiertagen mußte er arbeiten. Er kam sehr selten nach Hause, kam in der ganzen Zeit nicht einmal zu sich selbst und beachtete kaum, wie die Monate dahineilten. Das Geschäft wurde gleichsam neu eingerichtet und sollte hinfort in engeren Grenzen geführt werden. Zu diesem Zwecke war die gründlichste Inventuraufnahme nötig.

Da zeigte es sich denn, daß die Lager und Gewölbe in einem beispiellos liederlichen Zustande sich befanden.

Im Herbst des Jahres 1785 herrschte endlich wieder Ordnung im Geschäft, und das war gut; denn Vetter Kornteuer fing an, auch angesichts der Bücher zu ermatten.

In dieser Zeit ertappte Karl den Ausgeher beim Kaffeestehlen, meldete es der Prinzipalin

und mußte als Antwort hören: „Bekümmere dich um deine eigenen Sachen! Ich will mir durch dich nicht den letzten Diener, auf den mein Seliger geschworen hätte, aus dem Hause drängen lassen. Sei nur du immer hübsch ehrlich und gewöhne dir an, in allem die Wahrheit zu sagen."

Da befiel ihn eine müde, niedergeschlagene Stimmung. Selten durfte er nach Hause, und saß er unter den Seinen, fühlte er sich fremd unter ihnen. Dumpf lebte er von Tag zu Tag dahin; seine Seele glich einem Acker, der tot unter trübem Himmel ruht.

Das Jahr schied, ein neues zog herauf. Kälte und Eis in der Natur harmonierten mit der Totenstille seines Herzens. So ward es März. Sehnsucht und Hoffnung schienen in ihm begraben, wie die Pflanzen draußen unter der wachsenden Schneedecke.

An einem Sonntag ging er wieder nach Hause und traf bloß seinen Vater. Matt saß dieser in seinem Lehnstuhle, sah bald dem Schneetreiben zu, bald sah er zu seinem Jüngsten, der heute so still und wortlos war.

„Ja, Karl," hub er mit einem Male an, „das Schneewetter ist wie das Leben jetzt. Man möchte verzweifeln, wenn man nicht im Herzen den Glauben trüge. Um nichts sollst du dereinst, wenn du erwachsen bist, wenn du die Nichtigkeit des Lebens erkannt hast, unseren Herrgott bitten, nicht um Glück, nicht um Geld und Gut, bloß um einen leichten Tod."

Und als Karl eine Stunde später durch den Schnee stampfte, dachte er bei sich: Warum soll ich erst als Erwachsener um einen leichten Tod bitten? Mag er doch jetzt kommen! Mir ist mein Leben so viel wert wie die Flocke da auf meiner Hand. Mag es wie sie vergehen!

Diese Stimmung verließ ihn auch nicht am nächsten Morgen, als Frau Grasmann ihm mitteilte, sie wolle ihr Geschäft verkaufen, er solle sich nach einer anderen Lehrstelle umschauen. Es war ihm gleichgültig; er war weder traurig noch heiter. Ohne Freuden verrichtete er seine Arbeiten, und manchmal kam es ihm vor, als seien alle seine Kräfte, seine Gedanken gefesselt.

Eines Morgens öffnete er die Ladentür; da trat Adam Mortuus aus dem Schneetreiben zu ihm heran, blies ein paar Rauchwölkchen aus der Pfeife in das dumpfe, kalte Ladengewölbe und sagte:

„Swammerdam war ein gutes Schiff, durchschnitt die Wellen mit Messerschärfe; aber nun ist's auch gescheitert. Mitten in stiller Nacht hat der Ozean es in die Tiefe gezogen. Im Schlafe ist er gestorben, sanft, ohne Seufzen ..."

„Mein Vater?!" Karl packte den Alten laut schreiend am Arme.

„Der Herr Syndikus Christoph Biener. O Bub," flüsterte Mortuus und legte seine Hand auf den Scheitel des Schluchzenden, „jeder Mensch besteigt seinen Swammerdam, der ihn ins Gold- und Diamantenland fahren soll, und alle erleiden sie Schiffbruch. Alle! O könnten wir das Angstgeschrei aller der Schiffbrüchigen hören, uns zerspränge das Herz ..." Und nun rief er mit zornigen Augen: „Aber nein! Lachen sollten wir dieser Ordnung der Dinge! Lachen, lachen! Am heiligen Lachen der sehend gewordenen Menschheit muß schließlich auch die sogenannte Schöpfung Schiffbruch leiden. Lache, mein Junge, lache! Lachen besiegt den Tod!"

Karl hörte nicht auf das Reden des Alten; die Tränen rannen ihm über die Wangen, und schluchzend rief er immer von neuem:

„Mein Vater! mein Vater!"

---

4. Kapitel.

Am Sarge seines Vaters erwachte Karl Biener zu wirklichem Leben.

Da stand der Knabe vor dem Toten. Ringsum weinten und klagten Mutter und Geschwister. Trockenen Auges blickte er auf den Greis nieder, der nur sanft zu schlummern schien. Und nie wieder sollen diese Finger sich regen? fragte er sich. Nie wieder sollen seine Augen sich öffnen, seine Lippen sich bewegen? Tot, ewig mir entrissen soll er sein, der es so gut mit mir gemeint? Das ist unmöglich! Er lebt um uns; er geleitet hinfort unsere Wege.

In diesen Minuten erkannte Karl, daß er anderes glaubte, als was die Kirche lehrte. Aber sein Glaube war ihm lieber. Sein Glaube ließ ihm den Vater, sein Glaube beseelte ihn und trieb ihn an, hinfort so zu leben, daß der Tote sich seiner freuen konnte. Er fühlte, daß er in diesem Augenblick vor einem ewigen Geheimnis

stand; aber der Inhalt dieses Geheimnisses konnte kein schlimmer sein; wie vermöchte sonst auf dem Antlitz des Vaters solche Ruhe, solche Zufriedenheit zu sein? Der Tod hatte für ihn seine Schrecken verloren. Als Freund war dieser zu seinem Vater getreten, und er sollte den Teuren, der sich immer ein sanftes Scheiden gewünscht hatte, deshalb beklagen?

Diesen stillen, festen Glauben entrissen ihm auch seine Verwandten nicht, als sie ihn am selben Tage „herzlos, kalt, undankbar" schalten. Er schwieg und trug schweigend die Vorwürfe.

Und als er zwei Tage später am offenen Grabe stand, wuchs sein Glaube, und mit diesem wuchs die Freude am Leben. Während der Geistliche redete, während aller Augen sich trübten, sah er auf den feinen Sand hinab, der bald des Vaters Sarg decken sollte, und spann seine Gedanken weiter: Leben, ehrlich, rechtschaffen, fleißig leben; dann kommt der Tod, und dir wird das große Geheimnis offenbart.

Die Frühlingssonne durchbrach das Schneegewölk, neues Leben schien sich überall in der Natur zu regen, und auch in ihm erwachte die Sehnsucht nach neuem Leben. Und diese neue Sehnsucht war vor allem eine Sehnsucht nach dem Schönen und Erhebenden.

Jetzt hatte sein Leben ein Ziel. Nicht mehr die Sehnsucht nach Mutterliebe oder nach fernen Ländern, sondern die Sehnsucht nach vollem Bewußtsein und dadurch nach Veredelung der Lebensführung und des Lebensgenusses erfüllte ihn. Der Frühling war über Nacht gekommen auf den Fluren und in seiner Brust. Und mit der gesunden Selbstsucht gesunder Jugend gelobte er sich, diese Sehnsucht zu stillen.

Der Tod des Vaters führte in den ersten Tagen die Familienglieder enger zusammen, um sie bald desto weiter auseinanderzureißen. Frau Christine Susanne war streng wie zuvor; aber doch trug die Trauer um den Toten und, ihr selber vielleicht noch unbewußt, das Gefühl der Freiheit dazu bei, ihrer Strenge eine fast milde Färbung zu geben. Darüber war sie sich klar, daß sie ihre Kinder nicht liebte; aber da sie im Geiste des lutherischen Katechismus erzogen worden war, so wollte sie ihnen wenigstens ein christliches Mitgefühl nicht versagen und nicht aufhören, sie im strengen Bibelglauben zu erziehen.

Die Kinder waren über die sanfte Strenge ihrer Mutter glücklich, und Karl besonders sah mit warmen, dankbaren Augen zu ihr auf und fühlte nicht, daß er sich über ein Almosen freute.

Am Tage nach der Beerdigung wurde das Testament des Syndikus eröffnet, und Frau Christine Susanne bedurfte einiger Bibelsprüche, um damit ihren Unwillen niederzuwerfen, während ihre Kinder von dem, was sie hörten, fast freudig überrascht waren: Ihr Vater, der so armselig gelebt hatte, war ein reicher, nach ihren Begriffen sogar sehr reicher Mann gewesen, und Mutter mußte das Vermögen mit ihnen teilen. Aber noch ein anderer hatte Anteil: Adam Mortuus. Der Verstorbene hatte ausdrücklich verfügt, daß dem Alten für Lebzeiten das Stübchen im Erdgeschoß verbleiben und die Zinsen eines gewissen Kapitals zufallen sollten.

„Die Bestimmung fechten wir an, Frau Mutter!" rief Lorenz. „Es wäre noch schöner, wenn der alte Bettler uns die ganze Zeit auf der Tasche sitzen sollte."

„Es ist Vaters letzter Wille", sagte Karl. „Wir müssen ihn beachten."

„In Geldsachen hört die Freundschaft auf! Das Kapital, von dem der Alte leben soll, reicht aus, uns einmal die Errichtung eines Geschäftes zu ermöglichen."

„Auf dem Gelde ruht in diesem Falle kein Segen."

„Rede nicht so einfältig!"

„Ruhe!" gebot Frau Christine Susanne. „Noch ruht euer Vater keine vierundzwanzig Stunden unter der Erde, und ihr streitet schon. Schämt euch! Ihr habt gar kein Recht, über das Testament und die Hinterlassenschaft zu verfügen; das ist meine Sache. Und bildet euch nur nicht ein, daß ihr nach Vaters Tode tun dürft, was ihr wollt. Von mir hängt ihr ab, und ich werde euch scharf auf die Finger sehen."

Hinter dem Rücken der Mutter stritten die Söhne weiter und suchten auch Gottliebe in ihren Zwist hereinzuziehen. Diese aber sagte: „Was würde Vater von euch denken, wenn er euch hörte! Wie könnt ihr nur ein Wort für oder gegen das Testament sprechen! Ihr müßt es einfach annehmen, wie es ist, mit kindlicher Bescheidenheit."

„Dumme Gans", brummte Lorenz der

Schwester nach und fing von neuem mit Karl den Streit an.

Frau Christine Susanne aber beriet sich mit einem Advokaten, der keinen besonders guten Ruf genoß, über das Testament, und als er ihr entsprechende Winke gegeben hatte, wie sie vor der Welt als brave Witwe erscheinen, und doch im Genuß des Vermögens bleiben konnte, teilte sie die Hinterlassenschaft mit ihren Kindern, und diese erhielten einen Vormund in der Person ihres ältesten Bruders Fridolin Ressel, der Pfarrer in einem Nachbardorfe war. Da die Kinder in ihre Mutter und der Vormund in seine Schwester ein unbegrenztes Vertrauen setzten, so konnte es nicht fehlen, daß die Teilung in Anbetracht der Friedlichkeit ein Muster aller Teilungen war. Sie wurde nach gemeiner Stadt Gebrauch errichtet und von den Kindern bestätigt; mithin mußte sie auch richtig sein. Und da man sein Geld nicht besser aufgehoben glaubte, als beim Staat oder bei Monarchen, so wurde auch das Vermögen der Witwe und ihrer Kinder, obwohl über Nürnbergs Staatsverfassung schon ziemlich die Achsel gezuckt ward, daselbst angelegt. Weil nun der Vormund nicht in der Stadt wohnte, übrigens auch ein alter, schwächlicher Mann war, so überließ er Frau Christine Susanne die Verwaltung des gesamten Vermögens und gab nur, wo es unumgänglich nötig war, seinen Namen her. Frau Christine Susanne blieb daher nach wie vor unumschränkte Beherrscherin des ganzen Vermögens, nur mit dem Unterschiede, daß die Kinder nun auf ihre eigene Rechnung leben und daher natürlich dasjenige in Zukunft entbehren mußten, was sie über ihre Einnahmen verbrauchten. Adam Mortuus aber behielt sein Stübchen, genoß die ihm testierten Zinsen, und Frau Christine Susanne erwarb in der Stadt zu ihrem Rufe einer guten Mutter auch den Ruhm einer edlen, uneigennützigen Wohltäterin.

Seit der Testamentseröffnung stieg Karl Biener in der Gunst der Frau Grasmann. Sie gehörte zu jenen Menschen, die nicht den Menschen, sondern den Inhalt seines Geldbeutels zum Maßstabe der Wertschätzung machen. Nun besaß Karl ein Vermögen, erbte nach seiner Mutter Tode noch ein hübsches Sümmchen; also verdiente er Beachtung. Da er trotz eifrigen Suchens noch keinen anderen Lehrherrn auffinden konnte, beließ sie ihn in seiner Stellung, und hier war er Lehrling, Kommis, Chef in einer Person und vergrößerte durch die täglichen Geschäfte immer mehr seine Kenntnisse. Frau Grasmann freute sich seines Eifers, zumal ihre rechte Hand, Vetter Kornteuer, eines Morgens seine Sprache vollständig verloren hatte und hilflos wie ein Kalb blökend zu ihr ins Zimmer getreten war.

In jenem Frühling fing Karl Biener an, die französische und italienische Sprache zu erlernen und machte in beiden bald Fortschritte. Zu gleicher Zeit erhielt er auch größere Freiheit und konnte mit Altersgenossen verkehren. Einige Wochen hindurch behagte ihm das Wirtshausleben außerordentlich; dann aber beschlich ihn die Ernüchterung, und er mied jene Gesellschaften, in denen nur dem Sauf- und Spielteufel geopfert wurde. Die Sehnsucht nach dem Schönen erwachte wieder, und zum erstenmal in seinem Leben las er Bücher nichtreligiösen Inhalts und erkannte, daß es eine Kunst gab, die den Menschen erhebt: die Poesie. Aus der Leihbibliothek holte er sich eifrig Bücher, und erschienen ihm auch oft Sprache und Inhalt abgeschmackt, so verschlang er sie doch.

Seinen Bemühungen gelang es endlich, bei Weiskopf & Anding am Burgberg eine neue Stelle zu finden. Am 1. Februar 1787 wurde er als Kostgänger auf vier Jahre gegen eine jährliche Bezahlung von 125 Gulden angenommen. Er hatte neben einem Kaufmannsdiener und einigen Lehrlingen das Ladengeschäft zu besorgen, nur mit dem Unterschied, daß er das Geld bezahlen mußte, welches der Kommis Simmerlein als Salarium bekam.

Nun hatte er drei Prinzipale, deren ältester, Herr Jakob Hammersbacher, der Schwiegervater der beiden anderen Anding & Weiskopf war. Jakob Hammersbacher hatte eine bedeutende Manufaktur-Handlung begründet, besaß aber trotz seines Alters eine solche Rüstigkeit, daß er daneben noch andere Geschäfte betrieb, z. B. eine Bierbrauerei leitete, mit Hopfenhandel sich befaßte und Geld auf Zinsen auslieh. Er war ein wohlgenährter, würdiger Herr, sprach immer mit gedämpfter Stimme und hatte als Pietist Gelegenheit in Hülle und Fülle, seine Bibelkenntnis an den Mann zu bringen.

Herr Wilhelm Weiskopf und Frau waren

wegen ihres guten Charakters bei den Domestiken sehr beliebt, was man von Herrn Aegydius Anding nicht behaupten konnte. Anding war erst vor kurzem vom „Messieur" zum „Herrn" emporgestiegen, war darum noch äußerst stolz und herrschsüchtig, und die Handwerksleute stimmten manches Klagelied über ihn an. Seine Gattin war sehr schön und noch sehr jung und ging vollständig auf in der Anbetung ihres Gemahls.

Karl Biener erhielt nun in monatlichem Wechsel bei je einem der beiden jüngeren Kompagnons Wohnung und Kost und hatte manchen Strauß auszukämpfen, bis sie ihm die Behandlung zuteil werden ließen, die er wünschte. Nur zu bald erkannte er, daß seine Prinzipale und deren Frauen allerlei Wäschereien zu viel Gehör schenkten und noch in dem altfränkischen Wahne befangen waren, daß ihre Untergebenen keine Ursache hätten, munter und fröhlich zu sein.

Da aber in ihm die Freude am Leben erwacht war, und er von der Ansicht ausging, tue ich mein Pflicht, so kann mir niemand etwas sagen, so bekümmerte er sich nicht im geringsten um diese Schwächen seiner Prinzipale, sondern folgte rücksichtslos seinen Neigungen. In seiner Brust barg er den köstlichen Schatz, Sehnsucht nach dem Schönen, und aus seinen Augen leuchtete das Feuer froher, hoffnungsvoller Jugend. Er wollte allen Menschen Gutes tun, gegen jedermann freundlich sein, und als echter Franke unterdrückte er auch nicht den Hang zum Scherze. Aus diesem Grunde schäkerte er öfters auf der Stiege mit den Mägden und hatte seine Freude daran, wenn sie über seine Späße lachten oder ihm mit gleicher Münze heimzahlten. Anders aber dachte Herr Aegydius Anding. Mit strengen Worten stellte er einige Male Karl zur Rede und als dieser die Unterhaltung mit den Mägden gleichwohl fortsetzte, teilte er Frau Christine Susanne die Sünden ihres Sohnes mit.

Seine Mutter aber war entsetzt über die sündhaften Neigungen ihres Sohnes, und sie beschloß, bei ihren Kindern mit aller Strenge das Interesse am anderen Geschlecht als eine Todsünde auszurotten. Und damit fing sie an zur selben Zeit, als in ihr die Sehnsucht nach einer zweiten, glücklicheren Ehe keimte.

Und so begann Frau Christine Susanne Umschau unter den heiratswürdigen Männern, insonderheit unter den Witwern zu halten. Kaufleute und Handwerker kamen für sie nicht in Betracht; die Witwer aus dem Beamtenstande waren alle jünger als sie. Also blieb nur ein einziger übrig, dem ihr Herz entgegenschlug, obgleich sie ihn noch nie gesehen hatte. Aber er war ein Geistlicher, und an seiner Seite glaubte sie sich am besten für den Himmel vorbereiten zu können. Und da sie immer ein tatkräftiges Weib gewesen, begab sie sich am nächsten Sonntag in die Kirche der Vorstadt Wöhrd, um der Predigt des Herrn Theodor Dörrbaum zu lauschen und Gottes Segen auf ihr Vorhaben herabzuflehen.

Ihre Kinder ahnten nichts von den Plänen und Wünschen der Frau Mutter; nur Adam Mortuus sprach in letzter Zeit auffallend häufig von der Vorstadt Wöhrd und brachte dadurch bei Tisch die würdige Witwe in gelinde Aufregung. Namentlich wenn er sagte: „Kennt Ihr eigentlich den Garten des Pfarrers Dörrbaum in Wöhrd? Prächtig! bis an die Pegnitz reicht er. Aber verwahrlost, heillos verwahrlost? Nun, der Pfarrer will ja nächstens heiraten, eine Blutjunge, hat man mir erzählt." Und nun erörterte er dies Kapitel, bis Frau Christine Susanne ärgerlich wurde und ihm zu schweigen gebot.

Um jene Zeit, auf den Feldern neigten sich die schweren Halme und beengende Hitze lag auf der Stadt, fing Karl trotz des Verbotes seiner Mutter das Reiten und Flötenblasen an und ward wegen des letzteren in den schwülen Nächten der Schrecken seiner Nachbarschaft. Aber dies bekümmerte ihn nicht; die Töne, die er seinem Instrument entlockte, wandelten ihm die mondbestrahlten Ziegeldächer und Schornsteine in eine götliche Landschaft und erhoben seine Seele. Und was die Musik nicht vermochte, das gelang der Dichtkunst. Durch Zufall war er in den Besitz der ersten Vossischen Odysseeübersetzung, die 1781 zu Hamburg erschienen war, gelangt und badete seine Seele in den kristallklaren Fluten hellenischer Poesie. Sie läuterte aber auch seinen Geschmack, und er berührte lange Zeit keines jener Modebücher, die damals in aller Hände waren. Hatte er tagsüber schwer gearbeitet, so flüchtete er sich abends ins Reich der Töne oder zu dem blinden Sänger und freute sich des köstlichen Schatzes, den er im Herzen trug. Und dann konnte er stundenlang am Fenster stehen und zu dem Sternenozean empor-

blicken oder die lichten Nachtwolken bewundern und ein Drang, Großes, Übermenschliches zu schaffen, erwachte in ihm in diesen schwülen Sommernächten . . . . .

Daneben aber pflegte er auch die Freundschaft und erlebte bei seiner feurigen, leicht zufahrenden Natur manche Enttäuschung. Anton Stein kreuzte wieder seinen Weg; sie tauschten wie Wanderer, die sich begegneten, Grüße aus, bevor jeder seine Bahn weiterging. Karl sah in Anton Stein den hochmütigen Großhändlerssohn, dem die harte, schwere Lehrlingszeit erspart geblieben, und Anton Stein betrachtete ihn noch immer als den armen Jungen, der ihn höchstens zum Lachen reizen konnte. Sie hatten keine Ursache, sich übereinander zu verwundern, einander zu bewundern und so die Freundschaft auf festerer Grundlage zu erneuern. Karl Biener wählte seine Freunde unter seinen Altersgenossen mit denselben leuchtenden, hoffnungsvollen Augen, mit denen ein Kind am Flußufer Kiesel und seltsam geformte Steine sammelt und dabei Kostbarkeiten aufzuheben wähnt.

So hatte er sich einem buckligen Menschen von 20 Jahren angeschlossen, der mit seiner Mutter und drei erwachsenen Schwestern in der Nähe des Laufertores eine kleine Spezereihandlung betrieb. Er schwor auf seinen Freund Emanuel Sichelstiel ganz besonders deshalb, weil dieser gleich ihm seine absonderlichen Neigungen hatte und zum Beispiel ein Zimmer seiner Wohnung in ein Raritätenkabinett umgewandelt hatte, wo neben gewaltigen Ritterschwertern und Humpen wertvolle Meßbücher und Ölbilder zu sehen waren.

Viele Stunden verbrachten hier die beiden Freunde, und wenn Karl in der Nacht heimschritt, gedachte er bisweilen jener Jugendsehnsucht nach Mutterliebe und sagte zu sich: „Der Mensch wünscht sich einen Ozean der Freuden; doch ist er klug, begnügt er sich mit der ewig frisch sprudelnden Quelle der Freundschaft."

Gegen Ende des Monats September, am nämlichen Tage hatte Frau Christine Susanne zum ersten Male das Haus des Pfarrers Theodor Dörrbaum betreten, um ihn kennen zu lernen, oder, wie sie ihm sagte, um ihm eine Gabe für eine unglückliche Familie zu überbringen, saßen die beiden Freunde beisammen und Emanuel Sichelstiel las aus dem „Friedens- und Kriegs-Kurier" folgendes vor:

„Nachricht.

Blanchard, der kühnste und glücklichste aller Aeronauten, der Einzige, der die große und unsterbliche Unternehmung gewagt hat, aus Frankreich über das Meer nach England in der Luft zu schiffen, hat auf seiner vor einigen Tagen erfolgten Durchreise von Straßburg, wo er die 26. glückliche Luftschiffahrt vollendete, sich gegen einige seiner Freunde bereit erklärt, auch hier eine Luftschiffahrt zu unternehmen.

Der Unterzeichnete aber hat, mit Bewilligung hoher Obrigkeit, unternommen, den Herrn Blanchard durch Eröffnung einer Subskription gegen die bekanntlich beträchtlichen Kosten zu decken. Folgendes sind die Bedingungen der Subskription, die man dem Publikum hiermit bekannt zu machen die Ehre hat:

1. Die Füllung des Ballons und die Auffahrt (ohne welche man nach Herrn Blanchards Versicherung nichts gesehen hat) wird an einem allenthalben wohl verwahrten Orte geschehen.

2. Der Subskriptionspreis des ersten Platzes ist ein Karolin oder elf Gulden Reichstaler. Des zweiten zwei Laubtaler. Des dritten Platzes ein Laubtaler usw. usw.

3. Die Auffahrt des Herrn Blanchard wird in der Mitte des Oktobers zuverlässig geschehen. Der bestimmte Tag wird 10 bis 14 Tage vorher in allen öffentlichen Blättern bekannt gegeben werden.

Nürnberg, den 17. September 1787.

Joh. Wilh. Roth, Gastgeber zum roten Roß."

Die Aufregung über den Inhalt dieser Nachricht war in dem Raritätenstübchen nicht geringer als in jedem Hause des Nürnberger Burgfriedens, und in Karl Biener tauchte schattenhaft die Erinnerung an jenen Abend auf, als Adam Mortuus von dem ersten Luftballon gesprochen hatte; ohne zu ahnen, daß seine Gedanken auf den alten Hausgenossen zurückgingen, sagte er rasch: „Ja, wir Menschen müssen die uns von der Natur gesetzten Schranken durchbrechen und Mittel ersinnen, jeden Raum zu durcheilen."

„Geschieht auch!" rief Emanuel. „Geschieht auch!" Und hastig suchte er unter den älteren Nummern des „Friedens- und Kriegs-

Kuriers". „Da sieh! „Straßburg, vom 10. Mai 1787. Zwei hiesige Bürger haben ein mechanisches zweisitziges Kabriolet erfunden, das ohne Pferde läuft. Es hat die nämliche Bauart, wie andere solche Gefährte, mit dem Unterschied jedoch, daß es vornen in der Mitte ein kleines Rad hat, dessen Regierung dem Gefährte die nötige Richtung und Lenkung gibt. Zwei, einen Finger breite, einem Leitseile gleiche Eisen, welche der Führer mit fast unmerklicher Bewegung der Hand dreht, lenken das kleine Rad, und mittelst derselben kann man mit der genauesten Schnelligkeit umwenden, ausweichen, rückwärts fahren, und welches mit Pferden unmöglich ist, auf dem Zentralpunkt das Gefährt umdrehen, ohne von dem Platze zu rücken. Die Art, wie dieses Gefährt in Lauf gesetzt wird, ist natürlicherweise ein Geheimnis; so viel kann man aber merken, daß es durch Treten mit den Füßen geschieht. Die beiden Erfinder, denen dies Meisterstück der Mechanik alle Ehre macht, haben in Gegenwart der Vornehmsten dieser Stadt und erfahrener Kenner mehrere Versuche mit ihrem alleinlaufenden Kabriolet angestellt, und alles Lob erhalten, das ihr Genie und Fleiß verdient; sie sind auf ein eine Stunde von hier entlegenes Dorf gefahren und haben den Weg in einer Viertelstunde zurückgelegt. Sie können ihrem kunstreichen Gefährt den ihnen beliebigen Grad von Schnelligkeit geben, auch damit fahrbare Anhöhen und holperige Wege befahren."

In jenen Herbsttagen hätte man glauben können, Nürnberg sei bloß deswegen entstanden, um Blanchard zu bewundern; denn Blanchard, Blanchard, dies Wort erklang so regelmäßig in jedem Gespräch wie das Ticktacken einer Uhr. Blanchard war auch schuld, daß kein Mensch die Wege des Pfarrherrn Theodor Dörrbaum verfolgte. In diesem stattlichen, wohlgenährten Witwer mit dem Doppelkinn und dem würdigen Antlitz war ebenfalls die Sehnsucht nach einer zweiten Ehe erwacht, und so betrachtete er das Erscheinen der verwitweten Frau Syndikus als ein Zeichen von oben, erkundigte sich unauffällig über ihre Vermögensverhältnisse, und als er sie als vorzüglich rühmen hörte, erwachte mit einem Male auch noch die Liebe in ihm. Und also schritt er denn öfters in der Woche würdig durch Nürnbergs Gassen und betrat, weil der Blanchard-Taumel alle geblendet hatte, von niemanden außer von Adam Mortuus beobachtet, das Haus der Witwe, um sie bei einigen Tassen Kaffee in ihrem Leide zu trösten.

Am 18. Oktober teilte Herr Johann Wilhelm Roth, Gastgeber zum roten Roß, dem Publikum mit, Herr Blanchard sei in Nürnberg angekommen und werde am Montag, den 5. November seine 28. Luftreise unternehmen. Er schloß seine Anzeige mit den Worten: „Auch werden fremde Herren Liebhaber benachrichtigt, daß für die Unterhaltung während ihrer Anwesenheit durch abwechselnde Vergnügen, Schauspieler, Konzerte und Redouten, gesorgt werden solle." Und der Feuerwerker Endres machte dicht darunter bekannt, daß er bei dieser Gelegenheit ein großes Feuerwerk abbrennen werde.

Seit dem 22. Oktober strömten die Nürnberger von morgens 8 Uhr an, trotz Wind und Regen auf den Judenbühl, um den Ballon des Herrn Blanchard zu begucken. Da aber das Wetter immer schlechter wurde, so verschob Herr Blanchard seine Luftreise auf Montag, den 12. November, während Herr Endres ohne Rücksicht auf den Aeronauten sein Feuerwerk abbrannte.

Eine Hohe Obrigkeit gab die zur Erhaltung der Ordnung und Sicherheit „erforderlichen öffentlichen Polizei-Anstalten" durch den Druck bekannt. Die Schneidersche Buchhandlung empfahl für den Preis von 18 Kreuzern: „Blanchard, Bürger von Calais. Eine Skizze von dem Leben, Luftreisen und Charakter dieses Mannes, nebst dessen Porträt und Luftballon in Kupfer gestochen." Und Johann Wilhelm Roth erließ eine weitere Ankündigung, worin er u. a. die Errichtung eines vierten Platzes à 24 Kreuzer mitteilte und ingleichen bittet, keine Besorgnis wegen Gedränges innerhalb des Platzes zu hegen, und in dem Augenblick der Auffahrt sich ruhig zu verhalten, indem die äußerste Vorsicht gebraucht und die kräftigste Vorsorge angewendet wird, damit jedermann, auf welchem Platze er auch sei, den weiteren Flug des Herrn Blanchard bequem und ohne einige Gefahr beobachten könne."

Um jene Zeit erhielt die Familie Weiskopf Zuwachs, und als Karl an einem Sonntag nachmittag dies seiner Mutter erzählte, sagte sie: „Da mußt du der Madame Prinzipalin ein Präsent überreichen lassen. Für 10 Gulden er-

hält man schon etwas sehr Schönes und für dich ist es nur nützlich, wenn du dich dadurch bei deinem Chef beliebt machst. Hier hast du Papier und Feder, gib mir deine schriftliche Einwilligung dazu, daß ich von deinem Vermögen zehn Gulden zu dem Zwecke erhebe."

Karl war über diese mütterliche Fürsorge entzückt, fertigte den Schein aus, bedankte sich bei seiner Mutter, die das Geschenk kaufen und Frau Weiskopf bringen wollte, und wartete nun Tag für Tag auf den Dank seines Prinzipals. Aber er wartete umsonst und erkannte bald, daß seine Frau Mutter mit seinem Gelde Geschenke machte und den Dank der Beschenkten für sich in Anspruch nahm. So erging es ihm, um das gleich hier zu sagen, an Neujahr, wenn er seine Einwilligung zu Geschenken für Pfarrer, Doktor usw. geben mußte, und keiner der Beschenkten ihn hernach eines Wortes würdigte.

Doch beunruhigte ihn damals im November die Erkenntnis dieses mütterlichen Doppelspiels nur wenig; denn ihn erfüllten Freundschaft, Flötenspiel, Odyssee und Blanchard."

Der 12. November 1787, ein Montag, ward von den Nürnbergern als Feiertag betrachtet. Es war ein kühler Morgen, leichtes Gewölk bedeckte den Himmel; da wanderten Emanuel Sichelstiel und Karl Biener durchs Laufertor dem Judenbühle zu. So weit sie blicken konnten, sahen sie festlich gekleidete Menschen demselben Ziele zustreben. Wie Riesenpilze schwankten die großen, bunten, im Nacken sitzenden Damenhüte vor ihnen und um sie, und würdig schritten die Männer, den Dreispitz auf dem Kopf, den geraden Stock in der Hand dahin. Zöpfe und Perücken tauchten vor ihnen auf. Mit klingendem Spiel marschierte die Bürgerwehr aus. Schmuck sahen sie aus in ihren roten Röcken und Hosen, weißen Schärpen und weißen Strümpfen und mit ihren dreieckigen, mit silbernen Tressen besetzten Hüten. Vornehme Herren und Damen fuhren in Wagen oder ließen sich in Sänften tragen. Ein Strom der Fröhlichkeit ergoß sich zwischen den Gärten dem Judenbühle zu, wo im Mittelalter viele Juden wegen angeblicher Brunnenvergiftung den Tod auf dem Scheiterhaufen gefunden hatten.

Kahl ragten die alten Lindenbäume über dem Menschengewühl auf, und nur die Musik, die aus der Ferne ertönte, und die Erwartung des bevorstehenden Aufstiegs vermochten aus den Herzen das herbstliche Gefühl zu verscheuchen.

Langsam drängten sich die beiden Freunde durch die lachende, schreiende Menge dem mit Brettern abgeschlossenen Platze zu, in dessen Mitte ein oben offenes, 40 Schuh hohes Bretterhaus sich erhob, wo der Ballon verwahrt wurde. Schon waren fast alle Plätze besetzt, und draußen vor dem Bretterzaune standen Tausende, die ohne Geldausgabe die Luftreise sehen wollten.

Drei gewaltige Böllerschüsse erregten das ängstliche Aufkreischen der Frauen, und Emanuel Sichelstiel sagte, auf seine Uhr schauend: „Aha, es ist neun Uhr. Nun wird der Ballon gefüllt." Alle starrten zu dem Bretterhause, ohne etwas von dem zu sehen, was in seinem Innern vorging. Eine Musikkapelle begann zu spielen. In den Pausen ward lebhaft geplaudert, gelacht, gestritten; Händler mit Bier, Brot und Würsten liefen durch die Reihen; und droben am Himmel verzogen sich die Wolken, und warm strahlte die Sonne auf das vielköpfige Volk nieder.

Karl war in seltsamer Erregung. Sollte das, was er bald schauen würde, nicht für ihn und seine Landsleute den Anbruch einer neuen Zeit bedeuten? Entwickeln sich nicht alle Erfindungen langsam? Und konnte nicht in einigen Jahrhunderten Menschen mit Hilfe eines Luftballons empor zu den Sternen sich erheben? Es erwachte in ihm der sehnsüchtige Wunsch, alle hundert Jahre leben zu dürfen, um die weiteren Fortschritte der Menschen zu sehen.

„Jetzt ist's schon 11 Uhr!" sagte Sichelstiel ungeduldig, und krachend ertönten die Böller, die Musiker spielten einen rauschenden Tusch, und alle Leute blickten zum Rande des Bretterhauses empor. Da schoß ein dunkles Ungetüm machtvoll auf. Tausendstimmiges Jubelgeschrei übertönte Musik und Böllerschüsse, und lächelnd schwenkte Blanchard zwei Fähnchen zum Salut. Immer höher stieg der Ballon, und so lange und andächtig wie damals hatte noch nie einer der vielen, vielen Nürnberger mit zurückgebogenem Haupte zum Himmel emporgestarrt. Entzückt rief ein Reimschmied:

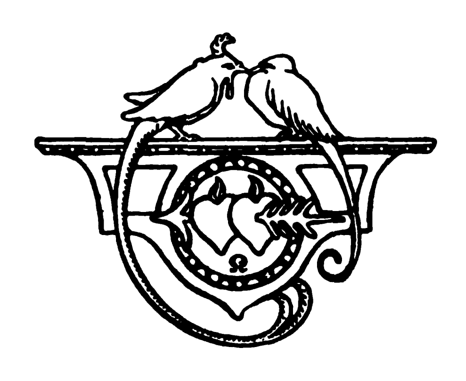
„Es lebe Blanchard hoch,
Der durch die Lüfte streicht
Und durch die höchste Kunst
Zum Thron des Nachruhms steigt!"

und Herr Paul Jonathan Felsecker zog bedächtig eine Schreibtafel, den Vers für seinen „Friedens- und Kriegs-Kurier" zu notieren. Rascher machte die Bezeichnung „Windadmiral" für den Aeronauten Blanchard die Runde. Der aber legte, als er hoch genug gestiegen war, die beiden Fahnen beiseite und ließ mit seinem künstlichen Fallschirm einen kleinen Hund herab, der langsam und unversehrt zur Erde niedersank und beinahe mit demselben Jubel begrüßt wurde, wie vor kurzem Blanchard. Nordwärts flog der Ballon, und während der größere Teil der Zuschauer begeistert heimeilte, der kleinere noch auf den Judenbühl verharrte, suchte der „Windadmiral" nach einer Gelegenheit zur Landung und vollzog solche auf der Ebene zwischen Vordorf und Gründlach. „Hier genoß er das unerwartete Glück mit Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht von Ansbach-Bayreuth sprechen zu dürfen. Die herbeieilenden Bauern ließen ihn nicht aus seiner Gondel steigen, sondern trugen ihn nebst dem Ballon mit vielem Jubel wieder an den Ort seiner Auffahrt, auf den Judenbühl, allwo er sich endlich mit einiger Beihilfe wieder in den 40 Schuh hohen bretternen Umfang von oben hinein begab. Dieser Anblick begeisterte das Volk so sehr, daß sie sich nicht entsagen konnten, die Pferde von seinem Wagen abzuspannen und ihn selbst in sein Quartier zu ziehen." Bei diesem Geschäft halfen Emanuel Sichelstiel und Karl Biener fleißig mit; und als der Aeronaut im Roten Roß verschwunden war, sahen sich die beiden glückselig, wie im Traum an; ihnen war, als hätten sie den Stundenschlag einer neuen Zeit vernommen, als seien sie selbst mit aufgestiegen in den reinen Aether. Es verletzte sie daher das Gespräch einiger bedächtiger Bürger, die neben ihnen standen und, statt Blanchard zu bewundern, die weisen Anstalten und Verordnungen ihrer hohen und gnädigen Obrigkeit priesen, durch welche jeder Schaden verhindert worden sei.

Emanuel Sichelstiel zog Karl Biener beiseite und sagte: „Heute abend findet zu Ehren Blanchards Schauspiel und Redoute statt. Wir gehen zu keinem dieser Vergnügen. Ich führe dich anderswohin. Seit heute weiß ich, daß ich in Wahrheit in dir einen Freund besitze; darum will ich auch kein Geheimnis vor dir haben. Ich liebe ein Mädchen . . ." Seine Augen flammten bei diesen Worten fast zornig auf. „Sie ist Zimmermädchen bei einer Herrschaft in St. Johannis. Niemand weiß davon; aber dir will ich's verraten."

Karl war nun 17 Jahre alt, und noch hatte er niemals daran gedacht, daß er ein Mädchen lieben könne; er scherzte gerne mit den weiblichen Personen, aber gerade so gerne unterhielt er sich mit Männern und Altersgenossen. Da er glaubte, durch seine Begleitung dem Freunde einen Gefallen zu erweisen, so sagte er zu und konnte dies um so leichter tun, weil alles darauf deutete, daß der größte Teil der Stadtbewohner bis tief in die Nacht hinein zu Ehren Blanchards auf Schlaf verzichten würde.

(Fortsetzung folgt.)



Amsel im Schnee.

Erzählung
von
Georg Mengs
(Gertrud Büstorff).

---

2. Fortsetzung.

Während Evchen immer höher hinaufkletterte, immer emsiger pflückte, saß Hans-Kurt allein neben dem rauschenden Brünnchen.

Wie lebensvoll war die Stille hier oben!

Die Heimchen zirpten; von fern hörte man den Specht klopfen und die wilden Tauben gurren. Manchmal glitt eine Eidechse unter einem Stein hervor, um wieder blitzschnell zu verschwinden. Eine Blindschleiche schlängelte sich über den Weg; grüngoldene, elegante Käfer eilten an ihr vorüber, als warte ihrer ein köstlich Fest.

Die Ameisen schafften und liefen untereinander, als gälte es, vor Sonnenuntergang noch Tausende zu verdienen. Dicke Hummeln summten schwerfällig, höchst wählerisch, von einer Blume zur andern, Schmetterlinge machten sich's leichter, naschten von jeder, und ließen die ihnen nicht behagte schleunigst im Stich. Hoch oben schossen Schwalben durch die blaue Luft, und viel höher als alle andern, kreisten zwei Falken unter dem tiefblauen Himmel.

Der Knabe beachtete nichts; er fühlte ein dumpfes, lähmendes Weh, das ihm alle Lust und Freude nahm; niemanden hätte er sagen können, wo es ihn drücke; es saß in Leib und Seele und war nicht zu beschreiben; und darum auch fühlte er sich so verlassen.

Wie einfältig, daß er zu Evchen gelaufen war! Als ob die ihm helfen könnte!

Die verstand ihn ja doch nicht, sie war eben noch zu klein und zu dumm.

Aber wie konnte sie ihn verstehen, wenn er nicht redete?

Erst als Evchen ihr Körbchen ganz gefüllt hatte, schaute sie auf; es war um Sonnenuntergang. Über den Vogesen strahlte der Himmel wie Gold; ein wunderbar goldgelber, sonnendurchleuchteter Schein lag auf der Ebene, und auch der Strom, der junge Rhein, glänzte nicht mehr wie Silber, sondern wie flüssiges Gold. Das Kind atmete tief auf und schaute mit großen, verwunderten Augen auf diese Pracht, bis es sich endlich suchend nach Hans-Kurt umsah.

Erst tanzten schwarze Flecken vor ihren Augen, weil sie zu lange in die Sonne geschaut, dann sah sie, daß Hans-Kurt in sich zusammengesunken dasaß, als hielte er das Antlitz in den Händen geborgen und weinte.

Das schien ihr ganz unfaßlich, dazu dünkte er sie zu stark und zu mutig. Langsam, viel mehr auf den Knaben, als auf den Weg blickend, begann sie hinabzusteigen. Sie war schon dicht hinter ihm. Warum wandte er sich nicht um?

„Hans-Kurt, du weinst ja doch, bitte, sag' mir, warum."

Er ließ die Hände herabgleiten und sprang empor.

„Ich weiß nicht, seit deiner Mutter Tod ist alles anders. Die Mutter scheint nicht mehr so lustig wie sonst, und ich — ich hab' schon zum zweitenmal geheult."

„Hans-Kurt — weinst du um den Mann mit den Schimmeln?"

Er zögerte.

„Ja, es ist zu dumm, denn ich weiß ja gar nicht, ob die Mutter mit ihm gefahren ist, so rasch bin ich fort."

„Dann", sie faßte ihn an der Hand, „laß uns rasch hinunter, und wir wollen sehen, wo dein Mutterlieb ist."

„Nein, noch nicht, sie sollen meine roten Augen nicht sehen, und der, wenn er noch da ist, am allerwenigsten. Laß uns noch sehen, wie die Sonne untergeht."

Hans-Kurts Mutter war aber doch mit den vier Schimmeln gefahren.

Zögernd hatte sie die Einladung angenommen, obwohl sie schon als ganz junges Komteß-

chen für ihr Leben gern mit Vieren gefahren war. Ihr Mann hatte es weniger geliebt; aber ihr zu Gefallen und bei besonderen Gelegenheiten hatte so manchesmal ein Viererzug vor dem Schloß gehalten, — nie mehr seit seinem Tode.

Und einsilbig hatte sie die Fahrt begonnen; überall in Schloß und Park hatte sie Hans-Kurt suchen lassen. Der hatte mitfahren sollen; kurz vorher war er noch gesehen worden; jetzt schien er spurlos verschwunden.

War er absichtlich davongelaufen? Quälte ihn noch immer wie an jenem Abend diese sinnlose, törichte Eifersucht?

Eine Weile gab sie sich diesen Gedanken hin, dann gewann die Lust an der Fahrt durch das schöne, sommerliche Land mit den feurigen Tieren, die gar trefflich von dem Grafen gelenkt wurden, Macht über sie; aber sie blieb einsilbig wie er auch, denn noch war seine Stunde nicht gekommen, und er wußte es wohl: zwecklose Worte, die ebenso ungesprochen bleiben können, zerreißen, vernichten nur Zauber und Stimmung. Wenn manches ahnte, welch eine Kraft in solchen Momenten im Schweigen ruht!

Am Fuß eines Hügels, auf dem eine uralte Ruine stand, hielt er die Rosse an. Und ob die Stätte der Gräfin wohlbekannt war, sie war dennoch ein wenig erstaunt, sich hier wiederzufinden.

Hatte sie nicht zuletzt noch auf dem starken, weißen Rücken eines Märchenvogels geruht? Im wohligsten Gefühl war sie mit ihm durch die Lüfte gesegelt, hatte Ebene, Berg und Strom wie zwischen Wachen und Träumen im silberigen Duft geschaut.

Nur die Sehnsucht schafft solch feine Märchengewebe und grad die, so noch kein bestimmtes Ziel und damit auch keine Grenzen kennt.

Jetzt stand die schöne, blonde Frau mit ihren Füßen wieder auf dem Boden, und auf dem Boden hockte die Wirklichkeit. Oft war sie mit Hans-Kurt hier oben gewesen, am liebsten im Frühjahr, wenn auf den höchsten Flächen der fernliegenden Vogesen noch einzelne Schneefelder in der Sonne glänzten, wenn auf dem steil abfallenden Hügel die dunkellilae Iris blühte, später der goldgelbe Ginster. Jetzt waren Iris und Ginster verblüht; aber wie sie den schmalen, verwilderten Pfad zur Ruine hinanstiegen, trug ihnen der Wind den süßen und doch herben Duft wohlriechenden Rosenlaubes entgegen. In allen Ecken des alten Gemäuers grünten diese Büsche, und Hans-Kurt vor allen liebte diesen Duft.

An einer Maueröffnung, hoch und breit wie ein Bogenfenster, blieben sie stehen, schauten wie im Rahmen die Landschaft. Am Fuße des Hügels, nur durch die Fahrstraße getrennt, floß der Strom. Wie breit und stark er war, lichtgrün, und die Sonnenlichter tanzten darauf wie blitzende Funken; es war eine Lust. Aber schon nach wenigen Minuten fühlte die Gräfin, daß ihr Begleiter nur sie sah, und daß seine Blicke unablässig auf ihrem Antlitz ruhten.

Und weil sie diesen Blicken Einhalt tun wollte, so wandte sie den Kopf, um einige Worte über die Schönheit ihrer Heimat zu sagen, die nicht seine Heimat war, denn er entstammte einem österreichischen Adelsgeschlecht, das entfernt dem ihres Mannes verwandt war. Wie sie aber anfangen wollte zu sprechen, so hatte sie mit einemmal vergessen, was sie sagen wollte, und dafür hob er zu reden an, wie er nur nach Afrika gegangen sei, um ihrer zu vergessen, und nur zurückgekehrt wäre, weil er sie nicht vergessen konnte. Ja, längst hätte er sie nochmals auf ihrem Schloß besucht, wüßte er nicht, daß er da droben doch nur geduldet und ungern gesehen wäre.

Jetzt hatte sich die Gräfin gefaßt und wehrte ihn lachend und übermütig ab: er sollte sich nicht um sie alte Frau bekümmern, die schon einen großen Sohn hätte, ob er nicht wüßte, daß er jünger sei als sie. Nicht einmal denken sollte er solche Torheiten, geschweige denn reden.

Sie konnte wohl prahlen mit ihrem „Alter", sie war liebreizender denn je, die schöne, blonde Gräfin. Noch glänzten ihre Haare wie Gold, noch leucheten Lippen und Augen. Noch war sie jung und kraftvoll genug, eines jungen Mannes Weib zu werden. Es galt nur, den „Rechten" zu finden. War dies der „Rechte"? Daran dachte sie jetzt nicht, und er hütete sich, auch nur ein Sterbenswort davon zu reden.

Aber köstlich war es, ihre Schönheit jetzt so fein und feurig zugleich rühmen und preisen zu hören, diese Schönheit, deren Wert sie nicht mehr geachtet hatte, weil sie nur noch als Mutter und Tochter, nie mehr als Gattin und Geliebte hatte leben wollen. Sie mußte sich fast Gewalt antun,

um ihn zu unterbrechen und ihn zu bitten, er solle solche Reden nie mehr führen.

Und wie sie im Sprechen zu ihm aufsah und ihre Blicke sich trafen, ward sie purpurrot, als hätten seine Lippen sie schon geküßt. Da lächelte er, drückte einen langen Kuß auf ihre Hand, bat um Vergebung, wenn er zu kühn gewesen, und gelobte, fortan „vernünftig" zu sein; aber er dachte nicht daran, dies Versprechen zu halten, denn er fühlte es wohl: die Schale senkte sich schon zu seinen Gunsten. Und wenn er vorhin ihr einsam Leben getadelt, jetzt lobte er diese Einsamkeit bei sich: die Totenstille des Winters — ihr Sohn war fort — würde besser für ihn werben, als ein Leben mit rauschenden Festen.

Da die Gräfin gehen wollte, so bat er sie, noch ein wenig zu bleiben, dieser Nachmittag kehre sobald nicht wieder, auch dauere sein Urlaub nicht mehr allzu lange, dann müsse er wieder zurück zu seiner Botschaft in London.

Sie zögerte gern und stieg noch höher hinauf.

Fernes Glockengeläute aus der Ebene, und das Rauschen des Stromes tönte zu ihnen empor, und wie süß und stark duftete jetzt wieder das wilde Rosenlaub! Sie dachte daran, für Hans-Kurt ein paar Zweige zu brechen, und ließ es doch sein. Die Zweige würden ihm gleich verraten, wo sie gewesen war, und sie, die sonst gegen Mutter und Sohn mitteilsam war wie ein Kind, sie konnte ihnen jetzt nichts erzählen — später vielleicht — und eine feine, eifersüchtige Stimme wisperte: teil' die Erinnerung an diese Stunde nur mit dem, der dich hierher geführt, sie gehört dir und ihm allein!

Sie erschrak über diese Heimlichkeit, die ihrem Wesen so fremd war, wandte sich zum Gehen und bat, er möchte möglichst rasch heimfahren, denn sie hätten sich sehr verspätet.

Und wie im Fluge trugen sie die vier milchweißen Pferde durch die abendliche Landschaft hin, so rasch, daß sie enttäuscht war, als sie schon vor dem Schlosse hielten, und es ihr zum Bewußtsein kam: zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie sich nicht auf daheim gefreut.

Der Graf hob sie von dem hohen Sitz herab, leicht wie eine Feder. Wohl war sie ungastlich, und lud ihn nicht ein, mit ins Schloß zu kommen; aber sie hatte auch kein Verlangen, Muter und Sohn wie sonst gleich zu begrüßen; eine einsame Bank im Park suchte sie auf. Ein Zweiglein Rosenlaub steckte in ihrem Gürtel, sie nahm es, zerrieb die Blätter zwischen den Händen. Die Augenlider gesenkt, zog sie gierig fast den feinen Duft ein.

Und ihre Gedanken nahmen die schöne blonde Gestalt wie starke weiße Zaubervögel auf den Rücken und trugen sie nach jenem Hügel hin.

Droben stand sie, der Strom rauschte, das Laub duftete, sie fühlte seine Blicke auf ihrem Antlitz, hörte seine leidenschaftlichen Worte und sprang erregt empor.

„Nein, nein, das will ich nicht — dies ist alles Torheit — wenn nur die Mutter und Hans-Kurt ihn herzlicher empfangen möchten!"

Konnt' es nicht sein, daß die Mutter nur von einem Vorureil befangen war, daß die feine Menschenkennerin sich auch einmal täuschte, daß er vielleicht — es konnte ja sein — „der beste Mensch" war.

Und Hans-Kurt, je nun, den plagte nur törichte, knabenhafte Eifersucht; er mußte ihn erst kennen lernen, und eigentlich verlangte sie ja so wenig: nur daß sie ihn, so selten er kam, als Freund auf ihrem Schloß begrüßen durfte. Aber ohne, daß sie es ahnte, begann sie sich so eine Brücke zu bauen, duftig und farbig wie ein Regenbogen, und doch stark genug, daß ihre feinen, leichten Füße hinübergleiten konnten.

---

4. Kapitel.

Im Herbst war Hans-Kurt aufs Gymnasium gekommen; so schwer hatte seine Mutter den Abschied genommen, daß sich selbst die verwundert hatten, die wußten, wie sie den Sohn liebte. Aber auch der Großmutter war wehmütig zumute gewesen.

Und wenig erfreulich ließ sich der Winter an. Seit Jahren hatte der Totengräber nicht soviel auf dem kleinen Gottesacker zu schaffen gehabt. Die bösartigste Influenza hatte ihren Einzug gehalten: viele alte Leutchen starben, und die jungen, die erst die neumodische Krankheit verspottet und nicht daran geglaubt hatten, erholten sich schwer.

Auch die alte Gräfin war zum erstenmal seit Jahren ernstlich krank und machte dem Arzt Sorge. Mit Krankenpflegen und Krankenbesuchen ging der Winter hin für die junge Gräfin.

Und es war nicht immer leicht für sie. Zeit ihres Lebens hatte sie alles Sonnige, Jugendliche, Kraftvolle und Gesunde am meisten geliebt, nun ging sie getreulich von einem Kranken zum andern. Sie murrte nie und klagte nie, tröstete die Elenden, und scherzte und lachte mit den Gesunden. Nie eilte sie, fortzukommen; geduldig hörte sie immer wieder alle Leiden aufzählen, alte und neue.

Wie verklärten sich alle Gesichter, wenn sie zur Tür hereinkam!

Und wie jung und schön sah sie aus mit ihren strahlenden blauen Augen und den von der Winterluft rosig angehauchten Wangen!

Auch die Kranken lieben das Strahlende und Schöne, nicht nur die Gesunden.

Dies Bewußtsein ihrer beglückenden Nähe, Erziehung, Herzensgüte, die Gabe, auch ohne zu rebellieren, sich in jede Lage zu schicken, halfen ihr täglich das innere Grauen vor Krankheit und Sterben zu überwinden.

Nur hatte sie jedesmal, wenn sie von dannen ging, ein heimliches Verlangen, irgend etwas von sich abzuschütteln, eine beklemmende Angst, ein schier unbezwingliches Grauen nicht nur vor Siechtum und Sterben, ja manchmal vor dem nächsten Tag.

Und auf die farblosen, traurigen Bilder des Tages folgte der Abend, und nicht wie sonst trug er die Ruhe auf seinen Schwingen, traumlosen Schlaf, sondern wache Stunden und brennende, purpurrote Sehnsucht.

Nach dem Sohn sehnte sie sich vor allem. Viel sehnlicher noch, als sie gefürchtet, wünschte sie ihn zu sich — ich werde alt, redete sie sich ein, ich sehne mich nach ihm, wie sich nur das Alter nach der zerstreuenden Jugend sehnt — es war manchmal kaum zum ertragen.

Und es war nicht dies allein: wie noch nie in ihrem Leben trug sie Verlangen nach einer schönen, farbenprächtigen Welt, die jenseits ihrer Berge lag.

Nach kostbaren Gewändern sehnte sie sich, nach ihrem Geschmeide, ihren Perlen und köstlichen Steinen. Manchmal an einsamen Abenden — die Mutter ging sehr früh zur Ruhe — ließ sie ihre Perlenketten durch die Finger gleiten, das Licht in dem edlen Gestein blitzen, verschloß es wieder und verspottete sich ob ihrer Torheit. Aber die „Torheit" blieb.

Sie wünschte sich, noch einmal wie in ihrer Mädchenzeit durch hell erleuchtete Prunksäle zu schreiten. Festlich geschmückte Menschen scherzten und plauderten an kostbaren, mit Silber und Blumen geschmückten Tafeln. Feine Tanzmusik erklang, und sie selbst — kaum glaublich erschien es ihr —, sie hätte für ihr Leben gern einen Tanz getan im Arm oder an der Hand eines vollendeten Kavaliers.

Waren wirklich erst Monde vergangen, seit sie auf jenem Hügel gestanden?

Wie sehnte sie sich nach Frühling und Sommer, nach dem sonnigen Hügel — nach seinen Blicken, seinen Worten!

Nein, nein — sie verteidigte sich gleich vor sich selbst —, danach fragte sie nichts, gar nichts! Die Einsamkeit hat mich zum Kinde gemacht, zum törichten, ich wußt' es ja, ich ertrage die Einsamkeit nicht. Wäre Hans-Kurt noch hier, alles wäre anders!

Denn auch die Mutter war ihr, obwohl räumlich so nahe, doch viel ferner gerückt, sie war so schonungsbedürftig, daß ihr die junge Gräfin nie hätte anvertrauen mögen, was jetzt in ihrem Innern vorging.

Dies Verschweigen förderte ihre Ruhe nicht; aber am nächsten Morgen stieg sie doch geduldig und lächelnd vom Schloß hinab in die Krankenstuben, und manchmal, wenn sie an sonnigen Wintertagen zu Evchen ging, und Evchen kam ihr, nicht weit von Frau Birkes Haus, strahlend vor Freude mit weit ausgebreiteten Ärmchen entgegengelaufen, dann dünkten sie die Erlebnisse der Abendstunden nur wie schwere Träume.

Daß sie das Kind hätte mehr um sich haben können!

Aber Frau Birke kränkelte diesen Winter selbst und nannte das Amselchen ihren Sonnenstrahl und ihren Trost und konnte nicht genug rühmen, wie Evchen für sie sorgte und alles geschickt anzufassen wußte. Hier, wenn die Gräfin Evchens drolliger Geschäftigkeit zusah, fand sie ihr helles Lachen wieder, und Arbeit schien wirklich „ein Quell des Vergnügens".

Nur einmal hatte Evchen der Gräfin trübe

Stunden bereitet, damals, als sie ihr ahnungslos erzählt hatte, wie Hans-Kurt „in den Himbeeren" bitterlich um „den Mann mit den Schimmeln" geweint. Einige Zeit vorher hatte die Gräfin den Bitten des „Freundes" nachgegeben und hatte ihm erlaubt, an sie zu schreiben. Und ob sie wohl keinen regen Briefwechsel hatte beginnen wollen, die Dinge wuchsen ihr über den Kopf.

Graf Robert war an der Botschaft in London, und da er von seiner Mutter die seltene Gabe des Briefschreibens geerbt hatte, so schilderte er der Gräfin das Leben dort so unterhaltend und geistreich, daß sie sich bald genug daran gewöhnte, diese Briefe als eine überaus anregende Lektüre zu erwarten.

Sie wollte es nicht begreifen, warum ihn ihre eigenen Briefe so unentbehrlich dünkten, denn sie erlebte ja nichts, und ihre Sehnsucht nach der Welt berührte sie nicht, immer in der heimlichen Angst, das kleinste Wörtchen könnte eine Macht werden, die sie zu ihm hinüberzog.

Aber er verstand zwischen den Zeilen zu lesen und ihre Sehnsucht zu schüren. Weder der Mutter noch dem Sohn verriet die Gräfin diesen Briefwechsel; er sei von keiner Wichtigkeit, redete sie sich ein, sei nur die Marotte eines jungen Mannes, der einer „älteren Frau" seine Huldigungen darbringe und würde von selbst aufhören; später könne sie davon reden.

Aber sie betrog sich: wenn diese Briefe sie anfangs nur eine anregende Unterhaltung gedünkt, so war sie bald genug enttäuscht, wenn sie länger ausblieben. Traf sie den Postboten an solchen Tagen zufällig, und er brachte die Botschaft, so gab sie ihm wohl ein kleines Geschenk, so daß der Alte allmählich sein Augenmerk auf diese Briefe richtete und dem Kutscher davon erzählte. Der hatte schon vom Diener von den Briefen aus England mit der „Männerhandschrift" gehört, so daß, wie es oft im Leben geht, die Dienerschaft mehr wußte als die nächsten Angehörigen.

Aber eines Tages ward dieser Briefwechsel, den die Gräfin beim nächsten Wiedersehen dem Sohn nicht mehr verheimlichen wollte, jäh unterbrochen, denn vom Professor, bei dem Hans-Kurt in Pension war, kam die telegraphische Nachricht, der Sohn läge krank an Lungenentzündung danieder.

Was waren ihr jetzt diese Briefe, die immer stürmischer ein Wiedersehen im Sommer forderten? Nichts.

Im Begriff, auf die Bahn zu fahren, ward ihr noch ein solcher Brief in den Wagen gereicht. Sie schaute nur auf die Adresse, weil sie glaubte, er brächte vielleicht Nachricht vom Sohn. Sie steckte ihn ein, ohne ihn zu lesen, und jedesmal, wenn ihre Hand zufällig in die Tasche fuhr, so schrak sie zusammen, als hätte sie glühendes Eisen berührt.

Schwer wie die Sünde lastete jetzt ihre Heimlichkeit auf ihrem Gewissen. Sie klagte sich hart an: Gott schickte ihr diese Prüfung, um sie aufzurütteln, ihr zu zeigen, die Einsamkeit, gegen die du dich so gesträubt, war keine wirkliche Einsamkeit, denn deine Mutter, dein Sohn lebten noch. Wie, wenn ich dir beide nähme?

Barmherziger Gott, wenn der Sohn noch viel kränker wäre, als sie ahnte, wenn er schon im Sterben lag!

Auf der Fahrt, die sie endlos dünkte, war jeder Gedanke ein stammelndes, verzweifeltes Beten: Barmherziger Gott, nimm mir den Sohn nicht, den geliebten, laß ihn gesund werden! Laß ihn nicht sterben! Keinen andern Gedanken will ich mehr haben als ihn. Nur gesund laß ihn werden!

Das klang schon fast wie ein Gelübde, das ihr die Angst um den Kranken abrang. Er kannte sie nicht, da sie an sein Bett trat, er lag in hohem Fieber und phantasierte. Der Arzt erwartete sie; er war ihr fremd, aber es hieß, er sei der beste in der Stadt, und sie sah ihm an, daß er in Sorge war.

Tag und Nacht wich sie kaum vom Bett des Sohnes, solange es so schlimm um ihn stand, und er war schwerkrank.

Sekundenlang erkannte er auch die Mutter; aber seine Gedanken hoben bald wieder an zu wandern.

Sonnig, neckisch wie ein Lichtelf hüpfte das Amselchen durch seine Fieberträume, sie pflückten Blumen und Himbeeren zusammen; sie tanzte am Fuß der großen Birke im Park und sprang mit dem schwarzen Pudel um die Wette. Dann wieder standen die Kinder am offenen Grabe, am Lager der Toten. Die Lilien dufteten süß und schwer und wuchsen empor, immer höher und höher, schlanke grüne Stämme, die

einen Wald bildeten, immer enger zusammenrückten, daß er Weg und Steg nicht mehr finden konnte. Und hoch droben auf den Wipfeln blühten riesige weiße Lilien, glänzten im Licht, und große schwarze Falter umtaumelten sie.

Er schrie auf; die Enge und der Duft erstickten ihn, wie in Todesangst umklammerte er die Hände der Mutter.

Reiß die Fenster auf, ich ersticke!

Und wieder flatterte eine Wolke schneeweißer Amseln ins Zimmer, und er rief Evchen, die müsse sie sehen; aber die weißen Vögel verwandelten sich in eine riesige schwarze Amsel, die sich auf seine Brust legte und mit dem Schnabel nach ihm hackte. Jetzt aber kam über Stock und Stein der Mann mit den vier Schimmeln dahergesaust.

Die Mutter saß im Wagen; er wollte rufen und schreien, die rasenden Pferde, den Lenker aufzuhalten; aber es ging ihm, wie es uns allen im Traum und im Leben geht, entweder war er zu schwach, oder die andern wollten ihn nicht hören und rasten ihrem Schicksal entgegen.

Unheimlich oft kehrte dies Gefährt mit den vier Schimmeln in seinen Fieberträumen wieder, und jedesmal, wenn er davon anhob, ward das süße Antlitz der Mutter, das jetzt bleich war von Sorgen und Nachtwachen, wie mit Blut übergossen. Dabei geschah es unwillkürlich, daß die Phantasien ihres Knaben ihr immer wieder den ins Gedächtnis riefen, den sie vergessen wollte um jeden Preis, denn nicht immer, wenn in der Stille der Nacht dies Gefährt dahergesaust kam, sah sie es als Geisterspuk mit den entsetzten Augen des Kranken. Sie sah es mit ihren eigenen Augen; einmal wuchs die Sehnsucht so allmächtig, so geisterhaft rasch empor wie die Lilienbäume im Fiebertraum ihres Knaben; so daß sie aus diesem Wald der Sehnsucht keinen Ausweg fand und darin zu sterben meinte.

Hans-Kurt genas, und zuerst geschah es, daß sich Mutter und Sohn, so glücklich sie auch waren, ein wenig fremd in die Augen schauten.

Wie war er groß und mager geworden, und wie bleich und scharf sah das schön geschnittene Knabenantlitz aus!

War er nicht beim Abschied im Herbst noch ein Kind gewesen?

Hatte ihn die schwere Krankheit, das Ringen mit dem Tode, so bleich und ernst werden lassen? Oder war es noch etwas anderes? Entsann er sich seines Fiebertraums, und quälte ihn eine Frage, die er nicht aussprechen mochte?

Sie war jetzt nicht imstande, ihm diesen Briefwechsel, den sie während seiner Krankheit unterbrochen hatte, zu verraten; aber doch quälte sie ihre Heimlichkeit, so daß sie auch dem Sohn viel stiller und verändert erschien.

Der entsann sich seiner Fieberträume nicht mehr, nur erfuhr es die Mutter nicht, denn sie fürchtete sich, danach zu fragen, und tröstete sich mit dem Gedanken, daheim in den Bergen, da wird er sich ganz erholen und wieder der werden, der er früher war.

Nein, raunte eine Stimme, der wird er nie mehr. Diese Krankheit bedeutet einen Abschnitt in seinem Leben. Nimm Abschied von seinen Kinderjahren, und einer leisen Wehmut konnte sie sich dabei nicht erwehren.

Sie blieben auch nicht lange in den Bergen. Der Arzt hatte Hans-Kurt ein Seebad verordnet, und da das Befinden der alten Gräfin augenblicklich zu keinen Besorgnissen Anlaß gab und Freunde und Verwandte an die belgische Küste reisten, so schlossen sich die Gräfin und der Sohn ihnen an.

Auf Umwegen hatte der Freund davon erfahren, und da es, wie er schrieb, von London nach Belgien nur ein Katzensprung sei, so drang er auf ein Wiedersehen und erbot sich, ihr und Hans-Kurt die Schönheit der belgischen Städte zu zeigen.

Dieses Wiedersehen war unmöglich; sie fürchtete, Hans-Kurts ganze Erholungszeit zu verderben, ja vielleicht gar seiner Gesundheit zu schaden, indem sie ihn mit dieser Mitteilung erregte. So wehrte sie ab, konnte es aber nicht verhindern, daß seine Briefe, obwohl sie selten schrieb, wieder sehr viel häufiger kamen, und zwar meist an den Vormittagen, die ihr allein gehörten, denn Hans-Kurt war dann mit gleichaltrigen Gefährten zusammen, badete im Meer, segelte, baute Festungen im Sand, war glücklich, erholte sich täglich mehr und war argloser denn je, denn daß seine Mutter niemand so liebte wie ihn, das hatte ihm ja wieder die schwere Zeit der Krankheit bewiesen.

Aber auch ihr vergingen die Vormittage, an denen sie meist allein war, seltsam rasch, und sie liebte diese Einsamkeit.

Wo läßt sich besser träumen als in der sonnigen Stille der Dünen mit dem Blick auf das weite Meer? Viel mehr, als sie sich selbst bewußt war, gehörten ihre Gedanken dem fernen Freund, der so treu war, daß er sich durch keine Kälte und keine Weigerung abschrecken ließ.

Und da er ihr leid tat, so suchte sie ihn in ihren seltenen Briefen für ihre ablehnende Antwort zu entschädigen; er aber merkte es wohl, daß auch in den Briefen das schöne seelische Gleichgewicht der Schreiberin zu schwinden begann und sie von den widerstreitendsten Gefühlen hin- und hergerissen wurde, so daß er immer einen Schritt weiter kam.

Da Mutter und Sohn heimkehrten, freute sich die alte Gräfin, wie blühend beide wieder aussahen und wie sie sich erholt hatten; sie aber erschraken über die Veränderungen, die mit ihr selbst vorgegangen waren, und ob sie wohl lächelnd abwehrte, so war das kein Trost für die Tochter: sie wußte, die Mutter war so vorbereitet, daß sie lächelnd ans Sterben denken konnte.

Sie machte dem Arzt Vorwürfe, daß man ihr den Zustand der Mutter verheimlicht hatte. Es sei ihr eigenster Wille gewesen, sie hätte ihnen die Zeit der Erholung weder stören noch kürzen wollen, und da gerade damals keine Gefahr gewesen, so hätte er ihren Bitten nachgegeben.

Indes sei der Zustand ernst; ein Herzleiden hätte sich infolge der winterlichen Influenza ausgebildet. Unruhe und Erregung möchten der Leidenden möglichst ferngehalten werden, und sie wurden ihr ferngehalten. Der Gäste waren wenige im Schloß; nur die Gräfin und Hans-Kurt weilten, soviel sie konnten und durften, bei der Mutter. Das Leiden aber schritt unaufhaltsam weiter und rascher noch, als der Arzt gefürchtet.

Verzweifelt, das Antlitz tränenüberströmt, suchte die Gräfin eines Tages Hans-Kurt im Park auf, um ihm zu sagen, der Arzt, der soeben dagewesen, hätte sie auf das Schlimmste vorbereitet. Aber jung Hans-Kurt war so recht voll Leben und Hoffnungsfreudigkeit und konnte es nicht glauben.

War er nicht auch todkrank gewesen und war wieder gesund geworden?

Er umarmte und tröstete die Mutter, daß sie ruhiger ward und ihre Tränen trocknete; es war so viel Leben und Kraft in seinen Worten. Und dann gingen sie zusammen — er war jetzt größer als die Mutter und hatte den Arm um ihren Nacken gelegt — langsam dem Schlosse zu.

Nicht weit davon überreichte der Diener der Gräfin einen Brief; sie kannte die Handschrift, riß die Hülle auf, las und wurde dunkelrot und verwirrt. Der Sohn wußte sich das Benehmen der Mutter nicht zu deuten; er glaubte an ein neues Unglück, und ohne zu überlegen, griff er nach dem Brief.

Es waren nur wenige Zeilen; aber Hans-Kurt mußte ein paarmal lesen, ehe er den Sinn verstand, denn sie kamen von einem Mann, an den er kaum noch gedacht, und den er auch von seiner Mutter vergessen glaubte, denn wann hatte sie in den letzten Monden je von ihm geredet?

War sie ihm letzthin irgendwo begegnet? Er suchte sich törichterweise darauf zu besinnen — ganz vergeblich; ja, beim Lesen dieser Zeilen, deren leidenschaftliche Sprache er nicht einmal ganz verstand, ging ihm so vieles durch den Kopf, das er nicht festzuhalten, nicht in Worte zu bringen wußte.

Er sah sehr blaß und ernst aus, als er der Mutter den Brief zurückgab.

„Verzeih, daß ich den Brief las — es kam mir nicht zu — aber ich begreife auch nicht, wie der so schreiben kann."

Der Mutter stieg das Blut zu Kopf, und ob sie wohl nur aus schonender Liebe zu dem Sohn ihm alles verborgen, so stand sie doch wie eine Schuldbewußte vor ihm, und da war auch wieder jener Ausdruck in seinem Antlitz, den sie vor seiner Krankheit nie wahrgenommen, und der sie fremd dünkte, weil er Hans-Kurt soviel älter und ernster aussehen ließ. Sie hob an, sich zu verteidigen; aber Hans-Kurt war es fast peinlich, wie sich die Mutter verwirrte und immer wieder errötete. Wie einen dumpfen Schmerz empfand er es, daß sie ihn monatelang „betrogen", nur aus Liebe und Rücksicht; aber es war doch geschehen, und seinen Widerwillen gegen diesen Mann konnte er nicht besiegen.

„Aber es ist unmöglich, Mutter, daß du ihn heute noch siehst."

„Ich kann nicht anders, Hans-Kurt — ich kann ihm diese kleine Bitte nicht abschlagen, kann ihn nicht wieder beleidigen — um eine Viertelstunde mag sich's handeln.



Dir zuliebe hielt ich ihn diesen Sommer fern, als er zu uns ans Meer kommen wollte — jetzt kann ich ihm dies kurze Wiedersehen nicht verweigern."

„Aber heute — heute — wenn Großmutter wirklich stürbe!"

„Du warst vorhin so hoffnungsfroh. Warum siehst du jetzt so schwarz?"

Aber Hans-Kurt waren alle Lichter ausgelöscht.

„Ich weiß nicht — gib mir ein paar Zeilen — laß mich hinüberreiten nach Schloß Steineck — ich erreich' ihn vielleicht noch, ich reite wie der Teufel, gib mir nur ein paar Zeilen, daß er gerade heute nicht kommt — in acht Tagen vielleicht, dann ist Großmutter besser, und meine Herbstferien sind zu Ende; ich bin fort."

Er drängte und bat wie ein Verzweifelter und brachte die Mutter dazu, daß sie, angstgehetzt, einige Zeilen schrieb, er solle heute nicht kommen — ein andermal, die Mutter sei schwerkrank, sie könnte ihn nicht empfangen.

Am Ende des Parks stehend, sah sie dann mit großen Augen hinter dem Davonreitenden drein.

Wie rasch er sein Pferd gesattelt hatte, und wie er ritt! Als gälte es, ein Todesurteil zu verhindern. Ihr aber war jammervoll zumute. Sie hätte ihn zurückrufen mögen: gib mir meine Zeilen wieder; ich muß ihn sehen! Er kann mir diese Kränkung nicht vergeben; nur um mich zu sehen, machte er diese Reise, und wieder weise ich ihn ab — dies vergißt er niemals! Wie schlecht ward er für alle Treue belohnt!

Der ferne Freund schien der Leidende, Verfolgte, Hans-Kurt der Tyrann; ein leiser Groll gegen den Sohn stieg in ihr auf; wohl erschrak sie darüber, weil sie Ähnliches noch nie empfunden, war aber viel zu erregt, um lange bei einem Gedanken zu verharren.

Wo war der Brief, den Graf Robert geschrieben? Hatte ihn Hans-Kurt zurückgegeben, oder hatte er ihn mit fortgenommen?

Sie mußte diese Zeilen noch einmal lesen, suchte verzweifelt nach dem Blatt Papier, fand es nicht, weder in ihrem Gewand noch in ihrem silbernen Täschchen, und stürzte zurück nach dem Platz, da sie mit Hans-Kurt gestanden. Dort lag der Brief auf dem runden, steinernen Tisch. Gottlob! Sie griff hastig danach, als hätte sie die Ruhe ihrer schönen, anmutigen Bewegungen eingebüßt, hob an zu lesen, ging tiefer in den Park hinein und las und las, empfand jetzt erst die Leidenschaft, die brennende Sehnsucht dieser Zeilen, barg den Kopf in die Hände und weinte bitterlich ob ihrer Absage.

Dann raffte sie sich auf und ging ins Schloß zurück; nicht weit davon begegnete sie der Pflegerin. Die sah die verweinten Augen der jungen Gräfin, hob an, sie zu trösten, der Kranken ginge es ein wenig besser, sie schlummere, und die Gräfin wurde dunkelrot und senkte den Kopf.

Nicht eine Träne hatte sie draußen im Park um die geliebte Schwerkranke geweint. Auf leisen Sohlen ging sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer und setzte sich ein wenig entfernt von ihrem Lager, die Schlummernde nicht zu stören; aber es war kein rechter Schlummer. Sie lag nur still und regungslos in ihren Kissen; wie ein edles Marmorbildnis sah sie aus und ahnte die Nähe ihrer schönen blonden Schwiegertochter nicht.

Die ließ sie nicht aus den Augen und wollte nur daran denken, wie heiß sie die Mutter ihres Gatten geliebt und wie sie ihr immer die beste Freundin gewesen. Aber ihre eigenen heißen Gedanken, die immer rücksichtsloser und verwirrender wurden, hatten sich alle mit in das hohe, stille Gemach gedrängt, umkreisten und umflatterten sie, und eine Gestalt saß neben ihr, die Sehnsucht, nicht die bleiche, schmachtende, sondern die purpurfarbene, sieghafte, die sich schon am Ziel ihrer Wünsche glaubt. Sie nahm die schöne, blonde Frau in ihre Arme, daß ihr schier die Sinne vergingen, und sie flüsterte heiß:

„Was willst du hier bei den Toten und Sterbenden?

Siehst du nicht den Todesengel? Er kommt auch einmal zu dir; aber lebe, ehe er sich naht, gehe die Stufen hinab dem Manne entgegen, er kommt, er reitet rascher noch als dein Sohn. Der hält ihn nicht auf!

Er kommt — er wird um dich werben, dich küssen — küssen — hörst du nicht schon Pferdegetrappel, Rossehufe? Er kommt!"

Da entsetzte sie sich über sich selbst und ging leise hinaus. Blutrot war ihr Antlitz, und ihr war zumute, als würde sie ausgestoßen aus einem Heiligtum, das sie mit ihren wilden, un-

würdigen Gedanken nicht beflecken sollte. Ja, es änderte nichts an ihren Empfindungen, daß sie selbst es war, die sich ausgestoßen hatte.

Da sie, die Treppe langsam hinabschreitend, aus einem der hohen Bogenfenster hinausschaute, sah sie in der Ferne einen Reiter, und obwohl sie sein Antlitz nicht erkannte, an der Haltung und der Gestalt sah sie, der war's, dem all ihre Gedanken gehörten; so hatte ihn der Sohn nicht erreicht!

Nein, Hans-Kurt war noch längst nicht am Ziel. Nicht weit von Schloß Steineck traf er an einem Bächlein unter schattigen Bäumen lustwandelnd eine große, vornehme Frauengestalt.

Sie war ganz weiß gekleidet; ein durchsichtiger, kostbarer Schal lag um ihre Schultern; sie trug ein Buch in der Hand und schien zu lesen.

Das war die Stiefschwester des Mannes, um den er den wilden Ritt gewagt. Er hielt sein Pferd an, grüßte tief und fragte nach ihrem Bruder. Sie lächelte und sagte, ihr Bruder käme wohl erst gegen Abend nach Schloß Steineck, er hätte gebeten, man solle ihm einen Reitknecht mit einem leeren Pferde nach der Station schicken, von wo er jedenfalls zu seiner, Hans-Kurts, Mutter hinübergeritten sei, sein Urlaub sei diesmal nur kurz bemessen, und ohne Aufschub hätte er jedenfalls die erste Stunde nützen wollen, um die Gräfin wiederzusehen.

Sie sah, wie sich der Knabe verfärbte und im ersten Augenblick nichts zu erwidern wußte. Dann besann er sich, sagte, er hätte nun nichts mehr zu bestellen, und ritt davon, erst langsam, bis ihm einfiel, er könnte vielleicht die Stelle noch erreichen, wo sich die Wege nach Schloß Steineck und seinem Heimatdorf trennten. An die Stelle kam er wohl; aber den Reiter fand er nicht, und daheim angelangt, spürte er keine Lust, einen Bediensteten nach ihm zu fragen. Er brachte sein schweißbedecktes Pferd in den Stall, versorgte es selbst, dann ging er, wie wir so manches Mal mehr von einer Ahnung denn vom Willen getrieben werden, in den Park hinein.

Sonst, wenn er die Mutter suchte, war er so fröhlich wie ein echter Bub darauf losgestürmt, schon von weitem rufend und singend, auf daß sie ihn hören, ihm entgegenkommen sollte; heute ging er stumm und langsam seines Weges.

Suchte er die Mutter eigentlich?

Er wußte es selbst nicht, und auf dem Grunde seiner Seele schlummerte wohl eher ein dumpfes Angstgefühl, sie zu finden, wenigstens wählte er Umwege zu ihrem Lieblingsplatz, wo sie ihn oft erwartete.

Und jetzt kam er an einen Weg, den Buchenzweige, die sich von beiden Seiten die Hände reichten, ganz überdachten.

Schön ist der Weg an Sommertagen, wenn durch das dichte Laub die Sonnenlichter fallen, im Herbst, wenn sich die Blätter zu färben beginnen, und lieblich ist auch der Ausblick: am Ende des gerade angelegten Laubganges sieht man wie in einem Rahmen ein Stück des Weihers und darüber hinaus am fernen Bergeshang eine weißschimmernde Ortschaft mit ihrem Kirchlein.

Wie oft hatte Hans-Kurt dies Bild gesehen!

Was bleibt er heute wie festgebannt stehen und starrt geradeaus? Was hält ihn zurück?

Wie im Rahmen sieht er zwei Gestalten, sie halten sich umschlungen, sie bleiben stehen und küssen sich und wandern langsam weiter, und immer noch starrt er nach dem leeren Rahmen und will ihnen dann nach, wie wir einer Erscheinung nachstürzen, die uns so unbegreiflich dünkt, daß wir uns von ihrer Wirklichkeit nochmals überzeugen möchten.

Aber er besinnt sich, kehrt um und geht nach dem Schloß zurück, ganz langsam; keiner, der seinen Weg jetzt kreuzt, soll ihm ansehen, wie ihm zumute ist. Es soll ihm auch nicht einfallen zu „heulen" wie an jenem Nachmittag, da er mit Evchen in den Himbeeren war — Gott bewahre — die Zähne zusammengebissen und die Hände geballt, wenngleich ihm sein junges Herz furchtbar schwer ist. So ist er doch gekommen — und — und —

Nein, weiter will er nicht denken. Wozu? Er will auch mit seines Geistes Augen nicht mehr sehen, wie dieser Mann seine Mutter geküßt hat. Er wehrt sich dagegen. Alles umsonst: sein Haß gegen ihn, seine Liebe zur Mutter, sein verzweifelter Ritt heute nachmittag!

Wie jedes junge starke Blut hat Hans-Kurt geglaubt, er könnte den Rädern des Schicksalswagens in die Speichen greifen, nun kommt die Erkenntnis, wie machtlos wir doch sind. Der Knabe empfindet das nicht mit dem vollen Bewußtsein des Erwachsenen, und somit mangelt

ihm noch die geistige Kraft, diese erste schwere Enttäuschung seines Lebens siegreich zu überwinden. Wie ein dumpfer Schmerz, der immer heftiger wühlt, so quält es ihn, daß er die Mutter unbehindert diesen rätselhaften Weg wandern sieht.

Er steht vor dem Schlosse und schaut empor.

Wie friedlich es daliegt! Ihn aber dünkt dieser Frieden jetzt Totenstille, Einsamkeit des Todes.

Er besinnt sich, daß er über den Erregungen des Tages der geliebten Schwerkranken ganz vergessen. Die Mutter taucht gleich wieder vor ihm auf an jenes Mannes Seite. Daß sie so handeln konnte, heute, wo sie selbst geglaubt hat, die Großmutter stürbe!

Immer rätselhafter wird ihm zumute, dem armen Bub, der nicht ahnt, daß er zwischen den zwei großen Rätseln des Lebens steht: hinter ihm im Park wandelt unter schattigen Bäumen die Liebe, die Leidenschaft, die auch des Todes vergißt, und vor ihm hockt der Tod.

Noch ist die Großmutter am Leben. Hat er nicht die Mutter getröstet, sie würde wieder gesunden? Und doch ist's ihm jetzt, als sei die Seele des Schlosses, ihres Heims, schon gestorben, und als müßte alles anders kommen, wenn diese Seele noch frisch und lebendig wäre.

Wenn er jetzt so wie früher zu ihr ins Zimmer treten und mit ihr reden könnte! Aber wie ihm dies Verlangen kommt, sieht er sie gleich so still und regungslos daliegen, fast wie Evchens Mutter.

Er ahnt, daß sie ihm in jene Welt entschwebt, da alle kleine und große Qual unseres Erdendaseins in Nichts zerfließt, ahnt auch zum erstenmal die Größe des Verlustes; aber mehr und mehr erregt, hin- und hergerissen von den verwirrendsten Gefühlen, graut er sich vor der Stille des Krankenzimmers.

Später will er hinauf, jetzt nicht — unmöglich kann er auch jetzt der Mutter und diesem Mann begegnen.

Nur fort, fort!

Wohin?

Er weiß es selbst nicht, weil ihn nach keinem Ziel gelüstet.

Zu Evchen? Bah, das Kind! Niemals hat er sich soviel älter gedünkt.

Was soll er ihr sagen? Meine Mutter hat diesen Mann geküßt?

Sie würde ihn gar nicht verstehen. Du hast mir ja auch schon manchen Kuß gegeben, hört er sie sagen.

Der Knabe hat längst den Park verlassen, wandert auf einsamem Wiesenpfad, bleibt stehen und starrt mit großen Augen vor sich hin, als tauchte ihm ein neues Rätsel auf.

Ja, gewiß — dasselbe — und doch ganz etwas anderes!

Aber wohin soll er sich wenden? Er möchte doch ein Ziel haben. Soll er zu seinem besten Freund? Zwei Stunden hätte er zu gehen, bis er die Oberförsterei erreichte, wo er bei seinen Eltern wohnt. Nach zehn Uhr könnte er zurück sein. Die Mutter wird sich ängstigen. Mag sie sich ängstigen! Was fragt sie noch nach mir?

Aber was sagt er zu dem Freund, wenn er zu so später Stunde bei ihm eintritt? Etwas älter als er selbst, wird er ihn besser verstehen als Evchen.

Soll er ihm auch erzählen von jenem Kuß, der ihn hinausgetrieben?

Nein, er fühlt, wie er auch mit dem Freund nicht so über die Mutter reden kann; er liebt sie zu sehr.

Aber nur nicht an den Wegrain gehockt und geheult! Immer tapfer weiterwandern. Er will denken, er ginge zum Freund; mag er ihn nicht sprechen, so kann er noch vorher umkehren.

Der Mond steigt langsam über den dunklen Bergen empor, ein Vollmond, der riesig groß und rotgelb aussieht. Das gibt ihm ein unheimlich Gesicht.

Und einsam ist der Weg.

Hans-Kurt sieht nach der Uhr; wohl über zwei Stunden wandert er schon. Sind seine Glieder heut schwerer als sonst, oder hat er sich verrechnet, und ist der Weg doch weiter? Er hat keinen leichten Tag hinter sich.

Allmählich spürt er eine Müdigkeit wie nie im Leben; auch hat er seit Mittag keinen Bissen mehr gegessen und mag wohl hungrig, überhungert sein; eine Weile noch setzt er mechanisch die Füße weiter; dann findet er eine halbverfaulte Holzbank am Wege, auf der er sich ruht.

Aber der Kopf ruht nicht. Gedanken und Bilder jagen sich wie im Hirn eines erregt Träumenden.

Er denkt an Evchen und ihre Mutter, an jene Winternacht, da er sie in den Schlitten gehoben und ins Schloß gefahren. Was war das für eine köstliche Zeit! Wenn doch auch so ein Wagen daherkäme und ihn mitnähme! Wohin? Er fragt nicht danach.

Diese schreckliche Einsamkeit!

Wenn Evchen jetzt daherkäme, sie wäre ihm doch die liebste. Wie oft hat er sie unverhofft getroffen; aber so weit wandern ihre kleinen Füße nicht. Er will ihr ja gar nicht sein Leid vorklagen, nur ihr Stimmchen, ihr Lachen hören, seine Hand von ihren Fingerchen umklammert fühlen und so mit ihr heimwärts wandern.

Daß es nicht so abscheulich einsam wäre!

Er ist so müde, daß er die Augen schließt.

Kommt da nicht Evchen den Berg herabgetrippelt? Sie trägt ihr Eimerchen mit Himbeeren gefüllt in der Hand, sie tanzt und lacht. „Warte nur, Hans-Kurt, ich komme gleich — ich bin schon da — warte nur!"

Da stolpert sie und verschüttet all die Himbeeren. Wie blutrot sie sind! Die Kleine will sie rasch zusammensuchen; aber es ist, als würden ihrer immermehr, als wäre der ganze Weg mit den blutroten Beeren wie besät. Und jetzt ist mit einem Male ihre Mutter neben ihr und bückt sich und will ihr helfen — sie ist doch tot — gräßlich, und sieht gerade so aus wie damals auf dem Totenbett, so langgestreckt, die Gestalt so schneeweiß.

Sieht Evchen nicht den Spuk? Sie sammelt und sammelt in gieriger Hast. Sieht sie auch den Reiter nicht, der jetzt den Hohlweg hinabsaust?

Die roten Beeren spritzen auf wie Blut. Er wird die beiden zusammenreiten.

„Evchen!" schreit Hans-Kurt laut auf und erwacht, muß sich erst besinnen, und findet sich mit Grauen in dieser Mondnacht allein.

Da er aufstehen will, um nach Hause zu gehen, sieht er sich ein Gefährt entgegenkommen, einen armseligen Bretterwagen. Ein alter, blöder Bauer hält die Zügel; hinter ihm auf dem Wagen steht ein Sarg, ein rechter Armensarg, eng und kurz, schwarz gestrichen, ohne allen Zierat.

Hans-Kurt kennt den Bauern wohl; etwa eine halbe Stunde vom Dorf haust er mit seinem Weib in einer elenden Hütte. Sein großer Geiz hat das Gerücht verbreitet, daß er Goldes die Fülle in Kisten und Kasten hätte, auch sei er nicht so blöde, wie er sich gäbe.

Nun ist sein Weib gestorben; ein Schreiner, der tiefer in den Bergen wohnt, hat ihm den Sarg vielleicht um ein paar Heller billiger überlassen. Lieber führe er, lichtscheu, wie er ist, mit seiner unheimlichen Last im Dunkeln heim als in dem grellen Mondenlicht, das alles taghell beleuchtet.

Aber — je nun — die Sonne scheint heller noch, und Menschen begegnen ihm kaum.

Da steht der junge, schlanke Grafensohn am Wege. Was will der hier?

Der Alte sieht ihm mit seinen blöden, rotgeränderten Augen ins Gesicht, tut, als ob er ihn nicht kenne, treibt seinen elenden Gaul an und fährt weiter. Hans-Kurt starrt hinter ihm drein; bald wird er verschwunden sein.

Wenn er nur eine Stunde, eine halbe Stunde mit ihm führe!

Zwar spürt er nicht die mindeste Lust nach diesem Armsünderkarren; aber so todmüde, graut er sich vor dem langen, einsamen Weg, und die Reue kommt, die Mutter könnte sich allzusehr ängstigen, so läuft er hinter dem Wagen drein und ruft, so laut er kann.

Widerwillig nur hält der Alte an und zaudert, ihn mitzunehmen; er liebt keine Begleitung und keinen Zeugen; aber Hans-Kurt läßt ein Silberstück im Mondlicht blitzen. Das siegt, und er setzt sich neben den Alten auf das Brett, das quer über den Wagen liegt. Der rollt jetzt rasch bergab, der Sarg poltert und rumpelt, als wollte er jeden Augenblick vom Wagen fallen. Dem Alten wird's zu arg, er gibt Hans-Kurt die Zügel und steigt herab.

„Will doch sehen, daß der Sarg mit der Leich' nit vom Wage fallt."

Das soll ein Scherz sein, mit dem er Hans-Kurt hämisch schrecken will, und obwohl der es nicht glaubt, so kann er sich doch des Grauens nicht erwehren. Der Alte zieht einen langen Strick hervor und beginnt umständlich und langsam, immer vor sich hinmurmelnd, den Sarg festzubinden.

Der Wagen steht in der Biegung eines Hohlweges, der sich von hier nicht übersehen läßt, ein Reiter biegt um die Ecke; beim Anblick des

stehenden Gefährts steigt das nervöse Tier kerzengerade in die Höhe. Der Reiter, der, einem Verliebten gleich, anscheinend tief in Gedanken durch die helle Mondnacht dahingeritten, wird durch dies plötzliche Aufbäumen des Pferdes jäh überrascht; aber gleich wieder sitzt er wie angegossen im Sattel und zwingt es nieder.

Zwei sehen sich in die Augen: Hans-Kurt und der Freier seiner Mutter.

Das geht alles blitzschnell, keiner ist recht zur Besinnung gekommen, und doch hat jeder den andern erkannt und nicht erkennen wollen.

Nur halb beruhigt, durch den Schrecken erregt, rast das Pferd weiter. Wie ein Traumbild, wie ein nächtlicher Spuk ist alles zerronnen, und beiden bleibt nur die unangenehmste Erinnerung an diese Begegnung zurück.

Gegen zehn Uhr war Hans-Kurt im Dorfe angelangt, totmüde, mit bestaubten Stiefeln, abgehetzt durch seine eigenen Gedanken, ein recht wegmüder Wanderer.

Eine halbe Stunde vor dem Dorf hatte er das unheimliche Gefährt verlassen, und da er jetzt in die stille Straße einbog, hier und da noch ein erleuchtetes Häuschen sah und das Rauschen der Brunnen hörte, blieb er stehen und atmete tief auf.

Wie wohl das tat nach dieser gräßlichen Fahrt!

Noch nie hatte er diese Stille so empfunden. Er trank sich satt an dem plätschernden Strahl, dann setzte er sich auf die Bank, die nicht weit vom Brunnen stand. Er könnte einschlafen beim leisen Rauschen des Wassers. Aber sowie er die Augen schloß, sah er sich gleich wieder neben dem Alten auf dem Brett sitzen, hörte das Rumpeln des leeren Sarges.

Und wie dort im Hohlweg das Pferd kerzengerade in die Höhe stieg!

Wäre er herabgestürzt und hätte das Genick gebrochen!

Der Gedanke jagte ihn auf; es ist kein Geringes, wenn wir uns zum erstenmal dabei ertappen, daß wir einem Menschen in bitterem Haß den Tod wünschen.

Er geht weiter; da steht Frau Birkes kleines Haus. Rotgelbes Lampenlicht leuchtet durch die Scheiben. Heute ist Samstag; vielleicht daß Evchen sogar noch wach ist, und den Knaben zieht ein unbeschreibliches Sehnen in das kleine Haus. Wenn er jetzt einträte und Evchen spränge ihm entgegen!

Wie konnte sie sich freuen, wenn er so unverhofft kam!

Warum zaudert er und geht nicht hinein?

Er hat doch sonst so rasch die Tür aufgedrückt; wie der Sturmwind ist er manchmal hereingefahren: „Evchen, komm rasch, ich will dir etwas zeigen", oder: „Lauf mit — ich will da und da hin."

Nein, er geht nicht hinein!

Heute ist Samstag; Mutter Birkes Stübchen ist blitzblank gescheuert — er hat schmutzige Stiefel — blendend weißen Sand streut sie auf die Dielen; all diese Pracht würde er zerstören — nein — nein.

Aber eigentlich handelt es sich gar nicht um Frau Birkes schneeweiße Dielen. Der Knabe begreift selbst nicht, was ihn mit Gewalt zurückhält. Er hat keine Sünde begangen, und doch ist der reine Kindersinn getrübt; er hat einem Menschen den Tod gewünscht, und der heiße Hauch menschlicher Leidenschaft hat ihn gestreift, da er seine Mutter und ihren Freier sich küssen sah. Die Fahrt mit dem Alten aber läßt einen eklen Nachgeschmack zurück, als hätte er sich mit Unreinem abgegeben. Wenn er jetzt zu Evchen ginge, so wär's, als wollte er mit trüben Händen ein blütenreines Gewand anfassen. So ein Gefühl überkommt ihn, als paßte er jetzt nicht zu ihr. Und da er diese Gefühle nicht begreift, so wandert er verzweifelt und gedrückt weiter.

Das Schloß liegt vor ihm; bläulich glitzern die Fensterscheiben im Mondlicht, nur wenige Zimmer sind erleuchtet. Vor kurzem noch war hier alles Leben und Bewegung. Angstgehetzt ist die Gräfin durch Schloß und Park geeilt, den Sohn zu suchen; auch die Dienerschaft ward aufgeboten; niemand hatte den jungen Herrn gesehen.

Nun ist alles ruhig geworden. Wo sollen sie ihn suchen? Sie wollen vorläufig seine Heimkehr erwarten.

Da Hans-Kurt ins Vestibül tritt, schrickt er zusammen, denn eine weiße Gestalt, die er im ersten Moment nicht beachtet und die, in sich zusammengesunken, in einer Ecke gesessen, richtet sich auf; es ist seine Mutter. Sie sehen sich in die Augen und finden nicht gleich Worte.

„Hans-Kurt, geliebtes Kind, so rede doch nur. Wo kommst du her?"

Er wirft den Hut in die Ecke.

„Ich weiß selbst nicht, Mutter."

Und er hat recht, er hat kein Ziel gehabt, und was er unterwegs erlebt, davon wird er nicht reden; allein die Erinnerung daran schließt ihm die Lippen. Auch könnte er glauben, er sei Tage und Monde unterwegs gewesen, so verändert kommt ihm daheim alles vor, und er wollte, er hätte die Mutter heute abend nicht mehr gesehen; das Reden fällt ihm so furchtbar schwer.

„Warum hast du mich so namenlos geängstigt, Hans-Kurt, hast keinem Menschen gesagt, wohin du wolltest?"

„Ich sage dir ja, Mutter, ich wußt' es selbst nicht — mein Ritt war vergeblich gewesen. Unterwegs hatt' ich seine Stiefschwester gesprochen, die immer das spöttische Lächeln hat. Die beschied mich, und, heimgekehrt, fand ich ihn schon hier."

„Wo, Hans-Kurt, wo?"

Er zögerte.

„Im Park — bei dir — und," er ward blutrot, „und er küßte dich."

„Hans-Kurt, mein Bub, warum kamst du nicht zu uns?" sie faßte nach seiner Hand, „wir haben uns heute verlobt."

Er entriß ihr die Hand und bereute es gleich wieder, denn sie sah ihn so traurig an.

„Ich konnte nicht zu euch kommen — ich konnte ihn nicht sehen."

„Hans-Kurt, wenn du es doch glauben wolltest, daß er der beste Mensch ist. Lern' ihn erst kennen, du wirst ihn so liebgewinnen, und die Großmutter auch, wenn sie gesundet."

Da wandte er sich rasch zu ihr um.

„O Mutter, die Großmutter gesundet nie mehr — und ich fasse es nicht — du hast heute gedacht, daß die Großmutter sterben würde, und hast gesagt, du seiest froh, daß du niemand zu empfangen brauchtest — wie konntest du alles vergessen — um — um dieses Menschen willen."

„Wie konnt' ich das alles vergessen?

Schau, Hans-Kurt, ich bin jetzt wieder so hoffnungsfreudig, daß ich glaube, die Großmutter gesundet und nimmt teil an meinem Glück. Ich wollte selbst, daß ich mich an einem fröhlicheren Tage verlobt hätte; aber ich konnte nicht anders. Du kannst mich heut noch nicht verstehen — erst nach Jahren, dann wird eines Tages auch über dich eine Liebe kommen, so stark und mächtig, daß du alles, vielleicht auch mich, wenn ich schwerkrank sein sollte, darüber vergessen wirst, eine Stunde lang."

„Nein, Mutter, niemals!"

Da Hans-Kurt das so stolz und sicher sagte, schwebte ein unendlich süßes Lächeln um ihre Lippen.

„Doch, Hans-Kurt, und niemand würde es dir verargen, denn das Leben wäre arm ohne eine solche Liebe. Schau, ich war so glücklich mit dir und der Großmutter und bildete mir ein, ich verlangte nichts anderes, und doch, blick' ich auf die Jahre zurück, so ist's, als wären sie nur ein Warten gewesen auf diese Zeit, die einmal kommen mußte."

Nie zuvor hatte sie so mit ihm geredet; er nahm ein Leuchten in ihren Augen wahr, eine solche Glückseligkeit, daß er stumm den Kopf senkte und nichts mehr zu sagen wußte. Aber mit der trotzigen Gewißheit der Jugend, die da glaubt, für sich und das Leben einstehen zu können, schwor er sich, daß niemals eine solche Liebe über ihn kommen sollte.

Nach Mitternacht war die alte Gräfin sanft entschlafen, um dieselbe Zeit etwa, da die schöne Stiefschwester des Verlobten folgenden Brief geschrieben:

„Ma petite, nur diese wenigen Zeilen; zum ausführlichen Schreiben fehlt mir die Ruhe, und hab' doch das Verlangen, mich auszusprechen.

Du weißt, ich bin für kurze Zeit auf Schloß Steineck zu Besuch. Soeben hat mich mein Bruder Robert verlassen; er hat sich heute — korrekt gesagt gestern — verlobt, denn es ist bereits nach Mitternacht. ‚Der neue Tag' bricht an.

Was ich damals aus Langerweile, aus Lust am Intrigenspiel angezettelt, und was mich in letzter Zeit nicht mehr sonderlich interessierte, ist, wie es oft geschieht, anders ausgegangen, als ich dachte.

Die Gräfin Mutter, die unsere Familie nie geliebt und die gewiß alles getan hätte, die Verlobung ihrer Schwiegertochter mit ‚dem schönen, leichtfertigen Kavalier' zu verhindern, wird leider sterben, ohne diesen

Schrecken erfahren zu haben. Und mein Bruder, den ich eigentlich erst so recht auf die reizende blonde Gräfin aufmerksam gemacht, weil ich glaubte, sie, mit ihrem kindlichen Gemüt und ihrem Reichtum, wäre eine angenehme, bequeme Frau für ihn, mein Bruder also ist leidenschaftlich verliebt, schwärmt wie ein Fahnenjunker; ich kenn' ihn nicht wieder.

Soeben ist er gereizt und empört von mir gegangen, weil ich ihm etwas spöttisch und zweifelnd mein Erstaunen über diese Leidenschaft ausgesprochen, ich, ‚die ich wie die Blinde von der Farbe redete, denn ich hätte meinen Seeligen doch nur um des Geldes willen genommen‘. Du weißt, mein Stiefbruder ist so ziemlich der einzige Mensch, an dem mein Herz hängt; ich hatte hier an eine ‚Vernunftheirat‘ gedacht; nun scheint mir, könnt' ich eifersüchtig auf meine Schwägerin werden.

Er wünscht, daß die Hochzeit schon um Weihnachten im Hause seiner Mutter in Brüssel stattfindet.

Der mögliche Tod der alten Gräfin gibt ihm Veranlassung zu einer Feier im kleinsten Kreise. Eine ‚sentimentale Dorfhochzeit‘, an der ‚die ganze Bevölkerung‘ teilnimmt, ist nicht nach seinem Sinn. Und ‚solange schon auf die Folter gespannt‘, erklärt er, nicht länger warten zu können.

Auf Wiedersehen, ma petite, diesen Winter in Wien. Im Herbst will ich meiner Toiletten wegen nach Paris. Könnten wir uns dort schon treffen?

Gib Nachricht

Deiner getreuen Elfriede."

Und die Hochzeit sollte wirklich um Weihnachten in Brüssel stattfinden. Anfangs hatte Hans-Kurt seiner Mutter erklärt, er würde keinesfalls dabei sein. Dann hatte er ihren Bitten nachgegeben; aber Weihnachten würde er bei Onkel Ferdinand verleben, einem Vetter seines verstorbenen Vaters, der diesem sehr nahegestanden, und vorher noch einmal, wie früher, Evchen den Weihnachtsbaum bringen.

Daran hätte ihn die Gräfin am liebsten verhindert, um ihm den Anblick des verlassenen Schlosses zu ersparen; aber sie hatte nichts erreicht.

Sein Versprechen würde er halten. Wie solle Evchen ihm ferner glauben, wenn er sie auch nur einmal täuschte?

Ja, seit die Mutter die Heimat verlassen wollte, schien er um so eifersüchtiger darauf bedacht zu sein, Evchen als seinen besonderen Schützling zu betrachten.

Und so kam's, daß er einen Tag vor Weihnachten, nicht wie sonst im eigenen Gefährt und daheim mit Freuden erwartet, sondern unangemeldet in der Postkutsche, und noch dazu mit einem fremden Postillon, langsam der Heimat zufuhr.

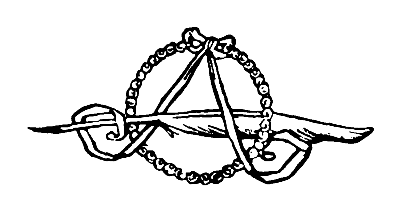
Dabei ward ihm ausgiebig Muße und Gelegenheit, über die Vergänglichkeit „alles Irdischen" nachzudenken; aber gottlob verlangte die Jugend ihr Recht, so daß er ausschließlich mit Evchens Freude und seiner Überraschung beschäftigt war. Wie fing er's an, daß sie vorher nichts merkte?

Hinten im Postwagen hatte er ein Tannenbäumchen, Wachslichte und allerlei Geschenke.

Unterdes lag Evchen im Bett — sie war etwas erkältet und Frau Birke sehr ängstlich — behaglich im warmen Zimmer, schaute ein wenig blaß aus und sah mit großen, glänzenden Augen dem Schneeflockentanz draußen zu. Dann ward sie müde und lag still, aber so selig verträumt in ihrem warmen Nest, wie nur je ein Kind, das sich auf Weihnachten freut und das Kommen des heiligen Christ immer wieder von neuem miterlebt.

Und glücklich, wer nicht in den großen Städten, sondern in Gottes freier Natur seine Kindheit feiert! Hier werden alle Wunder Wirklichkeit!

(Fortsetzung folgt.)





Unser Preisausschreiben!

Aus den weit über 2000 für das Preisausschreiben der „**Deutschen Roman-Zeitung**“ eingegangenen Gedichten haben die Preisrichter etwa 24 Arbeiten ausgeschieden, die in Frage kamen. Die letzte Entscheidung lag in den Händen des Leiters unserer Zeitschrift, Dr. Erich Janke, und des bekannten Schriftstellers Paul Friedrich, Berlin.

Den 1. Preis erhielt das Gedicht „**Literaturstunde**“, eingesandt unter dem Kennwort „Flammenleben“. Die Oeffnung des mit dem gleichen Kennwort versehenen Umschlages ergab als Preisträger Herrn **Fritz Wilhelm Schönfeld**, Breslau 5, Opitzstraße 65, I.

Der 2. Preis fiel auf das Gedicht „**Kinderspiel**“, eingesandt unter dem Kennwort „Solitario“. Als Verfasser ergab sich der k. k. Gymnasialprofessor **Hermann Sternbach**, Sambor (Galizien).

Der 3. Preis fiel auf das Gedicht „**Im Lande der Jugend**“, das unter dem Kennwort „Ilse“ eingesandt war. Als Verfasserin stellte sich heraus Fräulein **Christa Niesel-Lessenthin**, Neumarkt i. Schl.

Die 10 Trostpreise gelangen an folgende Einsender:

Herrn **Ernst Ludwig Schellenberg**, Weimar, für das Gedicht „**Sommerabend nach dem Regen**“,
Fräulein **Florentine Gebhardt**, Tegel, für das Gedicht „**Nornengast**“,
Herrn **Dr. Paul Neuburger**, für das Gedicht „**Bild**“,
Frau **Irma Erben-Sedlazek**, für das Gedicht „**Träume**“,
Herrn **Heinrich Bärenklau**, Leipzig, für das Gedicht „**Herbst**“,
Fräulein **Sophie Klörß**, für das Gedicht „**Kunst**“,
Herrn **Herbert Saekel**, für das Gedicht „**Dorf im Tal**“,
Fräulein **Käthe Erdmute Michel**, für das Gedicht „**Gefilde der Seligen**“,
Herrn **Th. Koch**, Wien, für das Gedicht „**Dämmerung**“,
Herrn **Fritz Schnack**, Hammelburg a. Saale, für das Gedicht „**Abendgeschenk**“.
Außerdem wurde auch ein Trostpreis zugedacht Fräulein **Emma Vockerath** für ihr Gedicht „**Leben**“.

Ueber weitere Ankäufe von Gedichten der oben genannten Verfasser geht diesen direkte Nachricht zu. Die Begleitschreiben der nicht gekrönten oder angekauften Einsendungen wurden ungeöffnet vernichtet, zurücksenden können wir also nichts.

Berlin, Ende April 1913.
Anhaltstraße 8.

Leitung und Verlag der

Deutschen Roman-Zeitung und Romanbibliothek.

Literaturstunde.

(Preisgekröntes Gedicht von Fritz Wilhelm Schönfeld.)

So — nun ist es still um uns, ganz still. — —
Die Uhr vergaß den hastig lauten Schritt,
Zottige Felle dämpfen jeden Tritt,
Und auf dem weißen, marmornen Achill

Im Erkerraum, ruht rotes Dämmerlicht.
„Willst du beginnen?" — „Ja, ich will, mein Freund." —
Wie wenn ein Silberquell den Tag durchbricht
Und duftige Gärten, rosenbuschumzäunt,
Durchströmt, klingen die Rhythmen. Ihre Lippe spricht

Ein Lied vom Glück, vom stillen, stillen Glück.
Und als sie endet, weben zitternd sich
Die zarten Töne lange hin und rück,
Ehe die alte Stille träumt. — Wie ich

Dann zagend nach dem schmalen Buch
Mich beuge, ist mir's bang zumut,
Weil ich der weihevollen Stille Bruch
Verzögern will. — Doch lauter pocht das Blut

In mir — und wuchtig, sturmflutgleich
Schreiten die Worte durch den kleinen Raum,
Als wäre er ein stolzes, freies Reich
Und grenze droben an der Wolken Saum.

Und als ich dann das letzte Wort gesprochen,
Ist mir's, als hörte ich zwei Herzen pochen
Heilig und frei.



Die kleine Insel.

Erzählung von Fritz Witte.

In dem Zarnegower Schulzensee befindet sich ein fast kreisrundes Inselchen von etwa 25 m Durchmesser, jetzt ganz mit Gestrüpp von Erlen, Weiden, Brombeeren und wilden Rosen bewachsen, das schon für uns Jungens eine besondere Anziehungskraft hatte, da es die einzige Insel in der Nähe meines Heimatortes ist. Damals fiel es uns bei unseren Indianerspielen nicht besonders auf, daß sie, sonst ganz flach, in der Mitte eine ziemlich regelmäßige, länglich-runde Erhöhung zeigte, die, von dichtem Brombeergerank übersponnen, wegen ihrer schweren Zugänglichkeit in der Regel den Schauplatz unserer letzten Entscheidungskämpfe bildete.

Erst später, als ich samt zweien meiner früheren Spielgefährten die Hochschule bezogen hatte, fühlten wir uns während der langen und langweiligen Universitätsferien bewogen, unsere Aufmerksamkeit dem Inselchen wieder zuzuwenden, und zwar, weil wir vermuteten, daß die Erhöhung auf ihm ein Begräbnisplatz aus früherer Zeit sei. Diese Annahme hatte ihren Grund unter anderem darin, daß die alten Leute des naheliegenden Dorfes nur mit einer gewissen geheimnisvollen Scheu von der Insel sprachen: „Doa is dat nich geheuer; doa späukt dat"; und häufig, wenn auch nicht immer, liegen solchen abergläubischen Überlieferungen Tatsachen zugrunde. Warum also nicht auch hier? Jedenfalls bildete die Untersuchung der Insel eine angenehme Abwechselung, und nachdem wir von dem Besitzer derselben die Erlaubnis erhalten hatten, begannen wir vorsichtig zu graben und fanden zu unserer eigenen Überraschung mehrere Skelette, die allerdings nur noch teilweise erhalten waren und deren Lage darauf schließen ließ, daß die Toten in Eile in das Grab geworfen waren. Irgendwelche Schmuckstücke oder Geräte, die uns Aufschluß über Alter oder frühere Tätigkeit der Toten hätten geben können, fanden wir nicht, auch waren zum großen Bedauern des Mediziners unter uns die Schädel, von denen er wenigstens einen gerne als Sinnbild seines Standes für sein späteres Studierzimmer mitgenommen hätte, nicht unversehrt ans Tageslicht zu fördern, was uns sehr wundernahm, da wir uns gehütet hatten, sie beim Graben zu beschädigen.

So war die Ausbeute unserer Arbeit, abgesehen von der gewonnenen Gewißheit, gleich Null, um so mehr aber reizte es mich, womöglich über die Toten etwas Genaueres zu erfahren, und als wir den Hügel wieder in seine frühere Form gebracht hatten, begab ich mich zu dem Lehrer des Dorfes, einem würdigen und freundlichen alten Herrn, dessen Vater schon die Dorfjugend im „Lesen und Beten" unterwiesen hatte und der mit allem, was in seiner Heimat geschehen, am besten bekannt war. Ich traf ihn im Garten an seinem Bienenstande, und als ich ihm von unserer Ausgrabung erzählt und ihm meinen Wunsch ausgesprochen hatte, führte er mich in die mit wildem Wein dicht umrankte Laube und sagte: „Aus eigener Erfahrung kann ich Ihnen von den Ereignissen, die mit Ihrem Fund auf der Insel zusammenhängen, nicht erzählen, aber ich weiß aus dem Munde meines Vaters, der damals als junger Mensch hier lebte, manches darüber. Allerdings liegt es über jenen Vorgängen wie ein Schleier, der wohl niemals ganz gehoben werden wird."

Und dann erzählte er mir etwa folgendes:

„Im Jahre 1809 war Schill mit seinem Korps durch Mecklenburg gezogen und hatte zwischen Ribnitz

und Damgarten ein Gefecht mit den Rheinbundtruppen gehabt. Damals kam ein junger Mensch nach Zarnegow, ziemlich abgerissen und körperlich herunter. Er nannte sich Fritz Schmettow. Der wurde von dem Schulzen als Knecht eingestellt, da er wenig Lohn forderte und die Leute sehr knapp waren; denn auch in Mecklenburg hatte man die jungen Männer großenteils zum französischen Kriegsdienst ausgehoben. Er erholte sich bald und zeigte sich in allen landwirtschaftlichen Arbeiten erfahren, wußte sich auch den Franzosen, die häufiger durch das Dorf zogen und dort auch Quartier nahmen, stets zu entziehen, indem er vom Schulzenhof verschwand und erst zurückkehrte, wenn die Luft wieder rein war.

Zunächst waren unsere Bauern ziemlich gleichgültig gegen die Vorgänge in der Welt; erst als sie am eigenen Leibe den unerträglichen Druck der Franzosenherrschaft zu spüren bekamen, als ihnen Geld und Wertgegenstände, Korn und Vieh von den einquartierten französischen Soldaten genommen wurden, als sie auch bei den Offizieren auf ihre Bitte um Recht und Gerechtigkeit nur Spott fanden, da bemächtigte sich ihrer mehr und mehr eine dumpfe Wut, die allerdings zunächst durch ihr phlegmatisches Temperament von einem Ausbruch nach außen zurückgehalten wurde, aber an ihren Herzen um so heftiger fraß. — Am schlimmsten von allen im Dorfe erging es dem Schulzen, dessen behäbiger Wohlstand durch die fremden Soldaten völlig vernichtet wurde. Von den vier Pferden, die er im Stalle gehabt hatte, blieb ihm kein einziges übrig, und auch die achtzehn Haupt Rindvieh wurden bis auf zwei alte abgemagerte Kühe eine Beute der Franzosen.

So kam das Jahr 1812 heran, und auch in Mecklenburg-Strelitz begannen die Aushebungen für den russischen Feldzug Napoleons. Fritz Schmettow verschwand, kurz bevor die französische Aushebungskommission auch nach Zarnegow kam, wieder von der Bildfläche, und der Schulze, den man für seinen Mitwisser hielt, wurde in harte Strafe genommen und des letzten Restes seines Besitzes beraubt.

Der Herbst war schon ins Land gekommen, da tauchte Fritz Schmettow wieder auf, mit einem umfangreichen, schweren Bündel, das er unter dem Strohdach des Kuhstalles versteckte, und mit sonderbaren Nachrichten von der schlimmen Lage, in der sich nach dem Brande von Moskau das französische Heer befinden sollte. Seine Augen funkelten in dunkler Glut, wenn er dem Schulzen davon erzählte und ihm zuraunte: ‚Nun is't bald so wit, nu könn' wi bald mit dei Franzosen Afreknung hollen. Paß up, Schult, denn kannst du woll lachen, un dei Franzosen sölen denn man jaumeln; wi willn ehr woll krigen'.

Der Schulze war stumpf geworden in all den Nöten der letzten Jahre, er hatte auch seinen Knecht bei seiner Rückkehr nicht gefragt, woher er käme und was er wolle. Auf dem Acker war nichts zu tun, der war verwahrlost, und so sah er es denn gleichgültig und stumpfsinnig mit an, daß Schmettow fast jeden Tag auf den See hinausfuhr, um für sich selbst und den Schulzen, die einzigen Bewohner des Hofes, Fische zur Nahrung herbeizuschaffen — die wenigstens hatten die Franzosen nicht mitnehmen können —; aber bei der Aussicht, die ihm sein Knecht eröffnete, straffte sich seine zusammengesunkene Gestalt wieder, und ein tückisches Feuer glomm in seinen glanzlos gewordenen Augen auf: ‚Dei Swinhunn sölen man komen, ick will ehr geven, wat recht is'. Und er schlürfte hinaus in den Holzstall und machte sich mit einer Axt zu schaffen, die er dann mit ins Haus nahm.

Der November verging in Sturm und Regen und Nebel. Aus Rußland kamen die offiziellen Siegesnachrichten auch nach Mecklenburg, aber daneben doch auch dunkle Gerüchte von dem Verderben, das über das stolze Heer hereinbrach und es Tag für Tag dem Untergange näher brachte. Fritz Schmettow erfuhr das alles auf unerklärliche Weise viel früher als die andern, und wenn er gegen Abend von seinen Streifzügen zurückkehrte, dann erzählte er mit grimmigem Lachen und wütender Befriedigung am Herdfeuer dem Schulzen, was er wußte, und stachelte diesen mit seinem eigenen leidenschaftlichen Hasse zu sinnloser Wut gegen die Franzosen, die Vernichter seines schönen Hofes, auf.

Anfang Dezember endlich wurde die schlimme Lage der französischen Armee zugegeben; gleichzeitig hatte Napoleon, was aber noch nicht bekanntgegeben wurde, die Aufstellung eines neuen Heeres in Polen angeordnet, für das in aller Stille die Aushebungen vorgenommen werden sollten. Ehe man sich's versah, tauchten auch in Mecklenburg an verschiedenen Orten französische Kommissare auf, welche — wenn nötig, unter Anwendung von Gewalt — die bei den bisherigen Aushebungen verschonten jungen Leute in das Heer einreihen sollten.

Es war in der Mitte des Dezember. Das Wetter war seit einigen Tagen milder geworden, ein starker Westwind hatte ein Gemisch von Regen und Schnee gebracht, und schon bald nach Mittag senkte sich in dem Schneetreiben die Dämmerung über das Land. Der Schulze saß wie gewöhnlich dumpf vor sich hinbrütend an dem offenen Herd, dessen Flammen von den durch den Schornstein dann und wann herunterkommenden Windstößen ängstlich flackerten, als Pferde auf dem Hofe trappelten und gleich darauf die Haustür aufgerissen wurde und ein französischer Rittmeister mit sechs Dragonern auf die Diele trat. Da der Schulzenhof etwas abseits von den übrigen Gehöften lag, so hatte man im Dorfe von dem plötzlichen Eintreffen der französischen Soldaten nichts gemerkt, und man würde auch wohl niemals etwas davon erfahren haben, wenn nicht der Schulze, der infolge der Ereignisse jenes Tages völlig tiefsinnig wurde, später manchmal Andeutungen über grausige Vorgänge gemacht hätte. Damals entstand auch das Gerede, daß es auf der kleinen Insel spuke. Meinem Vater aber, zu dem er wohl besonderes Vertrauen hegte, hat der Schulze einige Jahre darauf, als der Hof schon in andere Hände gekommen war und er selbst im Altenteil lebte, in seiner verworrenen Art etwas Genaueres aus jener Nacht erzählt, so daß wir uns danach wenigstens ein ungefähres Bild von den Vorgängen machen können.

Als der Schulze auf den lauten Anruf des Ritt-

meisters — es war ein Westfale, der in französische Kriegsdienste getreten war — sich umwendete und die französischen Soldaten erkannte, da erinnerte er sich jäh der letzten Erzählungen seines Knechtes über das Schicksal der Franzosen in Rußland. ‚Wat willn Ji hier? Sünd Ji noch nich dot froaren? Makt, dat Ji rut kamen! Bi mi is nicks mihr tau holen!‘ Aber das Verhalten der Soldaten wollte nicht zu der Erwartung des Schulzen, wie sie durch die Schilderungen Fritz Schmettows in ihm erweckt war, stimmen, sie waren nicht elend und demütig, sondern kurz und barsch warf ihm der Rittmeister die Worte zu: ‚Ist Er der Schulze von Zarnegow?‘ Und als der Angeredete nickte, fuhr er fort: ‚So hat Er mir sofort alle jungen Leute zwischen 18 und 30 Jahren zu nennen, die im Dorf anwesend sind, vor allem aber für meine Leute ein gutes Abendessen bereiten zu lassen.‘ — Der Schulze hatte nur das letzte aufgefaßt, weil er Ähnliches schon so oft aus französischem Munde gehört hatte, und halb ängstlich, halb mit verbissener Wut stieß er hervor: ‚Dat kann'k nich, ick hew allein nicks mihr‘. Der Rittmeister mochte an derartigen Bescheid schon gewöhnt sein, er rief seinen Soldaten einen kurzen französischen Befehl zu, und diese verließen das Haus, durchstöberten die Ställe, stellten ihre Pferde in dem leeren Pferdestall unter und fanden in dem Kuhstall außer den beiden halbverhungerten Kühen noch etwa ein Dutzend Hühner, die dort schon zu Ruhe gegangen waren. Mit einer Geschicklichkeit, die auf vielfache Übung schließen ließ, griffen sie diese, rissen ihnen die Köpfe ab, brachten sie lärmend ins Haus und hatten sie in kurzer Zeit zum Braten hergerichtet.

Der Schulze hatte sich in eine halbdunkle Ecke, in der auch seine Axt lehnte, zurückgezogen und verfolgte mit dem scheuen Ingrimm eines verprügelten Hundes das Treiben der Soldaten, die auch durch die Anwesenheit ihres Vorgesetzten in keiner Weise sich in Schranken halten ließen, vielmehr mit höhnischen Zurufen die Hühnerknochen, nachdem sie ihr Mahl gehalten, dem Schulzen ins Gesicht und vor die Füße warfen.

Der Rittmeister hatte allein an dem einzigen Tisch, der vom Licht eines Kienspans spärlich erhellt wurde, sein Mahl beendet, dann schickte er die Soldaten hinaus, um nach den Pferden zu sehen und die Nacht im Stall zu verbringen. Nun saß er eine ganze Weile in tiefem Sinnen, während der Schulze zusammengekauert in seiner Ecke verharrte. Es mochten keine angenehmen Gedanken sein, die dem Offizier durch die Seele zogen, denn sein Gesicht wurde immer finsterer, und die Lippen unter dem kleinen Schnurrbart preßten sich fester zusammen. Endlich aber — es war inzwischen draußen völlig finster geworden und die Soldaten im Stalle waren verstummt — zog er eine Liste hervor und rief mit heroischer Stimme den Schulzen an: ‚Nun nenn' Er mir die Leute zwischen 18 und 30 Jahren in Seinem Dorf!‘ Er hatte dem Schulzen halb den Rücken zugekehrt, und so sah er nicht, wie dieser, den Stiel seiner Axt umklammernd, aufstand und, seine schweren Holzpantoffeln stehen lassend, näherschlich. Dabei sprach er monoton wie ein Schlafwandler: ‚Ja, Herr, doa is jo denn tauirst . . .‘ Schon war er ziemlich nahe an den Rittmeister herangekommen, schon wollte er die Axt zum Schlage heben, da wurde mit einem Ruck die Tür aufgestoßen, und in der Öffnung stand ein junger Mann in der Uniform eines Schillschen Offiziers: ‚Holt, Schult, dei Mann hürt mi!‘ Dem Schulzen fiel vor Schreck die Axt aus der Hand; das mußte ja der Sprache nach sein Knecht sein, und doch erschien er ihm nicht nur wegen der Uniform, sondern auch wegen seines Gesichtsausdrucks so ganz verändert, daß er unwillkürlich Respekt vor ihm bekam. Der Rittmeister aber war beim ersten Klang der Stimme aufgefahren und starrte jetzt den vor ihm Stehenden mit entsetzten Augen wie ein Gespenst an. Der andere aber maß ihn mit wildem Frohlocken in den Augen von Kopf zu Füßen: ‚Ja, ja, Herr Rittmeister von Waldenburg, ich bin's leibhaftig, Ihr Jugendfreund und beinahe Schwager Fritz von Schmettow. Ich bin noch nicht umgekommen, wie Sie wohl hofften, als Sie uns an Ihren Lustspielkönig Jérome verrieten. Das hätten Sie wissen sollen, daß ich nicht sterben konnte, ehe ich mit Ihnen abgerechnet hatte. — Bringen Sie mir keinen Gruß von meiner Braut, Ihrer Schwester Luise, die Sie an Ihren König verkuppelt haben? Sonnt sie sich noch in seiner Gunst, oder ist sie schon in die Rumpelkammer gewandert, wie so manche andere?‘ — Der Rittmeister hatte allmählich die Erstarrung, in die ihn das plötzliche Erscheinen Schmettows versetzt hatte, abgeschüttelt, und er suchte nun langsam an das nach dem Hofe gehende Fenster sich heranzumachen, um seine Leute zu Hilfe zu rufen, denn er wußte wohl, daß es jetzt um sein Leben ging.

Doch sein Gegner hatte ihn scharf beobachtet. ‚Schult‘, rief er, ‚stell di mit dei Ex ant Finster un lat em nich ran.‘ Das geschah. ‚Vor einer Störung durch Ihre Leute, Herr Rittmeister‘, sagte Schmettow mit eisigem Hohn, ‚wären wir auch so sicher, da die Stelltüren fest verschlossen sind; es soll ihnen nur die Nachtruhe nicht geschmälert werden. Und nun — Sie wissen wohl, daß nur einer von uns lebend das Haus verlassen wird. Also heraus mit der Klinge, und danken Sie es unserer früheren Freundschaft, daß ich trotz allem Ihnen einen anständigen Soldatentod ermögliche.‘

Und jetzt begann zwischen den rauchgeschwärzten Wänden der alten Diele in dem unruhigen Flackerlicht des Kienspans und des Herdfeuers ein Zweikampf, von beiden Seiten mit schweigender Wut ausgefochten, daß dem an solchen Anblick nicht gewöhnten Schulzen sich die Haare sträubten. Schließlich aber gelang es Schmettow, seinem Gegner den Säbel aus der Hand zu schlagen, der in weitem Bogen klirrend am Herd niederfiel, und in demselben Moment rannte er ihm seinen Degen durch die Brust. — — — — — —

Hier hat der Schulze die Erzählung von den Vorgängen des Abends abgebrochen, wohl in der instinktiven Furcht, durch den weiteren Bericht sich selber zu belasten, und auf eine Frage meines Vaters sagte er weiter nichts als: ‚Denn annern Morgen hewwen wi

ehr den all säben up dei lütt Insel ingrawt'. Weiter war nichts aus ihm herauszubringen.

Schmettow war seitdem verschwunden, und mit ihm die Pferde und die Uniformen der Dragoner. Jochen Grapow aber, ein Bauernsohn von hier, der den Freiheitskrieg als Husar mitgemacht hat, erzählte nach seiner Rückkehr, er hätte in Schlesien einen Leutnant der Lützower gesehen, und das müsse Fritz Schmettow gewesen sein. Gesprochen aber hatte er nicht mit ihm, da sie bald auseinandergekommen waren."

— — — — — — — — — — — —

So erzählte mir der alte Lehrer. Und ich kann seitdem nicht an der unscheinbaren, kleinen Insel vorbeisegeln, ohne daß mir die Erinnerung an die blutige Not meiner Heimat vor hundert Jahren einen Schauer über den Rücken jagt.



Kinderspiel.

(Preisgekröntes Gedicht von Hermann Sternbach.)

Ein Schloß im Sand, erbaut von Kinderhänden
Mit vielem Fleiß und wichtig-ernstem Sinnen,
Mit kühnen Türmen, hellbesonnten Zinnen
Und mittelalterlich verzierten Wänden.

Drin wandeln bleiche Märchen, duftige Legenden
In bunter Fürstentracht und schlichtem Bauerlinnen;
Zuweilen sitzt das Kindergruseln drinnen:
Das graue Weib mit seinen dürren Händen.

In einem Erker aber, tief verborgen,
Dort sitzt das Hoffen mit verträumten Blicken
Und windet Kränze für ein spätes Morgen,

Den goldnen Kindertraum damit zu schmücken,
Und ahnt noch nicht die lauernden Gewalten,
Die Träume malmen, eh sie sich entfalten!



Vom Monat Mai.

(Maitau und Mairegen.)

Von Margarete von Berlin.

„Durch Walpurgisnacht
Geht der Weg zur Maienpracht",

sagt ein altes Volkswort, dessen eigentliche Deutung die ist, daß manchmal dem Schönsten und Herrlichsten, das es gibt und das uns zur Freude dient, irgendwelcher Schrecken oder irgendwelche schwere Aufgabe voraufgeht, nach deren Überwindung man sich erst des errungenen Glückes freuen kann. Deshalb wähnte man auch im alten Volksglauben, daß in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai alle Hexen, Kobolde und bösen Geister losgelassen wären, ihr schädigendes Wesen zu treiben. Denn daß die durch das Christentum verbannten Götter, namentlich aber Göttinnen, noch etwas von der alten Macht hatten, glaubte das Volk als sicher annehmen zu können, und ebenso nahm es an, daß es ganz besondere Zeiten wären, in denen sie diese alte Macht ausübten. Das Volk stellte sich vor, daß die vertriebenen Göttinnen zunächst diese Macht brauchten, um die Menschen zu ängstigen und zu beunruhigen, und es fand nur langsam den Mut, sich dieser bösen Götter zu entledigen, ihr unheilbringendes Tun abzuwehren. In der ersten Mainacht nun sollte dieses Tun der Vernichtung der Flur gewidmet sein. Darum erhielten sie den Namen Hexen aus dem althochdeutschen Hagazussa, verkürzt Hagus (mittelhochdeutsch Heese oder Herse), eine Zusammensetzung des Wortes Hag und schädigende. Unter Hag verstand man Flur, Wald und Feld.

Und auch, als diese bösen Geister durch das Auftreten der heiligen Walpurga, der der erste Maitag geweiht war, offiziell wieder aufgegeben waren, die Hexennacht mit ihren wunderbaren Begebenheiten, den Besenritten der Hexen nach einsamen Bergen, Felsen und Klüften, namentlich nach dem sogenannten Hexentanzplatz im Harzgebirge, hat sich durch alle Jahrhunderte behauptet und lebt in vielen Gegenden noch heute im Glauben und Brauch des ländlichen Volks. Es ist noch nicht allzu lange Zeit her, daß z. B. die Kinder einer Stadt, so auch der nahe bei Berlin belegenen berühmten Hussitenstadt Bernau, am Abend des 30. April durch die Straßen zogen, um an die Haus- und Stalltüren drei Kreidekreuze zu machen. Denn in mit dem Christenzeichen versehene Räume wagen sich die Hexen nicht. Im wendischen Spreewalde, in Schlesien, in Pommern und Mecklenburg legt noch heute mancher Landmann, mancher Knecht, vielleicht mehr aus alter Gewohnheit dieses Tages am Abend vor dem ersten Mai zwei Besen oder zwei Schaufeln über Kreuz auf die Schwellen der Ställe oder Scheunen. — Brachten die bösen Geister Schaden für den Hag, den Stall, das Vieh, die Milch, die Butter, so mußte im Gegensatz dazu natürlich die heilige Walpurga segensreich wirken. Sie schritt also, wie man annahm, segenspendend durch die Auen und wurde die Schützerin der neuen Vegetation. Dafür wurde sie nun aber, wie nicht anders für den



naiven Volksglauben anzunehmen war, von den bösen Geistern verfolgt, und so haben sich seit über tausend Jahren gerade für diese erste Mainacht Legende und Sage, Volks- und Aberglaube unentwirrbar vermischt und zu bunten Gebilden vereint.

Es würde dem deutschen Volksbewußtsein geradezu unmöglich sein, sich vorzustellen, daß die segnende Walpurga, die eigentlich eine fromme Kirchenheilige war, aus der der Volksglaube allein sie zur Flurgöttin machte, die vielfach heidnische Züge an sich trägt, von solchen bösen Geistern wirklich vernichtet werden könnte. Deshalb mußte in den nach und nach entstehenden Legenden Walpurga stets, etwa durch Hilfe guter Menschen, vor den Hexen geschützt werden. Da kommt z. B. ein Landmann mit einem Wagen, auf dem er Stroh fährt, und er läßt auf ihre Bitten Walpurga, ohne sie zu kennen, mitfahren. Als er daheim ankommt und der Fremden vom Wagen helfen will, ist sie verschwunden, aber ein Teil des Strohs hat sich in Gold verwandelt. Diese Verwandlungssagen liebte das deutsche Volk sehr, wir finden sie noch in andern Sagen, z. B. denen des Rübezahl und der Musikanten vom Kyffhäuser. Es entsprach dem Volkssinne, sich seine im Walde, im Felde oder in Felsen lebenden sagenhaften Gestalten als Wohltäter hilfreicher oder bescheidener Menschen zu denken. Und so wurde Walpurga auch insofern eine Wohltäterin der Menschen, als man ihrer Huld und Güte den Maitau zuschrieb, der für Feld und Wiese als besonders segensreich bekannt ist.

Diese Ansicht bezieht sich auch in den meisten Gegenden auf den Mairegen. Nur ist es ziemlich gleich, wann der erste Mairegen fällt, während gerade der Tau der ersten Mainacht als besonders wichtig gilt. Ein alter Kinderspruch sagt:

„Wenn's taut im Mai, wird's grön (grün),
Werden alle Jungfern schön",

und vom Mairegen sagt ein ebenso alter Kindervers:

„Mairegen bringt Segen,
Da wächst jedes Kind,
Da wachsen die Blätter,
Die Blumen geschwind."

Maitau in der ersten Mainacht bedeutete früher den eigentlichen wirklichen sichtbaren Segen aller Flur. Das Vieh, das vom mit Maitau bedeckten Gras fraß, wurde nicht krank, die Kühe, die darauf geweidet hatten, gaben besonders reichliche Milch, und die Butter, die in einem Faß bereitet war, das man mit einem, durch Maitau gezogenen Tuch ausgerieben hatte, wurde besonders süß, fett und schön. Natürlich weiß man in den großen Genossenschaftsmeiereien, die heute überall üblich sind, nichts von derlei Glauben, aber hier und dort, vielleicht ganz verstohlen, übt doch noch eine alte ländliche Frau, die ihren kleinen Buttervorrat selbst bereitet, den alten Brauch.

Heute noch freuen sich die Landleute, wenn sie am Morgen heller, heiterer Maitage die Felder und Wiesen bedeckt mit Maitau sehen, früher aber war allgemein der erste Maitag besonders gültig für den Segen, den er bringen sollte.

War aber Gras und Saat und Moos trocken geblieben oder gar bereift, so war es trübe um die Ernteaussichten des Jahres bestellt, und wenn auch spätere Tage und Wochen an reichlichem Tau nachholten und es reichlich Futtergras gab, man traute ihm keine besondere Nährkraft zu, denn es hatte „kein' Walperntau bekommen".

Alte Bauernsprüche besagen das noch, und diese alten Sprüche hat die neue Zeit mit ihrer landwirtschaftlichen Wissenschaft nicht ganz verbannen können.

„Regen in Walpurgisnacht hat stets ein gutes Jahr gebracht."

Dagegen ist Reif und Frost in der ersten Mainacht nicht gern gesehen:

„Walpurgisfrost ist schlechter Trost".

Allerdings sind auch hierin die Ansichten der verschiedenen Gegenden verschieden. Man liebt z. B. in Mecklenburg zwar den Tau der ersten Mainacht und den Mairegen im allgemeinen, nicht aber den Regen, der in der Walpurgisnacht fällt, denn mit diesem Regen weisen die göttlichen Mächte die ihnen auf Erden entzündeten Fest- und Opferfeuer zurück, und das galt für ein böses Zeichen.

Nun soll es aber auch kein allzu nasser Mai werden, weil dann dem Landmann die notwendigen Arbeiten auf dem Felde zu sehr erschwert werden. Deshalb sagt man wohl hier und dort, daß reichlicher Tau während der ersten drei Mainächte den Mairegen entbehrlich mache. „Tau auf der Wiese ist Gold in der Tasche", und „Maitau macht grüne Au."

König Gustav III. von Schweden zeigte einst einem Ostgotländer Bauern einen Ring, dem er ihm schenken wollte, und fragte, ob er ihn für wertvoll halte. Der Bauer antwortete: „Der Ring ist doch wohl nicht so wertvoll wie ein Schauer Regen im Mai."

Mit dem Gedanken an den Wert des Maitaues verbindet sich die Übereinstimmung mit dem Golde. Tau ist Gold. Darum trägt in der Sage und Legende die heilige Walpurga Goldschuhe, mit denen sie durch den Acker schreitet, darum erscheint in der Walpurgisnacht die Goldkrone Brunhilds auf der Oberfläche der Bode im Harz und schwimmt bis zum Sonnenaufgang auf der klaren Flut.

Aber auch außer der Vorhersage guter Ernte ist der Tau wertvoll und heilig. Tau sind Tränen der Engel, die sie weinen, um Gottes Erbarmen für die Menschheit rege zu halten, und weil der Tau geheiligte Tränen sind, fällt nach altem Volksglauben er niemals dahin, wo man Gespenster oder Hexen vermutet, wie es in Bürgers Ballade vom Pfarrer von Taubenheim heißt:

„Im Garten des Pfarrers von Taubenhain,
Da ist eine Stelle, da wächst kein Gras,
Die wird vom Tau und Regen nicht naß."

Außerdem wirkt der Maitau verschönend und verjüngend, eine Wirkung, die schon die vorgeschichtliche Mythenbildung kannte. Mit Tau verjüngte Medea Jasons alten Vater, mit Tau mußte Eos ihren alten Gatten Titon täglich neu beleben. Im Tau sah man in Eng-

land ein Heilmittel gegen die Pest, aus dem Tau auf Laub und Blumen bereitete die Heilkunst des Mittelalters allerlei verschönende Salben und Waschwasser, die hoch im Preise standen.

Auf den Maimonat mit seinem Tau und Regen vertröstete man Kranke und Sieche, das Gehen im Maitau wurde als besonders heilkräftig gepriesen.

Uhland sagt in seiner Dichtung vom Gang der drei Marien am Ostertag zum Grabe Jesu:

„Es gingen drei heilige Frauen —
Als wie im Maientauen"

oder als Vergleich mit dem mutigen Vordringen der Deutschen in der Schlacht:

„Die Deutschen wurden wohlgemut,
Sie gingen in der Toten Blut
Als wie im Maientaue."

Gleich heilsam war das Trinken des Maitaues, ein Maitrank, der aber mit unserm heutigen Maitrank keinerlei Ähnlichkeit hatte. Jenes Maitrinken hatte genaue Verbindung mit der Legende der heiligen Walpurga. Am Grabe der Heiligen zu Monheim boten Fürstentöchter den ankommenden Pilgern Trank und Speise an. Dabei ging einst ein kostbares Zinngefäß auf unerklärliche Weise verloren. Als die Wallfahrer, heimwärtsziehend, schon zwei Tagereisen von Monheim entfernt waren, stand es plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, in der Mitte des Weges vor ihnen. Man brachte es zurück zur Gruftkirche, wo es lange Zeit als ein Wunderzeichen aufbewahrt wurde.

Maitau — Mairegen — Maisonne sind die Boten des nahenden Sommers, deshalb singt auch die kleine Welt schon in dieser Zeit den alten Vers:

„Tra — ri — ra —
Der Sommer, der ist da —
Wir wollen in die Hecken
Und wollen den Sommer wecken —
Tra — ri — ra —
Der Sommer, der ist da! —"



Im Lande der Jugend.

(Preisgekröntes Gedicht von Christa Niesel-Lessenthin.)

**Ringsum aus dem geweihten Lande quoll
Der Duft der Scholle, die der Pflug zerschnitt.
Vom Berge kam ein Abendschein und glitt
Zu Tal und sänftigte der Winde Groll.**

**Das ist das Land, das mit mir liebt' und litt,
Da mir die Jugend heiß zum Herzen schwoll —
Verwehten Glückes Wunderaugen, voll
Von heil'gem Licht, beglänzen meinen Schritt.**

**Die Glockenlieder ferner Dörfer schlossen
Sich Glied um Glied zu einem goldnen Ringe,
Und Trug und Traum des Tages, übergossen**

**Vom Hauch des Ewigen, erschien geringe,
. . . . Und meine Seele suchte den Genossen,
Der sie und all ihr Glück und Weh umfinge.**



Sonntag.

Plauderei von Margarete Wolff-Meder.

Ein Zauberer ist's, der mit lachendem Gesicht durch die Lande schreitet. Dicht neben dem Jungbrunnen wohnt er, und von dort kommt er jede Woche verjüngt ins Reich der Menschenkinder.

„Grüß Gott!" ruft er und schwenkt seinen Hut mit dem Blumen- oder Tannenstutz. Und . . . fortgeweht ist der Werktag.

Vom stolzen Dom bis zum kleinsten Dorfkirchlein jubeln die Glocken: „Sonntag! . . . Sonntag! . . . Es ist Sonntag!"

Laßt es ein Sonntag sein.

Sie, geehrter Herr Fabrikbesitzer, haben am Sonnabend Ihren Arbeitern Feierabend verkünden lassen, und zwar mit einer fürchterlich schrillen Pfeife, wollen Sie das Ding künftig nicht auch für sich selbst ertönen lassen, so um Ihren Ärger hinauszupfeifen? Ja, pfeifen Sie auf Ihren Werktagsärger, ehe Sie zu Frau und Kindern heimgehen, um den Sonntag mit ihnen zu verleben. Und Sie ebenfalls, geehrter Herr Geschäftsinhaber, vergessen Sie ja nicht, mit Ihren Hauptbüchern auch Ihren Ärger in den feuerfesten Kassenschrank zu verschließen. Am Montag werden Sie ihn schon unversehrt wiederfinden. Sie brauchen ihn nicht besonders gegen Diebstahl zu versichern.

Und so auch alle die anderen, die ihr sorgende Familienväter seid, verschließt euren Werktagsärger, pfeift auf ihn, feiert den Sonntag.

Wie wir ihn recht feiern sollen? Wer will das sagen? Was dem einen eine Eule ist, ist dem anderen eine Nachtigall.

Froh sein mit den Unseren, die Sorgen ban-

nen und jung sein und so ihn zum rechten Erholungstage werten.

Aus ferner Jugendzeit stehen mir die Sonntage noch heute vor der Seele. Der Friede einer herzerquickenden Idylle weht noch heute von ihnen zu mir her. Ich sehe die Straßen der kleinen, norddeutschen Stadt in Stille und Sauberkeit daliegen. Die Steinstufen vor den Hauseingängen sind mit weißem Sand bestreut. Aus jedem Hause scheint es förmlich nach Sonntagsbraten zu duften. Wir Kinder warten in festlichen Kleidern auf die aus der Kirche heimkehrenden Eltern. Nun läuten die Glocken. Nun kommen Sie. Wir stürmen ihnen jubelnd entgegen; denn nun gibt's die leckeren Sonntagsgerichte, und dann gehören die Eltern uns, den lieben, langen Nachmittag über.

Wir spielen zusammen im Garten, wir machen weite Spaziergänge in die Umgegend hinaus. Sie lehren uns die Natur kennen und lieben.

Das waren schöne Unterrichtsstunden, anders als in der engen Schulstube. Wieviel haben wir noch da gelernt! . . . Und eins vor allem: den Sonntag feiern, ihn im Festkleide begehen.

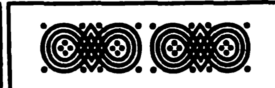
Die ungeschriebene Devise meines Elternhauses, die da lautete „der Werktag der Arbeit, der Sonntag der Familie", trug die hellsten und schönsten Glücksstunden in meine und meiner Geschwister Kindheit hinein.

Vielleicht kann ich mich hauptsächlich darum eines Mitleides nicht erwehren, wenn ich am Sonntag nachmittag die Kinder in wilden Spielen durch die Straßen lärmen und tosen höre. Haben sie keine Eltern, keine Angehörigen, denen es danach verlangt, sich an diesem Tage ihnen zu widmen? Oder hat der Vater Werkstattssorgen mit heimgebracht? Ist's nun trübe im Hause? Sind sie darum auf die Straße zu ihren kindlichen Spielen entflohen?

O ihr, die ihr Kinder habt, lernt den Sonntag mit ihnen leben, lernt auf den Ärger pfeifen, ihn verschließen, daß sie sich auf ihn freuen und jubeln: „Der Sonntag ist da, der Sonntag!"



Bücherbesprechungen



Jonathan Swifts Prosaische Schriften. Deutsche Ausgabe in vier Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Felix Paul Greve, Berlin. Erich Reiß Verlag.

Der Dichter des Romans „Gullivers Reisen", den Hettner die gewaltigste Satire, die seit Aristophanes geschrieben ist, nennt, ist mit seiner Persönlichkeit, seinen künstlerischen und politischen Absichten durch sein Werk, das Hunderttausende von Übersetzungen und Bearbeitungen erfahren hat, vollständig verdunkelt, sein Leben und Wirken ist fast ganz vergessen worden. Swift wollte mit jener Reisegeschichte durchaus nicht nur ein Märchen geben, der Roman ist vielmehr eine umständliche, symbolisch ungemein originelle und auch tiefsinnige Satire auf die englischen Zustände, wie sie sich am Anfange des 18. Jahrhunderts herausgebildet hatten. Wir finden natürlich in den zum Teil sehr schlechten Bearbeitungen des „Märchens" nichts mehr von satirischen Pointen und dergl., deshalb wollen wir uns der wortgetreuen Neuübersetzung Greves besonders freuen und können sie als ein Verdienst anerkennen. Die Neuausgabe enthält „Gullivers Reisen" im vierten Bande, sie hat ferner aufgenommen die s. Zt. berühmten satirischen „Tuchhändler-Briefe", die schärfsten Pamphlete gegen Politik und Kulturleben Englands, die jemals geschrieben worden sind. In ihnen wird das ganze öffentliche Leben mit ungemein sarkastischem Witz und mit einer geradezu überströmenden Phantasie verspottet. Die Ausgabe enthält u. a. auch das bekanntere „Märchen von der Tonne", in dem der Theologe Swift Katholizismus, Luthertum und Calvinismus gleich scharf und geistvoll verspottet und „Die Bücherschlacht", in welcher die Bücher romantischer und klassischer Richtung miteinander kämpfen. Es würde sich lohnen, einmal die Lebensgeschichte dieses merkwürdig von Leidenschaft, Herrschsucht, Haß, Menschenverachtung und Ehrgeiz erfüllten, stets gespannten und unruhigen, doch geistesstarken und selbstlosen Menschen, Politikers und Dichters zu entwickeln. Auch biographisch wichtige Dokumente, wie das umfangreiche „Tagebuch für Stella" — Swift liebte zwei Frauen — sind in die neue Ausgabe aufgenommen worden. Ich möchte auf das schöngedachte und verdienstvolle Unternehmen nachdrücklich hinweisen.

Hans Benzmann.

Ausgegeben am 17. Mai 1913. Verantwortlicher Leiter Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8. Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H. Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Allen Gewalten zum Trutz.

Ein Lebensfragment

von

Johann Georg Seeger.

3. Fortsetzung.

Es war eine kühle Sternennacht, als die Freunde nach St. Johannis, der westlichen Vorstadt, zuwandelten. Gärten und Häuser ruhten wie schlummernd. Nur da und dort war ein Fenster erhellt. Der Westwind blies über den Friedhof, und Sichelstiel flüsterte: „Ist das nicht eine romantische Nacht für Liebesabenteuer?" Vor einem langgestreckten, einstöckigen Gebäude hielten sie, und der Liebhaber pfiff einige Male auf seinem Hausschlüssel. Endlich öffnete sich das Gartentor, und ein Mädchen trat heraus. Karl erstaunte über die Kälte, mit der es seinen Freund begrüßte, und über das zaghafte Wesen Emanuels. Darüber wunderte er sich seltsamerweise nicht, daß sie ihm freundlich begegnete und auf seine Scherze einging. Sie hatten eine Viertelstunde gesprochen, dann holte sie eine Laterne und sagte lachend: „Ich muß euch doch einmal bei Licht betrachten." Forschend ruhten ihre blauen, ehrlichen Augen auf Karl, während weder sie noch Biener den zornigen, haßerfüllten Blick Sichelstiels wahrnahmen. Sie stellte die Laterne auf den Boden, und nun schwätzten das Mädchen und Karl lustig, wie alte Bekannte von allem Möglichen. Als sich aber Biener seines Freundes erinnerte, war dieser verschwunden. Mit einem Scherzwort nahm er von dem Mädchen Abschied, den Verlorenen zu suchen. Er fand ihn nicht.

In den nächsten Tagen war er sehr beschäftigt; aber die erste frei Stunde benutzte er dazu, den Freund zu besuchen. Er sei nicht daheim, sagten ihm Mutter und Schwestern und benahmen sich so ablehnend, daß selbst er es

merkte und über die Ursache nachgrübelte. So oft er nun kam, erhielt er die gleiche Antwort. Da beschloß er, bei dem Mädchen Erkundigungen über den Freund einzuziehen und traf mit ihr noch dreimal zusammen. Sobald er aber nur von Sichelstiel zu reden anfing, fiel sie ihm ins Wort und rief: „Schweigen Sie mir doch von dem! Der und seine Verwandten sind lauter falsche Katzen!"

So kam der Dezember heran, und eines Sonntags ging er nach Hause. Unter der Tür begegnete ihm Adam Mortuus und sagte: „Bub, ein Taifun liegt in der Luft. Bring' deinen Swammerdam beizeiten in ruhiges Fahrwasser. Geh' in deine Dachkammer und blase Flöten!"

Er aber stieg die Treppe hinauf; sein gutes Gewissen ließ ihn nicht feige fliehen, und nun stand er seiner Mutter gegenüber, die wie eine finstere Wetterwolke drohend ihm entgegengetreten war.

Was habe ich nur wieder verbrochen? fragte er sich, und da ihm keine eigentliche Sünde einfiel, folgte er, entschlossen, den Sturm über sich wegfegen zu lassen, seiner Frau Mutter in die Wohnstube. Aber diesmal half ihm Ruhe und Trotz nichts; es griff ihm ins Herz.

„Wie?" rief Frau Christine Susanne. „Du wagst es noch, heiter, als wäre nichts geschehen, zu deiner Mutter zu kommen?! Schneide kein solch frech erstauntes Gesicht! Bei Nacht und Nebel mit einem liederlichen Weibsbild herumzuziehen . . . ."

„Frau Mutter! Das ist nicht wahr!" schrie Karl.

„Ein Sündenbengel, ein Schandbube bist du . . . So verkommen, daß ich mich schäme, deine Mutter zu heißen . . . Beweisen soll ich es dir, sagst du? Die Mutter deines Freundes hat mir deine Schandtaten erzählt und gesagt, daß ihr Sohn aus Ekel vor dir nicht mehr mit dir Verkehr haben will. Wie? Du lachst?" Ihre Hand hob sich zum Schlagen; der trotzige, drohende Blick Karls hielt sie zurück. „Das Weibsbild hat es vor ihrer Herrschaft und mir eingestanden, daß sie mit dir einige Male geplaudert habe. Gelogen hat sie, wie du jetzt lügst, und weiter nichts bekannt. Aber das Zeugnis der Sichelstielin hat sie vernichtet. Ihre Herrschaft hat sie mit Schimpf und Schande davongejagt . . . ."

„Frau Mutter, da ist ein himmelschreiend Unrecht geschehen!"

„Dich kann ich nicht davonjagen, ob du es gleich verdient hast. Aber bildet euch nicht ein, weil ihr groß seid, könntet ihr meiner Zucht entfliehen, Ihr seid böse, ungeratene Kinder. Der Lorenz, der jetzt in Regensburg ist, ist der einzige, an dem ich noch ein bißchen Freude haben kann. Aber du und Gottliebe . . . . Bursche, mach' mir nicht solch ein trotziges Gesicht! Ah! ich sehe schon, daß du mich quälen, bis zum Tode quälen wirst und verkommen, zum Mörder sinken willst . . . ."

Sie richtete sich auf, und an ihrem Sohn vorbeiblickend, rief sie: „Ich darf dich nicht versinken lassen, aus christlicher Liebe darf ich's nicht. Ich bin eine arme Witwe. . . . Was bleibt mir übrig? Ach Gott, ach Gott! Du bist schuld, wenn ich aufhöre, deines seligen Vaters treue Witwe zu bleiben . . wenn ich das schwere Opfer bringe, mich mit einem andern Mann zu vermählen, der dir ein strenger Stiefvater sein will."

Nun war's heraus. Seit acht Tagen war sie mit Herrn Theodor Dörrbaum einig, ohne zu wissen, wie sie es vor ihren Kindern begründen sollte. Karl stand wie trunken vor seiner klagenden, scheltenden Mutter, ließ den Sturm auf sich niederstürzen, blickte mit wilden Augen der Verzweiflung umher, und jetzt sprang er mit wahnsinnigem Lachen an Frau Christine Susanne vorbei, stieß die vor der Tür lauschende Monika beiseite, daß sie mit dem Kaffeeservice zu Boden fiel, und rannte aus dem Hause.

Nicht die Schmachworte, die ihn wie Hagelschauer getroffen, nicht die Drohung der Mutter, sich wieder zu verheiraten, jagten ihn durch die verschneiten Straßen nach St. Johannis. Der Schmerz und die Leiden des unschuldigen Mädchens, die Wut über die ihr angetane Ungerechtigkeit waren es, das tiefe Weh, das jeden Ehrlichen ergreift, wenn er die Unschuld leiden sieht. Sein Gewissen war rein. Um sich nach dem Freunde zu erkundigen, hatte er das Mädchen, dessen Vor- und Zunamen er nicht einmal wußte, aufgesucht; und gerade dadurch hatte er die Arme ins Gerede, ins Unglück gebracht.

Verzweifelt irrte er vor ihrem Haus auf und ab, fragte die Köchin und mußte hören, daß er mit dem Mädchen des Nachts umhergezogen

sei, daß seine Mutter und die Sichelstielin gekommen seien, daß man die Liederliche davongejagt habe und niemand wisse, wo sie sich aufhalte.

Da taumelte er nach Hause und lag 4 Tage fiebernd zu Bett. Als er sich wieder erhob, brannte in seinen Augen ein wildes, loderndes Feuer und aus Bemerkungen seiner Chefs hörte er deutlich heraus, daß Frau Fama inzwischen wacker am Werke gewesen. Und nun schien sich auch an ihm das ewige Gesetz zu vollziehen, wonach der Verleumdete zu dem werden soll, was man ihm nachsagt. Karl vergaß Flöte und Odyssee und schaute nicht mehr zu den Sternen empor. Nächte hindurch hockte er bei stumpfsinnigen Gesellen vor dem Bierkruge in den „Sieben Türmen", im „Grauen Wolf" oder im „Gläsernen Himmel" und suchte die Sehnsucht seiner Seele zu ersäufen.

— — — — — — — — — — — —

In den ersten Januartagen 1788 lenkte Hochwürden Herr Theodor Dörrbaum seine Schritte dem Burgberge zu, trat in das Haus Weiskopf & Alding und hatte mit Karl Biener eine lange Unterredung. Er sprach so sanft und liebevoll auf ihn ein, schloß ihn einige Male in die Arme, daß der Jüngling beim Scheiden mit Tränen in den Augen sagte: „Leben Sie wohl, Herr Papa, und empfehlen Sie mich als gehorsamen, dankbaren Sohn meiner Frau Mutter!" Aber kaum war der Pfarrherr verschwunden, so blickten Karls Augen wieder wild umher, und ihm war, als habe er eben in einem Fastnachtsspiele mitgewirkt und erkenne jetzt, daß er an dem Heiligsten gefrevelt habe. „Der Fuchs!" rief er, „der Fuchs! Und ich Dummkopf habe ihn nicht durchschaut! Nun habe ich zwei Feinde fortan. Die Mutter verhehlt mir ihre Abneigung nicht; e r aber ist gegen mich eitel Honig und haßt mich."

Am nächsten Sonntag begab er sich nicht, wie der Herr Pfarrer es wünschte, zu seiner Mutter, sondern ging traurig nach dem St. Johannisfriedhofe. Milde Lüfte bliesen über den Schnee, und tausend Rinnsale gruben sich ihre Bette in den gefrorenen Boden. Und mit der weichen, warmen Luft zog auch eine warme Stimmung in ihm ein; mit Trauer blickte er auf sein Leben während der letzten Wochen zurück und gelobte sich Besserung.

Nun stand er neben dem schweren, mit einem Messingepitaph geschmückten Sandstein, unter dem sein Vater ruhte; und hatte er am Begräbnistage keine Tränen gehabt, jetzt strömten sie um so reichlicher. Und wie er so weinte, legte sich eine Hand auf seinen Arm, und als er sich wandte, blickte er in die dunklen Augen des Adam Mortuus.

„Es ist gut, daß die Toten nicht erwachen können", sagte er. „Sie würden erschrecken über die Torheit und Bosheit ihrer Nachfahren. Aber, Junge, komm! Es gibt im Ozean Stellen, wo man in die Kristalltiefe schaut und auf dem Grunde gescheiterte Schiffe, ertrunkene Menschen sieht. Fahr zu, Steuermann! fahr zu! Sonst ziehen die Toten deinen Swammerdam hinab. Leben sollst du, leben! Und lachen sollst du, lachen über alle Schrecknisse ringsum. Ein Proteus muß der echte Mensch sein, an der Erde soll er haften; denn sie verleiht ihm Kräfte, und wandeln muß er sich in alle möglichen Gestalten, will er sein Ich rein bewahren. Komm mit, Junge! Am 9. Jänner feiern wir Hochzeit. Der Herr Pastor hat schon seine Schlafstube neu tapezieren lassen. Deines Vaters Wohnung ist vermietet. Nur mein Zimmer ist mir geblieben. Noch einmal fährt deine Mutter auf dem Swammerdam hinaus, und Bibel und Geldsack bilden die Fracht. Glück zur Fahrt! Ich kenne die Geschichte und kenne die Klippen in den Fluten des Ozeans. Komm mit! Hisse deine Segel und stich auch du in See! Landest du auch nicht an der Demantenküste, wird's doch eine lustige Fahrt. Und ein Seemannsgrab in der kühlen Flut ist tausendmal schöner als ein Ruhebettlein in der dumpfen Erde."

Karl Biener folgte dem Alten, und während dieser munter weiter plauderte, kamen ihm jene Grundsätze in Erinnerung, die er vor Jahren sich als Waffen geschmiedet, deren er sich oft mit vielem Glücke bedient hatte: Gerechtigkeit üben, Gerechtigkeit fordern. Nicht lügen. Sich nicht vordrängen, doch sich auch nicht unterdrücken lassen. Und während der nüchternen Arbeit wollte er sich sehnen, nach . . . Mutterliebe? Die gab es nicht für ihn. Nach Glück? Davor hatte ihn der Vater gewarnt. Also durfte er sich nach nichts sehnen.

„Ahoi?! Gehst du in deine Kajüte, mein Junge? Gut. Ich will noch ein bißchen nach

Wöhrd steuern und mich an der Freude von Hochwürdens Schäflein erfreuen." Und behaglich an der Pfeife schmauchend, wanderte der Alte weiter. . . . . .

Am 9. Januar 1788 ward Frau Christine Susanne die Gattin des Pfarrers Dörrbaum. Ihre Kinder nahmen an der Tafel teil, und es fiel auch auf sie ein Abglanz ihres Glückes, wie ein Amtsbruder Dörrbaums in seinem Trinkspruch sagte, oder ein Abfall, eine Brotkrume von ihrem Glück, wie sich Karl gestand. Als der neue Papa seine Kinder an sein Herz gedrückt hatte, umarmte auch sie ein jedes, und dann schluchzte sie in ihr Spitzentaschentuch hinein; denn sie hatte die Worte des bei Tisch auftragenden Totengräbers Johann Friedrich August Hasenkopf sehr wohl gehört, die dieser zu dem Schulmeister Johann Wicklein gesagt: „Eine forsche Pfarrerin haben wir. Ihr Seliger müßte seine Freude an dem Paar haben. Wenn nur die drei Zuchtruten (er meinte ihre Kinder) nicht wären!" Karl saß bei Lorenz und freute sich über die Liebenswürdigkeit seines Bruders und über die Pläne, die ihm dieser auseinandersetzte, wie sie in einigen Jahren gemeinsam ein Geschäft begründen wollten. Nun lag die Zukunft wie im Dämmerlicht vor ihm. . . . .

Auch Hochzeitstage vergehen und schneller als Werkeltage, und es vergehen die Flitterwochen. Der Winter verschwand, zaghaft zog der Lenz herauf; im Pfarrgarten herrschte Ordnung, und der Pastor und die Pastorin hatten einander erkannt und wußten, daß sie zusammenpaßten: im starren Bibelglauben, in der Strenge gegen Kinder und Untergebene, in der Liebe zum Mammon.

Einundzwanzig Lenze hätte Gottliebe schon zählen können, wenn die Mutter sie nicht beständig gleich einer büßenden Nonne in strengster Klausur gehalten hätte. Den zweiundzwanzigsten aber sollte sie zählen und genießen. Den ganzen Tag mußte sie im Pfarrgarten jäten und graben, säen und gießen. Wenn aber nach Tisch das Ehepaar der Ruhe sich hingab, dann vergönnte auch sie sich ein Raststündchen. Dann stand sie am Mäuerlein über der trüben Pegnitz und blickte zum Birnbaum, der außerhalb des Gartens wuchs und seine Wurzeln bis zum Flusse hinabgesendet hatte. Ihre Augen glitten über die breiten Wiesen bis zum fernen Wald, und im Flimmern des Lichtes, im Summen der Bienen, in der Stille des Mittags schlich sich in ihr Herz die Sehnsucht, die Sehnsucht nach Liebe, nach einem Manne, dem sie das Teuerste auf Erden wäre. . . . .

Und ihre Sehnsucht wuchs, wie die Knospen des alten Birnbaumes wuchsen und sich entfalteten.

Am 12. Mai schritt sie wieder zum Mäuerlein; es durchrieselte sie, sie lauschte und vernahm eine melodische Männerstimme und hörte die Worte:

„Schon mehr als g'nug! — des Menschen Hirn faßt so
Unendlich viel; und ist doch manchmal auch
So plötzlich voll! — von einer Kleinigkeit
So plötzlich voll! — Taugt nichts, taugt nichts; es sei
Auch voll, wovon es will. — Doch nur Geduld!
Die Seele wirkt den aufgedunsn'en Stoff
Bald ineinander, schafft sich Raum, und Licht
Und Ordnung kommen wieder. — Lieb' ich denn
Zum ersten Male? — Oder war, was ich
Als Liebe kenne, Liebe nicht? — Ist Liebe
Nur, was ich jetzt empfinde? . . .

Gottliebe seufzte und spähte über das Mäuerlein, wo unter dem Birnbaum ein junger Mann im Gras lag und in ein Heft blickte. Und jetzt sah er zu ihr auf. Sie blickte in zwei leuchtende, braune Augen und wollte scheu zurückweichen. Aber da stand er schon neben der Mauer und sagte: „Verzeihen Sie, Demoiselle, wenn ich unter Ihrem gastlichen Birnbaum meine Rolle für morgen memoriere. Kunst und Natur gehören ja wie glückliche Eheleute zusammen."

„So seid Ihr . . . .?"

„Ein Schauspieler, meine Holde. Ihr entsetzt Euch? O, schlagt nicht das Kreuz vor mir! Echte Schauspieler, wie ich einer zu werden hoffe, und echte Priester sind Kollegen, sind Diener des Ewigen. Freilich ist unser Stand verachtet; aber mit Unrecht. Urteilen Sie selbst, ob noch nie ein Schauspiel, ein Lied Sie in eine ähnliche Weihestimmung versetzt hat wie eine echte, dem Herzen entströmende Predigt?"

„Ich weiß es nicht. Ich war noch nie im Theater und kenne bloß Kirchenlieder." Errötend blickte Gottliebe in das silberleuchtende Gezweig des Birnbaumes.

„O, wie muß die Poesie auf Sie wirken, wenn sie sich Ihnen naht! Wie beneide ich Sie um diesen Genuß!" Er holte aus seiner Rock-

tasche ein Heft hervor und drückte es in ihre Hand. „Lesen Sie das, was ich hier gesammelt habe! Lesen Sie das! Und glauben Sie mir, daß ich nach Reinheit strebe, wenn ich auch nur ein Schauspieler bin!"

„Gottliebe!" Von dem Pfarrhause her erscholl der Frau Pastorin Stimme, und bestürzt seufzte das Mädchen: „Ich muß gehen."

„Gehen Sie, Gottliebe!" sagte der Fremde. „Lesen Sie die Gedichte! Morgen komme ich wieder, ich, Amadeus . . ." Den Schluß hörte Gottliebe nicht mehr. Aber während sie zwischen den Beeten dem Hause zueilte, sprach sie einigemal mit seligem Lächeln: „Amadeus". Den ganzen Nachmittag und Abend bewegte sie sich wie im Traum, ihre Augen blickten versonnen drein, und bisweilen überflog heißes, jähes Rot ihre Wangen.

Dann kam die Nacht. Alles schlief im Hause, und über Garten und Fluß, über Wiesenplan und Wald streute der Vollmond sein sanftes Licht. Am Fenster stand Gottliebe, hielt in den Händen das Heft und, weil die Frau Mutter aus Sparsamkeitsgründen ihr keine Kerze in die Schlafkammer gab, so las das Mädchen im ruhigen Lichte des Mondes. Und wie drunten im Garten und drüben auf den Wiesen geheimnisvolles Leben sich regte, und der Fluß zum Singen und Wispern der Elfen seine ewig gleichen Weisheitssprüche: „Nichts besteht; alles vergeht; wir fliehen über die Erde, um aufs neue zu ihr zurückzukehren", murmelte, so regte sich auch im Herzen Gottliebens ein neues Leben. In schöner, klarer Handschrift standen in dem Hefte Gedichte von Bürger, Schiller, Goethe und anderen Männern; Gottliebe hatte noch nie deren Namen gehört. Mit leiser Scheu und doch mit kaum verhaltenem Sehnen sah sie auf die Buchstaben nieder. Durfte sie lesen, was das Heft enthielt? Sagten nicht die Frau Mutter und der Herr Papa, daß es für ein Mädchen keine köstlichere Erholung gäbe, als im Katechismus oder im Gesangbuche zu lesen; in diesen beiden Büchern fände sie für jede Seelenstimmung Rat und Trost.

Nachdenklich blickte sie über den Fluß in die zauberische Mondnacht. Ach —, sie kannte die beiden Bücher besser als mancher Pastor, — wo sollte sie in ihnen ein Wort finden, das jetzt für die Aufregung in ihrer Seele, für diese Wonne, für dies Sehnen, für dies schüchterne Hoffen, für dies Schwanken zwischen Weinen und Jauchzen paßte?

Und sie senkte die Augen und las, und Tränen legten sich als Schleier über die Augen. Aus der Tiefe ihrer Seele stieg die reinste Freude auf, und zum lichten Himmel blickend, fragte sich Gottliebe: „Habe ich das alles nicht auch empfunden, oft und tief empfunden? Und nun hat ein Fremder, der mich nicht kennt, gerade diese meine Empfindungen in Worten ausgesprochen! O Wunder, Wunder! Gestern erst war mir so weh, so ruhesehnsuchtsvoll zumute, und heute lese ich:

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!"

Und sie wiederholte die Zeilen, die ihr wie Musik erklangen; sie jubelte über die wunderbare Tiefe der Poesie, die sie eine Offenbarung Gottes nannte, und ihr Glück wuchs, als sie zum blühenden Birnbaume schauend, des Fremden gedachte.

„Amadeus", flüsterte sie. „Amadeus!" Und dann stand sie stille, den Blick in die Mondnacht tauchend, am Fenster und fühlte nur Wonne, Glück und Sehnsucht . . . . . .

Am nächsten Morgen mußte sie in der Nachbarschaft eine Bestellung ausrichten, traf mit Adam Mortuus zusammen, plauderte unter Lachen mit dem alten Hausgenossen und eilte dann einer Bachstelze gleich munter davon.

„Schau, schau!" murmelte der Alte, ihr nachsehend, „hat das geduldige Schäflein doch endlich auch den Swammerdam bestiegen? Hm, lösche die Lichter, fahre heimlich aus dem Hafen, wenn du nicht willst, daß das gottselige Ehepaar dich abtakelt."

Fröhlich arbeitete Gottliebe vor dem Mittagsmahle im Garten. Allerlei Verszeilen aus den Gedichten flogen ihr durch den Kopf, und manchmal summte sie eine Melodie dazu. Schließlich aber lockte sie das Heft über die Maßen. Sie spähte zu den Fenstern des Pfarrhauses. Nirgends war ein Mensch zu sehen, der sie beobachtete. Da schlich sie zum Mäuerlein, nur um fünf Minuten lang in den Gedichten zu lesen.

Und sie las. Wie rings um sie der Frühling blühte, so blühte auch in ihr der Frühling. Sie vergaß Zeit und Ort, und vergeblich warf der treue Birnbaum, um sie zu warnen, Blütenblätter auf sie herab. Vergebens sang neben ihr ein Finklein sein Lied. Sie hörte nichts und sah nichts, bis plötzlich Frau Christine Susanne hinter ihr erschien, ihr das Heft entriß und heftig zu schelten begann. Verwirrt stand das Mädchen vor der Mutter und vermochte keine Antwort zu geben. Da öffnete die Pastorin das Heft, sah die Gedichte, entsetzte sich darob und schlug sie ihrer Tochter ins Gesicht.

„Sündhafte, hinterlistige Dirn!" rief sie. „Solche Greuelsachen liest du?" Und noch einmal schlug sie der schluchzenden Tochter das Heft ins Gesicht; darauf schleuderte sie es über die Mauer in die Pegnitz hinunter. Dort schwamm es langsam, den hundertfachen Krümmungen des Flusses folgend, weiter, vorüber an Weiden und Blumen. . . . . . .

Frau Christine Susanne aber zog ihre „mißratene" Tochter in das Studierzimmer des Gatten, und die beiden Eheleute suchten von ihr die Herkunft des Heftes zu erfahren. Gottliebe schluchzte; doch verriet sie nichts, und so blieb der Frau Mutter nichts übrig, als ihr „verstocktes" Kind einzusperren und mit einer Fülle von Arbeit zur Umkehr, Einsicht und Reue zu bewegen.

Drei Tage währte die Haft; dann trat Frau Christine Susanne zu ihrer Tochter und erschrak, als sie sah, daß diese keinen Finger gerührt, die Arbeit nicht beachtet hatte. Schon wollte sie mit Schlägen und Scheltworten sie strafen, als sie in die Augen ihres Kindes sah und vor dem Blick der Verzweiflung betroffen zurückwich.

„Geh mir aus den Augen!" befahl sie heiser. Und als Gottliebe taumelnd die Stube verlassen hatte, begab sich die Hausfrau zu ihrem Gatten. Sie erzählte ihm, was sich zugetragen, und schloß, vielleicht in Erinnerung an die Leiden der eigenen Jugend, ihre Rede mit den Worten: „Das Kind war doch bisher immer folgsam und brav. Ach, lieber Theodor, es hat einen schweren Kummer! Was ist mit ihm geschehen?!"

„Meine liebe Christine," entgegnete ihr Gatte und entnahm der Silberdose eine Prise, „Gottliebe ist ein geistig viel zu armes Geschöpf, als daß es von Kummer und Seelenangst gepeinigt werden könnte. Gott allein weiß, wie sie trotz unserer Aufsicht in böse Gesellschaft geraten ist. Aus ihr spricht der Geist fremder, böser Menschen. Was wir tun sollen? fragst du. Ei, Beste! überlassen wir sie einige Tage sich selbst, daß sie sich wiederfinde. Alsdann will ich ihr einmal väterlich ins Gewissen reden. Aber, Beste, nun von etwas anderem! Der Bauer Johann Pfann in Großreuth möchte Hypothekengeld . . . ."

Verschwunden war aus Frau Christine Susannes Herzen die Sorge um das Kind, und eifrigst besprach sie mit ihrem Gatten die Bedingungen, unter welchen sie das Geld ausleihen wollten . . . . . .

Nach dem Mittagsmahle stand Gottliebe am Mäuerlein, und es währte nicht lange, so kam der Schauspieler.

„Sie weinen, Gottliebe?" sagte er und legte seine Hand auf ihre Rechte. „Was fehlt Ihnen? Wer hat Ihre sonnigen Augen getrübt?"

Da begann sie zu erzählen, und als sie zu Ende war, flüsterte er:

„Weinen Sie dem Hefte keine Tränen nach! Sein Inhalt ist nicht verloren. In meinem Gedächtnis ruhen die Verse, und so oft Sie wollen, sollen Sie sie vernehmen. Aber . . . . o Gottliebe! du liebes, liebes Kind! In diesem Hause kannst du nicht länger weilen. Du verkümmerst! Reiß dich los, wie ich mich aus dem Kloster in Steiermark losgerissen. Menschlicher Wahnwitz soll dich nicht um Glück und Jugend betrügen. Komm, folge mir! Werde mein Weib . . . .!

„Dein Weib? Amadeus?" Seligkeit durchströmte sie, und ihre Lippen berührten sich.

„Mein Weib! Ich will dich glücklich machen, in Wahrheit glücklich. Teilhaben sollst du an dem Schönen, das Kunst und Dichtung schafft . . . ." Von neuem küßten sie sich.

Da trat hinter dem Rosenbusch, der mit Hunderten von Knospen bedeckt war, Hochwürden Herr Theodor Dörrbaum zu den beiden und sprach ruhig, indessen sie entsetzt auseinanderfuhren: „Aber meine lieben Freunde! Wie könnt ihr vor den Eltern solch ein Geheimnis haben?"

„O Herr Papa!" flehte Gottliebe mit gehobenen Händen. „Ich bin nicht schlecht. Ich habe ihn so lieb!"

Der Pastor nickte mit dem Kopf und wandte sich zu dem Manne. Lächelnd sagte er: „Ich weiß noch nicht einmal Ihren Namen, mein Herr."

„Amadeus Stiepanek aus Graz, Schauspieler."

„Ah, sehr angenehm. Nun, mein lieber Herr, haben Sie die Güte, übermorgen um die Mittagsstunde mich zu besuchen, damit wir in Ruhe alles besprechen können. Und du, liebes Kind, komme zu deiner Mutter! Du hast ihr schlimme Sorgen bereitet!"

Mit einem innigen Kuß, den Pastor Dörrbaum nicht zu sehen schien, trennten sich die beiden und gingen glückselig, voll Dank gegen den „Herrn Papa" und zukunftsfroh ihre Wege. Gottliebe bat ihre Mutter um Verzeihung, und Herr Theodor Dörrbaum verließ mit würdigen Schritten das Haus, um in Nürnberg ein unaufschiebbares Geschäft zu erledigen.

O selige Nacht! holde Mondnacht! Wie träumt in deinem milden Schimmer Gottliebe von ihrem Glück!

O duftdurchströmter Morgen! Wie fröhlich eilt Gottliebe durch die Gassen! Wie lacht sie schon von weitem dem alten, bedächtigen Adam Mortuus entgegen!

„Was gibt es Neues, Herr Mortuus?"

„Das Wohl der Stadt Nürnberg ist wieder einmal gerettet. Eben haben zwei Söldner einen Schauspieler zum Frauentor hinausgeführt, um ihn als lästigen Gast aus dem Stadtgebiet zu weisen."

„Was hat er denn begangen?"

„Da mußt du deinen Herrn Papa fragen, der die Obrigkeit hinter ihn gehetzt hat."

Gottliebe faßte den Alten am Arm. „Wer ist es? Um Gottes willen! wie heißt er?"

„Amadeus Stiepanek aus Graz."

Mit einem Wehschrei stürzt Gottliebe ohnmächtig nieder, und während sich Mortuus um die Bewußtlose bemühte, flüsterte er:

„Abgetakelt, abgetakelt! Vor der Ausfahrt abgetakelt!"

---

5. Kapitel.

Karl Biener las nur noch selten in der Odyssee; dagegen verbrachte er jede freie Stunde unter Altersgenossen. Bekannte, nicht Freunde hieß er sie; denn seit seiner Enttäuschung durch Emanuel Sichelstiel war er in dieser Hinsicht vorsichtig geworden. Aber er saß mit seinen Bekannten nicht etwa beim Bierkrug und Kartenspiel, sondern er betrieb gleich ihnen die Tanzkunst, zum großen Verdruß seiner Frau Mutter, die darin etwas höchst Sündhaftes erblickte, oder er besuchte mit ihnen Theater und Konzerte. Auf stundenlangen Spaziergängen besprachen sie die neuesten Werke der Dichtkunst, der Musik, trieben Politik, versenkten sich in die Geheimnisse der Metaphysik, schwärmten für alte Kirchen und Schlösser, für Bilder und Statuen, für Deutschlands große Vergangenheit und Sagenwelt wie ein Dezennium später Wackenroder und Tieck; sie waren Romantiker und standen trotz alledem fest auf dem Boden ihrer Zeit.

Das Jahr 1788 verging, das neue Jahr begann mit starken Schneefällen, denen langandauernde Kälte folgte. Aber der strenge Winter hielt den Bekanntenkreis nur desto fester zusammen.

An einem eisigen Januartage suchte Karl seinen alten Hausgenossen Adam Mortuus auf und fand ihn beim Pfeifenrauchen in der behaglichen Stube neben der Haustür. Aus dem verwitterten, dunklen Gesicht lachten ihm muntere, jugendfrische Augen entgegen, und erfreut über sein Kommen sagte der Alte:

„Ahoi, treibt der Wind dich auch einmal in meinen stillen Hafen? 's ist gut; sonst wäre ich zu dir gekommen." Er qualmte mächtig aus der Pfeife und fuhr dann fort: „Was Neues aus Frankreich? Nicht? Hm. Dort braut sich was zusammen. Was Neues aus dem Pfarrhaus? Nicht? Hm. Wie geht es Gottliebe? Hm. Zuckst die Achsel, denkst, das dumme Schaf. Nicht? Hm." Er qualmte noch mächtiger als zuvor und sagte darauf: „Behandle sie fürsichtig, die arme Gottliebe! Hat Schlimmes erlebt. Ein Wrack vor der Ausfahrt! Verstehst mich nicht? Hast nichts gehört? Hm. Nun, ich bin nicht berufen, dich mit ihren Angelegenheiten bekannt zu machen. Aber behandle sie fürsichtig!

Weißt nicht, ob nicht auch du einmal Schiffbruch leidest. Und vor allem fürchte die heimischen Gewässer! Die Launen der Bewohner des Pfarrhauses in Wöhrd sind ewig veränderlich wie der Grund der Zuidersee. Mit vollen Segeln hinaus ins Meer! Nicht rechts, nicht links geguckt!"

„Was wißt Ihr von Gottliebe? Was sollen Eure Andeutungen?"

„Lasse es dir von ihr selbst erzählen, wenn sie es fertig bringt! Für alle Fälle aber rate ich dir, hüte dich vor den freundlichen Gesichtern! Denn hinter ihnen steckt eitel Falschheit und Arglist. Halte dich auf Schußweite fern und stehe mit brennender Lunte neben der Kanone! Die schlimmsten Piraten segeln unter der Flagge friedlicher Kauffahrteischiffe. So, und nun will ich fort, und wie gesagt, behandle Gottliebe fürsichtig!"

Und ohne zu warten, bis Karl seine Stube verlassen, schritt der Alte hinaus, um unbekümmert um den Schnee wie jeden Tag nach Wöhrd zu wandern, wo er in einem Wirtshause Nachrichten über Gottliebe und deren Eltern einzog. Karl aber blieb in dem Zimmer zurück und sann den Worten nach, die Mortuus zu ihm gesprochen hatte. Und mit einem Male, als er sich Gottliebes niedergedrücktes Wesen, ihre traurigen Augen, ihr blasses, schmales Gesicht vergegenwärtigte, ward ihm klar, daß seine Schwester sehr Schweres erlitten hatte. Er wußte aber auch, daß dies Schlimme von den Eltern ausgegangen war und daß der Herr Papa seine Mutter gegen ihre Kinder aufstachelte.

Zornig sah er sich in der Stube um. Hier war für ihn das letzte Restchen von Heimat. Alles andere war ihm vernichtet worden. Wo sein Vater gelebt, wo er selbst seine Kindertage zugebracht, da wohnten jetzt Fremde, und die Frau, die den Schatz dieser Erinnerungen hätte bewahren sollen, war das Weib eines andern, der ihm ebenso fremd war wie die Leute, die er über sich in seines Vaters ehemaliger Stube umhergehen und laut sprechen hörte. Warum zog es ihn denn nicht in das Pfarrhaus? O, nicht Vergnügungssucht, wie seine Bewohner ihm vorwarfen, hielt ihn immer wieder zurück, sondern — und dessen ward er sich nun zum ersten Male vollkommen bewußt — das Empfinden, überflüssig, ein geduldeter Gast zu sein.

Er durchlief im Gedächtnis solch einen Nachmittag. Erst nach dem Gottesdienste durfte er kommen. Er klingelt. Gottliebe öffnet die Tür und flüstert: „Pst, leise! Der Herr Papa kann keinen Lärm vertragen." Keine Freude leuchtet aus ihren Augen; schlaff geht sie in die Küche, aus der Monikas harte Stimme an sein Ohr verletzend schallt und ihm ein gehässiges Wort zuruft, wie: „Wieder die Nacht hindurchgelumpt?" oder: „Man meint, er sei des Bürgermeisters Sohn, so ist der Kerl aufgeputzt!" oder: „Die arme Frau Pfarrerin! wie wird sie sich wieder ärgern müssen!" Dann steht er vor der Wohnzimmertüre, streift auf einer Strohmatte seine Schuhe laut und gründlich ab, pocht schüchtern an. Ein paar Minuten verstreichen. Dann ruft seine Mutter gereizt: „Herein!" und nun betritt er mit einer Verbeugung und den Worten: „Verzeihen Sie, Frau Mutter!" die Stube. Am Fenster sitzt die stolze, strenge Frau, strickt, beobachtet die Vorübergehenden und prüft jetzt mit langem, forschendem Blick ihren Sohn. Sie berührt nicht seine ausgestreckte Hand. „Setz dich!" befiehlt sie. Und er setzt sich auf den Rand eines Stuhles aus seines verstorbenen Vaters Einrichtung, blickt schüchtern umher und sieht, daß alle Gegenstände in der Stube ehedem seinem Vater gehörten und ihn nun traurig, wie mit verhaltenem Seufzen anzustarren scheinen. Die Frau Mutter beginnt ihn auszufragen über sein Tun und Treiben seit seinem letzten Besuche. Sie hat viel zu tadeln und zu seufzen über seinen unchristlichen Wandel. Dann unterzieht sie seine Kleidung einer Prüfung, zankt ihn wegen der neuen seidenen Strümpfe und wegen des neuen Zopfbandes, und dann schweigt sie stille und strickt; er schweigt stille und unterdrückt das Gähnen. Die Uhr ticktackt. Monika deckt den Kaffeetisch und erzählt dabei der Frau Mutter die neuesten Ortsneuigkeiten, und er sitzt steif und fest wie in Visite. Und endlich kommt der Herr Papa mit sanftem, würdigem Lächeln, hört die Begrüßung seines „lieben Sohnes" und erwidert sie mit wohlgesetzten Worten. Gottliebe muß in der Küche bleiben, und er säße am liebsten bei ihr. Denn die Frau Mutter und der Herr Papa unterhalten sich bloß miteinander und beachten

scheinbar den jungen Menschen nicht, der in seine Tasse niederblickt und sich gleichsam festhalten muß, um nicht davonzulaufen. Doch endlich darf er gehen und verläßt das Haus, ohne Gottliebe gesehen zu haben . . . . . .

Dem strengen Winter folgte ein regenarmer Lenz. Die Felder standen traurig, die Saat vertrocknete, die Wiesen waren wie ausgedörrt. Sommerliche Hitze erfüllte die Luft, und allerorten klagten die Leute über Mißwachs und Teuerung. Karl unternahm an den Sonntagen lange, einsame Spaziergänge in den Lorenzer Forst und freute sich des herrlichen Waldes. Oft schritt er, die Flöte blasend, dahin oder rastete unter einem alten Kiefernbaum. Einmal begegnete er im Walde Anton Stein und einigen anderen, mit denen er vor Jahren in jenem Garten zu St. Johannis Kegel gespielt hatte. Die beiden ehemaligen Freunde grüßten sich kühl, und kaum war er an ihnen vorübergegangen, so lachte die Gesellschaft laut auf, und er hörte allerlei Spottreden. Der Zorn brannte ihm in den Wangen; aber er beherrschte sich, verließ den Weg und drang, auf der Flöte blasend, tiefer in das Dickicht. In einem Dorfwirtshause aß er, rastete ein Stündchen und trat den Rückweg an.

Dumpfe Schwüle lag zwischen den Stämmen. Die Sonne war verschwunden. Hoch über den Baumwipfeln breitete es sich aus wie grauer Dunst. Nirgends sang ein Vogel. Stundenlang schritt er dahin, und nun stand er am Waldrand. Vor ihm lag das Örtchen Lauf am Holz. Finster ragten aus der Wiesenebene die hohen Bäume und die Weidenbüsche, die das Ufer der Pegnitz begleiteten. Eine heiße, beengende Luft schlug ihm entgegen, und von Westen her zog ein schweres Wetter langsam das Tal herauf.

Einen Augenblick betrachtete er dies schauerlich-schöne Schauspiel; dann eilte er über die Wiese, um vor Ausbruch des Wetters ein schützendes Obdach zu erreichen. Doch als er zum Fluß kam, traf ihn angstvolles Schreien: „Anton! Wo ist der Anton? Neben mir ist er untergetaucht!"

Er sah einige entkleidete Jünglinge teils im Wasser, teils am Ufer auf eine Stelle des düsteren Flusses blicken, starr, ohne sich zu regen. Da sprang er zu ihnen, warf Hut und Stock beiseite, schaute in das schwarzgrüne Gewässer, tauchte unter und hob mit Aufwand seiner letzten Kräfte Antons starren, schweren Körper herauf. Keiner von Antons Freunden half ihm. Bleich sahen sie auf den Regungslosen und wichen zurück.

„Tot!" stammelte einer, und „da regnet es schon!" rief ein anderer. Ohne sich um den Verunglückten zu bekümmern, fuhren sie in die Kleider und eilten davon. Nur jener Jüngling, der vor Jahren Karl beleidigt hatte, sah eine Weile dessen Bemühungen zu und sagte: „Sie werden ihn auch nicht mehr ins Leben zurückrufen können. Bleiben Sie bei ihm. Ich werde seine Eltern in Kenntnis setzen." Dann lief er seinen Gefährten nach.

Karl aber gab die Hoffnung nicht auf; alle Mittel, von denen er gehört hatte, wandte er an. Und dazu raste der Sturm, Äste und Zweige fielen auf ihn nieder. Donner und Blitz lösten sich in beständigem Wechsel ab, und der Regen rauschte herab, als ob alle Schleusen des Himmels sich geöffnet hätten. Doch mitten im Toben des Wetters begann Anton zu atmen, er warf sich auf die Seite, seufzte, öffnete die Augen, starrte in den Regen, schloß die Lider, öffnete sie von neuem und erkannte Karl.

Da ward im Tosen des Unwetters, an der Schwelle des Todes der Grund zu einer Freundschaft gelegt, die im Leben sich nie wieder lösen sollte. . . . .

Ein trübseliger Septembersonntagnachmittag kroch langsam dem Abend zu. Dichtes Gewölk, vom Winde gepeitscht, trieb über Nürnberg hinweg, und wieder einmal jagten die Wolken der Verstimmung, des Mißmutes durch Karls Seele. Er war im Pfarrhause zu Wöhrd gewesen, hatte seine Rechnungen vorlegen und scharfen Tadel empfangen müssen, und nun saß er in seinem düsteren Stübchen und las im „Friedens- und Kriegskurier", den ihm Anton zugeschickt hatte. Ihn quälte galliger Humor, und so überflog er die einzelnen Blätter und spottete über das pathetische Deutsch und über die erhabene, ihm so lächerlich erscheinende Ausdrucksweise, die seinen durch Homer verfeinerten Geschmack immer aufs neue verletzte.

So saß er, bis der Abend völlig hereinbrach und ihn daran erinnerte, daß er versprochen hatte, bei einem Konzert im Hause eines Be-

kannten mitzuwirken. Sonst freute er sich auf diesen Genuß; heute sah er ihm mit seltsamem, unbekanntem Bangen entgegen, und er überlegte, ob er nicht lieber wegbleiben sollte. Aber er kämpfte wider diese Zaghaftigkeit, schob seine Flöte in die Tasche und machte sich auf den Weg, der ihn in die Nähe des Tiergärtner Tores führte, wo er denn auch schon alle Mitglieder und viele geladene Herren und Damen traf.

Bald begann das Spiel, und wie immer bei solchen Gelegenheiten freute er sich auch diesmal über seine Zähigkeit, die es ihm ermöglichte, seine schwachen Kräfte zu einem gemeinsamen Zweck zu verwenden. Beim ersten Ton, den er seiner Flöte entlockte, schwand das bange Gefühl; er war völlig bei der Sache und empfand nur die Hitze im Zimmer als lästig Da er beim nächsten Stücke nicht mitzuspielen hatte, verließ er die Stube und begab sich in einen Nebenraum, wo er den Klängen lauschte.

Es währte nicht lange, so trat eine Magd herein und wandte sich an ihn: „Draußen steht Demoiselle Engelbauer und möchte ihren Bruder sprechen."

Karl horchte bei dem Namen auf und entsann sich, daß ein Kaufmann Engelbauer unweit seines väterlichen Hauses wohnte, und daß unter seinen Bekannten von einer ebenso schönen als stolzen Demoiselle Marianne Engelbauer viel gesprochen wurde. Er hatte sich wenig darum bekümmert und konnte sich auch nicht erinnern, sie je gesehen zu haben, obwohl er mit ihrem Bruder bisweilen zusammentraf.

Weil Höflichkeit eine seiner Charaktereigenschaften war, so begab er sich auf den Vorplatz und verbeugte sich, seinen Namen nennend, vor einem hübschen, etwa achtzehnjährigen Mädchen mit braunen Augen und hellblonden Haaren.

„Ich will Sie zur Gesellschaft führen."

„Nein. Rufen Sie, bitte, meinen Bruder heraus! Er hat den Hausschlüssel vergessen. Sie kennen meinen Bruder doch?"

„Ich kenne ihn allerdings. Aber ich weiß nicht, ob er in der Gesellschaft sich befindet."

„Er hat es gesagt."

Karl gelang es, sie zu überreden, und sie folgte ihm zu den Gästen. Die Musiker hatten eben ihre Piece beendet, und so erregte das Erscheinen des schönen Mädchens Aufsehen. Karl führte sie zur Hausfrau, verbeugte sich und begab sich zu seinen Noten. Der Bruder war nicht anwesend, und sofort gruppierte sich eine Anzahl Herren um das Mädchen und haschte miteineinander wetteifernd um ein Wort, um einen freundlichen Blick. Aber Marianne verhielt sich zurückhaltend und lauschte der einsetzenden Musik, wie Karl über das Notenblatt sehend, beobachtete. Ihn verdroß, daß andere Herren das Mädchen umdrängten, das *er* in das Zimmer geleitet. Und da, da traf ihn ihr Blick . . . . er blies zwei falsche Töne und setzte das Instrument von den Lippen ab, um die Passage nicht zu stören. Wieder sah er zu ihr hinüber und fing gleichzeitig zu spielen an, und während er jubelnde Töne blies, dachte er: „Du kennst sie! Du kennst sie! So hat sie dich angeschaut, als sie rief: „Du bist ein großer Junge und mußt mir meinen Ball holen . . . ." Und auch diesmal schien ihm eine Aufforderung in ihrem Blick, der ihn nur flüchtig traf, zu liegen. Andererseits ärgerte er sich über die Herren, die noch immer bei ihr standen.

Das Musikstück war beendet, und er erhob sich, schritt auf sie zu und sagte, ihr ruhig in die jetzt erstaunten Augen blickend:

„Gestatten Demoiselle, Sie heimzubegleiten, wenn Sie nach Hause gehen wollen?"

Einen Moment sann sie nach, dann nickte sie mit dem Kopfe und wandte sich der Hausfrau zu. Nach dem nächsten Stück erhob sie sich, um zu gehen. Karl sah mit Genugtuung die ärgerlichen Mienen der Herren, half Marianne den Mantel anziehen und stieg mit ihr die Treppe hinab. Die Haustür fiel hinter den beiden ins Schloß; nun standen sie auf der spärlich erleuchteten Straße.

„Gestatten Sie mir, bitte, Ihren Arm, Demoiselle! Das Pflaster ist holperig, und Sie werden das Gehen bei einer solchen Beleuchtung nicht gewohnt sein."

Sie antwortete nicht, legte aber ihren Arm leicht auf den seinen. Stumm schritten sie weiter. Klangen noch die zuletzt gehörten Töne in ihnen nach, oder erwachte in ihnen die Erinnerung an jenen Abend, da der müde Karrengaul seinen Fuß auf einen Ball gesetzt hatte?

Nun gingen sie zwischen der Moritzkapelle und dem Pfarrhause dahin. Mächtig ragten die Fialen und Türme der Sebalduskirche empor zu

dem Dunkel. Da brach Marianne das Schweigen und sagte fast schalkhaft:

„Wissen Sie, daß wir eigentlich Nachbarskinder sind?"

„Ja, und noch immer habe ich Ihren Dank für meine Heldentat zu fordern."

Sie lachte. Und das Lachen öffnete auch ihm Herz und Mund. Am „Schönen Brunnen", wo geschwätzige Mägde Wasser holten, redete er von seinem täglichen Tun und Treiben. Auf der Fleischbrücke sprach er von der Odyssee, von seinem Streben nach Hohem und Schönem. Am Tugendbrunnen beichtete er seiner Begleiterin seine Verlassenheit, seine Sehnsucht nach der Mutterliebe. Dann schwiegen beide und schritten in die Breite Gasse; er merkte nicht, daß das Mädchen langsamer ging, daß es etwas sagen wollte und das Wort nicht über die Lippen brachte.

Nun standen sie vor der Haustür. Er gab Marianne frei, sie öffnete die Tür; der Schein einer Flurlaterne fiel auf ihr schönes, leicht gerötetes Gesicht. „Besten Dank!" flüsterte sie und reichte ihm die Hand. Er preßte seine Lippen darauf. Sie lachte und sprach: „Wollen Sie sich so für Ihre Heldentat danken lassen?"

„Nein," rief er, „so nicht!" Und gelockt durch das selige Lächeln ihrer braunen Augen zog er das Mädchen an sich, küßte es auf den Mund, flüsterte: „Marianne!", küßte es nochmals und fühlte zu seiner Wonne, daß es sich nicht sträubte. Zum dritten Male wollte er es küssen, da riß es sich aus seinen Armen, zeigte bestürzt mit der Rechten ins Innere des Hauses, flüsterte: „Leb' wohl, Karl!" und verschwand.

Er sah nicht mehr die düstere Wolkennacht, nicht mehr die enge Straße. Südliche Pracht, sonnendurchfluteten, blauen Himmel schaute er. Frühlingsdüfte umwogten ihn, und tausend Stimmen jubelten. Selig, wie schwebend, durcheilte er die nächsten Gassen. Wie reich war nun sein Herz, das bisher so arm, so arm gewesen! Ihr Kuß hatte ihn zum glücklichsten Menschen gewandelt. Aber scheu, als könnte das Glück ihm entschwinden, freute er sich dieser Gabe des Himmels, und nun zog eine Ruhe in ihm ein, die er nie zuvor gekannt. Jene Ruhe, die das Bewußtsein des sicheren Besitzes verleiht.

Ruhig, als sei er nicht anders geworden in der Zeit seiner Abwesenheit, kehrte er zur Gesellschaft zurück, griff zur Flöte und wirkte bei dem nächsten Musikstücke mit. Aber nach dem Schluß des Konzerts trieb es ihn hinaus. Er eilte vor das Haus Mariannes, blickte zum schwach beleuchteten Fenster hinauf und sandte ihr tausend Seufzer, Küsse und Wünsche zu. Dann schritt er heim, selig und reich, als habe er die Demantenküste erreicht und den Traum seiner Jugend verwirklicht. . . . . . .

Die Wonne darüber, daß ein fremdes Mädchen ihn, den Ausgestoßenen, liebte, war so groß, daß es ihm anfangs gar nicht zum Bewußtsein kam, daß auch er nunmehr das Recht besitze, mit aller Treue und Kraft zu lieben. Wunderbar schien ihm die Führung seines Lebens: die Sehnsucht nach Liebe hatte ihn aus der heimatlichen Gasse treiben wollen, und in dieser Gasse, unweit seines Vaterhauses wuchs, während er vor Sehnen schier verging, die Erlöserin heran, und er ahnte nichts davon. Ihm war es keine alltägliche Liebelei von Nachbarskindern; ihm war es eine wundersame Fügung, und felsenfest war er davon durchdrungen, daß Gott es also gelenkt habe. Wo aber solche Liebe Wurzel schlägt, da scheut Leander selbst den Tod nicht, sondern wirft sich in die nächtlichen Fluten, den Hellespont zu durchschwimmen. . . .

Marianne war aus den Armen Karls an die Brust ihrer fünfundzwanzigjährigen Schwester geflogen, die im Hintergrund am Brunnentrog stehend Zeugin dieser flüchtigen Liebesszene gewesen.

„O Friedel! verrate mich nicht!" bat sie und küßte das große Mädchen, das mit guten, braunen Augen zu ihr herabsah. „Verrate mich nicht! Er ist so gut, und ich habe ihn so lieb!"

Friedel strich mit der schwieligen Hand über den blonden Scheitel Mariannens, atmete schwer und gedachte, wie sie einen Mann geliebt hatte und immer noch liebte, seine Werbung aber abgelehnt hatte, weil sie im höchsten Grade stotterte und sich ihres Gebrechens schämte.

„Nnnein, iiich schw . . schw . . . eige still dddudu, bbböse . . . . Ich ssiasag es blblbloß Mu . . . Mutter; dede . . denn sie mmmu . . muß es wiwi . . . wissen . . . ."

Und zehn Minuten später lag der Blondkopf schluchzend im Schoße der behäbigen Frau Eleonore Engelbauer, und die stotternde Friedel sprach als Anwalt für ihre Schwester. Und

mehr als ihre Worte bewirkten ihr Blick und die Bewegung ihrer Finger, welche Geld zu zählen schienen.

„Nun", sagte die Mutter, „nachdem es einmal so gekommen ist, will ich nichts dawider tun. Wo ich euch helfen kann, will ich euch helfen. Aber sorgt dafür, daß die Frau Dörrbaum nichts erfährt, sonst hintertreibt sie euer Vorhaben. Um diese Schwiegermutter beneidet dich kein Mensch. Ei, ei, ei, geht das Kindchen fort seelenvergnügt und kommt als Bräutchen heim. . . . So ein zierlich Dingelchen und hat schon solche Sachen im Kopf!" . . . . . .

Am andern Morgen ermöglichte es Karl Biener, daß ihm ein Geschäftsgang übertragen wurde, und nun eilte er in die Breite Gasse, sah Marianne am Fenster, grüßte, empfing den Gegengruß und ahnte nicht, daß er von ihrer Mutter und Schwester ebenfalls gesehen wurde. Jeden Tag ging er am Hause vorüber, einmal konnte er mit ihr sogar an der Tür einige Worte sprechen. Marianne liebte ihn in lauterster Gesinnung. Ihre Mutter und Friedel aber, die das Leben besser kannten, freuten sich dieser Liebe, weil Karl im Besitz eines beträchtlichen Vermögens war und dies bei dem Vater Heinrich Engelbauer dereinst den Hauptgrund zur Erteilung seines Segens geben würde. Sie sannen auf Mittel und Wege, die Liebenden unauflöslich zu vereinen, und Friedel entwickelte ihrem Gebrechen zum Trotz eine erstaunliche Beredsamkeit. Schließlich kamen sie überein, daß Marianne Karl für einen Sonntagnachmittag, als die Herren ausgegangen waren, einlud. Diese Stunden in ihrer Gesellschaft unter der milden Aufsicht der Mutter und Friedels schienen ihm etwas unübertrefflich Herrliches zu sein. Und es genügte nur ein leiser Wink der trefflichen Mutter, so erkannte er, daß keine Liebe auf Erden ohne feste Grundlage möglich sei, und daß er noch andere Pflichten gegen Marianne zu erfüllen habe, als jeden ihrer Küsse zu erwidern. Er entwickelte daher den Lauschenden seine Pläne.

„Im kommenden Jahr habe ich ausgelernt; dann suche ich auswärts, vielleicht in Frankfurt, für zwei oder drei Jahre eine Kondition. Hernach begründe ich hier, wie wir das schon ausgemacht haben, mit meinem Bruder Lorenz ein Geschäft und führe dich heim."

Während er sie fröhlich umarmte, empfand er beinahe eine leise Trauer darüber, daß sein Lebensziel so nahe liege, daß sein Streben nicht, wie er gehofft hatte, in weite Ferne, sondern in ein Nürnberger Kaufmannsgewölbe gerichtet sei. Aber das Glück siegte, und die Liebe seiner Marianne war ihm wertvoller als alle Schätze Indiens.

Und nun lag ihm ja der Weg klar vor Augen; er brauchte bloß rüstig fürbaß zu schreiten und erreichte sein Ziel. Nur vor Verrat und vor der dadurch geweckten Wachsamkeit seiner Mutter bangte er bisweilen; aber selbst wenn seine Frau Mutter von seinem Vorhaben erfuhr, bedeutete dies keine Störung. Hatte sie nicht neulich im Gespräche mit dem Herrn Papa gesagt, daß ein junger Mensch nicht früh genug heiraten könne?

Wenn Liebe die Menschen auch nicht immer völlig blind macht, so macht sie die Sterblichen doch häufig farbenblind, daß die Betroffenen ein düsteres Wettergewölk für rosige Abendwölkchen und goldene Morgenwölkchen für ein heraufziehendes schwarzes Unwetter ansehen. Karl und Marianne erblickten überall nur goldene und rosige Wölkchen, glaubten, weil sie sich nicht um die Leute bekümmerten, die Leute bekümmerten sich auch nicht um sie, kamen oft zusammen, musizierten, sangen und lebten wie Kinder auf einer Insel im Paradies. Aber es gibt auch eine Nachbarschaft; und hätten Adam und Eva eine Nachbarschaft gehabt, schon vor dem Sündenfall wären sie als Sünder verschrien worden. Das Flüstern, Tuscheln, Blickezuwerfen der Nachbarschaft hängt sich dem guten Rufe der von ihr gewürdigten Menschen an wie Rost dem Eisen . . . .

Und einer wußte das, Adam Mortuus. Er hatte an einem Sonntag Karl sprechen wollen und war zu spät gekommen; eben war dieser im Hause der Geliebten verschwunden. Der Alte streifte die Fenster der Nachbarschaft, und vier Frauenköpfe da und dort dicht an den Scheiben bestätigten seine Vermutungen und seine Befürchtungen.

„Ahoi," brummte er vor sich hin, „sind die Späher der Piraten schon auf der Lauer?" Und weiterschreitend, flüsterte er: „Was liegt daran, wenn sie es wissen? Solch ein Bursche ist nicht bestimmt für eine behagliche Lustfahrt. Nur

wenn die Piraten sich an ihn hängen wie Hunde an den Bären, wird er wie ich."

„Sie haben andere Sachen im Sinn!" schalt oftmals in der Woche nun Weiskopf, wenn er einen Fehler in Karl Bieners Arbeiten entdeckte. „Es ist ja ganz hübsch, wenn ein junger Mann sein Herz nicht vernachlässigt; aber in der Geschäftszeit hat das Herz zu schweigen."

„Sind Sie des Teufels, Biener?" wetterte jeden Tag einige Male Anding. „Kinder Ihres Alters haben noch nichts mit Liebeleien zu tun! Verstanden?"

„Aber mein lieber Biener", sprach jeden Morgen der alte Jakob Hammersbacher und preßte seine Hände wie zum Gebet. „Sie werden doch nicht eine solche Sünde auf Ihr reines Herz laden und an ein Weib denken? Man hat mir erzählt, Sie hegten solch sündhafte Gedanken. O, lesen Sie eifrig die Heilige Schrift! Beten Sie, beten Sie, daß der Arge Sie nicht der ewigen Seligkeit beraube!"

Karl Biener verzog keine Miene, mochten ihn die Chefs noch so sehr tadeln; aus seinen Augen lachte der Spott. Und kaum hatten sie sich entfernt, so schrieb er an dem für Marianne bestimmten Brief weiter; denn sie wechselten fast täglich Briefe.

„Warum gehst du denn so häufig durch die Breite Gasse?" fragte an einem Sonntag kurz vor Weihnachten Frau Christine Susanne ihren Jüngsten, der, betroffen von der unerwarteten Frage, jäh errötete.

„Ich?"

„Ja, du. Mir schwant etwas. Karl, nimm dich zusammen! Ich erfahre alles. Und wehe dir, wenn du auf Abwege kommst!"

Karl lächelte und sprach: „Frau Mutter, sorgen Sie sich nicht um mich ab! Ich bemühe mich unausgesetzt, Ihr und meines hochverehrten Papas Lob zu verdienen." Und als er auf der Straße dahinschritt, pfiff er leise ein Lied und sah Gegenwart und Zukunft im goldenen Licht. Daheim studierte er den „Friedens- und Kriegskurier" und las eingehend die Anzeigen:

„Lustige, aufgeweckte, muntere, scherzhafte und ernsthafte Neujahrswünsche für Verliebte, Freunde, Freundinnen, Geliebte, Liebhaber, lustige Personen, Bräute, Bräutigame, Eltern und Paten, Großeltern, auf Atlas und Papier, sind zu verschiedenen Preisen in der Felßeckerschen Zeitungsexpedition zu haben."

Am nächsten Tage kaufte er einen besonders schönen Neujahrswunsch und erfreute damit am Silvesterabend die aus der Kirche heimkehrende Geliebte. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch Herrn Engelbauer kennen, dem er als Freund seines von Mutter und Geschwistern in das Geheimnis eingeweihten Sohnes Peter vorgestellt wurde. Engelbauer, ein Mann, der nur Sinn für sein Geschäft hatte, reichte ihm freundlich die Hand, bekümmerte sich aber im übrigen nicht weiter um den jungen Menschen. Marianne und Karl freuten sich des „artigen" Spieles, das sie an diesem Abend des Vaters wegen durchführen mußten. Sie betonten zum Ergötzen der Eingeweihten mehr als nötig die Worte „Demoiselle", „Herr", so daß selbst Heinrich Engelbauer manchmal aufhorchte, die beiden betrachtete, die Summe der auf Karls Anteil fallenden Gulden zu seinem Vermögen addierte und seufzend seine durch den Geist des Punsches geweckten Pläne in einem neuen Glase Punsch vernichtete. Dann schlug es auf allen Türmen zwölf Uhr. Das Jahr 1790 brach an, im Schneesturm zog es herauf, begrüßt von feierlichem Glockengeläute. Auf den Straßen zündeten die Leute die alten Kalender und Besen an, sangen „Nun danket alle Gott!" und riefen einander fröhliche Wünsche zu.

Heinrich Engelbauer zog sein Weib in eine Ecke und flüsterte: „Der Bursch gefällt Marianne. Was? Sein Geld täte unserem Geschäft wohl."

„Laß mich nur machen, Heinrich!", antwortete Frau Eleonore und wies auf die beiden, die sich rasch küßten.

Karl aber schritt aus dem Hause breitspurig wie ein Kapitän. Er war seiner Sache sicher und blickte siegesgewiß in das junge, aufdämmernde Jahr. Hatte der künftige Schwiegervater ihn nicht eingeladen, zu kommen, so oft er Lust habe?

Und eine fröhliche Zeit hub an. Einigemal schon hatte er des Nachmittags in irgendeiner Gesellschaft mit Marianne tanzen dürfen, und eine Seligkeit hatten sie hierbei empfunden, als schwebten sie durch den Äther, umtönt von himmlischer Musik. In dieser Seligkeit versprach er, die Geliebte zur Redoute zu führen,

die am 11. Februar im feinsten Gasthofe Nürnbergs, im Roten Roß, abgehalten werden sollte.

Noch trunken von dem bevorstehenden Vergnügen bestellte er eine Kutsche, die an diesem Tag abends neun Uhr die Geliebte, deren Mutter und ihn zum Roten Rosse fahren sollte. Kaum aber hatte er den Wagen bestellt, so kam die Ernüchterung. Wie vermochte er ohne Erlaubnis aus dem Hause zu gelangen? Und diese Erlaubnis, das wußte er genau, wurde ihm nicht erteilt. Er klagte Anton Stein seine Not, und der sagte:

„Du mußt! Hast du es versprochen, mußt du es auch halten. Ich habe vorgestern etwas Ähnliches getan. Du weißt, meine Mutter hat mich nicht auf die Redoute gehen lassen wollen, und weil sie mir nicht traute, hat sie eigenhändig mein Zimmer und die Haustür abgeschlossen. Da ist nun ihr braver Anton dagestanden wie ein Hund, der friert. Aber gebellt hat er nicht. Das Leintuch seines Bettes hat er zerschnitten, die Streifen zusammengeknüpft, und daran ist er heruntergeklettert. Meine Mutter aber hat am andern Morgen darüber gelacht, und in jeder Kaffeevisite wird sie künftig von ihrem tollkühnen Anton erzählen."

„Was hat dein Vater dazu gesagt?"

„Der hat sich von mir das Leintuch bezahlen lassen und mir für ähnliche Fälle ein Tau geschenkt."

„Ich wollte es dir nachmachen, wenn ich auch im ersten Stock wohnte. Aber nun liegt meine Kammer hofwärts im dritten Stock! Nun, es wird schon gehen. Ich führe meine Marianne auf die Redoute, und müßte ich mir einen Fallschirm oder einen Luftballon bauen."

„Wenn ein junger Mensch nicht dumm ist, kann er alles möglich machen.

Einige Tage ging Karl nachdenklich umher, entwarf und verwarf die keckften Pläne und entdeckte schließlich einen Weg, der ihm höchst einfach dünkte. Er kaufte Wein und versprach ihn seinen Kammergenossen, wenn sie ihm das Tor öffneten und ihn am Morgen wieder ins Haus ließen. Sie willigten ein, und Karl dachte nur an die bevorstehenden Freuden.

Allein er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Gewöhnlich speiste man in der Familie Weiskopf, von der er in diesem Monat wieder verköstigt wurde, um acht Uhr zu Abend. Am 11. Februar aber war es schon halb neun Uhr, und sein Chef war noch nicht zu Hause. Das war für Karl ein Streich, den er nicht vorhergesehen hatte, und der daher schnelle Entschließung nötig machte. Er begab sich mit trauriger Miene zu Frau Weiskopf und sagte stöhnend:

„O Madame, ich habe plötzlich solche Zahnschmerzen, daß ich glaube, mein Kopf müsse mir zerspringen. Exkusieren Sie mich, bitte, beim Essen. Ich will zu Bett gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Amsel im Schnee.

Erzählung
von
Georg Mengs
(Gertrud Büstorff).

3. Fortsetzung.

Der Abendstern, der an klaren Winterabenden so hell über den Bergen leuchtet, ist der Stern zu Bethlehem, und könnten die Engelchöre nicht auch zu dem Schäfer herniedersteigen, der im Herbst noch einmal seine Herde über die Wiesen treibt?

Ja, Evchen weiß genau, wo das Christkind geboren ward. Am Waldessaum steht einsam ein kleines, verfallenes Haus; das Feuer und hernach das Wetter haben's zerstört; aber Evchen hat's bei argem Regenwetter schon ausprobiert: da ist noch ein ganz geschütztes Eckchen für die Mutter Gottes und die Krippe mit dem Kind.

Nur der heilige Joseph und das Eselchen wären etwas naß geworden; aber für die hatte sie weniger Interesse. Die Mutter Gottes, die sie so besonders liebte, auch weil ihr „Mutterlieb im Paradiese war, und das blonde Kind waren die Hauptpersonen.

Auf dem verrußten Dachgebälk sitzt eine Schar köstlicher Engel, pausbäckige, lustige Kinder. Manche sehen den Dorfkindern zum Verwechseln ähnlich; aber sie sind alle fein säuberlich angetan, nur die allerkleinsten sind nackt und haben dafür die schönsten bunten Flügel, und alle gebärden sich ganz ausgelassen, singen und jubilieren wie Kinder, die sich auf Weihnachten freuen. Aber mit einem Male werden sie ganz still; der größte hebt den Finger auf: „Horch, die heiligen drei Könige kommen!"

Noch bei hellem Sonnenschein sind sie über die Berge hinab in die Täler gestiegen, sind durch die schweigenden, verschneiten Wälder gewandert, immer dem Sterne nach. Der glänzt auch am Tage; aber am hellsten strahlt er nachts an dem schwarzblauen Himmel. Köstlich, diese Wanderung dem Lichte entgegen! Sie tragen kostbare Geschenke in den Händen, ihre schweren, reichen Gewänder schleifen durch den Schnee; aber das schadet nichts; es ist nicht der schmutzige Schnee der großen Stadt. Der des Waldes ist blütenweiß; kaum eines Menschen Fuß hat ihn berührt. In der Sonne funkelt er, wie mit Tausenden von winzigen Sternchen besät, und im Mondschein glänzt er wie frischgefallener Zucker im Märchenwald.

Ein Rotkehlchen fliegt ihnen neugierig nach, von Ast zu Ast; mit seinen großen, dunklen Augen schaut es wie ein verzaubertes Seelchen aus; manchmal lugt ein Reh durch die verschneiten Büsche.

Und jetzt sind sie am Ziel, bücken sich, schreiten durch die enge, niedrige Tür und packen ihre Geschenke aus. Das blonde Christkind lacht, streckt ihnen die Ärmchen entgegen, und wie die Engelchen auf dem Gebälk das sehen, vergessen sie jeden Respekt, jubeln und lachen, musizieren auf ihren kleinen Instrumenten; die keine haben, klatschen in die Hände.

Der Lichtschein, der das Kind umschwebt, die Edelsteine, der Schmuck der Könige, alles strahlt so hell; die lange Nase von dem einen alten König wirft einen drolligen Schatten auf die weiße Wand. Zwei Engelbuben stoßen sich an, wollen sich totlachen; jetzt plumpsen sie wahrhaftig vom Gebälk herab, und Evchen erwacht aus tiefem Schlaf, hört Poltern und halblaute Stimmen.

Hans-Kurt ist da! Er kommt bestimmt, er hat es versprochen! Hat sie nicht den ganzen Tag schon auf ihn gewartet?

Jetzt alles wieder still; aber es ist jene heimliche Weihnachtsstille, in der sich Freudiges vorbereitet.

Im Zimmer ist's dämmerig, das Holzfeuer knistert und flammt; nach Äpfeln duftet's und nach den Tannenzweigen, die Evchen vor einigen Tagen aus dem Walde geholt, und die jetzt in

der Glasvase auf der Kommode stehen. Ein Schlitten klingelt vorüber, bim — bim — ganz fein — in dem dicken Schnee hört man die Hufe der Pferde nicht. Wer mag in dem Schlitten sein?

Das Glöckchen verklingt, das Kind liegt wieder zwischen Wachen und Träumen, bis die Tür aufgeht und heller Lichterschein ins Zimmer fällt.

„Hans-Kurt!“ jubelt das Kind, setzt sich im Bettchen auf. Sein Lebtag hat er das süße blasse Gesicht mit den strahlenden Augen nicht vergessen können; es ist, als wenn sich alle Christbaumlichter in diesen Augen widerspiegeln.

Dann kramt er seine Geschenke auf dem Bett aus.

„Geh, Hans-Kurt, geh, lösche die Lichter aus, daß wir sie Weihnachten noch einmal anzünden können.“

„Das ist nicht nötig; ich habe noch einmal soviel mitgebracht, sie brennen sehr lange,“ sagt er stolz, „und ich kann bleiben, solange sie herabgebrannt sind.“

„Dann brennt recht langsam, ihr lieben kleinen Lichtchen; schau einmal, da flackert eins schrecklich und ist schon viel weiter als die andern herabgebrannt. Warum beeilt es sich so?“

„Just wie manches Menschenkind mit seinem Lebenslicht“, dachte Frau Birke, die vor Rührung über Evchens Freude und Hans-Kurts Kommen kaum reden konnte.

„Oh, das macht nix — das ist der Luftzug vom Fenster her. Jetzt trag' ich das Bäumchen noch näher an dein Bett.“

„Ja — ja — so ist's noch schöner.“

Und dann hoben sie an zu schwatzen und zu erzählen, bis Evchen mit Schrecken sah, die Lichter waren bald am Verlöschen. Wie dicke Tränen rann das Wachs herab; im Zimmer begann's dunkler zu werden, und es war, als zöge sich das kleine Herz zusammen und täte ihr weh. Da Hans-Kurt einen brennenden Zweig knistern hörte, sprang er auf.

„Wart', ich lösche die Lichter draußen, sonst mußt du husten.“

Frau Birke ging mit, um zu helfen. Und nun ward ihr im Dunkeln bänglich zumute; aber sie war noch zu jung, um den tiefen Sinn der verlöschenden Lichter zu begreifen, und Hans-Kurt kam bald zurück mit der Lampe, hinterdrein Frau Birke mit der Schokoladenkanne.

Die Schokolade war köstlich und der Abschied hernach sehr kurz, denn Hans-Kurt war kein Freund vom Abschiednehmen, und wenn er ihm recht schwerfiel, so wußte er am wenigsten zu sagen.

Er schüttelte Evchen nur immer wieder kräftig die Hand; sie aber schlang die Ärmchen um seinen Hals, dankte ihm und küßte ihn herzhaft. Und nun war's, als spüre er immer noch den feinen Weihnachtsduft und höre Evchens Stimme, und stand doch schon draußen vor dem kleinen Haus in der mondhellen Winterlandschaft.

Das Petroleumlämpchen warf seinen rotgelben Lichtschein auf den weißen Schnee, erinnerte Hans-Kurt daran, wie er an jenem Abend vor dem erleuchteten Häuschen gestanden und sich nicht hineingetraut hatte in diese reine Stille mit seinen bestaubten Stiefeln und seinen rebellischen Gedanken.

Seine Mutter stand vor ihm, die alles dieser rätselhaften, unbegreiflichen Liebe zum Opfer gebracht, und endlich trieb ihn eine unbezwingliche, schmerzhafte Neugier nach dem Schloß.

Wie manches Mal hatte Hans-Kurt früher gesagt: „Mutter, ich meine, bei Mondenschein sei unser Schlößle am allerschönsten.“ Jetzt dünkte dieser selbe Mondenschein den Knaben kalt und grell, grausam fast, wie er das Schloß auf dem Hügel in seiner Verlassenheit so taghell beleuchtete.

Alle Fensterläden waren geschlossen; nur einen hatte wohl der Sturm der letzten Nächte aufgerissen; in den Scheiben glitzerte bläuliches Mondlicht. Der Knabe starrte hinauf; es blinzelte, zwinkerte wie ein Auge: komm — komm nur herauf!

Es war nämlich, als könnte er sich's nicht vorstellen, daß jedes Leben in diesen Räumen sollte erloschen sein. Aber wer sollte jetzt dort sein Wesen treiben? Wer? Huschten in totenstillen Nächten leichte Geisterfüße über Treppen und Gänge? Kehrten längst Verschiedene zurück, nisteten sich ein in Zimmern und Sälen?

In andern Schlössern mochte es spuken; hier, angesichts seiner sonnigen, blonden Mutter, hatte er nie daran geglaubt. Jetzt überkam ihn ein Grauen, und da er sich dessen schämte, be-

zwang er sich und ging tiefer in den Park hinein. Es hatte in der verflossenen Nacht unaufhörlich geschneit. Weg und Steg waren verweht; da war nirgends Bahn gefegt. Oft hatte Hans-Kurt darüber gelacht, wenn in Büchern vom Schnee als einem „Leichentuch“ die Rede gewesen war. Gab's etwas Köstlicheres als tiefen, weißen Schnee, der bis zum Frühjahr alles warm und geborgen hielt? Heute dünkte auch ihn dieser Schnee eine schwere, eiskalte Decke, „ein Leichentuch“, das ein Totes verhüllte.

An seine Großmutter dachte er, wie sie starr und steif unter weißem Leinen gelegen.

Er suchte sich aufzurütteln. Wie schön waren die verschneiten Tannen im Mondlicht! Ja, aber den kleinen, rundlichen gab die Schneeumhüllung so groteske, wunderliche Formen. Oft hatte er sich mit Evchen damit unterhalten, die Gestalten zu erkennen. Heute mochte er gar nicht damit beginnen, als könnten sie, beim Namen genannt, lebendig werden, auf ihn zukommen, durch den Park schreiten oder kriechen — ein unheimlich Gewimmel. Nein, nein, nur fort, um Gottes willen, irgendeinen Menschen sehen oder sprechen, und wenn es der armseligste Tropf aus dem ganzen Dorfe wäre!

Nur fort aus dieser verschneiten, totenstillen Einsamkeit!

Er eilte den Hügel hinab, er sah sehr blaß aus, und auf seiner Stirn standen Schweißtropfen. Noch als Mann hat er sich dieser Stunde erinnert.

Am Fuße des Hügels traf er Evchens andern Spielgenossen, den Franz. Freunde waren die beiden immer noch nicht; aber sie mieden sich nicht mehr, und jeder achtete den andern als „ganzen Kerl„.

Hans-Kurt war wie erlöst, als er in das schöne, offene Gesicht des Bauernjungen sah, und der ahnte, daß den jungen Grafen, der von seinem verödeten Schlosse herkam, just keine fröhlichen Gedanken bewegten, so grüßte er höflicher und freundlicher als sonst.

Ob der Herr Graf zu Weihnachten hierbliebe?

Da wehrte der ab, noch ganz erregt von dem Eindruck, den er droben empfangen.

„Nein, nein, daran denk' ich nicht, ich brachte Evchen, weil ich's versprochen hatte, das Weihnachtsbäumle, und hör', Franz, du könntest ihr was bestellen. Ich hab' arg rasch Abschied genommen — da konnt' ich's nicht so sagen und war auch noch nicht so fest entschlossen — aber jetzt bin ich's ganz gewiß — also der Professor, bei dem ich in Pension bin, ist nämlich nach Norddeutschland versetzt an eine andere Schule. Ich bin arg gern bei ihm, hab' mich aber doch nicht gleich entscheiden können, ob ich mitgehen würde — jetzt aber weiß ich's, ich geh' mit!

Und da werd' ich die nächste Weihnachten nicht, und überhaupt nicht so bald wiederkommen; sag das der Amsel gelegentlich. Die Reise ist dann gar weit, es lohnt nicht für so kurze Zeit, und das Gut von Onkel Ferdinand ist soviel näher.

In einigen Jahren mach' ich mein Abitur, und die Amsel wird dann, glaube ich, konfirmiert, hernach komm' ich noch einmal.

Willst du's bestellen?“

Der Franz nickte stumm.

„Du kommst doch noch oft zum Evchen?“

Der Bub nickte wieder; in beiden schlummerte immer noch jene unverstandene Eifersucht. Und Hans-Kurt, der schon ein wenig gönnerhaft seinen Findling dem Schutz des Franz empfehlen wollte, brachte kein Wort über die Lippen.

„Bei der lahmen Afra sind wir auch oft mitsammen — die liest und liest! Ich les' auch gern; aber so viel Zeit hab' ich doch nicht.

Und weil die Ev und ich einmal in die Welt hinein möchten, so recht, recht tief hinein, hernach hören wir sie jetzt am liebsten Reisebeschreibungen erzählen.

Jesses, was haben wir nicht schon für Reisen zusammen gemacht, wir drei!“

Und der Bub fing an, lustig draufloszuschwätzen, nur selten von seinem schweigsamen Gefährten unterbrochen.

Als aber Hans-Kurt später vor Ankunft des Zuges in dem von trüb brennender Petroleumlampe schwach erleuchteten Warteraum der kleinen Station saß, da dachte er mit Pein nicht nur an das verlassene Schloß, sondern auch an die zwei Nachbarskinder, die so lustig die Welt umsegelten.

Sollte er vergessen und fremd in der Heimat werden, wenn er fürs erste nicht wiederkam?

Wer von allen hatte ein größeres Anrecht, Evchens Beschützer zu sein, als er? Keiner;

daran ließ er nicht rütteln und schwor sich, daß es sein Lebtag so bleiben sollte.

Wie er aber immer weiter gen Norden fuhr, war's, als wenn um die Heimat, das Schloß und das Kind feine Nebelschleier wogten.

Würde das Leben diese Schleier immer dichter und undurchdringlicher weben?

---

5. Kapitel.

Danach waren einige Jahre vergangen. Hans-Kurt hatte sein Abiturientenexamen bestanden und war im Begriff, seiner Mutter zu schreiben, sie möchte verzeihen, wenn er erst sein Versprechen einlöse und zu Evchens Konfirmation in die Heimat reise, ehe er sie in Paris besuche.

Dort lebte sie jetzt mit ihrem Gatten, der unlängst an seine Botschaft, die österreichische, in Paris versetzt worden war.

Noch schreibend, erhielt Hans-Kurt einen langen Brief seiner Mutter, der einer schier unaussprechlichen Sehnsucht nach dem Sohne Ausdruck gab.

Sie redete auch von Leiden und Krankheit, sie, die Hans-Kurt nie krank gesehen, und sprach von trüben Stimmungen und Todesahnungen, die allzeit fröhliche, sonnige, die bisher so glücklich in ihrer Ehe gewesen war. Ja, der Ton, auf den dieser Brief gestimmt war, dünkte Hans-Kurt trüber noch als die Worte selbst. Vielleicht daß sie, die Hans-Kurt nie hatte klagen hören, kränker war, als sie sich und ihm eingestand.

Angst packte ihn und Reue, als er sich überlegte, daß er seine Mutter über ein Jahr lang nicht gesehen. Die Versetzung nach Paris sei daran schuld, redete er sich ein; der Grund lag tiefer: Hans-Kurt war dem Gatten seiner Mutter nicht näher gekommen, und der lebhaft und ehrlich empfindenden Jugend, die keine „Konzessionen“ zu machen versteht, hat es selten noch gelohnt, einen Menschen zu gewinnen, von dem sie ahnt, daß sie im Denken und Fühlen nichts mit ihm gemein hat.

Um seine Mutter nicht zu kränken, befleißigte er sich im Umgang mit ihrem Gatten der größten Höflichkeit, freilich so, daß ein Vetter einmal zu Hans-Kurt sagte: „Euer Verkehr, Hans-Kurt, ist von einer so vorsintflutlichen Höflichkeit, daß man sich in die Eiszeit versetzt glaubt.“

Darüber hatten beide wohl gelacht; aber streng genommen, war es nicht zum Lachen gewesen.

Da Hans-Kurt empfand, wie seine Mutter allmählich unter diesem kühlen Verhältnis zu leiden anfing, so suchte er seine Besuche möglichst abzukürzen oder in eine Zeit zu verlegen, in der ihr Gatte abwesend war.

Weihnachten hatte er nicht mehr mit ihr verlebt; sie hatte dem Wunsche des Gatten nachgegeben und war meist mit ihm zu seiner Mutter nach Brüssel gereist, das letzte Jahr nach Cannes, in dessen vornehmer, internationaler Gesellschaft der Graf sehr bekannt war. Auch dorthin war Hans-Kurt aufs dringendste eingeladen worden; er hatte abgeschrieben, und, um seinem jungen Stiefvater, den er für einen „aalglatten Hofmann und Diplomaten“ hielt, eine besondere Freude zu machen, hatte er, mit dem Widerspruchsgeist der Jugend, hinzugefügt, er sei ein „Bauer“ und passe nicht in diesen Kreis.

Die Gräfin war betrübt und überrascht zugleich, daß sich „ihr Bub“, der die Fröhlichkeit und Offenherzigkeit selbst gewesen war, immer schroffer und verschlossener zeigte, und doch war es ganz natürlich.

Das Erlebnis, das bisher sein junges Dasein am tiefsten beeinflußt, war noch nicht überwunden und wollte doch nicht besprochen werden. Er liebte seine Mutter so, daß ihm war, als sollte er sie preisgeben, wenn er einem andern die bittere Enttäuschung gestand, die sie ihm bereitet. Von der Mutter aber wußte er nicht, ob sie nicht dem Mann, den sie so innig liebte, alles anvertraute. Das legte ihm im mündlichen und schriftlichen Verkehr mit ihr Fesseln an und fiel ihm doch viel schwerer, als er sich und andern je eingestanden hätte.

Ja, wenn er sich immer da Schweigen auferlegen sollte, wo er am liebsten geredet hätte, wozu überhaupt noch sich offen aussprechen?

Das gab ihm etwas Stolzes, Herbes, so daß mancher ihn eher für einen adelsstolzen Junker hielt, denn für ein junges Blut mit einem heißen, weichen Herzen.

Vier-, fünfmal hatte Hans-Kurt an jenem

Tage den Brief seiner Mutter gelesen; er hätte sich freuen können, wenn sich nicht jene Angst um sie gesteigert hätte, Angst und dunkle Ahnungen, gegen die er sich sträubte und die ihn mehr noch verwirrten und quälten. Woher rührten diese trüben Stimmungen und Todesahnungen?

Er suchte immer wieder zwischen den Zeilen zu lesen. Wenn es sich um anderes als Krankheit handelte! Aber nur nicht grübeln und denken! Nur fort, so rasch als möglich ihre Sehnsucht stillen und die Wahrheit erfahren!

Er hob an, einen Zug im Fahrplan zu suchen. War er so erregt, daß ihn das solche Mühe kostete? Er überzeugte sich endlich, daß er in anderthalb Stunden abreisen und am folgenden Tage in Paris sein konnte. Und in derselben Erregung begann er nun seinen Koffer zu packen, wie einer, der nur das Nötigste zusammenrafft.

So kam er nach anstrengender Fahrt am schönsten Frühlingsnachmittag in Paris an, unangemeldet, denn er hatte seine Mutter überraschen wollen; aber wie er jetzt durch das Gewühl der Boulevards hindurchfuhr, ein wenig langsam, denn alle Augenblicke mußten die Wagen halten, um der Fußgänger willen, da war ihm nicht zumute wie einem, der sich auf eine gelungene Überraschung freut. Oder war die Luft auf den Straßen so schwül und so schwer, daß sie sich wie ein Alp auf die Brust legte?

Wenn man nur einmal so recht tief Atem holen könnte!

Die Fahrt war weit und ging über die belebtesten und elegantesten Boulevards von Paris, zuerst immer geradeaus bis zu dem wundervollen Place de la Concorde. Noch war es hell genug, die Schönheit dieses Platzes wahrzunehmen. Alle Springbrunnen rauschten; es war um die Stunde, da „ganz Paris" aus dem Bois de Boulogne zur Stadt zurückkehrte, zu Fuß, zu Pferde, in Wagen oder Autos.

Sein Lebtag hatte Hans-Kurt nicht solch eine Menschenmenge gesehen, die nur zu ihrem Vergnügen auf der Welt zu sein schien, das Leben auf die fröhlichste Art genießend und anderen, die diese Kunst nicht so trefflich verstanden, auch eine Freude bereitend, indem sie ihnen dies ergötzlich bunte Schauspiel gewährte.

Aber zum Genuß des Zuschauens gehört Reife, vielleicht auch eine gewisse heitere Entsagung; beides fehlte jung Hans-Kurt. Auch war er innerlich so beschäftigt, so benommen von dem ungewohnten Anblick, daß er alles wie das Gewoge eines Traumes sah; es wollte nicht Fleisch und Blut werden.

Der Kutscher lenkte jetzt in die Champs Elysées ein. Hinter dem Arc de Triomphe, der die schnurgerade, riesenbreite Allee ganz in der Ferne abschloß, ging die Sonne unter, wohl im Dunst, der die Weltstädte umschleiert, aber so blutrot, daß der Dunst diese Glut nicht verschlucken konnte.

Und wie riesengroß sah dieser Triumphbogen aus!

Von dem blutroten Schein umflossen, schien er sich zu strecken, zu dehnen, zu einem Koloß auszuwachsen, der das Ende dieses Weges ganz versperrte.

Immer winziger schrumpften bis zu seiner Nähe, so von fern gesehen, Menschen und Wagen zusammen. Der riesenbreite schnurgerade Weg war schwarz von einem anscheinend sinnlosen Gewimmel.

Waren es Menschen, Ameisen, Käfer? Abscheulich — ein Schwindel packte Hans-Kurt, wie er ihn nie empfunden. Er legte die Hand über die Augen, verspottete sich hinterher weidlich; aber nach Jahren noch, wenn er dieses ersten Einzugs in Paris gedachte, sah er dies menschlich winzige Gewimmel um den riesigen Triumphbogen im blutroten Schein der sinkenden Sonne, und es schien ihm ein Symbol geworden für das oft so rätselhafte Getriebe des Lebens.

Allmählich wurde es stiller, der Wagen fuhr über eine der Seinebrücken, eine Kirchenkuppel leuchtete golden gegen den mattblauen Abendhimmel.

„Voilà le dôme des Invalides!"

Der Kutscher wandte sich zu Hans-Kurt und wies mit der Peitsche darauf hin. Wahrhaftig, die goldene Kupel dünkt' ihn ganz bekannt. Wer hatte ihm schon soviel davon erzählt?

Evchen, das Amselchen! Wie hatte er vergessen können, daß sie bis in ihr fünftes Jahr etwa in Paris gewesen, mit den Eltern in Sèvres wohnend, während sich der Vater in Paris zum „großen Geigenkünstler" ausbilden ließ, um sein kleines, kaum ererbtes Vermögen dabei zu vergeuden.

Was sie sagen würde, wenn er jetzt aus Paris schrieb!

So manches Bild jener Zeit war in ihrem Gedächtnis geblieben: das altmodische Blumengärtchen in Sèvres, die drollige alte Französin, in deren kleinen Häuschen sie gewohnt, die goldene Kuppel, die Fahrt auf den kleinen Seinedampfern nach Paris und der Park von St. Cloud, in dem Goldregen und Flieder so schön blühten.

Die Phantasie hatte nachgeschafft, vergoldet; vom tiefen Kummer der Mutter hatte sie nicht vielmehr gespürt als die stillen Tränen, die sie hinweggeküßt.

Was für Fragen würde sie stellen, wenn er heimkam! Er würde ihr etwas mitbringen aus Paris — natürlich!

Und er vergaß sich über diesen Gedanken, wurde wieder zum Bub und begann sich zu freuen, aber drolliger Weise auf etwas, das jenseits des Zieles lag, an dem er nun angelangt war, denn der Wagen hielt vor einem alten vornehmen Haus; es hatte zwei Stockwerke; im Hintergrund lag, von grauer Mauer umschlossen, ein großer Garten mit alten Bäumen.

Hans-Kurt klingelte; ein Lakai öffnete, und es geschah unwillkürlich, daß der glattrasierte, tadellos gekleidete diesen Fremdling, ja selbst sein Gefährt, mit jenem gewissen unverschämten Lakaienblick musterte: wie schätze ich den ein?

Hans-Kurt mahnte allerdings eher an einen fahrenden Scholaren, denn an einen Pariser Dandy, der im vornehmen Haus seine Aufwartung machen wollte. Er sah verstaubt aus, abgehetzt; das schöne junge Gesicht schien ein wenig scharf, übermüdet. Außer einem sehr mittelmäßigen Frühstück hatte er kaum etwas genossen. Eilig und erregt, wie er sich auf die Reise begeben, hatte er just nicht die besten Verbindungen herausgesucht. Häufiges Umsteigen, langes Warten auf den Bahnhöfen hatten die Nacht endlos gemacht.

Hans-Kurt hatte den Blick wohl bemerkt, und da er noch obendrein diese fetten, glatten Lakaiengesichter haßte, so fragte er in kurzem hochmütigen Ton, ob die Frau Gräfin zu sprechen sei, und nannte seinen Namen, ohne den Grafen hinzuzufügen.

Dieser Name aber, der daheim und im Schloß den schönsten Klang gehabt, war hier fremd, und der titellose machte dem Lakaien keinen Eindruck; er zuckte die Achseln, als wollte er der lästigen Unterredung ein Ende machen. Da riß dem jungen Grafen die Geduld: sollte er mit dem Laffen unterhandeln?

Und zwar hatte er noch kein Wort gesagt, sondern den Diener nur mit einem Blick angesehen, da war der schon auf und davon, ihn anzumelden. Hans-Kurt stand wartend im Vestibül. Jetzt würde die Mutter gleich herauskommen und an seinem Halse hängen; aber sie kam nicht.

Der Diener kehrte nach einer Weile zurück; es war Hans-Kurt, als wenn er beim Öffnen der Tür eine erregte Männerstimme hörte; aber so recht zum Nachdenken kam er nicht; mit einer tiefen Verbeugung ließ ihn der Diener in ein Zimmer eintreten.

Wohl war es köstlich eingerichtet mit feinen Gobelins, kostbaren alten französischen Möbeln und Sèvresvasen; zart verhüllt brannte in einer Ampel elektrisches Licht; aber auch hier war seine Mutter nicht, und müde wie er war, überkam ihn eine Traumstimmung, als wandere er durch die Räume eines verzauberten Schlosses, vergeblich ein geliebtes Wesen suchend und erwartend.

War das ihre Sehnsucht?

Hatte sie darum diesen Brief geschrieben, der ihn hierhergehetzt?

Er ahnte nicht, daß sie um seinetwillen zögerte, daß sie Tränenspuren verwischen und erst ruhiger werden wollte, um ihren geliebten Bub freudig begrüßen zu können. Und jetzt schob sie leise den seidenen Vorhang beiseite und kam herein.

„Mein Bub, mein einziger, geliebter Bub,“ und sie umarmte und küßte ihn immer wieder, glücklich, daß er so rasch herbeigeeilt.

„Aber warum kommst du so unangemeldet — warum schriebst du nicht?“

„Ich wollte dich überraschen, Mutter, dann — dann glaubte ich, du seiest krank und du solltest dich nicht zwingen, mich auf dem Bahnhof abzuholen — oder vielleicht überlegte ich gar nicht soweit, Mutter — ich weiß nicht — ich weiß wirklich nicht — mich packte so die Angst — ich

dachte nur, ich müßte so rasch wie möglich zu dir, und nun — nun finde ich dich so!"

Da ward er blutrot, und auch über der Mutter bleiches Antlitz flog eine feine Röte; sie lächelte, und da sie nicht gleich die richtigen Worte fand, so nahm sie ihn an der Hand:

„Komm', Hans-Kurt, komm', in mein Zimmer, da ist's behaglicher als hier."

Aber da brannte das elektrische Licht heller, und Hans-Kurt erschrak, wie bleich die Mutter aussah, wie gerötet die Augenlider!

Hatte sie geweint, oder war dies nur eine Folge ihres Zustandes?

Ach, jetzt begriff er alles: die dunklen Ahnungen beim Lesen des Briefes, die er um jeden Preis hatte ersticken wollen, die Angst, die ihn nach Paris gehetzt, diese rätselhafte innere Erregung. Seine Mutter würde einem Kinde das Leben geben, einem Kind dieses Mannes, der ihm nichts war, gar nichts. Näher noch sollte auch er ihm verwandt werden.

Er sollte eine Schwester oder einen Bruder haben, denen seine Mutter gehörte wie ihm, und die diesen Mann Vater nannten.

Und wenn sie wirklich starb an diesem Kind, wenn ihre Todesahnungen Wahrheit wurden! Dann starb sie an diesem Mann, an ihrer unbegreiflichen Liebe zu ihm. Oh, wäre der gestorben damals in jener Nacht, als er ihm den Tod gewünscht! Aber was sind das für unsinnige zwecklose Gedanken! Daß nur die Mutter nichts davon merkt!

Und es geschah unwillkürlich, daß er sein Antlitz in den Händen barg, als wollte er sich in dieser Dunkelheit ein paar Minuten auf sich selbst besinnen.

Einige Schritte von ihm entfernt, stand die Mutter und ließ ihn nicht aus den Augen. Sie hatte sich wohl ein wenig gebangt, vor diesem ersten Wiedersehen und hatte es doch so herbeigesehnt.

War es Torheit, daß sie, als Mutter dieses großen Sohnes, noch einmal einem Kinde das Leben gab?

Nein, nein, alle Todesahnungen und alles Ungemach, alle Ungeduld ihres Mannes, das war nichts gegen die Seeligkeit, noch einmal ein Kind im Arm halten zu dürfen, ein Kind, rosig und lachend, wie es ihre kleine Tochter gewesen.

War seit des geliebten Kindes Tod nicht die Sehnsucht nach ihm ewig lebendig geblieben? Und kam ihr nicht jetzt erst zum Bewußtsein, wie stark und tief diese Sehnsucht gewesen war?

Und Gott würde sie nicht sterben lassen, das war ganz unmöglich! Um des Kindes willen würde sie wieder jung und lustig werden wie früher, und alle würden sich freuen und glücklich mit ihr sein. Da Hans-Kurt aufschaute, sah er ein strahlendes Lächeln um der Mutter Lippen.

„Hans-Kurt, freue dich doch ein klein wenig mit mir", sagte sie schüchtern, „ich bin ja so glückselig."

„Oh, Mutter, davon merkte ich in dem Briefe nichts."

„Ich hätte ihn wohl nicht in einer so trüben Stimmung schreiben sollen; aber nun er dich so rasch herbeigeführt, will ich doch froh sein, daß ich ihn abgeschickt."

Und nun hob sie an zu erzählen, wie sie sich auf das Kind freue.

Am liebsten würde sie, ehe ihre schwere Stunde nahte, in die Heimat reisen, als könnte das Kind nur dort zur Welt kommen. Ja, es war, als wenn dies werdende Geschöpf, das noch im dumpfen Traum des Lebens harrte, schon ein Wille sei, ein wachsender, eine große Sehnsucht, eins mit der Mutter, die sich wie nie zuvor nach ihrer Heimat sehnte.

Aber ihr Mann sei gegen diesen Plan, weil es auf dem Lande an rascher ärztlicher Hilfe mangele, er nenne diese Sehnsucht krankhaft und könnte ganz zornig darüber werden, alles nur aus Liebe zu ihr, denn er sei so gut.

Sobald sie aber mit dem Kind die Reise machen könnte, würde sie aufs Schloß kommen, wenn er, der Sohn, es erlaube. Und jetzt begann sie sich die Zukunft auszumalen: mit einem reizenden blonden Kind sah sie sich auf allen Wegen und Lieblingsplätzen des alten Parks.

Das bleiche Antlitz ward rosig, der leidende Zug schwand dahin. Die Augen strahlten, und die Lippen lachten. Ihr altes Kinderlachen hatte sie wieder, sie schien jung und schön wie dazumal, und ohne es zu wissen, schwelgte sie vielmehr in der Vergangenheit als in der Zukunft, denn das reizende, blonde Kind, dessen sie harrte, war genau das Ebenbild ihres erst-

geborenen Töchterleins. Aber was schadete das? Sie war jetzt so glücklich, daß sie nach Herzenslust mit dem Sohne von ihrer Sehnsucht und der Heimat reden konnte.

Hier verstand sie ja doch kein Mensch, und ihr Mann liebte sie so, daß er fast eifersüchtig auf diese Sehnsucht ward und gar nicht davon hören mochte. Und durch all diese Zukunftsträume huschte Evchens blonde Gestalt.

Niemand daheim eignete sich so zur Spielgefährtin des Kindes, würde sich so über das Kind freuen können. Auf ihren Lieblingsgedanken kam sie wieder zurück: daß sie alsdann Evchen mit sich nehmen könnte, und Hans-Kurt fühlte es heraus: in einsamen Stunden mochte sie sich viel mit diesem Plan beschäftigt haben. Er war unmöglich; aber er bezwang sich, sprang nicht auf, sondern nahm die Hand der Mutter und sprach fast wie mit einem Kinde:

„Liebste Mutter, gib den Plan auf; wenn die Großmutter in ihrer Klugheit und Evchens Mutter schon nicht wollten, daß sie ins Schloß und somit in eine Zwitterstellung kam, als was wolltest du sie nach Paris in dein jetziges Leben mitnehmen?

Soll sie an deiner Tafel essen? Deinem Mann würde es kaum genehm sein, und wenn auch, ich" — er war jetzt doch aufgesprungen und stand vor ihr, „ich möchte es dennoch nicht — um keinen Preis — um ihretwillen. Soll sie zum Gesinde gerechnet werden?"

Er sah den „widerlichen Lakai" vor sich.

„Unmöglich — unser Schloßgesinde daheim, das war doch noch etwas anderes als dies hergelaufene Gelichter."

„Du magst recht haben," die Gräfin sah traurig vor sich hin, „außerdem, wenn ich je heimkommen sollte, dann hat Evchen vielleicht auch andere Pflichten übernommen. Man vergißt so leicht: sie ist das Kind nicht mehr, von dem ich damals Abschied genommen.

Sie wird nicht mehr so ausgelassen wie sonst mit dem Pudel um die Wette im kurzen Röckchen die Dorfstraße hinabspringen. Sie trägt lange Kleider und ist sicher ein reizendes Maidli geworden. Der Pfarrer, dem ich eine größere Summe Geldes zu ihrer Konfirmation schickte, schrieb, sie sei tüchtig gewachsen, ich würde sie kaum wiedererkennen, und sie sei nicht nur das lustigste, sondern auch das klügste und frömmste Maidli in der Gemeinde.

Ich meine, dies sei das beste Zeugnis, das man einem heranwachsenden Mädchen ausstellen kann. Oder weißt du ein besseres?"

Nein, er wußte keins; aber es ward ihm klar, auch er hatte nicht mit den Jahren gerechnet, und die Mahnung der Mutter, daß Evchen das Kind nicht mehr sei, war ihm fast eine Enttäuschung.

Der Diener kam und meldete, der Herr Graf, der zu einer Gesellschaft eingeladen, hätte sich leider beim Ankleiden so verspätet, daß er bedaure, den Herrn Grafen nicht mehr begrüßen zu können.

Hans-Kurt las es der Mutter an den Augen ab, daß sie enttäuscht war. Er war froh, und da er am nächsten Tage ziemlich früh aufbrach, so kam er mit dem Gatten seiner Mutter erst beim „Diner" abends um sieben Uhr zusammen.

Sie waren nicht allein. Der Graf hatte einen Bekannten, einen jungen österreichischen Aristokraten mitgebracht. Jeder trug den modernen Gesellschaftsanzug eines Schneiderkünstlers, und da Hans-Kurt bisher weder über einen Pariser noch Londoner Schneider verfügte, so wollte es ihm scheinen, als wenn der Graf schon beim Eintreten sein Äußeres mit einem prüfenden Blick überflöge. Er mußte an die Musterung des Lakaien denken, und der Vergleich fiel nicht eben schmeichelhaft aus.

Der Gast führte hauptsächlich die Unterhaltung; er war vor kurzem erst von Bukarest an die Gesandtschaft nach Paris versetzt, hatte viel von der Welt gesehen, wußte eine Fülle amüsanter Klatschgeschichten, die er in seinem Wiener Dialekt trefflich zu erzählen verstand.

Da Hans-Kurt ziemlich schweigsam war, fragte er ihn, ob er schon viel in Paris herumgekommen sei. Der war zwar im Louvre gewesen und dann auf der Seine nach Sèvres und St. Cloud gefahren. Ob er denn im Louvre schon das unangenehme Frauenzimmer, die Mona Lisa gesehen?

Er begriff nicht, was die Menschheit an dieser blutleeren quittegelben Person fände; einen weiblichen Vampyr könnte er sich so denken, und so wie sie jedenfalls Lionardo an der Nase herumgeführt und verspottet hätte, so

verhöhne sie heute noch nach so und soviel hundert Jahren all ihre Verehrer, die sie im Bilde begafften.

Er solle es einmal ausprobieren: man könne stehen, wo man wolle, überall hin folge einem der Blick der geschlitzten Augen, das eiskalte impertinente Lächeln der schmalen blutleeren Lippen, nein, da sei ihm so ein rosig Weibchen von Fragonard oder Boucher doch lieber.

Der Graf, der ein feines Kunstverständnis hatte, das sich auch allenthalben in der wunderschönen Einrichtung des Hauses kundtat, wollte sich totlachen über diese „großartige Kritik".

Von Fragonard spielte sich der Wiener mit einer graziösen Wendung auf das Pariser Nachtleben hinüber, Hans-Kurt leicht andeutend, wie es sich verlohne auch das kennen zu lernen.

Nun sah Hans-Kurt, wie seine Mutter die Farbe wechselte und leicht zusammenzuckte, und er meinte, die kurze Zeit, die er hauptsächlich seiner Mutter widmen wollte, genüge kaum, um Paris bei Tag kennen zu lernen.

„Natürlich, Hans-Kurt, das Muttersöhnchen!"

Das sollte ein Scherz des Grafen sein; man weiß aber nur zu scherzen mit den Menschen, die man liebt. Die Worte klangen Hans-Kurt höhnisch, er wollte aufbrausen, bezwang sich aber um der Mutter willen.

Die war bisher die schweigsamste an der Tafel gewesen, und wenn Hans-Kurt der Unterhaltung schließlich nur halb zugehört, so war es ihretwegen geschehen. Sie trug ein schwarzes, mit Gold und Perlen besticktes Gewand von leichtem fließenden Stoff — das Werk eines Pariser Künstlers — um den entblößten Hals echte Perlen, im goldblonden Haar einen kostbaren Kamm des berühmten Lalique.

Sie sah sehr schön aus, und am Anfang hatte Hans-Kurt noch ein glückliches Lächeln um ihre Lippen gesehen, weil sie den Augen ihres Gatten abgelesen, daß er sie bewunderte. Allmählich aber war es ihm aufgefallen, wie sie bei Tisch immer bleicher wurde, und meist die Lider gesenkt hielt. So seltsam war es ihm seine allzeit fröhliche Mutter so zu sehen, daß ihn dünkte, sie säße wie ein fremdes schönes Bildnis an ihrer eigenen Tafel.

Er wußte nicht, daß seiner Mutter der Freund ihres Gatten immer unerträglicher wurde. Früher hatten sie solche Antipathien nicht weiter behelligt. Meist hatte sie sich mit Lachen und einem Scherzwort darüber hinweggeholfen.

In ihrem jetzigen Zustand aber litt sie geradezu unter Menschen, die ihr unangenehm waren, sie hätte laut weinen können, wenn sie sich nicht beherrscht hätte und das Schlimmste war die Ahnung, als wenn ihr Mann sie absichtlich mit der Gegenwart solcher Menschen quäle.

Nach dem Essen wurde in dem reizenden kleinen Wintergarten Kaffee und Likör gereicht. Dann verabschiedeten sich die beiden Herren; Hans-Kurt ging, einen Brief zu schreiben, der Eile hatte, und die Gräfin blieb allein zurück. Sie stieg langsam eine Treppe höher hinauf in ihr behagliches Wohnzimmerchen mit dem feinen alten Erker, den ihr Mann hatte so geschickt restaurieren und einrichten lassen. Sie wußte nicht, welche Unsummen Geldes all das kostete. Im Herbst und Winter, wenn die Bäume entlaubt waren, sah man von hier die Schiffe auf der Seine auf und nieder gleiten, die raschen, kleinen Dampfer, die schwer beladenen Frachtschiffe; jenseits des Stromes und seiner Brücken aber dehnten sich die weiten Alleen der Champs Elysees aus; nun war die Dunkelheit längst hereingebrochen, und sie sah nur das, was sie sehen wollte: das Auto ihres Mannes, das fauchend und prustend vor dem Haus stand.

Er wollte ins Gymnase fahren, eins jener echt französischen Stücke zu sehen, in denen sie sich nie hatte amüsieren können, obwohl sie das Französische wie ihre Muttersprache beherrschte. Der andere fuhr jedenfalls nur ein Stück Wegs mit, um dann irgendwo seine Geliebte, „eine Dame der Gesellschaft" zu treffen. Vor einigen Tagen hatte ihr Mann das ganz unverblümt erzählt, und da sie dunkelrot geworden und nichts zu erwidern gewußt, so hatte er laut gelacht.

Warum hatte ihr dies Lachen so weh getan? Warum klang es jetzt anders als früher?

Und wozu erzählte er ihr solche Geschichten, die sie gar nicht hören wollte? Sie vernahm Stimmen und trat näher ans Fenster. Beim hellen Schein der Autolaternen erkannte sie die

hohe schlanke Gestalt ihres Gatten, die kleine des Österreichers. Sie zündeten ihre Zigaretten an, und nach einem kurzen Gespräch stiegen sie ein und fuhren davon.

Ihr Mann liebte Autofahrten im schnellsten Tempo, ihr wars eine Pein, sie ertrug es nicht und zitterte um jedes lebende Wesen, das sie erblickte. Aber in der Angst, es könnte dem Geliebten etwas zustoßen, hatte sie sich immer wieder überwunden und war mit ihm gefahren, bis es ihr der Arzt aufs strengste verboten hatte. Jetzt fuhr er allein wie sie ihn überall hin allein gehen ließ: zu Bällen und Gesellschaften, ins Theater und zu Konzerten.

Es war kühl im Erker, sie fror und ging ins Zimmer zurück.

Woher kam es, daß sie sich zum erstenmal in ihrer Ehe, obwohl sie von dem Geliebten nicht getrennt war, in der Fremde fühlte und mit solch leidenschaftlicher Sehnsucht zurück nach der alten schönen Heimat verlangte?

Ach, daß sich jemand so recht von Herzensgrund mit ihr auf das Kind freuen könnte!

Da sah sie das kühle Lächeln wieder, mit dem ihr Mann die Glücksbotschaft begrüßt, daß sie sich Mutter fühle. Sie wollte nicht daran denken, denn jedesmal, wenn sie sich dieses Lächelns erinnerte, fror sie und hätte weinen können wie ein verlassenes Kind, und sie sah es so oft, in einsamen stillen Dämmerstunden, ja sogar Nachts im Traum, immer gegen ihren Willen, denn wie wir uns manchmal lange belügen und blind bleiben wollen, so sträubte sie sich dagegen, den Sinn dieses Lächelns zu ergrübeln.

Auch verzieh und vergaß sie ja so gern, und sie wußte es ganz gewiß: sie war ihrem Manne alles!

Nur weil er sich so um sie sorgte, sie über alles liebte, konnte er sich auf das Kind nicht so freuen!

Weil er für mein Leben, meine Schönheit zittert, darum ist ihm das Kind gleichgültig. Glücklich und dankbar sollte ich sein, daß er nur an mich denkt.

Ja, wisperte ein feines Stimmchen dagegen: dann aber müßte er sich anders um dich sorgen! Mit einer andern Zärtlichkeit, einer andern Liebe als bisher müßte er dich umgeben. Du müßtest doch empfinden, daß er ganz Liebe und Zärtlichkeit ist.

Sie stand auf und ging hin und her wie ein Mensch, den innere Erregung nicht zur Ruhe kommen läßt; es war als müßte sie das feine Stimmchen übertönen. Er ist zärtlich. Wie kann er mir zu Füßen stürzen, wenn er mich gekränkt hat, mich umarmen und küssen, daß ich alles vergesse.

Ja, wisperte die Stimme, aber am nächsten Tag kränkt er dich wieder.

Da begann sie sich anzuklagen, um ihn zu entschuldigen, ihn und seine Launen: Vielleicht bin ich viel grämlicher und einsilbiger und trüben Stimmungen mehr unterworfen als ich selbst es ahne.

Heute freue ich mich grenzenlos auf das Kind, morgen fürchte ich, daß es meine Schönheit zerstören, daß ich welken könnte, verblühen, zu alt für ihn werden. Da kam die Gegenstimme wieder: Du würdest das körperliche Ungemach viel leichter ertragen, wenn deine Seele fröhlicher wäre. Und was du fürchtest, das fürchtest du nur um seinetwillen.

Er liebt die Schönheit!

Die Schönheit ist gesund, ist kraftvoll. Alles Kranke ist ihm ein Greuel, vollkommen unverständlich.

Er hat es selbst oft genug gesagt: wie kann man kranke Menschen lieben?

Man meidet sie, wie man alles Unschöne meidet; an sie gefesselt sein, ist furchtbar, man schießt sich lieber tot.

Konnte sie sich ihn als geduldigen Gatten einer leidenden Frau denken? Niemals! Niemals!

Und wenn diese trüben Stimmungen sie quälten, kam sie sich soviel älter vor als sie war.

Nie war ihr Gatte krank gewesen. Der Freund, der ihn damals nach Afrika zu den Jagden eingeladen, hatte unlängst noch erzählt wie er allezeit der erste gewesen im Aushalten von Strapazen, — und — von Vergnügungen, hatte er lächelnd hinzugefügt.

Was für Vergnügungen, wisperte diese lästige Stimme wieder.

Früher hatte er gesagt, dies Gesellschaftstreiben langweile ihn tödlich. Dünkt es ihn plötzlich amüsant oder daheim noch langweiliger, daß er dich fast jeden Abend verläßt?

Spricht er die Wahrheit, wenn er dir sagt, wohin er geht?

Für solche Gedanken war in ihrer ersten glücklichen Ehe kein Raum gewesen. Sie erschrak tödlich, wurde purpurrot und verwirrt wie auf geheimer Schuld ertappt.

Nie noch hatte sie dem Geliebten zu mißtrauen gewagt, und sie war empört über sich selbst und schämte sich, als sei alle Schuld bei ihr, daß sie es wagen konnte, auch nur in Gedanken den Mann zu verdächtigen, den sie so heiß und keusch liebte wie am ersten Tage, inniger noch, da sie einem Kinde das Leben geben würde.

„Ach, Hans-Kurt, kommst du endlich — du hast so schrecklich lange geschrieben!"

Der sah nach der Uhr.

„Eine halbe Stunde, Mutter."

„Wirklich?"

Sie meinte, sie sei stundenlang allein gewesen und war froh, daß „ihr Bub" sie gleich erlösen würde von ihren „dummen Gedanken". Vielleicht aber, daß sie fester und tiefer wurzelten als sie es selbst ahnte.

Hans-Kurt merkte, wie seine Mutter anfangs zerstreut zuhörte; er blieb lange bei ihr, denn sie hielt ihn immer wieder zurück und meinte, sie sei nicht müde. Aber je weiter die Nacht vorrückte, um so häufiger stand sie auf, um ans Fenster zu gehen, als erwarte sie jemand, von dem sie doch nicht redete.

Und noch im Traum sah er die geliebte Gestalt, wie sie im kostbaren schleppenden Gewand, ein wenig schweren Schrittes zwischen dem Erker und ihrem Sessel hin- und herwandelte.

Hans-Kurt hatte das schönste Frühlingswetter in Paris, und seine Mutter ward nicht müde, ihn auf alles aufmerksam zu machen, was er sehen mußte in der Stadt und Umgegend. Jeden Tag fiel ihr etwas Neues ein; sie war glücklich, daß er die schöne Zeit so genoß, und freute sich der Dämmerstunden, da er ihr erzählte, was er tagsüber gesehen und erlebt hatte.

Dabei kam es ihm schwerlich zum Bewußtsein, daß er der Mutter auf seinen Wanderungen viel weniger gedachte als Evchens. Es war, als ließe der leidende, so ganz veränderte Zustand seiner Mutter den Gedanken an ein Mitgenießen und Mitwandern nicht so recht lebendig werden; aber des Kindes feine, blonde Gestalt, nicht größer und älter als er sie vor Jahren das letztemal gesehen, wich manchen Tag nicht von seiner Seite.

Manchmal war's, als könnte er's nicht erwarten, heimzukommen, ihr zu erzählen von dieser Märchenstadt ihrer frühesten Kindheit.

Was hatte sie selbst im Gedächtnis behalten?

„Die goldene Kuppel", lachende geputzte Menschen, den Strom mit seinen Brücken und Schiffen, eine „Burg", die fern von einem „großen Garten" aus gesehen, „schneeweiß wie Zucker" in die blaue Luft emporragte, eine Kirche mit „abscheulichen Tierfratzen", ein Kapellchen, das schon viele hundert Jahre alt, „ganz von buntem Glas gebaut war", „ein Schloß mit weiten, weiten Sälen und vielen Bildern". Wie mit buntem Spielzeug hatte des Kindes Phantasie mit diesen Erinnerungen sich vergnügt.

Jetzt fiel Hans-Kurt alles wieder ein, und es machte ihm Freude, den Bildern den rechten Namen zu geben: der große Garten war der Park von St. Cloud, die „schneeweiße Burg" die Kirche von Montmartre, das Kapellchen war das Wunderwerk der Sainte Chapelle, die Kirche mit den Tierfratzen Nôtre Dame und das Schloß mit seinen weiten Sälen und Bildern war Versailles.

Welche Lust, wenn er ihr hier in Paris selbst alles zeigen und erklären könnte! Oft war er so lebhaft mit ihr beschäftigt, daß er meinte, er höre ihre drolligen Fragen und fühle es, wie sie sich im Gewühl ein wenig zaghaft, dichter an ihn drängte und ihre Fingerchen fester seine Hand umklammerten, just wie daheim, als er das erstemal mit ihr auf dem Jahrmarkt im benachbarten Städtchen gewesen.

So die Gegenwart genießend und sich auf die nächste Zukunft freuend, hatte Hans-Kurt keine Zeit über das Glück seiner Mutter und den Charakter ihres Gatten nachzudenken; auch hatte ihn in den wenigen Wochen nichts zu diesem Nachdenken aufgerüttelt.

Die Gräfin behauptete, sie fühle sich wohl wie seit lange nicht. Das schien die Stimmung ihres Gatten, den Hans-Kurt nur bei den Mahlzeiten sah, günstig zu beeinflussen. Sie selbst war nur zu glücklich, daß diese Tage, durch

keinen Mißklang getrübt, dahingingen. Schon sah sie Gatte und Sohn als Freunde scheiden.

Aber die Abreise rückte näher, und die Gräfin bestand darauf, Hans-Kurt dürfe Paris nicht verlassen, ohne Chantilly, das schöne Schloß des Herzogs von Aumale, mit seinen Kunstschätzen und seinem Park gesehen zu haben. So wurde ein Tag, der nicht so sonnig wie die früheren war, für diesen Ausflug bestimmt. Erst auf dem Weg zum Bahnhof entdeckte Hans-Kurt, daß er sein Geld vergessen hatte.

Dummer Zufall! Es war, als wenn über diesem Chantilly ein Unstern schwebte. Schon ein paarmal war dieser Ausflug geplant und immer wieder verschoben worden; heute mußte es endlich dazu kommen. In zehn Minuten war er zu Hause; vor der Tür stand das Auto des Grafen; das könnte ihn in kürzester Frist an den Bahnhof bringen; aber er spürte keine Lust, um diese Gefälligkeit zu bitten. Wagen gab es genug in Paris, und er eilte die Treppen hinan.

Er fand das Geld nicht. Hätte er es verloren oder auf dem Schreibtisch liegen lassen? Er traute dem Diener nicht recht, der sein Zimmer aufräumte; besser ein armer Teufel hätte es auf der Straße gefunden, als daß der es gestohlen hätte. Aber vielleicht daß das Geld im Eßzimmer liegen geblieben war, wo er von seiner Mutter Abschied genommen, und wie er eilends in das Zimmer trat, um sich dort suchend umzuschauen, hörte er scharfes, erregtes Sprechen, die Stimme seines Stiefvaters.

In dem Moment war sein verlorenes Geld, der Ausflug nach Chantilly, alles andere vergessen, nur das Mißtrauen, die Abneigung gegen diesen Mann flammte auf wie ein Feuer, das eine Zeitlang unbeachtet weitergeglimmt, und da er seine Mutter jetzt leise weinen hörte, so riß es ihn fort, hin zur Tür, daß er das tat, was er noch nie in seinem Leben getan: er horchte!

Und jetzt seiner Mutter Stimme:

„Sei doch nicht so lieblos! Warum sagst du mir das alles? Nimm doch nur ein wenig Rücksicht auf meinen Zustand, wenn du dich auch auf das Kind noch nicht freuen kannst."

„Rücksicht! Diese ewige Rücksicht! Ich habe es dir schon einmal gesagt, ich kann es nicht. Ich bin auch noch zu jung dazu, selbst zu gesund, um ewig daran zu denken, daß ich eine kränkelnde larmoyante Frau habe.

Und auf das Kind freuen!

Ma chère, klein sind die Kinder ein allerliebstes Spielzeug für die Mütter, und erwachsen, eine recht kostspielige Kalamität für die Väter. Sie haben meist ganz andere Ideen und Anschauungen als wir, oft recht unbequeme und wollen auch noch dafür bezahlt, respektive erhalten werden. Wenigstens bin ich überzeugt, sah m e i n Vater die Dinge so ähnlich an."

Und während diese Worte den Horchenden so empörten, daß er im Zorn die Hände ballte, hatte seine Mutter dem Gatten schon fast vergeben, denn während er so sprach, mußte sie seines Vaters gedenken, von dem er ihr oft erzählt, des eiskalten ehrgeizigen Aristokraten, der nur für seine Karriere Sinn gehabt, der Mutter auch, die eigentlich nur Weltdame gewesen.

Wie reich und glücklich war ihre Kindheit und Jugend gewesen, glücklich in der Liebe der Eltern und Geschwister, dann in der Liebe des Mannes und der Kinder!

Reich war der Born geflossen, als ob er nie versiegen könnte. Und wie kalt und armselig war ihm jene Zeit dahingegangen!

Ihr war, als hätte er diesen Mangel gerade so empfinden müssen wie sie selbst ihn empfunden haben würde. Ihr weiches warmes Herz war erfüllt mit Mitleid, und zum Mitleid gesellte sich die Hoffnung. Noch hatte er ja keine Ahnung, wie köstlich es war, ein eigenes geliebtes Kind heranwachsen zu sehen. Das wußte s i e besser, und auch daß er sich wandeln würde im Denken und Empfinden, wenn ihm dies Kind zum erstenmal jubelnd die Ärmchen entgegenstrecken würde. Aber wozu ihm das jetzt in Worten klar machen? Das Leben selbst würde ihn belehren; sie war auch nach einer schlechten Nacht zu müde, um nach diesen Worten zu suchen. So sagte sie nur bittend:

„Habe nur ein klein wenig noch Geduld — es geht ja vorüber."

Es gibt aber Menschen, die solche Sanftmut nur zum Quälen reizt.

„Geduld! Wo ich die hernehmen soll!

Wir haben alle keine Geduld, meine Schwester hat ganz recht: keine Geduld glücklich, keine unglücklich zu sein — daran scheitert so vieles!

Und es geht vorüber! Wenn das ein Trost ist!

Schließlich geht alles vorüber, das ganze sogenannte Leben mit, frägt sich nur wie: wenn du hernach elend und krank würdest, sagen wir leidend — du bist nicht mehr zwanzig Jahr."

„Das hast du damals gewußt, als du mit solcher Leidenschaft um mich warbst. Wie oft habe ich dir gesagt, ich sei nicht jung genug für dich, du wolltest es nicht glauben — ich war die Einzige in der ganzen Welt!

Jetzt aber quäle mich nicht mit solchen Reden, indem du mir Siechtum und Krankheit vormalst — du könntest es unmöglich tun, wenn du ahntest, wie ich schon um deinetwillen unter dieser Furcht gelitten habe."

Und jetzt hörte Hans-Kurt durch die Tür das leidenschaftliche Schluchzen eines Menschen, der die Herrschaft über sich verloren hat, dazu das unruhige Hin- und Hergehen des Mannes.

Nun hätte dies aufregende Gespräch jedenfalls geendet wie manches frühere: der Graf, der das Weinen nicht vertragen konnte, hätte flüchtig bereut, seine Frau mit Küssen beruhigt und getröstet, um dann mit dem Auto fortzufahren und nach kürzerer oder längerer Frist, je nachdem, seiner Ungeduld in ähnlicher Weise Luft zu machen.

Aber erregt durch das Schluchzen der Mutter, zornig auf diesen Mann, „der an allem schuld war", beging Hans-Kurt die große Torheit, riß die Tür auf und eilte ins Zimmer, als gälte es, seine Mutter zu „retten".

Der Graf, der solche Überraschungen durchaus nicht liebte, hielt mit seiner Wanderung inmitten des großen Zimmers inne, trat Hans-Kurt in den Weg und sah ihn mit einem kühlen erstaunten Blick von oben bis unten an.

„Du hier? Ich glaubte, du seiest auf dem Wege nach Chantilly.

Ist das eine Manier, hier so hereinzustürzen? Was hast du hier zu suchen?"

„Darüber brauche ich Ihnen keine Rechenschaft abzulegen"; er hatte in dem Moment wirklich vergessen, daß er zum Mann seiner Mutter du sagte, „ich kann zu meiner Mutter kommen, wann ich will."

„Du irrst, da habe ich auch ein Wort mitzureden; deine Mutter gehört jetzt vor allem mir. Und übrigens, mein Lieber, du hast gehorcht."

„Ja, ich habe gehorcht und bin froh, daß ich es tat, denn jetzt weiß ich wenigstens, wie meine Mutter behandelt wird."

Da murmelte der Graf etwas zwischen den Zähnen, das klang wie „dummer Junge". Nicht laut hatte es Hans-Kurt gehört, und er hätte vielleicht keinen Eid ablegen können, daß er es überhaupt gehört; aber er las es ihm an den Lippen ab; er sah es am verächtlichen Ausdruck seines Gesichts, und er wußte, er hatte es gesagt.

Das Blut stieg ihm zu Kopf; er vergaß sich und packte den Grafen, der sich eben auf dem Absatz umdrehen wollte, hart an der Schulter. Dem war diese „plumpe Berührung" höchst fatal; er machte sich frei, blieb aber stehen und fragte scharf:

„Hast du noch etwas zu sagen?"

„Nimm zurück, was du eben gesagt hast; ich lasse mich keinen dummen Jungen nennen."

„Hans-Kurt, ich bitte dich um Gottes willen!"

Die Gräfin hatte schon einmal rufen wollen; aber es war gerade gewesen, als ob der Schreck ihr die Stimme raubte, und wie sie jetzt den Versuch machte aufzustehen, sank sie mit einem leisen Aufschrei auf das Ruhebett nieder und verlor die Besinnung. Beide eilten zu ihr hin. Hans-Kurt war der erste; er hatte seine Mutter noch nie so gesehen; außer sich, verzweifelt kniet er vor ihr nieder und küßte immer wieder ihre Hände.

„Mutter, einzige geliebte Mutter!"

Der Graf war weniger erschrocken; seine Frau litt in dieser Zeit öfters an Ohnmachten, und der Arzt hatte ihm gesagt, es bedeute keine Gefahr; aber er war wütend auf Hans-Kurt, der mit seinem „unerhörten Benehmen" schuld an allem war. Dicht hinter ihm stehend, sagte er:

„Das ist dein Werk — du, du . . . . ."

Weiter kam er nicht; Hans-Kurt sprang auf, um Wasser und Eau de Cologne zu holen, und war es nun Zufall oder Absicht, mit dieser hastigen Bewegung stieß er den Grafen beiseite; mit einem heimlichen Fluch auf den Lippen, ging der aus dem Zimmer.

Bald darauf kam die Gräfin wieder zu sich; wäre sie gleich bei Besinnung gewesen, — sie

war noch wie traumbefangen — sie hätte wohl um Hans-Kurts willen die erste Frage: „ist Robert noch hier?“ unterdrückt.

Aber der Sohn sah haarscharf; auch ohne diese Worte hätte er dem Antlitz der Mutter die Enttäuschung angesehen, daß er nur allein um sie war, und das schmerzte ihn und dünkte ihn unfaßlich. Er kniete noch vor ihr, und sie glitt ihm wieder liebkosend mit der Hand über das Haar:

„Mein Bub — mein geliebter Bub, du meinst es so gut — so gut.“

Dann sprang er auf, ging ein paarmal hin und her und kam wieder zu ihr zurück:

„Mutter ich — ich begreife deine Liebe nicht.“

Da lächelte sie, wie man über ein ungestümes Kind lächelt und sagte einfach:

„Wer begreift es? Nur der, der es empfindet. Ich liebe ihn eben und suche ihn zu verstehen und weiß auch seine Worte anders zu deuten.

Schau, er leidet sehr darunter, daß ich ihm jetzt so wenig sein kann; nun macht sich oft seine Verzweiflung, sein Unbehagen in dieser Weise Luft — es gilt nicht eigentlich mir. Und dann denke ich oft daran: wie liebeleer ist ihm Kindheit und Jugend dahingegangen — er hat es mir oft erzählt — wie reich war ich dagegen — manchmal ist's, als müßte er meine tiefe unabänderliche Liebe zu ihm erst noch ertragen und verstehen lernen, denn nie werde ich aufhören, ihn zu lieben; die Liebe, die sterben konnte, war ja keine Liebe.“

Wie Hans-Kurt seine Mutter so reden hörte, kamen ihm alle „Vernunftgründe“ gar armselig vor. Wenn aber seine Abneigung gegen diesen Mann bisher nur von jenen dunklen Ahnungen und Gefühlen gelebt hatte, die uns, wir wissen oft selbst nicht, warum, zu dem einen hinziehen, vom andern fernhalten, so empfand er es jetzt als Gewißheit: hier ward' etwas unendlich Kostbares geradezu vergeudet. Oft hatte er später noch jener Worte gedacht, des süßen Lächelns auch, das damals schon soviel Herzeleid umschleierte. Nachdem er jetzt eine Weile stillgeschwiegen und sich bemüht hatte, ruhiger zu werden, hob er zu reden an, immer noch ein wenig atemlos wie einer, dem innere Erregung das Sprechen schwer macht.

„Weißt du, Mutter, es ist am besten, ich reise heute noch — doch ganz gewiß“ — als sie ihm abwehren wollte — „du weißt, in ein, zwei Tagen wäre ich ja doch gegangen und dann — dann komme ich wohl sobald nicht wieder — und darum möchte ich dir vorher noch sagen: nirgends in der ganzen Welt kannst du besser Ruhe und Erholung finden als bei uns daheim.

Nun sagst du, wenn ich erst majorenn wäre, so wäre ich dort der Herr — aber das ist gleich, weißt du — fürs erste komme ich noch lange nicht heim.

Ich will die Universität beziehen, studieren, vor allem Nationalökonomie und wohl den Doktor machen — auf dem großen Gut von Onkel Ferdinand, auch bei den Verwandten in England kann ich mich praktisch mit Landwirtschaft beschäftigen, die ja immer mein Steckenpferd gewesen. Dazu kommt noch meine Dienstzeit beim Militär — vielleicht bleibe ich auch noch etwas länger dabei — es sind alles noch keine festen Pläne, ich muß erst mit Onkel Ferdinand darüber reden — ich wollte dir eben nur damit sagen: das Schloß steht dir ganz zur Verfügung — du kannst kommen und gehen, wie es dir beliebt, auch“, er zögerte, „mit deinem Mann — nur darfst du es mir nicht übelnehmen, wenn ich nicht immer da sein werde — aber versprich es mir in die Hand, daß du das Schloß so als dein Eigentum betrachten willst.“

(Fortsetzung folgt.)



Als ich wiederkam.

Der Freunde Schritte verklungen,
Verklungen, was wir gesungen
Von blühender, goldener Zeit.
Kehrt keiner außer mir wieder,
Wehmütig denkend der Lieder
Von Freundschaft in Lust und Leid?

Entschwunden, wovon wir einst träumten!
Wo Becher an Becher wir säumten,
Da stehe ich heute allein.
Still, Seele! Zurück auf die Höhen!
Was einst wir wähnten zu sehen
Im Tal, muß auf Höhen sein!

Otto Overhof.



Das Gebet für Jérôme.

Eine lustige Geschichte zum Hohenfriedberger Marsch
von Walter Flex.

Ein erzwungenes Seelenhirtenwerk nahm durch keck dreinpfuschende Mädchenhände im November des Jahres 1807 in der Dorfkirche zu Rotenbruch in der Magdeburger Börde ein schnödes und gewalttätiges Ende, das ein Erzählen wohl lohnt.

Während über Kiefer, Ginster und Heide die Herbststürme brausten, hatte Napoleon seinen Bruder als Westfalenkönig in den altpreußischen Besitzungen eingesetzt. Statt Friedrich Wilhelm hieß es fortab Hieronymus oder Jérôme, und ein Klang war so fremd wie der andere.

Schon als im Juli während des Provisoriums die altherkömmliche Fürbitte für Friedrich Wilhelm aus dem Kirchengebet getilgt wurde, hatte der Rotenbrucher Pastor Martin Riedel, ein junger Bauernknorren, grimmig gemeint, das sei eine Beschneidung und keine Taufe, und er sei sich zum Rabbiner zu schade. Das Wort hatte ihn über die Elbe getrieben, und von Kassel her war Herr Werner Höding, ein geschmeidiger Gottesknecht in mittleren Jahren, gekommen, der sich besser auf die neue Zeit verstand.

Im November nun lernte auch Herr Werner Höding das Seufzen. Die Novemberstürme strichen von Nord und Ost über die Börde und fegen mit schneidendem Brausen von jenseits der Elbe her. Sie fegten auch über die Elbe, seit sie zur Grenze hatte werden müssen, und in ihnen fuhren Staub und Keime wirbelnd von Preußen nach Westfalen, ohne sich um Zoll und Grenzrevision zu scheren. Bläst einem der Wind Staub in Augen und Lungen, so gibt es ein Reiben und Räuspern, das weiß ein jeder. Ein solches Räuspern hatte sich auch in Rotenbruch erhoben. Und darum war von Kassel her Herrn Werner Höding eine Verfügung ins Pfarrhaus geflogen; die strich als welsches Lüftlein gegen den rauhborstigen Ost. Es schiene eine kirchliche Vermahnung gegen den aufsässigen Geist wohl angebracht, hieß es darin, und der Evangelientext „Ein jeglicher sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" sei ein gutes Textwort, das man hervorsuchen möchte, ehe es verstaube.

Herr Werner Höding schwamm nicht gern gegen den Strom. Mußte es aber sein, so schwamm er lieber gegen den Strom als gegen das Weltmeer. Das Weltmeer brandete von Kassel, der Strom brauste von Rotenbruch. Die Wahl war peinlich, aber nicht schwer.

Immerhin hielt er's für besser, vorher nicht zuviel Wesens von der Verfügung zu machen und die Gemeinde lieber von der Kanzel her zu überrumpeln. Es spricht sich besser, wenn man allein spricht, und ein Schuß Öl würde die Wogen schon sänftigen.

Nur den alten Lehrer König, einen ortseingesessenen Greis, zog er vorsichtig und vertraulich zu Rate, leider mit dem Erfolg, daß der Alte sich am Sonnabend krank meldete und für den Orgeldienst entschuldigen ließ.

Pastor Höding wußte Rat. Im Nachbardorf half zuweilen des Amtsbruders Töchterlein Gertrud, eine schlanke, blonde Schönheit, auf der Or-

gelbank aus. Wenn sie's in Grundlau tat, warum nicht auch einmal in Rotenbruch, zumal sie ihm nicht fremd war? Wer weiß, hätte sie nicht vordem eine unglückliche Liaison mit seinem nun über die Elbe gejagten Amtsvorgänger gehabt, sie wäre wohl heute schon vor Gott und den Menschen seine Braut! Das Wort des Vaters hatte er schon halb, seinen Anteil an dem Herzen der Geliebten selbst freilich wagte er noch nicht in Bruchteilen auszudrücken; es wäre ein unendlicher Dezimalbruch geworden, der über die Elbe ins Weite lief. Vielleicht war die Stunde von Gott geschickt, das spröde, törichte Herz durch ein überzeugungskräftiges Wort zu erweichen und zu beweisen, daß milde, liebevolle Klugheit keine Verachtung verdiene.

Herr Werner Höding tat keine Fehlbitte. Gertrud sagte den erbetenen Dienst, dem väterlichen Wink gehorsam, gleichgültig zu.

Leider beging das Mädchen das Ungeschick, vor dem Gottesdienst den kranken Lehrer, der auch ihr einst Lesen und Schreiben und später, mit dem vertriebenen Martin zusammen, die Elemente der Musik beigebracht hatte, aufzusuchen. Schlimmer noch war's, daß sie ihn gesund, und am schlimmsten, daß sie ihn trotzig und polternd offenherzig fand und den verschwiegenen Anlaß ihrer Stellvertretung erfuhr.

„Der große König", krakeelte der Greis, „hat mir altem Dragoner nach meiner Blessur bei Hohenfriedberg nicht darum den Schuldienst verschafft, daß ich jetzt der Gemeinde mit Gottes Musik den Judaskuß gebe, wo sein Fleisch und Blut im Unglück lebt!"

Gertrud wäre beinahe in mädchenhaftem Zorn über Pastor Hödings unaufrichtige Heimlichkeit umgekehrt, aber zur rechten Zeit erinnerte sie sich des Vaters, und ihr Widerspruch beschränkte sich auf einen kalten und verächtlichen Blick, mit dem sie an Höding vorüber durch die Sakristei zur Orgelempore schritt.

Das Präludium zum Eingangslied fiel kurz und unerbaulich aus. Ungnade kargt, und auf der Orgelbank saß ein zorniger Engel, ganz und gar von kalter Ungnade erfüllt. Die Töne sickerten wie kalte Tropfen zwischen ihren Fingern vor und erstarrten gleichsam zu sprödem, hartklingendem Eis. Es war ein seelenloses Stümpern, das mit grausamer Absichtlichkeit auf Werner Hödings Herz zielte.

Das Eingangslied verklang. Die Liturgie nahm ein Ende. Das Evangelium war verlesen.

Ein Räuspern lief durch die Kirche. Die Gemeinde stand auf, das Textwort zu hören. Die Weiberröcke rauschten auf den roten Ziegelfliesen und den braunen Holzbänken des Kirchenschiffs. Die Männerköpfe erschienen kantig, grauhaarig, rotbraun und strohblond über den Ballustraden der Empore.

„Ein jeglicher sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat."

Hä —? Die Köpfe auf den Bänken der Dorfburschen gingen mit einem harten, schroffen Ruck in die Höhe. Bedächtig hoben sich die Gesichter der alten Bauern, auch sie waren vom Mißtrauen durchgepflügt, und es stand in ihnen ein Stutzen und Drohen, wie abwartender Trotz nach einer Kampfansage. Hier und da glomm in ein paar grauen Männeraugen ein Wetterleuchten auf und hellte ein paar scharfe, böse Linien in den harthäutigen und rissigen Gesichtern auf. Hier und da klumpten sich ein paar erdfarbene Fäuste auf der Holzbrüstung zusammen. Hier und da drehte sich ein Weiberkopf aus der Tiefe des Kirchenschiffs ängstlich und neugierig nach den Ständen der Männer empor.

Die Gemeinde saß nieder, aber nicht mit dem geschäftigen Rauschen und Räuspern wie gewöhnlich, sondern in drohender und ungewohnter Stille. Hier und dort mußte ein Bursch oder Bauer, der mit aufgerissenen Augen und offenem Munde noch immer stand, vom Nachbar niedergezupft werden.

Kampfstimmung lag über der lauernden und schweigenden Bauerngemeinde.

Herr Werner Höding fühlte es, doch er wußte sich überlegen gerüstet.

Gertrud fühlte es auch, und ihr Herz freute sich und war streitlustig und trotzig.

Pastor Höding aber sprach maßvoll und mit klugem Ernst. Seine Rede war abgewogen und gut.

Eine klotzige Dummheit, ein hilflos-verlegenes Gewäsch wäre besser gewesen; ein zorniges, höhnendes Lachen tut eine Sache ab, und ein spöttisches Sich-weiden an ratloser Erbärmlichkeit tut's auch. Aber Pastor Hödings Rede war weder grob zupackend noch verlegen umhertastend, sie war väterlich ernst und mütterlich liebevoll, er verstand alles, tadelte nichts, drohte nicht, riß nichts höhnend und hoffärtig in den Staub, er mahnte nur und litt sichtlich und fühlbar unter den Sorgen seiner Gemeinde. Er stand wie ein treuer Eckart zwischen dem fremden Heer und den fürwitzigen Kindern. Er stand zu ihnen, wenn auch als Warner. Er tadelte nicht ihr Herz, nur ihre Offenherzigkeit. Sein bartloses Gesicht, fest und voll zugleich, war von Biederkeit und Herzenstreue übersonnt.

„Der falsche Komödiant!" dachte Gertrud, „der Rabbiner!" Wie anders würde Martin reden! Dagegen konnte Herr Werner Höding schwer aufkommen.

„Ein halber Kerl!" dachten auch die Bauern. Das Textwort war ein Kampfruf gewesen, die Predigt war ein fauler Friede. Der Feind stellte sich nicht, nachdem er zum Streit geblasen. Die Rede enttäuschte. Der Groll konnte sich nicht entladen und verschlug nach innen, wie einem, der eine Maulschelle erhalten hat und, ehe er zurück-

schlagen kann, mit tausend Komplimenten belehrt wird, er sei nicht gemeint gewesen.

Die Rede rann und rann.

Gertruds Gedanken flogen abseits.

War es nicht grundfalsch von ihr, daß sie hier saß und die Musik aufspielte zum Phrasentanz und Wortgeklingel dessen, der des armen, ehrlichen Martins warmen Platz einnahm?

Martin! Wo war er? Warum schrieb er nicht?

Hier hatten sie vor Jahren Orgelspiel und Gesang gelernt, ein vierzehnjähriges Mädchen und ein siebzehnjähriger Junge. Nebeneinander hatten sie auf der Brüstung gehockt, hinter dem Rücken des tief über seine Klaviatur gebeugten alten König.

Ein Lächeln, durch das ein Seufzer huschte wie ein Schwalbenschatten durch sonnenzitternde Luft, flog über Gertruds Züge. Hinter seinem Rücken? Jawohl, bis sie einmal beide falsch einsetzten, und ihre Hände auseinanderflatterten, als der Alte stutzend den Kopf wandte. Seitdem hatten sie rechts und links der Orgel gestanden unter den Augen des schmunzelnden Greises, der die Tonwellen zwischen ihnen aufsprudeln ließ zu vollem Strom. „Unsern Grenzstrom" hatte Martin die Musik des Lehrers genannt und leise dazu gesummt: „Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief . . ." Aber, ach Gott, er war kein falsches Nönnlein gewesen, der Alte, nein, ach nein. . . . Er war eher eine gutmütige Brücke gewesen. . . .

Was hatte er ihnen beiden hier nicht alles erzählt! Märchenhaft schnurrige Kindheitstage und Kriegserinnerungen, die aus der Asche von sieben Kriegsjahren ungebändigt aufloderten wie ein unstillbarer Brand. . . .

Mit welcher Kraft und Fülle waren seine Worte begabt! Wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch war der Greis zwischen dem Mädchen und dem Knaben gewesen, selbstvergessen und von den Kindern vergessen!

Barhaupt und mit sturmzerteiltem, breit nachwallendem Graubart, zwei österreichische Fahnenfetzen in der blutig verbundenen Faust, mit lodernden Augen unter buschigen Brauen, so hatten sie ihn leibhaftig mit dem von sechzig eroberten Feindesfahnen prahlend überrauschten Dragonerregiment Ansbach-Bayreuth auf mächtigem Rappschimmel an seinem König, an Friedrich dem Einzigen, vorüberziehen sehen, während er sprach. Denn nie hatten sie ihn in Gedanken verjüngt, wenn er erzählte; war er doch dann so jung, daß man ihn sich nicht jünger hätte denken können.

Nie würde sie vergessen, wie er mit überflutenden Augen, jäh sein Schildern abbrechend, ihr erglühendes Haupt an sich zog und sie zwischen den Augen küßte, als sie, ganz in sein Erzählen verträumt, leise auf den Orgeltasten den Hohenfriedberger intoniert hatte, ohne es selbst recht zu wissen.

„ . . . Auf Ansbach-Bayreuth! . . . Auf Ansbach-Bayreuth! . . ."

Da war es wieder, das Bild, sagenhaft mächtig: schlachtzerzauste Reiter unter schwerwallenden Regenbogenwolken eroberter Standarten und Goldfahnen vor ihrem Schlachtgott vorüberprunkend, voran die Wotansgestalt des alten König, neben ihm ein jubelheißes Jünglingsgesicht . . . Martin! Martin! Ach, Martin . . .!

Drunten auf der Kanzel stand Herr Werner Höding.

Herrn Werner Hödings Gesicht hatte sich leicht gerötet. Auch er stand wie ein Sieger über der Gemeinde. Seine Wortkolonnen waren aufmarschiert wie Regimenter, die Menge überflutend und umzingelnd.

Gertrud sah die feiste Röte eines zufriedenen Spießers, sein „Amen!" klang ihr wie ein behäbiges „Mahlzeit!"

Das Mädchen schrak auf.

Jetzt begann das Kirchengebet, das sie mit leisem Orgelspiel begleiten mußte.

Die weißen Mädchenhände legten sich unwillkürlich spielbereit auf die fahlen Tasten. Aber Gertruds Herz war rebellisch und trotzig. Die ausgestreckten Hände wurden ohne ihr Wissen zu Fäusten.

Herr Werner Höding schaute mit freundlich mahnendem Erstaunen zu der Geliebten auf, die noch in seine Worte versunken war.

Ja, schaue du!

Dann spielte sie doch. Nur etwas zu laut spielte sie.

Herr Werner Höding steigerte die Stimme.

Hätter er's doch nicht getan!

Was er jetzt laut und energisch, mit leise durchzitterndem Ärger sprach, war das Kirchengebet. Hätte er leiser gesprochen, vielleicht wären die zwei Worte, welche die in Gertrud aufgespeicherte Spannung zur Entladung brachten, nicht an des Mädchens Ohr gekommen.

Es waren nur zwei Worte . . . „König . . . Hieronymus . . ."

Jäh glitten Gertruds Hände von den Tasten.

„Verräter, wer dazu aufspielt!" blitzte es in ihr auf.

„Verräter, wer die Worte ausspricht!

Verräter, wer die Worte anhört!"

Ein tückischer, verzweifelter Zorn flackerte in ihr auf. Wenn sie jetzt . . . .

Durch die Gemeinde lief ein Wispern und eine rauschende Bewegung, als das Orgelspiel abbrach. Hier und dort stand einer auf und starrte.

Die Stille unterstrich jedes Wort des Gebets wie ein unsichtbarer, kalter und erbarmungsloser Griffel.

Herr Werner Höding witterte Gefahr und ballte, die stumme Aufsässigkeit zu erdrücken, so

viel Willen und Festigkeit in den Klang seiner Worte, als er vermochte.

„. . . . . König . . . Hieronymus . . . .“

Gertrud preßte beide Hände auf das flatternde Herz. Wenn sie jetzt . . . . Wenn es jetzt von der Orgel her in das verräterische Gebet wie eine Stimme von oben klänge . . . „Auf Ansbach-Bayreuth! . . . Auf Ansbach-Bayreuth! . . .“

Gertruds Herz flog. Ihr Gesicht war lakenweiß vor Erregung. Ihre Hände waren eiskalt. Wenn sie jetzt . . . . Hilflos dumm und verblüfft würde er dastehen, der glattzüngige Gleißner. Der Gedanke war süß und lockend. Oh, wie sie ihn haßte! Wie würde Martin jauchzen, wenn er's hörte!

Ihre fliegenden, zitternden Finger deuteten, unter dem Bann einer tollen Versuchung, die Melodie über den Tasten an.

Wenn sie jetzt . . . der Gedanke lief ruhelos und kalt wie eine Quecksilberkugel durch ihr Herz, jetzt zum Entschluß geballt, jetzt wieder in tausend sich fliehende Teilchen zerstäubend, jetzt wieder zusammenfließend . . . Wenn sie jetzt . . . Es wäre alles aus . . . Der Vater, der Vater!

. . . . Um Gottes willen! . . . Herrlich wäre es, herrlich! . . . Ja . . . nein! . . . Doch! . . .

Ach was! Zähne zusammen! Ich kann nicht anders! . . . . . König . . . . Hieronymus . . . .

Die Finger brachen, wie vorwitzige Kinder durchs Eis, in die Schneeschicht der Tasten.

Die Orgel dröhnte . . . dröhnte machtvoll.

„Auf Ansbach-Bayreuth! . . . Auf Ansbach-Bayreuth!

Schnall' um deinen Degen und rüste dich zum Streit!“

— — — — — — — — — — — —

Gertruds Herz tobte. Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Ihr Leib wurde von krampfhaftem Schluchzen erschüttert. Frost- und Hitzeschauer jagten sich. Ihre Jungmädchenhände waren eiskalt und berührten die Tasten steif und fast ohne ein Gefühl der Berührung. Sie spielte mit der Kraft der Verzweiflung. Sie streute die Drachensaat der Töne aus, als wüchsen sie, ein gepanzerter Wall, um sie herum, durch den kein Gedanke, kein Gefühl und keine Reue hindurchdränge. Es gab kein Zurück mehr. Durch! Durch!

— — — — — — — — — — — —

„Prinz Heinrich ist erschienen auf Striegaus sonn'gen Höh'n,

Die preußischen Truppen in Parade zu sehn . . . .“

Kopf an Kopf standen sie drunten und droben, verdutzt, verblüfft, aufgescheucht, emporgeschreckt, ratlos, schadenfroh, zornig, gerüttelt von dem Unerhörten.

Herrn Werner Höding schloß ein Krampf Lippen und Herz. War das Chaos entfesselt? Er raffte sich zusammen. Er schrie. Er blieb unverständlich in dem brandenden Durcheinander der widerstreitenden Rufe und Schreie. Nur der dröhnende Marsch der Takte des „Hohenfriedbergers“ überschallte alles.

„ — — — — — — — — — — —

Schon tönt von den Höhen ein Morgengruß .“

Jeder Ton, jeder Takt ein wuchtig niederfahrender, dröhnend aufschlagender Musketierstiefel, vor jedem Stiefel flog ein wirbelnd aus der Bahn geschleuderter Widersacher, in Spott und Schande totgehöhnt, zur Seite . . . .

Und nun überstürzten sich die Ereignisse toll und grotesk.

In der offenen Kirchentür erschienen mit einem Male, wie aus dem Boden gewachsen, die Patriarchengestalten des alten Lehrers König und seines invaliden Bruders und Schlachtgenossen, der mit ihm hauste. Die beiden hielten sich wechselseitig an den Schultern gepackt und rüttelten einander, als wollte jeder, der andere solle wach genießen und erleben, was der Tag zu erleben gönnte.

Und jetzt fielen sie ein in das Brausen der Orgel, ohne sich loszulassen, mit rauher Landsknechtsstimme der eine, mit vollem, geschultem, tiefgrollendem Grundbaß der andere:

„ — — — — — — — — — — —

Der jeden Preußen begeistern muß . . . .“

Die Bauern und ihre Weiber sahen die beiden zumeist erst, als die Stimmen gewaltig einsetzten.

Mitten unter den Männern auf der Empore fiel plötzlich, von den Herrschertakten des Marsches überwältigt, ein Dritter ein, ein Bauer im Altenteil, den einst nach dem Tage von Kolin der Vater vom Pflug weg zum Alten Fritzen geschickt, der ihn brauchte. Er glaubte, von der gedrungenen Kraft des Triumphmarsches durchrüttelt, vielleicht wahrhaftig, die preußischen Brüder vor dem Kirchenportal aufmarschiert. Vielen ging es so. Ein Raunen ging. „Die Preußen . . .? Die Preußen . .? Die Preußen kommen!“ kreischte eine Bauerndirne auf. An der Kirchentür staute sich ein Auflauf.

Wie der Trutzgesang schwertgegürteter Nibelungengreise über geduckten Hunnen ging der Schwall durch die Kirche:

— — — — — — — — — — — —

„Drum, Brüder seid mutig, seid schnell und bereit!“

Und dann kam das Ende!

Herr Werner Höding suchte das Toben zu übertoben. Er wollte das Feld, koste es, was es wolle, behaupten. Sein und seiner Gemeinde Schicksal stand auf dem Spiel. Er mußte sich durchsetzen.

Er rüttelte an der Kanzelbrüstung, wie ein tobender Mensch an Kerkerstäben. Er schlug schmetternd mit der Faust auf das Bibelbrett. Er rief, er schrie . . . . „Ruhe! Ruhe!“

Die Greise scherten sich so wenig um ihn, wie grauhaarige Burgundenrecken um ein keifendes und belferndes Kaplänlein.

„Wenn's vorwärts heißt,
Auf Ansbach-Bayreuth!"

— — — — — — — — — — — —

Gelächter klang auf wie unflätiger Hohn. Zeternde Weiberstimmen dazwischen, vereinzelte, kreischende; die meisten Frauen waren zusammengeduckt wie Hennen, über denen der Habicht ist.

Und plötzlich gab unter dem Druck des in krebsroter Wut gegen sie anwuchtenden Pastors ein Teil der Kanzelbrüstung splitternd nach — im Kriegsjahr hatten französische Kürassiere die Kirche als Roßstall benutzt — Herr Werner Höding stürzte taumelnd vornüber, klammerte sich im Sturz an ein paar morsche Planken, die unter dem Anprall auch zusammenstürzten, und die ganze Kanzel, ihrer baufälligen Stützen beraubt, krachte unter einer Wolke von Staub zusammen.

Gertrud erschauerte unter krampfhaftem Lachen und Weinen. Sie saß, von den brausenden Wasserkünsten ihres Spiels rings flutend umrauscht, wie unter einer tönenden, durchsichtigen Glocke, und sah durch diesen Schleier und ihre eigenen Tränen hindurch doch alles, was sich begab . . . Der unglückliche Prediger sammelte sich unter Trümmern auf und raffte sich empor.

Die drei unbotmäßigen Greise sahen den Sturz des Feindes . . . Victoria! Nichts anderes hatte in ihrer Brust Raum.

„Auf Ansbach - Bayreuth! Auf Ansbach-Bayreuth!

Schnall' um deinen Degen und rüste dich zum Streit!"

Siegesjubel war das, brustzerschellender, trotziger Siegesjubel!

Mit einem Male fühlte sich das halbbetäubte und sinnlos erregte Mädchen umfaßt, und ehe sie sich besinnen konnte, hatte sie der alte König mitten auf den Mund geküßt. Mit Jünglingskräften lud der Greis das willenlose, krampfhaft bebende Kind auf seine Schultern und trug sie im Triumph, während die beiden andern Graubärte wie Ehrenherolde Bahn brachen, durch die glotzende Menge. Wotan und seine sturmzerrauften Gesellen können Gudrun nicht grimmiger und königlicher zu Schiff geleitet haben, als die Greise es Gertrud taten.

Für einen Unbeteiligten, der seiner Sinne beschaulich Herr war, wäre es ein anmutiges Bild gewesen: das schlanke, in seiner unbeschreiblichen Bewegung ekstatisch schöne Mädchen mit den erregungsdunklen Blauaugen im weißen Gesicht, eine visionär entrückte Priesterjungfrau, von der Begeisterung der bärtigen Greise wie eine schilderhobene, blonde Königin durch das Getümmel der starrenden Menge prahlend und ehrfürchtig getragen. Wahrhaft voll heimlicher Schönheit war dieser Menschenwinter unter der holden Last jungfräulichen Frühlings.

Aber es gab niemand, der mit so stillen und genußfrohen Augen das blonde Mädchen im hellen griechischen Hängekleid mit seiner Gefolgschaft teutonischer Bären gesehen hätte . . .

Die Menge sah sich plötzlich von allen guten und bösen Geistern verlassen. Der Prediger war in der Sakristei verschwunden. Die rebellischen Greise hatten ihren Raub über die Kirchenschwelle getragen und waren, mächtig und trotzig ausschreitend, der neugierigen Menge im Lehrerhause entschwunden.

Gerade in dem Augenblick bog in behaglichem Schlendergange der alte Pastor von Grundlau auf den Kirchplatz ein, der über die Stoppelfelder herüberkam, sein Töchterchen abzuholen und mit ihr durch den lachenden Sonntagsmorgen heimzuspazieren.

Da sah er die Greise mit ihrem Raub ausschreiten. So wie ihm muß in Urzeiten einem germanischen Hausvater zumute gewesen sein, der wehrlos schauen mußte, wie sein Fleisch und Blut von reisigem Volk geraubt und entführt wurde. Waren die Steinzeitunsitten des Brautraubs wiederhergestellt?

Der Trupp der drei Männer war im Lehrerhause verschwunden. Der Platz lag leer. Der Pfarrherr von Grundlau stand betäubt und ohne Atem. So stand Hildes Vater einst am leeren Gestade des Meeres.

Dann raffte er sich zusammen und wuselte in zornig stelzendem Stolperschritt den Entführern nach.

Die verlassene Menge in der Kirche verharrte noch eine Weile, von dem Unerhörten betäubt, in dumpfem Starren und Schweigen wie die Hirten auf dem Felde, nachdem Gottes Engel wieder in den Wolken des Himmels zurückgetaucht waren.

Dann öffneten sich die Schleusen ihrer verschütteten Worte und verstopften Herzen. Wie ein Wildbach überschwemmte die Gemeinde, Männer, Frauen und Kinder, den Dorfkrug. — — — —

— — — — — — — — — — — —

Hier ist die Geschichte zu Ende, wenn sie für die Beteiligten auch erst eigentlich begann.

Immerhin, es ging alles glimpflicher, als man hätte glauben sollen. Man sollte nicht meinen, daß eine Revolution sich totschweigen ließe, und doch geschah es. Und darin ist vielleicht die Kirchenrevolte von Rotenbruch einzig in der Welt.

Zwar zerstampfte Pastor Höding im Zorn manchen Federkiel auf weißem Papier, aber es wurde kein Bericht daraus. Der Kirchenpatron, dessen Jungen mit zuckend verhaltener Lust aus ihrem Kirchenstuhl heraus den Tumult miterlebt hatten, legte sich schmunzelnd ins Mittel und verschaffte allen Parteien Genugtuung. Die drei aufsässigen Greise brachte er, ihrer Kraft und Begabung entsprechend, auf rechtselbischen Besitzungen seiner Familie in Ämtern und Pfründen unter. Den tobenden Pfarrherrn von Grundlau söhnte er mit seinem Töchterlein aus, so daß es nicht zu Kindesmord und Verstoßung kam, wie es

kommen mußte. Es war satt und übergenug des Heidenwerks geschehen. Das Kanzelgestühl ließ er auf seine Kosten prächtig wiederherstellen und gab nach der nächsten Predigt dem Pastor eine kleine Genugtuung, indem er mit der ganzen uradligen Familie im Patronatsstuhl aufzog und Herrn Werner Höding vor versammeltem Volke wiederholt die Hand schüttelte.

Gertrud freilich hatte sich über die Elbe gespielt. Das stand fest. Und das Schlimmste war, für sie wußte der mit tausend einflußreichen Beziehungen gesegnete Kirchenpatron und Edelmann in der ganzen Welt keine andere Unterkunft als im Pfarrhause des Pastors Martin Riedel weit drüben im Brandenburgischen.

Als das unverrückbar feststand, fanden sich durch ein Wunder im Schreibtisch des Pfarrhauses von Grundlau ein Bündel leidenschaftlicher Briefe des Pastors Riedel, die bisher verschollen und verschwiegen geblieben waren und sich jetzt als sehr geeignet erwiesen, die notwendige Übersiedlung der unheiligen Cäcilie von Rotenbruch ins Land der Preußenmärsche vorzubereiten.

Ein Jahr darauf hämmerte im brandenburgischen Pastorenhause ein von Herzensjubel und Verrücktheit gebeutelter junger Vater mit Berserkerbegeisterung die Takte des Hohenfriedbergers auf seinem Mahagonispinett als Triumphmarsch zum Einzug eines in Windeln gewickelten Preußenkindes.

— — — — — — — — — — — — —

„. . . . .
Prinz Heinrich ist erschienen . . . . . ."

Martin Riedel sprang auf und brach mit der behutsamen Raserei eines gutgelaunten Tobsüchtigen in die Wohnstube ein. „Gertrud! — Gertrud, nun weiß ich's, Gott sei Dank! Heinrich muß er heißen!"



Du und ich.

Zwei Bächlein rauschen zu Tale
Mit gleichem Wellenschlag;
Zwei Wipfel glühn im Strahle
Der Sonne Tag für Tag.

Am hohen Himmel wandern
Ein Sternlein und ein Stern;
Die sehnen sich eins zum andern,
Und bleiben sich ewig fern.

Otto Orlishausen.



Die Wiege.

Skizze von Draga Ritsche-Hegedusic.

Alter Urväterhausrat war es, der da versteigert wurde. Schwere, geschnitzte Truhen und seltsam verschnörkelte Spinde mit vielen, kleinen, unnützen Schubladen, breite Holzbetten mit wunderfeinen Schnitzereien und Tische mit dunklen Eichenplatten auf plumpen Füßen.

Die alte Frau am Fenster nickte: „So hatte es kommen müssen, ja so!" Mit jedem Stück, das unter den Hammer kam, ging ein Stück von ihrem Herzen mit. Ihre Hände zitterten vor Anstrengung und innerer Erregung, wenn sie wieder aus dem Nebenzimmer kam, wo sie einem Stück Möbel herausgeholfen hatte, denn ihr schien es, als gingen die rauhen Arbeiterhände zu roh und ungeschickt mit den lieben Sachen um, die doch nicht mehr die ihren waren, schon lange nicht mehr!

„Laß doch, Mutter — laß!" Der alte Rönning zog seine Decke höher und drückte den grauen Kopf tief in die Polster. Von Zeit zu Zeit regte er sich, und seine Lippen mühten sich mit einem Wort ab, dann aber sah er in das runzlige Gesicht seiner Frau, auf dem zwei rote Flecken brannten, und sagte wieder sein: „Laß doch, Mutter — laß!" Es klang so herzzerreißend wehmütig, so klagend und doch so liebevoll geduldig, so daß dieser treu sich wiederholende Klang die alte Frau bezwang und sie sich scheinbar ruhig wieder an das Fenster setzte.

Eine neue Stunde ging bang und einsam hin.

Ja, ja, so hatte es kommen müssen! Warum hatte auch der Peter, der Einzige, die Inge von Dettenström zur Frau nehmen müssen? Eine Schauspielerin und ein leichtes Blut dazu. „Peter," hatte die Mutter gesagt, „siehst es nicht, wie sich die Maria Brinkmann die Augen nach dir ausschaut? So ein rankes Ding, voll Fleiß und Treue, — siehst es nicht?" Peter aber hatte gelacht: „Ja, ja, Mutterl!" — und vierzehn Tage später schritt Inge Rönning, geborene von Dettenström, über den langen Gang in die gute Stube, und ihr Seidengewand sang eine fremde Melodie.

Bald darauf ging's im Hause um. Der Geldsack wurde leer und ein Pferd nach dem andern kam aus dem Stall.

Aber so viel Gäste hatte der alte Hof noch nie gesehen, und nie noch so ein klingendes Lachen gehört. „Sündhaft" nannte es die Mutter, denn die Rönnings waren immer ernste Menschen ge-

wesen, ein bißchen still manche von ihnen, und verträumt, aber dabei scharf hinter der Arbeit her, hart und streng gegen sich selbst, treu und verläßlich.

Auch Peter war es, gewiß war er's auch — aber die heißen, begehrlichen Augen hatten ihn zu tief in ihren Zauberkreis gezogen, — da gab's kein Entrinnen mehr. Das Wäglein, das die Alten so mühselig den steinigen Weg in die Höhe gezogen, rollte nun bergab, unaufhaltsam. Bis es unten lag, ganz unten — alles Geld war fort, und das schöne, freche Geschöpf mit ihm!

„So hatte es kommen müssen, ja so . . . .“

Die alte Frau erhob sich wieder und ging im Zimmer hin und her.

Sie schrak zusammen, wenn Schritte auf dem Korridor erklangen, und blickte scheu auf die Tür. Aber niemand kam da herein. Nur im Nebenzimmer räumten sie den letzten Kasten aus, und dann ging's hinauf auf Boden und Speicher, in die Ställe und Schuppen.

Wo mochte Peter sein?

Und als die Dämmerung durch das kleine Zimmer zog, schlich die alte Frau leise zum Fenster, öffnete es und spähte in den Hof hinab. Eine grausame Wehmut erfüllte ihr Herz, als sie die Leute mit erregten Gesichtern beim Feilschen sah und die lauten, sich überbietenden Stimmen zu ihr ins Fenster kamen.

„Mach zu, Mutter —“ murmelte der Alte gequält, „mach zu; — sind die da unten denn noch immer nicht fertig?“

Aber die Gestalt beim Fenster rührte sich nicht. Und die alten, schwachen Augen spähten mit dem wehen, sorgenden Blick der Mutterliebe. Das war ja Peter da unten? Er ging im Dämmerlicht auf und ab, vielleicht um sich selbst zu finden zu neuer Arbeit.

Jetzt klangen Pferdehufe über das taufeuchte Pflaster. Kutscher Heinzmann führte die braune Stute aus dem Stall.

Peter zuckte zusammen. Dann ging er dem alten Heinzmann entgegen und lehnte sich mit geschlossenen Augen an sein Lieblingspferd — nur eines Atemzuges Länge! Als er wieder aufschaute, waren schon fremde Menschen um ihn. Da wandte er sich zornig ab. Auch hinter dem Zaun, der zum Hofe führte, standen müßige Gaffer, mit Blicken, in denen sich Hohn und Neugierde mischte. Das war ein Schauspiel für die stumpfen Nerven!

Peter Rönning stöhnte. Ja, arm war er geworden, bettelarm, daß die Spatzen es hohnvoll von den Dächern pfiffen! Nichts war geblieben als das kleine Altenteil der Eltern. Freilich, wenn man das neu bewirtschaftet hätte, — das kleine Gärtchen und auch ein Stückchen Feld gehörte dazu. . . . Herrgott! Das gesunde Bauernblut der Rönnings regte sich in ihm. Er war ja noch jung, hatte zwei kräftige Hände! . . . Doch gleich darauf senkte er trotzig den blonden Kopf. Und quälend fragte er sich: „Wozu, wozu? . . . Seine Frau war fort, und den Eltern getraute er sich kaum in die Augen zu sehen.

Müde blickte er aus seiner Versonnenheit auf. Drüben auf der anderen Seite brachten die Leute jetzt den Bodenkram herunter. Sehr dunkel war es schon. Auf den Wagen wurden die Laternen angezündet, und ihr Schein huschte flüchtig über die aufgestapelte Last. Im Dunkel des Ahornbaumes aber stand eine, die horchte angstvoll auf die heisere Stimme des Auktionärs und den sich immer wiederholenden Klang des niederfallenden Hammers. Es war Maria Brinkmann. Sie war sehr bleich. Das Unheimliche ihrer Umgebung wuchs ins Riesenhafte und lastete auf ihr wie ein schwerer Alp. Sie wäre gern fortgelaufen und stand doch wie festgebannt. Immer wieder tastete sie nach dem dünnen Leinenbeutelchen unter ihrer Schürze, der ihr ganzes Erspartes barg. Zweihundert Gulden, — wie gerne hätte sie damit alles zurückgekauft, alle alten, lieben Sachen — den ganzen Rönninghof!

Verstohlen sah sie aus ihrem Versteck. Die Schatten der Blätter fielen über ihr junges, klares Gesicht, und ein Spinnchen kroch eilig den Stamm entlang. In den Zweigen aber hockte der Wind und sang ein wehmütiges Lied. Maria drückte ihre Wange an die kühle Rinde des Baumes.

Da wurde etwas Neues auf den großen Tisch gehoben, an dem der Gerichtsvollzieher seines Amtes waltete. In dem ungewissen Dämmerlicht nahm es gespenstische Umrisse an. Aber nun fiel das Licht einer Laterne darauf: Eine Wiege war's! Eine große, breite Bauernwiege, mit bunten Malereien verziert — die Wiege der Rönnings!

Einen Augenblick war es still. . . .

Droben klirrte ein Fenster, und Mutter Rönning zog den Kopf zurück und stand im Zimmer mit hochklopfendem Herzen. Herrgott, die Wiege — daran hatte sie ja gar nicht gedacht! Die liebe, alte Wiege! . . . .

„Was ist, Mutter?“ fragte der Alte leise und warf sich herum. Und er sah, daß die Frau mühsam ein Schluchzen erstickte, das heiß in ihr aufstieg. Da richtete sich der Kranke im Bett hoch auf und lauschte hinaus: „Eine gut erhaltene Holzwiege . . . zehn Gulden. Zum ersten — zum zweiten. . . .“

Der Alte zuckte zusammen, wie von Geisterhand berührt. „Das darf nicht sein, Mutter —“ keuchte er, — „das darf nicht sein!“

Aber unten rief schon eine Stimme: „Elf Gulden!“ Der Hammer fiel. Die Mutter fing an zu weinen. Ihre Kraft war erschöpft, aber noch brach sie nicht zusammen. Einen Augenblick später fiel ein Lichtschein hinab in den Hof. „Peter, Peter . . . komm herauf!“

Unten aber stand einer, den hatte der Hammerschlag tief ins Herz getroffen. Mechanisch sah er zu, wie die Wiege vom Tisch genommen

wurde, um dem Käufer übergeben zu werden. Es war das letzte heute, die Leute begannen zusammenzupacken, — morgen war auch noch ein Tag. Lieber Gott — aber da trat ja Maria Brinkmann hinzu? Stolz zählte sie das Geld auf den Tisch und nahm die Wiege an sich. Und trug sie leicht und behutsam mit ihrer achtzehnjährigen Lebenskraft ins Haus hinein. Ins Haus? Ja, wahrhaftig! . . .

Über Peters Gesicht ging ein flammendes Rot. Er trat von der Wand weg. „Herrgott. . . ." Ein jäher Schwindel ergriff ihn. Und dann stürmte er über den Hof, die Treppen hinauf, daß ihm zwei Mägde verwundert nachschauten. Er war sonst ein ruhiger, besonnener Mann, aber heute klopfte sein Herz ungestüm, als er den langen Gang betrat.

An der Tür blieb er stehen. Und wie er noch so stand, erklang drinnen Marias Stimme: „Da, Vater Rönning, — habt Ihr Eure Wiege wieder! Bleibt nur schön liegen — so, so . . . und verratet dem Peter nichts davon, daß ich sie hergebracht habe!"

Der Peter Rönning horchte atemlos. Er mußte sich festhalten, so erbebte er vor dem heiligen Walten hinter der verschlossenen Tür. Er lehnte an dem Pfosten in einer tiefen Erschöpfung und ließ die liebe, warme Stimme über sich hingehen wie einen erlösenden Hauch.

Wunderliche Gefühle durchwogten ihn. Erleichtert fühlte er, daß das feine Hämmern in seinen Pulsen wieder lebendiger wurde. Gehörte Maria nicht ihm? Hatte er so spät erst sein Glück erkannt? Und in ihm war plötzlich der glühende Wille, sich sein Glück zu zwingen.

Stürmisch klinkte er die Tür auf.

Aber sein Herz wollte stillstehen, als er das Mädchen sah, im Zimmer seiner Eltern, an der alten Wiege der Rönnings.

Sie sann vergebens nach Worten — nur die Hand streckte sie ihm hin. „Peter!" . . . .

Da kamen in seine Augen heiße, schwere Tropfen und fielen langsam auf die zitternde Mädchenhand.

„Es kann noch alles gut werden . . . ." stammelte die Mutter.



Die Rache.

„Heut' entgehst du mir nicht,
Du schuftiger Wicht!"
Mit zitterndem Mund es der Großknecht spricht.
„Du nahmst meiner Liese den grünen Kranz,
Heut' tanz'st du mit ihr den letzten Tanz —!"
Vom Krug her locken die Geigen . . .
Leis' knackt ein Hahn — der Flieder ist dicht,
Die Nacht ist stumm. — „Er sieht mich nicht —!"
Die Sterne können schweigen — —
Die Schläfen hämmern, im Blut pulst das Wort:
Mord!!

Die Stunden geh'n, es wird Mitternacht,
Kein Laut ringsum, der Haß nur wacht —
„Was der Jürgen so lang' nur im Krug noch macht —?"
Im Dorf verlöscht still Licht bei Licht,
An der Hecke küßt Jürgen ein süßes Gesicht,
Des Großknechts Pulse fliegen — —
Und näher und näher kommt ein Schritt,
Ein dumpfes Fluchwort wandert mit:
„Du Hund, heut' werd' ich dich kriegen!"
Wie stummes Jauchzen braust's in ihm fort:
Mord!!

Der Flieder duftet berauschend und schwer . . .
Nun kommt er her!
Rief da nicht neben ihm: „Mörder!" wer — — ?
Der Großknecht duckt sich im dunklen Gebüsch,
Ein Griff in den Mantel, rasch und risch,
Im Herzen brennt es wie Flammen . . .
Auf die Schläfe gezielt! — Ein Blitz, ein Knall —
Auf dem Rasen ein dumpfer, ächzender Fall,
Jürgen bricht tot zusammen — —
Der Mörder irrt fiebergepeitscht durch die Nacht,
Ihn schüttelt der Rache wahnsinnige Macht,
Weit fliegt die rauchende Waffe fort,
Die Heide umbrüllt ihn mit folterndem Wort:
Mord!!

Bruno Pompecki.

Ausgegeben am 21. Mai 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. c.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis $3^1/_2$ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.
Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Allen Gewalten zum Trutz.

Ein Lebensfragment

von

Johann Georg Seeger.

---

4. Fortsetzung.

Frau Weiskopf bedauerte den armen jungen Mann, nötigte ihn noch, ein Pulver einzunehmen, und versprach, ihm einen Tee zu kochen. Er nahm das Pulver, bat, keinen Tee zu bereiten, da er sofort schlafen zu können hoffe, wünschte ihr angenehme Ruhe, warf seinen Mantel um und spazierte als Patient, der erst vor kurzem Medizin genommen hatte, fort. An der nächsten Straßenecke setzte er sich in Trab und lief, unbekümmert darum, ob man seinen Streich entdeckte oder nicht, zum Hause der Geliebten. In Peters Kammer legte er seine Maskenkleider an, und Schlag neun Uhr hob er Marianne in die Kutsche. Eine halbe Stunde später trug Frau Weiskopf in eigener Person für den „armen Biener" eine Tasse Tee aus der Küche, wurde aber auf der Treppe von einem der Lehrlinge mit den im Flüsterton gesprochenen Worten empfangen: „Er schläft. Bitte, stören Sie ihn nicht, Madame!" Es war eine vergnügte Nacht droben in der Stube der Bedienten und Lehrlinge und im Saale des Roten Rosses. Gegen 5 Uhr ließ einer der Kammergenossen Karl wieder ins Haus, und niemand schien etwas bemerkt zu haben.

Aber wo Feuchtigkeit ist, bildet sich Nebel, und wo Menschen leben, entstehen Gerüchte. Einige Tage nach der Redoute ging Herr Weiskopf mit saurem Gesicht um Karl herum, und dieser merkte bald, daß sein Chef etwas wußte. Endlich fragte Weiskopf, ob er wirklich auf der Redoute gewesen sei, und setzte hinzu, daß er es nicht glauben könne. Karl aber benahm ihm bald seine Zweifel, indem er ihm Ursache und

Wege genau mitteilte. Da hielt ihm Weiskopf im würdigsten Ton eine Strafrede, aus der freilich ein bißchen Bewunderung des kecken Unternehmens herausklang, und Biener wußte aus dem Umgange mit seiner Frau Mutter und seinem Herrn Papa, was sich in solch einem Falle schicke. Er bat seinen Chef um Verzeihung und versprach, solches nicht mehr zu tun, was er auch leicht halten konnte, da nunmehr für dieses Jahr die Redoutenzeit vorüber war.

„'s ist gut, Biener, 's ist gut", sagte Weiskopf. „Seien Sie froh, daß mein Schwager Anding Sie nicht ertappt hat, da setzte es ein Donnerwetter ab, und morgen wußte es Ihre Frau Mutter."

So unbedeutend dies Ereignis für die Geschichte der Menschheit war, so hochbedeutend war es für Karls Entwicklung. Er sah ein, daß ein fester, unbeugsamer Wille das Unmögliche möglich machte, und daß eine gerade Offenheit ein besserer Schutz im Leben sei als Schleichwege. Aus einem Einzelfalle zog er diese Lehre für alle Fälle; die Zukunft sollte ihm zeigen, ob er sich nicht getäuscht hatte.

Langsam, zagend kam der Lenz, als trüge er Bedenken, noch einmal dem alten, müden Nürnberg zu nahen. Aber kaum hatte er seine Skrupel zurückgedrängt, so streute er mit reicher Hand Gaben aus, als wollte er um der jungen, verliebten Menschlein willen die griesgrämigen Alten mit in den Kauf nehmen. Doch mitten in die Frühlingsfreuden fiel die Trauer um den großen Wollenden, um Kaiser Joseph II. Karl kannte ihn aus vielen Anekdoten als Menschenfreund; seine wahre Bedeutung als umstürzenden und neuaufbauenden Staatsmann erfuhr er aus einem hitzigen Gespräch, in dem Weiskopf diese Seite des Fürsten gegen Anding verfocht.

„Joseph drosch leeres Stroh, lieber Schwager!" schloß Anding seine Rede. „Das Deutsche Reich ist so mürbe, daß es über kurz oder lang in sich zusammenstürzen muß. Bei einem todkranken Patienten helfen solche Radikalkuren nichts mehr."

„Ja, das Deutsche Reich ist morsch. Aber das Volk nicht", sagte Weiskopf. „Und stürzt das Reich ein, wir oder unsere Kinder bauen es wieder auf. Wir brauchen solche Fürsten, wie der hochselige Kaiser Joseph einer gewesen.

Alles ging vortrefflich seines Weges: der Lenz, der nach den schalkhaften Aprilstreichen mit lustigem Maiengrün sich schmückte, die Liebe Mariannens und Karls, die sich immer enger aneinanderschlossen und nicht mehr ohne einander leben zu können glaubten.

Am 11. Mai, eben hatten die drei Chefs ihn wieder getadelt, trat seine Frau Mutter in das Geschäftsgewölbe, und in ihr erregtes Gesicht blickend, sagte er zu sich: „Das fehlt noch! Sie weiß alles!" Aber weil er sich seiner Angst schämte, umpanzerte er sich mit Trotz und blieb nach kurzem Gruß kampfbereit vor seiner Mutter stehen.

„Lorenz ist schwer krank!" flüsterte diese, und in dem Gefühl der Erleichterung überhörte er, wie aus dem Ton ihrer Stimme leise die mütterliche Sorge herauszitterte, ward, ohne daß Frau Christine Susanne es bemerkte, fast heiter und erkundigte sich eingehend nach des Bruders Erkrankung.

„Papa ist entschlossen, mit mir am Montag nach Regensburg zu reisen. Nun ist uns beiden aber die Fahrt zu teuer, und er wünscht, daß Gottliebe und du mitreist. Auf eure Kosten natürlich . . ."

Einen Moment wollte der Kaufmann in ihm gegen diesen „Handel" Einsprache erheebn; gleich aber siegte die Freude darüber, daß seine Angst grundlos gewesen, und er willigte ein. Mit dem leichten Sinne der Jugend hätte er alle Diamanten Indiens verstreut, und er sollte wegen einiger 20 Gulden Bedenken tragen? Er begleitete seine Mutter bis vor den Laden, besprach noch das wichtigste mit ihr und verabschiedete sich von ihr, die heute nichts an ihm zu tadeln gefunden hatte.

„Du Grausamer!" sagte am Abend Marianne schmollend. „Ich habe mich so sehr auf den Sonntag gefreut! Und nun sitzest du den lieben, langen Nachmittag in dem frommen Pfarrhause, empfängst viele gute Lehren für die Reise und vergißt mich darüber! Nicht? Nein, nein, ich weiß, daß du ohne mich ja nicht leben kannst. Aber wenn du zu lange wegbleibst, dann fahre ich nach Regensburg und hole dich. Wahrhaftig, das tue ich."

Am Montag morgens um vier Uhr rollte die Kutsche vor das Pfarrhaus. Mächtige Koffer wurden aufgeschnallt, als wollte der Pfarrer eine Reise zu einem Amtsbruder in Rom unter-

nehmen. Rasch war der Morgensegen gesprochen und stehend, wie die Kinder Israel vor dem Auszug aus Ägypten, genossen die Reisegefährten ihr Frühstück. Dann verstaute Frau Christine Susanne allerlei Lebensmittel im Innern des Wagens, ihr Gemahl folgte mit würdigen Schritten, wobei aus der hinteren Rocktasche eine Weinflasche mit rotem Siegel neugierig hervorschaute. Müde, fast widerstrebend, stieg Gottliebe ein, und Karl, der sich auf seine erste Reise freute, bildete den Beschluß. Die Pferde zogen an, der Kutscher blies ein lustiges Lied von Scheiden und Meiden, und der Wagen rasselte auf holpriger Straße dahin.

Die erste Stunde beschäftigte sich das Ehepaar damit, dem flüchtigen Frühstück ein gediegenes folgen zu lassen; dann schlief es ein. Gottliebe schien ebenfalls zu schlummern, und Karl blickte hinein in die grünen Kieferwälder, durch welche nun der Wagen fuhr. Wie wenig sah er doch! Und dies Wenige erfreute ihn. Oh, wie herrlich müßte es sein, die Welt durchstreifen, mit Marianne durchstreifen zu dürfen!

Auf dem Kirchturm zu Hemau läutete man zur Frühmesse, und weithin leuchtete in der Maisonne sein mächtiges Kuppeldach; da spuckte der Totengräber auf ein frisch zugeschüttetes Grab dicht an der Friedhofmauer, wo Ketzer und Selbstmörder dem Jüngsten Gericht entgegenbangen mochten, lud seine Geräte auf die Schulter und sagte: „Seit zwanzig Jahren der erste. Und keinen roten Kreuzer hat der Lump gehabt, um eine ehrsame Arbeit, so ich an ihm verrichtet, zu bezahlen. Wenn ein Mensch alles verputzt, soviel sollte er doch zurückbehalten, um den Totengräber entlohnen zu können. Aber derart Leute schämen sich ja nicht einmal im Sarg." Und noch einmal spuckte er auf die feuchten, braunroten Schollen, dann ging er brummend über den Friedhof zur Kirche. . . .

Karl blickte zu den steilen Jurahöhen empor und lauschte den langsam fließenden Worten des Herrn Papas, mit denen dieser jetzt von Dörfern und Burgruinen erzählte. In Neumarkt frühstückte man in einem Gasthofe reichlich, jedenfalls, um die Fahrt durch das papistische Land ohne Gefahr für die Seelen bestehen zu können. Denn als das Städtchen hinter ihnen lag, begann der Pastor Dörrbaum seinen Bericht über die Religionsgeschichte dieses Oberpfälzer Gebietes und über die Greueltaten, welche die Herren Amtsbrüder der anderen Konfession an den Lutherischen verübt hätten. Karl hörte aufmerksam zu und ließ dabei seine Blicke über die weiten Hochflächen, über die tief eingeschnittenen Täler schweifen.

Bergauf, bergab, über weite Ebenen, durch hübsche Täler und dichte Wälder rollte die Kutsche. Eine Abspannung befiel alle, und selbst Karl wäre froh gewesen, hätte er in einen dieser Forste springen und in die grüne Dämmerung hineinwandern dürfen. Und diese Sehnsucht steigerte sich darum so gewaltig, weil Frau Christine Susanne manches Versäumte nachholte und ihren Sohn zu tadeln, zu schelten, auszufragen oder nach seiner Ansicht zu quälen anfing. Der Herr Papa ließ seine Gattin gewähren und streute höchstens einen Bibelspruch ein, um die Berechtigung der mütterlichen Sorge zu beweisen. Frau Christine Susanne erfüllte getreulich ihre Mutterpflichten, bis der Postillon ein entsetzlich disharmonisches Lied blies und der Herr Pastor erleichtert sagte:

„Hemau. Gottlob! Die Küche in der „Post" soll recht gut sein."

Und sie war sogar sehr gut, so vorzüglich, daß der Herr Papa und die Frau Mutter auch noch den Kaffee hier einzunehmen beschlossen und bis zu dessen Bereitung ein Mittagschläfchen zu machen gedachten.

Die Geschwister aber schlichen aus dem Gasthause, besahen sich den Ort, besuchten die Kirche, redeten so viel wie nichts miteinander und gingen auf den Friedhof. Sie durchschritten einige Gräberreihen, lasen da und dort eine Inschrift, blickten über die blühenden Blumen und wandten sich dem mit Gras bewachsenen Teile des Gottesackers zu, um über die Mauer weg in die leuchtende Ferne zu schauen.

Da stand das blasse, schmalwangige Mädchen, sah vor sich einige blühende Obstbäume, und in ihrem Innern erwachte das Gedenken an jene herrliche Zeit und an die schreckliche Stunde, da ihr Glück zertrümmert worden. Mit sehnsüchtigen, feuchten Augen sah sie zu den Bäumen, und ihr war so weh, so traurig zumute....

„Gottliebe," sagte mit einem Male Karl, „hast du das frische Grab da dicht neben uns gesehen? Warum das in diesem einsamen Winkel liegt und nicht bei den andern?"

Das Mädchen streifte, ohne zu antworten, die Erdschollen, über welche Ameisen geschäftig hin und her liefen, und versank von neuem in seine sehnsuchtsvollen, wehmütigen Gedanken.

Karl sah sich um und winkte dem Totengräber, der eben in den Friedhof getreten war und nun ehrerbietigst herzueilte.

„Wer liegt hier begraben?"

Der Alte zog die Mütze und spuckte aus. „Ein Ketzer, Euer Gnaden, oder sonst etwas Ähnliches. Ist vor drei Tagen hier in den Ort gekommen und an der Schwindsucht verstorben, wie mein Gevatter, der Bader, sagt. Hat unseren hochwürdigen Herrn zornig von sich gewiesen, wie der ihm hat geistliche Vermahnungen mit auf den Weg geben wollen. Ein Lump, ein Erzlump! Keinen roten Kreuzer hat er in der Tasche gehabt. Haben Euer Gnaden schon so was gehört?"

„Kennt man seinen Namen nicht?"

Der Totengräber schüttelte den Kopf. „Nein, aber ein Papier hab' ich bei ihm gefunden. Steht was drauf, weiß aber nicht was, dieweil ich nicht lesen kann." Er kramte in seinen Taschen und zog einen zerknitterten Papierstreifen hervor. „Aus dem größeren Stück hab' ich 'nen Fidibus für meine Pfeife gedreht." Er reichte Karl den Rest, und Biener las laut:

. . . . meine Sonne!
Nun ist verloren meine Ruh,
Krank irre ich dem Grabe zu,
Gebrochen ist mein hohes Streben,
Wertlos geworden ist mein Leben;
Doch ewig lebt in mir die Liebe,
Treu will ich bleiben dir, Gottliebe . .

Betroffen hielt Karl inne. „Hast du's gehört, Gottliebe?"

Da stand die Schwester, totenbleich, mit großen, starren Augen vor ihm, entriß ihm das Papier, warf einen langen Blick darauf und sank wimmernd am Grabe zusammen.

„Geht, guter Mann!" sagte Karl und gab dem Totengräber Geld. Und als der Alte kopfschüttelnd verschwunden war, beugte sich Karl zu seiner Schwester nieder und fragte, was ihr fehle. Sie antwortete ihm nicht; aber dann schrie sie laut auf: „Amadeus, Amadeus! Oh, warum bist du so ohne Abschied von mir gegangen! Wie habe ich durch die Tage und Nächte bloß an dich gedacht, nach dir mich gesehnt! Und du bist nicht mehr gekommen, hast nie geschrieben! Bist in der Fremde umhergeirrt, krank, sterbenskrank, verlassen!" Und nun warf sie sich über den Hügel und weinte. Karl kniete neben ihr. Noch wußte er nichts, aber er ahnte die Ursache ihres Schmerzes und strich sanft mit der Hand über ihren Scheitel. Die Sonne brannte auf den Friedhof herab; Bienen umflogen summend die Blumen, und Mittagsstille legte sich schwer auf die Natur. In einem behaglichen Gasthofzimmer schlummerte das Ehepaar, und kein Traum erinnerte sie an die Briefe, die der Schauspieler an den Pastor und an Gottliebe gerichtet, und die der Herr Papa ungelesen verbrant hatte. Kein Traum zeigte ihnen den Unglücklichen, wie er vom Unwetter überrascht, aus allen Himmeln gestürzt, fröstelnd, fiebernd weiter wanderte, wie er seelisch und körperlich litt, wie er rund um das Nürnberger Gebiet herumzog, heute als Schauspieler wirkte, morgen vom grausamen Publikum verhöhnt, als Vagabund zum Tore hinausschwankte. Das Ehepaar schlief ruhig, die Natur ruhte, der Arme lag im kühlen Grabe, und Gottliebe, die durch Leben und Haus gehetzte Gottliebe, durfte sich ihrem Schmerz nicht überlassen. Sie mußte ihn in die Tiefe ihrer Seele zurückdrängen und ihrer Pflichten als Tochter sich erinnern. Zur Unfreiheit war sie erzogen worden, und selbst in dem schwersten Leide, das ein Weib treffen kann, war sie nicht frei. Müde richtete sie sich auf und stammelte, ihre verweinten Augen auf Karl richtend: „Wir müssen gehen. Die Eltern möchten sonst zanken."

„So mögen sie es tun!" rief Karl. „Ist es nicht ihre Schuld, ist es nicht die Schuld des Pfarrers, daß du unglücklich bist? Mortuus hat mir eine Andeutung gemacht. Weine dich aus! Aber, vielleicht . . . vielleicht hast du dich doch geirrt. Vielleicht ruht hier wirklich ein Fremder."

Sie reichte ihm das Papier, und der Bruder las stille:

„Es kommt die Zeit, da ewig wir vereint,
Da ewig uns des Glückes Sonne scheint.
Ansbach, am 17. März 1790. Amadeus Stiepanek."

„Amadeus Stiepanek?" wiederholte er laut. „Hieß er so?"

Sie nickte. Und müde erhob sie sich, taumelte zur Mauer, schluchzte, beugte sich nieder und pflückte Blumen, wie sie in dieser Selbst-

mörderecke wuchsen. Dann setzte sie sich ins Gras.

„Willst du ihm einen Kranz binden?" fragte Karl. Sie nickte, und er eilte hinweg, ihr neue Blumen zu holen. Mit Hilfe von Gräsern band sie den schlichten Kranz. Und als sie ihn vollendet, legte sie ihn aufs Grab, kniete nieder, und während ihre Tränen auf die Erdschollen herabströmten, betete sie leise für das Seelenheil ihres Geliebten. Dann richtete sie sich langsam auf, sank ihrem Bruder an die Brust und sprach mit einer Stimme, die von Schluchzen beinahe erstickt wurde:

„Karl, wenn du einmal ein Mädchen liebst, dann laß dich nicht von ihm losreißen. Lieber stirb mit ihm, als daß du es verläßt."

„Ich liebe Marianne," flüsterte er, „und ich bleibe ihr treu, wenn auch die Eltern gegen mich arbeiten wollten, wie sie es gegen dich und den armen Stiepanek getan haben."

„Treue, Treue ist mehr als ein Gebet!" sagte Gottliebe, löste sich von ihrem Bruder, stand eine Weile still vor dem Grabe und schritt langsam der Kirche zu. An einem Brunnen wusch sie ihre Augen, blickte noch einmal zu dem fernen Hügel und eilte der „Post" zu, wo eben das Ehepaar den Wagen besteigen wollte und die Geschwister wegen ihres langen Ausbleibens heftig tadelte.

Stumm stieg Gottliebe ein. Immer wieder während der Fahrt durchzuckte es sie; bisweilen, namentlich als es dunkler ward, ergriff sie des Bruders Hand und preßte sie. Und wehmütig dachte Karl: „Wie viele Menschen, die in Kutschen fahren dürfen, werden darum beneidet, und niemand ahnt, daß sie zu ihrem Golgatha fahren müssen!"

Jetzt stand seine Schwester als bewundernswerte Märtyrerin vor ihm, und er wußte, daß dies verspottete, unterdrückte, verschüchterte Mädchen eine Heldin war. Und mit dieser Erkenntnis wuchs seine Abneigung vor den Eltern.

Spät am Abend rollte der Wagen durch die Straßen Regensburgs, und in einem Gasthofe nahmen die Reisenden Herberge. Karl schrieb einen Brief an die Geliebte, dann lief er noch eine Stunde lang durch die engen, schlecht beleuchteten Gassen, bevor er sich zur Ruhe begab. Alle schliefen in dieser Nacht, nur vor Gottliebes heißen Augen wich der Schlummer zurück. Jeden Glockenschlag vom nahen, hohen Dome vernahm sie, und jeder rief ihr die paar Minuten bräutlichen Glückes ins Herz und mahnte sie daran, des Toten zu gedenken. Und hätte Gottliebe doch nur weinen dürfen! Aber sie mußte stille liegen, gleichsam auf das Folterbrett gebunden, mußte sie die härtesten Qualen ertragen, um die Eltern, die im Nebenzimmer schliefen, nicht zu stören. Ihre kindliche Ehrfurcht oder, wie es wohl richtiger genannt werden müßte, ihre kindliche Angst, ging so weit, daß sie jeden Versuch ihrer Persönlichkeit, sich zu regen und die Schwingen zu entfalten, als eine Todsünde zu unterdrücken sich bemühte. Und doch konnte sie es nicht verhindern, daß tief in ihrer Seele eine Stimme, die Stimme ihres ureigensten, durch nichts zu knechtenden Ichs rief: „Deine Eltern haben dich um dein Glück betrogen!" Aber sie häufte über dem Schacht, aus dem diese Stimme emporschwebte, tausendfaches Trümmerwerk, Katechismuslehren, Bibelsprüche, Worte der Mutter, Kinderstubenweisheit und Altweiberphilosophie zusammen, um die aufreizende Stimme nicht mehr zu hören. . . . .

Am andern Morgen besuchten die Reisenden Lorenz und fanden den Kranken auf dem Wege der Besserung. Gottliebe und Karl mußten ihm Gesellschaft leisten, was ihnen allmählich sehr schwer fiel; unterdessen machten Herr und Frau Dörrbaum in verschiedenen Familien ihre Aufwartung, lernten neue Personen kennen, aßen heute in diesem, morgen in jenem Kaufmannshause und pflegten, holten sie abends ihre beiden Kinder ab, zu sagen:

„Ihr verdient eigentlich nicht, daß wir uns euretwegen von einer Tafel zur andern schleppen lassen."

Die „undankbaren" Kinder beachteten nicht weiter diese seltsamen Worte; sie waren ja schon daran gewöhnt, daß man ihnen an allem Unangenehmen und Schlimmen die Schuld zuschrieb.

Einmal hörte Gottliebe im Nebenzimmer ihre Mutter sagen: „Die Demoiselle Julie wird eine tüchtige Frau für ihn." Und der Pastor fügte hinzu: „Sie kann sehr gut kochen."

Nach fünf Tagen, die Geschwister kannten von Regensburg sehr wenig, in der Kranken-

stube aber jede Ecke und jeden Fußbodennagel, drängten die Eltern zur Abreise.

„Euretwegen hat sich Papa ein Magenleiden zugezogen!" schalt Frau Christine Susanne und packte mit Gottliebe die Koffer. Karl hörte anfangs ruhig zu; als aber dieser Vorwurf öfters die Rede seiner Mutter würzte, sagte er gereizt: „Ich denke, der Herr Papa ist alt genug, um zu wissen, was er verträgt. Ich habe ihm nicht geheißen, sich zu überessen."

Die Frau Pfarrer sah ihn starr an und rief: „O du schlechtes, undankbares Kind!" Dann packte sie weiter und zankte dabei die stille Gottliebe.

Der Wagen fuhr vor. Ächzend stieg Hochwürden ein, und, während sich seine Gattin um ihn bemühte, fragte Gottliebe rasch ihren Bruder:

„Kommen wir noch einmal daran vorüber?"

„Natürlich." Da flog es wie ein Sonnenstrahl über ihre Augen.

Das war eine seltsame Fahrt: Im Wagen saßen Langeweile, Magenschmerzen, Zorn, tiefstes Seelenleid, und auf dem Bock hockte die Trunksucht in Gestalt des rotnasigen Kutschers. Das Stöhnen und Ächzen Dörrbaums wetteiferte mit dem Ächzen und Quietschen der Wagenräder. Aber endlich schlummerte der Patient ein und suchte seinen Reisegefährten die Zeit durch kräftiges Schnarchen zu vertreiben.

Gottliebe wurde immer unruhiger, je näher Hemau kam. Sie blickte durchs Fenster, auf ihren Wangen folgte glühendes Rot und Totenblässe in raschem Wechsel. Und jetzt — schon sah sie den Kuppelturm und die Friedhofmauer, ihre Hände krampften sich zusammen — jetzt schwankte der Wagen seitwärts um den Ort herum, ohne zu halten.

Ein Wehschrei entrang sich ihren Lippen.

„Willst du schweigen, undankbares Geschöpf!" zischelte Frau Christine Susanne. „Soll Papa durch dich aufgeweckt werden?" Und zornig stieß sie das Mädchen, das sich etwas erhoben hatte, auf seinen Sitz zurück. Da versank es nun in stille Trauer, hörte nichts, sah nichts und war dem Wahnsinn nahe. . . . . .

Spät in der Nacht verabschiedete sich Karl unter der Türe des Pfarrhauses von Gottliebe.

„Halte den Kopf hoch!" flüsterte er. „Laß dich vom Unglück nicht brechen! Du weißt nicht, wozu du bestimmt bist. Und kannst du's nimmer tragen, das Elend, dann kommst du zu uns. Marianne und ich wollen dich schon wieder aufheitern."

„Wenn ich nicht aus mir selbst heraus gesunde, kann mir niemand helfen", sagte sie. „Aber nun geh und sei treu!"

Der Sommer kam. Den Grabhügel in der Selbstmörderecke überzogen Gräser und Blumen; er sank ein, und bald unterschied er sich durch nichts von seiner Umgebung. Gottliebe schien wie früher das emsige, verschüchterte, beschränkte Mädchen, und niemand ahnte, wie es ums Herz der Armen bestellt war. Herr Theodor Dörrbaum aß und trank wieder und erwog mit seiner Gattin allerlei Finanzoperationen. Auch in der Stadt ging alles seinen gewohnten Weg, und selbst ein verwegener Kassendiebstahl in einem Kaufmannshause wurde bald vergessen. Marianne und Karl genossen den schönsten Sommer, fuhren auf den Weihern in Nürnbergs Umgegend Kahn, tanzten, lachten und scherzten, als wähnten sie, ihr jetziges und künftiges Leben sei nichts anderes als eine endlose Reihe Sommertage.

Am 25. August hatten sie zusammen in einem Dorfwirtshause getanzt und in ihrem Glücke das Hereinbrechen der Nacht nicht beachtet. Karl begleitete die Geliebte heim; als er aber vor der eigenen Wohnung stand, merkte er zu seinem Verdrusse, daß die Tür geschlossen war. Die ganze Nacht lief er umher, immer in Angst, von der Scharwache aufgegriffen zu werden. Endlich, beim Morgengrauen schlüpfte er durch die Tür, welche der Hausknecht eben geöffnet hatte, und stand vor Herrn Anding, der ihn zornig anfuhr:

„Sie unsolider Mensch! Nicht genug, daß Sie mit einem Frauenzimmer sich auf dem Tanzboden umhertreiben, bleiben Sie auch noch die ganze Nacht außer dem Hause? Ich werde es Ihnen eintränken. Gottlob sind Sie diesdiesmal in meine Hände und nicht in die meines Schwagers gefallen!"

---

6. Kapitel.

Warum dachte Karl Biener in jener Nacht nicht an seinen Freund Adam Mortuus? Er



hätte bei ihm Unterschlupf gefunden und den Alten nicht gestört; nein, er hätte ihn von einem Traume, der ihn mit der Hartnäckigkeit eines bissigen Hofhundes immer von neuem überfiel, befreien können. Aus festem Schlafe fuhr Adam Mortuus jäh auf und starrte keuchend, geängstet in die Finsternis, aus der ihn zwei Augen anblickten, hilfeflehend, zu Tode getroffen. Und wieder schlief er ein, und wieder schreckte ihn derselbe Traum, immer wieder. Jahrelang hatte er diesen Traum nicht mehr geträumt, und nun verfolgten ihn die Augen wie Raubtiere, die eine Spur verloren und von neuem gefunden hatten.

Nach Mitternacht sprang der Alte aus dem Bett, schlug Feuer, zündete eine Kerze an und griff zur Pfeife. Achtzig Jahre zählte er nun, achtzig Jahre und fühlte sich frischer, als er vor einem halben Säkulum gewesen. Und er sollte sich durch einen Traum das Leben verbittern lassen? Er lachte spöttisch vor sich hin und murmelte dann: „Tote erwachen nicht wieder. Und unsere Ahnungen, unsere Träume entstammen bloß unserer Verdauung. Ich habe ein bißchen zu viel gegessen gestern abend."

So philosophierte er weiter, bis der Tabak in der Pfeife verbrannt war; dann stieß er das Fenster auf, plauderte ein wenig mit der vorübergehenden Scharwache, atmete behaglich die kühle Herbstluft und suchte gegen Morgen von neuem sein Lager auf. Diesmal schlief er traumlos, und als er um sieben Uhr erwachte, glitt ein spöttisches Lächeln um seine Lippen: „Solange der alte Adam sich noch regen, noch sein Pfeiflein sich stopfen kann, sollt ihr Augen ihn nicht quälen. Es ist kein Platz für euch auf seiner Planke."

Auf seinem Morgenspaziergange traf er an der Chorseite der St. Lorenzkirche mit Karl Biener zusammen.

„Ahoi!" rief er und hielt wie Sokrates seinen Stock vor, um den jungen Kaufmann im Vorübereilen zu hemmen. „Ahoi, Karl! Was haben wir an Bord? Die Pest? Feuer in der Pulverkammer? Hm? Dein Gesicht verrät Sorgen. Beigedreht und Farbe bekannt!"

Und Karl drehte bei, und mit Mortuus längs der Kirche auf und ab schreitend, erzählte er ihm von seiner Liebe und von seinen Nöten.

„Hm, hm, hm", brummte der Alte und tat ein paar Züge aus der Pfeife, indessen seine Augen listig und schadenfroh den Jüngling von der Seite betrachteten. „Wie alt bist du?"

„Ich war zwanzig Jahre."

„Hm, hm, hm. 's ist Zeit zur Ausfahrt ins Leben. 's ist Zeit. Freilich, freilich sollten Weiber auf kein Schiff gelassen werden. Aber immerhin. . . . Hm, hm, hm. Sorge für Seekarten, Karl, für Seekarten! Verstehst mich nicht? Für Lebensgrundsätze, wollte ich sagen. Ein gediegenes philosophisches System muß man haben, wenn man auf dem Lebensozean zum Ziele kommen will. Wie? Du sagst, es gebe kein philosophisches System, das die volle Wahrheit in sich schließe? Bist ein gescheiter Junge. Die Systeme taugen freilich nichts, die so ein Bücherwurm in seiner überheizten Studierstube ausgebrütet hat. O ihr Menschen, die ihr immer von einem zum andern schwankt, wie ein Kind, das zum erstenmal ein Schiff betritt! Der Mittelpunkt unseres Lebens ist unser Ich, nichts als unser Ich. Denn lebe ich nicht mehr, was soll mir die Liebe, Gott, die ganze Schöpfung? Erst durch mein Ich belebe ich die Schöpfung. Erwäge das wohl in einem feinen Herzen und besteige deinen Swammerdam! Hisse die Segel und fahre aus dem Hafen! Was liegt daran, wenn du einige Kähne und Boote übersegelst und ein paar Schiffe in den Grund bohrst? Willst du zum Ziele gelangen, mußt du geradeaus blicken."

Der Alte sah flüchtig in die Augen des Jünglings, und rasch weiterschreitend flüsterte er mit spöttischem Lächeln: „Das sitzt! Nur zu, mein Junge! Erleide erst Schiffbruch mit dieser Philosophie, und du bist reif für die große Wahrheit, die mich das Land des Lebens erreichen ließ!"

„Spitalbrudergeschwätz!" brummte Karl und war verdrießlich über die Zeitverschwendung. Dazu gesellte sich der Ärger darüber, daß durch seine Schuld Herr Anding ihn hatte abfangen können, und die Sorge, der Chef möchte es der Frau Mutter berichten. Und zu allem Übel konnte er mit Marianne nicht darüber sprechen; denn die Geliebte würde sich Vorwürfe machen, weil sie ihn in diese unangenehme Lage gebracht hätte. Es war ihm höchst unbehaglich zumute, und die ganze Woche, selbst in Mariannens

Gegenwart, hatte er das Empfinden, als liege ihm ein Gewitter in den Gliedern. Nicht die Angst vor der Mutter folterte ihn, an seinem reinen Gewissen konnte der Rede- und Zankregen ablaufen.

Nicht um die Gunst der Chefs zu gewinnen, sondern um die Angst zu verjagen, verrichtete er in dieser Woche mit solcher Gewissenhaftigkeit seine Arbeiten, daß den Prinzipalen in ihrer gewohnten Tätigkeit etwas zu fehlen schien und daß sie Karl Viener mit erstaunten Blicken wie ein verzaubertes Geschöpf betrachteten. Als er sich nach dem Sonntagsmittagmahle von Herrn Anding, seinem dermaligen Kostgeber, verabschiedete, sagte der mit grausamem Humor und zeigte dabei seine blendend weißen Zähne: „Wir können uns beide das Zeugnis größter Gewissenhaftigkeit ausstellen. Sie haben gewissenhaft gearbeitet; ich habe gewissenhaft Ihre Frau Mutter unterrichtet. Viel Vergnügen!"

„Dummer Junge!" flüsterte Karl, die Treppe hinabsteigend und ließ es unentschieden, ob er sich oder Herrn Anding also betitelte. Es ist aber beinahe — freilich errare humanum — ersteres anzunehmen; denn während er gemächlich an diesem ersten, lachenden Septembersonntage nach Wöhrd wanderte, fragte er sich: „Wie lange bleibe ich noch der Junge, der dumme, böse Bube, der in Erwartung der Scheltworte langsam, zögernd zu seiner Mutter schleicht?

Und nun stand er vor der Frau Mutter und sprach seinen höflichen Gruß. Jetzt geht es los! dachte er, als Frau Christine Susanne, ohne seinen Gruß zu erwidern, ihr Strickzeug beiseite legte. Sie sah im scharf ins Gesicht, und mit schneidender Stimme sagte sie:

„Du wirst doch nicht im Sinne haben, dieser Marianne Engelbauerin Heiratsversprechungen zu machen?"

Was war das? Seine Mutter packte die Sache ganz anders an, als er erwartet hatte! Und wie geringschätzig sagte sie „diese Marianne Engelbauerin!" Sein Liebstes!

„Ich gedenke allerdings, sie zu heiraten und habe ihr mein Wort gegeben."

Da fuhr Frau Christine Susanne von ihrem Sitz auf, trat vor ihren Sohn, und ihn heftig schüttelnd rief sie:

„Was fällt dir ein! Ein Bursche wie du, der hinter den Ohren noch nicht trocken ist, der noch von seinen Eltern abhängt und nichts versteht, will sich an eine solche Dirne hängen!"

„Überlegen Sie Ihre Worte, Frau Mutter!"

„Eine Dirne ist's!"

„Nein! Sie ist ein ehrsames Mädchen, und ihr Vater ist ebenso ehrlich, wie mein seliger Vater gewesen ist. Zehnmal schon hätte sie heiraten können . . ."

„Und ich dulde es nicht! Ich dulde es einfach nicht, daß dir ein solches Lärvlein dein Vatererbe verputze!"

„Sie kennen Sie nicht, Frau Mutter."

„Ich will sie auch nicht kennen. Hörst du?"

„Ach, so hören Sie mich doch an! Ich will . . . wir wollen ja nicht auf der Stelle heiraten . . . Gewiß nicht. Ich will erst noch ein paar Jahre auswärts konditionieren."

Du magst sagen, was du willst, ich gebe es nicht zu. Niemals!"

„Warum denn nicht, Frau Mutter?"

„Weil ich nicht will."

„Aber, Frau Mutter, bedenken Sie, mein künftiges Schicksal hängt davon ab. Ich darf doch dem Mädchen nicht die Treue brechen, bloß weil Sie nicht wollen. Was haben Sie gegen Marianne?"

„Ich verbitte mir solche Fragen! Wenn deine Mutter nein sagt, hast du nichts dawider zu sprechen."

„Mit Ihrer gütigen Erlaubnis, doch! Sie kennen Marianne nicht. Also leihen Sie bloß verleumderischen Zungen Ihr Ohr . . ."

„Monika hat mir nur zuviel erzählt . . ."

„Wie? Diesem Lästermaule glauben Sie mehr als Ihrem eigenen Sohne?"

„Undankbarer Bursche! So lohnst du die Hingabe eines treuen Dienstboten!"

„Frau Mutter, Ihre Magd hat mich stets gehaßt. Wenn Sie sich auf kein anderes Zeugnis berufen können . . ."

„Ich könnte noch andere Leute anführen, die du sicher gelten ließest. Aber . . . es bleibt dabei! Du schlägst dir die Dirne aus dem Sinn! Ich wünsche es. Punktum!"

„Frau Mutter, glauben Sie, mich dadurch zu einer Sinnesänderung bewegen zu können, daß Sie sagen: ‚Ich wünsche es. Punktum!'? Es handelt sich um mein Glück, und mit demselben Rechte kann ich erklären: Ich wünsche es. Punktum!"

„Du wagst es, mit deiner Mutter so zu reden?" Hochaufgerichtet stand Frau Christine Susanne vor ihrem Sohne, der trotzig ihren Blick aushielt. „Du . . . du . . ." Sie vermochte nicht weiterzusprechen, und leidenschaftlich rief Karl: „Ach, geben Sie es doch zu! Es ist gar nicht die Person meiner edlen Marianne, gegen die sich Ihre Abneigung richtet. Ein jedes Mädchen, das ich Ihnen als Schwiegertochter zuführte, würde dasselbe Schicksal treffen, von Ihnen und Monika eine Dirne genannt zu werden. Das heiße ich nicht Mutterliebe, wenn Sie vielleicht im Sinne haben, mir eine Frau zu suchen. Die Ehe ist wie ein Kauf. Und ich bin so mißtrauisch, daß ich keinem andern, selbst meiner Mutter nicht, die Besorgung dieses Kaufes anvertrauen will. Ich allein . . ."

„Mein lieber Sohn!"

Ernüchtert hielt Karl beim Klang der ruhigen, kühlen Stimme des eintretenden Pastors inne. Vor seiner Mutter hatte er aus seiner Liebe zu Marianne kein Hehl gemacht; gegen den Herrn Papa ein Wort davon zu sprechen, dünkte ihm Entheiligung seiner Gefühle. Mit fast verächtlichem Blick maß er den glattrasierten, lächelnden Pfarrer.

„Mein lieber Sohn!" hub der von neuem an. „Ich habe mich immer ehrlich bemüht, dir ein Vater und ein älterer Freund zu sein. Nicht? Du schweigst? Nun, wer Gutes tut, darf ja in diesem Jammertale nicht auf Dank rechnen. Ich will auch kein Urteil fällen über die heillose Geschichte, in welche dich dein jugendliches Feuer verstrickt hat . . ."

„Das ist sehr klug von Ihnen."

Dörrbaum schien die spöttischen Worte zu überhören; sanft sprach er: „Du hast dem Herzen deiner Mutter bitter wehe getan. Und darum muß ich für deine Mutter reden. Nicht als dein Vater, sondern als ihr ehelicher Beistand habe ich dir ihre Willensmeinung mitzuteilen. Du bist ein Pupill. Also stehst du noch unter der Aufsicht deiner Mutter und besitzest noch nicht das Recht der freien Verfügung. Deine Mutter gebietet dir deshalb, dich ja nicht mehr bei der Engelbauerin blicken zu lassen, sondern jeden Verkehr mit ihr abzubrechen. Außerdem sieht sie sich genötigt, Maßregeln zu ergreifen, daß dir als einem Pupill dieser Umgang von Obrigkeits wegen verboten werde. Und gottlob versteht in dieser Hinsicht unsere Obrigkeit keinen Spaß. So, mein lieber Sohn, nun kennst du den Willen deiner Mutter, und ich hoffe, daß du ihn beachten wirst. Laß uns nun von der Sache schweigen und uns an den Kaffeetisch setzen. Wenn du in Ruhe über das eben Gehörte nachdenkst, wirst du zur Einsicht kommen und mit Freude und dankbarem Herzen dir gestehen, wie gut es deine Mutter mit mir meint."

„Ja, ja, ja", stammelte Karl. Dann reckte er sich, schüttelte Kopf und Schultern und rief: „Lassen Sie sich den Kaffee nur schmecken, Herr — Herr Papa! Aber . . . Sie irren, wenn Sie sagen, meine Mutter wolle mich aus Mutterliebe von Marianne trennen. O wäre es doch Mutterliebe! Ich würde niederstürzen auf die Knie und die Hände küssen, wenngleich sie mich von der Liebsten trennen wollten. Ach, wie habe ich mich nach Mutterliebe gesehnt! Und nun sollte ich mich von einer . . . von einer . . . nun ja, Gott verzeihe mir das Wort! . . . nun sollte ich mich von einer Lüge täuschen lassen?"

Die Tränen stürzten ihm aus den Augen. Er blickte wie hilfesuchend zu den väterlichen Möbeln; dann eilte er aus dem Zimmer. Wie im Traum taumelte er den Gang dahin. An der Haustür aber umschlang ihn Gottliebe und flüsterte voller Angst:

„Bist du treulos geworden?"

„Nein. Heute nicht und in aller Zukunft nicht!"

Er riß sich los und stand auf der Straße. Und im hellen Lichte der Septembersonne schaute er urplötzlich, wohin er auch blickte, überall vor sich die rotbraunen Erdschollen des Grabes Amadeus Stiepaneks und den einsamen, mit Tränen benetzten Kranz, den Gottliebe gewunden. Ihm deuchte es eine Warnung aus dem Jenseits, und zornig über die Schulter nach dem Pfarrhause zurücksehend, sagte er halblaut: „Mich können Sie nicht aus der Stadt jagen lassen, Herr Papa, und auch meine liebe Marianne nicht. Ich nehme den Kampf auf."

Und im Dahinschreiten klang Goethes Vers, den er vor kurzem erst kennen gelernt hatte, in ihm wieder:

„Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,

Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei."

Daraus strömte ihm Lebensmut und Entschlossenheit zu.

Es mußte etwas geschehen; er durfte sich nicht trennen lassen von der Geliebten, sondern mußte danach trachten, sich noch enger mit ihr zu verbinden. Aber wie? Ach, daß der ehrlichen Wünsche eines Menschen so viele und der Möglichkeiten, sie zu verwirklichen, so wenige sind! Jetzt erst empfand er, wie sehr er Marianne liebte, und es war keine Phrase, wenn er sagte: „Trennung von ihr ist mein Tod!" Sie hatte ihm nach den harten, sehnsuchtsreichen Jahren der Knabenzeit ihr warmes, liebevolles Herz geschenkt, und nun sollte er dieses Mädchen, das wie eine gütige Fee ihm nur Liebes erwiesen, von sich stoßen, roh, undankbar von sich abschütteln, bloß weil es eine Frau, die zufällig seine Mutter war, ihm aber niemals Mutterliebe gezeigt hatte, so wünschte?

In seinem Heiligsten fühlte er sich bedroht. Er war nicht mehr der unfertige Jüngling, als welcher er vor einer Stunde denselben Weg gegangen; das war der erwachte Jüngling, den die Schrecken einer einzigen Schlacht zum Manne machen werden.

„Ich darf es nicht dulden, daß irgendwer auch nur die Achsel über Marianne zucke", sagte er zu sich. „Sie ist für mich die Reinheit selbst. Ohne sie ist mein Leben inhaltslos; mit ihr biete ich jedem und allem Trotz. Ohne sie bin ich nur ein Teil, unfähig, schwach; mit ihr bin ich stark. Sie muß mein werden, und — bald muß sie mein werden. Bald."

Das Ziel lag klar vor ihm; aber der Weg zu diesem Ziele verlor sich gleichsam in die Wildnis. Er wollte nicht erst noch einige Jahre auswärts konditionieren, sondern vorher Marianne heiraten. War sie sein Weib, dann ergab sich alles andere von selbst. Er dachte nicht daran, daß er ohne Geldmittel war, daß er unter Umständen keine Stellung fand; er wollte Marianne sich unauflöslich verbinden, dann durfte kommen, was kommen mochte.

Und diese Worte: „Bald muß sie mein werden!" übten auf ihn dieselbe erregende Wirkung, wie flatterndes Fahnentuch auf stürmende Soldaten.

Kampf! Kampf! Trotz Schmerzen und Sorgen weitete sich ihm die Brust; ihm war wohl zumute; denn sein Leben hatte nun einen Inhalt.

„Ahoi!" rief am Wöhrder Tor Adam Mortuus zum Verdrusse der ehrsamen Nürnberger Spaziergänger, denen der Pfeifenqualmer schon lange „ein Stein des Anstoßes" war. „Ahoi!" Und als Karl sich umwandte, sah ihm der Alte mit zwinkernden Äuglein forschend ins Gesicht. „Komm in ein ruhiges Fahrwasser!" sagte er. „In diesem Geschnatter deiner Landsleute kann man kein vernünftig Wort reden. Die Toren wollen die Herbstsonne genießen und schwatzen dabei das Blaue vom Himmel herunter."

In einer stillen Gasse schritten sie auf und nieder; Karl erzählte mit fliegenden Worten seine Erlebnisse und sein Vorhaben; Mortuus lauschte, rauchte, und bisweilen sah er lustig den Jüngling von der Seite an. Endlich schwieg Biener, und nun ergriff Adam das Wort:

„Ahoi, sie sind dir also im Kielwasser, die beiden? Hm, hm. Denk an Gottliebe und den Schauspieler! Wie heißt doch das Wort, so ich im vorigen Leben gelernt? Vestigia terrent. Das ist verdolmetscht: Traue keinem glatten Gesicht! Hm, hm, hm. Karl Biener, was bleibt dir zu tun übrig? Du mußt die erste Ausfahrt hinaus in den Lebensozean wagen. Hiß die Segel und stich in die See! Blende die Lichter ab und schere dich den Teufel um die Hafenpolizei! Nimmst ein Weib an Bord? Hm! Bin kein Freund der Weiber, und Weiber sollen dem Schiffe fernbleiben. Aber . . . Mittelpunkt unseres Lebens ist unser Ich. Ergo, fahre mit Marianne hinaus, und zwar bald! Deine Mutter und ihr ehelicher Beistand sind fähig, ihre Drohungen auszuführen. Warum aber solltest du christlicher sein als sie? Verliere keine Zeit! Jetzt belauern sie dich, warten auf deine Reue und entwerfen Pläne, dich zu vernichten. Komm ihnen zuvor! Besteig deinen Swammerdam und lichte die Anker! Ich muß nach Wöhrd. Jetzt geht Dörrbaum mit seiner Frau spazieren, und ich habe jeden Sonntag um diese Zeit mit Gottliebe ein Stelldichein an der Gartenmauer. Jawohl! Ich muß dem Kind ein bißchen Philosophie predigen."

Er schritt rauchend dahin, und Karl entschloß sich, seinen Freund Anton Stein aufzusuchen.

Auf dem Wege zu diesem überdachte er die Rede des Alten. Selbstsucht lehrt der greise Mortuus und glaubt, mich für seine Lehre gewonnen zu haben. Aber er irrt. Für mich ist nicht mein Ich, sondern Marianne Mittelpunkt des Lebens. Ich rührte für mich allein keinen Finger; doch für sie wage ich alles. Und weil meine Mutter, von ihrem ungerechten Ich geleitet, gegen Marianne ankämpft, so ist es meine Pflicht, die Geliebte zu schützen und meine Mutter davon abzuhalten, eine neue Sünde zu begeben. Mit Kindesliebe und mit der Liebe zu Marianne verteidigte er sein Vorhaben und hielt seine Pläne für erlaubt.

Anton Stein hörte ihm teilnahmsvoll zu und sagte alsdann:

„Geschehen muß etwas, sonst ist dein Spiel verloren. Es kann sich nur darum handeln, daß ihr zwei aus Nürnberg flieht und euch irgendwo kopulieren laßt."

„Das ist der einzige Weg."

„Geld kannst du dir zu dieser Vergnügungsreise von deiner Frau Mutter nicht bewilligen lassen; deinen künftigen Schwiegervater darfst du auch nicht darum ersuchen . . ."

„Völlig ausgeschlossen. Treibe ich kein Geld auf, bettle ich. Alles will ich tun, wenn es mir nur die Vereinigung mit Marianne ermöglicht."

„Du sollst nicht betteln. Dreihundert Gulden hoffe ich dir verschaffen zu können. Du staunst? Ja, hättest du eine alte, romantische Tante Gabriele, wie ich! Sooft ich sie besuche, jammert sie über die trostlos nüchterne Gesinnung der Männer, daß alle Poesie aus dem Verkehr zwischen Jüngling und Jungfrau entschwunden sei. Und sie beschließt ihre Klage immer mit den Worten: ‚Anton, mein Liebling, führe du die Poesie wieder in die Liebe zurück. Raube die Geliebte, töte ihren Verehrer. Hole dir die Braut aus einem Nonnenkloster. Nur heirate poetisch! Gib uns Frauen wieder den Glauben an ein poetisches Männergemüt, und ich will dich mit Geld unterstützen, so viel du auch brauchst!' Der alten Tante Gabriele wollen wir die Freude machen. Ich spiele mich als den Helden auf, und du vollbringst die Tat. Nein, nein, keine Ausreden! Die alte Tante zürnt nicht, wenn sie die Wahrheit erfährt. Gewiß nicht. Sie ist stolz auf ihre Mithilfe; sie schließt dich in ihr Herz und setzt dich in ihr Testament. Aber zweierlei haben wir noch zu besprechen. Du planst eine Flucht. Bist du sicher, daß Marianne dir folgt?"

„Ja. Wir haben zwar noch nie darüber geredet, aber ich glaube bestimmt, ihre Ansicht zu kennen."

„Um so besser. Dann heißt es, die Ausführung sorgfältig vorbereiten. Wir müssen einen Pfarrer suchen, der euch kopuliert. Du mußt aber inzwischen alles tun, um deine Mutter von irgendeinem Schachzug abzuhalten. Verstehst du? Besuche Marianne wenig oder gar nicht . . ."

„Heute, nach all diesen Erfahrungen muß ich sie sprechen."

„Suche deine Mutter durch scheinbare Nachgiebigkeit hinzuhalten . . ."

„Ich sollte heucheln?"

„Kriegslist ist keine Heuchelei! Es handelt sich darum, Zeit zu gewinnen. Mensch, bedenke das wohl!"

Lange noch sprachen die Freunde miteinander. Es war schon dunkel, als Karl zur Geliebten eilte. Seine stürmische Umarmung, seine leidenschaftlichen Küsse fielen ihr auf. Sie sah ihm besorgt in die Augen, und sich dicht an ihn schmiegend, fragte sie ängstlich: „Was ist dir zugestoßen? Welche Sorgen quälen dich?"

Da erzählte er ihr seine Erlebnisse, und ehe er noch von seiner Unterredung mit Anton berichten konnte, rief sie: „O Karl, verlaß mich nicht! Sieh, ich liebe dich so sehr, daß ich gar nicht daran denken darf, wir könnten uns einmal trennen müssen. Ohne dich ist mir alles öde, tot; mit dir scheint mir selbst in Not und Sorgen die Sonne. Komm, laß uns fliehen! Die Welt ist groß, und irgendwo legt uns ein Pfarrer die Hände zusammen, daß wir Mann und Weib werden."

Jubelnd zog er das Mädchen an sich. Nun mußte alles gut werden.

Madame Engelbauerin und Friedel schüttelten über Karls Bericht anfangs die Köpfe; ihnen wäre eine glatte Weiterentwickelung des Liebesverhältnisses angenehmer gewesen. Bald aber fand Friedel einen Ausweg, der es der Mutter und ihr ermöglichte, die Sache in einem rosigen Lichte zu schauen.

„Es . . . es . . . es ist fffreilich fffür ein MMMädchen unnicht rühmlich, mmmit einem

jungen Herrn du . . . du . . . durchzubrennen. Aber wewewenn der junge Herr GeGeGeschäftsteilhaber vom Vater wwwürde, und VaVaVater hat ein so . . . so . . . solides Geschäft, da . . . dann redete babahald nienieniemand mehr von dder Flucht."

„Friedel hat recht", sagte Madame Engelbauerin. „Wenn Sie in unser Geschäft eintreten wollen, Karl, will ich Marianne und Ihnen die Wege zur Heirat ebnen."

„Oh, wenn mich Herr Engelbauer annimmt, ich bin mit tausend Freuden dazu bereit."

„Ich will für Sie sprechen." Madame Engelbauerin war stolz auf ihr Werk und sehnte sich nach der Stille der Nacht, wenn sie dem Gatten ihren Plan ins Ohr flüstern konnte.

Als Karl nach zehn Uhr das Haus verließ, stieß er beinahe mit einem verwachsenen Menschen zusammen. Er ging einige Schritte; blieb stehen, sah dem Buckligen nach und sagte: „Ich möchte darauf schwören, daß es Emanuel Sichelstiel war." Da er jedoch der Begegnung keine Bedeutung beimaß, schritt er weiter und arbeitete im Geist einen Brief an seine Frau Mutter aus, in welchem er — „o verdammte Heuchelei!" seufzte er — wegen seines trotzigen Wesens um Verzeihung bat und einen neuen Vorschlag machte, den er allerdings nur zum kleinen Teil auszuführen entschlossen war. Er wolle sich erst einige Jahre noch in der Welt umsehen, hernach heiraten, in seines Schwiegervaters Geschäft eintreten und dadurch den Verdacht vermeiden, als könnte er bei seiner Jugend das eigene Vermögen verschwenden.

Bis gegen Morgen schrieb er an dem Brief. Drei Tage vergingen. Da trat am Abend des vierten Monika in den Laden. Den Falten um die zusammengekniffenen Lippen und dem Flackern ihrer graugrünen Augen las er es ab, daß sie ihm eine Botschaft brachte, die ihr tausendmal größere Freude bereitete als ihm. Unbekümmert um Lehrlinge und Kunden blieb sie unter der Ladentür stehen und schrie mit ihrer kreischenden Stimme:

„Ich soll dir sagen, daß man sich gar nicht weiter mit dir abgeben will, und daß man keinen deiner Briefe mehr lesen wird, sondern daß deine Mutter die Sache beim Vormundamt anzeigen will, welches dich schon von deinem Vorhaben abbringen wird." Und die neugierigen Gesichter sehend, rief sie mit höhnischem Lachen: „Heiraten will der Mossiöh Karl. Der hat's gar eilig. Wird wissen . . ." Sie beschloß ihren Lästersatz nicht; denn Karl drehte sie in diesem Augenblick um, schob sie auf die Gasse hinaus und machte ruhig die Tür zu. „Eine alte Magd, der es im Oberstübchen fehlt", sagte er und fuhr fort, die Kunden zu bedienen.

Er wunderte sich selbst über seine Ruhe, die nicht zur Verräterin dessen wurde, was sein Herz gewaltig erschütterte. Während er das Ladengeschäft leitete, den Fragen und Reden der Leute Gehör lieh, während er über einen Scherz lachte oder selbst ein Witzwort unter dem Lachen der andern heraussprudelte, rief es in seinem Innern: „Handle, handle schnell! Sonst zertrümmern sie dein Glück! Handle, handle!" Sein Herz drängte ihn zur Eile, zur Flucht mit der Geliebten, und mit lächelndem Munde verkaufte er Pfeffer, Muskatnüsse, Kaffee und was der Magen der Kundschaft alles zu verschlingen begehrte.

Am Abend traf er mit Anton zusammen, der ihm nachdenklich erschien. Er erzählte ihm die Botschaft Monikas, und es fiel ihm auf, daß Antons Augen mit einem Male eine gewisse Freude verieten; aber er dachte nicht weiter darüber nach, sondern sagte: „Jetzt heißt es flink sein, sonst kommen sie hinter meine Pläne."

„Ja," erwiderte Anton, „sonst kommen sie hinter unsere Pläne. Aber Tante Gabriele lebt noch." Er öffnete eine Schublade seines Schreibtisches, und Karl sah eine Reihe Geldrollen, von denen Stein drei wegnahm und dem Freunde übergab. „Für dein Unternehmen."

Karl bedankte sich und schob das Geld in die Tasche. „Und nun noch eine Frage, Anton! Kannst du am Sonntag mit mir fahren? Ich will irgendwo auf dem Lande einen Pfarrer suchen, der uns kopuliert?"

„Ich bin bereit."

„Wenn meine Mutter mir bis zum siebenundzwanzigsten September Zeit läßt, gewinne ich das Spiel. An diesem Tage ist Geschäftsfeiertag, weil die Reichskleinodien nach Frankfurt gebracht werden. Da können Marianne und ich fliehen. Weißt du, der Himmel meint es eigentlich recht gut mit uns. Am achtundzwanzigsten September ist Anding, den ich am meisten fürchte, zu einer Hochzeit geladen."

Anton beugte sich über den Schreibtisch und kramte in der Schublade. „Es ist mir sehr angenehm, daß solch ein alter Geck, wie der Doktor Quenzer, die blutjunge Regina Löffelloth heiraten will.“ Antons Kopf tauchte in die tiefe Schublade, und Karl redete weiter: „Wenn ich am siebenundzwanzigsten nicht heimkomme . . . ei, die beiden andern Chefs laufen nicht sofort zu meiner Mutter. Aber Anding fürchte ich.“

Und Karl redete immer weiter, während Anton ihm stumm zuhörte und anderen Gedanken nachzuhängen schien. Endlich trennten sich die Freunde.

Langsam löste ein Wochentag den andern ab, dem sonnigen Herbstwetter folgten Regen und Sturm. Am Sonntag bestiegen Karl und Anton einen Einspänner und begannen ihre Fahrt. Von Dorf zu Dorf begaben sie sich, besuchten überall die Geistlichen, erhielten überall abschlägige Antworten und peitschten das Pferd durch die düsteren Kiefernwälder zu einem andern Kirchdorfe. Verzweiflung und Ratlosigkeit schwebten neben dem Wagen her. Von den Zweigen fielen schwere Tropfen, und höhnisch sang ihnen der Wind ein Lied auf den Weg.

„Herr, was fällt Ihnen ein! Das kann ich nicht, und wenn Sie mir hundert Dukaten gäben; denn ich würde meines Amtes entsetzt!“ mit diesen zornigen Worten hatte ein Geistlicher Karl Biener aus seinem Hause geschoben und die Tür ins Schloß geworfen. Im Dämmerlichte des Regentages fuhren sie gegen fünf Uhr in Kornburg ein, und Karl ließ den Pfarrer dieses Ortes ungestört; er hatte jede Hoffnung aufgegeben. Müde sank er in der dumpfen, mit schreienden Bauern gefüllten Wirtsstube auf eine Bank und hörte zu, wie Anton für ihn zu rekognoszieren begann. Draußen rauschte strömender Regen nieder, in der Stube war es wegen der verdorbenen Luft kaum mehr auszuhalten, und doch ward Karl mit einem Schlage munter, als er den Wirt sagen hörte:

„Warum geht ihr Herren nicht nach Roth oder Schwabach. Dort lassen sich oft Auswärtige kopulieren.“

Die Freunde berieten sich, und Anton machte mit dem Wirt aus, daß dieser zu einer bestimmten Stunde am siebenundzwanzigsten September mit einer Kutsche am Löffellothschen Garten vor dem Spittlertor warten sollte, um das junge Paar nach Roth zu fahren.

Jetzt erst atmete Karl erleichtert auf; schien ihm doch sein Plan so gut wie verwirklicht. Und munter bestieg er den Einspänner und plauderte, ohne Antons Einsilbigkeit zu beachten, trotz des abscheulichen Wetters und der Erschöpfung des Pferdes lustig weiter. Auf St. Lorenz läuteten die Glocken, als sie durch das Frauentor in die Stadt fuhren; es war neun Uhr. Und während Anton den Wagen zu seinem Besitzer lenkte, eilte Karl durchnäßt, müde, aber frohen Mutes in das Haus Mariannens, um mit ihr die Ausführung der Flucht in allen Einzelheiten zu besprechen.

Die nächsten vierzehn Tage waren eine Zeit der Folterqualen für Marianne und Karl; denn um bei Frau Christine Susanne den Glauben zu erwecken, ihr Sohn unterwerfe sich ihrem Willen, hatten sie beschlossen, einander vorerst nicht zu sehen, sondern durch fleißigen Briefwechsel sich Trost und Mut zuzusprechen. Daher konnte auch Sichelstiel im Wöhrder Pfarrhause nur berichten, daß er nichts zu berichten habe, und Herr Theodor Dörrbaum sagte nach jedem Berichte zu seiner Gattin: „Meine Liebe, erkenne daraus, daß man mit Ruhe ein Kind rascher zum Guten leitet, als mit Strenge und Zorn;“

Am Sonntag, dem sechsundzwanzigsten September, besuchte Karl noch einmal flüchtig seinen Freund, um Abschied zu nehmen. Wiederum fiel ihm auf, daß Anton so merkwürdig still und zurückhaltend war; da ihn aber selbst die Erregung umtrieb, forschte er nicht nach der Ursache dieses Benehmens, dankte ihm für seine Hilfe und bot ihm die Hand.

„Gott segne das Unternehmen!“ sagte Anton und drängte den Freund zum Fortgehen, weil sein Vater mit ihm noch zu einer bekannten Familie sich begeben wollte.

Langsam wich die Nacht. Jede Viertelstunde sprang Karl aus dem Bett und blickte durchs Fenster, nach dem Wetter zu sehen. Die Sterne zogen langsam ihre ewigen Bahnen; still lag die Stadt, und von den Türmen erschollen Uhrenschläge, von der Gasse die verhallenden Schritte der Scharwache. Der Koffer war gepackt. Der Brief, in dem Karl seine Chefs bat, den Koffer an die ihnen noch bekanntzugebende Adresse zu senden, lag auf dem Tisch. In neun Stunden,

in acht Stunden, in siebeneinhalb Stunden verlasse ich dies Haus, so dachte er, wenn von St. Sebald oder von der Ägidienkirche der Uhrenschlag zu ihm flog. Wo werde ich morgen um diese Zeit sein? Wird mein Werk gelingen? Begehe ich kein Unrecht an meiner Mutter, an Marianne? Was würde Vater zu meinem Vorhaben sagen? Er prüfte sich ernst; aber immer kam er zu der Überzeugung: Es bleibt mir kein anderer Ausweg, zum Frieden, zum Glück zu gelangen, als die Flucht.

Endlich aber siegte die Ermüdung, und halbbekleidet schlief er ein. . . . .

— — — — — — — — — — — —

Von den hohen Münstertürmen St. Lorenz und St. Sebald, von der Jakobs- und Aegidienkirche, von allen Kirchen und Kapellen erscholl feierliches Läuten und mischte sich an dem sonnigen Septembermorgen mit dem Krachen der auf den Basteien postierten Geschütze, mit der rauschenden Militärmusik und dem Hasten und Plaudern einer bunten, vieltausendköpfigen Volksmenge zu einer Fest- und Jubelsymphonie. Schlag halb neun fuhr der sechsspännige Kronwagen, auf welchem über einer scharlachroten Decke der Schrein mit den Reichskleinodien stand, aus dem Rathause. Vor und hinter dem Kronwagen fuhren prächtige Staatskarossen, in denen die Nürnberger Gesandten mit ihrem Reisemarschall und einem Teil der Kronkavaliere saßen. Dem Zuge voraus ritten Nürnberger Soldaten, und andere bildeten den Schluß. Langsam bewegte sich der Zug, der die Reichskleinodien nach Frankfurt am Main bringen sollte, durch die Gassen dem Neuen Tore zu. Dort paradierte ein Teil des Stadtmilitärs, und vor dem Tore erfolgte die herkömmliche Zeremonie, daß trotz des Protestes der Stadtregierung die anspachische und bayreuthische Geleitschaft den Zug vergrößerte. Die Zuschauer drängten sich in den Straßen der St. Johannisvorstadt, durch welche der Zug mußte. Und hart an der Mauer des Friedhofes, wo späte Rosen unter den Lindenbäumen dufteten und zwischen den Gräberreihen Sonnenblumen blühten, standen Hand in Hand Marianne und Karl. Am verabredeten Plätzchen hatten sie sich gefunden, bunte Farben, ehrwürdige Gegenstände spiegelten sich flüchtig in ihren leuchtenden Augen. Ihre Brust war von der dunklen Zukunft erfüllt, und ihre Liebe deuchte ihnen tausendmal wichtiger zu sein als der feierliche Zug, der dem neuen Kaiser des altersschwachen Reiches die Kleinodien überbringen sollte.

Die Leute liefen auseinander, manche suchten die Wirtschaft zum Schießhaus auf, welche dicht hinter dem Friedhofe lag, und auch die beiden jungen Liebenden gingen dorthin, um sich zu stärken. Unter einem Kastanienbaume saßen sie, umschwirrt vom Geplauder der Gäste, und aßen hastig, ohne zu reden, was ein Kellner ihnen vorsetzte. Gegen zehn Uhr verließen sie die Schießstätte, schritten durch den Friedhof und eilten dem Spittlertore zu.

Hinter ihnen aber schlich Emanuel Sichelstiel, und während den beiden die Herzen zum Zerspringen klopften, schnitt er eine boshafte Grimasse.

Wie bang es den beiden zumute war! Sie glaubten, jedermann, der ihnen begegnete, müsse ihnen ihr Vorhaben von den Augen ablesen. Und doch erlaubte es die Liebe ihnen nicht, daß sie sich ihre Angst gestanden. Im Gegenteil ermunterte eins das andere.

(Fortsetzung folgt.)



Amsel im Schnee.

Erzählung
von
Georg Mengs
(Gertrud Büstorff).

4. Fortsetzung.

Und wie Hans-Kurt immer eifriger drängte und bat, so versprach sie es dem Sohn mit Tränen in den Augen. Ihm war es die größte Beruhigung, und noch am gleichen Tage reiste er ab, nicht gleich in die Heimat, wie er anfangs gewollt hatte, sondern auf das Gut seines Onkels Ferdinand, bei dem er seit der Mutter Heirat meist die Ferien zugebracht hatte, und er gestand es sich nicht gleich ein, daß er diesen Umweg nur machte, um sich endlich einmal alles vom Herzen zu reden. Manch' junges Blut aus befreundeter oder verwandter Sippe, das sich in irgendwelchen Nöten befunden, war schon zu dem alten Junggesellen gepilgert. Der sei der beste und häßlichste Mann in der ganzen großen Verwandtschaft, sagten die einen, und die andern: der klügste obendrein, und wer ihn häßlich nenne, stelle sich ein Armutszeugnis aus, denn ein Mensch mit solchen Augen im Kopf könnte überhaupt nicht häßlich sein, und das bißchen Hinken sei kaum der Rede wert.

Onkel Ferdinand, jetzt Mitte Fünfzig, war über die Frage Schön oder Häßlich längst hinaus; aber die Jugend ahnte nicht, daß er, der so rasch zur Hand war, jede eigene Gefühlsregung mit ein paar witzigen oder spöttischen Worten zurückzudrängen, einmal hart unter seiner Häßlichkeit gelitten hatte, in seiner Jugend, in jener Zeit, da ihm „die Weiber“ durchaus nicht gleichgültig gewesen waren und ihm manch junger Fant den Rang abgelaufen hatte, der ihm an körperlicher Schönheit überlegen, an Geist nicht das Wasser gereicht hatte.

In der Familie war einmal die Sage gegangen, er hätte Hans-Kurts reizende blonde Mutter geliebt.

Die Alten redeten nicht mehr davon, denn schließlich, wer hatte nicht einmal eine schöne blonde Gräfin geliebt? Und die Jugend, die sich eigentlich nur für ihre eigensten Angelegenheiten interessiert, kümmert sich nicht um solche „alte Geschichten“, über die längst Gras gewachsen ist.

Das Gras aber, das auf solchem Boden gewachsen ist, behält manchmal etwas unheimlich Lebendiges; beim leisesten Hauch zittert, vibriert und lebt es bis in den Wipfel hinauf, und nur der spürt es, der mit seinem feinen guten Herzblut den Boden gedüngt, auf dem dies seltsame Gras gewachsen ist.

Hans-Kurt hatte Glück. Als er so unverhofft bei seinem Oheim anlangte, war der fast ganz allein. Die Jugend, die er mit Vorliebe um sich versammelte, hatte um diese Zeit weder Urlaub noch Ferien; nur eine alte halbtaube Verwandte, die er alljährlich aus Gutmütigkeit einlud, war bei ihm. Und doch fiel Hans-Kurt das Reden furchtbar schwer; auf des Ohms Fragen nach dem Befinden seiner Mutter hatte er nur kurze Antworten zu geben gewußt, hatte ihm noch nicht einmal sagen mögen, daß die Mutter der Geburt eines Kindes entgegensah.

Aber dem Ohm gab Hans-Kurts verändertes Wesen zu denken, und da sie am zweiten Tage auf seinem Lieblingsplatz im Park saßen, brachte er ihn endlich zum Sprechen. Und Hans-Kurt erzählte alles vom ersten Tage an — noch nie hate er seinen Empfindungen gegen den Stiefvater so unverhohlen Ausdruck gegeben — bis zu jener letzten Szene, die ihn von Paris fortgetrieben.

Er war aufgesprungen und war im Sprechen immer feuriger und leidenschaftlicher geworden. Der Ohm war im bequemen Rohrstuhl an dem alten grauen Steintisch sitzengeblieben. Die Rechte, leicht zur Faust gekrümmt, auf die Tischplatte gestützt, hatte er, den Kopf meist gesenkt, zugehört. Wie er aber jetzt, nach-

dem Hans-Kurt geendet, aufschaute und den schönen hochgewachsenen Jungen so mit blitzenden Augen vor sich stehen sah, starrte er ihm erst ein paar Sekunden ins Gesicht wie einer, der so tief in Gedanken gewesen, daß er sich nicht gleich besinnen kann, wo er ist; dann kam es ihm über die Lippen:

„Donnerwetter, Junge, bist du schön geworden!"

„Ich bitte dich, Onkel Ferdinand, bleibe einmal ernst im Leben — mir ist's nicht zum Spaßen!"

Da stand der auf, ohne ein Wort zu sagen, hinkte ein paarmal, die Hände auf dem Rücken, auf dem schmalen Kiesweg hin und her.

Als ob ihm zum Spaßen wäre — dummer Junge — er war so verstimmt, wie er es keinem Menschen, auch Hans-Kurt nicht verraten würde.

Wenn ihn der jetzt nur allein ließe und er nicht zu reden brauchte, aber natürlich, der wartete ja nur darauf — unausstehlich — und Reden ist so zwecklos in solchen Momenten, man redet doch nichts Gescheites.

Und endlich verspottete er sich: ich geberde mich, als ginge mich die Sache am meisten an, und hinke hier herum, als wenn ich einen Zuspruch brauchte, und da steht der Junge, der Sohn, der doch wahrhaftig der Nächste dazu ist.

Er kam wieder zu Hans-Kurt zurück.

„Als ob mir zm Spaßen wäre!

Aber was willst du jetzt hören? Eigentlich keinen Rat — um Hilfe handelt es sich auch nicht — bleibt nur meine Meinung. Da hast du sie: es war eine kolossale Dummheit von dir, an jener Tür zu horchen!

Wir sollen nie etwas tun, was unserem ganzen Wesen zuwiderläuft, und es liegt gottlob nicht in deiner Natur zu horchen.

Nur die Duckmäuser und Leisetreter verstehen dergleichen, horchen, schleichen sich fort und ziehen ihren Nutzen daraus; du aber — und das war die zweite Eselei — platzest da wie ein rächender Engel ins Zimmer, erregst deine Mutter nur mehr, reizst deinen Stiefvater und gibst ihm obendrein dem Horcher gegenüber ein moralisches Übergewicht.

Wozu das alles — wozu?

Und außerdem — ganz richtig — hat er jetzt die größten Rechte — du kommst erst in zweiter Linie — mache dir das einmal klar; aber natürlich, das wirst du erst begreifen, wenn du selbst einmal eine geliebte Frau im Arme hältst."

Und nun begann er dies Thema mit einer Kraft und einem Feuer zu bearbeiten, als handle es sich darum, sein eigenes Recht auf diese Frau zu verteidigen, die er jahrelang so treu und verschwiegen geliebt hatte.

Da er sich des wunderlichen Gebahrens bewußt ward, brach er ab und ging davon.

Hans-Kurt, der seinen ruhigen, leicht zu Spott geneigten Oheim noch nie so gesehen hatte, schaute erstaunt hinter ihm drein, wie er den schmalen, geraden Weg, der an beiden Seiten mit Buxbaum und blühenden Blumen eingefaßt war, entlang hinkte, einmal so weit hinauf, daß es aussah, als vergäße er das Wiederkommen; aber er besann sich und kehrte zurück. Er hatte „dem Bub" noch allerlei zu sagen, um seiner Mutter willen — ihn überzeugte er ja doch nicht — aber das fehlte, daß er ihr das Leben noch unnötig schwer machte, wenn er auch in vielem recht hate.

Und jetzt stand er wieder an dem alten grauen Steintisch, dem Neffen gegenüber.

„Was hast du da vorhin von Trennung und Scheidung geschwätzt? Das käme heutzutage öfters vor und wäre das beste! Dazu deine Mutter!"

Er schlug sich vor die Stirn.

„Sie mit ihrem reichen warmen Herzen!

Das ist keine von der modernen Sorte; für sie bedeutete eine Scheidung so eine Art Weltuntergang!

Und wozu auch darüber debattieren; es hat keinen Zweck, du hörst es ja, sie ist glücklich, sie liebt ihren Mann, wie sie nur lieben kann.

Stürme gibts in jeder Ehe, du Narr!

Und ginge je dein teuflischer Wunsch in Erfüllung, was meinst du wohl, um welchen Preis das geschähe und wie du deine Mutter zurückbekommen würdest, vernichtet, gebrochen, denn eine Frau wie deine Mutter trennt sich doch nicht um einen Pappenstiel von dem Geliebten. Das wäre deine fröhliche, sonnige Mutter nicht mehr, die unser aller Entzücken war."

„Die ist sie schon jetzt nicht mehr", sagte Hans-Kurt finster.

„Aber sie kann es doch wieder werden, du Halsstarriger; solch ein Zustand verändert doch

die Frauen. Statt von Scheidung zu reden, bitte vielmehr Gott, daß deine Mutter so glücklich wird, wie es noch nie eine Frau gewesen ist."

Darauf blieb Hans-Kurt die Antwort schuldig; aber nach einer Weile bat er den Oheim, er möchte ihm doch endlich einmal von seines Stiefvaters Familie erzählen, die er am längsten kenne. Dazu hatte der Oheim gar keine Lust. Er hatte die dunkle Ahnung, daß er, erregt wie er jetzt schon war, sich zu allerlei Extravaganzen könnte hinreißen lassen, die den Neffen in seinen Vermutungen noch bestärken würden; da er aber nicht aufhörte zu drängen, so hob er edlich ein wenig widerwillig an:

„Kennen! Ich weiß nicht, ob ich sie kenne. Der Vater deines Stiefvaters warb damals um meine älteste Schwester. Sie war blond, so schön wie deine Mutter, nicht so lebendig und heiter, aber ebenso warmen Herzens.

Der Graf war ein glänzender Kavalier; aber unsere Familie war gegen die Verbindung. Das vertiefte die Liebe meiner Schwester nur mehr und schürte die seine, daß sie sich wie eine mächtige Leidenschaft geberdete. Ich glaube, er hätte meine Schwester entführt; da gab die Familie nach.

Merkwürdig, was gerade diese warmherzigen Frauen für eine Passion haben, solch kalte Herzen in ihren warmen kleinen Kinderhänden warm zu pusten, manchmal bis Hände und Odem kalt darüber werden.

Übrigens brauchen wir uns nicht zu sorgen; solche Frauen sterben allmählich aus, werden ein Kuriosum. Das ist auch so ein Zeichen unserer Zeit, daß die echte warme Liebe gar so selten wird. Schau dir doch die vielen liebeleeren Ehen an, wo keiner mehr den andern zu ertragen weiß. Just sie sollten die Hüter dieser Liebe sein. Das ist der Heimatherd der Liebe, von da sollte sie, ein mächtig Feuer, die Welt erwärmen.

Wir gründen die großartigsten Wohltätigkeitsanstalten; vom Säugling bis zum ausgewachsenen Verbrecher möchte für alle gesorgt werden, so etwas fabrikmäßig, en gros, warenhausartig, wie alles heutzutage.

Aber die blutwarme, tiefe, zarte Liebe, so von Mensch zu Mensch, die persönliche, möchte ich sagen, die nicht in großen und kleinen Geldbeiträgen besteht, nicht im Bauen und Gründen, sondern im Ertragen und Verstehen, die, meine ich, schwindet immer mehr und hält doch das Ganze zusammen.

Weißt du, was der Gneisenau einmal gesagt hat, für den ich von jeher ein besonderes Tendre hatte? „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie. Keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung!" Da liegts! Eben weil wir unser Leben immer nüchterner und trockener gestalten, mehr und mehr die Poesie daraus verjagen, geht auch jene Liebe, von der ich sprach, und die ebenfalls eine rechte Herzenserhebung sein sollte, mehr und mehr zum Teufel.

Denn Liebe ist Poesie und ist schöpferisch zugleich: Herr Gott, was weiß sie manchmal aus so einem Gegenstand zu machen, den sie verklären will!

Meine sanfte Schwester starb übrigens nach zweijähriger Ehe, nach der Geburt ihres ersten Kindes, der schönen Stiefschwester des Grafen Robert.

Den sah ich das erstemal in Paris bei einem glänzenden Kostümfest im Haus seines Vaters, der dort Botschafter war; er kam als Marquis aus der Zeit Louis XIV."

Er hielt inne. Wer ihm damals gesagt hätte, daß der einmal Hans-Kurts Mutter freien würde!

„Nun, und, Onkel Ferdinand?"

„Nun und — von all den glänzenden Erscheinungen jenes Abends ist mir keine so im Gedächtnis geblieben wie der junge Marquis, und wenn ich in meinem schwarzen Domino an den hohen Spiegelscheiben vorüberhinkte, so stellte ich nicht ganz neidlose Betrachtungen darüber an wie die „Mutter Natur" den einen so ganz vernachlässigt, um den andern dafür desto glänzender auszustatten.

Ist das Willkür oder absichtlicher Raub? Es ist nämlich selbst für einen Mann der sogenannten ersten Kreise nicht so einfach, sich mit solch kraftvoller Anmut, soviel Natürlichkeit in diesem Kostüm zu bewegen. Ein paar andere ganz hübsche Kerls steckten noch darin; aber es blieb Maske.

Wie der die Frauen zum Tanz führte, ihnen die Hand küßte, sie ansah, mit ihnen sprach! Einmal — ich stand ganz in der Nähe — löste

sich die Halskette einer der Schönen. Er bückte sich, hob sie auf und bat, sie ihr um den Hals legen zu dürfen. Ich weiß nicht, wie er das anfing; aber mir war, als müßte es sie überrieseln von Kopf bis zu Fuß und sie sich ihm gleich in die Arme werfen.

Das tat sie natürlich nicht; ja einige Wochen darauf nahm sie der Tod in die Arme; die schönste ungarische Komteß verunglückte tödlich auf einem Ritt im Park von Fontainebleau.

Einige Jahre später sah ich ihn in England in unveränderter Jugendschöne."

Aber was trieb ihn an, von dieser unerquicklichen Zeit zu reden?

Man hatte damals eine blutjunge, deutsche Erzieherin tot aus dem See gezogen, beim Kahnfahren verunglückt, hieß es — andere munkelten, sie hätte sich, sterblich verliebt in den jungen Grafen, von diesem verführen lassen.

Keins wußte die Wahrheit, und der sie vielleicht hätte verraten können, verzog keine Miene seines schönen stolzen Gesichts und fuhr am gleichen Tage zum Ball nach London.

Ohm Ferdinand, dem der junge Mann immer mit viel Liebenswürdigkeit begegnet war, hatte entschieden eine herbe Enttäuschung erfahren, und so oft er bei sich zu seinen Gunsten redete, es hatte ihm seitdem nicht mehr recht warm werden wollen in seiner Nähe.

Hans-Kurt, der seinem Ohm vielleicht das Mißbehagen abgelesen, fragte dringend:

„Und da gefiel er dir nicht mehr, Onkel Ferdinand — sage doch die Wahrheit."

Der aber konnte es nicht und wußte ja auch nicht die Wahrheit.

„Vielleicht nicht ganz so wie damals, da ich zehn Tage im Hause seines Vaters als Gast weilte und er so liebenswürdig die Honneurs machte — aber weißt du, ich war in England auch nicht so recht in Stimmung und außerdem . . . . Herr Gott — ich sage es ja, jetzt kommt Tante Adelheid des Wegs daher!

Ich bitte dich — geh zu ihr — ich kann jetzt ihren Quatsch nicht hören — sie hat mir schon heute früh einen Vortrag über Säuglingsfürsorge gehalten — es ist zum Verrücktwerden — geh, sag ihr, sie sollte sich bis zum Abendessen mit ihren Säuglingen gedulden. Wir hätten jetzt eine wichtige Unterredung.

Aber brüll' es ihr bitte, recht in die Ohren, sonst versteht sie wie gewöhnlich das Gegenteil und meint, i ch hätte mit ihr eine wichtige Unterredung.

Geh — Junge — geh!"

Er schob ihn fort. Daß er wenigstens ein paar Minuten allein sein könnte!

Dann saß er eine Weile, die Ellbogen auf den steinernen Tisch gestützt, das Antlitz in den Händen geborgen.

Dummer, alter Kerl, sagte er sich, was regst du dich so auf?

Was ängstigst du dich um ihr Leben, um ihr Glück?

Hat sie nicht beides freiwillig, ohne auch nur eins von uns zu fragen, arglos wie ein Kind in die Hände dieses Mannes gegeben? Und wenn sie jetzt stürbe, sie ist ja doch glücklich gewesen, so glücklich wie du alter, vertrockneter Junggeselle es nicht einmal ahnst.

Da trug der Wind ein paar abgerissene Worte von Hans-Kurts lebhaft geführter Unterhaltung zu ihm herüber; er schaute auf und mußte lachen wie er den „baumlangen Jungen" und das kleine alte Dämchen so eifrig unterhandeln sah.

Endlich machte sie Kehrt und ging entschieden etwas beleidigt dem Schloß zu, gefolgt von ihren beiden winzigen, schneeweißen, mit himmelblauen Schleifen geschmückten Hündchen, die erst Hans-Kurt kläffend umsprungen hatten und jetzt so aussahen, als wenn sie ebenfalls gekränkt hinter ihrer Herrin dreinwackelten.

„Höre, Hans-Kurt", und er packte den Neffen am Jackenknopf, „vorigen Sommer war doch Lisa mit ihrem Baby hier. Entsinnst du dich?"

„Ja."

„Sie ist etwas ungeniert und erzählte von einem berühmten Professor bei euch in Süddeutschland", er räusperte sich, suchte nach Worten, „der — bei dem, kurz und gut, in dessen Klinik die Frauen ohne alle Schmerzen ihre Kinder zur Welt brächten."

Hans-Kurt interessierte sich für derlei Ereignisse nicht im mindesten, und da er in eben dem Augenblick auch nicht an den Zustand seiner Mutter dachte, so sah er den Ohm, der ihn schon während der ganzen Unterredung wunderlich gedünkt hatte, gerade so an, als wäre er nicht ganz bei Verstand.

„Sollte ich das vielleicht auch noch Tante Adelheid bestellen?“

„Dummes Zeug! Aber es gibt einen solchen Professor, sage ich dir, und er soll enorm zu tun haben. Und wenn du deiner Mutter nur davon schreiben wolltest — ich könnte mich dann bei Lisa näher erkundigen — weißt du, ich ängstige mich doch um deine Mutter, und eigentlich ist man als Mann in dieser Angst so hilflos.“

Da wurde Hans-Kurt rot bis an die Haarwurzeln.

„Nein, Onkel Ferdinand, darüber schreibe ich nicht; du hast gehört, meine Mutter soll in Paris bleiben und hast selbst gesagt, ich sollte mich da in nichts hineinmischen. Verzeihe — aber ich kann nicht anders und mag auch nicht daran denken — ich wollte, es wäre erst alles vorüber.“

Dabei vermied er den Oheim anzusehen, und obwohl er festen Tones sprach, so zitterte es doch um seine Lippen wie von verhaltenem Leid. Da nahm der Ohm seinen Arm und ging lange mit ihm im Park auf und ab.

Er redete jetzt nur von des Neffen Zukunft, von seinen Plänen und welch unerhörter Glückspilz er doch sei. Stand ihm nicht die ganze Welt offen, und besaß er nicht alles, sich seine Welt zu erobern?

Und da Hans-Kurt noch einige Tage blieb, und das Eis geschmolzen war, so suchte der Oheim, der sehr bald die erste Aufregung überwunden hatte, den Neffen in seiner ruhigen, klugen Art und Weise zu beeinflussen, so daß Hans-Kurt der kurze Aufenthalt recht zum Segen wurde.

---

6. Kapitel.

Es war an einem köstlichen Maiennachmittag, daß Evchen mit ihren Schulbüchern in der Hand bei Mutter Birke eintrat. Sie kam vom Pfarrer, der sie, auf der Gräfin Wunsch, noch weiter mit seinem Töchterlein unterrichtete.

Frau Birke saß strickend am offenen Fenster und sah jetzt über die Brillengläser hinweg dem schlanken, blonden Kind entgegen.

„Trinke deine Milch, Evchen; sie steht draußen auf dem Herd.“

„Danke schön, Mutter Birke, ich habe schon im Pfarrhaus gevespert. Denke, die Leni soll, wenn sie sechzehn ist, fort zu ihren Verwandten nach Paris.

Ach, Mutter Birke, ich wollte, ich könnte mit. Weißt, wenn ich dann so recht viel gelernt habe, fein Nähen und alles Mögliche und muß mich dann nach einer Stelle umsehen, hernach möchte ich recht, recht weit in die Welt hinaus.

Hast du das nicht gewollt, als du so jung warst?“

Frau Birke schüttelte den Kopf.

„Nein, Evchen, niemals. Die lahme Afra hat dir und dem Franz mit ihren Geschichten die Köpfe verdreht. Ich habe es oft gesagt; aber der Bauer hat immer dazu gelacht, und Spaß hat's ihm gemacht. Jetzt hat er's!

Der Franz braucht bloß zu hören, daß sie in China, in der Türkei oder gar in Afrika, Gott weiß wo, raufen, gleich möchte er hin und auf und davon.

Hinge er nicht so am Vater und hätte soviel Freude an der Arbeit, ich glaube, er wäre schon längst fort.“

Evchen lachte.

„Die lahme Afra ist nicht daran schuld, das kommt von selbst, und die Sehnsucht ist noch viel schöner als die Geschichten.

Und wenn du sie nicht selbst gespürt hast, hernach kannst du dirs auch nicht vorstellen, hat der Franz neulich gesagt.

Und weißt, du könntest grad' so sagen, die Geige vom Lehrer sei daran schuld: wenn der abends manchmal im Pfarrgarten geigt, und man die Augen schließt und nur horcht, hernach ist's grad' dasselbe: man fliegt weit, weit fort, und man ist irgendwo oder möcht' irgendwo sein, wo es so schön ist, wie nirgends auf der ganzen Welt.

Und ich könnt' auch gar nicht sagen, an was ich alles denke, auch an den Vater, wenn er so zwischen Hell und Dunkel manchmal auf der Geige gespielt hat, an das Mutterlieb, und ob der Vater wohl noch einmal als berühmter Geiger heimkommen wird.“

„Du lieber Herrgott, dein Vater ist ein armer Tropf, der am besten bei deiner Mutter wäre.“

„Ob Hans-Kurt gar nimmer aus Paris heimkommt? Er hat so arg lang' nicht geschrieben."

Evchen stand jetzt hinter dem Stuhl der Alten und sah durch das offene Fenster die Landstraße entlang, just als warte sie, daß jemand des Wegs daherkommen sollte.

Ein wenig spät war es diesmal in den Bergen Frühling geworden — jetzt schien die Sonne hell und warm. Jenseits der Straße zogen sich Wiesen hin, auf denen Apfelbäume in vollster Blüte standen, und die Wiesen begrenzte junger Tannenwald. Amseln und Finken schmetterten um die Wette; aber im Zimmer war's ganz still; keines redete, man hörte nur das Ticken der Schwarzwälder Uhr. Jetzt rief der Kuckuck die Stunde ab, und zwar schien es, daß er sich heute noch mehr als sonst beeilte und sich möglichst rasch in sein Häuschen zurückzog, um die geheimnisvolle Stille nicht zu stören. Er wurde auch bald von dem lebendigen Kuckuck abgelöst, der von dem jungen Walde her in hellen Tönen rief.

Es war, als wenn Frau Birke heut' ganz besonders eifrig strickte; aber selbst, wenn sie den sehnsüchtigen Ausdruck der feuchtschimmernden Kinderaugen wahrgenommen, sie hätt' ihn kaum zu deuten gewußt, denn die beiden, die sich herzlich liebten, fingen langsam an, sich fremd zu werden.

Nach waren sie sich's nicht bewußt, und wer es ihnen gesagt, hätte sie sicherlich sehr betrübt. Wohl war Frau Birke dem Kinde die trefflichste Pflegemutter gewesen; aber die junge Seele, die jetzt weiter und weiter die Flügel auszuspannen begann, bunt schimmernden Welten zustrebend, in denen sich Frau Birkes Seelchen nur erschreckt umgeschaut hätte, die fand bei der alternden, bei aller Güte beschränkten Frau nicht mehr das rechte Verständnis. Da Evchen sah, daß Frau Birke jetzt ihr Strickzeug zusammenrollte und aufstehen wollte, kam sie rasch hinter dem Stuhl hervor.

„Mutter Birke, ich muß dir noch rasch was erzählen. Weißt', der berühmte Dichter, der voriges Jahr bei Afras Muter gewohnt hat, der hat wieder sein Zimmer bestellt und mich grüßen lassen und gefragt, ob ich immer noch so viel Freud' am Tanzen hätte und nicht bald in die große Stadt kommen wollte."

„Jesus Maria, das fehlt noch, daß der Aff' wiederkommt!

Seidem ist mir dein Tanzen schier verleidet, und ist, als könnt' ich's manchmal gar nicht mehr sehen.

Sag's der Afra, so leid es mir tät', wenn der wieder bei ihnen einkehrte, hernach dürftest du den ganzen Sommer nicht hinüber. Ich werd' auch nochmals mit dem Herrn Pfarrer darüber reden, und Hans-Kurt wird sich auch bedanken, hört er von den Flausen, die dir der Komödiant da in den Kopf setzt."

Da lachte Evchen hell auf, denn sie freute sich jedesmal, wenn Frau Birke, die Hans-Kurt jetzt geflissentlich „Herr Graf" nannte und von Evchen dasselbe verlangte, sich versprach.

„Du goldige Mutter Birke, sei nur gut!

Von den Flausen braucht der „Herr Graf", sagte sie schelmisch, „nichts zu hören, denn ich hab keine, und in die große Stadt mag ich schon lange nicht. Das Amselchen bleibt noch lange hier, und an meinem Tanzen freust dich dann auch wieder — gelt?

Und wart', jetzt tanz' ich dir rasch noch eins!"

Sie faßte ihr Röckchen mit beiden Händen und hob an, sich im Tanze zu drehen nach einer Walzermelodie, die sie mit ihrem silberhellen Stimmchen trällerte. Und der guten Alten ging es jetzt wie den widerspenstigen oder ungläubigen Leuten im Märchen: das Kind hatte kaum die ersten Schritte getan, so war sie wie verzaubert, konnte sich nicht satt sehen, und war schier traurig, als es zu Ende war. Das hätte sie nie eingestanden! Aber Evchen, die es ihr auch ansah, lachte übermütig wie eins, das sein Spiel gewonnen, fiel ihr um den Hals und küßte sie herzhaft.

„Gelt, das hat dir doch gefallen!

Und jetzt geh ich — heut ist's Samstag — und hol Schlüsselblumen und Veilchen auf der Wiese droben am Wald, da gibt's noch welche, und wenn ich heimkomme, hernach, nehm' ich dir die Maschen auf am Strumpf. Auf Wiederlugen, Mutter Birke!"

Blitzschnell war sie zur Tür hinaus, pfiff ihrem Pudel, der ums Haus gesprungen kam und sich wie toll vor Freude gebärdete, daß er mitgehen dufte. Es war ein junges, lustiges Tier, das ihr jemand im Dorf geschenkt hatte, nachdem Franz den alten in allen Ehren begraben hatte.

Frau Birke stand am offenen Fenster und schaute den beiden lange nach; ganz aufgestört aus ihrer behaglichen Ruhe, ging in die Küche, um ihr Geschirr zu putzen.

Es hätte erst in acht Tagen geschehen sollen; aber die energische Beschäftigung schien der Ergten wohlzutun jetzt eben hatte sie ein Messinggefäß unter den Händen, das sie gegen ihre Art ganz ungestüm behandelte, denn es war, als grinste ihr aus dem blankgeputzten Metall, ein wenig fratzenhaft verzerrt, wie es die Rundung des Kessels mit sich brachte, das Antlitz ihres Widersachers mit der kräftigen Nase und der hohen Stirn entgegen.

Sie ahnte nicht, daß dies das Porträt eines berühmten Schriftstellers war, das eines Auserwählten, der die Freuden der Unsterblichkeit schon bei Lebzeiten genießen durfte. Ganz zufällig hatte er im vorigen Sommer dies idyllisch gelegene Schwarzwalddorf entdeckt.

Er brauchte Ruhe, tiefe Ruhe nach seinen Erfolgen, seinen weiten Reisen, seinen Großstadtgenüssen und seiner Arbeit. Und entzückt von dieser Natur und dem „kleinen Tanzgenie", dem man um jeden Preis „die Wege ebnen müsse", war er zur Großstadt zurückgekehrt.

Er war nämlich eines Tages ganz zufällig dazu gekommen, als Evchen im Garten der lahmen Afra ein Gedicht hergesagt, und zwar mit so viel Ausdruck, daß sich der Dichter bewundernd über das Talent des Kindes ausgesprochen.

Darauf hatte ihm die Kranke von Evchens Tanzen vorgeschwärmt und seine Neugier so erregt, daß er erklärt hatte, er würde nicht eher ruhen, bis ihm ihre kleine Freundin einmal vorgetanzt hätte.

Die junge Gelähmte, überglücklich, daß sie dem gefeierten Dichter einen Gefallen erweisen konnte, hatte in ihren einsamen Stunden reichlich Muße gehabt, darüber nachzudenken, wie sich dieser Wunsch am schönsten erfüllen lasse. Der junge Lehrer ward gefragt, ob er Evchen einmal zum Tanz aufspielen würde. Der schätzte sein Geigenspiel hoch ein und zögerte; aber dem Dichter zu Ehren, den er begierig war, kennen zu lernen, willigte er ein. Evchen war keine Spielverderberin, der Dichter brauchte nicht erst gebeten zu werden, und so fanden sich die drei wie zufällig an einem köstlichen Juliabend — der Vollmond stand über den Bergen — im Gärtchen ein, und noch ein ungebetener Gast: Evchens Nachbarbub, der Franz.

Er hatte, geschickt wie er war, der Kranken ein Tischchen zurecht gezimmert; dabei hatte er bald bemerkt, daß sich irgend etwas Geheimnisvolles vorbereitete, und war geblieben, nachdem der Übermütige vorher ein feierliches Versprechen hatte ablegen müssen, keine Allotria zu treiben. Trotzdem hatte er an jenem Tage seiner kranken Freundin als „störendes Element" gegolten, hatte sich aber wohlweislich im Hintergrund aufgehalten, von wo aus er alles hatte vortrefflich beobachten können, ihn selbst hatte man bald genug ganz vergessen, denn der junge Lehrer spielte um des Dichters willen mit einer Inbrunst und Begeisterung, wie ihn noch niemand gehört hatte.

Der Kranken liefen die hellen Tränen über die bleichen Wangen, und wie durch einen Schleier hindurch sah sie die kraftvolle Gestalt des jungen Geigers, die feine des Mägdleins, das wie ein Elf im Mondenschein auf dem Rasen tanzte. Der Geiger hielt die Lider gesenkt, schaute er je einmal auf, so sah er nur den Dichter, der, die Arme verschränkt, das Haupt geneigt, gegen den niedrigen Gartenzaun lehnte und keinen Blick von dem tanzenden Kind verwandte.

Der Mond aber warf scharf umrissen seinen gar grotesken Schatten auf die weiß getünchte Wand des Häuschens, einen Schatten, über den sich der Bub im Hintergrund königlich amüsierte, nur bedauernd, daß er die Ev' nicht darauf aufmerksam machen konnte.

Die schien gleichsam in eine andere Welt entrückt und zog den Knaben jetzt mit, denn wie er ihr länger zuschaute, zogen alle Märchengestalten der blonden Afra an seiner Seele vorüber, und der Zauber ward erst gebrochen, als Geige und Tanz aufhörten und der Dichter zu Evchen eilte, um ihr seine Bewunderung auszudrücken.

Von dem ein wenig pathetisch gesprochenen Norddeutsch verstand der Lehrer noch am meisten. Die vier hörten schweigend zu; als aber der Dichter sagte, er wolle Evchen nach Hause bringen, weil sie, wie er gehört hätte, mehr außerhalb des Dorfes wohne, da stand der Franz mit einem Male neben ihr, faßte nach ihrer Hand und sagte fest:

„Ich bring' die Ev' heim, wir wohnen beid' draußen in den Höf'."

So nannten sie die Bauernhäuser mehr außerhalb des Dorfes.

Der Dichter, der den Knaben bisher kaum beachtet hatte, war ganz überrascht, wie er den schlank gewachsenen, dunkelhaarigen Jungen neben dem blonden Evchen stehen sah. Eine Weile betrachtete er schweigend die beiden schönen, vom Mondlicht taghell beleuchteten Kinder.

„So — so — ihr seid Nachbarskinder — da muß ich freilich zurückstehen. Und dieser junge Leu sieht ja allerdings aus, als wenn er dich, liebes Evchen, gegen das ganze Dorf beschützen könnte."

„Ich könnt' auch allein gehen, ich fürcht' mich nicht — ich . . ." Da aber fühlte Evchen, daß Franz ihre Hand ganz energisch zusammendrückte, und schwieg lieber still. Was das für zwei schöne, trotzige Kinder sind, dachte der Dichter: Romeo und Julia auf dem Dorfe!

Als die beiden, heimwärts gehend, weit genug vom Haus entfernt waren, lehnte sich „der Romeo" mit verschränkten Armen wie der Dichter gegen einen der Nußbäume, die den Weg einfaßten, eilte dann auf Evchen zu, die inmitten der mondhell beleuchteten Landstraße stehen geblieben war, und ahmte dem Dichter in Sprache und Mienen so drollig nach, daß Evchens silberhelles, herzliches Kinderlachen in dieser Stille weithin klang. Und da die beiden, wie Frau Birke behauptete, nie einiger waren, als wenn es Dummheiten galt, so trennten sie sich hernach in größter Freundschaft, und — Lachen und Tanzen machen müde — bald lag jedes in tiefem süßen Schlaf, ob auch der Mond hell in ihre Kammern schien.

Nicht so rasch sollten die andern zur Ruhe kommen. Die Kranke lag lange mit weit offenen Augen im Bett; auch auf ihr bleiches Antlitz schien der Mond; die Schwester, die fest neben ihr schlief, hatte vergessen, das Fenster zu schließen; noch nie hatten die Lilien im Vorgärtchen, die Rose von Jericho, die am Häuschen emporkletterte, so stark geduftet, wie in jener Nacht. Süß und schwer wogten die Düfte zum Fenster herein, und mit ihnen ein Singen und Klingen von Geigentönen.

Spielte der Lehrer noch drunten im Gärtchen?

Unmöglich — er war längst daheim. Aber in ihrem Kopf und Herzen, in ihren Ohren lebten die Töne weiter. Da versuchte sie die Augen zu schließen, nichts mehr zu denken, und verfiel in einen Halbschlaf, der einer Verzückung glich.

Sie fühlte, wie sie flog, die Arme, die, wenn sie von ihrem Fahrstuhl erlöst war, nur mühsam an zwei Krücken gehen konnte. Auf weißen, weichen Wolken flog sie dahin.

Gelobt seien die Träume, die den Lahmen Flügel geben!

Sie flog weit fort in ein fernes Land, wo alle Menschen jung, gesund und glücklich waren. Und da sie wieder festen Boden unter den Füßen fühlte, konnte sie mit einem Male gehen wie alle andern Menschen, besser noch, leicht und schwebend wie andere tanzen.

Und tausendmal schöner dünkte es sie, sicheren Fußes über diese blühende Erde zu wandeln, als auf weichen Wolken zu fliegen, denn auf dieser Erde unter einem blütenbesäten Kirschbaum stand der junge Lehrer mit seiner Geige und spielte, erst eine ganze wilde Melodie; als er aber ihrer ansichtig wurde, warf er die Geige fort, breitete die Arme aus, drückte sie an sich und küßte sie so lange und so heiß, daß sie meinte, sie müsse ersticken.

Mit einem leisen Schrei erwachte sie, zuerst wie vom Alp erlöst; allmählich aber begann sie sich fieberisch nach jenem Traum zurückzusehnen, denn nur der Traum konnte ihr geben, was ihr das Leben ewig versagte.

Ihre bleichen Wangen glühten; es war, als dränge alles Blut nach Kopf und Herzen, raube ihr Sprache und Besinnung, daß sie sich ganz wehrlos dieser großen Sehnsucht überlassen mußte. Seit heute abend wußte sie es, sie liebte den jungen Lehrer, der aus Mitleid ab und zu kam, ihr Bücher brachte, vorlas oder ein wenig auf seiner Geige spielte.

Wer sollte ihn nicht lieben? Aber hat man je gehört, daß ein Mann eine arme Gelähmte liebe, und wenn sie das Antlitz eines Engels hätte?

Ach gehen können, tanzen, starke, gesunde Glieder haben wie all die andern, die dieser Gottesgabe gar nicht achteten.

Daß ein Wunder geschähe, der Heiland noch auf Erden wandelte! Er brauchte ihr ja nur die Hände aufzulegen, und sie würde gesund werden. Noch nie hatte die Geduldige sich so gegen ihr Schicksal empört, wie in dieser Nacht, und erst

ums Morgengrauen fand sie Erlösung von ihrer Pein im inbrünstigen Gebet.

Der Dichter aber hatte die ganze Nacht geschrieben; viel hatte er schon gesehen und erlebt, sich aber eingestanden: solch eine Stunde noch nie, und nur in den Bergen ließ sie sich s o erleben.

Und an diesen drei Menschenkindern ward er, dem seine Feinde schon ein frühzeitiges Versiegen seines Talentes prophezeiten, wieder zum Dichter; er schuf eine feine, köstliche Novelle, mit der er freilich mehr verdienen sollte als die drei, die jene schöpferische Stimmung erweckt hatten, in einem Jahr zu verzehren hatten.

Bald darauf hatte er mit dem jungen Lehrer Rücksprache gehalten, wie es ein Jammer sei, wenn dies hochbegabte Kind hier in seiner bäuerlichen Umgebung „verkümmern" sollte. Er wollte ihre Ausbildung in die Hand nehmen, sie mit eigenen Mitteln bestreiten und, da kein Talent ohne Protektion gedeihen könnte, so wollte er mit seinem berühmten Namen die Wege ebenen, bis daß sie selbst eine Berühmtheit geworden wäre.

Unglücklicherweise war der junge Mann bald darauf Frau Birke begegnet, und ganz begeistert für des Dichters Zukunftspläne, hatte er mit ihr davon geredet, war aber übel angekommen.

Jetzt erst wußte Frau Birke, warum ihr „der Mondscheintanz", den die Afra in ihrer „Überspanntheit" ausgeheckt, so zuwider gewesen.

Die Wege wollte er ihr ebnen, jawohl, die Wege zum Teufel, das sei nicht schwer. Evchens Mutter sei an so einem „Bajazz" zugrunde gegangen, sie solle vor dem gleichen Schicksal bewahrt bleiben. Und wenn die Leut' auf dem Dorfe schon nicht viel taugten, in der großen Stadt taugten sie schon lange nichts. Und das fehlte noch, das so einer zu ihnen herauskäme!

Dabei traktierte sie den Dichter fortwährend als „Komödiant" und ließ sich nicht im mindesten belehren. Sie wollte auch dem Herrn Pfarrer und den gräflichen Herrschaften davon reden, denn es könne sein, daß sie eines Morgens tot im Bett läge, dann stände Evchen ganz schutzlos da, und so ein jung' Blut sei leicht zu beschwatzen.

Der Pfarrer hatte sie später wohl beruhigt; aber von jenem Tage an erinnerte sie sich oft genung der lästigen Worte jener Betschwester: der Teufel könne Evchen aus ihrem Tanzen eines Tages einen Fallstrick drehen.

Sie selbst war zu gutherzig und zu vernünftig, um es für Teufelskunst zu halten, wenn das reizende Kind tanzte; aber aus Liebe zu Evchen, und um sie vor sich selbst zu schützen, schien sie jetzt oft strenger und hausbackener in Worten und Mienen als sie wirklich war, und das war schade und wurde von Evchen selbst nicht verstanden.

Und während Frau Birke, erregt durch die Nachricht von des Dichters Wiederkehr, bei sich erwog, wie sie Evchen am besten ihm und damit leider auch der armen Kranken fernhalten könne, war Evchen an ihrem Ziel angelangt.

Da sie den steilen Weg bergan mit dem Pudel um die Wette gesprungen war, so kam sie mit pochendem Herzen und fliegendem Atem auf dem „Bergle" an und ließ sich lachend auf die Holzbank niederfallen, die unter der Linde, nicht weit von einem plätschernden Brünnchen, stand.

Wie oft hatte sie mit Hans-Kurt von hier oben die Sonne untersinken sehen hinter den Vogesen, die fern im Westen den Horizont begrenzten. Der Föhn war heut in der Luft. Die Berge waren ganz klar, von lichtblauer Farbe, und auf den höchsten Gipfeln schimmerten noch ein paar Schneefelder in der Sonne silberweiß.

Wie schön das war!

Und das Mädchen sah, die Hände im Schoß, verträumt nach der fernen Berglinie hinüber.

„Nicht war, Hans-Kurt, hinter den Bergen dort liegt doch die Welt?" hatte sie früher oft gefragt.

Käm er heut! Gar manches Mal, wenn er von der Station zu Fuß heimgekehrt, war er von der Landstraße abgebogen und hatte den Weg über das „Bergle" genommen. Einmal muß er doch kommen!

Da sie eben aufstehen wollte, um ihre Blumen für den Sonntag zu pflücken, sah sie hoch oben in den Lüften unter dem tiefblauen Himmel einen schwarzen Punkt; ein Raubvogel war's, der immer tiefer und tiefer kreiste, just über einem Flug Schwalben. Und sie starrte erschreckt darauf hin. Wußten die Vögel, daß der Unhold über ihnen war?

Sie zwitscherten und flatterten aufgeregt durcheinander; aber es sah aus, als wären sie wie festgebannt, kämen nicht von der Stelle, und der droben zog seine Kreise immer tiefer und tiefer. Wäre Hans-Kurt hier mit seiner Flinte; er traf gut und hätte ihn herabgeholt.

Welche von den armen Schwalben wird er bekommen?

In ihrer Angst hob sie in Gedanken zu beten an: Lieber Gott, ich bitte dich, schütze die Schwälble; ich würde sie doch schützen, wenn ich könnte, und du bist tausendmal besser und kannst alles. Du hast sie doch nicht deshalb aus Afrika hierher geführt, daß sie gleich der Habicht kriegen soll; ich . . . ich . . . Da schoß der Vogel wie ein Pfeil herab, und dann flog er an ihr vorüber, um im Wald zu verschwinden, sich mit seiner Beute niederzulassen, denn deutlich hatte sie gesehen, wie er eine der Schwalben in seinen Fängen davongetragen. Bleich vor Schrecken, starrte sie noch mit großen Augen hinter ihm drein, als er schon längst entschwunden war.

Dann verschränkte sie die Arme, als ob es sie fröstelte; aber der Pudel stemmte seine Vorderpfoten auf ihre Knie und hob an, laut zu bellen, als wollt' er seiner Wut über das Raubzeug Luft machen. Das war sehr drollig, und sie schwätzte mit ihm und glitt ihm immer wieder mit der Hand über den dicken, schwarzen Kopf; aber sie war in Gedanken, und wie sie sich jetzt umschaute und keine Menschenseele gewahrte — nur ganz in der Ferne arbeiteten Leute in den Weinbergen —, da ward ihr bänglich und verlassen zumute, wie kaum je zuvor. Es fiel ihr ein, wie man unlängst von einem Strolch erzählt, der in der Umgegend ein Kind erwürgt hatte. Warum konnte ihr das nicht auch geschehen, wie die Schwalbe vorhin von dem Habicht gepackt worden war, und sie stand auf und begann Himmelsschlüssel zu pflücken. Nach einer Weile schlug der Pudel an, wollte auf und davon; sie packte ihn fest am Halsband und stieg höher hinauf, wo sie den Weg besser übersehen konnte, wieder mit einem leisen Angstgefühl, als hätte ihr dies Abenteuer in den Lüften ein wenig das fröhliche Vertrauen auf die göttliche Vorsehung getrübt, und nun stand sie droben mit ihrem Blumenkränzchen im Haar, hielt Ausschau, mit der Hand die Augen beschirmend, und ihre Röckchen flatterten im Frühlingswinde.

Ein schlanke, große Gestalt kam den Weg herauf, sie kannte ihn nicht gleich. Da schwenkte der drunten den Hut und rief laut:

„Amselchen! Grüß Gott, mein Amselchen!"

„Hans-Kurt!" jubelte sie laut und, das Kränzchen mit der Hand festhaltend, lief sie den Berg hinab, nicht den Weg, der war viel zu lang mit seinen Biegungen, sondern geradezu. Hans-Kurt war stehen geblieben und sah ihr lachend entgegen. So war er nirgends empfangen worden, nicht bei der Mutter und nicht beim Ohm.

Als sie jetzt aber dicht vor ihm stand, verwirrte sie sich und wurde rot. Das war nicht mehr Hans-Kurt, der Bub; das war ein gar vornehm ausschauender junger Herr; Mutter Birkes Ermahnungen fielen ihr ein, und halb im Scherz, als wollte sie erproben, was er sagen würde, halb im Ernst, sagte sie leise:

„Herr Graf, guten Tag, Herr Graf!"

Da sah sie, wie sich das schöne, lachende Antlitz verdüsterte.

„Was fällt dir ein, Evchen, daß du mich so empfängst? Hab ich mich deshalb seit Wochen auf dich und die Heimat gefreut?

Wenn du mit solchen Dummheiten kommst, hernach kann ich ja gleich wieder umkehren — oder ist jemand anders schuld daran?"

Erst sah Evchen zu Boden, und da sie heut schon ein wenig empfindsamer Laune war, so schimmerten ihre Augen feucht, als sie zu ihrem Freunde aufschaute, und um die Mundwinkel zuckte es, genau wie früher, wenn sie tapfer aufsteigende Tränen hinunterschluckte und gleich wieder lachen konnte, wenn eins ein Scherzwort sagte. Er vergaß aber das Scherzwort, denn er sah jetzt erst, wie entzückend das Amselchen geworden war, und eine Stimme in seinem Innern rief: „Küsse sie doch, Hans-Kurt, du Narr, küsse sie! Du hast sie ja sonst immer bei deiner Heimkehr geküßt!"

Es war aber eine fremde Stimme, die er noch nie gehört hatte.

Er hob an, langsam bergauf zu gehen.

Mutter Birke ist daran schuld," sagte Evchen, „schon vor meiner Konfirmation hat sie gesagt, wenn du jetzt von der Schule kämst, müßt ich dich ‚Herr Graf' nennen.

Und ich tät besser, mich beizeiten daran zu gewöhnen, denn unsere Wege gingen doch weit auseinander, und so eine Freundschaft zwischen einem Grafensohn und einem arm' Tröpfele, wie ich eins bin, tät' nimmer gut, es wär' später nur ein Spielen mit dem Feuer.

Ich weiß nicht, warum es ein Spielen mit dem Feuer ist; aber daß ich dich nicht mehr Hans-Kurt nennen sollte, hat mich so schwer gedünkt,

daß ich manchmal gewünscht hab, du kämst noch gar nicht heim, daß ich dich nicht Herr Graf zu nennen brauchte, denn schreiben konnte ich doch noch wie früher."

„Und wenn es dir so schwer fiel, warum hast du es mir in deinen Briefen verschwiegen, du hast mir doch einmal versprochen, du wolltest mir alles sagen."

„Alles sagen!"

Sie sah vor sich hin und hatte einen träumerischen Ausdruck in den Augen, der ihm fremd war und ihn mahnte, daß sie nicht ganz das Kind mehr war, als das er sie geträumt, und daß auch sie schon ein inneres Erleben hatte.

„Alles sagen im Brief — schau, das ist nicht so leicht und klingt oft so dumm — ich bin grad' noch so gern daheim und grad' noch so lustig, und doch ist's manchmal, als wär' ich so ganz allein und sehn' mich nach meinem Mutterlieb, wie ich's keinem Menschen sagen kann, am meisten oft, wenn ich droben an ihrem Grab stehe. Und dann denk' ich daran, wie sie auf dem Totenbett gelegen und wir beiden dagestanden, die Lichter geflackert und die Lilien so stark geduftet haben, und ich möcht' so viel, so viel von ihr wissen, wie sie als Kind gewesen, und hernach, als sie älter wurde, ob ich ihr ähnlich bin, ob sie auch manchmal so eine große, große Sehnsucht nach ihrer toten Mutter gehabt hat, und warum der Vater von ihr fortgegangen ist, wo er sie doch so lieb gehabt hat."

Nach alledem kann ich Mutter Birke nicht so fragen.

Weißt, wenn der Doktor noch lebte, der hat doch die Mutter schon früher gekannt, der könnt' mir viel erzählen; aber der starb so rasch — wenn ich das gewußt, was hätt' ich ihn noch alles fragen können!

Hans-Kurt, warum läßt der liebe Gott all die guten Menschen so früh sterben?

Warum tut er das? 's ist doch bei uns so schön!

Meinst', daß es droben noch schöner ist?"

Quälten sie auch schon solche Fragen?

Tausendmal schöner mag es sein auf unserer blühenden Frühlingserde als droben, wo unsere Verklärten wandeln sollen. Aber, wer weiß es? Und wer soll all jene Fragen beantworten?

Sie waren auf der Höhe angelangt, und da Evchen keine Antwort erhielt, sagte sie:

„Wart' einen Augenblick, Hans-Kurt, drunten an dem Baumstamm hab ich all meine Blumen liegen lassen; die will ich holen."

„Ich hol' sie dir!"

„Nein — ich bin gleich wieder da."

Und sie sprang mit dem Pudel davon und bückte sich ab und zu, um noch eine Blume zu pflücken; dabei fiel manchmal ein Sonnenstrahl auf ihr Haar, und er wunderte sich, ob das immer so golden geglänzt hatte, und ob sie immer so leichtfüßig und anmutig gewesen war. Fielen ihm aber gar die jungen Mädchen ein, die er in den letzten Jahren kennen gelernt hatte, so dünkten ihn die plump und leblos neben ihr; ja auch das schlanke, blonde Kind, dem er in den letzten Tanzstunden den Hof gemacht, schien ihm nicht wert, „dem armen Tröpfle" die Schuhriemen zu lösen.

„Tut nicht gut, so eine Freundschaft; ist hernach nur ein Spielen mit dem Feuer!"

Das klang ihm jetzt zur eigenen Pein in die Ohren; er war empört über „das Altweibergeschwätz", das alle Harmlosigkeit zerstöre, denn wenn auch Evchen den Sinn nicht verstanden, er wußte es ja, was damit gemeint war und ward um so zorniger, weil er die Wahrheit nicht ganz verkennen konnte und weil sie ihm weh tat, als zerstöre sie ihm etwas, an dem er von Kind auf seine helle, harmlose Freude gehabt.

Aber dieselbe Stimme, die ihm vorhin fremd und jetzt schon viel vertrauter dünkte, die rief lauter noch als vorhin:

„Du Narr, was ist dir zerstört? Ist es so nicht tausendmal schöner? Schau deine Jugendgespielin an!

Freu dich, daß du sie vom Tode errettet! Laß die alten Leute reden, die Jugend hat recht!

Küß' sie auf Lippen und Wangen!"

Und ein unbeschreiblich Verlangen kam ihn an, zu ihr hinzulaufen sie an den Händen zu fassen und nach Herzenslust zu küssen. Aber er blieb stehen und schaute ihr entgegen, wie sie mit Blumen beladen die Wiese heraufkam.

Sie aber hatte die glückliche Gabe, jene schwermütigen Stimmungen, die sie jetzt manchmal heimsuchten, um so rascher zu überwinden, wenn es galt, irgendeinen Menschen mit ihrer Fröhlichkeit zu erfreuen oder zu zerstreuen. Da sie, näherkommend, den ernsten Ausdruck in dem schönen, jungen Antlitz ihres Freundes wahr-

nahm, hob sie mit beiden Händen den Strauß empor.

„Schau, Hans-Kurt, ist das nicht schön? Hab' nimmer gedacht, daß ich jetzt um die Zeit, wo sie schon bald abgeblüht, noch so viel finden würde.

Gelt," als sie jetzt vor ihm stand, „das war dumm von mir, daß ich dir gleich so ernst vorgeschwätzt hab' — ich glaub' gar, der Habicht war daran schuld, der vorhin die Schwalbe, das arm' Tierle, geholt; ich tu's aber nimmer; ich bin arg froh, daß du wieder da bist."

„Aber wo hast du das Kränzle, Evchen, hast du's verloren? das wär' schad'."

„Hast du das immer noch so gern wie früher?"

Und sie sah ihm lachend in die Augen.

„Natürlich; wenn ich an den Frühling in unseren Bergen dachte, sah ich dich immer mit dem Kränzle von Schlüsselblumen auf dem Kopf."

„Schau, da hängt's", und sie wies auf ihren Arm, „aber du mußt es mir aufsetzen, denn ich hab' die Hände nicht frei."

Er drückte ihr das Kränzchen auf das blonde Haar, dann sah sie zu ihm empor mit ihren klaren Kinderaugen, die, bei Gott, lebendiger als alle Worte dafür zeugten, daß sie in Hans-Kurt nur den Freund ihrer Kindheit sah und keine Ahnung hatte, was das Spielen mit dem Feuer bedeute.

„Weißt du, Hans-Kurt, was du ganz vergessen hast: den Kuß zum Willkomm', den hast du mir immer gegeben."

Sie bot ihm ihre frischen Lippen dar; eine feine Röte flog über sein Antlitz, sie beachtete es nicht, auch nicht, daß er einige Sekunden zögerte; dann nahm er ihren Kopf zwischen beide Hände und küßte sie auf die Lippen.

„Und jetzt laß mich die Hälfte von den Blumen tragen, Amselchen, denn du mußt mir die Hand geben, weißt du, grad' wie früher."

„Ja, Hans-Kurt, grad' wie früher."

Er nahm ihre Hand, und sie gingen zusammen ins Dorf hinab.

---

7. Kapitel.

Im Herbst gab die Gräfin einem Kinde das Leben, vierzehn Tage früher als sie erwartet hatte, und so war es gekommen, daß der Graf von einer Reise, die er hatte antreten müssen, noch nicht heimgekehrt war; erst vom Arzt erfuhr er, wie seine Frau gelitten.

Sie aber schien dessen nicht zu achten; sie war überglücklich, klagte nie und hatte ihre Freude an dem gesunden, kräftigen Kinde, das ein Mädchen war, wie sie sichs gewünscht hatte.

Quälte ihr Mann sie mit Eifersucht, er sei ihr gleichgültig geworden, seitdem das Kind auf der Welt sei, so lächelte sie nur über die törichten Männer, die, wie Hans-Kurt auch, keine Ahnung von dem unerschöpflichen Reichtum eines Frauen- und Mutterherzens hätten. Und wenn sie, bleich und angegriffen, manchmal sterbensmüde war, sie wußte es, wo sie gesunden würde, nicht in dem berühmten Bad, in das ihr Arzt sie schicken wollte, daheim in den Bergen, da sprudelte ihr Jungbrunnen, und schon im Mai reiste sie mit dem Kinde und der Dienerschaft aufs Schloß.

Eine der ersten die die Gräfin hatte auf dem Schloß begrüßen dürfen, war Evchen gewesen. Wohl war sie anfangs erschrocken über das bleiche Aussehen der Gräfin; aber die Freude an dem rosigen Kinde, das ihr wie einer alten, guten Bekannten entgegenlachte, hatte sie alles andere bald vergessen lassen.

Nur viel zu oft, nach Frau Birkes Meinung, mußte Evchen aufs Schloß kommen; sie fürchtete, daß sie allzu verwöhnt würde oder daß die Gräfin, die sich ganz entzückt über Evchens Entwicklung ausgesprochen, gar auf den Gedanken kommen könnte, sie mit nach Paris zu nehmen.

Sie tröstete sich damit, daß Evchen dem jungen Grafen hatte in die Hand geloben müssen, sie würde ohne seine Einwilligung weder nach Paris gehen, noch „den verrückten Plänen" des Dichters Gehör schenken. Die größte Enttäuschung und Kränkung würde sie ihm bereiten, wenn sie dies Versprechen nicht halten würde.

Die Gräfin aber erholte sich zusehends. Die Leute im Dorfe, die sich anfangs alle über ihr leidendes Aussehen entsetzt hatten, sagten, jetzt sei sie wieder ganz wie früher, ja schöner noch, wenn sie das reizende Kind auf dem Arme hielte. Bald sei sie wieder die Schönste im ganzen Lande.

Schade, daß der Sohn die Mutter nicht so sehen konnte; er war ganz im Anfang für einige Tage nur gekommen, die Mutter zu begrüßen, und war dann wieder zur Universität zurückgekehrt.

Der Graf hatte erst im Laufe des Sommers Urlaub genommen, war dann in ein stilles, französisches Seebad gereist, und beabsichtigte später seine Gattin zu besuchen, deren Geburtstag im Herbst auf dem Schloß gefeiert werden sollte.

Er schrieb oft und zärtlich; aber weder die Gräfin, noch der gute alte Briefträger, der seit zwanzig Jahren im Dorfe jede Postkarte vor dem Empfänger las und jede Handschrift schon beim zweiten Lesen wiedererkannte, hatten die leiseste Ahnung, daß der Graf „sein beschaulich' Leben" mit einer reizenden, jungen Sängerin der Opèra Comique teilte.

Wenn der Graf trefflicher Laune war, liebte er die Überraschungen, und ganz unerwartet kam er an einem schönen Augusttag in der Heimat seiner Gattin an. Zufällig hatte der alte Kutscher am gleichen Tage einen Gast im leichten Jagdwagen zur Bahn gefahren, und da „das halbe Dorf" Evchen allerlei Besorgungen aufgetragen, so war sie mitgekommen, und der Kutscher hatte versprochen, sie am Bahnhof zu erwarten.

Da er sich, neben den Pferden stehend, nach Evchen umsah, gewahrte er den Grafen. Dem war dies Zusammentreffen sehr angenehm.

Aber wo die Ev' blieb? Der Graf wurde ungeduldig, die Pferde wollten nicht länger stehen; da kam sie herbeigestürzt, mit einem Korb und Paketen beladen; sie sah ganz erhitzt aus, und die blonden Löckchen flatterten nur so um ihre Stirn. Während sie sich wegen ihrer Verspätung entschuldigte — der Franz hätte durchaus haben wollen, daß sie mit i h m heimführe — und dem Kutscher die Pakete hinaufreichte, sah sie das Gepäck, schaute sich um und wurde jetzt erst den Herrn im Wagen gewahr.

„Der Herr Graf", sagte der Kutscher leise, „sind unerwartet gekommen."

Sie wußte in der Eile nicht gleich, was für ein Graf; für einen Vater und Ehemann dünkte er sie fast zu jung. Er lüftete lächelnd den Hut, und wie er sah, daß Evchen auf den Bock klettern wollte, sagte er:

„Aber das ist doch Unsinn, das junge Mädchen kann im Wagen sitzen — da ist Platz genug."

Er warf seine Zigarette fort, worüber sich Evchen insgeheim wunderte, denn sie war erst zur Hälfte geraucht, dann stand er auf, um ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. Sie aber war rasch in den Wagen geklettert und setzte sich ein gut Stück von dem Grafen entfernt auf die Bank ihm gegenüber.

Erst schaute er von ihr fort, in die Landschaft hinaus, merkte aber wohl, daß sie ihn, verstohlen und neugierig wie ein Kind, betrachtete. Das belustigte ihn; er hob an mit ihr zu reden, und da er, wenn er Lust hatte, es vorzüglich verstand, den richtigen Ton zu treffen, auch die Ev' nicht faul in originellen Fragen und Antworten war, so kam es zu einer lustigen Unterhaltung, die nicht eher aufhörte, als bis der Wagen vor Frau Birkes Häuschen hielt.

Der Graf reichte ihr eigenhändig einige Pakete vom Wagen, gab ihr zum Abschied lachend die Hand und schaute ihr nach, bis sie im Hause verschwand.

Dann befahl er dem Kutscher gleich nach den Ställen zu fahren, er wollte vorher aussteigen und durch den Park nach dem Schlosse gehen, und bis zuletzt sollte ihm seine Überraschung gelingen.

Inmitten der Schloßterrasse, von der einige Stufen in den Park hinabführten, stand die Gräfin. Sie war weiß gekleidet; auf dem linken Arm hielt sie ihr blondes Kind, das ein mattrosa Kleidchen trug von der Farbe der Hortensien, die alljährlich in großen Sandsteinvasen auf der Ballustrade der Terrasse blühten und üppig gediehen. In der rechten Hand hielt die Gräfin ein silbernes Spielzeug, eine Klapper mit feinen Glöckchen. Sie hielt sie hoch empor, daß sie in der Sonne blitzte, und jedesmal, wenn das Kind die Händchen danach ausstreckte, zog sie das Spielzeug zurück, wobei sie das Kind liebkoste und an sich drückte. Sie war so mit Leib und Seele bei dem Spiel, daß sie den Gatten nicht bemerkte, der, nicht allzuweit von ihr entfernt, unter einem Baum stand, ihr zusah und seinen Augen nicht traute, dachte er jetzt daran, wie bleich und angegriffen sie von Paris abgereist war.

Und wie entzückend war dies Kind geworden, das er seit Monaten nicht gesehen, und von dem er damals sehr gleichgültig Abschied genommen hatte.

Daß alle Kinder in dem Alter sich gleich sehen, hatte er stets behauptet, und es nie der Mühe wert gehalten, sich eins genauer zu betrachten.

„Ist's möglich, konnte ein Kind so reizend sein?

Und wie vergnügt die beiden waren — ohne



ihn —, er schien ganz entbehrlich. Er entsann sich jetzt, daß er die Mutter dieses Kindes, da es noch unter ihrem Herzen geschlummert, oftmals mit seinen Launen gequält hatte. Da wir aber der eigenen Fehler allzu leicht vergessen, besonders wenn sie von einem gütigen Herzen rasch und willig verziehen werden, und außerdem die wenigsten von uns eine Ahnung haben, wie rücksichtslos sie gerade gegen die Menschen sein können, von denen sie sich am zärtlichsten geliebt wissen, so hatte sich ihm die Erinnerung an jene Zeit nicht allzu tief eingeprägt.

Nun hatte aber dies Kind etwas so Strahlendes, Triumphierendes, daß ihn angesichts dieses kleinen Lichtgottes seine selbstsüchtigen Launen von damals wie grämliche Nachtgespenster anblickten, deren Umgang man sich nicht gerade rühmen mag. Ja die Erinnerung an jenes „Intermezzo" mit der „Opèra comique", das er nicht eben schwer genommen, denn mit Vorliebe hatte er sich als beklagenswerter Gatte einer durch ihr Leiden so viel älteren Frau betrachtet, die ihn mit ihrer Liebe umklammern würde, sie verursachte ihm jetzt ein gewisses Mißbehagen, das fast wie Reue aussah.

Ohne daß ihn die Gräfin gesehen, ging er nach dem Schlosse, er trat in das Zimmer ein, dessen Türen nach der Terrasse weit geöffnet waren. Die Gräfin hatte eben das Kind in sein Korbwägelchen gesetzt, und da sie sich aufrichten wollte stand er dicht hinter ihr, nahm sie in die Arme und küßte sie auf Lippen und Wangen. Dann neigte er sich über das Kind; das sah den Fremden mit seinen großen, blauen Augen erschrocken an, als stünde ihm Weinen näher als Lachen; er wagte es nur, einen Kuß auf das rosige Händchen zu drücken. Da warf es sich mit einer ganz energischen Bewegung zurück und hob an zu schreien. Die Gräfin beruhigte es lachend.

„Es kennt dich nicht. Du warst zu lange fort. Nun mußt du erst um seine Liebe werben."

„Laß mich zuerst um deine werben, so wie damals — daß du's vergißt, wie oft ich dich gekränkt."

„Schweig' still — du weißt, es ist alles vergessen und vergeben!"

Und sie war die glücklichste Frau im ganzen Lande.

Die Augusttage waren noch köstlich; dann kamen Ende des Monats Gäste; mit denen setzte Regen ein, und da weder das Wetter noch die Gäste nach des Grafen Geschmack waren, so stieg er an einem solchen Regennachmittag recht gelangweilt einen breiten Holzabfuhrweg am Waldessaum empor.

Zwar hatte der Regen jetzt aufgehört, und das Barometer war im Steigen; aber den Weg hinab rieselte das Wasser in zahllosen feinen Adern; schwarze und gelbe Schnecken krochen drüber hin; die Schwalben flogen so „widerwärtig niedrig", daß es war, als könnten sie einem, so recht im Fluge, mindestens ein Auge ausstoßen. Von allen Bäumen tropfte es; im Tal brauten die Nebel, und von den Bergen war erst recht nichts zu sehen. Regenwetter war in Paris schon abscheulich genug — aber hier auf dem Lande, — nicht zu beschreiben!

Und diese Gerüche — scheußlich! — überall roch es nach Mist — jetzt wieder — es war nicht auszuhalten!

Aber er bemühte sich, diese nervöse Ungeduld zu bekämpfen, die ihn zu Zeiten so hart packen konnte, daß sie quälend war wie eine Krankheit. Da sah er sich einen Mann entgegen kommen in langem schwarzen Mantel mit flatterndem Schulterkragen; er trug einen großen Schlapphut auf dem Kopfe.

Die Gestalt war groß, hager, ein wenig gebückt, entschieden charakteristisch. Er mußte diesem Manne irgendwo schon einmal begegnet sein, und er besann sich. Da er ein vorzügliches Gedächtnis für Gesichter und Namen hatte, so brauchte er nicht lange zu suchen. Dieser Mann war eine literarische Berühmtheit, und im Salon einer schöngeistigen Aristokratin in Wien war er ihm begegnet. Trotzdem wäre er ohne Gruß an ihm vorübergegangen; aber aus Langerweile blieb er stehen, grüßte und stellte sich vor.

Der Dichter lüftete seinen Schlapphut etwas befremdet und als wollt' er sagen: weh mir, bin ich auch hier vor Überfällen nicht sicher?

Aber der Graf half seinem Gedächtnis nach, und allmählich entsann er sich jenes Abends in Wien. Die Erstaufführung eines seiner Dramen hatte in jenem Winter in Wien stattgefunden.

(Fortsetzung folgt.)







Urform.

Bei Mondschein durch die stillen Römergassen,
In denen tags des Marktes buntes Treiben,
Des lauten Volkes Lachen, Feilschen tönt,
Wandl' ich allein, mit tagwerkmüdem Fuß.
Wie rieselt bläulich hier das Silberlicht
An all den hohen Steinkolossen nieder,
Den alten Häusern in der ew'gen Stadt
Und dem tritongeschmückten Marmorbrunnen.
In allen Fenstern, draus bei Sonnenschein,
Mit bunten Lappen aufgeziert, die Weiber
Hernieder in die engen Gassen kreischen,
Losch längst das Licht. Die Türen sind geschlossen,
Auf deren Stufen sonst in wirrem Hauf'
Die ungewasch'nen Gassenkinder kauern.
Bei Tag ist's Qual, durch dies Gewühl zu wandern;
Jetzt aber ist das Straßenbild verwandelt,
Die grauen Häuser mit den Fensterhöhlen,
An denen blau das Mondlicht niederrinnt,
Sie scheinen groß und edel mir, Paläste
Von stolzer Form, in hoheitsvollem Schweigen, —
Wie Menschenzüge, wenn das Leben losch
Mit seinem kleinen, niedern Tagestreiben,
Zurück sich finden zu der edlen Form,
Die durch des Lebens Leidenschaft verwischt, —
Zurück zur Schönheit ihrer Jugendseele!

Hermione von Preuschen.



Père Dufour.

Von J. von Vogelsberg.

Es kam selten vor, daß Père Dufour seine Orden anlegte. Dreimal nur im Jahre: wenn sich die Tage von Magenta und Solferino jährten; am Gedenktage von Magenta deshalb, weil er eine starke, persönliche Sympathie für diese Schlacht hegte, und an dem von Solferino, weil er sich seine Orden damals geholt hatte. Und zum drittenmal legte Père Dufour sie an am Geburtstage Marie Madeleines, seiner Enkelin.

Seine Stelle als Bahnwärter hatte Père Dufour ebenfalls dem Tage von Solferino zu verdanken. Der Säbelhieb eines österreichischen Dragoners hatte ihm auf Lebenszeit das Bein steif gemacht; da aber Père Dufour mit seiner sechs Fuß langen Gestalt und seinem bis auf den Gürtel wallenden weißen Bart eine äußerst dekorative Erscheinung bildete, auch heute noch mit seinen siebzig Jahren rüstiger auftrat wie einer, so hatte ihn die Gesellschaft vor Dezennien als Bahnwärter angenommen.

So saß Père Dufour seit einem Menschenalter hier. Vor fünfzehn Jahren war noch Marie Madeleine dazugekommen. In ihrem zweiten Lebensjahr hatte Père Dufour sie zu sich genommen, nachdem ihre Mutter am gastrischen Fieber gestorben war und ihr Gatte sich aus Gram darüber aufgehängt hatte. Die kleine Marie Madeleine hatte das alles nie erfahren.

Die Bahnwärterbude von Père Dufour lag von aller Welt verlassen. Das nächste Dorf war an die vier Stunden entfernt, und dazwischen schob sich, so weit das Auge reichte, eine trostlose Öde, die Crau. Und in ihrem steten Anblick hatte sich Père Dufours Charakter gebildet, in späten Jahren noch. Dennoch hätte er nicht mit einer Stelle in den reichen und fruchtbaren Ostdepartements getauscht. Wenn er abends mit Marie Madeleine auf der wackligen Bank vor dem Häuschen saß und in die im Westen versinkende Sonne sah, dann war er zufrieden, restlos. Wenn der Sonnenball die tagsüber tote, braune Steppe mit Purpurfeuer übergoß und Marie Madeleine in eine rote, flammende Gloriole hüllte, dann kam oft eine seltsame Weichheit über Père Dufour. Dann nahm er ab und zu die Hand seiner Enkelin, die warme, weiche Patschhand eines Kindes, und fuhr sacht darüber

hin mit seiner großen, schwieligen Arbeitstatze. Und Marie Madeleine mußte lächeln, zuletzt hell auflachen, wenn die Risse und Höckerchen der großväterlichen Hand ihre zarte, samtweiche Haut kitzelten. Dann glitt wohl ab und zu ein kaum merkliches Lächeln über des Bahnwärters gefälteltes Gesicht, und seine Stimme war tief und weich, wenn er sprach.

Marie Madeleine war groß und stark und schön geworden, schlank und weich in den Formen, braun die Haut wie bei einem provenzalischen Mädchen. Und die großen, schwarzen Augen sahen oft in feuchtem Schimmer verlangend nach der Welt, die hinter jener Linie lag, die Himmel und Steppe bei ihrem Zusammentreffen bildeten.

Père Dufour sah diese sehnsüchtigen Blicke, und seine Sorge wuchs. Öfter als sonst hingen seine Augen an dem schlanken Leib der Enkelin, und seine Finger glitten an den Sommerabenden zärtlicher über ihre Hand, ängstlicher und mit ein wenig Hoffnungslosigkeit. Ab und zu dachte er daran, was wohl werden möchte, wenn Marie Madeleine einmal von ihm ging, und das Grauen beschlich ihn.

Wieder war der Tag von Solferino. Père Dufour stand vor der Bude und ließ den Mittagsschnellzug passieren, und Marie Madeleine stand neben ihm und lachte und freute sich über die vorüberglitzernden Fenster, in denen die Sonne blinkte, und über die mit seltsamen Grimassen vorbeihuschenden Köpfe der Reisenden, die an den Fenstern standen.

Vier Stunden nach der Vorbeifahrt des Zuges kam ein Herr zu Père Dufour. Er war von dem langen Wege sehr erhitzt und ermüdet und bat um ein Glas Wasser. Ein solcher Besuch hatte sich während der ganzen Dienstzeit des Bahnwärters noch nicht ereignet, und er zog im stillen seine Schlüsse daraus. Die ließ er sich auch nicht umstoßen, als der Fremde ihn versicherte, er sei vom Wege abgekommen und habe sich verirrt; er machte den Eindruck eines ausgezeichnet situierten Mannes, war jung, hübsch und lachte und schwatzte in einem fort.

Père Dufour blieb ruhig und gleichmäßig bei alledem. Er hatte den Kopf des jungen Menschen heute mittag ganz deutlich an Schnellzugfenster gesehen, und er wußte ebenso genau, daß der angeblich Verirrte in Wirklichkeit gar nicht das große Interesse an Père Dufours Orden nahm, wie er vorgab. Denn Marie Madeleine hatte doch heute mittag neben ihm gestanden . . .

Auch als der Fremde das Gespräch über die Orden fallen ließ und sich ausschließlich mit Marie Madeleine beschäftigte, sagte Père Dufour nichts. Aber in seine Augen war ein Glanz gekommen, ein Flimmern wie damals, als die Hornsignale von Solferino zum Sturm riefen. Und er nahm die umwickelte Signalfahne mit festem Griff in die Hand wie damals das Chassepotgewehr.

An diesem Abend lachte Marie Madeleine nicht, als ihr Père Dufour über die Hände strich. Nur ein verlorenes Lächeln spielte um die halbgeöffneten blutroten Lippen. Und Père Dufour wußte nun, wem dieses Lächeln galt . . .

Zwei Tage später war Marie Madeleine fort. Aber bei Père Dufour änderte sich nichts, weder innerlich, noch äußerlich. Nur den Schlüssel zu dem Kasten, der die Orden barg, legte er auf die Schienen, daß ihn der Zug dünn wie Staniol drückte. Und abends saß er allein vor der Bude; nur daß er nicht mehr die blutrote Sonne sah, sondern allein die braune, tote Steppe. Und seine schwieligen Hände ruhten müde im Schoß.

Ein halbes Jahr später sagte man ihm, daß man Marie Madeleine draußen in der Crau gefunden habe. Er sagte nichts, ging auch nicht hin, als man sie begrub mit dem Wesen, das sein Urenkel hätte werden sollen. Aber von diesem Tage an war Père Dufours Rücken gebeugt, und nur in den Augen flirrte und sprühte es ab und zu unter den wilden, weißen Brauen hervor.

Da kam eines Tages eine ganze Menge schwarzbefrackter Herren in die einsame Bahnwärterbude der Crau. Und einer von ihnen, ein würdiger Herr mit weißem Kotelettenbart, überreichte dem ganz teilnahmlosen Père Dufour den Orden irgendeines ausländischen Potentaten, den der Alte im Vorbeifahren ignoriert hatte. Der Überbringer der Dekoration war der Präsident der Eisenbahngesellschaft; er lächelte etwas indigniert, und meinte etwas spöttisch, daß Seiner auswärtigen Hoheit wohl Père Dufours schöner, weißer Bart aufgefallen sei.

Der Alte hörte nicht hin. Sein Blick war auf einem anderen Schwarzbefrackten haften geblieben, und er suchte tastend in der Erinnerung, wo er diesem Gesicht schon einmal im Leben begegnet war, diesem lächelnden, liebenswürdigen Gesicht. Und plötzlich richtete sich Père Dufour auf, straff und hoch, und in seine Augen kam wieder das Flirren und Flimmern wie Anno Neunundfünfzig. Dann hörte er die Rede des Präsidenten aufmerksam bis zum Schluß an.

Es geschah zum erstenmal, daß der Zug vor dem einsamen Bahnwärterhaus in der Crau hielt. Nur für einen Augenblick, um den Präsidenten und sein Gefolge aufzunehmen. Sie stiegen ein im Gänsemarsch, einer nach dem anderen, tastend in der Dunkelheit. Nur der letzte nicht . . .

Mit einem alten Messer brach Père Dufour die Kassette auf, die seine Orden enthielt und deren Schlüssel vor sechs Jahren der Zug zermalmt hatte. Da lagen sie alle miteinander, und mit behutsamen Händen reihte er sie an seine breite Brust; das Kreuz der Legion ganz vorn und den von heute zuletzt. Einen Augenblick betrachtete Père Dufour

seine reckenhafte Gestalt mit den blitzenden Dingern in einem Stück Spiegelscheibe. Dann ging er.

In fünf Minuten war der Nachtschnellzug fällig. Es war doch beschwerlich gewesen für Père Dufour, den gefesselten Menschen, der in einemfort bettelte und schrie, auf den hohen Bahndamm hinauf und das Geleis zu schleppen. Aber kein Ton rang sich aus dem Mund des Alten; nur der Atem pfiff keuchend aus der schwer arbeitenden Brust.

Und endlich lag er vor ihm, mitten auf den Schienen. Erschöpft sank Père Dufour über den Mann, der in gurgelndem Stöhnen um sein Leben bat. Aus dem schweren rußigen Dunkel leuchtete nur des Alten Bart und Haar gespenstisch weiß durch die Nacht; ab und zu glomm eins der silbernen Sternchen an seiner Brust.

Deutlich vernehmbar, durch die Schienen geleitet, kam das Stampfen des Zuges näher und näher. Wie zwei brennende Zigarren tauchten die Lichter der Lokomotive da hinten in der Nacht auf. Müde sank der weiße Kopf vornüber auf den Mann, der sich vor ihm wälzte. Die ordenbedeckte Brust lag auf dessen Rücken, und die Zacken des Kreuzes gruben sich in seinen Nacken.

Da war der Zug. Starr sah ihm der Alte entgegen. Und plötzlich schlug er ein Lachen auf, grell und schallend. Sein erstes seit sechsunddreißig Jahren und sein letztes. . . . .



Verzicht.

Sehnend' Herz, das jauchzt und blutet,
Nimmer wird dein Weh gestillt! — —
Bald umstrahlt von Licht und wild
Dann von Finsternis umflutet
Wogt das Leben hin und her. —
Heute Stürme! Sonne morgen!
Ewig brandend tost das Meer
Heißer Lust und dumpfer Sorgen

Erst wenn du Verzicht getan,
Wenn die Wünsche still verblassen,
Wie ein Märchen, wie ein Wahn,
Wie ein Lenzland, längst verlassen,
Dann wird Ruhe: Köstlich-lind
Wird der Friede jene küssen,
Die der Träume Bann zerrissen,
Die der Wünsche Meister sind.

J. Madeleine Schulze.



Heimchen.

Novellette von Ida Oppen.

Ihr Einzug in die Welt war ein recht stiller, trüber gewesen; man hatte auf einen Stammhalter gehofft, nachdem Frau Marianne ihrem Gatten zwei reizende, blauäugige Blondköpfchen, Lilli und Cilli, geschenkt hatte. Sie war ein dunkles, kleines schwaches Menschenkind, mit dem man ewige Mühe und Plage hatte, und dazu war das ernste, schmale Gesichtchen noch entstellt durch einen brennend roten Fleck auf der rechten Wange.

Frau Marianne seufzte oft schmerzlich, wenn sie ihr Jüngstes ansah. Wie traurig für ein Mädchen späterhin, wenn es häßlich ist.

Die Kleine wuchs still neben ihren zwei reizenden Schwestern auf, die das Entzücken aller waren und von den Eltern verwöhnt wurden. Wie kleine Lichtelfen flatterten sie in den Zimmern umher, sangen und lachten und erhellten die düstersten Räume durch ihre sonnige, heitere Gegenwart. Herta wurde wenig beachtet. Kam der Regierungsrat nach Hause, so liefen Lilli und Cilli ihm jauchzend entgegen, jede nahm ein Knie des Vaters für sich in Anpruch. Herta blieb allein und wurde mit einem flüchtig freundlichen Gruß abgefertigt. Kamen Freunde ins Haus, so tändelten sie mit Lilli und Cilli, ihr wurde wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Manchmal glitt vielleicht eine sanfte Frauenhand über ihren dunklen Scheitel, und sie hörte dann so recht mitleidvoll sagen: „Arme, liebe Kleine!"

Frau Mariannes Herz trafen solche Äußerungen recht tief. Sie küßte ihr Kind mit feuchten Augen. Die Zukunft ihrer Herta war ihre größte Sorge.

Jahre gingen dahin; der gewünschte Stammhalter war eingetroffen und lief bereits mit seinem Ränzel auf dem Rücken zur Schule. Lilli und Cilli entwickelten sich herrlich; Herta war klein und unscheinbar geblieben. In der Schule hatten ihr die kleinen, rücksichtslosen Mädchen bald ihre Unbefangenheit geraubt, hatten sie scheu und still gemacht.

„Geh, du bist häßlich mit deinem roten Fleck auf der Wange, mit dir wollen wir nicht spielen!"

Nach solch einem traurigen Vorfall hatte sie

sich der Mutter schluchzend in die Arme geworfen und bitterlich weinend gefragt: „Nicht wahr, Mama, ich bin recht häßlich?"

Frau Marianne hatte sie zu trösten gesucht, doch das Kind verlor mit diesem Tage seine sanfte, stille Heiterkeit. Sie schloß sich niemand mehr an, ging stets allein und arbeitete eifrig. Sie war der Stolz ihrer Lehrer, doch in jedes Lob, das sie von ihnen hörte, mischte sich jener Ton des Mitleids, der sie ängstlich und betrübt machte. Lilli und Cilli putzten sich; Herta trat die Erbschaft der alten Kleider an. Sie blieb stets zu Hause, wenn die anderen fortgingen. Lautlos glitt sie durch die Zimmer. Wo man sie haben wollte, war sie gerade zur Stelle. Sie erriet die Wünsche der Ihrigen; unter ihren emsig schaffenden Händen gedieh alles trefflich. Papa trank nur den Nachmittagskaffee, den Herta gemacht; die Buben lernten am liebsten mit ihr, und Frau Marianne vertraute ohne Sorgen Herta alles an. Von früh bis spät hörte man nur ihren Namen, immer war sie da, stets bereit zu helfen, zu ordnen, zu arbeiten und ewig gleich ruhig und freundlich.

Diesen kleinen, guten Hausgeist hatten die Bekannten „Heimchen" genannt, und der Name blieb ihr von nun an.

* * *

Lilli und Cilli waren schon in Gesellschaft eingeführt und hatten zwei Winter hindurch tüchtig getanzt. Von einem Vergnügen zum andern flogen sie leicht und sorglos gleich buntschillernden Faltern dahin, überall aus süßduftenden Kelchen Vergnügen und Freude naschend. Man war am Ende der Saison angelangt. Frau Marianne atmete erleichtert auf und schaute dankbar zu dem blauen Himmel empor, froh, die ersten, warmen Sonnenstrahlen begrüßend, die den nahen Frühling kündeten, der ihr Ruhe bringen sollte. Sie freute sich gewiß der Triumphe ihrer Lieblinge, aber die langen, durchwachten Nächte in den heißen Sälen hatten sie ermüdet. Wenn sie am grauenden Morgen fröstelnd ihr Lager aufsuchte, dann fand die sorgsame Hausfrau und Mutter selten Ruhe; die Pflicht hielt sie wach, und sie erschien gewöhnlich früh am Teetisch, um mit Heimchen zusammen Wirtschaftsfragen zu erledigen und ihre Buben noch zu begrüßen.

Lilli und Cilli schliefen gewöhnlich bis in den hellen Tag hinein. Heimchen hatte schon Küche und Haus besorgt, dem Vater die Morgenzeitung vorgelesen und die verschiedenen Kotillonsträußchen der kleinen Ballelfen in frisches Wasser getan, um die zarten Blümchen, die die Köpfchen längst gesenkt hatten, noch einige Stunden zu erhalten.

Der Regierungsrat seufzte jedesmal tiefer, wenn er Frack und weiße Binde anlegte, doch die Falten auf seiner Stirn küßten gewöhnlich seine kleinen, reizenden Lieblinge fort.

„Nicht ungeduldig werden, Väterchen!" baten beide. „Bist ja auch einmal jung gewesen, ach, laß uns nur recht, recht lange tanzen. Es ist doch gar zu himmlisch! Sagst du nicht selbst: Jugend muß austoben?"

Der gute Vater konnte nach so überzeugenden Worten nichts erwidern. Er ließ ruhig all die stürmischen Liebkosungen über sich ergehen und fügte sich.

Acht Tage waren ruhig in vollster Harmonie dahingegangen. Lilli und Cilli hatten Mal- und Gesangstunden wieder aufgenommen. Man war abends gemütlich beisammen. Man lachte und scherzte miteinander, und auch Großchen, die Mutter von Frau Marianne, wurde auf ein kleines Weilchen zum Plaudern mit ihrem Lehnstuhl ins Wohnzimmer geschoben und nahm lebhaften Anteil an dem Frohsinn und der Heiterkeit aller. Großchen war lange Jahre schon gelähmt und im Winter fast ganz auf ihr Zimmer beschränkt. Außer einer alten Dienerin pflegten Frau Marianne und Heimchen die alte Frau aufs sorgfältigste. Großchen liebte auch ihr stilles Enkelkind innig und zärtlich, und wenn die Mutter seufzend ihre Sorgen und Kümmernisse in betreff ihres von der Natur so arg vernachlässigten Kindes der treuesten Freundin anvertraute, dann hatte Großchen stets ein tröstendes Wort.

„Glaube nur, auch Heimchen wird Freudenblumen auf ihrem Lebensweg pflücken!"

Die Mutter küßte dann stets der lieben Trösterin dankbar die Hand, aber die Sorge wich nicht um ihr stilles Schmerzenskind.

* * *

„Eine Einladung! Eine Einladung zum Ball!" jubelten Lilli und Cilli und wollten beide zugleich die kleine, goldgeränderte Karte dem lieben Vater aus den Händen nehmen, der sie lächelnd hoch hielt.

„Nichts da, ihr kleinen Neugierigen! Erst raten, von wem sie ist!"

Nun nahmen beide Blondköpfchen ihren ganzen Scharfsinn zusammen und rieten hin und her, aber immer schüttelte der Regierungsrat den Kopf. Endlich gaben beide seufzend das Raten auf.

„Gnade, Gnade, bester aller Väter," flehten sie, „stelle unsere Ungeduld nicht allzu sehr auf die Probe."

„Nun, denkt euch, mein alter Freund, Präsident H., der allgemein gefürchtete Junggeselle, scheint durch das Gesellschaftsfieber angesteckt zu sein. Er gibt in acht Tagen einen Knospenball."

„Ach, wie hübsch, wie poetisch!" riefen alle zusammen. „Der liebe, alte Onkel!"

„Und diesmal hat auch Heimchen eine Einladung erhalten", sagte der Vater und reichte dem eben mit einer großen Platte eintretenden jungen Mädchen ein kleines, goldgerändertes Kärtchen.

„Ach, der liebe, gute Onkel," sagte sie leise und ein tiefes Rot färbte ihre schmalen Wangen, „er vergißt doch niemand, und hier steht noch: ‚Lieb Heimchen, ich bitte, nur ja keinen Korb diesmal!'"

Die Mutter seufzte. „Unser Heimchen bleibt am liebsten zu Hause, nicht wahr?"

„Ach, Mütterchen," erwiderte schüchtern das Mädchen, „gern möchte ich auch einmal dahin! Wie muß das köstlich sein unter all den fröhlichen, geputzten Menschen, in den glänzend erleuchteten Sälen nach den Klängen der Musik dahinzuschweben. Ach, einmal, lieb' Mütterchen, erlaube es doch!"

„Sieh, sieh," neckte der Älteste, Fritz, „unser Hausmütterchen wird ganz poetisch. Heimchen, kannst du denn tanzen?"

„Es wird schon gehen", meinte die Gefragte lächelnd. „Ich hab' von Lilli und Cilli abgeguckt."

„Heimchen kann ja mit Onkel Präsident tanzen", rief lachend der dicke Otto und biß herzhaft in sein Butterbrot.

„Sei nicht so vorlaut!" warnte die Mutter. Sie war bei den Worten des Knaben bleich geworden. Lange schon hatte sie gefürchtet, daß Heimchen auch einmal den Wunsch äußern würde, mit den Schwestern mitzugehen. Wie bangte ihr um die Enttäuschungen, die das arme Kind erleben würde. Ihr Sorgenkind würde dann als Mauerblümchen dasitzen, während die anderen, lachend und jubelnd, im Tanz vorüberschwebten. Wie sollte sie das arme Kind vor solchem Herzeleid bewahren. Sie wußte, welch weiches Gemüt Heimchen hatte. Wie hatte sie stets mit Liebe und Umsicht geholfen, die Schwestern zu schmücken und sich neidlos an ihren kleinen Erfolgen gefreut. Gern und willig hatte sie stets für beide die kleinen häuslichen Pflichten übernommen und sie ganz das Vergnügen auskosten lassen. War's nicht natürlich, daß es auch einmal sie hinaus verlangte aus dem stillen Einerlei? Regte sich nicht auch in ihr Jugendlust und Freude? Wie durfte sie das in dem Kinde unterdrücken? Auch konnte sie nicht gegen Heimchen lieblos und hart erscheinen und ihr den Wunsch versagen. Sie raubte ihr ja den Mut und verbitterte ihr junges Herz. Lilli und Cilli flüsterten heimlich miteinander. „Ob wohl Heimchen Tänzer haben würde?" Sie wollten gern verzichten, nur Heimchen sollte befriedigt sein. Es wäre doch gar zu traurig, wenn ihr der erste Ball etwas Unangenehmes brächte. Sie hatten ja ihr Schwesterchen so lieb, die zu jedem Opfer für sie bereit war.

Nun begann man, eifrig über die Toilette zu verhandeln. Das schlichte, weiße Einsegnungskleid sollte mit frischen Veilchen garniert werden. Rasch begann Heimchen mit Hilfe des Mädchens zu trennen, zu waschen und zu bügeln, und nun schnell noch einen Weg zum Schneiderlottchen; die sollte in kurzer Zeit die Änderung vornehmen.

Der Regierungsrat schüttelte zwar den Kopf, als Frau Marianne das Schneiderlottchen erwähnte.

„Ich möchte nicht, daß du eins der Kinder in die Wohnung dieses Mädchens schicktest."

„Ach," meinte Frau Marianne, „mit Heimchen könnte man es immerhin wagen." Und damit war die Sache abgetan.

Heimchen trug an einem der nächsten Tage den Stoff in die Wohnung der Schneiderin, die im gegenüberliegenden Hause im vierten Stock wohnte. Auf ihr Klingeln wurde lange Zeit nicht geöffnet. Endlich wurde die Tür langsam aufgemacht, und Lottchen, ein junges Mädchen von etwa 22 Jahren, mit schmalen, eingesunkenen Wangen, öffnete vorsichtig. Als sie Heimchen erblickte, errötete sie und rief staunend:

„Ach, Fräulein Heimchen! Gnädiges Fräulein, Sie selbst! Und sie kommen zu mir? Weiß es denn der Herr Vater und die Frau Mutter?"

„Ja," sagte Heimchen, „und du sollst mir mein erstes Ballkleid ändern und garnieren."

Das Mädchen ließ nun den Gast in die Stube, nahm den Stoff aus dem Paket, und hörte genau auf die Anordnungen des jungen Mädchens. Ein hohler, heiserer Husten unterbrach oft die Rede der anderen. Auf den blassen Wangen flammte von Zeit zu Zeit ein heftiges Rot auf, und die Hände zitterten. Heimchen sah die Zuhörende an und bat freundlich:

„Aber, liebes Lottchen, so setz' dich doch. Du scheinst müde und krank, hast gewiß viel gearbeitet in den letzten Wochen."

„Ach, Fräulein, die Arbeit ist's nicht, die hat mir nie geschadet. Das große, große Unglück, die Schande, sie hat mich elend gemacht. Ich wünschte, ich wäre tot! Zu Vater und Mutter darf ich nicht mehr kommen, und er, der Fritz, ist fortgegangen in die weite, weite Welt. Und gestern haben sie mein Kind begraben, das liebe, kleine, für das ich arbeiten und sorgen wollte — so gern, ach, so gern! Sie sagten alle, es wäre ein Glück, daß es tot ist, aber ich hätt's doch zu gern behalten! Nun hab' ich nichts mehr auf der Welt!"

Heimchen schlang den Arm um die Trostlose. Sie sah sich im Stübchen um. Der kleine Raum war kalt und hatte nicht mehr das behagliche Aussehen wie in früheren Tagen. Es schien auch, als fehlten einige Möbelstücke. Und Lottchen, das Umschauen des Mädchens bemerkend, sagte traurig:

„Es ist halt leer geworden; die hübsche Kommode, der Schrank sind ins Leihhaus gewandert seit dem Unglück."

Heimchen tröstete die Weinende, so gut sie es vermochte. Sie verstand kaum die unzusammenhängende Erzählung Lottchens. Es war das alte Lied, das immer und ewig neu bleibt und wiederkehrt. Lottchen war jung und hübsch gewesen und hatte da draußen an einem kleinen Vergnügungsort am Sonntag einen jungen Burschen kennen gelernt. Die Eltern wollten nicht in die Verlobung

willigen, Lottchen war eigensinnig und trotzig gewesen und war von den Eltern fortgezogen. Mit ihren wenigen Sparpfennigen hatte sie sich ein Zimmerchen eingerichtet und arbeitete nun allein und verkehrte mit ihrem Herzallerliebsten. Er hatte sie verraten, betrogen und sie in ihrem Unglück allein gelassen. Bis zum letzten Augenblick hatte sie gearbeitet, mit unsäglicher Mühe sich aufrecht gehalten. Nach dem Tode des Kindes war sie zusammengebrochen.

Heimchen wollte das Kleid wieder zurücknehmen, doch Lottchen bat, ihr den kleinen Verdienst zu lassen; sie wollte sich alle Mühe geben, um das Fräulein zu befriedigen. Traurig verließ das junge Mädchen das Haus. Lange dachte sie über das arme Schneiderlottchen nach und nahm sich vor, am nächsten Tage der Kranken einige Erfrischungen zu bringen. Als sie am folgenden Morgen wieder nach Lottchen sah, fand sie dieselbe fiebernd und hustend im Bette. Sie setzte sich still an das Lager der Kranken, reichte ihr von den mitgebrachten Speisen und versuchte sie zu trösten und zu ermutigen, als die Tür geöffnet wurde und ein junger Mann eintrat.

Die Kranke erhob sich etwas von ihrem Lager und begrüßte den Eintretenden.

„Ach, Herr Doktor!“ rief sie, „wie freundlich von Ihnen, mich nicht zu vergessen. Ich bin so elend geworden!“

Der Arzt trat an ihr Bett, fühlte den Puls, dann sagte er:

„Ein wenig Ruhe und gute Pflege und die Medizin, die ich Ihnen senden werde, werden Sie bald wieder gesund machen.“

Er hatte Heimchen, die sich in den Hintergrund des Zimmers begeben hatte, jetzt bemerkt. Er grüßte höflich und winkte ihr, einen Augenblick mit hinauszugehen.

„Mein Fräulein,“ sagte er, „das Mädchen ist ernstlich krank; sie muß streng gehütet werden, und darf sich nicht vom Lager erheben. Sorgen Sie für frische Luft und für ein warmes Zimmer. Ich werde am Abend wiederkommen.“

Heimchen ging zur Kranken hinein, verabschiedete sich und bat sie, sich ruhig zu verhalten, sie würde bald wieder nach ihr sehen. Als das Mädchen fortgegangen, stand die Näherin auf, und versuchte, das Ballkleid zu vollenden. Sie wußte, daß das junge Mädchen sich auf diesen ersten Ball freute; sie wollte die Arbeit nicht aus den Händen geben, der Verdienst war ihr so nötig. Sie trank ab und zu ein Schlückchen Wein, und der Kälte folgte eine glühende Hitze. Obgleich der Kopf furchtbar schmerzte und sie kaum sehen konnte, so arbeitete sie dennoch rastlos weiter, bis eine Ohnmacht sie überwältigte, und sie lautlos zusammenbrach. So fand sie der Doktor am Abend, als er nach ihr sehen kam. Achtlos und unmutig schob er die duftigen, weißen Stoffwolken von sich.

„Oh, diese modernen, oberflächlichen jungen Mädchen!“ dachte er ingrimmig. „Statt hier der Armen zu helfen und sie zu pflegen, verlangen sie ohne Erbarmen das Ihre. Um eines Ballkleides willen geht hier vielleicht ein Menschenleben zugrunde.“ Sanft richtete er die Leblose auf und bettete sie auf das ärmliche Lager. Er war eben im Begriff, ihr etwas Wein einzuflößen, als die Tür geöffnet wurde und Heimchen eintrat.

„Mein Gott, Herr Doktor, was ist geschehen“, rief sie erschrocken.

„Es sollte Sie nicht wundern, mein gnädiges Fräulein; etwas, das Sie selbst verschuldet.“

„Ich — wieso? Ich bat . . .“

„Sie baten wohl recht eindringlich um Vollendung des Ballkleides? Und da hat das arme Mädchen gearbeitet bei hohem Fieber, bis sie eben die Besinnung verlor.“

„Sie tun mir Unrecht. Ich habe Lottchen schon gestern gebeten, das Kleid mitnehmen zu dürfen. Sie wollte nichts davon hören. Mir steht nach dem gestrigen Erlebnis nicht der Sinn mehr nach Tanz und Spiel. Ich ließ ihr den Stoff, um sie nicht weiter aufzuregen. Hätte ich geahnt, daß sie dennoch . . . .“

Der Doktor lächelte ironisch. „Helfen Sie mir jetzt ein wenig — oder fürchten Sie für Ihre Nerven? Eine Ansteckung ist hier nicht möglich.“

Heimchen wandte ihm ihr blasses, schmales Gesichtchen zu. In ihren Augen glänzten Tränen, ihre Lippen bebten. Sie wollte etwas erwidern, aber die Stimme versagte ihr. Sie begann Lottchens Kleider zu lösen, legte sie sanft zurecht, zündete Feuer an, setzte Wasser auf und arbeitete geschickt, still und lautlos, wie sie es gewohnt war. Er sah ihrem Treiben zu.

Endlich summte der kleine Teekessel. Heimchen bereitete den Tee, kühlte ihn, dann hob sie sanft den Kopf der Kranken und flößte ihr einige Löffel Tee ein. Langsam hob Lottchen die müden Lider, und ein Lächeln verklärte das vergrämte Antlitz.

„Heimchen, lieb' Heimchen“, flüsterte sie, dann schloß sie wieder die Augen, und ein gleichmäßiges Atmen verriet, daß sie eingeschlafen war.

Doktor Förster beobachtete die Kranke noch einige Zeit. Dann erhob er sich und sagte:

„Nun wird die Patientin wohl einige Stunden schlafen. Für die Nacht ist eine Wärterin notwendig. Solange das Fieber nicht vorüber ist, dürfen wir sie nicht allein lassen. Ich werde diesbezügliche Anordnungen treffen. Nehmen Sie nur den Stoff mit, meine Gnädige. Diese Rücksicht war hier kaum am Platze.“

Wieder spielte ein spöttisches Lächeln um seine Lippen.

Heimchen nickte stumm. Als Doktor Förster gegangen, schlüpfte sie zur Nachbarin hinüber, bat sie, ein wenig nach der Kranken zu sehen, und entfernte sich, um nach kurzer Zeit wiederzukehren und

die Pflege der Kranken zu übernehmen. Wie oft hatte sie schon am Krankenlager gewacht, doch die stillen, bangen Stunden waren ihr nie so schwer erschienen wie heute. Die Art und Weise des Arztes hatte sie tief verletzt.

Gegen Abend stieg das Fieber. Die Kranke wurde unruhig, phantasierte und war kaum im Bett zu halten. Alles, was das arme Mädchen in den letzten Monaten erlebt und erlitten, drängte sich unzusammenhängend und wirr über die heißen, trockenen Lippen. Dazwischen rief sie ihr Kind und gab ihm tausend Kosenamen, spielte mit ihm, plauderte und lachte. Heimchen hörte mit Herzklopfen zu. Sie machte der Kranken kühlende Umschläge und suchte sie zu beruhigen.

Endlich nach langen, bangen Stunden der Qual erschien der Arzt. Er war ein wenig überrascht, als er Heimchen bei der Kranken fand. Sie erklärte ihm kurz, welchen Verlauf die Krankheit genommen und womit sie das Mädchen zu beruhigen versucht hatte. Förster nickte stumm. Er war zufrieden. Eifrig beschäftigte er sich mit Lottchen, die in ihrem Fieberwahn niemand mehr erkannte. Die Temperatur stieg. Der Arzt verlangte ein Bad für die Kranke. Es war spät geworden inzwischen. Die Nachbarin mußte geweckt werden. Heimchen eilte nach Hause, um die nötige Wäsche zu holen.

Endlich war alles bereit. Mit Umsicht und Ruhe arbeitete das stille, blasse Mädchen an der Seite des Arztes, seine Wünsche fast erratend. Mit gewaltsamer Anstrengung all ihrer Kräfte suchte sie seinen kurzen Befehlen immer nachzukommen. Er hatte längst seinen Mantel abgelegt. Heimchen bemerkte, daß er im Gesellschaftsanzug war.

Als die Kranke mit Hilfe der Frau ins Wasser gelegt war, warf er seinen Frack ab. Die Knospe im Knopfloch fiel zur Erde, und sein Fuß zertrat sie achtlos. Sie waren nun zusammen um die Kranke beschäftigt, bis sie wieder zur Ruhe gebracht wurde. Nachdem das Stübchen wieder hergerichtet war, und der Arzt am Bette saß, den Puls der Kranken fühlend, lehnte Heimchen matt und erschöpft am Fenster. Die Aufregung und Anstrengung der letzten Stunden hatten sie arg mitgenommen.

Förster bemerkte ihre Schwäche, stand auf und bot ihr den einzigen Stuhl, der vorhanden war. Sie nickte dankend. Einige Minuten saß sie schweigend da. Endlich wandte sich der Arzt zu ihr:

„Die Kranke schläft fest; sie wird voraussichtlich mehrere Stunden ruhen. Suchen auch sie Ihr Lager auf; Sie werden der Ruhe bedürfen."

„Ich werde bei Lottchen bleiben," sagte das Mädchen ruhig und bestimmt, „bis die Wärterin kommt."

(Schluß folgt.)



Die leuchtenden Segel.

Den Himmel decken graue Wolkenstreifen,
Die Wellen überkämmen weit den Strand,
Ein Regen rieselt über Meer und Land —
Und in die Dämm'rung meine Blicke schweifen.

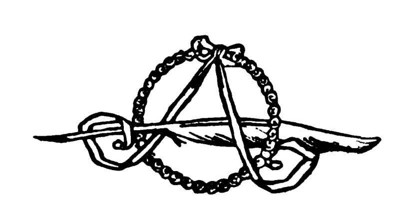
Farblos, lichtlos die Welt . . . Scheint alles Hoffen,
Ist alles Kämpfen nur ein dunst'ger Traum,
Zerschlagbar wie am Sand der Flocken Schaum?
Steht keine Tür zu schön'ren Welten offen?

Da, wie ich grüble, schimmert durch den feuchten,
Milchtrüben Nebel eine Spanne Licht —
Ein Wunder dünkt's mich, und noch glaub' ich's nicht —
Und läßt die fernen Fischersegel leuchten.

Ich reck' mich auf. Du, Seele, willst ermatten?
Du, die für alles Hohe glühen soll?
Schau hin, die Welt ist noch des Lichtes voll,
Freu dich am Glanz, und sieh, es flieh'n die Schatten.

Starkarmig greif' dann nach des Lebens Kränzen,
Dein Herz sei furchtlos, denn dein Kampf ist gut;
Und sinkt dir doch an trübem Tag der Mut —
Blick' hin aufs Meer: Die Fischersegel glänzen!

Franz Lüdtke.





Bücherbesprechungen



Schillers sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in zwanzig Bänden. Unter Mitwirkung von Karl Berger, Erich Brandenburg, Th. Engert, Conrad Höfer, Albert Köster, Albert Leitmann, Franz Muncker. Herausgegeben von Otto Günther und Georg Witkowski. Hesse und Becker, Leipzig.

Der Ausgaben von Schillers sämtlichen Werken gibt es bekanntlich gerade genug. Mir sagte einmal ein Verlagsbuchhändler, daß von allen seinen Klassikerausgaben Schiller und Körner am meisten gekauft werden. Nun, das ist Geschmackssache und eine kulturelle und pädagogische Angelegenheit, auf die ich hier nicht näher eingehen will. Aber eine neue Schillerausgabe lohnt sich jedenfalls immer wieder, es werden mit jeder, soviele auch deren sind, glänzende Geschäfte gemacht. Nun fragt es sich jedoch, ob die landläufigen Schillerausgaben textlich zuverlässig sind. Ich habe jüngst aus besonderem Anlaß solche Textvergleichungen vornehmen müssen, und bin geradezu erschreckt worden durch die Menge von Fehlern, die ich selbst in sog. textkritischen, vornehmen und kostspieligen Ausgaben gefunden habe: hierdurch werden diese Ausgaben so ziemlich überflüssig. Also eine wirklich historisch-kritische Ausgabe war bis jetzt, abgesehen von der ausgezeichneten Säkularausgabe des Cottaschen Verlages, nicht vorhanden. Ich kann den vielen nun, die einer solchen zuverlässigen Ausgabe bedürfen, die obengenannte durchaus empfehlen. Sie ist in der Tat tadellos und in bezug auf den Text, Schreibweise, Interpunktion ganz hervorragend zuverlässig. Wo nicht besondere, leicht erkennbare Gründe gegen Anwendung einer einheitlichen Schreibweise sprachen, ist die jetzt übliche angewendet, dagegen wurde der Lautstand und die Beugungsart Schillers nicht angetastet. So bleibt seiner Sprache ihre ursprüngliche Färbung erhalten, ohne daß der Leser durch fremdartige veraltete Schreibungen gestört würde.

Die Ergebnisse ausgedehnter Forschung wurden der Feststellung und Erklärung des Wortlauts dienstbar; doch der Leser soll nicht durch das Beiwerk gelehrter Art gestört noch mit Erörterungen behelligt werden, die nur wissenschaftliche Fragen zu beantworten suchen. Einleitungen und Anmerkungen erstreben Kürze und Verständigkeit. Sie wollen erläutern, was dem Gebildeten unserer Zeit ohne besondere Hilfsmittel dunkel bleiben oder von ihm falsch aufgefaßt werden könnte, darüber hinaus aber die Teilnahme an Werden und Wirkung der großen Werke wecken und befriedigen. Die Lebensgeschichte und die einleitenden Aufsätze vor jeder Hauptabteilung der Werke schildern zusammenfassend die Erfahrungen, die Welt- und Kunstanschauungen, die Schillers Schaffen bedingten. Um die strenge Selbstkritik, das Reifen des Dichters und Forschers noch auf andere Art beobachten zu lassen, bringt der zwanzigste Band alle von dem hier gebotenen Wortlaut abweichenden Stellen der Handschriften und Drucke, soweit sie über ganz flüchtige Änderungen der Form hinausgehen oder nicht wider den Willen Schillers eingedrungene Versehen bedeuten.

Auch sonst bietet die Ausgabe manche Vorzüge. Sie enthält z. B. auch die Bühnenbearbeitungen der Schillerschen Dramen, ferner Bühnenbearbeitungen fremder Dramen, die Schiller geliefert hat. Die Theaterbearbeitung des „Don Carlos“ wird in seiner bisher ungedruckten Fassung dargeboten. „Als neue, den früheren Schiller-Ausgaben fehlende Zugabe erscheint neben dem bekannten dramatischen Geburtstagsscherz für Körner die andere, bisher nur in einem Einzeldruck vorhandene Gelegenheitsdichtung für den Freund, die „Aventuren des neuen Telemachs“, jene von Huber mit witzigem Dilettantismus hingetuschten Bildchen, zu denen Schiller die spaßhaften Erklärungen schrieb (s. Bd. 19 S. 116 ff.).“

Endlich sind hervorzuheben die Register.

Sie bieten in alphabetischer Ordnung: 1. Schillers Werke nebst allen Erwähnungen derselben innerhalb der Ausgabe, 2. sämtliche vorkommenden Personennamen, 3. alle von Schiller in seinen Werken erwähnten Bücher und Aufsätze mit Nachweis der Autoren, soweit diese festzustellen waren, 4. alle häufiger als Zitat verwendeten Worte des Dichters. Dr. Hans Benzmann.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte **stets „an die Redaktion“** zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an **Otto Janke's Verlag.** Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Ausgegeben am 31. Mai 1913. Verantwortlicher Leiter Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H. Berlin SW.





Erscheint wöchentlich. Preis $3\frac{1}{2}$ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Allen Gewalten zum Trutz.

Ein Lebensfragment

von

Johann Georg Seeger.

5. Fortsetzung.

Schon tauchte links der mächtige Spittlerturm auf, und rechts breiteten sich die Gärten, in denen die Sommerhäuser der Vornehmen sich erhoben.

„Mut, Liebste!" flüsterte Karl. „Wir können gleich den Wagen besteigen. Eile dich! Es ist schon spät!"

Und sie eilten zu den Gärten. Da stand das zierliche Gartenhaus Löffelloths, und über die Mauer hingen schwerbeladene Zweige. Eben fuhr ein Wagen zwischen den Gärten dahin, bog um eine Ecke und verschwand.

Sie blickten sich um: Nirgends war die bestellte Kutsche zu erblicken. Aus dem Gartentor trat ein älterer Herr und ein Gärtner, welcher mit zitternder Altmännerstimme sagte:

„Zwei Minuten, bevor Sie gekommen sind, Euer Gnaden."

„Ja, wohin wäre sie denn? Ich müßte ihr doch begegnet sein. Ich habe aber nichts gesehen als eine Kutsche."

„Ja, Euer Gnaden, die ist seit einer Stunde hier auf und abgefahren. Ein junger Mann ist drinnen gesessen."

„Ein junger Mann?"

Karl und Marianne hatten alles gehört, und nun flüsterte das Mädchen: „Komm! Es ist der Herr Löffelloth. Der kennt meinen Vater." Und hastig zog sie den Geliebten hinweg.

„Aber was tun?" rief Karl. „Den Wagen hat ein anderer uns weggenommen. Abscheu-

lich! Ach, schon jetzt beginnen die Schwierigkeiten. Was sollen wir tun?"

„Karl, liebst du mich?" Sie sah ihn traurig an.

„Marianne!"

„Dann komm! Wir wollen zu Fuß gehen. Wie Wallfahrer wollen wir zum Heiligtum pilgern."

Sie sahen nicht mehr den Herren Löffelloth, sie sahen auch nicht Sichelstiel; mutig und fröhlich schritten sie dahin, bereit, dem widrigen Geschick die Stirn zu bieten.

Zwischen Gärten und kleinen Vorstadthäusern gingen sie ihren Weg, wie verliebte Spaziergänger. Schon breitete sich Wiesen- und Ackerland vor ihnen aus. Da und dort schaute ein Schlößchen über Park und Mauer. Der Wald schien ihnen immer näher zu rücken, und in der frischen Herbstluft wich der letzte Rest der Beklemmung. Fernes Läuten schwebte zu ihnen.

„'s ist Mittag", sagten sie gleichzeitig, blieben stehen, wandten sich und sahen Nürnberg mit Burg und Türmen unter dem blauen Himmel liegen.

„Jetzt werden sie dich bald vermissen, Karl."

„Herrn Andings Gesicht möchte ich sehen, wenn er den Braten zu riechen anfängt. Aber, Liebste, auch die Deinen werden auf den leeren Stuhl am Mittagstische blicken."

Mit feuchten Augen sah das Mädchen zur Stadt und suchte den Weißen Turm, in dessen Nähe die Ihrigen jetzt wohl ihrer gedachten. Und zum ersten Male ward ihr völlig klar, was es für ein Weib bedeutete, das Elternhaus zu verlassen und Gattin zu werden. Einen Augenblick fühlte sie tiefe Sehnsucht nach ihrer Heimat in sich aufsteigen; dumpfes Weh durchzitterte ihr Herz; sie hätte in der Stille des Mittags, im weichen Lichte der Herbstsonne aufschreien können wie eine Unglückliche. Dann aber ergoß sich durch ihr ganzes Wesen eine Fülle des Glücks; die Liebe rauschte gleich der Flut in ihr Herz zurück. Sie lehnte sich an den Geliebten und stammelte in seligster Wonne:

„O dieses Glück, dieses Glück! Liebster, wenn du mich verließest, es wäre mein Tod!"

„Nie werde ich dich verlassen, Marianne, nie! Denn seit du mein geworden, habe ich mich selbst gefunden."

Sie konnten sich nicht trennen von dem schönen Bilde der Stadt und Fluren. Aneinandergeschmiegt blickten sie hinein in dies Leuchten und Blitzen, in dies Flimmern und Glänzen, sahen die ruhigen, festen Häusermassen und scheuten sich, den Fuß in den rauschenden Kiefernwald zu setzen.

„Wann werden wir dich wiedersehen, du liebes Nürnberg?" flüsterte Marianne, und Tränen perlten über ihre geröteten Wangen. „Aus deinen engen Gassen sehnten wir uns hinaus, und nun sehnen wir uns wieder in sie hinein!"

Sie wandte sich und überblickte den langen, düsteren Saum des Forstes. Leise erschauernd schmiegte sie sich an Karl:

„Ergeht es dir nicht auch so, Liebster? Hinter uns lassen wir das Licht und die Jugend, und vor uns dehnt sich der dunkle Wald, die unbekannte Zukunft."

„Ja, Marianne, ich denke ähnlich. Aber getrost! Hand in Hand wollen wir in die Zukunft schreiten, und ist es auch düster um uns, über den rauschenden Wipfeln lacht doch der blaue Himmel zu uns herab, und in uns tragen wir ein Licht, das nimmer erlöschen soll: die Liebe."

Und ohne noch einmal zur Heimat zu blicken, betraten sie den Wald und wanderten Hand in Hand über blühende Heide und weißen Sand, still, ohne einem Menschen zu begegnen, unter den mächtigen Kiefernbäumen dahin. Zitternde Sonnenstrahlen vergoldeten die rötlichen Stämme, die grünen Moosflächen, und über ihnen sangen die Wipfel ihr ewiges, rauschendes Lied. Von der Reinheit der Natur fiel auch ein Abglanz auf die beiden: es verstummte die Leidenschaft; ohne Liebesgestammel, ohne Kuß, wie schuldlose Kinder sich an den Händen haltend, eilten sie weiter.

Stunde um Stunde verrann. Sie hätten schon längst in Kornburg sein sollen und erkannten lachend, daß sie sich verirrt hatten. Und abermals verstrich eine Stunde, da lichtete sich der Forst, und zwischen den Stämmen hindurchblickend sahen sie den spitzigen Kirchturm.

Erstaunt betrachtete der Wirt die Ankommenden.

„Warum habt Ihr die Kutsche nicht benutzt?" fragte er, als er Karl erkannte.

„Wenn Ihr sie wirklich geschickt habt, so hat sie ein anderer Herr uns vorweggeschnappt.“

„Deixel“, brummte der Wirt und kratzte sich unter der Quastenmütze den Kopf. „Wo steckt denn dann der Jean, den ich mit der Kutsche fortgeschickt habe?“

„Wie sollte ich es wissen? Aber nun bringt uns etwas zu essen. Meine Braut ist müde und hungrig. Und dann verschafft mir einen Wagen! Wir müssen noch heute nach Roth.“

„Zum Schnabulieren kann ich Euch was bringen. Aber einen Wagen . . . wo sollt' ich einen auftreiben?“

„Ich verlange den Wagen . . .“

„Verlangt, was Ihr wollt!“ rief der Wirt. „Wo nichts ist, hat auch der Kaiser sein Recht verloren.“

„Ach, wie sollen wir nach Roth?“ seufzte Marianne. „Ich bin so arg müde!“

„Wenn das Jüngferlein so müde ist, kann sie heute ja doch nicht mehr heiraten. Bleibt da; morgen früh beginnt auch noch ein Tag. Morgen ist der Pfarrer in Roth auch froh, wenn er was verdient. Nit, Bärbel?“ Er wandte sich an die kugelrunde Wirtin, welche eben ins Zimmer trat und von dem Anblick des schönen Mädchens betroffen stehenblieb.

„Was gibt es denn, Jakobel?“ fragte sie neugierig.

„Laß dir's nur von denen da erzählen! Sie sind aus der Stadt. Ich will inzwischen was zu essen holen.“

Karl wollte seinem Zorne Ausdruck geben; aber ein Blick in das freundliche Gesicht der Wirtin riet ihm, auf das Mitleid der Bäuerin einzuwirken. Hastig erzählte er, und als gar noch Marianne um Beistand bat, versprach die Frau ihnen einen Wagen.

„Jakobel muß euch nach Roth fahren. Das wäre noch schöner, wenn zwei so hübsche, junge Leute, wie ihr seid, nit heiraten sollten. Es wird dem alten Pastor auch wohltun, wenn er einmal ein paar saubere Gesichter vor den Altar kriegt.“

„Meinetwegen,“ brummte einige Minuten später der Wirt, „wenn's die Bärbel erlaubt.“

Nach einem rührenden Abschied von der Wirtin fuhren sie fort. Hand in Hand, aneinandergeschmiegt, saßen sie in der Kutsche, beachteten nicht die Landschaft und Dörfer, sondern träumten hoffnungsfroh von kommendem Glück. Im Westen hinter den Wäldern sank die Sonne; flüssiges Rotgold überströmte den Himmel. Da wandte sich Jakobel den beiden zu und rief:

„Der Turmhahn von Roth ist zu eurer Hochzeit neu vergoldet worden.“ Lachend wies er mit der Peitsche nach dem Städtchen, über dessen Giebel, Türme und Schloß die Abendsonnenfluten sich ergossen. Die Liebenden blickten sich in die Augen, wo neben dem Widerschein der sinkenden Sonne tiefes Glück sich spiegelte, und küßten sich.

Je näher der Wagen dem Stadttor zurollte, desto matter ward das Abendgold, desto mächtiger der mit der Dämmerung aus den Wiesen aufsteigende Nebel. Und als sie durch die holperigen Straßen fuhren, fröstelte es sie, und sie waren froh, daß die Kutsche vor dem Gasthause zur Post hielt.

Karl bezahlte den Wirt von Kornburg, hörte ungeduldig dessen spaßhafte Ratschläge an und eilte darauf in die Wirtsstube, zwei Zimmer zu bestellen und sich nach dem Beamten zu erkundigen, an den er sich wegen der Heiratserlaubnis zu wenden habe.

„So, so,“ sagte der Wirt, ein junger Mann mit forschenden, nachdenklichen Augen, „zum Heiraten braucht man uns Ansbacher? Glaubt Ihr denn, wir haben auf Euch gewartet? Na, heut' habt Ihr's schlecht getroffen, Freund. Dort, der Alte an der Schmalseite ist der Beamte. Der, welcher gerade redet.“

Karl sah zu dem Tische, wo einige zehn Männer beim Abendtrunke versammelt waren, und war bestürzt über das „bärbeißige“ Gesicht des Beamten, von dessen Willen sein Geschick abhing.

„Ach Gott, Karl!“ flüsterte Marianne. „Der wird uns doch nicht einsperren lassen?!“

„Ja, ja, mit dem alten Habermüller ist heute nicht gut Kirschen essen“, raunte der Wirt den zweien zu. „Er will nicht alt werden, und wenn er doch das Alter spürt, dann . . . Sie wünschen, Herr Landrichter?“ Diensteifrig sprang er zum Honoratiorentisch und berichtete dem Gestrengen, dessen Augen unter buschigen, weißen Brauen die beiden Flüchtlinge anblickten, was Karl und Marianne von ihm begehrten.

„Laß uns gehen!“ flüsterte Marianne. „Ich fürchte mich.“

„Er wird kein Drache sein. Und mehr als uns abweisen kann er nicht.

Der Wirt kehrte zurück, und langsam vorübergehend, sagte er: „Heut zwickt ihn das Alter. Ich warne euch.“

Aber Karl trat, obwohl ihn Marianne am Rockärmel zurückziehen wollte, an den Tisch, und sich vor Habermüller und den anderen Herren verbeugend, begann er in wohlgesetzten Worten den eiligen, keinen Aufschub duldenden Zweck seiner Reise darzulegen. Doch hatte er noch keine 25 Worte gesprochen, so rief Habermüller und schaute Karl wie ein wütender Löwe an:

„Scher' Er sich zum Teufel!“

„Wenn der uns christlich wollte kopulieren, ginge ich lieber zu dem als zu Euch“, versetzte Biener.

„Er scheint mir ein kecker, vorlauter Bursche.“

Marianne zerrte den Geliebten zurück. Der aber blieb die Antwort nicht schuldig: „Haben Sie je einen Nürnberger kennen gelernt, der den Mund gehalten hat, wenn es sich um sein Glück handelte?“ Und trotzig schob er die Hände in die Hosentaschen, stellte sich breitspurig vor den Landrichter und betrachtete den Gestrengen. Dieser aber sah erstaunt auf Karls Stellung, blickt ihm ins Gesicht, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er den Staub vieler Jahrzehnte vom Schreine der Erinnerung wischen, und fragte nach einer kleinen Pause etwas unsicher:

„Er heißt?“

„Karl Biener.“

Da flog es wie Sonnenschein über die Falten in des Landrichters Gesicht.

„Wie heißt Sein Vater, und wes Standes ist er?“

„Mein Vater hieß Christoph Biener und war Syndikus.“

„Junge!“ rief Habermüller, sprang auf und umarmte Karl. „Junge! So bist du also der Sohn meines Altdorfer Universitätsfreundes? Bursch! Geradeso wie du hat er sich hingestellt, wenn er gereizt worden ist. Und dann fuhr er los! Herrgott, mein alter, ehrlicher Christoph! Und nun tot, tot! Das war die treueste Menschenseele, die ich je kennen gelernt. Und tot? Armer, guter Christoph! Der war ein Mann, wie es keinen mehr gibt. Oft hat er gesagt: ‚Bevor Menschen lebten, war schon das Recht in der Welt, und nur um Lebensgrundsätze befolgen zu können, sind die Menschen geschaffen worden.‘ Und als er in Altdorf ein Mädchen liebte, weißt du, was er da sagte: ‚Man muß sich das höchste Glück versagen können; ich werde nie aus Liebe heiraten.‘ Ich glaube, er hat sein Wort gehalten ....“

„Leider!“ Mit einem Male sah Karl den Schlüssel zu dem harten, kalten Wesen seiner Mutter, und so sehr er sich des Lobes seines Vaters freute, so sehr beklagte er das Schicksal seiner Mutter. Aber diese Gedanken keimten nicht weiter; seine Angelegenheit erstickte sie im Entstehen, und die weiteren Worte Habermüllers hielten ihn davon ab, seiner Mutter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

„Ja, das ändert natürlich die Sache“, rief der Landrichter und wandte sich Mariannen zu. „Liebst du die Demoiselle?“

„Sehr.“

„Darin gleichst du also nicht meinem alten Christoph. Nun, warum sollte man auch nicht ein Mädchen heiraten, das man gern hat? 's ist besser, man nascht zuerst den Honig, als daß gleich der Teufel in der Ehe los ist. Denn ... Nun, so kommt und setzt euch! Will sehen, was sich tun läßt.“

Und die beiden jungen Menschen saßen bei den Alten, und während sie abwechselnd erzählten, nickten die Greise oder schüttelten die Köpfe oder schoben das Gesicht in die großen, zinnernen Bierkrüge.

„Hm, hm, hm“, brummte der Landrichter, als er den Bericht gehört hatte, „'ne windschiefe, 'ne windschiefe Sache! Ich kann euch beiden leider wenig Hoffnung machen. Ich habe mir durch mancherlei bei der Regierung in Ansbach die Suppe versalzen, und nun sind die Perücken mir aufsässig. Aber ich werde mein Möglichstes tun. Vor allem müssen wir den Schutz- und Bedingungsschein für euch bekommen; denn ohne diesen darf euch kein Geistlicher kopulieren. Nein, ausliefern will ich euch nicht an die Nürnberger. Aber dafür kann ich nicht stehen, daß ich euch ausliefern muß, wenn sich die Nürnberger an meine Obrigkeit wenden, bevor diese euch den Schutzbrief ausgestellt hat. Ich will rasch aufs Amt und dann einen reitenden Boten mit meinem Gesuch nach Ansbach schicken. Und

Ihr, Demoiselle, verabschiedet Euch von Eurem Liebsten! Ich darf nicht dulden, daß Ihr hier mit ihm in demselben Wirtshause wohnt. Meine Frau wird sich Eurer annehmen."

Nach einem tränenreichen Abschiede verließ Marianne mit Habermüller das Zimmer, und Karl blieb bei den alten Herren zurück.

Karl erhob sich bald, um in seiner Stube einen Brief an Anton Stein zu schreiben. Er mußte erfahren, wie die Gegenpartei in Nürnberg sich zu seiner und Mariannens Flucht stellte. Bis tief in die Nacht hinein schrieb er und ersuchte den Freund, ihm unter der Adresse Wolfgang Christoph Werner Nachricht zukommen zu lassen. Dann stand er noch lange am Fenster und sah auf die stille Straße hinab.

Er versenkte sich ins Denken und beachtete nicht, daß es leise zu regnen anfing. . . . . .

Der Regen aber währte die ganze Nacht, und als am Morgen die Liebenden sich in der Amtsstube des Landrichters trafen, um — o jugendliche Ungeduld! — sich nach dem Bescheide der markgräflichen Regierung zu Ansbach zu erkundigen — der reitende Bote war in dieser Nacht bis zum Lammwirt in Schwabach gekommen und frühstückte eben, ehe er in die Nässe hinausritt —, da strömte es so gleichmäßig vom Himmel herab, daß Habermüller sagte: „Nun wappnet euch für zehn Tage mit Regenmänteln und Geduld!"

Und Geduld war ihnen noch notwendiger als Regenmäntel; denn wenn auch Habermüller und seine stille Frau sich ihrer annahm, wenn auch in den Stunden des Alleinseins die Liebe ihnen ein bißchen Sonnenschein vorzauberte, wie der eintönige Singsang des Regens stets von neuem an ihre Ohren schlug, so zerrten Ungeduld und Sorgen an ihrer Seelenruhe. Und wie über dem Städtchen Regendämmerung lag, so senkte sich allmählich auch auf die beiden eine trübe Stimmung herab, die von der Liebe wohl für Augenblicke durchbrochen ward, sofort aber um so dichter sich wieder zusammenschloß.

Oh, dieses Hinwarten durch die langen Stunden des langen, langen Tages! Dies Im-Fenster-Liegen und Hinstarren zur Straßenecke, um die das Schicksal kommen mußte! Dies Bangen beim Auftauchen eines Fremden, dies Hoffen, diese Enttäuschung, wenn der Unbekannte weiterschritt! Und dazu der Regen, der boshafte, kalte, niederrauschende Regen!

Ein Tag nach dem andern schlich dahin. Karl schrieb Briefe nach Nürnberg. Ein junger Mann, der gleich ihm an Tätigkeit gewöhnt ist, leidet unter dem Warten und Stillsitzen mehr als ein anderer, der nie körperlich gearbeitet hat und nun schwere Lasten heben soll.

Warum beantwortete Anton seine dringenden Briefe nicht? Warum ließ Madame Engelbauerin ihn ohne Nachricht? Warum kehrte der reitende Bote nicht aus Ansbach zurück? Hatten sich denn alle gegen ihn verschworen? War das Heldentum, stillsitzen und warten zu müssen, bis eine frische Brise sich erhob? Ringen wollte er um sein Glück, und statt kämpfen zu dürfen, lag er gleichsam gefesselt.

Endlich, am 2. Oktober, erhielt er ein kurzes Schreiben von Mariannens Mutter, und sein Inhalt trug nicht dazu bei, die Stimmung zu verbessern. Sie teilte ihm mit, daß alle Mittel angewendet würden, der Flüchtigen habhaft zu werden, daß man von Steckbriefen, Gefängnis, lebenslänglichem Kurator, Ehescheidung und dergleichen spreche, und schloß damit, daß sie auf seine Redlichkeit hoffe, vermöge deren er „Marianne nach Möglichkeit wieder gutmachen werde".

Der Brief bestätigte nur seine Vermutungen, ohne ihm aber einen Ausweg zu zeigen. Von neuem begann das Warten, und eines Tages, es war der 4. Oktober, gegen 1 Uhr bog das Schicksal, vertreten durch zwei Männer und eine Frau, um die Ecke, spähte forschend umher und

„Sichelstiel!" flüsterte Karl erstaunt und mit einem Ausdrucke verächtlichen Zornes.

Marianne versuchte, den Geliebten vom Fenster wegzuziehen und sagte: „Er darf uns nicht sehen, sonst sind wir verloren."

„Glaubst du, ich fürchte mich vor ihm?" Und breit legte er sich ins Fenster. Da blickte Sichelstiel auf, sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse; gleich aber sahen seine Augen mit einer gewissen Freundlichkeit empor. Er grüßte, ohne daß Karl ihm dankte, flüsterte mit seinen Begleitern und betrat mit ihnen das Gasthaus zur Post.

„O Karl, was hast du getan!"

„Ich bedarf einer Erregung, sonst verkomme ich. Und der ist der Letzte, vor dem ich bange.

Aha, da klopft er schon?“ Schüchtern pochte es, und bescheiden, mit verlegenem Lächeln überschritt Sichelstiel die Schwelle.

„Excusez“, sagte er, an ihnen vorbeischauend, „Excusez, wenn ich als Zeichen meiner Reue wegen eines aus Eifersucht begangenen häßlichen Streiches Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche zur erfolgten Vermählung ausspreche!“

„Wir sind noch nicht verheiratet“, erwiderte Marianne.

„Nicht?“ Das schien im Tone aufrichtigen Bedauerns gesprochen, und Marianne glaubte es auch, denn sie sah nicht das Aufleuchten in den Augen des Buckligen.

„Sie hätten aber, meine ich, die Zeit besser benützen sollen“, fuhr er mit leisem Tadel fort.

„Bekümmere dich um deine Sachen!“ brauste Karl auf. „Wir sind fertig miteinander. Einmal schon hast du wider mich gearbeitet, und auch jetzt kommst du nicht als ein Bereuender, sondern als Spion, als Gehilfe meiner Mutter . . . .“

„So ist's“, unterbrach ihn Sichelstiel mit ruhigem Blick.

„Dann hinaus mit dir!“

„Ich werde gehen, sobald du mich angehört hast.“

„Du bist kein Freund der Wahrheit.“

„Nun, Karl, du bist berechtigt, so zu urteilen. Ich habe mich an dir versündigt. Und doch möchte ich dich bei der Erinnerung an unsere schönen Freundschaftstage beschwören, lasse mich reden. Ja, ich war ein Spion deiner Mutter. Ich habe deine Besuche bei der Demoiselle überwacht, weil . . . weil ich dich haßte wegen des Mädchens, wegen deiner geraden Glieder, weil ich mich als Krüppel tiefunglücklich fühlte. Ich habe Vollmacht erhalten, gegen dich mit aller Schärfe vorzugehen . . .“

„Versuch' es!“

„Ich trage die nötigen Papiere, die deine Auslieferung erzwingen, seit dem 29. September in der Tasche . . .“

„Warum bedienst du dich ihrer nicht?“

„Warum? O Karl! Weil ich selbst, ich elender Krüppel, dich nicht nur nicht mehr beneide, sondern dir auch alles Gute gönne. Denn seit dem 30. bin ich der glücklichste Mensch. Karl, alter Karl! mich liebt ein Mädchen. Freust du dich nicht meines Glückes? Und das Weib, das du an meiner Seite gesehen, es ist mein Weib. Hörst du, mein Weib!

Und ihre Liebe hat mich meine Schlechtigkeit erkennen lassen. Weißt du, was ich für dich getan habe? Ich habe für dich und die Demoiselle hier mit deinen Eltern gekämpft, und ich habe gesiegt. Gesiegt, Karl! Mein Vergehen habe ich gutgemacht. Meine Hand ist wieder rein.“

„Sie geben also nach?“

„Ja. Aber sie verlangen natürlich Beachtung ihrer elterlichen Autorität.“

„Also doch Bedingungen?“

„Die du ohne langes Besinnen erfüllen wirst, wenn du sie nur gehört hast.“

„Nämlich?“

„Ihr sollt zurückkommen und bitten, denn — das ist doch klar — sie wollen allen Streit vermeiden; aber sie fordern, daß ihr als gehorsame Kinder um ihren Segen bittet.“

„O Karl!“ rief Marianne und warf sich vor Freude an die Brust des Geliebten. „Nun wird alles gut.“

„Ja, ich hoffe es.“

„Willst du mir nun deine Hand geben? fragte Sichelstiel.

„Gedulde dich! Komm erst mit zum Landrichter! Seinen Rat werde ich befolgen. Bestätigst du vor ihm deine Aussage, alsdann will ich wieder dein Freund sein.“

„Ich verstehe dein Mißtrauen, wenn es mich auch schmerzt.“

„Karl hat so Schweres erlebt“, sagte Marianne. „Aber ich weiß, daß Sie sein, unser Freund sind. Und ich danke Ihnen für Ihre Hilfe.“ Sie reichte ihm die Hand und lächelte ihm unter Tränen zu.

Der Landrichter betrachtete mißtrauisch den Buckligen. Als dieser aber von seiner Schuld und Reue erzählte, von der Bereitwilligkeit der Eltern Karls berichtete, und dabei warme Töne anschlug, da blickte Habermüller zu seinem alten Schreiber in der Amtsstube, deutete auf Sichelstiel und rief: „Der erste weiße Rabe unter den Gezeichneten!“ Dann wandte er sich an Karl: „Junge, ist das nicht die beste Lösung? Deine Eltern geben nach. Gut! Warum Streit? Die Regierung in Ansbach würdigt uns keiner Antwort. Folge deinem Freunde!“ Er gab den Liebenden noch viele Lehren, Ermahnungen und

Ermunterungsworte mit auf den Weg, verabschiedete sich herzlich von ihnen und sagte, nachdem sich hinter ihnen die Tür geschlossen hatte, zu seinem Schreiber:

„Wehefritz, das ist ein Prachtmensch, der Bucklige!“

Der Alte strich mit den langen, gelben Fingern den Schnupftabak von einem Aktenstück und brummte: „Dem hat die Schlechtigkeit den Rücken krumm gebogen, Euer Gestrengen.“

„Er ist ein alter Griesgram, Wehefritz. Warum sollte ein Krüppel nicht auch ein ehrlicher Mensch sein können?“

Der Schreiber brummte etwas vor sich hin, und, ohne die Frage zu beantworten, fuhr er in seiner Arbeit fort.

Auf der Straße blieb Sichelstiel stehen, sah zu Karl auf und sagte: „Nun?“

„Ich danke dir, Emanuel. Wir wollen das Vergangene vergangen sein lassen und von neuem Freundschaft schließen.“ Er drückte Sichelstiels Hand und fuhr fort: „Aber nun stelle mich deiner Frau vor!“

„Mit Freuden. Und wann fahren wir heim?“

Karl sann nach; aber schon antwortete Marianne für ihn: „Am liebsten noch heute.“

Sichelstiel stimmte ihr bei. Doch Karl schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte er, „heute nicht mehr. Wir kämen mitten in stockfinsterer Nacht an. Und außerdem . . . vielleicht erhalten wir doch noch von der Ansbacher Regierung die Erlaubnis und können hier heiraten . . .“ Marianne und sein Freund unterbrachen ihn und erinnerten ihn daran, daß die Eltern zürnen würden, wenn die Hochzeit in Roth stattfände. „Nun, aus unserer Hochzeit hier wird ja auch kaum was werden. Aber gleichwohl fahre ich heute noch nicht. Nein. Wir wollen die Erneuerung unserer Freundschaft feiern. Morgen, nach dem Mittagessen . . .“ So sehr sie in ihn drangen nachzugeben, er blieb fest, und selbst Mariannes Bitten, wenigstens in der Frühe des anderen Tages abzureisen, konnten ihn nicht bewegen; denn tief in seiner Brust hoffte er auf die Rückkehr des Boten.

Im Gasthaus zur Post lernten die Liebenden die Gattin und den Schwager Sichelstiels kennen, und Karl wunderte sich darüber, daß Emanuel in eine Frau, die wenigstens 40 Jahre alt war, sich verlieben konnte, in eine Frau, die sich nicht im geringsten um ihn zu bekümmern schien. Aber es tat ihm wohl, mit Sichelstiel zu plaudern, und bald saßen sie beim Mahle; alle Sorgen waren verschwunden, sie lachten und freuten sich, als säßen sie an einer wirklichen Hochzeitstafel.

„Also morgen gegen 9 Uhr abend kommen wir nach Nürnberg“, sagte Sichelstiel und trat dabei seinem Schwager auf den Fuß. „Ich fürchte nur, daß sie dich aus den Federn holen und auf den Turm Luginsland bringen, Karl.“

„Warum?“

„Ei, du kennst doch unsere Obrigkeit. Einmal hast du deine Stellung aufgegeben, ohne zu kündigen. Sodann habt ihr, die Demoiselle und du, ohne Erlaubnis . . . ihr seid noch minderjährig . . . die Stadt verlassen. Ein paar Tage sperren sie euch ein. Oh, das ist eine höchst ehrenvolle Strafe. Natürlich muß auch Demoiselle Engelbauerin in den Turm. Ob ihr euch da unter Aufsicht des Wärters sehen und sprechen könnt, fragst du? Ei, freilich. Das wird ein beneidenswertes Leben Karl! Und aus dem Turm fahrt ihr dann vermutlich sofort in die Kirche zum Kopulieren.“

Das war ein Anlaß zur Heiterkeit. Und als das Lachen verstummt war, rief Karl, den Arm um Marianne legend: „Weißt du, was wir morgen tun, Liebste? Wir fahren geradewegs zum Turm Luginsland und melden uns zur Gefangenschaft. Auf diese Weise stört uns niemand den Schlaf.“

Der Abend brach herein. Während Marianne und Sichelstiels Weib sich in ihr Zimmer zurückzogen, plauderten die beiden Freunde noch tief in die Nacht hinein . . .

Am andern Morgen fehlte Sichelstiels Schwager beim Frühstückstische Er sei Geschäfte halber nach Schwabach, hieß es. Rasch verstrichen die Stunden. Ein Wagen wartete vor dem Wirtshause, wo Karl eben eine umfangreiche Rechnung für sich und die anderen bezahlte. Dann stiegen sie ein, und fort ging es der Reichsstadt Nürnberg zu. Lachen und Singen verkürzte die Zeit . . .

Vom Turme der St.-Lorenz-Kirche erscholl Glockengeläute, da nahm Karl von der Liebsten und seinen Begleitern in der Stube des alten Wächters Johann Sichart Abschied und stieg mit

ihm zum vierten Stock empor. Sichart sperrte auf, stellte eine Laterne auf den Fußboden und sagte: „Die Stube hat man für Sie ausgewählt. Gute Nacht!" Er schritt hinaus, verschloß die Türe und kehrte in seine Wohnung zurück.

Zur selben Minute sprang der berittene Bote vor Habermüllers Hause vom Pferde, zog Schutzbrief und Ledigungsschein aus der Tasche, eilte zur Haustür und hob den messingenen Türklopfer. . . .

---

7. Kapitel.

Um Mitternacht fuhr Karl Biener aus dem Schlaf empor und lauschte. Mächtige Windstöße tobten gegen den Turm, rüttelten an den Fenstern, bliesen durch die Ritzen und jagten hohnlachend davon. Da besann er sich, wo er weilte, starrte in die Finsternis, bis es in ihm flüsterte: ‚Marianne schläft ja in demselben Turme.' Das Bewußtsein ihrer Nähe beruhigte ihn, er warf sich auf die Seite, und bald schlief er von neuem ein.

Das Heulen des Sturmes, die Ereignisse der letzten Tage zauberten Karl Biener verworrene, ineinander verschwindende Träume vor; der Schlaf hielt ihn so fest umfangen, daß er sich kaum ermuntern konnte, als morgens um 7 Uhr der Wächter die Tür aufschloß. Ein grauer Regentag grinste höhnisch durch die vergitterten Fenster und lenkte Karls Blicke von dem mürrischen Sichart zur rissigen Kalkwand, auf der Hunderte von Namen, Versen, Zeichnungen und andere Spuren verzweifelter Stunden zu schauen waren. Dann sah er den plumpen Tisch mit dem Wasserkrug und der Kerze darauf, und mit leisem Schauer erinnerte er sich daran, daß er dicht unter dem Dache des Turmes Luginsland gefangen saß.

„Aufstehen!" befahl Sichart. „Es wird gleich die Aufwartefrau kommen, die Ihre Stube reinigt."

Karl sprang aus dem Bett und kleidete sich an. Er wollte fragen, wie es Marianne gehe; aber konnte sich nicht entschließen, mit dem finsteren Alten von seiner Liebsten zu reden. Rasch verzehrte er das Frühstück, das ihm Sichart gebracht, und trat an das eine Fenster. Es regnete so sehr, daß aus dem Dunste nur der Chor von St. Sebald und einige Kirchtürme auftauchten, das übrige Häuser- und Giebelgewirr aber wie von den Wogen einer Sintflut überströmt schien. Auch am anderen Fenster, das nach dem Stadtgraben zu durch die Sandsteinmauer gebrochen war, hatte er keine Fernsicht. Die Festungswerke, Gärten, Häuser, Wälder und die fernen Jurahöhen lagen wie unter einem Meere begraben, und noch immer rauschte es aus dem grauen Gewölke nieder.

Da beschlich ihn leise Trauer. Gleich aber schüttelte er sie von sich ab und tröstete sich damit, daß ja Marianne trotz des Regens nicht mutlos, sondern voll freudiger Hoffnung sein werde. Sie waren freilich getrennt; aber *ein* Dach schloß sich über ihnen, *ein* Gedanke wob Fäden zwischen ihnen trotz dicker Mauern, und *eine* Gewißheit, daß sie sich bald sehen, daß sie sich bald für immer angehören dürften, mußte sie der kleinen Mühsale spotten lassen. Als „ausgetretener Bürger", wie Freund Sichelstiel, der im Gesetzbuche vortrefflich Bescheid wußte, es nannte, wurde er höchstens drei Tage eingesperrt; alsdann wollte er an seine Mutter sich wenden, und in acht Tagen konnte er — bei besserem Wetter natürlich! — mit seinem Weibchen spazieren gehen und mit ihr über die gemeinsame und doch getrennte Gefängnishaft lachen. Lohnte es sich wegen dreier Tage mit dem alten Wächter viel zu reden? Oder gar mit dem alten Weibe, das eben in die Stube humpelte und außer Atem stehenblieb? Ein bißchen Hochmut war hier am Platz. Er schaute, ohne die Aufwartfrau zu beachten, in den Regen hinaus.

Dann ging sie, und er war allein. Der Regen rauschte weiter. Bisweilen hörte er den fernen Schlag einer Kirchenuhr oder verhallende Tritte, verklingende Worte auf der Stiege.

Wann würde Marianne kommen? Er lauschte und lauschte, betrachtete die Inschriften und Bilder der Kalkwände und lauschte von neuem. Sichart brachte ihm das Mittagsmahl und sagte kein Wort. Karl aß, und wieder begann er zu lauschen, umherzueilen. Eine Unruhe packte ihn: hinaus, hinaus ins Freie, hinab zu ihr! Es ward dunkel. Der Wächter kam mit dem Abendbrot und einer Laterne. Karl fragte nicht, so sehr ihn das Herz dazu trieb. Er bezwang Sehnsucht und Neugier und sagte sich:

„Morgen werden wir uns sehen." Und er legte sich nieder und schlief die ganze Nacht. Ein neuer Regentag dämmerte herauf, wuchs mit derselben Eintönigkeit wie der vergangene und wich einem feuchten Abend. Da steigerte sich die Sehnsucht, und er fragte Sichart, der eben wieder sich entfernen wollte:

„Sagt, könnt Ihr mich nicht für ein Viertelstündchen zu meiner Braut führen?"

„Heute ist's unmöglich," brummte der Alte, und weil er den traurigen Ausdruck in Karls Gesicht sah, fügte er tröstend hinzu: „Später einmal" und verschloß hinter sich die Tür.

„Aha," flüsterte Karl, „sie haben uns zu Einzelhaft verurteilt. Nun, mit einem Taler kann man viel erreichen. Schlafen wir! Morgen ist auch ein Tag."

Und er schlief und erwachte, vertrieb sich mit Lauschen, Umherrennen und Hinausstarren in den Regen die Zeit bis zum Mittagsmahle. Als aber dann Sichart mit dem Essen über die Schwelle trat, hielt ihm Karl einen Taler vor die Augen und ersuchte ihn um Erfüllung seiner Bitte.

„Stecken Sie das Geld nur wieder ein", brummte der Alte und schaute mit seinen grauen Augen zornig an ihm vorüber zur Wand, wo sein Konterfei eingekratzt war. „Ich lasse mich vom Sohn meines Wohltäters nicht bestechen. Jawohl, der Herr Syndikus haben mir das Pöstchen verschafft. Wenn ich es könnte, ich ließe Sie mit Ihrer Jungfer Braut stundenlang beisammen . . ."

„Ei, es wird nicht leicht einer von der Obrigkeit kommen und die Sache entdecken."

„Nein. Aber es geht nicht."

„Warum denn nicht?"

„Herr! Weil die Jungfer Engelbauerin nicht bei mir inhaftiert ist, sondern bei ihrem Herrn Vater daheim sitzt . . ."

„Oh!" rief Karl und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß ein Teller zu Boden fiel und zerbrach. „Sichelstiel hat es mir doch versprochen!"

„Herr, hätten Sie doch dem Sichelstiel einen Fußtritt gegeben! Das ist ja der größte Halunke, so weit die Sonne scheint. Ein Spion ist er. Die Frau seines Nachbarn hat er für sein Eheweib ausgegeben und mir mit Lachen alles erzählt. Erdrosseln hätte ich ihn mögen, den Schurken, und hab's doch nicht tun dürfen, dieweil ich um Amt und Brot und um meinen Kopf obendrein gekommen wäre. Ein abgekartet' Spiel haben sie mit Ihnen getrieben. Was wissen solche Tröpfe davon, wie weh es dem andern tut! Und . . . nun ja, halb soll kein Bader 'nen Zahn reißen . . . nun sollen Sie auch alles wissen, dann können Sie auch alles auf einmal verwinden. Ihre Mutter will Sie völlig losreißen von der Jungfer, und der Pastor in Wöhrd hat sich dieserhalb hinter die Obrigkeit gesteckt. Mir tun Sie leid. Aber ich muß tun, was man mir befiehlt. Ach, oft sind die größeren Verbrecher nicht die, welche man zu mir heraufbringt, sondern die, welche die Gefangenen bringen. Aber nun essen Sie, lieber Herr! Essen Sie! Ich bin kein Henkersknecht, und was ich für Sie tun kann, das tue ich."

Er ging hinaus, und Karl starrte noch immer zu der Wand, wo vor ihm jemand auf die Kalkfläche geschrieben hatte: „Cavete homines! Geht den Menschen aus dem Wege!"

Dann schlug er sich mit den Fäusten vor die Stirn und rannte verzweifelt im Zimmer umher. Und dann warf er sich aufs Bett und weinte. Alles war vernichtet, alles! Oh, warum hatte er den Lügen des Erbärmlichen geglaubt? Warum war er nicht in Roth geblieben? Wie hatte er sich von so plumpen Versprechungen betören lassen können!

Mit dem Schmerz um die Trennung von Marianne tobte in ihm der Schmerz über die Täuschung, die er erlitten. Der rüttelte an dem Jüngling und drohte, ihn zu brechen. Immer von neuem brannte ihm wegen seiner arglosen Leichtgläubigkeit die Schamröte ins Gesicht.

Drei Tage lag er, unfähig sich zu erheben, schlaflos im Bette, und Sicharts Tröstungen verhallten unbeachtet. Dann kehrte langsam das ruhigere Nachdenken wieder und die Sorge um Marianne. Wie erging es ihr im Elternhause? Ward sie als Unglückliche mit Nachsicht behandelt, oder mußte sie Hohn und Tadel erfahren? Er überblickte seine Lage und gestand sich, daß seine Mutter einen Sieg errungen, ihn niedergeworfen hatte. Was blieb ihm zu tun übrig? Trotzen oder Bitten. Und er entschloß sich, zu bitten.

Mit zitternder Hand schrieb er einen Brief an seine Mutter, bat um Verzeihung und flehte

sie an, sein Glück nicht zu zerstören, sondern ihm zu helfen, vereint mit Marianne ein neues Leben zu beginnen. Er wollte mit Tränen der Dankbarkeit die Hand netzen, die ihm aus mütterlicher Liebe das gebe, was er sich habe ertrotzen wollen.

Auch an den Pastor Dörrbaum schrieb er einen Brief, worin er sagte: „Sie können mir nicht verargen, wenn ich Sie bisher für die Ursache meiner Leiden gehalten habe. Tue ich Ihnen hierin Unrecht, so bitte ich Sie tausendmal um Vergebung. Irre ich mich aber nicht, so bitte ich Sie um Gottes willen, hören Sie auf, mich zu quälen, und lassen Sie meine Mutter allein handeln. Sie als Mutter wird gewiß nicht zu grausam mit ihrem Sohne verfahren."

Als er die Briefe seinem Wächter übergeben hatte, ward ihm freier zumute; denn die Hoffnung sang trotz der Sorgen und Schmerzen ihr Lied gleich einem Stare, der im Schneegestöber zu pfeifen und zu schmatzen beginnt. Wann hätte jemals Offenheit und von Herzen kommendes Flehen keine Wirkung ausgeübt? fragte sich Karl. Ja, die Mutter hat recht! Bitten soll ein Sohn, nichts ertrotzen.

Zwei lange, trübe Tage schlichen dahin; er erhielt keine Antwort auf seine Briefe. Da packte ihn der Zorn, und er rief aus: „Kann euch mein flehendes Bitten nicht erweichen, so will ich euch durch eisernen Widerstand die Zustimmung abnötigen. Keinen Schritt tue ich mehr." Mit seinen unsichtbaren Gegnern redend und streitend, lief er auf und ab. Ein paar Strahlen der sinkenden Sonne verirrten sich in die Stube und wiesen wie mit goldenen Stäben auf die Inschriften der Kalkwand. Die Tür öffnete sich, und ein hagerer, alter Herr mit lebhaften Augen und feinen Gesichtszügen trat ein. Karl hielt in seinem Laufe inne, sah scharf den Fremden an und sagte mit leichtem Spott:

„Hat meine Mutter Ihre Hilfe angerufen, Herr Konsulent Rollmar?"

„Ihre Mutter?" fragte der erstaunt. „Nein, gewiß nicht. Aber nun geben Sie mir einmal Ihre Hand! Sie zögern? Ah, ich verstehe, wir sind trotz unserer Jugend schon ein bißchen argwöhnisch. Sie haben aber keinen Anlaß hierzu, bei mir wenigstens nicht. Ich bin zu Ihnen gekommen als Freund Ihres seligen Vaters . . ."

„Aus freiem Antrieb?"

„Ja, nachdem Sichart mir von Ihrer Not erzählt hat. So, nun halte ich Ihre Hand, und nun berichten Sie. Lassen Sie mich alles wissen, was Sie bedrückt."

„Herr Konsulent, wenn Sie mir sozusagen einen freundschaftlichen Besuch zugedacht haben, dann muß ich Sie vor allem bitten: Raten Sie mir ja nicht, meiner Marianne zu entsagen. Das werde ich niemals tun."

„Mein lieber Freund, ich möchte mich bloß über Ihre Lage informieren, damit ich hernach in Ruhe überlegen kann, wie Ihnen zu helfen sei. Erzählen Sie, bitte!"

Und Karl erzählte; es tat ihm wohl, einem Menschen sein Herz zu öffnen. Es sank die Dämmerung nieder, und die letzten Sonnenstrahlen schwanden aus der Stube. Rollmar saß im Schatten und verriet durch keine Bewegung, daß ihn irgend etwas aus dem Bericht erregte. Und dann saßen sie stumm nebeneinander und starrten in die wachsende Nacht, Karl ärgerlich über das Schweigen des alten Herrn. Endlich erhob sich dieser und sagte:

„Mein Freund, Sie sind ein Liebling der Götter. Die stillste Klause, die es auf Erden geben kann, haben sie Ihnen angewiesen. Hier können Sie Kräfte fürs Leben sammeln und dem Murmeln der göttlichen Quelle in Ihrer Seele lauschen."

„Ich möchte meine Bücher und meine Flöte. Ich vergehe vor Einsamkeit."

Rollmar lachte kurz und sagte: „Alle großen Männer haben die Einsamkeit aufgesucht, Moses, Christus, Mohammed, ehe sie ihr Werk begannen. Und alle Menschen müssen in die Einsamkeit des Grabes, bevor sie Größeres schauen dürfen. Wer die Einsamkeit nicht ersehnt, wird nie etwas Bedeutendes leisten. Gute Nacht!"

Er war verschwunden, und Karl lachte hinter ihm über den „verrückten Kauz". Er bedurfte nicht mehr der Einsamkeit. War er nicht in seiner ganzen Jugend, obwohl er im Elternhause gelebt, einsam gewesen?

Sonnige Herbsttage folgten. Sehnsüchtig stand er am Fenster und blickte zu dem schmalen Streifen, den er vom Gemäuer des Weißen Turmes noch sehen konnte. Dort lag das Haus der Geliebten; dorthin flog sein Sehnen, von dort kehrten Trauer und Kummer, Groll und Ver-

zweiflung in seine Brust ein. Und langsam schlichen die Stunden vorüber, langsam, langsam. Niemand besuchte ihn. Sein Hirn war des Denkens müde. Hätte er sterben dürfen, er hätte sich nicht gesträubt.

Eines Nachmittags erhielt er seine Bücher, und dazu hatte Pastor Dörrbaum die Bibel gefügt. Als er sie aufschlug, fiel ein Zettel heraus; auf diesem stand:

„Mein lieber Sohn! Ich vermahne Dich, zu lesen Epheser am 5. Vers 11—12. Dein treuer Vater Theodor Dörrbaum."

Karl suchte die Stelle auf und las: „Und habt nicht Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis, strafet sie aber vielmehr. Denn was heimlich von ihnen geschiehet, das ist auch schändlich zu sagen."

Da klappte er die Bibel zu und sprach: „Sie haben scheinbar das Wort der Heiligen Schrift für sich, Herr Papa; aber ehe Sie mich darauf verweisen, befolgen Sie zuerst selbst die darin enthaltene Lehre! Sie haben Stiepanek ins Grab gebracht, Sie haben Gottliebes Glück vernichtet, sie arbeiten auch gegen mich mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis."

Und dann griff er zur Odyssee, setzte sich ans Fenster in die Sonne und vertiefte sich in die ewig goldene Poesie Griechenlands. Wieder stieg der Abend auf und folgte zögernd seinem Bruder, dem scheidenden Tage. Bilder der Jugendjahre erwachten, und mit ihnen erwachte die Hoffnung. Und so stark war sie, daß er schon das reine, tiefe Glück empfand, das ein dem Frieden, dem Schönen, der Liebe geweihtes Leben beschert. Er empfand mit seligem Schauer dieses Glück, wie wir trotz der einsetzenden kalten Luftströmung aus vereinzelten warmen Windstößen die Herrlichkeit des kommenden Lenzes ahnen.

Da öffnete sich die Tür, und Konsulent Rollmar trat über die Schwelle. „Ich werde", sagte er mit gedämpfter Stimme, „nun bald irgend etwas begehen müssen, um für einige Zeit die Einsamkeit dieses Turmes genießen zu dürfen."

Karl sprang ärgerlich über die ihm töricht dünkenden Worte auf und rief kurz: „Sie bringen mir die Freiheit?"

„Mein lieber Freund, die innerliche Freiheit, die Freiheit der Seele müssen Sie sich selbst verschaffen, falls Sie sie verloren haben. Die äußerliche kann ich Ihnen nicht bringen."

„So kommen sie mit leeren Händen?"

Ohne zu antworten, setzte sich Rollmar ans Fenster und blickte hinaus in die Glut des Abendhimmels.

Es war stille im Turmzimmer. Endlich seufzte Karl, und Rollmar fuhr aus seinem Sinnen empor.

„Ihrer Braut geht es gut", sagte er; „ich soll Sie von ihr grüßen . . ."

„Sie haben sie gesprochen?"

„Ja. Madame Engelbauerin nimmt sich eifrig ihrer Tochter an, und ich kann Ihnen gestehen, daß Sie nach dieser Seite keine Befürchtungen zu haben brauchen . . ."

„Wie soll ich Ihnen danken!"

„Dann hatte ich mit Ihrer Frau Mutter eine lange Unterredung. Die Frau Pfarrer hat einen zähen Willen . . ."

„Leider!"

„Die Flöte erhalten Sie. Sichart wird sie Ihnen bringen."

„Prächtig!"

„Das ist aber auch alles, was ich erreichen konnte. Ich sehe in Ihrer Angelegenheit nur einen Ausweg, der zum Heile führt . . ."

„Nämlich?"

„Sie sollen Ihrer Braut nicht entsagen . . . durchaus nicht. Aber Sie müssen eine Erklärung abgeben, nach der Sie zugestehen, daß Mademoiselle Engelbauerin frei sei."

„Niemals!"

„Sie sind der echte Sohn Ihrer Frau Mutter. Überlegen Sie sich doch, was ich Ihnen rate! Ihre Verlobung wird scheinbar gelöst. Sie werden freigelassen. Sobald Sie mündig sind, heiraten Sie."

„Ich will selbst den Verdacht der Treulosigkeit vermeiden."

„Verstehe ich. Aber dann können Sie in dem Turme da noch als Achtzigjähriger sitzen. Die Luft hier oben ist gut zum Altwerden, und unsere Behörden sind beharrliche Leute."

„Lieber den Tod als ein Leben, durch das mich wie ein Schatten der Vorwurf der Untreue begleite!"

„Nun, erwägen Sie meinen Vorschlag. Schreiben Sie mir Ihren Entschluß! Ich muß heim. Gute Nacht, Sie Götterkind!"

Die ganze Nacht lag er ruhelos und kämpfte wider die lockenden Gesellen, die zum Teil auch aus der Tiefe seiner Seele emporstiegen, aber am Morgen ging er zum Tisch, dem Konsulenten Rollmar seinen unumstößlichen Willensentschluß in knappen Worten zu berichten. Und eben unterschrieb er seinen Namen, da brachte Sichart mit dem Frühstück zugleich die Flöte und ein Bündel Kleider.

„Das schicken Ihre Eltern. Sie hätten nun gar nichts mehr von Ihnen zu erwarten, lassen sie Ihnen sagen. Sie sind sehr aufgebracht über Sie, weil Sie durch Ihre Gefangenschaft nicht nachgiebiger geworden sind."

Karl nickte und sagte darauf: „Nachgiebigkeit ziemt denen, die im Unrecht sind. Ich bin es nicht."

„Nachgiebig sollte der Kluge sein; nur die Dummen sind halsstarrig", brummte der Wärter und ging.

„Aha, guckt auch bei dem der Versucher heraus?" flüsterte Biener und machte eine abwehrende Handbewegung.

Aber er blieb heiter an diesem und an den folgenden Tagen. War er nicht ein Sieger? Ja, er fühlte sich sogar heimisch in seinem Turmgemache. Er las eifrig, ließ sich Bücher aus der Leihbibliothek holen, trieb französische und italienische Übungen, und wenn die Sonne sank, griff er zur Flöte und spielte, am Nordfenster stehend, alle ihm bekannten Tänze, die man Schleifenschnitzer, Krautschneider, Apotheker und Parasol nannte. Gar manch ein Spaziergänger blickte über den Stadtgraben zum Turm Luginsland empor und schüttelte den Kopf in sittlicher Entrüstung über die Zuchtlosigkeit der Gefangenen. Emanuel Sichelstiel aber meldete jeden Abend seinem Nachbar Andreas Ressel, Spezereihändler in der Laufergasse, von dem Flötenkonzert Karls, und Andreas Ressel beeilte sich, den Bericht im Hause seines Schwagers und seiner Schwester zu Wöhrd mit einer entsprechenden Herausarbeitung des Unwesentlichen zu wiederholen.

In seinem fast behaglichen Dahinleben, aus dem nur dann für kürzere Zeit die heitere Sonne verschwand, wenn er an Marianne dachte, nach der Geliebten sich sehnte, ward er eines Abends durch den dritten Besuch Rollmars gestört.

„Aber, lieber Freund," sagte der Konsulent mit müder Stimme, „wie können Sie die friedliche Gottesstille Ihrer Klause mit solch schauderhaften Tänzen verscheuchen! Warum spielen Sie nichts Elegisches, das Ihre Seele in Einklang brächte mit der Poesie des hereinbrechenden Abends?"

Karl spielte noch ein paar Töne aus dem „Parasol", setzte die Flöte ab und entgegnete kurz: „Mit demselben Recht könnte ich Sie fragen, weshalb Sie mir meinen abendlichen Genuß stören. Ich hasse die Rührseligkeiten. Aber . . . was wünschen Sie von mir? Welchen Auftrag hat Ihnen meine Mutter wieder gegeben?"

„Mein junger Freund, Sie halten mich für einen Sichelstiel und sind mißtrauisch gegen mich, ohne daß Sie einen Anlaß dazu haben. Ich werde Sie nicht lange stören, obwohl ich mich die ganze Woche auf dieses Turmzimmer gefreut habe." Seine Augen glitten zum Fenster, kehrten sofort zu Karl zurück, und Rollmar fuhr weiter: „Ihre schriftliche Erklärung genügt mir nicht. Ich komme damit zu keinem Ziele. Sie müssen eine andere ausfertigen . . ."

„Nein, Herr Konsulent, das werde ich nicht tun. Ich gebe kein Schriftstück mehr aus der Hand. Sorgen Sie dafür, daß das Gericht sich meiner annimmt und endlich einmal mich verhört! Stellen Sie mich meiner Marianne gegegenüber, dann will ich ihr eine mündliche Erklärung geben. Schon jetzt verspreche ich, auswärts eine Kondition zu suchen und Marianne während einiger Jahre zu meiden."

„Reden Sie doch offen! Sie wollen sagen: Ich suche auswärts eine Kondition, und habe ich nur meine Freiheit wieder, so werde ich schon Mittel und Wege finden, mich mit Marianne zu vermählen."

„Ganz richtig. Warum sollte ich es leugnen?"

„Das wissen Ihre Eltern so gut, wie Sie und ich es wissen. Und darum verlangen sie eine schriftliche Erklärung, daß Sie Ihre Braut freigeben. Sie weigern sich? Solch hoher Sinn scheint ja bewundernswert, Sie selbst dünken sich vielleicht ein stiller Held, und doch begehen Sie eine Torheit. Gesetze, Sitten, Einrichtungen sind Werke der Selbstsucht, allerdings oft einer gesunden, lobenswerten Selbstsucht. Wenn Sie

meinen Rat nicht befolgen, sehe ich Ihrer Gefangenschaft kein Ende ab. Sie wenden sich von mir? Sie halten mich für schlecht? Ich habe die Erfahrung eines langen Lebens für mich. Und auch Sie werden zu meiner Ansicht sich bekehren. Gute Nacht!"

Karl stand am Fenster und sann den Worten Rollmars nach. Noch war er sich nicht klar darüber, ob der Konsulent ein Freund der Wahrheit oder ein Heuchler und Diener seiner Gegner sei, als die Tür geöffnet wurde und Sichart einen kleinen Menschen mit scheuem Blicke hineinschob.

„Da bringe ich Ihnen einen Stubenkameraden, den Barbier Kirchner."

Karl kannte dessen Geschichte. Im Juli hatte ein Schlosser aus einem Geschäftsgewölbe eines Großkaufmanns die Kasse gestohlen. Der Schlosser war verhaftet worden und der Prozeß gegen ihn war im Gange. Da meldete sich Kirchner und versicherte eidlich, er habe die Kasse bei dem Schuster Erdmann gesehen. Sofort wurde dieser gefänglich eingezogen, die Kundschaft verlief sich, seine Familie verarmte. Nun aber gestand der Schlosser sein Verbrechen, und Kirchner wurde unter dem Verdachte des Meineides verhaftet.

Karl war empört über seinen Stubengenossen, und kaum hatte Sichart das Gemach verlassen, so machte er ihm Vorwürfe wegen seiner falschen Aussagen. Kirchner blickte nicht auf, ergriff ein Stück Kreide und zeichnete mit nicht ungeschickter Hand Blumen auf den Tisch.

„Sehen Sie," flüsterte er erregt, „solche Blumen waren auf die Kasse gemalt. Ich habe sie noch gut im Gedächtnis."

„Nun ja, aber wissen Sie bestimmt, daß Sie die Kasse bei Erdmann gesehen haben?"

„So gewiß, als ich weiß, wo ich mich jetzt befinde."

„Ist Erdmann Ihr Feind?"

„Mein bester Freund und Gevattersmann ist er. Aber Gerechtigkeit geht allem vor."

„Haben Sie auch den Schlosser barbiert?"

„Ja."

Karl sann nach. „Hm," sagte er nach einer Weile, „dann ist mir der Vorgang erklärlich. Sie kommen als Barbier viel herum, haben tatsächlich bei dem Schlosser die Kasse gesehen, aber den ersten Ort vergessen und aus Irrtum einen anderen angegeben."

„Ich irre mich nicht."

„Natürlich irren Sie sich. Das kommt von Ihrer Meistergeschäftigkeit."

„Sollte ich zuschauen, wie ein Unschuldiger . . ."

„Es ging Sie ja nichts an."

„Freilich! Die Vornehmen wollen nichts wissen von Gerechtigkeit; aber unter uns armen Leuten ist sie noch lange nicht tot."

„Sie sind ein Schwätzer. Um sich wichtig zu machen, haben Sie sich bei der Obrigkeit gemeldet. Geschieht Ihnen ganz recht, wenn Sie dafür bestraft werden."

So sehr auch Kirchner sich verteidigte, Karl würdigte ihn keiner Antwort, sondern begab sich zu Bett. Aber ihn mied der Schlaf; denn der Barbier lief bald murmeld, bald jammernd in der Stube auf und ab, beteuerte seine Unschuld und benahm sich wie ein Verzweifelter. Karl bezwang seinen Ärger. Aber mit dem nächsten Morgen setzte Kirchner sein Benehmen fort, wandte sich an ihn und suchte Mitleid und Glauben zu erwecken.

„Reden Sie mich nicht an!" schrie Biener. „Ich gebe Ihnen keine Antwort."

„Sie geben mir keine Antwort?" rief der kleine Barbier und warf einen scheuen, hinterlistigen Blick auf den Jüngling, der am Tische eben ein Buch öffnete. „Sie geben mir keine Antwort? Glauben wohl, was Feineres als ich zu sein?" Und er überschüttete, durch die Stube laufend, den „eingebildeten Gimpel" mit jener Flut von Schimpfwörtern, die in den Werkstätten und Wirtshäusern der alten, winkligen Reichsstadtgassen seit Jahrhunderten emporgewuchert waren. So verstrich der Vormittag; nach dem Essen warf sich Kirchner aufs Bett und schlief bis zum Abend. In der Nacht aber fing von neuem das Umherirren, Jammern und Höhnen an. Karls Erbitterung wuchs; aber er schwieg. Am nächsten Morgen beklagte er sich bei Sichart über seinen Kameraden und mußte von dem alten „Brummbär" hören: „Folgen Sie Ihren Eltern, dann werden Sie frei."

Da schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: „Um mich zur Nachgiebigkeit zu zwingen, haben sie mir diesen Menschen zugesellt!" Und war er zuvor über Kirchner als einen Schwätzer und

Verleumder erbost, so haßte er ihn jetzt, weil er ihn für ein Werkzeug seiner Gegner hielt. In der Nacht entsetzte er sich über sich selbst und über die Gedanken, die aus der Tiefe seiner Seele mit der leidenschaftlichen Roheit wilder Völker auftauchten. Der Mond schien in die Stube, und Kirchner lief redend über die Dielen. „Schlag' ihn tot!" schrie es in Karls Brust. „Schlag' ihn tot! Er verdient es, der Lügner! Schlag' ihn tot! Nur dadurch erhältst du deine Ruhe." Die Gedanken stürmten auf ihn ein und suchten wie das Fieber seine Sinnenklarheit zu betäuben, zu trüben. Oft seufzte er auf vor Schmerz über diese Qual, aber der andere glaubte, Karl seufze über die Störung, und steigerte sein Jammern und Höhnen.

Nacht für Nacht litt Karl unter den wilden Lockungen, und mit jeder Nacht, so sehr er sich wehrte, wuchsen sie, und wider seinen Willen reifte der Plan, den ihm geheime Kräfte seiner Seele zuraunten: Du mußt hinter ihm herschleichen, mit den Händen seinen Hals umklammern, ein Druck . . . .

Tagsüber loderte in seinen Augen unheimliches Feuer; er vermochte nicht zu lesen. Kirchner war ihm so verhaßt wie eine Ratte, die er nicht anschauen konnte, die er totschlagen mußte. Minutenlang starrte er auf irgendeinen Fleck, bis rote Punkte vor seinen Augen tanzten und er sich gewaltsam losriß, um sofort in dasselbe stumpfsinnige Wesen zu verfallen.

In der achten Nacht — ein Novembersturm jagte heulend das Gewölk an der Mondscheibe vorüber — erlag er den wilden Gedanken. Kirchner lief eben an ihm vorbei, hinein in die Finsternis. Da schlüpfte er leise aus dem Bett. Jetzt kehrte der Barbier zurück, wandte sich dicht vor Karl, und dieser hob die Hände. Plötzlich strömte Mondlicht durchs Fenster und warf den Schatten des Ruhelosen auf die Wand. Erschrocken sah Karl dem eilenden Schatten nach, und stöhnend schwankte er zum Tisch, schlug mit zitternden Händen Feuer, zündete die Kerze an, und während er schluchzte und die Tränen ihm über die bleichen Wangen stürzten, schrieb er: „Retten Sie mich um Gottes willen, liebe Eltern, aus dem Gefängnis! Ich will alles tun, was Sie von mir fordern."

Ehe er noch seinen Namen daruntersetzen konnte, rasselte draußen vor der Tür ein Schlüsselbund. Sichart und eine Anzahl Söldner traten ein, und der Wärter rief: „Heda, Kirchner! Es geht in die „Eisen!" Packt ihn, Leute!"

Der Jammer des Barbiers traf taube Ohren. Die Söldner fesselten ihn, stießen ihn vor sich her, und Karl brach in heftiges Weinen aus. Und als er sich etwas beruhigt hatte, fragte er sich: „Ist Kirchner wirklich ein Verbrecher? Haben ihm nicht seine Gedanken, deren er nicht mehr Herr werden konte, eine Lüge für eine Wahrheit vorgeredet? Haben sie nicht auch mich zu einer Sünde bereden wollen?

Lange sann er nach, und während er sich in solch weicher Stimmung befand, in der er auch seinen Eltern Berechtigung zum Einschreiten zusprach, zerknüllten seine Finger das beschriebene Papier und hielten es schließlich an das Licht, wo es rasch verbrannte.

„Gott sei Lob und Dank, daß er mich errettet!" flüsterte er. „Er ist sichtbar mit mir und wird meinen Widerstand nicht ahnden."

Und gehoben von dieser Überzeugung las er am Morgen die Briefe, die sein Bruder Lorenz und dessen Chef auf Dörrbaums Veranlassung an ihn geschrieben hatten.

„Wie?" rief er, „sie raten mir, Marianne aufzugeben? Niemals!" Und er lachte über die Mittel, die man anwandte, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber war auch sein Wille wieder gefestigt, die frühere behagliche Stimmung blieb verschwunden; grau, mit Zerrbildern bedeckt, gleich den getünchten Wänden, lag vor ihm das Leben, und leise wie eine Schlange umschnürte die Verzweiflung seine Seele.

(Fortsetzung folgt.)



Amsel im Schnee.

Erzählung
von
Georg Mengs
(Gertrud Büstorff).

5. Fortsetzung.

Der Graf, der, soweit dies für einen Weltmann schicklich, erstaunt war, den Dichter hier zu treffen, erfuhr, daß dieser eine besondere Vorliebe habe für dies „idyllisch gelegene Schwarzwalddorf", das er schon seit einigen Jahren aufsuche. Er brauche Ruhe für seine Nerven; allerdings müsse er sagen, zöge ihn noch etwas anderes mit ganz geheimnisvoller Kraft hierher, ein junges Mädchen — der Graf lächelte liebenswürdig —, eigentlich noch ein Kind, verbesserte sich der Dichter, dessen eminentes Talent für Tanz und Deklamation er zufällig — wie dies immer geschähe — während seines ersten Aufenthaltes hier entdeckt hätte.

Als Dramatiker mit dem Bühnenleben vertraut, hätt er häufig Gelegenheit, junge Talente zu beobachten. Dies hier hielte er für eines der reichsten und eigenartigsten. Mit eigenen Mitteln wolle er die Ausbildung bestreiten, würde sich aber wohl als Besiegter zurückziehen müssen, denn vom Pfarrer und jungen Grafen bis herab zum „Drachen", der das Kind bewache, sei alles gegen ihn.

Der junge Graf, der allem Anschein nach von ganz „puritanischen Gesinnungen" erfüllt sei, habe das allerstrengste Veto eingelegt; von seiner jungen, gelähmten Freundin, bei deren Mutter er wohne, erführe er so manches.

Niemand ahne, welche „Sünde wider den Geist" hier begangen würde: Sollte dies herrliche, reichbegabte Kind hier einen Bauern heiraten, oder sich nach dem Tode des „alten Drachens" nach einer Stellung umsehen?

Schauerlicher Gedanke!

Er wenigstens litte so intensiv darunter, daß er jedenfalls nicht mehr hierher zurückkehren würde. Dazu hätte ja eigentlich kein Mensch ein wirkliches Anrecht auf das Kind — der Vater jedenfalls verkommen, die Mutter tot — die sich ihrer angenommen, seien ja nur Fremde.

Wie das Meer manchmal die köstlichsten, herrenlosen Schätze an den Strand würfe, so gehöre dies Kind auch gewissermaßen zu jenem kostbaren „Strandgut" des Lebens. Es handele sich nur darum, daß es nicht plumpe, unberufene Hände heimtrügen; seiner Ansicht nach hätte er, der ihre Begabung, also den Sinn ihres Daseins am richtigsten erkannt und die edelsten Zwecke verfolge, wohl das meiste Anrecht.

Da war wieder ein Lächeln um des Grafen Lippen, ein sehr feines, skeptisches; aber der Dichter bemerkte es diesmal nicht; er war wirklich im Feuer, und der Graf hielt den Kopf leicht gesenkt und strich seinen kleinen, schwarzen Schnurrbart.

Evchen war seit seiner Ankunft sehr selten im Schloß gewesen, und er hatte sie nicht mehr gesehen. Frau Birke hatte einen Gichtanfall gehabt und sie hatte sie treulich gepflegt. Jetzt entsann er sich der ersten Begegnung, und gleich stand das reizende Kind vor ihm.

Sollte es sich hier wirklich um ein so großes Talent handeln? Aber wozu sollte der Dichter dann die Ausbildung mit seinen Mitteln bestreiten — seine Einnahmen sollten ja allerdings glänzende sein — das konnten er und die Gräfin ebensogut tun. Dazu lockte es ihn ungemein, seinem „puritanisch gesinnten" Stiefsohn einen Streich zu spielen und just das zu veranlassen, was der um jeden Preis verhindern wollte.

Er hob den Kopf.

„Was sagt die Kleine zu Ihren Plänen, und weiß sie überhaupt davon?"

„Nicht viel; aber sie hat im Grunde genommen keine Ahnung davon, was sie ausschlägt."

„Man sollte ihr einen Vorgeschmack davon geben."

„Wie — vielleicht hier auf dem Dorfe?" meinte der Dichter etwas spöttisch.

„Nein, aber im Schloß."

Dort sollte in einiger Zeit der Gräfin Geburtstag besonders festlich begangen werden; eine Menge Gäste von nah und fern würden erwartet; man plane ganz im geheimen — die Proben könnten in dem großen Gartenpavillon am Ende des Parkes abgehalten werden — allerlei Aufführungen, lebende Bilder, vielleicht ein Kostümfest.

Wie wäre es, wenn er sich herabließe, für seinen Schützling eine kleine Soloszene zu verfassen, in der ihr Talent für Tanz und Deklamation zur Geltung käme?

Erst zögerte der Dichter; da er sich aber sagte, daß eine so günstige Gelegenheit nie wiederkommen würde, so willigte er ein, und da sich die beiden Männer trennten, waren sie ganz einig: der Dichter versprach, im Schloß seine Aufwartung zu machen, und der Graf übernahm es, Evchen in ihre Pläne einzuweihen.

Und das machte sich ganz von selbst. Einige Tage später, da die Sonne wieder strahlend hell am Himmel stand, traf er Evchen zufällig am Ende des Parkes, dort wo er schon ganz verwildert war. Sie kam in derselben reizenden Geschäftigkeit dahergeeilt wie das erstemal, nur daß sie heut ein hochrotes Tüchlein um den Kopf und keine Pakete im Arm trug.

Möglich, daß sie den Grafen, der mit seinem Hunde auf einem der Seitenwege auf und ab ging, nicht gesehen hätte; aber der Hund sprang an ihr empor, und dann kam er selbst auf sie zu und zog tief den Hut. Die höfliche Begrüßung verwirrte sie erst ein wenig; da sie aber ein ehrgeizig' Persönchen war, so freute sie sich auch über die Ehre, die man ihr antat.

Auf die Frage, woher sie käme, erzählte sie, Frau Birke sei wieder ganz gesund, so hätte sie zum erstenmal heute den ganzen Tag fast draußen sein können und hätte mit dem Franz im Weinberg geschafft. Und eine Lust wäre es, wie die Reben stünden, das gäb' diesmal ein Herbsten! Da sollt' der Herr Graf noch hier sein!

Aber das Allerschönste sei doch die Heuernte, die könne sie immer kaum erwarten, und da sollte sich der Herr Graf einmal umhören, da tät sie richtig mitarbeiten, wie ein Großes. Jetzt aber müsse sie eilen, denn es sei ihr mit einem Male wieder eingefallen, daß Frau Birke ihr einen Auftrag an die Jungfer im Schloß mitgegeben, und um keinen Umweg zu machen und sich nicht zu verspäten, sei sie rasch über das Mäuerle da, und sie wies lachend rückwärts nach der Parkmauer, geklettert.

Da er Evchen so lebendig ihre Freuden an der ländlichen Arbeit schildern hörte, waren ihm Bedenken gekommen, ob sich der gute Dichter nicht vielleicht doch in diesem Talent geirrt hätte.

Vielleicht, daß er, der gewiß schon Kinder, älter als Evchen, hate, in dies entzückende junge Ding verliebt war. Mein Gott, bei einen Dichter ist alles möglich. Wozu aber dann erst die Komödie mit der Ausbildung?

Das einfachste, wenn man sie hier nicht wollte verbauern lassen, wäre, sie mit nach Paris zu nehmen als Spielgefährtin der kleinen Komtesse.

Es war drollig, wie sich die beiden Männer schon dies „kostbare, herrenlose Strandgut" streitig machten.

Da Evchen fort wollte, hielt er sie an der Hand zurück, und begann von der Gräfin Geburtstag zu reden, und gar fein mit leuchtenden Farben das Fest droben im Schlosse auszumalen.

Gar nicht genug konnte sie davon hören, und süß ging es ihr ein, wie das allerschönste Märchen, das man um alles in der Welt erleben möchte.

Sie sollte tanzen, deklamieren dürfen für die Gräfin, die sie mit all der Zärtlichkeit und Schwärmerei ihrer jungen Jahre liebte als schönste und beste Frau der Welt, tanzen droben im Saal, den sie nur einmal mit Hans-Kurt bei Tageslicht gesehen, alle Fenster, die schönen Möbel, die kostbaren Kronleuchter verhüllt.

„Komm, komm," hatte Hans-Kurt gedrängt, „hier ist's, als sei jemand gestorben; draußen ist's tausendmal schöner."

Nur eine dunkle Erinnerung hatte sie behalten an „Engelchen", die droben unter der Decke schwebten und Blumengirlanden hielten, denn dieser Saal war ein Meisterwerk vergangener Zeiten.

Italienische Künstler hatten die kostbaren Stuckarbeiten an der Decke geliefert, Tischler aus Holland die feinen Holzverzierungen. Der Graf, der ein feiner Kunstkenner war, liebte diesen

Saal und war selbst begierig, ihn einmal bei einem Feste zu sehen.

Da er wohl merkte, daß Evchen schon mit Leib und Seele bei seinem Plane war, und sie ihn eine ganz andere dünkte wie vorhin — auch das rote Tüchlein hatte sie abgebunden — so kamen ihm doch wieder Zweifel, ob der Dichter nicht recht gehabt, und immer lebhafter und verführerischer ward seine Schilderung des Festes.

Wie mit einem Zauberwort flammten alle Kerzen auf, schimmerten in dem spiegelglatten Estrich, strahlten wieder in den kostbaren venetianischen Spiegeln und in diesen Spiegeln erschien, einer Vision, einem Bilde gleich, Evchens entzückende Gestalt.

Hatte sie eigentlich keine Ahnung, daß sie schöner sei, als alle Komtessen der Welt?

Hatte sie noch nie Frau Birkes Spiegel gefragt: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Er würde ihr bald die rechte Antwort geben.

Da sie die Märchenworte hörte, lachte sie den Grafen erst halb verträumt an, denn ihre Seele war noch bei Spiel und Tanz, dann besann sie sich und gab die rasche Antwort, der Spiegel von Frau Birke sei viel zu klein und zu trüb, um gut zu sehen und recht zu schwätzen.

Dabei fiel ihr Frau Birke ein, sie wolle sie gleich um Erlaubnis fragen. Aber der Graf machte ihr klar, daß dies unmöglich sei. Um der Gräfin willen, die vollkommen überrascht werden sollte, müßte alles geheim bleiben. Nur wenige Proben sollten in dem alten Gartenhaus im Parke stattfinden, sie sei eine kluge, kleine Hexe und würde es schon einzurichten wissen, und der guten Gräfin zuliebe gelobte das Kind Stillschweigen.

Da sie aber nach dem Nachtgebet noch mit gefalteten Händen in ihrem Bette lag, war ihr nicht sonderlich leicht ums Herz. Sie dachte an Hans-Kurt und ob sie ihm, der jetzt so weit fort — in England — war und so selten schrieb, von dem bevorstehenden Fest erzählen sollte aber sie wußte nicht wie und fürchtete sich auch ein wenig.

Obwohl er das letztemal kaum von seinem Stiefvater geredet hatte, so hatte es ihm das fein empfindende Kind an den Augen abgelesen, am Ton seiner Stimme gehört, er liebte seinen Stiefvater immer noch nicht, haßte ihn vielleicht.

Und sie begriff es nicht, wie man einen so schönen, freundlichen Herrn, der es so gut meinte und so gar keinen Hochmut hatte, hassen könnte; dachte sie aber an die Heimlichkeit, die sie mit Frau Birke treiben sollte, tagelang, so ward ihr nicht besser zumute.

Das Kind hatte noch nie ein solches Geheimnis vor ihr gehabt; es war, als müßte sie es ihr morgen am hellichten Tage ansehen, sie fragen. Dann würde sie lügen müssen, und auch ohne des Pfarrers Ermahnung empfand sie Lügen als etwas Abscheuliches. Wenn sie sich aber ausmalte, wie ihr Frau Birke jedenfalls, erführe sie die Wahrheit, verbieten würde, an der Aufführung im Schlosse teilzunehmen, dann fühlte sie, wie ihr das Herz stillstand und alle Freude genommen wurde.

Die einzige, die sie hätte verstehen können, und die sich mit ihr gefreut hätte, wäre die lahme Afra gewesen. Die war in ganz jungen Jahren, da die Lähmung noch nicht so weit vorgeschritten, in der Residenz im Hoftheater gewesen, ein erstes und einziges Mal — so war es ein köstliches Erlebnis ihres jungen, kranken Daseins geworden, das sie nicht oft genug hatte dem Kinde erzählen können.

„Sag' doch Afra, erzähl's noch einmal; wie war's, eh' der Vorhang aufging."

„O Jesses, geht seller Vorhang schon wieder auf?"

Den Franz, bei dem die Kritik früher einsetzte, begann das allmählich zu langweilen, und seitdem er einmal so frech gewesen war, einen Vergleich mit dem Affentheater zu wagen, das er auf dem Jahrmarkt gesehen, seitdem war er von diesen Erzählungen ausgeschlossen worden.

Das Kind aber saß selbst mit pochendem Herzen und glühenden Wangen vor diesem Vorhang.

„Und wie er dann aufging, Afra, war's wirklich so schön?"

Wie oft hatte sie das schon gefragt, und sie kannte sie alle: die bleiche, liebliche Königin im schweren Brokatgewand, den abscheulichen alten König, den feurigen jungen Prinzen, der seine Stiefmutter, die Königin, allzusehr liebte. In Samt und Seide kam er daher, die goldene Kette um den Hals, den zierlichen Degen an der Seite, mit seinem Freunde, der, ebenso schön und ritterlich wie er, für ihn sterben mußte. Nun

sollte sich droben im Schlosse der geheimnisvolle Vorhang heben, und der Graf hatte ihr versprochen, wie auf dem wirklichen Theater sollte es sein.

Ihre Phantasie begann ihr Spiel damit zu treiben, bis ihr wieder einfiel, was er über die kerzenstrahlenden Spiegel und ihre Schönheit gesagt hatte, und sie erschrak:

Du lieber Gott, sie war gewiß ein arm's Tröpfele Was sollte sie wohl an dem Abend anziehen? Sie hatte ja nichts!

All ihre Fähnchen ließ sie aufspazieren, da war nicht eins, das in diese illustre Gesellschaft gepaßt hätte.

Daß sie es gleich dem Grafen gesagt hätte, sie könnte nicht mitspielen, weil sie kein Kleid hätte; aber Männer denken an derlei nicht, und Frau Birke würde keinen Stich und keinen Pfennig dazu tun, ihr eins zu verschaffen, und sie verstand es ja auch nicht und war selbst arm.

Von der Dorfkirche schlug es elf; das Kind, das sonst längst um diese Zeit in süßem, tiefem Schlaf lag, wachte noch mit heißen Wangen und weit offenen Augen. Drüben, über dem schwarzen Tannensaum, stand die Mondsichel scharf und klar. Sie glänzte wie Gold, wie die Ketten der Ritter. Wenn sie sichs herabholen könnte, ein Kleid dafür zu kaufen!

Es war das erstemal, daß sie sich ihrer Armut bewußt ward, und da sie nach Mitternacht einschlief, hatte sie einen kuriosen Traum; ihr träumte, daß sie barfuß in einem langen Hemd, wie es die Toten tragen, von Haus zu Haus im Dorfe ging, sich ein Kleid zu erbitten; es lag aber tiefer Schnee, wie in jener Nacht, da Hans-Kurt sie ins Schloß gebracht. Und er kam auch vom Schloßhügel herab; er sah über die Maßen ernst, fast strafend aus, und ob er wohl hart an ihr vorbeistrich, er beachtete sie nicht und ging an ihr vorüber. Da weinte sie bitterlich.

---

8. Kapitel.

Der Sorge um das Gewand sollte Evchen enthoben werden, denn da sie in der ersten Probe dem Grafen gestand, sie könne nicht mitspielen, weil sie zu arm sei, ein Kleid zu kaufen, da kam der Dichter, der in einer Fensternische des Gartenpavillons mit zwei Komtessen gescherzt und kein Wort von der „drolligen Beichte" verloren hatte, herbei und sagte, Evchen solle sich trösten, eine seiner Töchter hätte bei einem Künstlerfest in seinem Hause ein Gewand getragen, das einer der ersten Porträtmaler entworfen, und das ganz vortrefflich für sie passe. Er hätte schon darum geschrieben, es müsse in den nächsten Tagen kommen.

Das Kind sah ihn, ohne ein Wort zu sagen, so glückstrahlend an, daß die Komtessen ganz gerührt waren, und der Graf sagte liebenswürdig:

„Ei, sieh da, unser berühmter Dichter; wie ein kluger Zauberkünstler breitet er gleich seine Herrlichkeiten vor dir aus. Ich hoffe, du weißt die Ehre zu schätzen, Evchen, und bin ich auch nur ein einfacher Graf, ich möchte doch auch mein Scherflein zu deiner Ausstattung beitragen."

Und sie war über die Maßen neugierig auf das Gewand und das „Scherflein"; aber sie wagte es nicht zu sagen.

Nach zwei Proben fand die Generalprobe abends im Saal des Schlosses statt. Die Gräfin tat, als ahne sie nichts; aber Evchen hatte Frau Birke alles kurz vorher gestanden.

Die hatte das Kind die beiden letzten Male, da es vom Schlosse heimgekommen, verändert gefunden; jetzt ward ihr die Erklärung. Sie sagte nicht viel, denn was sollte sie tun? Ihre Erlaubnis verweigern, wo alles soweit gediehen war?

Der Gräfin, die das Kind so liebte, vielleicht die Freude verderben? Sie kam sich so machtlos vor.

Daß der junge Graf hier wäre!

Aber der war weit, weit fort; es kam ihr vor, als sei er ganz heimatlos geworden, er konnte ja auch sterben im fremden Land. Sie gehörte nicht zu den „Modernen", für die es keine Entfernungen gab.

Und als Evchen fort war und sie in der Dämmerstunde dieses Herbstabends allein am Fenster saß, in den wirbelnden Tanz der dürren Blätter blickte, die der Föhn auf der einsamen Dorfstraße rastlos umhertrieb, da überkam die alte, treue Frau eine unbeschreibliche Traurigkeit, Todesahnen, und es wollte ihr scheinen, als hätte sie seit Jahren keine so bange, mutlose Stunde durchlebt, denn ihr eignete jene schlichte, einfache Frömmigkeit, die das Leben leichter macht, weil sie alles Sorgen dem Herrgott überläßt.

Wie hatte sie dies Kind geliebt und behütet,

hatte nach bestem Gewissen alles getan, es in Gottes Namen den richtigen Weg zu leiten, und jetzt war's, als sei alles umsonst gewesen, als wandere dies Kind ahnungslos in ganz falscher, entgegengesetzter Richtung, und wie in schwerer Traumesnot verhalle alles Warnen und laute Rufen ungehört, die geliebte Gestalt aber entschwinde weiter und weiter. Es war eine jener trüben Stunden, die uns die Jugend immer wieder aufzwingt, die einen bewußt, die andern ahnungslos; das all unsere stolzen „Erfahrungen" ihr nichts bedeuten, weil sie ihren eigenen Weg und ihre eigenen Erfahrungen machen will, um dann alt und „gereift" abermals von den Jüngsten belehrt zu werden, daß auch ihr Wissen nur eitel Stückwerk sei.

Und als Evchen heimkam — sie wäre gern noch geblieben — fand Frau Birke auch nicht den rechten Ton, denn da sie ihr mit glühenden Wangen, noch ganz erregt und entzückt, von Spiel und Tanz erzählen wollte, von den Triumphen, die sie droben im Schloß gefeiert, von dem schönen Kleide, das der Dichter hatte für sie kommen lassen, und sie ihr das feine, goldene Kettlein zeigen wollte mit dem Schmuckstück, das ihr der Graf eigenhändig umgehängt hatte, da entsetzte sich die alte Frau.

Welch eitele, törichte Närrin wollten sie aus dem Kinde machen! Daß kein Mensch droben gewesen war, dem Einhalt zu tun!

Und es war, als sähe sie die feinen, tanzlustigen Füßchen schon den Weg des Lasters wandeln. In ihrer Erregung ließ sie sich fortreißen und sagte heftig: „Ich wollte, ein armer Bauer hätte dich in jener Winternacht auf seinen Holzschlitten gepackt, und kein Grafensohn hätte dich ins Schloß gefahren, und ich wollte, du wärst so wüst wie du schön bist!"

Da fiel ihr das Kind um den Hals.

„Mutter Birke, bin ich wirklich schön? Du hast's noch nie gesagt, und kein Mensch hat's gesagt, und denen droben im Schloß hab ich's heut nicht glauben wollen. Aber wenn **du** es sagst, so glaub' ich's! Oh — ich möcht' so gern schön sein!" und zum erstenmal im Leben, und weil sie so unglücklich war, stieß sie das Kind von sich.

„Geh — geh zu Bett — wir verstehen uns nicht — 's hat keinen Sinn, noch länger zu schwätzen."

Und sie griff mit zitternden Händen nach der Lampe. Evchen folgte traurig mit gesenktem Kopf.

Sie schlief jetzt im Stübchen nebenan und hielt es blitzblank. Blumen, die die Jahreszeit bot, standen immer darin; sie war glücklich, wenn ihr jemand ein Väschen dafür schenkte, oder gar ein Bild, „ein Figürle", das sie aufstellen konnte. Schaute jemand vom Dorf hinein, so hieß es, das Zimmerle sähe aus wie bei einer Gräfin oder Prinzessin. Und den Franz hatte sie mit „verruckt" gemacht; dessen Kammer sah auch anders aus als die der meisten Burschen im Dorf. Und doch, als Evchen heute abend ihr langes, goldblondes Haar vor dem kleinen Spiegel strählte, dünkte sie dies Zimmer zum erstenmal dumpfig und eng, zum Ersticken schier.

Der warme Föhn war vielleicht daran schuld. und wie er ums Haus tobte! Alles klapperte und klirrte; es war, als rüttelten starke Fäuste an Türen und Fenstern: Auf! auf! komm herauf auf's Schloß, zum Tanz! Gingst viel zu früh heim und hattest doch keinen Dank. Hättest noch einmal mit dem Grafen tanzen sollen!

Das war eine Lust, so dahinzufliegen, und war ein anderes Tanzen als das Stampfen der Bauernbursch' auf der Kirchweih.

Komteßchen muß man sein, um immer so tanzen zu können, Komteßchen oder große Künstlerin, hat der Dichter gesagt.

Die erregten Gedanken des Kindes redeten laut wie Stimmen; sie hörte auf, das Haar zu kämmen und preßte die heiße Stirn gegen die Fensterscheiben.

Draußen war pechschwarze Nacht; der Wind heulte weiter und fuhr über den Wald jenseits der Wiese, daß es wie Meeresrauschen klang. Evchen aber hörte Geigentöne und sah Kerzen flimmern, die in hohen Spiegeln und im glatten Estrich widerstrahlten, und ihre junge Seele war noch ganz droben im Schloß, im Saal bei den festlich gestimmten, vornehmen Menschen.

Und doch war es heute nur ein Vorgeschmack gewesen; erst morgen würden alle Kerzen brennen und alle Gäste zuschauen. Wie sie sich freuen könnte auf morgen, wär' Mutter Birke nicht so böse gewesen. Das verdarb ihr alle Freude. Traurig fing sie an sich umzukleiden, und um die roten Lippen zuckte es wie verhaltenes Weinen.

Da horch, hat nicht jemand aufgeschluchzt?

Sie hielt den Atem an und lauschte. Nein, der Wind ist's, ich wollt', er schwieg still; es war gräßlich, wie er jetzt winselte und heulte.

Sie ging ins Bett, und der Wind legte sich allmählich und schwieg still; aber schlafen konnte sie nicht. Wenn es doch nicht der Wind gewesen wäre; wenn Mutter Birke geschluchzt hätte! Sie hatte sie nur einmal im Leben schluchzen hören, damals, als ihre junge Mutter gestorben war; jetzt ließ es ihr keine Ruhe. Es fiel ihr ein, daß sie sich zum erstenmal, solange sie zusammen waren, ohne „Gute Nacht" getrennt hatten, und es war, als könnte sie so nicht beten und einschlafen.

Im Hemd und barfuß ging sie leise an Frau Birkes Bett, und die fühlte mit einem Male, wie eine weiche, warme Kinderhand über ihre Wange glitt.

„Bist du noch wach, Mutter Birke? Ach, du hast ja doch geweint — deine Augen sind noch naß. Sei nicht bös über mein Geschwätz; ich hab' dich nicht kränken wollen.

Hast du mich jetzt gar nicht mehr lieb?"

Und sie schmiegte ihr rosig Antlitz an die welke Wange.

Die Alte löste ihre Hände, die sie noch vom Gebet gefaltet hatte, zündete Licht an und setzte sich im Bett auf.

„Ich hab' dich so lieb, wie keine Seele in der weiten Welt, und bin auch nicht bös; ich bin ruhig geworden im Gebet.

Versprich mir nur eins," und sie faßte nach Evchens Händen, „hör' nie auf zu beten!

Denk an diese Nacht", sagte sie so feierlich, wie Evchen sie noch nie hatte reden hören, und an dies Versprechen:

„Hör' nie auf zu beten, auch wenn ich einmal nicht mehr sein werde.

Ich hab' gedacht, ich könnt' dich den Weg führen, den ich für den allein richtigen halte; aber Gott läßt dich vielleicht auch andere Wege gehen, die ich in meiner Blindheit für falsch gehalten, und die dich doch zum Heile geleiten, weil du die Versuchung überwinden und stark werden mußt. Nur klammere dich immer an den Herrgott an, sag' ihm alles, was du den Menschen nicht sagen kannst. Glaub' nicht den Lügengeistern, die ihn verleugnen.

Die da sagen können, er sei nicht lebendig, die haben ihn nie gekannt und nie im Herzen getragen.

Hör' nie auf zu beten, dann will ich ruhig sterben."

Und wie das Licht so unstät flackerte, mußte Evchen an die Lichter an ihrer Mutter Totenbett denken, und eine große Angst und Traurigkeit überkam sie, daß sie der Alten weinend um den Hals fiel.

„Mutter Birke, red' nicht so ernst und so feierlich, als wenn du sterben wolltest."

Die glitt Evchen liebkosend mit der Hand über das goldblonde Haar.

„Ich sterb' noch nicht — ich fühl' mich jetzt wieder ganz gesund."

„Und hier hast du meine Hand, du weißt's, daß ich nie aufhören werde, zu beten."

Da lächelte die alte Frau beruhigt.

„Und jetzt geh' zu Bett. Du verkühlst dich mit deinen bloßen Füßen und mußt morgen früh doch frisch und gesund sein. Kannst mir auch später einmal alles hersagen."

Evchen rückte ihr die Kissen zurecht, küßte sie, und glückselig, daß nun alles gut war, trippelte sie in ihr Bett.

Von der „Versuchung" und „dem falschen und richtigen Weg" verstand sie nicht viel; sie sah nur den nächsten Tag, den sie kaum erwarten konnte.

Der war der schönste von allen, und das war ganz begreiflich. Ihr Geheimnis und dann Frau Birkes Mißmut hatten Evchen das Herz viel schwerer gemacht, als sie selbst geahnt. Heute war ihr federleicht und so freudenvoll zumute, daß sie um die Mittagszeit, da im Schloß alle tafelten, ganz am Ende des Parks noch einmal die Dichtung aufgesagt und getanzt hatte.

Das war keine so üble Idee gewesen, denn da sie als Nymphe des Parks der Gräfin huldigen sollte, so meinte sie bei sich, hier an Ort und Stelle ließe sich's noch schöner reden als droben im Saal und hob an, mit des Dichters Worten den Frühling zu preisen, da nach langen, einsamen Jahren die blonde Herrin wieder heimgekehrt, diesmal mit einem lieblichen Kinde, Gesundheit suchend in den Heimatbergen. Sie lobte den Sommer mit seiner Sonnenglut und Farbenpracht, der ihr die Gesundheit und rosige Wangen wiedergegeben, und bitterlich beklagte die arme Nymphe in ihrem zarten, phantastischen Gewand den toteinsamen Winter, da alle Fenster

im Schlosse verhüllt, alles Leben im Park erstorben sein würde.

Ach, mitziehen können mit der bunten, heiteren Schar der Gäste, über die Berge fort in die Welt hinaus, lieber ein kurzes, strahlendes Glück erleben, als hier einsam in ewiger Jugend vertrauern. Denn die Nymphen sind gewissermaßen Göttinnen und somit unsterblich, hatte der Dichter Evchen erklärt.

Und da ein fünfzehnjährig' Kind sich Altern und Sterben nicht vorstellen kann, wohl aber die ewige Jugend, so hatte Evchen mit ihrer Sehnsucht ins Weite die Klage der Nymphe in ihrer Weise trefflich verstanden.

Aber das Tanzen in den schweren, schwarzen Lederschuhen machte ihr wenig Freude, und sie zog sie aus und tanzte barfuß wie so oft, und wie alle Dorfkinder unbewußte „Barfußtänzer" sind; sie dachte aber doch mit heimlicher Sehnsucht an die feinen seidenen „Schühle", die zu des Dichters Gewand gehörten und ihr gerade so trefflich paßten wie dies Gewand.

Ihr Lebtag hatte sie solche Schuhe nicht gesehen. Neid und Unzufriedenheit waren ihr fremd; sie hatte aber ein sehr lebhaftes Empfinden für all jene Dinge, die zum Leben nicht nötig, doch das Leben in angenehmster Weise verschönen, und die wir vielleicht nicht erst sollten kennen lernen, wenn sie, prosaisch gesprochen, „über unsere Verhältnisse gehen".

Seidene „Schühle" standen nicht auf Frau Birkes Programm.

Die konnte ihr nur der Graf verschaffen oder der Dichter herbeizaubern. Der war gestern von ihrer Leistung nicht so entzückt gewesen wie alle andern, die das Kind zum erstenmal gesehen und gehört hatten. „Sie könnte ihre Sache noch viel besser machen", hatte er gesagt, und jetzt lachte Evchen übermütig, wenn sie daran dachte, und fing wieder von vorn an.

Heute abend, da sollt' er schauen, da wird er zufrieden sein, und der Abend kam. Alle Kerzen brannten im Saal, auch die auf den schweren, alten Messingkronleuchtern, die von der Decke herabhingen. Von den kostbaren Damastmöbeln, die an den Wänden standen, waren die Hüllen abgezogen; „wie eitel Gold", dachte Evchen, blinkte im Kerzenlicht das Holz an Stühlen und Ruhebänken.

O du feines Kerzenlicht, soviel malerischer und barmherziger als all unsere moderne grelle Beleuchtung!

Du verschönst die Lebendigen und gibst auch dem Leblosen im Raum einen Hauch von Leben.

Sehen die Engelchen unter der Decke nicht aus, als ob sie heimlich unter sich kicherten und lachten? Schwenken sie nicht ihre Blumengirlanden so übermütig, als wollten sie Fangball damit spielen? Die da droben wollen auch ihr Teil haben an der Freude des heutigen Tages, denn auf dem spiegelglatten Estrich bewegt sich eine fröhliche, bunte Menge, seidene Gewänder rauschen; manche sind in kostbaren Trchten gekommen, weil das gräfliche Paar die Kostümfeste liebt.

Schöner, alter Schmuck blitzt auf im Kerzenlicht, und neuer, der den alten gern überstrahlen möchte und den reiche, junge Erbinnen in die gräflichen Familien gebracht. Und wenn der alte Festsaal einer der schönsten ist weit und breit, so sind unter den Gästen nur wenige, die nicht in diesen Rahmen passen. Heute sind die Tafeln mit dem feinsten Damast gedeckt, mit altem Silber, Kristall und Blumen geschmückt; in einem Königsschloß meint Evchen zu sein.

Wenn Hans-Kurt das sähe!

Und sie denkt daran, wie sie an seiner Hand zum erstenmal den Festsaal betreten, der seit dem Tode des Herrn öde und verhüllt gewesen.

„Komm hinaus; es ist, als sei hier jemand gestorben!"

Heut tät' er das nimmer sagen; aber ein Schatten huscht über ihre Freude, denkt sie daran, daß sie ihm noch nicht geschrieben, und sie hat doch versprochen, ihm alles zu sagen; sie hat noch keine Zeit finden können, 's kam zu viel zusammen: das Herbsten und dann das Fest.

Hernach wird sie ihm alles erzählen; es hat ja auch bis dahin geheim bleiben sollen; sie fürchtet sich ein wenig, wenn sie an den Brief und seine Antwort denkt. Aber das Fest reißt ihre junge Seele wieder mit fort, und sie vergißt alles andere.

Sie weiß auch nicht, was die alten Leute im Dorf heute geschwätzt haben. Noch bis zuletzt haben sie geglaubt, daß der junge Herr aus England zum Fest kommen würde; jetzt heißt's, er hätt' wohl ein Schloß, aber keine Heimat mehr, er sei zu gut, er wollte seiner Mutter nicht ver-

wehren, in die Heimat zu kommen und wieder zu gehen, wie es ihr beliebe, und da er seinen Stiefvater nicht ertragen könne, so blieb er fort und käm' vielleicht nimmer wieder.

Und von dem neuen Herrn heißt es, er sei treulos und halte es mit andern.

Woher wissen sie's? Hat einer von den fremden Lakaien geschwätzt?

Mit zwei Junkern, deren Hauslehrer und zwei pikanten kleinen Komtessen sitzt Evchen zu Tisch, das „Komödiantenkind", denn da alles im Saal entzückt und erstaunt über ihre Leistung gewesen war, hatte es sich unter den fremden Gästen herumgesprochen, sie sei ein „Komödiantenkind", das Hans-Kurt erstarrt und verhungert im Schnee gefunden, und solche Kinder seien ja eigentlich „prädestiniert", große Künstler zu werden.

Der Graf hatte den Hauslehrer gebeten, er möchte darauf achten, daß sich die Junker ritterlich gegen Evchen benähmen, und daß die Kinder nicht zu viel Champagner tränken, sich an dem süßen Zeug nicht berauschten, denn er haßte derartige Szenen.

Einer der Junker fragte Evchen, wo das Schloß ihres Vaters läge.

Die hatte all ihren Übermut wieder. „Droben in den Wolken", war die rasche Antwort, und wenn sie eben Lust hätte, so flöge sie rasch hinauf.

Der so Beschiedene fand es unter seiner Würde, sich von einem Mädchen und noch dazu von einem „Komödiantenkind" foppen zu lassen, zumal die zwei Komteßchen schon kicherten. „Da sei sie wohl ein Fräulein von Habenichts," gab er zurück, und „sie solle darauf achten, daß sie nicht aus den Wolken fiele und hart aufplumpse."

Der Hauslehrer verwies ihm sein unritterliches Benehmen. Dieses Mädchen würde noch einmal eine große Künstlerin werden und auf sie alle herabsehen.

„Darauf pfeif' ich," sagte der Bub, „dann soll sie aus ihrem Wolkenkuckucksheim auf uns herabsehen."

Aber Evchen lachte hell auf über den steifen Junker. Was fragte sie in ihrem Glücksübermut nach dem Geschwätz?

Die Gräfin hatte vor Freude über sie geweint, hatte sie in die Arme genommen, geherzt und geküßt, und dem Dichter hatte sie nicht genug danken können.

Zweimal hatte sie tanzen und deklamieren müssen; alle hatten geklatscht und Bravo gerufen, und die vornehmen Damen hatten schön mit ihr getan, und eine hatte ihr sogar einen Ring mit einem kleinen blitzenden Steinchen an den Finger gesteckt.

Nach Tisch hatte der Dichter, der heute sehr zufrieden gewesen war, des langen und breiten und sehr eindringlich mit ihr über ihr großes Talent geredet, das um jeden Preis ausgebildet werden müsse. Zuletzt hatte sie ein wenig zerstreut zugehört, denn der Tanz hatte begonnen.

Ach, nur einmal noch in den seidenen Schühchen über den spiegelglatten Fußboden dahinfliegen.

Ob heute wohl jemand mit ihr tanzen würde?

Da kam der Graf selber lächelnd auf sie zu — er hatte schon eine Weile den eifrig redenden Dichter beobachtet —, verbeugte sich tief und holte sie zum Tanz. Er war noch in der Tracht, in der er vorhin mitgespielt, hatte gepudertes Haar, war in Samt und Seide gekleidet, und feine, weiße Spitzen fielen über seine Hände.

Die Musik spielte „Die schöne blaue Donau", und alle, die dem Kavalier und der zierlichen Nymphe zuschauten, meinten, es sei ein Genuß, die beiden tanzen zu sehen. Von da an wollte jeder mit ihr tanzen, so daß sie kaum zur Ruhe kam. In den Pausen aber winkte die Gräfin sie zu sich, oder die andern vornehmen Damen taten dasselbe, gaben ihr Süßigkeiten und erfreuten sich an ihrem naiven Geplauder, denn sie hatte jetzt alle Scheu abgelegt und schwätzte frisch darauflos.

Als es Zwölf schlug, erschrak sie und wollte auf und davon; aber sie tanzte gerade mit einem Vetter Hans-Kurts, einem jungen, übermütigen Gesell', der hielt sie fest an der Hand, er wette, sie sei ein verzaubertes Prinzeßchen, das Schlag Zwölf daheim sein müsse, als sei nichts geschehen, er aber wolle den Zauber lösen, und der Graf kam herzu und sagte, sie dürfe vor dem Ende nicht fort, Bekannte führen an ihrem Hause vorbei und würden sie mitnehmen.

Um zwei Uhr brachen die Gäste auf, die in der Umgegend wohnten, und die andern, die den Zug noch erreichen wollten; es war ein fröhliches Durcheinander, ein Zurufen, Lachen und Abschiednehmen. Wer nicht rasch noch mit dem an-

dern ein paar Worte wechseln wollte, war mit sich beschäftigt; um Evchen kümmerte sich jetzt niemand. In einer verborgenen Ecke des Vestibüls sah sie todmüde dem Getriebe zu, und stieg in den letzten Wagen ein. Sie schlief gleich ein und wachte erst erschreckt auf, als der Wagen hielt.

Schlaftrunken schaute sie durch die Scheiben, kannte sich in der Finsternis nicht gleich aus; sie waren zu weit gefahren; aber sie meinte, es seien nur wenige Schritte bis zum Hause zu gehen. Die Pferde stampften ungeduldig, die Gäste drängten auch nach Hause, so ließ man sie aussteigen. Schließlich ist so ein Dorfkind nicht verwöhnt und ängstlich und weiß sich immer noch zu helfen; fand sie ihr Haus nicht offen, so würde sie irgendwo schon unterschlüpfen können.

Nun war es ihr im Getriebe des Abschiednehmens nicht eingefallen, sich umzukleiden, und für die paar Schritte vom Wagen ins Haus hätte es sich kaum verlohnt.

Aber dieser Weg war weiter als sie gedacht. Oder dünkte er sie nur so weit? Die seidenen Schühle, die droben auf dem spiegelglatten Estrich Flügel gehabt, die wollten hier nicht von der Stelle; einmal war der Boden so weich, daß sie einsank und sich auch noch ängstigte, die Schuhe zu verderben, und ein andermal tat ihr jedes Steinchen weh.

Tausendmal lieber barfuß gehen als so, dachte sie bei sich.

Und da sie so vorsichtig wie auf Eiern ging, viel mehr in der Angst um die Schuhe als um ihre Füße, hob sie an zu frieren in dem leichten Gewand, das Hals und Arme frei ließ, so daß ihr in ihrer Verlassenheit noch jämmerlicher zumute ward, und umzuschauen wagte sie sich gar nicht auf der finsteren, toteinsamen Landstraße.

Dachte sie an ihren Übermut und an ihr Glück da droben, so kam sie sich wirklich wie ein Märchenkind vor, das die seltsamsten Dinge erlebt. Sie wäre aber lieber kein Märchenkind gewesen.

Gottlob, da war Frau Birkes Häuschen und Licht im Fenster, und sie gedachte jener Winternacht, da sie mit der Mutter so sehnsuchtsvoll, halb erstarrt nach den Lichtern im Dorf ausgeschaut.

Oh, das Entzücken, als sie damals von weitem das feine Schlittengeläut gehört!

Heute kam kein Grafensohn des Wegs daher, und hätte er sie so gesehen, er hätte sich kaum gefreut.

Sie stieg die Stufen zum Häuschen hinan, drückte die Klinke nieder. Das Haus war verschlossen; aber Frau Birke hatte versprochen, sie würde in dem alten Lehnstuhl, falls sie müde würde, ein Schläfchen halten und sie bei der Lampe erwarten.

Das Kind blickte durch die Scheiben; von Frau Birke und dem Lehnstuhl war nichts zu sehen; das Licht aber flackerte und zuckte, als läge es in den letzten Zügen.

Dieser Kampf des Lichts um sein Leben hat immer etwas Trostloses, weil er uns nur allzuoft an das langsame Verlöschen eines Menschenlebens gemahnt.

Soweit dachte Evchen nicht; aber sie starrte mit großen Augen auf diese zuckende Flamme, und wie sie jetzt nach einem kurzen Aufflackern plötzlich verlosch, da überkam sie ein unbeschreibliches Angstgefühl.

Was war geschehen, daß Mutter Birke nicht wachte und ihr Licht verlöschen ließ? War sie tot? War ein Unglück geschehen? Sie mußte daran denken, wie sie gestern abend so feierlich geredet hatte.

Da kam wie ein Teufel der schwarze Pudel die Landstraße herabgefegt und sprang bellend die Stufen empor. Im ersten Moment erschrak Evchen wie über einen Zauberspuk, denn es war ganz unnatürlich, daß Frau Birke, wo sie allein war, den Pudel nicht ins Haus gelassen hatte; dann hob sie an, ganz wild an der Tür zu rütteln und zu rufen. Sie horchte — keine Antwort!

In dieser Totenstille war's, als fürchte sie sich vor ihrer eigenen Stimme und wagte nicht mehr zu rufen; dabei fror sie am ganzen Körper.

Wie sie sich eben ratlos und verzweifelt auf die Schwelle hocken wollte, um da den Morgen zu erwarten und dann den Franz zu Hilfe zu holen, da sah sie droben in dessen Kammer Licht, und das dünkte sie jetzt köstlicher als all die flimmernden Kerzen im Grafenschloß. Aber das Licht verschwand, und sie zitterte, daß sie sich umsonst gefreut hätte. Da tat sich die Haustür auf, und es kam jemand mit einer Laterne heraus.

Es war wirklich der junge Bauernbursche. Der hatte heute abend erst von der lahmen Afra

gehört, daß die Ev' droben auf dem Schloß tanzen sollte. Je mehr er darüber gespottet, daß die Ev' für die Herrschaften „den Aff" machen sollte, um so entzückter hatte sich Afra geäußert, so daß er, seine gute Freundin insgeheim eine „dumme Gans" nennend, ärgerlich fortgegangen war.

Müde vom Herbsten, war er früher noch als sonst zu Bett gegangen, hatte aber nicht so fest geschlafen; schon der erste Wagen, der heimwärts fuhr, hatte ihn aufgeweckt, und dann war's gerade gewesen, als höre er Evchens Stimme.

Im festen Glauben, er täusche sich, hatte er erst aufgehorcht, ehe er mit einem Satz aus dem Bett gesprungen war, um sich so rasch als möglich anzukleiden.

Mit der Laterne in der Hand war er den Berg hinab zu Frau Birkes Haus gegangen, stand jetzt neben Evchen, und die Laterne hochhaltend, beleuchtete er die rätselhafte Gestalt und den schwarzen Pudel.

Ja, träumte er weiter? Was bedeutete dieser Spuk? War das wirklich die Ev'? Sie sah bleich aus; die Augen schienen so groß und dunkel, wie er sie noch nie gesehen, und angstvoll obendrein; der schelmische Ausdruck war ganz verschwunden. Das aufgelöste, goldblonde Haar war zerzaust, und das farbige, feine Gewand des Dichters hing, feucht geworden vom Nachtnebel, schlaff herab, als käme sie aus dem Wasser wie ein verirrtes Nixlein.

Die tollsten Märchen der lahmen Afra kamen ihm in den Sinn.

Unsinn! Das war die Ev leibhaftig — das war kein Märle —, und er hob die Laterne noch höher. Sie schämte sich vor seinem schönen, spöttischen Gesicht und drückte sich gegen die Haustür.

„Jesses, Gott, wie haben sie dich da droben zurechtgemacht, wie ein Aff', und wie sie genug von dir hatten, hernach hast' allein heimgehen dürfen."

„Nein, ich hab' mit einer Herrschaft im Wagen gesessen; aber sie sind zu weit gefahren."

„Und hernach hast aussteigen dürfen, und sie sind davongefahren — bist ja keine Gräfin.

Wenn du's doch einsehen und nicht so dumm sein wolltest: von all den Leut' hat ja keiner ein rechtes, warmes Herz für dich, du bist ihnen so gleichgültig wie der Pudel da — Zeitvertreib, sonst nichts.

Wenn du älter wärst und gescheiter, dann müßt' dir's heut' abend so recht klar werden: droben haben sie dich mit Schmuck und Gott weiß was behängt und haben dich dann in der Nacht an der Landstraße stehen lassen.

Ich hätt's anders gemacht, wenn ich auch kein Graf und nur ein dummer Bauer bin.

Was hättst' getan, wenn ich nicht gekommen wäre?"

„Ha — ich hätt' mich daher gesetzt und hätt' gewartet."

„Und hättst' elend gefroren in dem Lumpenstaat da", sagte er höchst verächtlich von des Dichters Zaubergewand.

„'s ist kein Lumpenstaat, 's war arg schön, wie ich droben im Schloß getanzt hab'."

„Sell glaub' ich! Er warf ihr einen gutmütig spöttischen Blick zu. „Bist heut' zahm geworden, — gelt? Kann vielleicht nix schaden."

Sie war so demütig, daß er sie kaum wiedererkannte; aber eigentlich gefiel sie ihm doch besser, wenn sie ihm auftrumpfte und sich zur Wehr setzte.

Er hob jetzt an kräftig Lärm zu schlagen; aber keine Frau Birke öffnete die Tür; dann ging er ums Haus, ob nicht vielleicht ein Fenster auf sei, kam aber wieder und sagte:

„Ich könnt' wohl ein Fenster einschlagen; aber ich will die alt' Frau nicht erschrecken, wenn sie doch so fest schläft."

Er sah, wie Evchen fror, und war ärgerlich, daß er ihr nicht einmal seine Jacke umhängen konnte, denn er war in Hemdsärmeln.

„Hier kannst' nicht bleiben; ich weiß nur eins: du mußt mit in unser Haus."

Aber Evchen sträubte sich, sie könnt' in den Schühle nimmer laufen.

Und da er sie sehen wollte, streckte sie ein Füßchen vor; er bückte sich, hob die Laterne ein wenig vom Boden auf.

„Jesses, Gott, kann man so laufe?"

Da sie sein Erstaunen sah, lachte sie übermütig.

„Nein, aber tanzen wie die Engele im Himmel."

„Den Weg durch die Wies' kannst nit gehen; der ist frisch gemacht, und der Fahrweg ist zu weit — aber tragen könnt' ich dich."

Dagegen sträubte sich die Ev' ganz energisch. Sie sei kein Kind mehr, das sich tragen lasse;

hinterher würde er sie noch auslachen, und erführen's die anderen Burschen im Dorf, so gäb's erst recht ein Gespött.

Das wußte der Franz am besten; über seine Lippen käm' kein Wort; aber sie gab nicht nach. Dann solle sie in seine Holzschuhe schlupfen, er hätte doch keine Strümpfe an und ginge barfuß nebenher.

Sie könne mit den seidenen Schühle nicht in seine dreckigen, alten Holzschuhe schlüpfen.

Erstens seien die Holzschuhe neu, und er beleuchtete sie ebenfalls mit der Laterne, zweitens könne sie ja die verdammten Schühle ausziehen und so hineinschlüpfen, und drittens — es schlug jetzt dreiviertel Drei vom Kirchturm.

„Jetzt wart' ich nicht länger — entweder du nimmst meine Holzschuh', oder ich trag' dich hinauf. Du weißt's schon von früher, wer von uns beiden der Stärkere ist. Also — entweder — oder."

Da besann sie sich, denn sie wußte, er machte Ernst, ging die Stufen hinab, zog ihre seidenen Schuhe aus und schlüpfte in die Holzpantoffeln. Sie waren ihr zu groß und zu schwer, und mit Fleiß tat sie, als käme sie kaum vorwärts; aber wenn sie an ihren Bußgang und ihre Verlassenheit von vorhin dachte, so fühlte sie sich in ihren dicken Bauernschuhen und an der Seite ihres jungen, starken Beschützers recht wohl. Der ging barfuß neben ihr, hielt in der Linken die Laterne und die Schühle; mit der Rechten zog er die Ev', die sich in ihrem Übermut recht schwer machte, den steilen Weg zu seines Vaters Haus hinauf. Droben traten sie in die große Wohnstube ein. Was fing er jetzt mit ihr an? Sie war müde und hungrig, denn sie hatte in den letzten Stunden nur „Gutsele" zu essen bekommen.

Er brachte Brot und Kirschwasser, weil sie so fröre. In das Brot biß sie lustig ein; von dem Schnaps trank sie einen Schluck und er den Rest. Dann legte er ihr ein paar Kissen auf die Bank und brachte sein Federbett zum Zudecken. Weich war das Lager nicht; aber sie behauptete, sie läge sehr schön und sei schon ganz warm.

Wie er aber aus der Stube gehen wollte, fragte sie ganz erschrocken:

„Wo gehst du hin, Franz, doch nicht fort?"

Er blieb stehen und fuhr mit der Hand durch sein dunkles, lockiges Haar.

„Ha — wo werd' ich hingehen?" sagte er barsch, „nicht weit — in mein Bett."

„Ach — ich bitt' dich — bleib' hier — ich fürcht' mich allein in der großen Stub', und denk' ich an Mutter Birke, so wird mir so gruselig zumute, als wär' ihr etwas geschehen; bleib' doch hier!"

Er hatte, bei Gott, keine Lust und besann sich; da sie aber so flehentlich bat, so blieb er, und in der entgegengesetzten Ecke, im Herrgottswinkel, legte er sich auf die Bank, die an der Wand entlanglief. An Evchens tiefen Atemzügen hörte er bald, daß sie fest schlief.

Ein großes Verlangen kam dem Bursch' an, aufzustehen und sie anzuschauen, wie sie so schön schlief; aber er bezwang sich und blieb in seinem Herrgottswinkel; nur schlafen konnte er nicht, denn die Nacht war zu „verruckt" gewesen, und er hob an, darüber nachzudenken.

Im Zimmer war's totenstill; nur die Schwarzwälder Uhr tickte leise; jetzt aber tönte von unten herauf das schaurige, langgezogene Geheul eines Hundes — des Pudels.

Noch einmal! Es klang scheußlich, als wenn da im Hause jemand gestorben wäre. Wenn Frau Birke wirklich tot wäre! Er begriff es selbst nicht, daß sie auch jetzt nicht erwachte.

Was wurde dann aus der Ev'?

Das war sehr einfach; da die gräfliche Herrschaft grad' hier war, so nahm sie die Ev' gleich mit. Da war ihm, als presse ihm eine eiskalte Hand das Herz so recht fest zusammen, daß ihm für ein paar Augenblicke Leben und Atmen und alles verging.

Er hielt auch das Liegen nicht länger aus, richtete sich auf, und, die Ellbogen auf den Tisch, die Fäuste an die Wangen gepreßt, starrte er vor sich hin.

Der Hund schwieg jetzt, und man hörte nicht einmal mehr die Atemzüge Evchens. Sie schlief wie ein Totes.

Ob sie auch wirklich schlief?

Er löschte die Laterne, blieb wo er war, und wunderte sich selbst, daß sie so schlafen konnte.

Sie ist halt noch ein Kind, und sie schlief so fest, weil sie sich nicht mehr fürchtete und ihn für ihren Schutz ansah.

Ob der Zinkenlenz zum Beispiel mit seinen

achtzehn Jahren ihr auch so ein „Schutz" gewesen wäre?

Das Blut stieg ihm zu Kopf; er richtete sich auf, fuhr mit der Hand durch das lockige, dunkle Haar, und lehnte sich, die Beine lang ausgestreckt, gegen die Wand.

Sie ist imstande und erzählt morgen alles, und wie sie sich zuletzt noch gefürchtet, und ich bei ihr hätt' schlafen müssen.

Das ist nix — gar nix — sie ist noch ein Kind!

Aber die Tochter vom Rinkenbauern ist auch erst fünfzehn, lauft hinter den Burschen im Dorf her, als sei sie achtzehn, und ist das Gespött im Dorf. Und die Kerle wissen keinen Unterschied zu machen; wenn einer hier spotten wollte, er könnt' die Geschicht' nach seiner Art auslegen. Der Franz weiß, daß sie nirgends so zu spotten wissen, wie auf dem Dorf.

Nur der Vater soll's erfahren; der red' kein Wort und wird darüber lachen, sonst niemand; die Ev' muß es versprechen.

Aber wie bringt er sie aus dem Haus, ohne daß der Knecht und die alte Walburg sie in dem verrückten Putz sehen?

Morgen ist Sonntag, da stehen sie später auf; um Sonnenaufgang will er die Ev' wecken, und dann leise mit ihr fort.

Endlich duselte er, ohne es zu wissen, kurze Zeit ein; als er aufschaute, war es dämmerig im Zimmer, und das Morgenrot leuchtete über die Berge.

Er stand rasch auf, holte zwei Jacken, eine für die Ev', eine für sich, Schuhe und Strümpfe hatte er schon an; dann ging er auf den Zehenspitzen, sie zu wecken. Sie schlief noch tief und fest; ihre Wangen waren jetzt wieder rosig und warm. Feine, blonde Löckchen hingen ihr ums Gesicht. Die Lippen waren halb geöffnet, daß man die schneeweißen Zähnchen schimmern sah, und um den Hals schlang sich ein feines, goldenes Kettchen, an dem ein Schmuckstück hing, das wie eine fremdartige Blüte aussah.

Der Bursch war nicht imstande, sie zu wecken. Die Hand des ausgestreckten rechten Armes gegen den alten, grünen Kachelofen gestemmt, in dessen Ecke sie gebettet war, stand er vor ihr und schaute sie unverwandt an.

Konnt' eins so schön im Schlafe aussehen?

Das war kaum gedacht, da überlief es ihn glutheiß, und es war, als risse es ihn zu ihr hin, und er könnte nicht anders und müßte die Ev' auf ihre purpurroten Lippen küssen, so, wie er noch keinen Menschen auf der ganzen Welt geküßt hatte. Aber er faßte nur rasch und wie erschreckt nach ihrer Hand. Sie schlug die Augen auf, sah ihn an wie ein schlaftrunken Kind, und mußte sich erst besinnen, wo sie war. Dann lachte sie, sprang rasch von der Bank und reichte ihm die Hand zum „Guten Morgen".

„Was hast denn, Franz? Was schaust mich so an? Hast nicht so gut geschlafen wie ich?"

„Ha — freilich, so gut wie noch nie; aber jetzt mach' rasch, daß wir zum Haus hinauskommen," und er hängte ihr die Jacke um und gab ihr ein Paar Schuhe, „'s ist nit nötig, daß uns die alte Walburg und der Lehnhardt so aus dem Haus gehen sehen."

Der Ansicht war sie auch, und sie kamen ungesehen an Frau Birkes Haus.

Er schlug auch nicht lange Lärm; als auf das erste Klopfen wieder nicht geöffnet wurde, drückte er vollends eine Fensterscheibe ein, die schon einen Sprung hatte, riegelte das Fenster auf, stieg ein und half Evchen nach. Im Hause regte sich nichts; als sie aber in Frau Birkes Kammer traten, da lag sie in den Kleidern auf ihrem Bett, und da Franz sanft zu ihr redete, denn Evchen drängte sich furchtsam an ihn, da öffnete sie wohl die Augen; aber sie war wirr, erkannte die beiden nicht, und da sie sprechen wollte, so war es nur ein Lallen, über das sich beide entsetzten.

„Sie wird einen Schlag gehabt haben in der Nacht, darum hat sie uns nicht gehört. So, hat mein Vater erzählt, hätten sie meinen Großvater gefunden, als sie früh von der Kirchweih heimgekehrt. Nur hat er sich nicht mehr bis aufs Bett schleppen können, am Boden hat er gelegen."

„Und war tot?"

„Nein, er hat noch zehn Jahre gelebt — aber blöd'."

„Blöd' — wie war das?"

„Ha — sie haben ihn füttern müssen wie ein klein Kindele, und er hat nimmer gewußt, was er tat."

Da er aber Evchens bleiches Antlitz und ihre großen, traurigen Augen sah, hob er an sie zu

trösten: es würde alles gut werden, und er wolle jetzt gleich mit dem Vater reden, wollte anspannen und zum Doktor fahren, er erreicht' ihn noch gut in der Sprechstunde, und wenn er wie der Teufel fahren müßte Einen recht starken Kaffee solle sie sich machen, vielleicht daß Mutter Birke auch einen Schluck nähme.

Nach ein paar Stunden kam der Doktor und stellte fest, daß Frau Birke einen Schlaganfall gehabt. Die linke Seite war gelähmt, die Sprache fehlte; aber der Zustand sei nicht hoffnungslos.

Etwa acht Tage blieb die gräfliche Familie noch auf dem Schlosse. Beinah täglich hatte die Gräfin die Kranke, die von Evchen und einer „Schwester" gepflegt wurde, besucht, das verlassene Kind tröstend, wie nur sie zu trösten wußte.

Vor ihrer Abreise hatte sie Evchen und dem Pfarrer eine größere Summe Geldes übergeben. Die Kranke und das Kind sollten in nichts Not leiden, und pünktlich müsse ihr nach Paris berichtet werden.

Den Dichter und den Grafen hatte Evchen nicht mehr wiedergesehen. Beide waren sich darin ganz einig, es sei der helle Wahnsinn, daß dies schöne, junge Blut seine besten Jahre damit vergeude, eine alte, blödsinnige Frau" bis zum Tode zu pflegen, denn der Arzt hatte gesagt, der Zustand könnte sich bessern, könnte aber auch noch Jahre dauern und in Verblödung übergehen.

Die Gräfin war nicht der Meinung ihres Gatten gewesen; dies sei eine Fügung Gottes, der Evchen damit klar ihren Weg vorgeschrieben; sie hätte jetzt nur e i n e Pflicht: diese Frau, die so getreulich Mutterstelle an ihr vertreten, nach besten Kräften zu pflegen.

Worauf der Graf ein wenig spöttisch gelächelt: es sei verwunderlich, wie selbst die sanftesten Frommen einen Zug von Fanatismus hätten; sie könne es ruhig mit ansehen, wie dieses reizende, begabte Kind lebendig eingemauert würde, wenn es nur zu Ehren Gottes und der „sogenannten Pflicht" geschähe.

Bald nach der Gräfin Abreise hatte Evchen an Hans-Kurt geschrieben, und, im unbewußten Verlangen, die traurige Gegenwart zu vergessen, das Fest aufs ausführlichste geschildert.

Danach hatte Hans-Kurt vier Briefe angefangen und erst den fünften abgeschickt, der ihn ebenso unwahr und erzwungen gedünkt wie die vier, die er zerrissen hatte.

Ihre Heimlichkeit mit dem Fest, die Liebenswürdigkeit des Grafen, die Zukunftspläne des Dichters hatten ihn im höchsten Grade erregt; geschrieben hatte er darüber nichts. Denn sich jetzt über dies Fest ereifern, das längst vorbei war, und seiner Mutter soviel Freude bereitet, dünkte ihn kleinlich. Seine Ansichten über den Dichter wußte sie; er war fast zu stolz, sie von neuem zu wiederholen. Sollte er sie aber vor d e m warnen, der seiner Mutter Gatte war? Sie hätte ihn zudem kaum verstanden.

Was wurde aus Evchen, wenn Frau Birke starb?

Täglich dachte er an ihr Geschick und hatte doch ein so frostiges Schreiben geschickt, daß Evchen am liebsten geweint hätte, wenn ihr der Franz nicht erklärt: die besten Kerle wären im Grunde die schlechtesten Briefschreiber, und streng genommen sei's nur ein Geschäft für die Weibsleute, die nichts anderes zu tun hätten.

Frau Birke erholte sich körperlich; auch die Sprache besserte sich. Mit fremder Hilfe konnte sie gehen; aber der linke Arm blieb gelähmt und der Geist stumpf und müde.

Wenn sie die Leute aus dem Dorfe besuchten, so waren die ganz befriedigt. Die Kranke saß im bequemen Stuhl, sah gut und wohlgepflegt aus, litt keine Schmerzen, konnte essen und schlafen und hörte dem Geschwätz anscheinend aufmerksam zu. Wollte sie etwas erwidern, so fehlten ihr meist die Worte; aber, lieber Gott, das geht vielen alten Leuten so, manch Krankes, meinten sie, hätte Frau Birke noch beneiden können.

Anders dachte und empfand Evchen, die tat treulich und tapfer ihre Pflicht, hatte keine Krankenschwester mehr, nur eine Frau aus der Nachbarschaft kam früh und abends, ihr zu helfen. Aber just dieses langsame Verlöschen des Geistes, von dem minder fein begabte Naturen kein solches Aufhebens machten, ward ihr allmählich zur Pein.

Wenn sie so heimkam von einem Ausgang, und die alte Frau sah ihr mit ihren leeren Augen entgegen, fragte nach nichts oder fand keine Worte, wenn sie fragen wollte, so ging sie manches Mal, wenn sie sich nicht bezwingen konnte, in ihre Kammer, sich auszuweinen.

Im Frühling, ehe die Sommersemester auf den deutschen Hochschulen wieder begannen, war Hans-Kurt einige Tage in der Heimat gewesen. Frau Birke hatte ihn zuerst nicht erkannt, und da ihr Evchen zugeflüstert, es sei der Herr Graf, so hatte sie angefangen zu jammern, sie wolle sterben, daß Evchen frei würde. Sie war kaum zu beruhigen gewesen, denn jede ungewohnte Erscheinung erregte sie nur und rüttelte sie auf aus ihrem Traumdasein. Und Evchen hatte Hans-Kurt angesehen, wie peinvoll ihn dies Wiedersehen berührte.

Zum erstenmal standen sich die beiden ein wenig fremd gegenüber. Nicht wie damals bot sie ihm die Lippen zum Kusse dar. Hans-Kurt fand sie auffallend gewachsen, bleicher und stiller als sonst. Der Arzt hatte ihm gesagt, die Kranke könne noch lange so weiterleben. Das fand er, nachdem er sie so gesehen, entsetzlich, konnte es aber Evchen nicht sagen, sondern tröstete sie, daß es besser werden würde. Da er aber zu den Ehrlichen gehörte, die nicht ungestraft lügen können, so drückte ihn diese Unwahrheit; auch das Mitleid, das er mit ihr empfand, ließ ihn nicht gesprächiger werden; trotzdem dachte er an sie Tag und Nacht.

Würde seine Mutter sie nach Paris mitnehmen, wenn Frau Birke starb? In den letzten Briefen hatte sie allerlei Andeutungen gemacht, auch daß ihr Mann ganz damit einverstanden sei, sogar selbst diesen Plan gehabt hätte.

War seine Mutter blind gegen Evchens Schönheit, oder grübelte e r zu sehr, nahm er die Dinge zu schwer?

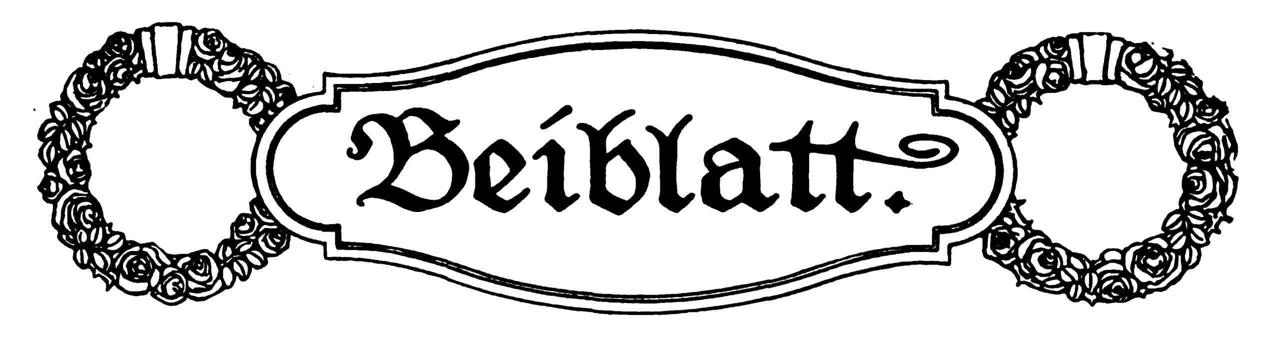
Im Dorfe war niemand, bei dem er sich aussprechen konnte. Der Pfarrer hatte gesagt, wenn Frau Birke erlöst würde, so könnte Evchen gleich zu ihm kommen. Er hätte gesehen, wie trefflich sie sich zur Krankenpflege eigne; nun sei seine Frau nicht eigentlich krank, könnte sich aber, nachdem sie nach zehnjähriger Pause noch einmal einem Knäblein das Leben gegeben, nicht mehr recht erholen, seine Tochter sei zur weiteren Ausbildung bei Verwandten, wo sie bleiben würde. Trefflich könnte Evchen ihre Stelle ersetzen.

Sie als Pflegerin der hysterischen Pfarrfrau! Unmöglich! Sie hätte nur fürs erste dort eine Unterkunft finden können.

War's nicht unnatürlich, daß sie nie mit ihm über ihre Zukunftspläne gesprochen? Verheimlichte sie ihm irgend etwas, oder hatte das traurige Ereignis sie so beeinflußt, daß ihr des Dichters Pläne gleichgültig geworden waren?

Als er sich diesmal von Evchen getrennt, wußte er, daß, wie es oft im Leben geht, das Wichtigste ungesagt geblieben war. Auch behaupteten manche, der junge Herr sei diesmal wie ein Fremder auf seinem eigenen Grund und Boden umhergegangen. Evchen aber hatte nach seinem Abschied bitterlich geweint.

(Fortsetzung folgt.)



Die Fremde.

Auf ihrem stillen Antlitz lag ein Licht,
Das nur von außen auf die Augen fiel,
Um ihren Mund war Schweigen und Verzicht
Und in der Hand ein selbstvergessnes Spiel.

Ihr Lächeln war sehr leis; unwirklich schien's,
Wie fernes Himmelsblau in weichem Wasser.
So lehnte sie, im Kerzenlicht noch blasser,
Die Fremde, an dem Simse des Kamins.

Und ihre Augen waren tief und mild,
Und alle fühlten sie wie ein Liebkosen;
Dann lag ihr Blick auf den vergessnen Rosen,
Der ganz ihr Blühen in sich schloß und hielt.

E. L. Schellenberg.



Auseinandergewachsen.

Skizze von Elisabeth Haspelmacher.

Die Tür hatte sich hinter Dr. Friedrich Eigenholz geschlossen. Seine Schritte entfernten sich und verhallten. Charlotte Liebetraut stand reglos. Ein hoffnungslos müder Ausdruck lag auf ihrem schmalen, durchgeistigten Gesicht.

Sie wußte: Friedrich Eigenholz ist gegangen, und nie wird er wiederkehren. — Ein tiefer Schmerz erfüllte sie. Vielleicht hätte es nur eines kurzen, aufmunternden Wortes von ihr bedurft . . . . und alles wäre anders, wäre sozusagen wieder gut geworden . . . . aber nein! . . . . Den Freund zurückrufen durfte Charlotte nicht! Und doch hatte sie ihr jahrelanges inniges Fühlen für Friedrich Eigenholz noch nie so überzeugend empfunden wie gerade heute, wie gerade in dieser Stunde, die ihr alles nahm.

Mit jeder Fiber ihres Herzens sehnte sie ihn jetzt verlangend herbei, und die Liebe zu ihm durchbebte und durchschauerte sie mit ihrer ganzen Macht, aber nicht wie selige Freude, sondern wie herber Schmerz brauste es über sie her. Solch ein trostloser Sturm war's, der gleich einem Windbruch nur Vernichtung hinterläßt. Auch in Charlotte war heute etwas zerbrochen, etwas Hohes und Heiliges, und klagend zitterte ein namenloses Weh durch ihre wunde Seele.

Friedrich Eigenholz . . . wohin Charlotte Liebetraut auch rückschauend in ihre Vergangenheit blickte . . . überall war unauslöschlich sein Name zu lesen. Hatte nicht ihre Jugendfreundschaft erprobt und felsenfest, gleichsam unerschütterlich dagestanden? War nicht ihre gegenseitige Wertschätzung von Jahr zu Jahr angestiegen, gewachsen?

Jawohl! Gewachsen! — Jawohl! So war es doch immerfort gewesen! — Ja doch! Ja! — Wenigstens nach Charlottes Meinung war es ganz gewiß so gewesen! —

Und dennoch — dennoch! — Es half nichts — sie waren jeder einen eigenen Weg gegangen, und sie waren dabei — auseinandergewachsen . . . . .

Ach! Wie war es nur möglich, daß zwei Menschen, deren Seelen so eng verbunden und miteinander vertraut gewesen waren, sich unbemerkt derartig zu entfremden vermochten? Wie war es möglich, daß sich in eine alte, unantastbare Freundschaft leise solch ein häßlicher, untilgbarer Mißklang schleichen konnte? — Klaffend war der Riß, der sich, unbarmherzig gähnend, vor Charlottes Augen auftat. Es war ihr, als ob ein törichter Wahn, als ob eine ganz unbegreifliche Verblendung sie schon seit langem genarrt hätte.

Bitterscharf und unumstößlich dabei kam ihr nun mit einem Male die Gewißheit: Was sie auch über Friedrichs Empfinden für die Geschicke der Menschen, über ein warmes Mitfühlen von seiner Seite für deren Fehler und Schwächen gemutmaßt hatte . . . es war vollkommen irrig gewesen! Ihn kümmerte nur noch das, was klug, was gelehrt, was

klassisch war. Ach! Wie wenig hatte sie doch ihren Jugendfreund Friedrich Eigenholz überhaupt noch gekannt!

Ein Seufzer entschlüpfte ungewollt Charlottes Lippen. Am liebsten hätte sie laut aufgeschrien, um sich zu befreien. Krampfhaft biß sie indes die Zähne zusammen! — Sie wollte stark sein! — Und doch — und doch — es war zu schwer noch! Zu frisch war noch das Leid der kaum verflossenen Stunde!

Hatte denn nicht Charlotte alles, alles, wonach sie in den letzten Jahren auch gestrebt hatte, eigentlich nur seinetwillen erstrebt? — Seinetwillen, weil sie es ihm später aus Liebe hatte darbringen und restlos geben wollen?

War nicht ihr ganzes eigenes Wesen zu durch und durch weiblich, als daß sie tief innerlich für sich selbst nach dem nun winkenden kalten Ruhm gedürstet hätte? — Ach, nur nach Wärme sehnte sich ja ihr weiches Herz! — An Friedrich Eigenholz allein hatte Charlotte Liebetraut gedacht, als sie sich unverdrossen mühte, als sie, wacker kämpfend, keine herben Enttäuschungen scheute, bis dennoch ihr redliches Streben belohnt wurde, bis sich schließlich, allen Hindernissen zum Trotz, ihr früher nur im Verborgenen heimliche Träume spinnendes dichterisches Talent Bahn brach, so daß sie nun tatsächlich einige gute literarische Erfolge verzeichnen konnte.

Ja, nur seinetwillen hatte sie das erstrebt! — Nur seinetwillen . . . oder . . . war es etwa nicht so? . . . Hatte sie sich etwa nicht nur seinetwillen darüber so herzlich gefreut? — Doch sicher, sicher! — Immer hatte sie den Freund im Geiste bei ihrer Arbeit neben sich gesehen, ermutigend und unablässig anspornend, wenn ihre Kräfte zu erlahmen gedroht hatten, befriedigt lächelnd, wenn es ihr dennoch gelungen war, den spröden Stoff zu kneten und wohl zu formen. — —

Und nun war das alles nur ein Wahn gewesen . . wirklich! . . . Ein unbegreiflich törichter Wahn! — — — — — — — — — — —

Wie Charlotte Liebetraut jetzt — immer weiter grübelnd, immer gründlicher forschend — über ihr Verhältnis zu Friedrich Eigenholz — schon von ihren Kindertagen an, wo sie einst mit dem blassen, ernsten Jungen von „gegenüber", dem damaligen Quartaner, so treue Freundschaft geschlossen hatte — nachsann, da mußte sie sich unumwunden eingestehen, daß sie ihrem Jugendfreund von jeher ungeteilte, schier schrankenlose Bewunderung gezollt hatte. Ja, es war unleugbar! Sie hatte ihn sogar gewissermaßen blindlings vergöttert! Wie er auch geredet und gehandelt haben mochte, immer war es in ihren Augen tadellos gut, unfehlbar recht gewesen. Die sich allerdings weit über den Durchschnitt erhebenden Fähigkeiten des heranwachsenden Knaben waren frühzeitig zutage getreten, und bereits damals hatte sich Charlotte von dem ausnahmsweise reifen, überlegenen Wesen Friedrichs völlig beherrschen lassen. Hatte er doch, wenn auch natürlich ihr selbst kaum bewußt, durch seine seltenen Gaben in ihrem Gemüt ein kindliches Staunen erregt und ihr eine damit verbundene Verehrung eingeflößt, die dicht an Schwärmerei grenzte. Ach, wie namenlos dumm und unwissend war sie sich meist vorgekommen im Vergleich zu ihm!

Und das war auch heute noch nicht zu bestreiten! — Einen besseren Retter und Helfer in der Not der Schule hatte es nicht für Charlotte gegeben als den nunmehrigen Dr. Friedrich Eigenholz. Ach, wie oft war es ihm zu jener Zeit geglückt, sie gleichsam führend an die Hand zu nehmen und sie spielend zu lehren, wie sie Aufgaben erfassen und lösen konnte, die sie vordem unüberwindlich schwierig gedünkt hatten! Vergebens hatte sie sich mitunter ihr schmerzendes Kinderköpfchen darüber zerbrochen, weil ihre Gedanken stets nur allzugern phantasievoll abschweifen wollten vom trockenen, alten Wissenskram in die nähere, engere, gegenwärtige Welt, die sie überall lebendig umgab und lockte, und die ihr so viele ungelöste Rätsel aufgab.

Dann — wenn sie mit ihren Büchern so ratlos und verzweifelt in ihrem Arbeitsstübchen oder unter dem großen Birnbaum ihres väterlichen Gartens gesessen hatte — dann war rettend Friedrich Eigenholz gekommen und hatte ihr, sie in seiner gelassenen, selbstbewußten Art ernsthaft ermahnend, den Weg gezeigt, der sie untrüglich zum Ziel leiten sollte. Und sein Weg schlug dann in der Tat auch niemals fehl! Ja, mehr noch! Er erschien ihr seltsamerweise nachher jedesmal so überaus einfach und selbstverständlich! Ach, was für ein einfältiges kleines Mädchen war sie doch! — — — — — —

Weshalb sich freilich der ernste, blasse, besonnene Knabe hauptsächlich so sehr zu Charlotte hingezogen fühlte, weshalb er sich in seiner Rolle als Lehrmeister so ausnehmend gut gefiel, und weshalb er schließlich seiner Freundin so bereitwillig manches kleine Opfer brachte, das entzog sich deren Kenntnis durchaus. —

Nun — unzweifelhaft war sich der ernste, blasse Knabe des Einflusses und der Macht, die er über seine schwärmerische junge Verehrerin, das aufgeweckte, lebensfrische Doktorkind von „drüben", ausübte, vollauf bewußt, und er fühlte sich dadurch in seiner erwachenden Eitelkeit unsäglich geschmeichelt. Er war dabei wechselnden Stimmungen unterworfen. Zuweilen empfand er die warme, weiche Hingebung als eine unverdiente Wohltat, zuweilen jedoch empfand er sie auch mit stiller Genugtuung als eine köstlich süße, aber ihm sehr wohl frommende Entschädigung für zahlreiche Entbehrungen, die ihm das widerwärtige Schicksal auf seine jugendlichen Schultern gelegt hatte.

Friedrich Eigenholz entstammte einer wenig begüterten Familie, die noch dazu nicht den „ersten" oder — wenn man sich lieber so ausdrücken will — nicht den „vornehmsten" Kreisen des Ortes ange-

hörte. Sein früh verstorbener Vater, ein gewissenhafter, ehrenwerter, aber nichtsdestoweniger nur mäßig besoldeter Stadtschreiber, hätte, wie wohl leicht erklärlich ist, seiner Witwe und seinem Sohne keine nennenswerten Schätze hinterlassen können. Somit war Friedrichs Bahn zur Höhe durchaus nicht frei und leicht — weder anfangs, als er noch, die Bänke seines heimatlichen Gymnasiums drückend, „amor, amaris, amatur“ konjugierte (er tat dies nämlich seit seiner Bekanntschaft mit dem Doktorkinde mit besonderer Vorliebe und eigentümlich prickelndem Wohlbehagen im „Passiv“) — noch später, als er sich draußen den rauhen Weltwind um die Nase wehen ließ, der ihn wirklich bisweilen recht grimmig zerzauste.

So hatte sich der Himmel nicht sorglos, nicht glanzvoll über den Tagen seiner Jugend gewölbt. Zäh und unentwegt jedoch war Friedrich Eigenholz auf steinigem Pfad emporgeklommen; denn es steckte eine derartig unbeugsame Willenskraft in seinem anscheinend schwächlichen Körper, wie sie wohl kaum jemand beim ersten Anblick darin vermutet haben würde. Durch unermüdlichen Fleiß und rastlose Arbeit allein — nicht etwa irgendwie gefördert von gütigen Gönnern — hatte sich Friedrich endlich seine Stellung errungen. Seine eifrigen Forschungen in den Schriften aller Klassiker wurden mit reichem Erfolg gekrönt. Seine damit verknüpften Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiet waren hervorragend und wertvoll, so daß sie allgemach das Interesse der Mitwelt auf den bislang Unbekannten lenkten. Nach und nach wurde dann seine Bedeutung als Gelehrter selbst von maßgebenden Größen gewürdigt, und zur Zeit erwähnte man, zumal in Fachkeisen, den Namen „Dr. Friedrich Eigenholz“ nur mit höchster Anerkennung. — — — — — — — — — —

Ach, bittere, grausam bittere Torheit war's wohl von Charlotte Liebetraut gewesen, als sie da gemeint hatte: ein kleines Wenig, wenn auch nur ein verschwindend winziges Bißchen gegen sein großes Werk mußte auch sie in die Wagschale werfen können, wenn Friedrich Eigenholz eines Tages kommen würde und sie bitten, mit ihm gemeinsam weiterzuwandern durchs Leben!

Diesem hohen Glückstage hatte Charlotte mit stillhoffender Erwartung entgegengeschaut, so sicher an ihn glaubend, wie wohl ein Kind an den Weihnachtsabend glaubt. Ach, wie schön hatte sie sich das ausgemalt! Alle Lichter ihres Herzens wollte sie festlich entzünden wie zu einer Weihnachtsfeier, und dann wollte sie sagen: „Sieh her, wie wunderbar es in mir glüht und brennt! Nimm alles, alles hin! Für deine Liebe will ich's gern und freudig geben!“

Aber nun — nun war es zu einem ganz anderen Ende gekommen — zu einem kläglichen Ende; denn sie waren sich fremd geworden — sie verstanden sich nicht mehr. Schon lange hatten ihre Wege weit, weit auseinandergeführt — nach ganz verschiedenen Richtungen, nach ganz verschiedenen Zielen — und nun konnten sie beide nicht mehr zurückfinden. Schon lange, lange waren sie nur noch von einer holden Täuschung befangen gewesen; freilich — sie waren vollkommen ahnungslos dahingewandelt — sie hatten nicht gewußt, daß es nur noch eine Täuschung war, bis auf einmal der trügende Schleier zerrissen wurde. Jäh und wie durch grellen Blitzstrahl erhellt stand vor Charlotte die Erkenntnis; und diese Erkenntnis zeigte ihr unverhüllt die unerbittliche Wahrheit, nämlich die Entfremdung in ihrer Größe, in ihrer Tiefe. Die mußte sie nun unbedingt trennen.

Nicht, wie sie beide bisher gewähnt hatten, fester gebunden werden durften früher geschlungene Fäden — nein — sie waren ja schon langsam, wie von heimlicher Hand, gelockert, gelöst, und nun mußten sie gänzlich wieder abfallen.

Hier schwankte Charlotte. Wie nach einem rettenden Ausweg suchend, hielt sie zögernd inne in ihren quälenden Gedanken!

Wie tief trotz allem und allem ihre Liebe noch war! Förmlich überwältigend quoll es in ihr auf.

War das denn wirklich die Wahrheit? War denn wirklich die Entfremdung so groß? Lag nicht vielleicht einzig die Schuld auf ihrer Seite? War es nicht vielleicht nur ihre eigene übertriebene Empfindlichkeit, die bekämpft und niedergerungen werden mußte? Durfte das harte, aburteilende Wort aus Friedrich Eigenholz' Munde, das Wort, das er vorhin über ihre letzte schriftstellerische Arbeit gefällt hatte, einen dermaßen klaffenden Zwiespalt zwischen ihn und sie bringen?

Schmerzlich stöhnte Charlotte nun doch auf. Sie preßte die Hand vor die Augen und grübelte von neuem hin und her und wälzte immer wieder dasselbe trostlose Chaos von Fragen durch ihr Hirn.

Ach, wie überfielen sie mit einem Male die Zweifel, die Zweifel an ihrem eigenen Tun und Lassen!

Aber — wie denn? War sie wirklich, wie Friedrich behauptete, auf falschem Pfade? Durfte er sie auch jetzt wieder an die Hand nehmen wie als Kind und sie, den Weg bestimmend, führen und leiten? Mußte sie ihm auch heute noch blindlings, willenlos folgen?

Nein, nein! Das ging nicht! — Die Dinge lagen doch nun anders! — Sie war ja kein Kind mehr! Nein — nein, es ging nicht mehr! — Nicht mehr so — nein, nicht mehr so wie damals durfte er, ohne ihren Willen zu beachten, frei über sie verfügen!

Aber — weshalb ging es eigentlich nicht mehr? Weshalb?

Ach, wie viele Fragen stürmten, martervoll Antwort heischend, durch Charlottes Seele!

Weshalb? Ja, weshalb? Weshalb denn hatten sie Friedrich Eigenholz' Worte so schwer ge-

troffen? Weshalb denn fühlte sie sich dadurch so empfindlich verletzt? —

Sie hatten doch sonst stets offen und ehrlich ihre Meinungen ausgetauscht und sich nie auch nur das Geringste dabei übelgenommen, so wie sich das in einer guten, aufrichtigen Freundschaft geziemt.

Was war's denn gerade mit dieser Arbeit? War's damit etwas Besonderes? — — Mein Gott, mein Gott! Ein Stück von ihr selbst war's ja! Ein Stück von ihrer eigenen Seele lag ja darin! — — — Und das war ihm zu klein! Das verstand er einfach nicht! — Mein Gott, da mußte sie selbst ihm ja erbärmlich und gering erscheinen!

Ein unwiderstehlicher innerer Drang hatte sie gerade diesmal zum Schreiben getrieben. Es war wie eine Offenbarung gewesen, und eine gewaltig große Empörung über manches Engherzige und Lieblose in der Welt um sie her hatte sie gepackt und ihr förmlich zwingend die Feder geführt.

Ganz richtig! Diese Welt war zuweilen voll kleinlicher Nüchternheit und gar nicht voll erhabener Größe! Die Welt des Alltags hatte sie geschildert, jene Welt mit ihren manchmal so lächerlich kleinlichen Schwächen, mit ihren anscheinend so nichtigen Begebenheiten, die nämliche Welt, die sie, Charlotte Liebetraut selber, so gut kannte, weil sie mitten darin gelebt hatte seit ihrer Kindheit — die nämliche Welt, die auch einstmals Friedrich Eigenholz' Heimat gewesen war.

Ja, sie hatte sich recht wenig verändert, diese kleine Welt, während er da draußen mühsam zur Höhe geklommen war, zu einer einsiedlerischen, weltfernen Höhe des Geistes, wo er allen lästigen Staub des Alltags inzwischen von sich abgeschüttelt hatte!

Aber — hatte denn nicht seine alte, kleine Welt ebensogut ihren vollberechtigten Wert wie seine Höhe? Durfte er sie jetzt verächtlich beurteilen? Durfte er geringschätzig die Achseln zucken, weil Charlotte den grauen, bürgerlichen Alltag dieser kleinen Welt beschrieben hatte? Ist denn nicht häufig im grauen, öden Alltag das Kleine schon Ereignis? Und ist nicht, der scheinbar nur ruhig jahraus, jahrein seine Pflicht tut, oft ein Held? Jawohl! Die Menschen, die Charlottens Feder gezeichnet hatte, waren so einfach, waren so natürlich, so mit einem Gemisch von Vorzügen und Fehlern behaftet, wie nun einmal die Menschen im allgemeinen geschaffen sind. Sie wollten gar keine großen Taten vollbringen, und sie redeten mit schlichter Zunge und ohne tönendes Pathos; aber sie waren ihrem Herzen trotzdem beim Schaffen vertraut und lieb geworden, als wären es wirkliche Menschen von Fleisch und Blut.

Mit viel Hingabe und Sorgfalt hatte Charlotte gesucht, die Charaktere echt und lebenswahr zu bilden. Immer wieder hatte sie geprüft und verglichen. Jede störende Unebenheit hatte sie geglättet, bis schließlich ihre durch und durch heimatliche Verhältnisse atmende Erzählung abgerundet und geschlossen dastand.

Ordentlich froh und stolz schlug ihr Herz, als sie das kleine Werk ihrer Feder vollendet hatte und es ausschicken konnte, daß es seinen Weg nehme in die weite Öffentlichkeit der großen Welt, zugleich aber in die stille Klause, wo ihr Freund Friedrich Eigenholz, abgesondert von jeglichem Lärm und Getriebe der Welt, bei den Büchern klassischer Gelehrsamkeit einsam schaffend saß — — jetzt doppelt einsam und verlassen, da seine alte, treue Mutter, die ihn in die Ferne begleitet hatte, im Vorjahre gestorben war.

— — — — — — — — — —

(Schluß folgt.)



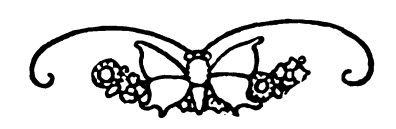
Vor Abend.

Die Glocken sind nun alle stumm geworden;
Auf grauen Wegen schleicht's an mich heran,
Das scheußliche Gespenst, und will mich morden!
Was fang ich an?

Nichts, nichts. Ich will nicht mehr die Hände falten,
Nicht mehr zum Schaffen regen diesen Tag;
Heut laß ich über mir mein Schicksal walten,
So, wie es mag.

Komm nur, du tiefer Stunde tiefes Grauen,
Trag mich noch tiefer in die Einsamkeit; —
Ich will dir ohne Furcht ins Auge schauen;
Ich bin bereit. —

Otto Orlishausen.



Heimchen.

Novellette von Ida Oppen.

(Schluß.)

Förster war im Begriff, sich zu entfernen, als die Wärterin eintrat. Er gab derselben einige Anordnungen und forderte Heimchen wieder auf, sich Ruhe zu gönnen. Sie hüllte sich in ihren Mantel, nahm ein Tuch um den Kopf, beugte sich liebevoll über die Kranke, und folgte dem voranschreitenden Arzte.

Schweigend gingen sie über die Straße. Das Mädchen sah zu den Fenstern eines großen, stattlichen Hauses auf und bemerkte lächelnd, fast zu sich selbst redend:

„Bei Großchen ist noch Licht; sie hat auf mich gewartet."

Förster schloß ihr die Haustür auf und zog grüßend den Hut. Sie sah zu ihm auf, und plötzlich, einer Regung ihres Herzens folgend, sagte sie freundlich:

„Wollen Sie bei Großchen eine Tasse Tee trinken?"

Er blickte sie verwundert an.

Sie lächelte: „Sie kommen in kein fremdes Haus. Sie kennen doch Frau Rat Heinsius?"

„Ach, gewiß, gnädiges Fräulein. Sie sind — Sie wären —"

„Ich bin ihre Enkelin und die Schwester von Lilli und Cilli, die wohl heute vergebens bei Onkel Präsident auf Sie warten werden."

„Aber mein Gott, ich begreife gar nicht, daß ich Sie noch nie gesehen, daß ich beim ersten Abend nicht die Ehre hatte, Ihnen vorgestellt zu werden. Ich wußte nur von Fräulein Lilli und Cilli. Allerdings erzählte man noch so nebenbei von einem kleinen, blassen, stillen Hausgeist — Heimchen, aber das kann . . . das ist doch unmöglich . . . ."

„Ich bin Heimchen", sagte das Mädchen leise, und ihr schmales Gesichtchen wurde bleich.

Hellmut Förster reichte ihr, Verzeihung erbittend, die Hand. Es tat ihm weh, sie mit seiner Äußerung gekränkt zu haben.

„Gern folge ich Ihrer freundlichen Einladung."

Sie stiegen zusammen die Treppe hinan. Auf Heimchens leises Klopfen wurde freundlich „Herein!" gerufen.

Frau Rat Heinsius winkte, liebenswürdig lächelnd, dem Eintretenden mit der Hand.

„So ist's recht, Heimchen, daß du mir den lieben Doktor auf einige Minuten heraufgebracht hast."

Hellmut küßte die Hand der alten Dame, die sie ihm gereicht. Wie wohl tat ihm die Wärme des behaglichen Zimmers. Er setzte sich an den zierlich geordneten Teetisch nieder und erzählte, weshalb er zu Lottchen gekommen. Sie war in der Klinik gewesen, in der er als Assistenzarzt wirkte. Er hatte für sie Interesse und war zufällig, nachdem er von dem Tode ihres Kindes gehört hatte, vor einigen Tagen in ihre Wohnung gekommen, gerade als Heimchen dort gewesen. Das junge Mädchen, das inzwischen hinausgegangen war, um einige Vorbereitungen zu treffen, erschien wieder und machte dem vertrauten Gespräch ein Ende. Der Doktor beobachtete sie, wie sie geschickt und zierlich den goldbraunen Trank in die Tassen goß. Lieb und anmutig erschien ihm ihre zarte Gestalt, ihr schmales Gesichtchen, das durch die rosig verhängte Lampe wie mit Purpurschein übergossen schien. Da wandte sie den Kopf, der rote Fleck auf der Wange ward sichtbar. Hellmut erschrak. Unzusammenhängend und zerstreut gab er der Rätin Antwort; immer wieder und wieder sah er nach dem brennend roten Fleck auf der Wange, und ein heißes Mitleid mit dem armen, lieblichen Geschöpf, das die Natur in böser Laune so gezeichnet, überkam ihn. Er redete freundlich mit Heimchen und versuchte durch einige Scherze, ihr ein Lächeln abzugewinnen. Es gelang ihm auch nach und nach, und bald war eine halbe Stunde um in angeregter, angenehmer Unterhaltung.

Endlich erhob er sich, um den Damen Ruhe zu gönnen. Herzlich dankte er für die trauliche Teestunde, die ihn erquickt, und versprach, am nächsten Morgen nach der Kranken zu sehen und den Damen Bericht zu erstatten. Er dankte Heimchen für ihre aufopfernde Hilfe und schied endlich mit herzlichem Händedruck von beiden. Langsam schritt er die dunkle Straße hinab und ging nachdenklich seinem Heim zu. Er hatte sich zwar vorgenommen, noch ein Stündchen bei dem Präsidenten zu erscheinen und den Kotillon mit der blondlockigen Lilli zu tanzen, an deren strahlender Schönheit und frischem, natürlichem Wesen er sich immer ergötzte, aber jetzt hatte er alle Lust dazu verloren. Das stille, blasse Mädchen trat ihm immer wieder vor Augen. Wie mußte sie entbehren und leiden, während die anderen ihre Jugend so ganz genossen. Wie ernst und klug hatte sie an seiner Seite gestanden und mit ihm gearbeitet für die Kranke — eine treue Helferin in der Not! Wie ruhig und sicher war ihr Benehmen, frei von jeder Angst, von jedem kleinlichen Bedenken. Wie hatte er ihr Unrecht getan zu Anfang! In dem unscheinbaren Körper wohnte ein starker Wille und ein Herz voll Liebe und Erbarmen. Er nahm sich vor, das Mädchen, das scheinbar durch die strahlenden Schwestern zurückgedrängt, näher kennenzulernen.

Während der Doktor sich solchen Gedanken hingab, war der Regierungsrat früher als gewöhnlich mit Frau und Töchtern vom Balle heimgekehrt. Als Heimchen die Ankommenden empfing, staunten sie, daß das junge Mädchen noch wach war, und sie erzählte ihnen von den Vorgängen des Abends.

Lilli hatte sich gähnend in einen Stuhl ge-

worfen und scheinbar kaum zugehört. Als Heimchen aber den Namen des Arztes nannte, horchte sie auf.

„Also deshalb war er nicht gekommen, und unseren schönen Kotillon, auf den ich mich so gefreut, mußte ich aufgeben, da ich ihm versprochen hatte, zu warten. Komm, Heimchen, erzähle mir von dem interessanten Tete-a-tete. Das war allerdings für euch ein Ballvergnügen eigener Art. Sie versuchte zu scherzen, aber in ihre Augen stahlen sich Tränen des Ärgers und Unmuts. Die kleine, verwöhnte Prinzeß konnte nicht begreifen, daß man eine Teestunde einem Kotillon vorziehen konnte. Verstimmt legte sie ihr duftiges Ballkleid ab, ließ sich von Heimchen das Haar ordnen und antwortete übellaunig auf die Scherze, die Cilli machte. Gegen ihre Gewohnheit lag sie noch lange wach im Bett, und zornige Tränen stahlen sich über ihre Wangen. Wie konnte, wie durfte er sie so vernachlässigen! Er sollte es büßen!

Endlich fand sie ihre Ruhe.

* * *

Wochen waren vergangen. Lottchens Genesung machte Fortschritte, und Dr. Förster war ein häufiger Gast im Hause des Regierungsrates. Sein warmes Interesse für Heimchen hatte sich vertieft, aber Lillis strahlende Schönheit nahm ihn stets gefangen und machte ihn zum Sklaven. Er liebte Heimchens stilles, emsiges Walten. Sie war ihm das Ideal eines Mädchens; sie würde den Beruf einer Frau im edelsten Sinne ausüben. Sie konnte eine Häuslichkeit gemütlich und anmutig gestalten, bei ihr konnte man nach ernster, anstrengender Tagesarbeit wohl ausruhen, bei ihr Verständnis finden für alles, was Herz und Seele bewegte, bei ihr sich Rat in so manchen Sachen holen, denn ihr klares, scharfes Verständnis für alles, ihr aufmerksames Zuhören, ihre ernste Teilnahme für das, was auch in weiteren Kreisen sich zutrug und was über den Horizont eines jungen Mädchens eigentlich hinausging, war ihm längst aufgefallen. Im Gegensatz zu ihren Schwestern, die ziemlich oberflächlich dachten und urteilten. Die Gedanken an Heimchen verließen ihn nicht. Immer, wenn er kam, suchten seine Augen sie zuerst, und war sie nicht anwesend, so war er unruhig und zerstreut und blickte immer wieder nach der Tür, in der Hoffnung, sie eintreten zu sehen. Wohl zog auch Lilli durch ihre strahlende Schönheit und Heiterkeit ihn wieder vollständig in ihren Zauberkreis. Er bewunderte sie und sie nahm ganz seine Sinne gefangen, und er lachte und scherzte mit ihr und mit ihrer Schwester.

Heimchen hatte ihn schon oft in solchen Momenten beobachtet und dann still sich entfernt. Sie liebte Hellmut, ohne zu ahnen, daß dieses Gefühl mächtig und stark in ihr lebte. Als sie sich darüber klar war, suchte sie den Doktor zu meiden. Wie durfte sie, die von der Natur so arg Vernachlässigte, auf Glück, auf Liebe hoffen, und als ihr Lilli einmal gestand, daß sie für den Doktor schwärme, ihn für den interessantesten, hübschesten und geistreichsten Menschen hielt, da zog sich Heimchen noch mehr zurück und begrub unter tausend, tausend Tränen eine heiße, unbezwingliche Sehnsucht nach einem Glück, das für sie unerreichbar und fern war.

Der Doktor konnte sich ihr unfreies, befangenes Wesen, ihr stetes Ausweichen nicht erklären. Der Zufall fügte es, daß er sie einmal allein traf und sie um Aufklärung bat. Sie konnte ihm keine Antwort geben. Blaß und zitternd stand sie vor ihm. Da sagte er liebe, innige Worte zu ihr und faßte ihre kleinen, blassen Hände und bat sie, die Seine zu werden.

Sie hatte ihm anfangs still zugehört, ein glückliches Lächeln irrte um ihren kleinen Mund. Aber dann plötzlich hatte sie sich aufgerafft und ihm gesagt, daß sie ihn nicht anhören dürfe, daß sie nie die Seine werden könne, daß nur das Mitleid ihn zu ihr geführt, daß eigentlich ein anderes Bild in seiner Seele lebte — schön und strahlend. Sie bat ihn, zu überlegen und sich nicht selbst zu täuschen und stürmte davon, ehe er ihr noch eine Antwort geben konnte. Er schrieb ihr und bat sie, doch das Wort zurückzunehmen; er fühle, daß sie beide zusammengehörten; aber sie antwortete ihm nicht und mied ihn.

* * *

Der Frühling war vorübergezogen; alles freute sich der köstlichen, warmen Tage. Nur Heimchen ging blaß und still umher. Die Eltern waren besorgt. Eine leise Ahnung stieg wohl in Frau Mariannes Herz auf, daß Heimchen eine große Enttäuschung erlebt, daß sie vielleicht eine warme Zuneigung für den Doktor gehegt, die nicht erwidert wurde. Sie wagte aber nicht, ihr Kind zu fragen; kein Wort sollte die arme Seele verwunden und das wecken, was vielleicht in ihr heimlich schlummerte.

Lilli und Cilli waren mit den Eltern in ein Bad gereist. Heimchen war daheim geblieben, um die Aufsicht im Hause zu führen und die jüngeren Geschwister zu behüten.

Der Doktor kam selten.

Eines Tages hatte sie mit den Geschwistern eine Landpartie gemacht und hatte sich den Fuß verstaucht. Sie mußte nun in einer kleinen Herberge bleiben, während die anderen eiligst nach Hause gingen, um einen Wagen für sie zu besorgen. Auf der Landstraße begegneten die heimkehrenden Geschwister Dr. Förster, der einen Kranken besucht hatte. Er nickte grüßend aus seinem Wagen, und Fritz, den die Sorge um die Schwester unruhig

gemacht, winkte dem Arzt, zu halten. Er erzählte ihm in kurzen Worten das Vorgefallene, und der Doktor lenkte seinen Wagen sofort nach der Richtung. Als er in der kleinen Herberge ankam, fragte er nach dem Mädchen. Man hatte es in ein kleines Seitenzimmer gebracht, damit es ungestört sein sollte.

Hellmut öffnete leise die Tür und sah sie schlafend auf dem harten Sofa liegen. Ein unendliches Mitleid und eine Sehnsucht überkam ihn, als er das blasse, liebe Gesichtchen vor sich sah.

„Heimchen", flüsterte er leise.

Ein Hauch trug die Worte zu ihr hinüber; sie schlug die Augen auf und rief:

„Hellmut!" In dem Klang ihrer Stimme lag so viel Innigkeit; all das, was sie zurückgehalten seit Wochen und Monden, drängte sich in diesem Ton über ihre Lippen. Er war auf sie zugeeilt und hatte seine Arme um ihre zarte Gestalt geschlungen:

„Nun hab' ich dich endlich, du kleines, scheues Vögelchen!" rief er glücklich lachend, und küßte ihre Lippen, ihre rosigen Wangen und ihr dunkles Haar.

Eine glücklichere Fahrt hatten wohl beide nie gemacht, als sie im Abendsonnenschein durch den schweigenden Wald fuhren. Sie ruhte still in seligem Selbstvergessen in seinen Armen und hörte seiner lieben Stimme weichen Klang, und hörte die tausend gütigen Worte, die er zu ihr sprach. Endlich erhob sie ihren Kopf, und nachdem sie lange in seine Augen geblickt, sagte sie ernst:

„Ist es denn wirklich kein Traum? Hast du mich wirklich lieb? Ohne Mitleid — so lieb, wie man jedes andere Mädchen haben kann? Und täuschest du dich nicht? Ich glaubte, du begehrtest Lilli?"

Er sah sie glücklich lachend an.

„Anfangs habe ich die duftige Rose begehrt, ehe ich das bescheidene Veilchen am Wege erblickt. Nun ich mich aber danach gebückt habe, hat mir der süße Duft Herz und Seele bezwungen. Nun bin ich in deinen Zaubergarten gebannt, und um nichts in der Welt will ich mich wieder hinauswagen."

Er küßte ihr die tausend Fragen, die auf ihren Lippen schwebten, fort, und in der lichten Verklärung, die das Glück über sie ergoß, erschien sie ihm unendlich lieblich und schön, und all jene Bilder, die früher seine Sinne berückt hatten, zerflossen in nichts vor dem Anblick dieses kindlich reinen, selbstlos edlen Mädchens.

Als die Eltern zurückkamen, bat der Doktor bald um Heimchens Hand. Der Jubel und die Freude im Hause fanden kein Ende. Zum ersten Male drückte Frau Marianne stolz und glücklich, ohne Seufzer, ihr Schmerzenskind an ihre Brust.

Lottchen, die inzwischen längst gesund geworden war, erbat sich die Ehre, das Brautkleid zu arbeiten. Den ersten Flug in die Welt sollte Heimchen nicht allein machen, sondern am Arme ihres treusten Freundes, ihres Hellmuts, der sie mit inniger Liebe umgab, und unter dessen Schutz all das in ihr zur herrlichsten Frucht reifte, was still und verborgen in ihr gekeimt. Und wenn sie manchmal ihren Hellmut an den dunklen Fleck an ihrer Wange mahnte, dann lachte er sie recht herzlich aus und behauptete, der dunkle Fleck hätte sie erst zu dem gemacht, was sie geworden: zu einer glücklichen, geliebten — zu einer echten Frau.

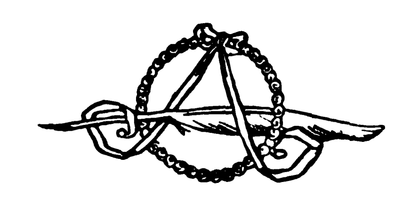


Aufforderung.

Laß nicht deine Arme sinken,
Löse deine Lippen nicht!
Laß uns bis zur Neige trinken,
Was der Blick dem Blick verspricht!

Komm und laß uns nun vereinen
Lust und Leid zum erstenmal
Und im Glücke glücklich scheinen,
Glücklich sein in unsrer Qual!

Fr. W. v. Oestéren.



Bücherbesprechungen.

C. v. Franken: **Der gute Ton.** Max Hesses Verlag, Leipzig.

Das vorliegende Werk ist in 17. Auflage, d. h. im 47.—49. Tausend erschienen, ein schlagender Beweis, wie wenig die Güte eines Buches mit dem Erfolge im Einklang steht. Es gibt so sehr viel bessere Bücher dieser Art, die nicht annähernd so bekannt geworden sind. Wer ein Handbuch des guten Tones und der feinen Sitte schreibt, der muß doch zu allererst genau wissen, was heute in der Gesellschaft „guter Ton" und „feine Sitte" ist. Das vorliegende Buch aber gibt Weisungen, die veraltet und dem gesellschaftlichen Brauche keineswegs entsprechend sind. Ist die Verfasserin nicht mehr am Leben oder „anderweitig verhindert", ihr Werk der Neuzeit entsprechend zu bearbeiten, so sollte der Verlag für eine Verbesserung sorgen. Es ist hier nicht der Raum, auf alle Irrtümer und veralteten Gesellschaftssitten in diesem Buche einzugehen, nur ganz wenige, die mir gerade einfallen, seien erwähnt.

Kein Mensch ladet heute mehr zu einem „Diner" ein, wie die Verfasserin formularisch vorschreibt. Das französische Wort ist nur noch in der Sprache protziger Parvenüs vorhanden. Lächerlich ist es, wenn die Verfasserin, die vor den „Höhergestellten" einen Heidenrespekt zeigt, vorschreibt, man müsse diese „durch einen Brief", ja, „durch einen Besuch" persönlich einladen. Um ihnen die Absage schwer zu machen? Oder weiter: beehrt dich ein „Höhergestellter", so hast du ihm auf den Korridor, ja „bis zur Treppe" entgegenzugehen. Die Verfasserin hat uns leider nicht die Anweisung gegeben, mit welchen Worten wir den „Hochgestellten" empfangen sollen. Vielleicht: „Ich bin nicht wert, daß Euer Gnaden unter das Dach meiner armseligen „Wenigkeit" kommen!"? Hier liegt ein Mangel vor. Gott sei Dank gibt es einen so widerlichen Byzantinismus, wie ihn dies im 49. Tausend erschienene Buch verkündet, im modernen gesellschaftlichen Leben nicht mehr.

Man legt auch nicht mehr, wie die Verfasserin Seite 88 vorschreibt, „neben jedes Gedeck ein Menü". Das tut man höchstens bei Hochzeiten, nicht aber bei gewöhnlichen „Diners" oder „Soupers", um in der Sprache der Verfasserin zu reden. Auch die „Trinksprüche", über die die Verfasserin langatmige Anweisungen gibt, sind bei solchen Gelegenheiten längst aus der Mode gekommen. Ferner „eröffnet den Zug" zur Tafel nicht die Hausfrau mit ihrem Begleiter, während ihn der Hausherr beschließt. Das war früher so, ist heute aber gerade umgekehrt. Auch braucht sich der Herr im Speisezimmer nicht noch einmal vor seiner Dame zu verbeugen. (!)

Der Höhepunkt des Byzantinismus wird nun erreicht, wenn die Verfasserin auf das Kapitel des Rauchens kommt. Zuerst natürlich wieder der „Höhergestellte", der „Vorgesetzte". Laß es dir beileibe nie einfallen, ihm eine Zigarre anzubieten. „Biete nie einem Vorgesetzten eine Zigarre an", schreibt Constanze von Franken Seite 47. Ebenso „hüte dich, daß deine Briefe nicht nach Tabak duften, und der erste Gruß, den die Dame deines Herzens beim Öffnen deines Briefes erhält, Tabaksgeruch sei." (S. 44.) „Bist du verheiratet, so hängt es von deiner Frau ab, ob und wo du im Hause rauchen darfst." Aber: „Ist deine Frau liebenswürdig genug, nichts gegen deine Zigarre in ihrer Gegenwart zu haben, um so angenehmer für dich." (S. 45.) Wie rührend. Ein Engel.

Geradezu albern sind eine ganze Reihe gesellschaftlicher Sentenzen, wie: „In feiner Gesellschaft lacht man nicht, sondern lächelt nur." (S. 56.)

Solch ein Buch ist kein Weiser des guten Tones und der feinen Sitte, wie es vorgibt; kein Erzieher zu gesellschaftlichem Leben von kulturellem Werte, sondern ein Erzieher zum Byzantinismus, zu weibischem Wesen, zu gekünsteltem, unnatürlichem, manieriertem Verhalten, ein Buch für Knechte und Laffen, nicht für Freie und Wahre. Gott sei Dank, daß unser heutiges gesellschaftliches Leben eine Parole zu allererst ausgibt: Natürlichkeit. Artur Brausewetter.

Ausgegeben am 7. Juni 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8. Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Allen Gewalten zum Trutz.

Ein Lebensfragment

von

Johann Georg Seeger.

6. Fortsetzung.

Sechs Wochen befand sich Karl Biener im Turm Luginsland, als er endlich verhört werden sollte. Aber die Herren Schöffen kamen nicht, wie es üblich gewesen wäre, zu ihm, sondern er sollte in das Schöffenamt gehen. Da er sich keines Verbrechens bewußt war, so empfand er den Gang als eine große Beschimpfung und machte sich in der gereiztesten Stimmung mit seinem Wirt Sichart auf den Weg. Wie träumend schritt er durch die Gassen, wie träumend stand er vor den Schöffen, hörte wie träumend seine Anklage vorlesen und sich selbst diese bestätigen. Aber aus diesem Traumzustand erwachte er, als der vorsitzende Schöffe fragte: „Was ist Ihre Gesinung jetzt und für die Zukunft?“

„Die nämliche wie vorher; denn obgleich mein Plan mir jetzt vereitelt worden ist, so habe ich ihn doch nicht aufgegeben. Nein, Mademoiselle Engelbauer muß die Meinige werden, nicht bloß, weil ich sie liebe, sondern auch, weil ich es für meine Pflicht halte, ihr das wieder zu ersetzen, um was ich sie in den Augen der Menschen gebracht habe. Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, lange Gefangenschaft werde mich auf andere Gedanken bringen.“

Die Perücken der Schöffen gerieten in Bewegung, die Köpfe wandten sich einander zu, die Augen suchten sich gleich denen altrömischer Auguren, ein trockenes Hüsteln erschütterte bei dem einen und andern die streng geschlossenen Amtslippen, und der Vorsitzende fragte in ernstem Ton: „Haben Sie mit der Demoiselle unerlaubten Umgang gehabt?“

Biener lachte laut auf.

„Warum lachen Sie?“

„Weil Sie eine Frage an mich getan haben, die mir lächerlich vorkommt.

„Das ist aber doch das Ziel von euch jungen Herrchen", bemerkte der einäugige Schöffenschreiber und spritzte gleichzeitig die Feder aus.

„Herr Amtsschreiber," erwiderte Karl scharf, „die Heren Schöffen und ich sind hier, um zu sprechen, und Sie, um zu schreiben. Wollen aber Sie sprechen, so werde ich schweigen."

Der Einäugige tauchte die Feder ein und senkte den Kopf auf sein Aktenstück; der Vorsitzende aber fragte, wie sich Biener zu der Anklage stellen wolle.

Dieser lachte abermals laut auf.

Da geriet der Schöffe in Hitze und rief: „Warum lachen Sie? Wissen Sie auch, wo Sie sind?"

„Sehr wohl, Herr Schöffe! Ich bin hier an einem Ort, an den ich nicht gehöre. Zwar weiß ich wohl, daß es den Herren Schöffen geziemt, jeden Gefangenen zu verhören, ich weiß aber auch, daß solches in seinem Gefängnis und gleich drei Tage nach seiner Verhaftung, nicht aber nach Verlauf von sechs Wochen erst geschehen sollte. Und überdies ist mein Verbrechen von keiner solchen Beschaffenheit, daß mir von Obrigkeitswegen ein so langer Arrest auferlegt werden kann, und es ist sehr unbillig, daß man aus Gunst gegen meine Verfolger mich so übel behandelt. Deshalb werde ich auch hier auf die Anklage gar nicht antworten."

Wieder gerieten die Perücken in Bewegung, ihre Träger berieten sich im Flüstertone, und endlich sagte der Vorsitzende:

„Begeben Sie sich ins Stadtgericht."

Auf die Nürnberger Rechtspflege scheltend, ging Biener neben seinem schweigsamen Begleiter dorthin. Im Vorzimmer steigerte sich angesichts der vielen Wartenden sein Zorn, und erregt schritt er in dem dumpfen Gemache auf und ab. Aber noch war höchstens eine Viertelstunde verstrichen, so öffnete sich die Tür, und Marianne trat ein. Ohne der Umstehenden zu achten, umarmten und küßten sie sich, und dann führte Karl die Geliebte in eine freie Fensternische.

Wie schön war Marianne in ihrem Leid und in ihrer Erregung! Ihre braunen Augen leuchteten jetzt vor Glück, die schmalen, blassen Wangen röteten sich, und das hellblonde Haar lag wie ein Heiligenschein um die weiße Stirn der treuen Dulderin. Das reine Glück der beiden warf seine Strahlen auch auf die vielen Leute in der dämmerigen Stube, daß sie ihrer Sorgen und Qualen, ihres Hasses und Grolles vergaßen und im Anschauen der beiden flüchtig an ein ungetrübtes Glück dachten, das ihnen in unerreichbarer Jugendferne einmal gewinkt.

Sichart stand neben dem Gerichtsdiener und schnitt ein pfiffiges Gesicht, als dieser ihm ins Ohr flüsterte: „Hast gesehen, alter Freund, wie von den Richtern einer nach dem andern herauskommt und die zwei Kinder betrachtet? Vorhin hat einer von ihnen gesagt: ‚Käme es auf mich an, so würden sie noch in dieser Stunde kopuliert.' Und der Herr Vorsitzende hat gesagt: ‚Lassen wir sie noch ein paar Stunden beisammen, ehe wir sie vorrufen'."

„Ja, ja, alter Kamerad," brummte Sichart, „wenn ich die zwei anschaue, ist mir zumute, als sei ich wieder ein Kind und mein Vater ließe mich auf seinen Knien reiten."

Marianne und Karl ahnten nichts von dem Eindruck, den ihre Anwesenheit auf jeden in der Wartestube ausübte. Hand in Hand saßen sie nebeneinander und plauderten unaufhörlich.

„Und noch etwas hätte ich fast vergessen, Liebste", sagte Biener. „Wir wollen doch einander für alle Zeiten treubleiben, nicht?"

„Ich lasse nie von dir, Karl."

„Man wird alles aufbieten, um uns zu trennen . . . ."

„Ja, aber wir lassen uns nicht trennen!"

„Wir wollen uns daher verabreden, daß keins von uns weder mündlichen noch schriftlichen Nachrichten, zu welchen man etwa gezwungen werden könnte, Glauben beimessen solle, damit wir uns nicht vergebliche Unruhe machen."

„Ich weiß, daß du mir treu bleibst, Karl, und werde niemals irre an dir werden."

Ein Hüsteln, das in der Nähe erklang, erinnerte die beiden daran, wo sie waren. Sie sahen auf; da stand der Diener vor ihnen und flüsterte:

„Jetzt müssen Sie aber hinein in den Saal."

„Schon?!" riefen sie gleichzeitig.

„Ja, ja, die frohen Stunden des Lebens vergehen gemeiniglich am geschwindesten. Länger als zwei Stunden sitzen Sie schon hier beieinander.

„O Karl," flüsterte das Mädchen mit leich-

tem Schauer, „wenn wir dereinst Mann und Frau sind und im Glück leben, dann — kommt wohl auch die Todestrennung so rasch, so unerwartet. . . . .“

Betroffen sah er in die feuchten Augen der Geliebten.

„Unser Herrgott ist minder grausam als die Menschen,“ sprach er, faßte Marianne bei der Hand und führte sie in den Gerichtssaal. In zehn Minuten — sie bestätigten vor der Behörde bloß ihren unerschütterlichen Entschluß, einander treuzubleiben — war die Sache erledigt, und sie nahmen Abschied voneinander. Am Abend aber blies Karl Biener dem trüben Himmel und Emanuel Sichelstiel zum Hohne die lustigsten Tänze und Lieder auf seiner Flöte, und der massive Steinturm Luginsland dünkte ihn ein' anmutig' Schloß.

Dann aber kam eine lange, schwere Woche. Die griesgrämige Stimmung schoß ihre Pfeile auf ihn ab und schickte aus dem trüben Gewölke durch die Fenster ihre Diener, die ihn niederwarfen. Auf den Wänden schienen die eingekratzten Wörter und Bilder zum Leben zu erwachen und die Seufzer der ehedem Gefangenen ihn zu umschweben.

Wie einsam er war!

Niemand kam zu ihm, selbst Anton Stein nicht. Zu seiner Höhe flog kein Laut der geschäftigen Stadt, sogar das Glockengeläute wurde von den Wolken niedergedrückt.

Geriet er anfangs fast an den Rand der Verzweiflung, so daß er mehr als einmal willens war, durch einen Sprung aus dem Fenster seinen Qualen ein Ende zu machen — nur die Liebe zu Marianne hielt ihn davon zurück —, so wurden ihm allmählich seine Qualen zu einer herben Lust. Es klang und sang in ihm von schwermütigen Weisen, Verszeilen zogen ihm durch den Sinn, ohne zu Strophen und Liedern sich zusammenzufügen.

Eines Nachts — er fragte sich im Schlafe, ob er wache oder träume — hörte er Schritte in der Stube, gedämpftes Plaudern, dann ward der Schlüssel herumgedreht und abgezogen; es ward still, nur einmal vernahm er mühsam unterdrücktes Lachen. Aber er vermochte nicht zu erwachen; ihm war, als wären alle Körper- und Geisteskräfte gefesselt. Stunden vergingen. Da rauschte etwas durch die Luft und traf klatschend sein Gesicht. Mit einem Schrei fuhr er auf und hielt mit beiden Händen ein Kopfkissen, das er im trüben Morgenlicht wie ein vom Himmel gefallener Meteor anstarrte. Dann eilte sein Blick zornig zu dem Bett, das der Barbier Kirchner zuletzt benützt hatte. Sollte der wieder zurückgekehrt sein?

Aber nein! ein solch lustig grinsendes Gesicht hatte der nie gemacht.

„Anton!“ schrie er plötzlich, nachdem er sich die Augen gerieben hatte, sprang aus dem Bett, lief über die rauhen Dielen und rüttelte den lachend unter die Decke Schlüpfenden. „Anton, Anton! Ja, wie kommst du denn zu mir? Anton, Anton!“

„So schreie doch nicht wie ein altes Weib!“ rief der aus der Nacht des Bettes emporfahrend. „Ich weiß, wie ich heiße. Aber der alte Sichart braucht nicht zu erfahren, daß wir uns kennen; sonst weist er einem von uns ein anderes Loch an. Pst! Da kommt er schon.“

Schleunigst kehrte Karl zu seinem Bett zurück und brummte, als Sichart eintrat, über die „neue Einquartierung“, ohne daß der Wärter ein Wort erwiderte.

Als sie wieder allein waren, bestürmte Karl seinen Freund mit Fragen; der aber flüsterte: „Geduld, wir haben noch Zeit genug zum Schwätzen.“

„Seit wann bist du solch ein Philister?“

„Einmal muß der Mensch doch den Versuch machen, vernünftig zu werden, wenn es auch die meisten beim Versuche lassen.“

„O du, du bist schon die verknöcherte Vernunft!“ rief Karl gereizt und kleidete sich an, während Anton, ein lustiges Liedchen pfeifend, ein Gleiches tat.

Nun wuschen sie sich, und Biener hob den triefenden Kopf und sagte zornig: „Übrigens muß ich dir noch herzlichst danken für dein freundschaftliches Interesse an meinem Schicksal, das du zutage gelegt hast durch — Schweigen.“

Anton entgegnete nichts, und die nächste Stunde, während deren die alte Frau die Stube aufräumte, standen die beiden Freunde an je einem Fenster und schienen sich um nichts als um den niederrauschenden Regen zu bekümmern. Kaum aber waren sie allein, so trat Anton zu seinem Genossen, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „So mein Lieber!“ Er zog

den finster Blickenden in die Mitte des Zimmers und fuhr fort: „Ich muß dich vor allem um Verzeihung bitten, weil durch meine Schuld dein Plan gescheitert ist."

„Wie? stecktest du mit Sichelstiel unter einer Decke?" Mit großen, mißtrauischen Augen durchforschte Karl das Gesicht seines Freundes.

„Einen Sichelstiel kenne ich nicht. Aber . . ja so, du weißt von nichts? Nun, so höre! Vor deiner Flucht hast du davon gesprochen, es sei dir sehr angenehm, daß solch ein alter Geck, wie der Dr. Quenzer ist, die blutjunge Regina Löffelloth heiraten wolle. Nicht? Ja. Mir war es weniger angenehm; denn . . . kurz und gut . . . wir, Regina und ich, waren schon seit einem halben Jahre einig . . . ."

„Wie? und du hast es fertiggebracht, mir, deinem Freunde, nichts davon zu erzählen?!"

„Ja, ich sehe ein, daß ich hierin unrecht getan habe. Aber ich wollte dich überraschen, ich wollte mit Regina und euch zusammen in derselben Kutsche nach Roth fahren . . . ."

„Also du hast uns die Kutsche weggeschnappt!"

„Ja."

„Ein echter Freundschaftsdienst!"

„Brauchst dich nicht zornig von mir zu wenden, Karl! Laß dir erzählen, und wenn du alles gehört, wirst du alles verstehen. Du kamst nicht pünktlich, wie du gewollt hast. Statt deiner tauchte in der Ferne, wie der alte Gärtner, der auf seinem Posten stand, mir zurief, Reginas Vater auf. Unsere Lage war eine sehr bedenkliche: Entführte ich nicht die Geliebte, ward sie am andern Morgen Quenzers Weib, während dir niemand deine Marianne streitig machte. Verstehst du? Gottlob, du nickst. Also fuhren wir ohne euch fort . . . ."

„Aber wohin?"

„Ei, nach Ansbach, nach dem Sprichwort: „Geh' lieber zum Schmied als zum Schmiedlein." Am andern Morgen schon waren wir Eheleute . ."

„Was?"

„Ja, und wir lebten in aller Seelenruhe, bis mir meine Eltern und Tante Gabriele schrieben: „Es ist Zeit, daß Ihr kommt und daß Anton seine Strafe absitzt." Und so sind wir gestern heimgefahren. Regina wohnt bei meinen Eltern, die sie mit ihrem Vater aussöhnen werden, und ich kann mich nun hier in deiner Gesellschaft einige Wochen ausruhen, ehe ich das Lineal verschlucke, um mir die nötige steife Haltung eines Nürnberger Großkaufmanns zu verschaffen."

„Anton, wenn ich dir nicht das Glück gönnte, ich möchte neidisch werden. Oh, warum habe ich nicht noch ein paar Tage in Roth gewartet! Statt dessen ließ ich mich von einem Schurken betören und glaubte seinen faustdicken Lügen. Nun stecke ich bis zu den Ohren im Sumpf . . . ."

„Erzähle!"

Und während der Regen niederrauschte und die letzten Blätter der Bäume am Stadtgraben langsam herabfielen, berichtete Karl seine Erlebnisse.

„Hm," sagte Anton, „das stimmt mit dem überein, was mir Tante Gabriele von dir und deiner Angelegenheit geschrieben hat . . ."

„Woher sollte sie es wissen? Kennt sie mich denn? Ich kenne sie nicht."

„O Karl, dann kennst du den Engel von Nürnberg nicht. Nein, es ist kein Spott. Sie ist mit uns von Adam her im allgemeinen, von ihrem Vater, der ein Großonkel meines Vaters war, im besonderen, aber sehr weitläufig verwandt. Sie heißt einfach Tante Gabriele und bewohnt ein Gartenhaus in der Hirschelgasse . . eine schwerreiche Frau . . . Und sie hat nun die eine Schrulle, alle Liebschaften in der Stadt, besonders solche schwieriger Art, auszuspüren. Mit ihrem Gelde sucht sie es durchzusetzen, daß der Heirat eine abenteuerliche Flucht vorausgeht, und zur Belohnung übernimmt sie beim ersten Kind die Patenstelle. Die Alten lachen über sie oder zucken mit der Achsel, nennen sie halbverrückt; aber ich lasse nichts auf sie kommen. Ohne sie wäre meine Regina jetzt Madame Quenzerin . . ."

„Und deine Tante bekümmerte sich um mich?"

Karl erhielt keine Antwort, da Anton eiligst von ihm weg, quer durchs Zimmer ans Südfenster lief und warnend nach der Tür wies. Und gleich darauf öffnete sie sich, und hinter Sichart trat eine große, stattliche Frau von etwa siebzig Jahren in feinster, fast lächerlich jugendlicher Kleidung ein, blickte mit strengen, grauen Augen von einem der Gefangenen zum andern, die sich vor ihr verbeugten, und sagte kurz: „Geh Er, Sichart!" Gehorsam verschwand der Alte, und

Anton eilte ehrerbietig auf sie zu, küßte ihre Hand und stammelte:

„Welche Gunst, teuerste Tante, erweisen Sie mir!"

Karl staunte; er hatte eine zierliche Dame mit schmachtenden Augen erwartet, und nun sah er eine kräftige Frau mit klarem, bestimmtem Blick. Aber gleich hätte er fast gelächelt; denn nun sah sie mit schwärmerischem Ausdruck zur Decke und rief begeistert, wie ein junges Mädchen: „Anton, mein Liebling, ja, du hast die Poesie wieder in die Liebe zurückgeführt! Küsse mich, hier auf die Wange!" Und gehorsam preßte er seine Lippen auf die Wange, und da die Tante nach erhaltenem Kuß einen Schritt vorwärts trat, wischte er sich die Lippen mit dem Handrücken und betrachtete nachdenklich die Schminkspuren auf diesem.

„Anton, mein Liebling!"

„Verehrte Tante?"

„Deine junge Frau läßt dich grüßen. Ich soll dir diesen Kuß von ihr bringen."

Anton erhielt einen Kuß auf den Mund und besah sich hernach, als die Tante weiterredete, die rote Farbe auf dem andern Handrücken.

„Anton, mein Liebling!"

„Verehrte Tante?"

„Die Liebe deiner jungen Frau ist poetisch verklärt. Durch die Entführung, durch deine Treue, durch die Gefahren, die ihr bestanden, ist sie verklärt. Wie ein Christkindchen wird euer Erstgeborener ins Leben schauen. Er soll Gabriel heißen und ich will seine Patin sein."

„Meinen ehrerbietigsten Dank, verehrte Tante!"

„Ich habe mit Löffelloth gesprochen. Nun, er scheint mir ein vernünftiger Mann zu sein, und ich hoffe auf gesegnete Früchte dieser seiner Vernunft. Ja, Anton", sie sah ihn zärtlich an, „mein Liebling, deine Tat war gleich einem Tropfen Balsam auf meiner Herzwunde. Aber leider eben nur ein Tropfen. Um die Schmerzen meiner Herzwunde zu lindern, bedarf es noch vieler solcher Tropfen und größerer. Und dort steht schon dein Freund, wenn ich nicht irre . . ."

„Karl Biener", bemerkte Anton, „mein Lebensretter und Schicksalsgenosse."

Forschend blickte sie in die Augen Karls, so daß dieser errötete.

„Gott sei Lob und Dank!" flüsterte sie. „In seiner Seele ruht kein Körnlein nüchterner Gesinnung. Ja, ich weiß es nun, daß ein neues Geschlecht von Jünglingen und Jungfrauen herangewachsen ist, welches die Poesie pflegt und hegt. Jetzt glaube ich wieder an ein poetisches Männergemüt." Sie faßte Karls Hand und sprach: „Bleib' Er treu! Bleib' Er treu! Beuge Er sich nicht! Liebe kann nur gedeihen, wo Poesie die Lebensanschauung adelt."

„Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme. Aber wissen Sie, daß Sie mich eben dadurch zum Widerstand gegen meine Eltern auffordern?"

„Öffne Er mir nur getrost sein Herz. Er denkt ja wie ich, daß die Liebe nur Sache der Liebenden ist."

„Ja, das denke ich. Aber was veranlaßt Sie dazu, mich zu unterstützen, überhaupt so zu denken?"

„Sein Geist möchte in die Tiefe der Geschehnisse dringen, möchte die letzten Ursachen erforschen. Noch niemals hat mich ein junger Mann also gefragt; alle begehrten nur meine Hilfe, keiner hatte ein Wort, einen Blick des Mitgefühls für mich. Ah, das tut wohl."

Sie sah ihn freudig, dankbar an und bemerkte seine Verlegenheit nicht. Denn er schämte sich, daß sie für Mitgefühl hielt, was er plumpe Neugier nannte.

„Anton, mein Freund, nun muß ich ihn wohl meinen Liebling heißen."

„Er verdient es, verehrte Tante." Hinter dem Rücken der Dame aber, die sich nun auf einem Holzstuhl niederließ, besah er seine Hand und machte Karl ein Zeichen, als wollte er sagen: „Nun kannst du auch bald die Schminke küssen."

„Hört mich an!" begann Tante Gabriele. „Ich will euch erzählen, was ich noch keinem Menschen erzählt habe, weil noch kein Mensch mich danach gefragt hat. Es ist eine einfache Geschichte. Alle Tage wiederholt sie sich auf Erden. Mein Vater selig war ein reicher Mann und ein stolzer dazu. In seinem Geschäft diente ein Lehrling. Ach Gott, ich sehe ihn noch, den stillen Peter mit seinen blauen, ehrlichen Augen. Ich quälte ihn, ich wollte ihn demütigen. Und eines Tages, als ich ihn recht hochmütig behandelte, ward ich zornig, meines Vaters Blut kochte in mir, und ich rief: „Wie? Du Bursche läßt dir das ins Gesicht sagen und weinst nicht einmal?" Da lächelte er und sagte: „Warum sollte ich

weinen? Ich weiß ja, daß Ihr mir so wenig wehe tun wollt, Jungfer Gabriele, wie ich Euch." Wie eine weiche Hand glitten die Worte über meine Seele, und ein stiller, ehrlicher Blick wies das Böse in mir in die Tiefe und lockte das Gute heraus, wie ein Sonnenstrahl die Keime erweckt. Jahre vergingen, selige Jahre. Eines Tages fanden wir uns, er der arme Geschäftsdiener, ich die reiche Patrizierstochter. Und dann wählte mir mein Vater einen reichen Gatten aus unserem Kreis. Ich bat Peter, mit Vater zu reden. Er tat es und wurde aus dem Hause gejagt. Ich flehte ihn an, mich zu entführen; er weigerte sich. Meinen Bitten gelang es, sein Widerstreben zu besiegen. Wir vereinbarten Stunde und Ort. Ich wartete sehnsüchtig. Da schlich ein altes Weib herbei und drückte mir einen Brief in die Hand. Mein Traum war zerstoben. Peter schrieb, er wolle lieber sein Leben lang unglücklich sein, als ein Unrecht tun. Da haßte ich ihn und alle Männer, nannte sie Feiglinge und Prahlhänse, und vierzehn Tage später war ich das eheliche Weib eines Ungeliebten. Bald starb er und nun . . ." Sie seufzte. „Seitdem bin ich den Hilfsbedürftigen Tante Gabriele, den andern ein töricht Weib. . . ."

„Und er?" fragte Karl von Mitleid ergriffen.

„Blieb verschwunden. Ich forschte auch nicht nach ihm." Rauh klangen ihre Worte und langsam sprach sie weiter: „Ich weiß nicht, ob ich recht habe, liebe Freunde; doch kann ich nicht anders: Ich verlange vom Mann entschlossenen Mut, Poesie im Handeln, aber nicht Entsagung und Poesie im Verkriechen vor Gefahren. In meinem Herzen trage ich eine Wunde, die nie heilen kann, deren Weh aber gelindert wird, wenn ich tatkräftige, poesieerfüllte Männer zum Kämpfen um ihre Liebe zu bereden vermag."

Es war still in der Stube. Tante Gabriele schwieg erschöpft, Anton dachte an sein junges Weib, und Karl schwankte von Mitleid zu Erbitterung. Sie tat ihm leid, die alte Dame, weil sie durch die Engherzigkeit des Geliebten um ihr Glück betrogen worden war. Er verachtete ihn in diesem Augenblick. Gleich aber klang in ihm der harte Ton von neuem, mit dem Tante Gabriele gesprochen hatte, und er fragte sich mit einem raschen Blick nach dem starren Gesicht der alten Frau: Hat Peter wirklich unrecht getan, daß er sich weigerte, sie zu entführen? Ahnte er vielleicht die herrische Natur der Geliebten? Fürchtete er von dieser für die Zukunft? Freilich bangte ihm davor, freilich! Ohne sich vermutlich darüber vollkommen klar zu sein, fühlte er die Doppelnatur der Geliebten: Jetzt verlockt sie mich, und nach einiger Zeit wirft sie mir vor, daß ich sie entführt habe . . . . Karl sah fast haßerfüllt zu der Tante hinüber, die mit leicht gesenktem Auge eine Wandinschrift dicht über dem Fußboden zu enträtseln schien.

Tante Gabriele seufzte schwer, und mit der Hand auf die Inschrift deutend, sprach sie: „Wie schade, daß das Lied zum größten Teil von Narrenhänden ausgekratzt worden ist. Hört nur:

„Ein Spiel ist unser Seyn
Auf dieser weiten Erden,
Wo GOTT uns setzte drein,
Auf daß wir müde werden.
Dann bringt er uns zur Ruh,
Wir schlafen, bis es taget . . ."

Ja, so ist's . . . ein Spiel ist unser Leben. Müde sollen wir werden, und wenn wir erwachen ist es vergessen . . . ."

„Mit Verlaub!" unterbrach sie Karl. „Der Vers gehörte völlig ausgetilgt; denn er ist nur Ausfluß eines weichmütigen Herzens. Das Leben ist kein Spiel. Dann wäre die Erde ja nur eine riesige Kinderstube; Mord, Lüge, Verleumdung wären keine Sünden. Liebe, Ruhmsucht, Treue, Opferwilligkeit wären lächerliche Kindereien. Dann wäre das bravste Kind, wer still für sich lebte, hübsch seine Breischüssel auslöffelte. . . . Nein, das Leben ist ein ernstes Ringen. Hier stehen wir auf Erden, um zu kämpfen für uns und mit uns. Und nur wer mutig kämpft, wird belohnt . . . ."

„Und die Poesie?"

„Sie wird bloß im Kampfe geboren. Poesie, das ist der goldene Widerschein eines lebenden, kämpfenden Gemütes. Poesie, echte Poesie ist ebenso flüchtig wie das Aufblitzen des Auges, das Erröten der Wangen, das Keuchen der arbeitenden Brust. Was Sie Poesie heißen, ist nur gemaltes Sonnenlicht . . . ."

„Er soll mir die echte Poesie nicht stören." Ihr Unwille war erwacht, aber gleich fuhr sie lächelnd fort: „Ich bin gekommen, Ihm zu helfen. Ich werde Sichart bestechen, so daß Er zu entfliehen vermag. Auswärts kann Er Seine

Geliebte heiraten und Seines Glückes sich freuen. Versteht Er?"

„Ich verstehe. Aber . . . wo bliebe bei solch lächerlicher Flucht die Poesie, nach der Sie sich sehnen?"

Tante Gabriele erhob sich und sah sprachlos vor Erstaunen Karl an.

„Nein, ich bleibe. Ich trotze meinen Gegnern. Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe. Aber . . einmal will ich mir alles selbst erringen, und dann . . . .", er atmete schwer, „und dann will ich nicht dazu beitragen, Ihr Gewissen, das Ihnen wegen Ihres Urteils über Ihren Verlobten Vorwürfe macht, zum Schweigen zu bringen."

Tante Gabriele bewegte die Lippen und hob die Hände, als suchte sie sich zu schützen und zu verteidigen; dann wandte sie sich und schritt stolz zur Tür.

„Verehrte Tante," bat Anton, „mein Freund wollte Sie nicht verletzen . . . ."

Sie schloß heftig die Tür, und Stein rief mit bestürzten Augen den Kühnen betrachtend: „O Karl, was hast du getan!"

„Den armen Peter gerächt und mir den Weg erhellt."

---

8. Kapitel.

Anton Stein sah durchs Fenster dem sachte anhebenden Flockenfalle zu und zürnte seinem Freunde. Dieser lief erregt, aber voll Selbstbewunderung durch die Stube. War er nicht ein Held? Hatte er nicht den armen Peter gerächt, die grausame, selbstsüchtige Tante bestraft, auf ihre Hilfe verzichtet? Wer hätte gleich ihm die rettende Hand zurückgestoßen? Er kam sich riesig erhaben vor; er kokettierte gleichsam mit sich selbst. Aber mit einem Male erklang in seiner Brust eine Stimme und rief: „Du ein Held? Das sollte Heldentum und Entsagung gewesen sein? Du Tor! Eigensinn war's und Selbstgerechtigkeit. Du bist roh gewesen, ein Splitterrichter. Wer gab dir ein Recht, über jene Frau den Stab zu brechen? O, was ihr Menschen Heldentum nennt, das ist zumeist nur kindisches Spiel eurer Einbildungskraft. Echtes Heldentum wurzelt in Herz und Mark; dein Heldentum entsprang der Zunge."

„Anton," schrie er und trat zu ihm heran, „schlage mich ins Gesicht! Ich habe schlecht gehandelt."

Da wandte sich Stein, sah sein erregtes Antlitz und sprach: „Solch eine Behandlung hat Tante Gabriele nicht verdient. Hat sie unrecht getan, so haben wir, so hat niemand das Recht, sie deswegen zu verurteilen. Das muß sie mit sich selbst abmachen."

Karl ließ das Haupt sinken. „Ich will ihr schreiben", flüsterte er.

„Gewiß! Sie hilft dir, sieht sie nur, daß dir dein Benehmen leid tut."

„Du verstehst mich falsch. Nicht ihre Hilfe will ich . . . . die lehne ich ab . . . ."

„Trotzkopf! Wie wolltest du ohne sie frei werden?"

„Eben durch Trotzen."

„Mit Trotz erreichst du nichts in der Welt, wohl aber mit Klugheit. Trotz gleicht dem Rost; er zerfrißt unsere Seele."

„So ist's", ließ sich die tiefe Stimme Sicharts vernehmen, der leise in die Stube getreten war und einen Teil des Gespräches gehört hatte. „Es ist Ihre eigene Schuld, Mossiöh Biener, wenn Sie so lange im Arrest sitzen, und es liegt nur an Ihnen, solchen aufzuheben."

„Lieber will ich zeitlebens als ein rechtschaffener Mensch gefangen sitzen, denn als meineidiger Schurke frei sein."

Sichart schüttelte den Kopf und sagte: „Was Sie auf einige Zeit aufgeben, ist ja nicht für immer."

„Schweigen Sie!" rief Karl. „Ich hasse die Verstellung und will mich daher auch nicht zum Betrug bequemen."

„Sie stolpern über Ihre eigenen Füße", brummte der Wärter. „Wer es gut mit Ihnen meint, den stoßen Sie von sich. So haben Sie es mit dem Herrn Konsulenten Rollmar gemacht, so haben Sie es mit der Frau Tante Gabriele gemacht . . ."

„Und so mache ich es mit Ihnen, wenn Sie nicht schweigen." Biener wandte sich ärgerlich dem Fenster zu, und Sichart verließ brummend die Stube.

In den nächsten Tagen schneite es fast beständig. Und wie die leichten Silberflocken draußen die Erde bedeckten und ihr Angesicht verhüllten, so senkten sich allerlei Gedanken, aus der Seele der beiden Gefangenen stammend, auf

ihre Freundschaft und verschleierten diese. Karl hielt den Freund, der das sichere Glück besaß, für gleichgültig, kalt, und Anton sah in seinem Genossen bloß einen eigensinnigen Trotzkopf. Es fehlte nicht an Reibereien, und jeder empfand, daß alles darauf hinsteuerte, die Freundschaft jäh und unheilbar auseinanderzureißen. Die Tante beantwortete Karls Entschuldigungsbrief nicht, und seine Selbstvorwürfe steigerten sich.

Karl Biener glaubte allmählich, die Stille wachse ins Riesenhafte und zermalme ihn. Diese Stille, die ihn von allen Seiten, von seinen Eltern, von Marianne, vom Gericht, von Rollmar, von Anton, von Sichart, wie mit langsam tötenden Augen anzustarren schien, trieb ihn fast in den Wahnsinn. Stundenlang stand er am Fenster: Flocke um Flocke wirbelte hernieder, und immer enger ward der Ring, den die Stille gleich einer Schlange um ihn legte. Er fühlte seine Widerstandskraft schwinden; er wußte, daß diese Stille ihn brechen würde, und harrte mit Angst des Augenblicks, wo auch sein Herz verstummte und stille ward, wie alles ringsum.

„Karl! Karl!" Was klang da an seine Ohren?

„Karl!" Das Wort dröhnte, und langsam wandte er den nach innen gerichteten Blick.

„Karl, Mensch! Was bohrst du dich in dich selbst hinein und gleichst der Schlange, die sich selbst auffressen will?" Anton schüttelte ihn. „Seit einer halben Stunde spaziert dort drüben am Stadtgraben im dichtesten Schneegestöber deine Marianne auf und ab, ohne daß du sie beachtetst! Mensch! Mensch; wo bist du gewesen?" Und lachend schlug er ihn mit der Hand auf die Schulter.

Da war es Biener, als sei er träumend durch die Lüfte geschwebt und fühle jetzt erwachend festen Boden unter sich.

„Wo?" stammelte er und preßte das Gesicht an die Gitterstäbe. Und mitten im winterlichen Schneetreiben flog es wie Frühlingssonnenschein von der zierlichen, dunklen Gestalt tief unten am Walle zu ihm herauf. Und ob sie einander nur winken konnten, diese stumme Sprache war für sie ein Glück.

Marianne ging. Aber Karl sank nicht zurück in seinen vorigen Zustand. Er trat zum Freunde, und mit ihm das dämmerige Gemach durchschreitend, redete er offen von allen seinen Sorgen. Da war es, als schmelze warmer Südwind die Schneedecke und die Sonne beleuchtete liebkosend die grüne Saat; es schwanden alle Bedenken und törichten Gedanken, die Freundschaft glänzte wie in ihren ersten Tagen.

„Ich werde nun bald frei," sagte Anton. „Heute schrieb es mir meine liebe Regina. Laß dir einen Rat geben. Schütte in einem Brief Marianne dein Herz aus; ich will ihn zu ihr bringen."

Das war echter Freundesrat, und Karl befolgte ihn. Eifrig schrieb er und freute sich über das Anwachsen der Blätter. Dazwischen sah er für einige Minuten die Geliebte jenseits des Grabens, und bisweilen griff er sogar zur Flöte.

Am 10. Dezember schied Anton Stein.

Wir müssen Abschied voneinander nehmen," sagte er, „und wenn wir uns wiedersehen, hat sich wohl die Form, aber nicht der Kern unserer Freundschaft verändert. Haus und Familie halten uns ab von täglichem Verkehr. Aber wir wissen, was wir uns waren, und wissen, was wir uns künftig sein werden. Lebe wohl! Ich will nach Kräften für dich wirken."

Karl Biener empfand den Trennungsschmerz nicht in dem Maße, wie er befürchtet hatte; Sichart wies ihm eine bessere Stube im ersten Stock an, wo er nicht nur näher bei Menschen war, sondern auch die Möglichkeit hatte, mit Marianne, wenn sie wieder am Stadtgraben erschien, einige Worte zu wechseln. Daraus wurde nun allerdings nichts. Es war, als hätten die Menschen sich verschworen, die Liebenden nicht miteinander reden zu lassen; immer wieder blieben Spaziergänger stehen, welche Marianne verscheuchten, und einmal sah Karl neben der Geliebten die verhaßte Gestalt Sichelstiels auftauchen. Aber schon Mariannens Anblick, schon der Gedanke, daß sie einander nahe waren, erheiterte ihn.

Eines Tages offerierte ihm sein Bruder in einem offenen Briefe eine Kondition bei Herrn Schrott in Regensburg. Er dachte nach, ob er den Namen schon gehört und von wem er ihn gehört habe, ohne daß er sich irgendeines Anhaltspunktes entsinnen konnte. Da ihm dieses Angebot, welches er gegen seine Gewohnheit nicht mit Mißtrauen las, einen Ausweg aus seiner Gefangenschaft zu zeigen schien, so beauftragte er schriftlich den Konsulenten Rollmar, bei Mari-

anne anzufragen, ob sie zufrieden sei, wenn er die Stelle annehme. Überraschend schnell schickte Rollmar die Antwort, Marianne billige seinen Plan, und Karl verfaßte zwei Briefe, an Lorenz und Herrn Schrott, worin er das Angebot annahm. Diese Briefe übersandte er Rollmar und ließ ihm sagen, daß er nunmehr noch diese Woche seine Freiheit erwarte.

Am 17. Dezember führte Sichart zwei Männer herein, die, ohne ein Wort zu sprechen, Karl hinausschleppten und, so sehr er sich auch sträubte, in seine ehemalige Stube hinauftrugen. Wortlos verschwanden sie wieder, er hörte, wie sie die Tür abschlossen, und betroffen fragte er sich, was das bedeute. Dann sah er sich in der Stube um, die graues Dämmerlicht füllte.

Warum war das Fenster nach dem Stadtgraben zu mit einem Eisenladen verschlossen? Er wollte ihn öffnen und vermochte es nicht.

„Auf höheren Befehl", brummte der eintretende Wärter. „Die Frau Mutter setzt alle Hebel in Bewegung. Flöte und Bücher sind auch weggenommen."

Da schrie Karl vor Wut laut auf, packte seinen Stuhl und drang auf Sichart ein. Der aber blickte ruhig in die Augen des Rasenden und sagte: „Glauben Sie, daß es Ihnen besser ergehen werde, wenn Sie mir den Schädel spalten?"

Ernüchtert stellte Karl den Stuhl nieder. „Sie haben recht. Aber warum behandelt man mich so?"

„Man will Sie zwingen . . ."

„Ich will aber nicht schlecht werden!"

„Sollen Sie auch nicht. Nur klug sollen Sie werden. Die Menschen sind wie wilde Tiere. Da hilft nicht ein gutes Gewissen, sondern Kraft und List."

Am 6. Januar trat sein Oheim Andreas Ressel ins Gemach. Ohne sich zu erheben, blickte Karl ihm entgegen.

„Ei, Karl," rief der alte Graukopf mit scheinbarer Freundlichkeit, „du willst wohl zeitlebens auf dem Lotterbette liegen? Ich denke, es ist Zeit, daß du wieder deine Glieder rühren lernst."

„Ist es meine Schuld, wenn ich es nicht tun darf?" Da war er wieder, der Trotz.

„Je nun, meine Frau Schwester und Hochwürden, mein Herr Schwager, können nicht so mit sich umspringen lassen, wie du es getan. Etwas mehr Respekt dürfen sie schon von dir verlangen, meine ich. Heutzutage muß man den Leuten um den Bart gehen. Verstehst du? Und hättest du meine Erfahrung, so wüßtest du, daß Menschen, die jetzt etwas rundweg abschlagen, sobald man ihnen ein bißchen schön tut, eitel Liebe und Güte sind. Du schüttelst den Kopf, Karl? Ei, du bist eben noch jung . . . . war auch einmal so wie du . . . . Allmählich lernt man das Gehen in der Welt. Was ist denn das Leben? Ei, ein großes Geschäft, und wer keinen Verstand hat, mag sich beizeiten auf dem St. Johannisfriedhof umsehen."

„Sie raten mir also, verehrter Oheim, mit meiner Mutter um mein Glück zu schachern?" Zornig sah der Jüngling in die graugrünen Augen des Lächelnden.

„Das Leben ist ein Geschäft."

„Mag sein. Aber zwischen Eltern und Kindern darf doch nicht solch ein auf gegenseitigen Betrug begründeter Verkehr bestehen!"

„Warum nicht? Das heißt . . ." Andreas Ressel streifte den Blick Karls. „Das heißt, bei deiner Mutter, meiner Frau Schwester, ist es anders. Ja, gewiß! Die ist die Liebe selbst... Aber Karl, so höre doch auf zu lachen! Was sagst du, sie hätte keine Liebe? Na, wenn sie das erführe, ich glaube, sie grämte sich zu Tode. Zuviel Liebe hat sie zu ihren Kindern. Aber bei uns Geschwistern ist es leider so, wir tragen unsere Liebe nicht sichtbar zur Schau, sondern halten sie tief im Herzen eingeschlossen, wie ein kostbar' Gewürz. Wenn du so weiter lachst, gehe ich, und du erfährst nicht, weshalb ich komme."

„Verehrter Onkel, behalten Sie Ihr Geheimnis! Ich danke Ihnen schon dafür, daß Sie mich zum Lachen brachten . . . . Hahaha, zuviel Liebe!"

Und lachend lief Karl im Zimmer umher.

„Ja, ja, Karl," begann der Oheim feierlich und bezwang seinen zornigen Blick, „Hochwürden, mein Herr Schwager, hat dafür das richtige Wort gefunden: Es gibt auch ein Verlustkonto im Herzen der Eltern; darin wird die von undankbaren Kindern nicht erwiderte Liebe verzeichnet. Und es kommt zuweilen vor, daß solch ein Verlustkonto den Bankrott oder den Tod eines Vater- oder Mutterherzens nach sich zieht."

„Der Herr Pastor wird nie daran sterben",

sagte Karl; aber Onkel Andreas beachtete nicht den Spott und entgegnete: „Gottlob, daß du mich nach dieser Seite hin beruhigst! Nun sollst du auch alles hören. Aber warum lachst du denn schon wieder? Du bist doch ein richtiger Kindskopf und gar nicht der bockbeinige Bursche, für den sie dich halten. Also, Hochwürden, mein Herr Schwager, hat gestern zu mir gesagt: ‚Lieber Schwager, so kommen wir zu keinem Ziele mit Karl. Wir wollen ihn ja nicht um sein Lebensglück bringen. Gewiß nicht! Aber er soll unsere Autorität anerkennen, um Verzeihung bitten usw. . . .‘ Also, handeln, feilschen, unterbieten. Kurz und gut! Du kommst ihnen entgegen, und in ein paar Wochen tanze ich mit deiner jungen Frau auf der Hochzeit."

Jetzt lachte Karl nicht mehr. Hoch aufgerichtet stand er am Tische und rief: „Sagen Sie dem Herrn Pastor, daß er meine Vorschläge und Forderungen kennt, und daß ich nichts davon zurücknehme. Will er Frieden mit mir, mag er kommen. Sie aber, verehrter Herr Onkel, können sich den nochmaligen Weg hierher ersparen."

„Das wird deinen Papa schmerzlich berühren, wenn er deine Weigerung erfährt. Aber . . . . nun ja, die Jugend ist ungestüm und redet heraus. Doch zum guten Glück läuft die gesunde Überlegung wie eine besorgte Mutter hinterdrein."

Er ging nach kräftigem Händedruck. Während er aber die Treppe hinabstieg, schalt er auf den „frechen Burschen", der ihn um eine vom Pastor als Lohn für Schlichtung des Streites in Aussicht gestellte Hypothek zu bringen drohte.

Kaum hatte er den Turm verlassen, so stieg rauchend und oftmals innehaltend Adam Mortuus die Treppe hinan. In Sicharts Stube hatte er gewartet, bis Nessel verschwunden war, und befand sich nun auf dem Wege zu seinem Liebling.

Karl trat dem alten, zusammengeschrumpften Männlein freudig entgegen und drückte seine beiden Hände. Und als Mortuus wenigstens eine Hand freigemacht hatte, um die Pfeife aus dem Mund zu nehmen, rief er lachend:

„Ahoi, Mastkorbbesuch! Hockst im Lugaus, studierst Wind und See. Wie es mir ergeht? Den Toten ergeht es gut, sehr gut. Danke dem Schicksal, daß es mich bei Lebzeiten und klarem Verstande sterben ließ. Wie kannst du mich so vielerlei fragen! Bekümmere mich nicht um dies Weibervolk. Warum ich zu dir gekommen sei, wenn nicht, um dir Neuigkeiten zu erzählen? Karl, ich will dir etwas anderes sagen, etwas aus den Tiefen meiner Seele heraus. Ich will dir etwas bringen, was dich stark machen soll, weil ich es gleichsam aus dem Grabe hervorhole."

Der Alte setzte sich in dem düsteren Raume nieder, blies einige Rauchwolken vor sich hin und sagte:

„Muß deine Erziehung abschließen; es ist Zeit, glaube ich. Was ist wertvoller, die Schöpfung oder das Ich?"

Karl zuckte mit den Achseln und schwieg.

„Natürlich das Ich; denn das Ich steht mir doch näher als die Schöpfung, die bloß um unseretwillen gemacht worden. Was aber ergibt sich daraus? Daß kein Grund besteht, weshalb das Ich nach den Schätzen der Schöpfung also gierig strebt." Wieder rauchte er. „Nein, unser Ich soll diese Schätze nicht bloß gering achten, sondern sogar verachten." Er blickte forschend durch den wogenden Tabakrauch in Karls Gesicht. „Verachten sollte es diese Schätze. Denn was ist eigentlich unser Ich? Ein Ausfluß, ein Teilchen der unermeßlichen Gottseele. Und dieser göttliche Teil sollte nach solch nichtigem Tande wie Ruhm, Liebe, Geld trachten?" Er rauchte so heftig, daß er von einer graublauen Wolke verhüllt war, und aus dieser ertönte seine kichernde Greisenstimme: „Mein Ich ist ein Teil der Gottseele. Was Menschen treiben und sehen, ist nur ein Spiel. Was die Natur baut und zertrümmert, ist nur ein Spiel. Was das Schicksal dem Menschen beschert und raubt, ist nur ein Spiel. Solange man das Spiel nicht als Spiel erkennt, jubelt oder klagt man. Sobald aber die Erkenntnis kommt, lacht man." Immer dichter ward die Rauchwolke, und geheimnisvoll klangen die Worte des Alten: „Hier sollst du lachen. Aber einst, in einer späteren Wandlung wird das Spiel bitterster Ernst. Das Leid, wie es der unglücklichste Mensch noch nie erfahren, wird jeden ergreifen. Der Mensch wird zum Leide selbst und muß sich im Leide verzehren. Allein dieses tiefste Unglück ist das höchste Glück, da der Mensch in diesem Leidenskampf in das Nichts sich auflöst und durch seinen Untergang frei wird."

Der Alte klopfte die Pfeife aus, daß die Asche auf den Bretterboden niederfiel, holte aus einer Rocktasche seinen Tabakbeutel, stopfte von neuem mit zitternden Fingern die Pfeife und sah während dieser Beschäftigung nicht zu Karl, der durch das Fenster auf die Stadt niederschaute. Umständlich schlug er Feuer, und endlich, nach vielem Bemühen, blies er das erste Rauchwölkchen vor sich hin. Jetzt blickte er augenzwinkernd nach dem Jüngling und sagte:

„Im Studierzimmer werden keine Seeschlachten geschlagen, keine Länder entdeckt oder erobert. Im Studierzimmer wird auch die Wahrheit nicht gefunden. Draußen im Kampf um Leben und Tod wird das Große geboren. Zum Punkt wird ein Ereignis, das durch Dezennien vorbereitet worden. Zum Punkt wird ein Stern mit seinen Millionen Geschöpfen; zum Punkt wird sogar dem einzelnen, wenn er lange lebt, sein Leben."

Immer dämmeriger ward es in der Stube. Schatten lagerten sich da und dort um die beiden und um alle Gegenstände, und aus der Dämmerung schwebte des Alten Stimme seltsam weich an des Jünglings Ohr, als habe auch sie alle Härte und Schroffheit verloren.

„Ein Punkt nur ist mir mein Leben bis zu dem Augenblicke, da ich im aufleuchtenden Frührot auf einer Planke in der Sundasee die große, einzige Wahrheit fand. Aber ein weiter, weiter Weg war's bis dahin, und um dich zu gewinnen für meine Lehre, muß ich den Punkt zur Linie wandeln und zurücktauchen in Zeiten, die längst, längst vergangen. Nicht um die Jahre kümmere ich mich mehr. Wie das regelmäßige Atmen unserer Lungen sind Jahre. Ein kurzer Hauch. Vorüber. . . . In Groningen war's, wo der junge Adam Kordenbusch auf der Hohen Schule studierte. In des Professors Hendrik Jonckbloet Wohnung hatte er ein fein Losament, und die Falten, so der Gelehrsamkeit Pflug auf seine Stirn gerissen, wurden durch das Lachen und die leuchtenden Blauaugen der schönen Hendrina Jonckbloet sänftiglich geglättet . . ."

Des Alten Stimme zitterte. Leiche Rauchwölkchen schwebten über seine feinen Lippen.

„Ward Doctor medicinae, der junge, blinde Kordenbusch. Träumte von Amt und Ehren an der heimischen Universität Altdorf und sah bisweilen die blonde Hendrina als Eheweiblein durch seine Träume schreiten. War aber, so wild er auch unter den anderen Burschen tobte, ein blöder Junge, wenn er mit Hendrina redete. Nannte sie lauter und rein wie einen See im Garten Eden und schalt sich aller Laster voll. Trieb ihn drum Abenteuerlust und Herzweh fort in fremde Länder. Nahm Abschied von dem Professor Hendrik Jonckbloet und grüßte schüchtern Hendrina. Spielte ein mitleidig' Lächeln um ihren roten Mund, und ihre Augen lockten. Ging aber fort, der Doktor Kordenbusch, mit Tränen im Auge nach Hindeloopen an die Zuidersee. Lag ein gut' Schiff dort im Hafen, ein Dreimaster, Swammerdam benannt. War mehr wert als der Jan Swammerdam, so ein großer Naturforscher und ein von christlicher Hypochondrie befallener Mann gewesen. War ein gutes Schiff, der Swammerdam, durchschnitt die Wogen mit Messerschärfe, ist aber zuletzt doch gescheitert . . . ."

Durch die Dämmerung flog fernes Glockenläuten, zitterte zu den beiden und weckte des Alten Erinnerung.

„Ward also Schiffsarzt, der blinde Kordenbusch, und blickte in die Zukunft, als schaute er schon die Gold- und Demantberge, deren er Herr wollte werden. War am Abend vor der Ausfahrt nach Batavia. Stand am Ufer und sah auf das rotgleißende Wasser. Trat ein Mensch zu ihm, fragt ihn, ob er Kordenbusch heiße, und gibt ihm ein verpetschiert Brieflein. Darin schreibt ihm Hendrik Jonckbloet: ‚Hütet Euch vor Hendrina! Aus Gnaden habe ich das Kind einer im Elend verstorbenen Fremden in mein Haus genommen und als meine Tochter erzogen. Ist aber ein Kind des Satanas.' Wirft den Brief ins Wasser, der ungläubige Kordenbusch, starrt ihm nach, bis das Blatt von einer Ruderschaufel weggerissen wird, und wendet sich zum Gehen. Steht vor ihm im Abenddämmer ein Weib, blickt ihn mit großen, lockenden Augen an und raunt ihm zu: ‚Nimm mich mit! . . . .'"

Der Sturm rüttelte am Fenster, und dichter wurden die Schatten.

„Eine Stunde hernach war sie sein Weib, und in der Schiffskajüte feierten sie Hochzeit, und sah der junge Ehemann nicht die versengenden Blicke, so sein Weib dem Kapitän zusandte. Blind, blind war er, lachte über den frommen

Hendrik Jonckbloet und hieß sein Weib einen Engel . . . .“

Grell lachte der Alte vor sich hin, und sog dann hastiger an der Pfeife.

„Am anderen Morgen ging's hinaus in die See. Stand ein Gewitter am Himmel, blitzte und donnerte; aber Hendrina war lustig, lachte der Wellen, schäkerte mit den Leuten und machte den blinden Kordenbusch ihres Besitzes stolz. Mein ist sie, dachte der und begann zu studieren, Wind und See zu beobachten, als säße er im Theatro anatomico, und war glückselig. Vier Wochen währte sein Glück. Vier Wochen lang war er taub und blind, der richtige Tölpel. Alle Abend kredenzte ihm Hendrina mit lachenden Augen den Schlaftrunk, und er schlummerte auf dem Swammerdam ein wie als Kind in dem Bett des Elternhauses. Und wenn er morgens erwachte, lachte sie ihn an, die schöne Hendrina. Aber einmal erwachte er tief unten im Schiffsraum . . . .“

Mortuus hielt eine Minute lang inne, als lauschte er dem Sturme. Dann fuhr er ruhig fort:

„Hörte das Meer an die Schiffswandung schlagen und . . . . . Gefangen war er. Gefangen! Aus dem Tölpel ward ein wildes Tier, das zwischen Ratten und Fässern umherrannte, brüllte und wütete. Wie einen Verbrecher bewachten ihn rohe Matrosen. Ihn bangte um sein Weib. Und nur die Angst um sie hielt ihn zurück, mit dem Messer in langsamer Arbeit die Schiffswand zu durchbohren und sich und die Besatzung zu ersäufen. Laß die Wochen der Qualen einen Punkt bleiben! . . . . Einmal ward er hinaufgeschleppt aufs Verdeck zum Kapitän Enkhuys. War ein Mann mit wildem, schwarzem Bart und schwarzen Augen.

‚Rette mir Hendrina!‘ schrie er. Und als Kordenbusch nach seinem Weibe rief, schleuderte ihm der Kapitän ins Gesicht: ‚Mir gehört sie! Mir! Mir hat sie sich ergeben.‘ Und fügte Drohungen hinzu. Und dröhnend brüllten ihm die Matrosen zu: ‚Rette Hendrina oder . . . .!‘

Willenlos ließ er sich in die Koje führen, wo sein Weib lag. Sah sie todkrank, und erfaßte ihn Mitleid. Aber gleich darauf durchfuhr ihn der Haß. ‚Töte sie! Töte sie!‘ flüsterte es in ihm. ‚Töte sie, die Ehebrecherin!‘

Aber Enkhuys stand mit dem Dolche neben ihm, und willig beugte er sich zu der Bewußtlosen nieder und untersuchte sie. Er konnte sie retten, er konnte sie sterben lassen; beides war in seine Gewalt gegeben. Er zauderte. Er sah von einem der Schiffsleute zum andern. In jedem Gesichte las er die Gier. Da wuchs sein Haß riesengroß, und er sagte zu sich: ‚Rächen will ich mich. Ich kann sie retten, retten für diese Männer.‘ Und er rettete sie.“

Der Sturm blies durch eine Ritze im Rahmenwerk des Nordfensters, strich über den Eisenladen, und wie Wimmern und Stöhnen klang's in der Stube, so daß es Karl durchschauerte. Aber gleichmütig, als sei jede Gemütserregung in ihm begraben, erzählte der Alte weiter:

„Kordenbusch rettete sein Weib für den Kapitän und die Mannschaft. Nicht aus Furcht vor dem eigenen Tode, sondern aus Haß und Rachsucht. Ward wieder in den finsteren Schiffsraum hinabgestoßen, nachdem er etliche Tage und Nächte an ihrem Bette gewacht . . . .“

„Und verging sie nicht vor Scham, als sie Euch sah?“

Mortuus schien die Frage nicht zu hören: „Was ist Gefangenschaft in einem Kerker gegen die Gefangenschaft tief unten im Schiff! Dort schimmert Tageslicht herein, hier war Nacht. Und das Meer rauschte, und der Wahnsinn, die verzehrende Angst lauerte in jedem Winkel. Aber die Rache hielt ihn bei klarem Verstande, den Doktor Kordenbusch. Sah viele Monate lang keine Sonne; nur nachts schleppten sie ihn bisweilen aufs Verdeck. Da sah er, wie neue Sternbilder auftauchten. Hörte sein Weib lachen und singen und sann auf Rache. . . . Sein Ich schrie nach Rache. War sich aber noch nicht klar, wie er sich sollte rächen an ihr und an dem Kapitän. Lachte manchmal in die Finsternis hinein und sprach: ‚Habe ich ihr nicht die Schönheit wiedergegeben? So werde diese Schönheit die Vollstreckerin meiner Rache. Von Hand zu Hand soll dies Weib gehen, und morden sollen sich die Männer um sie, und zertreten soll sie werden.‘ Gleich aber glaubte er, diese Rache sei noch zu gering . . . .“

„Entsetzlich!“ flüsterte Karl, und durch die Dämmerung schwebte vom Nordfenster her ein Wimmern.

„Einmal in der Nacht ward Kordenbusch

wieder auf das Verdeck geschleppt. War finstere Nacht. Nirgends ein Stern. Ein Boot wird ins Wasser gelassen. Sie zwingen ihn hinein, die Ruderer greifen tüchtig aus, und durch die drückend heiße Nacht klingt vom Swammerdam der Ruf: ‚Fahr wohl, keuscher Joseph!‘ Hohnlachen durchschneidet die schwere Luft. Stumm arbeiten die Matrosen. Jetzt knirscht es, als fahre das Boot auf Sand. Rohe Hände heben Kordenbusch auf, tragen ihn hinweg und setzen ihn unsanft ans Land. Taumelnd vor Müdigkeit sinkt er bewußtlos nieder. Da war ihm, als müsse er unter Schmerzen vergehen. Öffnet die Augen und vergräbt, von der Tropensonne geblendet, sein Gesicht im Sande des Ufers. Dauert lange, bis er durch einen Spalt der Lider zu schauen wagt. Und blickt zuerst hinaus auf das flimmernde Meer und sucht den Swammerdam. Weit draußen entdeckte er die leuchtenden Segel, die ihn um seine Rache betrogen, und wirft sich heulend aufs neue in den Sand . . . .“

Mortuus schlug Feuer, und wenn die Funken sprühten, zuckte Lichtschein über sein zermürbtes Greisengesicht und ließ das wildtrotzige Auge unheimlich aufblitzen. Die Pfeife brannte wieder, und von neuem erzählte er:

„Hast du Robinson Crusoe schon gelesen? Ja? Was Kordenbusch die nächsten Monate erlebte, war viel schlimmer, als was jenem widerfuhr. Punkte nur tauchten in der Erinnerung auf, ob das Herz gleich vor Angst und Aufregung zu bersten gedroht. Wußte nicht, wo er war, der arme Kordenbusch. . . . . Kordenbusch hätte sich zum Sterben niedergelegt, wäre er nicht von dem Drang zur Rache weitergetrieben worden. Findet ihn im Urwald ein Deutscher, nimmt ihn in sein Haus auf, pflegt den Kranken und stellt ihn wieder als gesunden Menschen her. Hieß Paul Kriegmeier und war Pflanzer auf Java. Wollte den Kordenbusch als Landsmann bei sich behalten, trieb diesen aber die Rache weiter. Sagte: ‚Ist ein Wink von oben. Haben sie mich in Java ausgesetzt, will ich nach Batavia hinunterwandern, mich zu rächen.‘ Kommt also nach Batavia. Fragt dorten nach dem Swammerdam. Sehen ihn die Leute starr an oder schütteln die Köpfe, lassen ihn ohne Antwort stehen. Wundert sich der blöde Kordenbusch darob, schüttelt auch den Kopf und sucht hinter das Geheimnis zu kommen. Lebt als Arzt und Quacksalber im Matrosenviertel und horcht. Hört bald in einer Seemannskneipe eine Botschaft, so ihm das Herz erfrischt. Die Rache lief ihren Weg. Hatte Hendrina den Steuermann an sich gefesselt, ihn und die Matrosen betört. Erschlugen die Männer den Kapitän und fuhren, dieweilen sie die Strafe fürchteten, an Batavia vorüber. Der Schiffsjunge war ihnen entkommen und hatte alles erzählt. Swammerdam aber hatten sie verwandelt in ein Piratenschiff. Kreuzten im Malaiischen Archipel, plünderten die Schiffe aus, versenkten sie und wurden gefürchtet wegen ihrer Grausamkeit.“

In mächtigen Stößen prallte der Sturm wider die Mauer und heulte vor den Fenstern; aber Mortuus lachte und fuhr mit boshafter Fröhlichkeit weiter: „War eine süße Botschaft. Wartete Kordenbusch auf das Wachsen und Blühen der Rache, wie ein Gelehrter auf das Produkt der Retorte. Lief jahrelang in Batavia umher, horchte und heilte, sah zu, wie der Statthalter Valckenier über 10 000 Chinesen niedermetzeln ließ, und hoffte. Flog manchmal von Kneipe zu Kneipe die Kunde: der Steuermann ist ermordet, weil der Bootsmann in Hendrinas Gunst gekommen. Der Bootsmann ist tot, ein Spanier hat ihn verdrängt. Lachte Kordenbusch und berechnete das Ende. Hieß es eines Morgen: Swammerdam ist genommen, liegt draußen im Hafen. Eilt Kordenbusch hin und sieht das Schiff zwischen zwei holländischen Kriegsfahrzeugen. Fragt und erfährt, daß die Besatzung erschlagen und bloß Hendrina gerettet sei. Forscht nach und hört, daß sie eines vornehmen Mannes Gunst gewonnen, der sie nach Holland zurückbringen und heiraten wolle. ‚Recht so‘, sagt er, ‚fahre ich auch nach Holland!‘ Vergehen Wochen, und jeden Tag blickt er zum Swammerdam hinüber, den er trotz alles Unglücks liebt wie sein Leben. War ihm ja Swammerdam geworden zum Sinnbild des Lebens. Treibt sich viel umher in Seemannskneipen, fragt nach Hendrina und hört, sie sei schon abgereist mit ihrem Liebhaber. Wird er fast toll vor Wut. Dann wird Swammerdam verkauft als Prise, ob das Schiff gleich einen Besitzer hatte in Hindeloopen an der Zuidersee. In allen Kneipen werden Matrosen geworben, und Kordenbusch wird Schiffsarzt . . . .“

Es war finster in der Stube. Der Sturm draußen schwieg. Und durch Nacht und Stille flogen des Mortuus Worte in die lauschende, erregte Seele Karls.

„Der Kapitän war ein stolzer Patron, sprach wenig und hielt sich viel in der Kajüte auf. Er wollte zuerst nach Amboina auf den Gewürzinseln fahren und dann mit voller Ladung nach Europa heimkehren. Zwei Tage lang durchschnitt der Swammerdam die Fluten, und Kordenbusch jubelte vor Glück, als sei er ins Land seiner Kindheit zurückgekommen. Am dritten Tage überfiel das Schiff plötzliche Windstille, lag wie tot, und Bangigkeit ergriff die Matrosen. Aus ihren Augen schaute die Angst. Standen beisammen, flüsterten, nickten und blickten sich verzweifelt an. Hatten Vertrauen zu Kordenbusch, den sie seit Jahren kannten, und einer sagte: ‚'s ist Unheil an Bord. Drinnen in der Kajüte!‘ Und in der Nacht steht Kordenbusch auf dem Verdeck. Das Meer liegt wie gestorben. Der Himmel ist schwarz. Kein Hauch schwebt durch die Finsternis. Da überrieselt es ihn eiskalt, als schleiche etwas heran. Wendet sich jäh, und sieht etwas wie einen Schatten hinhuschen im schwachen Schein einer Laterne. Packt auch ihn die Angst, und er gesellt sich zu den Matrosen... Graut der Morgen. Flucht der Kapitän. Drängen sich die Leute an ihn und rufen: ‚'s ist Unheil an Bord, Herr!‘ Lacht er höhnisch und schaut Kordenbusch an mit einem Blick voller Haß. Flüstert drauf abseits mit ihnen und bewirkt, daß sie dem Doktor Kordenbusch scheu aus dem Wege gehen und ihn von ferne drohend belauern. Weiß der Doktor, was es geschlagen, und bleibt am Verdeck. War entschlossen, lieber ins Meer zu springen, als unter ihren Händen zu sterben."

Schon lange stand Karl dicht neben dem Alten und ärgerte sich über ihn, daß er nun innehielt und zu rauchen schien. Es war finstere Nacht, und die beiden sahen sich nicht. Aber jetzt erklang des Greises Stimme durch die Stille und Finsternis, kalt, grausam, daß Biener wie fiebernd lauschte.

„Hält die Windstille den ganzen Tag an, und brennt die Sonne auf den Swammerdam nieder, als soll er in Brand geraten. Fliegt manch Drohwort von den Matrosen, so der Kapitän Branntwein gegeben, zu Kordenbusch, und muß dieser an sein Ende denken. Scheuen sich aber vor der Sonne und drohen mit der Nacht. Wird ihm bang zumute. Sie aber saufen weiter und sehen nicht, wie der Himmel von einem grauen Schleier verhüllt wird und das Meer wie poliertes Ebenholz erglänzt. Sinkt die Sonne matt hinter dem Dunste, und drängen sich zwei Gesellen an Kordenbusch. Weicht er zurück bis zum Schiffsbord, die Hand am Messer in seiner Tasche, ihnen einen Streich zu versetzen, ehe er stirbt. Weht ein Windhauch durchs Takelwerk, rauschen und blähen sich die schlaffen Segel; dann ruht die vorige Stille wieder auf dem Schiff. Tönt die Schiffspfeife, sollen die Leute auf ihre Posten. Packt Niels Isaakszoon den Doktor an der Brust, und stößt dieser ihm das Messer bis zum Griff ins Herz, daß die Klinge abbricht und der Elende wie ein Holzklotz niederstürzt. Brüllt der andere: ‚Mord!‘ und wird es auf dem Verdeck lebendig von trunkenen Gesellen, so sich rasch waffnen, um den Doktor Kordenbusch zu überwältigen. Hält der eine Eisenstange in der Faust, und wagt sich keiner heran. Es wird finster, er hört sie reden, wie sie ihn umschleichen und niederwerfen wollen, und gibt sich verloren. Aber da .... Punkte! Punkte! Punkte! Das Meer wogt plötzlich auf. Ein Sturm bricht los. Sturzwellen schlagen über Bord. Im Windtoben verhallt der Todesschrei der Hinweggeschwemmten. Wie ein Blatt wird Swammerdam in die Höhe geschleudert, in die Tiefe gezogen, herumgewirbelt. Ein Krachen da, ein Krachen dort. Die Mastbäume brechen. Es bricht der Schiffsrumpf. Kordenbusch versinkt im Meere, taucht auf, versinkt wieder. Streckt die Hände aus und erhascht etwas, dran er sich hält. ... Punkte! Punkte! Eine schreckliche Nacht, ein Hinauf, ein Hinab. Todesangst, Verzweiflung, und doch nur Punkte! Punkte! nur ein Punkt im Leben! Aber von diesem Punkt aus beginnt das Leben ...."

(Fortsetzung folgt.)



Amsel im Schnee.

Erzählung
von
Georg Mengs
(Gertrud Büstorff).

6. Fortsetzung.

9. Kapitel.

Frühling, Sommer und ein sonniger Herbst waren besser für die Kranke und für Evchen gewesen; aber oft dachte das junge Blut mit Grauen an den Winter. Und als hätte es der Alte nicht erwarten können, über die Berge zu steigen, kam er früh genug.

„Weißt, Afra, jetzt versteh' ich erst recht, was die arme Waldnymphe mit ihrer Klage über den Winter gemeint, wie ihr vor der Einsamkeit gegraut und sie am liebsten in die Welt hinausgezogen wäre. Jetzt könnt' ich's noch viel besser hersagen."

Und Evchen ahnte nicht, daß ihr der Dichter absichtlich die Worte in den Mund gelegt, auf daß sie sich bei gelegener Zeit daran erinnern möchte. Die Kranke war mit ihr liebster Umgang; nie hatten sie sich besser verstanden, die Gelähmte, die, an den Sessel gebannt, von jung auf die Welt und das Leben vergeblich ersehned, sich in phantastischen Träumen verlor, und das blutjunge, immer lebhafter empfindende Geschöpf, das diesen Winter kaum noch die alte, blöde Frau verlassen konnte, denn sie fing oft wie ein Kind zu weinen an, wenn Evchen nur aus dem Zimmer ging.

Und der Dichter mischte sich mit in diese Freundschaft und schürte die Sehnsucht nach seiner schönen, farbigen Welt. Die Kranke, die mit schwärmerischer Verehrung an dem berühmten Manne hing, war überselig, daß sie um Evchens willen manchmal kurze Briefe von ihm empfing. Er schickte Bücher, Gedichte vor allem; die rot angestrichenen sollte Evchen auswendig lernen, denn wenn sie zu ihm käme, so solle sie gleich einem ihm befreundeten Schauspieler vordeklamieren. Jeden Tag sei sie ihm und seiner Frau willkommen.

Die Gedichte wurden der Kranken vorgelesen und vordeklamiert, und farbiger als alle Poesie waren die Zukunftsbilder, die sich die beiden ausmalten, die Pläne, die sie schmiedeten bei ihren immer seltener werdenden Zusammenkünften. Nichts hätte sie Hans-Kurt von diesen Plänen, „die ja doch keinen Zweck hatten", erzählen können, eher dem Franz. Der faßte sie in seiner Weise auf.

„Ha — geh' nur — versuch's — mußt erst selbst gescheidt werden, wirst bald genug haben von dene Alfanzereien und froh sein, wenn du wieder heimkommen kannst.

Denkst du noch an die Nacht?

Wie du dich da wohlgefühlt hast auf unserer harten Ofenbank, und kamst grad' vom Schloß, hast gemeint, du könntest nur mit Grafen und Prinzen tanzen und nur in seidene Schühle durch die Welt laufen, war dir aber arg wohl, wie dich hast in meinen schweren Holzpantoffeln den Berg hinaufziehen lassen."

Dagegen hatte sich Evchen kampflustig zu verteidigen gesucht; aber die frische, derbe Art ihres Freundes war ihr unbewußt eine Wohltat nach dem stumpfen Umgang mit Frau Birke und dem ein wenig weich-romantischen mit der Kranken. Übrigens sah sie ihn selten, denn er war diesen Winter nicht daheim.

War er früher auf der landwirtschaftlichen Schule gewesen, so war er jetzt in der benachbarten Stadt bei einem befreundeten Meister, der in der ganzen Umgegend als trefflicher Kunstschlosser galt. Und da den jungen Bauernbursch dies Handwerk interessierte, er auch der Ansicht war, daß der Mensch nie genug lernen könne, so arbeitete er schon den zweiten Winter in der großen Werkstatt und kam nur an den Feiertagen heim, nicht einmal alle Sonntage.

Frau Birke sollte doch nicht mehr so lange

leben; im Herbst, zwei Jahre nach jenem Schlaganfall, fand Evchen sie eines Morgens tot im Bett.

Sie war am Tage zuvor heiterer und wohler als sonst gewesen, und ihrem friedlichen Antlitz, der unveränderten Lage, sah man an, daß sie ohne jeden Kampf im Schlafe gestorben war. Ihre Augen und ihre Lippen waren geschlossen. Da Evchen die milden, unveränderten Züge sah, war's, als hätte sie ihre geliebte Mutter Birke erst im Tode wiedergefunden, und als stünde diese Tote ihrer Seele viel näher, denn die lebende, blöde Frau der letzten zwei Jahre.

Die Frau, die ein wenig später kam, der Kranken beim Aufstehen mitzuhelfen, fand Evchen still weinend an ihrem Lager.

Fast alle Leute im Dorf rühmten Evchen, wie treulich sie die Kranke gepflegt hätte. Der Pfarrer hatte in dem Sinn an die Gräfin berichtet. Die hatte sehr liebevoll an Evchen geschrieben und ihr geraten, für den Winter ins Pfarrhaus zu gehen, im Mai käme sie selbst in die Heimat, dann könnten sie in Ruhe über ihre Zukunft reden.

Hans-Kurt hatte in einem langen Brief an Evchen dieselbe Ansicht ausgesprochen. Auch der Dichter hatte geschrieben, und zwar, daß sie unverzüglich kommen sollte, und wenn es heimlich geschehen müßte. Er hatte ihr nicht nur das Reisegeld geschickt, sondern auch die ganze Fahrt aufgeschrieben und die Station, von der aus sie ihm telegraphisch ihre Ankunft melden sollte, daß er sie in der Hauptstadt auf dem Bahnhof abholen und in sein Haus geleiten könne.

Es war einige Tage nach Frau Birkes Begräbnis, daß Evchen um die Dämmerstunde allein am Fenster saß. Der Brief des Dichters, den sie gewiß schon zehnmal gelesen, lag vor ihr auf dem Tischchen. Da sie vorhin in ihren Sachen gekramt, so hatte sie den Schmuck des Grafen zufällig gefunden, hielt ihn in den Händen und ließ das goldene Kettlein durch die Finger gleiten; aber ganz in Gedanken wie eins, das nicht weiß, was es sieht.

Es war Sonntag, und sie trug zum erstenmal das lange, schwarze Kleid, das ihr die Gräfin geschenkt hatte. In dem sah sie ganz erwachsen und viel größer aus als sonst. Sie war blaß und hatte geweint, denn trotz aller liebevollen Briefe und guten Ratschläge kam sie sich so elend, verlassen und heimatlos vor, wie sie es keinem Menschen sagen konnte. Ja, da sie heute in den Spiegel geschaut, hatte sie sich in der schwarzen, städtischen Kleidung so fremd gedünkt, wie ein Menschenkind, von dem sie selbst nicht wußte, was aus ihm werden sollte.

Da wurde draußen an der alten, rostigen Schelle gezogen; sie schrak zusammen, tat Schmuck und Brief in die Tischschublade und wollte öffnen. Dann besann sie sich und blieb mit klopfendem Herzen inmitten des Zimmers stehen. Das war der Pfarrer!

Er kam schon zum zweitenmal, wollte sich Bescheid holen, ob sie als Pflegerin seiner kranken Frau in sein Haus kommen wollte — das hatte er nicht so gradeheraus gesagt; aber es war der Sinn seiner Rede gewesen, und es eilte, daß sie kam. Seit Frau Birkes Tode ging es wieder schlechter mit der Pfarrfrau. Man wußte nicht recht, was es war; aber im Dorf munkelte man davon, sie hätte vor zwei Tagen einen leichten Schlaganfall gehabt. Davon hatte Evchen heute erst gehört.

Es schellte wieder, dann noch einmal. Sie konnte nicht öffnen, konnte ihm heute noch keinen Bescheid geben, und jetzt sah sie ihn, gottlob, vorübergehen. Aber sie schlief kaum in der Nacht, und am nächsten Morgen suchte sie ihre gelähmte Freundin auf. Die durfte erst spät aufstehen und war meist um diese Zeit allein in ihrer Kammer.

„Ich muß mit dir sprechen, Afra — ich halt's nimmer aus — e i n e m muß ich's sagen: ich geh' fort!"

Da leuchteten der Kranken Augen.

„Ach, hast du jetzt die Erlaubnis?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Nein — ich geh' so."

Und wie die Kranke ein wenig ängstlich und fragend zu ihr aufschaute, da wunderte sie sich, wie ernst und entschlossen die Ev' aussah und wie bleich.

„Du gehst so?"

„Ja, schau, der Herr Pfarrer tät's nie erlauben, das hab' ich gemerkt, als ich's ihm vorgestern angedeutet, was ich am liebsten möcht', da hat er sich furchtbar aufgeregt. Zu seiner kranken Frau kann ich aber auch nicht; dazu lieb' ich sie gar nicht genug, und mir graut fast

davor, wenn er jetzt wieder kommt und mich darum quält.

Und bin ich einmal in dem Haus, wer hilft mir hinaus?

Und ich muß hinaus — du weißt's, ich sehn' mich schrecklich hinaus in die Welt. Wär' Mutter Birke noch hier, es wär' etwas ganz anderes; so hab' ich hier ja doch kein Heim mehr. Die Verwandten von ihrem Mann, die in das Haus ziehen, kenn' ich ja gar nicht, und die mögen mich auch nicht.

Ich kann nicht in die Krankenstube — ich ging' halb zugrund' mit der Reue im Herzen, was ich alles von mir gewiesen.

Von der Frau Gräfin bekäm' ich wohl die Erlaubnis, denn der Herr Graf will ja auch, daß ich mich ausbilden lasse — von Hans-Kurt niemals!"

Sie schwieg eine Weile und atmete tief auf, ehe sie fortfuhr:

„Darum kann ich ihn auch nicht fragen — denn ich muß fort! Und er sollte mich verstehen, denn er ist jung wie ich, und sollt' sich freuen, daß ich nicht immer daheim hocken mag."

„Und wie willst du fort?"

Die Kranke fragte schüchtern, als bange sie sich vor der Glut, die sie mitgenährt.

„Wie's der Dichter mir geschrieben hat, und ums Morgengrauen will ich aus dem Haus."

Da sah sie, wie die hellen Tränen der Kranken aus den Augen stürzten. Und sie nahm sie in ihre Arme, küßte sie und schmiegte ihr Antlitz an ihre Wange.

„Wie bist du so heiß, Evchen, und schaust doch so bleich."

Die richtete sich auf.

„Schau — so wär' ich vielleicht immer, wenn ich hier blieb' — außen so blaß und innerlich grad' wie ein Feuer, das mich verbrennen möchte."

„Das wär' das Rechte nicht — dann ist's besser, du gehst — aber der Weg — früh um die Zeit nach der Station — fürchtst' dich nicht? Oder wenn jemand aus dem Dorfe käme und zwänge dich, wieder mit umzukehren?"

„Ich glaub' nicht, daß jemand in der Zeit mir entgegenkommt — ich muß eigentlich schon bei Nacht — um zwei aus dem Haus.

Wär' der Franz hier, der tät's wohl ausspionieren; aber es ist gut, daß er jetzt fort ist, beim Militär, und sonst — nein, ich fürcht' mich nicht — bin ich erst so weit, hernach fang' ich gar an, soweit ich's jetzt imstande bin, mich zu freuen, denn ich glaube, Afra, die Welt ist noch tausendmal schöner und der Dichter noch viel besser und edler, als wie wir uns vorstellen können. Und schreiben tu' ich dir alles — alles, daß ich dir gar nicht so arg fehl'."

Dann nahm sie rascher Abschied, als sie gewollt, denn sie fühlte, wie die Tränen sie fast erstickten, und ehe der Morgen graute, ging die Ev' aus dem Haus, heimlich, wie ein Flüchtling, dem Glück entgegen, das ihr die andern verwehren wollten, und das leuchtend, lächelnd, so verführerisch schön, wie nur das Glück ausschauen kann, jenseits der Berge ihrer harrte.

---

10. Kapitel.

Die Gattin des Dichters saß wartend in ihrem Wohnzimmer. Der reizende kleine Raum öffnete sich nach dem Wintergarten; man sah die Palmen, spürte den erfrischenden Duft grüner und blühender Pflanzen und hörte von dort das feine Plätschern eines Brünnchens. Von der Straße tönte ab und zu das gedämpfte Geräusch eines auf Gummirädern vorbeirollenden Wagens herauf, denn dies Heim, das sich der Dichter „erschrieben", lag im vornehmsten Villenviertel der Großstadt.

Die Dame sprang auf, ging ungeduldig hin und her, trat dann ans Fenster und sah wartend in das Dunkel hinaus. Sie war für eine Gesellschaft angekleidet; nach der Mode der Zeit umgab ein kostbares Gewand so knapp als möglich ihren feinen, schlanken Körper. Aber ohne Rücksicht auf die Mode war das reiche, goldene Haar frisiert, daß man deutlich sah, wie schön es an der hohen, weißen Stirn, den Schläfen angewachsen war. Fein waren Lippen und Nase, und die grauen Augen geistreich und kühl.

Wie langweilig, diese Marotte ihres Mannes mit dem Dorfkind, von dessen Talenten er schwärmt.

Über Jahr und Tag wird er genug davon haben — was dann? Dann hat man dies Mädchen auf dem Hals. Solche Leute verstehen nie im richtigen Moment zu gehen. Aus dem Nebenzimmer kam ein junges Mädchen herein,

schlank, dunkelhaarig, in einem mattrosa Kleid, das Hals und Arme frei ließ.

„Ich bitte dich, ist der Vater noch nicht vom Bahnhof zurück? Es ist ja unglaublich — bald neun Uhr! Wir können überhaupt nicht mehr zu der Gesellschaft fahren.

Und alles um dies dumme Ding!

Herrgott, wenn ich noch daran denke, wie mein reizendes Gewand und meine seidenen Schuhe damals aussahen!

Du machst dir keinen Begriff! Und der Vater entschuldigte das auch noch! Na — ich hätte es ja überhaupt danach nie mehr angezogen; aber einem Bauernmädel soll man solche Dinge doch nicht in die Hände geben."

Die schöne, schlanke Frau lächelte.

Sie war nicht die Mutter der Siebzehnjährigen. Die war die Tochter von des Dichters erster geschiedener Frau und lebte mit der jüngeren Schwester ab und zu in des Vaters Haus.

„Du siehst heute reizend aus, Dora, wirklich. Ich bin ganz stolz auf dies Kleid, das ich selbst ausgesucht. Und zieh' die Stirn nicht so kraus!

Wir wollen abwarten; es mag sich hier wirklich um ein großes Talent handeln, das auch dem Vater allerlei Anregung zum Schaffen gibt.

Jedenfalls verdankt er eine der feinsten Novellen, die er in den letzten Jahren geschrieben, gewissermaßen diesem jungen Geschöpf."

Dora zuckte ein wenig verächtlich die Achseln.

„Die — ach — die hat mir und auch meinen Freundinnen am wenigsten gefallen. Die war uns viel zu zahm!

Aber wenn sie nur endlich käme, daß wir fort könnten, das andere ist mir ganz schnuppe!"

In dem Augenblick hörte man einen Wagen vor dem Hause halten, die elektrische Klingel ertönte, und bald darauf trat der Dichter mit Evchen ein.

Der sah hier viel müder und nervöser aus als in den Bergen, wo er sich jedesmal erholte. Er hielt seinen Schlapphut in der Hand; der offene Kragenmantel ließ einen tadellosen Gesellschaftsanzug sehen.

„Verzeiht, daß ich euch warten ließ," er drückte den Deckel seiner schweren goldenen Taschenuhr auf, „aber wir kommen noch zurecht.

„Berühmten Leuten", er lächelte etwas spöttisch, „verzeiht man ja, wenn sie zu spät kommen.

Dies, liebes Evchen, ist meine Frau und meine älteste Tochter — hier unser junges Talent! Ich hoffe, du wirst dich wohl fühlen in unserm Haus."

Daheim im Dorf war Evchen die „Prinzeß", die „Gräfin" gewesen; angesichts dieser hypermodernen Gestalten, die sie sich ganz anders vorgestellt, kam sie sich selbst bäuerisch und linkisch vor. Sie reichte den beiden die Hand; verhungert und erschöpft, wie sie nach der langen Reise und all den Aufregungen war, wußte sie nichts zu sagen, während die zwei das blasse, stille Kind mit kritisch kühlen Blicken betrachtreten. Dann sagte die Gattin des Dichters einige landläufige Worte der Begrüßung, und sie würde gewiß müde und hungrig sein. Anita würde für alles sorgen; man rief nach ihr, aber keine Anita kam. Erst als die Jungfer den Damen im Vestibül die Mäntel umgab, kam sie pfeifend die Treppe herunter.

„Hast du unser Rufen nicht gehört?" fragte die Schwester.

„Natürlich — aber es interessierte mich, erst euer Urteil zu hören, ehe ich sie sah. Wie ist sie denn?"

„Bilde dir selbst dein Urteil, und sorge mir gut für sie", sagte der Dichter noch im Fortgehen.

Unterdessen stand Evchen ratlos mit der großen Pappschachtel, in die sie ihre Sachen gepackt, inmitten des Zimmers, bis sich Anita endlich ihrer erbarmte und sie mit ins Eßzimmer nahm. Aber da war die Tafel nach dem Mittagessen — man speiste um sechs — abgeräumt, und kein Mensch hatte daran gedacht, sie wieder für die Hungrige zu decken. Anita sah sich suchend um; auf dem Büfett standen winzige, feine Kuchen. Die stellte sie Evchen hin.

„Ach — wenn Sie mir nur ein Stück schwarzes Brot geben wollten und etwas Milch."

„Brot, trockenes Brot? Ich ess' mich immer an so'n Zeugs satt."

Und sie wies auf die Kuchen.

„Aber ich bin es nicht gewöhnt."

Wenn sie nur Brot und Milch wollte, das war ja sehr bequem, und das Bequemste war Anita das Angenehmste. Dann sah sie ihr, die Arme auf den Tisch gestützt, mit ihren funkelnden

Augen voll Interesse zu. Ihr Lebtag hatte sie nicht gesehen, daß sich eins so an Brot und Milch erlaben konnte.

„Sind Sie so hungrig?"

„Ja — ich hab' tagsüber wenig gegessen und bin doch schon seit nachts um zwei Uhr aus dem Haus."

„Und heimlich, nicht?"

Evchen wurde rot.

„Sie sind ein famoses Frauenzimmer. Das lob' ich mir, so einfach durchbrennen — allen ein Schnippchen schlagen! Ihre Mutter ist doch auch schon durchgebrannt, aber mit ihrem Liebhaber, natürlich — das ist viel amüsanter, als so allein."

Es war Evchen, als würde ihr abwechselnd heiß und kalt bei diesen Reden; zu erwidern wußte sie nichts; so stand sie unwillkürlich auf.

„Darf ich nicht schlafen gehen? Ich bin so müde."

Anita sah sie mit großen Augen an, erstaunt, daß sie so „abgetrumpft" wurde, und erhob sich ebenfalls, um ihr das Zimmer zu zeigen. Es war dies ein schmaler, langer Raum, ziemlich ungemütlich. Die Gattin des Dichters liebte Logierbesuch in der Stadt nicht, eher noch auf ihrem Landhaus.

„Wo ist Ihr Gepäck?" fragte Anita.

„Mein Gepäck? Ich habe weiter kein Gepäck."

„Sind Sie so arm? Wer bezahlt Ihnen denn alles, wenn Sie zum Theater gehen? Ach, Sie werden schon jemand finden, der für Sie bezahlt. Natürlich — das kennt man."

Und sie lachte.

„Denn der Vater kann es nicht. Der braucht so schon genug, um seine zwei Frauen zu erhalten."

Evchen hatte sich auf den Bettrand gesetzt, denn ihr schwindelte bei dem raschen Geschwätz und den lebhaften Bewegungen dieser graziösen kleinen Person, die sie so ohne alle Vorbereitung in die Geheimnisse großstädtischer Künstlerehen einführte.

Du lieber Gott, in den Bergen wandeln die Menschen auch nicht immer die Wege, die ihnen der Herrgott oder ihr Gewissen vorschreiben; aber Evchen hatte wenig vom Dorftratsch gehört.

Frau Birke hatte keinen Wert darauf gelegt, und instinktiv hatte sich Evchen von allen ferngehalten, die sich damit befaßten. Daß einer mit zwei Frauen verheiratet sein könnte, das hatte sie ihr Lebtag nicht gehört, und so entsetzt, daß selbst Anita rot wurde, fragte sie:

„Zwei Frauen — ist das möglich?"

„Ja — Dora und ich sind die Kinder von Papas erster Frau. Diese hat nur einen vierjährigen Jungen. Papa hat sich von seiner ersten Frau scheiden lassen, und wir leben abwechselnd bei den Eltern.

Er hat Mama geheiratet, wie er noch arm war und nicht berühmt. Sie war seine Jugendliebe, und wie er dann immer verwöhnter und berühmter wurde, war sie ihm jedenfalls zu einfach und zu langweilig.

Sehr amüsant ist Mama ja nicht, aber furchtbar gut, und sie sorgte so nett für alles.

Viele Menschen sagen, seit Papa diese Frau hätte, wäre sein Talent im Abschwimmen. Mit dem letzten Theaterstück war's auch nichts Rechtes, und Theaterstücke bringen doch immer am meisten ein.

Seine jetzige Frau ist sehr geistreich und schrecklich ehrgeizig. Sie möchte Papa immer noch berühmter sehen — sie läßt ihm keine Ruhe, hetzt ihn von Gesellschaften zu Gesellschaften — ein moderner Schriftsteller müßte immer in der Welt leben, auch gesellschaftlich eine Rolle spielen, immer Anregungen haben, immer arbeiten.

Und wenn er dann müde vom Arbeiten und ganz dumm um den Kopf ist, dann möchte sie noch geistreiche Gespräche mit ihm führen. Du lieber Gott, meine Mutter war dann so sanft und still, verlangte gar nichts, saß womöglich da und strickte. Dabei konnt' er ausruhen oder weiter über seine Geschichten denken.

Ich bin sicher, er sehnt sich noch manchmal danach.

Meine Mutter hätte sich am liebsten in ihrer Heimat irgendwo auf dem Lande begraben; aber da hätten wir, Dora und ich, uns zum Sterben gelangweilt, und da sie uns zuliebe alles tut, so reisen wir jetzt schon seit Jahren; das ist oft riesig amüsant — die vielen Menschen allein, die man da kennen lernt!

Wenn ich mal was erlebt habe, dann fange ich auch an zu schreiben.

Wissen Sie, Papas jetzige Frau ist ja au fond ein kalter Teufel, so liebenswürdig sie sein kann — gegen uns ist sie riesig nett, weil

wir nicht immer da sind. Und wir verstehen's auch, uns mit ihr zu stellen; Dora kann's am besten. Sie können Gott danken, daß Sie keine Eltern mehr haben; heutzutage lassen sie sich ja doch meistens scheiden, und dann hat man sie doppelt, und das ist auch kein Genuß.

Ich ging' auch für mein Leben gern zum Theater; aber Papa will's nicht."

„Warum will er's nicht?"

An den rasch gesprochenen norddeutschen Dialekt begann sich Evchen allmählich zu gewöhnen; aber dies junge Wesen selbst und alles, was es redete, dünkte sie so ungeheuerlich und unbegreiflich, als hätte sie bisher nicht auf unserer guten, alten Erde, sondern auf einem ganz andern jugendfrischen Stern gewohnt, den der Menschen Wandel noch nie befleckt hätte.

Sie fragte auch ein wenig schüchtern, als fürchte sie die Antwort. Die kam rasch genug.

„Warum? Sehr einfach: weil Papa das Leben dort kennt; er will seine Töchter nicht dazu hergeben; es sei zu liederlich."

Da lief es der Ev' eiskalt über den Rücken; sie wußte selbst nicht warum. Und wie sie fragen wollte, fielen ihr die Worte nicht ein. Anita ließ ihr auch keine Zeit dazu; sie setzte sich neben Evchen auf den Bettrand.

„Und hör' mal, du mußt mir recht viel erzählen — alles! Besonders von den Männern; ich hab' mir schon immer so eine Freundschaft am Theater gewünscht; bei uns verkehren ja viele Künstler. Das sind aber meist Berühmtheiten; die erzählen mir nicht so was. Mit dir ist's was anderes."

„Ich weiß ja gar nicht, ob ich zum Theater gehe — ich kann ja nur tanzen und deklamieren", sagte Evchen ganz verzweifelt, denn es war, als wenn Anita sie mit ihren Reden geradezu peinigte.

„Oh, da kannst du genug. Tanzkünstlerin ist heutzutage totschick!

Du hast überhaupt unverschämten Dusel. Was du schon alles erlebt hast! Erstens ist deine Mutter durchgebrannt, zweitens hat dich ein Grafensohn halb erfroren und verhungert im Schnee an der Straße gefunden und hat dich im Schlitten auf sein Schloß gefahren.

Damit würde ich gründlich Reklame machen! Sag' mal," und sie drängte sich dichter noch an Evchen und schob ihren Arm in den des jungen Mädchens, „war er schön, dein Grafensohn? Ich hätte mich sterblich in ihn verliebt. Habt ihr euch schon geküßt?"

Da gedachte Evchen des Kusses an jenem Frühlingstage. Unter den aufdringlichen Fragen und Gebärden drang die Erinnerung daran wie ein Tropfen süßen Giftes in ihr Blut, daß sie purpurrot wurde.

Sie entsann sich, sie hatte Hans-Kurt damals zum letztenmal geküßt. Sie war noch ein Kind gewesen, und es war nicht einmal arg lange her. Aber es war jetzt, als lägen endlose Jahre zwischen damals und heute, und als empfände sie zum erstenmal mit vollem Bewußtsein, daß sie dies Kind nicht mehr sei. Anita sah die Purpurröte in Evchens Antlitz; sie sprang vom Bettrand auf und klatschte übermütig in die Hände.

„Natürlich, ihr habt euch abgeküßt! So dumm bist du doch nicht.

Das ist höchst romantisch: heiraten kannst du ihn nicht — du gehst zur Bühne, wirst seine Geliebte — dann kommt die reiche, stolze Gräfin, die er heiraten muß — du nimmst dir das Leben — und jetzt muß ich fort — ich hab' unter dem Kopfkissen einen feinen Roman liegen.

Dora klatscht es den Eltern, wenn ich ihn lese, da muß ich die Nacht benutzen, wo sie fort ist, knabbere die feinen Kuchen dazu, die du — gottlob! — verschmäht hast, lieg' dabei in dem schönen, weichen Bett und amüsiere mich himmlisch. Addio!"

Und nachdem sie also Evchens zukünftigen Lebenswandel und ihr eigenes nächtliches Vergnügen geschildert hatte, war sie wie der Blitz zur Tür hinaus. Hätte Evchen sie nicht noch ein Lied trällern hören, das sie ebenso fremdartig dünkte wie ihre Sprache, sie hätte glauben können, alles sei nur ein Traumspuk gewesen, und sie mühe sich nun, halb erwacht, des Traumes rätselhaften Inhalt zu ergrübeln.

Es gelang durchaus nicht; dann kam sie ein großes Verlangen an, sich auszuweinen; aber sie biß tapfer die Zähne zusammen. Sie schämte sich vor sich selbst, und es war, als grinsten ihr aus allen Ecken des Zimmers bekannte Gesichter aus der Heimat entgegen, triumphierend, daß die Ev', die so keck die Flucht ergriffen, sich gleich am ersten Abend so gottsjämmerlich elend fühlte und vom Heimweh fast zerrissen ward.

Nur kein dummes Zeug denken! Beten,

schlafen! Morgen würde alles anders, besser aussehen.

Nach ihrem Gebet lag sie lange noch wach, träumte dann von einem wunderschönen bemalten Vorhang, hinter dem, das konnte sie nur ahnen, allerlei rätselhafte Wesen am Werke waren, brauten und kochten, webten und spannen, aufrichteten und zertrümmerten, und mit jenem unheimlichen, unverstandenen Angstgefühl des Traumes wartete sie vergeblich, daß sich der Vorhang heben würde.

Am nächsten Morgen wachte sie zu ihrem Schrecken sehr spät auf; als sie aber nachher zaghaft eine der Zimmertüren öffnete und eintrat, sahen der Diener und das Mädchen, die dort aufräumten, sie mürrisch und mißbilligend an, weil sie so früh kam und boten ihr kaum „Guten Morgen", so daß sie weiterging und sich schüchtern in die äußerste Ecke eines anderen, sehr großen Zimmers setzte. Es war der Arbeitsraum des Dichters.

Nachdem sie eine Weile so gesessen, kam ein blondlockiger, etwa vierjähriger Bub ins Zimmer gesprungen und rief laut:

„Amselchen! Überall hab' ich dich schon gesucht! Bist du wirklich das Amselchen?"

Ihr Lebtag hat die Ev' nicht vergessen können, wie dieser Kindergruß sie mit einemmal aus aller Trübsal herausgerissen.

Sie stand auf und kniete sich zu dem Kind nieder.

„Ja, ich bin das Amselchen; aber woher weißt du den Namen?"

„Der Vater hat ihn mir gesagt und hat mir eine so schöne Geschichte dazu erzählt."

„Ach, die möcht' ich auch wissen. Kannst du sie noch?"

Er nickte ernsthaft.

„Der Vater hat sie mir oft erzählt, weil ich sie so lieb hab'."

Da sich Evchen wieder setzte, kletterte das reizende Kind auf ihre Knie und begann die Geschichte zu erzählen vom „Amselchen im Schnee", das der junge Grafensohn gefunden und auf sein Schloß gebracht. Die lahme Afra erkannte sie darin und manch anderes aus dem Dorf, so daß sie meinte, sie müsse ihm nachhelfen können, wenn er einmal steckenblieb. Aber sie traf doch nicht das Richtige, denn jedesmal schüttelte er ganz energisch den Kopf.

„Nein — laß nur — ich weiß gleich weiter."

Und er brachte die Geschichte richtig zu Ende. Ein echtes Kindermärchen war's, farbig und duftend, wie eine Blüte vom Baum des Lebens.

Da der Bub ihr Lebensmärlein beendet, drückte sie ihn an sich und küßte ihn. Unterdessen war der Dichter herbeigekommen; er begrüßte Evchen. Die stand auf, ließ das Kind herabgleiten.

„Nun — und du, Bub, bist du nun zufrieden, daß du endlich weißt, wie das Amselchen aussieht?

„Ja — und ich hab' ihr gleich die Geschichte erzählt."

„Das ist recht; im ganzen Hause seid ihr zwei die einzigen Kinder. Ihr paßt zusammen und müßt Freunde werden."

Und wie er den Knaben ansah, da dünkte Evchen dieses nervöse, übermüdete Gesicht soviel jugendlicher, und seine Augen leuchteten nur so, denn er liebte dieses Kind über alles und sollte recht behalten, denn die beiden wurden die besten Freunde.

Es war, als sei Evchen dem Bub durch diesen Namen und das Märchen schon längst vertraut, so daß er auf das „Amselchen" wie auf ein verflogenes Vögelchen gewartet hatte, das ihm der traulichste Spielgefährte werden könnte. Das Kind hieß des Hauses Sonnenschein. Aber im Grunde war niemand da, der die Strahlen dieser Sonne hätte so recht auf sich wirken lassen. Der Dichter, der trefflich mit dem Kinde zu verkehren verstand, hatte zu seinem größten Leidwesen selten Zeit. Seine Gattin, die das Kind zärtlich liebte, gestand es offen ein, daß sie es nur verstünde, mit „erwachsenen Kindern" umzugehen. Die beiden Töchter fanden den kleinen Halbbruder sehr niedlich, und sein „ewiges Gefrage" „bodenlos langweilig".

Sie waren froh, daß die Ev' deren Frohsinn im Verkehr mit dem Bub allmählich wiederkam, solchen Spaß an ihm fand. Dem Kinde gehörten all ihre Mußestunden, denn ihr Studium hatte bald angefangen: bei einem älteren, dem Dichter befreundeten Schauspieler nahm sie theatralischen Unterricht, und Stunden bei einer Tanzkünstlerin.

Bald nach Weihnachten waren des Dichters Töchter abgereist. Das Ehepaar ging fast jeden Abend aus, und der Dichter war es zufrieden

gewesen, daß Evchen gebeten hatte, um ihrer Trauer willen immer zu Hause bleiben zu dürfen, denn, abhängig von jeweiligen Stimmungen, konnte er es heute aus tiefster Seele beklagen, daß gerade er berufen sei, dieses „reine, unschuldige Geschöpf" einer Welt zu überantworten, die ihm „den Schmelz von den Flügeln streifen", „die kristallhelle Klarheit ihrer Seele trüben würde", um morgen mit brennender Neugier den Zeitpunkt herbeizusehnen, den er heute am liebsten weit hinausgeschoben hätte: Wie würde sie sich in dieser Welt entwickeln? Wie würde das Leben, aller Künstler Meister, die Geschichte dieses Mägdleins schreiben?

Da Evchen vorläufig auch nicht in des Dichters Gesellschaften erschien, so bemächtigte sich allmählich die Fama ihrer Gestalt.

Daß er in den Bergen ein Talent entdeckt, auf das er die größten Hoffnungen setzte, wußte man schon seit einigen Jahren. Nun hatte sich dieses Talent, ein wunderschönes, blondes Kind, aus ganz geheimnisvollen Gründen in sein Haus geflüchtet, und er hielte sie gewissermaßen gefangen, vor der Welt verborgen, eifersüchtig ihre Unschuld und Schönheit bewachend, bis er ein neues Drama vollendet, ein Meisterwerk, in dem das junge Mädchen sich zum erstenmal der Welt zeigen sollte.

Ja, die übereifrigen Jünger des Meisters hätten diese Nachricht, köstlich ausgeschmückt, am liebsten schon in die Zeitung gebracht.

Der dem Dichter feindliche Klatsch aber, der in den Weltstädten meist eine starke Neigung zum „Perversen" hat, redete anders: „Der berühmte Dichter" sei total fertig; der klarste Beweis vorzeitiger Altersschwäche sei seine neueste Leidenschaft für ein „fünfzehnjähriges Kind", was Evchen gar nicht mehr war.

Wollte er wie jener berühmte Kranke des Mittelalters an einem unschuldigen Mägdelein gesunden?

Des Dichters Gattin vernahm diesen verleumderischen Klatsch. Sie kannte die Großstadt, hatte nur verächtlich gelächelt, und, obwohl sie diese Reden empört hatten, sich sehr gehütet, sie ihrem leicht erregbaren Manne zuzutragen oder an Evchens Entfernung zu denken.

Sie liebte sie nicht — dazu war sie nicht fähig, sie liebte nur in ihrer Weise ihren Mann und ihr Kind — aber ihr Dasein war ihr angenehm und manchmal eine Wohltat, und die gesunde Menschenverachtung, die ihr eignete, half ihr bald über ihre Empörung hinweg.

Die trübsten Stunden aber verdankte Evchen fürs erste den Briefen, die aus der Heimat eintrafen.

Im Dorfe hatte man sie allgemein verurteilt, und die vorher beredt ihre treue Krankenpflege gepriesen, behaupteten jetzt, sie hätten es immer gesagt, daß des leichtsinnigen Ams' Tochter einmal „so enden würde".

Der Pfarrer hatte empört der Gräfin die Flucht berichtet, und ob man das junge Mädchen nicht zurückholen solle. Die Gräfin war sehr erschrocken; aber der Graf, der gleich nach ihr den Brief gelesen, hatte sehr belustigt über die Entrüstung des würdigen Herrn und Evchens Streich gelächelt.

Famoses Mädel! Nicht nur bildhübsch und begabt, sondern auch noch so energisch! Er sei dafür, ihr nichts in den Weg zu legen, und wenn ihm die Gattin gestatte, so wolle er dem berühmten Manne schreiben, daß sie die Mittel zu ihrer Ausbildung hergeben würden.

Die heimliche Schadenfreude, daß seinem „sittenstrengen Stiefsohn" dieser Streich gespielt worden war, spornte ihn nur um so mehr an, hier Hilfe zu leisten.

Anfangs hatte die Gräfin gezögert; als aber bald darauf ein Brief Evchens angelangt war, in dem sie ihr alles gebeichtet, da hatte sie, die jeden Wunsch ihres Gatten nur zu gern erfüllte, ihre Einwilligung gegeben.

Vorwürfe hatte sie dem jungen Mädchen nicht ersparen können, hatte aber doch gütig und liebevoll geschrieben. Vom Pfarrer hätte das niemand behaupten können; sein Brief war eine derbe Strafpredigt gewesen, und auch die Schwester der Gelähmten hatte Evchen in einem heimlichen Briefe die heftigsten Vorwürfe gemacht, daß sie Afra in das Geheimnis ihrer Flucht eingeweiht; damit hätte sie ihr nicht nur große Aufregungen verursacht, sondern auch den Anschein erweckt, als sei sie mit daran schuld gewesen.

Dem aber Evchen den längsten und demütigsten Brief geschrieben, und der gar nicht geantwortet, das war Hans-Kurt gewesen. Von Tag zu Tag, von Monat zu Monat wartete sie auf sein Schreiben, konnte es nicht verschmerzen und

auch jenen Brief nicht ahnen, den er nach Ostern an seinen Onkel Ferdinand geschrieben:

„Verzeihe mein allzulanges Schweigen. Aber ich weiß, Du liebst leere Entschuldigungen nicht. Tatsachen entschuldigen allein — also zu den Tatsachen:

Ich habe vor kurzem ein gutes Doktorexamen gemacht, summa cum laude, noch dazu bei einem sehr gestrengen Herrn und Professor der Nationalökonomie, und ich glaube fast, ich verdanke dies gute Examen lediglich einem Mißgeschick, das mich vor länger als einem halben Jahr betroffen, und das mir heute noch in den Gliedern sitzt.

Um jedes Nachdenken darüber abzuschneiden, habe ich mich im Herbst mit wahrer Wut auf meine Arbeit gestürzt, und dies das Resultat!

Doch zum Mißgeschick: Jenes junge Mädchen, das ich als Kind an der Landstraße gefunden, und das Dich an jenem Geburtstagsfest, da ich in England war, noch so entzückt, daß Du, alter Herr, zwei Seiten über sie geschrieben, ist heimlich bei Nacht und Nebel auf und davon und zum Theater gegangen — der scheußlichste Streich, den sie mir momentan hätte spielen können, sie hätte denn die Geliebte des schönen Grafen werden müssen.

Du siehst, wie „roh" und „zynisch" ich durch diese Erfahrung geworden bin, daß ich derlei nur denken kann — aber da er meiner ahnungslosen Mutter doch schon die Treue gebrochen, warum nicht auch so?

Selbstverständlich mischt er sich auch in jene Angelegenheit hinein, wie ich aus meiner Mutter Briefen ersehe, und ich bin fest überzeugt, was er tut, geschieht mit dem Willen und der heimlichen Schadenfreude, mich aufs tiefste zu verletzen.

Seitdem hasse ich ihn so, daß ich schon Momente gehabt habe, wo ich ihm hätte mit der Waffe in der Hand gegenüberstehen mögen. Er oder ich! Denn wie er mir das Verhältnis zu meiner Mutter getrübt hat, so ist's, als wäre er jetzt zum zweitenmal am Werk, mir etwas zu zerstören.

An meine Mutter habe ich über dies Erlebnis nichts mehr schreiben können — bleiben schließlich nur noch flüchtige, kühle Briefe und ein ebensolches Wiedersehen —, Du weißt, wie schwer mir das wird.

Auch an das Mädchen habe ich noch nicht geschrieben — ich kann nicht — ich finde die Worte nicht — später vielleicht. Aber was wird dann sein?

Denke ich an jenen Frühlingstag, da sie mir zum letztenmal die Lippen zum Kusse dargeboten, und stelle ich mir vor, was aus diesen Lippen, diesen Händen, dieser ganzen entzückenden Gestalt werden kann, so weiß ich nur das eine: Tausendmal lieber hätte ich sie damals im Schnee erfrieren und verhungern lassen!

Du frägst nach meinen Plänen. Ich will jetzt bei dem Regiment eintreten, bei dem mein Vater gedient hat. Nach dem Ochsen, das eigentlich nicht in meiner Natur liegt, freue ich mich auf die körperliche Anstrengung. Vielleicht bleibe ich einige Jahre dabei und tue Dienst in den Kolonien, vielleicht gibts auch einen fröhlichen Krieg.

Die Heimat ist mir vollends verleidet — irgendwo wird sich schon einmal eine Heimat finden.

Gib' bald Nachricht

Deinem

Hans-Kurt."

Viermal hatte Onkel Ferdinand den Brief seines Neffen, den er schon längst erwartet, gelesen, dann legte er ihn beiseite.

Armer Teufel! Er liebt das reizende junge Geschöpf, deshalb kann er die rechten Worte nicht finden.

Aber was sind in dem Fall die rechten Worte? Wo liegt hier das Glück?

Dem Jungen mag's gut sein, wenn er sich ein paar Jahre in der Welt umhertreibt. Das stählt und schärft, klärt vielleicht auch ein wenig die Situation; bis dahin mag sich manches geändert haben.

Ein wenig kraus laufen jetzt die Wege. Kein Mensch kann helfen, auch ich nicht, der ich doch den ehrlichsten Willen habe — ich könnte die Fäden nur mehr verwirren; aber schreiben will ich ihm gleich — freut mich recht, das gute Examen — und herkommen muß er, sowie er nur ein paar Tage Urlaub hat.

---

11. Kapitel.

Unterdessen führte Evchen ein ganz anderes Leben, als sich ihr Freund vorstellen mochte. Sie war mit Leib und Seele ihren Studien ergeben und hatte noch niemand anders kennen gelernt als ihre Lehrer.

Der Vorhang, der ihr immer noch des Dichters Welt verhüllte, sollte sich erst im folgenden Winter ein wenig auseinandertun, daß sie einen Blick hinein wagen konnte.

Im November sollte das neueste Drama des Dichters zum erstenmal aufgeführt werden.

Das war ein großes Ereignis für gewisse Kreise der Weltstadt, für des Dichters Freunde und Feinde, für die Zeitungen, für fremde Theaterdirektoren, für Kritiker, Schauspieler und jenes Publikum, das zu jeder „Premiere" geht.

Der Dichter zeigte sich äußerlich ganz ruhig und gelassen. Was war ihm, der im Theater wie zu Hause und „fest überzeugt" war, daß dies Stück sich wieder einmal „alle Bühnen erobern würde", eine Premiere? — nichts, gar nichts.

Er war wahrhaftig kein Neuling mehr und lächelte nur, wenn ihn irgendeine Dame fragte, ob selbst er, der große Dichter, nicht ein wenig erregt sei. Er lächelte; aber innerlich war er furchtbar nervös und erregt und schlief kaum eine Nacht. Vor zwei Jahren hatte er schon einmal eine Niederlage erlitten. Jeder Nerv zuckte noch, wenn er daran dachte, denn er war im Grunde eine überaus empfindsame Natur, und das große Selbstbewußtsein, mit dem er auftrat, war eigentlich nur eine Maske, diese Empfindsamkeit zu verbergen und jenen Feinden die Stirn zu bieten, die die übergroße Reklame der ihm befreundeten Presse und seine allzufrüh erworbene Berühmtheit erzeugt hatten. Nur seine Frau wußte, wie ihm zumute war.

Und obwohl auch diese stolze, kühle Natur hochgradig erregt war, so wußte sie sich so meisterhaft zu beherrschen und ihn so geschickt zu täuschen, daß sie ihm der beste Trost in diesen Tagen war.

Die Ev' hatte gebeten, mit ins Theater gehen zu dürfen; er hatte es ihr abgeschlagen, ohne den Grund anzugeben. Später wollte er sie mit ins Theater nehmen.

Wenn er eine Niederlage erlebte, so war's schon genug, wenn die zwei Augen seines Weibes mit ängstlicher Besorgnis auf ihm ruhten; auch seinen zwei Töchtern hatte er aus irgendeinem Grunde das Kommen verboten.

So war die Ev' an jenem Abend zu Hause geblieben; aber das Versprechen, früh zu Bett zu gehen, das würde sie nicht halten, mochte es noch so spät werden.

Sie saß an dem großen Eßtisch beim elektrischen Licht und las in einem Band Gedichte und Balladen, einem Werk des Dichters aus seiner Jugendzeit. Sie liebte es und hatte es schon oft gelesen.

Dies neueste Stück des Dichters kannte sie noch nicht; manches seiner Bücher hatte er ihr als ungeeignet noch nicht in die Hände gegeben.

Jedesmal hatte sie geglaubt, sie sei noch zu jung und töricht, den hohen Sinn des Werkes zu erfassen, und hatte sich geduldet.

Aber an der Aufführung dieses neuesten Dramas nahm sie den lebendigsten Anteil. Sie freute sich über die Maßen, wenn der Dichter heute abend sieggekrönt, vielleicht von seinen begeisterten Freunden umgeben, heimkehren würde.

Sollte sie den Jubel dieses Abends verschlafen, Afra, die auf Nachrichten brannte, nichts davon erzählen können?

Nein, lieber die ganze Nacht wachen, als die Stunde der Heimkehr versäumen.

Aber sie schob sich lange hinaus, diese Stunde; es wurde immer später, und endlich schlief sie ein, die verschränkten Arme auf dem Tisch, den Kopf auf den Armen, süß und tief wie ein Kind, denn wenn sie müde war, konnte sie überall schlafen.

So hörte sie nicht das Vorfahren des Wagens, weder Stimmen noch Schritte, und schrak erst auf, als die Tür des Eßzimmers, nicht leise geöffnet, sondern aufgerissen ward.

Mit schlaftrunkenen Augen, das Antlitz noch heiß und rosig vom Schlaf, schaute sie der Gestalt entgegen, die ein paar Augenblicke auf der Schwelle stehenblieb.

Träumte sie schwer? War das der Dichter, der sieggekrönte? Unmöglich!

Was war geschehen?

Er sah bleich aus, krank, viel älter als sonst, die große Gestalt gebückt. Wirr hing ihm eine Strähne Haar in die Stirn. Der tadellose Gesellschaftsanzug, den der weit offene Pelzmantel sehen ließ, wollte schlecht zu diesem Aus-

sehen passen. Er trug auch noch die Blume im Knopfloch; es war eine weiße Blume; sie duftete stark.

Und es war, als wenn dieser starke Duft und die Handbewegung, mit der der Dichter jetzt das Haar aus seiner hohen Stirn strich, sie zur Besinnung brächten. Sie stand auf, ging ihm entgegen; auch er kam näher, starrte sie aber immer noch an, als müßte er sich gewaltsam von andern Gedanken, von einer andern Umgebung loslösen.

Er hatte Licht im Eßzimmer gesehen; ohne viel zu überlegen, war er dem Licht nachgegangen. Die Dienstboten hatten es jedenfalls, wie so oft, vergessen, abzudrehen. Er hatte sich hier einen Moment allein ruhen oder einen Schluck starken Weines trinken wollen. Er wußte selbst nicht, was er eigentlich gewollt hatte. Daß er aber das „Amselchen", wie sein Bub sie immer noch nannte, hier treffen würde, das hatte er nicht gedacht; seine Gedanken waren ihr so fern wie möglich gewesen.

Und wie entzückend sie aussah, taufrisch, blütenrein wie die Jugend selbst!

Dachte er an die Umgebung, aus der er eben kam, so dünkte sie ihn eine Vision, eine Lichterscheinung.

Schau mich an: ich bin die Jugend, auch deine Jugend — deine Muse!

So war ich, als du anfingst zu schaffen, ehe die Gier nach Gold, die Sucht nach Reklame, das Treiben der Weltstadt dein Talent untergruben.

Du hast mich verloren, findest mich nie wieder; aber so w a r ich — was hättest du aus mir machen können!

Schau mich noch einmal recht an, vielleicht zum letztenmal, ehe ich in leere Luft zerrinne.

Und er schaute sie so an, daß ihr Angst um ihn ward und sie nach seiner Hand faßte, als wollte sie ihn von Traumeswirren befreien.

„Was ist Ihnen? Ich bitte Sie — reden Sie doch nur ein Wort! Sind Sie krank?"

Seine Hand war eiskalt; es tat ihm wohl, wie sie jetzt zwischen den weichen, warmen Kinderhänden ruhte.

„Also, hier hast du gewartet — hast gelesen — bist eingeschlafen?"

Da ward sie ob dieser Versäumnis dunkelrot.

Oh, das Buch ist wundervoll, Sie wissen, wie ich es liebe; fast kann ich's auswendig."

Jetzt erst sah er, daß es s e i n Buch war, eins seiner besten, auch eins von den ersten. Er lächelte bitter.

Das war nun alles vorbei! In den nächsten Tagen würde er's wieder einmal in den Zeitungen lesen: er war kein Dichter mehr, war fertig mit seinem Talent — mausetot — wenn sie ihn doch lieber wirklich totschlügen, das wäre das beste. War es überhaupt möglich, daß so ein Talent versagte, abstarb, während der, dem es gehörte, noch bei vollem Verstande, geistig und körperlich noch ganz lebendig war?

Oder war er nicht mehr bei klarem Verstand? Täuschte er sich über sich selbst? War sein Hirn total abgearbeitet? Die andern empfanden es — er nicht — die Freunde verhehlten es mitleidig — die Feinde schrien es in alle vier Winde hinaus; er ist fertig, gebärt nur noch Zerrbilder, wo er Menschen schaffen will!

Er wäre nicht der erste, den fieberhaftes Produzieren wahnsinnig gemacht; aber besser ganz wahnsinnig, in Nacht und Nebel versinken, als sich so mit halben Kräften weiterquälen, auf den berühmten Namen hin immer wieder neue Geisteskinder in die Welt setzen, verhöhnt von den Feinden, bemitleidet von den Freunden; überflügelt von allen Jüngeren!

Die furchtbarste Angst des Schaffenden, der Quell könnte versiegen vor der Zeit, trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn.

Er warf sich in einen der bequemen Sessel. Von seinen Gedanken gequält, hatte er das junge Mädchen wieder ganz vergessen; sie stand im Hintergrund des großen Zimmers, hatte ihn nicht aus den Augen gelassen und trat jetzt zu ihm hin.

„Kann ich Ihnen nicht irgend etwas bringen? Kann ich denn gar nichts für Sie tun?"

Er hob den Kof.

„Nein, liebes Kind, ich bin wirklich nicht krank."

„Und die Aufführung heute abend", sagte sie zaghaft, „wie war es denn damit?"

Er wehrte erregt mit den Händen ab.

„Oh, sprich nicht davon — gräßlich — wie sie mich behandelt haben — erbarmungslos verhöhnt. Schafft auch der größte Dichter immer

nur Meisterwerke? Hab' ich ihnen nicht auch manches Gute gegeben?

Konnten sie nicht wenigstens auf die Schauspieler Rücksicht nehmen, die heute abend ihr Bestes daransetzten? Nein, Gott bewahre — immer dasselbe wüste Toben, wenn ich vor den Vorhang kam, nur weil mich die Freunde riefen.

Und schließlich, hat dies Publikum denn ein Urteil?

Gehen nicht die meisten zu diesen Premieren wie zu einem Wettrennen, einem — einem Stiergefecht?

Ein paar feine, stille Seelen mögen zwar darunter sein; die hat das Werk entzückt, — sie haben es verstanden — aber sie kommen nicht zu Worte — und sind doch allein die Maßgebenden — die Würdigen — sie allein — sie — sie . . ."

Da brach er plötzlich ab und starrte wieder vor sich hin, als horche er auf andere Stimmen, und diese Stimmen raunten und flüsterten:

Ja, das sind die Würdigen, diese feinen, stillen Seelen — von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert reichen sie sich die Hände, schaffen und wirken die Unsterblichkeit des Dichters; aber in der Gegenwart bauen sie ihm keine Paläste — sie füllen nicht die Kassen — nicht deine — nicht die des Theaters.

Und du brauchst Geld, Geld und noch einmal Geld! schrie eine heiße gierige Stimme in seinem Innern, die alle anderen übertönen wollte. Und da er nicht mehr Herr seiner überreizten Nerven war, so brach er, das Antlitz in den Händen geborgen, in leidenschaftliches Schluchzen aus.

Immer ratloser hatte Evchen dem Gebaren des Erregten zugesehen, denn sie konnte es nicht fassen, wie der große Dichter so gebrochen aus jener Welt heimkehren konnte, in der er berühmt und geliebt war.

Und war das nicht auch die Welt, die ihrer harrte?

Aber alles Nachdenken ging unter im Mitleid, im Verlangen ihn zu trösten wie eine Tochter ihren weinenden Vater tröstet. Und sie setzte sich auf die schmale Armlehne des Sessels, legte den Arm um seinen Hals und schmiegte sich an ihn.

„Weinen Sie doch nicht so — ich bitte Sie — böse Menschen, Ihre Feinde sind gewiß an allem schuld. Wir, die wir sie so lieb haben, wir wissen ja doch, daß Sie ein großer, großer Dichter sind."

In dem Augenblick kam seine Gattin zur Tür herein, und da sie die beiden so sah, blieb sie überrascht auf der Schwelle stehen. Evchen aber rührte sich nicht von der Stelle, sondern sah ihr ruhig entgegen, als wollte sie sagen:

Komm', hilf doch, ihn trösten!

Da kam sie näher; man hörte ihre Schritte nicht auf dem dicken, weichen Teppich. Erst da Evchen aufstand, nahm der Dichter die Hände vom Antlitz und sah seine Gattin vor sich stehen.

Sie war noch in ihrem kostbaren Gesellschaftsanzug und mit ihren Juwelen geschmückt. Daß die Gattin eines Künstlers, einer Königin gleich, sich in jeder Lage müsse zu beherrschen wissen, hatte sie einmal gesagt, und da sie diese Kunst meisterhaft gelernt, so hatten ihre schönen, stolzen Züge etwas Starres, Undurchdringliches; nur auffallend bleich sah sie aus.

Dieser Ausdruck, das Geflimmer der Steine, das kostbare Gewand, taten dem Dichter, so armselig, wie ihm eben jetzt zumute war, geradezu weh; unwillkürlich griff er wieder nach Evchens Hand; dann besann er sich, sprang auf und sagte, nach der Uhr sehend:

„Es ist schon spät — sehr spät — geh' zu Bett, Kind — du hast mir heute abend sehr wohl getan — wirklich — ich danke dir; gute Nacht."

Er drückte einen langen Kuß auf Evchens Hand, was er nie zuvor getan hatte und ging mit seiner Gattin aus dem Zimmer.

Dann saß die schöne Frau vor ihrem großen Spiegel, strählte und bürstete ihr rotgoldenes Haar so lange, daß sie gar nimmer wußte, wann sie damit begonnen. Und wenn sie ins Glas schaute, so sah sie kaum ihr eigen' Antlitz, sie sah nur ihren Mann, wie er rastlos in dem großen Raum auf- und nieder ging. Sie konnte es kaum noch ertragen; aber sie wagte es nicht, irgend etwas zu sagen.

Endlich blieb er neben ihr stehen und meinte, es sei Sünde, Todsünde, dies reine, junge Geschöpf dieser Welt von Pappe und Leinewand, von Lug und Trug zu überantworten. Er sei ganz irre geworden, er hätte sie in ihrer Heimat ein menschlich einfaches Dasein führen lassen sollen, anstatt sie so aus allem herauszureißen, sie sei tausendmal zu gut für diesen — diesen Pöbel.

Sie legte die Schildpattbürste beiseite und sah zu ihm auf.

„So redest du nur jetzt aus deiner verzweifelten Stimmung heraus; in ein paar Tagen wirst du anders denken. Außerdem, ist ihr Talent so groß, wie du glaubst, so wäre es ein Unrecht, ihr nicht die Wege zu ebnen — oder, sie hätte auch ohne deine Hilfe, nur viel mühseliger, den Weg gefunden.

Und lasse sie nicht so weiterleben wie ein Kind; zeige ihr ein wenig von dieser Welt, so mag sie sich allmählich ihr Urteil bilden und sehen, wie es ihr darin behagt."

Darauf sagte er kein Wort, ging in sein Arbeitszimmer, um dort Zigaretten zu rauchen, vielleicht ein wenig einzudußeln; unmöglich sei es ihm, zu Bett zu gehen.

Und nach dem Erlebnis dieser Nacht fand auch Evchen keinen Schlaf.

Der purpurne bemalte Vorhang hatte sich nicht fein säuberlich und geheimnisvoll aufgerollt. Wie durch einen Gewaltakt schien er plötzlich geborsten, und durch den Riß sah sie ein unheimlich' Getümmel. Sie konnte den einzelnen nicht unterscheiden und verstand den Sinn des Wirrwarrs nicht; aber mit heimlicher Angst und dem Verlangen, zu begreifen, schaute sie zu.

Eins war gewiß, diese Welt war kein gräflicher Festsaal, in dem sich edle Herren mit vollendeter Ritterlichkeit, schöne Damen mit höchster Anmut bewegten, grüßten, lächelten, sich gegenseitig die Hände reichten, um sich dann, hochbeglückt, nach dieser sanften Berührung zu trennen, während reizende übermütige Genien droben ihr Blumengirlanden schwangen.

Der Mann, der heute nacht so bitterlich geweint, hatte nicht ausgeschaut, als kehre er heim aus solch einer Welt.

---

12. Kapitel.

In den nächsten Tagen wurde darüber beraten, ob der Dichter fort in winterliche Bergeinsamkeit gehen sollte, um seinen überreizten Nerven Ruhe zu gönnen.

Die Gattin und Freunde hatten ihm lebhaft zugeredet; aber er hatte sich nicht dazu entschließen können.

Reine, klare Bergluft, hatte er müde lächelnd gesagt, könne er auch hier genießen, wenn er mit der Ev' und seinem Bub zusammen wäre; die zwei Kinder seien ihm eben jetzt der wohltuendste Umgang. Arbeiten möchte er nicht, und die Einsamkeit würde ihn geradezu dazu zwingen.

Er wolle sich diesen Winter endlich einmal die Zeit nehmen, seinem Bub zu leben und Evchens Ausbildung, und zwar wolle er sich nicht nur eingehender mit ihrer Vorbereitung fürs Theater befassen, sondern sie auch in Gemäldegalerien und Museen, in Theater und Konzerte, ja in die Welt führen.

Dies hoffe er, würde ihm die angenehmste Zerstreuung und ein Ausruhen sein, bei dem doch der Geist immer beschäftigt wäre.

Als die Gräfin von dem Plan erfuhr, schickte sie Evchen einige Gesellschaftskleider; sie schienen ganz einfach, waren aber doch die Werke eines Pariser Schneiderkünstlers, dem die Gräfin selbst die junge Dame, die sie tragen sollte, geschildert hatte, und seltsamerweise waren sie für sie geschaffen.

Der Dichter hatte seine beiden Töchter aus erster Ehe diesen Winter nicht kommen lassen. Die älteste war ihm zu vergnügungssüchtig; der jüngsten Wesen hatte den Empfindsamen oft genug unangenehm berührt; er fand sie nicht geeignet zum näheren Umgang für seinen Schützling. Der sollte die Welt zum erstenmal sehen, ohne durch ihre frühreife, oft allzu scharfe Kritik beeinflußt zu werden.

Da sich die Gattin des Dichters oft angegriffen und ermüdet fühlte, so ließ sie die beiden allein gehen.

Bald wurden der berühmte Dichter und sein reizender Schützling in Theatern und Konzerten von Neugierigen bemerkt, und einer machte den andern auf sie aufmerksam. Die Ev merkte am wenigsten davon; auch jene festliche Vorfreude vor ihrem ersten Theaterabend hatte sie nicht empfunden; ja, sie war mit einer gewissen inneren Angst hingegangen, als müsse ihr oder dem Dichter irgendein Ungemach begegnen.

Diese Empfindungen hatte sie freilich sehr bald über Romeo und Julia vergessen, denn die Aufführung dieses Stückes galt in eben dem Theater für eine der besten in der theaterreichen Stadt.

Die Darstellerin der Julia war wenig älter



als Evchen, reizend, hochbegabt; nach zwei Jahren war sie nach Wien engagiert, und der Dichter hoffte, sein Schützling würde hier ihre Nachfolgerin werden. Noch bedeutender aber war der Romeo selbst, einer der jüngsten, schönsten und begabtesten Schauspieler. Die Ev war glücklich, als ihr der Dichter erzählte, sie solle diese Menschen, die sie ebenso edel wie schön dünkten, in Bälde kennen lernen. Und diese Theaterabende, die er trefflich für sie auszuwählen verstand, indem er ihr vor allem die Werke der Klassiker zeigte, waren ihr nicht nur der größte Genuß, sondern auch ein Ansporn für die eigenen Studien. Ja, sie meinte oft, das rechte Leben und Feuer wäre erst jetzt in ihr Streben gekommen.

Viel gleichgültiger waren ihr die Gesellschaften. Zu des Dichters Verkehr gehörten außer Künstlern und Gelehrten die reichsten Leute der Stadt, hochgebildete und auch wieder solche, denen es ein Genuß war, die Berühmtheiten, die in ihrem Hause aus- und eingingen, an den Fingern herzuzählen.

Sie ahnte kaum das Entzücken, das sie erregte, denn sie war diesen Großstadtmenschen etwas ganz Neues.

Ihre „unglaubliche Reinheit und Unschuld", die Protektion des Dichters, ihr Talent, der romantische Anfang ihres jungen Lebens, ihre jugendfrische, so sympathische Schönheit, ja selbst ihr süddeutscher Dialekt, alles warb für sie. Ihr selbst aber waren diese Menschen zu fremd, zu unverständlich; es war, als büße sie in diesen großen Gesellschaften ihren Übermut und Frohsinn ein, und oft, wenn sie heimkehrte, packte sie eine schier unbezwingliche Sehnsucht nach ihren Bergen und all denen, die sie dort liebgewonnen.

Aber im Laufe des Winters hatte sie doch zwei Menschen kennen gelernt, an denen sie mit Begeisterung und Freundschaft hing.

Nie zuvor war jener junge Künstler, den Evchen als Romeo und später noch oft in den edelsten klassischen Rollen bewundern sollte, so oft in des Dichters Haus aus- und eingegangen wie jetzt, da er Evchen kennen gelernt hatte.

Er brachte ihr Blumen und Bücher, wußte sie „zufällig" zu treffen, wenn sie mit des Dichters Bub spazieren ging, oder von ihren Stunden heimkehrte. Er las und deklamierte mit ihr in des Dichters Heim; es waren die denkbar anregendsten Stunden, in denen sie sehr viel lernte, und oft schrieb sie ihrer gelähmten Freundin, sie wisse nicht, wie sie ihm dafür danken sollte, kein Bruder könnte besser gegen seine Schwester sein. Und neben dieser glänzenden Gestalt lebte noch eine andere, bescheidenere immer wieder in den Briefen an die Kranke auf: die eines jungen Mädchens. Sie war sechzehn Jahre, Tochter eines Offiziers, der im Duell gefallen war. Früh war auch die Mutter gestorben aus Gram über die Treulosigkeit des Gatten. Sie besaß keine Verwandten, die irgend ein besonderes Interesse an ihr gehabt hätten, auch nicht so gütige Patrone, wie Evchen sie gefunden. Mit den Resten eines kleinen Vermögens bestritt sie ihre Ausbildung fürs Theater, wohnte in einer möglichst billigen, ungemütlichen Pension im Norden der Stadt, und wenn Evchen sie besuchte, so dünkte sie sich verwöhnt wie eine Prinzessin.

Sie tat dem jungen Mädchen, das eine sanfte, blonde Schönheit war, zuliebe, was sie nur konnte, führte sie in das Haus des Dichters ein, und da sie sich sehnlichst gewünscht hatte, jenen jungen Künstler kennen zu lernen, so erfüllte ihr Evchen auch diesen Wunsch.

(Fortsetzung folgt.)



Schatten.

Ueber allem Leuchten
Ist ein Schatten wach,
Ueber allem Träumen
Dunkler Flügelschlag!
Ueber allem Leben
Ein umschleiert' Leid,
Ein verschwieg'nes Sehnen
Nach Unsterblichkeit. —
Und es taucht die Seele,
Bang in stiller Stund',
In der Lebenswellen
Tiefsten Meeresgrund.

Trüg' empor so gerne
Jener Perle Schein,
Drin das Licht der Sterne
Dunkel würde sein. —
Doch die Perle schlummert;
Keines Menschen Geist,
Der ihr sonnig' Glänzen
Uns erschauernd weist.
Keiner, der die Perle
Welt-Verstehn errang,
Und durch Todespforten
Sich den Blick erzwang.

J. Madeleine Schulze.



Dies und das vom Glasfenster.

Von A. M. Witte.

Das Alter des Fensters an sich ist schwer zu bestimmen, doch zählt es scheinbar zu den ältesten Erfindungen. Mag den Wilden auch heute noch die einfache Türöffnung genügen, der Kulturmensch hat von jeher Luft und Licht als die wertvollsten Lebensspender und Lebenserhalter anerkannt und ihnen darum bereitwilligst Einlaß in seine Räume gewährt. Stets ließ er bei dem Bauen eines Hauses einzelne Spalten in den Mauern frei und schuf damit — die ersten Fenster. Diese „Lichtspalten", wie man damals sagte, lagen bei den Hebräern stets nach dem Hofe hinaus. Sie wurden, teils um Sturm und Regen fern zu halten, teils des hübscheren Aussehens wegen, mit verschiedenen Geweben oder ölgetränktem Papier bekleidet. Später wählte man geschliffene Austernschalen oder dünne Achat- wie Marmorplatten, in die geschickte Hände ein Muster hineingeschnitten hatten. Außerdem waren den Vorfahren auch kunstvolle Gitter als Fensterverschluß bekannt.

Zu Anfang des Mittelalters tauchte das durchsichtige Marienglas auf, und Jahrzehnte lang blieb der Gebrauch von „Glas"scheiben das besondere Vorrecht reicher, fürstlicher Personen. Auf den alten Burgen weniger bemittelter Ritter fand zur Zeit der Minnesänger Schnee und Regen noch ungehindert Einlaß in die Gemächer. Jedenfalls waren richtige Glasfenster in jenen Tagen noch solche Seltenheit, daß — wie die Chroniken berichten —, ein mecklenburgischer Fürst und ein englischer Herzog die Fenster mitnahmen, sobald sie den Aufenthalt auf ihren Schlössern wechselten.

Die Kirchen, für deren Ausschmückung in jenen Zeiten besonders viel geschah, sollen die ersten Glasfenster besessen haben. Jedenfalls werden „Kirchenfester von wirklichem Glas" schon im vierten Jahrhundert erwähnt; und es heißt, daß im Jahre 674 Abt Benedikt „Glasmacher" nach England kommen ließ. 726 hört man von den „gläsernen Fenstern" in der Kirche zu Worcester, und Ende des achten Jahrhunderts geschieht einzelner „Glas"fenster Erwähnung, die unter Leo III. die Laterankirche geschmückt haben. Diese ersten Glasfenster wurden aus farblosem oder auch einzelnen bunten Glasstücken, die man in Blei faßte, zusammengesetzt. Die eigentliche „Glasmalerei" wurde erst viel später bekannt, obwohl es heißt,

die Frauenmünsterkirche in Zürich habe schon Ende des neunten Jahrhunderts in Zürich „gemalte Glasfenster" besessen.

Man kann wohl mit vollem Recht annehmen, daß die ältesten der noch vorhandenen Glasmalereien die Fenster der Abtei zu St. Denis in Frankreich, jene der Abtei zu Boulieu, und die Fenster und Mittelschiffe des Augsburger Doms sind, die sämtlich dem zwölften Jahrhundert entstammen. Statt der mosaikartig zusammengesetzten bunten Glasstücke wurden allmählich größere Glasflächen mit Farben, die sich einbrennen ließen, bemalt. Diese erste Glasmalerei, deren erste Periode ausgesprochen romanischen Stil zeigt, stand besonders in der Zeit vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert auf der höchsten Stufe. Vor allen Dingen wurde sie von den Kirchen und Klöstern, den ersten Pflanzstätten jeder Kunst, kultiviert.

Die ersten Glasgemälde zeigen meist einen vor eine Öffnung gehängten Teppich und statuenartige Figuren. Die Symmetrie in der Anordnung dieser Figuren, das Architektonische im ganzen Aufbau ist ein besonders charakteristisches Zeichen jener Periode. Erst im vierzehnten Jahrhundert werden die Malereien farbenprächtiger; treten Bilder aus der Heiligen Schrift auf, die von phantastischen Laubgewinden umgeben sind, sehen wir die Gestalten der verschiedenen Heiligen unter gotischen Baldachinen.

Allmählich waren auch Profanbauten, Rathäuser, Ritterburgen und Patrizierhäuser dem Beispiele der Kirchen gefolgt. Man verlangte einen wohltuenden Übergang von der dunklen Wand zur hellen Lichtspalte und empfand die farbige Zeichnung als besonders angenehm für das Auge. Das Gemach erschien besonders traulich, wenn die grelle Sonne sich durch die gemalten Scheiben zu spielenden Lichtern auflöste, und dem Raum Leben und Wärme verlieh, oder wenn der dunkle, melancholische Schein trüber Wintertage durch die bunten Fenstern gemildert wurde, und sich durch diesen Gegensatz das Heim noch gemütlicher gestaltete. Natürlich nahm die Profankunst der Glasmalerei eine andere Richtung als die religiöse. Der Fensterschmuck der Privathäuser mußte naturgemäß sein Genügen in der Kleinmalerei finden, während die Malereien der Kirchenfenster ins Monumentale strebten.

Darum wandte man in Privathäusern gern „Butzenscheiben" an, kreisförmige Platten, die durch das Zerfließen von Glasstückchen entstanden, und die, wie ehedem die Glasstückchen, in Blei gefaßt wurden. Dann kannte man auch wieder die bemalten Scheiben in Verbindung mit diesen Butzen: als Mittelstück gemalte Porträts, Wappen und Sprüche, von Butzen umgeben.

Mit dem Schwinden der gotischen Baukunst wurden auch die einst so großen Fenster in den Kirchen durch die weit kleineren der Renaissance ersetzt. Außerdem waren gedruckte Gebetbücher in die Erscheinung getreten, die im Dämmerlichte bunter Scheiben nur schwer zu lesen waren. Ferner eiferte die Reformation gegen den Schmuck der Kirchen, die Religionskriege taten das ihre, gleichfalls zerstörend zu wirken. Die Kunst fand nur noch wenige Gönner. Mit ihrer vollständigen Verflachung ging der Verfall der Glasmalerei Hand in Hand. Wohl schmückten noch vereinzelt diese und jene Privathäuser oder Gildestuben sich mit „bunten Fenstern", die landschaftliche oder allegorische Darstellungen zeigten; auch erhielt sich die Sitte noch einige Zeit, daß alte Adelsgeschlechter sich mit „Wappenfenstern" beschenkten — besonders in der Schweiz —, aber der Wunsch nach „hellem Lichte" brach sich doch mehr und mehr Bahn. Die verbesserte Technik stellte im Zeitenlaufe fehlerloses, farbloses Glas her, so wählte man große „durchsichtige" Fenster in Holzrahmen, da sich letztere geeigneter zum Stützen der nunmehr so viel größeren Glastafeln erwiesen, als die Bleifassung vergangener Tage.

Man hatte allmählich ganz die künstlerische Absicht der Vorfahren, Fensteröffnung und Wand auf eine das Auge angenehm berührende Weise zu verbinden, vergessen. Wem es „zu hell" im Zimmer war, griff zu Vorhängen, die zuerst an den Scheiben, später sehr unkünstlerisch über den Scheiben befestigt, und je nach Bedarf zurückgerafft wurden.

Diese Vorhänge, die zuerst schlicht weiß waren, wurden später, der Modelaune folgend, durch dunkle ersetzt, ohne daß man bedachte, daß das Licht, das durch die Spiegelscheiben eigentlich in das Gemach dringen sollte, dadurch natürlich stark beeinträchtigt, der ursprüngliche Zweck der „durchsichtigen" Fenster völlig illusorisch wurde. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts war man sogar glücklich dahin gelangt, durch die dunkelsten Stoff-Übergardinen seine Wohnung ängstlich von jedem Sonnenstrahl abzuschließen, kam durch dieses Übermaß schließlich aber auch zu der Erkenntnis, daß das Abschließen des zu grellen Tageslichtes dann doch eigentlich sehr viel künstlerischer durch farbige Glasfenster herzustellen sei.

Die Butzenscheiben feierten ihre Auferstehung für alle, die es bezahlen konnten. Das Wiederaufleben dieser alten Mode verdrängte in gewisser Weise aber auch die „große Spiegelscheibe", auf die man zuvor so stolz gewesen, bei denen, die noch die Butzen verschmähten. Man fand es plötzlich viel gemütlicher, verschiedene kleine Scheiben zu einem großen Fenster zusammen zu stellen.

Dadurch wurde man an die einstige, für diese Art Scheiben genügende Bleifassung erinnert, und so kehrte man allmählich zu der einst so beliebten, dann Jahrzehnte fast vergessenen Glasmalerei zurück, deren zart abgetönte Farbenskalen die hellen, in das Zimmer dringenden Sonnenstrahlen nicht

gänzlich abschließen, aber auf wohltuende Weise ihren Schein mildern.

Freilich werden diese neuen, bunten Glasfenster fürs erste fast nur in öffentlichen Gebäuden und Privatvillen gefunden. In Mietshäusern pflegen sie sich noch auf den Hausflur und die Treppenaufgänge zu beschränken, da die Anschaffung immerhin mit ziemlichen Kosten verbunden ist; aber einzelne Familien sind bereits im Besitze sogenannter „Vorsatzfenster" in Glasmalerei, die man bei einem Umzug mitnimmt, wie die alten Ritter ihre „echten Glasfenster" in längst vergangener Zeit.

Sehr wertlose Surrogate bilden die verschiedenen bunten Papiermuster, die einzelne Menschen an ihre Glastüren kleben, um den Schein farbiger Fenster zu erwecken. Man sollte entweder die einfachen, farblosen Glasfenster behalten oder das richtige bemalte Fenster wählen; ist doch heute kein Mangel mehr an schönen, stilgerechten Kunstverglasungen, auch ist der Preis verhältnismäßig gering. Die Technik der Glasmalerei hat eigentlich seit fernen Tagen keine Wandlung erfahren, nur verfügt die Neuzeit über sehr viel mehr Glasfarben als die Vergangenheit. Darum zeigen die Glasgemälde der neuesten Kirchen eine Farbenpracht, die von wunderoller, magischer Wirkung ist.



Gebet.

O du, aus dessen reichen Schöpferhänden
Strömt aller Schönheit gold'ne Flut,
Oh, laß auf mich dein Auge sanft sich wenden,
Daß meine Seele in dir ruht!

Oh, gib mir Stunden, die Fülle der Schönheit zu fühlen,
Die durch das leuchtende Leben lacht!
Weis' mir die Bronnen, die dürstenden Lippen zu kühlen,
Die da quellen aus tief verborgenem Schacht!

Oh, gib mir keinen beifallslauten Ruhm,
Gib sel'gen Sieg mir im Verzichten,
Und krön' mein einsam' stilles Kämpfertum
Mit tiefster Sehnsucht heil'gem Dichten!

Gib eine Seele mir, die blinkt und blüht,
Gib mir ein Herz, zu lieben, nie zu hassen,
Das Reinheit atmet und in Reinheit glüht
Die klingende Schönheit der Welt zu fassen!

Bruno Pompecki.



Auseinandergewachsen.

Skizze von Elisabeth Haspelmacher.

(Schluß.)

Sofort nach dem Druck hatte Charlotte ihre Erzählung an Friedrich Eigenholz gesandt. Fieberhaft hatte sie wochenlang auf sein Urteil gewartet — und dann war er endlich heute selbst gekommen — ganz überraschend — auf der Durchreise durch sein altes, kleines Heimatstädtchen. — Ja, heute erst war es gewesen! Da hatte er ihr die Arbeit zurückgebracht.

Eine wunderlich süße Hoffnung durchflutete Charlotte Liebetrauts Herz, als ihr der unvermutete Besuch des Freundes gemeldet wurde. — Zwei lange Jahre hatten sie sich nicht wiedergesehen. —

War nun der Weihnachtsabend da? Und war es an der Zeit, die Lichter festlich zu entzünden?

Kaum konnte Charlotte ihre freudige Aufregung meistern, als er ins Zimmer trat. Ihm impulsiv beide Hände entgegenstreckend, begrüßte sie ihn mit ungesuchter Herzlichkeit. Von seiner Seite war die Begrüßung gemessener, förmlicher, doch verdeckte er so nur eine gewisse Unbeholfenheit und Ungewandtheit. Das hatte ihm schon immer angehaftet, und zärtlich dachte Charlotte: „Er ist doch unverändert geblieben."

Seltsam gespannt und fragend hingen ihre strahlenden Augen an Friedrichs Munde.

„Nun?" sprach sie, und ein scheues, glückliches Lächeln huschte verklärend über ihr Antlitz.

Gleichzeitig lud sie ihn jetzt mit einer ungemein liebenswürdigen Handbewegung zum Sitzen ein.

Die zierlich-schmächtige Gestalt leicht nach vorn gebeugt, blieb Friedrich Eigenholz erst einige Sekunden wie unschlüssig stehen und nahm dann etwas steif, etwas umständlich in dem ihm angebotenen



Sessel Platz. Hier verharrte er zunächst schweigend, bis Charlotte ein zweites, diesmal ein wenig ungeduldiges „Nun?“ vernehmen ließ. Dabei deutete sie auf das mitgebrachte, ihr so wohlbekannte Heft, das er inzwischen bedächtig aus der Tasche gezogen und stumm auf den Tisch gelegt hatte, und sie ergänzte:

„Was meinen Sie dazu, Friedrich? Ist's nicht geglückt?“

Da strich seine Hand nervös über die hohe Denkerstirn, und langsam glitt ein abweisender, beinahe wegwerfender Zug über sein scharfgeschnittenes, bleiches Gelehrtengesicht.

„Warum wählen Sie solche Themen, Charlotte?“ fragte er in seiner trockenen, schulmeisterhaften Art.

Durchdringend und zugleich mit fast zornigem Vorwurf blickten seine klugen, stahlgrauen Augen sie dabei durch die Kneifergläser an.

Unter diesem Blick entwich Charlottes frohes, zuversichtliches Lächeln.

„Solche Themen — — —“ stotterte sie, ganz blaß und verstört gemacht durch seine vorwurfsvolle Frage. „Ich habe doch nur hiesige, heimatliche Verhältnisse . . .“ Sie konnte nicht vollenden, denn er unterbrach sie unwillig:

„Ach, was! Hiesige, heimatliche Verhältnisse. . . . Ich dachte, darüber wären Sie erhaben!“

Hier stutzte er plötzlich und zwang seinen Groll in ruhige Schranken zurück, weil er merkte, daß Charlotte unter seiner ungewohnten Heftigkeit angstvoll zusammenschreckte. Wieder gemessen, aber streng und tadelnd fuhr er fort: „Themen von solcher Geringfügigkeit sind nach meiner Meinung nun einmal nicht wert, schriftstellerisch behandelt zu werden. Seien Sie klassischer, Charlotte! Befassen Sie sich doch nicht mit dergleichen nichtigen Alltäglichkeiten!“

„Aber, wieso denn, Friedrich?“ stammelte Charlotte immer bestürzter. „Ich habe doch bloß die Heimat schildern wollen. . . . Wieso denn?“

Sie kam sich vor wie ein gescholtenes Kind, und brennend stieg eine unaussprechliche Angst in ihr auf, so daß sie mit ihrer Hand unbewußt wie beschwichtigend zum Herzen griff.

„Wieso denn . . .“, meinte Friedrich, und er begleitete diesmal seine Rede mit einem nicht mißzuverstehenden Achselzucken.

Seine Stimme klang jetzt kalt und schroff, ja, verletzend schroff, während seine Augen wiederum durchdringend auf Charlotte Liebetraut ruhten, nun entschieden mit einem etwas herrischen, fordernden Blick.

„Wieso denn. . . . Nun, ich bin der Ansicht, Charlotte, daß Sie mit Ihren geistigen Anlagen fähig wären, auf einem anderen, höheren, würdigeren Gebiete Leistungen und Erfolge zu erzielen. In der Tat, Charlotte, Sie haben mich in dieser Beziehung enttäuscht. Ich möchte klassischere Sachen aus Ihrer Feder sehen! Ja, ich wünsche das!“

Das letzte war in einem scharf befehlenden Ton geäußert, als würde er keinen Widerspruch dulden, und Charlotte fand für's erste auch beim besten Willen kein Wort der Erwiderung. Das alles war für sie vorläufig so unfaßlich, so übermannend wie ein Sturz aus blauem Himmel in abgrundschwarze Tiefe. Die vor kurzem noch sonnig strahlende Gegenwart und die noch goldener winkende Zukunft waren mit einem Schlage in Finsternis gehüllt. — Wie Peitschenhiebe, unter denen sich ihre Seele unwillkürlich aufbäumte, hatten sie Friedrich Eigenholz' Worte getroffen. Ihres Herzens weihnachtlicher Lichterglanz war jäh erloschen.

Sie wurde ganz still, in ihrem Innern aber arbeitete eine heftig wallende Erregung. Indessen — tapfer kämpfte sie alles nieder, was sich in diesem Augenblick, wild gärend, in ihr empören wollte. Wußte sie doch eben selbst noch kaum, wie hart der Stoß von seiner Hand, und wie tief die Wunde war. Über ihre warme Hoffnungsfreude jedoch kroch es wie Frostschauer, und es war, als wehte auf einmal ein eisiger, erkältender Hauch zwischen diesen zwei Menschen, die sich so viel gewesen waren, die sich sonst stets so viel zu sagen gewußt hatten. Mühsam suchten sie jetzt alle beide nach einem erlösenden Wort.

Friedrich Eigenholz beobachtete nun doch mit einigem Unbehagen die sichtbare Niedergeschlagenheit und den schnellen Wechsel von Röte und Bläße auf Charlottes Gesicht. Ein paarmal räusperte er sich, als ob er zu reden beginnen wollte, hielt aber jedesmal wieder inne. Unruhig trommelten seine Finger auf der Platte des Sofatisches.

Auf einmal stahl sich dann wieder ein zage hoffendes Leuchten über Charlottes zerquältes Angesicht.

„Was macht mein kleiner Efeu?“ fragte sie ganz unvermittelt.

„Welcher Efeu?“

Friedrich Eigenholz sah sie ziemlich verständnislos an.

„Nun — das Efeupflänzchen, Friedrich,“ erläuterte Charlotte, „das ich Ihnen mitbrachte, als ich vor zwei Jahren Ihre Mutter besuchte. — Von der alten Mauer an unserer Gartengrenze hatt' ich's genommen, und wir haben's doch damals zusammen in ein Blumentöpfchen gepflanzt und auf Ihren Balkon gesetzt. Oh, das müssen Sie doch noch wissen!“

Eine leise Wehmut zitterte durch ihre Stimme. Das schien Friedrich jedoch nicht zu hören.

„So . . . so . . .“, gab er gedehnt zur Antwort. „Ja, mir kommt jetzt eine schwache Erinnerung daran. Indessen — Sie werden begreifen, Char-

lotte, mich nahmen Beschäftigungen von größerer Wichtigkeit in Anspruch. Ich hatte selbstredend bei meinen wissenschaftlichen Studien keine Zeit, mich um Blumen zu bekümmern. Meinen Balkon zu besorgen ist übrigens Sache meiner Wirtin."

Und — als Charlotte abwartend schwieg, fügte er gleichgültig hinzu:

„Ich könnte nebenbei in dieser Angelegenheit noch bemerken, daß mir dort seit langem eine derartige Pflanze überhaupt nicht aufgefallen ist. Somit möchte ich die Mutmaßung äußern, Charlotte, daß Ihr heimatlicher Efeu wohl eingegangen sein wird."

„Ach, so . . ." murmelte Charlotte, noch niedergedrückter als zuvor.

Sie stand auf und starrte aus dem Fenster hinaus, in den naßkalten, grauen Novembertag hinein, und sann und sann, wo der Faden des Gesprächs sich nun wohl anknüpfen ließe. Allein — es wollte durchaus nicht in Gang kommen.

Friedrich Eigenholz hatte sich mittlerweile ebenfalls erhoben und blätterte zerstreut in einem Buche, das Charlotte bei seinem Eintritt rasch aus der Hand gelegt hatte. Es war ein Band Raabe: „Die Leute aus dem Walde", und er las: „Gib acht auf die Gassen und blick auf zu den Sternen!"

Das Wort hätte für ihn augenblicklich einen tieferen, einen versöhnenden Sinn haben können; den fand er indes nicht heraus. Vielmehr dachte er, das Buch recht verärgert von sich schiebend: „Wenn sie doch lieber in den alten Klassikern so eifrig studieren wollte! Fast lauter neue Dichter hat sie ja dort im Bücherschrank stehen!" und — seine Mißlaune stieg.

Nun wurden nur noch ein paar nichtssagende, belanglose Redensarten gegenseitig ausgetauscht. Erkundigungen nach Bekannten und Freunden mußten aushelfen. Bleiern schleppte sich die Unterhaltung noch ein Weilchen so hin, bald aber ging Friedrich Eigenholz — Charlotte nötigte ihn nicht zu längerem Bleiben — und das, was er mit seinem Kommen eigentlich bezweckt hatte, blieb unausgesprochen; denn nichts in Charlottes Haltung ermutigte ihn ja nunmehr zum Sprechen. Herb und hart lag jetzt eine Falte eingegraben in ihren vorher so heiter lächelnden Mundwinkeln.

Nahezu ängstlich vermieden es beide, sich in die Augen zu schauen, als sie sich beim Abschied höflich-kühl die Hände reichten. So trennten sie sich in unleugbarer Verstimmung — für immer —, und doch hatten sie vordem fest an einen späteren gemeinsamen Lebensweg geglaubt. — Den würden sie nun nimmermehr zusammengehen! Nein — Friedrich Eigenholz und Charlotte Liebetraut konnten nun nimmermehr ein Paar werden! Doch — weder ihn noch sie traf Vorwurf oder Schuld.

Nein, nein, und abermals nein! Anklagen durfte Charlotte den Jugendfreund nicht! Wie Schuppen fiel es ihr plötzlich von den Augen, und da erkannte sie, daß sich die Dinge nur allzu natürlich, nur allzu selbstverständlich entwickelt hatten, und daß nun jedem von ihnen die Sphäre, in der er so lange, fern von dem andern, gelebt hatte, zum Daseinsbedürfnis geworden war.

Je mehr Charlotte ihre eigene Seele durchforschte — sie tat das erst nur behutsam tastend, dann aber immer schärfer untersuchend, immer rücksichtsloser zerkleinernd —, desto sicherer wußte sie, daß die Kluft zwischen ihnen tief und unüberbrückbar war.

Sie selber hatte sich in den letzten Jahren gewandelt. Ihr ehemals weicher, schmiegsamer Charakter hatte sich stahlhart gefestigt, und sie war dadurch zu einer gewissen Selbständigkeit gereift. — Bei ihrem Schaffen war sie frei geworden. Und dieses Schaffen — das war das Merkwürdige, Seltsame dabei —, dieses Schaffen, das ihr anfangs nur um Friedrich Eigenholz willen so reiche Freude bereitet hatte, war ihrem Herzen lieb, ja unentbehrlich geworden. — Allerdings — sie hatte sich bis jetzt noch niemals Rechenschaft darüber abgelegt —, und so war hieraus wohl ein großer Teil des Irrtums entsprungen.

Der Urquell ihres Nichtverstehens freilich — ach, der lag in weit tieferen Tiefen! War doch das rein menschliche Schicksal des Alltags mit seinen mühseligen kleinen Freuden, das ihr selbst so unsagbar naheging und sie immer wieder bewegte, für Friedrich Eigenholz allmählich etwas Fremdes, Unverständliches geworden.

Vielleicht konnte er gar kein fühlendes Herz mehr für seine Heimat, für seine Mitmenschen haben, weil das seine Bücher, weil das die Gestalten seiner längst vermoderten Helden ausschließlich besaßen.

So drang in seine Höhen kein Hauch nichtiger Alltäglichkeiten. Es drang dahin indes auch kein kräftiger Ackergeruch des Erdbodens — nein — dieser frischwürzige Ackergeruch wäre für sein überfeinertes, erdenfremdes Empfinden sogar unerträglich gewesen. Er war nun einmal da oben und konnte nicht wieder herunterfinden in die nüchterne, erdenverwachsene Welt, während Charlotte Liebetraut selber die nötig zu ihrem Leben gebrauchte. Tief wurzelte sie mit allen Fasern ihres Seins im Erdboden und sog ihre Kraft daraus. In jenen weltentrückten Höhen, wo Friedrich Eigenholz wandelte, würde sie sicherlich elend verkümmern müssen!

Immer klarer, immer deutlicher wurde sich Charlotte dessen nach und nach bewußt in dieser für sie so schicksalsreichen Stunde. — Nein — nein — sie durfte nicht in seine Höhe verpflanzt werden! Ohne den Boden lebenswarmer Wirklichkeit unter ihren Füßen zu spüren, würde sie gar nicht mehr sie selbst sein können! Heimatlos würde sie geradezu werden! Sie würde, losgelöst von der Muttererde und fern vom Hauche reiner Mensch-

lichkeit, wie jenes arme, vergessene Efeupflänzchen verdursten und verdorren. Sie konnte deshalb Friedrich Eigenholz niemals eine Gefährtin werden.

Auch ihre Liebe mußte sterben, weil sie nun den Boden unter sich verloren hatte.

Fest zwang Charlotte Liebetraut ihr warm verlangendes, sehnendes, ihr unruhevoll klopfendes Herz zum Schweigen.

Sie durfte ihn nicht zurückrufen, und dies mußte das Ende sein.

Sie waren auseinandergewachsen.



Werbung.

O Wunderbare,
Gieße in die leere Schale
Meines Herzens
Den berauschenden Wein deiner Liebe! . . .
Seit ich dich gesehn
Im glitzernden Ballsaal —
Aus den wildbewegten Fluten
Der Tanzenden,
Ueber denen elektrische Sonnen glühten,
Die in Strahlengarben
Tausendfältig widerblitzten,
Aus Diamanten
Und wonneleuchtenden Augen —
Aus diesem flimmernden Meer
Strahltest du heraus,
Wie eine Wasserrose schaukelt
Auf sturmdurchwühlter See.
Dein blühender Leib,
Voller Melodien
In rythmischen Walzertakten bebend,
Wuchs aus seidener Hülle,
Wie eine junge Lilie
Sich aus Blätterpracht emporsucht
Zum Licht.
Deine sternenfunkelnden Augen,
Die über den erglühten Wangen standen,
Wie weiße Rosen zwischen roten stehn,
Als diese Augen
Mein Blut zur lodernden Glut
Nimmer ruhender Liebe zündeten —
Seitdem muß ich an Wunder glauben . . . .
Du weißt nicht,
Wie meine Hände sich sehnen
Nach deiner schlanken, weißen Hand,
Wenn sie im Schlafe nächtens
Ueber gramzerknüllte Kissen fahren,
Blind hineintasten in die Nacht
Nach deiner bleichschimmernden Hand . . .
Maria heißt du?
Maria —
Meine wachen Ohren sogen diesen Ton,
Den deine schmalen Lippen,
Auf denen tausend Küsse üppig blühten,
Für einen andern sangen,
In jener hellen, heißen Nacht,
Die schwere Schatten auf mich warf.
Maria . . .
Alle Geister in mir raunen: Maria;
Die Einsamkeit
Mit tausend Lippen flüstert: Maria;
Und alle Stimmen,
Alle Winde singen nur
Den einen Ton: Maria . . .
Du Wunderbare
Warst wie ein Sturmwind,
Der in die schlummernde Glut
Meiner Liebe blies,
Daß sie auflodernd über mir zusammenschlug.
So leidet's mich an keinem Ort:
Durch aller Gassen
Dichtes, drückendes Gedränge
Irr' ich
Und suche nach dir — nach mir.
Jede Lust wird mir zur Pein,
Wo Menschen lachen,
Krampft sich mein Herz zusammen,
Denn niemand, niemand
Lacht wie du . . !
Heißersehnte,
Wunderbare!
Gieße in die leere Schale
Meines Herzens
Den berauschenden Wein deiner Liebe!

Fritz Stöber.





Ernst von Wildenbruch. Gesammelte Werke. Herausgegeben von Berthold Litzmann. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Ich glaube wohl, daß diese von einem bewährten Freunde des Dichters und ausgezeichneten Literaturhistoriker herausgegebene und gediegen ausgestattete Ausgabe der gesammelten Werke Wildenbruchs vielen willkommen sein wird. Die allen Kreisen gleich sympathische, vornehme und bedeutende Persönlichkeit des Dichters stand allezeit über den Parteien; ich möchte dies auch im künstlerischen Sinne ausgesprochen haben: Wildenbruch ist eigentlich der einzige selbständige Repräsentant jener für Literatur und Kunst so merkwürdig unfruchtbaren Zeit, die dem letzten großen deutschen Kriege folgte. Die siebziger Jahre waren recht eigentlich die ödeste Zeit des Epigonenzeitalters. Auch Wildenbruch wurzelt in diesem Zeitalter; das lehrt von allem seine Lyrik, z. B. seine Balladendichtung — an der Lyrik erkennt man immer den künstlerischen Standpunkt eines Dichters —, Wildenbruchs Lyrik unterscheidet sich nur durch einen persönlichen Inhalt und durch eine weniger glatte Form von der Geibels und seiner Zeit. Aber Wildenbruchs Eigenart trat doch bald in seinen Dramen und Erzählungen zutage, und auch diese wurzeln allerdings mit ihrem Ideengehalt, mit ihren Motiven in der Zeit, aber doch in einer ganz originellen, durchaus nicht epigonalen Art. Und in dieser Beziehung, meinte ich, ist Wildenbruch der eigentliche und erste Repräsentant des Zeitalters Kaiser Wilhelms I. Ja, Wildenbruch ist in so ausgesprochener Selbstständigkeit ein Dichter von eigenen Gnaden, daß die spätere Moderne ihn wegen seines ausgeprägten Realismus gern zu den ihren gerechnet hat. Es gab endlich seit der frühesten Entwicklung des Dichters immer viele, die ganz besonders die feine, persönliche und poetische Kunst seiner Erzählungen liebten. Kurz, Wildenbruch wird mit dem tiefen Ernst seiner Persönlichkeit, mit seinen psychologisch und künstlerisch interessanten Dichtungen immer als eine der eigenartigsten Erscheinungen dieser Übergangszeit betrachtet werden. Aus allen diesen Gründen ist die Ausgabe seiner „gesammelten Werke“ mit Genugtuung zu begrüßen. In diese Ausgabe sind nun alle diejenigen vollendeten Dichtungen aufgenommen worden, die Wildenbruch selbst bei seinen Lebzeiten im Buchhandel veröffentlicht hat, wodurch er sich zu ihnen bekannt hat. Ausgeschaltet blieben infolgedessen jene — wie der Herausgeber hervorhebt — verhältnismäßig nicht zahlreichen Dramen, die nur als Bühnenmanuskript gedruckt wurden. Aus seinem Nachlaß erscheint zum erstenmal gedruckt das Trauerspiel „Ermanrich“, das „als mächtiges, ihm tief ins Herz gewachsene Zeugnis seiner letzten Lebensarbeit hier nicht fehlen durfte“. Die Anordnung ist im wesentlichen chronologisch. Dabei aber erschien es zweckmäßig, die Dramen für sich und die Romane und Novellen für sich in zwei Reihen zu ordnen, von je neun und sechs Bänden. In der Reihe der Romane und Novellen sind die Motive aus dem Seelenleben des Kindes behandelnden Erzählungen in einem Band für sich zusammengestellt. Der letzte Band der Dramen bringt außer den von Wildenbruch selbst veröffentlichten Jugendwerken noch einige Dramen und Dramenentwürfe der Frühzeit, die für die Entwicklung des Dramatikers bedeutsam sind. Eine dritte Reihe bringt in zwei Schlußbänden außer den beiden Heldengedichten „Vionville“ und „Sedan“ die aus den Handschriften stark vermehrten nach der Zeitfolge ihrer Entstehung geordneten lyrischen Gedichte, ferner die Humoresken, eine Anzahl von Skizzen in Prosa und ausgewählte Reden und Ansprachen. — Bisher sind erschienen: die drei ersten Bände, enthaltend Erzählungen und Romane der ersten Entwicklungsperiode des Dichters, darunter die erste Novelle „Das Riechbüchschen“, ferner bedeutende Dichtungen wie „Der Meister von Tanagra“, „Franzeska von Rimini“, „Vor den Schranken“, „Brunhilde“. Der zweite Band umfaßt die beiden Romane: „Eifernde Liebe“ und „Schwesterseele“. Der dritte Band enthält die Novellen der zweiten Epoche (1893—97): „Waldgericht“, Claudius Gasten“, „Der Zauberer Cyprianus“ u. a. Außerdem sind die Bände 7 und 8 erschienen, in denen die ersten historischen Dramen „Harold“, „Der Menonit“, „Die Karolinger“, „Väter und Söhne“ (1875—80), die die Herolde von Wildenbruchs Ruhm gewesen sind, und die späteren „modernen“ der Jahre 1877—85: „Die Herrin ihrer Hand“, „Opfer um Opfer“, „Christoph Marlow“ usw. gesammelt sind. Zu

jedem Bande hat Berthold Litzmann den Inhalt erläuternde Vorbemerkungen geschrieben.

Hans Benzmann.

Luise von Preußen, Fürstin Anton Radziwill. **Fünfundvierzig Jahre aus meinem Leben.** George Westermann, Braunschweig. 5,— Mk. Gebd. 6,— Mk.

Eine der besten Selbstbiographien, die seit langer Zeit erschienen sind. Aufzeichnungen der Prinzessin Luise von Preußen, die die Erinnerungen ihrer Kindheit und Jugend enthalten und der traurigen Jahre der napoleonischen Kriege, die für die königliche Familie die schwere Zeit des Exils brachten.

Wir gewinnen einen Einblick in das überseichte Milieu, in dem Prinzessin Luise als einzige Tochter des Prinzen und der Prinzessin Ferdinand von Preußen und rechte Nichte Friedrichs des Großen aufwächst, wir sehen, wie die junge Luise sich auf sich selber stellt und sich ungeachtet aller schlechten Beispiele sittlich groß entwickelt, wie sich dann unter dem Einfluß ihrer Erlebnisse, schweren Kummers und der Liebe zu ihrem Gatten, dem bestrickenden und künstlerisch hochbegabten Fürsten Anton Radziwill, eine patriotische und religiöse Entwicklung vollendet.

Zwei Gestalten treten in diesen Aufzeichnungen besonders klar hervor: der Prinz Heinrich von Preußen, der Vaterbruder der Prinzessin, und der Prinz Louis Ferdinand, ihr vielgeliebter, allzufrüh auf dem Felde der Ehre gefallener Bruder. „Ich werde die Niederlage meines Vaterlandes nicht überleben. Sollte uns dies Unglück beschieden sein, so werde ich sterben", schrieb er an Rahel v. Varnhagen.

Und er machte seine Worte wahr, indem er, ein zweiter Roland, von allen verlassen, als das erste berühmte Opfer des Krieges von 1806 bei Saalfeld fiel.

Diese Memoiren sind geschichtlich wie psychologisch gleich interessant, sie sind ein Dokument des Menschen und seines Schicksals. Sie sind durchweg in französischer Sprache geschrieben, da diese in jener Zeit die am Hofe und in der Gesellschaft übliche war. Die Fürstin Radziwill geborene von Castellane, hat sie ohne die geringste Änderung der Öffentlichkeit übergeben und E. von Kraatz sie gut verdeutscht.

Artur Brausewetter.



Neue Bücher



Tüchtige junge Kaufleute gesucht! Ein Ruf unserer Zeit, von Felix Notvest. Verlag Wilh. Violet, Stuttgart.

Otto Ludwig. Ein Lebensbild, von Karl Friedel. Verlag F. W. Gadow & Sohn, Hildburghausen.

L'Affaire du Grand Theatre. Von Valentin Mandelstamm. Verlag Pierre Lafitte & Cie., Paris.

Napoleons Leben IX. Ich, der Kaiser, III. Band, von Heinrich Conrad. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Leitfaden der ersten Hilfe. Ein Samariterbuch von Dr. J. Lamberg. Verlag Urban & Schwarzenberg, Wien.

Harfenklänge. Eine Sammlung von Liedern usw. von Ulrich Prusse. Preis 3,— Mk., geb. 4,— Mk. Verlag Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz.

Gedichte. Von Maria Nothofer. Preis 1,50 Mk., geb. 2,50 Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig-Raschwitz.

Sang und Sage, Trutz und Klage. Gedichte von Franz Karl Matura. Preis 1,— Mk., geb. 2,— Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig-Raschwitz.

Seele. Von Sofie Hochstetter. Preis brosch. 2,50 Mk. Verlag Dr. Karl Höhn, Ulm a. D.

„Sylt, die Königin der Nordsee". Ein Führer durch die Nordseebäder Westerland und Wenningstedt auf der Insel Sylt.

Soeben ist dieses von der städtischen Badeverwaltung in Westerland in farbenprächtiger, geschmackvoller Ausstattung herausgegebene Büchlein erschienen, das in seiner Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit sowie reicher Illustration einem jeden Besucher der herrlichen, größten deutschen Nordseeinsel ein wirklicher Führer und Ratgeber sein und gute Dienste leisten wird. Aber auch jedem anderen gibt die Broschüre ein interessantes Bild vom Badeleben an der Nordsee und allen den vielen, die früher schon einmal diese nordische Perle besucht haben, wird es eine angenehme Erinnerung an schöne Tage sein.

Der Führer wird kostenlos von der Badeverwaltung an Interessenten abgegeben

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 **Druckzeilen nicht übersteigen dürfen**, sowie Gedichte **stets „an die Redaktion"** zu senden sind. Romane unter allen Umständen **nur an Otto Janke's Verlag.** Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird **sorgfältig geprüft.** Die Beurteilung von **Gedichten** findet nur im **Briefkasten** statt.

Ausgegeben am 14. Juni 1913. Verantwortlicher Leiter Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H. Berlin SW.





Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Allen Gewalten zum Trutz.

Ein Lebensfragment

von

Johann Georg Seeger.

7. Fortsetzung.

Von neuem fegte der Sturm wider die Fenster und rief das markdurchdringende Wimmern wach. Und langsam, zögernd, aber mit harter Stimme, erzählte Mortuus:

„Manchmal, wenn das Toben des Orkans für eine Sekunde verstummte, klang es wie menschliches Seufzen dicht an Kordenbuschs Ohr. Durchschauerte es ihn, und er bangte davor mehr denn vor See und Wind. Hielt sich still, und schwächer wurde der Sturm. Und endlich flog es wie Licht über das Meer, und sah er im roten Dämmerscheine dicht vor sich am andern Ende des Balkens zwei blaue Augen auf sich gerichtet . . . ."

„Ihr Weib!" schrie Karl und faßte des Alten Arm. „Ihr Weib!"

„In Todesangst, hilfeflehend starrte es ihn an, den Doktor Kordenbusch. Und bebend flüsterte es: ‚Verzeih, Adam, verzeih! . . . . .'"

„Und Sie haben ihr verziehen! Nicht wahr, Sie haben es?"

„Maß Kordenbusch Balken und Weib und lachte, lachte hell auf. Rief: ‚Soll ich mit dir Teufelin den Balken teilen, so kaum mich zu tragen vermag?' Heulte sie, versprach Buße; aber Kordenbusch . . . ."

Das Wimmern durchzitterte die Finsternis und Stille, und von dem Alten zurückweichend, flüsterte Karl:

„Sie haben es nicht getan! Sie haben nicht die Todsünde auf sich geladen!"

„Untergesunken ist sie, untergesunken im Morgengrauen . . . ."

„O Gott!" stöhnte Karl. „O Gott! Und

Sie können ruhig sprechen von dem Mord, mit dem Sie Ihr Herz, Ihr Gewissen beschwert?" Der Jüngling stolperte zum Tisch und versuchte mit zitternden Händen Feuer zu schlagen. Aber da schrie Mortuus:

„Ich will kein Licht! Hörst du?"

Karl ließ die Hände sinken und starrte in die Nacht. Und aus der Nacht ertönte, wie von leisem Lachen begleitet, die Stimme des Alten:

„Urteilst wie der große Haufe. Nennst Kordenbusch einen Mörder, verdammst ihn, betest wohl auch für sein Seelenheil. Nicht dein Mitleid, deine Bewunderung verdient er . . . ."

„Es war Mord . . . ."

„Nein! Heilung, Rettung war es. Ist ein Glied deines Körpers krank, schneidet der Arzt es ab. Verstümmelt er etwa Gottes Geschöpf? Er rettet es. Und Hendrina war solch ein brandiges Glied. Kordenbusch oder sie, hieß es. Eins von beiden mußte untergehen. Zwei Menschen konnte der Balken nicht tragen. Hendrina hatte nichts Gutes gewirkt und hätte sich nie gebessert. Kordenbusch aber . . . . ."

„Was haben Sie getan? was erreicht?"

„Ich habe mir ein philosophisches System aufgebaut. Aus der Sundasee stieg es gleich der schaumgeborenen Aphrodite. Es hat mich bis heute durchs Leben geleitet, hat mich in Armut und Niedrigkeit den Kopf hoch tragen lassen. Es hat mich instand gesetzt, dich stark zu machen für den Lebenskampf. Glaube mir: Nichts anderes hilft dir durchs Leben, als das heilige Lachen des Spottes und die Sorge für dein Ich. Demut ist Schwäche, Nachgiebigkeit ist Schwäche, aber Lachen ist ein Sieger. Im Schmerz, im Elend, im Todeskampf lachen können, ist erhabener, als das Haupt zu beugen und zu flüstern: ‚Wie Gott will.' Ob ich nicht Reue empfinde? fragst du. Nein. Aber ich müßte Reue empfinden, wenn ich das Weib am Leben gelassen hätte."

Und es ward stille im Turmzimmer. Der Sturm heulte nicht mehr; er hatte die Wolken über Nürnberg zusammengetrieben, wie ein Hund die Schafe, und nun wirbelten die Flocken durch die Nacht herab. Aber diese Stille, diese Finsternis brachte Karl schier zur Verzweiflung, und das Entsetzliche, das er soeben gehört, rief Angst und Abscheu vor dem Alten in ihm wach.

„Geht!" schrie er, „geht! Ich kann Eure Gegenwart nicht mehr ertragen!"

Höhnisches Lachen war die Antwort, und als er wütend seine Aufforderung wiederholte, vernahm er wie aus weiter Ferne die Worte: „Recht so! recht so! Möchtest dein Ich aus deiner Umgebung, aus deinem Körper herauswinden, gleich wie ein gefangen' Tier sich aus dem Fangnetz winden möchte. Geht nicht, mein Junge. Wie die Farbe ohne Licht unsichtbar ist, so das Ich ohne den Körper. Jeder, der Ärmste, der Reichste, der Klügste, der Dümmste, ist ein Prometheus, angeschmiedet an den Kaukasus Zeit und Raum und muß dulden, daß ihm der Adler Leben die Leber frißt. Aber er kann lachen . . . ."

„Laßt Euer sündhaft Reden und geht! Ich will Euch nimmer sehen!"

„Warum? Weil du Kordenbusch einen Mörder nennst?"

„Ja."

„Nun, denke an deinen Stiefvater und Stiepanek! Ist Seelenmord nicht schlimmer als körperlicher Mord? Du schweigst? Ich kenne deinen Sinn und weiß, daß du der Gerechtigkeit nachstrebst. Und darauf baue ich meine Hoffnung. Ich habe den Samen wahrer Philosophie in die Furchen deiner Seele gestreut. Er wird aufgehen. Und wenn ich längst nicht mehr bin, wirst du mir danken. Laß dein Ich nicht untersinken und vergiß nicht das Lachen!"

Schlürfende Schritte tasteten über den Fußboden hin, die Tür ward geöffnet und fiel wieder ins Schloß. Karl war allein.

Er riß das Fenster auf und atmete gierig die frische Luft. Tief unten lag vom Flockenfall teilweise verhüllt die Stadt. Matt schimmerten da und dort einige Lichter, und die Türme der Kirchen tauchten wie ferne Mastbäume empor. Ihm war, als schwimme er inmitten stürmender See, schaue die Lichter menschlicher Wohnstätten und vermöge nicht zur Küste zu gelangen. Und dann fühlte er das Fieber sich seiner bemächtigen. Er hörte den Turmwärter kommen, reden und gehen, ohne sich zur Gegenwart hindurchkämpfen zu können. Alles von Mortuus Erzählte durchlebte er selbst, alle Qualen und Ängste krampften seine Brust zusammen. Und einmal in der Nacht, in einem lichteren Augenblick, fragte er sich erstaunt, wie er vom Fenster in das Bett gekommen sei.

Aber endlich dämmerte grauer Tag in die Stube, und starren Auges kehrte der Jüngling ins Leben zurück. Die Qualen schwanden wie Schatten, und weinend vergrub er sein Gesicht in die Kissen. Und als er wieder um sich sah, fühlte er, daß er die Einsamkeit nicht mehr ertragen würde; — er fürchtete sich vor ihr.

„Freiheit!" stöhnte er, „Freiheit!" Da ging die Saat des Adam Mortuus in seiner Seele auf; aber er kannte sie nicht, hielt sie für ein besonderes kostbares Gewächs; denn sie glänzte vor ihm in ihren jungen Trieben und blühte noch nicht, trug auch noch keine Frucht. Er verachtete sogar den Alten, schmähte ihn und gelobte sich, ihm nicht zu folgen. Aber zugleich sagte er sich: „Ich muß Frieden machen mit meinen Eltern, um Mariannens und meine Freiheit zu retten. Frieden, Freiheit oder Tod!"

Und noch einmal stieg die Erinnerung an die schreckliche Nacht gleich einer Riesenschlange vor ihm empor, und zitternd flüsterte er: „Ich muß hinaus aus diesem Kerker! Nur fort! fort!"

Da war ihm, als hörte er den Alten sprechen: „Laß dein Ich nicht untersinken!" Und nun erging es ihm gleich einem Manne, der Getreide gesäet hat, zu seinem Schrecken aber glaubt, Unkraut aufgehen zu sehen, und nun, statt sich zu überzeugen, sich vom Acker wegwendet und seine Sorge mit allerlei Tröstungen zu beschwichtigen sucht: „Bin ich nicht selbstsüchtig, wenn ich um meines Ichs willen meinen Trotz zerschlage und nachgebe? Bin ich nicht geradeso schlecht, wie Mortuus, der nur an sich gedacht hat? Aber nein, doch nicht! Marianne und ich, wir sind durch unsere Liebe e i n s. Nur ihretwegen beuge ich mich. Für mich rührte ich keinen Finger. Ihr aber bin ich für alle Zeiten verbunden . . . Nur die Liebe zu ihr treibt mich zum Handeln."

Und so sah er in der Saat, die in seiner Seele emporkeimte, die jungen Triebe edelster Selbstverleugnung und spottete über den Acker des alten Mortuus, der von den Dornen und Disteln der Selbstsucht überwuchert schien. Der Stolz, besser zu sein als jener greise Mörder, erfüllte ihn so sehr, daß er sich über den Eintritt seines Oheims Andreas Ressel nicht nur nicht verwunderte, sondern ihn sogar freundlich begrüßte.

„Ich habe," sagte dieser, „deinetwegen die ganze Nacht nicht schlafen können und komme darum noch einmal zu dir. Du hast mich gestern, vermute ich, nicht ganz verstanden; will dir deshalb die Sache klarlegen. Deine Eltern sind des Streites müde, haben ohnedies Sorgen um deinen Bruder Lorenz, der in Regensburg mit einer geschiedenen Weibsperson eng befreundet sein soll. Sie wollen daher alles Geschehene verzeihen und vergessen, wenn du dein Unrecht zugestehst . . . ."

„Und Marianne?"

„Meine Frau Schwester, deine Mutter, hat mir gesagt: „Viel lieber gebe ich Karl sein Mädchen zur Frau, als daß ich Lorenz mit einer geschiedenen Kreatur sich verheiraten lasse." Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist. Du kriegst deine Marianne, verlaß dich auf deinen Onkel. Und bist du erst frei, dann kannst du nach deinem Belieben handeln. Wer sein Geschäft versteht, kann seine Nebenmenschen um den Finger wickeln."

Karl überlegte. Was Ressel sagte, entsprang nicht seiner Anschauung, war im Gegenteil der Denkweise des Adam Mortuus verwandt. Aber es entsprach der Anschauung der weitesten Volkskreise, die Schlauheit für eine Tugend, Ehrlichkeit für eine Dummheit hielten. Freilich wäre es herrlich, rein durchs Leben gehen zu dürfen; allein es war unmöglich. Und da er ja nicht für sich, sondern für Marianne arbeitete, so würde ihm der Himmel es nicht allzu hoch anrechnen, wenn er ein bißchen heuchelte; sie heuchelten ja alle, die Menschen. Hätte es bloß ihn betroffen, er hätte die Heuchelei von sich ferngehalten.

„Ich werde meine Eltern um Verzeihung bitten." Ganz glatt flossen diese Worte über seine Lippen, und Oheim Ressel eilte mit dem Versprechen davon, Hochwürden, den Herrn Schwager, und seine Frau Schwester auf die freudige Botschaft vorzubereiten.

Karl setzte sich an den Tisch, den Brief zu schreiben. Einen Augenblick nannte er sich einen Heuchler und wollte von neuem trotzen. Aber er vermochte es nicht mehr; die Angst vor der Einsamkeit hatte ihn mürbe gemacht. Und nun lenkte ein seltsamer Dämon seinen Geist und seine Feder und ließ ihn sich nicht begnügen mit der schlichten Bitte um Verzeihung, sondern trieb ihn an, bis an die Grenzen der Heuchelei zu

gehen und mit dem Feuer zu spielen. Er ließ in dem Briefe nicht undeutlich merken, daß man noch mehr von ihm erwarten könnte, ja sogar, daß er die Sache reiflich bedacht und deshalb, wenn die Eltern es wünschten, sich entschlossen habe, so schwer es ihm auch ankomme, auch ihren letzten Wunsch zu erfüllen.

Und als er Sichart den Brief übergeben hatte, lachte er laut und schwieg sofort erzürnt darüber, daß ihn dies Lachen an Mortuus, an den verruchten Mörder Kordenbusch erinnerte.

Aber lachte er auch nicht mehr laut, ein stilles Lachen über die törichten Menschen, zu denen ja auch seine Eltern gehörten, begleitete ihn durch die nächsten Tage. Mit diesem Lächeln las er das in sehr freundschaftlichem Ton gehaltene Billett seines Stiefvaters, worin dieser eine bestimmte, deutliche schriftliche Erklärung von ihm forderte. Mit diesem Lächeln schrieb er das Verlangte; ja, er hätte sogar sein Todesurteil unterschrieben, wenn man es von ihm geheischt hätte. Denn — die Saat war kräftig emporgeschossen, ohne daß er es ahnte — er dachte an nichts weniger als ans Worthalten.

Mit diesem Lächeln begrüßte er am fünfzehnten Januar das Lächeln auf den Gesichtern seiner eintretenden Eltern, empfing einen flüchtigen Kuß von seiner Mutter, einen warmen, kräftigen von seinem Stiefvater, schüttelte den beiden die Hände, und dann lächelten die drei einander zu, als freue sich jeder Teil der Reinheit des andern.

„Mein lieber Karl," sprach Frau Christine Susanne, „deine Mutter ist glücklich, daß sie endlich das Herz ihres jüngsten Sohnes sich gewonnen hat." Mit ihren kühlen Fingern strich sie ihm über die schmalen Wangen und lächelte dabei.

„Ja, deine Mutter hat schwer gelitten," sagte der Pastor. „Du ahnst es nicht, mein lieber Sohn, welche Kämpfe ein Mutterherz zu bestehen hat. Ein Mutterherz ist so treu wie — wie Gott selbst und wird von den Kindern geradeso häufig nicht verstanden, wie unser Vater im Himmel von den Menschen." Er hielt Karls Hände fest, und während er sprach, lächelte er.

„Ach," begann von neuem Christine Susanne, „sieh nur, lieber Mann, wie unser Karl in den Wochen der Gefangenschaft gelitten hat! Wie tief seine Augen liegen! Wie schmal und blaß er geworden ist! Und da um den Mund die schmerzlichen Züge!" Ihre Stimme hatte einen weichen Klang, doch in den Augen lag ein Lächeln.

„Nun, meine Teuerste," entgegnete Dörrbaum, „Mutterliebe und Mutterküche werden in Bälde wieder die Rosen der Jugend auf seine Wangen zurückzaubern."

Die Eltern überhäuften Karl mit soviel Liebkosungen, daß er sich seiner Falschheit gegen sie schämte und am liebsten gerufen hätte: „Halten Sie ein! verschwenden Sie Ihre Liebe und Güte nicht an einen Unwürdigen!" Aber da sah er das Lächeln auf ihren Mienen und sagte sich mit Bitterkeit: „Sie lieben mich ja nicht. Es ist ihre Freundlichkeit nur der Ausfluß ihrer Siegesfreude. Sie wollen mich durch lächelnde Liebenswürdigkeit an sich halten."

Hatte für einen Augenblick der leidenschaftliche Schmerz über seine Heuchelei das Antlitz des Jünglings verzerrt, so spielte sofort aufs neue das Lächeln um seine Lippen. In seinem Innern aber klagte eine Stimme: „Wehe, du hast diesen Kerker, in dem du so schwere Wochen verlebt, gewandelt zur Bühne, auf der du ein frivoles Spiel aufführst!" Und eine andere Stimme rief höhnisch: „Ist nicht die Erde eine Stätte des Ernstes? und tänzeln nicht die Menschen darüber hinweg und durchs Leben gleich Akteuren und Aktricen im Masken- und Flitterstaat?"

„Ich werde die Behörden um deine Freilassung bitten, und morgen hoffen wir dich in unserer Mitte zu sehen, mein lieber Sohn," sprach der Pastor. Noch einmal umarmten die Eltern ihr Kind, noch einmal lächelten sie sich zu und nahmen wortreichen Abschied, dann stand Karl allein in der trüben Stube. Sein Gesicht verzerrte sich, und auf den Stuhl sinkend, weinte er — um die verlorengegangene Reinheit. Aber die Saat, welche Adam Mortuus in seine Seele gestreut hatte, wuchs kräftig empor, und mit einem Male schämte er sich der Tränen, trocknete die Augen und — lächelte. Als Mann wollte er handeln, und sein Weg ging zwischen den Satzungen des Katechismus und den Lehren des Alten hindurch. Streifte er die Grenzen des einen oder andern, so riß ihn der Gedanke auf den richtigen Pfad zurück: Alles für Marianne, nichts für mich!

Und kamen ihm doch Bedenken, ob der Weg

der großen Menge, den auch er zu betreten entschlossen war, der richtige sei, so tröstete er sich damit, daß er ihn ja nur so lange zu gehen brauche, bis er sein Ziel erreicht hatte, dann konnte er von neuem nach Reinheit ringen. Wohl sagte ihm eine Stimme in seiner Brust: Handelst du nicht wie ein Dieb, der sich zuerst ein Vermögen erstehlen und dann als rechtschaffener Mensch leben will? Aber er ließ die Stimme nicht aufkommen.

Am andern Tage holte ihn Pastor Dörrbaum ab. Ohne Trauer verließ er den Turm, verabschiedete sich rasch von Sichart und durchschritt neben seinem Stiefvater die Straßen. Scham brannte ihm auf den Wangen, als er mit dem Manne zusammen ging, den er für den Urheber seines Unglücks hielt, und er glaubte, alle Leute müßten es ihm ansehen. Darum begann er hastig zu plaudern und lächelte in einem fort. Hatte er bisher gemeint, in der Welt regierten bloß Liebe und Haß, so sagte er sich während des Dahinschreitens: Die wahren Herrscher, welche die Menschen zusammenführen und zusammenhalten, sind Klugheit, Höflichkeit, sind nicht die Söhne des Herzens, sondern die Söhne des Verstandes. Und sollte ich mich nicht ihrem Gebote beugen?

Auf der Schwelle des Pfarrhauses umarmte ihn die Mutter, und Hasenknopf, der Totengräber, sagte im Vorübergehen zu einem Bürger: „Der verlorene Sohn ist heimgekommen.“ Monika eilte aus der Küche, und während ihre Augen boshaft lächelten, begrüßte ihn ihr Mund mit vielen Worten der Freude. Und jetzt trat auch Gottliebe hinzu, er suchte ihre Augen und wandte sich, die Zähne aufeinanderbeißend, ab; denn ihn hatte ein Blick des Vorwurfes getroffen. Gottliebe war ihm als die verkörperte Reinheit erschienen, und seine Seele hatte sich vor ihr scheu verkrochen, wie sich ein Tier der Nacht vor einem Sonnenstrahl verkriecht.

„Zurück zum Turm!“ stöhnte es in ihm; aber der Verstand zwang ihn, den Eltern über die Schwelle zu folgen und in die Stube zu treten, wo schon die Tafel zum Festmahle gedeckt war. Und nun bei Tisch entfalteten die Eltern eine Freundlichkeit, die er bisher an ihnen nicht gekannt; sie scherzten sogar und behandelten ihn so liebevoll, daß er sich bald über ihre Verstellungskünste ärgerte, bald sich fragte, ob ihr Verhalten nicht doch der Ausfluß wirklicher Zuneigung sei. Ganz leise regte sich in ihm noch die Sehnsucht nach Mutterliebe, und wenn er sich auch stets von neuem sagte: „Es ist nicht wahre Mutterliebe, sondern nur ein Schatten von ihr,“ so tat es ihm doch wohl, sich in diesen holden Traum zu wiegen. Er wollte wenigstens heute an die Wahrheit der Mutterliebe glauben, um dadurch den Vorwürfen zu entfliehen, die seiner Schwester stummer Blick in ihm wachrief. Während der Mahlzeit haßte er beinahe Gottliebe wegen dieses Blickes, und nur der Gedanke an ihr Schicksal, die Blässe und die Schmerzenszüge ihres Gesichtes hielten ihn ab, den Haß siegen zu lassen. Er fühlte die Zerfahrenheit seines Wesens, empfand, daß er vor sich selbst haltlos erschien, und rief sich bisweilen zu: „Mitten durch! Mitten durch zwischen Katechismus und Adam Mortuus!“

Aber er war froh, als endlich der Pastor zum Mittagsschläfchen sich hinwegbegab, der Tisch abgeräumt war und seine Mutter ihn aufforderte, sich zu ihr zu setzen. Wie früher saß sie mit dem Strickstrumpf am Fenster, blickte durch die Scheiben, überwachte die Straße und warf von Zeit zu Zeit auch einen forschenden Blick auf ihren Sohn.

Oh, vielleicht offenbart sich mir jetzt, da wir allein sind, ihre Mutterliebe! dachte Karl. Wie hat doch Oheim Ressel gesagt? Wir Geschwister halten unsere Liebe tief im Herzen eingeschlossen, wie ein kostbar Gewürz. Und war nicht hier der rechte Raum zur Aussprache, hier, wo alle Möbel an den seligen Vater erinnerten? Erwartungsvoll sah er zu seiner Mutter hinüber.

„Die Geschichte mit Lorenz ist entsetzlich,“ hub Frau Christine Susanne mit ihrer gewohnten kalten Stimme an, daß Karl von dem Klang unangenehm getroffen wurde und enttäuscht von dem Gesprächsstoffe zu Boden blickte. „War ein so braver Sohn, der Lorenz, hat nie gelogen, immer auf das Solide, Moralische und Fromme geschaut, und nun hat ihn ein liederliches Weib, ein geschiedenes Weib in den Sumpf der Liederlichkeit hinabgezogen. Nun bist du mein einziger Trost“ — Karl wagte nicht, seine Mutter anzuschauen; denn er fürchtete, auf ihrem Antlitz jenes Lächeln zu entdecken — „du bist ein gutes Kind. Weißt, daß deine Mutter nur dein Bestes will, und fügst dich. Freilich, ein bißchen

trotzen mußt du immer, aber dann, wenn du deinen Fehler einsiehst, bist du desto dankbarer."

Was hat sie mit mir vor? fragte sich Karl, den der weiche, unnatürliche Ton mißtrauisch machte.

„Karl, auf dich setze ich meine Hoffnung. Du mußt Lorenz überwachen und aus den Schlingen jenes Sündenweibes befreien. . ."

„Ich? Wie wäre das möglich?"

„Du hast selbst schon deine Einwilligung dazu gegeben. Jawohl. Und wir haben unsere Genehmigung dazu erteilt. Am 1. Februar trittst du beim Großkaufmann Schrott in Regensburg ein. . . ."

Erfreut sah Karl zur Mutter, die eben durchs Fenster blickte, und ohne es eigentlich zu beabsichtigen, rief er: „Und Marianne?"

Langsam wandte sich Christine Susanne ihrem Sohne zu, ihr Gesicht lächelte, und ruhig sagte sie: „Karl, wer wirklich bereut, darf auch nicht das kleinste Sündenwürzelchen im Herzen zurückbehalten. Er muß es ausreißen, wenn es auch noch so wehe tut. Du mußt auf sie verzichten. Du mußt. Wie wolltest du dir sonst die Liebe und das Zutrauen deiner Eltern erhalten? Wie wolltest du Lorenz aus seiner Sünde retten? Und sei doch nur nicht töricht, Kind! Vor Jahren schon habe ich für dein Glück gearbeitet. Mit Herrn Schrott ist alles vereinbart. Er hat zwei bildschöne, schwerreiche, tugendsame Töchter. Die eine wird dein, die andere deines Bruders Weib. Ihr übernehmt ein altes, gutes Geschäft . . . ."

Frau Christine Susanne redete weiter, ohne daß Karl ihre Worte verstand. Er sah ein, daß die Eltern ihn nicht sein eigenes Leben zimmern lassen wollten, und erkannte mit einem Male, daß die Saat in seinem Herzen, die eben zu blühen anfing, nicht von ihm, sondern von Adam Mortuus ausgestreut worden war. So hast du also doch recht behalten, alter Mörder! dachte er. Nun, ich will mein Ich nicht untersinken lassen und das Lachen nicht vergessen. Bin ich nur erst in Regensburg. Das weitere findet sich hernach von selbst.

„Sie haben recht, liebe Frau Mutter," sagte er lächelnd, „und ich will alles tun, was Sie von mir fordern, da ich überzeugt bin, daß Sie von mir nur das verlangen, was zu meinem Besten dient."

Der Pastor trat ein und umarmte seinen „lieben Sohn". Man trank Kaffee, und eine Stunde später schrieb Karl im Studierzimmer seines Stiefpapas folgenden Brief:

„Beste Mademoiselle!

Ohngeachtet unserer mehrmaligen, teils mündlichen, teils schriftlichen Abrede, daß Sie niemals einer schriftlichen Erklärung von mir Glauben beimessen möchten, muß ich Sie doch bitten, bei gegenwärtigem eine Ausnahme zu machen.

Es ist mir ein sehr unangenehmes Geschäft, mich mit Ihnen dermalen von Dingen unterhalten zu müssen, welche in jedem Betracht für uns beide schmerzhaft sein werden. Daß ich von meiner langen Gefangenschaft endlich befreit bin, wird Ihnen nicht unbekannt sein, und daß dies nicht ohne Bedingnisse geschehen konnte, werden Sie vermuten.

Wir haben uns beide sehr geirrt, da wir meine lieben Eltern als das einzige Hindernis ansahen, wir vergaßen auch die sämtlichen Herren Obervormünder, welche, wie ich nunmehr überzeugt bin, sich mit nicht geringem Eifer gegen unser Vorhaben setzten. Die eigentliche Ursache davon zu ergründen, dies kann und will ich auch nicht, indem ich doch als Pupille mit jeder Antwort zufrieden sein müßte. Es stand also nicht mehr im Willen meiner Eltern, von deren unausgesetzten Bemühungen ich nun völlig überzeugt bin, und noch jetzt tut es mir leid, daß ich solche bisher so sehr verkannt habe; ich würde daher vor Endigung unseres Prozesses, dessen Ausgang vorauszusehen ist, meine Freiheit auf keinen Fall erhalten haben. Zwar versichere ich Sie auf Ehre, auch ein jahrelanger Arrest würde mir erträglich gewesen sein, wenn ich nur die geringste Hoffnung gehabt hätte, meinen Endzweck zu erreichen. Allein, da ich sah, daß ich mich endlich doch den nürnbergischen Gesetzen hätte unterwerfen müssen, vermöge welchen ohnedies alle meine Versprechungen für ungültig angesehen wurden, so würde ich mir durch längeres Widerstreben weiter keinen Nutzen als die Verlängerung meines Arrestes zugezogen haben, und nun hören Sie noch einen Beweggrund, welcher mich zu sehr rührte, als daß ich ihm hätte widerstehen können.

Meine mich gewiß zärtlich liebenden Eltern, gegen welche ich mich so sehr vergangen habe,

machten mir nicht nur nicht die geringsten Vorwürfe, sondern sie schenkten mir auch ihre zwar nie ganz entzogene, nur von mir nicht allezeit erkannte Liebe wieder und arbeiteten aus allen Kräften an meiner Befreiung. Sollte nun ich, da mir solche ihre Arme, ihr Haus, ja, was mehr als alles ist, ihr Herz öffneten, sollte ich fortfahren, sie zu betrüben? Sollte ich ihnen den Sohn, den sie lieben, aus hinterlistigem Ungehorsam noch länger entziehen? Versetzen Sie sich in meine Lage und fragen Sie Ihr Herz, wie Sie bei genugsamer Überlegung gehandelt hätten gegen Ihre werten Eltern, und dann urteilen Sie, ob mein Entschluß recht oder unrecht ist.

Nach den angeführten Gründen konnte ich nicht anders, als mich ganz der Vormundschaft zu unterwerfen und auch Sie, meine Beste, von allen Verbindlichkeiten und Versprechungen völlig freizusprechen. Wieviel mich dies kostete, können Sie leicht erraten; jedoch unser Schicksal ist nun einmal nicht zu ändern, und ich kann nichts tun, als Ihnen raten, alle Weitläufigkeiten zu vermeiden, und haben Sie mich wirklich geliebt, so tun Sie es um meinetwillen. Wenn ich gegenwärtig nicht ganz von der Sache unterrichtet wäre, so würde ich Ihnen dies nicht raten, indem mir ja ein unseren Wünschen gemäßer Ausgang gewiß am angenehmsten wäre. Allein ich kann nun in der Sache nichts mehr tun; sie führen den Prozeß mit großen Kosten fort, und ich kann Ihnen schwören, daß demohngeachtet unser Wunsch nie erfüllt wird. Wollen Sie aber meinem Rat folgen, so schicken Sie mir gefälligst den von mir in Händen habenden Ring. Sie erhalten hierbei Ihren Ring. Seien Sie überzeugt, daß ich, indem ich Ihnen dies rate, redliche und gewiß nicht unbegründete Absichten habe und auch nie das mir vormals geschenkte Zutrauen mißbrauchen werde; vielmehr ist mein Wunsch, daß Ihnen durch künftige glückliche Ereignisse dieser unangenehme Vorfall vielleicht ersetzt werden möge, und obgleich wir jetzt voneinander scheiden müssen, obgleich auch Sie vielleicht meine Gesinnungen unrecht beurteilen, so wird mich doch mein Gewissen, wie auch der Gedanke, daß ich Ihnen von einer besseren Seite bekannt sein werde, einigermaßen beruhigen, und ich werde auch in der Entfernung nicht aufhören zu sein Ihr wahrer Freund Karl Biener."

Pastor Dörrbaum und Frau Christine lasen den Brief, der nach ihrer Ansicht noch viel zu verbindlich war; da sich aber Karl zu keinen anderen Ausdrücken verstand, so gaben sich die Eltern zufrieden und waren obendrein felsenfest davon überzeugt, daß ihr Sohn sich ihnen völlig unterworfen habe. Der Brief wurde abgeschickt; die Freundlichkeit der Eltern verringerte sich um einige Grade, und Karl dachte an die Geliebte, der er solchen Kummer bereiten mußte. Aber er hoffte, sie werde seine wahre Absicht kennen und den Brief als unter elterlichem Druck geschrieben ansehen.

Langsam strichen die Stunden dahin; mehr als einmal sehnte er sich nach seiner einsamen Turmstube. Aber er bezwang Langeweile und Sehnsucht und lächelte.

Endlich stieg er am Abend müde zu dem ihm angewiesenen Dachstübchen empor. Er stellte den Leuchter auf den wackligen Tisch und sah einen beschriebenen Zettel. Neben dem Licht beugte er sich nieder und las:

„Warum hast du den Swammerdam bestiegen? Warum befolgst du des alten Mortuus Satanslehre? Wehe, du hast dein Liebstes verraten! Das ist die größte Sünde. G."

Da schlug er sich auffahrend mit den Fäusten vor die Stirn, blies das Licht aus und warf sich mit den Kleidern über das Bett. . . . .

---

9. Kapitel.

Es war eine windstille, finstere Nacht. Eine jener Nächte, in denen die Gedanken und Geschehnisse aufwachen, die Schläfer überfallen und diese martern.

In der Stille der Nacht hatte sich der Ausdruck seines Gesichtes verändert; etwas Stolzes, Strenges setzte sich fest auf Stirn und Lippen, und das feine Lächeln war das des Mannes, der der Menschen Schwächen kennt und vor der Schlacht schon seines sicheren Erfolges gewiß ist. Er hatte sein ureigenstes Wesen zurückgedämmt, und was er zur Schau trug, war die Persönlichkeit des Kriegers, der alle Mittel, die zum Siege führen, anzuwenden entschlossen ist. Seine Gestalt reckte sich im Vorgefühl des Kampfes, und er lachte in seinem Herzen der törichten Menschen und ihrer törichten Satzungen, die ihm, ihm, dem Glücksbringer sich in den Weg werfen wollten.

Als er gegen acht Uhr in die Wohnstube trat, wurde er zu seinem Erstaunen von den Eltern mit übertriebener Freundlichkeit begrüßt, so daß er sich fragte: Was wollen sie aufs neue von dir? Wozu dieses Schmeicheln und Lächeln, dies Händedrücken und Auf-die-Achsel-Klopfen? Sicher ist es etwas mir Schädliches, sonst säße Gottliebe nicht starr wie eine Götzenfigur und verfolgte mich mit ihren großen, angstvollen Augen.

Und da ihm die Erinnerung an jenen Zettel in den Sinn kam, trat er zur Schwester und sagte keck, unbekümmert um die Eltern: „Brauchst dich nicht um deinen Bruder zu sorgen, Gottliebe! Der ist jetzt auf dem richtigen Weg." Sie sah ihm erschrocken in die Augen, errötete, senkte den Kopf und bemühte sich mit zitternden Fingern, eine Nadel einzufädeln.

„Ja, unsere Gottliebe," sprach der Pastor, „ist ein echtes, christliches Hausmütterchen."

Karl hatte sich nicht getäuscht; während des Frühstücks legte Frau Christine Susanne unter Beihilfe ihres Gatten dem Sohne dar, wie sie durch seine Halsstarrigkeit in den Prozeß und dadurch in sehr bedeutende Unkosten gestürzt worden seien.

„Wir hätten es uns sehr überlegt, mein lieber Sohn," sagte sie, „für uns so viel Geld auszugeben. Denn wir sparen in allem, damit ihr nach unserem Tode nicht verkürzt werdet. Es geschah zu deinem Besten. Kannst du verlangen, daß deine Geschwister deswegen leiden sollen?"

„Nein, meine Liebe," warf der Pastor ein, „so ungerecht ist unser Karl nicht. Er weiß sehr wohl, daß die Ausgaben, wenn mir ein Scherz erlaubt ist, gleichsam ein Lehr- und Schulgeld zur Erlangung echter Lebensweisheit darstellen, und daß derjenige diese Ausgaben zu entrichten hat, der den Segen genossen."

Karl hatte bei den ersten Worten seiner Mutter deren Absicht durchschaut, und entschlossen, mit allen Mitteln sein Ziel zu erreichen, jagte er die aufsteigende Erbitterung wie einen bellenden Hund zurück und sagte nun: „Sie haben vollkommen recht, liebe Eltern."

Nach dem Frühstück unterzeichnete er einen Vertrag, wodurch er die Bezahlung aller Prozeßkosten und aller Ausgaben seiner bisherigen Gegner übernahm.

Kaum hatte er die Feder weggelegt, so spürte er die freundliche Gesinnung der Eltern sinken. Ich habe ihnen nichts mehr zu gewähren, dachte er, weshalb sollten sie auch nur noch eine Minute länger eine Liebe heucheln, die sie nicht besitzen? Er schlich im Haus umher, scheinbar von niemand beachtet, von jedermann überwacht. Das Gefühl des Geduldetseins, das ihm die Knabenjahre vergällt, beunruhigte ihn von neuem. Dazu kam die Sorge um Marianne. Wie hatte sie seinen Brief aufgefaßt? Hatte sie geantwortet, hatte sie den Ring zurückgeschickt, hatte der Pastor die Sendung unterschlagen? Aber immer wieder richtete er sich aus seiner Niedergeschlagenheit auf: Er mußte Opfer bringen, um seine Widersacher zu täuschen, sorglos zu machen und dann kühn zum Angriff überzugehen.

Und so brachte er noch eine Woche der Gefangenschaft im Pfarrhause zu, bis eines Tages Onkel Ressel kam, um die Reise zu beraten. Karl ärgerte sich anfangs über die Demut des Oheims, nannte sie Heuchelei, bald aber sagte er sich: „Weißt du denn, ob dein Oheim nicht aus ähnlichen Gründen so geworden ist, wie du?" Und nachdenklich hörte er zu, was Eltern und Onkel berieten.

„Unser Karl," begann Dörrbaum, „weiß jetzt recht wohl, daß alles nur zu seinem Heile geschieht. Aber wer übernimmt Bürgschaft, daß nicht jenes Mädchen, von ungezügelter Leidenschaft getrieben, ihm nachreist und von neuem sein Herz vergiftet?"

Der Pastor sah sich im Kreise der Verwandten um und fuhr fort: „Ich habe daher vom hiesigen Vormundsamt eine Requisition an alle Ortschaften und besonders an die Regensburger Obrigkeit ausgewirkt, um Marianne Engelbauerin, im Falle sie Karl nachreisen sollte, arretieren zu lassen. Der Herr Schwager wird dieses Schriftstück" — er übergab Ressel ein versiegeltes Schreiben — „in die Hände des Herrn Fehr, des Prinzipals unseres Sohnes Lorenz legen, den wir auch um Überwachung unseres lieben Karl ersucht haben."

„Ich werde es nach Ihrem Wunsche besorgen, Hochwürden."

Karl biß die Zähne aufeinander. Man mißtraut mir also? dachte er. Nun, wenn man mich zum Heuchler stempeln will, so mögen sie die Folgen tragen. Dörrbaum schickte ihn hinaus, um Monika einen Auftrag zu überbringen,

und als er wieder ins Zimmer trat, sagte der Pastor zu ihm: „Nun, Karl, wenn du Lust hast, magst du morgen deinen Herrn Onkel auf einer kleinen Geschäftsreise begleiten. Packe heute noch deinen Koffer; denn übermorgen geht die Fahrt nach Regensburg."

Am Abend entlud sich ein heftiges Gewitter aus dem Munde der Frau Christine Susanne über Gottliebe, die ein Gefäß zerbrochen hatte, und über den abwesenden Lorenz, der ein liederlicher Mensch geworden sei. Und während über den Häuptern der beiden das Unwetter tobte, lachte die mütterliche Sonne auf Karl herab, den sie ihren Liebling und Stolz nannte. Karl hörte traurig zu; ihm tat es weh, daß seine Mutter immer eins der Geschwister auf Kosten der andern lobte. Zeitig verfügte er sich in seine Kammer und traf hier Gottliebe. Sie schmiegte sich an ihn und flüsterte: „Karl, wenn du an sein Grab kommst, bete ein Vaterunser!"

„Das will ich tun."

„Und . . . ach, warum hast du Marianne aufgegeben!"

„Ich? Niemals! Ich will nur frei werden . . . ich tat es nur zum Schein. Aber ich bin ihr treu, und keine andere wird mein Weib als sie."

„Aber nicht einmal den Schein hättest du erwecken sollen. Warum folgtest du nicht deinem Herzen? Was Mortuus dir riet — er hat mir ja oft Ähnliches gesagt — ist Satansrat. Nur Geduld und Treue führen zum Himmel."

„Was hilft mir der Himmel? Mein Ich schreit nach dem Glück auf Erden."

Sie wollte etwas erwidern, dann aber lauschte sie. Von unten ertönte der Mutter Ruf: „Gottliebe", und scheu schlich das Mädchen hinaus.

„Sie will dich belehren!" sagte er geringschätzig. „Sie, die ihr Ich sich nicht entfalten läßt, die wie ein Schatten durchs Leben gleitet! Nein, nur ein willensstarkes Ich hilft zum Siege. Und wer anders lehrt, ist ein Schwächling."

Am nächsten Morgen erschien Ressel. Die Eltern begleiteten den Oheim und Karl bis an die Haustür, und als eben ein Bürger vorüberschritt, sagte Ressel zu dem ihm Bekannten: „Habt Ihr keine Lust, mit uns nach Lauf zu gehen?"

„Halte dich brav!" rief Dörrbaum Karl nach, und nun wanderten die beiden in den kalten, trüben Januarmorgen hinein.

Sie kamen in den verschneiten Wald, marschierten einige Stunden und gelangten endlich nach dem Dörfchen Brunn.

„So, nun wollen wir einmal unseren Leichnam auffrischen," sagte Ressel und öffnete die Tür der Wirtsstube. Nachdem er weidlich gegessen hatte, fing er mit der Wirtin ein lustiges Gespräch an. Karl wunderte sich mehr und mehr über ihn. Wer war nun eigentlich sein wahrer Oheim? Der stille, bescheidene Mann, der vor dem Pastor und der „Frau Schwester" sich beugte, oder der lebenslustige Graukopf mit dem breiten Lachen und den leuchtenden Augen?

Ressel mochte ahnen, was seinen Neffen beschäftigte; er sagte, seine Unterhaltung mit der Wirtin abbrechend, zu ihm: „Gelt, du hast deinen Onkel noch nicht von seiner wahren Seite kennen gelernt? Ja, Karl, das ist sehr einfach! In Nürnberg bin ich Geschäftsmann. Da spaziert den ganzen Tag meine Seele würdevoll in mir wie der Krämer Andreas Ressel in seinem Laden. Die Leute wollen es ja nicht anders. Hier aber bin ich ein freier Mensch, und der Teufel hole den Zwang. Und drum laß mich mit der Wahrheit herausrücken. Hochwürden, mein Herr Schwager, wünscht, daß wir aus unserer kleinen Geschäftsreise eine große machen. Das heißt, wir pilgern nun hübsch gemächlich, ohne Feindschaft wider gute Wirtshäuser nach Regensburg."

Karl war über diese heimtückische Vorsicht seines Stiefvaters weniger erstaunt, als der Oheim meinte, und entgegnete mit erkünstelter Ruhe: „Sehr gut ausgedacht! Aber nun auch flink, lieber Oheim!"

Nach einer Viertelstunde verließen sie Brunn und wandten sich südwärts. . . . .

Am dritten Morgen brachen sie zeitig auf, um gegen Mittag in Regensburg einzutreffen. Es war ein klarer, frostiger Tag, als sie das entzückend schöne Donautal und das türmereiche, stolze Regensburg vor sich erblickten.

Lange sah Karl hinab. Dort mußte sich sein Schicksal entscheiden. Nun war er dem Ziele nahe. Freilich wußte er, daß schwere Kämpfe ihm bevorstanden; aber ihn drängte die Ungeduld, und er schritt hastig zu Tal dem Orte Stadtamhof zu.

„Halt, Junge!" rief Ressel, als Karl der

alten Steinbrücke zueilte. „Wir müssen doch erst essen."

„Das können wir auch in Regensburg."

„Nein, nein. Ich kenne da ein gutes Gasthaus, wo ich vor zwanzig Jahren einmal eingekehrt bin. Wer auf Reisen geht, soll keinen Freund übersehen."

Und sie kehrten ein zum großen Ärger Karls. Ressel aber kümmerte sich nicht darum; er fand noch alles so, wie er es vor zwanzig Jahren auf seiner Reise nach Wien angetroffen hatte, und die Freude hierüber, sowie das gute Bier ermüdeten ihn so sehr, daß er sich zu Bett legte und erklärte, er wolle jetzt schlafen.

Karl sah noch, wie der Onkel einschlief, dann schlich er lächelnd hinaus und beschloß, von niemand bewacht, von niemand erkannt, nach Regensburg zu gehen und nach Art des Odysseus Stadt und Menschen zu erforschen.

Nun stand er auf der uralten Donaubrücke und sah zum Strome nieder, in dem sich der kalte Winterhimmel spiegelte. Ein erhebendes Gefühl beseelte ihn.

Mit dem Lächeln des Siegers überschritt er die Brücke und trat ein in die Gassen der alten Stadt. Mit jenem heiligen Schauer, den er seit den Knabenjahren nicht mehr gekannt, durchschritt er den Dom; mit demselben Schauer blickte er zum Goliathhaus und anderen Bauwerken empor, wie Kinder zu einem alten Manne aufschauten, der unter dem großen Fritz gekämpft. Die große Vergangenheit sprach zu ihm, und verstand er auch nicht völlig den Sinn ihrer Worte, so ahnte er ihn doch.

Und jetzt, nahe beim Rathaus, stand er vor einem alten düsteren Bau und sah von Fenster zu Fenster. Dort sollte er fortan wirken. Dort war der Hafen, aus dem ihn „Swammerdam" zum Glück oder zu neuem Unglück hinaustragen sollte. Es lockte ihn, einzutreten, und dann zog es ihn wieder zurück. Heute noch wollte er frei die Stadt durchstreifen und träumen von der Zukunft und seiner Gegner und seines Schicksals lachen. O Mortuus! dachte er weitergehend, wüßtest du, welch gelehriger Schüler ich geworden, du hättest deine helle Freude an mir.

Und wieder blieb er vor einem Hause stehen; darin lebte Lorenz. Dort wohnte aber auch sein Aufpasser, der Großhändler Fehr, mit dem er um sein Glück ringen mußte. Das Haus sah freundlich aus, fast zu freundlich, wie es ihm schien, und er mußte an die Freundlichkeit seines Stiefvaters denken, hinter der sich List und Bosheit verbargen. Nicht eher wollte er dieses Haus betreten, als bis er zuvor über den Bewohner Genaueres erfahren, seine schwache Seite erkundet hatte.

Daher begab er sich in ein Wirtshaus, schrieb ein paar Worte an seinen Bruder und ließ durch einen Jungen das Brieflein an seine Adresse befördern. Nach einer Viertelstunde trat Lorenz ein, gekleidet wie ein Stutzer, so daß sich Karl seiner Kleidung schämte, und begrüßte aufs herzlichste den Bruder.

„Prächtig!" sagte er, nachdem er das Wichtigste erfahren hatte. „Das wollen wir begießen. Frau Spreißelholzerin noch einen Krug! Du hast es fein getroffen; der Alte ist in Straubing. Was das für einer ist? Eine Kreuzung von Igel und Fuchs mit Büffelblut vom Großvater her. Ist der Klügste auf der Welt — nach seiner Meinung. Muß sich darum um alles kümmern. Ein Kerl wie ein Kettenhund; frißt, was man ihm vorwirft, und beißt hernach den Geber in die Hosen. Hat Nase, Augen und Ohren überall, nur nicht in seinem Geschäft. Ein Draufgänger, sag' ich dir, der ein Roß zuschanden fährt, wenn er irgendwo den Ausbruch eines Streites wittert. . . ."

„Und wie steht es mit dir?"

„Ich bin geradeso hitzig. Aber weil er mich im Geschäft notwendig braucht, begnügt er sich damit, mich bei den Eltern zu verleumden . . ."

„Das scheint er gründlich zu besorgen. Darum haben sie ihn auch mir zum Aufpasser gesetzt."

„Nimm dich vor dem in acht! Er nimmt es verdammt gewissenhaft! Ob er eine schwache Seite hat? Nein. Andere sind wohl verschlagen, aber feige. Er aber ist mißtrauisch, hält jeden für seinesgleichen und greift fest zu. Du mußt eben noch schlauer sein als er, wenn du das fertigbringst. Und für unseren Papa tut er alles; denn der hat beinahe unser ganzes Vermögen in seinem Geschäft stecken. Jawohl. Das hast du nicht gewußt? Drum bleibe ich auch hier. Mir ist manchmal angst vor der Zukunft. Wenn sie unseren Anteil uns zur Gründung eines Geschäftes überließen, so wäre er bei uns besser aufgehoben als bei ihm. Aber die Eltern haben ja

kein Vertrauen zu uns. Wir zwei sind in ihren Augen verkommene Menschen. . . . . . ."

„Sie nehmen es mit ihrer Elternsorge gar zu genau." Karl suchte die Gesinnung seines Bruders zu ergründen. Lorenz setzte den Bierkrug nieder, ohne getrunken zu haben, starrte Karl an und rief dann zornig: „Bei mir brauchst du nicht so vorsichtig zu reden. Da kannst du sprechen, wie dir der Schnabel gewachsen ist. Elternsorgen kennen sie nicht, bloß Geldsorgen. Sie wollen, solange sie leben, das Vermögen in Händen haben und damit wuchern. Und damit sie es uns nicht herauszahlen müssen, wenden sie alle Mittel an, uns ins Unrecht zu setzen."

„Daß du so sprechen magst, der doch der Liebling unserer Mutter gewesen ist!"

„Bist du noch blind! Unsere Mutter mag mich so wenig wie dich. Aber ich hab' beizeiten gelernt, daß die Welt betrogen sein will, folglich habe ich Mutter und Monika getäuscht, bin hübsch den Prügeln entgangen und dabei kräftig und gesund geworden. Wäre ich immer wie du mit der Wahrheit ins Haus gefallen, wäre ich um manchen guten Bissen gekommen, und geholfen hätte es mir doch nichts. Nein, ich nehme das Leben von der heitersten Seite; es ist auch so noch sehr ernst. Nicht?"

„Zu der Anschauung bin ich auch gekommen."

„Also . . . Frau Spreißelholzerin, noch einen Krug zum Abgewöhnen! Trinkst du nicht mehr? Nun, ein Krug mehr oder weniger, davon hängt doch dein Seelenheil nicht ab. Aber ganz, wie du willst. Ich trinke noch einen Krug. Also unsere Eltern haben einen feinen Plan ausgeklügelt: Wir beide sollen auch noch Schwäger werden. Verstehst du?"

„Ja."

„Und was hältst du von dem Plane? Zur Lisette rate ich dir weniger. Sie ist wohl hübscher als Julie, aber sie ist noch hausbackener als diese. Wenn alle Regensburgerinnen an dir vorüberzögen, du würdest die beiden an ihrem fast übertrieben sittsamen Wesen sofort erkennen. Auf sie paßte beinahe das Wort, das neulich ein Fremder in unserem Klub auf ein Mädchen ähnlicher Art angewendet hat: Allzugroße Sittsamkeit streift an Unmoral, wie eine überreife Frucht leichter schlecht wird als eine minderreife. Wen ich von ihnen gewählt habe? Karl, dein Bruder bin ich und hoffe, mich stets als solcher zu bewähren, aber dein Schwager möchte ich nicht werden. Mein Weib wird einmal Madame Lucia Tarraboni, die Schwester meines Freundes Wilhelm Graaf. Im Pfarrhaus zu Wöhrd hast du sicher von ihr gehört — natürlich nichts Gutes."

„Gehört, aber nicht geglaubt."

„Nun, du wirst sie kennen lernen und wirst sie beurteilen. Und du wirst begreifen, warum ich sie Lisetten und Julien vorziehe, und um sie zu besitzen, auf das von den Eltern mir anbefohlene Glück verzichte. Nun, Herr Spreißelholzer, was gibt's Neues?" Er wandte sich dem eintretenden alten Wirt zu.

„Gerade ist der Herr Fehr heimgekommen."

„Teufel! Da hast du's! Der Fuchs hat uns gewittert. Bezahle für mich die Zeche! Auf Wiedersehen morgen!" Und rasch sprang er aus der Stube.

Es dunkelte schon stark, als Karl über die Donaubrücke nach Stadtamhof zurückkehrte. Schwarz wie die Fluten des Stromes lag vor ihm die Zukunft, und Mutlosigkeit beschlich ihn. Ihm graute vor dem Kampfe mit Fehr, ihm graute vor dem Zusammentreffen mit den beiden Schwestern, ihm graute vor seinem Bruder und vor der ganzen Stadt. Aber jetzt sah er den Widerschein des Abendsterns auf dem Wasser glitzern; er dachte an Marianne, und lächelnd schritt er weiter. Wie er den Oheim getäuscht, so konnte er auch die andern täuschen. Aus der Finsternis seiner Umgebung leuchtete ihm ein Stern, und einmal mußte es auch für ihn tagen, mußte auch für ihn die Sonne aufsteigen.

Er weckte den Onkel, saß mit dem Red- und Trinkseligen bis tief in die Nacht beisammen, belustigte sich über seinen Wächter und ging mit ihm am anderen Morgen nach Regensburg hinüber.

„Was bist du für ein Kerl!" brummte Ressel mehr als einmal, wenn dieser ihn auf etwas aufmerksam machte und Karl nicht in Verwunderung ausbrach. „Was bist du für ein Kerl! Tust ja, als hättest du das alles schon gesehen. Aber so seid ihr jungen Leute. Habt nur noch Sinn für Wirtshäuser und Mädchen. Etwas Höheres bekümmert euch nicht im geringsten."

Sie traten in das freundliche Haus, wurden

von Lorenz mit freundlichem Erstaunen begrüßt und von ihm in die Schreibstube des Herrn Fehr geleitet. Neugierig betrachtete Karl den großen, starken Mann, der bei Nennung ihrer Namen aufsprang und rasch auf sie zukam. In seinen unruhigen grauen Augen lag etwas wie Drohung und Gewalttätigkeit und vermochte weder das freundliche Gesicht aufzuhellen, noch die Stimme angenehm klingen zu lassen.

„Herzlich willkommen, meine lieben Freunde!" rief er und schüttelte ihre Hände. „Herzlich willkommen als Verwandte meines werten Gönners und, wie ich wohl sagen darf, Freundes. Es geht ihm doch hoffentlich gut? Sein Magenleiden hat sich nicht verschlimmert? Und auch seine Frau Gemahlin befindet sich wohl? Ehrenfeste Leute! Menschen von altem Schlage! Nehmen Sie doch, bitte, Platz! Wenn ich nicht irre, so haben Sie ein Schreiben für mich, Herr Ressel."

„Jawohl, Herr Fehr, ich habe Ihnen ein solches von Hochwürden, meinem Herrn Schwager, zu überbringen." Wie ein Kleinod holte er es aus seiner Brieftasche und hielt es dem Kaufmann hin. „Wenn Herr Fehr die Güte haben wollten."

Hastig erbrach es dieser und las. Dann blickte er streng über das Schriftstück zu Karl und sagte: „Sie kennen den Inhalt dieses von einem löblichen Vormundsamt ausgefertigten Schreibens? Gut! Dann geben Sie mir keinen Anlaß, gegen Sie einschreiten zu müssen! Sie würden sonst erschrecken über die Mittel, die ich gegen Sie anwendete. Was fiel Ihnen ein, solche Streiche zu machen? Das war gewissenlos, sündhaft ...."

„Gestatten Sie", unterbrach ihn Karl. „Sie haben keine Befugnis, mich wegen des Geschehenen zu schelten. ..."

„Was sagen Sie, Sie dreister Mensch?"

„Ich lasse mich von Ihnen wegen des Vergangenen nicht tadeln. Ich fürchte Sie nicht. Nein. Was ich getan habe, geht Sie gar nichts an. Sie haben mir lediglich jetzt aufzupassen, und wenn Ihnen das Vergnügen macht, mögen Sie es tun. Mir macht es auch Vergnügen, daß ich Ihnen ein Komödie vorspielen darf."

„Machen Sie nicht ein Gesicht wie ein Schaf, lieber Lorenz, sondern begeben Sie sich an die Arbeit! Also ein solcher Mensch sind Sie, Monsieur Biener? Nun, da beklage ich Ihre verehrten Eltern ...."

„Wenn Herr Fehr gestatten," warf hier Ressel ein, „so möchte ich bemerken, daß mein Neffe ...."

„Ihren Neffen werde ich schon zahm kriegen, mein Verehrtester. Ich bin nicht der Mann, der sich täuschen läßt."

„Abwarten!" rief Karl. „Abwarten! Ich erkläre Ihnen hier in Gegenwart meines Onkels, daß ich alle Mittel aufbieten werde, Sie zu hintergehen." Die Blicke der beiden trafen sich trotzig, als wollte einer den andern niederzwingen. Plötzlich aber glitt über Fehrs Züge ein boshaftes Lächeln, und er sagte mit kühler Höflichkeit: „Nun, das ist wenigstens offen, daß Sie mir Ihre Absicht verraten. Ich habe Ihnen die meine auch nicht verhehlt. Es besteht also kein Grund, daß wir miteinander jetzt in Streit geraten. Wir wollen für die paar Tage, die Sie auf Wunsch Ihres Herrn Papas in meinem Hause zubringen, miteinander verkehren, als wären wir keine Gegner."

„Ich hätte Ihnen nicht reinen Wein eingeschenkt, wenn Sie mir nicht in ganz ungerechtfertigter Weise Vorwürfe gemacht hätten."

„Schon gut! Die Sache ist erledigt. Aber nun kommen Sie mit, meine Herren, zu meiner Frau!"

Das war ein harter Tag für Karl, und oft war er drauf und dran, aus dem Hause seines Gegners zu springen. Aber er wollte durch Selbstbeherrschung gleichsam die Probe darauf machen, ob er willensstark genug sei, den künftigen Entscheidungskampf zu bestehen.

Am andern Morgen hatte Fehr in Prüfening zu tun, und Ressel begleitete ihn dorthin. Karl aber wurde der Obhut der schüchternen Frau Fehr anvertraut. Nachdem sie in weinerlichem Tone ihm zwei Stunden lang von den Tugenden ihres Gatten Balthasar erzählt hatte, hielt er es nicht mehr aus, stand auf und sagte: „Ich will ein bißchen spazieren gehen."

„Das dürfen Sie nicht", sagte sie ängstlich. „Mein Mann hat es verboten."

„Ebendrum, Madame Fehr", erwiderte Karl, verbeugte sich und ging, entschlossen, sich bei seinem neuen Chef vorzustellen. „Ich bedarf der beiden Begleiter nicht," dachte er, „und es sieht besser aus, ich gehe allein, als daß ich einem

Jungen gleiche, der vom Vater und vom Paten in die Lehre geführt wird."

„Wohin?" rief Lorenz aus der Schreibstube ihm zu.

„Nur ein bißchen aufs Hintergehen", antwortete er lachend und trat auf die Gasse.

Bald stand er vor Schrotts Hause. Drei ausgetretene Treppensteine führten zur Ladentür hinauf. Die Spuren eines regen, langen Geschäftsverkehrs haben sich in euch eingegraben, dachte er, und Ehrfurcht erfüllte ihn vor dem Fleiße des Besitzers. Er drückte die Türklinke nieder und trat in den gewölbten, bis an die Decke mit Kleiderstoffen, Schachteln und Kisten vollgestopften Raum. Verwundert sah er sich darin um; in ihm schien alles zu schlafen, seit Jahren zu schlafen. Und nirgends ein Verkäufer. Es befiel ihn Bangigkeit, und er wollte sich wieder entfernen; denn ihm war, als breite seine Umgebung auch über ihn den geheimnisvollen Schleier des Schlafes. Da kam aus einem Nebenstübchen ein hagerer Greis in altmodischer Tracht, blickte überrascht auf Karl und sagte mit näselndem Tone:

„Hat die Türglocke nicht geklingelt, als Sie hier eintraten?"

„Nein."

„Jha, jha, ist jetzt vierzig Jhahre alt und hat viel getan in diesen vierzig Jhahren. Ist müde geworden, und wenn ich sie richte, klingelt sie aus Anhänglichkeit einen Tag, dann verstummt sie wieder. Jha, jha..... Womit kann ich Jhnen dienen, lieber Herr? Bitte, mir aber die Bemerkung zu gestatten, daß wir seit einigen Jhahren keine Neuheiten mehr führen, sondern bloß unseren Lagerbestand verkaufen. Jha, bloß unseren Lagerbestand ...."

„Sie erlauben, Herr Schrott ...."

Der Alte wehrte mit seinen mageren Händen und sprach hastig: „Knopfloch heiße ich, Ignaz Knopfloch .... jha, Knopfloch..... Bin 40 Jhahre in diesem Geschäfte, so lange wie die Türglocke dort ...."

„Und Herr Schrott?"

„Der Herr ist anitzt nicht zu sprechen. Er liest in einem Buch von Emanuhel Swedenborg. Das bringt dem Hern größeren Gewinn, als hier zu sitzen, wo schon ich zuviel bin ...."

„Dann bin ich aber erst recht überflüssig, und ich begreife nicht, wie Herr Schrott mir diese Kondition hat geben können."

Knopfloch holte aus seiner Tasche eine Perlmutterdose, entnahm ihr umständlich eine Prise, besah sich den Jüngling und sagte plötzlich: „So sind Sie am Ende gar der Herr Karl Biener aus Nürnberg?"

„Zu dienen."

„Jha, das ist jha schön", rief Knopfloch und schüttelte ihm die Hand. „Nein, wie wird sich der Herr Schrott freuen, und erst Fräulein Jhulichen! Seit Wochen reden wir von Jhnen, jha, seit Wochen. Und Fräulein Lisettchen sagt dann immer: ‚Freu' dich doch nicht, Jhulichen! Er ist doch wie sein Bruder ....'"

„Mein Bruder? Was ist mit ihm?"

„Ei, wissen Sie das nicht, Herr Biener? Jhre Eltern — geht es Jhnen gut? Jha? — Das freut mich! Sind fromme, brave Leute. — Jhre Eltern und Herr Schrott kennen sich schon länger, und da kamen sie überein, daß Sie und Jhr Bruder in unser Geschäft einheiraten sollten..... Jha. Aber Jhr Bruder, der für Fräulein Lisettchen bestimmt ist, Jhr Bruder ist ein Bruder Luftikus.... jhawohl .... und hält es mit einer geschiedenen Frau.... Sind schlimme Zeiten, Herr Biener, und nicht besser als vor der Sündflut ...."

„Weiß Mademoiselle Julie, was die Eltern miteinander ausgemacht haben?"

„Jha, freilich. Die Familihe des Herrn Schrott hat noch die guten, alten Sitten, wonach die Eltern ihre Kinder verheiraten. Jha, das ist gut so. Die jhungen Leute haben jha kein Urteil und rennen, sich selbst überlassen, meistens ins Unglück."

Verraten und verkauft! dachte Karl lächelnd und sagte:

„Was bleibt mir zu tun übrig, Herr Knopfloch, wenn selbst Sie soviel wie nichts zu tun haben?"

„Wir nehmen ein Inventarihum auf, damit Sie sich in den Jhnen fremden Geschäftszweig einarbeiten. Alsdann planen wir die Erneuherung des Geschäftes, obgleich diese nicht sehr eilt. Vor allem sollen Sie Fräulein Jhulichen kennen lernen."

Biener lächelte. Um alles dies tun zu dürfen, mußte er dem von seinen Eltern ihm ausgewählten Schwiegervater eine jährliche Ent-

schädigungssumme von 100 Gulden entrichten. Es bedurfte großer Meisterschaft, wenn er seine Rolle, ohne Verdacht zu erregen, durchführen wollte.

Ein Mädchen in schlichtem Hausgewand erschien im Hintergrunde des Ladens. Leicht schritt es dahin, und jetzt, als es durch einen Streifen einfallenden Sonnenlichtes ging, leuchtete ihr blondes Haar, und in ihren blauen Augen lag stille Hausfrauengeschäftigkeit.

„Guten Morgen, Jhulichen!“ sagte der Alte. „Wie geht es dir?“

„Ich danke, Onkel. Gut.“ Und leichtes Nicken ihres Kopfes erwiderte die Verbeugung Bieners, der sich über die Unruhe seines Herzens ärgerte, das ihm das Erscheinen seiner „künftigen Frau“ verursachte. Sein Urteil über sie stand bei ihm fest:

„Schön, aber langweilig und kleinen Geistes.“

„Gut geht es dir, Jhulichen?“ sagte Knopfloch. „Ich bin der Ansicht, daß es dir sogar sehr gut geht. . . . Jhawohl, sogar sehr gut. Rate einmal, wer dieser Fremde ist?“

Prüfend blickte sie zu Karl empor. Auf ihren Wangen wechselte Röte und Blässe; fragend, scheu und doch wieder lächelnd sah sie in seine ernsten Augen, und zu Knopfloch sich wendend, flüsterte sie:

„Er? Ist er es?“

„Jhawohl, Jhulichen“, rief der Alte. „Herr Karl Biener, jhawohl.“

Da streckte sie Karl ihre schmale Hand entgegen, und leise sagte sie, indes sie tief errötete: „Seien Sie mir herzlich willkommen, Herr Biener!“

„Ihre Hand ruhte in der seinen und ihr Auge auf dem seinen, ruhig, ohne Zagen und Scheu, als kennten sie einander seit langem, als müßte es so sein. Und er konnte dieses Vertrauen nicht zerstören. Er drückte ihre Hand und sprach: „Ich danke Ihnen für Ihren Willkommengruß, Mademoiselle, und hoffe, daß ...“ Er konnte und wollte nicht weiterreden. Das Herz wurde ihm schwer, als er daran dachte, daß Julie sein eben über sie gefälltes Urteil vernichtet habe, und daß er sie dereinst so bitter, so grausam enttäuschen müsse. Aber blieb ihm eine andere Wahl? Schrie nicht sein Ich in ihm: „Vergiß Marianne nicht! Und darfst du Mitleid gegen jemand üben, der im Dienste deiner Eltern steht?“

Knopfloch hatte die beiden allein gelassen und stand auf einem Stuhle neben der Tür, emsig mit der verstummten Glocke beschäftigt. Aber auch die jungen Leute waren verstummt und sahen dem Alten zu.

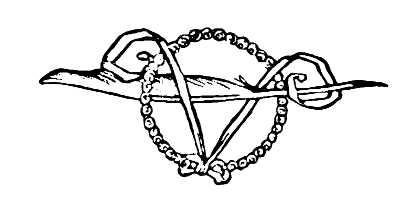
„Es wird Zeit,“ sagte er, „daß eine neue Glocke und ein neuer Herr hier einziehen. Nicht wahr, Jhulichen?“

„Onkel,“ rief diese errötend, „warum führst du Herrn Biener nicht zu Vater? Ich kann doch die Führung nicht übernehmen.“

„Gleich, Jhulichen, gleich. Nein, es geht nicht mehr mit ihr. Wir sind alt geworden. Die Jhugend muß unsere Stelle einnehmen . . . jha, die Jhugend.“ Vorsichtig kletterte er vom Stuhle herab, verschloß die Ladentür und trat mit den beiden hinaus in den Hausflur, wo inmitten von Kisten und Kästen ein Weißkopf schlief. Flüsternd sagte Knopfloch: „Leise! Daß wir den alten Friedrich nicht wecken. Steht fünfzig Jhahre im Dienste des Hauses. Fünfzig Jhahre! Schläft jhetzt auch, weil seine Zeit herum ist.“

Sie gingen eine dunkle Holztreppe hinan, und Karl empfand Hochachtung vor diesem Hause, das in Ehren alt geworden war, wie das Heilige römische Reich deutscher Nation, und nun gleich diesem dem Untergange geweiht war. Aber er durfte nur die Hand des neben ihm schreitenden Mädchens fassen, und das Haus verjüngte sich und prangte in hoffnungsfrohem Frühlingsgrün.

(Fortsetzung folgt.)



Amsel im Schnee.

Erzählung
von
Georg Mengs
(Gertrud Büstorff).

7. Fortsetzung.

Im März flüchtete sich der Dichter nach einer einsamen Höhe im Schwarzwald. Bei schlechtestem Wetter war er abgereist; aber während seiner nächtlichen Bahnfahrt war in den Bergen frischer Schnee gefallen, und am Morgen fuhr der Dichter in seinem Wagen durch blütenweiße, totenstille Wälder, über Schnee, den kaum eines Menschen Fuß berührt. Dachte er an gestern, an den strömenden Regen, an die schmutzigen Straßen mit ihrem furchtbaren Menschengewühl, so kam ihm diese Welt wie verzaubert vor, und da er nichts so liebte, wie die Kontraste, so schwelgte er in diesem Anblick, und auf der Höhe angelangt, meinte er, schon die paar Stunden hätten Wunder getan.

Unter den Zimmern hatte er die Auswahl; er nahm sich eins, von dessen Fenstern er auf ein stilles Waldtal schaute. Ein Fahrweg führte hinab, und fern am Horizont war es von einer feinen, blauen Berglinie begrenzt. Die Höhe lag einige Stunden von Evchens Heimatdorf entfernt; ein paarmal im Jahre, wenn die Heidelbeeren und Himberen hier oben reiften, war sie mit Hans-Kurt oder den Dorfkindern hinaufgestiegen, und gleich am ersten Abend, hatte sie ihm gesagt, müßte er, nur ein paar Schritte vom Hause entfernt, den schmalen Fußpfad entlanggehen, grad' um Sonnenuntergang, da sei's zu schön.

Und er hatte es getan; der Fußpfad führte wohl über eine Stunde weit auf halber Bergeshöhe dahin; aber schon ganz am Anfang hatte er den schönsten Blick gehabt auf die Ebene, in der die Sonne hinter den Vogesen versank.

Die Luft war klar geworden; er meinte den Turm des Straßburger Münsters zu sehen und blieb lange stehen, bis die Purpurfarben des Himmels erloschen waren und seine Bläue immer matter wurde.

Der Abend war sternenklar, und der Mond, an dem feines, weißes Gewölk vorüberflog, stand über dem Waldtal. Lange saß der Dichter, in seinen Pelz gehüllt, am weit geöffneten Fenster. Drunten in der Gaststube waren noch spät Skiläufer eingekehrt, junge Leute; einer sang zur Laute:

„Feins Liebchen, sollst mir nicht barfuß geh'n,
Du zertrittst dir die zarten Füßchen schön."

Der Dichter sah die Ev' vor sich, so wie das erstemal.

Um die Zeit der Heuernte war's gewesen; da hatte droben auf den Matten, die zur Seite der Landstraße steil emporstiegen, ein goldblondes Kind gestanden, barfuß; ihr Röcklein hatte im Winde geflattert, und emsig hatte sie das Heu zusammengerecht.

Er hatte ihr lange zugeschaut; das Märlein vom Königskind, das unerkannt bei Bauern aufgewachsen, dünkte ihn Wahrheit geworden, und die Gelähmte hatte an seiner Beschreibung gleich „das Amselchen" erkannt.

Wie frisch und würzig war diese Luft! Wahrhaftig, er konnte es begreifen, wie Goethe immer wieder an der Natur gesundet war!

Allen Stimmungen unterworfen, meinte er, er sei jetzt, schon am ersten Abend, wie „neugeboren".

„Die Ehr' und Treu' mir keiner nahm;
Ich bin, wie ich von der Mutter kam.
Was zog er aus seiner Tasche fein?
Von lauter Gold ein Ringelein."

So tönten die letzten Verse des Liedes herauf; der Dichter lächelte; er sah die Ev' vor sich, so wie sie jetzt war. Neunzehn Jahre — ein entzückendes, blondes Mägdelein, und doch immer noch ein Kind.

Sah sie die Leidenschaft des jungen Künst-

lers nicht; oder war sie selbst leidenschaftslos, daß sie wie eine Schwester mit ihm verkehrte?

Er verlor sich in Gedanken, aber des Mägdeleins Gestalt ward immer lebendiger; es war, als stünde sie dicht vor ihm, mit dem Rücken gegen das geöffnete Fenster, und erzähle ihm eine Geschichte.

Er würde doch hier oben arbeiten; ein Buch würde er schreiben, das ihn und alle, die es lesen würden, erquicken sollte, nichts Ausgeklügeltes, nichts Sensationelles; er wollte sein Hirn nicht zerquälen; an die feinen, stillen Seelen wollte er dabei denken, nicht an das große Publikum.

Ein Buch sollte es werden, einfach und klar wie die Natur hier oben, wie alle wahre Kunst. Die Ev' sollte es mit Freuden lesen, und sein Bub in wenig Jahren. Kinder und Große sollten das gleiche Wohlgefallen daran haben, und seine armen, überreizten Nerven sollten an dieser Natur und diesem Buche gesunden. Was sich der Dichter am Abend gelobt, begann er schon am nächsten Morgen. Ein behaglich und erquicklich Schaffen hatte er sich vorgestellt, wenn er so, vom Schreibtisch aufblickend, auf das stille Waldtal und die fernen, blauen Berge schauen würde.

Aber der Stoff erwies sich als zu spröde; er wollte sich nicht meistern lassen; raubte ihm tags die Ruhe und nachts den Schlaf, den er hier oben finden sollte, denn aufs strengste hatte ihm der Arzt jedes Arbeiten verboten.

Es war kaum zu glauben, diese „einfache Geschichte" machte ihn nervös, sie ging über seine Kraft. Das Schaffen der letzten Jahre war ein so fieberhaftes, überreiztes, geldgieriges gewesen, daß er den Pfad zu dieser Einfachheit, die so schwer ist, weil sie nur der wahren Kunst eignet, nicht mehr finden konnte. Wie in einem Irrgarten taumelte er umher; wohl sah er unaufhörlich des Mädgeleins reizende Gestalt; aber wenn er sie greifen, gestalten wollte, so zerrann sie in Dunst und Nebel. Seine Feder zerbrach an dieser Gestalt; es war, als hätte er die Fühlung mit ihr und dieser Natur, in der sie aufgewachsen war, verloren.

Unmöglich konnte er sich das zugeben. Der Stoff sei ein Mißgriff gewesen, er langweile ihn tödlich; aber dieses Mißlingen hatte ihn tiefer erregt, als er sich selbst eingestehen wollte, und um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, hob er von neuem zu suchen an, nicht fieberhaft, in „aller Ruhe, gewißermaßen spielend, um eine Unterhaltung zu haben", denn etwas wollte er sich doch den Vorschriften seines Arztes fügen.

Aber er täuschte sich über sich selbst: gerade diese Stille, nach der er sich im Getriebe der Weltstadt „fieberisch" gesehnt, trieb ihn an, neue Erregungen zu suchen.

Die feinen, stillen Seelen, für die er hatte ein Buch schreiben wollen, entschwanden mehr und mehr seinen Blicken. Was war der stille Sieg eines Buches, verglichen mit den rauschenden Erfolgen eines Dramas?

Dramen schaffen, das allein war Mannesarbeit! Hier fühlte man im Schaffen und im Erfolg, daß man auf der Höhe des Lebens stand.

Dasselbe Publikum, das ihn unlängst verhöhnt, es konnte ihm wieder zujubeln, ihn bis in den Himmel erheben. Er konnte doch wieder ein Stück schreiben, das einen Riesenerfolg bedeutete, ihm neuen Ruhm brachte, Gold die Fülle!

Und im übrigen, welcher große Künstler wäre gleichgültig gewesen gegen Reichtum?

Er hatte eine wahre Leidenschaft fürs Bauen, für kostbar eingerichtete Räume, und träumte schon lange davon, sich noch eine Villa am Meer zu bauen, am liebsten in Syrakus.

Nicht in unseren Tagen sollte das Drama spielen, wie fast alle seine anderen Theaterstücke. Längst vergangene Zeiten wollte er beleben.

Er lächelte über sich selbst und schrieb seiner Gattin, es sei die köstlichste Unterhaltung in dieser verschneiten, meist sonnenhellen Einsamkeit, so durch alle Jahrhunderte hindurch zu spazieren.

Am liebsten aber verweilte er sich in solchen Zeiten, wo Macht und Üppigkeit des Lebens ihre höchste Blüte erreicht hatten und auch die köstlichsten Blüten und Früchte im Brechen schon einen leichten Verwesungsgeruch spüren ließen.

Mit dem Dichter wandelte des Mägdeleins blonde Gestalt, und seine Phantasie schien ein absonderliches Spiel mit ihr zu treiben, unterwarf sie allen Verwandlungen, behängte sie heute mit den prunkendsten Stoffen, den kostbarsten Juwelen und ließ sie morgen in leichten, durchsichtigen Schleiern tanzen, am Hofe eines Großen, begafft von einer lüsternen Menge.

Schwül war die Atmosphäre jedweder Zeit, in die der Dichter sie verpflanzte. Ein wunderlicher Reiz schien für ihn darin zu liegen, dieser Gestalt eine Umgebung, ein Leben anzudichten, das zu ihr selbst im schroffsten Widerspruch stand.

Wie würde sie wirken in einer Zeit, da alle Leidenschaften, alle Üppigkeit des Lebens jene Höhe erreicht hatten, die nicht höher hinauf, sondern in die tiefsten Tiefen abwärts führt. Bei dieser „Wirkung" schaute er immer mehr, ohne daß er sich dessen recht bewußt wurde, auf jene Menge, die er hier in den Bergen hatte vergessen wollen, und der er doch verfallen war.

Wie ein Phantom, ein blutleeres, tauchte die Gestalt eines Dirnchens auf, das durch alle Hände ging und „rein" blieb, bis es durch den Dolchstoß eines heimlichen Christen endete, denn nicht übel dünkte es ihn, dieses Drama in Alexandrien spielen zu lassen, zur Zeit der Römerherrschaft, ehe rauhe Mönchsfäuste diese glanzvolle, üppige, „verruchte" Welt in Trümmer schlugen.

Dem Dichter eignete ein glänzendes Talent, seine Stücke zu inszenieren; aber nie vorher, so schrieb er seiner Gattin, hätte seine Phantasie derart in farbenglühenden, sinnberauschenden Bildern geschwelgt.

Auch könne sie sich nicht vorstellen, welch intensives Doppelleben er führe, er gleiche einem, der die Wunder zweier Welten zu gleicher Zeit genösse. Vielleicht, daß er diese Überfülle nicht ertragen würde, und daß der Bogen, allzu straff gespannt, zerbräche, wenn er nicht in dieser Bergeinsamkeit lebte. Denn wenn seine Seele noch so berauscht und schwer beladen aus dem Lande der Träume heimwärts flattere, auf diesen Höhen, in diesem Lichte könne sie sich immer wieder „gesund baden", läutern, reinigen, um neugeboren, abermals den Flug zu wagen.

Seine innere Stimme, „sein Dämon", rede in dieser Stille laut wie nie zuvor, und er erlebe so viel, daß ihn manchmal eine wahre Zarathustrastimmung überkäme, ein Glücksrausch, wüßte er nicht, daß er ein Dichter sei, er könnte sich für einen großen Narren halten.

Die Gattin des Dichters erschrak über diese Briefe. Sie war diese exaltierte Sprache nicht gewöhnt, und wo er in der „Überfülle" schwelgte, fürchtete sie eine starke Nervenüberreizung.

Er aber kehrte anscheinend so glücklich mit dem Entwurf zu seinem neuen Drama heim, daß sie keine Zweifel zu äußern wagte.

---

13. Kapitel.

Den Sommer verlebte der Dichter mit seiner Familie und Evchen in seinem Landhause, in den bayrischen Bergen, wo er sich ausschließlich den Vorstudien zu seinem neuen Werk widmete, das er im nächsten Jahre beendet haben wollte. Im November ging er sehr gegen den Willen seiner Gattin, die ihm angeraten hatte, falls er arbeiten wolle, in seinem Landhause zu bleiben, auf jene einsame Schwarzwaldhöhe, unweit der Hornisgrinde.

Die älteste Tochter des Dichters hatte sich verlobt, die jüngste war in seinem Hause in der Stadt zu Besuch. Die Ev hatte sich ausgebeten, allen großen Gesellschaften fernbleiben zu dürfen. Sie besuchte eine Theaterschule, war im Laufe des Winters einigemal in Wohltätigkeitsvorstellungen aufgetreten und hatte mit ihrem Tanz und Spiel dasselbe Entzücken erregt wie damals im Grafenschloß.

Keiner hatte ihr so feurig zu ihren Erfolgen Glück gewünscht wie jener junge Schauspieler, und sie hätte sich so recht auf den nächsten Winter und auf des Dichters Werk freuen können, wäre ihre Freundin nicht auffallend schwermütig gewesen, verzweifelnd an ihrem Talent.

Sie tat alles, um sie zu zerstreuen und ihr Mut zu machen, und lud sie so oft wie möglich zu jenen Lese- und Deklamationsübungen ein, die der junge Schauspieler immer noch mit Evchen veranstaltete, bis er eines Tages erklärte, Fräulein Ams möchte darauf hinwirken, daß die junge Anfängerin fortbliebe, ihr Talent sei sehr unbedeutend, sie solle lieber Kochen und Stricken lernen und einen biederen Mann heiraten. Derartige Selbsttäuschungen seien in der Bühnenlaufbahn nur allzu häufig.

Mit diesem Ausspruch hatte er das junge Mädchen im höchsten Grade erschreckt, ganz ratlos, hatte sie nicht gewußt, was damit anfangen.

Und er sollte ihr Geheimnis bleiben. Eines Nachmittags, Ende Februar, da der Schneesturm durch die Straßen fegte und dichtes Flockengewimmel schon vorzeitig alle Zimmer verdun-

kelte, saß die Ev mit dem kleinen Bub im verwaisten Arbeitszimmer des Dichters.

Sie las ihm aus Hebels allemannischen Gedichten „Der Knabe im Erdbeerschlag" vor: „E Büebli lauft, es goht im Wald am Sunntig vormittag."

Das Kind hörte für sein Leben gern das „Amselchen", wie es sie immer noch nannte, in jener Mundart reden und sprach die Verse so allerliebst nach, daß sie es herzte und küßte.

In dem Augenblick kam des Dichters Tochter, weiß wie ein Schneemann, zur Türe herein.

„O Gott, welch rührende Familienszene — ich will nicht stören — ich hab' dir nur eine Neuigkeit mitzuteilen."

Sehr freudig wurde sie nicht begrüßt. Der Bub liebte seine Halbschwester, die ihn nur quälen und necken konnte, nicht sonderlich. Er sah mit seinen großen, dunklen Augen zu Evchen auf, als wenn er sagen wollte: „Gelt, die kommt uns jetzt recht ungelegen?"

Seiner jungen Freundin hatte er's zu verdanken, daß er noch gar kein Großstadtkind geworden war. Die beiden halfen sich gegenseitig. In der großen Stadt war der Bub der einzige, dem sie recht nach Herzenslust von daheim erzählen konnte, der nie müde ward, aufzuhorchen und immer wieder fragte und bat:

„Jetzt erzähl' mir noch das, und wie war jenes, und sag' es noch einmal, aber so wie sie daheim bei dir sprechen und nicht, wie die Leute hier reden."

Der lebhafte, kluge Bub kannte Weg und Steg und die Menschen in Evchens Heimatdorf, als wär' er längst dort gewesen, und unzählige Male hatte er schon gequält: „Wann gehen wir jetzt heim, Amselchen? Nimm mich doch mit heim, bitte, bitte."

So hatte sich auch die Ev heute nachmittag auf eine Stunde Alleinseins mit dem Kinde gefreut und war auf diese Neuigkeit nicht eben lüstern. Sie mußte aber doch danach fragen, und da sie wußte, wie frei des Dichters Tochter solche Großstadtneuigkeiten oft verhandelte, so ging sie mit ihr ins Nebenzimmer.

„Himmel, was für Umstände! Ich finde, Kinder können gar nicht früh genug von allem hören! Weißt du, was passiert ist? Deine Freundin soll sich erschossen haben."

„Deine Freundin soll sich erschossen haben."

Sie sprach das ganz monoton nach, weil sie sich nichts dabei denken konnte, dann besann sie sich:

„Meine Freundin? Welche Freundin?"

„Herrje — Fräulein Traute, die so oft hier mit Wolten deklamiert hat."

Die Ev umklammerte mit beiden Händen eine Stuhllehne, weil ihr gerade war, als wenn sie nicht mehr stehen könnte und sah so aus, daß selbst Anita angst wurde und sie am liebsten auf und davon gelaufen wäre.

„Mein Himmel, beruhige dich doch — es ist ja sehr traurig — aber so was passiert eben ab und zu in der Großstadt — täglich fast —, man liest ja in den Zeitungen nur noch so drüber hin."

So weit war die Ev noch nicht.

Daß jemand, den sie so geliebt, dem sie so befreundet gewesen, sein Leben freiwillig von sich werfen könnte, das schien unfaßlich, unmöglich.

Daß dies Sünde sei, schwerste Sünde, war ihr gelehrt worden, und über die „Milderungsgründe" hatte sie wahrhaftig noch nicht nachgedacht. Wie wäre sie auch dazu gekommen?

Aber daß sie ihr nichts anvertraut — gar nichts — nein, es war nicht möglich!

„Man behauptet auch, daß Wolten nicht ganz unschuldig an dem Tode sei — er soll ihr Geliebter gewesen sein."

Und wieder starrte die Ev das Mädchen ganz verständnislos an, als rede sie eine fremde Sprache. Dann ward ihr Antlitz purpurrot.

„Das ist eine Lüge, eine scheußliche Lüge", sagte sie außer sich. „Wie kann man einen Menschen so gräßlich verleumden?"

Anita zuckte ungeduldig die Achseln. Lächerlich, diese sittliche Entrüstung! Als ob das ein Verbrechen wäre. Zwei standen sich hier gegenüber, die sich gar nicht verstanden.

„Geh doch hin und überzeug' dich von allem!"

„Das will ich auch."

„Bei dem Wetter?"

Der Schnee wirbelte immer dichter.

„Ich bin daheim bei anderem Wetter draußen gewesen. Und sag' deiner Mutter — falls ich erst morgen früh zurückkehren sollte, ich hätt' bei — bei der Toten gewacht."

Das Mädchen riß die Augen auf. Das ging jetzt über ihren Verstand.

„Gewacht — bei einer Toten? In der Nacht,

und allein? Das ist ja einfach scheußlich — da würde ich mich selber zu Tode graulen."

Die Ev sagte kein Wort; sie ging rasch zu dem Kinde. Das saß noch bei seinem Buch und las eifrig, mit dem Fingerchen jede Zeile weisend.

„O Amselchen, komm, hilf mir doch."

„Das liest sich aber schwer — viel schwerer als richtig Deutsch."

„Sag' doch, wie heißt das? Wenn du es liest, versteh' ich's."

„O Bubli, das ist ja ein ganz anderes Gedicht."

„Ja, das erste war so schwer, da hab' ich das aufgeschlagen. Bitte, wie heißt das?"

Er wies mit dem Finger auf den Vers, und sie las:

„Wo mag der Weg zum Chilchhof si?
Was frogsch noch lang? gan wo de witt.
Zum stille Grab im chüele Grund,
Führt jede Weg und's fehlt si nitt."

Da fühlte sie, wie ihr die Tränen in die Augen kamen; sie küßte das Kind, nahm Abschied und ging rasch aus dem Haus.

Um so schnell wie möglich an Ort und Stelle zu sein, hatte sie einen Wagen genommen; als sie in den engen, dunklen Korridor der Pension eintrat, war der ganz erfüllt von schlechten Küchengerüchen, von einer Luft, die ihr schwindeln machte. Sie hörte auch gedämpftes Lachen und Sprechen, eine Männer- und eine Frauenstimme, und die Hoffnung kam, es könnte alles nur Lüge sein, denn wie konnten zwei lachen in einem Hause, wo so Entsetzliches geschehen war?

Die Pensionsinhaberin kam, eine Frau mit einem fein geschnittenen, ganz verblühten und verwitterten Gesicht, dem man die Spuren früherer Schönheit ansah. Sie war geschminkt, trug eine Fülle von falschem Haar auf dem Kopfe und roch stark nach einem billigen Parfüm, denn gegen Abend pflegte sie „Toilette zu machen". Sie bat Fräulein Ams, einzutreten; die kam gar nicht zu Wort.

„Du lieber Gott, Sie kommen wegen der gräßlichen Geschichte — ich bin noch ganz hin — wir haben erst nichts geahnt, wissen Sie, Fräulein Traute stand oft spät auf, und dann war auch gestern nacht mein eines Mädchen durchgebrannt, die dritte in dem Monat, da hatten wir heut früh gar nicht Zeit, gleich alle Zimmer zu machen.

Aber nach Tisch, da wurde es uns doch bedenklich, und da brachen wir die Tür auf und fanden sie tot auf dem Bett, im langen, weißen Nachthemd.

Du lieber Gott, was so eine Pensionsmutter nicht alles erlebt! Bände könnt' ich schreiben; das ist jetzt schon der zweite Selbstmord in meiner Pension — aber ich kann mich nicht daran gewöhnen — ich hab' ein zu weiches Herz.

Hätte sie sich nur lieber woanders erschossen — nee, wer das hinter ihr gesucht hätte — so blond und so sanft — es ist auch so gräßlich, all die Schererei mit die Polizei.

Sie dauert mich so, das junge Blut, ist aber gut, daß sie's hinter sich hat, wär' früher oder später doch auf solche Art zugrunde gegangen. Du lieber Gott, Fräulein Ams, das Theater!

Wenn man jung ist, sieht das man alles von ferne so verlockend aus, ist aber doch alles nur gemalt und gepappt, und malen und pappen kann man vieles — auch im wirklichen Leben; schaut man aber näher zu — ich könnt' Ihnen was erzählen; aber ich will's Ihnen nicht im voraus verekeln. Sie werden auch Ihre Erfahrungen machen. Nur merken Sie sich, es gehören andere Nerven dazu, und andere Ellbogen, als sie die Tote gehabt hat, und als Sie sie vielleicht haben, wenn man oben bleiben will.

Da heißt's standhalten und nicht gleich beim ersten", sie räusperte sich, „beim ersten Anprall kaputt gehen.

Und seien Sie man auf der Hut; Sie sind jung und schön, und haben auch keinen rechtmäßigen Schutz und kein rechtes Heim — trotz allem.

Waren Sie mal in Norderney oder Sylt? Das ist sehr schön.

Wissen Sie, wenn das Meer so die ollen Hummerkisten ans Land wirft, früher wurden da oft die kostbarsten Dinge angeschwemmt und gehörten jedem. Heut ist sogar das Meer ruppig geworden, gibt nur noch olle Kisten her, und über jedes solche Ding hätten sie am liebsten noch ein Gesetz gemacht, daß sie niemand nehmen soll. Du lieber Gott, 's ist aber doch Strandgut, hat keine Eigentümer, und 's liegt für den Menschen so ein eigener Reiz darin, daß er nach all dem gierig die Hände ausstreckt; sogar die feinen Badegäste schleppen es fort.

Und schauen Sie, wenn so ein junges, hüb-



sches Mädchen so ohne allen Schutz und ohne Heim hier so ans Land geworfen wird, da muß ich immer ans Strandgut denken, nach dem sich gierig so viele Hände ausstrecken."

Da ward der Ev bei dem Geschwätz und der dumpfen, schlechten Luft, die auch in diesem Zimmer herrschte, zum erstenmal im Leben zumute, als müsse sie ohnmächtig werden.

„Du lieber Gott, wie sehen Sie aus — warten Sie, ich hole gleich Wein!"

„Nein — nein — lassen Sie — führen Sie mich zu der Toten!

Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, wenn ich die Nacht bei ihr wache. Bei uns daheim ist das so Sitte, und so elend verlassen wie sie, ist noch kein Totes bei uns im Dorf gewesen."

Die Frau eilte, ein Licht anzuzünden, dann drückte sie aufs lebhafteste ihre Bewunderung über diesen Entschluß aus, denn da fast alle ihre Gäste die halbe Nacht fort waren, und sich ihr Mädchen halbtot fürchtete, so war sie froh, daß das Fräulein hierbleiben wollte.

Das sei noch einmal ein Freundschaftsdienst, da sähe man, daß sie aus den Bergen käme, da sei noch fromme Sitte, und wenn sie in der Nacht irgend etwas wollte, bis zwölf wäre sie meist im Eßzimmer, dort das Zimmer mit dem Kopf über der Tür, das könne sie sich gut merken!

Und da Evchen aufschaute, sah sie über der Tür die wohlgelungene Tonbüste eines grinsenden Fauns. Bei dem flackernden Licht bekamen seine Züge etwas Lebendiges, und höchst vergnüglich schien er herabzuschmunzeln auf die schwatzende Frau und das stumme, todbleiche Mädchen.

„Du lieber Gott, das ist auch so ein Andenken an einen Künstler.

Ein Jahr lang hat er nichts bezahlt; aber er war so anregend für die Gäste. So etwas Künstlerumgang muß man immer in einer Pension haben; viele verlangen das. Der berühmte Schauspieler Wolten kam ja auch öfters in letzter Zeit."

Davon hatte Evchen nichts gewußt. Aber das Geschwätz verstummte gottlob — sie traten bei der Toten ein.

Das schmale, einfenstrige Zimmer, das nach dem Lichthofe zu lag, hatte Evchen schon immer wie ein Kerker gedünkt. Heute, mit der jungen Selbstmörderin, die weiß, langgestreckt, das Antlitz mit einem Tuch bedeckt, auf ihrem Lager ruhte, schien ihr der Raum noch tausendmal armseliger als je zuvor.

Ein Schauder packte sie an; aber sie bezwang sich und wachte bei der Toten die ganze Nacht.

Als sie am nächsten Morgen heimkehrte, da erschrak die Frau des Dichters, die um ihretwillen früher als sonst aufgestanden war.

„Ev, du schaust ja aus, als wärst du jahrelang unterwegs gewesen und hättest, Gott weiß, was erlebt."

Sie hob den Kopf und sprach langsam, einem Menschen gleich, der so Schweres erlebt hat, daß sich mühsam nur die Worte losringen, das Erlebte zu gestalten.

„Mir ist auch so zumute, als wäre ich um Jahre älter geworden — ich hab' die Tote sehr geliebt, und ihr Sterben dünkt mich immer gräßlicher und rätselhafter — ich faß es nicht!

Und dann, wenn ich einmal bei uns daheim bei einer Toten gewacht, das war so ganz anders, da kann man wohl einmal am Fenster stehen, oder vors Haus treten, sieht den schönsten Sternenhimmel oder den Mond über den Bergen.

Das tut so wohl, und auch, wenn der Sturm in den Nächten tobt und in den Wäldern rauscht, das ist so ganz etwas anderes, so groß und heilig, daß man immer an Gott denken muß, bei dem die arme Seel' ihre Ruh' gefunden, und daß man so recht beten kann."

Sie schwieg eine Weile und schaute vor sich hin. Die Frau des Dichters, die eine kluge Beobachterin war, sah, daß ihr Antlitz einen ganz anderen Ausdruck hatte wie sonst, und da sie das Mädchen nicht unterbrach, auf daß es sich aussprechen sollte, so fuhr dieses fort:

„Aber in dem elenden Großstadtzimmer mit seinem Lichthof, in den kein Himmelsgestirn hineinscheint, kommt man sich so elend, verlassen und so heimatlos vor mit der armen Toten.

Und dann die schreckliche Umgebung!

Gegen Mitternacht bekam ich einmal einen brennenden Durst; ich mochte aber nicht hinausgehen.

Vor der Toten fürchtete ich mich nicht, aber vor dem taktlosen Geschwätz der Wirtin, und vor dem Faunkopf über der Tür.

Es war, als müßt' ich dem sein Grinsen

dann die halbe Nacht sehen, und als wär' ich ihm im Leben hier schon allenthalben begegnet, auf den Straßen, in den Häusern, dem kalten, spöttischen Gesicht, das über alles lacht über alles Elend, alles Glück und alles Heilige.

Ich hab' viel gebetet, die ganze Nacht — das gab mir allein Ruhe und Kraft. Was ich alles gedacht hab', weiß ich nicht, es war manchmal wie ein schwerer Traum. Nur das weiß ich, daß mich das Heimweh fast zerrissen hat, so wie nie zuvor.

Ich hab' dagegen anzukämpfen gesucht und mir Vorwürfe gemacht, daß ich nicht nur an die Tote dachte; aber es kam immer wieder, und dazu wie eine fixe Idee, daß ich heim müßte um jeden Preis, und den Weg zurück nicht mehr finden könnte. Auch hat mich nie zuvor die Reue so heiß gequält, daß ich heimlich auf und davon gegangen bin.

Am Morgen kam die nächste Verwandte der Toten, die unverheiratete Schwester ihrer Mutter. Als ich ihr von der Pensionsdame als Freundin ihrer Nichte vorgestellt wurde, beachtete sie mich gar nicht.

Sie hatte so schmale, zusammengekniffene Lippen, die aussahen, als wenn sie nie ein Menschenkind geküßt hätten, und kleine, eiskalte graue Augen. Sie konnten auf nichts haften, nicht auf mir und nicht auf der Toten; sie flirrten nur so umher. Ich sah sie mir so genau an, weil ich doch ein paar Worte zu ihr sagen wollte; aber ich brachte nichts heraus — ich konnte nicht, und als ich dann hörte, daß sie die Tote mit nach Schlesien nehmen wollte, in ihre Heimat, um sie im Grab der Mutter beisetzen zu lassen, da sagte ich ihr Lebewohl, und ging aus dem Zimmer."

Von der Zeit an war die Ev ganz verändert. Sie litt an Schlaflosigkeit und sah so bleich aus, daß die Dichtersgattin, die so besorgt war, wie es ihr niemand zugetraut hätte, den Arzt kommen ließ. Der fand „alle Organe gesund", verordnete Ruhe und frische Luft, und meinte am Schluß:

„Wissen Sie was, Kind, Sie atmeten am besten Ihre Schwarzwaldluft."

Da lachte sie.

„Sie sind gescheidt, Herr Doktor, daß Sie mich dahin zurückschicken, wo ich hergekommen bin, das wär' vielleicht das beste."

Was sie quälte und ihr die Ruhe nahm, das war nicht allein der jähe Tod, das war jene Verdächtigung, die Anita damals ausgesprochen, und die anfangs noch ein paarmal aufgetaucht war.

Sie glaubte nicht daran, sie wußte, daß alles Lüge war. Als ihr aber eines Tages die Angst kam, dies „Gift" könnte auch sie anstecken, da faßte sie den Entschluß, die Wahrheit zu erfahren um jeden Preis, und sie wußte, die Wahrheit würde der Freundin die Ehre wiedergeben und den Freund rechtfertigen, denn auch darum war es ihr zu tun.

Die Frage, wie sie das beginnen sollte, raubte ihr von neuem die Ruhe, denn sie konnte mit niemand darüber reden, auch mit des Dichters Gattin nicht, zu der sie jetzt mehr Zutrauen hatte, als früher.

Der Schauspieler Wolten war zur Zeit des Selbstmordes fort gewesen, auf einer Gastspielreise im Ausland. In den Zeitungen hatte man viel von seinen glänzenden Erfolgen gelesen. Jetzt war er seit etwa vierzehn Tagen zurück und noch nicht in des Dichters Haus gewesen. Seit dem Selbstmord hatte ihn die Ev noch nicht gesehen.

Wär' es nicht das Ehrlichste und Vornehmste zugleich, wenn sie selbst ihn um die Wahrheit früge, offen mit ihm spräche? Aber allein, ohne Zeugen.

Ach, das arme, verflogene Amselchen war die einzige, die das Geschick des jungen Mädchens noch so furchtbar ernst nahm.

Der Faun in der ehrbaren Familienpension grinste schon längst über andere Menschen, die dort aus und ein gingen, über andere Ereignisse, die dort im Gange waren. Die große Stadt aber hatte in der letzten Zeit zwei Selbstmorde erlebt, über die es sich lohnte, ein paar Tage zu reden.

Ein berühmter Bildhauer hatte sich vergiftet, und der Chef eines der angesehensten Bankhäuser hatte sich im Gesellschaftsanzuge, vor dem Spiegel erschossen.

Über den Tod des kleinen Mädchens, als einer Namen- und Heimatlosen, war längst Gras gewachsen, und nicht einmal der dachte noch viel daran, der ihn mitverschuldet hatte, höchstens, wenn ihm das Verlangen kam, im Hause des Dichters einen Besuch zu machen, dann schob er dies Wiedersehen jedesmal aus irgendeinem Grunde auf, bis er eines Tages einige Zeilen von Evchen erhielt, sie möchte ihn etwas fragen, und bäte ihn, nachmittags um fünf in des Dich-

ters Haus zu kommen. Und er kam noch vor der Zeit mit einem Strauß purpurroter Rosen.

Er sah an dem Tage schöner und strahlender aus, denn je zuvor. Es war unmöglich, daß ein Mensch, der das Haupt so hoch trug, der etwas so Sieghaftes und Sonniges hatte, daß der schuld sein sollte am Tode eines Menschen.

Und die arme Ev schämte sich ihres Mißtrauens, sie schämte sich, vor diesem jungen, idealen Künstler von dem Verdacht zu reden; ganz schwarz und sündhaft dünkte sie sich neben ihm und fand die Worte nicht.

Er aber deutete ihre Verwirrung, ihr Schweigen falsch, und gestand ihr seine Leidenschaft. Und wie sie purpurrot und verwirrt vor ihm stand, ihn nicht abwehrte, ihm nichts erwiderte, weil sie nur ratloser ward, da vergaß er sich und riß sie an sich. Wie sie aber seine Küsse auf ihren Lippen fühlte, gelang es ihr, die stark und geschmeidig war, sich frei zu machen, und da er sie verfolgte und sie nochmals umarmen wollte, stieß sie ihn vor die Brust, daß selbst dieser Starke taumelte, und floh aus dem Zimmer.

Kaum eine Stunde später kam die Gattin des Dichters heim; sie fragte, ob Besuch dagewesen sei. Ja, Herr Wolten. Fräulein Ams sei allein zu Hause gewesen.

Wie sie ins Zimmer kam, lag ein purpurroter, zerzauster Rosenstrauß auf dem Teppich; einer von den leichten Stühlen war umgefallen; auch die Tischdecke war zu Boden gezerrt. Sie erschrak tödlich, hob an, die Ev' in allen Zimmern zu suchen, und fand sie nirgends, bis sie in ihr Schlafzimmer kam. Das war von innen verschlossen.

„Mach auf, Ev — mach auf — ich bins — Frau Julie."

Keine Antwort. Da rüttelte sie ganz wild an der Klinke. Das Mädchen öffnete, verweint und verstört aussehend.

„Was ist geschehen? Ich hörte, Wolten sei hier gewesen."

Sie wurde dunkelrot.

„Oh, reden Sie nicht mehr von dem! Ich will nichts von ihm hören!"

„Ich m u ß wissen, was geschehen ist — sprich!"

Und da die Ev der Wahrheit nach alles berichtet, atmete sie auf.

„Gottlob — ist das alles?"

„Alles?"

Die Ev sah sie mit großen Augen an.

„M i r ist's grad' genug: an einen Menschen, den ich für den edelsten und besten gehalten, kann ich nur noch mit Widerwillen denken, und meine Lippen möcht' ich immerfort waschen; es ist grad' als könnt' ich niemand mehr damit küssen — auch nicht den Bubi."

„O Ev, deine Lippen sind rein — küss' meinen Buben nach Herzenslust, und später deinen Mann."

„Aber daß ich mich so überrumpeln ließ und ihn nicht gleich von mir stieß. Jetzt kann er doch sagen, er hat mich geküßt."

Sie war dunkelrot vor Trotz und Zorn, wie schon in ihrer Kinderzeit, wenn jemand sie gekränkt hatte. Ja, es war, als wenn sie den Franz, wie früher über die Widerhaarige, lachen hörte: „Schau, du Krott, willst sonst so gescheidt sein, heut' bist wieder mal rechtschaffen dumm gewesen."

Des Dichters Gattin lächelte.

„D e r Liebkosung wird er sich nicht rühmen; er ist's nicht gewöhnt, so abgeblitzt zu werden. Vielleicht aber war euch beiden die Lehre von Nutzen."

„Und jetzt sagen Sie mir nur eins: Ist sie wirklich um seinetwillen in den Tod gegangen?"

„Ja, und ich hätt' es dir früher sagen und nichts vertuschen sollen; die Wahrheit ist immer das beste. Man hat die Beweise, daß sie ein Verhältnis mit ihm gehabt, das wohl nicht ohne Folgen geblieben wäre.

Die Pensionsinhaberin, die, wie manche solcher Damen, immer suchte, „anregende Künstler" in ihr Haus zu ziehen, hat diesen Verkehr möglichst unterstützt. Aber jetzt, Ev, lass' die Toten ruhen!"

Und sie ließ sie ruhen, indem sie nicht mehr darüber redete; aber überwunden ward diese Erfahrung lange nicht; erst im Sommer, als sie mit dem Ehepaar und dem Bub in den Bergen war, kamen die rosigen Wangen und der gesunde Schlaf wieder. Und hier, auf seinem Landsitz, hatte der Dichter das Drama einigen Freunden, seiner Frau und Evchen vorgelesen.

Die Freunde waren begeistert gewesen. Evchen, die sich den ganzen Tag mit dem Bub draußen getummelt, war totmüde darüber geworden.

Der Dichter trug schlecht vor; die fremden Namen, die ebenso fremde Umgebung — das Drama spielte in dem alten Alexandrien — hatten das Verständnis nur erschwert. So war die „mächtige Dichtung", wie die Freunde sie nannten, an ihren Ohren vorübergerauscht, gleich einer jener modernen Sinfonien, die wir zum erstenmal hören. Einzelne Szenen waren ihr wohl im Gedächtnis geblieben; das Ganze hatte sie nicht erfaßt; nur wenn sie ihrer Rolle gedachte, so empfand sie ein fröstelnd Unbehagen, das sie nicht erklären konnte. Auch hatte es mit dem Verstande nichts zu tun, nur mit dem Empfinden, denn da dem einzelnen, was sie behalten, der rechte Zusammenhang mit dem Ganzen fehlte, so hatte sie auch ihre Rolle noch nicht erfaßt.

So war also der erste Eindruck, den dies sehnlichst erwartete Werk hervorgerufen, ein dumpfes Unbehagen gewesen, das der köstlichste Sommer wieder verwischen sollte, bis das Werk abermals im Oktober in des Dichters Haus in der Stadt vorgelesen wurde, und zwar vor einem großen Kreis von eingeladenen Künstlern, Gelehrten und Freunden des Dichters.

Zu den geladenen Gästen gehörte auch Wolten. Da die Ev erklärte, sie würde, falls er käme, an dem Abend fortbleiben, war der Dichter so heftig geworden, wie sie ihn noch nie gesehen hatte: sie solle sich hüten vor solchen Albernheiten und den Künstler vom Menschen scheiden.

Wenn ihr der Mensch unsympathisch, und sie, ihrer Ansicht nach, an ihm eine üble Erfahrung gemacht hätte, so solle sie sich an den Künstler halten, der sei noch derselbe, große, geniale von dem sie immer wieder lernen könne.

Jung, wie die Ev noch war, hatte ihr dieser Unterschied nicht recht einleuchten wollen; aber sie hatte gehorchen müssen.

Des Dichters Werk wurde diesmal von seinem Freunde, jenem älteren Schauspieler, vorgelesen, bei dem Evchen Unterricht genommen. Er las vortrefflich, und das Mädchen war in dieser Umgebung wieder eine andere als im Sommer in den Bergen, wo das Dorfkind immer in ihr erwachte: sie war gesammelt, wollte sich heute kein Wort entgehen lassen, „alles begreifen und bewundern können".

Und sieh', unter den vielen war einer, ein einziger, der ihr kraft seiner Leidenschaft half, daß sie sehend ward, „alles begreifen" lernte.

Das war Wolten! Jedesmal, wenn sie aufschaute, so begegneten sich ihre Blicke. Es war, als zwänge er sie dazu gegen ihren Willen, und sie wußte und fühlte es, er hatte sie schon lange vorher so angeschaut und würde es immer wieder tun. Diese sprechenden, lebendigen Augen des großen Mimen, die alles zu sagen wußten, was Worte verschweigen, die lehrten sie an jenem Abend, ihrer Rolle Sinn verstehen.

Und mit dem Verständnis dämmerte die Ahnung, daß sie diese Rolle nie spielen würde, erst dunkel und unklar, aber doch stark genug, um sie während des Lesens immer mehr zu quälen und zu erregen, daß sie niemals dieses Abends vergessen sollte.

Bis weit nach Mitternacht dauerte die Lektüre. Aber vorher hatte Wolten den Vorleser abgelöst; nun hatte sie Ruhe vor seinen Augen; aber soviel kraftvoller und lebendiger als der ältere Mann wußte e r zu gestalten, daß er sie mit fortriß, und sie zwang, all diese wilden Szenen mit ihm zu erleben, bis zuletzt, da sie, von seinem Dolch durchbohrt, in seinen Armen stirbt.

Danach ward es kurze Zeit ganz still, bis eine sehr lebhafte Debatte anhob. Die meisten standen auf. Wolten hatte es gleich bemerkt, als die Ev allein in einer Fensternische stand; sie sah so bleich aus, daß er lebhaften und besorgten Tones sagte:

„Ev, wie sehen Sie aus! Ganz vergangen und vernichtet, als hätten Sie alles miterlebt!

Das lob' ich mir, Sie haben doch echtes Theaterblut in den Adern, und ich kann wahrhaftig kaum den Tag erwarten, wo wir das erstemal zusammen spielen werden."

Ehe sie aber antworten konnte, trat eine sehr raffiniert gekleidete, pikante Brünette zu Wolten, eine glänzende Darstellerin der allermodernsten Rollen.

„Was sagen Sie zu dem Stück, Wolten? Glänzend, genial, nicht wahr? Mit jenem perversen Zug, den heutzutage das Publikum liebt, und der ja auch in der Zeit liegt, in der es spielt, sind dankbare Szenen darin, besonders der Schleiertanz in den durchsichtigen Gewändern. Der Gedanke an das kleine Tanzgenie da hat ihm den jedenfalls eingegeben, bin gespannt auf die Premiere."

Wolten merkte ihr die Eifersucht auf „die jüngere Kollegin" an. Sie ging weiter, und er

wurde gottlob von anderen ins Gespräch gezogen.

Evchen hörte nicht die Worte; es war, als wenn alle zugleich redeten, einer den andern zu überschreien suchte; es schwirrte und gestikulierte um sie herum, und dabei war ihr zumute, als wär sie schon weit fort von all diesen Menschen, in einer ganz andern Welt.

In welcher Welt? Kann man sich so mutterseelenallein unter soviel Menschen fühlen?

Und wenn sie hier nicht leben konnte, wohin wollte sie, ins Dorf zurück? Als was? Zu wem? Wer würde sie mit Freuden empfangen? Oder nach Paris zur Gräfin? Da verlangte man sie nicht, und eine Heimat war's doch auch nicht.

Dann war es eben am besten, sie fügte sich und spielte diese Rolle, die sie anwiderte — sie würde noch manche solche Rolle im Leben spielen müssen.

Vielleicht wurde sie auch abgestumpft dagegen und schlecht, und fragte nichts danach.

Nein, dann lieber tot, oder morgen gleich auf und davon!

Noch einmal heimlich, wie in jener Nacht, und wohin — wohin?

Sie wollte offen mit dem Dichter reden. War er eigentlich ein Dichter? Noch nie hatte sie sich diese Frage gestellt, sondern blindlings geglaubt. Die lahme Afra hatte es gesagt; die — das wußte sie jetzt — hatte ja gar keine Ahnung von der Welt und den Menschen, und sie hatte es nachgeplappert, hatte, allen zum Trotz, ihre Zukunft darauf gebaut, und ging vielleicht an dieser Torheit zugrunde.

Wolten kam wieder.

„Es läßt mir keine Ruhe, wie Sie ausschauen. Sind Sie krank, Fräulein Evchen? Soll ich Ihnen nicht ein Glas starken Wein vom Büfett bringen?"

Die andern aßen jetzt in den Nebenzimmern.

„Ja, wenn Sie wollen; ich kann nicht essen."

Wie er besorgt war, wirklich wie ein Bruder, ein guter Freund!

Ja, wenn man ihm nur trauen könnte, ihm anvertrauen alle Zweifelsqualen! Aber das war nicht mehr möglich. Das Vertrauen war fort, seitdem dies Mädchen um seinetwillen in den Tod gegangen war, seit die beiden sie belogen und betrogen hatten.

Aber vielleicht, daß er doch noch einmal Macht über sie bekam, wenn sie sich nicht losriß von dieser Welt.

Er gab sich ja alle Mühe, sie zu gewinnen, ließ sich durch nichts abschrecken. Und schön war er ja doch, über die Maßen schön und begabt! Neulich hatte jemand gesagt, daß ihm keine Frau widerstehen könnte — Torheit — das ist nicht wahr! Das weiß sie besser!

Aber wußte sie auch, wie sie werden würde, wenn sie blieb in dieser Welt, wenn sie all jene leidenschaftlichen Szenen mit ihm spielte, spielend durchlebte, auch solche, die sie anwiderten, wie die in dem neusten Stück des Dichters, das sie so furchtbar enttäuscht hatte.

Vielleicht, daß auch *sie* allmählich den Boden unter den Füßen verlor, versank, zugrunde ging wie die arme Traute, wie so manche andere. Er allein blieb der Leuchtende, der Triumphierende!

Hatte sie nicht auch die Sehnsucht nach dem Schönen, Glänzenden, Farbenprächtigen in diese Welt hinausgezogen?

Wie ein dummes Kind im Märchen war sie irgendeinem leuchtenden Phantom nachgetappt, und jetzt war alles so wirr und dunkel.

Einen *Willen* hatte sie damals zu haben geglaubt, als sie heimlich die Flucht ergriffen. Ihr war jetzt, als hätte sie sich ganz machtlos von einer starken Welle hierher tragen lassen.

Strandgut!

Jene schrecklichen Worte fielen ihr wieder ein; so heimat- und schutzlos wie Strandgut dünkte sie sich, sie, die in leichten Schleiern vor dieser gierigen Menge tanzen sollte.

Daß sie unter den Vielen einen Menschen hätte, einen einzigen guten, starken Menschen, dem sie ganz vertrauen konnte, der ihr Schutz und Heimat war! So einen, wie es der Franz daheim gewesen war!

Er war kein Briefschreiber; höchstens daß sie einmal eine Karte erhielt; aber wenn die lahme Afra durch ihre Schwester schreiben ließ, so bestellte sie jedesmal seine Grüße und ließ wohl hinzufügen, daß er ein schöner, braver Bursch geworden sei.

Die lahme Afra ließ so schreiben, sie, die von der Menschen Treiben keine Ahnung hatte.

Vielleicht war er geradeso geworden wie die andern auch.

Und Hans-Kurt, der hatte nun einmal den



Glauben an sie verloren, seitdem sie ihn mit ihrer heimlichen Flucht betrogen hatte.

Besser als früher begriff sie seine Enttäuschung, jetzt, wo sie selbst betrogen worden war, auch seinen Zorn und seine Befürchtungen, daß sie so jung und ahnungslos in die Welt hinausgegangen war. Sie hatte den spärlichen Briefwechsel wohl nicht sollen einschlafen lassen. Aber einmal würde sie ihn ja wiedersehen und sich mit ihm aussprechen — einmal noch!

Über diesen Gedanken hatte sie vollständig vergessen, daß Wolten ihr Wein bringen wollte; und da sie den Lärm, das Lachen, Schwatzen und Gestikulieren, alles, was sie jetzt durch die weitgeöffnete Schiebetür beobachtete, nicht mehr ertragen konnte, so schlich sie sich hinauf in ihr Zimmer, grad' in dem Moment, da man dem gefeierten Dichter eine begeisterte Huldigung darbrachte und die Gläser aneinanderklangen.

Als Wolten, der gegen seinen Willen so lange zurückgehalten worden war, das Glas Wein brachte, suchte er sie vergebens, und ebenso die andern, die auf ihr erstes Auftreten in „diesem brillanten Stück" hatten mit ihr anstoßen wollen.

Um vier Uhr morgens hörte sie, wie die letzten Gäste sich verabschiedeten. Und dieser schlaflosen Nacht folgten andere und ruhelose Tage, alle Stimmen in ihr redeten laut, und sie selbst ging einsilbig und verstört umher, weil sie nicht wußte, wie sie dem Dichter die Wahrheit gestehen sollte.

In dieser Zeit kam ein Brief aus Paris, den sie schon seit Monaten erwartete. Erregt, wie sie war, fürchtete sie sich fast, ihn zu öffnen, denn die Adresse war von fremder Hand geschrieben, und ebenso der kurze Brief. Sie ließ die Nacht vergehen, und in der Dämmerstunde des folgenden Tages ging sie mit dem Schreiben in der Tasche zum Dichter.

Er saß, den Kopf in die Hand gestützt, nachdenklich an seinem Schreibtisch. Sein Antlitz sah auffallend müde aus, und wie sie ihn so sah, überkam sie Mitleid.

Sie wußte selbst nicht, warum er sie so verlassen dünkte, und warum sie mit einemmal an jenen schrecklichen Abend denken mußte, da er so verzweifelt aus dem Theater heimgekehrt und so bitterlich geweint hatte.

Wenn er nach der Aufführung dieses Stückes ebenso heimkam! Was dann?

Sie mit ihrem jungen, warmen Gefühl dünkte es so hohl und leer. Aber sie hatte kein Urteil; die andern, die es besser verstanden, hatten ihn ja an jenem Leseabend glänzend gefeiert.

Ein wenig zaghaft trat sie zu ihm hin.

„Ich möchte Sie für unbestimmte Zeit um Urlaub bitten."

Er hob den Kopf und schaute sie an. Sie sah so bleich und ernst aus, daß es sich hier um mehr handeln mochte, als um einen einfachen Urlaub.

Das erregte ihn gleich; er sprang empor.

„Was soll das heißen: Urlaub auf unbestimmte Zeit? Ich kann ihn nicht geben — du gehörst hierher — gehörst der Kunst! Auf unbestimmte Zeit! Das kann ein Jahr, ein halbes Jahr sein. Die Einstudierung des Stückes steht bevor — dein erstes Auftreten — ganz undenkbar, dieser Urlaub!"

Sie zögerte, atmete dann tief auf.

„Ich — ich wollte Ihnen auch dies noch sagen: Ich werde niemals die Rolle in Ihrem Stück spielen."

„Ev', bist du denn von Sinnen? Und warum? Warum?"

„Ich kann nicht; diese Rolle widert mich an. Ein Grauen überkommt mich, denk' ich nur daran, daß ich sie spielen soll. Und Tag und Nacht war es mein einziger Gedanke. Jetzt hab' ich einen Brief aus Paris bekommen, von der Pflegerin der Gräfin geschrieben. Ich weiß, die Frau Gräfin hat in letzter Zeit immer gekränkelt; nun aber sei sie schwerkrank und verlange unausgesetzt nach mir — im Fieber und auch in lichten Momenten. Sie war meine größte Wohltäterin; ich muß hin zu ihr, so rasch wie möglich. Auch wenn ich diese Rolle in den nächsten Tagen spielen *wollte*, ich ließe alles im Stich und ginge zu ihr hin."

„Du irrst," sagte er außer sich, „wenn du echtes Künstlerblut in deinen Adern hättest, so gingest du *nicht* zu ihr hin. Du ließest sie sterben und verderben! Der Fanatismus des Künstlers geht über alles hinweg, auch über die geliebtesten Menschen. Oft genug hab' ich dir das Wesen des Künstlers, das den Laien so manches Mal ganz unbegreiflich dünkt, erklärt."

„Ja, Sie haben es mir erklärt, und auch, wie man Mensch und Künstler auseinanderhalten solle, ein Unterschied, den ich nie geahnt, und den ich — ich seh' es jetzt — nie verstehen lernte.

Und wenn ich eins vom andern trennen soll — dann — es ist vielleicht wieder recht töricht, was ich sage, dann möcht' ich lieber ein volles Menschen- als ein Künstlerdasein führen. Ich bin zu schwach, zu klein für diesen Künstlerfanatismus, der alles seiner Kunst opfert, ich würde mich sehr unglücklich dabei fühlen, und eine Stimme in meinem Innern würde immer dagegen reden: Du verlierst dich, und was gewinnst du dagegen? Ich glaube, ich würde sein wie ein Mensch, der immer friert. Geben Sie mich frei! Ich habe ja doch keinen Sinn mehr für Sie, da ich diese Rolle nicht spielen und Ihnen nicht mehr folgen kann. Geben Sie mich frei!"

„Wozu? Willst du Kindsmagd, Pflegerin oder vielleicht die Geliebte des galanten Grafen werden?"

„Oh, reden Sie nicht so gräßlich, der Graf ist der beste Mensch!"

„Glaubst du immer noch an den ‚besten Menschen', du Narr", sagte er hart. „Aber du bist neugierig; du willst jetzt diese Welt auch noch kennen lernen — geh — tu' einen Blick hinein — ich wette, du bist froh, wenn du nach ein paar Wochen wiederkommen darfst, und darum — geh hin — ich geb' dich frei! Du kehrst zurück, des bin ich gewiß!"

Sie wollte ihm danken; er entriß ihr seine Hand und wehrte ab.

„Laß, laß — ich will keinen Dank — du hast mir eine entsetzliche Enttäuschung bereitet."

„Ich möchte Ihnen danken für alles, was Sie an mir getan."

„Danke mir mit der Tat."

Sie stand vor ihm, ganz bleich, die Hände zur Brust gefaltet.

„Ich kann die Rolle jener — jener Dirne nicht spielen — ich kann es nicht — bei Gott!"

Da wandte er sich, ohne ein Wort zu sagen, von ihr ab, und sie ging langsam aus dem Zimmer.

---

14. Kapitel.

Jahre sind vergangen. Wie lang' ist's her, daß die Ev fort ist von daheim? Sechs Jahre, sagen die einen, sieben die andern.

So recht genau weiß es nur die lahme Afra und der Franz; den meisten ist's gleichgültig, wär' viel verlangt, sollt' man jedem die Jahre nachrechnen, ist manches in der Zeit fort aus dem Dorf und nicht mehr heimgekehrt. Die einen sind gestorben und verdorben, den andern gefällt's besser in der Fremde, ist Geschmacksache und gut, daß nicht alle so denken.

Winter ist's, und bitterkalt in den Bergen, und hoch, blendendweiß liegt allenthalben der Schnee.

Wie vor Jahren sausen die Dorfkinder mit ihren kleinen Schlitten die Halde hinunter, just wie damals, als das Amselchen mit dem jungen Grafensohn zum erstenmal ihr Heil im Rodeln versucht.

Wo sind sie hin, all die blühenden, lachenden Buben und Maidli von dazumal? Totenstill liegt das Grafenschloß auf seiner Höhe. Alle Läden sind geschlossen, kein Schornstein raucht. Die spitzen Dächer sind tief verschneit, und totenstill liegt der Park da in seiner winterlichen Schöne.

Ungefegt sind Weg und Steg. Kein Fuß wandert über den Schnee. Niemand füttert mehr die hungrigen Vögel. Es muß hart hergehen, eh' die Meisen den Humor verlieren; ein wenig ernsthafter scheinen die Rotkehlchen mit ihren großen, dunkeln Augen das Leben zu betrachten; aber am schwersten nehmen's die Raben. Die hocken trübselig, pechschwarz auf dem blendend weißen Schnee.

Die junge Generation ist nicht mehr verwöhnt worden mit Fleischresten aus der Schloßküche.

Ist kein Leben mehr; es lohnt nicht der Mühe, hier zu hocken. Da ist's noch besser bei den Bauern, krächzen die Alten, und mit schweren Flügelschlägen fliegt die Schar davon.

Zugefroren sind alle Wasserläufe im Park und der See.

Aber wer rudert auch im Sommer darüber hin? Der Kahn ist morsch und leck, liegt am Ufer und verfällt; keins sieht ihm an, daß er oft lustige Menschenkinder über die Flut getragen.

Nie mehr haben die Kerzen im Grafenschloß, so wie damals, in die Nacht hinaus geleuchtet, nie mehr sind flinke, graziöse Füße über den spiegelglatten Estrich getanzt.

Zweimal noch, eine kurze Sommerzeit, ist die blonde Gräfin in den Jahren hier gewesen mit einem entzückenden, blonden Kind. Bleich

sah sie aus und verblüht. Im Dorf geht die Mär, sie sei jetzt am Sterben, der schöne, galante Graf sei ihr schon lange treulos, und sie hätte ihr sonnig' Lachen, ihre Lust am Leben verloren.

Die kranke Afra will's nicht Wort haben: Die Ev' hätte in ihren Briefen nie etwas darüber geschrieben, und wie die Gräfin selbst sie das letztemal besucht, sei sie heiter und fröhlich gewesen.

Als ob die Gräfin bei Kranken nicht immer heiter gewesen wäre!

Die Gelähmte spinnt ihre Träume weiter; aber die feinen, farbigen Schemen von damals haben Blut getrunken und reden wie Lebendige. Wahrer und auch trauriger sind die Träume geworden, seit die Ev' in die Welt hinausgegangen.

Wie die meisten von uns, hat sie umlernen müssen; falsche Werte hat sie streichen gelernt, neue hinzuerobert.

Der Dichter hat seinen Glorienschein verloren und ist ein sündhafter Mensch geworden, wie wir alle.

Der Franz aber, den sie früher nie für „was Besonders" gehalten, ist turmhoch gestiegen.

Als er nach Evchens Flucht zum erstenmal zu Weihnachten auf Urlaub heimgekommen, hat er bei der Kranken, die ihn mit ihrem „einfältigen Geschwätz" nur mehr erregt, gehörig geflucht und gewettert, so daß sie empört den „groben Bauern" gar nicht mehr hatte sehen wollen. Da er aber zu Ostern zum zweiten Male heimgekehrt, hatte sie mittlerweile von der Ev' erfahren, daß der Dichter zwei Frauen hätte und demnach nicht alles so „ideal" wäre, wie sie es gedacht. Da war sie schon ein wenig demütiger geworden, der Franz hatte sein Fluchen bereut, und die zwei hatten sich rasch versöhnt.

Alles hatte ihr die Ev' später nicht geschrieben, aber grad' genug, daß sie zögernd immer ein Stüflein tiefer aus ihrem rosenfarbigen Gewölk in die „graue Wirklichkeit" hinabgestiegen war. Damit war sie dem Franz, der so recht fest im Leben stand, ihr selbst zum Heil, immer näher gekommen, und da der niemand im ganzen Dorf hatte, mit dem er so offen über die Ev' reden konnte, denn die einen hätten ihn verspottet, weil er verliebt sei, und die andern hätten ihn nicht verstanden, so waren die beiden allmählich die besten Freunde geworden, und warteten eigentlich von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr, daß die Ev' heimkommen würde.

Der Franz war sich ganz klar: Er wartete darauf, daß die Ev', des Lebens in der Fremde müde, einmal heimkehren würde. Die Afra aber, die gar zu gern ab und zu wieder in ihr rosenfarbenes Gewölk hinaufstieg, verlor sich in Träumen.

Sie hatte die Ev' schon als „große Künstlerin", dann als „Gräfin", jedenfalls als etwas ganz „Außergewöhnliches" heimkehren sehen. Da aber auch die besten Freunde im tiefsten Herzensschrein immer einige geheime Gedanken für sich behalten, so waren sie über diese wichtige Frage noch nicht uneins geworden. Die lahme Afra aber und ihre Schwester wurden vielfach darum beneidet, daß der junge Bauer so oft bei ihnen einkehrte, denn er ist nicht nur der stattlichste, sondern auch der tüchtigste Bursch im ganzen Dorf.

Und der große Hof gehört ihm, denn der Vater, der tot ist, hat den Franz noch bei Lebzeiten als seinen Sohn anerkannt.

Die Maidlis sind toll auf ihn: Er sollt' eine Bäuerin auf den Hof haben, heiraten! Zeit wär's schon! Aber jedesmal, wenn er mit dem Gedanken, zu freien, umging, war's, als risse ihn eine starke Hand zurück.

Bleib davon! S' ist doch nicht die Rechte! Die Ev' steckt dir immer noch im Kopf, und sie kann doch einmal heimkommen.

Oder willst's wie dein Vater machen: die eine heiraten und die andere lieben? Und manchmal, wenn ihm wieder einer von den stolzesten Bauern seine Tochter angetragen, hernach denkt er an seine Kindheit, wie sie ihn da verhöhnt haben: Wo isch dei Mutter? Aber er lacht darüber: hat alles sein Gut's, man lernt die Leut' besser kennen, wenn man nicht gleich als Kronprinz auf die Welt kommt. Jetzt aber hat die Ev' über ein halbes Jahr nicht an ihre kranke Freundin geschrieben, nicht zu Weihnachten und nicht zu Neujahr. Das plagt den jungen Bauern hart, viel mehr, als er sich eingestehen mag.

Am Neujahrstag hat er beinah' einen Strauß mit der Kranken gehabt; er sieht zum erstenmal schwarz, und sie ganz rosig; sie hat wieder ihre eigenen Ideen, denn zuletzt hat sie dem Franz ganz geheimnisvoll erzählt, der Herr

Pfarrer hätt' zwar auch lange nichts aus Paris gehört; aber es ginge das Gerücht, der junge Graf sei aus Afrika, wo er einige Jahre als Offizier in den Kolonien gewesen, heimgekehrt, und sei in Paris und — und . . . . .

Weiter war sie mit ihrer Erzählung nicht gekommen, denn der Franz war aufgesprungen — er konnt' das Geschwätz nimmer ertragen — und ohne Abschied auf und davon gegangen, wieder einmal „wie ein rechter Bauer", hat die Afra gedacht, die gar keine Ahnung hat, wie zerrissen dem jungen Bursch innerlich zumute ist.

Ein paar Wochen hat er fortbleiben wollen, aber er hält's nicht länger aus. Seit er die „einfältige Nachricht" von der Afra erfahren, hat ihn eine unbeschreibliche Unruhe hin und hergetrieben.

Er ist „zu Lichte" gegangen und ist so toll und ausgelassen gewesen, daß die Alten und Jungen gedacht haben, jetzt denkt er endlich ans Freien.

Auf dem großen Holzschlitten, die andern Burschen und Maidlis hinter sich, ist er die Berge hinabgesaust, daß alle gemeint haben, sie müßten Hals und Beine brechen; aber unter Kreischen und Lachen sind sie glücklich unten angelangt. Und im Wirtshaus hat er bis tief in die Nacht hinein gesessen und „solche Sprüch' gemacht, soviel verzählt", daß alle gemeint haben, schad' sei's doch, daß sich der Huber-Franz so selten da blicken ließe; der brächt' Leben hinein.

Nach kaum zehn Tagen aber hat er das „Hundeleben" satt gehabt, und nachdem er sich noch einmal recht ausgetobt, hat er bald danach seine kranke Freundin aufgesucht. Er muß ernsthaft mit ihr reden: Wenn die Ev' immer noch nicht geschrieben hat, so muß etwas geschehen, so gehts nicht weiter.

In der Dämmerstunde macht er sich auf. Den ganzen Tag hat's geschneit, jetzt hat's aufgehört, für kurze Zeit, denn im Westen steht eine dicke, grauschwarze Wolkenwand. Der Bauer schaut auf: S' ist noch genug Vorrat droben für die ganze Nacht.

(Schluß folgt.)



Die Gefilde der Seligen.

O sieh die tiefen, blauen Fluten blinken,
O sieh der weißen Wassermädchen Schar,
Hier laß uns in das duftge Grün versinken
Und kränz mit Rosen mir das lock'ge Haar.
Horch, rings umher ein Weben und ein Sprießen, —
Die Welt ist tot! — Vergessen und genießen,
Denn ich bin schön und jung und liebe dich!

Hier herrschet ew'ger Tag, ein rosig Dämmern
Schließt manchmal nur die müden Augen zu,
Und keiner Stunde ungeduldig Hämmern
Stört süßes Wachen und noch süß're Ruh.
O bleibe hier — hier ist die Seligkeit.
Hörst du der Märchenglocke träumend Klingen?
Hörst du der Nixen fernes helles Singen?
O bleibe hier — hier ist die Seligkeit.

Doch wenn der letzte Becher ausgetrunken,
Und wenn verrauscht der heiße Jugendmut,
Und wenn die letzte Rose welk gesunken
Von uns'rer Stirn — dann wirf sie in die Flut.
Sieh dort des Tempels Säulen friedlich stehn,
Dort wollen wir in sonniger Betrachtung,
In Weltbeglückung und in Weltverachtung
Dem stillen Freunde Tod entgegensehn.

Käthe Erdmuthe-Michel.



Julius Havemann.

Von Hanns Martin Elster.

Er ist schon im Leben schwer zu finden, dieser stille, doch kraftvolle Dichter aus Lübeck, der Hansestadt. Nach langen Wanderjahren in Deutschland, Italien und Österreich war er nur auf kurze Zeit heimgekehrt an die Trave, um sich auszuruhen, um auszuholen zu größerem Erfolge. Er war schon ein Fünfundvierziger, als er zum ersten Male zu uns sprach, und zwar sofort in seiner ganzen Eigenart und Stärke. Aber man hörte, man beachtete ihn nicht. Er war eben ein „Neuer", wie so viele im Jahrbuche der Literatur; mochte er zusehen, wie er sich zurechtfand. In seiner Heimatstadt betrachtete man ihn von einem falschen Gesichtswinkel aus; wie sollte man auch anders, da der Mensch an Reales gebunden ist? Und viel Reales im Sinne der Welt hat Havemanns Schriftstellerleben nicht hervorgebracht: einige Lyrik war in „Velhagen und Klasings Monatsheften" (freilich, welche Lyrik!), und einige Skizzen waren in der „Jugend" vor langer oder kurzer Zeit gedruckt worden; danach ließ sich der Dichter schwer bemessen. Vor ungedruckten Manuskripten hat die Menschheit wenig Respekt, höchstens dann, wenn der, der die Manuskripte unter innerer und äußerer Not einst verfertigte, tot ist. Havemann floh also aus seiner Vaterstadt. Er ging nach Berlin, in die Weltstadt, wo der moderne Mensch allein, einsam sein kann. Seit 1910 lebt er nun draußen in Charlottenburg, hinter dem Schloßpark. Von den Fenstern seines hochgelegenen, sauberen Zimmers aus hat er einen weiten Blick über einen großen Platz. Und wenn er von der Arbeit aufsteht und sich an das Fensterkreuz lehnt, sieht er tief unten das geschäftige Gewimmel derer, die um die Güter des Lebens markten. In seiner philosophischen Ruhe, in seiner langsam erworbenen und erlebten Resignation lächelt er dann so, wie er in seinen Büchern

lächelt, liebevoll und ironisch, mitfühlend und einsam.

Im Leben finden nur ganz wenige den Weg zu diesem abseits lebenden Menschen. Und auch im Schrifttum begegnen dem Dichter nur wenige. Aber ich habe die Hoffnung, das Vertrauen, daß sich diese wenigen bald und schnell mehren werden, daß sich Scharen um seine Kunst sammeln werden. Der erste Damm — und es war bisher der alles hemmende — ist jetzt überstiegen: Havemanns Bücher bleiben nun nicht mehr Manuskripte; er kann seine Schätze der Öffentlichkeit darbieten. Das Jahr 1911 brachte die drei Novellen „Perücke und Zopf", das Jahr 1912 die Novelle „Am Brunnen" mit einigen kleineren Skizzen im selben Band und im neuesten Bande der „Meisternovellen neuerer Erzähler", die Richard Wenz herausgibt, und schließlich nochmals drei Novellen „Eigene Leute, und ich kann auch sagen, daß das Jahr 1913 eine zehnjährige Arbeit, seinen großen zweibändigen 1813-Roman bringen wird. Wir aber wollen jetzt von dem Dichter sprechen, wie ihn jeder jetzt schon kennen lernen kann, wenn er seine Bücher zur Hand nimmt.

Die Novellenkunst wird in Deutschland stets mit etwas furchtsamen Augen angeschaut. Man ist im allgemeinen zu bequem, sich dem feinen Reiz einer geschlossenen Kunstform anzuvertrauen, und man folgt lieber dem mehr oder weniger geschwätzigen Entwicklungsgange eines Romans, der weniger geistige Energie beansprucht. Man muß diese Zurückhaltung bedauern, denn sie bringt das ästhetische Gefühl in einen Schlendrian hinein, von dem es schließlich keine Rettung mehr gibt. Man wird allmählich blind gegen die Vorzüge der Novelle, die man mit den Augen eines Romanlesers betrachtet. Und dann ist jede Verständigung zwischen Dichter und Leser unmöglich. Dies alles gilt im besonderen auch für Havemann, einen unserer feinsten Novellenkünstler im deutschen Schrifttum der Gegenwart.

Fort mit allen Ansprüchen, Angewohnheiten aus der Romanlektüre, und dafür ein reines ästhetisches Gewissen, eine starke Auffassungsgabe und eine gute, willige Empfänglichkeit zur Stelle! Ohne alle Vorurteile, aber mit gespannter und anhaltender Aufmerksamkeit lese man die Novellen. Dann werden sie uns künstlerische Genüsse entwickeln, die ein Roman niemals zu geben vermag. Schon dessen lose Komposition versagt die Freude, die man an der Rundung eines Stoffes, an der Zuspitzung einer auf ein Ereignis hingeführten Handlung, an der Beleuchtung feststehender Charaktere hat; schon die Breite des Romans führt von jener Konzentration fort, die in der Novelle herrscht und nur das Notwendigste Wort werden läßt; kurz gesagt: der ästhetisch empfindende Mensch wird sich immer zu der Novelle mehr hingezogen fühlen als zum Roman. Das mag einseitig klingen, ist aber so.

Wozu setzte ich diese Apologie der Novelle hierher? Gewiß nicht Havemanns, sondern des Lesers wegen, der nun einmal glaubt, den Novellisten niedriger einschätzen zu dürfen als den Romandichter. Des Lesers wegen, damit er einmal, um jene dichterischen Erfahrungen an sich selbst zu machen, an die Lektüre der Novelle gehe, und zwar besonders an die der Novellen von Julius Havemann. Hat er erst zu lesen begonnen, so ist er bald in ihrem Bann, kommt er nicht mehr von ihnen los, und emanzipiert er sich von der Novelle, vom Papier überhaupt, um fortan nur noch den Dichter zu sehen, der die Einheit dieser Novellen ist.

Das Bewegende für den Kenner von „Perücke und Zopf", von „Am Brunnen" und von den „Eigenen Leuten" ist, zu erleben, eine wie vielseitige, ernste und bedeutende Persönlichkeit, künstlerisch und menschlich, in diesen Büchern steckt und sich mit aller originalen Selbständigkeit überall sich selber treu zeigt, gewiß hier und da in der Entwicklung, aber doch stets derselbe Mann, den auch nur Norddeutschland hervorbringen konnte.

„Perücke und Zopf" und „Eigene Leute" zeichnen die Sphäre, aus der Julius Havemann stammt: Von der Seite seines Vaters her hängt er mit den vornehmen Patrizier- und Senatorenfamilien der Travestadt zusammen, durch seine Mutter aber mit braven Handwerkern, Leuten aus dem Volke. Es ist ihm gleichsam ein universaler Sinn der menschlichen Gesellschaft gegenüber angeboren: er versteht die „höheren und die niederen" Kreise, er lebt mit den Gebildeten und mit dem Volke. Das gibt ihm eine unnachahmliche Sicherheit in der Charakteristik und Schilderung aller seiner Gestalten, ihrer Erlebnisse, ihrer kleinen oder großen Welt. Das verleiht ihm eine Ruhe allem Urteil gegenüber, daß die eine Schicht über die andere fällt, und diese Ruhe ermöglicht ihm das Lächeln über aller Eitelkeiten Eitelkeit, den Blick ins echt Menschliche, ins Herz hinein.

Nehmen wir „Perücke und Zopf". Was uns an den drei Novellen, die in der Zeit von 1698 bis 1796 spielen, zuerst auffällt, ist die jeden literarischen Feinschmecker entzückende Art, wie alles gestaltet und geworden ist. Man beobachtet, wie Havemann die Atmosphäre der Rokoko- und Zopfzeiten herausgebracht hat, wie er, der Kenner der Menschenseele, auch die moderne Psychologie klar und fest in die Menschheit der Vergangenheit zu übertragen weiß, wie die einzelnen Handlungen anwachsen, sich abrunden, und wie in ihrem Verlaufe die Charaktere der Menschen heraustreten. Da ist die erste Novelle: Anekdotischer Ironie voll behandelt sie einen gerissenen Kirchenraub des be-

rüchtigten „Nickel List"; „Wie Havemann den Raub hinter den Kulissen geschehen läßt, und uns dafür einige alte Kunstschätze des alten Lübeck zeigt, ist unübertrefflich. Da ist „Nippes": ein Rokokostück voll rosiger Frühlingsschäferei; eine beabsichtigte Verlobung mit einem unbeabsichtigten Verlobten; heiter, hell, jugendfrisch; Lisette, die Braut, ein junger Mensch, wie wir ihm in alter und neuer Literatur nicht wieder begegnen, schlägt im Kreise ihrer Verwandten, des Kaufhauses Botterjung und Co., allen Onkeln und Tanten samt Vater und Mutter ein Schnippchen, baut sich ihr Glück aus eigener Machtvollkommenheit, den beabsichtigten Bräutigam, der sich am Schlusse noch als Schurke erweist, abweisend. Und schließlich „Auf die Trommel": ein Soldatenstück aus der Revolutionszeit; das Schicksal eines zum Tode verurteilten Musketenträgers bringt zum ersten Male der verzärtelten, weltmüden, schönen Frau Konsul Rabener den Ernst des Lebens zum Bewußtsein. Haben wir gesehen, wie die Novellen gearbeitet sind, wie jeder Charakter sich formt und bildet, wie jede Situation anschaulich und plastisch wird, wie die Dialoge voll sprühender Lebendigkeit voll fester Individualität und knapper Konzentration sind, dann beginnt unser ästhetischer Genuß ein wirklich menschliches Interesse zu werden. Fast plötzlich werden uns die Menschen, die da geschildert sind, lieb und traut und zu Freunden; wir mögen uns nicht von ihnen trennen, wir weilen lange oft bei ihnen, denn wir kennen sie, wir können ihnen vertrauen, mit ihnen umgehen, sie sind Leben von unserem Leben, sie haben dasselbe Herz wie wir; alles Papierene schwindet, und klar schaut uns die Wirklichkeit an. So wächst bei Havemann durch die reine Kunst eine unendlich deutlich gesehene, nachgemalte, rein erlebte Realistik heraus. Er, von dem wir erst glaubten, er würde uns vielleicht durch Stimmung oder durch historisches Milieu überwältigen, zu sich herüberziehen, er gewinnt uns, als ein echter Dichter, durch die zusammengesetzteste Wahrheit seiner Menschenseelen.

Wer dies nur einmal empfunden hat, der kommt von Havemann nicht wieder los. Denn nun sieht er nicht mehr allein den Künstler, den — um die Kühnheit des Begriffes ganz deutlich zu machen — Artisten, sondern er sieht den Dichter und den Menschen, die Persönlichkeit, deren Urteil volle Ironie zu sein scheint, aber der Humor in seiner feinsten Art ist. Havemann ist im Besitze jenes echt deutschen Humors, der ein Kind des Gemütes ist. Auch er kennt die Träne, die man lächelnd im Auge zerdrückt. Auch er kennt jene große Güte, aber klare Beobachtung, Kenntnis, die einen Raabe auszeichnete. Mag er für seine Person von Raabe auch wenig gelernt haben — denn Havemann ist moderner Künstler —, sie sind doch einander verwandt, der Braunschweiger und der Lübecker, niederdeutsche Stammesgemeinschaft herscht zwischen ihnen, wie Storm auf der anderen Seite Havemann nahesteht.

Sollte man für „Am Brunnen" ein Wort sagen, daß in dem, der diese vielleicht wunderbarste Novelle unseres Dichters noch nicht kennt, der Wunsch entsteht, sie zu lesen, so wüßte ich weiter nichts als dies: Storm hätte sie nicht besser, vielleicht nicht einmal so schreiben können. Die zarteste Stimmung lagert sich über dies Kleinod moderner Erzählerkunst, das uns von der Gegenwart isoliert, in die Mitte des 18. Jahrhunderts führt und uns ein Jungmädchenschicksal erzählt, so schlicht, daß wir im tiefsten Innern unsere Seele erzittern fühlen. Die Liebesgeschichte Juliane Schoenecks mit ihrer tragischen Schuld und deren Sühne ist über allem Aburteilen erhaben. Man hat auch nicht den kleinsten Fehler an ihr zu rügen, ganz abgesehn davon, daß sie menschlich vollkomemn ist. Wer seinen Weg zu Havemann durch diese Novelle findet, wird nie wieder von ihm gehen, wird freilich oftmals aufmerken, wenn er nach den anderen Büchern des Dichters greift. Denn Havemanns Geige klingt nicht nur auf einer Saite, sie schwingt in allen Tonarten: verträumt und weich, sanft und zart, schrill und lärmend, hart und grausam. Havemann ist im Besitze des Geheimnisses, wie man vielseitig und doch stets der Gleiche, ein und derselbe sein kann. So horcht man bei den „Eigenen Leuten" auf; ist das der Havemann von „Am Brunnen"?

Da klingt ein anderer Ton. Das ist auch nicht mehr „Perücke und Zopf", aber das ist mindestens ebenso schön und ebenso stolz. Der barocke Humor, die Komik sprechen zu uns. Wie Raabe seine „Keltischen Knochen", seine „Gänse von Bützow" schrieb, so verfaßte Havemann seine „Eigenen Leute": sie sind mit jenen anderen Novellen der Vergangenheit, der Stimmung gemeinsam entstanden im Wachsen und Werden, Finden und Feilen, und sie sind das Echo auf weiche, zarte Klänge. In ihnen herrscht ein lauteres Lachen, eine befreiende Stimmung und letzten Endes auch eine größere Kunst. Denn sie sind nicht ganz so behaglich breit, so filigranartig und ausmalend, sondern sie sind konzentrierter, reicher an Handlung, fester in der Charakteristik und sicherer in der Komposition; schließlich — es ist erstaunlich, daß wir das nach „Perücke und Zopf", nach „Am Brunnen" mit ihrer unglaublichen Plastik noch sagen können —, sie sind auch noch anschaulicher, noch plastischer. Wer das Wunder erleben will, was alles und wie ein wahrer Dichter zu schauen und das Geschaute treu einheitlich aus dem Einzelnen, Kleinen heraus zu gestalten vermag, der greife zu den „Eigenen Leuten". Wer den Atem großer Kunst und den Atem ewigen Menschentums spüren will, der greife auch zu den „Eigenen Leuten"; hier wird er ihn am besten, unmittelbar

empfinden, während er bei „Perücke und Zopf" und „Am Brunnen" die Geduld des stillen, versonnenen Menschen haben, Vergangenheit als Gegenwart entdecken können muß, und im Individuellen das Typische.

Die Themata in den „Eigenen Leuten" sind nun nicht etwa barock. Ich möchte auch nicht sagen, daß alle drei Novellen mit einem befreienden Gelächter enden. Nein, das Barocke dieses Bandes ist vor allem in der ersten Novelle „Der große Mann", entschieden der besten des Bandes, allein zu finden, und hier und da noch in der letzten „Ein Scherbengericht", indem beide Male der Satiriker die Menschen aller ihrer Hüllen entkleidet und sie so in frierender Nacktheit in komische Situationen bringt. „Der große Mann" ist nicht etwa der Held der Geschichte; dieser aus einer holsteinischen Kleinstadt, etwa Segeberg oder Neumünster, stammende, in Dänemark zu hohen Ehren gekommene Besucher der Heimatstadt und Mitschüler des Schneidermeisters Nitz muß nur das Ereignis — seine Ankunft in der Vaterstadt — und die Person hergeben, damit der Dichter uns die Charakterstudie vom Meister Nitz mit einer Handlung beleben kann. Diese Handlung wird einem bald Nebensache, wie bei Havemann stets alles rein Stoffliche. Uns fesselt Meister Nitz selbst: ein blaustrümpfiger, kolleriger, halb verrückter, einsamer Schneidermeister; wie er atmet, denkt, handelt, lebt, wie er frei ist von allen Vorurteilen, doch furchtsam, schwach, bisweilen keck, frech, schnippisch — das alles nimmt unser Herz, unsere Sinne gefangen und erregt eine Spannung in uns, wie sie keine noch so sorgsam aufgebaute Handlung in uns hervorrufen kann. Dabei enthüllt sich der Meister Nitz in allen Situationen im Hause und auf der Straße, wenn er allein ist und unter Menschen — immer als ein Eigener, als ein wundervolles Original. Originale kann man die beiden Hauptgestalten der anderen Novellen eigentlich nicht nennen, denn ihrer Eigenart fehlt der komische Beigeschmack, den etwa die Nebengestalten des „Scherbengerichts" haben. Nein, die Bäuerin Traina aus dem Schwabenlande und die Schneiderin Rieke aus der holsteinischen Kleinstadt sind eigene Leute, weil sie sich ihr Leben auf ihre eigene Art bauen. Mit seltener Kühnheit hat sich hier der Dichter an überaus schwere Aufgaben herangewagt: er schildert uns in der drallen Bäuerin eine Witwe, die im Manöver dem bei ihr einquartierten Vizefeldwebel ohne weiteres Eherechte gewährt, und in der dreißigjährigen Rieke eine resolute Person, die sich aus purer Berechnung — um einen Bauern zur Ehe zu zwingen — diesem hingibt. Und er will uns diese beiden Frauen sympathisch machen! Man staunt, wie sehr ihm das gelingt! Es ist vielleicht noch nie dagewesen, daß ein Dichter jenseits aller Sachmoral allein durch die Welt des Gefühls und des menschlichen Erlebens häßliche Tatsachen überwindet und die Täter zu einer menschlichen Schönheit erhebt, die überwältigt. Und das ohne jede Phantasterei; streng realistisch, so realistisch, daß man wiederum den Dichter im „Manöver" für einen Schwaben und einen Mann des Volkes hält.

So steht Julius Havemann vor uns als ein Künstler von unbestreitbarem Können, als eine Persönlichkeit von fester, innerlich freier Weltanschauung, erhaben über alles Parteiische, Programmatische, allein wurzelnd im Menschlichen. Wer dieses in echter Kunstform sucht, der gehe zu Havemann. Und wir hoffen, daß es recht viele sein werden.



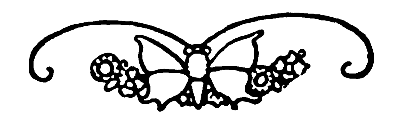
Bild.

Sie müßte blond wie Nordlandskinder sein
Und vor mir leicht sich in den Sessel schmiegen,
Und ihre Hände, rosenblaß und fein,
Die müßten lässig auf den Lehnen liegen.

Und ich läs aus dem Buch auf meinen Knien
Ein Lied vielleicht, auch eine alte Sage,
Die müßte mit dem Duft durchs Zimmer ziehn
Von einem scheidenden Mittsommertage.

Und durch das Fenster strömte Gold herein,
Und Gold von ihres Hauptes breiten Flechten,
Und in mein Leben zög die Schönheit ein,
Nach der ich mich versehnt in Tag und Nächten.

Paul Neuburger.



Die Heitere.

Skizze von Margarete von Wolff-Meder.

Herr Friedrich Wilhelm Berger sah sich bereits wieder in die Lage versetzt, nach einer Repräsentantin für sein Haus und zugleich liebevollen Erzieherin für seine beiden mutterlosen Kinder Umschau halten zu müssen. Nummer sechs in den zwei Jahren nach dem Tode seiner Frau.

Ein anderer hätte an seiner Stelle wohl geheiratet, aber er war ein Mann von Charakter. Und das hatte der Staat gedoppelt, indem er ihm den Charakter eines Rates soundso zulegte. Er war doch nicht der erste Beste, der kaum das Trauerjahr abwarten kann, um nur schnell zu heiraten. Seiner überaus glücklichen, musterhaften Ehe wäre das unwürdig gewesen. Das hätte ja den Ruf, in dem seine Ehe gestanden hatte, geradezu zerstören müssen. Auch um seiner Kinder willen wies er den Gedanken zurück. Die Tochter zählte bereits dreizehn Jahre, der Sohn elf, sie hatten ihre Mutter in zu starker, frischer Erinnerung und sollten durch den Vater nicht in ihren Gefühlen verletzt werden.

Aber diese Personen . . . diese Repräsentantinnen . . . . diese Frauen . . . . Eine jede hatte immer nur die Absicht gehabt, sein Witwertum zu enden, und hatte dies mehr oder minder offen zur Schau getragen.

„Hm," Herr Friedrich Wilhelm Berger räusperte sich, gleichsam, als setzte er einen Punkt hinter seine Gedanken.

Er ist nun vor seinem Hause angelangt, zieht den Schlüssel, öffnet die Tür und besteigt etwas beschleunigter als sonst die teppichbelegten Treppen. Vielleicht ist die neue Reflektantin schon da.

Im Korridor fliegt sein Töchterchen ihm an den Hals und flüstert: „Du, Papa, das neue Fräulein wartet im Salon. Sie ist nett."

Und der Junge kneift ihn in den Arm. „Mir gefällt sie auch, Vater."

„St. . . Ruhe. . . Geht in euer Zimmer."

„Aber du nimmst sie, Papa. Ja? . . . Lisa bittet sehr eindringlich, und Hans unterstützt sie.

„Na, wollen sehen. Geht nur."

Sie gehorchen.

Er tritt vor den Spiegel, bürstet Haar und Bart und bringt die Krawatte in Ordnung. Dann öffnet er die Tür zum Salon.

Die Dame, die da im Sessel sitzt, erhebt sich. Sie ist ein prachtvolle, gesunde Erscheinung. Im Nacken sprüht und leuchtet goldblonde Haarfülle und Augen, wie Morgentau mit blitzendem Sonnenreflex, blicken ihm aus blühendem Gesicht unbefangen entgegen.

Er verneigt sich, stellt sich vor.

Sie erwidert mit Nennung ihres Namens. Anna Walter heißt sie.

„Ah so." Er weiß sogleich Bescheid. Es ist die Tochter des bankerotten Gutsbesitzers, die sich bereits brieflich um die Stelle beworben hat.

„Behalten Sie Platz, bitte."

Sie setzt sich wieder.

Er ist ein wenig aus der Fassung, er zögert, das zu sagen, was er durchaus sagen will und muß. . . Was er sich vorgenommen, sich von nun an bei Besetzung dieser Stellung zum Prinzip gemacht hat.

Hm. . . Aber wo bliebe der Kavalier, der er doch auch ist. . . . Es wäre eine bodenlose Grobheit.

Noch immer hat er kein Wort gesprochen.

Die klaren, blitzenden Sonnenaugen sehen ihn erstaunt an.

Er bemerkt es, wird rot und räuspert sich. Aber dann überwindet er seine Verlegenheit, besinnt sich auf seinen doppelten Charakter, und da ein solcher Mann auch sich selbst stets Wort halten muß, fällt der Kavalier um.

„Sehen Sie, mein Fräulein," er setzt sich und zeigt auf das umflorte Bild seiner Gattin. „Das ist meine verstorbene Frau. Vor fast zwei Jahren wurde sie mir entrissen. Sie war eine treue, gewissenhafte Mutter, eine vorzügliche Gattin und Hausfrau, sie war wirklich die beste aller Frauen" . . . . Er hatte mit bewegter Stimme gesprochen und schweigt jetzt einen Augenblick, um seine innere Erregung zu unterdrücken.

„Oh" . . macht die Blonde bedauernd, und ihr Gesicht verrät aufrichtiges Mitgefühl.

Er sieht schnell weg; denn er will sich nicht wieder beirren lassen. „Der Verlust ist nicht zu ersetzen, die Lücke nicht auszufüllen . . . Fünf Repräsentantinnen waren in den zwei Jahren bereits hier," stößt er hastig hervor.

„Fünf? . . . . Aber . . . ."

„Ja, nicht wahr, das ist viel. Und nicht eine ging, weil ich etwa mit ihren Leistungen unzufrieden gewesen wäre. . . . O nein. . . . Sie waren alle recht pflichteifrig. . . . Hm! . . ." Er räusperte sich wieder. . . . „Aber . . . Ja . . . Na, kurz und gut, sie legten es alle darauf an, meine Frau voll und ganz zu ersetzen, meinem Witwertum ein Ende zu machen. . . Und ich. ." Er erhebt sich. Seine ganze Haltung, die Miene seines Gesichts drücken Abweisung aus, „ich denke absolut nicht an Wiederverheiratung. Ich . . . . ich mache es geradezu zur Bedingung, daß, daß . . Plötzlich weiß er nicht die rechten Worte zu finden und bricht verwirrt ab.

Doch sie hat ihn verstanden. Erst blitzt es in ihren Augen auf, dann zuckt's um die Mundwinkel. Sie will es unterdrücken, aber es geht nicht. Erst leise, dann lauter quillt Lachen über ihre Lippen. Es schwillt zu immer helleren Tönen an, ist so wahrhaft lustig und froh, daß sein anfangs mißvergnügtes Gesicht wie klarer Sommerhimmel dreinschaut. Sein Mund verzieht sich zu einem Lächeln, und jetzt lacht er in lauten, tiefen Tönen mit.

Das bringt sie zur Besinnung... Pardon. Entschuldigen Sie, Herr Rat." Aber sie ist nicht verlegen oder ängstlich. Mit wahrhaft selbstsicherer und befreiender Heiterkeit, die auch bei ihm keine Verlegenheit aufkommen läßt, äußert sie: „Also, das machen Sie zur Bedingung, daß man Ihr Witwertum respektiert."

Er nickt vergnügt. „Ja, das wollte ich sagen. Wir verstehen uns vortrefflich, mein gnädiges Fräulein."

Sie blickt vor sich nieder und entgegnet nach kurzem Zögern: „Insofern würde die Stelle hier sehr gut für mich passen. .. Ich .. ich bin nämlich verlobt, Herr Rat. Sie dürfen also versichert sein, daß ich nicht in den angedeuteten Fehler meiner Vorgängerinnen verfalle."

„Verlobt sind Sie?" Er sieht sie mit plötzlich verdunkelten Augen an.

„Ja. Bis zu meiner Verheiratung können aber noch zwei bis drei Jahre vergehen. Ich bin arm wie eine Kirchenmaus, und mein Verlobter besitzt auch keine irdischen Güter. Er hatte in Transvaal sein Glück versucht, ist nun aber in Deutsch-Südwest und hofft da auf besseres Gelingen."

„So! ... Hm! ... Na, dann ... Wenn Sie also glauben, es sei hier in meinem Hause ein geeigneter Wirkungskreis.... Dann" ...

„Davon bin ich fest überzeugt. Ich werde mir alle Mühe geben, Ihre Zufriedenheit zu erringen."

„Wann können Sie antreten?"

„Wenn Sie wünschen, schon morgen."

„Das wäre mir in der Tat sehr lieb. Über Gehalt und so weiter habe ich Sie wohl schon brieflich aufgeklärt."

Sie bejaht.

Ein paar inhaltslose Phrasen werden noch ausgetauscht, dann kommen die Kinder, die sie schon vorhin begrüßt hatten. Man plappert noch dies und das, darauf verabschiedet sie sich.

Er aber ist heute nicht so ganz der Vater seiner Kinder wie sonst. Während des Mittagsmahles antwortet er ihnen ziemlich zerstreut und teilnahmslos, und den üblichen gemeinsamen Spaziergang lehnt er ab. Sie müssen allein gehen.

Als sie weg sind, geht er unruhig in seinem Arbeitszimmer auf und ab, schließlich öffnet er die Tür zum Salon, bleibt da auf der Schwelle stehen und starrt auf das Sesselchen, in dem die prachtvolle blonde Frau gesessen hatte. Er sieht ihre leuchtenden Augen, hört ihr Lachen..... Dieses helle, frohe, herzliche Lachen. Es erfüllt den ganzen Raum....

Und plötzlich klingt wirklich ein helles Lachen auf.... Er selbst, seine eigene Stimme ist's. Sie wird immer vergnügter. Die Töne kollern übereinander. Er schüttelt sich förmlich aus vor Lachen.

Als er sich seiner Heiterkeit bewußt wird, staunt er über sich selbst. Ja, ist er denn behext. Solche lustigmachenden Gedanken waren ja noch nie in ihm. Am allerwenigsten hatte er selbst sich je zum Gegenstand eigener Heiterkeit gemacht. So etwas war in seinem ganzen langen Leben noch nicht passiert. Und eben hatte er doch über den komischen Kauz gelacht, der einer Dame sagen konnte: „Ich mache es geradezu zur Bedingung, daß.... Sie mich ungeschoren lassen." Das letztere hatte er zwar nicht ausgesprochen. Es hatte ihm aber auf der Zunge geschwebt. Sie hatte das sicherlich heimlich hinzugesetzt. Ihre Augen .... ihr amüsiertes Lachen verrieten das. Sicherlich.... Wenn er sich jetzt ihre Augen, ihr ganzes Mienenspiel vergegenwärtigte.....

Das Blut steigt ihm plötzlich siedend heiß ins Gesicht. Und die innere Unruhe treibt ihn zum Hause hinaus. Sie, die Lachende, Heitere..... Sie ... Sie .... Er denkt immer nur an sie.

Und sie ist verlobt.

Der Gedanke erweckt in ihm eine tiefe Traurigkeit. Und dann wieder wird er furchtbar zornig auf sie. Warum wollte sie mit ihrem strahlenden Gesicht, ihrem wunderbaren Haar, ihrer prachtvollen Erscheinung noch in das Haus eines anderen Mannes gehen, wenn sie doch verlobt war. Sie würde nur das Herz dieses Mannes beunruhigen.

Er will ihr abdepeschieren und läuft zu einem Postamt. Aber in letzter Minute zerreißt er die sehr kurz gefaßte Depesche und stürmt zum Lokal hinaus. Sie soll kommen, soll zwei, drei Jahre in seinem Hause weilen.... Zwei — drei Jahre. Das ist eine lange Zeit.

Herr Rat Berger läuft mit stürmisch pochendem Herzen durch die Straßen und erst spät abends kehrt er heim.

Sie aber sitzt in dem kleinen, engen Hotelzimmer und schreibt einen Brief an ihren Vater.

Lieber Vater!

Der Sorge für mich bist du enthoben. Ich habe die Stelle als Repräsentantin erhalten. Ein schnurriger Mensch, dieser Herr Friedrich Wilhelm Berger. Zur Hauptbedingung macht er, daß ich nie und nimmer Heiratsabsichten auf ihn habe. Zum Glück kam mir eine gute Idee. Ich dachte mich an die Stelle meiner Freundin Magda, Du weißt, sie ist mit dem Ingenieur S. in Deutsch-Südwest verlobt. Diese Verlobungsgeschichte erzählte ich ihm als die meine. Da wurde er sogleich zufrieden und engagierte mich. Siehst Du, auch in der Armut braucht man das Lachen nicht verlernen. Dafür sorgen die Menschen.

In Liebe und alter Lustigkeit

Deine Tochter

Anne.



Abendgeschenk.

Ausgebreitet wie eine Hand
Liegt im Grunde der Abend golden und rot.
Jeder kann nehmen von seiner Schönheit bis an den fernsten Hügelrand,
Soviel er nur will, als wäre es Wein und Brot,
Das einer dahingab, hungrige Herzen zu speisen
Und durstige Augen zu tränken mit Licht —
Ich schlendre allein auf leisen
Wegen hinein in den Glanz, als müßte ich baden mein Angesicht
In tausend rosigen Wellenwürfen . .

Fern wie ein Rauch von schwarzer Esse liegt meine Pein —
Ich weiß es und wandre! Wir dürfen
Selig wie ahnende Kinder sein . .

Fritz Schnack.



Paul Meinhold: **Wilhelm II., 25 Jahre Kaiser und König.** Ernst Hofmann & Co., Berlin W 35. 4,— Mk. Gebd. 5,— Mk.

Was uns not tut, ist eine patriotische Literatur, die einmal nicht in den leeren banalen Hurrajargon verfällt, sich zum anderen von jener pessimistischen Lust am Kritisieren frei macht, die, oft genug zum Schaden und zur Schmälerung unseres nationalen Ansehens draußen und drinnen, heute Mode geworden. Ernst und nüchtern, freimütig und wahrhaftig, vom besonderen ins allgemeine gehend, psychologisch und historisch zugleich, das Vergangene wägend, das Gegenwärtige beurteilend, das eine messend am anderen, alles Byzantinische, das sich heute immer mehr aufdrängt, und das so unendlich anwidert, ängstlich meidend — das wären die Grundzüge einer rechten nationalen Literatur, die uns bei aller Produktivität auf diesem Gebiete dennoch fühlbar mangelt.

Ich glaube sagen zu dürfen, daß die vorliegende Jubiläumsbiographie diesen Anforderungen gerecht wird. Sie entwickelt das Bild unseres Kaisers psychologisch und historisch aus der preußischen Vergangenheit und der Art seiner Vorfahren heraus, weist die ausgesprochen hohenzollernschen und preußischen, zugleich auch die modernen und romantischen Züge in seiner Erscheinung nach. Modern nennt der Verfasser mit Recht die Frömmigkeit und Religion unseres Kaisers, insofern er in Religionssachen unbedingt jeden Zwang ablehnt, erzwungene Religiosität ist ihm völlig wertlos. Er ist frei von jeder theologischen Schule, von dogmatischer Doktrin oder Schablone. Auch mystisch kann man seine Frömmigkeit nicht nennen, wie es des öfteren geschehen ist, wohl aber haftet ihr eine gewisse Romantik an.

Besonders wird naturgemäß des Kaisers Verdienst um den Frieden gewürdigt. Der Verfasser sieht in Wilhelm dem Zweiten den Erzieher seines Volkes zur Einheit des nationalen Willens, die nationale Idee ist der Wertmesser für die Stellung des Kaisers zu allen Fragen und Gebieten des geistigen Lebens.

Der Kunstmaler Friedrich Felger hat das Werk mit angemessenem und geschmackvollen Buchschmuck versehen.

Henrik Ibsen. Von Roman Woerner. Zwei Bände. Band 1: 1828—1873. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. München, F. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Es ist nicht zu verwundern, daß eine neue Auflage dieser gründlichsten aller Ibsen-Monographien sich als notwendig erwiesen hat. Der erste Band ist den historischen und philosophischen Dramen Ibsens gewidmet, welche von Woerner mit großer Ausführlichkeit behandelt werden. Man erkennt den späteren Ibsen schon in den ersten Dramen, seine Neigung zum Allegorischen und Grüblerischen, zur Idee. In den beiden Frauen Furia und Aurelia des ersten Dramas „Catilina", das Ibsen in seinem einundzwanzigsten Jahre heimlich des Nachts schrieb, ist die Doppelreihe der Ibsenschen Frauencharaktere bereits vorgebildet. Im „Fest von Solhaug" begegnen wir bereits dem später ausführlicher und moderner behandelten Eheproblem vom geistig und moralisch tief unter dem Wesen der Gattin stehenden Manne. Ähnliche Charaktere und Probleme sind auch in „Frau Inger" und in den „Kronprätendenten" zu finden. Ebensooft aber kehrt in diesen ersten Stücken Ibsens auch der Typus der milden, sich hingebenden Frau wieder. Sehr interessant sind die biographischen Abschnitte, aus denen wir ersehen, welch Elend und welche Not der große Dramatiker anfangs durchzumachen hatte, wie er unter dem Stadtklatsch Christianias unsäglich zu dulden hatte. Er, der ehemalige Apothekerlehrling und spätere Theaterbeirat, wurde als verkommenes Genie überall verachtet, verhöhnt und verspottet. Als die Not am größten war, erhielt der „Student Henrich Ibsen" aus Staatsmitteln endlich kleinere Summen, er wurde im Lande umhergeschickt, um Volkslieder zu sammeln. Aber seine Schulden wuchsen; da drohte er mit Auswanderung nach Dänemark. Als er um ein größeres Reisestipendium einkam, meinte ein Mitglied der Universitätskommission, daß ein Mann, der die „Komödie der Liebe" geschrieben habe, eher Stockprügel verdiene .... Ausführlich geht Woerner auf die Art der Darstellung bei Ibsen ein, auf seine psychologisch wahren und tiefen Menschenschilderungen. Besonders eindringlich und bedeutend wirkt das Kapitel über „Brand", in welchem Woerner den Dichter scharf gegen Brandes verteidigt, der der Meinung ist, daß Ibsen die Grundgedanken zu seinem Werke dem Leben und Denken des Philosophen Kierkegaard entlehnt habe. Meisterwerk der kritischen Analyse sind die Kapitel über „Peer Gynt" und über die Gedichte Ibsens. Kurz, das Buch, wohl das einsichtsvollste über Ibsen, ist in jeder Hinsicht zu empfehlen, es ist ein Musterstück deutscher Gründlichkeit und deutschen Fleißes.

Hans Benzmann.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets **„an die Redaktion"** zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an **Otto Janke's Verlag.** Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Ausgegeben am 21. Juni 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.





Deutsche Roman-Zeitung

Geleitet von Dr. Erich Janke

Fünfzigster Jahrgang 1913

Vierter Band

Verlag von Otto Janke ✤ Berlin SW 11

Inhalt des vierten Bandes.

Romane.

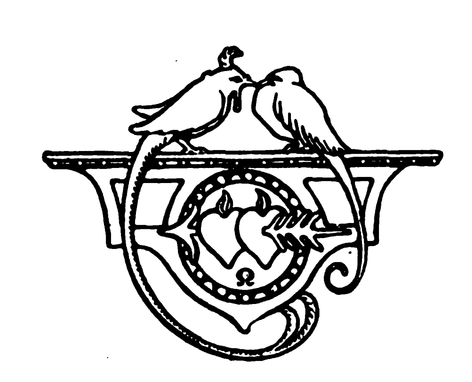


Beiblatt.

Literatur.

Vermischtes.

Briefkasten.





Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Allen Gewalten zum Trutz.

Ein Lebensfragment

von

Johann Georg Seeger.

8. Fortsetzung.

Julie öffnete eine Tür, und während das Mädchen und Knopfloch einander den Vortritt aufnötigen wollten, überblickte er das dämmerige, tiefnischige Zimmer und mußte sich gestehen, daß es ihn anheimelte. Kein Stück der Einrichtung erinnerte ihn an die herrschende Mode, jedes verriet noch den Geschmack der Urgroßvaterzeit. Der dunkle Ton der Holzvertäfelung, der zusammenfloß mit dem der alten Tische, Stühle und Schränke, weckte in ihm eine behagliche Stimmung: Hier bot sich ihm ein solides, schlichtes Heim, drin echte Liebe lautlos gleich dem Lichte wob. . . . . .

Aber jetzt ward seine Stimmung gestört. Seine Augen hatten einen greisen Herrn erblickt, der mit einem Buch in einer Fensternische gesessen hatte und nun ihnen entgegenschritt. In seinem Blicke lag eine innere Angst, seine Züge waren rotbraun und verzerrt, und reiches Silberhaar bedeckte das Haupt des ein wenig Gebeugten. Er sah auf Julie und Karl, die nebeneinanderstanden, und mit leiser, freundlicher Stimme sagte er: „Sie heißen Karl Biener?" Und als dieser es bejahte, schüttelte er seine Hand und ließ seinen Blick immer wieder von Karl zu Julie gleiten.

„Jha, es ist Herr Karl Biener!" sprach Knopfloch. „Und unser Jhulichen hat ihn schon begrüßt." Er schien mit dem letzten Satz etwas besonders Wichtiges andeuten zu wollen.

„Das ist schön", erwiderte Schrott. „Aber meine Tochter Lisette kennen Sie noch nicht, Herr Biener?" Da dieser es verneinte, führte er ihn zu einer Fensternische, wo ein Mädchen mit dunk-

lem Haar und dunklen Augen saß und nähte. Auf die Vorstellung hin neigte sie, ohne eine Miene zu verändern oder ein Wort zu sprechen, ihr schönes Gesicht. Stolz und unnahbar wie eine Römerin, dachte Karl, und richtete seinem neuen Prinzipal die Grüße seiner Eltern aus.

Da ergriff Schrott Karls Hand und sagte: „Es freut mich, daß Sie sich mit Ihren Eltern ausgesöhnt haben, Herr Biener. Es sind so ehrenwerte Leute, und sie haben trotzdem mit ihren Kindern kein Glück. Nun, Sie sind wenigstens vernünftig gewesen und haben Ihren Fehler eingesehen. Aber Ihr Bruder .... seit Monaten kommt er nicht mehr zu uns ....“

„Er dürfte auch nicht mehr zu uns kommen, Vater“, rief Lisette, ohne im Arbeiten innezuhalten. „Wer mit diesem Weibe verkehrt, paßt nicht in dein Haus, Vater.“

Schrott sah Karls verändertes Gesicht, und, obwohl er die Ursache kannte, so stellte er sich doch, als suche er sie wo anders, und sagte daher:

„Sie wundern sich, Herr Biener, daß meine Töchter entgegen der herrschenden Sitte mich duzen? Aber meine selige Frau wünschte es so. ‚Warum sollen wir die französische Sitte mitmachen?‘ sprach sie. ‚Beten wir denn: „Vater unser, der Sie sind im Himmel?“ Wenn wir unseren Herrgott duzen, dann sollen unsere Kinder auch uns duzen, die wir so tief unter unserem Vater im Himmel stehen.‘“

„Dieses Wort stammt aus einem echten Mutterherzen“, entgegnete Karl trübe.

„Wir werden uns wenig unten im Geschäft sehen, Herr Biener. Dort leistet Ihnen mein alter Freund Knopfloch Gesellschaft. Ich weiß wohl, daß mein Geschäft rückwärts geht. Aber die nach mir kommen, können es ja wieder in die Höhe bringen.“ Er sah Karl flüchtig an. „Mich beschäftigen nur noch philosophische und religiöse Bücher. Sie werden doch nichts davon wissen wollen. Nun ja, Sie stehen auch noch nicht vor der großen Reise, nach menschlicher Voraussicht wenigstens. Unsereiner aber tut gut daran, sich allgemach darauf vorzubereiten. Man soll nicht von der Werktagsarbeit zum großen Feiertag eingehen, sondern beizeiten Feierabend machen. Brauchst nicht zu weinen, Julie. Freuen sollst du dich; denn dir erblüht erst das Leben.“

„Iha, Herr Schrott,“ bemerkte Knopfloch, „so ist es; sie steht in erster Jhugend, und das Leben liegt so golden vor ihr, wie es anno 1752 vor uns lag, als wir zusammen unsere erste Geschäftsreise nach Paris und Lyon unternahmen.“

Das Gespräch zog nun Karls künftige Tätigkeit in seinen Kreis, und wo die Hausfrau mitzureden gehabt hätte, sprach Julie, und ihr schlichtes, sicheres, von einem warmen Herzen zeugendes Wesen prägte sich Biener tief ein. ...

Als er nach einer Stunde durch die Gassen schlenderte, stand Juliens Bild vor seiner Seele, und er mußte zugeben, daß seine Mutter gut gewählt hatte. Dieses Mädchen war groß in seiner Schlichtheit und Herzenswärme, in seiner Ruhe, in seinem lautlosen, liebevollen Walten. Glücklich, wer sie gewann! Aber durfte er auch nur an sie denken? War dies nicht ein Vergehen an seiner Liebe zu Marianne? Er lief in der Stadt umher im Zwiespalte mit sich. Neue Lebenslust durchströmte seine Brust, und Juliens Bild schien immer heller zu leuchten.

„Nicht ehrlos werden! nur nicht ehrlos werden!“ stöhnte er und konnte es nicht verwehren, daß er sich nach Julie sehnte. Er trat in eine Kirche, und während er im dämmerigen Seitenschiff auf einer Bank saß und Weihrauchwolken durch das gebrochene Sonnenlicht schwebten, ertönte herrlicher Frauengesang. Tränen fielen über seine Wangen, und in seiner Seele erwachte jene Stunde wieder, da er Marianne gewonnen.

Sie nur liebte er! nur sie! Die andere war ihm eine Gegnerin, die ihn durch den Zauber ihres Wesens von der Geliebten losreißen wollte. Er mußte diesen Zauber brechen.

Aber kaum stand er wieder auf der Gasse, so kehrte Juliens Bild von neuem in lichtem Glanze zurück, lockend, gleich dem Bilde Jerusalems, das vor Jahrhunderten die Kreuzfahrer von Regensburg aus donauabwärts nach dem Heiligen Lande gezogen hatte.

Gereizt ging er in Fehrs Wohnung und stieß dort mit dem Kaufmann zusammen.

„Was fiel Ihnen ein, ohne meine Erlaubnis auszugehen?“ schrie dieser ihn an.

„Hätten Sie besser aufgepaßt. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie hintergehen werde. Übrigens habe ich mich bei meinem neuen Prinzipal vorgestellt.“

Da begann Fehr, ihn zu schelten. Karl aber unterbrach ihn mit den Worten: „Glauben Sie, daß ich Angst vor Ihnen habe? Ich lache nur

über Ihren Zorn. Lassen Sie mich in Ruhe, Herr Onkel! Das Prüfeninger Bier liegt zu schwer auf Ihrer Zunge. Das Vormundamt gibt Herrn Fehr bloß in einem bestimmten Falle das Recht, einzuschreiten. In allen übrigen Fällen wird er aufdringlich, und ich weise ihn einfach zurück."

„Müßte ich jetzt nur nicht in einer wichtigen Angelegenheit nach Winzer fahren, dem frechen Burschen wollte ich den Kopf zurechtsetzen", rief Fehr und bestieg den Wagen, der vor dem Hause hielt.

„O Karl!" seufzte Ressel. „Einen braven Mann also zu kränken!"

„Gehaben Sie sich nicht so, Herr Oheim! Übrigens rate ich Ihnen, da Sie morgen heimreisen, heute noch das Regensburger Bier zu genießen. Es geht ja vermutlich doch wie die ganze Reise auf Kosten meines Vermögens."

„Natürlich, Karl. Es diente ja alles zu deinem Besten."

Am andern Morgen trat Karl, nachdem er die Absicht Fehrs und Ressels, ihn zu begleiten, durch Spott und Grobheit vereitelt hatte, als Volontär bei Sebastian Schrott ein.

Knopfloch empfing ihn mit einem „Segne Gott Ihren Eintritt, jha, Ihren Eintritt!" und führte ihn zum zweiten Stock empor, wo sein und Karls Zimmer nebeneinander lagen.

„Wie schön!" sage Karl, als er in seine Stube trat und seine Augen über die alten Möbel zur getäfelten Wand und von dieser durch die Fenster zu den aus Giebel- und Mauermassen aufsteigenden Domtürmen gleiten ließ.

„So sorgt unser Jhulichen für Sie. Sie hätte Ihr Zimmer noch reicher geschmückt, wenn Lisette es ihr schließlich nicht verwehrt hätte."

„Ich habe noch nie so schön gewohnt und werde nie wieder so schön wohnen."

„Noch schöner, Herr Biener! Jha, noch viel schöner, wenn Sie als Ehegemahl im ganzen Hause schalten und walten können. Jha, unter Ihren Fenstern ist der Garten, und dort unter der alten Birke, hinter den Büschen, ist unseres Jhulichens Lieblingsplatz."

Karl war freundlich aufgenommen worden und ließ sich nun von Herrn Knopfloch in die Geheimnisse des Stoff-, Band-, Knopf- und Spitzengroß- und -kleinhandels einweihen. Es verging oft ein Tag, ohne daß ein Käufer eintrat, und die Bestellungen von auswärts waren so unbedeutend, daß der alte Friedrich sich wegen des Einpackens seinen Schlaf nicht zu verkürzen brauchte. Nur zu deutlich erkannte Karl, daß das Geschäft geradeso ein Scheindasein führte wie das Deutsche Reich. Wertvolle Stoffe früherer Zeiten waren hier aufgehäuft und erzählten von der Blütezeit der Firma. Dort im Rathause tagte der Reichstag, kamen die glänzend gekleideten Gesandten zusammen, zehrten vom alten Ruhme, und unter den Kaufleuten galt das Geschäft Sebastian Schrotts genau so wenig mehr, wie das Heilige römische Reich deutscher Nation unter den Völkern.

Es widerstrebte Karls kaufmännischem Gewissen, im Dienste einer Firma zu stehen, die immer tiefer sank, obwohl sie mit einiger Energie rasch hätte gehoben werden können. Er verschwieg Herrn Knopfloch seine Bedenken nicht. Der alte Junggeselle nahm umständlich aus der Perlmutterdose eine Prise und sagte dann näselnd: „Jha, es geht abwärts mit uns. Noch vor zehn Jahren reisten wir mit unseren Waren nach Paris und Krakau. Aber das Alter .... jha, das Alter. Wir führen eben das Geschäft, bloß um noch etwas zu tun. Auch ein Geschäft erlebt seinen Herbst und seinen Winter ... jha. Und es wird auch für unser Geschäft wieder Frühling, wenn Sie nur wollen."

Bei Tisch, wo Knopfloch und Karl mit Schrott und dessen Töchtern speisten, wurde nie vom Geschäft geredet, dafür aber desto mehr über religiöse und philosophische Fragen. Einmal aber brachte Karl das Gespräch auf den Niedergang der Firma, ohne Lisettens zornigen Blick zu beachten. Der Prinzipal entgegnete mit einem scherzhaften Seitenblick auf Knopfloch: „Was sollte aus unserem alten Freunde werden, wenn ich das Geschäft auflöste und er mit seiner Türglocke nicht mehr reden könnte? Nein, nein, das Geschäft hat soliden Grund, und mein Nachfolger wird sehen, daß es einem Brachacker gleicht, der, neu bestellt, reiche Ernte trägt."

„Mir geht es mit dem Geschäft wie mit einem verwilderten Garten. Ich möchte zugreifen, ausroden, säen und schaffen." Seine Augen begegneten denen Juliens, die ihn freundlich ansah, und errötend sagte er: „Ich bitte um Verzeihung; es liegt mir fern, ein Urteil zu fällen."

Mehr und mehr geriet er in den Zauber-

kreis dieses ruhigen Mädchens, und oft plauderte er nach Tisch längere Zeit mit ihr, bis Lisette eintrat und ihn mit ihrem unnahbaren, stolzen Wesen verscheuchte. In den stillen Stunden der Nacht aber, wenn er nicht schlafen konnte und durch sein Fenster nach den Domtürmen blickte, dachte er an Marianne, und mächtig wie die Meerflut, kehrte die Liebe zu ihr in seine Brust zurück.

Warum schwieg die Geliebte? Sie wußte doch vom Konsulenten Rollmar, daß er eine Stellung in Regensburg annehmen wollte. Glaubte sie, daß er sie in der Tat freigegeben habe? Es trieb ihn, ihr zu schreiben; aber während des Schreibens hemmte plötzlich die Angst vor den Gegnern seine Hand. Hatte ihm nicht Fehr am letzten Abend gesagt, es sei dafür gesorgt, daß kein Brief in Mariannens Hände gelange? Er kannte die Nürnberger Postverhältnisse viel zu genau, als daß er trotzdem den Versuch gewagt hätte.

Eines Nachts beschloß er, sich ein Vierteljahr ruhig zu verhalten, um seine mißtrauischen Gegner in Sicherheit zu wiegen und Mittel und Wege zu finden, sich von neuem mit Marianne in Verbindung zu setzen.

Während des Monats Februar führte er ein einsames Leben. Nur sehr selten traf er mit seinem Bruder zusammen, meistens ging er allein spazieren, oder er blieb daheim, in den alten Geschäftsbüchern zu lesen oder schmerzlich lächelnd die ergebensten Briefe an seinen Stiefvater zu schreiben, welche dieser aufs liebenswürdigste erwiderte. Oder er suchte in seinen Freistunden eine Begegnung mit Julie herbeizuführen; denn hatte er sich auch des Nachts gelobt, sie zu meiden, am Tage zog es ihn stets wieder zu ihr. Von Jugend an hatte er Hunger nach Liebe. Es reizte ihn, hart an der Grenze zwischen Recht und Unrecht sich zu bewegen, und es war ihm ein herber Genuß, mit diesem Mädchen zu reden, das er — liebte, und doch nicht so liebte wie Marianne.

Julie blieb im Verkehr mit ihm unverändert freundlich, als wäre sie seiner Liebe und Treue sicher. Die beiden Alten aber verrieten allmählich eine leise, wachsende Ungeduld, und namentlich verstand es Knopfloch, Karl zu drängen.

„Jha," sagte er eines Tage, als sie zusammen ein Kistchen mit Brüsseler Kanten, das wohl 20 Jahre lang nicht beachtet worden war, öffneten, „jha, das gibt einen köstlichen Schmuck für unseres Jhulichens Brautkleid. Stellen Sie sich das liebe Kind vor im hochzeitlichen Gewande! Brennen Sie nicht lichterloh vor Liebe, Herr Biener? Ich hätte Sie für feuriger gehalten nach dem, was uns von Ihnen erzählt worden ist."

„Es wird viel gelogen, Herr Knopfloch, und ich bin schon oft verleumdet worden."

„Jhawohl. Auch von den Menschen gilt das Sprichwort: Es sind die schlechtesten Früchte nicht, an denen die Wespen nagen. Aber Sie stopfen allen Ihren Verleumdern den Mund, wenn Sie unser Jhulichen heiraten. Jha, lieber Biener, echte Weibesliebe ist besser als Haus und Hof."

Einige Tage später mußte Karl in einer geschäftlichen Angelegenheit zu Herrn Schrott gehen. Er traf ihn allein; die Sache wurde erledigt, und nun hielt ihn sein Prinzipal zurück: „Ich habe heute schon viel an Sie gedacht, Herr Biener. Setzen Sie sich, bitte, und lassen Sie uns einmal miteinander reden. Sie wissen, was ich mit Ihren verehrten Eltern ausgemacht habe. Ich bin alt und kränklich und möchte mein Haus bestellen, solange ich noch Zeit habe. Nun aber quälen mich mancherlei Sorgen. Helfen Sie mir diese verscheuchen. Da ist zuerst Ihr Bruder Lorenz. Monatelang kam er in mein Haus und bewarb sich offenkundig um meine ältere Tochter Lisette. Mir war es recht; denn ich hatte es eigentlich mit Ihren Eltern so vereinbart. Da, mit einem Male, ohne daß ihm Lisette einen Anlaß dazu gegeben, blieb er weg und zappelt nun im Netze jener geschiedenen Frau, die er nicht heiraten darf, ohne sich bewußt ins Unglück zu stürzen. Was soll ich tun? Lisettens Stolz ist verletzt. Mein Kind leidet. Wollen Sie den Versuch wagen? Vielleicht gelingt es Ihnen, den Bruder auf den rechten Weg zurückzuführen. Ich habe freilich nur sehr geringe Hoffnung. Denn Lorenz ist schwach, und das Schlechte übt einen mächtigeren Einfluß auf ihn als das Gute. Aber ich möchte doch klar sehen, damit ich meine Tochter davon unterrichten kann, auf daß sie nicht länger in Hoffnung sich verzehre. Und nun zu Ihnen, lieber Karl! Haben Sie mir noch nichts zu sagen? Sprechen Sie offen!"

„Herr Schrott, ich . . . ich . . . ich bin erst



so kurze Zeit in Ihrem Hause . . . ich . . . ich bin noch so blutjung. Ich verehre Mademoiselle Julie. . . . Aber ich möchte Sie bitten, mich noch etwas reifer werden zu lassen. . . . Wie könnte ich, der unfertige Jüngling, schon jetzt dieses großen Glückes würdig sein!"

„Nun," sagte Schrott, seine Hand fassend, „Sie mögen recht haben, und ich will mich mit dem zufriedengeben, was mir Ihr Blick sagt, was Ihr Schweigen mir verrät. Ich schätze Sie sehr hoch, lieber Karl, trotz dem, was hinter Ihnen liegt und was Herr Fehr mir erzählte. Arbeiten Sie sich in dem Geschäfte ein, und wenn Ihr Herz erfüllt ist von dem, was ich und Sie wünschen, kommen Sie zu mir, dem Vater!"

Die Röte auf Karls Wangen war nicht die Röte der Freude, des Glücks oder auch nur der Hoffnung, es war die Röte der Scham. Er schämte sich vor sich selbst, daß er Herrn Schrott, diesen milden, würdigen Vater, belog, daß er nicht den Mut fand, ihm zu sagen: „Ich darf Ihre Tochter nicht lieben." Und als er das Zimmer verließ, zürnte er dem Schicksal, das ihn zuerst hatte darben lassen und ihn nun in solch eine peinliche Lage versetzt hatte.

Knopfloch beschäftigte sich wieder mit der Türglocke und redete mit ihr wie ein greiser Ritter mit seinem greisen Rosse von der blühenden Vergangenheit. Karl aber blickte in ein altes Geschäftsbuch und wog seine Liebe zu den beiden Mädchen. Und wenn er in die eine Wagschale Mariannens Opfermut legte, legte er in die andere Juliens stilles, festes Vertrauen auf seine Treue. Die Schalen standen sich gleich. Und sie blieben sich auch gleich, als er jetzt Mariannens Schmerz, wenn er sie dauernd verließe, mit Juliens Kummer, wenn er die andere wählte, verglich. Er liebte die eine so sehr wie die andere, Marianne mit rasch zufahrender Leidenschaft, Julie mit stetiger Inbrunst.

„Erzwingen läßt sich nichts", sagte Knopfloch nach vergeblichem Bemühen zur alten Türglocke. „Jhawohl, erzwingen ist eine Sünde . . . Folgsamkeit, Güte und Liebe, jhawohl auch Liebe, müssen aus freiem Herzen entspringen." Gleichwohl gab er seine Versuche nicht auf.

Das Selbstgespräch des Alten aber war Nahrung für Karls Verstand, der aus der Beengung sich freimachen wollte.

Erzwingen, sagte sein Verstand, ist Sünde. Marianne und ich, wir haben uns gefunden, weil uns der Himmel zueinander trieb. Julie aber und mich haben die Eltern zusammengeleitet. Es ist Zwang. Erzwungene Liebe ist keine Liebe. Ich lasse mich täuschen, es nicht Liebe, was ich zu ihr empfinde.

Und es ist doch Liebe, goldechte Liebe, was du empfindest, ließ sich das Herz vernehmen. Was willst du, nüchterner Verstand, von Liebe wissen! Ihr Wesen bleibt dir ewig unerforschlich, wie das Wesen wahrer Religion. Aus mir, aus dem Herzen quillt sie, wie eine Quelle. Die magst du messen, kosten, beschreiben, aber verstehen wirst du sie nicht. . . . . .

Traurig verbrachte er die Tage, konnte Julie nicht missen und schalt sich einen Elenden, wenn er von ihr ging. Und saß er abends beim Licht der Kerze, vermochte er nicht zu lesen; er blickte in den Lichtschirm, den sie ihm heraufgesandt, und schaute das Christkind auf Mariens Schoße, womit der Schirm geschmückt war, unverwandt an.

Was sollte er tun? Gab es in der Bibel eine Stelle, die auf seine Lage paßte? Und was hätte Jesus gesagt, wenn er sich in seiner Seelennot an ihn gewandt hätte?

Tagelang litt er unter der schweren Last, bis ihm eines Nachts das Wort durch den Kopf schoß: „Gerechtigkeit üben, Gerechtigkeit fordern", wie ein Blitz durch die Finsternis. Noch sah er nicht klar, aber er hatte für eine Sekunde lang irgendwo einen Weg geschaut, den er nun tastend suchen mußte.

War sein Verhalten gegen Julie das richtige? Erweckte er in ihr nicht Erwartungen? Leider. Und gefährdete er dadurch nicht des Mädchens Ruf?

Das war es.

Er mußte sein Benehmen ändern. Oder besser! er mußte ihr sein Herz öffnen, ihr zeigen, wie sehr er litt. Sie um Rat bitten. . . . .

Das war der einzige Weg zur Rechtfertigung vor sich selbst.

Aber ihm bangte vor diesem Wege, und eine Woche lang trug er sich mit dem Gedanken, in die weite Welt hinauszulaufen und, da er die beiden nicht glücklich machen konnte, selbst unglücklich zu werden, und dereinst, von niemand gekannt, von niemand bemitleidet, hinter einer Hecke zu sterben.

Märzensonnenschein lag über dem Donautale. Auf der Birke im Garten pfiffen und schmatzten die Stare und ließen auf ihrem schwarzglänzenden Gefieder den blauen Himmel sich spiegeln. Karl stand am Fenster und schaute den weißen Wölkchen nach, die über den Domtürmen dahinsegelten, und seufzte tief. Da zog seinen Blick etwas ihm Unerklärliches hinab in den Garten, und er sah in die sonnigen Blauaugen Juliens, die lächelnd zu ihm emporschaute.

„Haben Sie unseren Garten schon betrachtet?" rief sie. „Nein? Ei, so kommen Sie! Dort oben um die Domtürme blühen keine Schneeglöckchen."

Jetzt mußte er sich entscheiden. Er fühlte es. Und er fühlte auch, daß er an diesem herrlichen Frühlingstage den Frühling im Herzen des Mädchens vernichten würde. Aber gleich erwachte der Zweifel und raunte ihm zu: Wenn sie aber ihrer Liebe zu dir nicht entsagte? Wenn du sie lieber hättest als Marianne und dies noch gar nicht wüßtest? Und leise keimte die Hoffnung, es möchte so sein; doch auch die Reue wuchs empor und sagte: Schämst du dich nicht?

Traurig betrat er den Garten, ließ sich von Julie zu den Schneeglöckchen führen, lauschte ihrem Entzücken über die knospenden Zweige, bewunderte die Finken, die zutraulich sich ihr näherten und emsig die Brotkrumen aufpickten, die sie ihnen zuwarf. Er hörte ihr zu, wie sie sich des jungsprießenden Grases freute und von der Wäsche redete, die sie darauf bleichen wollte, und folgte ihr zur alten Birke, unter der eine grüne Holzbank stand.

„Hier sitze ich gern," sagte sie, „und auch meine selige Mutter hat hier am liebsten geweilt. Auf dieser Bank ist sie an einem Frühlingstage vor zehn Jahren eingeschlummert, und ich töricht Kind saß neben ihr, ohne es gleich zu merken, daß ihre Hände kalt in meinen Kinderhänden ruhten. Seien Sie mir nicht böse, daß ich so traurige Erinnerungen heraufbeschwöre! Ich bin ja glücklich. . . . Aber was haben Sie? Um Gottes willen, was ist Ihnen?"

Sie berührte leicht seinen Arm, und sein feuchter Blick, der bisher auf dem Silberstamm der Birke geruht, wandte sich ihr zu.

„Mademoiselle . . . Julie . . . ich bin elend, tief elend. Helfen Sie mir! Zeigen Sie mir den Weg, der mich aus den Nöten und Ängsten meiner Seele zur Klarheit führe!"

„Sprechen Sie, Karl, sprechen Sie!"

Droben im Geäste schmatzten die Stare, und um die beiden hüpften die Finken, die Wolken zogen unter dem ewigen Blau dahin, und neues Leben keimte im neuen Frühling.

Während Julie besorgt zu ihm aufblickte, gingen seine Augen in die Weite, als wollten sie auf sein Leben zurückschauen. Und endlich sprach er:

„Es war einmal ein Knabe, der bei niemand, auch bei seiner Mutter nicht, die Liebe fand, nach der er hungerte. Er schmachtete nach ihr in den vielen, vielen Stunden schlafloser Nächte, er schmachtete nach ihr während der Arbeit des Tages, und fand sie nicht. Öde Jahre lagen hinter ihm, Jahre, die ihn wohl älter und klüger, aber nicht glücklich gemacht hatten. Da gewann er ein Mädchen lieb und wurde wiedergeliebt. Mutterliebe war ihm versagt worden, dafür schenkte ihm jetzt der Himmel die Liebe eines edlen Mädchens. Seine Eltern aber suchten die beiden zu trennen. Die schwuren sich, nicht voneinander zu lassen, liefen in die Welt hinaus, wie Kinder Hand in Hand in den Wald, Mann und Weib zu werden, und kehrten, betört von den Lockungen falscher Freunde, zur Heimat zurück. Lange saß der Jüngling im Gefängnis, bis ihn eine entsetzliche Angst vor der Einsamkeit packte. Da schloß er Frieden mit den Eltern. Weil er aber wußte, daß die eigenen Eltern es nicht aufrichtig mit ihm meinten, so schloß er auch keinen ehrlichen Frieden, sondern hielt in seinem Herzen an Marianne, an seiner Geliebten fest. Zwar mußte er auf Verlangen der Eltern sie freigeben; aber seine Liebe bestand fort. Er kam in eine fremde Stadt, wo er von Wächtern umgeben ist, die darauf passen, daß er mit Marianne nicht in Verbindung trete. Und er ist tieftraurig. Er weiß nichts von Marianne, weiß nicht, wie es ihr geht. Er liebt sie noch immer. Aber . . . in dieser Stadt . . . lernte er ein Mädchen kennen, so rein, so edel . . . und dieses Mädchen . . . ach, des Menschen höchstes Glück ward ihm zum Unglück! . . . auch dieses Mädchen . . . ."

„Sprechen Sie nicht weiter!" rief Julie. „Kein Wort mehr!" Ihr Gesicht war totenbleich. Mit beiden Händen hielt sie den Silber-

stamm umklammert und sah mit erschrockenen Augen zu Karl empor.

„Ich muß reden", sagte er leise. „Dieses Mädchen liebt er ebensosehr wie Marianne." Julie schloß die Augen und stöhnte vor tiefstem Weh. „Ja, bei Gott! Er hat sich wochenlang geprüft, hat seine Liebe abgewogen und kann es beschwören, daß er das eine Mädchen so heiß liebt wie das andere. O Elend, Elend! Ich habe nach Liebe geschrien, und nun. . . . Helfen Sie mir, Mademoiselle. . . Julie! Helfen Sie mir, daß ich nicht zum Schurken werde!"

Sie schwieg und starrte vor sich hin, als sehe sie nichts, was um sie war, sondern als schaue sie in ihr Inneres.

„Ich Unglücklicher, was habe ich getan!" rief er verzweifelt.

Da vollzog sich in ihr langsam eine Wandlung. Ihre Augen nahmen einen tiefen Glanz an, leichtes Rot schmückte die Wangen, und ohne ihn anzusehen, sprach sie leise, mit seltsam bewegter Stimme: „Wollen Sie erfahren, was jenes andere Mädchen Ihnen sagen möchte?"

„O Mademoiselle!"

„Mein Freund, würde sie sagen, Sie dürfen Marianne, die Ihnen so schwere Opfer gebracht — denn war ihre Flucht mit Ihnen nicht eine Kette von Opfern? — Sie dürfen Marianne nicht wegwerfen, gleich einer Blume, die Sie gepflückt haben, weil Sie glauben, eine andere ebenso zu lieben. Marianne gehört zu Ihnen. Bekämpfen Sie alle anderen Neigungen, die in Ihnen aufsteigen. Höher als unser eigenes Glück steht das unserer Lieben. Trachten Sie danach, sich bald mit ihr zu vereinigen!"

„Ich werde streng bewacht. Und meine Eltern . . . Ihr Vater, wünschen. . . . Ach, daß ich zu Ihnen nochmals davon reden muß!"

Sie kämpfte mit sich. Röte und Blässe wechselten auf ihrem Antlitz. Nun trat sie zu Karl heran und flüsterte: „Ich bin nicht engherzig, mein Freund, sondern glaube, daß Gott die Menschen nach ihrem Wollen, nicht nach ihrem Tun beurteile. Vor Gott ist Marianne Ihr Weib. Sie auch vor den Menschen dazu zu machen, ist Ihre Pflicht . . . ."

„Aber wie bestehe ich vor Ihrem Vater!"

„Mein Vater . . . Ich . . . ich übernehme es, ihn aufzuklären, wenn die Zeit gekommen ist. Nein, Sie dürfen weder an ihn noch an andere Menschen denken. Sie müssen Ihre Wächter täuschen, um zur günstigsten Zeit handeln zu müssen. Es gibt nur einen Weg. Stellen Sie sich, als verehrten Sie andere Mädchen hier . . ."

„Darf ich deren Ruf gefährden?"

„Sie werden wenige finden, deren Ruf nicht schon gefährdet wäre. Und gegen Ihre Eltern ... Grüßen Sie diese recht oft von mir!"

„O Mademoiselle Julie! Sie leiden, Sie leiden durch meine Schuld!"

„Sie tragen keine Schuld," entgegnete sie leise. „Unsere Eltern hatten es gut mit uns gemeint . . . Sie selbst haben ehrlich gehandelt, da Sie offen mit mir sprachen . . . Nein, nein. Ich habe für Sie kein anderes Interesse als jenes, daß Sie eine Mitschwester, die Sie liebt, nicht unglücklich machen."

Sie wandte sich feuchten Blickes ab und flüsterte: „Gehen Sie jetzt! Gehen Sie!"

Und als er zögernd durch den Garten dahinschritt, sank sie auf die Bank und weinte um ihre gestorbene Hoffnung, wie sie vor zehn Jahren um die tote Mutter geweint . . . . . ."

Wie betäubt stieg Karl die Treppe empor; er hatte die Empfindung, Zeuge einer stillen Heldentat gewesen zu sein. Dies Mädchen mit dem sanften Auge, dem scheinbar nur auf die Forderungen des Tages gerichteten Sinn, es liebt dich so innig, daß es, um dein Gewissen zu beruhigen, um dich nicht ehrlos werden zu lassen, seine Liebe zu dir begrub. Aus Liebe zu dir, aus Liebe zu Marianne will sie freiwillig elend werden.

O, warum muß ich die eine meiden, wenn ich die andere wähle! Warum ist es Sünde, wonach jetzt mein Herz schreit? Ist's nicht wie ein Fluch? Zuerst bettelte ich um Liebe, und niemand erhörte mich. Und nun, nun wird mir der Liebe zu reichlich zuteil. Ist das die Strafe für meinen Ungehorsam, meine Heuchelei? O Gott im Himmel, richte du mich nicht zu streng, wie die irrenden Menschen mich richteten!

Sinnend, traurig stand er am Fenster. Um die Domtürme flutete Mittagssonnenlicht und verfloß mit dem blauen Himmel zu einem Frühlingszauber. Und wie eine dunkle, schemenhafte Ahnung stieg es aus den Tiefen seiner Seele auf:

Wie? wenn Julie und Marianne vor Jahrhunderttausenden auf fernen Himmelswel-

ten ein Geschöpf gewesen wären, das du geliebt hättest, und wenn durch Wandlungen ihre Seelen getrennt worden wären? Wenn sie sich dereinst wieder vereinigten? Dunkle Ahnungen waren es und schwebten vorüber und strichen leise über Saiten seiner Seele, die noch nie gerührt worden.

Und leise klang eine Stimme: Zur Unzeit bist du in diese Welt versetzt worden. Du gehörst noch nicht hinein. Du wirst in ihr fremd bleiben, solange du lebst, und wenn die Zeit anbricht, die dich verstünde, in der du handelnd und wirkend dich betätigen könntest, wirst du nicht mehr sein. . . . . . .

Aber das Leben, das durch Jahrhunderte wie durch Minuten rast, ließ ihn diesen leisen, feinen Tönen und Stimmen nicht lange lauschen. Knopfloch rief, und wie schlaftrunken stieg er die Treppe hinab, vorüber an der Tür, hinter der Julie neben der Schwester bei der Arbeit saß und es heldenhaft ertrug, daß das Leid sich tief in ihr Herz grub. Und jetzt flog für einige Minuten ein Sonnenstrahl auch in ihr düsteres Zimmer, wob sich um ihren blonden Scheitel und verschwand. Da biß sie die Zähne aufeinander, nicht zu weinen; denn sie dachte ihres kurzen Glückes und der langen, langen Dämmerung, durch die sie fortan wandern sollte. . . .

An jenem Nachmittag erhielt Karl einen Brief von Anton Stein. „Deine Mutter," schrieb der Freund, „hat mich zu sich gerufen und mir das Versprechen abgenommen, Mademoiselle Engelbauerin Deine jetzige Wohnung nicht zu verraten. Meine teure Regina hat mich zwar deswegen ausgescholten; aber ich möchte den Menschen kennen, der sich den Wünschen der Frau Pastorin nicht beugte. Übrigens will ich Dir zu Deinem Troste mitteilen, daß Tante Gabriele, die aber Deine Adresse nicht weiß, neulich Mademoiselle Engelbauerin besuchte und sich über diese sehr poetisch aussprach. Tante Gabriele ist bereit, Dir zu verzeihen, wenn Du ihre Hilfe annimmst. Ich selbst habe Mademoiselle seit Deiner heimlichen Abreise nicht gesprochen und will ihr auch aus dem Wege gehen, dieweil ich befürchte, daß sie sich zum Bruch des Deiner Frau Mutter gegebenen Wortes bewegen könnte. Am besten ist es, Du teilst ihr selbst Deine Adresse mit. Ich weiß freilich nicht, ob sie dich noch liebt. . . . ."

Dieser Brief in Verbindung mit Juliens Rat und dem Versprechen, das er Herrn Schrott wegen seines Bruders gegeben, veranlaßte ihn zu handeln. Am Abend warf er den Mantel um und wollte eben die Haustür öffnen, als Knopfloch aus der Schreibstube trat und fragte: „Ei, wohin, Herr Biener?"

„Ich möchte meinen Bruder bitten, mich in seine Gesellschaft einzuführen."

„Oh," rief der Alte, „tun Sie das nicht!"

„Warum? Ich bin gefeit."

„Warum? Jhawohl, ich will es Ihnen sagen. Weil Sie durch diese Tür aus dem Hause hinaustreten und nicht mehr zurückfinden werden zu unserem Jhulichen, jha, zu unserem Jhulichen."

„Wie gesagt, ich bin gefeit."

„Bleiben Sie! Bleiben Sie! Was tun Sie bei diesen schlechten Menschen? Hier ist Reinheit und Glück. Denken Sie an uns, an Ihr Jhulichen, an das Geschäft!"

„Es ist nötig. Herr Schrott wünscht es. Gute Nacht."

Knopfloch schloß die Tür und flüsterte: „Du armes, armes Jhulichen! Jha, die Jhugend . . . blind, blind . . . ."

---

10. Kapitel.

„Man muß eben alles erwarten können, Karl," sagte Lorenz lachend, als an diesem Abend die beiden Brüder das Haus Fehr verließen. Ich habe dich absichtlich nicht aufgefordert, mich zu begleiten. Mag er den beiden sittsamen Töchtern des frommen Herrn Schrott Gesellschaft leisten, habe ich mir gedacht. Wenn er genug Sittsamkeit geschluckt hat, wird er schon zu mir kommen. Und da bist du nun. Warum schweigst du? Tut es dir vielleicht leid, daß ich über Lisette und über Jhulichen spotte?"

„Sie verdienen nicht deinen Spott," entgegnete Karl, in dessen Inneren der Schmerz um den Verlust des stillen, teuren Mädchens ungemindert fortlebte.

„Ei, warum bleibst du nicht bei ihnen sitzen? Meinetwegen brauchst du dir keinen Zwang antun." Lorenz war sichtlich gereizt. „Ich will nicht Ursache sein, daß Jhulichen" — er ahmte von neuem Knopflochs Sprechweise nach — sich die Vergißmeinnichtaugen rot weine."

Wie roh! sagte Karl zu sich, laut aber sprach er: „Ich habe keinen Grund, mit dir über die beiden Töchter meines Prinzipals zu lachen. Ich schätze sie sogar sehr hoch. Aber . . . später will ich dir einmal sagen, weshalb ich ihre Gesellschaft meiden muß. . . . .“

Lorenz blieb stehen und packte einen Mantelknopf seines Begleiters: „Das brauchst du mir gar nicht später einmal zu beichten; das will ich dir ins Gesicht sagen . . . .“

„Woher wolltest du das wissen?“

„Die Sittsamkeit hat dich angezogen wie . . . na, wie uns ein schön gepflegter Garten lockt. Solange er uns etwas Neues, Fremdes ist, gehen wir scheu, behutsam auf den Kieswegen. Erkennen wir aber das Gekünstelte, den Zwang, springen wir hinaus auf die nächste Wiese. Wir wollen uns tummeln; aber tummle dich einmal, wenn die Sittsamkeit mit ihren strengen Augen dich überwacht! Du möchtest dich eben austoben; kenne dich ja, wenn du vor mir auch den Moralischen spielen möchtetst. Und dann . . . Marianne Engelbauerin ist doch ein anderes Mädchen als Jhulichen Schrottin . . . .“

„Lorenz!“

„Und du hast dich nicht monatelang für Marianne einsperren lassen, um Jhulichen zu heiraten. So dumm bist du doch nicht.“

„Du hast im ganzen nicht unrecht“, erwiderte Karl und konnte sich kaum davor zurückhalten, dem Bruder alles zu gestehen.

„Weißt du, Karl“, fuhr Lorenz im Weiterschreiten fort, „das Schrottsche Geschäft und Vermögen gefiele mir schon, müßte ich nicht eine der Töchter in Kauf nehmen. Aber die sind ja schon mit Urgroßmuttergesinnungen auf die Welt gekommen. Ich brauche ein Weibchen, das singt und lacht, das jung ist wie ich und zu meinen Fehlern und Torheiten keine würdevolle Miene aufsetzt. . . . .“

„Bist du mit Madame Tarraboni einig?“

„Wir sind auf dem Wege zueinander . . .“

„Erzähle mir doch etwas von ihr und ihrem Kreise!“

„Was ist da viel zu erzählen! Mein Freund Wilhelm Graaf hat in Südamerika sich ein Vermögen erworben. Wie? Das weiß ich nicht. Einige behaupten, als Sklavenhändler. Aber das ist ja gleichgültig, wie einer zu Geld kommt. Jetzt lebt er als Junggeselle hier und hält ein vornehmes Haus. Drum sagen ihm einige nach, er sei ein spanischer Emissär und lasse der Madrider Regierung Nachrichten über den Reichstag zukommen. Meinetwegen! Wenn ihn die Spanier dafür bezahlen, warum soll er das Geld nicht annehmen? Bei ihm verkehren Sekretäre aller möglichen Gesandten und — hol' die der Teufel! — immer ein ganzes Rudel französischer Emigranten. Man trinkt, spielt, singt, kurz, man unterhält sich und ahnt, daß das wahre Leben doch etwas Schöneres bietet als bloß den Schreibbock und den Gänsekiel. Im Mittelpunkt steht Madame Lucia. Sie hat mit siebzehn Jahren einen Violinspieler am Münchener Hof geheiratet, einen Italiener aus Neapel und wurde nach drei Jahren geschieden, weil dieser Kerl sie mit Schlägen traktierte und sie ihm deshalb entlief. Im Wöhrder Pfarrhaus freilich, ich weiß es schon, ist sie verschrien als eine Ehebrecherin. Aber das ist eine Verleumdung!“ Seine Stimme zitterte vor tiefer Erregung. „Eine gemeine Verleumdung!“

Er schritt still neben seinem Bruder durch die schlecht beleuchteten Gassen, und Karl empfand die ganze Schwere der Enttäuschung für Herrn Schrott; denn, sagte er zu sich, wie ich nicht von Marianne lasse, so läßt Lorenz nicht von Madame Tarraboni. Und dort lebt ein Vater mit zwei Töchtern, die das größte Glück verdienten, ohne dessen teilhaftig zu werden, und wenn er stirbt, wird sein Vorwurf uns beide treffen. . . .

Auf der Donauinsel, dem Unteren Werth, lag das Graafsche Haus, ein alter Bau mit einem großen Garten. Ein Neger, gekleidet wie ein Affe, empfing sie, fletschte seine großen Zähne und führte sie, nachdem sie Mäntel, Hüte und Stöcke abgelegt hatten, in einen von vielen Wachskerzen erhellten Saal. Die Lichter und ihre Reflexe auf den Wänden, Geräten, bunten Kleidern, der Anblick vieler vornehmer Menschen, das Summen und halblaute Plaudern der Gäste, dies alles wirkte so überwältigend auf Karl, daß er sich sagte: „Hier ist Leben! Hier ist Vornehmheit!“

„Bringst du ihn endlich, deinen Bruder Benjamin?“ rief der Hausherr, ein großer, vierzigjähriger Mann mit scharfen, dunklen Augen, Lorenz zu und schüttelte den beiden die Hände. „Es ist Zeit, daß Sie dem Hause der Sittsamkeit entrinnen. Wissen Sie, warum? Weil

wir Menschen dem Herrgott immer eine kleine Freude machen sollten. Sie verstehen mich nicht? Nun, wie ich in Peru lebte, ritt ich einmal mit einem Mönch zusammen über das Gebirge. In einer Schenke halten wir, und gleich hatte er eine saubere Dirn' auf den Knien und herzte sie ab, als wäre er ihr Verlobter. Als wir weiterritten, sagte ich: „Erlaubt, ehrwürdiger Vater, daß ich Euch etwas frage!" „Frage, mein lieber Sohn." „Habt Ihr vorhin, als Ihr das Mädchen küßtet, keine Sünde begangen?" „Mein lieber Sohn", entgegnete er ruhig, „du hast recht. Aber nicht aus Fleischeslust beging ich diese Sünde, sondern aus Frömmigkeit. Denn siehe, Gott liebt nicht die ewig braven Kinder. Viel lieber sind ihm diejenigen, die sündigen und hernach ihre Sünden bereuen. Um also unserem Vater im Himmel eine kleine Freude zu bereiten, sündige ich bisweilen und tue alsdann wieder Buße."

„Aber das ist doch ein frivoler Geselle gewesen!" sagte Karl.

„Ei, ei," entgegnete Graaf mit eigentümlichem Lächeln, „stecken Sie schon so tief in der Sittsamkeit? Alle die Herren, die Sie hier sehen, fast alle Menschen, die das Leben lieben, denken wie jener Mönch. Und Sie wollten einen anderen Standpunkt einnehmen? Seien Sie minder streng gegen sich! Genießen Sie das Leben, scheuen Sie auch vor einer kleinen Sünde nicht zurück! Der Sie geschaffen hat, verzeiht stets, wenn Sie hernach bereuen."

Graafs unheimlich dunkle Augen streiften Biener mit seltsamem Leuchten, und Karl wußte nicht, ob der Hausherr mit ihm Spott getrieben oder es ernsthaft gemeint habe. Es war ihm unbehaglich zumute, und er sehnte sich nach Julie. Aber da empfand er den herben Schmerz, wie nie zuvor: er hatte sie verloren. Es gab keinen Rückweg zu ihr. Hier, in dieser Gesellschaft, die ihn anwiderte, ehe er sie nur recht kannte, mußte er seine freien Stunden zubringen, solange er in Regensburg weilte. Im Schmutze mußte er leben, schaute die Reinheit in der Ferne und durfte sich nicht zu ihr flüchten.

„Steh' doch nicht wie der Ochs am Berge!" flüsterte Lorenz und zog seinen Bruder tiefer in den Saal. Wie im Traume sah Karl fremde Gesichter, hörte fremde, oft ausländische Namen, vernahm Lachen, staunte, daß er selbst redete, obwohl sein Geist in anderen Räumen weilte, und hatte das Empfinden, als schlummere er ein, indes eine weiche Altstimme zu ihm sprach. Aber mit einem Male fiel dieser Zustand des Halbschlafes von ihm, und er erkannte, wo er war, und daß die zierliche Dame mit den großen dunklen Augen und der weichen Stimme Lucia Tarraboni hieß.

„Gehen Sie zu den Spielern, Lorenz!" sagte sie. „Heute will ich Ihren Bruder ganz für mich haben. Sie kenne ich. Aber dies große Kind, das um seine Liebe so hart gelitten, kenne ich noch nicht. Gehen Sie!" Und ohne Lorenz weiter zu beachten, ergriff sie Karls Hand und führte ihn in die Tiefe einer Fensternische, wo sie sich an einem zierlichen Tischchen niederließ und ihren Begleiter aufforderte, ein Gleiches zu tun. „Ist's hier nicht wie in einer stillen, lauschigen Kapelle?" fragte sie. „Wie gedämpft das Plaudern der Menschen zu uns schwebt! Und da sitzen wir, die so Schweres erduldet, gleich frommen Pilgern, die zu einem Wunderbilde gewandert. Weggenossen sind wir und wollen uns stützen in unserer Not, daß wir vielleicht einander zum Glück verhelfen können. Mir scheint es ja nun zu winken, das Glück, aber Sie. . . ."

„Madame. . . . ."

„Erzählen Sie! Was mir Lorenz mitgeteilt, ist verzerrt. Brüder betrachten einander nur zu oft mit dem Auge des Spottes. Aber ich fühlte aus seinen Worten heraus, daß es sich bei Ihnen um echtes, tiefes Leid handle. Und da sollen Sie einem Weibe Ihr Herz öffnen. Ein Weib versteht Sie besser als Ihr eigener Bruder."

Karl zögerte. Was er heute der hoffnungslos Geliebten nur mühsam erzählt hatte, das sollte er nun vor einer Unbekannten aufs neue enthüllen, sollte von seinem Geheimnis reden, wie man den Leuten ein Scherzwort zuruft, und empfand es doch als eine Entheiligung. Aber Madame Tarraboni sah ihn so freundlich an, aus ihren Augen schien ihm eine echte Frauenseele zuzuflüstern: „Trag's nicht allein! Ich will dir helfen", daß er zu reden anfing. Von Marianne sprach er, wie er sie gefunden, wie sie miteinander geflohen, wie er gefangen worden und ihr entsagt habe, und wie er sie noch immer liebe. Von Julie redete er nicht. Was

ihm dies Mädchen gewesen und noch war, das sollte niemals ein Mensch erfahren.

„Ihr Armen!“ flüsterte Frau Lucia und trocknete sich die nassen Augen. „Aber ihr dürft nicht voneinander lassen. Ihr gehört zusammen. Und ihr müßt mit allen Mitteln danach trachten, einander für ewig angehören zu dürfen. Freilich müssen Sie vorsichtig sein. Aber verlassen Sie sich auf mich! Wenn Sie ein Anliegen haben, kommen Sie zu mir. Vertrauen Sie sich mir, nicht Ihrem Bruder an! Lorenz hat noch kein Liebesweh erlitten und versteht Sie nicht.“

Dankbar drückte er ihre Hand, überzeugt, in Lucia Tarraboni eine hilfreiche Freundin gefunden zu haben. . . .

Am andern Morgen betrachtete Knopfloch Karl wie einen verstockten Sünder, redete mit seiner Türglocke von den Tugenden früherer Zeiten, von den Untugenden der Gegenwart und sprach von dem verlorenen Sohne, dem auch dann das Vaterhaus noch offen stehe, wenn er zerlumpt zurückkehre. „Jha, die Liebe, die Liebe . . und das Vertrauen, jha, das Vertrauen . . . .“

Karl empfand diese Worte wie Nadelstiche, hielt sich die Ohren zu und vertiefte sich in alte Geschäftsbücher. Aber sein Gewissen konnte er nicht zum Schweigen bringen; es machte ihm Vorwürfe wegen seiner Heuchelei. Es nannte ihn feig, heimtückisch, weil er gegen seinen Prinzipal und gegen Knopfloch schwieg. Wie wird das werden sollen? fragte er sich besorgt.

Verlegen begab er sich zum Mittagsmahle. Ihn streifte ein forschender Blick Schrotts; Lisette beachtete ihn kaum; Knopfloch saß steif und stumm hinter seinem Teller; Julie fehlte. Verachten sie dich? fragte er, ohne es zu wagen, aufzublicken. Vielleicht noch nicht; aber du hast ihre Unzufriedenheit erregt, du stehst schon nicht mehr ganz im Mittelpunkt ihres Lebens. Wo bleibt Julie? Ist sie krank? Da eilte sie herbei, nickte ihm zu und begann rasch, in lustigem Tone zu plaudern, so daß Karl sie öfters fast erstaunt ansah. Aber auch Lisette wurde auf sie aufmerksam und sagte auf einmal: „Julchen, ich glaube, du hast Fieber.“

Da verzog sie ihr Gesicht zu einem Lächeln, und an Karl sich wendend, rief sie: „Ja, das ist das Fieber, das stets über mich kommt, wenn während des Mittagsmahles ein Engel durchs Zimmer schwebt. Wenn niemand redet, muß eben ich reden.“

Und es gelang ihr, ein Gespräch in Gang zu bringen. Aber es glich mit seinen langen Pausen, seinem gezwungenen Tone einem Brachacker, auf dem da und dort ein paar verlorene Samenkörnchen aufgehen. Und doch war Karl dem tapferen Mädchen dankbar, das sein Weh niederkämpfte und um seinetwillen vor den eigenen Verwandten Komödie spielte.

Karl Viener brachte jeden Abend auswärts zu und beachtete nicht Knopflochs stumme Trauer. Was wußte denn der Alte von den Qualen, die er allabendlich litt! Von dem Kampfe mit sich selbst, wenn es ihn trieb, in eine Ecke des Zimmers sich zu verkriechen und über sein Elend zu weinen! Von dem Kampfe mit sich, den er durchfocht, sobald er die Hand auf die Türklinke legte. Traurig verließ er das Haus, und kam er in die Gesellschaft, so überfiel ihn eine verzweifelte Stimmung, die ihm seinen Plan besser durchführen half, als es sein Verstand vermocht hätte. Im Graafschen Hause, im Kreise anderer Leute war er bald wohlbekannt, die Regensburger Mädchen redeten von dem jungen Herrn mit den traurigen Augen. Sie erzählten sich Romane von ihm; mit jeder schien er ein Verhältnis fürs Leben anzuknüpfen, und wenn ihn die Glückhoffende haschen wollte, gaukelte er zu einer anderen.

An manchen Tagen überfiel ihn solch eine traurige Stimmung, daß er den Tod herbeisehnte, weil er nie wieder glücklich zu werden fürchtete. Und dazu kam der Zweifel, ob er recht gehandelt habe. Darüber verging der März, und der April zog mit Schnee und Regen ins Land; das Wetter entsprach völlig seiner Stimmung.

Am Abend des zehnten April trat ein kleiner Junge in den Laden, wo Karl eben allein war, und forderte ihn auf, in die Wirtschaft zum Silbernen Ritter zu kommen, wo ein Mann ihn sprechen wolle.

Wer konnte der Fremde sein? Adam Mortuus? Anton Stein? Ihn befiel eine seltsame Bangigkeit; aber er versprach, zu kommen.

Als er das Haus verließ, traf er mit Herrn Fehr zusammen, und dieser sagte, neben ihm herschreitend: „Sagen Sie mir einmal offen, Mossiöh Viener, ist Ihr jetziges Leben auch nur eine klug berechnete Täuschung?“

„Natürlich, nur eine Täuschung."

„Sie sind ein abscheulicher Mensch, aus dem man nicht klug wird. Aber ich komme schon hinter Ihre Schliche. Ich passe Ihnen auf. Gute Nacht!"

Im Silbernen Ritter fand Karl einen etwa fünfzigjährigen Mann, der seiner Kleidung nach ein Handwerker war. Der Fremde zog ihn in eine Ecke der von Gästen überfüllten Wirtsstube, sah ihn mit seinen grauen Augen forschend an und flüsterte dann: „Sie kennen mich wohl nicht?"

„Nein."

Da nahm der Mann einen Brief aus der Tasche und reichte ihn Karl. Kaum hatte dieser die Adresse gelesen, so erfüllte ihn süße Freude; aber gleich hinkte das Mißtrauen hinterdrein. Stammte dieser Brief wirklich von Marianne? Oder wollten seine Gegner ihm eine Falle stellen? Er erbrach den Brief und las ihn. Der Inhalt war kurz. Die Geliebte schrieb, daß sie ihn noch immer liebe, aber um Klarheit bitten müsse, ob er ihr noch treu sei oder nicht. Sie habe in letzter Zeit so viel über ihn sagen hören, daß sie manchmal recht verzagt sei. Aber gerade in solchen Stunden gedenke sie seiner Versprechungen. „Schreibe mir ein offenes Ja oder Nein! Aber laß mich nicht länger in dieser gräßlichen Ungewißheit!"

Wie rein und herrlich stand die Geliebte vor ihm! Wie beklagte er das Leid, das er ihr hatte zufügen müssen! Am liebsten hätte er ihr sofort geschrieben; aber der Bote erweckte sein Mißtrauen, deshalb sagte er zu diesem:

„Mein Herr, obwohl ich gern den Wunsch meiner lieben Marianne erfüllen und sie schriftlich von meinen guten Gesinnungen gegen sie überzeugen möchte, so können Sie mir's, der schon so oft betrogen worden ist, nicht verdenken, wenn ich es jetzt noch unterlasse und Ihnen, den ich gar nicht kenne, keinen Brief an meine Marianne anvertraue. Hören Sie daher meine mündliche Antwort auf ihr Schreiben und halten Sie sich versichert, daß ich Ihnen solche geradezu ableugne, wenn Sie einen unrechten Gebrauch davon machen. Wenn ich aber schreibe, so vermag ich das nicht zu tun. Ich denke noch ebenso, wie vorher, und erwarte nur einen schicklichen Zeitpunkt, um die Sache dort wieder anzufangen, wo ich sie gelassen habe. Freilich müssen wir uns zuvor sprechen. Daher wäre es gut, wenn Marianne eine Reise nach Regensburg unternehmen möchte."

„Scharf gestochen!" entgegnete der Fremde. „Gibt ein gutes Muster. Ist mir lieb, daß Sie das Mädchen lieben, ist mein Patenkind . . . ."

„Dann sind Sie der Kattunstecher Pommer?"

„Der Kupferstecher Nikolaus Pommer aus dem Brechtelsgäßchen, zu dienen. Ein Künstler, Herr, ein Künstler! Und nur des lieben Brotes wegen Kattunmusterstecher. Wie es Marianne geht? Wie einer Blume ohne Wasser. Nein, nein, ihre Mutter ist gut mit ihr. Woher wir Ihre Adresse wissen? Ei, von Ihrer Frau Mutter selbst . . . ."

„Nicht möglich!"

„Die Frau Pastorin kauft jeden Tag in Nürnberg bei einem Metzger Fleisch. Dort kauft auch Madame Engelbauerin. Vor einer Woche schickt sie Marianne. Ihre Frau Mutter kommt gerade dazu, und auf die Frage der Metzgerin, wie es ihr gehe, fängt sie an: „Ich danke der Nachfrage. Seit mein Karl so brav geworden ist, bin ich recht zufrieden. Er ist jetzt beim Kaufmann Schrott in Regensburg und hat eingesehen, daß die Person, die er hier hat heiraten wollen, seiner nicht würdig war. Jetzt liebt er die Tochter seines Prinzipals und nächstens ist Hochzeit."

„Und das mußte Marianne mit anhören? Hat denn meine Mutter sie gekannt?"

„Freilich. Sie sind sich dort schon öfters begegnet."

„Großer Gott, wie grausam!"

„Der Himmel selber hat ihr das Wort in den Mund gelegt. Marianne kommt zu mir, erzählt mir alles und sagt: ‚Herr Pate, ich weiß genau, daß die Frau Pastorin gelogen hat, bloß um mir wehe zu tun. Mein Karl ist viel zu treu, als daß er sein Wort bräche.' Ich bespreche mit ihr und Madame Engelbauerin die Sache, und weil ich ohnedies in Amberg zu tun hatte, reiste ich vollends hierher."

„Sie haben uneigennützig gehandelt, Herr Pommer . . . ."

„Daneben gestochen! Daneben gestochen! Freilich hat mich Marianne gedauert. Aber vom Mitleid zum Helfen ist ein weiterer Weg als von Pfingsten bis Ostern. Marianne hätte mir leid

getan, ich hätte ihre schmalen, blassen Wangen beklagt, aber geholfen hätte ich ihr nicht, wenn nicht da drinnen" — er klopfte an seine Brust — „mich etwas dazu getrieben hätte. Seit zwanzig Jahren steche ich Muster für die Kattundruckerei, tagaus, tagein, und habe noch keine Stunde Pause gemacht. Und wenn ich so meine Blumen in die Platte grabe, zuckt es mir in den Fingern und ich möchte anderes mit dem Grabstichel schaffen, die Wolken über dem Nachbardach, ein Mädchen im Fenster gegenüber oder etwas Schönes, das ich noch gar nicht kenne. Und dann frage ich mich oft: Nikolaus, kann es unser Herrgott eigentlich vor sich selbst verantworten, wenn er dir dereinst darum die ewige Seligkeit schenkt, weil du ohne Unterlaß Kattunmuster gestochen hast? Was haben Kattunmuster mit der Heilsordnung zu schaffen? Und weil ich unsern Herrgott nicht in Verlegenheit bringen will, darum habe ich zu mir gesagt: Nikolaus, du mußt irgend etwas tun, was einmal alle Kattunmuster, die du in deinem Leben gestochen hast, überwiegt. Und herauskommen mußt du einmal aus deiner eintönigen Arbeit . . . . vielleicht schaust du das Schöne, nach dem schon lange deine Finger sich sehnen."

„Aus Ihnen spricht der Künstler, und Sie werden das Schöne finden."

Pommer schüttelte den Kopf und sah mit seinen grauen Augen zu einem Tische, daran Schiffer in der bunten ungarischen Tracht saßen. „Schauen werde ich es nie. Aber ich weiß jetzt, daß das Schöne in der Welt ist, wenn es sich mir auch verbirgt. Und schon dies sichere Wissen wird mir genügen, wenn ich wieder ein Muster steche. Aber, lieber Herr, vergessen wir Marianne nicht! Wollen Sie mir nun einen Brief mitgeben? Gut! Morgen abend erwarte ich Sie hier. Ja, da haben Sie recht. Es ist nicht unmöglich, daß man mich abfängt und mir den Brief nimmt. Drum wäre es gut, wenn Sie ihn in zweideutiger Weise schrieben. Er soll Marianne ja nur beweisen, daß ich wirklich in Regensburg gewesen bin. Ich werde ihr alles mündlich erklären."

Eine Stunde später saß Karl vor dem Lichtschirm und schrieb folgenden Brief:

„B. T. M.! Der liebe Brief ist an seiner Adresse. Das, was man denkt, kann nicht allemal gesprochen, viel weniger geschrieben werden. Aber schmerzhaft ist es allerdings, von einer Person, die man liebt, übel beurteilt zu werden, wenn das Herz redlich und die Gesinnungen rechtschaffen sind; traurig genug, wenn solche nicht deutlicher können bewiesen werden.

Wer immer nach dem Schein urteilt, wird sich meistens betrogen finden. Wer einmal durch Schaden erfahren mußte, daß er eine unüberlegte Handlung begangen hat, der hüte sich vor der zweiten. Schulz drückt sich im zweiten Teil seiner kleinen Romane vortrefflich aus, wenn er sagt: ‚Jünglinge und Mädchen, die ihr durch eine Glut in eins verschmelzet, aber von dem eisernen Finger des Schicksals getrennt gehalten werdet, harret besserer Momente; die Zeit bringt sie euch.‘

Unser Los wird, glaub mir's, bald entschieden:
Trennung kann es niemals sein.
Uns entfernen können sie hienieden,
Doch dort oben bist Du mein.

D. D. e. l. K."

Der Bote war wieder abgereist, das Leben in Regensburg zog von neuem seine Kreise um Karl. Der aber hatte in der Nacht vom zehnten zum elften April die Unsicherheit verloren und blickte, da er der Liebe Mariannens gewiß war, ruhig in die Zukunft. Jetzt besaß er die Kaltblütigkeit, die Rücksichtslosigkeit, die Adam Mortuus von dem Steuermann Swammerdams heischte, wenn das Fahrzeug heil aus dem Hafen laufen sollte. Jetzt beherrschte ihn sein Ich, und weder Julie noch Schrott, weder Knopfloch noch das eigene Gewissen hielten ihn zurück. Er lächelte sogar, wenn in seiner Brust sich warnende Stimmen vernehmen ließen.

Als ihn eines Tages Schrott fragte, ob er sich über die Gesinnung seines Bruders Klarheit verschafft habe, entgegnete er ruhig: „Lorenz ist ein höchst mißtrauischer Charakter. Gedulden Sie sich! Sobald sich Gelegenheit bietet, werde ich mit ihm reden." Und als Schrott mit leisem Seufzen sagte: „Hüten Sie sich vor den Gefahren der hiesigen Gesellschaft, lieber Biener!" erwiderte er: „Ich weiß, was ich will, Herr Schrott, und lasse mich nicht beirren."

Ein anderes Mal brach Knopfloch sein strafendes Schweigen und sprach: „Sie sind blind, Herr Biener? Haben Sie heute mittag nicht gesehen, daß unser Jhulichen verweinte Augen hatte? jhawohl, verweinte Augen!"

Darauf antwortete er lächelnd: „Geben Sie

sich zufrieden, Herr Knopfloch! Mademoiselle Julie weiß, wie ich denke. Ich habe schon vor Wochen mit ihr eingehend darüber geredet."

„Aber warum dies Zögern?" rief Knopfloch. „Ihawohl, dies Zögern! Wenn Sie mit Ihulichen einig sind, weshalb sprechen Sie nicht mit dem Prinzipal, der um das Glück seines Kindes bangt?"

„Warum? Weil sich alles in der Welt erst entwickeln muß, und weil bloß ein solider Bau besteht, ein unsolider fällt."

Dennoch konnte er den warnenden Stimmen in seiner Brust nicht entfliehen, und weil er von Marianne nicht lassen wollte, so mußte Lorenz ein Sühneopfer bringen. Seine Gedanken nahmen, von seinem Ich geleitet, einen seltsamen Weg.

„Ich bin weder an Julie noch an Herrn Schrott treulos geworden; denn ich hatte Marianne ewige Treue gelobt, ehe ich in dieses Haus kam. Weder meine Eltern noch mein Chef durften über mich verfügen. Mit Lorenz verhält es sich anders. Er bewarb sich um Lisette und verließ sie dann. Er handelte untreu. Frau Tarraboni ist ja ein seelensgutes Wesen; aber sie gehört in ein vornehmes Haus, nicht in eine einfache Kaufmannsfamilie. Sie wird unglücklich mit Lorenz. Noch sind sie, gottlob, nicht einig. Lorenz muß Lisette heiraten. Dadurch reinigt er sich von seinem Vergehen und entsühnt das, was ich Julien und Herrn Schrott anzutun gezwungen bin."

Dieser Gedanke wich nicht mehr von ihm, und eines Nachts, als die Brüder aus dem Graafschen Hause traten, begann Karl zu reden:

„Du bist noch immer nicht einig mit Madame Tarraboni?"

„Ich kann es werden, sobald ich will."

„Hm!"

„Was willst du mit deinem Hm! sagen?"

„Hast du dir schon einmal überlegt, ob Madame in deine bescheidenen Verhältnisse paßt?"

„Sie liebt doch nicht meine Verhältnisse, sondern mich."

„Aber bedenke! Du hast Lisetten Hoffnungen erweckt. Erfüllst du diese nicht, trifft dich die Strafe des Himmels!"

„Warum gehst du nicht in ein Kapuzinerkloster? Ich will nichts von ihr wissen."

„Lorenz, ich bitte dich, laß das Mädchen nicht sitzen. Du mußt sie heiraten, du mußt..."

„Ah, steht es so mit uns? Nun, intrigiere nur gegen mich! Redest ja, als kämest du geradeswegs aus dem Pfarrhause zu Wöhrd ...."

„Aber bedenke! Es ist deine Pflicht!"

Da brauste Lorenz auf: „Jetzt kenne ich dich und weiß, was ich mir von dir zu versehen habe. Gute Nacht!" Und ohne die Rufe Karls zu beachten, bog er in eine Seitengasse.

Seit jener Nacht trennte ein Riß die beiden Brüder. Wohl erkannte Karl, daß er mit seiner zudringlichen Forderung eine Torheit begangen hatte, und konnte schon am andern Tage nicht mehr begreifen, wie er sie hatte begehen können; wohl entging ihm das kühle, zurückhaltende Benehmen seines Bruders nicht; aber er suchte nicht bei sich selbst die Ursache, sondern nannte im stillen Lorenz launenhaft. Und als er allmählich entdeckte, daß Madame Tarraboni und Lorenz sich gefunden hatten — sein Drängen hatte den Bruder zum Handeln getrieben —, da fügte er sich lächelnd der Wendung der Dinge und suchte, ohne Mitleid mit Lisette und deren Vater, den Liebenden zu nützen.

Und bald bot sich ihm ein Anlaß, seinen Fehler, wenn auch nicht vor dem Bruder, so doch vor sich selbst gutzumachen. Sein Stiefvater und seine Mutter verlangten nichts Geringeres von ihm, als daß er ihnen über die Gesellschaft im Graafschen Hause, über Madame Tarraboni, über Lorenz eingehenden Bericht erstatten sollte. „Du darfst sogar auf uns schimpfen," schrieb ihm Dörrbaum, „wenn du glaubst, dadurch die wahre Gesinnung deines vom rechten Weg abgeirrten Bruders erforschen zu können. Wir wissen ja, daß du ein braver Sohn bist, und als solcher jetzt Jakob gleich um Lea oder Rahel wirbst. Aber Lorenz ist verkommen, und darum ist es deine Sohnes- und Bruderpflicht, uns die Mittel an die Hand zu geben, daß wir mit Hilfe der dortigen Obrigkeit die Gesellschaft im Hause jenes Weibes zerstören und seine Seele retten."

(Fortsetzung folgt.)



Amsel im Schnee.

Erzählung
von
Georg Mengs
(Gertrud Büstorff).

(Schluß.)

Die Kranke ist allein und liest bei der Lampe; an der Art, wie einer draußen den Schnee von den schweren Stiefeln stampft, merkt sie, es ist der Franz. Er kommt aber nicht so frisch und heiter wie sonst zur Tür herein, und wie sie jetzt aufschaut und beim Lampenschein seinen Gesichtsausdruck sieht, fragt sie unwillkürlich:

„Was hast, Franz, bist doch nicht krank?"

„Ha — wär' kein Wunder — sind viel Leut' im Dorf krank. Den Alois hat's arg gepackt; er hat Lungenentzündung; sie meinen, er kommt nimmer davon, soll sich freuen, wenn er's überstanden hat — das elende Leben!"

„Wenn du so wüst red'st, hernach sollt' man wirklich meinen, du wärst krank, lebst sonst recht gern, und gesund schaust auch aus."

„Ich bin auch nicht krank; aber da," und er faßte nach der Brust, „da sitzt so ein Druck. Wär' ich ein Weibsbild, ich tät' sagen, mir ist Angst vor irgend was, das ich selber nit kenn' und weiß. Aber s' ist zu dumm. Wenn ich nur Ruh' hätt' — aber s' jagt mich hin und her."

Die Gelähmte kennt solche nervösen Angstgefühle, daß sie aber einen jungen, kräftigen Mann wie den Franz packen können, das hat sie nicht für möglich gehalten. Bei ihr sind sie meist grundlos; bei dem könnt's schon eine Ursach' haben; sie glaubt an Vorahnungen.

„Geh, Franz, hol' dir Hutzelbrot aus dem Schrank und einen Kirsch, und setz' dich daher."

Er holt beides und setzt sich zu ihr. Aber im Hutzelbrot sind zuviel Feigen und zu wenig Nüsse, und zu „leis" ist's auch, s' ist zu wenig Pfeffer drin. Der Kirsch allein tut wohl; er schenkt ein zweites Glas ein und wird gesprächiger.

„Und das verrückte Zeug, das ich nachts träum'!"

Die Kranke interessiert sich lebhaft für Träume und will es wissen; er fährt mit der Hand über's Haar, besinnt sich einen Moment.

„Ich ging an Mutter Birkes Haus vorbei. Die Ev' stand oben auf den Stufen, grad' wie in jener Nacht, im Lumpenstaat des Dichters, den Schmuck von dem saubern Grafen um den Hals."

„Franz, red' nicht so — ich kann's nicht vertragen."

Der aber ist heut' viel zu erregt, um geduldig zu bleiben, und will schon aufspringen.

„Wenn ich nicht reden kann, wie ich will — hernach geh' ich wieder!"

„Nein — du bleibst und sprichst dich heut' aus!"

Und die feinen, durchsichtigen Finger umklammern die kräftige, gebräunte Hand des jungen Bauern. „Wie war's mit der Ev'?"

„Traurig haben ihre Augen ausgeschaut, und dazu hat der Schmuck geglänzt, so toll wie der, den die verrückten Weiber in den großen Städten im Theater tragen. Sie hat durchaus zum Haus hineingewollt, und ich hab' den Schlüssel gesucht, so wie eins nur im Traum suchen kann. Zuletzt hab' ich die Tür eingetreten, und da hat drinnen ein Kerle mit der Geige gestanden, langnasig, langbeinig wie der Dichter — ein unheimlicher Kerle; wie ich erwacht bin, hab' ich gleich Licht gemacht, so hat mir gegraut, und träum' doch sonst nie."

Beide schwiegen eine Weile; unterdessen erhob sich der Sturm, raste um das Haus, als wollt' er's zusammenreißen, dann fuhr ein Blitz hernieder, und ein heftiger Donnerschlag folgte. Die Kranke erschrak furchtbar; der Bauer trat ans Fenster.

„Das hab' ich jetzt noch nicht erlebt, um die Zeit: ein Schneesturm mit Blitz und Donner; 's gibt eine schlechte Nacht."

„Und geschrieben hat die Ev' noch nicht?"

Er wandte sich wieder zu der Kranken.

„Nein."

„Das geht nimmer so weiter — wir müssen Nachricht haben. Ist — ist der junge Graf wirklich dort?"

„Ich weiß nicht, ob's wahr ist; mag alles nur Geschwätz sein."

„So was Schlecht's ist immer wahr!

Denken darf ich nicht d'ran, daß die zwei dort zusammen sind!

Jahrelang hat er sie nicht gesehen. Die Ev ist die Schönste überall; zudem denkt er auch noch, er hätt' ein Anrecht auf sie, weil er sie damals wie einen erfrorenen Vogel am Weg gefunden.

Wenn ich eins im Leben bereue, so ist's, daß ich damals nicht zur Stelle war; aber das ist jetzt ganz gleichgültig, sie wird doch nicht so dumm sein und den Grafen heiraten, sich von den anderen über die Achsel ansehen lassen.

's wär grad' wie damals, wo sie die vornehme Herrschaft an der Landstraße abgesetzt hat: das Bauernkind wird schon heimfinden, und wie sie hernach froh war, als sie in unserem Haus auf der harten Ofenbank schlafen konnte."

Er stand wieder am Fenster und sah in das Schneegestöber hinaus.

„Meinst'" sagte die Afra schüchtern, „daß die Ev besser zu dir paßt? Kannst' dir denken, wie sie mit ihren feinen Händen auf dem Feld arbeitet?"

Da wandte er sich blitzschnell um.

„Als ob sie das brauchte!

Als ob ich sie schaffen ließe auf dem Feld! Niemals!"

Und an dem festen Ton, mit dem er sprach, hörte sie, er hatte schon den ganzen Plan fertig.

„Erstens schaff' ich für zwei, zweitens kann ich mir Knecht' und Mägd' halten, drittens hab' ich auch meinen Ehrgeiz: blitzsauber und gemütlich sollt' mein Haus sein.

Kriegt' ich die Ev, ich fing' an zu bauen; gar nicht schön genug könnt' ich's haben für sie.

Und ich weiß, was sie selbst für eine Freude dran hat, wie gern sie im Haus schafft, hab's damals gesehen, als sie die Kranke pflegte; so blitzblank wie bei der Ev, sah's nirgends aus.

Nein, im Feld sollt' sie nicht arbeiten. Im Haus und mit den Kindern gäb's genug zu tun.

Meinst, ich wüßt' nicht selbst, was für feine Finger sie hat, hab' oft genug meine Freud' dran gehabt, wenn ich sie bei der Arbeit gesehen, oder sie in der Hand gehalten hab'.

Ich hab' auch immer gern was besonderes gehabt. Warum gefallt mir keine im Dorf? Weil ich neben jeder die Ev stehen seh'.

Und was meinst wohl, warum ich die ganze Zeit geschafft hab' wie ein Ochs, nichts verlumpt und noch mehr gespart als mein Vater? Alles für die Ev! Wie ich auf sie gewartet die sechs Jahr, das weiß ich jetzt erst so recht, wo mir zumute ist, als hielt ich's nicht länger so aus, und als müßt' irgend was geschehen, als müßt' ich sie grad mit Gewalt zurückholen.

Jesses Gott, das Glück, wenn ich denk', daß sie käm'!"

„Und wenn sie nicht käm'?" sagte die Kranke schüchtern, und auch ein wenig erschreckt durch die Leidenschaft des jungen Bauern, denn noch nie hatte er sich so offen ausgesprochen.

„Dann — dann wär' ich armselig dran, und das Leben wär' mir grad wie abgeschnitten."

Da die Schwester der Kranken bald darauf heimkam, ging er nach Hause; aber so zwischen acht und neun pfiff er seinem Hunde, hängte seine kleine Laterne an, weil er sich einredete, er müsse noch einmal nach dem schwerkranken Alois sehen, der eine halbe Stunde entfernt, ganz abseits von der Landstraße wohnte, und machte sich von neuem auf den Weg.

Der Sturm hatte sich gelegt. Dem ersten Blitz war kein zweiter mehr gefolgt; aber es schneite unaufhörlich, so dicht, daß man schon die nächsten Häuser wie im Nebel sah, und kälter ward's. Der Schnee knirschte unter den schweren Stiefeln des Bauern. Der dachte herzlich wenig an den kranken Alois; an die Ev dacht' er immerfort.

Der Besuch war ihm nur ein Vorwand gewesen, denn ohne Ursach' geht doch ein „vernünftiger Mensch" bei dem Wetter nicht hinaus. Der junge Bauer hätte denn zu Lichte gehen müssen; aber danach war ihm nicht zumute. Nur einmal blieb er zögernd vor einem der letzten Dorfhäuser stehen; es war ein echtes, stattliches Schwarzwaldhaus und sah gar traulich aus in dem Schneegestöber, wie das rotgelbe Licht durch die Fenster leuchtete.

Lautes Sprechen, lustiges Lachen ertönte; dann ward es ganz still, und eine klare Mädchen-

stimme hob das schöne Volkslied von der armen Seele vor der Himmelstür zu singen an:

„Im Himmel, im Himmel sind der Freuden soviel
Da tanzen zwei Englein und haben ihr Spiel.
Dort droben, dort droben vor der heiligen Tür
Da steht ein arm Seelchen, schaut traurig herfür.
Arm Seelchen, arm Seelchen, was stehst Du hier?
Wenn ich Dich anschaue, so weinest Du mir.“

Er kannte das singende Maidli; es war eins der lustigsten im Dorf und sang für sein Leben gern, Fröhliches und Trauriges, wie es kam. Von allen erinnerte es am meisten an die Ev.

Und es war, als sagte eine Stimme: „Geh hinein; bring' sie heim heut' abend. Hol' dir endlich deine Bäuerin. Du Narr sitzest mit deinen sechsundzwanzig Jahren immer noch ledig auf dem schönen Hof und wartest auf eine, die nimmermehr kommt.“ Er war drauf und dran, der Stimme recht zu geben, denn er wußte, das Mädchen würde ihm mit Freuden sein Jawort geben; aber morgen ist auch noch ein Tag. Er ging weiter, und die letzten Strophen klangen ihm noch in den Ohren:

„Warum sollt' ich nicht weinen, du gütiger Gott!
Ich hab' übertreten die zehn Gebot'.
Arm Seelchen, arm Seelchen, komm zu mir herein,
Und da werden deine Kleider ja alle so rein,
So rein und so weiß, und so weiß als der Schnee.
Und so wollen wir miteinander in das Himmelreich
eingehen.“

Da schlägt des Bauern Hund von fern an; er ruft ihn zurück. Er kommt auch, stürzt aber wieder weit voraus, gebärdet sich wie toll, bellt und winselt, und bleibt endlich stehen, seinen Herrn zu erwarten.

Hier durchschneidet, vom Wald kommend, ein breiter Weg die Landstraße; an der Stelle steht ein hohes Kruzifix auf granitenem Sockel zwischen zwei kräftigen Tannenbäumen, und dicht am Sockel eine einfache Bank.

Sie ist vom Schnee verweht; nur das eine Ende ist, geschützt durch die dichten Tannenzweige, vielleicht auch durch den hohen Steinsockel, freigeblieben, und da hockt eine menschliche Gestalt.

Der Bauer ist jetzt angelangt und hält die Laterne hoch.

Ein Weib ist's! Sie hat die Augen geschlossen, sieht totenbleich aus; wie er das beschneite Kopftuch zurückstreift, sieht er goldblondes Haar.

Die Ev! Großer Gott!

Dem jungen Bursch' ist's, als zittere er am ganzen Leib. Dazu fällt die Laterne um und erlischt. Dunkel ist's um ihn her!

Er glaubt nicht an all die Spukgeschichten, die die alten Leute im Dorf immer noch zu erzählen wissen.

„Aber lach' du nur,“ hat die alte Walburg neulich noch zu ihm gesagt, „wird dir schon noch ebbes begegnen, das dein Verstand nicht fassen kann.“

Und warum nicht? Die wirkliche Ev kann's nicht sein! Die kommt doch nicht so heim und ruht hier so gottverlassen im tiefen Schnee. Auch ist sie ja längst über das Dorf hinaus, und hier weiterhin wohnen keine Freunde von ihr. Wohin wollte sie hier wandern?

Nein, sie ist's nicht — aber wenn sie in der Fremde gestorben wäre, in dieser Nacht, in dieser Stunde!

Er hat in der letzten Zeit mit solcher Leidenschaft, so heiß und sehnsüchtig ihrer gedacht, wie nie zuvor.

Seine Gedanken haben sie hierher gezwungen, ihre Seele hierher getragen wie auf starken Flügeln. Und auch sie hat sich vielleicht in letzter Stunde heiß nach der Heimat gesehnt.

Nun ist sie ihm erschienen! Sie ist tot, und als Geist hat er sie geschaut.

Wie einem Fiebernden gehen ihm diese Gedanken durch den Kopf. Endlich sucht er seine Laterne; immer mit leisem Grauen bemüht er sich, Licht zu machen; es gelingt, und sieh, der Schnee rieselt weiter auf die rätselhafte Gestalt herab. „Amselchen!“

Ev heißt manch eine; wenn sie auf diesen Kindernamen Antwort gibt, ist sie's gewiß.

„Amselchen, sag' mir, ab du die Amsel bist.“

Und wie aus einem Traum heraus, gibt sie Bescheid:

„Ja — das Amselchen — laß mich — ich bin todmüde — laß mich sterben.“

Wie er die Stimme hört, ist er schon ganz verwandelt.

„Nein, nein, nicht sterben, Ev!

Nur ein paar Schritt, so sind wir daheim in meinem Haus — Ev — sechs Jahre hab' ich auf dich gewartet, ich, der Franz — ich lieb' dich, wie keine Menschenseel' auf der ganzen Welt.“

Ihr ist das alles so gleichgültig, ob der Franz oder irgendein anderer mit ihr spricht. Der

kraftvolle, junge Bauer hat in seinem Glück keine Ahnung, wie matt und elend ihr zumute ist. Nicht zur Ruhe, zum Todesschlaf hat sie sich auf diese Bank gesetzt; sie will endlich eine Heimat finden, die Heimatlose. Der Heiland wird ihr vergeben, wenn sie den Weg ein wenig abkürzt, ein wenig früher kommt, als er sie gerufen, und nun wird sie wieder aufgerüttelt, soll wieder weiterwandern, mit totmüden Füßen, endlos wandern.

Der Franz denkt, wenn sie sich nur auf ihn stützt, so wird sie schon gehen können; er versucht, ihr aufzuhelfen. Sie bemüht sich mechanisch und willenlos, und sinkt wieder zurück.

Da nimmt er sie in seine Arme, um sie in sein Haus zu tragen.

Der Hund springt laut bellend an ihm empor; da er ihm Ruhe gebietet, geht das kluge Tier ganz still und dicht neben seinem Herrn weiter; nur manchmal hebt es den Kopf, als wollt es' sagen: Hab' ich das jetzt nicht gut gemacht? Ich war's doch, der sie gefunden hat.

Aber sie scheint ganz leblos.

Barmherziger, wenn er eine Sterbende in seinen Armen trüge! Oder wenn sie hernach stürbe, in seinem Haus, sowie damals ihre Mutter gestorben ist!

Er bleibt einen Augenblick stehen. Die Last, die ihn bisher so leicht dünkte, wird furchtbar schwer, als müßt' er darunter erliegen. Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn.

Wenn sie stürbe!

Er geht weiter; der Weg, der bergab führt und gar nicht so weit ist, dünkt ihn endlos. Aber da ist sein Haus — gottlob — und wie er darauf zuschreitet, gedenkt er jener Nacht, da sich die Ev hat von ihm den Weg hinaufziehen lassen. Droben am Fenster steht noch der bequeme Stuhl, in dem oft des Bauern krankes Weib gesessen, dahin trägt er sie, reibt ihr die Schläfen und die Stirn mit Kirschwasser und flößt ihr einen Schluck ein. Da er jetzt mit der Lampe in der Hand vor ihr steht, um das heiß geliebte Antlitz besser zu sehen, entsetzt er sich, wie bleich und traurig sie ausschaut, und sagt:

„Ich bitte dich, um Gottes willen, Ev, schau mich nur einmal an."

Und wie im Traum gehorcht sie, schlägt die Augen auf.

„Du bist ja so riesengroß, und warum trägst du eine Fackel in der Hand?"

Eine große Traurigkeit überkommt ihn. Er kniet vor ihr nieder, zieht ihr Schuhe und Strümpfe aus, wärmt ihre kalten, schneeweißen Füßchen in seinen Händen, und zieht ihr warme Strümpfe an.

Sie hat den Kopf zurückgelehnt, und die Augen geschlossen. Dann geht er in seine Kammer, sein eigen Bett für die Ev zurechtzumachen; sauber und tadellos muß alles sein, als hätt' er ein verirrtes Königskind draußen im Schnee gefunden, und da er zurückkommt, flößt er ihr heiße Milch ein und spricht ihr zu wie einem Kind, sie müsse jetzt zu Bett und solle sich recht zusammennehmen, sich rasch ausziehen und in die warmen Federn legen.

Sie nimmt ihre letzten Kräfte zusammen, und läßt sich von ihm in die Kammer führen. Dann bleibt sie allein, und er horcht draußen und wartet wohl eine halbe Stunde; wie er wieder zu ihr hineingeht, ist sie, unter der Mühe des Auskleidens, ohnmächtig zusammengebrochen. Da zieht er selbst ihr mit zitternden Händen die nassen Kleider vom Leib, und legt sie in sein Bett.

Er könnte wohl die alte Magd, die halb taube Walburg, rufen; aber die schläft längst, und er graut sich vor ihren dummen Fragen, vor ihrem Erstaunen, ihrem Geschwätz. Wenn er nur daran denkt, so fühlt er, wie er bis in die Tiefe seiner Seele erregt ist, und jetzt niemand ertragen kann.

Auch braucht's die Walburg nicht morgen in ihrer Art den anderen Weibern im Dorf zu erzählen, daß er die Ev in sein Haus, in sein Bett getragen hat.

Es ist sein Geheimnis, und er wird es preisgeben, wie es ihm beliebt, morgen schon. Vielleicht, daß er den Pfarrer und den Doktor zu einer Sterbenden rufen muß.

Und wenn dem so ist, dann will er ihr den letzten Liebesdienst erwiesen haben, und keine andere Hand soll sie berühren.

Aber wenn sie gesundet — und es kann ja sein, wenn sie auch noch so elend scheint —, barmherziger Gott, das Glück!

Er steht ein paar Schritt' von ihr, mit dem Rücken gegen das Fenster, und schaut vor sich hin.

Morgen früh will er zum Pfarrer; da spricht der Arzt vor, und dem Pfarrer will er sagen, daß er die Ev halb tot am Kreuzweg gefunden hat, und daß er sie nicht hergibt. um keinen Preis.

Eine Krankenschwester mag sie in seinem Haus verpflegen, aber sein Glück gibt er nicht mehr aus den Händen, das weiß er genau, und sie kennen ihn; sie wissen, was er sich einmal vorgenommen hat, das geschieht.

Was die Leute schwätzen, das kümmert ihn nicht. Wenn er nur die Ev dem Tode abringt!

Da sie so totenstill in den Kissen liegt, so duselt er auch ein wenig auf dem Holzschemel ein. Aber nach Mitternacht schreckt er auf; er hört sprechen, und muß sich erst besinnen, wo er ist.

Still — die Ev spricht! Sie redet wirr, phantasiert, und will aus dem Bett springen. Er hält sie sanft und fest zurück; dabei fühlt er die furchtbare Fieberhitze ihrer Hände und entsetzt sich.

Wenn nur der Morgen da wäre und der Arzt käme!

Er rückt seinen Holzschemel dicht ans Bett, und sie redet weiter.

Vom Grafen spricht sie, und daß sie sich nicht wolle küssen lassen, sie könnte ihn nicht lieben; aber sie sei wie verhext, wie verzaubert, er solle sie freigeben, sie könnte auch Hans-Kurt nicht lieben, er solle ihn nicht totschießen, sie ginge ja fort, weit fort, nur küssen solle er sie nicht und sie nicht so ansehen!

Und weiter spricht sie vom Park von Fontainebleau, sie wollte, sie wäre nie mit dem Grafen dahin gegangen; an die Gräfin solle er denken und an das Kind, und sie wüßte es genau, die weiße Amsel hätte sie gerettet.

Das alles geht wirr durcheinander; aber der junge Bauer glaubt's zu verstehen. Die Ellbogen auf die Knie gestützt, birgt er mit einer Gebärde der Verzweiflung, das Antlitz in den Händen.

Der Graf, von dem sie redet, das ist nicht Hans-Kurt, das wär' das Schlimmste noch nicht — das ist der Mann der Gräfin!

D e m traut er nicht!

Wenn die Ev in Angst und Schande auf und davon gegangen wäre, um hier zu sterben!

Niemals hat er an ihr gezweifelt; all die Jahre lang hat er an sie geglaubt.

Die Ev bleibt dieselbe, sie gibt ihre Ehre nicht aus der Hand. Jetzt, da er ihre Reden hört, und sie so elend heimgekommen ist, packt ihn unbeschreibliche Angst.

Er springt auf, weil er es in dem engen Raum nicht mehr aushält, und geht in die Stube nebenan.

Nein — nein — s o wäre sie nicht heimgekommen, das sieht der Ev nicht ähnlich; dann hätte sie, fern von hier, ihrem elenden Leben ein Ende machen können.

Wenn sie aber ohne festen Plan, in sinnloser Angst die Flucht ergriffen, nur sich irgendwo hat verbergen wollen, wie ein krankes, abgehetztes Tier!

Und hier in dem Schneegeriesel ist ihr erst der Gedanke gekommen, zu sterben.

Irgend etwas Furchtbares muß doch geschehen sein!

Er steht inmitten der Stube und starrt vor sich hin. Das scharfgeschnittene, junge Gesicht sieht übernächtig, soviel älter aus.

Ja so — ja so — dann hätt' ich ihr freilich den Willen tun und sie lieber sterben lassen sollen!

Kein Mensch hätte geahnt, daß sie eine Selbstmörderin sei.

Man hätte eben gedacht, sie sei erfroren, im Schnee verweht. Der Heiland hätte sie barmherzig aufgenommen, und die Menschen hätten ihre Schande nicht erfahren.

Jesus — aber dies schöne, junge Leben so elend vernichtet!

Und ich — und ich — und der andere, der Lump — der niederträchtige Lump!

Der Bauer reckt sich hoch auf; er starrt nicht mehr mit gesenktem Haupt vor sich hin — was hilft das Grübeln? Er streckt die Arme, daß er fast die Decke berührt mit den geballten Fäusten. Und wie ein Blitz geht ihm der Gedanke durch den Kopf: Ich kann es begreifen, daß einer seinen Widersacher, den, der ihm das Heiligste zerstört hat, mit der Axt niederschlägt.

Die Sonne steigt über die Berge, klar, goldhell. Ihre Strahlen treffen des jungen Bauern Haus; er geht zurück, zu der Ev. Die liegt wieder totenstill und bleich in den Kissen, und die Sonne scheint auf die weiße Wand.

Lange steht er am Bett, schaut auf sie herab, und es ist, als wenn seine wilden Gedanken hier allmählich zur Ruhe kämen.

Ein paar Stunden drauf hatte er einen langen Disput mit dem Pfarrer. Der war durchaus nicht dafür, daß die Ev in des jungen Bauern Haus blieb, wenn auch eine Pflegerin käme und die taube Magd im Hause wäre.

Aber der Franz bestand auf seinem Schein, und der Doktor half ihm: die Ev sei so krank, daß sie gar nicht „transportfähig“ sei, sie müsse bleiben, wo sie wäre. Schwerkrank lag die Ev darnieder; manche Nacht hat der Bauer abwechselnd mit der Krankenschwester an ihrem Lager gewacht. Es hat Tage gegeben, da ihn der Doktor darauf vorbereitete, daß er das Schlimmste fürchte, und immer wieder, wenn er geglaubt, nun sei er über den Berg hinweg, hatte die Kranke einen Rückfall gehabt.

Der Franz hat nicht mehr darüber gegrübelt, ob sie hat sterben wollen, und warum sie heimgekehrt; nur an ihr Leben hat er gedacht, und daß er sie dem Tode abringen müsse um jeden Preis. Ja, die Zweifel, die ihn geplagt, die hat er ihr längst heimlich abgebeten.

Langsam kehrte sie ins Leben zurück. Der Arzt war schon ganz zufrieden, als der Franz noch verzweifeln wollte, daß sie gar zu schwach sei.

„Nur Geduld, es kommt alles, und eins nach dem anderen.“

Und der Tag kam, da sie ihn zum erstenmal dankbar die Hand reichte.

„Franz, ich weiß nicht, wie ich zu dir gekommen bin; ich glaub' fast, du selbst hast mich ins Haus gebracht, denn zu dir gegangen bin ich nicht, das weiß ich gewiß — aber seltsam ist's, daß ich mich nicht mehr darüber verwundere, und es ist grad', als müßt' es so sein.“

Da drückte er ihr die Hand, daß sie heimlich vor Schmerz zusammenzuckte; aber wie sollt' er seine Seligkeit kundtun?

Wenn er in solchen Momenten reden wollte, so fehlten ihm doch noch die rechten Worte; es war dies kein Zeichen der Leere, sondern der Überfülle. Am liebsten hätt' er sie auf die Lippen geküßt und sie gefragt, ob sie sein Weib werden wolle. Aber der Arzt hatte jede „Aufregung“ streng verboten, und leicht war es nicht für den jungen, leidenschaftlichen Mann, jetzt, da es der Ev täglich besser ging, ihre Wangen immer rosiger, ihre Augen immer strahlender wurden, ständig an des Arztes Ermahnungen zu denken: Nur nicht zuviel sprechen und fragen; alles könnte ihr schaden.

Auch keinen Besuch aus dem Dorf! Das Geschwätz ist Gift.

Mit dem letzteren war der Bauer sehr einverstanden, und die Pflegerin durfte niemand zu der Ev lassen, weniger mit den Ermahnungen.

„Herr Doktor, ich wollt' jetzt lieber ein paar wilden Gäulen Vernunft beibringen, als mir selbst.

Ein kleines ist's nicht, so wie ein Stock dasitzen müssen, wenn's einem wie Feuer durch die Adern geht.

Das ist schier die härteste Probe, und bald glaub' ich, der Pfarrer hat recht gehabt.

Sechs Jahre lang hab' ich sie nicht gesehen; jetzt sitz' ich ihr täglich gegenüber, und werd' so täglich von neuem versucht. Das ist keine Kur für unsereinen. Ich glaub', lang' halt ich's nimmer aus, hernach geh ich selbst noch aus dem Haus.“

Der Arzt hatte gar kein Mitleid mit ihm und hatte ihm lachend auf die Schulter geklopft.

„Habt Ihr's sechs Jahre ausgehalten, hernach gehen sechs Monate auch noch herum. Die schöne Ev wird noch früh genug Euer Weib. Im Herbst ist die beste Zeit zum Heiraten — im Herbst.“

Ja, schon recht; aber er war froh, daß es jetzt in den Reben und im Feld schon so viel zu schaffen gab, und er von früh bis abend draußen sein konnte.

Und an einem Apriltag, da sie schon einige Schritte durch den Garten gegangen war, wagte er zum erstenmal die Frage, warum sie hätte sterben wollen.

Sie sah ihn an und lächelte.

Nur noch ein wenig solle er sich gedulden, dann wolle sie ihm alles erzählen, sie sei jetzt immer noch arg müde, viel müder, als er, der Starke, sich vorstellen könne. Aber des durft' er gewiß sein, sie hätte sich nichts zuschulden kommen lassen, und brauchte vor niemanden die Augen niederzuschlagen.

Das wußte er und glaubte er längst, seit er ihr täglich in die Augen sah. Da sie aber nicht ahnte, w i e er sie liebte, so wußte sie auch nicht, wie glücklich ihn ihre Worte machten.

Und am Ostertag, da außer den beiden nur die taube Walburg im Hause war, erzählte sie ihm ihre Geschichte, von dem Tag an, da sie in des Grafen Haus gekommen war.

Er könne sich kaum vorstellen, wie glücklich und zufrieden sie sich anfangs dort gefühlt. Die Gräfin hätte sich mehr und mehr erholt; sei sie

traurig gewesen, so hätte kein Mensch sie besser zu erheitern gewußt, als sie, die immer noch geglaubt, diese trüben Stimmungen rührten nur vom Leiden der Gräfin her, denn den Grafen sah sie nur ritterlich und höflich mit ihr verkehren.

„Und ich kann dir nicht sagen," fuhr sie fort, „wie liebenswürdig der Graf gegen mich war. Anfangs behandelte er mich wie ein Kind, das man wohl leiden kann, und an dessen Lachen und Scherzen man sich erfreut, denn im Umgang mit meiner geliebten Gräfin, mit der ich nach Herzenslust von der Heimat reden konnte, hatte ich mein lustiges Wesen wiedererlangt. Ich war so dreist wie daheim, schwatzte frisch drauflos, trieb allerhand Allotria, und amüsierte den Grafen mit meinem Französisch.

Aber nicht immer sah er die kleine Ev in mir, die er schon als Kind gekannt. Wenn ich im Bois de Boulogne mit dem kleinen Komteßle spazieren ging, und er mit anderen Damen und Herren angeritten kam, so sprengte er gewiß auf uns zu, zog tief den Hut, als sei ich eine geborene Gräfin, redete und scherzte mit uns, oft so lange, daß er im Galopp den andern nachreiten mußte.

Im zweiten Sommer wurde die Gräfin vom Arzt ans Meer geschickt. Erst im letzten Augenblick entschloß sich der Graf, uns für kurze Zeit zu begleiten. Er blieb aber dann die ganzen Wochen bei uns.

Der Sommer war sehr schön. Die kleine Komteß und ich, wir segelten so gern, und der Graf machte uns oft das Vergnügen; einmal zog ein Wetter auf. Wir hielten uns so tapfer, daß er seine Freude an uns hatte, und war so ritterlich und besorgt, daß ich zum erstenmal dachte, es müsse doch ein rechtes Glück sein, einem solchen Manne anzugehören. Ich war durch den Umgang mit ihm schon so verwöhnt, daß mir fast alle anderen plump und grob vorkamen und ich manchmal dachte, da mir ein solcher Mann doch nicht beschieden wäre, so möchte ich lieber niemals heiraten.

Du mußt aber wissen, daß ich mir von solchen Gedanken gar keine Rechenschaft ablegte, und daß mir alles erst dann zum Bewußtsein kam, als ich, gewaltsam aufgerüttelt, mich unaufhörlich prüfte, fragte und quälte, ob ich mir irgend etwas hätte zuschulden kommen lassen.

Im dritten Jahre ging ich einige Zeit fort von Paris zu einer jungen Verwandten der Gräfin. Sie war nicht gerade glücklich an einen französischen Landedelmann verheiratet, der ein Schloß nicht allzuweit von Paris hatte. Sie war Süddeutsche, hatte ihr erstes Kind verloren, starb fast vor Heimweh, und hatte die Gräfin gebeten, ob ich wohl für einige Zeit zu ihr kommen dürfte. Ich blieb über ein Vierteljahr.

Im Herbst kam ich wieder; um Weihnachten war Frühlingswetter in Paris. Der Graf machte mit mir und dem Komteßle, das sich noch einige Freundinnen eingeladen hatte, einen Ausflug nach Fontainebleau.

Wir gingen im Park spazieren; die Kinder waren singend und spielend mit zwei Hunden voraus. Ich war allein mit dem Grafen, da gestand er mir seine Leidenschaft.

Ich war zuerst ganz fassungslos und wie betäubt, denn nie im Leben hätt' ich gedacht, daß mir das vom Grafen geschehen könnte.

In dem Augenblick kam die kleine Komteß zurück und freudestrahlend auf mich zu.

‚Rasch, Amselchen, rasch — ich hab' eben eine weiße Amsel gesehen — die anderen wollen's nicht glauben; aber es ist wahr — komm, komm; das ist ein Glücksvogel für dich.‘

Die weiße Amsel, von der ich beim Tode meiner Mutter das erstemal gehört, und auf die ich als Kind immer gewartet, hab' ich nicht gesehen; aber ein „Glücksvogel" war's doch, denn in dem Augenblick stand meine Mutter vor mir, ihr Sterben, meine Kindheit und alles, was mir lieb und heilig war. Das Kind schickt' ich zurück; ich würde gleich kommen. Dem Grafen sagt' ich nicht viel; ich begriffe nicht, wie er so sprechen könnte, da er doch gebunden sei, und auch ich — jetzt nahm ich zu einer Lüge Zuflucht — sei nicht mehr frei, sondern mit einem jungen Bauer aus meiner Heimat verlobt."

„Das — das hättest du gesagt?"

„Ja," und sie sah ihm in die Augen, „aber in der festen Überzeugung, daß ich log. Und der Graf sagte mir auch, daß er es nicht glaube, es müßte denn sein, daß Hans-Kurt „der junge Bauer" wäre. Da dacht' ich, es sei ja ganz einerlei, welche Lüge mir hülfe, und da er sich so dahinein verbissen hatte, so ließ ich ihn dabei; das heißt, ich gab nicht viel Gegenrede, und das war die Torheit. Aber als ich nach Hause kam, fing erst das rechte Elend an.

Die kleine Komteß erzählte voll Freude ihrer Mutter von der weißen Amsel, und da die Gräfin mir lächelnd die Hand reichte, um mir Glück zu dem seltenen Vogel zu wünschen und zu fragen, ob ich ihn auch gesehen, da rief sie lebhaft auf Französisch: „Nein, die Ev kam zu spät, sie hatte wichtiges mit dem Vater zu reden. Ich wurde dunkelrot und ganz wirr, und ob ich doch keine Sünde begangen, so kam ich mir neben den zwei Arglosen so verstockt und sündhaft vor, wie du es dir nicht denken kannst.

Die Worte, die ich hatte anhören müssen, drückten mich schier in die Erde; am liebsten wäre ich ihr zu Füßen gestürzt, und hätte alles gestanden.

Als ich dann allein war, fing ich an, mich zu prüfen, zu fragen und zu quälen, ob ich mir irgend etwas hätte zuschulden kommen lassen. Alles, was ich in des Grafen Gegenwart gesagt und getan, wollt' ich mir ins Gedächtnis zurückrufen; es war unmöglich, und es wollte mir auch keine Sünde einfallen.

Hatte er mein fröhliches, offenes Wesen falsch gedeutet?

Noch nie hatte ich über mein Wesen nachgegrübelt; jetzt tat ich's, und das Schreckliche war, ich konnte ihn nicht so verachten, wie ich wollte. Da ich mich so viel mit ihm beschäftigen mußte, sah ich ihn immer vor mir, wie er die Jahre über gegen mich gewesen war. Ich war wie verhext, wie vergiftet; anders kann ich's nicht nennen. Wie gegen eine Versuchung habe ich gekämpft; ich ahnte, es geht vorüber wie eine schwere Krankheit, wenn ich mich nur tapfer halte und nie aufhöre, zu beten. Vielleicht lach' ich auch später noch einmal darüber, dacht' ich; damals aber wollt' es mit dem Lachen nicht recht gehen.

Da kam Hans-Kurt, der aus den Kolonien heimkehrte, früher als wir geahnt. Am liebsten wär' ich damals schon auf und davon; aber ich blieb, vielleicht daß ich mich doch mit ihm aussprechen konnte!

Dazu kam es nicht; ich merkte, wie er mich ganz verändert fand und dies veränderte Wesen nicht begriff.

Das verbesserte meine innere Angst und Unruhe, mein bedrückt' Gewissen nicht. Vielleicht hatte er sich auf mich gefreut, eine Aussprache erhofft; aber wir hatten wohl das rechte Vertrauen zu einander verloren, wußten den rechten Ton nicht mehr zu finden.

Auch konnt' ich ihm kein Wort von der Leidenschaft des Grafen verraten, denn ich sah mit wachsender Angst, wie feindselig die beiden Männer miteinander verkehrten, mehr in Blicken als in Worten.

Hans-Kurt, als hätte er schon Argwohn, beobachtete den Grafen scharf, wenn er mit mir sprach, und ich wußte und fühlte es, mein Dasein verschlimmerte diese Feindschaft nur; ich zitterte vor einem Duell.

Da kam der Gedanke, zu fliehen; wenn ich fort war, so würde der Graf erkennen, daß ich von ihm nichts wissen wollte und Hans-Kurt nicht liebte.

Ein paar Zeilen wollte ich nur an den Grafen schreiben, er würde wissen, warum ich das Leben in diesem Haus nicht mehr ertrüge; ich hätte nun genug von der Welt kennen gelernt und ginge in meine Heimat, um da Ruhe zu finden.

Aber ich sehnte mich nach der Heimat nicht, ich sehnte mich nur nach Ruhe, nach dem Tode. Wenn ich den herbeizwingen könnte wie so viel andere Unglückliche, die das Leben nicht meistern können.

Der Tag, ehe ich heimlich fortgehen wollte, war fast der schrecklichste. Ich hatte nirgends Ruhe; war ich bei der Gräfin, so ward mir gerade, als würde mir das Herz aus dem Leibe gerissen. Ich sah längst, wie sie unter der Feindschaft der beiden Männer litt, wie sie mich immer so gütig und traurig anschaute, als wollte sie mich fragen, was mich quälte, und fürchtete sich doch, zu fragen.

Und jetzt sollte ich von ihr und dem Kind ohne Abschied fortgehen!

Ich weiß nicht, wie lange ich mich an dem Tag in der Stadt umhergetrieben, so recht wie eine von den vielen Heimatlosen dort. Von der Seine kam ich nimmer fort. Immer wieder stand ich auf einer der Brücken, sah in das trübe, gelbe Wasser. Wenn ich im Dunkeln an einer einsamen Stelle da hineinspränge!

Wie ich aber den Strom weiter entlang ging, zu Nôtre Dame und der entsetzlichen Morgue kam, wo die Leichen der Selbstmörder aufgebahrt liegen, überkam mich ein namenloses Grauen vor diesem Tode.

Dann lieber in der Heimat sterben!

Im Morgengrauen des nächsten Tages ging ich zur Bahn; nur Geld nahm ich mit; was hernach aus mir wurde, war mir einerlei.

Gegen Abend kam ich in der Heimat an, so erschöpft und elend wie damals meine Mutter; aber ich war merkwürdig ruhig geworden; vielleicht war ich auch stumpf. An meinem Durst und den heißen Händen, obwohl es mich fröstelte, merkt' ich, daß ich Fieber hatte.

Wie ich den tiefen Winter und den endlosen Schneefall sah, war ich fast froh, und wie ich auf der verschneiten Landstraße einherwanderte, war ich nur mit der Vergangenheit beschäftigt.

Ich sah meine Mutter, Hans-Kurt; ich dachte nur an die, die damals dabei gewesen, als man uns im Schnee gefunden. Dann sah ich dein Haus; aber der Gedanke kam mir nicht, da anzuklopfen; es war, als müßte ich immer weiter, weiter. Und ich wußte ja nicht, ob du dich nicht auch ganz verändert hattest.

Ich sah auch alles um mich herum wie im Traum und ging wie im Traum und wollte immer tiefer in die Berge hinein.

Wie ich aber an das Kreuz kam und das halb verschneite Bänkle sah, da fühlt' ich mit einemmal, wie todmüde ich war. Und wie ich ein paar Minuten da gesessen, dachte ich, hier bleib' ich, der Schnee deckt mich zu, und morgen oder später mögen sie mich finden, und ich war auch viel zu müde; ich konnte einfach nicht weiter.

Ich betete zum Heiland um Vergebung für meine Sünden, und daß er mich barmherzig aufnehmen möchte, denn hier hätte ich ja doch keine Menschenseele und keine Heimat mehr. Das war gerad' wie ein Nachtgebet; dann kam eine himmlische Ruhe über mich; ich wußte von nichts mehr."

„Auch nicht, daß ich dich in meinen Armen in mein Haus getragen?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht recht — ich hab' die schwache Erinnerung, daß mich jemand ganz gegen meinen Willen aufrüttelte. Aber", und sie reichte ihm die Hand, „jetzt dank' ich dir vieltausendmal, daß du mich so aufgerüttelt und mich am Leben erhalten."

Da kam es so über ihn, daß er wenigstens ihre Hände nahm und küßte.

„Schau, Franz, küß mir nicht die Hände. Das hab' ich so oft in der Fremde mit angesehen und hab' immer gedacht, es sei eine rechte Komödie."

„Je nun", sagte der junge Bauer lachend, „vielleicht denk' ich das auch; ich küßt' dich schon lieber auf den Mund."

„Dann küß mich einmal auf den Mund."

Sie sagte es ernsthaft, und doch sah es aus, als wenn es in ihren braunen Augen so schalkhaft blitzte wie in ihrer Kinderzeit. Da sprang er auf, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und küßte sie, bis sie ihm wehrte.

„Das war nicht einmal, das war zehnmal."

„Und wär's zwanzig-, wär's tausendmal, „'s wär' nicht genug.

Willst mir noch eine Frage beantworten?"

„Welche?"

„Ob du mein Weib werden willst, daß ich dich noch vieltausendmal küssen kann."

Da sah sie ihm in die Augen und reichte ihm die Hand.

„Ja, Franz, ich will dein Weib werden. Ich hab' mich nie im Leben so glücklich und so geborgen gefühlt wie die Wochen, da ich bei dir gewesen. Schau, ich hab' dich nicht nur von Herzen lieb; ich trau' dir auch wie keinem Menschen auf der ganzen Welt.

Und du sollst auch nicht mehr sagen, daß ich kein rechtes Bauernmaidli sei; ich will arbeiten mit dir, soviel ich kann, auch auf dem Feld."

„Jesses", sagte der Bauer übermütig, „sogar auf dem Feld will sie mit mir schaffen!

Da, schau einmal", und er hielt ihre Hände gegen das Licht, „schau einmal, die feinen Händle!"

„Oh, die sind nur von der Krankheit so weiß und so schmal."

„'s ist ja nicht wahr! Die Sonne wird sie schon noch braun machen; aber das sind **deine** Händ', Ev.

Nein, auf dem Feld arbeitest' nicht, 's gibt im Haus für die Bäuerin genug zu schaffen.

Und bauen will ich auch noch vor der Hochzeit; schön muß alles werden. Um die Aussteuer brauchst dich nicht zu sorgen. Kisten und Kasten sind noch voll.

Eine schlechte Partie, Maidli, machst' grad' nicht, wenn ich auch kein Graf bin."

„Oh, hör' auf mit deinem Grafen! Weißt'

noch, wie mir damals so wohl auf der harten Holzbank gewesen, und wie schön ich geschlafen?"

„Ha, so hart wirst jetzt nicht mehr bei mir liegen," und dann setzte er sich ihr gegenüber und nahm wieder ihre beiden Hände, „geh, Ev — hast' die Kinder immer noch so gern?"

„Freilich — du weißt's ja, was ich für ein Kindernarr war. Meinst', ich wär' draußen anders geworden?"

Und dann sprang er wieder auf.

„Oh, du lieber Gott, laß mich nur nicht zum Narren werden vor lauter Glückseligkeit!"

„Der bist schon; närrischer kannst' nicht werden."

Und wenn es vorhin nur so in ihren Augen aufgeblitzt, so hörte er jetzt zum erstenmal ihr silberhelles Lachen wieder, sah die Grübchen in den Wangen.

„Was schaust du mich jetzt wieder so an?"

„Daß du grad' noch so lachst wie früher, Ev!"

„Ja, meinst', ich hätt' auch mein Lachen verloren? Das kommt all wieder, und noch viel lustiger und heller als vorher, denn jetzt weiß ich, wohin ich gehör' und wo ich daheim bin mein Lebelang.

Aber tanzen", und sie sah ernsthaft vor sich hin, „das tu' ich, glaub' nimmer."

„Ha, das wär' jetzt noch schöner, wo ich so gern tanz'.

Das erstemal tanzen wir zusammen auf unserer Hochzeit — flott bis gegen Mitternacht.

Hernach", und er saß jetzt dicht neben ihr und legte den Arm um ihren Leib, „hernach tanzen wir nimmer, dann", und er küßte sie, „dann bist mein — ganz mein.

Weißt', das ist auch so ein Glück, daß du nicht Vater und Mutter hast, daß ich dich gleich mit heimnehmen kann und niemand in der ganzen Welt gehörst als mir."

Und wie er sie so ansah, daß ihr das Blut in die Wangen schoß, sagte er:

„Jesses Ev, bist du schön!

In deinem elenden Zustand warst du halt doch mehr wie so ein verhungert', blutleer' Heiligenbild; jetzt, schau, bist aber gottlob keine Heilige mehr; jetzt kommt Blut und Leben in dich und feierst die rechte Auferstehung, erst als echtes, frisches Maidli, hernach als Bäuerin.

Und ich glaub' fast, ich sollt' noch mehr solche Sprüch' machen, damit du gar nimmer bleich wirst."

„Das ist jetzt grad' nicht deine Aufgab'; die roten Backen bekomm' ich auch ohne deine Sprüch' wieder.

Und schau, Franz, wenn ich jetzt so weit sein werd', daß ich allein bis zum Pfarrhaus gehen kann, hernach laß mich bis zur Hochzeit dort wohnen."

„Nein, ins Pfarrhaus laß' ich dich nicht, das weiß ich gewiß. Daß du da den ganzen Tag bei der kränklichen Pfarrfrau, die jeden frischen Luftzug scheut, in der Stube sitzst — das gibts nicht. Und warum willst du fort von mir? Hab' keine Angst, verlaß dich auf mich — ich verlang' nichts Unrechtes von dir — ganz gewiß nicht — ich hab' dich zu lieb dazu."

„Ja, Franz — schon recht" sie glitt mit der Hand über das dunkle Haar, „ich glaub' dir schon — aber das versteh ich besser.

's ist schon um der Leute willen; man soll sie halt doch nicht vor den Kopf stoßen. 's merkt dir doch jedes an, daß du mein Bräutigam bist, bist ja viel zu toll und übermütig, und wozu erst das unnütze Gerede?"

„Ha, auf der Leute Gerede pfeif ich; ich weiß, was ich zu tun hab'.

Die Angst vor dem Gerede der Leute hätt' dich beinah das Leben gekostet, damals, als ich dich todkrank aus meinem Haus, aus meinem Bett tun sollte.

Erst als der Pfarrer sah, daß ich mich lieber totschlagen ließe und der Doktor auf meine Seite trat, gab er nach, weil er die Verantwortung nicht übernehmen wollte.

Eher tät' ich dich zur Kur in ein Bad und spräch' mit dem Doktor darüber, freilich so ganz in der Nähe."

„Nein", sagte die Ev fest, „jetzt setz' ich meinen Kopf auf: In ein Bad geh' ich nicht — ich hab' nirgends schönere Luft als hier. Nun ich einmal daheim bin, geh' ich nimmer fort.

Bist ein drolliger Bursch mit deinem: Ich tu' dich dahin und dorthin, — als ob ich ein klein' Kindle wär', oder so ein Paket."

„Schweig' still, als ob dir das nicht arg wohltun müßte, nachdem du so herren- und heimatlos in der Welt herumgelaufen bist."

„Ja, hast recht, 's tut mir arg wohl," und sie reichte ihm die Hand, „und paß' auf, wie

rasch ich mich jetzt erhole. In der Heuernte helf' ich schon; — ich kann's kaum erwarten — und im Herbst bin ich so stark und kräftig, daß du mich kaum wiedererkennst.

Und wenn ich nicht ins Pfarrhaus darf — denn ich seh's schon, du hast deinen Kopf grad' so wie früher —, hernach geh ich zur Afra."

Auch da wußte er allerlei Einwendungen zu machen, gab aber endlich nach.

„Und weißt', jetzt bin ich doch todmüde geworden — geh — laß mich noch ein wenig allein."

Er küßte sie, und da er wiederkam, brachte er ihr die ersten goldgelben Himmelsschlüssel von der Waldwiese, da die Ev sie schon als Kind gepflückt.

Nach einiger Zeit aber, als sie sich kräftig genug fühlte, siedelte sie zu ihrer gelähmten Freundin über.

Und die Ev sollte recht behalten: Um die Zeit der Heuernte war sie schon so weit, daß sie, ein weißes Tuch um die goldblonden Haare, den Rechen in der Hand, auf derselben Wiese stand, wo sie schon als Kind so emsig geschafft hatte, daß ihr oft die kristallhellen Tropfen auf der Stirne gestanden.

Der Bauer konnte sich nicht satt an ihr sehen, tat zornig, sie solle daheimbleiben, „er brächte nichts geschafft", so schön sei sie ihr Lebtag nicht gewesen.

Wenn er aber des Abends mit ihr heimging, wo sich ihre Wege trennten, so dachte er oft, sie ist doch die Gescheiteste gewesen, daß sie so lange fortgegangen — besser war's schon — und wir sind alle bloß Menschen.

Im Herbst war die Hochzeit.

Danach waren über drei Jahre vergangen; wieder war's um die Zeit des Heuens, und ein köstlicher Juni war's, sonnig und heiß tagsüber; aber am Morgen und Abend wehte von den Bergen her ein kühler, erfrischender Wind.

Der Bauer stand mit der Ev vor seinem Haus; sie hielt ein reizendes, blondlockiges Büble an der Hand, das etwas über zwei Jahre alt war. Sie hatte einen kleinen Strauß mit ihrem Manne gehabt, denn sie wollten den weiten Weg mit ins Heuen gehen, und da sie abermals in den ersten Monden der Schwangerschaft war, so hatte er es ihr abgeschlagen und sagte jetzt bestimmt:

„Du bleibst mit dem Bub daheim. Und mach' kein Gesicht; ich kann es nicht leiden, wenn ich dir eine Bitte abschlage; komm, sei vernünftig."

Und er legte den Arm um ihren Hals und küßte sie auf den Mund.

„Ach, laß mich nur mitgehen und zuschauen."

„Grad' das will ich nicht — du fängst hernach doch an zu helfen und willst auch noch droben auf dem Heuwagen heimfahren.

Ich kenn' dich, darauf warst du schon als Kind ganz toll. Wie oft haben der Vater oder ich dir da hinaufgeholfen, hättst ja auch beinahe einmal den Hals gebrochen, und der Bub fängt auch schon damit an.

Nein, das gibts jetzt nicht, und bitt' mich nicht länger — du weißt doch, daß du nachgeben mußt."

„Oh, mach nicht solch ein Aufhebens! Die Leute sagen, ich säh' aus wie das Leben. So wohl fühl' ich mich, daß ich, Gott weiß was schaffen könnt', und tät's auch, hätt ich nicht Angst vor dir." Er lachte hell auf.

„Ja — das ist dein Glück, daß du wenigstens noch vor mir Respekt hast — gelt, der Gescheiteste gibt nach."

Und dann einigten sie sich dahin, daß sie ihm mit dem Büble nur ein Stück das Geleit geben wollte. Als sie aber das Kind auf den Arm nehmen wollte, wehrte er ihr ab.

„Ich will ihn tragen — nötig ist's nicht — aber damit er auf dem Heimweg nicht müde wird.

Und heim zu läufst', Bubli, gelt? Du bist der Mutter zu schwer."

Der hielt sich an den Rockfalten der Mutter fest, sah mit seinen großen dunklen Augen zum Vater auf und nickte verständig.

Als sie später langsam mit dem Kinde an der Hand heimwärts ging, und sie noch einmal stehenblieb, um sich umzuschauen, da stand auch ihr Mann an einer Biegung des Wegs, hatte den beiden schon eine Weile nachgeschaut und schwenkte noch einmal grüßend die Mütze, ehe er weiterging.

Sie war in Gedanken noch ganz bei ihrem Mann, als der Kleine sagte:

„Da kommt ein fremder Mann."

Die Ev schaute auf, sah einen großen,

schlanken Herrn sich entgegenkommen, blieb einen Moment stehen und fühlte doch, wie ihr das Herz bis in den Hals hinauf klopfte.

„Das ist kein fremder Mann, Bubli, das ist der Herr Graf, dem mußt du schön brav guten Tag sagen.“

„Dem da?, sagte das Kind und wies mit dem Fingerchen auf ihn.

„Mußt nie mit dem Fingerle auf die Leut’ zeigen, Bubli.“

Und so rasch barg er die kleine geballte Faust auf dem Rücken, daß sie über den Drolligen lachen mußte und noch dies Lachen in den Augen hatte, als Hans-Kurt schon den Hut schwenkte und rief:

„Grüß Gott, Ev, grüß dich Gott, denn du mußt es sein!“

„Ja, ich bin’s! Grüß Gott, Herr Graf!“

„Ev, laß den Grafen beiseite — nenn’ mich Hans-Kurt, wie früher auch.

Ist das dein Bub, Ev?“

„Ja, gib’s Händle, Bub.“

Der tat’s.

„Das ist ja ein Prachtbub, Ev; auf den kannst’ stolz sein, und wie er dir ähnlich sieht!

Ich komm’ grad’ von euerm Haus. Das hat sich mächtig verschönt, ist ein stattliches Gehöft geworden, und man sieht ihm an, wie tüchtig die Besitzer sind. Eine Alte gab mir Bescheid, wies mir den Weg, den ich gehen sollte, um dich zu treffen und fügte mit einem schlauen Lächeln hinzu, du würdest bald umkehren, denn der Bauer hätt’ dir nicht erlaubt, mit ins Heuen zu gehen.“ Und da seine Blicke unwillkürlich an der schönen, kraftvollen Gestalt herabglitten, so sagte er:

„Freut mich, daß du einen so fürsorglichen Mann hast — nicht jeder ist so.“

„Oh, der, Hans-Kurt, der ist der beste und klügste Mann von der Welt.

Schau, es ist nicht unsere Art, über unser Glück zu reden. Was geht es die Menschen an? Und die soviel davon schwätzen, denen glaubt man nicht einmal. Aber mit d i r ist’s etwas anderes: dir kann ich jetzt erst so recht von Herzen danken, dir und deiner Mutter, daß ihr mir eine Heimat gegeben; hättet ihr es nicht getan, ich hätte dies Glück ja nie finden können.“

„Oh, schweig still, Ev. Dein Glück hast du dir zu verdanken, nicht uns.

Du hättest wohl in den Jahren wie so manche andere zugrunde gehen können, wenn du dich nicht so tapfer gehalten hättest.

Und wenn du mir danken willst, so will ich Abbitte bei dir tun für alles, was ich versäumt.“

„Du hast mir nichts abzubitten, Hans-Kurt, gar nichts — du siehst ja, alles, was geschehen, hat nur meinem Glück gedient, alles, von meiner ersten heimlichen Flucht an, die mich in die Welt hinaustrieb bis zur letzten, die mich wieder in die Heimat zurückführte.

Schau, als ich damals dem Grafen in meiner Angst sagte, ich sei mit einem jungen Bauer verlobt, da war kein Wort daran wahr.

Ich hatte keine Ahnung, daß mein Franz sechs Jahre lang auf mich gewartet und gehofft, niemals irre an mir geworden und mich immer mit der gleichen Treue geliebt hatte.

Wenn wir von unserer Kindheit reden, dann meint er, ich hätte damals sein Mutterle in den Himmel versetzt und hätte seinen Vater wieder lachen gelehrt, und damit sei ich die erste gewesen, die ihm hier, wo ihn anfangs alles verhöhnt und verspottet, ein Heimgefühl gegeben.

Aber was hat er mir alles gegeben!

Wie ich so langsam wieder zum Leben erwachte, da war mir der Gedanke manchmal furchtbar, daß ich, nun gesund, wieder fort müßte, denn ich gewann ihn lieber von Tag zu Tag. Und jetzt, wenn ich je einmal um mein Glück zittere, so zittere ich eigentlich nur um ihn. Schau, wenn mir Gott ein Kind nähme, das wär’ gewiß entsetzlich, und ich würde schwer daran tragen; aber einen solchen Mann verlieren, mit dem man ganz eins ist, den man so liebt mit aller Kraft, das ist, als würde einem das Herz aus dem Leibe gerissen.“

Danach schwiegen beide eine Weile, bis Hans-Kurt anhob:

„Und dein Mann hat sein Glück verdient; er hat es von Kind auf, möcht’ ich sagen, unentwegt zu halten gewußt. Ich aber hatte den Glauben an dich verloren, vielleicht auch, weil ich damals selbst keinen festen Boden unter den Füßen fühlte.

Die Ehe meiner Mutter entzweite mich anscheinend immer mehr mit mir und der Welt; dann kam deine heimliche Flucht. Beschränkt, rasch, wie die Jugend in ihrem Urteil ist, faßt’

ich das als eine persönliche Beleidigung, Treubruch und Verrat auf.

Da ich die Aussprache immer weiter hinausschob, hatt' ich, wie es oft im Leben geht, den rechten Weg zu dir verloren.

‚Weißt du, warum du damals den Weg vollends verloren hast', hat später einmal mein Onkel Ferdinand gesagt, ‚weil du sie liebtest! das trieb dich vollends in die Irre.'

Er mag recht gehabt haben; als meine Mutter mir damals, da ich, noch ein Bub, bei ihrer Verlobung so außer mir war, sagte, es wird auch einmal über dich kommen, da hab' ich mich trotzig dagegen gewehrt wie gegen ein Zeichen von Schwäche, und ich wehrte mich weiter gegen diese verworrenen Gefühle.

Erst drüben auf fremder Erde fand ich mich wieder, und die Jahre gereichten mir zum Segen.

Und als ich dann endlich aus Afrika zurückkehrte, um meine Mutter wiederzusehen, da konnt' ich mich rechtschaffen auf dich freuen und kam mit dem festen Willen, mich auszusprechen, das alte Vertrauen wiederzufinden, denn meine Mutter hatte dich in ihren Briefen so geschildert, daß ich viel an dich denken mußte.

Da kam ich und fand dich so — so ganz unbegreiflich verändert, verwirrt wie das böse Gewissen; ich beobachtete den Grafen, dem ich übrigens diesmal mit freundlicher Gleichgültigkeit hatte begegnen wollen, mehr und mehr.

So schlau und gewandt er sonst war, ich erriet seine Leidenschaft — es war klar, meine Mutter hatte dich in ihrer Güte falsch beurteilt, und noch einmal ward ich an dir irre."

„Da brauchst du dich nicht anzuklagen — damals ward ich selbst an mir irre. Heut' liegt jene Zeit hinter mir wie ein wüster Traum, den ich kaum noch verstehe, und den ich nur meinem Mann erzählte; das machte mich vollends frei davon. Aber war meine Flucht nicht das beste?"

„Jedenfalls hast du damit nicht nur dir — sie schuf dir ja dein Glück — sondern auch meiner Mutter den größten Dienst geleistet, und vielleicht" — er zögerte einen Augenblick, „vielleicht auch mir. Mein Haß gegen ihren Mann war im Steigen.

Ich hatte das Gefühl, daß endlich allem ein Ende gemacht werden müßte. Furchtbar gereizt, wie wir waren, wäre es jedenfalls zu einem Duell gekommen. Der Graf ist ein sehr guter Schütze; ich glaube aber, mein Auge und meine Hand sind im Dienst draußen in den Kolonien doch noch sicherer geworden.

Ich hätt' ihm nicht gegenübergestanden, um ihm einen Denkzettel zu geben — ich hätt' ihn erschossen. Wie aber hätt' ich dann vor meiner Mutter bestehen können?

So hab' ich sie anders von ihm befreit.

Ich habe sie vor Monaten endlich dazu gebracht, die Scheidung einzuleiten. Nun ist sie frei, und ich hab' sie wieder, aber wie, und um welchen Preis?

Du hast sie damals schon furchtbar verändert gefunden; jetzt dünkt sie mich, die noch nicht alt ist, eine alte Frau.

Schau, dich hat die Liebe zu Mann und Kind erst zum ganzen Menschen gemacht, hat dir Glück und Kraft gegeben. Meine Mutter hat diese Liebe vernichtet."

„Oh, Hans-Kurt, sieh es so nicht an!

Mit dir und ihrer reizenden Tochter zusammen und wieder daheim in unsern Bergen, wird auch sie noch einmal aufleben.

Dann wirst auch du dir in der Heimat dein Glück zurechtzimmern und wirst alles haben, was einen Mann glücklich macht, der sich jahrelang in der Welt umhergetrieben: ein Weib, das du von Herzen liebst, gesunde Kinder, ein schönes eigenes Heim und Arbeit die Fülle.

Meinst' nicht, daß da deine Mutter auch wieder Freude am Leben haben wird?"

Er lächelte.

„Du magst recht haben, Ev. Wenigstens verstehst du es gut, einem Mut zu machen, daß man wieder glauben lernt an sein Glück."

Sie waren unterdessen an dem Wiesenpfad angelangt, der zum Haus hinaufführte.

„Möchtest du nicht mitkommen und meinen Mann erwarten?" Er sah nach der Uhr.

„'s ist noch ein wenig früh, Ev, und ich habe mich mit dem Verwalter verabredet. 's ist nicht alles, wie es sein sollte, und ich freue mich, daß jetzt schon eine von deinen Prophezeiungen in Erfüllung geht: daß ich Arbeit die Fülle finde.

Ich will heute abend wiederkommen. Ist's so recht?"

„Ja, freilich, ist's recht. Und wann kommen deine Mutter und deine Schwester?"

„Ich denk', in vier Wochen will ich sie beide holen — sie sind jetzt noch bei Freunden.

Ich kann dir kaum sagen, welche Freude ich an meiner Schwester habe.

Genau so muß meine Mutter ausgesehen haben — die Ähnlichkeit wird immer auffallender —, und sie hat ihre fröhliche, sonnige Natur.

Wenn ich je im Kampf um meine Mutter schlaff oder zweifelnd werden wollte: wozu mut' ich ihr all diese Erregungen noch zu, vielleicht daß ich sie gar nicht mehr lange habe, so hat mir der Gedanke an dies aufblühende Leben immer wieder Kraft gegeben.

Sollt' es schließlich doch verkümmern in dem glänzenden, freudlosen Heim dieser Ehe?

Und wenn meine Mutter stürbe, was würde dann aus meiner Schwester?

Es war kaum ein Zweifel, daß sie ihr bei der Scheidung zugesprochen würde.

Übrigens liebt der Graf seine Tochter in seiner Weise; sie aber hängt am meisten an der Mutter und mir und kann es kaum erwarten, ‚nach Haus' zu kommen.

Und nun, da des Schwätzens immer noch kein Ende, noch eine Frage: die nach deinem Talent!"

Eine feine Röte überflog ihr Antlitz.

„Ich hab' wohl ein recht schönes Talent, Hans-Kurt, und hätte vielleicht manches damit erreicht. Aber, schau, ‚Strandgut', wie jene schreckliche Frau damals sagte, wär' ich wohl immer geblieben, bis ich einen Mann da draußen gefunden, mit dem ich vielleicht recht unglücklich geworden wäre, wie meine Mutter, und wär's ein genialer Künstler gewesen, wie der, der mir damals nachstellte, gewiß am allerunglücklichsten.

Nein — nein — nach dem Theater verlang' ich ebensowenig wie nach dem Grafenschloß. Und wenn ich später all die Gedichte und Märle, die ich im Kopf behalten, meinen Kindern erzählen kann, hernach werden sie eine rechte Freud' haben, grad' wie mein Mann nicht genug kriegen kann, wenn ich ihm an den Winterabenden — im Sommer sind wir zu müd' — vorlese.

Er hat schon als Bub immer viel gelesen, und die lange Freundschaft mit unserer lahmen Afra hat das Interesse immer wachgehalten.

So kann ich noch viel Freude an meinem Talent haben, wenn auch andere, als ich damals geträumt. Ist's nicht wahr?"

„Ja, Ev, und bessere vielleicht — behüt' dich Gott — bis heut' abend!"

Und da der Abend kam, ließ sie hauptsächlich die beiden Männer zusammen reden, mischte sich nur selten ins Gespräch und war froh, daß sich die beiden so gut verstanden, und daß sie gleich empfand, wie einer am andern Wohlgefallen hatte.

Erst als alle Sterne am Himmel funkelten und der Vollmond über den Bergen stand, brach der Gast auf, und sie gaben ihm beide ein Stück das Geleit, bis zum Fuß des Hügels, auf dem sich das Schloß erhob, da kehrten sie um.

Die junge Frau legte sich schwer in ihres Mannes Arm.

„Bist wohl müd'?" Und er sah auf sie herab.

„Ja, rechtschaffen müd' nach allem, was ich heut' erlebt." Er lachte.

„Geschieht dir schon recht. Siehst jetzt ein, wie gut es war, daß ich dir verbot, mit ins Heuen zu gehen, und daß du mir gehorcht hast?"

„Oh, freilich, 's ist immer alles gut, wenn ich dem Tyrann da gehorch'!"

Und sie sah ihm so schelmisch in die Augen, daß er stehenblieb und sie küßte. Dann gingen sie weiter, bis die Ev, von neuem stehenbleibend, sagte: „Franz — laß uns noch ein wenig langsamer gehen — nicht etwa, weil ich müd' bin; aber die Nacht ist gar zu schön.

Horch, wie die Bäche in der Stille rauschen, und ich mein', noch nie hätten die Linden, das Heu und alle Blumen so stark und süß geduftet, wie in dieser Nacht, und alle Sterne so hell gefunkelt, und ich mein', du wärst noch nie so gescheit gewesen wie heut' abend, und noch nie hätt' ich dich so — so unaussprechlich lieb gehabt."

Und sie wanderten langsam ihrem Hause zu.

Eine Weile hatte Hans-Kurt den beiden schönen, kräftigen Gestalten nachgeschaut, wie sie auf der mondhellen Landstraße langsam talab schritten. Ein Leib, eine Seele, ein Glück!

Und es war, als ginge von den beiden eine Kraft aus, stark und gewaltig genug, den Zaudernden fortzureißen, den Zaghaften zu durchglühen, daß er mit frohem Herzen und starken Händen sich bereit machte, in der alten, geliebten Heimat ein neues Leben zu beginnen.





Strandmusik.

Sechs Musikanten: Bläser, Geigenspieler,
Ein dicker Trommelmann in breiter, kurzer Hose;
Ein Lärmen rings und kindliches Gekose,
Ein Singsang erst und dann ein Singen vieler.

Dann überflutet schmetterndes Getöne
Den sonnerhellten Strand mit seinem Jubel,
Und alles hüpft vergnügt in losem Trubel —
Es flattern Haar und Herz, es zittert manche Schöne.

Sie läßt sich tanzen, von den Strahlen fächeln,
Wehrt Buhlschaft nicht den Wellen, wenn sie lüstern
Mit ihren weißen Schuh'n, mit zarten Knöcheln flüstern.

Im Haare buhlt der Wind — ein feines, stilles Lächeln, —
Zwei junge Menschen fühlen es und wissen,
Daß ihre Augen sich einander küssen.

Hermann Sternbach.



Neues aus Südafrika.

Von Hermione von Preuschen.

Vier Wochen brauchte die „Rhenania", mit allen Aufenthalten in Antwerpen, Southampton, Teneriffa, Swakopmund und Lüderitzbucht. Aber endlich schaukelten wir in der Tafelbai am „Capo tormontoso", wie es anfangs hieß, aber von den schlauen Portugiesen ins „Kap der Guten Hoffnung" umgetauft ward. Im allgemeinen hatten wir gute Fahrt, nette Leute, gute Kost und einen ganz hervorragend liebenswürdigen Kapitän. — Trotzdem schien es mir Erlösung, als mein Fuß endgültig das gastliche Schiff verlassen. Denn solche Zwangsanstalten für Liebenswürdigkeit und Brutstätten für Vergnügungen sind nichts für einsame Künstlerseelen, die sich selber in aller beabsichtigten „Freundlichkeit" zur Grimasse werden sehen. — Ich dankte also dem lieben Gott und dem lieben Kapitän, daß sie mich diesen Moment erleben ließen. — Obgleich es undankbar war — eine herrliche Kabine, meist gutes Wetter, Äquatorfest, bei dessen feierlichem Taufakt ich laut amtlichem Taufzeugnis den schönen Namen „Tintenfisch" erhielt. — Diese „Äquatortaufen" in unserer alles nivellierenden Zeit verschwinden immer mehr, und ich durfte sie erst bei meiner fünften Weltreise erleben. Es ist alles ganz harmlos für Damen, aber die Männer hab' ich nicht beneidet, die in Pujamas und Badeanzügen ins Taufbecken sprangen und oft erst nach langem Sträuben in den Windsack getrieben wurden, den sie durchkriechen mußten, von einem kräftigen Strahl des dicken Wasserschlauches hinterrücks beschleunigt; ein korpulenter Herr blieb indes darin stecken und mußte ihm von außen nachgeholfen werden. —

Vor Jahren hat man einmal einem jungen Mann den Schlauch an der Ausgangsöffnung scherzeshalber zugehalten, er drehte um, um wieder ins Taufbecken zu kriechen, bekam einen vollen Strahl ins Gesicht und ward als Leiche herausgezogen. Das warf für lange Zeit einen Schatten auf den derbfröhlichen und, wie mir scheint, sehr deutschen Brauch. — Jedenfalls war mir das Äquatorfest interessanter als allabendlich Tänze, Maskenfest, Kabarett, Theaterspiel, auch wie mein eigener Gedichtvortrag. — Nun habe ich für eine Weile Ruhe und suche in die Wunder der Kapkolonie einzudringen.

Neulich in Lüderitzbucht suchte ich einen Einblick in Deutsch-Südwest zu gewinnen. Das machte mir einen bedeutend „afrikanischeren" Eindruck. Die „Stadt" ist natürlich, wie alle solche neuen Städte, ob in Amerika, Asien oder Australien, vorerst der Nützlichkeit nach gebaut, und dann dem „Bar" und Restaurantbedürfnis Rechnung tragend, noch ziemlich mäßig, mit viel Wellblechdächern. Trotzdem gibt es schon einige schöne Wohnhäuser und Villen, wie z. B. das des verdienstlichen Bürgermeisters Kreplin, eines sehr energischen und begabten Selfmademanns, der sich in den deutschen Diamantfeldern ein dank seiner geschäftlichen

Umsicht und Tüchtigkeit wohlverdientes Vermögen erworben hat. Er trat auch Dernburg seinerzeit energisch entgegen, der der Kolonialgesellschaft den ganzen Vorteil der Diamantfelder zuschieben wollte.

Welche Aufregungen, Leidenschaften und Tragödien hat der Lüderitzer Diamantenfund schon gezeitigt! Welch enorme Werte schon zutage gefördert!

Welcher Entwicklungen und unbegrenzten Möglichkeiten ist aber Deutsch-Südwest noch fähig, und welche Klatschsucht und Enge ist dort schon, trotz der unbegrenzten Weite, erblüht. Aber es ist töricht, sich darüber zu wundern. Wir Menschen sind verblichen, neben allen schönen Blumen des Menschengeistes auch die kleinen Alltagsschmarotzerpflanzen Kleinlichkeit, Neid und Klatschsucht.

Die Kunst ist nur, über der Freude am Großen das Kleine, das Unvermeidliche zu übersehen, das eine nur schaffende Kultur allemal unvermeidlich zur Folge hat. — Ich habe freilich schon manchmal gedacht, es wäre überall besser ohne Kultur; denn es werden doch nur immer ihre Ausgeburten und Zerrbilder zuerst eingeführt. So scheinen mir all diese neu entstehenden Städte, ob sie nun in Deutsch-Südwest oder Kapkolonie oder in Amerika liegen, von einem Geist beseelt, rasch zu Geld zu kommen und sich die rohesten Vergnügungen des „Kulturmenschen" zu verschaffen — die Bar — den „Kino" und den Phonographen. Dazu das Weib, das Weibchen in seiner rohesten Form. — Und die Pionierarbeit ist beendet. — Von all solchen Städten ist freilich Kapstadt durch Welten getrennt. Dort ist eine alte Kultur feinster Blüte noch sichtbar in all den zahlreichen „homestads" der alten Holländer. Wie viel freilich sind verlassen und verfallen, aber von einer Poesie und Schönheit umweht, die ich niemals drüben in Südafrika zu finden geglaubt hätte. —

Cecil Rhodes hat dies erkannt, als er seine Residenz in die „Grote Schuno" verlegte, ein altes holländisches Farmhaus, das er wundervoll verständnisvoll restaurieren und einrichten ließ. Auch den Garten verschönte er, ließ viele der Pinien ausbrechen, beim Aufgang zum Tafelberg mit Terrassen dazwischen und schuf so ein Landschaftsbild von geradezu klassischer Schönheit.

Wie wenig weiß man bei uns von Cecil Rhodes, dem „Diamantenkönig". Ein Lebensbild von geradezu napoleonischer Kraft tritt uns hier in Südafrika allüberall in ihm entgegen.

Und er mußte mit achtundvierzig Jahren der tückischen Krankheit erliegen, für die er als Jüngling in Afrika Heilung gesucht. Was hätte er noch alles für seine neue Heimat getan, die er mit ganzer Seele liebte. Er war populär wie wenige. In den kürzlich erschienenen Memoiren seines Sekretärs erzählt dieser, daß sich Rhodes vor allzu gründlichen Besuchern, die sich nicht scheuten, selbst trotz des Verbotes auf seinen herrlichen Terrassen Feuer zum Kaffeekochen zu machen, manchmal in seine wunderbare Porphyrbadewanne zurückzog. Ja, die Spuren dieses Großen finden sich überall in der ganzen Kapkolonie und in *seinem* Land „Rhodesia". —

Wir werden ihm noch oft zu begegnen haben. Das Denkmal, das ihm Kapstadt in dem Standbild „Energie" von Wotts, im Hintergrund einen herrlichen griechischen Tempel, aus grauem Porphyr gesetzt, dahinter die wildgezackte Silhouette von Devils mountain, der Verlängerung des Tafelbergs, gehört weit zu den eindrucksvollsten Denkmälern dieser Art.

Kapstadt und seine Naturschönheiten waren mir wirklich eine Enthüllung, und ich habe es dank lieber, unermüdlicher Freunde in herrlichen Fußtouren restlos genossen. Nach dem dürren deutschen Sommer mit seinen vertrockenen Blättern schien es mir im Kranz seiner wunderbaren, junggrünen Eichenalleen (auch ein Erbteil altholländischer Kultur nach dem Dekret des Gouverneurs von der Stell) wie ein ewig grünendes Frühlingsmärchen. Immer wieder sagte ich mir selber: Und das ist Südafrika! Auch die Temperatur verwunderte mich grenzenlos. Eine Art Rivieraklima mitten im März, oft empfindlich kalt. — Den berühmten Capwind lernte ich allerdings von seiner bösesten Seite kennen. Er ist der Schrecken von Capetown und heulte dermaßen in der Nacht auf der Terrasse meines Hotel International, daß ich glaubte, das ganze Fensterkreuz erschlüge mich im Bett.

Andern Tages aber kam wieder strahlend kristallinische Luft, und die fernsten Berglinien zeichneten sich wie ein Hauch in dem dünnen Äther. Herrliche Stunden verlebte ich in einer blumenüberwucherten Villa, fast in halber Höhe des Tafelberges, in der die Nespoli oder, wie sie dort heißen, „Loquats" in sonst nie geschauter Fülle sich mit den grellen Banksiarosenranken verschlangen, ein Bild einzurahmen, von paradiesischer Schönheit.

Auch die Flora vom Tafelberg ist sehr bemerkenswert. Da ist der wunderschöne Silbertree mit seinen spitzen, grauseidenen Blättern, die die Fremdenindustrie zum Untergrund für Aquarellbildchen benutzt. Dann die Protsia mit ihren roten und gelben Riesenblumen, die von weitem an Rhododendron erinnern.

Ferner der zartrosa und dunkel gestreifte wilde Gladiolus, hier „painted lady" genannt, und eine Fülle von in Europa unbekannten Feldblumen mit holländischen Volksnamen. — Es sind noch sehr viele holländische Häuser in Kapstadt, und es gewährte mir eine unerschöpfliche Freude, diesen altholländischen Spuren nachzugehen. Das Museum ist sehr interessant, besonders wegen der Ausgrabungen in Khami und Zinababwe, den

vielumstrittenen Ruinen von Rhodesia, in denen manche das alte Ophir der Bibel und die Ruinen von den Burgen der Königin von Saba erblicken wollen. — Man sieht archaistische Vögel aus Seifenstein, in denen man die Spitzen von Totenpfühlen, wie bei den nordamerikanischen Indianern, entdeckt haben will. Dann viele Goldplatten und Armbänder und Goldperlen aus den Schmelzöfen der „Tempel".

Daß das Rhodes' Initiative zu verdankende Rhodesia (das er Karl Peters abgejagt) große geologische Schätze in sich birgt, noch zu hebende ungeheure Reichtümer, das unterliegt gar keinem Zweifel, wenn wir an die reichhaltige Sammlung dort gefundener Steine denken, von Malachit, Gold, Kupfer, Eisen usw.

Nicht zu vergessen die Diamanten von Kimberley, von den De-Beers-Minen, die den Weltmarkt beherrschen. Freilich ist Kimberley nur an Rhodesias Grenze.

Auch die De-Beers-Komagnie ist eine Schöpfung von Rhodes.

Die Diamantenminen waren in den Händen zahlloser Kleinbesitzer und drohten durch gegenseitige Unterbietung auf dem Weltmarkt im Preis zu sinken. Diese Konjunktur erkannte Cecil Rhodes und bewog Rothschild, alles aufzukaufen und eine Gesellschaft zu gründen, das ganze ungeheure Terrain vom Staat für eine lächerlich kleine Summe erwerbend. Heute bestimmt die De-Beers-Kompagnie die Diamantenpreise auf dem Londoner Weltmarkt. Auch mit der Lüderitzbuchter Diamantenkompagnie (die ihre Steine nicht im blue ground, sondern im Alluvialflußsand so viel einfacher findet), besteht ein Abkommen, es werden einfach nicht mehr Diamanten nach London geschickt, als dort gerade die Nachfrage ist. Da ja alles in einer Hand vereint ist, kann sie die Preise diktieren.

Von den Kimberleyminen stammt Rhodes' ungeheurer Reichtum. Aber er machte den edelsten Gebrauch davon. — In Kimberley z. B. baute er das herrliche Belgraviahotel als Freigasthaus für seine Freunde. — Freilich, jetzt, nach Rhodes' Tod, hat der Gast dort täglich fünfundzwanzig Schilling zu entrichten. Die Teuerkeit ist ein wunder Punkt in Südafrika! Aber je höher man in Rhodesia nach dem Zambesi zu fährt, je billiger scheint einem Capetown. — Es wird ein furchtbarer Unfug mit dieser Preisheraufschraubung getrieben. Auf der Eisenbahn zahlte ich für eine kleine Soda an einem Tage 30 Pfennig und am nächsten — einen Schilling. „We are in Rhodesia" war alles, was der Mann auf meinen Einwand entgegnete. — Die Umgebung von Capetown ist unerschöpflich reich an Naturschönheiten und könnte durch Wochen täglich neue und überraschende Touren geben, dank der vielen Ausladungen vom Tafelgebirge und Capebuchten. — Herrlich ist die Campsbay über der wunderbaren Serpentinfelsenstraße des Lions Kloof. Dann auf der andern Seite Müszerberg, das Ostende von Kapstadt, mit herrlichem Wellenschlag, an der Falsebay. Auch die entzückende Kalkbay mit Tames und Fishhook und der schön gelegene alte Schiffshafen Simontown mit zwei großen Werften. Von hier aus über Mills Point geht es auf unwegsamen oder vielmehr pfadlosen Steigen nach Capesüd. — Das ist das „Wilde" vom Kap der Guten Hoffnung. Leider bin ich nicht ganz bis zum Leuchtturm vorgedrungen. Dennoch, nach alter Art, sah ich mehr wie die meisten Touristen, auch die Groot Constantia Government-Musterfarm für Kapweine. Sie ist vom Gouverneur von der Stell durch seine Sklaven erbaut und noch mit dem ganzen Urväterhausrat ein wahres Juwel holländischer Kapkultur, und ich danke dem Himmel, daß ich sie schauen und ihre köstlichen Weine probieren durfte. Nur dreihundert Acker Weinland, aber alles so sauber wie ein Schmuckkasten. Der Pavillon blanc imponierte mir am meisten, er schmeckt wie ein leichterer Haute Sauternes. Die portweinartigen Produkte waren mir etwas zu süß, werden aber im Verschnitt mit herbem Rotwein großartig zu verwenden sein. Die Ernte ist hier im April. Jetzt haben die Reben eben Knospen. — Und alles ist so herrlich leuchtend, strotzend von Frühlingsgrün, wie bei uns im Mai. Das fällt mir immer wieder auf.

Auch daß es so kühl in Capetown ist, zuzeiten fast kalt. — Aber diese Kühle sollte mir teuer zu stehen kommen. Nun schmachte ich hier oben am Zambesi, nach vier Nächten und drei Tagen im Eisenbahnwagen immer unerträglicher werdender Glut, in einer Temperatur, die mir die Wärme von Indien, Ceylon, Japan und Birma wie kühle Brunnenplätze erscheinen läßt. Ich hatte niemals Nachsicht mit den Leuten, die, wie ich glaubte, in den Tropen sich allzusehr „hatten". Hier aber fühl ich's, eine solche Hitze würde mich in kurzem umbringen. Man ist hier aber noch so gar nicht dagegen gewappnet wie in Indien, mit Häuserbau, Durchzug, nicht ganz bis zur Decke reichenden Wänden und vor allem mit Punkahs. Das Land ist auch hierfür noch zu neu der „Kultur" erschlossen. — Auch die gerühmten englisch-afrikanischen Eisenbahnen finde ich ihrer geringen Einsicht in das Tropenklima halber (in Riesenfenster scheint schutzlos die pralle Sonne usw.) geradezu schrecklich.

Ich dachte an die indischen Bahnen, in denen es der breiten Schutzdächer, kleinen Fenster und großen Abteile halber gerade kühl ist am glühendsten Mittag.

Das Hotel am Zambesi, an den abscheulichbanalerweise Victoriafalls benannten Fällen, besteht seit fünf Jahren. Die Bahn, die in den Kongo weitergeführt werden soll, kaum länger. Das Hotel ist sehr primitiv, sehr banal und sehr teuer, früher fünfundzwanzig Schilling, jetzt „nur"

ein Pfund täglich. Nirgends sind Punkahs oder elektrische Fächer, die Sonne brütet ungestört in vernichtender Glut und raubt einem den letzten Appetit. Geradezu ekelerregend erscheint einem das Essen, nur ein peinigender Durst Tag und Nacht in der verdörrten Kehle.

Man hat die Zambesifälle (vor zirka sechsundfünfzig Jahren von Livingstone entdeckt) das achte Weltwunder genannt, und sie sind gewiß auch wundervoll. Nur bei ihrer Riesenausdehnung und der Glut und den größeren unvermeidlich damit verbundenen Fußtouren gehen sie mehrfach über meine Kraft, die sich in Capetown jüngst in sechs- und achtstündigen Fußtouren erprobte. Aber hier wird sie einem von der Sonne und den Höllenglutnächten ausgesogen und von der Unmöglichkeit des Magens, sich den zwanzig Schilling entsprechend zu verköstigen. Man schleppt sich gerade. Am ersten Tag sagte ich mir, das müssen ja einhundertundfünfzig Grad sein, es waren aber „nur" einhundertundsechzehn im Schatten! Ich bleibe eine Woche hier, der Expreß geht nur an bestimmten Tagen. Komisch wirkt die Verbindung von Kulturlosigkeit und Hunderten von Wegweisern, Bänkchen, weißgestrichenen Steinchen und überall neuen Anforderungen an die Börse. Diese Kulturhöhe entspricht der unserer lieben Schweiz. — In zwei Monaten ist hier Frühling, aber jetzt bereitet er sich langsam vor in Knospen und Blüten wunderbaren Duftes, die da plötzlich aus den grauen Dornen sprießen. Und ich, die ich von meinen asiatischen Studien her die Tropenflora ziemlich genau zu kennen glaubte, werde durch die mannigfachsten neuen Blüten und Bäume überrascht.

Zum Beispiel von einer roten Riesenlilie, die wie ein Igel ausschaut und überall aus dem Boden flammt. Wie himmlisch muß es hier in zwei Monaten sein. — Aber freilich, dann sind die Wasser so hoch, daß sie Katarakt- und Livingstoneisland überfluten, von denen man jetzt so herrliche Aus-, Ein- und Überblicke der Fälle, wenn auch immer nur stückweise, hat!

Und außerdem hausen dann hier Malaria und Schwarzwasserfieber. — Aber großartig muß es sein, wenn die Fälle ununterbrochen 1¼ Meile breit von den Felsenwänden herniederkommen, alles um sich her in einen Sprühschleier hüllend.

Selbst jetzt, in der trockensten Zeit sind diese Sprühdämpfe wie Wolken zum Himmel rauchend, und man atmet auf, wenn ihr Strahl uns feuchtet. —

Es ist aber alles für den geschwächten Körper bei der Temperatur nur mit Aufbietung aller Kräfte möglich und das beeinträchtigt den Genuß ganz bedenklich. — Man sehnt sich nur immer nach Eis und Schlaf. Letzterer ist allerdings am wenigsten zu finden. Die Matabelediener und Träger hier sind ein schöner, starker Menschenschlag und gottlob noch etwas weniger bekleidet wie die Hottentotten in Kapstadt. — Aber ich schmachte nach nackten Naturnegern. — Das ist das erste, mit dem die Kultur diese Völker beleckt, sie gibt ihnen Netz- und Jägerhemden und karierte Nachtjacken. — Einen herrlichen Ausflug machte ich noch, vom Manager einer Partie von zwei Herren zugeteilt, die für Afrika charakteristisch sind. Der eine, ein kleiner Brauer aus Salisbury, der vor vier Jahren wegen seines Asthmas herübergekommen, und in Zambesi wieder den ersten starken Anfall verspürte. Der zweite, auch ein junger, ernster, etwas linkischer Mann, dem statt der rechten Hand ein Haken aus dem Ärmel schaute. Auch er war hier tags vorher an einem heftigen Fieberanfall erkrankt, und war noch sehr schwach. — Wir wurden im Kanoe verstaunt, und die vier Matabele mit Jägerhemden und blauen Leibschals ruderten uns in gleichmäßigem Takt an den wunderschönen Tropenufern des Zambesi oberhalb seiner Riesenfälle an die zwei Stunden entlang. Die Sonne brannte zwar mörderisch, trotzdem wehte eine ganz leichte Brise, die uns allen wohl tat. Auf einmal wurden die Ruderer unruhig, „Hippoos" riefen sie und deuteten — wir waren ungefähr in der Mitte des Stromes — nach dem linken Ufer zu, wo ich vier schwarze Köpfe im Wasser unterscheiden konnte. Vier Nilpferde!! Diese Urwaldtiere sind der Schrecken der Kanoes, die sie einfach mit ihrem Rüssel in die Luft schleudern. Erst im vorigen Jahr ward so ein Ehepar, das sich auf der Hochzeitsreise befand, durch ein „Hippoo" ins Wasser geschleudert und ertrank. — Freilich waren damals noch zwanzig dieser Ungetüme am Leben, die man nach dieser Katastrophe bis auf die vier vernichtet, die ich jetzt, wenn auch gottlob in einiger Entfernung, ihr Wesen treiben sah. — Mir fiel ein, daß der Manager gesagt, wir sollten der Hippoos halber nach der Insel Catabar fahren. Für nur drei Personen schien ihm aber das wohl nicht der Mühe wert, und er erhielt ja auch für die Kanoefahrt 36 Schilling; doch gottlob, wir entkamen, und auf dem Rückwege sahen wir sie nur von weitem. Aber nach Sonnenuntergang ist kein Kanoe sicher, dann treiben sich die Ungetüme an den unmöglichsten Stellen herum. — Auch ein paar Krokodile stöberten wir auf, doch nichts gegen Florida. Auf der Insel erzählte mir dann der Einhänder, daß er ein Mineningenieur und Prospektor (Goldsucher) sei und vor einem Jahr seine Hand bei einer Dynamitexplosion verloren — daß er ein Bure sei (was mich innig freute), und da er beim Goldsuchen kein Glück gehabt, nun eine große Farm übernähme. Aber daß er nie heiraten würde, weil er kein Weib mit einem Krüppel belasten wolle.

Ich hatte mir einen Buren viel weniger gebildet vorgestellt, doch wir denken uns ja immer alles anders.

„Ohm Paul" stammte von den „Toppers",

den Ungebildeten, den Bauern, dieser junge Mann aber von den zivilisierten holländischen Pionieren, die die herrlichen Häuser in Capetown hinterlassen. — Das ist der ganze Unterschied. Es gibt übrigens noch viel mehr Buren in der Kapkolonie, als wir annehmen, und auch in Rhodesia sehen wir neben den englischen auch oft holländische Inschriften. Der Stern der Zambesifälle sind ohne Zweifel die „Regenfälle", — so genannt von dem Sprühregen, der am gegenüberliegenden Felsenrand eine exotische Vegetation ohnegleichen hervorgerufen — aber nur so weit, wie dieser ständig feine Sprühregen fällt. Und es ist herrlich, die unendlich gigantisch sich neu gebärenden Wassermassen zwischen den dunkelgrünen Silhouetten der Palmen, Lorbeeren und einer Fülle heiß duftender Tropenbäume opalleuchtend und gleißend herniedersprühen und die Farben des Regenbogens in leuchtender Pracht darauf zittern zu sehen. Auf dem Rasen zwischen den Farmen, Lianen und moosigen Baumstämmen blüht wieder jene feuerrote Märchenlilie zu Hunderten und gibt einen Farbeneffekt ohnegleichen. — Ja, der Zambesi und seine Fälle sind die Strapazen der Reise wert, trotzdem es solche sind in des Wortes vollster Bedeutung. (Schluß folgt.)



Abend in der Heide.

Der Heide Dämmerweite brennt
Nun auf in tausendfarb'gen Gluten,
Als müßte sie nun still verbluten
An einem Schmerz, den niemand kennt.

Und durch der Heide Herzblut geht
Mein Weg nun; meine zagen Füße
Umspült des dunkelroten Blutes Süße —
Ein Weh ist nun in mir, daß nie mein Sinn versteht.

Ist's nicht dein warmes, junges Blut,
Durch das ich müde heimwärts gehe,
Ist's nicht dein Herz, das heimlich wehe,
Auf dem mein harter Schritt jetzt ruht?

Herbert Saekel.



Münchhausen auf dem Lande.

Von Rudolph Schenk.

„Mannen, i lüeg nit — es isch so wüescht, wenn e Mann lüegt!"

Mit diesem schönen Satze begann der Laiber jede Rede, wenn er am Feierabend oder Sonntags nach der Vesper ein Schöppchen hinter die Binde goß — und dann tischte er seinen neugierigen Zuhörern ganz sicher eine faustdicke Lüge auf.

Schon lange nahm ihn kein Mensch mehr ernst; die einfachste und wahrscheinlichste Tatsache fand keinen Glauben, wenn der Laiber sie verbreitete, mochte sie zehnmal regelrecht zu beweisen sein. Und doch hörten ihm alle gern zu, denn er konnte reden wie ein Buch und war in seiner Jugend weit in der Welt herumgekommen. Wenigstens behauptete er es — und glaubte es kraft öfteren Erzählens auch selber, wenngleich einige helle Köpfe ihm und seinen gläubigen Zuhörern haarscharf vorrechneten: um auch nur die Hälfte seiner wunderbaren Reisen ausgeführt zu haben, müßte der Laiber dreimal so lange gelebt haben, als er alt war.

Das störte aber weder ihn noch seine Bewunderer: seine Erzählungen verkürzten manchen langen Winterabend — und da der Laiber eifrig die Zeitung las, war er um Stoff nie verlegen. Dabei kam seiner regen Phantasie sehr zustatten, daß er sein Wissen aus gut abgelagerten Jahrgängen des Wochenblattes schöpfte, die ihm ein Wirt der benachbarten Amtsstadt gelegentlich für einen Botengang großmütig überlassen hatte. Zum Halten einer Zeitung wollte nämlich sein bescheidenes Einkommen trotz allen Streckens und Dehnens nicht reichen — ein Umstand, den er sorgfältig vor jedermann zu verbergen suchte.

Und er hatte System in seiner Zeitungsleserei: jeden Tag entnahm er seinem Vorrate ein Blatt, das so ungefähr auf Monat und Tag stimmte, wenn es auch mit der Jahreszahl bedenklich haperte. Mit wichtiger Miene setzte er sich dann um die Zeit, da der Briefträger seinen Rundgang zu machen pflegte, ans Fenster oder an schönen Tagen auf die wacklige Bank vor seiner Haustüre und las, die Brille ganz auf die äußerste Nasenspitze geschoben, sein kostbares Blatt mit dem

Behagen eines Mannes, dem nichts vom Schauspiel des Lebens fremd und unbekannt ist.

Freilich geriet er mit der hohen Politik gar oft in argen Zwiespalt; konnte es doch vorkommen, daß bei ihm die Nationalliberalen das Staatsschiff lenkten, wenn in Wirklichkeit gerade das Zentrum am Ruder war; er schimpfte über hohe Zölle, wenn andere Leute es mit dem Heereswesen zu tun hatten, und brach eine Lanze für den Kulturkampf, wenn Staat und Kirche in tiefstem Frieden miteinander lebten. Aber der Laiber wußte sich immer zu helfen; wo ein anderer rettungslos unterlegen wäre, fand er mit erstaunlicher Zungenfertigkeit immer noch ein Hintertürchen, und wenn alle Stricke rissen, dann berief er sich auf seine Zeitung: „Ha, aber do im Blättle stoht's doch — do kann's jeder lese . . . und so e Blättle lüegt nit, so wenig as i!"

Zur Bekräftigung las er dann wohl auch den fraglichen Absatz vor, aber aus der Hand gab er die Zeitung nicht — um keine Liebe der Welt: „'s könnt mer's einer verderbe — wo i's doch will binde lasse!"

Die den Witz kannten, gaben sich des Spaßes halber mit stillschweigendem Lächeln zufrieden, die Nichteingeweihten aber wurden stutzig und dachten, daß sie selbst vielleicht falsch berichtet seien, da es doch in der Zeitung stehe. War aber ein ganz Hartnäckiger darunter, der den Kampf auch dann noch nicht aufgab, sondern den Beweis der Wahrheit für seine eigene Behauptung antrat, dann stand der Laiber gekränkt auf und sagte im Brustton der Überzeugung: „Den Glaube kann me nit zwinge, Mannen! Aber i und mei Blättle, mir lüege nit, es isch so wüescht, wenn e Mann lüegt!"

Damit ging er — aber nur für ein paar Minuten, worauf er wohlgemut wieder erschien, sich an seinen Platz setzte und den Faden der Unterhaltung unbefangen, als ob nichts geschehen wäre, wieder aufnahm.

Seines Zeichens war er Maurer — jedoch kein Mensch im Dorfe hätte ihm den Bau eines Hauses oder auch nur die Mithilfe dabei anvertraut; er selber hatte keine rechte Zuversicht zu seinem Können! Einmal vor Jahren hatte er es doch unternommen, eine kleine Mauer an seinem dem Einfall nahen Schweinestall aufzuführen. Sie mochte etwa einen Meter hoch gediehen sein, als die Vesperstunde schlug und der Laiber, stolz wie ein Spanier, ins Wirtshaus wanderte, um dort der staunenden Menschheit zu verkünden, welch kühnes Werk zu verrichten er sich unterfangen habe.

Wer ihn so hörte, hätte meinen können, es handle sich um einen Kunstbau von unerhörter Pracht, so warf er mit Fachausdrücken um sich. Aber siehe da: als er nach reich bemessener Stärkungspause an die Stätte seines Wirkens zurückkehrte, lag die ganze stolze Mauer in Trümmer — in sich selbst zusammengesunken wie ein Häuflein Elend!

Weit und breit war niemand zu sehen, der ihm diesen Streich hätte gespielt haben können, und auch keinen Augenblick lang hegte der niedergeschlagene Künstler diese schwarzen Verdacht; so schlechte Menschen gab es einfach nicht.

Traurig stand er da und betrachtete die herumliegenden Backsteine so tiefsinnig, als müßte er sie damit wieder zusammenfügen. Dann sprach er aufatmend: „Ha, do muß jetz grad e Kätzle drüber g'laufe sei" — ging hin und holte einen Maurer vom ander Ende des Dorfes, der dann auch dem Schweinestall wieder zu einiger Haltbarkeit verhalf. Die Sache ward aber ruchbar, und von dem Tage an war das letzte Restchen seines Rufes als guter Handwerker vollends vernichtet.

Zum Glück hatte er andere Einnahmequellen: er verstand das Korbflechten und Besenbinden wie kein zweiter und brachte dadurch so viel auf, um sich und sein Weib — Kinder hatten sie nicht — recht und schlecht durchzubringen.

Gewöhnlich fing er am Montag an, mit lobenswertem Eifer die Reiser, die ihm die Frau noch vor Wochenschluß herbeigeschafft hatte, zu flechten und zu binden, und dabei rechnete er: „Drei Körbe am Tag — jeden zu einer halbe Mark — Weide koste nix, sind am Bach g'holt — des machet eine Mark fufzig; derzu zehn Bese, fünf vo Tannereis, fünf vo Birkerute, jeder zu zehn Pfennig: macht eine Mark — Reis kostet nix, isch aus em G'meindewald — gibt im Tag grad dritthalb Mark, in der Woch fufzehn — im Monet so und so viel, schier nit zum ausrechne; dovon leg i das und das uf Zins — uf hohe, natürle — und dann und dann steck i 's Handwerk uf und leb mit der Amei von de Rente!"

Diese schöne Rechnung hatte nur einen Fehler: sie stimmte nicht! Gewöhnlich schon am Dienstag ließ sein Arbeitseifer bedenklich nach; statt drei Körbe machte er nur einen, und anstatt zehn Besen deren nur fünf. Am Mittwoch ließ er das Korbflechten ganz und beschränkte sich auf zwei dünne Besen, um für den Rest der Woche auch darauf zu verzichten und vom Kapital zu leben. Das reichte dann auch mit Ach und Krach bis zum Montag — vorausgesetzt, daß es der Frau gelang, Körbe und Besen zum Voranschlag an den Mann zu bringen; andernfalls hieß es auf den gewohnten Sonntagsschoppen verzichten, wenn nicht durch Zufall irgendwo eine leichte Arbeit zu bekommen war — denn mit schwerer gab sich der Laiber nicht gerne ab.

So führte er eigentlich ein ganz behagliches Leben und hätte sich auch gar nicht über sein kümmerliches Los beklagt, wenn ihm nicht eines Tages sein Weib den argen Streich gespielt hätte und gestorben wäre. Die böse Welt behauptete: aus Kummer und Gewissensbisse darüber, daß sie

einen Mann habe, der es mit der Wahrheit, wie er sagte, gar so genau nahm! Denn ihr kam es nach ihrer eigenen Aussage auf eine harmlose kleine Notlüge ab und zu just nicht so sehr an. Oder war es vielleicht keine Notlüge, wenn sie einer mitleidigen Bäuerin von ihren sechs unerzogenen Kindern und ihrem schwerkranken Manne vorjammerte, um einen höheren Preis aus ihren Körben und Besen herauszuschlagen? Es muß sich eben ein jeder so gut helfen als er vermag, dachte sie — ich meine aber, der Grund ihres Sterbens war mehr äußerlicher als innerlicher Natur: sie hatte sich wohl auf einem ihrer Handelsgänge erkältet — und müde, wie sie allezeit war, tat ihr die Ruhe gut und sie wehrte sich gar nicht gegen den Tod.

Der Laiber aber kam sich vor wie aus der Welt hinausgeworfen, und nur mühsam konnte er sich in seinen Witwerstand finden; er hatte gar nicht gewußt, wieviel Arbeit ihm sein Weib abgenommen hatte, und war nun so niedergedrückt von der Wucht der auf ihn gefallenen Pflichten, daß er sogar vergaß, seine Zeitung zu lesen. Überall fehlte ihm seine stille Amei; sie hatten eine sehr friedsame Ehe miteinander geführt, obgleich es sonst selten wohlgetan ist, wenn ein Armes und ein Reiches sich zusammentun; denn die Frau hatte eigentlich unter ihrem Stande geheiratet. Während der Laiber arm wie Lazarus in die Ehe trat, brachte sie ihm als Tochter eines Kleinbauern das baufällige Häuschen, eine schwarze Kuh und — man denke! — sieben Gulden bares Geld als Heiratsgut mit. Und dreiundzwanzig Jahre hindurch hatte sie ihm ihren Reichtum auch nicht ein einzigesmal vorgehalten, und nur einmal hatte sie während dieser Zeit Schläge von ihm bekommen, und zwar — auf ausdrückliches Verlangen!

Im Dorfe galt nämlich seit alter Zeit der Spruch: „Jeder rechten Frau gehören Schläge — und zwar gleich beim ersten Laib Brot!" Der Laiber nun besaß ein so weiches Gemüt, daß er keinem Tierlein etwas zuleide tun konnte, viel weniger noch seiner Amei, mit der er ohnedies in allen Stücken zufrieden war. Die Amei aber fühlte sich steinunglücklich und lief zu ihrer alten Base — Eltern hatte sie keine mehr, sie war ein armes Waisenkind von etlichen dreißig Jahren, als die Liebe über sie kam — und jammerte ihr schluchzend vor: der Laiber möge sie nimmer, denn er habe sie noch nicht ein einzigesmal geschlagen.

Die Base war ein kluges Weiblein, das es dem Laiber alsbald steckte, und der nahm die Gelegenheit wahr, seine Amei von seiner Liebe so nachdrücklich zu überzeugen, daß sie Zeit ihres Lebens keine derartigen Liebesbeweise mehr verlangte.

Und nun hatte sie ihm das getan und war gestorben! Als sie vor Jahren ihre schwarze Kuh verloren hatten, weil sie vor Altersschwäche nimmer fressen wollte — von Milchgeben war ohnedies schon längst kaum mehr die Rede — da hatten sie gemeint, den Schmerz könne kein Mensch aushalten! Aber sie hatten ihn doch zusammengetragen und es schließlich doch wieder so weit gebracht, daß sie sich eine schwarze Kuh kaufen konnten; jetzt aber, da die Amei gegangen war, konnte er niemand sein Leid klagen und war hilfloser als ein Kind. Für was alles mußte er nicht sorgen, bis nur das Reisig und die Weiden für Besen und Körbe im Hause und die fertigen Sachen verkauft waren! Allerdings fand er bald heraus, daß drei Körbe und zehn Besen für seinen Wochenunterhalt zur Not genügten und er sich die übrigen Arbeitstage schenken könne, aber dennoch war sein Leben nun um so vieles umständlicher. Und erst die Kocherei — die war ihm schon ganz verhaßt. Wenn ihn mitleidig jemand danach fragte, wie es ihm schmecke, dann schüttelte er sich und sprach wehmütig: „Grausig! — I bin allemol froh, wenn's wieder gesse ischt!" Und merkwürdigerweise glaubte man ihm das aufs Wort!

Öfter als sonst sah man ihn nun im Wirtshaus sitzen, und es konnte vorkommen, daß er gar zwei Tage in der Woche arbeitete, um die übrigen Tage nicht so viel allein daheim sein zu müssen. Weil aber der Tod seiner Amei gerade in einen naßkalten Spätherbst fiel, so trank er lieber ein wärmendes Schnäpschen als kaltes Bier, und es dauerte gar nicht lange, da begann seine Nasenspitze rötlich zu glühen; das komme nur vom vielen Weinen, behauptete der Laiber, und wenn ihm dann einer lachend erwiderte: „Jo, vom viele Branntweine!" konnte er über solche Verdächtigungen ordentlich aufgebracht werden, was sonst nie geschah, wenn seine Worte auf Unglauben stießen.

Und wie seine Vorliebe für die warme Wirtsstube wuchs, so nahm seine Hingabe an sein Zeitungssystem ab, und da er im Erscheinen seines Blättles keine Ordnung mehr hielt, wiederholte er sich und brachte die wichtigsten Weltereignisse durcheinander wie Kraut und Rüben und seine Politik hörte sich oft ganz schauerlich an. Das ließen ihn bald selbst seine geduldigsten Zuhörer merken, und bald fühlte er sich auch nicht mehr sattelfest; deshalb erzählte er nun um so lieber von seiner früheren Wanderschaft. Aber um die politische Scharte auszuwetzen, schoß er übers Ziel hinaus und seine Fahrten gestalteten sich immer abenteuerlicher, so daß es selbst seinen geduldigsten Anhängern zu bunt wurde.

Er sah ein, daß er bremsen müsse und beschränkte sich in seinen Erzählungen immer mehr auf seinen Aufenthalt in Wien und versuchte es mit den nüchternen Tatsachen. Denn in Wien war er wirklich einmal gewesen, das konnte er beweisen: irgendeiner aus dem Dorf hatte ihn dort getroffen. Aber was er in Wien in Wirklichkeit er-

lebt hatte, war so alltäglicher Art, daß ihm seine Zuhörer bald gelangweilt den Rücken kehrten.

Nun wußte er sich gar nicht mehr zu helfen und versuchte es halb verzweifelt noch einmal mit seiner ursprünglichen Art, aber sie verfing nicht mehr! Wenn er mit herzergreifenden Worten die Greuel schilderte, die die Türken vor Wien verübt hatten, und mit feuchten Blicken versicherte, mit eigenen Augen habe er gesehen, wie sie kleine Kinder ans Scheunentor nagelten — dann schrien sie von allen Seiten lachend auf ihn ein: „Laiber, sei still — des ischt verloge!“ Und einer behauptete gar, der Türke sei ja schon Anno 1683 vom Prinzen Eugenius, dem tapferen Ritter, vor Wien verjagt worden — das wisse er noch von der Schule her.

Da ließ zum erstenmal den Laiber seine Zungengewandtheit im Stich und er stammelte verwirrt und kleinlaut: „Woll, woll, des scho — aber so e paar sind halt am End doch no z'ruckbliebe von Anno dazumal her — un was so e echter Türk ischt, der kann des greulich Kriegsspiel schier nimme bleibe lasse!“

Früher hätte diese Erklärung genügt — nun wirkte sie nicht mehr; der Laiber hatte sich überlebt, er war eine gefallene Größe. Mitleidlos ließen ihn seine ehemaligen Gönner dies bei jeder Gelegenheit fühlen, und je mehr die traurige Erkenntnis in seinem Hirn aufging, desto mehr knickte er in sich zusammen, desto weniger Körbe und Besen machte er, und desto mehr Schnäpse trank er. Mit seiner Amei war sein guter Geist von ihm gegangen, und als der Verdienst aufhörte, versuchte er es mit dem Borgen.

Lange währte es aber nicht, dann war es damit auch vorbei, und nun tat der Laiber etwas, was er in seinen guten Zeiten nie für möglich gehalten hätte: er bettelte! — Erst heimlich und verstohlen, dann aber immer offenkundiger und kecker, und schließlich mußte die Gemeinde für seinen Unterhalt aufkommen.

Aber das focht den Laiber wenig an; seit kein Mensch mehr auf ihn hörte und jedes Kind ihm ins Gesicht lachte, wenn er seinen altgewohnten Spruch hersagen wollte, war ihm alles gleich und das Leben eine Last.

Einmal noch wollte er etwas ausführen — einmal noch sollten sie ihm wie früher Beachtung schenken und ihm glauben, bevor er zu seiner Amei ging, das hatte er beschlossen — und eines schönen Tages zündete er sein Häuschen an!

Sofort sagte ihm einer auf den Kopf zu, er habe das Feuer selbst gelegt, und ohne weiteres gab ihm der Laiber recht, selig darüber, daß ihm endlich wieder einer etwas glaubte.

Aber als die andern diese Beschuldigung hörten, regte sich ihr Stolz, und sie empörten sich darüber, daß unter ihnen ein Brandstifter sein solle, und sie ließen es einfach nicht wahr sein.

„Ja, wenn s aber der Laiber doch selber g'sagt hat! —“ gab der zu bedenken, der der Sache auf die Spur gekommen war.

„So, so, der Laiber hat's selber g'sagt!“ rief man aufatmend, „ja, wenn's der Laiber [illegible] g'sagt hat, derno muß es jo wahr sein!“ und mit verständnisinnigem Lächeln nickte man sich zu. Die Ehre des Dorfes war gerettet, kein Brandstifter war unter ihnen!

Jawohl, die Ehre des Dorfes war gerettet — aber der Laiber war verloren. Nun war es aus mit ihm, ganz und gar aus — nun konnte er nicht mehr weiter leben, wenn sie ihm nicht einmal mehr die lauterste Wahrheit glaubten! Nun konnte er nur noch eins tun: sich hinlegen und seiner Amei nachsterben — das mußten sie ihm denn glauben!

Und das glaubten sie ihm auch: der Laiber ist tot, aber dennoch lebt er im Dorfe, wenigstens in seinem Spruche, den man heute noch hören kann, wenn eine Rede fällt, die mit der Wahrscheinlichkeit auf gespanntem Fuße steht: „Mannen, lüeget nit, es ischt so wüescht, wenn e Mann lüegt, sagt der Laiber!“

Ausgegeben am 28. Juni 1913. Verantwortlicher Leiter Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H. Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.
Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Allen Gewalten zum Trutz.

Ein Lebensfragment

von

Johann Georg Seeger.

9. Fortsetzung.

Zuerst hatte Karl über diesen Brief gelacht, dann hatte er sich über ihn geärgert, und zuletzt hatte er sich nicht über diesen Brief, sondern über sich selbst geschämt. Aprilregen schlug wider die Fenster seines dämmerigen Zimmers, drin er mit dem Brief in der Hand auf und ab lief; seine Wangen brannten, und immer von neuem sagte er zu sich:

„Oh, warum hast du die rücksichtslose Offenheit verlassen und bist zum Heuchler geworden! Deine Eltern wissen es genau, wie es um dich steht. Sie wissen, daß du zur Ohnmacht verdammt, vorerst noch nicht mit ihnen zu brechen wagen darfst. Aber sie wissen auch, daß du ein Heuchler bist. Weil sie dich für einen Heuchler halten, der zu allem Schlechtem fähig ist, darum haben sie dieses Ansinnen an dich gestellt!"

Er fühlte die Ketten, hörte sie rasseln; aber er vermochte nicht, sie von sich zu werfen. Ihm war, als sei das Wort „Heuchler" seiner Stirn eingebrannt, und er war nahe daran, seine Heuchelei von sich zu reißen und den Eltern zuzurufen: „Ihr habt euch in mir getäuscht. Seht hier mein wahres Wesen."

Aber gefährdete er nicht dadurch seine Pläne?

Sein I ch schrie die Stimme seines Herzens nieder und beschwichtigte sie hernach mit den Worten: Heuchler halten dich für einen Heuchler. Ein solcher bist du, als solcher wirst du allen erscheinen, die dich nicht näher kennen, sobald du dein Werk unternimmst. An der Menschen Urteil darf dir nichts liegen. Aber danach mußt du streben, daß du weder an dir, noch an Marianne, noch an Lorenz zum Heuchler werdest.

In seinem Antwortschreiben schilderte er die Gesellschaft des Graafschen Hauses, wie er sie kannte, als eine Vereinigung jüngerer Leute und Männer der angesehensten Stände. Daß Graaf eine politische Rolle spielte und sich nicht des besten Rufes erfreute, schrieb er nicht, denn ihm, dem Kaufmannsdiener, fehlte davon eine jede Kenntnis. Zum Schlusse bemerkte er, daß man ja erst wissen müßte, ob sein Bruder Absichten auf „dies Weib“ habe, ehe von seiner Verdammung die Rede sein könne, und einen Umgang mit einem Frauenzimmer könne man Lorenz ja auch mit Recht gar nicht verbieten, solange man keine Beweise habe, daß es ein schlechter Umgang sei.

Aber da hatte er „in ein Wespennest gestochen“; es ward für ein großes Verbrechen angesehen, daß er „sich erfrecht hatte“, die Handlungen seiner Eltern zu kritisieren, und sie verbaten sich für die Zukunft seine Einmischung „in dergleichen Händel“. Indessen wollten sie sich doch nicht mit ihm überwerfen und vergaben ihm seine Beleidigung auf der Stelle. Sie wandten sich hinfort mit keinem ähnlichen Ansinnen an ihn, sondern begnügten sich mit den Berichten, die Fehr über die beiden Brüder ihnen zukommen ließ. Fehr hatte versprochen, über sie zu wachen; von Fehrs Zuverlässigkeit und Treue war man im Pfarrhause zu Wöhrd ebenso fest überzeugt, wie von der Solidität seines Geschäftes.

Den April hindurch hatte das Erscheinen des Boten, hatte Mariannens Brief ein strahlendes Licht in Karls Herz geworfen, so daß er durch all das Düstere der Tage hindurchschritt, ohne es zu bemerken. Er sah nicht seines Bruders lauernden Blick, nicht Schrotts und Knopflochs erwartungsvolle Mienen, nicht Lisettens Zorn, nicht die schmalen, blassen Wangen, die großen, leuchtenden Augen Juliens. Er schaute nur nach den ersten Strahlen der Morgenröte eines reinen Glückes.

Dann kam der Mai, und eines Nachts weckte ihn die Sorge und flüsterte ihm ihre Bedenken, Qualen, Vermutungen ins Ohr. Warum schrieb Marianne nicht? Sollte der biedere Kattunmusterstecher Pommer etwa gar ein zweiter Sichelstiel sein? Natürlich verhielt es sich so!

Stöhnend warf er sich im Bett umher. Also wieder betrogen! Und nun sah er auch die Mienen seiner Hausgenossen, und vorwurfsvoll fragte er sich: „Haben sie es, hat Julie es um dich verdient, daß du zum Schurken wirst?“ Und allerlei Gedanken und Träume von einem holden Glück an Juliens Seite suchten ihn heim, werbend, schmeichelnd, lockend. Darüber wich die Nacht. Im Morgengrauen sangen die Vögel im grünen Baumgezweig des Gartens; Karl aber war mißmutig, gereizt, und zürnte der Welt und sich.

Und diese Stimmung verließ ihn nicht. Ihm war, als müsse er ununterbrochen lauschen, ob sich niemand ihm nahe, der ihn aus seinen Fesseln befreie. Gleichmäßig schlichen die Tage dahin, einförmig, eintönig. Und jeder Tag schien ihm ein Stück seiner Lebenskraft aus der Seele zu saugen. Bisweilen schlug er, bloß um sich von dieser Stimmung loszureißen, gegen Knopfloch einen spöttischen oder gereizten Ton an und ärgerte sich, daß der Alte ihm mitleidig ins Auge sah und dann stumm sich entfernte. Selbst bei Tisch zeigte er sich gereizt und verschonte sogar Julie nicht, so daß diese still auf ihren Teller hinabsah und schwieg. Er mußte es sich gefallen lassen, daß eines Tages nach der Mahlzeit Lisette ihm nacheilte und zornig zu ihm sagte: „Ich ertrage es nicht länger, daß Sie meine Schwester so quälen. Ich weiß, daß Sie nichts für sie empfinden. . . . Ihre Frau Mutter, die eine so gute Frau ist, hat leider herzlose Söhne. . . . Aber Julie ist mir zu teuer, als daß ich noch einmal ruhig zuhöre, wie Sie sie behandeln.“

Er stammelte ein paar Worte der Entschuldigung und schlich in sein Zimmer, beschämt über die Zurechtweisung. Wie hatte er sich hinreißen lassen können, das geliebte Mädchen zu verletzen! Ach, er war so elend, haßte sich und die Welt. Aber durfte er *sie* kränken? *sie*, die er verehrte wie Marianne? Wo war sein Gerechtigkeitssinn?

Als er eine Stunde später die Treppe hinabstieg, um in den Laden zu gehen, begegnete er *ihr* an der untersten Stufe. Voll Mitleid blickten ihre Augen zu ihm auf, der verlegen grüßte und eben den Mund öffnete, um Verzeihung zu erbitten.

„Sie leiden, mein Freund“, flüsterte sie. „Was ist Ihnen zugestoßen? Wollen Sie es mir nicht erzählen?“

„Ich Elender habe Sie verletzt . . .“

„Nein," unterbrach sie ihn, „verletzt haben Sie mich nicht. Aber mir tut es wehe, daß ich Sie leiden sehen muß. Vertrauen Sie sich mir an! Ich möchte Ihnen so gern helfen."

Und nun begann er im Dämmerlichte des Treppenhauses flüsternd zu erzählen. Knopfloch, der vorüberging, lächelte ihnen zu und sagte: „Ein köstlicher Maientag heute, Jhulichen! Nicht?"

Julie nickte, wehmütig lächelnd, ihre Brust hob und senkte sich rascher als sonst. Hatte noch eine stille Hoffnung in ihr geschlummert, jetzt war sie während Karls Erzählung für immer gestorben.

„Fassen Sie Mut, lieber Freund!" flüsterte sie. „Marianne ist Ihnen treu. Sie werden bald von ihr hören. Wir alle bedürfen im Leben nichts so sehr als Geduld . . . . ."

Und wieder verstrichen einige Tage, da kam die Wendung.

In der freien Mittagszeit verließ Karl eben das Haus, um einen Spaziergang zu machen, als Pommer plötzlich neben ihm auftauchte, seinen Arm faßte und ihm zuraunte:

„S i e ist hier."

Eine Flut des Glückes stürzte über ihn herein, aber seine Augen hatten gesehen, daß Fehr sich ihnen näherte, und hastig flüsterte er: „Um Gottes willen, kein Wort weiter!"

Mißtrauisch trat Fehr heran und musterte Pommer.

„Gehen Sie spazieren, Herr Biener?" Und zu Pommer sich wendend: „Verzeihen Sie die Störung! Ich bin der Kaufmann Fehr."

„Sehr angenehm! Ich bin der Kupferstecher Mopper aus München." — Wie ein Stein fiel die Angst von Karls Herzen. — „Ich habe Herrn Biener hier kennen gelernt und will mich von ihm in den Dom führen lassen."

„Reisen Sie nach München zurück?"

„Ich habe noch in Augsburg zu tun."

„Lassen Sie sich von diesem jungen Manne nicht betören, Herr Mopper! Er steht unter meiner Aufsicht, und wer ihm zu seinen törichten Streichen verhilft, hat es mit der Obrigkeit zu tun und mit mir."

„Seien Sie unbesorgt!"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Fehr," sagte Karl mit siegesgewissem Lächeln, „daß ich Sie schriftlich davon in Kenntnis setzen werde, wenn ich einen Streich unternehme. Denn das wissen Sie ja, ich hintergehe Sie, und wenn Sie am schärfsten aufpassen, werde ich Sie am ärgsten täuschen."

„Ich muß es Ihnen überlassen, mein Herr, ob ich Ihnen zu Ihrer Bekanntschaft mit diesem jungen Manne Glück wünschen soll", bemerkte Fehr und schritt nach kurzem Gruße weiter.

„Schlechtes Muster, schlechtes Muster", brummte Pommer. „Schau, schau, da hat er sich in einen Torbogen gedrückt und glaubt, wir sehen es nicht, daß er uns beobachtet. Hab' ihn nach Ihrer neulichen Beschreibung erkannt. Dem Burschen möcht' ich's einmal besorgen. Aber zeigen Sie mir doch den Dom!"

„Herr Pommer, wenn er Mariannens Anwesenheit erfährt, läßt er das Mädchen arretieren. Sie darf nicht im „Silbernen Ritter" bleiben."

„Hm, hm, hm. Aber wo soll ich sie denn verstecken?"

„Ich habe einen Gedanken. . . . Kommen Sie!" Und eiligst schritten sie, von Fehr aus der Ferne verfolgt, dem Dome zu, und entkamen ihm mit vieler List. Sie gingen, ohne zu sprechen, über die Donaubrücke, und nach einigen Minuten führte der grinsende Neger die beiden durch das Graafsche Haus in den Garten, der sich längs der Donau hinzog und im leuchtendsten Farbenschmuck prangte. Unter einem blühenden Apfelbaume, dicht neben der niedrigen Mauer, saß Lucia Tarraboni, und ihre großen, dunklen Augen, die eben noch an den fernen Waldhöhen gehangen, wandten sich jetzt den Männern zu. Der sonnige Ausdruck wich dem der Sorge.

„Was bringen Sie mir, Karl? Ist Lorenz . . . ." Sie sprang erregt auf.

„Seien Sie fröhlich, Madame; denn i c h bedarf Ihres Rates und Ihrer Hilfe. Aber nur ein heiteres Gemüt vermag mir zu helfen."

Und hastig erzählte er.

Da klatschte sie in die Hände, wie ein Kind, und rief: „Zu mir muß sie kommen, Ihre Marianne! Schwägerinnen sollen beizeiten sich verständigen. Aber wir bedürfen der Vorsicht."

Unter dem blühenden Apfelbaume beratschlagten die drei; bei Herrn Schrott saß Ignaz Knopfloch, teilte ihm seine Beobachtung auf der Treppe und gab ihm guten Rat. „Einfangen müssen wir ihn. Jawohl, Herr Schrott. Er

ist so schüchtern, jhawohl, so schüchtern, daß er niemals Jhulichens Ehegatte würde vor lauter Schüchternheit. Sein Herz gehört ihr. Jha, ich hab's gesehen. Aber er traut sich nichts zu. Sie müssen ihm die Hand führen."

„Ich tu's nicht gern, Herr Knopfloch. Sie wissen, unser Geschäftsgrundsatz: Niemand zum Kaufe zwingen oder überreden, der keine Lust hat. Unsere Waren, nicht unsere Worte sollen für uns sprechen. Aber diesmal . . . Knopfloch, danken Sie Gott, daß Sie keine Familie haben! Jetzt, in meinen alten Tagen muß ich wie einer der neumodischen Schwindelkaufleute mit marktschreierischen Worten die Tugenden meines Kindes anpreisen. . . . Hart, sehr hart! Aber bestellen Sie für morgen die Kutsche!" . . . . .

Heimlichkeiten an diesem klaren, goldenen Maiennachmittag! Knopfloch beschäftigte sich wie gewöhnlich mit der Türglocke, lachte sein heiseres Altmännerlachen, redete seine üblichen Sätze und sagte bisweilen: „Jha, wenn du wüßtest, was ich weiß, du würdest ohne Unterlaß vor Vergnügen klingeln."

Karl sah verträumt über die Geschäftsbücher, beobachtete an den wandernden Schatten das Wandern der Sonne und dachte, mit einem Seitenblick auf Knopfloch, immer von neuem: „Was er nur hat, der Alte? Wenn der wüßte, was ich weiß, der würde ohne Unterlaß weinen und klagen."

Und einer ahnte, daß der klare, goldene Maiennachmittag Heimlichkeiten verbarg: Balthasar Fehr. Er lief durch die Stadt von Gasthof zu Gasthof, erkundigte sich nach dem Kupferstecher Mopper aus München, niemand wollte von dem Fremden etwas gehört haben, und je törichter sein Suchen schien, desto größer ward ihm die Gewißheit, daß Mopper und Biener sich schon länger kannten und gemeinsam einen Streich ausheckten. Manchmal dachte er an sein Geschäft und an die unerledigten Arbeiten in der Schreibstube, gleich aber riß ihn die Leidenschaft, der Sache auf den Grund zu kommen, fort. Da wäre er doch ein trauriger Patron, wenn er das Geheimnis dieses unfertigen Biener nicht entdeckte. Es war abends sieben Uhr, als er die Wirtin zum „Silbernen Ritter" fragte.

„Mopper heißt er nicht," entgegnete Frau Anna Knaufin, „er ist ein Kupferstecher aus Nürnberg . . . ."

„Der Teufel!"

„Und heißt Pommer."

Fehrs Gesicht rötete sich vor Zorn. „In welchem Zimmer wohnt der Kerl?"

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Fehr!" rief Frau Knaufin dem Kaufmann nach, der die Treppe hinaufeilte. „Sie sind nicht mehr da."

„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Wo ist er denn?"

„Weiß nicht. Vor fünf Minuten hat er gezahlt und ist mit seiner Tochter fort. Sie wollen, glaube ich, in Winzer nächtigen und morgen heimreisen."

„Mit seiner Tochter?"

„Ein bildsauberes Mädchen!"

„Wie heißt sie?"

„Therese Pommer, hat sie gesagt."

„Nicht Marianne? Besinnen Sie sich!"

„Therese."

„Zum Kuckuck! Guten Abend!" Und eiligst marschierte Fehr der Donaubrücke zu, in Winzer sein Glück von neuem zu probieren und die Verdächtigen abzufangen. Er war fest überzeugt, daß Pommer in Mariannens Angelegenheit die Reise unternommen habe. War Therese vielleicht Marianne selbst? Der Teufel, das wäre! Aber nein, das war unmöglich. Und während er in den Maiabend dahinschritt, schwirrten allerlei Gedanken durch seinen Kopf, gleich den Maikäfern, die ihn umsummten. . . .

Auf Umwegen führte Pommer Marianne, die trotz des warmen Wetters in einen Mantel gehüllt war, zu einem Seitenpförtchen des Graafschen Gartens. Nach dreimaligem Pochen tat es sich auf, und eine zierliche Frau mit einer Larve vor dem Gesicht faßte Marianne stumm bei der Hand, geleitete sie zu einem Pavillon, öffnete die Tür, schob das Mädchen hinein und entfernte sich stumm wieder, die Tür von neuem verschließend.

Draußen riß sie die Larve ab, und Lucia Tarraboni sagte lachend zu Pommer: „Nun steht sie drinnen, die liebe Marianne und wird sich wohl ängstigen. Aber wenn Karl kommt, werden ihre schönen Augen wieder lachen."

„Madame," erwiderte Pommer mit einem Blick der Bewunderung, „Madame, wenn Sie mir vor 20 Jahren begegnet wären, so stünde ich jetzt nicht als armseliger Kattunmusterstecher vor Ihnen. Ich wäre ein echter Künstler geworden."

„Sind Sie das nicht, Herr Pommer? Geben Sie uns Frauen nicht die Mittel, uns zu schmücken? Die Kunst dient der Schönheit. Wer hübsche Frauen putzen hilft, ist ein Künstler . . . ."

Marianne war allein. Einige Sekunden lang waren ihre Augen von der Dunkelheit des Raumes verwirrt; dann fanden sie sich mühsam zurecht: Die Fensterläden waren geschlossen, und doch hörte sie das Schwirren der Schwalben und das Rauschen des Stromes. Sie unterschied da einen Spiegel, dort einen Stuhl. Sie rüttelte an der Tür und wich scheu in das Innere des Gemaches zurück. Die Angst beschlich sie. Warum sperrte man sie ein? Warum hatte die Frau, die sie hierhergeführt, eine Maske getragen? Ihre Seele, seit Monaten wie im Fieber, seit heute morgen in höchster Erregung, verlor die Selbstbeherrschung, die sie bisher sicher durch alle Fährnisse geleitet. Sie sank wie gebrochen zusammen, und hohnlachend rief die überreizte Phantasie:

„Du hast ihn geliebt, hast um ihn tausend Schmerzen erduldet, hast alles gewagt, seiner Liebe würdig zu sein, und er. . . . Verschworen haben sie sich gegen dich, hetzen die Behörde hinter dir her und wollen dich mit Schmach überschütten."

Und nun starrte sie vor sich hin, verzweifelt, hilflos, jeder Hoffnung bar. Und nun durchzuckte sie ein Entschluß. Sie mußte fort, fort, irgendwohin, wo niemand sie kannte, wo ihr Leben so rasch verschwand, wie draußen jetzt das Schwirren der raschen Schwalben. Sie lief zur Tür und rüttelte und klagte und . . . .

„Liebste!" rief seine Stimme unter einer offenen Seitentür, die sie nicht gesehen, und mit einem Laute, drin tiefstes Weh und höchstes Glück in eins zusammenflossen, schmiegte sie sich in seine Arme. Stille ringsum. Nur das Rauschen des Stromes tönte fort. Und in dem dämmerigen Raume die beiden, die sich umschlungen hielten, nicht redeten, nicht sich küßten . . . .

Das Glück, das tiefste, reinste Glück, wob seine leuchtenden Schleier um sie; und mußte das grausame Leben diese Schleier bald auch zerreißen, sie trugen glänzende Streifen durch ihr Dasein und konnten sie nie wieder verlieren.

Und das Leben riß sie auseinander. Mit lautem, fröhlichen Lachen traten Lucia und Lorenz herein und begrüßten scherzend die künftige Schwägerin. Wie im Traume glitt alles an den Augen Mariannens und Karls vorüber. Erst als sie im Nebenraume beim Schein der Wachskerzen zu Abend aßen, erwachten sie und fragten einander nach ihren Erlebnissen. Da hörte Karl manches, was ihn erbitterte, daß z. B. Rollmar ihn belogen und seinen Auftrag an Marianne nicht ausgerichtet hatte. Aber die Geliebte faßte seine Hand und sagte: „Von dem, was geschehen, wollen wir reden, wenn wir am eigenen Tisch sitzen. Jetzt laß uns nachdenken, wie wir uns heiraten können."

Sie besprachen manchen Plan und verwarfen ihn wieder oder konnten ihn nicht eingehend erörtern, da Lorenz ihnen ein spottendes Scherzwort zurief, oder Lucia so laut mit Pommer plauderte, daß sie aufhorchten. Frohsinn, Glück und Hoffnungsfreudigkeit lebten in dem Gemach, und ehe es sie erwartet hatten, mahnte Lorenz zum Scheiden. „Es ist zehn Uhr," sagte er, „Karl und ich müssen gehen."

„Schon?!" rief Marianne, und an den Geliebten sich schmiegend, flüsterte sie: „O Karl, wie rasch das Glück dahineilt! Und ehe wir es kaum recht genossen, reißt er uns wieder auseinander, der Tod, unerwartet, hinterlistig!" Ein Schauer durchzuckte ihre Glieder, und blaß, traurig, sah sie vor sich hin.

„Du darfst nicht kleinmütig werden, Liebste!" entgegnete Karl und erinnerte sich mit leisem Grauen, daß sie schon einmal Ähnliches zu ihm gesprochen hatte. „Jetzt halten wir das Glück. Wir geben es nicht frei! Das Glück bleibt nur dem treu, der seiner innersten Überzeugung treubleibt. Und weil wir uns lieben, weil wir tausend Hindernisse beseitigen müssen, gerade deshalb werden wir siegen und noch lange der Früchte dieses Ringens uns freuen. Mutig, Liebste!"

Marianne hob den Blick, leichtes Rot kehrte in ihre Wangen zurück, und lebhaft sagte sie: „Ja, rüttle mich auf! Sieh, ich bin nicht verzagt gewesen die letzten Monate hindurch. . . . Ich will alles erdulden, wenn ich nur dich gewinne. Aber immer wieder beschleichen mich trübe Empfindungen; dann ist mir, als grüne und blühe nicht der Frühling der Jugend segenverheißend rings um mich, sondern als sei dies alles nur das Glühen und Leuchten und letzte

Aufflammen des Herbstes." Sie sank schweratmend an seine Brust.

„Solche Gefühle schlummern in unserer Frauennatur, liebe Marianne," sprach Lucia hinzutretend. „Wir sollen als Mütter alle menschlichen Empfindungen weitervererben; darum darf es dich nicht ängstigen, wenn sie plötzlich und unerwartet da und dort aus deiner Seele hervorbrechen. Es hat nichts zu bedeuten. Die Männer leben in der Zukunft, weil sie planen und rechnen und hoffen und Brummbären sind, sobald sie sich mit der Gegenwart genügen lassen sollen. Wir Frauen aber müssen die Gegenwart genießen, und tun wir das, finden wir das Glück. Übrigens kommt dein Karl morgen mittag . . . ."

Marianne sah den Geliebten fragend an, und dieser geriet in Verlegenheit.

„Wie unangenehm!" rief er. „Ich hatte es völlig vergessen! Herr Schrott hat mich für morgen zu einer Wagenfahrt nach Donaustauf eingeladen . . . ."

„Aha!" bemerkte Lorenz und sah, unbekümmert um Mariannens erstaunten Blick, seinen Bruder spöttisch an.

„Ich muß dich im Wagen sehen", sagte Marianne, „und die Demoiselle Schrott; denn sie nimmt doch teil an der Fahrt?"

„Ja." Fast traurig, weil er in Mariannens Brust aufkeimende Eifersucht befürchtete, schaute Karl in die Augen der Geliebten. „Demoiselle Julie fährt mit. Um zehn Uhr werden wir die Brücke passieren."

„Du freust dich auf den Ausflug? Gesteh' es nur!"

„Nein, ich freue mich nicht. Ich denke an die Fahrt, wie an eine Qual, die mir bevorsteht."

„Ist Demoiselle Schrott dir so unangenehm?" Forschend ruhten Mariannens Augen auf ihn, aber nicht ängstlich, sondern beinahe schalkhaft.

Langsam, zögernd erwiderte er: „Es wäre unrecht von mir, wollte ich das behaupten. Demoiselle Julie begegnet mir wie eine Schwester."

Noch einmal sah sie ihm lächelnd ins Auge, dann sagte sie: „Nun mußt du aber gehen, Karl. Morgen abend werden wir uns wohl wiedersehen?" — — — — — — — — — —

Stumm schritten die Brüder durch die Nacht; keiner wollte ein Gespräch beginnen. Unter einer Laterne am Rathaus prallten sie mit Fehr zusammen, der sogleich Karl mit zornigen Worten überschüttete:

„Lügen haben kurze Beine, Monsieur Biener! Ihr Kupferstecher Mopper aus München ist niemand anders als der Kupferstecher Pommer aus Nürnberg . . ."

Karl erschrak und schwieg.

„Jawohl, ich bin genau unterrichtet. Um mich zu betrügen, müssen Sie frühzeitiger aufstehen. Und Sie waren bis jetzt mit ihm und seiner Tochter Therese" — Karl mußte das Lachen unterdrücken — „in irgendeinem Wirtshause zusammen. Gestehen Sie!"

„Weshalb soll ich noch ein Geständnis ablegen, wenn Sie von allem doch so genau unterrichtet sind?"

Fehr brauste auf; aber Lorenz unterbrach ihn mit einem hochmütigen Tone: „Wir waren im Graafschen Hause in unserer gewöhnlichen Gesellschaft und sind mit den Leuten, die Sie genannt haben, nicht zusammengekommen. Übrigens wäre es besser, Sie bekümmerten sich um Ihr Geschäft . . . ."

„Was geht Sie das an!"

„Es steckt unser Geld darinnen, Herr Fehr. Und mir ist es nicht einerlei, wenn Sie durch die Zahlungseinstellung von Seraphim Beck in Straubing an die 7000 Gulden verlieren."

„Heiliger Emmeram!" stöhnte Fehr. „Seraphim Beck ist zahlungsunfähig? Kommen Sie, kommen Sie!"

Und ohne Karl zu beachten, zog er Lorenz durch die schwüle Maiennacht seinem Hause zu.

„Ein göttlich schöner Tag, Jhulichen", sagte Knopfloch, als er am nächsten Morgen mit Karl die Treppe herabstieg und hier mit Julie zusammentraf. „Jhawohl, vielleicht der schönste Tag im ganzen Jhahre. An solch einem Morgen sollte man sich verloben oder verheiraten. Alles glänzt und leuchtet wie ein Brautkleid aus echter Seide von Lyon. Viel Glück zur Fahrt, Kindchen! Viel Glück!"

Und halblaut singend, was er seit einem halben Jahrhundert nicht mehr getan, verschwand er um die Treppenbiegung.

Juliens Blick streifte Karls Gesicht.

„Sie sind heute sehr heiter", sprach sie.

„Marianne ist hier . . . bei Madame Tarraboni."

Glühendes Rot überzog ihr Gesicht und wich sofort Todesblässe. „Sie ist hier?"

Fast tonlos fragte sie und umklammerte das dunkle Stiegengeländer aus Eichenholz. Einigemal atmete sie hastiger als sonst, dann flüsterte sie: „Ein tapferes Mädchen, Ihre Braut!"

„Verzeihen Sie, daß ich in meinem Glück Ihnen wehe tat!"

Eine Weile sah sie mit feuchten Augen in das flimmernde Sonnenlicht, das durch ein Fenster auf den Steinboden des Vorplatzes und auf die alten, reichgeschnitzten Schränke mit Messingbeschlägen fiel, dann sagte sie: „Ich höre meinen Vater. Wollen wir ihn nicht warten lassen!"

Herr Schrott saß schon im Wagen, als die beiden zu ihm traten, und erwiderte freundlich Karls Gruß. Eben wollte der Kutscher die Schimmel antreiben, da winkte ihm Knopfloch, aus der Ladentür tretend, zu halten, und an den Wagen kommend, sagte er: „'s ist just die Kutsche, Herr Schrott, mit der wir anno 54 im Mai nach Trient fuhren. War eine Glücksfahrt, jhawohl." Und die Hände wie zum Segen erhebend, stand er vor dem Laden und sah dem fortrollenden Wagen nach.

„Ja, das war eine Glücksfahrt", sprach Schrott im Wagen zu seinen Begleitern. „Wir waren noch jung, und gerade diese Reise hob das Geschäft. Was ist seitdem alles untergegangen, emporgewachsen, und wie viele Sorgen haben mich seitdem heimgesucht . . . ."

Karl schwieg. Nun rollte der Wagen zur Brücke. Und jetzt sah er Marianne und Madame Tarraboni. Er zog den Hut. Lucia grüßte lächelnd. Die Geliebte aber schaute mit blassem Angesicht nicht zu ihm, sondern zu Julie. Eine Sekunde lang blickten die Mädchen sich an, zuerst finster, als sagte die eine: „Du hast ihn mir geraubt!" als entgegnete die andere: „Du willst ihn mir entreißen?"; dann strahlte es wie Licht aus ihren Augen, und die eine schien zu flüstern: „Ich wußte es ja, daß du allein seiner Liebe würdig bist!", die andere zu erwidern: „Du Ärmste, wie du um ihn leidest! Und ich darf dich von deinen Qualen nicht erlösen!" Der Wagen rollte vorüber. Karl wagte es nicht, Julie anzusehen, sondern schaute hinab zum Strome, der zwischen grünenden und blühenden Büschen dahinrauschte. Schrott aber beobachtete ängstlich seine Tochter, die mit geschlossenen Augen neben ihm saß und der Maienschönheit nicht achtete.

„Fühlst du dich nicht wohl, Kind?" fragte er besorgt.

Da schlug sie ihre blauen Augen auf und sagte leise: „Mich blendet das Licht, Vater. Ich bin nicht gewohnt, müßig in einen strahlenden Maienmorgen hineinzufahren. Wie die selige Mutter fühle ich mich am wohlsten in unseren dämmerigen Stuben."

„So mag es uns Erdenkindern in erhöhtem Maße ergehen, wenn wir dereinst die blitzende Herrlichkeit Gottes schauen. Mir erging es ähnlich, als ich mit Knopfloch damals nach Italien hinunterfuhr. Oh, das eitel viele Sonnenlicht und die Farbenglut!" Und eifriger als sonst begann er zu reden und erzählte von seinen Reisen, daß die Wellen der Erregung in den Herzen seiner Begleiter sich langsam glätteten.

Nach dem Mittagsmahl in Donaustauf ruhte Schrott ein Stündchen unter blühenden Kastanienbäumen; Julie aber und Karl begaben sich in einen nahen Obstgarten, wo sie unter blütenbeladenen Bäumen auf und ab gingen. Sie redeten kein Wort. Bienen umschwärmten sie, und manchmal fuhr der Wind durch die Zweige und schüttelte silberne Blütenblätter auf sie herab. Tief unten floß die Donau. Waldberge tauchten hinter den Bäumen auf, und schwüle Luft umflutete sie.

„Grüßen Sie Marianne von mir!" sagte Julie und bog einen Ast herab, die Blüten zu besehen. „Und halten Sie alle Sorgen von ihr fern! Sie ist wie das Bäumchen dort, zart, fein, im Frühlingsschmuck . . . ."

„Julie!" Er faßte ihre Hände und sah ihr in die feuchten, blauen Augen. „Julie! Nicht wir Menschen bestimmen unser Geschick; denn sonst . . . ."

„Sprechen Sie nicht, kein Wort!" entgegnete sie hastig und entzog ihm ihre Hände. „Bleiben Sie hier! ich will zu meinem Vater!" Sie eilte zwischen den tiefhängenden Obstbaumzweigen dahin, und als sie Karls Blick entschwunden war, warf er sich ins Gras und konnte es nicht wehren, daß ihm die Tränen über die Wangen strömten.

Julia aber setzte sich still zu Füßen des schlummernden Vaters, sah in sein gefurchtes Gesicht, auf dem da und dort einige Lichter

zitterten, und kämpfte tapfer wider das aufsteigende Schluchzen.

In weiter Ferne rollte es wie dumpfer Donner. Die Sonne verschwand. In den Bäumen rauschte der Vorsturm. Da öffnete Schrott die Augen und sah seine Tochter. Freudiges Hoffen ließ ihn hastig fragen: „Wo ist Karl? Hat er mit dir gesprochen, mein Kind?"

„Vater!" rief sie und barg ihr Gesicht an seiner Brust. „Er darf mich nicht lieben! Er darf nicht! Er ist so offen und ehrlich. Zürne ihm nicht! Ach, stoße ihn nicht von dir. Ich bin so glücklich im Elternhaus. Später, später will ich dir alles erzählen, doch jetzt nicht. Laß uns heimfahren! Mir ist hier so bang!"

„Mein armes Kind!" Zitternd ruhte seine Hand auf ihrem Scheitel.

„Nicht arm, Vater, nicht arm! Ich bin reicher als andere. Unser Herrgott läßt mich noch gut sein, obwohl. . . . Nur heim! heim!"

Und sie fuhren heim, stumm, jedes in sich versunken, während draußen ein furchtbares Wetter niederrauschte. Sie wurden von Knopfloch empfangen und sahen, wie sein erwartungsvoll lächelndes Gesicht sich schmerzlich verzerrte. Und als Karl bei ihm in der Schreibstube saß, trat der Alte vor ihn hin und schrie zornig:

„Sie sind blind gegen echte Liebe. So sollen Sie denn Ihr ganzes Leben lang nach Liebe dürsten, jhawohl, dürsten, dürsten! Sie Barbar! Sie herzloser Mensch, der die schönsten Blumen grausam in den Boden tritt!"

„Demoiselle Julie urteilt gerechter als Sie!"

„Nehmen Sie den Namen nicht mehr in Ihren Mund!" rief Knopfloch. „Jhawohl, unser Jhulichen urteilt anders als ich; denn sie ist ein Weib, das um ihre Liebe lächelnd stürbe. Aber als Mann sage ich es Ihnen noch einmal: Sie sind ein herzloser Mensch! Und nun sind wir fertig miteinander als Menschen. Für mich sind Sie bloß noch ein Gehilfe, aber nicht mehr der junge Mann, dessen Händen ich mit Dank gegen Gott das Leben unseres Jhulichens anvertraut sähe."

„Ich muß es dulden, Herr Knopfloch, obwohl ich es nicht verdiene."

Ohne etwas zu erwidern, trug Knopfloch einen Stuhl zur Tür, schraubte die Glocke ab, sah sie lange an und sagte: „Bist alt und wertlos geworden, wie ich. Kannst dich nicht mehr an die neue Zeit gewöhnen, wo Falschheit und Niedertracht in den Straßen stolzieren." Er riß die Tür auf und warf die Glocke hinaus auf die Gasse, wo die Regenfluten sie fortrissen.

Da fielen aus Karls Augen große Tropfen hinab aufs Buch. . . . . . .

Am Abend, als es zu regnen aufgehört hatte und kühler Wind das Donautal hinabfegte, verließ Karl Biener das Haus. Da und dort begegneten ihm Herren, die das Wüten des Unwetters eifrig besprachen und doch würdevoll durch die Gassen schritten.

Karl ging weiter; seine Seele war von den Erlebnissen des Tages aufgewühlt wie die See, und nun empfand er Ekel vor dem Leben. Er fragte sich, Vorüberschreitende mit dem Blicke streifend: „Leben denn diese Menschen wirklich in vollem Bewußtsein ihr Leben? Bewegen sie sich nicht vielmehr gleich Kindern spielend, lachend, renommierend durch ihre Tage? Sie werden alt, ihre Scheitel färben sich silberweiß, ihre Glieder zittern; aber ihre Seelen sind die unvernünftiger Kinder. Mit boshaftem Klatsch, mit Witz und Spott, mit lächerlicher Wichtigtuerei schreien sie die Forderungen der Stunden nieder; in ihren Händen ruht das Geschick anderer, wie in Kinderhändchen die Zügel feuriger Rosse. . . . Die wenigen aber, die vom Frührot bis in die Sternennacht arbeiten, deren Seelen wachsen, sie haben keinen Anteil an dem Geschick unseres Volkes. Sie haben mit sich selbst zu tun . . . . ."

Nun beschritt er die Insel und erschrak über die Verwüstung, die der Sturm angerichtet. Pappelbäume lagen zu Boden, die Obstbaumblüten waren zerschlagen, schmutzige Bäche flossen quer über die Wege. Und mit einem Male sagte er zu sich: „Du zürnst der grausamen Natur? Wie? bist nicht auch du gleich einem Unwetter über die Herzen Juliens, Schrotts und Knopflochs hereingebrochen? Hast nicht auch du tausend Hoffnungsblüten heruntergerissen, grünendes Land unter Schutt begraben und den Fluch auf deinen Namen, auf dein Wesen über die Lippen des guten, treuen Alten gezwungen?"

Ihn schauderte vor seiner eigenen Person. Aber da erwachten alte Gedanken aufs neue, und er hörte des Adam Mortuus Stimme: „Geradeaus gesteuert! Nicht rechts, nicht links geschaut! Soll dein Swammerdam die hohe See gewinnen,

mußt du alle Kähne und Schiffe, die dich aufhalten wollen, übersegeln und in den Grund bohren! Wichtiger als die Menschheit ist dein Ich."

Und von Egoismus erfüllt, schritt er harten Herzens durch die Verwüstung dem Graafschen Hause zu. Als sich ihm aber die Tür öffnete, verschwand die Selbstsucht gleich Schneeflocken an einem Gewande, und besorgt, niedergedrückt, ging er zur Türe des Gemachs, in welchem die Geliebte weilte.

Sie stand am Tisch und sah ihm stumm, mit sorgenvollen Augen ins Gesicht. Sie erwiderte auch nicht seinen Gruß. Aber mit einem Male lief es wie ein Aufzucken durch ihre Gestalt, und schluchzend warf sie sich an seine Brust. Dann versuchte sie, sich von ihm loszureißen.

„Laß mich!" stöhnte sie. Er gab sie nicht frei. „Laß mich!"

„Du gehörst zu mir!" Und heißer preßte er sie an sich.

„Laß mich! Zwischen uns steht Demoiselle Schrott!" Dumpf, voller Angst sprach sie diese Worte aus.

„Du irrst, Marianne! Uns trennt niemand. Und Demoiselle Julie läßt dich herzlich grüßen."

„Mich? Sie?" Fassungslos sah sie in seine Augen, und dann begann sie zu weinen, und von Erregung erschüttert, stieß sie die Worte hervor: „Mich läßt sie grüßen? Mich? Oh, dies Mädchen ist tausendmal edler als ich! Sie liebt dich. Weißt du es nicht? Sie liebt dich. Oh, und du liebst sie auch. Ich lese es in deinen Augen. Gestehe es mir!"

„Ich liebe nur dich, Marianne."

„Nein, sie liebst du. Und mir schenkst du nur dein Mitleid."

„Marianne!"

„Sei offen! sei offen! Nach ihr sehnst du dich. Sie liebst du heißer als mich. Sie weiß es, und bloß das Mitleid mit mir hält euch auseinander!"

Durfte er mit Marianne so offen sprechen, wie er mit Julie gesprochen? Nein. Hatte er in Nürnberg kein Geheimnis vor ihr gehabt, so mußte er fortan ein solches vor ihr bewahren. Es schmerzte ihn; aber er konnte nicht anders. Was ihn mit Julie verknüpfte, das mußte er ihr verschweigen; später vielleicht, wenn Marianne seine echte Liebe zu ihr erkannt hatte, würde er davon reden können. Er zog sie noch enger an sich und sagte:

„Nur dich, Marianne, liebe ich, und mein Empfinden zu dir ist so echt wie damals, als du mein wurdest. Freilich hat Julie eine Zeitlang in mir ihren künftigen Gatten gesehen, weil ihr Vater und meine Eltern es so miteinander ausgemacht haben. Aber ich erzählte ihr beizeiten von dir, und nun ist sie meine Bundesgenossin, nichts mehr und nichts weniger."

Marianne legte ihre Arme um seinen Hals und flüsterte: „Ich will dich noch heißer, noch treuer lieben, als bisher; ich will nach Kräften zu meiner Liebe noch jene legen, die Julie dir bieten könnte."

„Aber, Geliebte, nun laß uns ruhig von unseren Plänen sprechen. Morgen früh fährst du wieder nach Nürnberg zurück, und wir müssen zuvor alles aufs klarste erwogen haben."

Und sie saßen nebeneinander auf dem Sofa und erörterten alle Einzelheiten. Schließlich holte Marianne noch ihren Paten, und nun erdachten die drei einen Feldzugsplan, der nach menschlicher Voraussicht zum Ziele führen mußte. Der Feldzug sollte noch einige Monate verschoben werden. Den Anstoß dazu gab der Umstand, daß Fehr Pommers Anwesenheit in Regensburg entdeckt hatte. Da sie nun weitere Nachforschung und Überwachung befürchteten, so einigten sie sich dahin, sich ruhig zu verhalten. Marianne sollte inzwischen alles so einrichten, daß, wenn Karl vor Nürnbergs Mauern erscheine, sie ungesäumt mit ihm nach Roth gehen könnte, wo mittlerweilen die Sache auch so eingeleitet werden müßte, daß sie sogleich getraut würden.

Mit der ihr eigenen Leidenschaftlichkeit zeichnete Marianne den Plan in allen Einzelheiten aus, indes Karl ruhig nur die Hauptpunkte erwog und alles andere der Zeit und dem Zufall überließ. Es lag wie ein Druck auf seinem Wesen; er war sich des Unglückes bewußt, das er im Hause seines Chefs hervorgerufen, und blickte auf seine Liebe mit der leisen Trauer des Mannes, der statt einer im Morgentau blinkenden Maienlandschaft die Gegend im grellen Mittagssonnenglanze vor sich liegen sieht. . . . .

Doch folgte ein heiterer Abend; die Liebenden genossen ihn unter Scherzen und Küssen und

schieden gegen Mitternacht voneinander, mutig und hoffnungsfroh; denn sahen sie sich wieder, war es — nach ihrem festen Glauben — unmittelbar vor der Hochzeit.

In Karls Herzen klang das letzte Wort, das Marianne ihm zugeflüstert, nach: „Vergiß mich nicht über Julie!"

Nicht aus Eifersucht hatte sie das Wort gesagt. Wie bittend hatte sie ihn dabei angesehen; ängstlich, als sei sie seiner nicht würdig; schamhaft, als scheue sie sich, ihn einen Blick in ihre liebende Seele tun zu lassen. Nein, sie gehörte zu ihm! Nichts sollte sie voneinander reißen!

Daher traf es ihn wie ein schriller Ton, als der neben ihm gehende Bruder plötzlich spöttisch sagte: „Ich will mich nicht in eure Geheimnisse drängen, obwohl ich es sonderbar finde, daß ihr mich nicht in eure Fluchtgedanken einweiht." Karl schwieg; sie hatten in der Tat vor Lorenz ihre Pläne geheim gehalten. „Aber du erlaubst doch wohl die Frage: Willst du wider den Willen der Eltern Marianne heiraten?"

„Wie magst du nur zweifeln!"

„Nun, so höre! Unser Vermögen liegt im Fehrschen Geschäft. Heiratest du eine Schrottin, können wir die Eltern bereden, es ihm zu nehmen und bei der Firma Schrott anzulegen. Heiratest du Marianne, bringt kein Mensch die Eltern dazu, es ihm zu nehmen, und dann — dann ist es verloren. Er steht schlecht. Aber noch könnten wir unsern Anteil retten."

„Soll ich deiner Angst vor Geldverlust das Glück meiner Marianne opfern? Warum willst du kein Opfer bringen?"

„Du bist im Vergleich zu mir dem Alter nach noch ein Knabe. Von dir kann man solch ein Opfer fordern. Brauchst nicht aufzubrausen. Wenn du nicht willst, dann muß ich eben mit allen möglichen Mitteln versuchen, daß ich wenigstens meinen Anteil rette. Aber wenn du den deinen verlierst, mache nicht mir, sondern dir Vorwürfe. Gute Nacht!"

„Selbstsüchtiger Mensch!" murmelte Karl und ging, ohne diese Unterredung weiter zu überdenken, nach Hause.

Die nun kommenden Wochen waren für ihn eine Zeit beständiger Qualen und Kränkungen, ohne daß er sich losreißen durfte, wollte er nicht seinen Plan untergraben. Im Geschäft redete Knopfloch bloß noch mit ihm als „Mossiöh" und tadelte unaufhörlich; bisweilen gerieten sie auch in heftigen Streit, und dann mußte Karl fast jedesmal nachgeben, weil er fürchtete, er könnte seine Stellung verlieren. Beim Mittagessen sprach niemand mit ihm, selbst Julie schwieg; er mußte sich zum Essen zwingen und würgte jeden Bissen mit Groll und Beschämung hinunter. Am Abend fand er im Graafschen Hause wenig Erholung. Sein Bruder behandelte ihn wie einen Fremden, Lucia sagte ein paar gleichgültige Worte zu ihm, und Graaf hatte keine Zeit und Lust, den jungen Handlungsgehilfen überhaupt zu beachten.

Aber alle diese Leiden enthielten auch Segenskräfte. Mächtiger als zuvor erwachte in ihm der Wunsch, loszukommen von dieser Umgebung. Das Verhalten Juliens — er ahnte nicht, was sie litt — brachte seine Sehnsucht, seine Zweifel, seine Selbstvorwürfe zum Schweigen. Und alle seine Gedanken und Gefühle galten Marianne. Mit größter Willensstärke hielt er aus, um die vielen Vorbereitungen, deren die Ausführung seines Planes bedurfte, zu treffen. Er trat durch die Vermittlung eines Nürnberger Bekannten mit Anton Stein in Briefwechsel. Er schrieb an den Landrichter Habermüller in Roth und erhielt gute Botschaft:

„Komm nur!" antwortete dieser. „Bin just wieder persona grata bei der Regierung zu Ansbach. Wie lange? das hängt ab von dem Gallenleiden des Präsidenten. Ergo, zaudere nicht!"

Und doch mußte er zaudern, denn Fehr überwachte ihn strenger als zuvor, und Knopfloch verkehrte seit Wochen sehr viel mit Fehr.

So vergingen Juni und Juli. Gegen Ende dieses Monats schrieb Anton Stein, daß Lorenz die Adresse der Nürnberger Mittelsperson erfahren habe und nun eifrigst bemüht sei, Näheres über Karls Pläne zu vernehmen. Karl war ärgerlich über seines Bruders Spionage, glaubte aber darin nichts anderes erblicken zu dürfen, als einen Beweis, daß auch Lorenz mit Madame Tarraboni eine Flucht plane und denselben Weg einschlagen wolle wie er. Er stellte Lorenz gelegentlich zur Rede und bot ihm seine Hilfe an. Lorenz aber war zuerst verlegen, dann wurde er spöttisch und hielt sich fortan noch mehr von ihm zurück als vorher. Aus dem Pfarrhause zu Wöhrd kam ein Brief, worin Dörrbaum sein Erstaunen ausdrückte, daß Karl mit dem Kupfer-

stecher Pommer verkehrt habe, und ihn dringend aufforderte, doch ja auf dem rechten Wege zu verharren, d. h. bald um Julie zu werben und sich nicht einfallen zu lassen, künftige Torheiten an vergangene „von deinen treuen Eltern Dir liebevoll verziehene“ zu knüpfen.

Ganz leise mahnte ihn mit diesem Briefe die Vorsicht, ganz leise. Noch glaubten die Eltern allen Berichten Fehrs zum Trotz an seine Folgsamkeit; aber schon fiel ein schwacher Schatten des Mißtrauens auf ihr Vertrauen. Wartete er noch länger, siegte in ihrer Brust das Mißtrauen, und seine Pläne blieben unausführbar. Nichts fesselte ihn mehr an Regensburg und an die Gegenwart, wie er glaubte; sein ganzes Streben war auf die Zukunft gerichtet.

Aus dieser Überzeugung heraus schrieb er Briefe nach Nürnberg und drängte zum Handeln. Am 20. August teilte ihm Pommer mit, daß er unter dem Namen Kilian Feuerstein, Händler aus Lichtenfels, mit zwei Pferden in der Wirtschaft zum Türken in Stadtamhof eingetroffen sei.

„Günstig ist das Wetter zwar nicht“, sagte am Abend Pommer zu ihm. „Denn nun regnet es schon acht Tage in Strömen. Die Wege sind aufgeweicht, und die Pferde haben gelitten. Aber wenn sie fünf bis sechs Tage ausruhen können, werden sie sich schon erholen, und du kannst bei diesem Wetter unter deinem Mantel leichter deine Siebensachen aus dem Hause schaffen. Ob ich Geld besorgt habe? Freilich. Dein Freund Stein hat mir 200 Gulden für dich mitgegeben. Es trifft sich gut. Mariannens Vater und Bruder sind für fünf Wochen ins Böhmische.“

„Ich danke Ihnen, Herr Pommer. Sie handeln an uns . . . . .“

„Laß die unnützen Worte! Ich tu ja alles meinetwegen. Weißt', seitdem ich ein paarmal hier gewesen bin, komme ich mir an meinem Arbeitstisch wie ein gefangener Zigeuner vor. Das lockt und lockt; ich möchte hinaus. Möchte die Welt durchwandern und die Schönheit suchen. Am 25. August, abends acht Uhr, reiten wir. Hoffentlich erleben wir Abenteuer. Denn weißt', wenn ihr verheiratet seid, hört für mich das Reisen auf. Drum möchte ich recht viel erleben, daß ich bei künftiger Arbeit daran denken kann . . . . .“

Eine seltsame Unruhe folterte die nächsten Tage hindurch Karl. Er fürchtete, daß die Hausgenossen ihm sein Geheimnis vom Gesicht ablesen könnten. Er freute sich, daß er nicht auf der Stelle abreisen mußte, und schleppte doch des Abends unter seinem Mantel allerlei Gegenstände in den „Türken“, wo er sie sorgsam in Säcken verpackte. Immer wieder ertappte er sich über dem Wunsche: „Wenn doch etwas meine Flucht verhinderte!“ Und dabei sehnte er sich heißer als je nach Marianne.

Am Morgen des 23. August erhielt er von Madame Tarraboni einen kurzen Brief, worin sie ihn zu baldigstem Besuch aufforderte. Nur ungern begab er sich in der Mittagsstunde zu ihr und traf sie allein in ihrem Zimmer. Sie bot ihm die Hand und flüsterte: „Weshalb haben Sie mir verschwiegen, daß Sie alles zur Flucht vorbereiten? Bin ich nicht Ihre und Mariannens Freundin? Bleiben Sie keine Nacht mehr hier! Hören Sie? Heute noch können Sie fliehen. Morgen ist es zu spät.“

„Woher wollen Sie das wissen, Madame?“

„Ich weiß es und rate Ihnen als Freundin: Fliehen Sie noch heute! Leben Sie wohl! Und Glück und Segen für Ihre Reise!“

Er küßte ihre Hand und stürzte davon, ohne darüber nachzugrübeln, woher Lucia sein Vorhaben erfahren hatte. Plötzlich war er wieder im Besitz seiner alten Festigkeit. Er eilte heim, um einige notwendige Briefe zu schreiben. Zuerst schrieb er an Schrott, dann an Julie, dann warf er die für Fehr bestimmten Zeilen auf das Papier: „Ich teile Ihnen andurch, meinem Versprechen getreubleibend, mit, daß ich in der Nacht vom 23. auf den 24. August laufenden Jahres mich nach Nürnberg begeben werde, um mich mit meiner teuren Marianne fürs Leben zu verbinden.“ Hierauf begann er den Brief an seine Eltern:

„Endlich muß ich die Maske, die mir so lästig war, wieder abwerfen und mich wieder so zeigen, wie ich bin. Sie selbst haben mich durch Ihre Behandlung gezwungen, falsch gegen Sie zu sein. Gerne würde ich zu Ihren Füßen um Segen und Einwilligung in unsere Ehe gefleht haben, wenn ich nicht gesehen hätte, daß alle Bemühungen unnütz sein würden. Ihre grausame Behandlung hat mich nun aufs Äußerste gebracht. Sie muß nun mein Weib werden, die Sie so sehr verfolgt haben, und der ich nun mehr als jemals Genugtuung schuldig

bin. Ich werde Ihnen, ohngeachtet allem, was vorgegangen ist, dankbar sein. Nur bitte ich Sie um Gottes willen, machen Sie sich keine Mühe, uns zu verfolgen! Eher will ich mein Weib und mich töten, ehe wir uns lebendig in Ihre Hände ausliefern lassen . . . . . ."

Um dieselbe Stunde schrieb Lorenz an den Pastor Dörrbaum:

„. . . . . Aber trotzdem bin ich immer Ihr dankbarer Sohn gewesen. Ich halte es daher für meine Pflicht, Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß Karl in der Nacht zum 26. dieses Monats nach Nürnberg zur Demoiselle Engelbauerin entfliehen will. Herr Fehr weiß es nicht; Sie können ohne ihn leicht mit Hilfe der Nürnberger Obrigkeit den Flüchtling abfangen. Herr Fehr darf gegenwärtig unter keinen Umständen von seinem Geschäft für längere Zeit sich entfernen, da, wie ich Ihnen oben angedeutet, für ihn sehr viel auf dem Spiele steht . . . . . ."

Karl schickte durch einen Jungen eine schriftliche Mitteilung an Pommer, sich zur Abreise bereitzuhalten, und begab sich dann äußerlich ruhig in die Schreibstube. Draußen strömte der Regen; im Gewölbe wuchs von Stunde zu Stunde die Dämmerung, und Knopfloch trippelte ungeduldig auf und ab, schalt den „Mossjöh Biener" wegen Nichtigkeiten und blickte stets von neuem zur Ladentür empor, als suchte er die alte Türglocke. Die aber hatten die Regenfluten der letzten Monate und die Kehrbesen und zustoßenden Fußspitzen bis dicht an das Donauufer befördert; es bedurfte nur noch einer kleinen Nachhilfe, so fiel sie hinab in die Wogen, und sie blieb vergessen gleich tausend ehemaligen Tür- und Turmglocken, deren Zeit abgelaufen war. . . . . .

„Was starren Sie so vor sich hin, Mossjöh Biener?" schrie Knopfloch einmal. „Was haben Sie im Kopfe? Ihawohl, ich sehe es Ihnen an. Zum Gucken hat Herr Schrott Sie nicht angestellt."

Karl schwieg und tat, als arbeite er; in Wahrheit vermochte er es kaum mehr auszuhalten; denn die Stunden schlichen gar zu langsam dahin. Schließlich aber ward es doch Abend. Das Geschäft ward geschlossen. In seiner Stube legte er die Briefe, welche er mittags geschrieben, auf den Tisch, blickte noch einmal auf den Lichtschirm, noch einmal umfaßten seine Augen die von Regendunst umflossenen Domtürme, dann öffnete er die Tür und trat hinaus. Wie sein Herz pochte! Wie leise Wehmut in ihm erwachte! Wie von den alten Schränken, aus den Ecken und Nischen tausend Stimmchen ihm zuzuraunen schienen: „Bleib' hier! bleib' hier!"

Und da . . . die Tür des erleuchteten Wohnzimmers tat sich auf, und Julie erschien auf der Schwelle. Sie lauschte zur Treppe empor, schloß die Tür und wollte in die Küche gehen. Jetzt sah sie Karl und blieb stehen. Müde, und nur um nicht unfreundlich zu erscheinen, sagte sie: „Gehen Sie bei diesem Wetter noch fort?"

„Ich muß", entgegnete er fast schluchzend. „Leben Sie wohl, Julie! Leben Sie ewig wohl!"

Sie schwankte und taumelte an seine Brust. Ohne sie an sich zu pressen, hielt er sie, und weinend flüsterte er: „Verzeihen Sie, ich muß heute von hier fort. Marianne wartet . . . . ."

Da sammelte sie ihre Kräfte. Sie sah dem Jüngling beim schwachen Licht einer im Gang hängenden Laterne tief in die Augen und sagte alsdann: „Reisen Sie mit Gott! und bringen Sie dies Ihrer Braut als meinen Schwestergruß!" Er fühlte ihre Lippen flüchtig auf den seinen ruhen. Dann riß er sich los und verschwand in der Dunkelheit des Ganges.

Wie schuldbeladen stieg er die Treppe hinab und verließ das Haus. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß. Der Regen schlug ihm ins Gesicht, als er, auf der Gasse stehend, feuchten Auges zu den matt beleuchteten Fenstern emporschaute. „Ach," seufzte er, „ist nicht alles Glück ein Unglück? Irren wir nicht durchs Leben, bloß um die zu verletzen, die uns lieben? Und ist nicht ein weiches Herz ein Fluch, nur der kalte Verstand ein Segen?"

Beklommen schritt er weiter durch die düsteren Gassen, in denen nur da ein schwacher Lichtschein auf dem nassen Pflaster zitterte, wo zwischen den Häusern eine Öllampe an einem Drahte hing. Mochte es immerhin Frauen geben, die, wie neulich der aus Paris entkommene Franzose im Graafschen Hause erzählt hatte, an Grausamkeit und Roheit selbst Männer übertrafen, dort, hinter ihm, in jenem alten Gebäude wohnte ein Mädchen, das war rein wie eine Gottheit und selbstlos, opferbereit wie ein Erlöser.

Um neun Uhr abends ritten Karl und Pommer in die Regennacht hinaus; zur selben

Stunde eilte Knopfloch, der in des „Mossiöhs“ Zimmer die Briefe entdeckt hatte, zu Fehr. Julie aber saß bei ihrem Vater, hielt seine Hände umklammert und flüsterte immer wieder:

„Zürne ihm nicht! Er konnte nicht anders handeln. Ich selbst habe ihm den Rat gegeben.“ . . . .

Die beiden Reiter kamen nur langsam vorwärts; die Pferde waren alt und ermüdeten auf der tiefgleisigen Straße. Zum Glück erhob sich nach einer Stunde ein mächtiger Wind; der Regen hörte auf, der Mond lugte bisweilen zwischen den Wolken vor. Sie kamen durch stille Dörfer, begegneten Lastfuhrwerken, durchritten unheimlich rauschende Wälder, und oft durchrieselte es sie wie Angst. Aber Pommer blieb doch heiter und bewunderte die Schönheit der Nacht.

„Laß mich nur wieder vor meiner Kupferplatte sitzen,“ sagte er einmal, „so mögen die Hände arbeiten. Mein Kopf aber unterhält sich mit anderem. Nein, diese Fülle des Schönen! Und ich habe es nicht geahnt in meinem engen Gäßchen! Ist's nicht eine Sünde, daß wir Menschen solche Gottesgabe mißachten?“

Karl redete wenig. Noch weilte sein Geist in dem alten Hause zu Regensburg, und mehr als einmal fragte er sich erstaunt: „Wie komme ich hierher?“

Die Pferde wollten nicht mehr weiter; nicht Sporen noch Schläge vermochten sie vorwärts zu treiben. Im Osten graute der Tag. Die Reiter erkannten ihre Umgebung. Vor ihnen öffnete sich ein Hohlweg, der einen steilen Berg hinaufführte. Uralte Fichten sahen nieder. Vereinzelte Baumstämme lagen gefällt hart am Rande des Hohlwegs. Die beiden stiegen ab und ließen die Tiere grasen.

Plötzlich rief Pommer: „Dort hinter uns kommt ein Wagen.“ Aufmerksam sahen sie dem Fuhrwerk entgegen. Und jetzt packte Karl seinen Begleiter am Arm:

„Fehr! Fehr! Es ist ein gelber Wagen! Zwei Männer sitzen bei ihm!“

Fast jubelnd rief Pommer: „Mein Abenteuer! Mein Abenteuer!“ Karl aber blickte um sich wie ein Kapitän, der, von einem Piratenschiffe verfolgt, Rettung sucht. Fünf, sechs Minuten blieben ihm noch, dann hatten ihn seine Bedränger erreicht. Zum Rande des Hohlwegs schaute er auf, und nun schrie er dem Kupferstecher zu: „Vorwärts!“ Er faßte sein Pferd am Zügel und trieb es, nebenher laufend, durch Schläge und Zurufe an, und hinter ihm keuchte Pommer den Hohlweg hinauf.

Fehr erkannte jetzt erst die Flüchtlinge und peitschte seine Rosse an; aber der Weg war zu steil, der Boden allzu weich.

„Sollen wir nicht lieber absteigen?“ fragte, dabei am ganzen Körper vor Erregung zitternd, Knopfloch, und der Gerichtsdiener stimmte ihm zu.

„Sitzengeblieben!“ schrie Fehr. „Die Racker müssen den Berg hinauf, oder ich schlage sie, daß sie. . . . . . Werden sie gleich haben, die Kerle!“ Und wild rannten die Tiere bergan. Knopfloch bebte und rief ununterbrochen: „Er ist's nicht wert, jhawohl! Er ist's nicht wert!“ Der Gerichtsdiener wimmerte: „Lassen Sie mich doch erst absteigen, Herr Fehr!“ Der hörte auf nichts, sondern schwang die Peitsche und blickte wild vorwärts. Und jetzt löste sich hoch am Rande des Hohlweges eine schwere, dunkle Masse. Ein uralter Fichtenstamm rollte donnernd herab. Die Rosse bäumten sich. Der Wagen stürzte seitwärts. Mit Geschrei fielen die Insassen übereinander. Da rannten die Pferde mit dem zertrümmerten Wagen davon und rasten zutal . . .

Während die drei Verfolger langsam bergabhinkten, trabten Karl und sein Begleiter auf der Hochfläche weiter. Siegerstimmung erfüllte sie. Aber bald gesellte sich von neuem die Angst zu ihnen, zumal die Pferde nach Verlauf einer Stunde schon wieder versagten. In einem Marktflecken mieteten sie eine Chaise und ließen ihre Pferde hinten nachlaufen. Karl gab sich für einen Offizier aus, wozu seine Kleidung einigermaßen paßte, und Pommer galt als sein Bedienter. Dadurch kamen sie überall glücklich durch und hatten unterwegs manchen Spaß. Sobald sie sich aber einer Ortschaft näherten, fühlten sie, daß sie kein gutes Gewissen hatten, und hätten sich manchmal beinahe verraten. In einem Städtchen wurden sie von der Wache am Tor angehalten, und da Karl keinen Paß hätte aufweisen können, so war er auf das Schlimmste gefaßt und traf schon Anstalten, „einen Salto mortale“ über die Schildwache zu machen, als gerade in dem Augenblick der Unteroffizier wie-

der erschien und ihm schon von weitem „glückliche Reise" zurief.

Pommer jubelte über die vielen Abenteuer, Karl aber verglich sich mit dem Kapitän des „Swammerdam", der rücksichtslos alle Fahrzeuge, die seinen Weg kreuzten, in den Grund bohrte. Er dachte oft an Adam Mortuus und pries die Lebensgrundsätze dieses Mannes.

Ungefähr zwei Stunden von Nürnberg schickte er die Pferde durch einen Bauernjungen an ihren Eigentümer, entlohnte den Kutscher und wollte mit Pommer den übrigen Weg vollends zu Fuß machen. Im Lorenzer Forst aber überfiel sie die Nacht; sie verloren den Weg, und nachdem sie drei Stunden gelaufen waren, befanden sie sich noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Von Durst gequält, begaben sie sich in ein nahegelegenes Wirtshaus, wo sie außen im Dunkeln blieben und sich für reisende Handwerksburschen ausgaben. Allein der Kellner erkannte Karl, und dieser mußte ihm in der Eile etwas vorlügen, um ihn loszuwerden. Zwar entfernte sich der Kellner, aber Karl hatte die Lust zum Trinken verloren und eilte mit Pommer weiter in die Nähe des Frauentores. Dort verließ ihn sein Begleiter, um in die Stadt zu schleichen; Biener aber schrieb in einer Wirtschaft ein paar Zeilen an Marianne, schickte ihr solche durch den Hausknecht und ließ ihr sagen, sie solle keinen Augenblick versäumen zu ihm zu kommen.

Unruhig schritt er vor dem Tore auf und ab. Es war nun bereits 12 Uhr nachts, und vermutlich lag Marianne schon im Bette. Würde sie kommen? Er hatte alles gewagt. Ob er aber siegte, das hing von der Geliebten ab. Drohend ragten vor ihm die Mauerwerke auf, drohend stieg der gewaltige Rundturm empor, als wollten sie seiner Pläne spottend, ihm zurufen: Wir halten sie fest! Wir geben sie nicht frei! Sein Hoffen sank, seine Zuversicht stürzte gleich einem brennenden Hause in sich zusammen; Mutlosigkeit beschlich ihn. Über den Mauerkranz schwebten dumpfe Schläge; es war e i n Uhr. Er dachte an Julie, an Knopfloch und an dessen Fluch. Ja, es mußte wohl so werden: Nach Liebe würde er dürsten sein Leben lang, und nie würde die Liebe ihn erquicken. Er war müde und sehnte sich nach einem Schlummer, aus dem er nie wieder erwachte. Mühsam hielt er sich an einem Pfahle fest. Seine Lider schlossen sich. Sekundenlang vergaß er, wo er war, und öffnete er die Augen, schmerzte sie der helle Mondenschein.

Da fühlte er einen Arm auf seiner Hand. Ein zuckender Körper drängte sich an ihn. Er hörte seinen Namen jubelnd rufen. Wie aus einer Ohnmacht kam er zu sich und blickte in das glückselige Gesicht Mariannens.

Ihre Gegenwart gab ihm wohl die körperliche Frische wieder, und sie wanderten hinein in die stille Nacht; aber sein Geist war müde. Sie sprachen wenig. Hand in Hand schritten sie dahin, wie im Traume, stundenlang. Über den Kiefern des Waldes erwachte der junge Morgen. Sie kamen nach Kornburg, wo die Wirtsleute sie freundlich empfingen; sie plauderten wie im Traume. Sie fuhren nach Roth, und die Sonne beleuchtete die Gegend; aber sie saßen still, Hand in Hand, im Wagen. Habermüller begrüßte sie herzlich:

„'s ist alles geordnet. Kommt mit zum Pfarrer!" Sie vernahmen es wie im Traume. Und wie im Traume sahen sie die Studierstube des Pastors, hörten seine feierliche Ansprache und blickten, wie wachgeworden, in das alte Gesicht Habermüllers, als dieser, ihnen die Hand schüttelnd, sagte:

„Gott segne euren soeben geschlossenen Ehebund, Madame Bienerin und lieber Karl!"

Da sanken sie sich schluchzend in die Arme und Karl rief: „So ist es kein Traum, sondern erlebtes Glück gewesen?"

---

11. Kapitel.

Am Morgen des 26. August 1791 wandelte Pastor Dörrbaum würdigen Schrittes Nürnberg zu. Eine ernste Miene trug er zur Schau, und in der Brieftasche ruhte der Brief seines „lieben Sohnes" Lorenz. Eine Stunde später erschienen vor Madame Engelbauerin und deren Tochter Friedel zwei Diener eines ehrbaren Rates und befahlen der Mutter, ihre Tochter Marianne unter keinerlei Vorwand aus dem Hause zu lassen. Madame Engelbauerin gab zur Antwort, Marianne habe, um eine Freundin auf dem Lande zu besuchen, sich entfernt und sei infolgedessen nicht mehr anwesend. Die Ratsdiener machten ein ernstes, wenig Gutes ver-

heißzendes Gesicht, verkosteten den ihnen vorgesetzten Nußschnaps und empfahlen sich. Zur selben Stunde aber segnete der Pastor zu Roth in seiner Studierstube die jungen Brautleute.

„Die Tücke hat wieder gesiegt, meine Liebe", sprach am Abend dieses Tages Dörrbaum zu seiner Gattin und herrschte darauf Gottliebe an: „Warum strickst du nicht, sondern starrst vor dich hin?" Und errötend begann das Mädchen, das seit vergangener Nacht für das Gelingen des brüderlichen Planes immer wieder gebetet hatte, die Hände von neuem zu regen.

„Noch gibt es, gottlob, eine Gerechtigkeit", fuhr Dörrbaum fort und betrachtete die Platte mit gebratenen Tauben, welche Monika eben auftrug. „Mag unser verlorener Sohn diese Weibsperson heiraten, unsere Obrigkeit kann und darf solch eine Ehe niemals anerkennen. Niemals . . . . ."

„Die Ehe ist aber doch ein Sakrament, das ohne den Willen der Eheleute nicht gelöst werden kann", bemerkte Frau Christine Susanne seufzend.

„Was im Auslande als Ehe gilt, meine Liebe, heißt bei uns in vorliegendem Falle unsittliches Zusammenleben. Ich werde die Obrigkeit zu der Anschauung bringen. Und glaube mir nur, meine Teure, was die beiden zusammengedrängt hat, war nicht reiner, christlicher Sinn, sondern schnöde Fleischeslust. Diese aber verraucht, sobald es heißt, das tägliche Brot zu beschaffen. Darum ist mein Rat der: Wir überlassen die zwei ihrer Lust, wir verfolgen sie nicht, aber wir verweigern ihnen jeden Kreuzer, den sie verlangen werden. Unser armer, verblendeter Sohn darf, solange er solch ein Bubenleben führt, nicht in den Genuß seines Vatererbes kommen."

„Ich stimme dir völlig bei, mein Bester. Aber nun setze dich zu Tisch und denke nicht an den Mißratenen, auf daß dein Magen dich nicht inkommodiere!"

Gebratene Tauben standen an jenem Abend auch auf der Tafel im Saale des Postwirtshauses zu Roth. Obwohl es Karl und seinem jungen Weibe gar nicht fröhlich zumute war, hatten sie doch dem verblümten oder auch offenen Fragen, ob sie keinen Hochzeitsschmaus hielten, nachgegeben, und so hatten sich einige zwanzig Menschen von der Mittagstafel zum Abendmahle durchgegessen, getrunken, getanzt, geschwätzt. Nur die wenigsten Gäste hatten irgendwie bei der Verehelichungszeremonie mitgewirkt, die meisten waren ungeladen gekommen, hatten dem Brautpaar gratuliert und vor lauter Freude über dessen Glück das Fortgehen vergessen.

Der alte, ehrwürdige Pastor sprach zum zweiten Male an diesem Tage und in diesem Saale das Tischgebet und schloß mit den Worten: „Aber nicht also, wie wir schwachen Menschenkinder wollen, sondern wie du willst, o Herr, lenke unser Leben. Amen." Dann wählte er sorgsam die größte und röscheste Taube und begann zu essen. Der Landrichter Habermüller blickte über die lange Tafel zu seinem alten Schreiber, der, ohne zu essen, dem Pfarrherrn zusah, und rief polternd: „Was brütet Er denn schon wieder für Gedankeneier aus, Wehefritz?"

Der Alte hob und senkte den gelben Zeigefinger und sprach: „Euer Gestrengen, unser Pastor hat recht. Recht hat er. Gott lenkt unser Leben. Und sintemalen er unser Leben lenkt in seiner unerforschlichen Weisheit, darum sind die Menschen einander immer fremd. Denn wirkten selbige aus eigener Kraft, könnte man leicht den Faden erkennen, so sie abzuhaspeln haben, und man wüßte genau, was jeder denkt und tut, denn man könnte ihn studieren, wie ein Gesetzbuch. Dieweilen aber unser Herrgott in ihnen wirkt, sind ihre Gedanken und künftigen Werke uns verborgen, und wir vermögen sie nicht zu erraten. Darum ist nichts wertloser als sogenannte Menschenkenntnis. Menschenkenntnis könnte nur besitzen, wer Gotteskenntnis besäße; denn nicht die Menschen handeln aus sich, sondern Gott bewirkt ihr Handeln. Darum staunen wir auch so oft über die Menschen, dieweilen wir die Absichten unseres Herrgottes nicht kennen. Ich habe häufig Personen mit Verachtung und Abscheu von einer Sache reden hören, die sie zuvor oder nachher in noch höherem Grade selbst ausgeübt haben. Ich habe Menschen schlecht handeln sehen, die nicht schlecht waren. Ich habe Schurken gesehen, die zuweilen ehrlicher handelten als rechtschaffene Leute. Wie das wohl kommen mag? Weil unser Herrgott sich der Menschen zu seinem Werke bedient. Ich habe Menschen gekannt, die, während sie die schlechteste Tat verübten, bei sich fest überzeugt waren, sie hätten recht gehandelt."

„Wehefritz, Er ist ein Tüftler. Und wird

er so alt wie Methusalem, ergrübelt Er auch noch, weshalb man einen Punkt auf das I setzt."

Die Leute lachten. Aber Biener blieb ernst, und von des Schreibers Rede angeregt, sagte er: „Sie behaupten, Gott wirke in jedem Menschen. Gut! Aber nur insofern, als Gott jedem Menschen den göttlichen Odem einhaucht, ihm ein Ich gibt. Dieses Ich wirkt in uns. Und wo dieses Ich siegreich sich behauptet, erscheint uns ein Mensch fremd, ein Verächter menschlicher Satzungen, und doch handelt er nur, wie er handeln muß."

Verlegen blickten die Gäste von ihm zum Pastor; sie fühlten, daß aus dem jungen Manne „der Ketzer" redete, und erwarteten eine scharfe Auseinandersetzung. Der greise Pastor aber erwiderte, ohne sich im Zerlegen seiner Taube stören zu lassen, mit leisem Lächeln: „Warum versuchen es nicht die Menschen, zu behaupten, sie könnten, ohne Grund und Boden unter den Füßen zu haben, gehen? Weil sie die Torheit eines solchen Versuches sofort erkennten, dieweilen sie die Erde sehen. Nun aber könnte unsere Seele sozusagen ohne Grund und Boden auch nicht leben; diese Grundlage aber ist Gott. Doch da sie ihn nicht schauen, glauben sie, er sei nicht vorhanden, und wähnen, sie seien Schöpfer ihres Lebens und Wirkens. Ich aber sage Euch, wie unser Leib aus der sichtbaren Erde seine Nahrung zieht und er zu ihr zurückkehrt, also auch zieht unsere Seele aus Gott ihre Kost und kehrt zu ihm heim. Wissen ist gut, aber Glauben ist besser."

Karl wollte widersprechen; aber Marianne preßte seine Hand und flüsterte: „Zerstöre ihm nicht den Glauben!"

„Weil du es wünschest, schweige ich. Doch muß ich gestehen, daß ich lieber klar sehen, bewußt leben, als träumen will."

Da hob sie ihre Augen zu ihm, und seine Hand drückend, erwiderte sie: „Erwecke uns nicht aus diesem Träumen, Karl; denn sobald wir zum nüchternen Leben erwachen, sterben wir."

Bestürzt sah er ihr ins Gesicht, und stammelnd sagte er: „Ja, laß uns weiter träumen in unserem Glück. Jetzt bist du mein und . . . ." Er vermochte nicht zu Ende zu sprechen, stand auf und ging hinaus, um sein erregtes Herz im Frieden des Sommerabends zu beruhigen.

Was war sein Leben? Nur eine Welle im endlosen Ozean, die sich hob, sich senkte und verschwand? Dann waren Sorgen und Qualen, Ringen und Siegen gleich dem Gischt, der aufspritzte und nach einer Stunde wieder sich auflöste. Dann war all sein Handeln und Kämpfen, sein Glück, sein Stolz gleich dem Spiele der Kinder drunten im Garten, die jetzt Könige und Prinzessinnen zu sein wähnten und mit dem Klang der Abendglocke müde sich zu Bett legten und am andern Morgen nicht mehr an den vergangenen Abend dachten. Die Tränen rieselten über seine Wangen, wie er so in den einbrechenden Abend hinaussah; er wußte nicht, ob er glücklich war; aber er fühlte eine aufsteigende Angst und fragte sich erschauernd: „Wozu lebe ich?" Da trat sein junges Weib zu ihm, und sich an ihn schmiegend, sagte sie: „Es muß jeder allein durchs Leben gehen; aber wenn zwei sich lieben, gehen sie mutiger."

Am nächsten Morgen fuhren sie nach Fürth, wo sie in einem ansbachischen Gasthause abstiegen, um von hier aus die Beseitigung der vielen Hindernisse, die ihrer Heimkehr entgegenstanden, anzustreben. Oft blickten sie am Abend zusammen aus dem Fenster über die weite Wiesenebene, durch welche die Rednitz fließt, zu den teilweise bewaldeten Höhen der Altenveste. Neben den goldenen Stunden ihrer jungen Ehe fehlte es auch nicht an solchen, in denen sie verzweifelt beisammensaßen, seufzten oder vor sich hinstarrten. Karl hatte in ruhiger, höflicher Weise den Eltern seine Heirat mitgeteilt. Diese schwiegen. Er hatte erregt an seine Mutter geschrieben, sie um ihren Segen gebeten und in dem Briefe einige scharfe Pfeile gegen seinen Stiefvater entsendet; Marianne hatte gleichfalls in rührendster Weise um Verzeihung gefleht. Die Eltern schwiegen

Und dieses Schweigen ängstigte sie, lähmte ihr Wollen und Handeln und vergällte ihnen ihr junges, schwer errungenes Glück. Von Anton Stein und von anderen Bekannten, die häufig nach Fürth kamen, erfuhren sie, daß der Pastor Dörrbaum die ganze Sache der Obrigkeit übertragen habe und daß es sich um nichts Geringeres als Auflösung ihrer Ehe und Vermögenssperre handle.

(Schluß folgt.)



Gebrochene Flügel.

Novelle
von
Oswald Meyer.

Tauhofer? — Der Name weckte in dem Arzt, der eilig durch die abendlichen Straßen ging, eine Fülle froher, leuchtender Erinnerungen: an ein Haus voll Glanz und Reichtum, ein Haus im Wald auf den Mittelhöhen des Hochgebirgs gelegen, auf eigenem, reichem Boden. Erinnerungen an Musik und heitere geistvolle Geselligkeit. Dies Haus im Süden Deutschlands, in reichem Gau, unter heiterer Sonne — und welch ein Gegensatz dazu Berlin und die dunkle Nebenstraße, aus der dem Arzt heute abend der Ruf gekommen war.

Tauhofer — an ein junges, blühendes Mädchen erweckte der Name die Erinnerung, ein Mädchen, das mitten und im Mittelpunkt des frohen Kreises gestanden, aller Fröhlichkeit Gipfel, aller Freunde Freude, ein sprudelnder Geist. —

Halt — Nr. 16.

Während der Arzt über den engen Hof und die schmalen dunklen Treppen schritt, drängte er mit einem leicht wehmütigen Lächeln die lichten Erinnerungen vor der harten Fühlbarkeit dieses dunklen wirklichen Jetzt zurück. Was ist ein Name.

Und wie oben ein alter Besen die Tür öffnete und mit abgebrochener Lampe durch einen Flur voranging, in dem Dunkelheit und Unordnung sich paarten, um den Durchgang zu erschweren, da verbarg der Doktor die geweckten Erinerungen, um sie von dieser Wirklichkeit nicht beschmutzen zu lassen.

Doch seltsam. Wie er an das Bett trat, wollte etwas in den matten, welken, schmerzverzogenen Zügen der Kranken anknüpfen an die reine und schöne Melodie, die vorher die Erinnerung in ihm angeschlagen.

Torheit, Suggestion —

Und nun kein Gedanke mehr, der nicht ärztlich war.

Die Kranke schlug die Augen auf — seltsam — der Blick . . .

„Grüß Gott, Doktor. Schön, daß Sie kommen.“ — Sie reichte ihm mit einer hastigen Bewegung die Hand, die in der seinen zuckte und sich ihm dann schnell entzog.

„Herr Gott, Gisela — Frau Gisela . . .“

Ein nervöses Lächeln zuckte über das faltige Gesicht, in dem die Unruhe wogte. „Ja —“ und nun schloß sich alles und drängte sich in den einen gequälten, hilfesuchenden Ausdruck: „Ich habe solche Schmerzen.“

Es gab ein paar Fragen und eine kurze schweigende, gründliche Untersuchung der sicheren geübten Hand.

„Nichts Gefährliches. Nicht einmal etwas wirklich Ernstlich-Krankes. — Kalte Umschläge und ein paar Aspirintabletten werden Ihnen helfen.“

Ungeduldig schüttelte die Kranke den Kopf. „Hilft mir nichts mehr, habe ich genug probiert, ganze Röhrchen runtergeschluckt, auch Salipyrin und Pyramidon . . . .“, ein ganzes Medikamentenbuch zählte sie auf, und wie der Doktor nun eingehender zu forschen begann, brach plötzlich eine wilde Unruhe über die Kranke, sie warf sich hin und her, klagte und bat und jammerte in heftigster Erregung und Verwirrung verzweiflungsvoll um Hilfe.

Seltsam berührt betrachtete der Arzt forschend ihr Wesen, dann griff er in die Tasche und brachte Fläschchen und Spritze zum Vorschein.

Kaum noch hatte Frau Gisela die blanke Metallbüchse, die die Spritze barg, gesehen, so war wie mit einem Zauberschlag eine Beruhigung über sie gekommen. Sie lehnte sich in die Kissen und hielt dem Arzt den entblößten Arm

hin, und all ihr Wesen war jetzt eine einzige aufs höchste gesteigerte Spannung und Erwartung geworden.

„Sie dürfen nicht zu wenig nehmen, Doktor. 0,01 macht mich nur erregt. Mindestens 0,02, mindestens . . . .“

„Gut. 0,02.

Die Kranke zog den Arm zurück. „Wenn ich heute nacht Ruhe haben soll — geben Sie mir lieber mehr.“

„Zunächst 02.“

„Dann werden Sie vielleicht noch mal gestört heute nacht.“

„Dann komm' ich.“ —

Die Morphiumlösung war eingespritzt, tiefatmend lehnte sich die Kranke zurück, eine Ruhe breitete sich über sie.

Der Arzt blieb an ihrem Bett. Leise rückte er den Schirm der Lampe, daß er das Gesicht beobachten konnte, langsam, und doch mit ganzer Sicherheit wie der Frühlingshimmel nach einem Regentag entwölkten sich die Züge. Die Falten glätteten sich, die Unruhe schwand, der Mund wurde gerade, die Lippen verloren die verkniffene Schmalheit und das Gesicht rundete sich.

Und nun schlug sie die Augen auf, die wirre, suchende, haschende Unsicherheit war fort es war der alte Glanz, die alte Festigkeit in dem klaren, blauen Auge, und nur der Arzt fand etwas Gezwungenes, Vergängliches in diesem Glanz, der ihm von früher so wohlbekannt war.

Die Kranke zog sich die Decke hoch, glättete das Kissen, schob den Ärmel über den Arm und ordnete das Hemd — sie hatte selbst Sinn und Bedürfnis für ein wenig Schönheit und Ordnung bekommen, die ihr eben noch ganz gleichgültig gewesen.

Und nun bat sie: „Bleiben Sie noch ein wenig, bis ich eingeschlafen bin.“ Und begann zu plaudern, heiter, froh und sicher, als wäre sie nicht eben noch ein schwerkranker Mensch gewesen. Wie weggeblasen war Schwäche und Hilflosigkeit, und etwas von jenem sprudelnden Geist und jenem unbesiegbaren Frohsinn, der einst das Entzücken aller Gäste im waldreichen Hochland gewesen, strahlte auch jetzt aus ihr. In goldenem Lichte kam die alte Zeit, und in Behaglichkeit und froher Zwiesprache ging diese Stunde hin, die erst so schwer begonnen. Mit der Erinnerung aber kamen Schatten, wehleidig und mit einigem Aufwand von Seufzen, Verstummen und Versinken in Wehmut erzählte Frau Gisela, wie sie seit langem von Hause fort sei. Verheiratet erst. Die Ehe schlecht, getrennt, und nun lebte sie schlecht und recht als Schriftstellerin in Berlin. Sie klagte niemand an, doch ließ sichs heraushören, daß sie ein Opfer böser Menschen und ungünstiger Konstellationen geworden sei.

Ihren Namen hatte Doktor Reimers in Zeitschriften oft gelesen. „Aber daß Sie das waren?“

„Und ich hab Ihr Schild oft gelesen,“ gab Frau Gisela lächelnd zurück. „Wollte immer zu Ihnen hinauf, tat es nie: die anderen Zeiten — und dann bin ich in so guten ärztlichen Händen —Ihr Herr Kollege ist verreist, sonst hätte ich Sie auch heute nicht gebeten.“

Doktor Reimers fragte nach dem Namen, doch Frau Gisela ging schnell darüber hinweg und wußte durch gewandtes Plaudern eine Wiederholung der Frage zu verhüten.

Nach der Belebung kam die Müdigkeit, und der Doktor stand auf.

Da bat die Kranke: „Geben Sie mir noch eine Injektion. Dann haben wir beide Ruhe, und geben Sie mir ein Rezept, dann brauche ich Sie nicht mehr zu bemühen.“

Erstaunt schlug der Arzt ihr das Verlangen ab, doch sie wiederholte ihre Bitte mit solcher, wenn auch in Liebenswürdigkeit gehüllten Eindringlichkeit, als handle es sich um ein großes Gut. Als aber alle ihre Künste an seinem Nein versagten, bemächtigte sich ihrer eine qualvolle Angst und krankhafte Unruhe, die in geradezu flehentlichen Bitten zum Ausbruch kam. Da tat der Doktor ihr den Willen, um nicht den Erfolg der ersten Injektion in Frage zu stellen. Und ging, seine Bedenken vor ihr verbergend.

In Dankbarkeit, mit Glück verklärtem Gesicht blieb Frau Gisela zurück.

Schlürfend schritt die Alte dem Doktor mit der Lampe voraus. Auf der Treppe fragte er sie:

„Wer ist der Arzt, der sonst kommt?“

„Sonst? Zuletzt war es Doktor Heimann, Nr. 20, glaube ich,“ antwortete die Alte mürrisch.

„Wann war der hier?“

„Was weiß ich.“

„Und Sie gehen öfter mit Rezepten nach der Apotheke? Wissen Sie, was Sie der gnädigen Frau bringen?“

„Darum kümmere ich mir nicht. Ich geh bloß bei die Frau, wenn sie krank ist. Ich wohne eine Treppe tiefer. So. Hier ist die Türe.“ —

---

2. Kapitel.

Am anderen Tag fand sich der Doktor bei Frau Gisela ein, ein ernstes Wort mit ihr zu reden.

Sie aber, die ihm mit einer übernächtig erregten Liebenswürdigkeit und unnatürlichen Gesprächigkeit entgegenkam, mochte davon nichts wissen. In ihrem abgetragenen und wenig ordentlichen, einst aber kostbaren und auch jetzt noch ganz geschmackvollem Morgenanzug, mit ihrem blassen, zuckenden Gesicht, den unruhig flackernden Augen hatte sie etwas von schwindendem Glanz, von einer fiebernden aufgepeitschten Kraft, die ihr selbst nicht eigen war. Heute sprach sie mit lebhafter Ausführlichkeit von ihren Leiden, fand sich resigniert darin, daß alle Ärzte ihren Körper gesund, und nur die übergroße Feinfühligkeit ihres Herzens schuldig befunden hätten. Und dann plötzlich warf sie so nebenher die Worte hin: „Sie könnten mir eigentlich ein Rezept dalassen, Dorktor . . . .“

Schon wieder. Und nun schnitt der Doktor all ihre Reden ab mit einer knappen Frage: seit wann sie gewohnheitsmäßig Morphium nähme.

Und als sie unwillig halb, halb überlegen in hellem Lachen die Frage von sich schütteln wollte, redete er zu ihr in großem Ernst, und ob sie auch erstaunt und dann entrüstet tat, der Doktor ließ sich nicht einschüchtern.

„Sie sind dabei, sich zugrunde zu richten, das Gift frißt all Ihr Talent auf, Ihre Fähigkeiten, Ihren Körper, Ihre Schönheit — und vor allem Ihren Willen. Sie, Frau Gisela, die Sie die Unabhängigkeit des Menschen als sein höchstes Gut, die die Freiheit der Frau von Herkommen und von der Herrschaft des Mannes immer verfochten, von jeder Sklaverei — Sie kommen in die Sklaverei dieses Giftes, die schlimmer ist als die härteste Knechtschaft im Bann eines Mannes.“

„Was wollen Sie denn!“ müde ließ sie die Stirn sinken und bat verhauchend: „Quälen Sie mich doch nicht! Soll ich denn niemals Ruhe finden? Mein Elternhaus habe ich verloren . .“

Sie las eine Frage in seinem Auge und antwortete ihr:

„Weil — nun weil mein Vater Talent für unstandesgemäß hält.“

Des Doktors Blick war ganzer Zweifel.

„Ihr Vater, der sein Haus mit Künstlern füllte und dessen größte Freude und Ehrgeiz — neben Ihnen — es war, daß seine Frau ein kleines Talentchen besaß . . .“

Da fuhr sie auf: „Wollen Sie damit sagen, daß ich lüge?“

„Frau Gisela, ich kannte Sie als den wahrhaftigsten und offenherzigsten Menschen. Und nun — nun haben Sie schon gelogen. Jawohl. Gelogen — gestern. Ihr Arzt, dessen Namen Sie mir zu verheimlichen suchten, sollte verreist sein. Heute habe ich ihn gesprochen, und er hat mir meinen Verdacht bestätigt. Er hatte sich geweigert, Ihnen Ihr geliebtes Gift zu geben — da riefen Sie mich . . .“

Also in die Enge getrieben, hatte Frau Gisela keine Erwiderung als die Gebärde tiefster Entrüstung. In hellem Zorn sprang sie auf, klagte mit vielen Tränen, daß sie verraten und verloren sei, und ließ in offener Feindschaft den Arzt von dannen gehen. —

Monate vergingen, Dr. Reimers hörte nichts von seiner Jugendfreundin. Da war es wieder ein Abend, ein trüber nasser Winterabend, mit aller Trostlosigkeit und Melancholie, und allem Lärm, und aller drückenden dumpfen Stille in den Winkeln, wo in die Großstadt kein Fünkchen Himmelslicht, kein freier Atemhauch der Weiten kommt — solch trauriger Tag, wo jeder an den Herd, ins warme Stubenlicht, zu seinen Lieben eilt, als Reimers zu Frau Gisela gerufen ward.

Er fand sie schwer krank, verfallen, in einer Erregung, die durch die fiebernde Schwäche etwas entsetzlich Trostloses bekam, in Verzweiflung aufgelöst.

Er sparte seinen Tadel und fragte nur: „Sehen Sie jetzt, daß ich recht hatte?“

Sie warf sich hin und her und griff in wilder Angst nach dem eigenen Körper, als müsse sie etwas Schreckliches, Qualvolles davon entfernen. „Helfen Sie mir doch!“

„Ich kann Ihnen nur helfen, wenn Sie dem Morphium abschwören."

Zu allem war sie jetzt bereit und versprach ihm willig, gelobte heilig alles, was er verlangte. Der Doktor aber trat erst an den Schreibtisch, riß ein Blatt vom Block und warf ein paar Worte hin: daß Frau Tauhofer sich verpflichte, sofort in eine Heilanstalt einzutreten. Sie hatte bloß ihren Namen darunter zu setzen. Sie las kaum, was da stand — sie hätte alles unterschrieben.

Sie bekam ihre Injektion und der trügerische Friede des Giftes zog über sie hin. Dr. Reimers aber blieb bei ihr, den günstigen Augenblick auszunutzen. Jetzt galt es, ihrem Leiden auf den Grund zu dringen, jetzt, sie selber fest in die Hand zu bekommen.

Ruhiger wurden der Kranken Bewegungen, ruhig, hell und froh ihr Gesicht, frohen Glanz gewann ihr Auge.

„Doktor", sagte sie mit glücklicher Gebärde und reichte ihm die Hand. „Das war brav und schön von Ihnen." Und mit der momentanen Ehrlichkeit großer Lügner fügte sie lächelnd hinzu: „Doktor Heimann — der Verreiste — war nicht so brav. Er hat bloß geschimpft und ist seiner Wege gegangen."

„Und mit den anderen Ärzten sind Sie auch durch?" fragte er in halbem Ernst.

Sie lachte, ohne zu antworten und bat: „Doktor, können Sie bleiben? Leisten Sie mir eine Stunde Gesellschaft."

Sie stand auf, ordnete ihr Kleid und bot ihm den Platz auf dem Sofa. „Sie sollen auch was kriegen, was nicht jeder kriegt." Sie brachte eine Flasche. „Kennen Sie den noch? Unser alter Nußschnaps, den wir an manchem frohen Abend im bayerischen Gebirge tranken ..... Zehn Jahre liegt er bei mir ...." Ihr Auge wurde dunkel. „Nun soll er uns erzählen von der guten alten Zeit."

„Lassen Sie ihn lieber erzählen von der schlechten Zeit, das liegt dem Arzte näher und dem Freunde auch. Erzählen Sie mir Ihre ganze Geschichte."

Jetzt erst hatte der Arzt Muße, sich in seiner Freundin Wohnraum umzuschauen, dieser kleinen Hinterstube, aus dem eine Künstlerhand mit den einfachsten Mitteln eine behagliche Wohnstätte von zarter Schönheit und besonderem Geschmack geschaffen. Einfache kahle Holzgestelle waren durch eigenartige Schnitzereien oder Bemalung, durch Bekleidung mit Rupfen oder mit charakteristischen farbigen Decken, die ihren völkischen wie künstlerischen Wert hatten, zu Schreibtisch, Sessel und Bücherständer gestaltet. Und der Schmuck der Wände war, abgesehen von einigen Nachbildungen guter edler Werke (billigster Eigenschaft) durch Originale von Handzeichnungen dargestellt. Manch Künstler hatte hier seinen Dank für einen anregenden Abend also sichtbarlich an die Wand gemalt. Aber auch für treue und aufopfernde Freundschaft, die in Zeiten eigener Not noch Raum und Sorge für andere hatte, waren diese Bilder der Dank.

Hell brannte eine einfache Bureaulampe, deren Kahlheit Frau Gisela mit rohseidenem Abfalltuch bekleidet hatte, hell über diesem Raum und über aller vergangenen Zeit. Die Stunde war gekommen, da Frau Gisela reden mußte.

„Sie müssen wissen, wie das alles kam. Es ist einfach meine Pflicht, Ihnen das zu sagen.

Achtzehn Jahre war ich, da wurde ich verheiratet. Eine Ehe schlimmster Konvention. Ich wußte nicht viel von meinem Mann, aber etwas hielt mich von ihm — und doch fügte ich mich. Meine Mutter war lange krank. Und mein Vater — nun Sie kennen ihn. Seine Vollnatur konnte eine kranke Frau nicht ertragen. Ich war nicht blind, und doch auch nicht erwachsen genug, ihn zu begreifen. Mir war das Raunen und versteckte Lächeln, waren die heimlichen Blicke und die offenkundigen Begegnungen und Ausfahrten unerträglich — ich sehnte mich von Hause fort, nur fort. Und da mein Mann mir mit aller Liebe und Ergebenheit entgegenkam, nahm ich ihn ... es ging nicht. Er tat mir alles zu Liebe — aber blindlings. Er verstand mich nicht, — was ich sagte, tat er wohl, aber nie erriet er meine Wünsche, weil er sie nicht fühlte. Er unterdrückte sie auch nie. Er ist nie mein Herr gewesen, nur immer mein Mann. Ich hatte solch Mitleid mit ihm, aber keine Achtung — nein, es ging nicht.

Ich fing an zu schriftstellern, fand Beifall, Freundschaft. Und da wurde er auch noch eifersüchtig. Am meisten auf die Kunst, die mich ihm wirklich entfremdete. Er wurde kleinlich, hämisch, mißtrauisch. Bewachte mich — das ertrug ich nicht. So erzwang ich die Scheidung.

Er war nicht der schuldige Teil, und so stand ich für mich."

„Und von Hause hatten Sie keine Hilfe?"

Sie zuckte die Achseln. „Meine Mutter war gestorben, und mein Vater — Sie wissen, der mag so was nicht. „Unreinlichkeit" nennt er das!" Ihre Brauen zuckten kurz in alter, längst überwundener Erregung. „Unreinlichkeit, was größte Reinheit ist . . Er ist eben ein Mann . . Und Hofrat dazu, und Ritter des Löwenordens. Und dann: Meines Mannes Geld steckte in unserem Unternehmen . . ." Nun lächelte sie ein wenig. „Ich hatte ja noch eine Schwester — sie soll hübscher sein als ich — —" So wurde denn weiter geheiratet. Und ich, ich stand für mich — auf meine Kunst gestellt. Aber Gott sei Dank, ich konnte was."

„Weiß der Himmel. Ihre Novellen „Bergmenschen in der Niederung", hätte ich gewußt . ."

„Ich fand bald meinen Kreis, fand Anerkennung und mein Auskomemn. Aber es war alles mittelmäßig. Da — dann aber kam Er."

Ihr Auge glitt zu einem Porträt, dem einzigen im Raum, an der Wand, und eine schmerzlich innige Freude verklärte ihre Züge. „Er hat mich die Kunst erst gelehrt, an seiner Hand bin ich gegangen — was war das für eine Zeit."

Sie bedeckte die Augen mit der Hand — vielleicht um eine Träne zu verbergen. Der Arzt warf einen Blick auf das Porträt: ein herrschendes, geistvolles, lebendiges Auge war das Mächtigste in dem Gesicht, dem die breite Stirn und ein hartes Kinn etwas Brutales gab. Dann wieder schien es weich und liebevoll um den Mund zu zucken, und etwas unsicher Suchendes war in dem Auge — voller Kontraste war das Gesicht, je mehr man aber über das Wechselnde dem Wesen des Bildes auf den Grund ging, um so unverhüllter klang einem eine harte Entschlossenheit entgegen.

„Er hat mich geführt," begann Frau Gisela wieder. „Aber auch er ist durch mich erst geworden, was er war. Die andern kennen nur, was er schuf, — wie, das wissen sie nicht. Sie kennen nur seine Fröhlichkeit, seinen Geist, seine Kraft. Seine schweren und schwachen Stunden — die kenne nur ich.

Oh, er ist ein Kind, der starke Mann, und er braucht eine Hand, die ihn führt . . . ." sie versank in ein Sinnen der Erinnerung, die ihr ein Lächeln auf die vergrämten Wangen brachte. „Man mußte immer fröhlich sein, immer für ihn da, für seine Fragen, seine Wünsche — wie für ein Kind. Müdigkeit durfte ich nicht kennen. Und seine Arbeit — wie oft wollte sie nicht gehen, oder er mochte nicht, und ich mußte ihm zureden, ihn halb zwingen, seine Zweifel zerstreuen, die Bedenken wegräumen —. Am besten ging ihm die Arbeit von der Hand, wenn ich bei ihm gesessen und erzählt hatte. Wie ein Kind war er, dem man Märchen erzählt. Und dann wurde sein Auge groß und ernst,, da wurde er groß und konnte schaffen, der Geist war über ihm — schweigend, leise ging ich davon, bis er mich wieder brauchte und wieder rief . . . . Schließlich konnte er nicht mehr arbeiten, wenn ich nicht den Geist in ihm geweckt. Kein Ton fiel ihm ein, keine Note, ich mußte ihm erzählen, erzählen — mein Gott, woher all die Gedanken nehmen? Aber es mußte sein — und es ging. Jeden Tag eine neue Geschichte, immer, immer ander. Nachts lag ich und dachte nach, las und las, und durfte ihm doch nicht sagen, was mir nicht von Herzen kam, was ich nicht innerlich erlebt hatte, denn das wies er hart und ärgerlich ab. Da zwang ich mich — zum Dichten! Und so hab ich denn Einfälle gehabt. Immer und immer, gute — ja die besten. Das waren die schönsten Geschichten, die ich gedichtet, Herrgott — mit meinem Herzblut. Keiner kennt sie, keiner kann sie lesen — verweht sind sie, und doch nicht: sie leben ja. In seinen Werken blühen sie, unerkannt. Ich kann es wohl sagen: wo etwas Gutes ist in seinen Sonaten und Quartetten und Liedern, da ist's von meinen Geschichten — und hat doch nicht ein Lied von mir vertont! Jetzt — jetzt ist's vorbei. Nichts schreibt er mehr, und was er schreibt, ist schlecht." Plötzlich brach die Angst durch den Schmerz, und leise sagte sie: „Was wird nun bloß aus ihm! Ich wollt', er würde mich rufen — gleich käme ich! Er braucht mich ja. Nichts wollte ich von ihm, nur für ihn sorgen, als seine Mutter. Nur bei ihm sitzen und zu ihm reden, ihm erzählen, daß er wieder arbeiten kann . . . Mein Gott, wohin ist seine schöne Kunst . . ."

Sie wollte sich in Angst und Gram verlieren, da mahnte sie der Arzt. Sie nahm sich zusammen.

„Einmal war ich krank. War's ja oft, und er merkte es nicht. Immer hatte ich Schmerzen

— und durfte es nicht, denn er brauchte mich ja. Aber einmal waren die Schmerzen stärker als ich. Ich lag und lag und wurde nicht besser, und er wartete auf mich. — Der Arzt wurde geholt. Er hatte Angst vorm Doktor, fast wie vorm Kranksein, und ging ihm aus dem Weg. Und als der Doktor fort war und nur ein Schmerzbetäubungsmittel verschrieben hatte, da zuckte er die Achseln: Na, also. — Die Schmerzen kamen wieder — Männer sind keine guten Krankenpfleger. Und die besten und männlichsten am wenigsten. Er ging und ließ mich allein — ich wußte, wohin — ich durfte ihn nicht lassen, und mußte gesund werden. Ich mußte das Gift nehmen, bis ich gesund war und ihm helfen konnte.

Männer wollen sich nicht stören lassen in ihrer Arbeit, Künstler schon gar nicht. So wenig sie selber Schmerzen ertragen können, so wenig achten sie ihn bei Frauen. — Wieder lag ich, er ging umher wie ein Kind, dem der Spieltag verdorben ist, und schließlich brachte er mir die Flasche. . . . Der Doktor hatte gewarnt, aber ich mußte doch gesund sein . . . .

Und dann merkte ich, daß ich viel frischer und angeregter war, wenn ich Morphium genommen hatte. Es war ja zu viel, Haushalt und Geld verdienen und die Erzählungen für ihn und die Sorge . . . . hatte ich mein Morphium genommen, durchströmte mich eine ungekannte Gewalt. Alle Kräfte hoben sich, ich fühlte mich stark, mächtig zu allem. Alles war so leicht, so schön die Welt, und alles mußte ich leisten können. So fing es an — und dann gab es keinen Halt mehr. Je mehr ich nahm, je mehr brauchte ich — das Elend und die Nüchternheit kam, und das durfte nicht sein. Ich sah dann auch schlecht aus — und ich mußte immer schön sein für ihn."

„Und der — der Mann hat das gewußt?"

„Hat's nicht wissen wollen. Hatte ja keine Zeit dafür — und schließlich — schließlich kam es, wie es kommen mußte. Ich konnte ihm nicht mehr genügen. Meine vielen schwachen, kranken Stunden ertrug er nicht. Er liebte mich nicht mehr, da wurde seine Arbeit schlecht. — Schuld war ich — — da ist er gegangen . . ." In aller Heftigkeit brach der Schmerz über die verlassene Frau. „Und ich, ich bin darüber ein Krüppel geworden! Verloren und verdorben ist mein Leben . . . ."

Der Doktor stand auf und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Sie sind nicht verloren. Sie sollen wieder ganz gesund werden, das verspreche ich Ihnen. Ganz gesund und werden arbeiten können wie früher."

„Wenn das wahr wäre . . . ." Aus tiefer Not klang es wie letzte Hoffnung.

„Es ist wahr. Richten Sie alles. Morgen komme ich und bringe Sie fort. In eine schöne behagliche Anstalt. Der Arzt ist mein Freund, ein Künstler und Seelenkenner, ein Seelsorger — Sie werden so glücklich sein dort." —

Der Doktor hatte nicht gelogen, als er die Anstalt, die Frau Tauhofer aufnehmen sollte, in lichten Farben schilderte. Und in freudiger Erwartung, wie an eine Heimat, hatte Gisela an das ärztliche Haus gedacht, das ihr Gesundheit, die alte Kraft und die alte Elastizität wiedergeben sollte. Hoffnungsvoll, in ruhigen Träumen schlief sie diese Nacht. Als aber der Doktor des Morgens kam — da fand er sie im Bett, sie klagte über Krankheit und Schmerzen, und seiner Forderung erklärte sie voll Wehmut scheinbar ganz matt vor Schwäche und Schmerz: „Ich kann nicht". Und blieb bei diesem wehleidigen Ton, verzog nur schmerzlich das Gesicht bei seinem energischen Draufdringen und hatte tausend Gründe und Klagen.

Aber Dr. Reimers ließ nicht locker. Widerlegte alle Gründe, entkräftete alle Klagen. Endlich stand sie auf, er half ihr und rief weibliche Hilfe herbei, die sie ankleidete. Ehe er sie verließ, um sie bei dieser Tätigkeit nicht zu stören, suchte er mit raschem Blick Waschtisch, Nachttisch und einige Schubfächer ab und heimste drei leere Morphiumflaschen und sieben Morphiumspritzen ein, von denen fünf unbrauchbar waren.

Endlich war alles so weit, auch der letzte wiederholte Widerstand überwunden, wehmütig nahm Frau Gisela Abschied von ihrem Zimmer und wankte am Arm des Doktors die Treppe hinunter, wo der Wagen auf sie wartete.

So lange der Doktor neben ihr saß, vermochte sein ernster Zuspruch sie zu trösten. Und gegenüber der Aussicht, wieder ein ganzer und gesunder Mensch zu werden, ein Künstler, der aus eigenen frischen Kräften schöpfte und nicht von dem trügerischen Gift sich tragen ließ — gengenüber dieser berauschenden Aussicht trat die Angst vor der Abhängigkeit, der Kontrolle, und

dem ganzen schweren Leben ohne den einen großen Tröster Morphium zurück. Sobald sie aber die kahlen, nüchternen Räume betrat, brach die Angst über sie. Zitternd hängte sie sich an den Arm des Arztes, und dann, mit einer Energie, wie sie der energielose Morphinist nur in dem einen Kampf um sein Heiligtum, um seine qualvolle Liebe kennt, erklärte sie kategorisch, sie denke nicht daran, sich in Gefangenschaft zu geben, das einzige zu opfern, was ihr noch Trost und Freude sei und Spannkraft verleihe. Noch sei sie die Herrin über sich selbst.

Der Arzt unterdrückte eine Heftigket. Und in kühler Ruhe erwiderte er, daß sie glücklicherweise nicht mehr Herrin ihrer Selbst sei und daß gottlob das Gesetz es dem Arzt in die Hand gebe, Kranke, wie sie auch gegen ihren Willen zu ihrem Heile zu führen. In lichten Momenten habe sie selbst ihre Zustimmung gegeben, wofür er ihre Unterschrift als Beweisstück bei sich führe. Ob sie sich denn dem Verfahren der Entmündigung aussetzen wolle? Es sei nur die Frage, ob sie freiwillig oder gewaltsam interniert würde.

Mit so ruhiger Überzeugungskraft wurden diese Worte wohltätiger Lüge gesagt, daß Frau Gisela sich wortlos ergab. Sie senkte den Kopf und schritt wie zu einem unabänderlichen Geschick, wie eine Schuldige vor ihrem Richter — in das Haus, das ihr Heil werden sollte.

Ein kurzes, ernstes Nicken, kein Händedruck, kein Wort war ihr letzter Gruß an den Arzt.

---

3. Kapitel.

Eine schneeweiße Januarruhe zog über die Welt, hell und froh klang selten ein Ruf durch die klare Winterluft zu dem stillen Hause. Der Februar kam, mit mächtigem Sich-Regen, mit seinem gewaltsamen Kampf der Wolken und Lüfte, und die ruhige, reinliche Decke schwand von der Erde, die widerwillig ins Wachwerden gezogen wurde. Und dann fuhr mit dem Märzwind Schmerz und Leidenschaft des Erwachens und Werdens ins Land, des Nachts schrie es in heißem Fragen und gewaltsamem Sichauflehnen in den Lüften, ein Schluchzen war und eine Hoffnung wie in Jünglingstagen, und die gewaltsamen Hochgefühle wurden abgelöst von melancholischen Abenden, von stillen Tagen voll Sentimentalität, dann kam die Wärme und die Klarheit, und endlich war der Frühling da.

Nur leise klang das alles an die feste Burg, in der ruhelose Seelen zur Ruhe, kraftlose zur Kraft geführt wurden. Und als Frau Gisela die Augen öffnete zur Gegenwart, war in Frieden und blühender Hoffnung der Frühling da und blickte freundlich mit tausend Gaben zu ihr ins offene Fenster hinein.

An einem sonnigen Apriltag war es, als Frau Gisela, Dankbarkeit im Herzen, das stille Haus verließ.

Geheilt!

Rein und hell waren die Straßen. Wie in einer sonntäglich gehobenen Stimmung alle Menschen, und die Welt so weit, so weit! Weit selbst in den verschlungenen hochgemauerten Wegen der Großstadt. Tief in das Herz der Stadt war der Frühling gekommen mit Sonnenlicht und Blütenatem und Vogelgesang. Die Bäume regten sich der Sonne entgegen und knospeten im zarten Grün, ein Schwellen und großes Wollen war in aller Welt.

Mit ihrem Arzt, dem sie sich längst versöhnt, schritt Frau Gisela durch den Tiergarten. Kraft und Blühen drängte sich von allen Seiten auf sie und weckte einen jubelnden Widerhall in ihrem Herzen.

„Arbeit, aber nicht zu viel“, hatte der Arzt gesagt. Wie sehnte sie sich nach Arbeit.

Stöße von Büchern und Zeitschriften, von Zuschriften und Aufgaben fand sie zu Haus — so gingen die ersten Tage hin. Dann kehrte sie zu angefangenen Arbeiten, und las ihr Eigenes, Tag um Tag. Oft ward sie erschreckt von dem Wirren, Phantastischen, Krankhaften, das sie bei ihren verlassenen Arbeiten fand. Und vieles verwarf und vernichtete sie. Anderes aber las sie in tiefer Bewegung und fühlte sich gleich so tief in diesem Leben, das sie selbst geschaffen, so stark, daß sie sofort weiterschreiben zu können meinte.

Doch seltsam, — wie abgeschnitten war es, wo sie vor Monaten aufgehört. Kein neuer Gedanke wollte ihr kommen. Eine seltsame Leere war in ihr, sobald sie neu beginnen wollte.

Dem Arzt klagte sie ihr Leid. Die Sorge verbarg er hinter seiner undurchdringlichen Ruhe und gab ihr Zuversicht.

„Das ist ganz selbstverständlich, typisch für Ihr Leiden. Warten Sie nur — ohne Unge-

duld. Es wird wiederkommen." — Muße sei aber nicht gut, sie erzeuge nur Zweifel und Unruhe. „Arbeiten Sie, irgendwas. Nur etwas, das Sie beschäftigt und sich lohnt, das heißt, Geld einbringt — kaufmännisch meinetwegen . ."

Sie trat den schweren Weg an zum Verleger, der ihr früher jede Arbeit mit Sicherheit, fast unbesehen abgenommen hatte. Freudig kam ihr der eifrige Herr entgegen.

„Endlich! — Nun bringen Sie gewiß ganz was Großes. Roman?"

Sie schüttelte traurig den Kopf und trug ihr Anliegen vor. Sie sei krank gewesen, und nun ginge es nicht mit dem Schreiben. Ob nicht eine andere Beschäftigung für sie da sei.

Der Verleger strich den gestutzten Bart, scharf blickten seine Raubvogelaugen auf die Bittstellerin. So waren die Gerüchte wahr, die über Frau Tauhofer gingen? — Sein Befremden entging Gisela nicht, da trat der Chef der Firma ein, ein schlanker Herr mit feinem Kopf, ein Diplomat und Gentleman.

„Frau Tauhofer . . ."

Der Teilhaber wandte sich zum Chef und öffnete die schweren Kinnbacken: „Kann nicht mehr schreiben — welch Malheur."

Bedeutungsvoll und tief begreifend war der Blick des anderen. „Doch nur vorübergehend. Und nun sucht Frau Tauhofer eine andere Beschäftigung?"

Gisela versuchte sich zu ihrem alten freimütigen Lachen aufzuschwingen. „Ja, irgendwas. Ich brauch Geld nämlich . . ."

Der Teilhaber steckte die Hände in die Taschen. „Eine Schreiberstelle könnten wir Ihnen geben. Sie würden sich ja bald hineinarbeiten," sagte er wichtig die Stirn runzelnd.

Mit feiner Güte blickte Herr Hermes, der Chef des Verlages, in Frau Gisela hinein. „Nein — wir brauchen eine Vertrauensperson, so eine Art Privatsekretärin und zugleich Lektorin . . . ."

So wurde man einig.

Und Frau Gisela saß nun im Bureau, wohin sie früher so oft als Gebende und stets als willkommener Gast gekommen war, sie saß und mußte Buch führen über das, was einging, was andere schrieben; stundenlang Diktate entgegennehmen, in untergeordneter Stellung mit kleinen und großen Skribenten verhandeln, die da ihre Werke zum Markte trugen. —

Der Doktor suchte sie ungebeten auf. „Wie geht es? Können Sie arbeiten?"

„Schlecht, Doktor. Nichts kann ich. Totmüde des Abends, wenn ich heimkomme. Nicht einmal lesen mag ich. Und kein — kein Gedanke will kommen."

„Es wird schon werden, suchen Sie es nur nicht zu erzwingen. Vor allen Dingen keine Überanstrengung."

„Und dann, ich komme nicht aus mit meinen 120 Mark. Ich bin's halt anders gewöhnt, wenn's auch oft knapp war — ich wußte doch, ein guter Wurf bringt mir's reichlich ein. Jetzt das ewige Einerlei . . . ."

„Sie brauchen Anregung des Abends, Theater, Geselligkeit."

„Wenn ich nur nicht so müde wäre, so leer, so ausgenommen . . . ." —

Die Zeit ging hin, der Sommer füllte alle Herzen mit Sättigung und Kraft — in ihr blieb die Leere. Sie wunderte sich über sich selbst, wie kaltherzig sie geworden war. Zur Erholung, zum Luftholen ging sie in den Wald, aber das tiefe, dunkle, schwellende, wechselnde Leben der grünen Welt bedeutete ihr nichts mehr. Ohne Geheimnisse, ohne Offenbarungen, ohne Schauer und ohne Heiligkeit war ihr der Wald. — Und sie mochte nicht mehr allein sein. Sie schloß sich an, an den und die, und war froh, einen Sonntag nur leidlich vergnügt im Freien verplaudert zu haben. Sie war noch immer geistreich genug, Freunde zu finden und zu halten. Und das war ihr Glück, denn vor den einsamen Abenden fürchtete sie sich. Und doch stand niemand ihr recht nahe. —

Und nun kam wieder der unfreundliche Herbst, die grauen Morgen und die Nässe, in die sie hinausmußte, und die nebligen schweren Abende.

Wie lange hatte sie keine Musik gehört. — Früher schon hatte sie die Musik ängstlich gemieden, die allzu schmerzliche Erinnerungen in ihr erweckte. Auch das Klavier hatte sie deshalb entfernt. Gab es doch kaum ein bekanntes Stück, das sie nicht mit Ihm zusammen gehört, besprochen, erlebt, nicht gar von ihm selbst gehört hatte. — Nun aber kam ihr eine Eintrittskarte ins Haus. Und voll Freude ging sie in

den hellen Saal, wo es erwartungsfroh und doch ernst und gemessen wogte und vibrierte.

Beethoven Streichquartett.

Der erste Satz. Sie wußte, daß sie ihn kannte — aber wie seltsam waren die Töne heut . . . Sie sprachen ihr nicht zu Herzen wie sonst, weckten nicht Jubel und Innigkeit wie früher, ja sie hatten heut einen anderen Klang — — und dann, dann vermochte sie gar nicht mehr zu folgen. Eine Müdigkeit und Schwere kam über sie, wie ein leeres Rauschen, fern, fern zog es vorüber, wie ein Gerippe von Tönen — — sie hörte nicht mehr zu.

Nach dem ersten Quartett stand sie auf und ging hinaus. An der Tür, am Pfeiler stand — Dr. Reimers. Nie hatte sie den gelassenen Mann so gesehen. Verklärt war sein Gesicht und zugleich von einem tiefen körperlichen Behagen erfüllt. Er sah und hörte nichts von der Umwelt und horchte in sich hinein.

Sie trat auf ihn zu und begrüßte ihn. Er fuhr auf und reichte ihr herzlich die Hand.

„Herrlich! Nicht wahr?" rief er in unmittelbarem Empfinden, von der großen Gemeinsamkeit der Freude, die wie eine Welle durch den Saal wogte, zu ihr hingetragen. „Haben Sie je eine solche Geige gehört!" — Und dann besann er sich und fügte hinzu: „Das ist schön, daß Sie hier sind! Sehen Sie, habe ich nicht recht gehabt, Sie werden wieder ganz wie früher."

Sie sah ihn schwer und traurig an. „Doktor," sagte sie mit einem unterdrückten Seufzer, „ich bin ja wie tot, wie umgewandelt, ich bin ja ein ganz anderer Mensch. Stellen Sie sich vor, dies Quartett, wo ich einmal die Bratsche spielte, das versteh' ich nicht mehr."

„Es ist vielleicht noch zu schwer für Sie. Sie hätten wohl besser erst Mozart gehört," sagte er ernstlich besorgt.

„Ach, Doktor, jetzt, dreiviertel Jahr nach meiner Kur . . ."

„Da kommen sie schon," unterbrach er sie mit einem Blick aufs Podium, und sein Gesicht veränderte sich.

„Adieu!" Fast trotzig klang ihr Gruß, den er flüchtig erwiderte. — Sie wollte gehen, aber die Tür war schon geschlossen. Sie mußte stehen bleiben und die Töne über sich ergehen lassen. Zehn Schritt von ihr stand der Doktor und kümmerte sich nicht im geringsten um sie. Ein heller Schein glänzte aus seinem Gesicht, weit entrückt war er ihr und ihrer Welt des Grams und Schmerzes. Voll Neid und Zorn und Eifersucht sah sie hinüber zu ihm, und war so verlassen, so verlassen — und grub sich mehr nur in ihre trotzige Armut. —

Weiter tat sie ihre Arbeit, die grau und eintönig dahintrottete ihren staubigen Weg. Doch gab es bald eine Änderung. Der Doktor war, nichtachtend seiner Verpflichtung zur Verschwiegenheit, im Verlagsbureau gewesen. Natürlich, ohne daß Frau Gisela es erfuhr. Und seither ward ihr allmählich andere Arbeit zugeteilt, und seither folgte ihr noch mehr mit Forschen und begreifender Teilnahme das kluge, gütige Auge ihres Arbeitgebers.

Ihre Aufgabe war es unter anderem, als erste Instanz die eingehenden Arbeiten zu sichten und zu beurteilen, anregender, aber auch anstrengender als bisher, und die Verantwortung wie die Abwechslung spornten sie an.

Ein bunter Wechsel zog an ihr vorüber. Da war es das Gros der Unfähigen, die in hilfloser Naivetät und unbewußter breiter Alltagsnichtigkeit daherkamen, oder in gespreizter Aufgeblasenheit. Da die Suchenden, die, in denen ein Fünkchen schlummerte und nach dem Wecker und Nährer rief, oder die ihr kleines Talentchen erkannt und damit in genial kaufmännischer Weise haushielten und an einem winzigen Stück Begabung so lange zogen und zerrten, dazu taten, anklebten und aus Fremdem liehen, bis sie mit einer halben Elle Talent einen Kilometer Stoff bedeckten . . . So wanderte Jahr für Jahr ein Roman ins Land mit anderem Titel, anderen Erlebnissen, anderem Ort der Handlung — und war doch immer dasselbe Sein und Wesen, nur mit einer neuen Maske. Und es waren die gewiegten und beliebten Modeschriftsteller da, die wußten, was sie wert waren, und die dem Verlag ein schönes Stück Geld gebracht hatten. Rauschend und selbstbewußt traten sie auf und redeten über die arme beraubte Gisela hinweg, und sie, die vergessene, abgetane Künstlerin mußte höflich und ergeben sein gegen Schreiberseelen, über die sie bisher die Achsel gezuckt.

Es waren aber auch echte Talente da, die durch das Tor ihres Verlages den Weg suchten in die Welt der Kunst, zur Wirkung auf die All-

gemeinheit. Doch unter denen befinden sich manche, die sich an der kleinen Eigenart ihres Könnens allzu verliebt bespiegelten und wiederholten. Und manch bitteren Schmerz kostete es sie da, und manchen Kampf, wenn sie ein Machtwort zwang, diesen Künstlern, die noch keine glatten Könner waren, den Weg durchs Tor zu versagen, weil das Publikum für solche Bücher nicht zu haben war.

Aber nicht ganz ohne eine geheime Genugtuung, deren sie sich heimlich schämte, war die Enttäuschung, die Gisela bei solchem Abschlagenmüssen selber hatte, und ein tiefer, heimlich bohrender Schmerz war jeder noch so reinen Freude über ein Kunstwerk beigemischt: fühlte sie sich selber doch ausgestoßen von der Schar der Könnenden, abgedrängt vom Wege, den sie einmal, leuchtend und mit Ehren, gegangen war. Und vor Sehnsucht verzehrte sie sich nach dem Wiedererwachen der eigenen Kraft, die ihr das ganze Glück gewesen, nachdem das Glück der Frau ihr zerbrochen war.

Manchmal fühlte sie — wie eine ferne Frühlingsahnung im Winter, wenn die Sonne leuchtet, der Schnee schmilzt und schwindet, die Bäume sich sehnend und erwachend in die noch rauhe Luft lehnen, und Fink und Schwarzdrossel, die im Nordland überwindern, anfangen zu singen — so fühlte Gisela ein Regen ihrer Kräfte, ein Erwachen, und wie von einem Blitz erhellt, wie aus dem Boden gezaubert, stand plötzlich ihr altes Können ihr zur Seite, wenn sie an einer Arbeit sehen mußte, wie ein schöner, aussichtsreicher Stoff und Gedanke verdorben war, oder eine gut begonnene Sache sich zersplitterte und versandete. Und manchmal war sie drauf und dran, die Lesearbeit abzubrechen, selbst zur Feder zu greifen und fortzufahren, wo der andere versagt hatte.

War sie dann nach Hause geeilt, von dem heißen Wunsche beseelt heute abend, nach der Arbeit schreibe ich ganz gewiß, und ganz gewiß was Gutes — so war die Müdigkeit da. Eine Schwere lag auf ihr, ein eisernes Band war ihr um die Stirn gewunden, daß kein Gedanke werden wollte, und sie selbst ihre Leere fühlte.

Da gelangte ihr eines Tages ein Roman in die Hände, daß sie erschrak. Ihr eigener Stoff, ihr eigenes Erleben: Eine Frau, die durch ihre Liebe einen Mann erhebt, zum Mann und Künstler macht, und dann erledigt ist — dann geht er weiter — das Frauenschicksal . . . aber bei ihr hatte es aus innerer Notwendigkeit geboren sein sollen, und doch eine große Anklage gegen — nicht das Geschlecht der Männer — gegen die Natur, die so grausame Gesetze hat.

Hier aber war es mit ganzer frauenhafter Enge und Engherzigkeit gefaßt. Gut und hoffnungsvoll begonnen wurde es zu einem kleinlichen Bekämpfen und Verkennen von Mann und Welt und endete mit Tod und Trauer in verlogenem Pathos.

Viel Schönes war darin, ein offenbares Talent, und dennoch hieß das Votum: Nein.

Es war ein Tag, die beiden Herren des Verlages verreist, Frau Gisela allein im Bureau, da erschien die Dichterin des abgelehnten Werkes. Die Gründe der Ablehnung hatten ihr zu denken gegeben, nun kam sie, den Lektor um eine Unterredung zu bitten.

Gisela, die ihr mit einer unverhüllten Feindseligkeit entgegengesehen, warð sofort versöhnt: kein ältliches, hochmütiges, vergnittertes, verlassenes Weib kam da zu ihr, mit scharfer Zunge das stumpfe Werk zu verteidigen — ein junger, weicher Mensch, der zu lernen, der eine Herzenssache zu retten und zu bessern suchte.

„Es ist mir nicht um die Ablehnung, gnädige Frau", sagte die Junge, die in ihrem dunklen Kleid von schlichtem Schnitt, mit ihrem Pelzbarett, unter dem sich braunes Lockenhaar kraus und lebenslustig hervordrängte, bei aller starken Jugend etwas seltsam Reifes, etwas Frühverlassenes hatte — wie eine junge Witwe etwa, die das verwaiste Werk des Verstorbenen weiter zu führen hat. „Ich möchte nur wissen, warum meine Arbeit nirgends angenommen wird. Ob denn gar nichts Gutes und Echtes darin ist?"

„Echt und gut ist der Grundgedanke, der etwas Erlebtes hat. Aber die Ausgestaltung . . . und es fehlt die Überlegenheit, die große, abwägende Gerechtigkeit, die aus dem Temperament der Anlage herauswachsen soll . . ."

Und nun führte Gisela mit steigendem Eifer aus, wie nach dem wohlgesetzten Unterbau das weitere Werden sich entwickeln müßte, damit das Geschehen zu allgemeiner Bedeutung und innerer Wahrhaftigkeit gedieh.

Mit großem Auge, ganz hingenommen lauschte das braune Jungfräulein den klugen Worten, die ihr den Weg wiesen, die da Gestalten vor ihr werden ließen — Gestalten, die aus ihrem Stoff erwachsen, Gedanken, die doch in ihr selber schlummerten.

Sie griff in herzlicher Dankbarkeit Frau Giselas Hand und bat innig: „Hätt' ich doch solchen Freund, der mir rät und hilft, wie Sie es jetzt tun. Ich glaube, dann würde ich wohl etwas zustande bringen. So wird ja nie was aus mir, und ich hab doch solch eine Sehnsucht, meine Gedanken zu gestalten . . . Auch denken Sie, wenn ich etwas erlebe, etwas sehe, und namentlich wenn ich Schumann höre, dann stürmen die Gedanken auf mich ein — und es fehlt mir doch die Kraft, sie zu beherrschen."

Der junge, ernste, suchende Mensch in seiner Künstlernot rührte Frau Gisela. War es nicht eine Aufgabe, hier zu helfen? — Sie bot sich an — mit überströmender Herzlichkeit ward ihre Hilfe angenommen, und eine stille Freundschaft war geschlossen. —

---

4. Kapitel.

In einem richtigen Garten lag das stille Hinterhaus. Und die verlassene Straße, zu der es gehörte, zog sich blind endigend, ruhevoll und gemächlich von den größeren Wegen des Verkehrs zurück als eine Provinz der Stille. Ein Automobil, das in die Straße geraten war, schien sich verwundert und erschreckt umzusehen, versuchte zu drehen und fuhr dann langsam, so leise wie möglich und ohne Prust und Tut rückwärts hinaus. Aus den Fenstern blickten, halb hinter Vorhängen verborgen, in ruhiger Neugier ältliche Frauengesichter auf dies seltene Schauspiel, sahen dann ungescheut auf die Vorübergehende und schüttelten den Kopf oder runzelten die Stirn ob der sicher schreitenden Gestalt und der auffallenden Garderobe. Und da — beim Himmel — ein Spion — und über eine Brille sah ein grauer Drachenkopf mißbilligend auf Frau Gisela . . .

Den stillen Gartenhof hindurch, die schmale, steile Treppe aufwärts — ein weißes, rundes Schild in Messing gefaßt, darauf in schnörkeliger Schreibschrift „Geh. Justizrat Wagner." Ein loser Klingelgriff und dann ein mühsamer, ferner, ein wenig altersschwacher, blecherner Klingellaut — ein leise stampfender Filzschuhschritt — und mißtrauisch und prüfend ein gutmütiges Runzelgesicht und dann ein: „Ja — Frau Geheimrat ist da."

Der Flur mit Schränken, Kommoden, Tischen und Spiegeln vollgestellt, und endlich in einem Raum voll lieber, alter Mahagonimöbel mit Nähtisch, Sorgenstuhl und goldenem Spiegel, gestickten Decken, Blumenkorb, Fensterplatz samt Fußkissen, die freundliche, alte Frau Geheimrat, auf weißem Scheitel die tadellose, weiße Haube am blendend weißgedeckten Kaffeetisch.

Sehr freundlich, und gewiß von Herzen kommend, war der Gruß der lieben, alten Dame, aber doch betrachtete sie den Gast mit einer beinahe ängstlichen Zurückhaltung.

Glückstrahlend und bescheiden hielt sich die braune Laurette im Hintergrunde und schaute nur voll Bewunderung auf ihre berühmte Freundin. Ganz erregt war sie, als Gisela bat, ihr Zimmer sehen zu dürfen, und zeigte der ihr Arbeitsreich, das sich in eigener Weise aus väterlichen Erbstücken schwerster Prägung und lichtem holden Mädchenschmuck zusammenfügte. Des Vaters brauner, ernster Schreibtisch war auch der ihre, doch stand davor ein Blumentisch, und neben schwer eisernem Tintenfaß und breitfußiger Studierlampe lehnte sich echter Mädchentand.

Man sah es dem Raume wie der Wohnung an, daß die Möbel einer einstmals großen Wohnung sich nun in wenige Zimmer zusammendrängen mußten.

Beneidenswert war der Blick ins Grüne vom Arbeitstisch, und die freundliche Gartenruhe.

Bald saß man dann am Kaffeetisch und trank aus bauchigen, goldgeränderten Tassen. Die blanke Messingmaschine summte ihr trauliches Lied, und die Frau Geheimrat erzählte — erzählte, daß man ihr mit Staunen und Rührung in ihre reiche, schlichte Welt folgen mußte. Doch dann beschäftigte sie sich mit ihrem Gast.

„Sie sind ja wohl eine ganz berühmte Schriftstellerin?" fragte sie mit einer naiven Ablehnung. „Das muß ja ganz schön sein, ich hab mir ja freilich nie viel aus dem Lesen ge-

macht, und die ganze Schreiberei verstehe ich nicht. Aber der Wagner, mein verstorbener Mann hat auch geschrieben . . ."

Sie wußte zu erzählen, wie er in Freundeskreisen seine Verse vorlas und als ein großer Dichter galt. Aber: „er hat auch seinen Beruf gehabt. Und bloß schreiben — sagen Sie mal, ist denn das ein Beruf, von dem man leben kann?"

„Ach nein, gnädige Frau", lächelte Gisela. „Eigentlich kann mans nicht."

Die alte Dame nickte ernsthaft. „Ich hab's der Laurette ja auch gesagt, aber sie meint, sie kann nicht anders. Für ein paar Geschichten hat sie ja auch schon Geld bekommen, hast du sie Frau Tauhofer gezeigt?"

„Sie sind nichts wert."

„Na sie lesen sich ganz schön, aus unserer Heimat sind sie. Aber," und es kam etwas Mißbilligendes in das gütige Gesicht der Frau Rat, „es ist gar nicht alles wahr, was die Laurette geschrieben hat. In Wirklichkeit war es ganz anders, und ich hab's dir doch auch ganz anders erzählt."

Und dennoch war die Frau Rat aufs innigste besorgt, daß ihre Tochter nicht gestört wurde. So fern sie deren Streben stand, sie flüsterte nur, wenn Laurette nebenan arbeitete, ließ sich von Fremden nicht sprechen, und hatte mit ihren alten Freundinnen Kaffeezeit und Plauderstunde, wann Laurette gewiß nicht arbeitete.

Nicht ohne Wehmut sah Gisela auf dieses Dichterparadies, wo alles, alles dem einen Gedanken, den man nicht einmal verstand, sich unterordnete.

Und dennoch — und das war geeignet, Gisela zu wehmütigen Vergleichen anzuregen — Laurette kam über's Mittelmäßige nicht hinaus. Dann mußte Gisela über der Schülerin Arbeiten sitzen, sie entwarf und führte aus, verbesserte, und seltsam: was sie an eigener Arbeit nicht vermochte, hier waltete ihre Hand gut und leicht. Doch um so bitterer empfand sie ihr Unvermögen in eigener Sache. Und in heftiger Aufwallung wäre sie wohl längst von der halbbegabten Laurette gegangen, wäre nicht die wundervolle, gütige und kluge Frau Rat gewesen, mit ihrem unerschöpflichen Born von Geschichten, in deren Erzählungen und Urteilen man wie in einem stillen, sonnigen Garten ausruhen konnte und vergessen alle Not und in der Sonne sein.

Ihrem früheren Verkehr ging Gisela nach Möglichkeit aus dem Wege. Es traf sie zu schwer, wenn es hieß: „Was schreiben Sie jetzt?" — „Warum hören wir solange nicht von Ihnen?" — oder: „Dies und das war so schön, Sie müßten einmal dies oder jenes Problem vornehmen."

(Fortsetzung folgt.)



Jener Glocke Klang.

Vom Dome drüben das gewohnte Sonntagsläuten —
Jedoch — wer zog die Glocke, die ich nie vernahm?
Und allsogleich der einen Glocke Ton zu deuten —
Wer wies die Richtung mir, woher ihr Klingen kam? —

Ein Frühlingstag wie heut'. — Die ersten Knospen sprangen
Am weißen Rosenbusch auf meiner Mutter Grab,
Vor fünfzehn Jahren, so wie heut' die Glocken klangen,
Da senkten sie den Vater in die Gruft hinab.

Daß mir der Heimat Sterbeglocken wieder klingen! —
Aus ferner Tage halbvergeßner Bilderreih'n
Will keiner Frage Antwort ahnend mir gelingen.
Bedrückt tret' ich in meinen Garten wieder ein.

Trügt ihr nicht, Augen? Scheint die Sonne trüber? —
Die Kronen gehen leise flüsternd, wie zuvor.
Heimat und, ach, so viel Vergang'nes zieht vorüber,
Und jener Glocke Klang will mir nicht aus dem Ohr.

Otto Overhof.



Eltern und Kinder.

Von Joseph August Lux.

Die Jugend von heute hat es gut. Besonders die Kleinen, die ganz Kleinen, sie sind die Herren. Vom ersten Schrei an, mit welchem sie die Welt begrüßen, beginnt ihre Herrschaft. Richtiger gesagt: ihre Tyrannei. Alle Erwachsenen, die sich vordem bedingtermaßen noch als freie Menschen fühlten, sind von diesem Moment an Sklaven. Vater, Mutter, die Freunde des Hauses, die Onkeln, die Tanten, die Großeltern, die Dienstpersonen, alle Sklaven des kleinen Wurms. Alle lauern auf seine individuellen Regungen, und jede seiner Launen ist Befehl. Leo wird ein Genie! Entzückt sagt es einer dem anderen. Eine Persönlichkeit ist er schon. Der kleine Bengel merkt bald, daß mit ihm so viel Geschichten gemacht werden. Und er läßt sich nach Leibeskräften gehen, der verzogene Fratz. Seine Majestät, das Kind! So sagt die Ellen Key.

Neidisch könnte man auf den kleinen Prinzen werden, wenn man als guter Onkel nicht ein so schadenfrohes Behagen an seinen Unarten hätte. In unserer Jugend ging es anders zu. So gut hatten wir es nicht. Die Eltern liebten ihre Kinder auch damals, nur kam es anders zum Ausdruck. Das Verhältnis war umgekehrt, als es heute ist. Man hatte nicht soviel Hochachtung für unsereinen. Im Gegenteil, die Eltern und Erzieher hatten die Hochachtung für sich, und versäumten keine Gelegenheit, uns den Respekt vor ihren werten Personen einzubläuen. Man bekam es oft zu hören: Eine Mutter, die ihr Kind liebt, gebraucht die Rute. Und die Mütter, Gott weiß es, hielten sich tatkräftig an die biblische Weisheit! Der Herr Papa war besonders ulkig. Er ging als die fleischgewordene, elterliche Würde umher. Man lernte ihn nur als Wauwau kennen. Wenn sich Mama nicht mehr zu helfen wußte, dann sagte sie: „Heut' sag' ich's dem Papa!" Das tat seine Wirkung, der finstere Tyrann, das war Papas Rolle. Heut' ist der Spieß umgedreht. Der heitere Tyrann, das ist jetzt des Kindes Rolle. Aber damals, in der vorhergehenden Generation, war's eben noch anders. Papas Stimme machte die jungen Herzen erbeben. Ein Blick von ihm, und man erstarrte zur Bildsäule. Zog er die Stirn in Falten, flüchtete man in die Ecken. Am liebsten verduftete man, wenn er erschien. Man lernte ihn kaum anders, denn als scheltenden Schulmeister kennen, der immer was auszusetzen hatte, an den Schulheften, an den Zeugnissen, an den Manieren, an diesem und jenem. Man darf den Kindern nicht zeigen, daß

man sie liebt, war der Grundsatz. Vielfach bestand die lächerliche Sitte, daß die Kinder „Sie" zu den Eltern sagen mußten, damit der kindliche Respekt nicht etwa Schaden nehme. Das vertrauliche „Du" war als Ausdruck der Mißachtung verpönt. Es war das Vorrecht der Eltern. Kinder zählten, gleich den Hunden, überhaupt nicht als Personen mit — heute gelten sie als Persönlichkeit! Die Elternliebe hüllte sich in Strenge, die Kindesliebe in Furcht. Es war kein erquickliches Verhältnis. Ob es geschadet hat, weiß ich nicht. Denn schließlich taten wir ja doch, was wir wollten. Mit Mama wurde man im Handumdrehen fertig, trotz ihrer Bibelfestigkeit, aber ich müßte lügen, wenn ich die alte Methode besonders ersprießlich nennen sollte.

Ja, mein lieber Leo, du hast es besser! In unserer Zeit wärst du nicht aus dem Hause herausgekommen. Der Knirps ist entrüstet. Pfui! sagt er, rot im Gesicht. Er wird so leicht zornig, der kleine Leo. Er hat ein so empfindliches Ehrgefühl, sagt die Mama. Ja, er hat ein schwieriges Temperament, mein Junge, sagt der Papa. Kinder haut man nicht, verstehst du? erklärt der empörte Leo. Er hat bereits alle modernen Erziehungsgrundsätze aus den Gesprächen zwischen Papa und Mama aufgeschnappt, und korrigiert die lieben Eltern, wenn sie etwa aus Versehen dagegen verstoßen. Auch darin hat sich das Blatt gewendet, daß nicht mehr der Papa, sondern der kleine Leo der nörgelnde Schulmeister ist. Die Eltern werden jetzt von den Kindern erzogen.

In früherer Zeit war es Prinzip, soviel als möglich zu erziehen, das war gewiß nicht gut. Heute ist Prinzip, gar nicht zu erziehen. Man hält das für die beste Erziehung. Der kleine Leo kann machen, was er will, was er tut, ist wohlgetan. Er sitzt bei Tisch mit den Gästen des Hauses. Er mag die Suppe nicht. Gut, Kinder mögen oft Suppe nicht, wir Rangen haben sie auch nicht gemocht. Wir riskierten ein Donnerwetter, und bekamen zur Strafe überhaupt nichts mehr zu essen, aber der kleine Leo braucht nichts zu fürchten. Er darf ruhig den Teller umwerfen, um sich mit diesem Kurzweil über unsere Beschäftigung des Suppenlöffelns, die ihn langweilt, zu vergnügen. Die Mama wird rot im Gesicht, fast hätte sie die modernen Erziehungsgrundsätze vergessen, aber ein verweisender Blick des Gatten bringt sie zur Besinnung. Die Gäste lachen über Leos munteren Einfall, seine fröhliche Stimmung wird durch keinen Mißton gestört. Warum soll man aber auch dem armen Kinde jede Freude verderben?! Beim Fleisch dieselbe Geschichte. Leo mag kein Fleisch. Er hat gehört, daß es geschlachtete Tiere sind. Ich esse keine geschlachteten Tiere, erklärt er voll Empörung. Vielleicht ist er im Recht, die Eltern horchen verzückt auf, wir anderen schämen uns fast unseres Appetits. Freilich, gestern hat Leo einen lebendigen Frosch mit der Schere zerschnitten. — Aber das nur nebenbei. Während wir also geschlachtete Tiere essen, langt Leo mit dem Löffel nach des Tisches Mitte. Was willst du denn, lieber Leo? frage ich, als stets teilnahmsvoller Onkel. Die Schokolade von der Torte abkratzen? Bitte, lieber Leo, kratze nur ab, soviel du kannst, wir andern sehen das so gern! Und schon halte ich ihm die Torte hin. Aber Leo ist feinfühlig, er mißtraut dem Ernst meiner Aufforderung. Patsch! haut er mir seinen Löffel quer über den Tisch hin, daß die Sauce aufspritzt. Hurra! schrei' ich begeistert, und haue auch meinen Löffel hin. Bei allen Missetaten bin ich ein helfender Freund, ein Anstifter zu allen möglichen Unarten, und darum allgeliebter Onkel. Aber heute ist Leo schief gewickelt, er merkt den Widerspruch in meiner Maske. Mit einem Satz springt er auf, wirft sich auf den Boden hin, strampelt mit den Beinen und schreit, was er kann. Blitzschnell werfe ich mich neben ihm auf den Boden hin, strample und schrei, wie er. Das ist neu. Leo steht auf und lacht über sein Ebenbild. Sein Zorn ist verraucht. Alle lachen mit. Er ist eben ein schwieriges Temperament, ein gordischer Knoten. Aber ich wage nicht mehr, von Durchhauen zu reden. Ein köstlicher Junge! piepsen die Damen — Strammer Bengel, lachen die Herren. Kinder sind gesund, wenn sie schlimm sind! Falsche Bande! Ich sollte nicht wissen, daß jedem, gleich mir, die Hand juckt. . . . Na —!

Die Dienstmagd bringt eine Dose kondensierter Milch. Leo will die Dose ausfressen. Meine bescheidene Einwendung: Aber gnädige Frau, ich fürchte, er wird sich den Magen verderben. . . . Mama sieht mich befremdet mit großen Augen an. Leo ist ein gescheites Kind, und weiß von selbst, was es zu tun hat! Ich danke für die Belehrung. Leo bekundet mir schweigende Verachtung. Er frißt und frißt. Nach einer Viertelstunde, Mama, ich muß Bäh machen. Ein Rennen und Jagen, die Waschschüssel her, Leo muß Bäh machen.

Du hättest eben nicht so viel essen sollen, wenn es dir schadet! lautet sanft der mütterliche Vorwurf.

Aber dafür bist du ja Mama, daß du wissen sollst, was mir nicht gut ist, jammerte der kleine Kerl. Ich glänze vor Genugtuung und Schadenfreude. Diesmal ist es ja wirklich so, daß die Kinder ihre Eltern erziehen könnten.

Nach Tisch werden die Zeichnungen hervorgesucht, die der Kleine ganz aus freien Stücken macht. Die bekannten Kinderkritzeleien. Nicht wahr, diese Phantasie?! triumphiert die Mama. Nun, wir in unserer Jugend haben auch so gekritzelt. Dafür sind wir gescholten worden. Die heutigen Kinder werden dafür bewundert. Künstlerisch, nicht wahr? fügt Mama hinzu. Schrecklich, wie der Junge begabt ist! Die Unterhaltung dreht sich um den künstlerischen Wert der Kinderzeichnungen. Es ist überhaupt nicht zu sagen, was die individuelle Erziehung alles zutage fördert. Die Eltern haben nunmehr eine Aufgabe, alles zu bewundern. Denken Sie, mein Junge dichtet bereits! Ich höre das

Gestammel, das sich von den gewöhnlichen Kinderalbernheiten nur dadurch peinlich unterscheidet, daß es eine gewisse Absichtlichkeit verrät, eine Überreife, die nicht mehr kindlich ist. Heute mache ich wieder ein Gedicht, verheißt das kleine Genie. Aber du mußt mir wieder etwas vorsagen, Mama, dazu mache ich fünf Zeichnungen, ganz so, wie sie in deinem Buche stehen. Na, da haben wir's ja: Alles Dressur. Individuelle Erziehung! Und da wundert sich Mama, daß das Kind so nervös ist.

Ich unternehme einen Vorstoß. Wie wird es dann später, wenn das Kind, das immer nur seinen Willen gehabt hat, einmal mit dem Leben in Berührung kommt? Wird es sich nicht wundstoßen? Wird es in seinem großgezogenen Eigendünkel nicht herbe Enttäuschungen erfahren, in einem Alter, wo man's weniger leicht verschmerzt? Das Leben geht nicht sanft um, bei Gott! Ich sehe an den Mienen, daß ich unrecht habe. Vielleicht kommt jetzt wirklich eine Zeit, wo es mit diesen Dingen ganz anders steht, als wir sie erfahren haben. Ich würde mich sehr freuen darüber, nur kann ich's nicht recht glauben. Es täte mir leid um den kleinen Kerl, denn ich liebe ihn, wie alle diese süßen, kleinen Fratzen, ob sie nun Leo, Marianne, Suschen, Frieda, Peter oder Kaspar heißen. Vielleicht aber ist mein Pessimismus wirklich nur die Folge unserer schlechten Jugenderfahrungen. Das alte Extrem war verwerflich, das wissen wir. Wir wissen jedoch nicht, ob das neue Extrem besser ist. Die nächste Generation wird es wissen. Wie aber, wenn dann die Kinder gegen die Eltern aufstehen?

Eines Tages kommt mir Mama ziemlich aufgeregt entgegen. Was doch die Kinder heutzutage frühreif sind! Der fünfjährige Leo hat Fragen — Fragen! Woher er kommt, und so weiter — Sie wissen ja! Die Frau errötet. Ich kann ihn doch nicht anlügen! ruft sie verzweifelt. Seine Wißbegierde rührt an alle Dinge. Ich bin oft in der größten Verlegenheit!

Na, na, sage ich, damit hat's wohl Zeit!

Aber ich bitt' Sie, wenn ich es ihm nicht sage, so sagt's ihm die Köchin, oder ein Gassenjunge, oder irgendein schlechter Mensch. Ich sehe mein Kind in der größten Gefahr!

In dieser Gefahr waren wir alle einmal, gnädige Frau! Es gibt zwei Mittel dagegen. Erstens, den immanenten Selbstschutz, den jeder gutgeleitete und gesund veranlagte Mensch hat; und zweitens, etwas weniger Gefühlsverweichlichung, mehr seelische Abhärtung, nicht wahr! Machen Sie sich keine unnötige Sorge, gnädige Frau, es ist verfrüht. Es ergibt sich alles von selbst, später einmal, am besten ohne peinliche Erörterung! Jetzt will mir plötzlich scheinen, als ob in diesem Punkt die veraltete Methode einen Vorzug hätte, die mit der unreifen Neugierde wenig Flausen machte. Freilich, die Sache hat so viele Seiten. — —

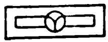
Die Kinder lieben mich, weil ich mit ihnen auf einfache und natürliche Weise umgehe, wie mit Großen. Kein trottelhaftes Dalken, kein Entzücktsein bis zum höchsten Diskant, kein kindisches Blödigeln, wie: Bubile, Zuckerle essi! Eine fürchterliche Unsitte, die auch Schoßhunden gegenüber so beliebt ist: Hundi, schönes Hundile! Nein, also, wir verkehren auf einem Freundschaftsfuß miteinander, und die Kinder fassen rasch Zutrauen zu ihrem Onkel. Sie hören mehr auf ihn, als auf Papa und Mama, denn sie wissen, daß er sich nicht schindludern läßt, wie diese, wenn er auch zu jedem Spaß zu haben ist. Leo hat das bald herausgefunden. Er fühlt sich ganz sicher, und nun geht die Komödie der Fragerei los, die sich bei manchen Kindern bis zur Manie entwickelt.

Onkel, warum haben denn die Pferde das da? Und die Hunde? Haben das auch die Menschen?

Frag' nicht so daher, dummer Fratz. — So, und jetzt marsch!

Leo war kuriert. Er hat das viele Fragen aufgegeben, sagt mir eines Tages seine Mama ziemlich erleichtert. So — so!

Merkt's, Mütter!



Widerspruch.

Nun nahm ich still aus deiner Hand
Mich selbst zurück.
Bin wieder mir mein eigen Leid,
Mein eigen Glück.

Wohl träumt' ich, daß es Seligkeit,
Dein eigen sein,
Doch heute fühl ich stark und froh,
Daß ich noch mein.

Ich frage nicht, was deine Schuld,
Was meine sei,
Aus langer Qualen dunkler Haft
Frei ward ich, frei!

Und doch, wie wehe tut es mir,
Geliebter Mann,
Wie weh, daß deine Hand mir nicht
Mehr weh tun kann. —

Marie Pego.





Neues aus Südafrika.

Von Hermione von Preuschen.

(Schluß.)

Mr. Clark, der Photograph, der über der Bahn in dem malerischen Hüttenkomplex haust, erzählte mir viel, wie herrlich das alles gewesen sei, ehe die Bahn und Kultur Land und Volk beleckt, und daß er vor elf Jahren den Weg in wochenlangen Fußtouren gemacht. Er erzählte sehr interessant und hat eine ganze Sammlung von Matabelenkuriosa.

Aber endlich muß geschieden sein und ich fahre zurück nach Bulawayo einen Tag und eine Nacht über Waukee, die Kohlenminen, wo es durchschnittlich noch zehn Grad heißer ist wie in Zambesi. Als ich in Bulawayo im Palace-Hotel ankomme, steht gerade der Kraftwagen für Matoppos vor der Tür. Die Entfernung beträgt achtundzwanzig Meilen, und da ich heute nur ein Pfund zu zahlen hätte, wofür ich morgen fünf geben müßte, so steige ich sofort ein.

Diese Ruhestätte von Cecil Rhodes ist wohl die herrlichste Friedhofstätte der Welt, in ihrer erhabenen Einsamkeit. Soweit das Auge reicht, meilen- und meilenweit, im Horizont verdämmernd, wie ein Meer, die niederen Hügel mit den Riesenfelsen, die sich türmen wie phantastische Burgen. In der Mitte des Hügels, in einer verschlossenen Porphyrplatte die letzten Reste von Cecil Rhodes, des Gründers des Riesenreiches von Rhodesia. Auf diesen Hügel kam er einst waffenlos, um mit dem König der Matabele und seinen Häuptlingen zu unterhandeln. Einen ungeheuren Eindruck machte dies auf die wilden Horden.

Wie oft hat er dann später hier geweilt, die Ausführung seiner Pläne zu überwachen, den Versuchsgarten für alle Baumarten der Welt und weiter drüben den „Daunis“, das große Wasserbecken, in das er Kanäle leiten ließ, das Regenwasser aufzusammeln. — Überall war er tätig, mit großzügigen, wahrhaft gigantischen Plänen. Dieser schwer angefeindete Mann war wahrlich ein Großer im Geist. Ich las jetzt sein Leben, von seinem Sekretär veröffentlicht, ein geradezu erhebendes Buch. — Wieviel hat man doch zu lernen und umzulernen.

Aber Matoppos gehört für mich zu den eindrucksvollsten Punkten dieser Welt und ich bin meinem Schicksal dankbar, daß mir auch dies zu sehen beschieden. Aber ich hätte es mir gewünscht, einsam zu sehen, bei Sonnenuntergang und nicht mit einem Dutzend Sonntagsausflügler, die nur danach drängten, ins „Damhotel“ (das sehr schön gelegen) zurückzukehren „for a drink“. Die Nachhausefahrt gestaltete sich dann unter dem Einfluß dieser Drinks sehr gesangsfreudig und lärmend, gab mir aber dadurch wieder Einblick in die etwas zwanglosen Sitten der „Miners“ von diesem „Newland“.

Ja, Rhodesia ist wahrlich einzig in seiner Art.

Und nun heißt es von Rhodesia scheiden, diesem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, diesem teuersten, heißesten und verwegensten Land der Welt. — Nirgends scheint mir das Leben so wild und so stark zu pulsieren — und doch wieder über ungehobenen Wundern zu schlafen.

Von den über fünfhundert „registrierten“ ancient ruinis of Rhodesia durfte ich auch noch eine schauen.

Allerdings nicht die größte, „Zimbabwe“, die mich volle acht Tage und achthundert Mark gekostet hätte. Aber doch „Khami“, von dem mir jeder sagte, ich würde enttäuscht sein und von dem ich hingerissen ward wie vor wenigem.

Meine Königin-von-Saba-Träume ruhen in Zimbabwe. Diese Ruinen sind wohl nur Kopien roherer Völker von dem, was sie in Zimbabwe gelernt. Aber fünfhundert solcher Ruinenkomplexe, solcher Ungeheuer, sind über das ungeheure Land verstreut. Es ist kaum zu fassen! Selbst die endlose Weite Amerikas schrumpft hiervor zusammen. — Khami ist ein Konglomerat von Felsenhügeln (Copjes), mit ungeheuren exotischen Blüten bestreut. Zwischen diesen Blöcken, die zum Teil mit eingebaut, stehen die Mauern, fest und solide, in ungeheurer Zahl, viele mit eingebauten Mustern, „pathern“ oder herrybow (Fischgrätenmuster), durch Lücken oder schwarze Steine hervorgebracht. Auch Rundgänge sah ich und unterirdische Gewölbe mit rundem Eingang wie in China.

Die verschiedensten Stämme haben nacheinander hier oben gehaust und ihre Hütten zwischen Fels und Mauern geklemmt.

Im Schutt fand man persische Fayencen und chinesische und viele andere. Und vor allem Gold! Goldnadeln, Goldperlen, Goldplatten, Golddraht. — Auch hier und da ein Gerippe. — —

Ein großes Rätsel schwebt über diesen ungeheuren Anlagen. Aber nicht hiervon will ich reden, sondern von ihrem überwältigend malerischen und poetischen Reiz. — Hier möchte ich im Zelt eine Woche hausen. Aber es ist nicht ganz sicher. In vielen Höhlen hausen Hyänen, Schakale, Leoparden und Wildschweine. Auf den riesigen Bäumen, die überall hervorwachsen, springen die „Baboons“ (Affen in Menschengröße) und kleine graue Äffchen. Schlangen aller Arten schlummern zwischen dem Gestein. Auch das Fieber brütet hier, besonders in der Regenzeit, die jetzt täglich erwartet wird. Aber die Büsche und Bäume sprießen und blühen hier schon viel mehr wie am Zambesi. An vielen ist schon eine berauschende

Blüten- und Knospenpracht aufgebrochen, und fremde, leuchtende Blumen sprießen am Weg. Die Felsenhügel stehen wie in einem ungeheuren Park tropischer Bäume, Büsche, Agaven und Kaktusarten. Es ist eine wahre Märchenwelt, über der Geheimnis und Fieber brüten. Und ich bin dankbar, daß ich mit Dichteraugen hineinschauen durfte. Das entschädigt wieder für vieles an Entbehrungen und Strapazen. Das flicht wieder fester an dem Zauberland, das mich rast- und ruhelos durch alle Weiten zerrt.

Und nun habe ich wieder so viel Neues, Wunderbares gesehen — dennoch fühle ich es, es ist nur der Anfang von allen afrikanischen Wundern und Sensationen — und nun soll ich scheiden! Jahre und Jahre hätte man hier zu ergründen und zu forschen und käme nie zum Ziel. Ich glaube, hierin liegt der magische Reiz, der all die großen Afrikaforscher immer weiter und weiter gelockt — in der Unbegrenztheit, in der Unendlichkeit, in der großen Ewigkeitslinie. — — — Welche Welten habe ich durchrast, seit Bulowayo — Matabeleland, Betschuanaland, Transvaal! —

Und dann den Garten von Südafrika — Natal — (von Vasco de Gama so genannt, weil er es Weihnacht, „Natale", zuerst betrat.)

Wieder fliegt der Zug durch die ungeheuren Terrains, die uns vom Burenkrieg so bekannten Klang haben. Mafeking! Eine Postkartenkollektion zeigt all die traurigen Fakten der Belagerung, den Friedhof, die zerschossenen Blockhäuser! — Die grüßen uns auch vom Weg allüberall, und die Copjes des langgestreckt hügligen Terrains erzählen uns immer neu von den ungeheuren Strapazen und Schwierigkeiten dieses Krieges, in dem die Buren, die Franktireure von Südafrika, alle Vorteile hatten.

In Francistown kamen viele Natives mit geschnitzten und gebrannten Tieren zum Verkauf an die Bahn. — Da ist der „Tiger" (der Leopard wird hier Tiger genannt") und das „Hartebeest", Springbock und Hippoo, wie sie in der Phantasie der Eingeborenen sich gestaltet haben.

Nach ein paar Tagen und Nächten bringt mich dann der Zug, am West-„R a n d" entlang, nach Johannesburg, den größten Goldminen der Welt. Nach Ost und West der Stadt zieht sich dieser „Rand" mit dem Riff, in dem das goldhaltige Gestein sich birgt. — Alle Leidenschaften der Welt entfesselt dieser „Rand".

Mein Reiseglück führt mich als Gast in das Haus eines „Randmagnaten". Und diese drei Tage in dem entzückenden Heim in Parktown sind wie eine Oase in der Wüste meiner Reisestrapazen und zeigen mir so recht ad oculos die Vorzüge des gewonnenen Goldes. Transvaal ist ziemlich kahl, und Johannesburg liegt fast vierhundert Fuß über dem Meeresspiegel. Die Luft ist dünn, aber der Boden ist so fruchtbar und alles wächst noch dreimal so rasch wie in Europa. Der vor wenigen Jahren gepflanzte „Sachsenwald" zu Füßen all der entzückenden Villen von „Parktown" streckt sich schon wie ein alter Nadelwald zu beträchtlicher Höhe. — Und in der Bedfordfarm, von Sir Tarras, einem Präsidenten des Rands, angepflanzt, fand ich eine geradezu herrliche Landschaftsschöpfung.

Auch dort verlebte ich einen unvergeßlichen Tag. — Johannesburg selbst ist viel großstädtisch-moderner wie Capetown. Viele Bankgebäude und das g r ö ß t e südafrikanische „Carltonhotel", das mir als eine Sehenswürdigkeit gezeigt ward. Auch eine neue und sehr klassisch-französische Bildergalerie verdankt die Stadt der Initiative von Mrs. Lionel Philipps, der Frau eines anderen „Randmagnaten", deren Schöpfung eines altitalienischen Landsitzes „Arkadia" in Parktown, eine Sehenswürdigkeit ist. Ich sah niemals größere Blumenfülle, von solchem landschaftlichen Reiz umgeben. Und ihr Porträt von dem großen Italiener Mancini gehört, glaube ich, mit zu den besten Porträts aller Zeiten. — Unendlich interessant war mir der Besuch der „Benoni-Mine". Die Goldgewinnung ist noch viel komplizierter wie die der Diamanten.

Nachdem das Gestein durch so und so viele Stampfwerke zu Pulver gerieben, wird es über Quecksilberplatten getrieben, mit denen sich die Goldatome chemisch verbinden, wird dann abgekratzt und geschmolzen, wobei das Gold sich wieder rein zusammenfügt. — Man begreift, daß bei den ungeheuren Betriebskosten ein g r o ß e r Gewinn nur bei Betrieb in g a n z großem Stil zu erzielen ist.

In sämtlichen Goldminen des Randes arbeiten zurzeit etwa 20 000 weiße Arbeiter und z w e i m a l h u n d e r t z w a n z i g t a u s e n d schwarze. Die weißen Arbeiter verdienen durchschnittlich ein Pfund (20 Mark) pro Tag, die schwarzen zwei bis drei Schilling außer freier Station und Beköstigung in den Native-Compounds.

Aber aus diesem Grunde können alle Farmer bis hinauf nach Rhodesia nur noch schwer Arbeiter bekommen. —

Die Teuerung in Johannesburg ist sprichwörtlich. Kein schwarzer Houseboy ist unter drei Pfund (60 Mark) im Monat zu haben, und kein weißes Dienstmädchen u n t e r fünf Pfund (100 Mark). Bei meinen Gastfreunden erhielt der Diener zwölf Pfund im Monat (also 240 Mark).

Also alle weißen Dienstboten — auf nach Johannesburg! —

Ein ganz anderes Bild bietet Pretoria, das alte Burendorf — die jetzige Hauptstadt der Union. — Wieder das charakteristisch Afrikanische — die unendliche Ausdehnung der Stadt, die, tiefer wie Johannesburg liegend, in üppig südtropischer Vegetation fast begraben ist. Der deutsche Konsul und seine Frau führten, das heißt fuhren mich dort herum, und dieser sachkun-

digen Führung verdanke ich viel, mehr noch den Kindheitserinnerungen der Frau Konsul, einer geborenen Deutsch-Afrikanerin. Als wir über den Marktplatz fuhren und ich mich an der Fülle der Ochsengespanne freute, erzählte sie mir, wie anders das gewesen, als die alte Kirche noch gestanden, in der „Ohm Paul“ gepredigt; wenn die Buren aus der ganzen Gegend zum Nachtmahl kamen und dann in ihren Ochsenkarren, die Kopf an Kopf standen, nächtigten. — Und wie sie als Kind mit ihrer kleinen Freundin, der Tochter des Homöopathiedoktors, dem Ohm Paul die Pillen in das kleine, einstöckige Häuschen brachte, in dem er stillvergnügt seine Pfeife rauchte. War er gut gelaunt, schickte er sie zu seiner Frau, die ebenso still, schwarz vermummt, vor einer mächtigen Kaffeekanne saß. Davon erhielten die Kinder ihr Schälchen. — Wir standen in dem Zimmer links vom Eingang, in dem Hunderte und Hunderte von Totenkränzen aufgebaut sind um ein Bild „Ohm Paul Krügers Himmelfahrt“, das einen etwas befremdlichen Eindruck macht.

Vor der Tür liegen zwei steinerne Löwen, ein Geschenk von Cecil Rhodes. Ich dachte an ein anderes „Löwenhaus“, weit drüben in Saltlake, Utah, in dem Brigham Young gelebt und gestorben ist. — Und dann fuhren wir weiter zu Krügers Grab, wo seine Büste ebenso unvermittelt wie auf dem Himmelfahrtsbild mit seiner dicken Barthalskrause aus einer großen weißen Marmortafel springt.— Der alte „Dopper“ war doch ein merkwürdiger Mensch. —

Die Frau Konsul erzählte mir noch viel von den Doppers, den Urburen und ihrer patriarchalichen Unbildung. Sie sind eigentlich immer in Trauer um einen ihrer zahllosen Verwandten. Auch die Neugeborenen trauern. Mir fielen manche schwarz gekleideten bäuerlichen Frauen ein, die ich auf meiner Reise durch Transvaal beobachtet. Es ist bei den Buren alles schwarz, starr, zelotisch. Aber nun ist ja Wandel geschaffen und Pretoria ist die Hauptstadt der Union. Und die Unionbuildings für eine Million Pfund zeigen an der Berglehne schon ihre ungeheuren Fundamente, deren Grundlegung in Gegenwart des Herzogs von Connaught im vergangenen Jahr mit großem Pomp stattfand. — Die Lage der Bauten, die Wunderwerke zu werden versprechen, ist ganz herrlich. — Auch das riesige Gouvernementshaus, in dem zurzeit Lord Gladstone, der Gouverneur von Südafrika, residiert, mit seinem luftigen Säulenportikus, in altholländischem Stil, ist sehr schön inmitten seiner Blumenterrassen in der südafrikanischen Wellenhügellandschaft. — Darum liegen die Wohnhäuser der Beamten des „Governement Kral“.

Der „Zoo“ von Pretoria ist eine Berühmtheit. Alle einheimischen Tiere sind dort in seltener Qualität, aber am besten gefiel mir die Fülle subtropischer und tropischer Bäume in der Frühlingsblüte. Überhaupt war ganz Pretoria wie in einem Blütenwald!

Herrlicher blühende Granaten und rote und weiße Oleander sah ich niemals. — Auch im neuen (von einem Randmagnaten gegründeten) „Countryclub“ waren wir. Es trinkt sich gut Tee zwischen seinen weißen Säulen, mit dem Blick auf die Wellenhügel und den künstlichen Teich. Am Horizont raucht eine Dampfwolke empor, das ist die Diamantmine „the Premier“, die den berühmten „Star of South Africa“ zutage gefördert hat. Ja, Afrika ist das merkwürdigste, eintönigste und dennoch an Abwechslung und Überraschungen reichste Land der Welt. — —

Und dann ging es in Tag und Nacht und wieder Tag durch Natal, das eigentlich drei Vegetationszonen hat. — Von dem hohen, dürren Weideland geht es in ungeheuren Kurven tiefer und tiefer hinab bis nach Durban, ans Meer, zwischendurch wie Pilze hie und da ein Kraal. — An Ladysmith, an Colenso vorbei, wo General Roberts gefallen. Immer schöner, immer üppiger wird die Vegetation. Oft ist das Lichtgrüne buchstäblich weiß von Callas. Viel „Wattlebäume“ sind angepflanzt, dann kommen Bambus und Palmen. Das Land erscheint wie ein ungeheurer Garten (der Garten von Natal), mit ungeheuren Tuffs von Bäumen besetzt. Überall liegen Farmen und Krals.

Aber wenn wir droben noch viel Vieh auf der Weide sehen, hört das weiter unten ganz auf. — Nach der Rinderpest kam jetzt das East-Coastfieber und vernichtete alle Bestände.

Eine Farmersfrau, die mit mir fuhr, erzählte mir viel davon. — Pietermaritzburg, die Hauptstadt von Natal, liegt tief unter uns. Nicht sehr weit davon (für afrikanische Verhältnisse), auf einer ihm angewiesenen Farm, haust Dinin Zulu, der letzte Zulukönig.

Überhaupt scheint es hier wie in Amerika mit den Indianern — man findet sie nur noch auf ihren Reservationen. Und auch da gehen sie langsam dem Wandel alles Endlichen entgegen. — —

Die „Zivilisation“ siegt. — —

Durban ist eine ganz reizende Stadt, mit sehr stattlichen Bauten, obgleich das neue Durban noch kaum siebzig Jahre zählt.

Die Townhall ist ein sehr stattlicher Renaissance-Monumentalbau mit großer Kuppel. Außer den Sälen für die Stadt und den Rat befinden sich darin noch das neue Museum, die Gemäldegalerie und Bibliothek. Durban ist wirklich ein aufblühendes Gemeinwesen. Schöner aber als seine Esplanade am inneren Hafen und der „Beach“ am offenen Meer mit gutem Badestrand und allen Attraktionen einer waschechten Beach, dem furchtbaren Collercoster, die Luftbahn nicht zu vergessen, ist seine „Berea“. Das ist der langgestreckte Hügel über dem Meer, der mit den schönsten Landhäusern und noch viel schöneren

tropischen Märchengärten geradezu besät ist. — Es führt eine Trambahnlinie darüber und diese Bereabahn kann sich wirklich mit den allerschönsten europäischen Bergstadt-Aussichtsbahnen messen. Ich wurde lebhaft an den herrlichen Corso Vittorio Emanuele in Neapel erinnert. Der „Zoo" ist zwar nicht so schön wie der von Pretoria, aber der Michellpark, in dem er gelegen ist, sehr lauschig. Am schönsten aber ist der botanische Garten, der größte und beste von Südafrika, in dem ich manche Blüten und Bäume entdeckte, die mir selbst Indien und Ceylon nicht geboten. Fremdartige Wunderblüten, dichte, verwucherte Mangoalleen, Palmen, Kakteen, blühende Lotos im Teich, ein echter tropischer Dichterwinkel. Ja, Durban gefiel mir sehr. Auf dem Leuchtturm am Bluff ist eine herrliche Aussicht auf Durban, die Berea und die beiden Buchten.

Am meisten aber interessierte mich das bunte Völkergemisch. Tausende von Indern mit ihren Frauen und Kinder aus Madras, Kalkutta und Bombay, die Frauen mit dem Nasenring und den malerischen Schleiergewändern, Arme und Fußknöchel mit silbernen Reifen geschmückt, viel Mohammedaner und vor allem Afrikaner von den verschiedensten Völkerstämmen. Da ist der schlanke Herero, die stämmigen Hottentotten, Zulus mit dem offenen, freundlichen Blick, die alle ihrem armen, den Engländern geopferten König Ketschwayo gleichen. Da sind Barabe, schon ziemlich zivilisiert (im September kam ihr König mit vierhundert Auserlesenen nach Livingstone, dort Lord Gladstone zu begrüßen).

Am interessantesten waren mir die Halbwilden mit den kleinen Zöpfchen (wie die Batschaunas in Egypten). Auch Feuerländer waren da, mit eingeflochtenen Strohhalmen. Und die Zulufrauen mit ihrer Kegelfrisur. Viel schöne Gliedmaßen und von ausgeprägtem Negertyp in vielen Varianten bis zum Äthiopier und Araber. — Nicht müde konnte ich werden, dies zu beobachten. Und dann las ich in der Bibliothek die Geschichte der Zulukriege. In einem davon verlor ja Prinz Louis Napoleon sein junges Leben. —

Und nun geht es mit dem Schiff an der Ostküste entlang. Noch stundenlang sehen wir die herrlichen Ufer in bläulichem Duft. Wie vieles möchte ich hier noch ergründen, vor allem „Basutoland", die afrikanische Schweiz, mit seinem freien, unabhängigen, freundlich-friedlichen Volksstamm. Aber wie lange wird es dauern, da müssen auch sie ihre Krals abbrechen und in der Abhängigkeit wieder neu erbauen.

Das ist der Fluch, der auf all diesen farbigen Völkern ruht — man läßt ihnen keine Ruhe, man gönnt ihn keinen Frieden, man zerstört ihr harmloses Glück. — Kosten läßt man sie vom Baum der Erkenntnis, man ruht nicht eher, bis der Mörser der Zivilisation sie zerrieben und ihr schönes Heimatland aufgeteilt ist unter all den allzu vielen Weißen, die keinen Platz mehr haben im Mutterland. — Und das nennt man den Sieg der Religion und der Kultur. Übrigens gibt es auch einen christlichen Chief oder König der Bamangwatos, den berühmten Chama, in Betschuanaland, aber weit abseits der Bahn. Ein mitreisender Engländer hat ihn gesehen und mir viel davon erzählt. Er herrscht über ein Volk von dreißigtausend Seelen, und sein Kral ist der größte in Südafrika. Er erstreckt sich vier Meilen einen bewaldeten Berg entlang und diese großen Champignons müssen, in solcher Masse gesehen, noch origineller sein wie die kleinen Krals. Der König Khama ist achtundsiebzig Jahre alt und hat ein Verbot gegen berauschende Getränke erlassen. Er hat treffliche Schulen gegründet, die von Missionaren geleitet werden.

Dieser Stamm führt ein glücklich-friedliches Leben unter englischem Protektorat; seine größte Furcht ist, dereinst der „Union" einverleibt und von weißen Abenteurern ausgenutzt zu werden. — Auch das Volk des Christenhäuptlings Khama wird aber diesem Schicksal kaum entrinnen.



Sommerabend nach dem Regen.

Die blanken Tropfen klingen von den Zweigen,
Hell und befriedigt ruht der Garten aus,
Und glühend röten sich im Abendneigen
Die leeren Scheiben an dem Nachbarhaus.

Nun wird der ferne Himmel seltsam weit,
Und scheint noch immer tiefer fortzuschweben;
Ein warmer Duft ist wie ein Feierkleid
Behutsam allen Dingen umgegeben.

Inbrünstig flötet noch die Drossel, klein
Und dunkel in dem ausgegoss'nen Golde.
Und plötzlich Nacht . . . und in die Fliederdolde
Huschte der letzte klare Strahl hinein.

E. L. Schellenberg.





Bücherbesprechungen.

Die Natur. Eine Sammlung naturwissenschaftlicher Monographien. Herausgegeben von Dr. W. Schoenichen.

Erster Band: „Aus der Wiege des Lebens". Eine Einführung in die Biologie der niederen Meerestiefen. Von Dr. W. Schoenichen. Mit vielen farbigen und schwarzen Illustrationen.

Zweiter Band: „Aus der Chemie des Ungreifbaren". Ein Blick in die Werkstätten moderner Forschung. Von Dr. P. Köthener. Mit vielen farbigen und schwarzen Illustrationen.

Verlag von A. W. Zickfeldt, Osterwieck (Harz).

Das fortwährende Auftauchen neuer Sammlungen, in denen in Einzeldarstellungen naturwissenschaftliche Gebiete dem Verständnis weiterer Volkskreise erschlossen werden sollen, ist entschieden ein Zeichen der Zeit. Angebahnt wurden diese Bestrebungen wohl in erster Linie durch die verdienstvollen Schriften Wilhelm Bölsches. Die vorliegende Sammlung zeichnet sich durch eine geschmackvolle, dem Zweck entsprechende Ausstattung aus. Die Darstellung Schoenichens ist durchaus populär gehalten, ich möchte fast sagen, daß ich ein wenig das System vermisse. Trotzdem gibt sie einen guten Überblick über das Leben und Treiben der merkwürdigen Meerestiere, der Krebstiere, Quallen, Seerosen, Tintenfische, Polypen usw., in einzelnen Kapiteln werden Bewegung, Ernährungsweise, Fortpflanzung, Sinnesleben usw. dieser Tiere geschildert und an den schönen Abbildungen dargelegt. — Einen mehr wissenschaftlichen Charakter zeigt die Schrift des Dr. P. Köthener über die Grundergebnisse und Aussichten der Chemie. Entschieden ist diese Abhandlung von einem — ich möchte sagen: kosmischen Standpunkt aus geschrieben. Auch Köthener detailliert, sogar sehr genau und streng systematisch, wir folgen z. B. mit wachsendem Interesse seiner Darlegung der Atomlehre, der Spektralanalyse, seinen Untersuchungen über die Zusammensetzung der Himmelskörper, über das Vakuum und die elektrische Analyse, über das Wesen der Kathoden- und Röntgenstrahlen, über Elektronen und das elektrische Atom (als Urmaterie) usw. — und doch hält er von vornherein den Zusammenhang, Zweck und Ziel fest, so daß seine Darstellung nicht auseinanderfällt. Sein Ziel ist eben die Erforschung der Urmaterie. Daß seine kluge und klare Abhandlung mit einem Fragezeichen schließt, vermindert ihren positiven Wert nicht im geringsten. Es gibt der Ausblicke so viele, daß wir mit Dankbarkeit auf den Weg, den er uns sicher führte, zurückblicken. Mögen beide Büchlein zur naturwissenschaftlichen Durchbildung des Volkes das ihre beitragen und zur Umwandlung der Lebensanschauung in einem neuen, lebendigen Sinne. Geeignet sind sie gewiß dazu. Hans Benzmann.

Insel-Bücherei. (Insel-Verlag, Leipzig. Jedes Bändchen 50 Pf.)

Die dritte Serie dieser kleinen Bibliothek ist erschienen. Auf ihre Bedeutung habe ich an dieser Stelle schon aufmerksam gemacht. Von den schmucken Büchlein seien nur einige besonders namhaft gemacht. Wir finden den „Tor und den Tod" von Hofmannsthal, eine schwermütige Dichtung voll Abendsonnenglanz; Hebbels Idylle „Mutter und Kind", Novellen von Björnson, Tolstoi, Jacobsen, Louise von François und den köstlichen, unvergänglichen „Tartarin von Tarascon" des Alphonse Daudet. Ferner die „Sage vom Freysgoden Hrafnkel", eine isländische Mär; Kats „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", eine unterhaltsame Schrift des großen Philosophen voll feiner Bemerkungen und Einfälle; Goethes „Pandora" (vielleicht bringt der Verlag auch die leider selten gelesenen Novellen und Märchen, besonders aus dem Wilhelm Meister!), Humbolds tiefschürfende Abhandlung „über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung", Mörikes Übersetzungen des „Anakreon" und schließlich eine Auswahl aus den weißen und tiefen Sprüchen des cherubinischen Wandersmann", sowie einige der ewigen, witzigen, nachdenklichen „Aphorismen" Lichtenbergs. — Eine reiche und schöne Gabe, aus der mancher Belehrung und Erquickung schöpfen kann.

E. L. Schellenberg.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Janke's Verlag. Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Ausgegeben am 5. Juli 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis $3^1/_2$ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Allen Gewalten zum Trutz.

Ein Lebensfragment

von

Johann Georg Seeger.

(Schluß.)

Jetzt, da Karl auch für sein Weib zu sorgen hatte, blickte er verzweifelt jedem neuen Tag entgegen: Wie sollte er Marianne, wie eine Familie ernähren, wenn er mittellos blieb? Und Marianne bat ihn oft schluchzend: „Liebster, stoß mich nicht von dir! Bedenke, vor unserem Herrgott sind wir Mann und Weib geworden, und es ist derselbe Gott in Roth wie in Nürnberg."

Es schmerzte ihn, daß sie an die Möglichkeit einer Trennung dachte, und er zermarterte seinen Kopf mit Rettungsplänen. Eines Tages sagte er zu Anton Stein: „Mir bleibt nichts übrig, als über das Meer zu wandern. In Amerika, in dem jungen Freistaate, wird man uns so gut aufnehmen wie andere, die von hier dorthin gezogen sind." Stein schüttelte den Kopf und erwiderte: „Das wäre traurig, wenn ein junger, tüchtiger Mann wie du in der Heimat nicht Fuß fassen könnte. Die Entscheidung liegt bei der Obrigkeit. An dir ist es, nicht müßig zu sitzen, sondern zu handeln. Ich schicke dir einen Konsulenten, der endlich einmal deine Angelegenheit bei den Perücken vertritt, und suche deine Freunde wachzurütteln. Vielleicht ist unser Einfluß auf die Obrigkeit doch stärker als jener deiner Eltern. Nur darfst du nicht kleinmütig sein, sondern mußt dich tatkräftig zeigen."

Karl lächelte trübe und begann von seinem künftigen Leben in den amerikanischen Urwäldern zu sprechen, so daß Stein sich erhob und wortlos die Stube verließ. Er aber redete weiter von „Swammerdam", der ihn und Marianne zu fernen Küsten tragen würde, und von der Lebensphilosophie des Adam Mortuus, bis sein Weib

sich laut weinend an seine Brust warf und schluchzend ausrief: „Stoße mich von dir! Ich will nicht schuld sein an deinem Unglück!" Da erkannte er seine Torheit, und sie streichelnd und an sich drückend, flüsterte er: „Stein mag recht haben. Ich muß von neuem einen Prozeß anfangen." Und als Marianne ruhiger geworden, rief er: „Wir wollen uns den Weg nach Nürnberg erzwingen! Haben wir Geduld!"

Dann saßen sie beieinander und zählten ihren Geldvorrat und faßten den Beschluß, sich in einem Bürgerhause ein Zimmer zu mieten. Am andern Morgen ging Karl fort, ein solches zu suchen. Als er zurückkehrte, fand er eine vornehme Dame bei seiner Frau und erkannte zu seiner Bestürzung in der Fremden — Tante Gabriele. Er begrüßte sie verlegen. Sie aber bot ihm die schmale Hand, die er ehrfurchtsvoll zu den Lippen führte, und sagte freundlich:

„Er ist ein Held. Er hat mir den Glauben an die Poesie des Männergemüts von neuem geschenkt. Ich verzeihe Ihm alles, was Er mir damals gesagt hat. Aber jetzt ist Er, wie mir Sein Freund Anton gestern verriet, im Begriff, eine Torheit zu begehen. Glaubt Er denn, ich reise zur Taufe Seines Erstgeborenen über das wilde Wasser nach Amerika? Schweig Er stille! Ich habe mit Seinem Weibe alles beredet, und außerdem habe ich noch gestern einige Herren der Obrigkeit ein bißchen ins Gebet genommen. Die Tante Gabriele mögen sie unter sich verlachen, ins Gesicht lacht ihr keiner. Vor mir und vor dem alten Untier, dem Mortuus, haben sie heillosen Respekt. Braucht Er Geld, gebe ich es Ihm; denn Seine Heldentat kann gar nicht mit allem Golde der Welt aufgewogen werden. Nicht Er schuldet mir. Ich bleibe in Seiner Schuld. Und Sie, Madame Bienerin, sei Sie nicht verzagt, sondern fröhlich! Ich liebe kräftige Patenkinder. Es sei noch nicht so weit, sagt Sie? Das ist nicht recht. Nun, werde Sie nur nicht rot! Dazu ist Sie ja Weib, daß Sie Mutter werde."

Am Nachmittag bezogen die jungen Leute ein Stübchen im Hause eines alten Schusters, und am Abend bereitete Marianne auf dem gemeinsamen Herde zum erstenmal, mit Sorgfalt eine schlichte Mahlzeit. Sie hatten eben gegessen, da klopfte es an der Tür, und über die Schwelle trat ein hagerer, alter Herr mit lebhaften Braunaugen und feinen Gesichtszügen, der auf die beiden, wie auf ein seltenes Bild blickte. Karl erhob sich, und ihn erkennend, sagte er fast verletzend kühl:

„Sie kommen zu uns, Herr Konsulent Rollmar, nachdem Sie mich so getäuscht haben?"

Der Konsulent schien nicht auf ihn zu achten; ruhig sprach er: „So wie Sie beide sahen Philemon und Baucis in jungen Jahren aus. Ach, daß wir uns die Lieblingsgestalten der Dichtung und der Geschichte fast stets als Greise vorstellen! Aber ich sehe, Sie sind gekränkt, lieber Freund. Mit Recht, sagen Sie? Sie irren. Ich glaubte zu Ihrem Vorteil zu handeln, und bitte Sie um Verzeihung, wenn ich mich geirrt habe. Sie nennen es eine Lüge, was ich Ihnen damals mitteilte? Nein, nein. Im Leben gibt es oft nicht jene scharfe Trennungslinie zwischen Wahrheit und Lüge, wie manche Menschen behaupten; sondern Wahrheit und Unwahrheit verfließen in einen Begriff, den unsere Sprache mit keinem besonderen Worte zu bezeichnen imstande ist. Ich sollte Ihre Jungfer Braut damals von Ihrem Entschlusse, nach Regensburg zu gehen, unterrichten. Nun aber hatte ich gerade damals mit Herrn Engelbauer einen Streit. Ich durfte weder schreiben noch persönlich einwirken; ich hätte vielleicht bei ihm und der Demoiselle den Widerspruch gegen Ihr Vorhaben erweckt. Da aber Ihre Reise mir die einzige Möglichkeit für Sie, loszukommen, schien, handelte ich, wie ich gehandelt habe. Lüge dürfen Sie es nicht nennen. Es war eben ein Schachzug. Zu Ihrem Besten habe ich gehandelt, als Ihr Freund und als der Freund Ihres seligen Vaters. Und um Ihnen meine Dienste anzubieten, bin ich hierhergefahren, nachdem Herr Stein mir Ihre Lage geschildert hat. Sie schweigen? Ja, ja, die Jugend sitzt bisweilen gern zu Gericht über uns Alten und bricht den Stab, denkt nicht daran, daß Leben, Irren, Tasten, Straucheln, Fallen Geschwister sind."

„Wir wollen nicht philosophieren, Herr Konsulent", sagte Karl. „Mit philosophischen Betrachtungen ist mir nicht geholfen. . . . ."

„Oh!" Mit beiden Händen schien der Alte dies frevelhafte Wort von sich abwehren zu wollen. „So dachte ich ehedem auch und wühlte mich in die Prozesse, ohne dreißig Jahre lang den Kopf herauszuziehen. Da, eines Tages, erkannte ich, daß ich dreißig lange Jahre nicht gelebt hatte.

Was gibt es denn Herrlicheres, als zu philosophieren? Da, unter Ihnen, pocht und hämmert das Leben. . . . ."

„Der Schuster."

„Und hier, bei Ihnen herrscht himmlische Ruhe, hier. . . . ."

„Duftet es nach den Resten der Tafel. Räume ab, liebe Marianne!"

Rollmar seufzte und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Er sah nach dem offenen Fenster hin, und Marianne benutzte die Gelegenheit, ehe sie die Eßgeräte hinaustrug, hinter seinem Rücken ihrem Gatten einen bittenden Blick zuzusenden. Sie ging, und Rollmar begann zu reden: „Die Grundlage menschlichen Wohlergehens ist persönliche Freiheit. Das heißt, jedermann soll sich im Staate so bewegen dürfen, wie in seinen Kleidern, unter Wahrung jener Gesetze, die uns Herz und feines Empfinden vorschreiben. . . . . ."

„Ich kann es nicht."

„Wir müssen daher danach streben, daß unsere Obrigkeit Ihnen gewährt: Anerkennung Ihres Ehebundes, straflose Rückkehr und Ihren Anteil an Ihrem väterlichen Erbteil."

Karl sprang auf und rief: „Mehr verlange ich nicht. Diese Philosophie lasse ich mir gefallen."

„So wären wir also einig. Gut. Geben Sie mir die nötige Vollmacht, und ich beginne den Kampf."

„Aber kräftig, Herr Konsulent! Kräftig!"

Zum Fenster blickend, erwiderte Rollmar: „In diesem Falle muß ich es halten mit der Frühlingssonne, die langsam wärmt, aber durch Stetigkeit Blumen weckt. Stetigkeit und Ausdauer, lieber Freund, führen zum Ziel."

Noch lange saßen sie beisammen, und als er endlich ging, schieden sie als Freunde. Aber kaum hatte er sich entfernt, so erwachte in Karl seine alte Ungeduld und sein Mißtrauen, und er sagte zu Marianne: „Du wirst sehen, der Alte verdirbt mir alles."

„O du Kleinmütiger!" flüsterte sie und legte ihren Arm um seinen Hals. „Haben wir nicht das größte Erdenglück errungen, daß wir hier beieinander sitzen und uns gehören? Und du wolltest verzagen?"

Der Prozeß begann. Rollmar überreichte ein Memorial ad Magistratum. Hierauf erging sofort ein Ratserlaß, worin Karl Biener aufgegeben wurde, sich vordersamst zur Strafe in seiner Vaterstadt einzufinden. Da ihm dies aber nicht behagte, so wurde noch ein Sublementum Protokolli übergeben, worin er seine Weigerung erklärte. Darauf erging abermals ein Ratserlaß an ihn, in welchem abermals auf Einstellen zur Strafe beharrt, aber zugleich versprochen wurde, daß sie, wenn sie vorher noch ein Memorial eingereicht hätten, worinnen sie des Namens Biener bei Marianne nicht erwähnten, gegen Entrichtung der Kopulationskosten, aus Gnaden brevi manu ihre einmal vollzogene Ehe kontinuieren dürften. Die Anerkennung seiner Ehe verdankte Karl den Bemühung seiner Freunde, deren Einfluß auf die Obrigkeit sich mächtiger zeigte als jener Dörrbaums. Im Pfarrhause zu Wöhrd zeitigte dieser Beschluß ein merkwürdiges, unerwartetes Ereignis: Gegen Ende September reiste Frau Christine Susanne nach Regensburg, um der Hochzeit ihres Sohnes Lorenz mit Lucia Tarraboni beizuwohnen. Sie hatte sich völlig mit ihnen ausgesöhnt; Fehr zahlte Lorenz den auf ihn entfallenden Anteil des väterlichen Erbes aus, und der junge Ehemann kehrte nach Nürnberg zurück, ein eigenes Geschäft zu begründen.

Karl und Marianne galten nun zwar auch nach dem Rechte ihrer Vaterstadt für verheiratet; aber die Behörde bestand noch immer auf ihrem Verlangen, daß Karl sich der Strafe unterwerfe. Da dieser sich jedoch weigerte, so zog sich der Streit noch viele Wochen hin. In dieser schwierigen Zeit bewährte sich Anton Stein als echter Freund. Unermüdlich arbeitete er für Karl, ertrug mit Gleichmut dessen himmelstürmende Pläne wie dessen Klagen der Verzweiflung und sprang oft auf, als ertrüge er das Jammern nicht mehr, und eilte nach Nürnberg, weil ihm eingefallen war daß er noch einen einflußreichen „Herrn Vetter" oder „Herrn Onkel" nicht besucht hatte. Und neben ihm arbeitete Tante Gabriele, und bedächtig, wie beim Schachspiel, setzte der Konsulent Rollmar seine Figuren. Am achtundzwanzigsten November ward ein weiterer Sieg erfochten: die Behörden verzichteten auf die Bestrafung Karls und gestatteten ihm nach Bezahlung einzelner Gebühren die freie Rückkehr nach Nürnberg.

Als Karl diese Nachricht erhielt, tanzte er mit Marianne einige Male in der kleinen Stube

umher, dann rief er aus: „Hurtig! Kleide dich an, damit wir das Land der Verheißung schauen.“

„Willst du schon heute nach Nürnberg?“

„Morgen, morgen, Liebste. Aber aus der Ferne wollen wir es sehen.“

Und bald standen sie vor der Stadt und blickten durch den feinen Regen nach den grauen Türmen der Heimat. Ihre Herzen klopften, aber nicht vor Angst, sondern vor Freude. Durch ihre Seelen klang es wie rauschender Siegesgesang.

Eng aneinandergeschmiegt standen sie noch lange im kargen Schutz eines Baumes, sahen Abend- und Regenwolken sich auf das Bild der Heimat legen und wähnten, sie hätten den letzten und größten Sieg errungen und nun käme der Friede . . . .

Am andern Morgen luden sie ihre Habseligkeiten auf den Wagen, setzten sich in diesen und fuhren unter strömendem Regen nach Nürnberg. Mit den Tropfen fielen die letzten welken Blätter der Pappelbäume an der Chaussee herab, und Todesstimmung lag auf den Fluren. Sie aber waren voller Hoffnung; nichts konnte ihnen fortan mehr mißlingen. Sie fuhren zu dem Amtsgebäude, erlegten die geforderten Gebühren und schritten, während der Wagen ihnen langsam folgte, dem Engelbauerschen Hause zu. Jedermann sollte sie sehen, und in der Tat wurde ihre Heimkehr von vielen wahrgenommen.

Aufs herzlichste wurde das junge Ehepaar begrüßt, und schon während des Mittagsmahles entwickelte Heinrich Engelbauer, unterstützt von seiner Gattin Eleonore, einen Plan, der Karl wohlgefiel. Im Vertrauen auf das väterliche Erbe seines Schwiegersohnes wollte Engelbauer diesen als Geschäftsteilhaber aufnehmen und verpflichtete sich, ihn während des ersten Jahres in allen Bedürfnissen freizuhalten, nach Verlauf eines Jahres aber ihm jährlich eine bestimmte Summe auszuzahlen. Dazu versprach er ihm noch freie Wohnung, und die jungen Leute, die hofften, künftig ein ruhiges und zufriedenes Leben führen zu können, dankten dem gütigen Vater. Im Laufe des Nachmittags noch wurde von einem Notar ein Handlungskontrakt errichtet, und als dieser unterzeichnet war, verließ Karl das Haus, den Konsulenten Rollmar zu besuchen.

Es regnete nicht mehr; aber ein rauher Wind schnob durch die Gassen, und am Himmel eilten die Wolken gleich verfolgten Feinden, ballten sich zu Haufen und drohten, von neuem loszubrechen. Karl aber schritt fröhlich dahin. „Freilich wird mir noch oft etwas Unangenehmes in die Quere kommen, dachte er, aber ich werde es besiegen und dauernd das Glück halten.“ Er blieb stehen und schaute zum Himmel empor.

„Schlecht Wetter, Freund! Schlecht Wetter! Es wird Zeit, den Wintermantel vorzuholen“, rief in diesem Augenblick Adam Mortuus, der, über den Spitalhof schleichend, nun zu ihm trat. Biener sah zu dem gebückten, müden Greise herab, der ihm sehr gealtert erschien, bot ihm die Hand und fragte nach seinem Befinden.

„Die Füße, Junge, die Füße!“ rief Mortuus zur Antwort und sog an seiner Pfeife. „'s ist, als ob das Weltmeer austrocknen wollte und Swammerdam auf dem Schlamm fahren müßte. Und das Rauchen ist jetzt auch 'ne Heidenarbeit. Es wird Zeit, daß der Adam Mortuus sich hinter die Hecke legt und der dummen Welt den Buckel zeigt. Sie war nie dümmer als jetzt. . . . . .“

„Erlauben Sie! Ich habe von Ihnen gelernt, und Ihre Philosophie hat mir zum Siege verholfen.“

Mitleidig sah der Alte den kräftigen, heiteren Jüngling an und sagte dann gereizt:

„Du bist noch dümmer als die andern. Die haben nichts wissen wollen von mir. Du aber rühmst dich jetzt, mein Schüler gewesen zu sein. Das ist eine Lüge!“ Er schrie laut: „Eine Lüge! Von mir hast du nichts, gar nichts gelernt. Mit deiner sogenannten Philosophie habe ich nichts zu schaffen. Was sagst du? Dein Ich hättest du überall in den Mittelpunkt gestellt? Und was für ein Ich? Recht schön mit Milch und Brei aufgepäppelt! Und behängt mit einem Weib, das dich mit Küssen und Karessieren dir selber stiehlt, eingezwängt in einen Nürnberger Ladenraum . . . . betäubt von kleinen Erfolgen . . . glücklich, wenn du aus dem Bett steigen und wieder ins Bett kriechen kannst. Der Adam Mortuus ist von dir um seine Hoffnungen betrogen worden. Aufgebläht hast du dich und den Schnabel vollgenommen und Worte aus meiner Lehre um dich geworfen, und bist doch mit deinem jämmerlichen Ich in ewiger Angst gewesen gleich dem Kind, das, um sich selber Mut zu heucheln,

in der Dunkelheit singt und dabei wie Espenlaub zittert. . . . . ."

„Sie reden wie . . . wie ein Narr!" rief Biener zornig. „Mein Ich war gesund und bleibt gesund."

„Nein, Junge, du irrst", entgegnete Mortuus ernst. „Ein gesundes Ich nimmt niemand auf seine Lebensplanke. Es kennt nicht Weibesliebe, nicht Nächstenliebe. Es denkt bloß an sich. Es lacht der Menschen und der Schöpfung, es spottet, es höhnt, es verreckt hinter der Hecke, es fügt sich nicht in das Leben der Dummköpfe, sondern steht über ihnen. Dein Swammerdam ist abgetakelt. Du meinst, er schaukle sich über den Wogen? Deine Mitmenschen bewirken es, die da und dort Stücke von ihm wegreißen, die das Verdeck untergraben, auf dem du stehst . . . Laß mich! Wir zwei gehören nicht zusammen. Wärest du ein Vagabund geworden, ich wäre stolz auf dich gewesen. Für das, was du jetzt bist, habe ich keinen Sinn."

Und mühsam den Rauch aus der Pfeife emporziehend, schlich er weiter und sah nicht, wie Karl ihm lächelnd nachschaute. Statt fortzurauchen nach seiner früheren Gewohnheit, redete er vor sich hin und beachtete nicht, daß die Leute, an denen er in der Neuen Gasse vorüberkam, über ihn spotteten.

„Ist das schwer, Herrgott zu sein, solange solche Dummköpfe noch die Erde bevölkern? Schlafen kann er beim Regieren. Sie folgen ihm ja. Aber die Augen würde er aufreißen, wenn die Menschen wären gleich mir. Wenn sie keck vor ihn hinträten, wenn sie ohne Erbarmen untereinander wären. Hart müssen sie werden, unempfindlich. . . . ."

Er bog in ein Gäßchen, das zur Pegnitz führte. Am Rande des Flusses spielte ein dreijähriger Junge.

„Ob das Wasser immer noch steigt?" murmelte Mortuus und humpelte der Pegnitz zu.

„Unerbittlich wie die Fluten müssen die Menschen werden, dann können sie es endlich wagen, vor den Herrgott zu treten und ihre Rechte zu fordern, die man ihnen vorenthält."

Ein schriller Schrei erscholl. Hastig lief Mortuus mit seinen müden Füßen dem Flusse zu. Ein Händchen griff aus den schmutzigen Wogen in die Luft. Schrecken durchschnitt sein Herz. Es zwingt ihn, zu handeln. Er fühlt das kalte Wasser seinen Körper umfluten, bis zum Halse taucht er in den Fluß, wird weitergerissen, und jetzt packt er das Kind, hebt es hoch und kämpft wider das wilde Element. Da ist schon der gemauerte Rand. Er wirft das Kind hinauf und sucht sich selbst emporzuschwingen. Aber da kommen neue Fluten, seine Arme erstarren. Es reißt ihn fort. Noch einmal erwacht der feste Wille; er ringt mit dem Wasser. Da sieht er vor sich über der wirbelnden, brausenden Fläche zwei Augen, die ihn anblicken, hilfeflehend, zu Tode getroffen. Dämmerung senkt sich nieder; Regen rauscht herab auf den ungestümen Fluß. . . . .

„Das ist ja vortrefflich, mein Verehrter", sagte eine Viertelstunde später der Konsulent Rollmar zu Biener. „Nun haben Sie einen Lebensberuf, und was sonst noch fehlt an der Vollkommenheit Ihres Glückes, die Aussöhnung mit Ihren Eltern, das hoffe ich Ihnen auch noch zu verschaffen. Geduld predigt uns jede Minute, und unser Herrgott wendet das Blatt unseres Lebensbuches erst dann um, wenn wir es vollständig gelesen haben. Freilich läßt er uns manchmal auch einen flüchtigen Blick auf ein späteres Bild oder Blatt erhaschen, aber nur, damit wir desto fleißiger das uns vorgelegte betrachten. Sie sind ein Götterliebling. Jawohl! Ich habe Sie schon oft beneidet, damals um die Ruhe auf Ihrem Turm, jetzt . . . . Ei, wer kommt denn da? Madame Bienerin?"

Er erhob sich und schritt der eintretenden Marianne entgegen. „Treibt Sie die Sehnsucht nach Ihrem Gatten hierher?"

Die junge Frau ward verlegen und sagte, zu Karl gewendet: „Das Schreiben ist für dich gekommen, und ich glaubte, es sei dir lieb, wenn du es möglichst bald lesen könntest."

Karl erbrach hastig den Brief. Sein Gesicht ward bleich, und nun sagte er mit bebender Stimme: „Die Eltern verweigern mir meinen Anteil am väterlichen Mobiliar und Vermögen und haben von der Obrigkeit den Konsulenten Müller zum Kurator meines und Gottliebes Vermögens bestellen lassen. Auch recht! Dann wird weiter prozessiert, und sollte der letzte Taler daraufgehen. Sie wollen mich ruinieren. . . ."

„Aber mit welchem Rechte konnten sie das tun?" fragte Marianne leise.

„Weil ich ein leichtsinniger Mensch sei. Ja, ja. Da steht es schwarz auf weiß. Sie vermöchten es dereinst nicht vor Gott und meinem seligen Vater zu verantworten, wenn sie mich, den unerfahrenen, leichtsinnigen Menschen, in den Besitz meines Erbteils setzten."

„An nichts hängen die Menschen so sehr, als an Geld," sagte Rollmar. „Ehre, Gewissen erscheinen ihnen dagegen wertlos. Nun, es wird ein hartnäckiger Kampf werden; aber ich gebe die Hoffnung nicht auf. Ich selbst werde zu Ihren Eltern gehen. Vielleicht kann ich ihnen ein Zugeständnis nach dem andern abgewinnen."

Als Karl kurz danach mit seinem Weibe heimwärts schritt, schwieg er, in seine Gedanken vertieft, hartnäckig still, bis Marianne leise sagte: „Du bist verstimmt und glaubst, eine Niederlage erlitten zu haben. Aber du irrst. Ist das nicht ein unentreißbarer Sieg, daß du mich offen am Arme durch Nürnberg führen darfst? Sie wollen uns nur noch quälen. Sobald sie einsehen, daß sie damit nichts erreichen, geben sie auch den letzten Widerstand auf. Sei heiter, Liebster! Unser Herrgott schickt nach dem Winter von neuem den Frühling. Rollmar bringt uns nach und nach, was sie uns noch vorenthalten; wir brauchen nichts zu tun, als uns zu vertrauen und uns zu lieben."

Er sah in ihre leuchtenden Augen, preßte ihren Arm an sich und — schwieg weiter. Das Glück jubelte in ihm; aber es klangen auch andere Töne in diesen Jubelgesang. Die Sorge krächzte ihr Lied und die verschiedenen Bedenken sangen ein paar Töne, brachen jäh ab und wiederholten ihr quälendes Spiel. „Du wirst geliebt!" sang eine Stimme, „Bis der Hunger euch unglücklich macht!" schrie eine andere hinein. Und irgendwoher schallte es: „Du bist haltlos" — „Haltlos und wertlos" — „Wertlos und hohl" — „Hohl, hohl, hohl!"

Er seufzte und Marianne flüsterte: „Nimm doch das Leben nicht gar zu ernst. Jetzt sind wir daheim, und von der Heimat aus betrachtet, erscheinen mir alle Schwierigkeiten wie graue Wolken, die der Wind im Nu hinwegfegt. Und müssen nicht Schwierigkeiten jedem Menschen begegnen, daß er nicht ermüde?"

„Du bist mein guter Genius", sagte er und zwang sich, zu lächeln. „Wenn du die Heiterkeit des Gemütes dir bewahrst, werde ich nie dauernd traurig und verzagt sein können."

Beim Abendbrote teilte Karl seinen Schwiegereltern die neueste Wendung seiner Angelegenheit mit und ärgerte sich beinahe über die Leidenschaft, mit der diese die Sache erörterten. Schließlich aber sagte er: „Aber, verehrter Papa, wenn ich vorerst auch noch kein Vermögen in Händen habe, so ist meine Kraft, die ich Ihrem Geschäft widme, doch auch etwas wert."

Engelbauer wurde verlegen. „Ja, ja," erwiderte er, „das ist wohl wahr. Aber, Geld, mein Sohn, Geld arbeitet ohne unser Dazutun, und heutzutage . . . in dieser schwierigen Zeit, wenn viele Mägen gesättigt werden sollen, braucht das solideste Geschäft Geld."

Karl schwieg; er sann den Worten nach und glaubte einen Augenblick, den Schwiegervater reue der abgeschlossene Geschäftsvertrag. Schon wollte er ihn geradewegs fragen und, bestätigte sich seine Vermutung, ihm die Lösung des Kontraktes anheimstellen. Aber Engelbauer begann heiter von anderen Dingen zu plaudern, und Karl, der sich nun getäuscht zu haben glaubte, wollte die friedliche Unterhaltung nicht stören.

Am andern Morgen trat er als Teilhaber in das Geschäft und begann mit eisernem Fleiß sich in die Geheimnisse des Nürnberger Spielwarenhandels einzuarbeiten.

Zwei Tage später erschien der Konsulent Rollmar zu früher Stunde im Laden und sagte nach würdevoller Begrüßung zu Engelbauer, dessen Sohn und Karl: „Haben Sie es schon gehört? Der alte Adam Mortuus ist ins Wasser gegangen . . . ."

„Mortuus?" rief Karl, von eisigem Schauer geschüttelt.

„Eben haben sie ihn am Rechen einer Mühle herausgeholt. Ja, ja, der Egoismus ist Teufelssaat. Und Leute, die Gott höhnen und bei fremder Not keinen Finger rühren, verzweifeln schließlich und suchen den Tod. . . . ."

„Da fällt auch ein hübsches Sümmchen an Euch zurück", sagte Engelbauer zu Karl. Den aber ekelte die Geldgier, er trat an das vergitterte Fenster und gedachte trauernd des Toten. Jetzt erinnerte sich Engelbauer seines früheren Zwistes mit Rollmar, und er fragte spöttisch: „Ist das Ihr neuester Beruf, Neuigkeiten von Haus zu Haus zu tragen? Hat Ihnen nicht

mein Schwiegersohn die Führung eines Prozesses übergeben?"

„Zu dienen, Herr Engelbauer. Ich habe einiges erreicht. Herr Biener erhält seinen Anteil am väterlichen Mobilarvermögen, sodann eintausend Gulden bar, wovon er Schulden und Prozeßkosten zahlen muß, während der Rest als Einlage in Ihr Geschäft gelten soll. Außerdem erhält er jährlich ein Viertel der Mietseinnahmen aus dem väterlichen Haus in der Breiten Gasse in der Höhe von 57 Gulden 23 Kreuzer. Das übrige Vermögen bleibt nachher wie zuvor unter der Kontrolle des bestellten Kurators."

Engelbauer lachte höhnisch.

„Mehr kann ich vorerst nicht erreichen. Jetzt gilt es, die Gunst der Eltern wiederzugewinnen, und hat Herr Biener diese erlangt, vermag er durch Bitten auch die freie Vermögensverfügung zu erhalten. Liebe und Demut bewirken Größeres als Gesetz und Advokaten, Herr Engelbauer."

„Das erstere weiß ich nicht. Von letzterem haben Sie mich eben gründlich überzeugt. Mein Schwiegersohn wird mit Ihren Erfolgen wenig zufrieden sein."

Rollmar beteuerte seine Bemühungen und die Fruchtlosigkeit weiteren Prozessierens; Engelbauer widersprach, so daß die beiden bald heftig miteinander stritten. Inzwischen vollzog sich in Karl eine Wandlung: Der jähe, selbstgewählte Tod ward von ihm auf die Enttäuschung zurückgeführt, die er durch sein bisheriges Verhalten dem Greise bereitet hatte. Er mußte jetzt, da er die beiden Grauköpfe über den Wert des Geldes in Eifer geraten sah, dem Alten recht geben: Lächerlich erschien ihm der Streit, verächtlich der Gegenstand des Streites. Sein Ich richtete sich gleichsam empor, besann sich auf sich selbst, schüttelte den irdischen Plunder, wie er es nannte, ab, und mitten in die lauteste Debatte warf Karl leuchtenden Auges die Worte:

„Meine Ruhe ist mir wertvoller als das Geld. Ich beuge mich dem Willen meiner Eltern."

„He?" schrie Engelbauer und sah den Sprechenden an, als müsse er ihn mit Gewalt schütteln, um ihn vernünftig zu machen. „Bist du nicht recht bei Sinnen?"

„Vollkommen, verehrter Schwiegerpapa. Aber ich dankte Gott nicht für mein Leben, wenn mein Glück bloß vom Besitz einer kleineren oder größeren Menge Gold- und Silberstückchen abhinge. Mögen andere sich zu Sklaven dieses selbstgeschaffenen Götzen machen, ich bete ihn nicht an. Gibt es denn etwas Lächerlicheres als Geld? Es stammt nicht von Gott; es findet sich nicht in der Natur; es ist Menschenwerk. Es ist ein Hohn auf die lautere Gottesschöpfung."

Heinrich Engelbauer rannte erregt zwischen den aufgestapelten Spielsachen umher, so daß die Nürnberger Heuwagen und Schaukelpferde, die Holzsoldaten und Holzpuppen in zitternde Bewegung gerieten. Und jetzt blieb er stehen und schrie aus einer Ecke heraus: „So was muß ich mir sagen lassen von meinem Schwiegersohn und Geschäftsteilhaber! Du willst ein Kaufmann sein? Ei, so versuche es doch, ohne Geld zu leben! Versuch' es doch!"

„Erlauben Sie, verehrter Herr Schwiegerpapa, eine Gegenbemerkung. Daß Sie leider recht haben, gebe ich zu. Ich bin auch keineswegs so töricht, die Bedeutung, welche die Menschen dem Gelde gegeben haben, zu verkennen. Ich weiß sehr wohl, daß, wer leben will, um Geld arbeiten muß. Aber unser ganzes Leben, unser Fühlen und Denken nur auf Gelderwerb zu richten, das halte ich für unrecht. Höher steht mir die innere Ruhe, die sich jeder verschaffen soll, die sich aber niemand mit Geld verschaffen kann, gottlob! Denn sonst wären die Reichen glücklich, die Armen elend. Aus diesen Gedanken heraus verlache ich das Geld als letztes und einziges Ziel. Und deshalb beuge ich mich dem Willen meiner Eltern und hoffe, es werde mein Schaden nicht sein."

„Tu, was du magst! Aber wundere dich nicht, wenn auch ich nach meinem Ermessen handle."

„Ich werde in den Geschäftsstunden meine ganze Kraft dem Gelderwerbe zuwenden. In meiner Freizeit aber werde ich mich daran erinnern, daß es auch noch ein Höheres gibt, als bloß zusammenzuscharren und es zu machen wie Kinder, die bunte Marmelkugeln gierig einhandeln und nicht beachten, wie herrlich die Sonne scheint."

Mitleidigen Blickes betrachtete ihn Engelbauer und sagte höhnisch: „Ei, so laß dir die Sonnenstrahlen in den Magen scheinen. Zum rechten Kaufmann hast du ja doch nicht die rechte Begabung." Und ohne sich weiter um Rollmar

oder Karl zu kümmern, vertiefte er sich in sein Hauptbuch. Der Konsulent aber verließ mit Karl den Laden, und draußen auf der Gasse sprach er: „In Ihrem Schwiegervater und Ihnen stehen zwei Weltanschauungen gegenüber, die sich nie ausgleichen können. Wir zwei sind Wanderer, die rasten, einen schönen Erdenfleck genießen, unser Herz mit großen, erhabenen Eindrücken sättigen wollen; die anderen gleichen Leuten, die über die Welt von Gasthaus zu Gasthaus rennen, sich den Magen füllen und ewig Hunger und Durst leiden. Gott befohlen! Ich hoffe, daß wir Idealisten doch noch siegen."

Seit jenem Morgen hatten Karl und sein junges Weib einen schweren Stand, und kehrte allmählich auch eine gewisse Fröhlichkeit zurück, so litten sie doch unter der Lobpreisung des Geldes, die sie tagsüber aus dem Munde der Engelbauerschen Familienglieder hören mußten. Marianne aber hielt treu zu ihrem Manne.

Das Jahr ging zu Ende, und eines Tages im Januar bat der Konsulent die jungen Leute zu sich. Sie stellten sich pünktlich ein und merkten am Blick des Alten, daß er ihnen eine angenehme Botschaft zu verkünden hatte.

„Da sind Sie ja!" rief er und drückte ihre Hände. „Ich habe einen großen Erfolg erzielt. Die Kuratorschaft bleibt freilich bestehen. Vorerst, vermute ich. Aber . . . ." er sah ihnen freundlich in die Augen, „aber, die Eltern sind zur Aussöhnung bereit, wenn Sie des Vergangenen mit keiner Silbe erwähnen und als folgsame Kinder ihnen die gebührende Verehrung zukommen lassen."

Die beiden jubelten und dankten dem Konsulenten mit warmen Worten. Dann aber fragte Karl, wie dies alles gekommen sei.

„Ich weiß es nicht", entgegnete Rollmar. „Aber ich vermute, daß das verschwenderische Leben Ihres Bruders Lorenz und seiner Frau sie zum Vergleichen bewegt hat. Vielleicht hat auch mein Bericht von Ihrer Stellung zu Herrn Engelbauer einiges dazu beigetragen. Doch, nun kommen Sie! Oder besser, gehen Sie allein! Meine Gegenwart möchte Ihrem Besuche ein falsches Gepräge geben."

Sie gingen. Still, nebeneinander schritten sie dahin. Ihre Herzen klopften. Sie mißtrauten mit einem Male dem Konsulenten und wähnten, er habe sie getäuscht. Aber gleich sagte Marianne: „Nein, seine Augen haben so fröhlich geleuchtet, solch eine selbstlose Freude widergespiegelt, daß wir seinem Rate folgen wollen. Die Menschen sind überhaupt nicht so schlecht, wie du glaubst. Man muß sie bloß bei sich selbst aufsuchen, bis zu ihrem innersten Kern vordringen, um sie schätzen zu lernen. Und deine Eltern liebe ich schon jetzt. Wahrhaftig, das tue ich..."

Karl erwiderte nichts; er wollte der Gattin ihren Glauben nicht zerstören. Ruhig hörte er ihr zu; aber im stillen bangte er, die nächste Viertelstunde könnte sie ebenso sehend machen, wie ihn die Vergangenheit sehend gemacht hatte.

Nun standen sie vor der Tür des Pfarrhauses und atmeten rascher. Schneeflocken wirbelten herab. Ein paar Krähen schrien von einem nahen Baum.

Sie traten ein. Unter der Küchentür stand Monika und lachte vor Freuden, und Karl, der sie als falsche Person kannte, beschloß, sie mit Falschheit zu gewinnen. Freundlich sagte er: „Grüß Gott, Monika! Sie bleibt ewig jung und heiter wie ein Apfel. Hier sieht Sie meine Frau."

Marianne reichte ihr die Hand und sprach: „Karl hat mir schon viel von Ihr erzählt. Sie hat ihn durch manchen heimlichen, guten Bissen zu einem richtigen Näscher verwöhnt."

„O Evatöchter", seufzte Karl insgeheim, und mußte sein Lachen unterdrücken, als die alte Magd geschmeichelt erwiderte: „Er war ja immer mein Liebling. Und wenn Sie sich einmal ein Stündchen zu mir setzen wollen, verrate ich Ihnen alle seine Lieblingsspeisen."

„Recht gern tue ich das. Sobald die Frau Mutter es erlaubt, komme ich zu Ihr."

Karl wunderte sich über sein Weib, das so leicht den schmalen Rain zwischen Aufrichtigkeit und bloßer kluger Höflichkeit zu gehen wußte, und empfand darüber fast leise Trauer. Aber er ließ sich nichts merken, sondern führte Marianne weiter. Vorsichtig pochte er an die Tür des Wohnzimmers. Es währte beinahe eine Minute, bis er die harte Stimme seiner Mutter vernahm. Er drückte die Klinke nieder und ließ seinem Weibe den Vortritt. Am Fenster erhob sich Frau Christine Susanne, umfaßte mit forschenden Augen die beiden, die sich vor ihr verbeugten, und eilte ihnen dann entgegen.

„Da seid ihr ja, meine lieben Kinder!" rief

sie und umarmte und küßte sie. „Sei von Herzen willkommen, teure Tochter!"

„Gott im Himmel segne euch, euren Eingang und euren Ausgang!" sprach der Pastor, der aus dem Nebenzimmer trat, und umarmte seinerseits nun die beiden.

„Haben Sie mich ein bißchen lieb, teure Eltern!" bat Marianne flüsternd, und Dörrbaum sagte, seine Rechte auf ihre Achsel legend: „Wenn du unserem Karl ein rechtes Eheweib sein willst, wird es dir nie an unserer Liebe mangeln. Aber sieh, da kommt Gottliebe!"

Eine Sekunde lang maßen sich die junge Frau und das blasse, schmalwangige Mädchen mit den großen, ernsten Augen, dann umarmten auch sie sich. Und als sie sich endlich aus der Umarmung lösten, bot Gottliebe dem Bruder die Hand, und aus dem Drucke vermochte er zu erkennen, daß sie ihm dankte für seine Ausdauer und Treue.

Die jungen Leute mußten zu Tische bleiben, und während des Essens entwickelten die Eltern eine solche Herzlichkeit, daß Karl bisweilen sich seines früheren Benehmens gegen sie schämte und sich einen undankbaren, mißtrauischen Menschen schalt. Sobald er aber die Schmerzenslinien um die Lippen Gottliebens sah und ihr stilles, trauerndes Wesen auf ihn einwirkte, fand er alle ehemaligen Handlungen berechtigt. Doch von der Freundlichkeit seiner Eltern gegen Marianne gerührt, suchte er ihnen gerecht zu werden und kam zu der Vermutung, daß es eine Herzlichkeit geben könne, die aufrichtig sei, ohne von Herzen zu kommen. Ja, er glaubte sogar an den guten Willen der Eltern und entschuldigte sie damit, daß die Natur ihnen zwar ein empfindliches, warmes Gefühl versagt habe, daß sie diesen Mangel aber erkannt hätten und es nach bestem Können mit Hilfe des Verstandes ersetzen wollten. Er war zufrieden mit dem, was sie ihm boten; die Versöhnung war erreicht. Seine Eltern würden mit der Zeit schon erkennen, daß er kein liederlicher Mensch, sondern ein gewissenhafter Haushalter sei, und ihm aus freien Stücken das geben, was sie ihm noch vorenthielten. . . . . . .

Jenem ersten Besuche folgten noch andere; oft weilte auch Marianne allein im Pfarrhause und ertrug alles um ihres Karls willen. Sie nahm geduldig Christine Susannens Tadel wegen ihres häufigen Kleiderwechsels hin, sie senkte errötend das Köpfchen, wenn die Schwiegermutter ihr gute Lehren für Karls Pflege und Wohlergehen gab. Sie duldete, daß die Pastorin sie wie ein unmündiges Kind behandelte, und lächelte auf dem Heimwege darüber, wenn sie daran dachte, daß sie, die Gescholtene, Unerfahrene, das höchste Glück des Weibes, ein neues Wesen in sich bilden und hegen durfte. Aber sie wollte den Frieden, das stille Glück; darum beugte sie sich und ließ gleich den reifenden Getreidehalmen Wind und Wetter über sich dahinrauschen, um, wie diese an der Sonne, an Karls Liebe sich aufzurichten. Sie folgte dem Drängen der Schwiegereltern und mietete, ohne deshalb die eigenen Eltern zu kränken, in einem fremden Hause eine kleine Wohnung, die sie mit Karls ererbten Möbeln behaglich einrichtete.

Hier saßen sie nun an den langen Winterabenden neben dem wärmenden Kachelofen. Karl las aus einem Buche vor oder malte die Zukunft aus, wenn ein Kindchen zwischen ihnen sich bewegte. Marianne lächelte glückselig, sah manchmal versonnen in das Auge ihres Gatten und nähte dann emsig an einem Kinderhemdchen weiter. Oft saßen sie auch Hand in Hand im Dunkeln, ohne zu sprechen, ganz von Frieden erfüllt. Durchs Fenster zitterten schwache Lichtstrahlen in die Stube; kein Laut störte sie. Nur das Glück strich leise über die Saiten ihrer Seelen. . . . .

Im März besprach Engelbauer einen Plan. Er wollte mit Karl und seinem Sohne eine Geschäftsreise nach Königsberg in Preußen unternehmen, um neue Verbindungen anzuknüpfen und die beiden jungen Leute bei seinen Geschäftsfreunden einzuführen. Karl war hierzu gern bereit, und seine Sorgen um Marianne verschwanden, als diese sagte: „Du mußt die Reise mitmachen. Ich bin stark genug, um ohne dich die Zeit zu überstehen. Übrigens kommst du ja wieder zurück, ehe meine schwere Stunde da ist."

Für den 16. April war die Reise festgesetzt, und einige Tage vorher bat Karl seine Eltern, in seiner Abwesenheit sich Mariannens anzunehmen.

„Sei getrost, lieber Sohn!" antwortete Dörrbaum. „Wir werden getreulich über sie wachen."

Und als Karl zum ersten Male schüchtern

davon zu reden anfing, daß er, solange ein Kurator sein Vermögen verwalte, auf die Gnade seines Schwiegervaters angewiesen sei, entgegnete der Pastor: „Nun, das wird auch wieder geändert werden können, lieber Sohn. Von heute auf morgen geht es freilich nicht. Aber — nun, lebe wohl, mein lieber Sohn! Reise mit Gott und kehre gesund wieder!"

Und als nach zärtlichem Abschiede von seinen Eltern Karl das Pfarrhaus verlassen hatte, sagte Dörrbaum zu Frau Christine Susanne: „Siehst du, meine Teure, das ist die göttliche Strafe, daß Karl und sein Schwiegervater auf das Geld warten und es nicht erhalten. Hat Engelbauer ihm die Tochter gegeben, mag er sie auch ernähren."

„Nein, das Geld bekommt er nicht so bald!" rief Frau Christine Susanne leidenschaftlich. „Er soll zuvor sparen und haushalten lernen. Sonst verschleudert er es ebenso wie Lorenz ..."

„Ganz richtig, und bei Fehr ist es am besten aufgehoben!"

Karl aber eilte in die Stadt zurück und trug die Hoffnung in seinem Herzen: Ein Kind und das väterliche Erbe, wodurch er Engelbauer zufriedenstellen konnte. Ihm selbst lag ja nichts an Geld; aber er sah doch ein, daß er als Kaufmann ohne es nicht zu leben vermochte. Nun aber schien die Zukunft sich ihm zu entfalten gleich einer köstlichen Rose; sein Herz war weich, und in dieser Stimmung wollte er seinen Bruder aufsuchen, um sich von ihm zu verabschieden. Lorenz war ihm bisher aus dem Wege gegangen; aber der Gedanke an die weite Reise, an die Möglichkeit des Nichtwiedersehens trieb Karl zu seinem Bruder. In der Dielinggasse lag dessen Geschäft, und als er aus einiger Entfernung zum ersten Stock, der Wohnung seines Bruders, sah, erblickte er ihn und Frau Lucia am offenen Fenster des Chörleins Aber sofort fuhren die beiden, die ihn erkannt hatten, zurück, und als Karl an der Flurtür läutete, erklärte die Magd, Herr und Madame Biener seien ausgegangen.

„So, so!" antwortete Karl, der überzeugt war, daß die beiden irgendwo lauschten, „dann sage Sie den Herrschaften, daß ich sie um ihr Chörlein nicht beneide; denn man kann zwar alles sehen, aber man wird auch schon von weitem gesehen. Guten Tag, und vergesse Sie nicht, den Mund wieder zu schließen!" Er mußte über das verdutzte Gesicht der Magd lächeln und verließ das Haus. Er sann nicht weiter darüber nach, weshalb sein Bruder ihn nicht empfangen hatte. Lorenz wollte nichts mehr von ihm wissen; also mußte er sich darin finden. . . . . .

Am 16. April machte sich Engelbauer mit seinen Gefährten in einer zweispännigen Chaise, von seiner Frau und Marianne begleitet, auf den Weg. Die drei Männer waren wechselweise Herren, Kutscher und Bediente und unterstützten einander in ihren Arbeiten. In dem Dorfe Buch versammelte sich die übrige Gesellschaft, welche nach Leipzig zur Messe reiste. Diese Gesellschaft bestand aus sechzehn Personen, welche teils fuhren, teils ritten. Es versprach, eine kurzweilige Reise zu werden.

Während die andern frühstückten, gingen Marianne und Karl nebeneinander auf einer nahen Wiese auf und ab. Karl war ziemlich erregt und empfand geradezu Angst vor der Reise; sein Weib ermunterte ihn und sagte immer wieder mit lachendem Munde: „Sorge dich nicht um mich ab, Lieber! Ich bin nicht verlassen. Unser Kindlein ist ja bei mir. Bleib du mir nur treu! Ich denke immer an dich, und wenn du in eine Gefahr gerietest, durch meine Liebe, durch mein treu Gedenken würde ich dich daraus befreien."

Da schwanden seine Sorgen. Das Herz ward ihm leichter. Sie lauschten dem Jubeln einer aufsteigenden Lerche, und als es zum Scheiden ging, küßten sie sich, und lange noch, während der Wagen schon weit von den beiden Frauen entfernt war, klangen ihm Mariannens Worte im Ohre: „Ich liebe dich; ich denke stündlich dein!"

Karl suchte aus seiner Reise Gewinn zu ziehen. In ein Tagebuch, das er bei sich führte, trug er nicht bloß alle Begebnisse ein, sondern er notierte auch das Wissenswerte über Land und Leute, bekümmerte sich um kulturgeschichtliche und ethische Fragen und suchte den Ausschnitt aus der weiten Welt vollkommen zu umspannen. Durch die Reise stählte sich sein Mut, er lernte den Wert geselligen Zusammenwirkens kennen und gewöhnte sich, als Realist den Tag und die Nacht zu nehmen.

Hinter Jena hatte der anhaltende Regen auf diesem ohnehin fetten Boden die Wege so übel gemacht, daß die Kutsche bis an die Achsen

im Kote ging und sich der Wagen plötzlich mit den Insassen ganz sanft in den Morast legte, so daß sie eine ziemliche Weile in demselben bis über die Knie herumwaten mußten, bis sie die Kutsche wieder auf den Rädern hatten. Aber bald sahen sie Stadt und Schloß Dornburg, und Karl lauschte eine halbe Stunde später im Gasthause der Unterhaltung zweier Bürger, die von Goethe redeten, den sie von Angesicht zu Angesicht kannten. Er verwunderte sich darüber, daß sie nicht von dem großen Dichter, den er verehrte, sprachen, sondern von dem Beamten, der sich um alles bekümmere, und er mußte es sich erst klarmachen, daß die allergrößten Künstler und Poeten doch auch Menschen waren.

Über Leipzig, wo die Gesellschaft der Sechzehn zurückblieb, ging die Reise nach Berlin, und Biener hatte viel zu notieren.

Am 6. Mai kamen sie nach Danzig, wo vorerst ihr Standquartier sein sollte. Sechs Wochen weilten sie in dieser bedeutenden Seestadt, und stellte Engelbauer tagsüber an Karl auch sehr hohe Anforderungen, so wurde dieser doch nicht müde, Danzig und Umgegend zu durchforschen und die gewaltigen Eindrücke in seinem Tagebuche festzuhalten. Marianne schrieb ihm einen ausführlichen Brief, und aus jeder Zeile glaubte er ihre Abschiedsworte zu hören: „Ich liebe Dich; ich denke stündlich Dein.“ Hatte ihn bis zum Empfang dieses Briefes doch bisweilen eine leise Sorge um sein Weib heimgesucht, so war er fortan ruhig; sein Glück war fest verankert, nichts konnte es zerstören. Er lief durch die Stadt und ihre Umgebung, in der Absicht, zu lernen, sein Weltbild zu erweitern, und erwarb sich einen scharfen Blick für alles, was andere leicht übersahen.

Am 12. Juni reisten sie nach Königsberg ab, und zwar fuhr Engelbauer, der die Chaise und ein Pferd teuer verkauft hatte, mit der Post, wogegen Karl und sein Schwager nur das andere Pferd noch besaßen und abwechselnd ritten oder zu Fuß gingen. Die Reise wäre nicht unangenehm gewesen, wenn nicht unaufhörlicher Sturm, Regen und Kälte die beiden auf dem sumpfigen Wege begleitet hätten. Doch am 15. Juni nachmittags kamen sie wohl, wenn auch durchnäßt und erfroren, in Königsberg an, und ein Brief von Marianne, der von ihrer Gesundheit erfreulicherweise erzählte, entschädigte Karl für alle ausgestandenen Unannehmlichkeiten. Gleichzeitig erhielt auch Engelbauer einen Brief, worin ihm der Pastor Dörrbaum auf seine Anfrage, wann Karl in den unbeschränkten Genuß des väterlichen Erbes gesetzt werde, antwortete, daß dies eine Angelegenheit sei, über die er nicht schreiben könne, die sich vielleicht in einigen Jahren erst entscheide, vielleicht aber auch bald sich regeln lasse. Engelbauer las den Brief einige Male aufmerksam durch, bevor er ihn in seine umfangreiche Brieftasche legte. Er sprach nicht mit Karl darüber, er ging diesem sogar aus dem Wege, und nahm ihn sehr oft nicht mit, wenn es galt, Geschäftsbesuche zu machen. Karl aber wurde von dem Leben in Königsberg beinahe noch mehr angezogen als von jenem in Danzig und notierte eifrig alle Beobachtungen in sein Tagebuch. Er sah ehrfurchtsvoll nach Immanuel Kant, den ihm sein Begleiter eines Tages auf der Straße zeigte, und erinnerte sich einer Schrift dieses Philosophen, die er vor einem halben Jahre gelesen, wenn auch nicht völlig verstanden hatte.

Am 26. Juni trafen die Reisenden wieder in Danzig ein, um die Dominikmesse zu beziehen, die am 5. August begann und vier Wochen währte. Von dieser Messe hatte sich Engelbauer sehr viel versprochen, und er wurde immer mürrischer, je mehr er die schlechte Geschäftslage erkannte. Karl aber machte die Bekanntschaft eines älteren Engländers namens John Adams, der den jungen Nürnberger zu überreden suchte, mit ihm nach London zu reisen, wo sie gemeinsam eine Spielwarenfabrik begründen wollten. Wie lockte ihn der Vorschlag! Er konnte aus dem engen deutschen Getriebe, das ihm täglich klarer wurde, sich in das freie, die ganze Welt umspannende Leben der Welthandelsstadt retten. Er konnte im großen Maßstabe schaffen, während er daheim, um Kleinigkeiten zu erringen, seine Kraft vergeudete. Ihn lockte der Vorschlag, zumal es ihm aus den Worten des Engländers entgegenwehte wie frische, gesunde Luft, durch die er erst der verbrauchten Atmosphäre in seiner Heimat sich bewußt wurde. Lange kämpfte er mit sich. Schon war er willens, seinem neuen Freunde zu folgen, als ein Brief Mariannens ihn veranlaßte, zu verzichten.

„Wie froh bin ich,“ schrieb sie, „wenn Du

zurückkommst. Nicht, als hätte ich Angst. Nein. Aber manchmal möchte ich mich an Deine Brust werfen, mich an Dich klammern. Ich weiß selbst nicht, warum. Ein Geheimnis vollzieht sich in mir; ich bin fröhlich und traurig zugleich. Ich fühle unser Kind, und nachts erwache ich und liege stundenlang schlaflos. Dann denke ich mir aus, wie sich unser künftiges Leben formen wird. Und oft bangt mir um unser Kind, und ich frage mich: Was wird es alles erleben müssen auf dieser Welt? Rein sollte es bleiben, und ich weiß doch, daß es gleich allen andern Kindern von unsichtbaren Mächten durchs Leben gezerrt werden wird und seine kindliche Reinheit verlieren muß. Und dann weine ich mich in den Schlaf und habe ängstliche, garstige Träume. Tagsüber bin ich tapfer, aber nachts beschleicht mich die Angst. Ich bin herzlich froh, wenn Du bei mir bist. Die Welt ist ja groß und schön; aber nirgends so schön als in der Heimat. Und wer wirken will, kann auch in der Heimat wirken." . . . .

Als Karl diesen Brief gelesen hatte, erwachte in ihm das Heimweh; er konnte es kaum mehr in Danzig aushalten. Unaufhörlich dachte er an sein Weib. Für Marianne und seine Eltern kaufte er allerlei Geschenke, und als endlich für den 11. September die Abreise festgesetzt war, lief er durch die Straßen und zürnte der Sonne, die ihm langsamer als zuvor ihre Bahn zu ziehen schien.

Endlich, endlich brach der Morgen an. Engelbauer reiste mit der Post voraus. Karl und sein Schwager traten mit dem einen Pferde die Rückreise an. Jetzt, da es wieder heimwärts ging, war er ruhiger, nur suchte er die Tagesmärsche möglichst auszudehnen. Unterwegs überlegte er immer von neuem seinen Reisegewinn und erwog, was die Zukunft ihm bringen werde. Reifer kehrte er heim, reich an Schätzen, die ihm in künftigen Jahren zinsen sollten. Bald war er Familienvater; bald war durch die Aufhebung der Kuratorschaft seine Stellung im Geschäft eine festbegründete. Ruhige, glückliche Zeiten schaute er in der Ferne, und mit leisem Stolze sagte er sich: „Mein Swammerdam hat mich zum Ziele getragen, weil mein Ich am Steuer gestanden. Klugheit und fester Wille allein helfen dem Menschen."

Berlin und Leipzig lagen hinter ihnen; der Thüringer Wald gab sie frei; sie stiegen ins Maintal, und eines Morgens schauten sie das türmereiche Bamberg. In Erlangen nächtigten sie, und als sie am Morgen des 29. September das Wirtshaus verlassen und in den Nebel hinausziehen wollten, eilte ihnen der Hausknecht nach und überreichte Karl ein versiegeltes Schreiben.

Hinter seinem reitenden Schwager gehend, erbrach er es und las, seiner klaren Überlegung kaum mächtig, den Inhalt. Sein Schwiegervater kündigte ihm den Geschäftsvertrag, da er nicht imstande sei, in diesen schlimmen Zeiten zwei Familien zu ernähren. Eine plötzliche Wut befiel Karl, und wie sinnlos schlug er mit dem Stock auf Disteln, die am Wege standen, ein, bis der junge Engelbauer sich bestürzt im Sattel umdrehte und ausrief:

„Aber Karl, was hast du denn? Von wem ist denn der Brief?"

Da kam Biener zu sich und sagte langsam: „Dein Vater hat mich und mein Weib vor die Tür gesetzt . . . . ."

„Er meint es nicht so schlimm", unterbrach ihn der Schwager. „Ich habe von seiner Absicht nichts gewußt und vermute, daß er auf deine Eltern einen Druck ausüben will, um sie zur Herausgabe deines Vermögens zu veranlassen. Es ist vermutlich nur eine Scheinkündigung."

„Ob Scheinkündigung oder nicht, er hat Sorgen in mein Herz geworfen. Und er irrt, wenn er glaubt, ich lasse so mit mir spielen. Ich halte die Kündigung aufrecht . . . ."

„Du kennst doch meinen Vater", begütigte der Schwager. „Er kennt ja nichts Höheres als sein Geschäft, und wenn meine Mutter ihm nicht von Zeit zu Zeit den Star stäche, wären wir alle übel beraten. Vertraue dich meiner Mutter an . . . ."

„Nein. Die Kündigung besteht, und da ich mit dir, dem Sohne, nicht über die Handlungsweise deines Vaters sprechen will, so laß uns überhaupt von dem Geschehenen schweigen. Nur um eines bitte ich dich, sorge dafür, daß Marianne in den nächsten Wochen nichts davon erfährt. Sie soll ohne Sorgen ihre schwere Zeit überstehen."

Marianne! Mit einem Male war ihm, als schritte neben ihm sein Weib, als wendete sie ihm ihr Angesicht zu und blickte ihn mit ihren sanften Augen an. Sieben Uhr schlug es hinter ihm

auf den Kirchtürmen von Erlangen, und mit den Klängen verschwand auch das Bild. Sehnsuchtsvoll gedachte er der Teuren. Womit beschäftigte sie sich jetzt? Wußte sie von ihrem Vater, daß er heute kommen wolle? Würde sie ihm nicht an den Augen seine Sorgen ablesen?

Der Gedanke bekümmerte ihn sehr, und er sah seitwärts, wo die Morgensonne den Nebel zu durchbrechen suchte.

Ihm war nicht bange um seine Zukunft. Klugheit und fester Wille würden ihm weiterhelfen. Wie leise, vorwurfsvolle Trauer zog durch seine Seele die Erinnerung an Julie. Aber er scheuchte sie in die Tiefen zurück. Nicht Reichtum und Ansehen, nur Ruhe und stilles Glück in bescheidenen Verhältnissen ersehnte er. Und sollte Armut und Not sein Los sein, so wollte er doch mit reinem Herzen vor sein Weib treten dürfen.

Aber warum so bescheiden? Besaß er nicht Kraft und Willensstärke? Sein Ich war gesund und siegte gewiß ebenso über alle Hemmnisse, wie die Sonne, die den Nebel zerriß und jetzt einen leuchtenden Herbsttag über die Erde heraufführte. Swammerdam, sein Lebensschiff, mußte zum Ziele gelangen.

Und rüstig schritt er weiter. Am Horizont stieg wie ein Riesenfahrzeug mit mächtigen Masten die Nürnberger Burg mit ihren Türmen empor, und Heimatfreude erfüllte ihn. Dort ragte der Luginsland auf und weckte die Vergangenheit. Von dort, von dem Gefängnis aus hatte er seine siegreiche Ausfahrt angetreten, zwischen zahlreichen Klippen und feindlichen Seglern hatte er seinen Swammerdam glücklich hindurchgesteuert, weil sein Ich wachend am Ruder gestanden. Was war die Kündigung des Vertrages anderes als eine leichte Störung des Kurses? Um in den ersehnten Hafen einzufahren, durfte er Umwege nicht scheuen.

Und mit einem Male siegte in ihm der kühle, berechnende Verstand über sein Herz, das ihn zu Marianne zog. Er wollte, ehe er sein Weib in die Arme schloß, die Eltern besuchen. Vielleicht gelang es ihm, wenn er ihnen seine Lage schilderte, sie zur Aufhebung der Kuratorschaft zu bewegen. Er baute auf den Inhalt seines Mantelsackes, auf die Danziger Liköre für Papa, auf die seidenen Stoffe für Mutter, auf das reinwollene Kleid für Monika. Es mußte ihm glücken, und Marianne würde ihm den Umweg gern verzeihen. . . . .

Um 11 Uhr betrat er das Pfarrhaus zu Wöhrd. Ohne jemand zu begegnen, gelangte er an die Wohnstubentür und pochte mit siegesgewissem Lächeln an. Niemand antwortete. Er pochte von neuem und hörte erregtes Reden. Da öffnete er vorsichtig die Tür, und sein Lächeln wich gespanntem Erstaunen. Weinend saßen Mutter und Schwester am Tische, und Papa schritt schweren Schrittes auf und ab. So fassungslos, so ohne ihre ihm wohlbekannte Würde hatte er die Eltern noch niemals gesehen.

Ohne seinen Gruß zu erwidern, rief der Pastor:

„Weißt du es schon?"

„Was denn?" Eine schreckliche Angst um Marianne schoß in ihm empor, und starr blickte er in die trostlosen, auf ihn gerichteten Augen Gottliebens.

„Fehr hat Bankrott gemacht. Alles ist verloren, alles!"

Da hielt er sich an der Tischkante fest und kämpfte mit Lachen und Schluchzen und verstand nicht, was die Eltern klagend und scheltend durcheinander redeten. Nur das eine hob sich klar aus der Wirrnis der Gedanken hervor: Sein Weib hatte kein Unglück betroffen.

Und diese Gewißheit verlieh ihm die Kraft, das Durcheinander der Reden zu ordnen und die Lage zu überblicken. Dazu gesellte sich die Erinnerung an das, was Lorenz in Regensburg zu ihm über Fehrs Geschäftsführung gesprochen hatte. Zugleich aber hörte er auch wieder die Worte seines Bruders: „Wenn du nicht willst, dann muß ich eben mit allen möglichen Mitteln versuchen, daß ich wenigstens meinen Anteil rette. Aber wenn du den deinen verlierst, mache nicht mir, sondern dir Vorwürfe!"

Lorenz hatte wahr gesprochen, und schmerzlich dachte er daran, daß seine Zukunft sich sorgenschwer gestalten würde. Ohne Stellung, ohne Vermögen sollte er für sich und die Seinen das tägliche Brot verdienen. Arme Marianne! wie viele Tränen werden dir aus den Augen rinnen auf das Köpfchen unseres Kindes! Aber gottlob! uns eint herzliche Liebe, und ich werde siegen; denn ich will. Mutig beschloß er, dem Unglück ins Auge zu blicken und fragte die Eltern: „Aber wir besitzen doch noch das väter-

liche Haus in der Breiten Gasse. Nicht? Und einen Teil des Vermögens haben Sie ja bei unserer Stadt angelegt. Oder irre ich mich?"

Dörrbaum entgegnete erregt: „Das Haus, jawohl. . . . Aber das ist heutzutage nichts mehr wert. Wir bekommen nicht die Hälfte von dem, was es vor vierzig Jahren gekostet hat. Und unsere Stadt! Sie steht ja auch vor dem Bankrott. Sie hat abgewirtschaftet und zahlt keine Zinsen. Es ist alles, aber auch alles verloren."

Dumpfe Stille herrschte in der Stube. Einmal flüsterte Gottliebe der Mutter etwas zu; aber diese wies sie zornig zurück und begann von neuem zu klagen. Da saß Gotliebe und sah mit starren Augen zu ihrem Bruder. Der wollte den Eltern zurufen: „Seht, das kommt von eurem Trotze! Warum habt ihr mich so bestraft und mir mein Vermögen vorenthalten?" Aber er brachte die Worte nicht über die Lippen und blickte traurig vor sich hin. Und mit einem Male war ihm, als öffneten sich erst seine Augen und erschauten alles anders, als es ihm zuvor erschienen: Würdelos, niedrig war das Benehmen der Eltern. Wie konnten sie, die ein Dach über den Häuptern und ein sicheres Einkommen besaßen, also dem verlorenen Vermögen nachjammern! Was sollte er tun, der nicht Haus, nicht Einkommen sein eigen nennen durfte? Er fühlte, wie es ihn zum Lachen reizte, zu jenem Lachen des Spottes, der Verachtung, das Mortuus ihm anempfohlen hatte. War es nicht lächerlich, daß seine Eltern dem gemeinen Gelde nachseufzten? Daß die Menschen ihr Glück und Unglück mit Geld messen? Es kam ihm unsagbar lächerlich vor, aber zugleich war er erbittert über die Torheit des Menschengeschlechtes, das sich selbst zum Sklaven seiner eigenen Produkte gemacht hat. Er wollte über dem Treiben der Allgemeinheit stehen und der Torheit seiner Erdgenossen nicht mehr opfern, als was unumgänglich nötig war.

Eine Weile hörte er noch den Eltern zu, wie man den Fieberreden Erkrankter lauscht; dann holte er aus seinem Mantelsack die Geschenke, legte sie auf den Tisch und sagte: „Leben Sie wohl, liebe Eltern! Ich will heim zu Marianne!"

Die Eltern nickten ihm kaum zu, und als er unter der Tür sich noch einmal umwandte, sah er Gottliebe sich erheben, mit seltsamer, fast feierlicher Bewegung langsam dem Stuhle der Mutter sich nähern und hörte ihren Schmerzensschrei: „Mutter! Mutter, warum . . . ." Weiter vernahm er nichts, da er die Tür hastig schloß und aus dem Hause eilte.

Die letzten Töne des Zwölfuhrgeläutes verhallten, da er in den goldenen Herbsttag hinaustrat, und rasch, hoffnungsfroh und kampfbereit wanderte er weiter. Unter dem herbstfahlen Blätterdache des Weges kamen ihm die Worte in den Sinn:

**„Ich fahr' hinaus,
Grüß' Haus um Haus,
Steh' bittend still an jeder Tür,
Ob keine Hand
In fremdem Land
Voll Mitleid winket mir."**

Er lächelte, als er jener Zeit der Sehnsucht dachte, und freute sich, daß dieses Jugendlied nicht die Wahrheit sagte. Er brauchte nicht um Liebe, nicht um Mitleid zu betteln; daheim harrte Marianne seiner, und kehrte er auch zurück mit Enttäuschung, sie war tapfer und blieb ihm treu zur Seite.

Allerlei Pläne zogen ihm durch den Sinn; am meisten lockte ihn der Vorschlag jenes englischen Freundes. Irgendetwas mußte geschehen, und lieber gleich etwas Großes, als daß er mit kleinlichem Ringen um das tägliche Brot seine Kräfte zersplitterte. War nur Marianne erst wieder gesund, dann wollten sie gemeinsam beraten. . . .

Vor ihm tauchte das alte Mauerwerk der Heimatstadt auf, und bald betrat er sie selbst. Aber ihn, der noch eben so mutig gewesen, überschlich ein seltsames Bangen. Es war die Mittagsstunde. Goldenes Herbstlicht umflutete die Giebel und spiegelte sich in den Fenstern. Doch nirgends das wogende Leben einer volkreichen Stadt! Kein Laut! Da lag ein schlafender Hund auf einem sonnigen Fleckchen. Dort stand vor einem Wirtshaus ein Pferd mit gesenktem Kopfe. Und die wenigen Menschen, die er sah, gingen still ihren Weg. Gab es auch eine Geisterstunde am lichten Tage? War die Heimat tot? Seine Schritte hallten in den stillen Gassen, und er sehnte sich nach Leben. Er hätte springen mögen, und ihm war, als hemmte eine dunkle Gewalt seinen Gang. Eine tiefe Trauer erfüllte

seine Seele, und die Angst vor der Einsamkeit folterte ihn. Nach Menschen seufzte er, nach frohem Lachen, nach Kinderlärm, und er sah nichts als die leuchtenden Giebel und die leuchtenden Kirchtürme. . . . .

Müde schritt er weiter, und als er sein Haus erblickte, stand er eine Weile schwer atmend still, ehe er sich ihm zuwandte. Gottlob! noch eine Minute, und an der Brust seines Weibes sank die Angst von ihm.

Er trat durch das dunkle Tor und stieg die düstere, breite Holztreppe hinan. Eine Gestalt, vermutlich die Magd, eilte, ohne ihn zu sehen, in die Küche. Jetzt legte er die zitternde Hand auf die Klinke der Wohnzimmertür und öffnete sie vorsichtig, um sein Weib, wenn es vielleicht schlummere, nicht zu erschrecken.

Es flimmerte ihm vor den Augen. Sonnenlicht wogte durch die offenen Fenster, und dort auf dem Tisch . . . was bedeutete das? Zwei brennende Kerzen und ein glänzendes Kruzifix! Er taumelte in das Zimmer. Seine Augen blickten starr nach dem Bette. Dort lag Marianne mit gefalteten Händen. Sie schlief. Schlief sie? Schlief sie? Er beugte sich mit angstvollem Blick über sie, und dann . . . mit dem Schrei der Verzweiflung stürzte er zu Boden.

— — — — — — — — — — — —

In den Gassen erwachte das Leben. Kindergeschrei und Wagengerassel erscholl. Die Mittagsstunde war vorüber. Da hörte er eine ihm wohlbekannte Stimme, ohne noch die Worte zu verstehen. Er fühlte eine Gestalt neben sich knien und seine Hände halten. „Marianne!" murmelte er und erwachte wie aus einem fürchterlichen Traume. Er öffnete die Augen und sah in das trauernde Gesicht seiner Schwester. Und jetzt kehrte die Erinnerung an die schreckliche Wirklichkeit in ihm zurück. Er kniete neben dem Bette, und sein Antlitz in die Kissen drückend, weinte er bitterlich. . . . . .

Und eine Weile erklang nur Weinen und Schluchzen in der Stube, als wollte der Schmerz alle anderen Gefühle austilgen. Nach geraumer Zeit aber fing Gottliebe an, von der Toten zu erzählen; sie hoffte, den Bruder dadurch allmählich zur Fassung zurückzuführen. Allein ihre Worte verhallten, von ihm wohl gehört, aber nicht verstanden. Doch jetzt traf ihn ein Wort und griff ihm ins Herz, und beinahe wild, als verlange er Bestätigung seines Hoffens, fragte er: „Wann ist sie verschieden? Um sieben Uhr? Heute früh?"

„Ja, heute um sieben Uhr in der Frühe."

Da blickte er auf sein Weib und flüsterte: „Du warst bei mir in der Stunde deines Sterbens. Im Nebel schwebtest du neben mir und lächeltest mir zu. Bis zum Tode treu . . . ." Und schluchzend sank er von neuem nieder.

Gottliebe aber redete weiter und suchte ihn zu trösten, obgleich sie wußte, daß er sie nicht beachtete. Mütterlich, wie einem kranken Kinde, flüsterte sie ihm zu und hielt seine Rechte in ihren abgearbeiteten, schwieligen Händen. Ihn aber stachelten die Worte, die seinen Schmerz einlullen sollten, auf. Er riß sich von ihr los, und in die Mitte des Zimmers tretend, rief er:

„Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen, mein Lebensglück, sagst du und rätst mir, ich solle mich beugen? Wer ist denn dein Gott? He? Blicke nicht so madonnenhaft! Er soll die lauterste Gerechtigkeit sein und raubt mir mein Weib, mein Glück, das Wesen, das mich aufrechterhalten hätte in dieser verlogenen erbärmlichen Welt? Ich lache sein und lache euer, die ihr euch vor einem solchen Gotte beugt. Stärker als er bin ich, und wenn ich seine Herrschaft nicht mehr ertragen will und kann, so mache ich mich frei, wie Mortuus es getan. . . ."

Gottliebe ging auf den Bruder zu und faßte die Hände des Widerstrebenden. „Laß mich reden," sprach sie, „einmal von Herzen reden, dann magst du tun, was du für recht hältst. Sieh, Mortuus war ein Lügner. Ich lasse dich nicht los; ich ringe mit dir, Mortuus war ein Lügner, und wer glaubt einem Lügner? wer will die Worte eines Lügners nachplaudern? Auch mich wollte er umstricken mit seiner Verherrlichung des Ichs. Ich erkannte die Lüge und kam hinter das Geheimnis, daß unser Ich nur kräftig ist und kräftig wirkt, wenn es für andere sich regen kann. Wir dürfen nicht andere ausnützen, um unser Ich erstarken zu sehen, sondern wir müssen anderen nützen, um stark zu werden. Was sind wir einzelnen Menschen unter den Millionen? Nichts, weniger als ein Sandkorn. Und doch sollten wir es wagen dürfen, uns der Gottheit gleichzusetzen, ja, uns sogar über sie zu erheben? Das ist eine Lüge. Ohnmächtig sind wir alle, und dienen, in Be-

scheidenheit dienen sollen wir einander. Aber Wahrheit, Aufrichtigkeit und das Streben nach Höherem sollte uns einen. Wo dies fehlt, herrscht ebenfalls die Lüge. Du wunderst dich über deine Schwester? Ja, du bist berechtigt, dich zu wundern. Ich war lange die geduldige, folgsame Tochter, die still tat, was man ihr auferlegte .... die ihr Lebensglück der Folgsamkeit opferte, die vor den Strafen des Jenseits wie vor der mütterlichen Rute zitterte. Aber ich lernte. Im Kampfe gegen Mortuus erstarkte ich, und langsam, unter Schmerzen kam ich zu der Erkenntnis, daß mein bisheriges Leben wohl ein Dienen war, aber ein Dienen der Lüge, der Unaufrichtigkeit. Höre mich nur noch ein paar Minuten an, Karl, nur noch ein paar Minuten! Als du heute zu den Eltern kamst, hatten sie schon den Tod Mariannens erfahren.... Du erschrickst? Sie wußten darum; aber der Verlust des Mammons schnitt ihnen tiefer ins Herz, als der Tod deines Weibes. Da, Karl, da fielen die Ketten von mir, die mich an sie gefesselt hielten die vielen langen, langen Jahre.... Ich verließ ihr Haus. Dienen will ich, doch nicht der Lüge. Nimm mich auf! Als Kinder haben wir oft zusammen um die uns fehlende Mutterliebe geweint, laß uns auch fortan zusammenbleiben ....."

Karl seufzte. „Auf meinem Swammerdam ist kein Platz für dich. Nein, Gottliebe! Er ist zerschellt, und du sollst nicht mit mir Schiffbruch leiden. Dort, dort bei Marianne ist mein Platz ....."

Er wollte sich von seiner Schwester lösen; sie aber umklammerte ihn und sprach: „Dein Swammerdam ist nicht zerschellt, sondern kann ruhig weitersegeln, wenn du den Eigendünkel, das Ich über Bord wirfst und das Dienen, die Hoffnung an Bord nimmst. Nicht nach den Demantküsten des alten Mortuus darfst du blicken, sondern nach dem mußt du sehen, was dir Tag und Stunde bringen. Vertraue der Zukunft und diene! Nur so heilt die Wunde, nur so treibt neues Glück Wurzeln ...."

„Wem sollte ich dienen?"

„Deinem Kinde."

„Meinem ....?" Er sah sie sprachlos an und blieb mit starrem Blicke stehen, als sie in das Nebenzimmer eilte. Sie kehrte wieder und brachte ein schlummerndes Kind, das im Wickelkissen lag und die winzigen Fäustchen ans Kinn gelegt hielt.

„Hier, nimm die Hoffnung und das Dienen an Bord, Karl!" sprach sie und gab ihm das kleine Wesen. Er schien sie nicht zu verstehen und sah auf das kleine Geschöpf herab.

„Nun trägt dein Swammerdam ein heiliges Gut", flüsterte Gottliebe.

Er achtete nicht auf die Schwester, sondern blickte zu dem Kinde nieder. Und das streckte sich jetzt in dem Kissen, öffnete die Fäustchen und schlug die Augen auf. Mit großen, dunklen Augen schaute es lange zu seinem Vater. Da fielen von Karls Lidern Tränen auf die Stirn seines Kindes; er beugte sich zu ihm herab und küßte mit zuckenden Lippen die Augen des winzigen Geschöpfes.......



Gebrochene Flügel.

Novelle
von
Oswald Meyer.

1. Fortsetzung.

5. Kapitel.

Es gibt immer Menschen, die eine besondere Freude und ein treffliches Geschick darin haben, ihren lieben Mitmenschen Salz in die frische Wunde zu streuen.

So fand sich eine gute Seele, die ihr heute eine Zeitungsnotiz hübsch rot und dick angestrichen auf den Schreibtisch sandte, daß der bekannte Musiker und jetzige Kapellmeister des . . . Orchesters, Rudolf Marrow, eine Oper vollendet, die dann und wann und da und dort zur Uraufführung gelangen sollte. Rudolf Marrow — kein anderer als ihr ehemaliger Freund, der sie verlassen.

Nach Titel und Inhaltsgabe war es kein Zweifel, daß die Oper auf einen Stoff zurückging, zu dem Gisela den ersten Gedanken gehabt und den Grund gelegt hatte. Erst war es wie Rührung und eine stille Freude, daß ihre gemeinsame Arbeit nun, wenn auch sie selbst längst abgetan war, zu Ehren kam. Als wär' ein Kind, das lange Haus und Mutter verlassen und in die Fremde gefahren, nun draußen tüchtig und berühmt geworden. Aber was Gisela dann des näheren hörte, war angetan, ihr alle Freude zu zerstören. Daß ihr Name nicht genannt war, schmerzte sie nicht. Welch junger Held sagt den Namen seiner Mutter — und gar, wenn sie so wenig angesehenen Standes ist. Aber eine andere Frau wurde als Autorin genannt. — Und nun war es ihr, als hätte Rudolf ihr Kind der Fremden zur Erziehung ausgeliefert, ihr gemeinsames Heiligtum verraten. Der erste Zorn wurde bald abgelöst von einem tiefen Schmerz, sie vergrub sich in ihrer kleinen, verlassenen Wohnung, wo so viele Erinnerungen an Rudolf waren, und die lodernden Rachegedanken gegen die unbekannte Nebenbuhlerin, von der sie ohne weiteres annahm, daß sie auch auf Rudolfs Herz ein Recht besaß, wandelten sich in tiefen Haß gegen Rudolf den Verräter. Wäre er ihr jetzt begegnet . . .

Das stille Haus im Garten, wie sie die Wohnung der Frau Rat nannte, betrat sie jetzt nicht. Die milde Luft, die gemessene Stille dort ertrug sie jetzt nicht. Aus den brauenden Nebeln ihres Zorns gestaltete es sich zu einem festen Plan: Zur Uraufführung des Werkes wollte sie in die mittlere Residenzstadt fahren, dort ihn stellen, was dann kam — — tausend Pläne und Möglichkeiten jagte sie durch die Gedanken, deren Ende sie nicht sah, und deren Zweck nur war, Rudolf zu demütigen und zu strafen.

Da machte das Schicksal mit einem seiner Meisterstriche alle Traumgebäude der Wut und alle Kartenhäuser der Rachsucht durch eine Handbewegung zu schanden. Gisela fuhr des Abends zum Bureau, wohin sie zu einer Besprechung gebeten war. Sie stand auf der überfüllten Plattform einer elektrischen Bahn, da — während sie durch die helle, nasse Straße brauste, tauchte vor ihrem Auge aus dem Gewühl eine Erscheinung — das Herz drohte ihr still zu stehen . . . Er, er — Rudolf.

Wie betäubt stand sie noch, alles kreiste um sie. Der Wagen hielt, wer aus- und einstieg, stieß sich an ihr, die wie blind im Wege stand. Der Wagen setzte sich schon in Bewegung, da, mit plötzlichem Entschluß stieg sie rasch ab und mischte sich in den Strom der Straße, der ihr Rudolf entgegenbringen sollte.

Mit heißen Augen, wie ein Tier, das auf Jagd geht, suchte sie in der lauten, hastigen, vergnügten Menge, dabei in beklommener Angst, daß sie kaum zu atmen vermochte.

Und nun — — da — da war er. Nachlässig, nein müde, in Gedanken versunken, nichts von seiner früheren Kraft und Frische. — Sie

drückte sich an die Häuserreihe, ihn ungesehen beobachten zu können. So müde war er, so traurig, und ihr Frauenauge fand sogleich, daß seine Kleidung nicht mehr so ordentlich war, wie damals, als sie noch für ihn sorgte.

Nun war er nicht mehr drei Schritt von ihr entfernt — Rudolf! wollte sie rufen. Aber sah er sie denn nicht, war es denn möglich, daß er ihre Nähe, daß er ihr Auge nicht fühlte . . . Ach wie fern, wie fremd war sein Auge.

Vorüber — — sie ließ ihn vorübergehen. Aber dann brach es über sie: er ist unglücklich, einsam, ich muß ihm helfen. Vielleicht, ach vielleicht kann er mich brauchen. Sie eilte ihm nach — — verschwunden, versunken war er in dem Strom der Straße.

Ein Blick auf ein helles Zifferblatt: und hastig eilte sie ins Bureau, zerschlagen, tief unglücklich, als hätte sie ihn jetzt erst verloren.

Die Arbeit wurde ihr schwerer als je. In Angst und Ungeduld wartete sie auf den Tag der Aufführung. Am frühen Morgen des dieser Aufführung folgenden Tages war sie auf dem Wege und kaufte alle Zeitungen auf, um sie wie eine Beute in ihre Wohnung zu tragen. In ihrer Erregung wagte sie nicht, vorher einen Blick hineinzuwerfen, aber nun, hochklopfenden Herzens stand sie und breitete die Zeitungen aus und suchte — suchte mit zitternden Händen die erste Zeitung durch, die ihr wohl bekannt war.

Kein Wort, ob sie sie dreimal Spalte für Spalte und Überschrift für Überschrift durchsuchte. Dann in der zweiten fand sie eine kurze Notiz: „vermochte nicht zu interessieren," eine dritte: „unverkennbare Ablehnung."

Am Abend erst und in den folgenden Tagen kam, tropfenweise, die Unglücksnachricht zu ihr: Allgemein war die Ablehnung, unverkennbar der völlige „Durchfall" der Oper. Und mit harten, höhnischen, ausgesucht boshaften Worten, die ihr messergleich ins Herz schnitten, wurde Werk und Schöpfer abgetan. Talentlosigkeit, Kapellmeistermusik, wirres Durcheinander, Berliner Anmaßung — das Libretto von lächerlicher Kindlichkeit ohne eine Spur von Originalität, ohne Entwicklung und Zusammenfassung.

Zwei Tage ließ sie hingehen, dann hielt sie nichts mehr. Sie ging zu ihm. Er war zu Haus, und er ließ sich sprechen. Befremdet, besorgt, mit aller männlichen Ablehnung einer „abgetanen Sache". In der ganzen männlichen Angst vor Tränen, Bitten Vorwürfen und Rückfällen — und fest entschlossen, hart zu bleiben, so empfing er sie. Als er ihr aber ins Gesicht sah, wo durch die Angst der Mut blickte und die Sorge um ihn, als er hörte: „Ich komme wegen der Oper, ich habe ja auch mein Teil daran", und als er merkte, daß sie „nichts von ihm wollte", da legte sich sein Mißtrauen mehr und mehr, und ihre klugen, kühlen Worte hatten bald eine Verbindung geschaffen zwischen ihnen.

Gewählt war jedes Wort. Sorgfältig vermied sie, daß eine ihrer heißen, sehnenden, qualvollen Empfindungen ihn erreichte. Ganz sachlich redeten sie, nur über sein Werk — doch ihre große Sachlichkeit und der eifrige Ernst, mit dem sie für seine Sache eintrat, die doch für sie verloren war, sprachen ein eindringlicheres Wort für ihre alte, unerschütterte Liebe, als alle lauten Versicherungen und Gefühlsausbrüche es vermocht hätten.

Tapfer und heiter war ihr Reden, und doch mußte sie in jeder Sekunde heiße Tränen von sich weisen. Denn wie traurig, wie traurig war das alles! Rudolf in Sorgen, vernachlässigt, heimatlos in seiner eigenen Wohnung, in der ein seelenloses, behagliches Philistertum herrschte. Und hier so manches Stück, das sie einmal gemeinsam gehabt, woran sich gemeinsame Erinnerungen knüpften. Der Schreibtisch lag in einer wüsten Wirrnis, es fehlte die verständnisvoll ordnende Frauenhand. Das traurigste aber war, wie er über der Oper sprach.

„Das liegt hinter mir. Abgetan. Und interessiert mich gar nicht mehr — schon lange nicht. Hätte sie nur längst wegtun sollen. Nun habe ich sie mit Gewalt zu Ende geschrieben, das war der Fehler, und du siehst ja den Erfolg."

Tränen stiegen auf, kaum konnte sie ruhig antworten, da er so lieblos von dem Werke sprach, an dem doch auch sie einen Anteil hatte, und an dem sie mit ganzem Herzen hing.

„Und woran arbeitest du jetzt — oder was beschäftigt dich jetzt?" verbesserte sie sich, da ihre erste Frage ihn unangenehm zu berühren schien.

Doch auch auf dieses lehnte er ein Eingehen ab und gab ihr Worte, die nicht viel mehr als Ausflüchte waren. Es klang, als habe er etwas zu verschweigen.

Da wurde ihr Auge so ernst und stark, daß er das seine zu Boden schlagen mußte. So war es wahr: zu keiner ersten Arbeit mehr fand er Muße, sein schönes Talent verlief und versandete . . . Nun schwieg sie nicht länger, und mit eindringlichen Worten sprach sie zu ihm, bat ihn, flehte ihn an: „Glaube wieder an dich. Du bist ein Künstler, du mußt nur wieder erst die Kraft finden, ernst und rücksichtslos zu arbeiten. — Ich war dir im Wege — sagtest du, und darum bin ich gegangen, ohne dich zu quälen. Wenn ich denken sollte, es wäre umsonst gewesen . . ."

Er kämpfte noch mit sich, dann brach es aus: Vorbei sei es mit ihm, matt und lahm seine Kräfte — nicht die gewöhnlichen, denn er habe ja Erfolge als Kapellmeister wie nur je — aber die heilige innerliche Kraft, die ihn einmal getragen habe, die sei hin, verflogen; tot, leer sei es in ihm.

Eine heimliche Freude lohte auf in ihr: Leer war's in ihm, seit er sie nicht mehr hatte. Aber bald war eine bessere Freude da: sie würde ihm wieder helfen können, durch sie würde er wieder der Alte werden.

So redete sie ihm zu. „Verzage nicht. Versuch's noch einmal. Und die alte Oper! Laß mich den Text durcharbeiten, laß mich von vorn anfangen — ich habe ihn ja nur im ersten Entwurf hingetan . . . dann arbeiten wir wieder zusammen. Ich komme, wenn du willst. Will dich Wochen und Monate nicht sehen, nur wenn du mich haben willst . . . Gott im Himmel — dann wäre ich doch noch zu etwas gut!"

Da wurde das Auge des großen Mannes feucht, er reichte ihr die Hand, und etwas von Hoffnung und Ruhe zog in sein Wesen: „Ja, Gisela. Ich will wieder arbeiten — und du sollst mir helfen."

Draußen ging die Tür. Es klopfte — eine Dame trat herein. Blond und jung und zart, von großer Anmut, aber auch von einiger Unbedeutenheit, wie Giselas abschätzender Blick nicht ohne ein Gefühl der Genugtuung feststellte.

Die Frauen sahen sich an — und kannten sich, noch ehe Rudolf in seiner Verwirrung sie vorgestellt hatte. Sekundenlang traf Gisela aus den milden blauen Augen der anderen ein Blick voll Mißtrauen, Sorge und Angst. Dann war die blonde Junge wieder ganz Demut und Ergebenheit — aber die Angst mit der sie nun Rudolf betrachtete, die Innigkeit, mit der sie seinen Worten, jeder seiner Bewegungen folgte, sprachen so viel von echter Liebe, daß Gisela dem reizenden jungen Mädchen gern verziehen hätte — — — wäre sie nur nicht schuld gewesen an Rudolfs Niedergang.

Klüglich und bescheiden war die Blonde hinausgegangen, und als Rudolf ihr folgte: „Wart' einen Augenblick, wir sprechen nur über die Oper", sagte sie ergeben und mit leisem Vorwurf: „Davon verstehe ich ja freilich nichts."

„Ach was."

„Ich werde lieber gehen, ich stör' dich bloß . . ."

„Du mich stören? Natürlich bleibst du . . ." Er wurde nachdenklich. „Das heißt, wir werden doch länger zu reden haben, da wird es vielleicht doch zu spät für dich."

Bekümmert sah die Blonde auf zu ihm. „Du . . " sagte sie leise in besorgter Liebe.

„Ja?"

„Rudolf — ach Rudolf!" Ungehemmt klang die Angst durch ihre Worte. „Mit ihr kann ich mich ja nicht vergleichen . . ."

„Aber Friedl!" rief er halb ärgerlich. Doch ein Blick in die treuen blauen Augen besiegte ihn. Der Duft des schimmerblonden Haares stieg auf zu ihm und einen Augenblick barg er sein Gesicht darin, während er sie an sich zog. „Du bist doch mein Friedl," sagte er begütigend, „mein liebes Friedl, das weißt du doch. Und morgen kommst du wieder."

Gisela mußte all ihre Selbstbeherrschung zusammennehmen, um nicht mit einem harten Wort über die „Blonde" herzufahren, deren Bild sie in Rudolfs Abwesenheit mit raschem Auge überall im Zimmer gefunden hatte. Und als er zurückkam, lag es ihr auf den Lippen: „Rette dich vor ihr! Siehst du denn nicht, daß sie es ist, die dich deiner Arbeit und deinem Leben entfremdet?"

Aber sie schwieg, und nur ihr gesteigertes Interesse an seiner Arbeit, ihr feinfühliges Verstehen seiner Art sollte ihm die Augen öffnen.

Rudolf aber gab sich der Stunde hin im frohen Gefühl doppelten Besitzes. Unbefangen von jeder ablenkenden oder verwirrenden Empfindung, im wohltuenden Gefühle seiner Freiheit konnte er mit Gisela in voller Kamerad-

schaftlichkeit sprechen. Und so ließ er sich von seiner männlich-bequemen Selbstherrlichkeit einreden, bei ihr stände es nicht anders, auch sie sei glücklich und zufrieden mit dieser Kameradschaft. Dankbar nahm er ihren Rat hin und sprach es aus: daß sie nun zu einer rechten Freundschaft sich gefunden. Gisela senkte den Blick, um ihn ihr Auge nicht sehen zu lassen, und mußte schweigen.

In stundenlangem Reden waren sie über seine Oper zu vollem Einverständnis gekommen, und es war abgemacht, daß sie in gemeinsamer Arbeit darangehen wollten. Ihre Aufgabe war nun erfüllt, und sie machte sich auf den Weg.

„Ich begleite dich“, sagte er in seiner Dankbarkeit und mehr noch in dem frohen Wunsch, von ihr zu hören.

Abend war es, die Straßen still. Freudig bewegt schritt er neben ihr her. In ihr war jede Kraft geweckt, angespannt jeder Nerv, lebenskräftig, gebefroh ihr Geist. Mit einem tiefen Behagen sprach er mit ihr — wie in lang' gewesener Zeit, als es keine Frage gegeben, der sie nicht gemeinsam auf den Grund gingen. „Der Arme,“ dachte sie, „er hat ja keinen, mit dem er reden kann. Er hungert ja!“ Und sie hegte ein zärtlich armes Glück, ihm doch ein wenig sein zu können.

Nicht weit mehr waren sie von Giselas Wohnung, doch keiner hatte Lust, gute Nacht zu sagen. Sie schritten die Straßen auf und ab, dem Tiergarten zu und wieder zurück, und immer mehr wurde es, was sie sich zu sagen hatten. An einem Café kamen sie vorüber, wo sie im Kreise fröhlicher Kameraden im Geiste so manchen Abend, manche Nacht verplaudert. Rudolf blieb stehen: „Weißt du noch?“

Sie nickte — und sie traten ein. Von alten Freunden fand sich niemand. Gottlob. Ihr alter Platz war aber unbesetzt, der Wirt begrüßte sie, bei einem guten Cherry Brandy war's wie in alter Zeit, wovon sie sprachen: seine Kunst, die Aufgaben seines Lebens. Von neuem tat sich Altgehofftes, längst Aufgegebenes, in neuer Hoffnung grünend, vor ihnen auf. Er fühlte neue Kräfte — und neue, immer neue Kräfte wuchsen auf in Gisela. Es war in später Nacht, daß sie vor ihrem Hause schieden und sich die Hände schüttelten viele Male.

„Nun kann uns nichts mehr trennen“, sagte er aus vollem Herzen. „Nun sind wir Freunde.“

Sie nickte stumm — und wußte es anders.

„Morgen fängst du mit dem Text zur Oper an“, fuhr er fort, „Und sobald der erste Akt fertig ist, bringst du ihn mir . . . und ich schick dir morgen die Partitur. — Gute Nacht!“

---

6. Kapitel.

Nach einer Nacht, in der sie dem öden Schlaf vor den sich jagenden Hoffnungen, Plänen, Gedanken und Träumen nicht eine Sekunde gönnte, war Gisela am frühen Morgen bei ihrem Manuskript, mit neuem Eifer am Text der Oper zu arbeiten. Ein wirkliches Kunstwerk sollte es werden. Kein jämmerliches „Libretto“, aber auch nicht die harte, wie in Stein gehauene Form der Wagnerschen Werke, aus der wie aus einem Becken springbrunnengleich die Ströme der Musik sprudelten, und die ohne diesen strahlenden, zur Höhe eilenden Fluß tot und leer lagen. Eine Dichtung sollte dieses Drama sein, um das sich, wie um eines Hauses feste Mauer, Ranken und Rosen gleich, die Musik spann, durch dessen Räume sie rauschte wie Sonnenlicht, in dessen Garten sie Grünen und Vogelsang brachte — in das sie schuf das blühende Leben des menschlichen Leidens und Liebens.

So hatte es werden sollen. Und an den Gedankengang, mit dem sie vor Jahr und Tag die Arbeit verlassen mußte, knüpfte ihre Erinnerung noch lebendig an. Die alten Gefühle wurden wach — so ging sie ans Werk. Und dennoch — es wollte nicht werden. Anfangs schob sie das Mißlingen auf die Bewegung durch das Erlebnis, auf die Ermüdung nach der schlaflosen Nacht. Aber die Tage gingen hin und der Geist kam nicht über sie.

Fieberhaft kämpfte sie mit dem Stoff, sie wartete, hoffte, schlaflos gingen die Nächte hin . . . und sie mußte doch schaffen, es handelte sich ja um sein ganzes Heil. Konnte sie ihn jetzt den Fängen der Blonden nicht entreißen, dann nie. . . . Sie wollte ja nichts, nichts haben von ihm, nur ihn sich selber retten. — Sie kämpfte und arbeitete — umsonst. Eine Woche verstrich — es war nichts da, was sie ihm

schicken konnte. Aber, sonderbar, auch er sandte ihr nicht die Partitur — und hatte es doch fest versprochen. Er hatte ihr schreiben wollen, sie zu sich bestellen, wenn er sie brauchte — kein Wort hörte sie von ihm. So überwand sie endlich alle Bedenken, zum zweiten Male sich ihm zu nähern. Sie schrieb ihm. Zu eingehenderer Besprechung über das Manuskript bat sie ihn; ein Zusammengehen wenigstens im Anfang sei doch nötig, wie er selbst gesagt. Und neulich hätten sie doch über das Wichtigste, die Oper, kaum ein paar Worte gesprochen.

Dieser Brief, in seiner sachlichen Ruhe und voll Ergebenheit, kam Rudolfs Wünschen nur entgegen. Denn seit Giselas Besuch befand er sich in einer quälenden Unruhe. In erhobener, ja, erhabener Stimmung war er an jenem Abend nach Hause zurückgekehrt, von Ehrfurcht vor ihrem tapferen, starken Geist, der sich in allem Ungemach bewahrt, bewährt. Voll Bewunderung für ihre unerschütterte treue Liebe. Er hoffte, mit ihrer Freundschaft würde der alte Geist wieder zu ihm kommen, der Geist der guten Arbeit. Jetzt erst glaubte er so recht zu wissen, wie viel er an Gisela verloren, mit einem Male verstand er nicht mehr, warum er sich so ganz von ihr losgemacht hatte. — So gestimmt kehrte er zurück in die Welt, in der — Elfriede Herrin war. Und alles an dieser schien ihm klein und armselig und unbedeutend. In Heftigkeit verglich er sie mit Gisela: wieviel größer und geistiger war die Liebe zu Gisela gewesen — und damals hatte er aus vollem Borne schaffen können. Wohin war seine Kunst, wohin der große Zug seines Denkens, wohin seine Empfindungen . . . Es mußte anders werden. Verzweiflungsvoll warf er sich auf die Arbeit und kämpfte und rang um die Kunst, die sich ihm versagt hatte — seit er von Gisela fort war, wie er glaubte. Alle seine Hoffnungen setzte er nun noch auf die alte Freundin. Ihre Freundschaft würde ihn beflügeln, ihr Geist den seinen zur Höhe führen, wie es früher war, zu einem wechselseitigen Sichgeben. Gottlob, daß jetzt nur noch Freundschaft war zwischen ihnen; denn nur die Liebe, die schreckliche Liebe in ihrem Auf und Nieder, ihrem Wechsel, ihrer Wildheit, ihrer Not und ihrer Feindschaft hatte es doch fertiggebracht, daß sie auseinanderkamen.

Von Elfriede hielt er sich zurück. Er merkte kaum, wie treu und lieb das kleine Blondchen gerade in diesen Tagen zu ihm war. Er merkte kaum, wieviel zurückhaltender sie sich gegen ihn verhielt, daß sie kein Wort, keine Äußerung, keinen Blick der Klage oder des Vorwurfs hatte. Es war nur wie eine Wohltat, daß sie seinen traurigen Gedanken, seinem Suchen jetzt nicht im Wege stand.

Seine Arbeit gelang ihm nicht, seine Kräfte versagten ihm die Gefolgschaft — was war ihm da Elfriede!

In dieser Stimmung kam Giselas Brief, und freudig ging er darauf ein, sie zu sehen. Doch hielt er es für besser, sie nicht in seine Wohnung zu bestellen, vielleicht Elfriedes wegen. So trafen sie sich am dritten Ort. Gisela hatte gehofft, Rudolf würde zu ihr kommen, nun sah sie eine halbe Ablehnung in seiner Antwort. Die Erregung schlug ihr aus den Augen, als sie in der Furcht, er werde sie noch im letzten Augenblicke im Stich lassen, zur Verabredung sich einfand. Und das Bewußtsein, auch in ihrem Können, worin sie so viel eingebüßt, für Rudolf nicht mehr das frühere zu bedeuten, nahm ihr alle Unbefangenheit.

Und nun — nun kam er. Nicht einmal warten ließ er sie, und wie mit einer geheimen hoffenden Freude in seinem sorgebeschatteten Auge suchte er nach ihr über die fremden Menschen hinweg. Aber dann — er hatte sie gefunden, und es gab ihr einen Stich, wie sich die Enttäuschung auf seine Züge malte. Hatte seine Vorstellung ihm ein anderes Bild gezeigt — von früher?

So begann ihre Unterredung unfrei, und unfrei blieb sie. Es fehlte das freudige, unmittelbare Verstehen, und dann, als doch die Grundlinien ihrer Arbeit festgelegt, und etwas von froher Genugtuung und Hoffen auf Gelingen sich einstellen wollte, konnte Gisela nicht länger die Herrschaft halten über ihre Wünsche: sie sprach von Rudolfs Leben und Schaffen, über das er neulich so freimütig zu ihr geredet, und es klang etwas von Vorwurf und Klage, von Bitte und auch von Verheißung in ihren Worten. Aber heut war Rudolf nicht gewillt, ihr ein Recht einzuräumen über sich. Und aus ihren Worten schien ihm das alte Verlangen hervorzulugen, etwas von ihm zu besitzen, zu beherrschen. Und

so bald wie möglich brachte er das Zusammensein zu Ende.

Er sagte nichts von Wiedersehen. Da ließ sie sich hinreißen, davon zu sprechen. Leicht und wie hingeworfen sollte es klingen. Aber die suchende, flehende Not ihrer Augen redete eine eindringlichere Sprache als ihre unsicheren Worte. „Wenn ich dir doch helfen könnte . . . Du solltest einmal zu mir kommen . . ."

Er gab ausweichende Antwort. Und als er allein war, verließ ihn dieser letzte Eindruck nicht. Der Blick ihrer heißen, fragenden Augen folgte ihm, und plötzlich fühlte er wieder die alte Macht nach ihm sich recken. Mit Schrecken erinnerte er sich dieser Macht, die Gisela über ihn ausgeübt, die herrschen, herrschen wollte. Erinnerte er sich des nimmer nachlassenden Kampfes zwischen ihnen beiden, der ihn aufgerieben und ihm seine beste Kraft genommen hatte.

Von dieser Stimmung schwer belastet, traf er Elfriede, und er mußte sich Gewalt antun, sie nicht merken zu lassen, wie herzlich unwillkommen sie ihm war. Zudringlich schien ihm ihr stiller, lieber Blick und ihre leise, so bescheidene Frage. Unleidlich war ihm diese ergebene Bescheidenheit, erschien ihm Bedrücktheit und geducktes Wesen. Und alles an ihr war so entsetzlich unbedeutend.

Hart und ungerecht war er zu ihr. Daß sie so selbstverständlich für ihn sorgte, hieß das nicht auch nur, sie habe ein Recht auf ihn? Wollte sie sich nicht auch nur unentbehrlich machen? Ach, haben sie nicht alle den einen Wunsch, die Frauen: besitzen, haben — haben — und nur die Wege sind verschieden? — Und helfen konnte ihm doch keine. Keine ihm die Kraft geben, die ihm einzig not tat.

Aber seine Härte und all sein Abweisen schreckten Friedl nicht. Und als seine bösen Worte ihn selber reuten, und er qualvoll rief: „Sei mir nicht böse, aber du ahnst nicht, wir mir zumute ist", da war sie bei ihm, kniete neben ihm und strich ihm sanft das Haar.

„Ich weiß schon, was dir fehlt, mein armer, armer Rudolf. Ich weiß, warum du so unglücklich bist . . . wenn ich dir bloß helfen könnte, daß dir die Arbeit wieder gelingt . . . . weißt du," sagte sie plötzlich, mit einer freudig eindringlichen Selbstentäußerung, „wenn du meinst, die . . . . die . . . Gisela kann dir helfen, laß sie kommen! Wenn du bloß wieder arbeiten kannst, ist ja alles gut!" Bittend sah sie auf zu ihm mit ihren runden, hellen Kinderaugen, er aber schüttelte schwer den Kopf.

„Mein gutes Friedl, es geht nicht, mit Gisela am wenigsten." Er biß sich auf die Lippen und starrte vor sich hin. „Du, wenn ich denke, es sollte ganz vorbei sein . . ."

Seine Hand, die ihren Arm ergriffen, tat ihr weh, daß sie hätte schreien mögen. Aber sie sprach zu ihm mit einer frohen, innigen Zuversicht. „Es ist nicht vorbei, liebster, liebster Rudolf, glaub' mir das. Es kommt wieder. Denk nur, wer sich so gequält hat mit seinen Gedanken, — mit Gewalt hast's schaffen wollen, denkst, nun kannst gleich weiter schaffen, wie ein Tagelöhner? — Mußt erst eine Weile Ruh' halten und fröhlich werden. Wenn du auch ein Jahr oder zwei nichts schaffst oder nur Leichtes — nachher kommt's wieder. Nur erst wieder fröhlich werden und stark."

Er sah sie lange und innig an, und es war, als würde etwas wach in ihm. Nun griff er mit beiden Händen nach ihrem Kopf und zog sie an sich. „Friedl!" rief er mit leuchtendem Auge. „Ich muß dir was sagen. Da habe ich mich zermartert mit Fragen und Zweifeln, hab' mich verlassen und einsam gefühlt, war unzufrieden mit dir und mir, und hab' alles klein gemacht, dich und mich und meine Empfindungen, und bin blind gewesen die ganze Zeit. Hab' gar nicht geahnt, was für einen klugen, verständigen Kameraden ich habe . . . du . . . jetzt — ich glaube, jetzt wird's wieder gut mit mir."

Zitternd vor Glück preßte sie seinen Arm. „Ist all nicht wahr, was du da sagst von mir, mein Lieber. Aber eins weiß ich: so lieb habe ich dich, daß ich gleich sterben könnte für dich. Wenn du so traurig bist, dann bin ich nichts, und mein Leben ist nichts, dir aber fehlt nichts als ein bißchen Sonnenschein, glaub' mir, dann wirst auch wieder schaffen können."

---

7. Kapitel.

Seit ihrer halb mißglückten Aussprache war der Eifer, mit dem Gisela an dem Manuskripte arbeitete, zum Fieber geworden. Wenn sie nur ein paar Szenen fertigbrachte, hatte sie ein Recht,

zu ihm zu gehen. Und dann sah er, daß sie ihm helfen konnte, daß sie noch etwas wert war für ihn. — Umsonst war all ihr heißes Bemühen. Langsam, in wirren Zeilen und großen Intervallen füllten sich die Seiten, und heftige Striche vernichteten, was sie am Tage zuvor geschrieben. In Verzweiflung, hoffnungslos, an ihren Fesseln zerrend wie ein gefangenes Tier, stieß sie sich an den engen Wänden und den Ecken ihres eigenen Unvermögens. Wie ein Vogel, der in die gewohnten Weiten eilen will, und dem die Flügel gelähmt sind, vor sich sieht er das ewige Blau, seine Heimat, und die früher beherrschten grünen Ebenen, aber die Flügel versagen ihm den Dienst.

Wochen waren vergangen, ohne daß Gisela das stille Haus im Garten der Frau Geheimrat besucht. Kaum war ein Gedanke nach diesem Heim des Friedens gewandert. Nun fand sich einmal die junge Freundin in Giselas ärmlichem Zimmer ein und bat um ihren Besuch. Die Mutter war krank und hatte ausdrücklich nach Gisela gefragt; sie entbehrte so sehr die rege Unterhaltung Giselas, dieser „modernen Person", gegen die sie anfangs doch manches Mißtrauen gehabt.

Am nächsten Tag ging Gisela hin, voll Sehnsucht nach dem Frieden, in leiser Hoffnung, dort ihren quälenden Gedanken zu entgehen.

Frau Rat lag weiß und sauber in dem hellen, sonnendurchfluteten Schlafzimmer, geduldig und ergeben. Dem Tode hatte sie ins Auge gesehen, ohne Erschrecken, und war nun in Dankbarkeit zum Leben zurückgekehrt.

„Es ist doch schön, daß ich noch bei der Laurette bleiben kann. Mein Gott, die Marjell wäre ja sonst ganz allein auf der Welt."

Mit alter Energie lenkte und lebte sie ihr altes, kleines Leben. Von ihrem Bette aus herrschte sie über den Haushalt und das ältliche Mädchen, das nun so lange schon in Treue bei ihr aushielt, und die doch, so gut sie sich abfand mit allen Sonderbarkeiten ihrer Herrin, zu gern einmal eigene Wege ging. An ihrem Bett empfing Frau Rat Besuche, Freunde, Schlächtersfrauen und Bäckerjungen, und sie schalt und tadelte rücksichtslos, wenn nicht alles nach ihrem Belieben war, als sei sie wirklich der Mittelpunkt der Welt, und nicht bloß der drei kleinen Zimmer im Gartenhaus, als hätten Bäcker, Schlächter und das ganze Nahrungsmittelgewerbe kein höheres Ziel, als ihr zu Gefallen zu wirken.

Mit Bewunderung und nicht ohne Neid sah Gisela auf diese unerschütterliche Lebenskraft, die nun, kaum zum eigenen Sein gekehrt, mit reger Anteilnahme hungrig fast und hellen Auges nach Giselas Ergehen und Erlebnissen fragte.

So stark war dieses Leben, so stark das freudige Interesse an allem, was unter der Sonne war, daß Gisela ihren Trübsinn niederhalten mußte, und ihren Geist zwang, hell zu sein, zu leuchten, daß sie das lügnerische Lachen wie echte Fröhlichkeit auf ihre Züge, in ihr Wesen zwingen konnte.

Trostlos aber war's, wenn sie von diesem Leben, das im Alter noch voll Blüten war, an ihren unfruchtbaren Schreibtisch heimkehrte. Hier war das Nichts.

Einmal war sie allein bei der Frau Rätin, da die braune Laurette zu einem Verwandtenbesuch, einem rechten, braven Geburtstag, gebeten war.

Reich und quellend war der Alten Erzählung, und heute warf Gisela einen Blick tiefer als jemals vorher in das still gesegnete Leben, das die Rätin offen vor ihr ausbreitete.

Und eine Todverlassenheit empfand Gisela, die, als ein wegmüder, hoffnungsloser Wanderer, zu Gast, zum Schauen nur durch diesen stillen, kleinen Garten glückgesegneten Lebens geführt wurde.

Vom Reden müde, müde von all den Erinnerungen und Hoffnungen, war die Greisin eingeschlummert. Voll Frieden, in Sicherheit und ruhiger Erwartung, lag sie in den Kissen. Kaum ging der Atem, die Sonne war am Fenster stehengeblieben und sah hinein, und draußen sang die Amsel. So still war alles — der Friede lebte hier — und Gisela in diesem Frieden, diesem vollen Genügen . . . trostlos und hoffnungslos lag ihr eigenes Leben vor ihr.

Ein Bild des Todes wurde der tiefe Schlaf der Greisin — ach, sterben — unmittelbar brach diese Sehnsucht über Gisela.

Die Stille wurde unerträglich, wie eine Bergwand drückte sie auf Gisela und wollte auf sie stürzen . . . Tod oder Leben — aber nicht mehr dieses Halbe, dieses Nichtsein.

Der Vogel draußen schwieg, die Sonne schwand, wie weggescheucht von Giselas Gedan-

ken. Das Dunkel kam — verwandter Geist. Und schwer und düster schob sich's über Himmel, Haus und Garten, hinein ins Zimmer, wo die Alte noch immer schlief.

Lautlos und unbemerkt war auch die Dämmerung davongegangen, als wär ein Geist gewichen, wär ein Lebender dahingegangen. — In schwarze Trauer, in Schatten hüllten sich die Gegenstände, und bleich und geisterhaft lag die Schlafende in den bleichen, toten Kissen. Kein Wort, kein schwacher Atemzug seit Stunden, kein Laut — da schlug von ferne eine Glockenuhr . . . jäh und erschreckt fuhr Gisela auf, erst jetzt sah sie die ganze Schwärze um sich. Es war, als wäre mit dem Glockenschlag das Dunkel wie ein böses Wesen ins Zimmer getreten.

Abergläubisch sah Gisela im Raum umher, da rauschte es — sie fühlte einen Hauch — es war der Wind. Ihr war, als rauschte des Schicksals dunkle Stunde vorüber . . .

Grausend fröstelte sie, dann riß sie sich hoch und suchte mit bebenden Fingern ein Feuerzeug . . . gottlob, die kleine Flamme brannte, zwar flackernd noch, und wie gescheuchte Geister huschten und irrten die Schatten auf dem Boden, an der Wand . . . Die Greisin seufzte . . . Gottlob, Gottlob! Das Leben sprach, wenn auch mit schwächster, matter Stimme. Gisela beugte sich über sie, sie atmete ruhig und leise, wie alte Menschen tun, und nun reckte sie sich und wandte den Kopf von Gisela — ihrem Schlaf, ihren Träumen, ihrem Schlummerleben zu — und Gisela war wieder allein.

Sie richtete sich gewaltsam auf aus ihrer Verlassenheit, da fiel ihr Auge auf eine braune Flasche auf dem Tisch. Das Auge glitt darüber und ward zurückgezogen mit magischer Gewalt. Sie blickte hin und griff das Glas und las:

„Morfin. hydrochlor . . .“

Des Schicksals dunkle Stunde war vorübergerauscht.

Und plötzlich stand der schwarze Engel hinter ihr und raunte ihr verführerische Worte ins Ohr. Ein Rausch, ein Taumel packte sie, die alte Macht — die alte, süße Leidenschaft streckte die Hand nach ihr — Besitzen, noch einmal — wieder glücklich sein — — trinken — trinken — noch einmal in den goldenen Rausch — — und — — Rudolf gewinnen. — — Wie auf goldenen Flügeln tauchte es plötzlich vor ihr auf, sekundenlang, blitzschnell und blitzeseindringlich: arbeiten können und Rudolf gewinnen durch die Arbeit. Nichts war in ihr, tot alles, nur das eine Verlangen lebte, heiß und wüstenwild in der Wüstendürre ihres Lebens: vergessen, besitzen, genießen, vergessen . . .

Draußen wurde ein Schlüssel in die Tür gestoßen. Scheu zurück wich der Engel, die Flügel rauschten — wollte die Stunde vorüberrauschen, und Gisela war nicht bereit gewesen?

Da warf sie sich der Macht in die Arme, dieser starken, köstlichen Macht, die sie von allem Irdischen entbinden konnte, der sie sich anvertrauen konnte, die sie trug ohne eigenen Kraftaufwand aufwärts, empor, empor . . .

Die Tür wurde geöffnet, ein leiser Schritt klang, sie zauderte nicht mehr. Mit hastiger Hand hatte sie die Flasche ergriffen und geborgen. Dann ging sie hinaus, Laurette entgegen, und verabschiedete sich baldmöglichst von ihrer erstaunten Freundin.

Sie eilte nach Haus, ihre Beute krampfhaft in der Hand. Sie schloß die Türen, setzte sich und zog den Schatz hervor, bemaß die Menge, die ja recht gering war, und genoß den Bittermandelgeruch. Sie überlegte. Es waren Tropfen für inneren Gebrauch. Sollte sie es einmal innerlich versuchen? Das wäre Vergeudung gewesen. So verließ sie trotz der späten Stunde noch einmal das Haus, sich eine Spritze zu besorgen.

Und dann bereitete sie sich wie zum Feste. Sie stieß die Spritze in die Haut, und da die Lösung stark verdünnt war, ließ sie die Kanüle stecken und spritzte wieder und wieder.

Köstliche Gabe! Und dagegen hatte sie sich gewehrt, wie gegen ein Unrecht? Was sie aus der Totendürre ihres Alltagslebens hob — sie fliegen ließ — wie auf Fausts Zaubermantel dahin über die goldene Welt, die ihr sonst fern und verschlossen war. Jetzt war sie Herrin dieser Welt, Herrin aller geistigen Kräfte in ungeheurer Erhebung über alle Not und Kleinlichkeit des Alltags.

Der schwarze Engel — der gesegnete — hatte ihr die Welt gegeben, die herrliche, die überreiche, gesegnet in den tausend blühenden Feldern des Geistes, in der Sonne leuchtender, buntfarbiger Vorstellungen, wo in den Lüften wolkengleich, schimmernd weiß und heilig, große

Gedanken langsam wurden und gewaltig wuchsen, wo das Spiel der Geister in den Lüften schoß, blitzte, blendete, jubilierte in Lebensüberkraft, gleich schnellen Vögeln. Gehorsam waren ihr die Geister, sie fügten sich und schafften und arbeiteten und schufen — das Werk, das ihr die Macht geben sollte über Rudolf.

---

8. Kapitel.

In diesen Tagen ging sie suchend durch die Straßen: Ein neues Doktorschild . . .

Auf der Treppe schon hüstelte sie und atmete mühsam, als täte ihr jeder Atemzug weh. Mit zerquältem Gesicht trat sie ins Sprechzimmer, hielt sich die Seite, und vermochte kaum zu sprechen. Der Erfolg blieb nicht aus, und nach einigen Schachzügen hatte sie genügend Morphium in genügender Konzentration.

Zwei andere Ärzte mußten auch daran glauben. Drei Rezepte, jedes die Maximaldose — es war ein guter Anfang für den Pürschgang.

Gewiß, es kam der Rückschlag, kam die schlimme Ernüchterung. Doch wenn sie fragte: sollte sie dem Gift entsagen, sich halten in dem traurigen Gleichmaß ihrer Öde, so trat der ernste schwarze Engel zu ihr mit seinem zaubervollen mächtigen Wort: „Was zauderst du und fragst du? Gib mir deine müde, verlorene Alltagsseele. Gib mir die Dürre deiner öden Alltäglichkeit, gib mir die toten Stunden deines schlechtesten Seins, deines fruchtlosen Landstraßenweges — — — Ich gebe dir die Seligkeit einiger Stunden — den Himmel für drei Stunden jeden Tag."

Sollte sie zaudern? Sollte sie das ruhige Ackerland des Bürgerlebens, des Tagelöhnerdaseins erwählen? Nein, nein. Tausendmal lieber den brausenden Flug einer trunkenen, gottbegnadeten Stunde und dann den Absturz als das ewige Einerlei der Ödigkeit, wo es nie und nie einen Aufstieg gab, keinen Gipfel, von dem man niederbrechen, keinen Sonnenflug, von dem man klaftertief zur Erde niederstürzen konnte.

Das stille Haus der Frau Rat betrat sie in der nächsten Zeit nicht. Und das Bureau behandelte sie ebenfalls mit einer sehr großzügigen Vernachlässigung. Aber der kluge Chef war nicht böse, er hemmte den Geschäftsmannszorn des breitkiefrig zuschnappenden Teilhabers und wartete mit verständnisvoll teilnehmendem Blick.

Und er sollte recht behalten. Bald kam er zu seinem knurreifrigen Teilnehmer und legte ihm mit feinem Lächeln ein Manuskript vor: eine kurze Skizze von Gisela Tauhofer.

Glänzend, von ihrem alten Schwung, voll Stimmung und tiefer Empfindung. Nur fehlte es ein wenig an Knappheit und Direktion. Aber er lobte, zahlte ihr den doppelten Preis und wußte sie zu einigen Änderungen zu gewinnen.

„Ich habe nie an Ihnen gezweifelt", sagte er, und suchte sie in jeder Beziehung zu fördern.

Von den grauen, trostlos verzweifelten Vormittagen, bis sie die Müdigkeit besiegt, die Bedenken überwunden, und sich halb verzweifelt mit dem Gelöbnis, es solle das letzte Mal sein, dem Gifte übergeben hatte — davon wußte der Freund nichts.

Und wußte nichts davon, welche Mühen sie aufwenden, welche Summen von Lügen sie erfinden mußte, welchen bitter schweren Kampf sie kämpfen mußte, um sich immer wieder den Stoff zu besorgen, der ihr Leben gab, um dreifach an ihrem Leben zu zehren. Und wußte nichts von ihrem schwersten Leid, ihrem heißesten Kampf und ihrer bittersten Enttäuschung: daß sie mit gelähmten Armen wie vor einer mächtigen eisernen Tür vor ihrem eigentlichen Werke stand: dem Operndrama. Oft machte sie sich auf den Weg und wußte: dort liegt es, dort ragt es aus der Ebene wie ein mächtiges Gebirge. — Aber sie fand den Weg nicht — Nebel stiegen auf und legten sich ihr vors Auge; sie ging in die Irre und kehrte traurig in die Flachheit zurück.

Dann suchte sie sich in anderer Arbeit zu befruchten, zu stärken, zu heiligen für das große Werk . . . und hoffte und hoffte, es würde gelingen, wenn sie nur nicht nachließ. —

Wieder einmal hielt der Verleger ein Manuskript Giselas in der Hand, las und sann und schüttelte den Kopf.

Von einer eigentümlich leeren Überregtheit war diese Arbeit, voller Ungleichmäßigkeit. Zuckungen fuhren durch den müden, gewaltsam dahineilenden Leib dieser Erzählung. Und auch die nächste Arbeit war unbrauchbar, und alle

schonenden Worte des Verlegers konnten das nicht verhüllen.

Und das schlimmste war: sie konnte bei nichts bleiben, zu nichts hatte sie Ruhe. Wirr und irr gingen ihr die Gedanken, blitzartig tauchte ein Gedanke auf, licht und schön, sie folgte ihm — aber sie rannte über staubige Stoppelfelder, während die Lerche jubilierend in den Lüften verschwand.

So war sie in dumpfer, verzweifelter Stimmung, als Laurette sie besuchte. Rein und frisch und hellen Auges. Einen großen, blühenden Rosenstrauß stellte sie auf den Tisch und hielt mit beiden Händen ein dickes Heft: den Roman, den sie mit Giselas Hilfe fertiggebracht.

„Ich bin ja so glücklich, liebste Gisela. Ihnen verdanke ich ihn und lege ihn in Ihre Hände."

In übersichtlicher, klarer Schrift, Seite um Seite, lag die Arbeit vor. Hastig jagte Giselas Auge über die Zeilen. Das Herz krampfte sich ihr zusammen: Ja, es war gut, so glatt und schön, in spannender Entwicklung, wenn auch nichts von besonderer Tiefe. Vieles darin war ja auch Giselas Verdienst, aber die andere hatte es doch vollbracht.

---

9. Kapitel.

„Hat er's noch immer nicht gelesen?" fragte Laurette Wochen später Gisela, die das Manuskript dem Verleger hatte geben wollen.

Gisela schüttelte betrübt das Haupt. „Hat soviel anderes — sagt er, und ist wahr. Aber ich mahne ihn immer wieder."

Und als die Wochen hingingen und Gisela der fröhlichen Laurette, die ernst und sorgenvoll geworden, keine bessere Nachricht geben konnte, entschloß sich diese: „Ich geh einmal hin und bitte ihn."

„Nein, nein," wehrte Gisela ab, „Sie erreichen gar nichts. Aber ich will es noch einmal versuchen." Und nach aber 14 Tagen erklärte sie der Freundin betrübt: „Er hat's gelesen, auch manches gelobt, aber er kann's nicht brauchen."

Laurette weinte nicht und war auch nicht niedergeschlagen, oder war doch nicht bloß das. Mit einer Entschlossenheit, auf die Gisela nicht gerechnet hatte, erklärte sie: „Jetzt gehe ich wirklich zu ihm. Neulich habe ich einen nahen Verwandten von ihm kennen gelernt. Er will mich empfehlen, Sie tun's auch, Gisela . . . ich will wissen, was an meiner Arbeit nichts taugt. Soviel habe ich daran gearbeitet, Sie haben geholfen, ganz schlecht kann's doch nicht sein."

Diesmal konnte Gisela ihr den Plan noch ausreden. Aber nun blieb ihr nichts übrig: sie mußte dem Verleger das Manuskript aushändigen. Doch keine empfehlenden Worte waren es, mit denen sie es tat. Dennoch hieß das Urteil, in prompter Raschheit gefällt: „Entschiedenes Talent. Fesselnde Erzählung, und in manchem auffallende Gewandtheit (das wenigstens, konnte Gisela sich trösten, war ihr Verdienst). Wenn entschiedene Kürzungen vorgenommen werden, können wir es wohl brauchen."

So sollte der Bescheid an die junge Dichterin abgehen — sollte Gisela ihr den Erfolg gönnen? Da schoß ihr etwas durch den Kopf. Sie lächelte: „Es wäre auch sonderbar, wenn diesmal die Sache Ihnen nicht gefallen hätte. Ich selber hab' sie nämlich schön zurechtgestutzt, mehr als die Hälfte ist meine Arbeit."

„Und dann haben Sie die Arbeit so wenig empfohlen?"

„Nicht gerade darum, Direktor?"

„Gnädige Frau, Sie sind zu anständig. Damit kommen Sie nicht weiter. Also kürzen Sie die Arbeit, und wir nehmen Sie."

Das gab einen Triumph im stillen Haus, als die Nachricht kam. Noch ehe das offizielle Schreiben einging, hatte Gisela es berichtet.

„Das ist ganz gewiß Ihr Verdienst, liebste, treueste Gisela", jubelte die junge Siegerin. Und Gisela lächelte bescheiden. „Ich hab ihm nicht schlecht zugesetzt. Und wissen Sie, womit ich's schließlich durchgesetzt habe? Hab' ihm gesagt: Ich hätte mit dran gearbeitet und könnte also nicht glauben, daß es so ganz schlecht sei."

Laurette drückte ihr dankbar die Hand.

„Und wollen Sie wissen, was er darauf gesagt hat?" fragte Gisela mit ihrem so bescheidenen Lächeln. „Wir sollten uns beide als Urheber nennen . . ."

„Ja, ja, ja!" rief Laurette in überströmender Dankbarkeit, und je mehr Gisela resigniert und freundlich ablehnend dies von sich wies, um so heftiger drang Laurette auf sie ein. „Und

auch — entschuldigen Sie, Gisela, aber ... auch an dem Honorar müssen Sie teilnehmen. Nein, nein, keinen Widerspruch!"

„Nun gut", beschied sich endlich Gisela gerührt und zerdrückte eine Träne. „Aber Sie sollen die größere Hälfte haben."

„Die Arbeit der Frau Tauhofer wird immer liederlicher", erklärte der Teilhaber im Verlagshaus seinem älteren Inhaber, und blickte so grimmig drein und schloß die mächtigen Kiefern so fest, als wolle er Frau Gisela zermalmen. „Wir werden ihr kündigen müssen."

„Vielleicht versuchen wir es erst mit einer Ermahnung. Denn sie kann was. Denken Sie, an dem Roman von der kleinen Wagner hat sie die gute Hälfte mitgearbeitet."

In des Teilhabers grüne Augen kam ein zweifelvolles Glimmen. „Ja? — Sie lügt nämlich — — wie gedruckt, würde ich sagen, wenn ich nicht Verleger wäre."

---

10. Kapitel.

Inzwischen hatte Gisela wirklich ein paar zusammenhängende Szenen für die Oper fertiggebracht. Es sollte an Rudolf abgehen — ob es aber gut war? Sie hatte kein Urteil darüber und quälte sich mit Zweifeln. Hätte sie es nur einem zeigen können — dem Verleger mochte sie solchen Einblick nicht gewähren ... da fiel ihr der Doktor ein, der alte Freund. Von Kunst verstand er was, und für Echtes und Menschliches hatte er ein gutes Gefühl. — So ging sie zu ihm.

Er lächelte. „Bin ich jetzt Ihre Instanz?"

Und dann konnte er ihr in Ehrlichkeit sagen, was ihr zugleich eine Ermutigung sein sollte: „Es regt sich doch wieder — von Ihrem alten Geist. Und ist mit Blut geschrieben, das fühlt man. Es braucht noch eine hegende Hand, ein wenig Liebe, dann wird es."

So konnte Gisela mit einiger Hoffnung die Szenen an Rudolf schicken.

Elfriede hatte das Paket auf der Treppe dem Postboten abgenommen. Sie hatte die Handschrift einmal gesehen und erkannte sie sogleich. Mit einem besorgten Blick brachte sie Rudolf das Schriftstück. Es zuckte in seinem Gesicht, dann legte er es wortlos beiseite.

Elfriede war zu früh gekommen, er hatte noch zu arbeiten. Geduldig setzte sie sich ins Nebenzimmer und wartete. Aber heute ging ihm nicht wie sonst die Arbeit besser von der Hand, wenn er ihre Nähe wußte. Er wurde ungeduldig, und endlich warf er die Feder hin und öffnete Giselas Manuskript.

Als Friedl durch die Tür blickte, saß er ganz niedergeschlagen und hilflos über den Blättern. Er sah auf, da stand sein blondes Friedl, teilnahmsvoll und sorgend nach ihm schauend, und hatte ihm die Nachricht vom Gesicht gelesen. Er winkte, sie eilte zu ihm und legte ihm den Arm um die Schulter.

Er deutete auf das Manuskript: „Weißt du, was das ist?" Sie nickte. „Ist es nicht gut? — Die Arme."

Er schüttelte den Kopf. „So fremd ist es mir — und so wirr. Herrgott, was ist bloß aus ihr geworden. . . Wo ist all der Geist hin?"

Sacht strich sie ihm die Hand. Litt er noch immer unter — der anderen? Und war all ihr Tun und Geben umsonst gewesen? Und leise bat sie: „Sie soll dich nicht so niederdrücken. Es lähmt dich, Rudolf. Mach dich frei."

Er barg die Hand in ihrem blonden Haar. Aber dann kam eine Härte in seinen Ton. „Soll ich nicht mal an sie denken? Ist das nicht undankbar?"

Der Klang ihrer Stimme wurde noch liebevoller. „Denk an sie," bat sie innig, „denk an sie, soviel du willst — aber an die gute Zeit. Nicht an ihr Elend — das zieht dich nieder. Dann hast du keine Kraft, und jetzt soll doch die Freude herrschen in dir."

Da schüttelte er ernst den Kopf. „Die alte Zeit ist hin, sie hat keine Macht über mich." Leise lächelnd zog er sie an sich. „Weißt du, was jetzt Macht hat? — Willst du es hören?"

Er ließ sie los, trat zum Flügel und spielte eine kurze Melodie. Als er geendet, kam sie frohen Auges zu ihm: „Von dir? Und jetzt entstanden?"

Er nickte, da rief sie glücklich in ganzem Begreifen mit unterdrücktem Jubel: „So froh — so froh ist das!"

„Und weißt du, wem ich das verdanke? Dir! Und für dich ist es: ein Lied für dich — und jetzt sollst du es singen."

Sie schlang ihm die Arme um den Hals — und dann sang sie mit der Stimme, die ihm ein liebstes von ihr war, vom frisch geschriebenen Blatt das Lied, das er für sie geschrieben. jubelnd und froh. — Jubelnd und froh und stark war das Lied.

Glücklich standen sie sich gegenüber. So war sie doch etwas für ihn. Zur Freude, die ihm so lange gefehlt, hatte sie ihn geführt. Jetzt war ihr nicht mehr angst um ihn. Und nun kam's wie ein Siegesrausch über sie.

„Nun brauchst du keinen andern Menschen mehr. Schreib die Oper selbst. Ich weiß, du kannst's — und ich helf dir.“ —

So kam es, daß Rudolf wirklich selber den Text zu seiner Oper zimmerte, und Friedl saß dabei und riet und tadelte und schüttelte den Kopf, wo etwas zu schwer war oder ungeschickt, oder gar in Tiefen wollte.

Und sieh — es wurde. Leicht und einfach gestaltete sich die Handlung, und leicht und flüssig wurde die Musik . . . zu leicht, schien es ihm selber oft. Als er's aber ein paar Berufsfreunden vorspielte, waren sie voller Begeisterung. Und er wußte: die kannten, was das Publikum liebt. —

Wochen gingen hin, Gisela hatte keine Antwort bekommen, nicht einmal eine Bestätigung.

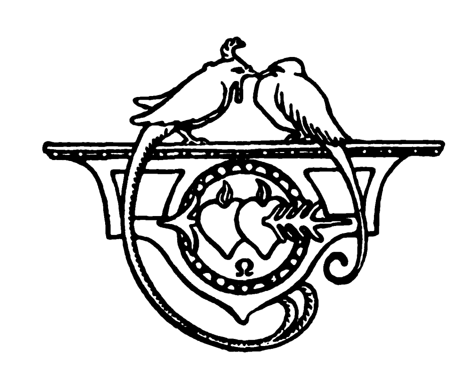
Endlich schrieb sie und bat um Antwort.

Rudolf war im fröhlichsten Musizieren, als ihr trauriger Brief kam, aus dem ihm ihre ganze Zerrissenheit entgegenklang.

„Sei fest“, redete Friedl ihm bittend und innig zu. „Es hilft nichts, so schwer es ist, du mußt ihr die Wahrheit sagen.“

So schrieb er die Wahrheit, die, verhüllt und schonend gesagt, doch tödlich war.

(Schluß folgt.)





Kunst.

Und magst du sie schmähen, und magst du sie hassen,
Du kannst ja doch deine Kunst nicht lassen.
Und schafft sie dir noch so bittere Stunden,
Und schlägt sie dir noch so tiefe Wunden,
Und geht das Beste, was du geschaffen,
An der Welt vorüber wie leerer Schall,—
Einmal siegen die goldenen Waffen,
Einmal tönt dir der Widerhall.

Schilt nur immer dein Sehnen zur Ruh',
Decke nur immer den Brunnen zu,
Wohl manche Stunde
Liegen die Wasser ruhig im Grunde;
Und im tiefen Schweigen
Spürst du nicht, wie sie heimlich steigen.
Bis sie plötzlich mit kraftvollem Leben
Den zwingenden Stein vom Boden heben,
Und in hellen, jauchzenden Wellen
Sprudeln des Liedes silberne Quellen.

Dann stehst du, als sei dir ein Wunder begegnet
Von Gottes Gunst,
Und fühlst dich in tiefster Seele gesegnet
Durch deine Kunst.

Sophie Kloerß.



Die Brautschau.

Humoreske von Fr. Beyer.

Fünfundzwanzig Jahre war Hermann Klug soeben geworden. Nun sollte er heiraten. Und das war wohl auch am besten so. Sein Vater war bereits acht Jahre tot. Es war keine leichte Zeit gewesen für ihn und die Mutter. Sie hatten beide hart zugreifen müssen, um in der großen Wirtschaft alles im alten, guten Geleise zu erhalten.

Doch sie hatten Glück gehabt. Das Korn war in den letzten Jahren immer gut geraten. Die Viehpreise waren hoch gewesen, und die Schweine- und Kälberzucht hatte sich gut verzinst. So mancher blanke Taler war zur Sparkasse gewandert.

Aber nun war die Mutter kränklich geworden. Sie war auch bereits sechzig Jahre alt und von aller Arbeit und Sorge schon recht gebückt. Es fehlte die tüchtige Hand der Frau, die zu Hause alles in Zucht und Ordnung hält, wenn der Mann draußen auf dem Felde mit den Leuten schafft.

So entschloß sich Hermann Klug denn schweren Herzens zur Heirat. Bis dahin hatte er vor lauter Arbeit nie daran gedacht.

Wen sollte er nun nehmen? Er ging in Gedanken die ganzen Mädchen des kleinen Städtchens durch. Es waren ja verschiedene darunter, die ihm gefielen. Aber sie würden ihn wohl nicht nehmen. Sie hatten sich bei allen Gelegenheiten ja nur lustig über ihn gemacht. Er war auch wirklich ein bißchen steif und unbeholfen.

Erst am letzten Sonntag wieder hatte er sich schön blamiert. Draußen in den Anlagen war Kriegerfest gewesen. Da hatten die jungen Leute allerlei Gesellschaftsspiele getrieben, und er hatte auf Zureden seiner Mutter auch mitgetan.

Nein, er mochte gar nicht mehr daran denken, wie es ihm dabei ergangen war. Er hatte die hübsche Grete, des reichen Nachbars Tochter, greifen sollen. Oh, und er konnte doch gut laufen. Mit langen Sätzen war er hinter ihr hergeeilt, und ritsch, ratsch, stand er auf dem etwas langen Rock der Grete. Und die Unterkleider klafften wohl einen halben Meter weit hervor. Nein, wie hatte ihn dies Loch geärgert. Er war schnell zugesprungen und hatte mit beiden Händen den bösen Spalt verdeckt. Aber die Grete hatte ihn angesehen, als ob sie ihn verschlingen wolle, und alle Leute rundherum hatten laut gelacht.

Nein, in der Stadt selber, da hatte er ausgespielt. Da nahm ihn keine. Er mußte sich woanders umsehen.

Doch die gute Mutter hatte auch hier schon wieder vorgesorgt. Sie war nach Klein-Rakow gewesen, um dort eine alte Freundin zu besuchen. In Klein-Rakow nun hatte sie ein hübsches und tüchtiges Mädchen für ihn entdeckt.

Es war die einzige Tochter eines reichen Bauern. Der Sohn desselben diente gerade beim Militär.

Die Mutter hatte auch gleich alles mit den Bauersleuten und dem Mädchen besprochen. Und das war gut so. Er selber hätte auch gar nicht gewußt, wie das anzufangen sei. Aber nun sollte er am nächsten Sonntag hinausfahren und sich seiner Braut vorstellen und mit ihren Eltern die Sache in Richtigkeit bringen.

Hermann schwitzte schon jetzt, wenn er an den Sonntag dachte, und es waren doch noch drei Tage hin. Irgend etwas würde ihm schon passieren. Man würde ihn wieder auslachen, wie schon so oft. Erst am Vormittag hatte er wieder Pech gehabt. Kam da die dicke Trine, des Doktors Mädchen, um Milch zu holen von seiner Mutter. Er hatte ihr die Kanne mit Milch reichen wollen. Und wie es eigentlich kam, wußte er selbst nicht; aber die Milch lief der Trine über die Kleider, und die Kanne zersprang auf dem Boden in Scherben. — Oh, oh, die Frauen, wenn es nur die nicht gäbe! Wäre nur erst der Sonntag vorbei!

Und der verhängnisvolle Sonntag kam. In seinem besten Anzug bestieg Hermann den Vordersitz des schön geputzten Wagens. Seine Mutter nahm im hinteren Sessel Platz.

Bald hatten die munteren, blanken Gäule die Meile Weges bis Klein-Rakow zurückgelegt, und Hermann fuhr auf der Dorfstraße dem Gehöfte der Braut zu. Dort, das war es schon. Soeben wurde das Tor für ihn geöffnet. Ihm zitterten die Hände. Er hatte Mühe, das Gefährt glatt durch die Auffahrt auf den Hof zu bringen.

Aber jetzt, dort hinten, vor dem stattlichen Wohnhause am Ende des Hofes, dort standen ja drei junge Mädchen, und alle drei sahen ihm lachend entgegen. Hermann wurde ganz schwindelig zumute. Er sah gar nicht mehr, wo die Pferde hingingen, und so geriet er denn richtig mit seinem schön geputzten Wagen in die Dunggrube hinein, die sich mitten auf dem Hofe befand. Es war nur gut, daß dieselbe bis obenhin voller Dünger war. Sonst wäre es den Pferden und Menschen wohl übel ergangen.

Jetzt kostete es nicht viel mehr als ein unbändige Heiterkeit der drei jungen Mädchen. Aber das war für Hermann gerade das schlimmste. Doch riß er sich zusammen und brachte den Wagen glücklich wieder aus der Dunggrube heraus und vor die Tür des Wohnhauses, in dem die lachenden Mädchen soeben verschwunden waren.

Inzwischen erschienen der Bauer und seine Frau. Sie begrüßten mit lauten Worten die Mutter und auch Hermann. Der Bauer rief einen Knecht herbei und übergab ihm das Fuhrwerk. Dann aber nötigte er Hermann in die Stube. Er selber blieb noch auf dem Hofe, während die beiden Frauen zur Küche gingen.

Ziemlich gedrückt saß Hermann nun allein in der großen Stube. Der Tisch war bereits gedeckt. Zehn Teller zählte der schwitzende Hermann.

Da ging die Türe auf. Es erschienen die drei jungen Mädchen von vorhin. Kichernd blieben sie an der Türe stehen. Hermann wurde rot bis hinter die Ohren. Wenn er nur gewußt hätte, welches seine Braut sein sollte. Gefallen wollte ihm eigentlich gar keine; denn alle drei lachten ihn ja aus, lachten geradeso wie die Mädchen zu Hause in der Stadt. Nein, seine Frau sollte nicht lachen, sie sollte ernst sein.

Da ging schon wieder die Türe auf. Diesmal kamen zwei Bauernburschen herein. Mit ihnen wollte Hermann schon fertig werden. Er begrüßte sie und erfuhr nun, daß sie heute hier nur zu Besuch seien, und daß ihre Schwestern auch hier wären. Nun hätte Hermann noch gerne gefragt, welches denn ihre Schwestern seien. Aber ihm blieb keine Zeit mehr dazu. Die drei alten Leute kamen herein, und man setzte sich zu Tisch.

Neben Hermann blieb ein Stuhl frei. Für wen mochte der bestimmt sein. Er brauchte nicht lange zu warten.

Ein viertes Mädchen trat herein. Etwas verwirrt musterte sie Hermann, grüßte verlegen und setzte sich neben ihn an den Tisch. Nun, diese vierte gefiel Hermann schon besser. Sie lachte ihn wenigstens nicht gleich aus, wie die andern.

Schlimm war es nur, daß ihm die bösen Dinger gerade gegenüber saßen. Sie sahen ihn neugierig von oben bis unten an, flüsterten und lachten. Was hatten sie nur? War etwas an ihm nicht in Ordnung? Ängstlich fühlte er mit seiner Hand an sich hinauf bis zum Kopf. Die Magd wollte ihm gerade einen Teller Suppe reichen. Er stieß daran, und nun lief die ganze schöne Brühe von oben her über Kopf und Gesicht hinein in den Kragen.

Seine Nachbarin, die auch ihr gut Teil abbekommen hatte, sprang erschrocken auf. Auf der anderen Seite des Tisches erhob sich ein großes Gelächter. Hermann selber aber wurde buchstäblich schwarz vor Augen. Er fühlte nur noch, wie ihn jemand am Arme packte und aus der Stube führte.

In der Schlafstube der Bauersleute kam er wieder zu sich. Die Bäuerin hatte einen Anzug ihres Mannes hervorgeholt. Diesen hielt ihm die Mutter hin und verlangte ganz energisch, daß er denselben anziehe, bis sein eigener wieder trocken sei.

Es war nur schlimm, daß der Bauer so ganz und gar nicht Hermanns Figur hatte. Hermann war lang und schlank, der Bauer aber kurz und dick.

Doch was half es. Er mußte sich fügen. Seine Stiefel sahen zwar bis auf die Strippen aus den Hosen heraus, und sein Körper hing gleich einer Vogelscheuche in der weiten Jacke. Aber es war ihm doch wieder trocken und warm am Körper.

Nun sollte er zurück an den Tisch. Doch hierzu ließ er sich durch kein Zureden bewegen. Darum führte ihn die Bäuerin über den Flur hinüber nach der guten Stube.

Da saß nun Hermann. Sein Magen knurrte vor Hunger. Und drüben saßen die andern am vollen Tisch und schmausten und lachten ihn aus. Nein, was machte doch das Heiraten für Unannehmlichkeiten! Wäre er doch nur zu Hause geblieben! Die ganze Geschichte hätte doch die Mutter allein ausrichten können.

Doch da kam die Mutter und brachte ihm ein paar Schüsseln mit Essen. Freundlich blickte sie ihn an und sagte: „Nur immer Mut, mein Junge. Die Sache geht gut. Deine Schwiegereltern mögen dich leiden, und auch der Braut gefällst du."

„Mutter, welches ist denn meine Braut?" fragte Hermann.

„Na, Junge, die beim Mittagessen neben dir saß. Hast du dir die nicht angesehen?"

Hermann fiel ein Stein vom Herzen. „Ach die," sagte er, „ja, die habe ich mir angesehen. Das ist auch die einzige, die mir gefällt."

„Siehst du wohl," sagte die Mutter, „und die Anna findet auch Gefallen an dir."

„Was, Anna heißt sie?"

„Ja, gefällt dir der Name nicht?"

„Ach ja, ich meine nur, daß ich sie auch anreden kann, wenn sie kommt."

„Das ist recht, mein Sohn, und nun mach' deine Sache gut." Und damit ging die Mutter ab.

Hermann machte sich über die Schüsseln her. Es war ihm jetzt schon ein ganz Teil leichter zumute, wußte er doch nun, welches seine Braut war. Er freute sich, daß es keine von den drei Lachtauben war. Die hatte er im Magen. Mit dieser anderen, da würde es wohl gehen. Er hatte ihr doch vorhin die Suppe über das Kleid gegossen, und sie hatte ihm nichts getan. Mit der würde es sich wohl leben lassen.

Mit dem Braten und Gemüse war er fertig. Nun machte er sich über die Griesspeise und den süßen Blaubeersaft her. Ei, das schmeckte! Ob die Anna das selber gemacht? So etwas sollte sie ihm nachher jeden Sonntag zubereiten. Davon nahm er gleich noch eine Portion. Er setzte sich breit zurecht und schob seinen Teller mehr zur Mitte des Tisches. Aber, o weh! Er hatte nicht auf die Kanne mit Saft geachtet, klapp! fiel sie auf die Seite, und ein breiter, roter Strom ergoß sich über die Plüschdecke und den schönen, weißen Läufer in der Mitte.

Entsetzt sprang Hermann auf. Er riß sein Taschentuch hervor und wischte damit den Tisch ab. Doch wohin nun mit dem roten, triefenden Tuch? Suchend sah er sich im ganzen Zimmer um und fand doch schließlich keinen besseren Platz als seine Tasche.

Da stand er nun vor dem Tisch und schämte sich bis ins Herz hinein. Was sollten die Leute nur von ihm denken? Sie mußten ihn ja für einen ausgemachten Schmutzfink halten. Und das war er doch wirklich nicht. Wie sollte er nur diesen neuen, großen Schandfleck verdecken.

Er schob seinen Stuhl vor die Mitte des Tisches und setzte sich so breit wie möglich darauf. Wie gut kam ihm nun die weite Jacke des Bauern zustatten. Er zog sie in den Schultern in die Breite, so weit es ging. So saß er schirmend vor dem besudelten Tisch und wartete mit bösem Gewissen der Dinge, die da kommen mußten.

Nach einer Weile trat seine Braut herein. Die Alten hatten sie hinübergeschickt, weil sie meinten, so würden die jungen Leute am ersten zusammenkommen.

Verlegen setzte sich das Mädchen auf einen Stuhl. Sie wartete auf eine Anrede von seiten Hermanns.

Doch dieser dachte nur an die verdorbenen Tischtücher hinter sich und zog seine Jacke noch mehr in die Breite.

Nun machte seine Braut den Mund auf: „Wie gefällt es Ihnen hier in Klein-Rakow?"

„Gut."

„Und unsere Wirtschaft?"

„Gut."

„Ist Ihre Wirtschaft in der Stadt auch so groß?"

„Nein."

„Wieviel Kühe haben Sie denn?"

„Sechs."

„Und Schweine?"

„Dreizehn."

„Was, dreizehn? Das ist ja eine Unglückszahl."

„Ja", sagte Hermann und seufzte dazu aus tiefstem Herzensgrunde.

Nun saßen sie wieder da und schwiegen. Hermann fühlte wohl, daß er etwas sagen müsse, und zerbrach sich den Kopf mit Grübeleien, wie er's nur anfangen solle. Doch wollte ihm nichts einfallen. Der Angstschweiß trat ihm ins Gesicht. „Oh, ist das heiß", stöhnte er.

„Haben Sie Durst?" fragte Anna, und schon ging sie fort, um ihm ein Glas Bier zu holen. Bald war sie wieder zurück. Da sah sie nun die Bescherung auf dem Tische. Schweigend nahm sie die Decken zusammen und trug sie hinaus.

Hermann wollte sie zurückhalten. Doch ließ er sofort wieder mutlos die Arme sinken. Oh, nun

war doch alles aus. Jetzt ging sie hinüber zu den anderen und zeigte ihnen die Decken, und dann kamen sie alle zusammen an und schalten und lachten ihn aus. Er sah schon die hämischen Gesichter der drei Lachtauben vor sich in der Stube. Dicke Tropfen perlten ihm von der Stirn. Er zog das Taschentuch hervor und wischte sich den Angstschweiß aus dem Gesicht.

Himmel, was hate er nun wieder gemacht? Das Taschentuch triefte ja von der blauen Sauce. Wie mußte er jetzt im Gesicht aussehen? Er stürzte zum Spiegel. Vernichtet sank er vor demselben in die Knie. Oh, es hatte sich heute alles gegen ihn verschworen. Große Tränen liefen ihm die Backen herab.

So traf ihn seine Braut. Sie war erschrocken. Teilnehmend fragte sie ihn, was ihm fehle. Er aber versteckte sein Gesicht in die Hände und schüttelte den Kopf.

Da erblickte sie am Boden das rot durchtränkte Tuch. „Blut!" schrie sie auf. Doch im gleichen Moment fielen ihr die soeben fortgetragenen Tischtücher ein. Sie sah das Taschentuch genauer an und erkannte, daß es Saft war.

Ihr schriller Aufschrei aber hatte Hermann den Kopf emporgezogen. Entgeistert starrte er sie mit weitgeöffneten Augen an.

Sie war im ersten Augenblick wirklich erschrocken, faßte sich aber bald wieder, als sie auch hier in seinem Gesicht den Saft erkannte. Ein mütterliches Verstehen und Erbarmen zog in ihr gutes Herz. Flink holte sie Wasser und Seife herbei.

Nach ziemlicher Mühe gelang es Hermann, sich wieder in einen Menschen zurückzuverwandeln.

Es war aber auch die höchste Zeit; denn nun rückten die drei Alten an.

„Na," sagte der Bauer, „seid ihr nun beide miteinander einig?"

„Aber gewiß doch", antwortete die Mutter für Hermann.

„So gebt euch nur den Verlobungskuß, wir sind mit der Heirat einverstanden", entgegnete der Alte.

Wie mit Blut übergossen, standen sich nun die beiden gegenüber. Hermann wollte noch etwas sagen, und wußte doch nicht was. Er sah nur, wie sich die sechs Augen der drei Alten erwartungsvoll auf ihn richteten.

Da schloß er die Augen, ging mutig drauflos, erwischte die Schwiegermutter und drückte ihr mit Todesverachtung einen Kuß ins Gesicht.

Die Bäuerin war hingerissen von so viel Anstand und Verehrung. Gerührt erfaßte sie ihre Tochter und legte sie an Hermanns Brust.

Und wie dieser den vollen, warmen Mädchenleib in seinen Armen spürte, verging ihm mit einem Male alle Verlegenheit. Ungestüm riß er die Braut an das pochende Herz und gab ihr gleich drei Küsse nacheinander.

Die Mutter zog ihn an den Schößen zurück. Sonst hätte er das Mädchen noch erdrückt.

Nun nahmen die Alten Hermann in die Mitte und brachten ihn trotz allen Sträubens hinüber nach der anderen Seite. Dort wurde jetzt die Verlobung gefeiert. Oh, wie wohl fühlte sich Hermann nun nach allen allen ausgestandenen Ängsten an der Seite der glücklich errungenen Braut. Mochten ihn die jungen Verwandten hänseln, soviel sie wollten. Er hatte heute die Hauptschlacht geschlagen und hatte gesiegt.



Herbst.

Das Frührot prangt am Himmelsrund,
Der Tag steigt vom betauten Hügel
Durch falb' Gebüsch zum Wiesengrund,
Hochschwingend seine Sonnenflügel.
Buntfarbig' Laub fällt leis vom Baum,
Tief' Schweigen ruht am Waldessaum.

Gespinst von Fäden, weiß und fein,
Am Wegesrand sich glänzend breitet,
Tauperlen, reich gewebt hinein;
Ein Spinnlein keck darüberschreitet.
Leis schwebt der Sonne milder Strahl
Hin über Felder, stumm und kahl.

Und späte Rosen betteln heiß
Um einen Hauch vom Himmelslichte;
Bald glänzt die Au im Reif gar weiß:
Des Sommers Glanz geht still zunichte.
Fern ist der Mai, und weit zurück
Liegt Kinderlust und Jugendglück!

Nun hüt' im Herbst der Jahre sehr
Des Herzens ungestüme Triebe;
Jung' Blut erschrickt, kann ja nicht mehr
Erfassen deine späte Liebe:
Lacht gütig dir ein lieb Gesicht,
Nimm's an — doch Liebe heische nicht!

Heinrich Bärenklau.





Sein Sonnenschein.

Skizze von Hans Herbert Ulrich.

Klaus Schönhardt, seit acht Jahren Rektor an der höheren Töchterschule des kleinen schlesischen Städtchens, stand behaglich lächelnd am Fenster seiner gemütlichen Studierstube. Die Schulstunden hatte er für heute hinter sich, das Kaffeegeschirr stand schmuck und sauber, wie er es liebte, neben seinem Schreibtisch, und in leichten, blauen Schleiern umwob ihn der Rauch der Nachmittagszigarre.

Draußen rumorte schon ein bißchen der Frühling. Die Vorreiter seines siegessicheren Heeres sprengten über Land, schwärmten aus in langen, lichten Ketten, daß ihnen kein Dorf, kein Waldstück entgehen konnte, rüttelten im Vorbeitraben die verschlafenen Stämme, schlugen mit flachen Klingen an Türen und Fensterläden: Wacht auf! . . . Wacht auf! . . . Der König kommt! . . .

Klaus Schönhardt lächelte. Wie war das immer wieder schön! Das steckte einen selbst mit an, das fuhr einem immer wieder durch die alten Knochen, ähnlich wie den armen Veteranen, wenn sie nach Jahren ihre Kriegsmärsche wieder hören, die sie dereinst zum Siege geführt.

Auch in den Schulstuben merkte man den Frühling. Die vielen Vermummungen, Pelzkäppchen und Tücher besorgter Mütter verschwanden nach und nach, die Kinder trugen die Köpfe wieder freier, die Augen wurden blanker und lustiger. Ein frischerer Herzschlag ging durch die Stunden. Die Antworten kamen schneller, die Mädchen begriffen leichter, man konnte über das festgesetzte Pensum einmal hier und da hinausgehen, und mit den größeren, in der Selekta, auch über die Dinge des Lebens und der Natur sprechen. Leider ließ ja sonst der Plan dazu keine Zeit. Das, was Klaus Schönhardt für junge, empfängliche Gemüter am wichtigsten dünkte, was man täglich mindestens eine Stunde tun müßte mit fünfzehn- und sechzehnjährigen Mädchen, sie hinweisen auf die vielen Schönheiten draußen und drinnen, in Wald und Feld, in der Kunst — daß sie alle später einmal sehend durch die Tage gehen, sich Schönheitssinn und -sehnsucht und -verlangen mit hinübernehmen in Alltag und Einsamkeit und kleine, freudlose Ehen . . . derartige Stunden gab es nicht, so was war nicht vorgesehen.

Aber er tat's doch! Mochte ruhig die Grammatik, die Formenlehre und der ganze steife Kram etwas vernachlässigt werden — das brauchten auch die Mädels nicht so. Die müssen Sonne haben, Sonnenschein, den sie sich und anderen ins Leben tragen . . .

Der Rektor nickte ein paarmal, wie zur Bekräftigung seiner Gedanken, vor sich hin. Dann wandte er sich zum Schreibtisch. Auf der grünen Platte lag ein kleiner Stoß blauer Hefte. Ein deutscher Aufsatz der vierzehn Schülerinnen seiner Selekta. Über das oberste Etikett glitt ein Sonnenschimmer, als wollte er den Namen „Luise Fromberg" besonders hervorheben.

Und wieder nickte Klaus Schönhardt: Ja, die Luise Fromberg! . . . Seine Beste! . . . Seine Erste! . . . Eigentlich brauchte die keine Sonne. Die war ja wie die Sonne selbst!

Über das faltige, vom Leben gezeichnete Gesicht breitete sich ein warmer Schein von Güte und sonniger Heiterkeit. Ohne zunächst die Arbeiten zu berühren, lehnte er sich weit in den Armstuhl zurück.

Er sah sie vor sich sitzen, seine Erste, direkt vor seinem Katheder, auf der vordersten Bank. Die strahlenden Blauaugen zu ihm emporgerichtet, über dem einfachen Blondhaarkranz ein Flimmern und Sprühen goldener Funken.

Wenn die ganze Klasse eine Frage nicht beantworten konnte — Luise Fromberg nickte nur, wenn er sie fragend ansah, und gab richtigen Bescheid. Und wenn sie sprach, dann hoben die anderen Mädchen die Köpfe, alle hörten aufmerksam zu, und oft war es, daß sein Sonnenschein, wie er sie in Gedanken nannte, durch die natürliche Frische und immer heitere Fröhlichkeit die anderen Schülerinnen mitriß, und so manchmal über flaue Stimmungen, Mattigkeit und Unlust hinweghalf.

Luise Fromberg nahm eine besondere Stellung unter ihren Kameradinnen ein. Sie half in stiller, anspruchsloser Herzlichkeit, wo sie nur irgend konnte. Und jede einzelne wußte ganz genau: wenn du in einer häuslichen Arbeit nicht weiter kannst, dann gehst du abends noch einmal nach dem kleinen, schmucklosen Häuschen draußen am Stadttor. Dort wird dir geholfen.

Klaus Schönhardt wußte das, und wußte auch, daß Luise dem Sorgenkind der Selekta, der kleinen, schwarzlockigen Oberstentochter, die sich nicht einen Moment ruhig verhalten konnte, täglich nach Tisch bei den Arbeiten half. Ja, einmal hatte er sogar bei seinem Spaziergang den Blondkopf seiner Ersten an einem Fenster der Oberstenvilla über ein Heft gebeugt gesehen, während hinten auf den weiten Rasenflächen des großen Gartens die Tochter des Obersten im Herrensitz ein Pferd zuritt und mit einem Reitknecht zankte.

Besonders herzlich und innig war das Verhältnis zu ihren alten Eltern. Der Vater, früher ein kleiner Kaufmann, hatte längst seinen Laden geschlossen und lebte nun still mit Frau und Tochter in einem kleinen Häuschen vor der Stadt. Jeden Sonntag gingen die drei Arm in Arm im Park spazieren, und um sie schwebte es wie der Hauch eines ungetrübten, reinen Glückes.

Sinnend fuhr sich der Rektor mit der Hand über die Augen. Ja, das war ein Mädel! die würde ihren Weg schon gehen ... Er lächelte. Der Mann, der die mal zur Frau bekommt! ... Ein fast wehmütiger Schimmer glitt über das gutmütige Gesicht des alten Junggesellen.

Dann beugte sich Klaus Schönhardt über die Aufsätze seiner Selekta. Als Thema hatte er nur das Wort gestellt: Der Frühling. Weiter nichts. Hatte nichts dazu gesagt. Sie sollten sich in den zwei Stunden, die er für den Klassenaufsatz Zeit gegeben, einmal ganz allein mit einem solchen Thema abfinden. Es war ja auch so leicht für heranwachsende junge Mädchen.

Das Heft von Luise Fromberg schlug er zuerst auf. Wie immer tadellos sauber und sorgfältig geschrieben, gewissenhaft wie sie selbst, kein verbessertes Wort.

Und dann las der Rektor. Sie führte ihn einen blumigen Pfad ... Heckenrosen zur Seite ... Lerchenlieder ... Sonnengold ...

Doch dann plötzlich wurde das Gesicht des Lehrers ernst, ein großes Staunen lag auf seinen Zügen. Denn was seine Augen da lasen, war nicht die kindliche Arbeit eines Mädchens, aus diesen Zeilen brauste urgewaltig das Hohelied der Liebe, ein Drängen und Sehnen stieg aus den Seiten empor, daß sich der Rektor immer wieder über die Augen strich, als hielte er dies alles für ein Trugbild. Das war kein Kind mehr, das da sich bangte und sehnte, das war die Seele des erwachten Weibes, die sich ungestüm und schrankenlos ihm offenbarte.

Da klingelte es. Hart und schrill in die Stille. Die Haushälterin schlürfte herein. „Ein Herr Fromberg ist draußen. Er möchte sofort den Herrn Rektor — —"

Aber ehe Klaus Schönhardt Zeit gefunden, aufzustehen, stürzte ein Mann ins Zimmer, an der Haushälterin vorbei, die ängstlich hinter sich die Tür schloß, fiel in einen Sessel, schlug die Hände vors Gesicht, und ein Schluchzen und Stöhnen ging durch den Körper: „Es ist ja nicht möglich! ... Es ist ja nicht möglich! ..."

Ein furchtbarer Schreck fuhr dem alten Lehrer durch die Glieder, als er Luises Vater erkannte.

„Um Gottes willen ... Herr Fromberg ... beruhigen Sie sich doch ... was ist denn geschehen?"

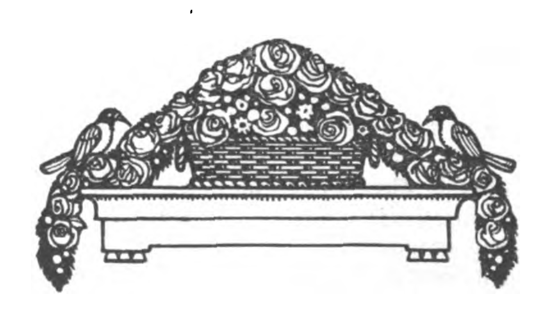
Der gab ihm wortlos mit zitternder Hand einen Brief. Sofort erkannte der Rektor die schönen, zarten Schriftzüge, die ihm eben so viel gesagt. Ein paar Schritte tat er gegen das Fenster. Abgerissene Sätze schimmerten ihm entgegen:

„Vergebt Eurem Kinde ... Ob es Sünde — ich weiß es nicht ... Ich liebe ihn ... unsäglich ... seit lange ... Wenn Ihr diese Zeilen lest, trägt mich der Zug weit, weit fort ... zu ihm. Ohne ihn ist mein Leben nichts ... ohne Sonne ... Ich weiß nur eins: ihm, ihm zu gehören ... Fragt nicht ... Ich konnte nicht anders ... Ich mußte es tun! ..."

Die Schriftzüge schwammen dem alten Manne vor den Augen. Wortlos reichte er das Schreiben zurück. Auf die tonlose Frage, ob er, als ihr langjähriger Lehrer, etwas davon geahnt, gewußt, schüttelte er nur schweigend den Kopf ...

Rektor Klaus Schönhardt erhob sich müde und schwerfällig von seinem Schreibtischstuhl. Längst war der Besucher gegangen. Der Abend wob und spann im Zimmer graue Schleier. Er wußte nicht, wie lange er so gesessen.

Langsam trat er ans Fenster. Durch herbe Frühlingsschönheit kroch schwerfällig der Nebel über Land, als trüge er mit sich des Lebens dunkle, unlösbare Rätsel ... als stiege er ratlos aus tiefen unerforschten Gründen ... Näher und näher schob er sich an das kleine Städtchen ... hinter ihm sanken Berge und Bäume in düsteres Grau ... fahler und farbloser leuchtete letztes Licht, letzter Sonnenschimmer ...



Nornengast.

Es war im Traum. Mein Fuß betrat das Reich,
Das ewig-düst're, wo die Nornen hausen. —
Die Schicksalsschwestern saßen stumm und bleich.
Durch meine Seele zitterte das Grausen.
Sie spannen ... spannen ... spannen. — Durch die Hände
Die Fäden ihnen glitten sonder Ende.
In ihrem Auge aber sah ich loh'n
Ein Licht zuweilen wie geheimen Hohn. —

Das war, wenn rasch die Hand der Spinnerin,
Das Garn verwirrend, es zu Knoten schürzte;
Und aber dann, wenn sie, in wildem Sinn
Den Faden jäh zerreißend, es verkürzte. —
Dem seltsam-fürchterlichen Spiele lange
Sah zu mein Blick. Bis meinen Lippen bange
Die Frag' entfloh: „Ihr Nornen, gebt mir kund,
Wem webt — und wie — das Schicksal ihr zur Stund'?"

Da reckten langsam ihre Häupter sie
Und huben, weiterspinnend, an zu singen:
„Mensch, nach des Schicksals Rätseln forsche nie!
Nicht Heil bringt's, in der Nornen Reich zu dringen!
Wer's je gewagt — mit nie erhörten Qualen
Mußt' er in Nornenheim das Gastrecht zahlen!
Entfleuch und sei gewarnt!" — Ich aber drang:
„Antwort begehr' ich!" — Da erscholl ihr Sang:

„Wähnt sich mächtig der Mensch, nennt sich Herrscher der Erde,
Schreitet über das Land prahlend mit Siegergebärde.
Reckt die Rechte voll Gier, sieht Gold im Grunde er gleißen,
Hebt verwegen die Hand, den Blitz vom Himmel zu reißen ...
Wähnt sich weise der Mensch; wagt um alles die Frage:
Um Rätsel versunkener Zeit, Geheimnisse künftiger Tage.
Zerrt mit frevelnder Faust an der Schleier verhüllenden Falten,
Rühmt sich, verblendet, des Seins Schlüssel in Händen zu halten ...
Bleibt ihm die Wahrheit doch ewig verborgen,
Kennt kaum das Heut', weiß nichts vom Gestern und Morgen! —
Ist nur ein Nichts, ein Spielball launischer Mächte,
Die verborgen selbst uns, den Töchtern der untersten Nächte! —
Wo sie hausen geheim? Weißt du den Ort im All?
Außer ihm, in ihm, nirgend und überall! —
Ewig den Staubesentsprossenen feind gesinnt,
Lauernd in Abgrund und Flammen, lauernd in Fluten und Wind,
Lauernd als Feinde ihm tückisch in eigner Brust —
Ihn zu zermalmen — all ihre Lust! — —
Siehe, das bist du, Mensch, der sich ein Herrscher nennt,
Spielball der Macht, von der keiner den Namen kennt! — —
Wir selbst, wir, die wir wirken und weben
Menschenschicksal und Menschenleben,
Willst du uns fragen? Können's nicht sagen! —
All, was wir sinnen, all, was wir spinnen,
Wir müssen — wir sind nur die Dienerinnen! —
Wie's aus geheimen Fernen, tief,
Der Nimmergenannten Stimme uns rief,
Müssen wir weben Schicksal und Leben,
Spinnen den Faden wir rauh oder eben,
Schürzen das Garn wir verwirrend zu Knoten,
Zerreißen's — wie's uns die Stimme geboten!
Fragst du, für wen? — Warum? — Wozu? —
Was hilft dir's, armer Staubgeborner du?" —

Da schwieg der Sang. Ich starrte wie gebannt
Die Fäden an, die allzu knotenschweren,
Die prüfend maß der Norne bleiche Hand —
Mir war's, als ob's wohl meine eignen wären!
Und zitternd harrt' ich, daß der Finger zucke,
Zerreißend ihn mit einem jachen Rucke —
Wild schlug mein Herz. — Da schwand das Bild der Nacht,
Zum Licht des Tages fand ich mich erwacht. —

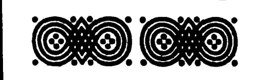
Und wachend ruf' ich's: „Die du mich bedrängst,
Du namenlose Macht, mir feind gesonnen,
All meinen Pfad mit Fesseln mir beengst,
Verdunkelnd mir, was ich an Glück gewonnen —
Ich trotze dir! — Mein freies Menschentum,
Ich wahr' mir's doch, und seinen Herrenruhm! —
Ward mir's bestimmt, so wirf mich zu den Toten! —
Bis dahin — Kampf! — Nun, Norne, schürz' den Knoten!"

Florentine Gebhardt.





Bücherbesprechungen



Ferdinand Gregororius. **Wanderjahre in Italien.** Auswahl in zwei Bänden mit dem Porträt des Verfassers, zwei Karten und einem biographischen Nachwort von Dr. H. H. Houben, Leipzig. F. A. Brockhaus. Geb. 8 M.

Der Wert einer historischen oder kulturhistorischen Darstellung ist doch in erster Linie mit dem künstlerischen Maßstab zu bemessen, wenn natürlich die erste Voraussetzung: wissenschaftliche Grundlage erfüllt ist. Erst die lebendige, beseelte, individualisierende Darstellung macht ein Geschichtswerk wirklich wertvoll, macht es zu einer Quelle höchsten Vergnügens für den, der nichts mehr als eine ernste Lektüre liebt. Ich kenne nur wenige Geschichtswerke, die Anspruch auf eine solche Anerkennung erheben können; aber neuerdings greift doch die Erkenntnis mehr als früher um sich, daß ein Geschichtsschreiber auch ein Gestalter, ein Künstler sein muß. Zu jenen wenigen Werken möchte ich ein allerdings älteres Werk — die oben genannten „Wanderjahre in Italien" von Gregororius rechnen: es ist ein im edelsten Sinne unterhaltsames Werk, das ich seinerzeit, wie man so sagt, in einem Zuge ausgelesen habe. Und ich kann es wohl verstehen, daß, als der erste Band 1855 erschien, diese eigenartige Mischung von unnachahmlicher, poetischer Landschaftsschilderung und phantasievoller, gerade am Konkreten, am Gegenständlichen wie Individuellen interessierter Geschichtsdarstellung — man vergl. z. B. die überaus feinen Bemerkungen und Ausführungen über das Auftreten und Wirken der Hohenstaufen in Italien, über die davon übriggebliebenen Spuren usw. — und der an Antiken gebildete Stil von schöner, klarer Einfachheit, überall Bewunderung erregte. Das Werk ist vielleicht der beste Führer durch Italien, der interessanteste gewiß. Und ich kann es mir lebhaft denken, daß viele unter dieser sachkundigen Führung in Wirklichkeit oder auch nur in Gedanken durch die ewige Stadt gepilgert sind, Ravenna und Neapel, Pompeji und Genzano, Amalfi und Sorrent besucht haben, und die unendlichen, einzigartigen Zauber der römischen Kampagna, der lateinischen Küste und der Inselparadiese des Mittelmeers haben auf sich wirken lassen. Da war es in der Tat ein glücklicher Gedanke, daß der Verlag sich entschloß, das Gesamtwerk in einer Auswahl vorzulegen, die in zwei Bänden die glänzendsten und gewissermaßen volkstümlichsten Kapitel zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt und in dieser Form ein klassisches Bilderbuch der berühmtesten und besuchtesten Stätten Italiens bildet.

Hans Benzmann.

Xenien-Bücherei. Xenien-Verlag, Leipzig. Jeder Band 50 Pfg.

Dem Beispiele der Insel-Bücherei folgt diese neue Sammlung, die vieles Feine und Gute bringt. Ich nenne u. a.: „Parsifal und der Gral" von W. Golther, „Kunst und Kirche" von H. von Wolzogen, „Brief eines ehrlichen Mannes", „Berlin" von H. Spiero, den „Centauer" vom Guérin und Novellen von G. Hirschfeld, H. Salus, W. Arminius, G. von der Gabelentz. Die Bändchen sind schlicht und solid ausgestattet und verheißen manches für die Folge. Solche Sammlungen haben — wenn sie Kost für Feinschmecker bieten — gewiß große Vorteile. Man kann die Bücher leicht bei sich führen und wird eher zur Lektüre gereizt als durch dicke Folianten.

E. L. Schellenberg.

Berichtigung.

Unterzeichneter erklärt die Mitteilung der „Deutschen Romanzeitung" in Nr. 31 im laufenden Jahrgang 1913, daß im Verlage von Franz Brüning in Danzig, Hundegasse, ein Versbuch von Bruno Pompecki unter dem Titel: „Vom Weichselstrand" vorbereitet wird, für unrichtig. Unterzeichneter erklärt, daß er die Inverlagnahme dieses Buches von Bruno Pompecki aus bestimmten Gründen abgelehnt hat.

Franz Brüning, Buchhandlung in Danzig.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets **„an die Redaktion"** zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an **Otto Janke's Verlag.** Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Ausgegeben am 12. Juli 1913. Verantwortlicher Leiter Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H. Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis $3^1/_2$ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Die Assenburger.

Kleinstadtbilder

von

Clara Hohrath.

Seit zwei Wochen weilte die Schauspielertruppe nun schon in Assenburg. Sie hätte keine zu schlechten Geschäfte gemacht, wenn ihr der Wirt zum „Eisernen Postillon" die Saalmiete erlassen hätte. Und ihrer Meinung nach hätte er das wohl tun dürfen; mußte er doch froh sein, daß die abendlichen Vorstellungen endlich mal wieder einiges Leben in sein großes, leeres Haus brachten, das für gewöhnlich so tot und stumm dalag wie in einen Zauberschlaf gebannt, und das immer nur rückwärts zu träumen schien in jene schöne Vergangenheit hinein, als der kleine, lustige Landesfürst noch zu den Jagden im Städtchen residiert hatte, wo Post und Reisekutschen klingelnd und rasselnd zum breiten Torbogen des „Eisernen Postillons" eingefahren kamen. Aber der gute Fürst war eines Tages gestorben, und damit war dem alten Gasthof so gut wie dem ganzen Städtchen der Lebensnerv durchschnitten worden. Der Gasthof hatte die grünen Läden seiner vielen Fremdenzimmer schließen und die Pferdeställe vermieten müssen, denn mit dem alten lustigen, schellenrasselnden Verkehr war's nun für immer zu Ende.

Und da hatte auch das Wahrzeichen des Hauses, das große, eiserne Schild, auf dem ein bunt bemalter Postillon in hocherhobener Hand sein goldenes Posthorn schwang, langsam angefangen zu rosten. Ganz allmählich war der Rost von den Füßen des Postillons aufwärts gekrochen bis zu seinen Knien, und die Zeit war nicht fern, da er dem armen eisernen Mann auch das Herz noch zerfressen würde. Vor diesem Schicksal würde ihn auch die kleine Schauspieler-

truppe, die jetzt ein wenig Lärm in seinem Rücken vollführte, nicht retten.

So dachte wenigstens Mariana Rimaldi, die erste Liebhaberin der Truppe, als sie mit einem Pack Theaterzettel im Arm unter dem alten Schild herschritt. Sie wußte am besten, daß der Direktor kaum die Hälfte der geforderten Saalmiete würde abtragen können, selbst wenn an diesem letzten Spielabend das Publikum sich außergewöhnlich zahlreich einstellen sollte.

Mariana ging langsam, als trüge sie schwer an dem Päcklein gelber Papierstreifen, auf denen in fetten, schwarzen Buchstaben die Vorstellung des Abends angekündigt stand. Sie war sehr müde. Die Stille, die sie in diesem verschlafenen Städtchen umgab, tat ihr wohl. Sie wäre am liebsten hiergeblieben, um einmal gründlich auszuruhen und ihr mühseliges Leben zu verschlafen, tage-, wochen-, monatelang. Dann wäre der Rost vielleicht auch über sie hingekrochen wie über den eisernen Postillon und hätte ihr Empfinden langsam ertötet.

Sie schob das Zettelaustragen sonst gerne anderen zu, z. B. der kleinen Naiven, die sich eine Freude daraus machte, in die Häuser zu laufen und die Leute zum Besuch einzuladen. Aber heute durfte sie sich dem ihr unsympathischen Geschäft nicht entziehen, da es galt, ihre eigene Benefizvorstellung anzukündigen, da mußte sie wohl oder übel mit ihrer Person Reklame machen. Die eignete sich freilich schlecht genug dazu. Mit einem wehmütig ironischen Blick sah sie an sich herunter, an dem gänzlich vertragenen blauen Straßenkostüm, das einst ihre Figur knapp umspannt hatte und nun lose um ihre mageren Glieder hing. Voll derselben bitteren Ironie glitt ihr Blick dann über die lange Reihe von Häusern hin, in die sie ihre Einladungen tragen sollte, die Einladungen zur Ibsenschen Nora. Wie viele von den kleinstädtischen Honoratioren, die in diesen Häusern wohnten, hatten wohl Interesse und Verständnis für ihre Nora, ihre, Mariana Rimaldis, beste Rolle? Aller Wahrscheinlichkeit nach begriffen sie so wenig davon wie ihre eigenen Kollegen, die aus den Ibsenschen Figuren gegen ihren Willen die drolligsten Karikaturen machten.

Sie blieb jetzt vor einem großen, unfreundlich dreinschauenden Hause stehen und las, während sie auf den Schellenknopf drückte, mechanisch den darunterstehenden, fremdländisch klingenden Namen: Dr. Petyar. Die daneben angebrachte Nachtglocke verriet deutlicher als die knappe Namensangabe den praktizierenden Arzt.

Ja, dachte Mariana müde, wie ein Arzthaus sieht dieser ernsthafte Bau auch in Wahrheit aus. Dieser Dr. Petyar wird wohl der einzige Arzt des Städtchens sein, und er wird schwerlich Zeit und Lust haben, unsere Vorstellung zu besuchen. Aber einerlei, einen Zettel mußte sie dalassen, vielleicht hatte der Doktor Familie, eine vergnügungssüchtige Frau oder bildungshungrige Töchter! Sonderbar, an Söhne dachte sie schon gar nicht, junge Herren schien es in diesem Assenburg überhaupt nicht zu geben, sie wenigstens hatte noch keinen zu Gesicht bekommen. Wahrscheinlich fürchteten die, in diesem verschlafenen Nest vorzeitig vom Rost angefressen zu werden wie der eiserne Postillon, und waren darum in irgendeine lebendige Großstadt entflohen, wo das Leben sich aufs Blankreiben und Polieren verstand.

Die Haustür war unterdessen geräuschlos aufgesprungen, und so trat sie zögernd in eine lange Diele ein. Zu ihrer Linken sah sie eine mit der Aufschrift „Wartezimmer" versehene Tür, die stand nur angelehnt, und ein leiser Desinfektionsgeruch entströmte dem Spalt. An dieser Tür schritt sie eilig und scheu vorüber. Doch es wollte sich niemand zeigen, dem sie ihren Zettel hätte überreichen können. Im Hintergrund der langen Diele stand ein mit einer Decke überhangener Tisch. Es war eine sehr kunstvoll gearbeitete und sehr geschmacklose Decke. Daran erkannte sie, daß Damen in diesem Hause vorhanden waren.

Auf diese Decke legte sie nun ihren gelben Zettel nieder und verließ das Haus, ohne daß jemand ihrer ansichtig geworden wäre.

Es war gut, daß der Direktor ihr nicht unsichtbar folgen konnte auf diesem Reklamegang, wo sie ihren Pflichten so unvollständig nachkam! Die Straße, die sie jetzt „abmachte", war die Hauptstraße des Städtchens. Sie führte zuerst auf den Marktplatz und jenseits desselben in schnurgerader Linie auf das Schloß zu, dem Stolz Assenburgs, einem protzigen Barockbau des 18. Jahrhunderts.

Auf dem Marktplatz standen Rathaus und Kirche, Pfarrhaus und Apotheke einander gegen-

über und sahen sich mißtrauisch an. Im Pfarrhaus war Mariana schon einmal gewesen, um die Frau Pfarrer zur Lutheraufführung einzuladen, die der Direktor am Eröffnungstage hatte spielen lassen, weil seine gute Spürnase einen Geruch von Pietismus in dem Städtchen zu wittern geglaubt hatte. Damals hatte die Frau Pfarrer sie nicht besonders freundlich empfangen und war der Aufführung ferngeblieben, was konnte es nun helfen, diese orthodoxe Pfarrerin auch noch mündlich zum Besuch der Nora aufzufordern! So begnügte sie sich denn wieder damit, einen ihrer gelben Zettel in den Briefkasten zu stecken. Dann wandte sie dem ängstlich verschlossenen Hause den Rücken und schritt der bedeutend behäbiger und zugänglicher dreinblickenden „Schloßapotheke" zu. Sie wußte, daß im zweiten Stock dieses breit hingelagerten Baues die Frau Pastor Hoedecke, eine große, dicke Dame, wohnte, die von einem westfälischen Gute hierher verschlagen worden war, und im Städtchen nur die adlige Pastorin genannt wurde. Bei der war sie besser angekommen mit ihrer Einladung zum Lutherspiel, denn es traf sich, daß die Dame zufällig in ihrer Jugend bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung selbst in dem Spiel mitgewirkt hatte als Luthers Käthe. Da entbrannte in ihr denn sogleich die Neugier, die arme kleine Zettelträgerin in dieser selben Rolle zu sehen. In einem heliotropfarbenen Seidenkleid und großem weißen Federhut war sie zur Vorstellung gekommen, und weil sie sogleich feststellen konnte, daß sie selbst ihrerzeit ein weit hübscheres Käthchen gewesen war als Mariana Rimaldi, hatte die temperamentvolle Dame sogleich eine warme Zuneigung zu ihr gefaßt und sich einen ersten Platz zu jeder Vorstellung gekauft, in der diese häßliche, magere kleine Schauspielerin mitwirkte. Und diese lächelte denn auch immer beim Betreten der Bühne zuerst in der Richtung des heliotropfarbenen Seidenkleides, wofür ihr als Dank ein energisches, weithin sichtbares Nicken des weißen Federnhutes zuteil wurde. So hatte sich zwischen ihnen eine Art Freundschaft gebildet.

Und so lächelte der jungen Komödiantin müdes und blasses Gesicht denn auch jetzt, als sie die hohen Treppen glücklich erklommen hatte und nun vor der lebhaft gestikulierenden Gönnerin stand.

„Ach, da ist sie ja selbst, meine kleine Käthe! Nun, was gibts heute abend? Nora? Modernes, gottloses Zeug, was? Ich habe das Stück in meinem Bücherschrank stehen, glaube ich. Aber sei's drum, die Frau Pfarrer wird mich zwar nachher nicht mehr grüßen, aber ich komme doch, Kindchen, um Ihretwillen! Benefizvorstellung, wie ich sehe! Und die allerletzte? Schade, schade! Dann geht's also wieder fort, in die weite Welt hinaus. Daß Sie das Leben nicht müde werden! Freilich, ich hab' selbst auch mal dafür geschwärmt! Und ich war nicht ohne Talent, das dürfen Sie mir glauben, ich bin beklatscht worden auf unserm Armenbazar, das hätten Sie hören sollen! Aber trotzdem, wissen Sie, solch ein Leben, und was da alles drum und dran hängt von Schmutz und Sünde, nein, davor graute mir doch! Und meine Familie hätte mir ja auch niemals erlaubt, zur Bühne zu gehen, das können Sie sich wohl denken. Ich bin eine geborene Seelendonk. Von den Seelendonks auf Hohen-Geerau. Na, denn also auf Wiedersehen, Kindchen, ich komme heute abend, ich komme!"

Mariana lächelte noch einmal — zum Sprechen hatte sie den Mund nicht auftun brauchen —, und verabschiedete sich durch ein zierliches Kopfneigen von der mächtigen Dame. Dann stieg sie langsam die vielen Stufen wieder hinunter und schleppte sich weiter. Es waren da noch viele Häuser in der langweiligen Straße, die gegen das Schloß anlief, und die den stolzen Namen „Fürstenstraße" trug.

Ins Schloß, das längst keine Fürstenwohnung mehr war, ging sie auch. Zuerst in den Mittelbau, denn dort wohnte die Vorsteherin des Mädcheninstituts, das im linken Flügel untergebracht war.

Wie sie dann auch an der Tür des rechten Flügels läutete, kam ein großer, fahlblonder Frauenkopf aus einem der Fenster herausgefahren, und eine tiefe Stimme von brutaler Klangfarbe rief sie an:

„Was suchen Sie hier? Dies ist ein Krankenhaus!"

Gleichzeitig aber wurde die Haustür von innen geöffnet, und ein junger Arzt in weißer Leinenschürze stand vor ihr und sah ihr forschend ins bleiche Gesicht.

„Sie wünschen?"

Sie streckte ihm einen ihrer gelben Zettel hin.

„Wir geben heute abend die Nora von Ibsen, ich möchte Sie auffordern, die Vorstellung zu besuchen."

Da verschwand der Berufsernst so plötzlich aus dem Gesicht des jungen Mediziners, daß es den Anschein hatte, als habe er eine Maske heruntergerissen.

Mit einem belustigten Lächeln blickte er auf den Zettel in seiner Hand.

„Also Nora wird gegeben? Spielen Sie auch mit in dem Stück, Fräulein? Es lag unverkennbarer Spott in der Frage.

Da sah sie ihm voll ins Gesicht. In ihren grünlichen Augen glomm ein Funkeln auf, und ein sonderbares Lächeln zuckte um ihren Mund.

„Ich spiele die Nora."

„Ach so, Verzeihung, ja gewiß —" Er wußte augenscheinlich nicht recht, was er auf diese Eröffnung hin entgegnen sollte. Er musterte ihre Gestalt mit einem schnellen forschenden Blick, der eine Sekunde lang verwundert und neugierig an ihrem Haar hängen blieb, dessen ungewöhnliche kupfrige Färbung ihm auffiel. Da rief die brutale Stimme wieder über ihren Köpfen:

„Herr Doktor, Numero sieben verlangt nach Ihnen!"

Und dann noch einmal dieselbe Stimme:

„Ja, Herr Doktor, bitte, es eilt!"

Die kleine Schauspielerin hob unwillkürlich die Augen zum Fenster auf und fuhr zusammen, als habe sie ein Gespenst erblickt. Denn der große, fahlblonde Frauenkopf hatte sich verdoppelt, und vier mattblaue Augen schauten da jetzt aus zwei ganz gleichen farblosen Gesichtern auf sie herab. War dieses Haus denn angefüllt mit solch großen Frauen, die einander so ähnlich waren, daß man sie nicht voneinander unterscheiden konnte?

Sie war im Begriff, den jungen Arzt darüber zu befragen, aber da sah sie ihn eilig über die mit blendendweißen Fliesen belegte Diele zurücklaufen mit dem gelben Zettel in der Hand.

Und als sie es nun wagte, noch einen Blick nach oben zu richten, waren die beiden Frauenköpfe verschwunden. Wahrscheinlich verfügten auch sie sich jetzt nach Nr. 7. Ob das Krankenpflegerinnen waren? Sie trugen keine Tracht. Ob Nr. 7 dringend nach dem Arzt verlangte, weil der Tod sich einstellen wollte?

Sie stand also hier auf der Schwelle eines Krankenhauses. Ihr graute sonst vor diesen Zufluchtsstätten leiblichen Elends. Heute, hier, empfand sie nichts dergleichen. Vielleicht war sie zu müde dazu. An den Türpfosten gelehnt, mußte sie hier einen Augenblick rasten, ehe sie ihre mühselige Wanderschaft fortsetzte. Der Arzt hatte die Haustür offenstehen lassen, und so konnte sie ungehindert ins Innere dieses hellfarbenen Hauses blicken, das ein lebenslustiger Fürst sich einst zum Feiern fröhlicher Jagdfeste erbaut hatte. Und nun wollte es ihr scheinen, als ob von der leichtherzigen Fröhlichkeit vergangener Tage noch ein leiser Abglanz auf dieser Diele zurückgeblieben sei. Das mochte daher rühren, weil eine der weißen, mit Stuckarbeit verzierten Türen, auf der die schwarzen Nummern sich wie schlecht angebrachte Scherze ausnahmen, halb geöffnet stand und eine Flut warmen Sonnenlichts in den Gang hineinströmen ließ. Dieses mit Nr. 3 bezeichnete Zimmer, in das sie gerade hineinblicken konnte, hatte ein großes Fenster, durch welches die besonnten Rasenflächen und Baumgruppen des alten Schloßparks grün und golden hereinleuchteten. Das Zimmer schien zurzeit leer zu stehen. Es stand aber ein weißes Bett darin, das hatte ein seltsam einladendes Aussehen. Es schien sie förmlich heranzuwinken: 'Komm und leg' dich nieder, und ruhe aus! Hier ist gut sein! Vor dem Fenster singen die Vögel, sonst ist es still hier in Nummero drei!

Plötzlich fuhr sie zusammen. Eine andere Tür am Ende des Ganges hatte sich geöffnet, und nun kam eine grauhaarige Krankenpflegerin in weißem Kragen und blauem Leinenkleid über die Diele geschritten und trug ein Brett vor sich her, auf dem in zierlichen Schüsseln eine appetitliche kleine Mahlzeit verteilt lag.

Die müde Zettelträgerin war in die Höhe gefahren und reckte mit einer katzenartigen Bewegung den Oberkörper vor. Auf einem der kleinen Teller lag eine gebratene Taube, und sie meinte den feinen Bratenduft zu riechen, der von dem köstlich gebräunten Tierchen ausging. Da entfuhr ihren weißen Lippen ein sonderbarer Laut, der die Schwester erschreckt aufblicken ließ. — Und als sie nun des Mädchens im Nah-

men der offenen Haustür ansichtig geworden war, beschleunigte sie ihren Schritt und sah dann noch einmal mit erschrockenen Augen über die Schulter zurück, ehe sie in einer der Türen verschwand.

Mariana aber raffte sich gewaltsam zusammen, streckte die zitternde Hand aus, um die Haustür langsam zuzuziehen, und wendete dann auch diesem Hause den Rücken, um langsam und gefühllos, gleich einer Traumwandlerin, ihres Weges weiterzuschleichen.

So kam sie ans Kavalierhäuschen, das am Eingang des einstigen Schloßgartens stand. Dieser gespreizte kleine Barockbau lag innerhalb eines mit baumhohem Eisengitter umzogenen Gartens und erinnerte daher stark an die Elefanten-, Kamel- oder Affenhäuser großer zoologischer Gärten.

Als Mariana den altmodischen eisernen Glockengriff am Eingangstor zog, kam ein kleiner brauner Affe auf allen Vieren eilig dem Tor zugesprungen, als beabsichtigte er, die Draußenstehende nach ihrem Begehr zu fragen.

Da brach die Schauspielerin in ein bitteres ironisches Lachen aus und steckte, einem plötzlichen Impulse folgend, einen ihrer gelben Zettel zusammengefaltet durchs Gitter hindurch in die begehrlich ausgestreckte langfingrige Hand des Affen. Darauf setzte sie ihren Weg fort, ohne auch nur zu den Fenstern des Kavalierhäuschens aufzublicken.

Sie aber wurde aus zweien der Fenster mit Interesse beobachtet. An dem einen stand ein schönes, dunkelhaariges Mädchen, das mit seinen träumerischen braunen Augen neugierig die fremdartige Erscheinung der Zettelträgerin musterte, deren Kleidung den Ursprung der Großstadt nicht verleugnete, und ihr sogleich verriet, daß sie zu der im Städtchen weilenden fremden Theatergesellschaft gehörte. Dann zog das blasse Gesicht in dem Rahmen der unordentlichen blonden Haare, die den Glanz hellschimmernden Kupfers ausstrahlten, des schönen Mädchens ganze Aufmerksamkeit auf sich. Und als sie sie nun so langsam weiterschleichen sah, mit solch lässigen, müden Bewegungen, fielen ihr plötzlich die heimatlosen verwilderten Katzen ein, die sie schon von ihrem Fenster aus durch den Schloßpark hatte schleichen sehen. Vor ein paar Monaten hatte sie eins dieser armen verhungerten Tiere mitleidig ins Haus gelassen, und nachdem sie es ein paar Wochen lang mit Milch gefüttert hatte, war aus dem scheuen, häßlichen Geschöpf eine schöne, weiche, anschmiegsame Katze geworden.

Eine schrille Stimme unterbrach jetzt jählings ihr Sinnen. Ihre um zehn Jahre ältere Stiefschwester, mit dem gelben, faltigen Altjungferngesicht, stand am benachbarten Fenster, beugte sich weit heraus und winkte mit aufgeregten Gebärden den kleinen Affen herbei.

„Joko, komm! Komm herein, Joko!"

Da kam der kleine braune Kobold, den zusammengefalteten Zettel, den die Fremde ihm gegeben, in fest geschlossener Faust haltend, auf drei Beinen ins Haus hereingehüpft. Die Dunkeläugige trat nun vom Fenster zurück, blieb mitten im Zimmer stehen, neigte den schlanken Hals ein wenig und horchte. Sie wußte, daß nun bald ein großes Jubelgeschrei im Hause ausbrechen würde.

Sie hatte nicht lange zu warten.

„Tina! Martina! Komm herunter, schnell, schnell, schnell!" schrie der Schwester Stimme durchs Haus.

Und als sie nun ohne Eile dem Rufe Folge leistete und die gewundene Treppe hinunterstieg, kam ihr am Fuße derselben die Aufgeregte entgegengelaufen und umspannte mit harten Krallenfingern ihren Arm.

„Denk doch! Hör doch! Der Joko hat Tantchen eine Einladung überreicht — zur Theatervorstellung — im ‚Eisernen Postillon' — heute abend! Und Tantchen will gehen! Hörst du, Tantchen will wirklich und wahrhaftig hingehen! Lauf, Kind, und hol' den Schlüssel vom guten Kleiderschrank, sie will das Grauseidene mit den Rosen anziehen — denk nur — das Grauseidene!"

„Will sie wirklich?" gab die Jüngere mit beleidigender Ruhe zurück. „Laß meinen Arm los, Hanne, du tust mir weh. Was wird denn gegeben heute abend? Den Schlüssel hole ich nachher, das hat ja noch Zeit. Wo ist der Theaterzettel? Ich möchte sehn, was sie geben."

„Tantchen hält ihn in Händen, ich habe ihr schon alle Namen vorgelesen, aber sie blickt noch immerwährend darauf hin, sie will ihn nicht loslassen, und sie hat ein ganz junges und verklärtes Gesicht bekommen!"

Da trat Martina behutsam in ein von Blumentischen, Vogelkäfigen und unzähligen Tischchen mit Photographieständern angefülltes Zimmer. In die Wände waren große Spiegelscheiben eingelassen, die all diese Buntheit noch vervielfältigten. Zwischen den Spiegeln und an der ganzen Decke hin zogen sich dicke Obstgirlanden aus vergoldetem Stuck, von pausbackigen Engeln gehalten. In der Mitte dieses Zimmers stand ein kleines grünes Plüschsofa. Darauf saß Tantchen und hielt den langen gelben Zettel in den heftig zitternden Händen und wackelte unaufhörlich mit dem Kopf, wie zur Bekräftigung unhörbar gesprochener Worte. In dem pergamentnen Gesicht der uralten Dame waren die Augen so tief eingesunken, daß die Gefahr nahe zu liegen schien, daß sie im nächsten Augenblick vollends innerhalb der tiefen Höhlen hinabgleiten und wie schlecht befestigte Puppenaugen im Innern des Körpers verschwinden möchten. Über dem gelben Mumiengesicht aber zitterte eine große weiße Spitzenhaube, mit himmelblauen Schleifen bespickt, die sich wie flügelschlagende Schmetterlinge ausnahmen. Und auch das cremefarbene, faltenreiche Gewand, das den zum Skelett eingeschrumpften Körper wohltätig verhüllte, war mit diesen beweglichen himmelfarbenen Bandfaltern besetzt. Auf dem Schoß dieser grotesken Menschenpuppe lag ein winziges, langhaariges Hündchen, während zu ihren Füßen der Affe hockte, unter emsigem Fratzenschneiden damit beschäftigt, die Nuß aufzuknacken, die er als Lohn für die Überbringung des gelben Zettels erhalten hatte.

Martina ließ sich neben der Greisin auf dem kleinen Sofa nieder und legte ihre glatte weiße Hand über die zitternden Knochenhände, die den Zettel eigensinnig festhielten.

„Laß einmal sehen, Tantchen, was wird denn gegeben? Nora? Das habe ich zufällig vorgestern wieder einmal gelesen, es ist ein feines Ding, aber wie wird das im ‚Eisernen Postillon' verhunzt werden von solch halb gebildeten Landstreichern! Vielleicht ist das aber gerade recht lustig zu sehen, solch eine Parodie! Und du willst also hingehen, Tantchen? Das ist aber eigentlich kein Stück für dich, viel zu modern, weißt du, und ganz ohne dramatische Geschehnisse."

Da kam unter der nickenden Haube hervor plötzlich eine heisere Stimme, die an eine gesprungene Glocke gemahnte.

„Ach was, Stück! Es geht mir nicht ums Stück — ich will spielen sehen — die Bühne, die Schauspieler, das alles! Ich will ins Theater gehen, sie haben mich eingeladen, ich will ihnen die Freude machen. Ich will ganz vorne sitzen, daß sie mich auch sehen, hört ihr?! Das wird ihnen wohltun, einmal vor Rosa Heinemann spielen zu dürfen — vor einer alten Kollegin, der der Weltruhm wirklich zuteil geworden ist, nachdem auch sie auf ihre Weise ringen und streben — ja, ja, Kindchen, das tun sie — auf ihre Weise — da kannst du sicher sein! Aber freilich, um ein Stern zu werden, dazu gehört mehr als ein wenig Talent und ein wenig Ehrgeiz — dazu gehört mehr!"

Die Haube nickte stärker und stärker, die himmelblauen Schmetterlinge schlegelten aufgeregt mit den Flügeln, daß es ängstlich anzusehen war. Und gleichzeitig schien alles im Zimmer in Bewegung zu geraten: der Papagei schüttelte unter krächzendem Geschrei sein Gefieder, die kleineren Vögel hüpften von Stange zu Stange, der Schoßhund sprang kläffend von seinem Sitz herab, und der Affe schleuderte die leere Nußschale wild umher. In den Spiegelwänden aber wiederholte sich das alles bis ins Unendliche. Martina jedoch ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, und auch das stärkere Zittern der Greisin beunruhigte sie nicht. Sie war daran gewöhnt, zuzusehen, wie der lebendige Geist ihrer alten Großtante gegen die zerbrechliche Hülle des Leibes anprallte und diese so heftig schüttelte, daß sie dem Zerspringen nahe schien. Aber der Geist war noch immer Sieger geblieben, der alte Körper mußte ihm dienstbar sein und bleiben, noch wurde dem alten Sklaven die wohlverdiente Freiheit nicht geschenkt, und er gehorchte immer weiter aus alter Gewohnheit — solange ihm befohlen ward. Nur das durfte nicht aufhören, das Befehlen! Das war's! Dann wäre das Uhrwerk plötzlich stillgestanden, und kein Aufdrehen hätte mehr geholfen. Der Wille hielt die Atome des Leibes zusammen, der Wille zum Leben, die Lust am Leben, die Eitelkeit und die Vergnügungssucht. Das hatte Doktor Petyar ihnen auseinandergesetzt, als Hanne ihn einmal hatte kommen lassen, weil Tantchen über Apetitlosigkeit klagte. „Schaffen Sie der alten Dame Unter-

haltung, solange sie sich amüsiert, so lange lebt sie", hatte er ihnen in seiner kurz angebundenen Art befohlen.

Da war Hanne ganz außer sich geraten vor Freude, weil ihr nun ein Mittel in die Hand gegeben worden war, durch das sich das Leben der Großtante ins Unermeßliche verlängern ließ. Denn zugleich mit dem Leben der alten Schauspielerin würde auch deren Pension aufhören, von der sie alle drei lebten, und dann mußten sie das Kavalierhäuschen verlassen und sich auf irgendeine Weise ihren Lebensunterhalt selbst verdienen, da sie weder Eltern noch Verwandte noch das geringste Vermögen besaßen. Und nun sorgte die zukunftsbange Hanne aufs eifrigste dafür, daß Tantchens Lebenselixier im Hause niemals ausging. Sie hatte den Affen mit viel Mühe und Kosten herbeigeschafft, weil Tantchen in den glänzendsten Tagen ihrer berühmten Vergangenheit ein solches Tier besessen und sich an dessen Kurzweil vergnügt haben wollte. Und obwohl der Affe eine unfreundliche Abneigung gegen sie, Hanne, an den Tag legte und seine Verpflegung ihr viel Arbeit machte, da seinetwegen in der kühleren Jahreszeit sogar die Gänge des Hauses geheizt und alle Fenster verschlossen gehalten werden mußten, besorgte sie das alles ohne Murren. Dem Affen hatten sich dann bald noch das Schoßhündchen, ein sprechender und melodienpfeifender Papagei, zwei Wellensittiche und ein Dompfaff zugesellt. Aber da sie befürchtete, es möchte den Tieren allein auf die Dauer doch nicht gelingen, die alte Dame ständig bei gutem Humor zu erhalten, holte sie sich noch menschliche Hilfstruppen heran. So veranstaltete sie dreimal des Winters musikalische Reunions, zu denen so viele Affenburger eingeladen wurden, als in Tantchens buntes Spiegelzimmer und in das anstoßende kreisrunde sogenannte Musiksälchen hineingingen. Im Sommer hielt sie Five-o-clock-Tees im Garten ab und „venetianische Nächte", bei welchen Papierlampions an das, den Garten des Affen wegen, einfriedigende Drahtgitter gehangen und Schlag zehn Uhr — Tantchens Bettstunde — ausgelöscht wurden. Außerdem lud sie noch zweimal im Jahr die Institutsmädchen ein, die vor der alten Dame knixten und Gedichte hersagten und regungslos zuhörten, wenn diese von ihrem ersten Bühnenauftreten als dreizehnjähriges Mädchen erzählte und so gewaltig dazu mit dem Kopfe wackelte, daß ihnen angst und bange wurde, wofür sie dann reichlich Schokolade und Kuchen erhielten.

Auch wurde von Hanne mit großer Energie und nie erlahmender Ausdauer jedes kleinste und harmloseste Vorkommnis ihres täglichen Lebens, so gut oder so schlecht es gehen wollte, zu einer Lustbarkeit herausgeputzt. Und so hatte sich unter Martinas ruhig zuschauenden Augen mit erstaunlicher Plötzlichkeit die mürrische, zum Sorgen und Grübeln geneigte Stiefschwester in eine aufgeregt lustige Person verwandelt, so daß Martina nicht umhin konnte, in ihrem Sinn die Frage hin und her zu wälzen, wie die Schwester es wohl nach dem Tode der Tante halten würde, ob sie dann schnell ihr altes, mürrisches Wesen wieder aufnehmen oder aus reiner Gewohnheit nun zeitlebens weiter die Lustige spielen würde? Die stille Martina hatte ja alle Zeit, über dieses Problem nachzusinnen. Denn die ältere Schwester zog sie wenig zu ihren Arbeiten heran, weil sie kein Zutrauen hatte in Martinas lässige Art, die Dinge anzufassen. Und so hatte diese nur in dem musikalischen Teil von Tantchens Belustigungsprogramm tätig mitzuwirken, indem sie ihre Konzerte auf dem Flügel des Musiksälchens herunterspielte. Hatte sie doch von klein auf das Klavierspiel mit Lust betrieben, so daß diese Kunstfertigkeit denn auch geeignet schien, ihr dereinst, nach der Tante Tod, als Broterwerb zu dienen.

Gähnend kreuzte Martina jetzt die Arme, lehnte den dunklen Kopf mit den schönen ruhigen Gesichtszügen an die Rückwand des Sofas und bereitete sich darauf vor, Tantchens Jugenderinnerungen geduldig anzuhören, die der Anblick des Theaterprogramms unfehlbar in derselben auslösen mußte. Sie wußte aber schon alles, was die alte Dame erzählen konnte. Sie wußte, daß sie in Leipzig ihre ersten schauspielerischen Erfolge errungen hatte, und daß damals die ganze Welt von dem Namen Rosa Heinemann widergeklungen hatte. Sie wußte, daß die Ophelia ihre beste Rolle gewesen war, und daß Graf Ulrich, ihr edler Freund und Gönner, der Enkel des kleinen Fürsten, der das Affenburger Schloß erbaut hatte, sie in dieser Rolle zum erstenmal gesehen, ihr nach der Vorstellung einen von zwei weißen Tauben gezoge-

nen Rosenwagen übersandt hatte, und Zeit seines Lebens ihr glühendster Verehrer geblieben war. Was auch nach seinem Tode bei der Testamentseröffnung klar zutage gekommen war, indem er seiner alten Freundin Rosa Heinemann außer einer jährlichen Apanage noch für den Rest ihres Lebens freie Wohnung im Kavalierhäuschen verschrieben hatte.

Martina war durch die eintönig weiter erzählende heisere Stimme der Tante ein wenig eingeschläfert worden, als die Tür plötzlich aufflog und ein steifes, ausgestopftes Kleid, anzusehen wie eine große, kopflose Puppe, von unsichtbarer Hand hineingeschoben wurde. Es war ein Kleid aus schwerem Brokat, mit roten Rosen durchwebt.

„Das Grauseidene! Da kommt es!“ rief eine Stimme hinter der Tür.

Nur einen Augenblick lang hielt die freudig erregte Hanne es in ihrem Versteck aus, dann ließ sie das Kleid allein stehen und kam mit hüpfenden Schrittchen zum Sofa hergelaufen, um die Wirkung des Spaßes von Tantchens Gesicht abzulesen.

„Nun, Tantchen, siehst du es dastehen in seiner ganzen Pracht, dies allerschönste, das Rosenkleid? Willst du es wirklich anziehen, Tantchen? Wirklich? Oh, wie köstlich!“ Und Hanne klatschte in die Hände und mußte vor Vergnügen ein wenig lachen. Und dazu fing der Papagei an zu pfeifen: „Freude schöner Götterfunken.“ Da warf Martina den Kopf zurück und begann mit ihrer klangvollen, warmen Altstimme ebenfalls zu lachen, aber ihr Lachen klang nicht gekünstelt wie das der Schwester.

Hanne aber sprang auf und trippelte eilig ans Fenster.

„Da läuft unser Jettchen schon in die Stadt, sie holt ein Täubchen von Müllers, Tantchen, das sollst du essen, eh' du ins Theater gehst! Wie herrlich wird dir das schmecken! Und nachher, Tantchen, wenn wir wieder heimkommen, was willst du dann noch essen? Die Vorstellung wird dir Hunger machen, denk' dir mal was recht Herrliches aus, was du dann essen möchtest!“

Da blieb die Haube mit den blauen Bandschleifen für ein paar Sekunden still stehen, dann aber nickte sie heftiger als zuvor:

„Ein Butterbrot“, erklang es in der rostigen, aber noch sehr vernehmlichen Stimme der einstigen Bühnengröße. „Vielleicht sogar zwei Butterbrote!“

Das war nun fast zuviel der Freude für Hanne. „Ach, Tantchen, wie herrlich wird das werden! Und du solltest nur sehen, wie unser Jettchen läuft, so flink wie ein Wiesel, sag' ich dir!“

Sie sagte recht. Fräulein Heinemanns Dienstmädchen war schon lange nicht mehr so schnell in die Stadt gerannt wie jetzt. Das kam daher, weil sie es kaum erwarten konnte, bis sie bei Müllers die Neuigkeit verkünden durfte, daß ihre Herrschaft sich ins Theater begeben werde, alle drei, auch das alte Fräulein, und sie, Jettchen, werde den Fahrstuhl schieben. Sie wußte wohl, daß sie mit dieser Nachricht große Sensation hervorbringen würde, denn das alte Fräulein aus dem Affenkäfig — wie die Assenburger respektloserweise das Kavalierhäuschen benannt hatten — war allen Leuten im Städtchen interessant, und ihre Vergangenheit bildete immer wieder einen beliebten Gesprächsgegenstand in den Kaffeekränzchen der Damen sowohl als an den Wirtshausabenden der Männer. Ja sogar die Institutskinder fingen in den höheren Klassen schon an, heimlich über die Frage zu disputieren, ob das Verhältnis der einstigen Schauspielerin zu dem Grafen Ulrich wohl rein platonischer Natur gewesen sei, und ob sie als eine schreckliche Sünderin oder als ein achtbares altes Fräulein anzusehen sei. Dabei pflegten sie über der Frage, ob Schauspielerinnen überhaupt jemals zu den achtbaren Wesen gezählt werden dürften und könnten, stets heftig in Streit zu geraten. Die Töchter der adligen Pastorin behaupteten, es gebe sogar eine Sorte von Schauspielerinnen, die in den besten Superintendentenhäusern verkehren dürften, was sie von ihrem Berliner Onkel, der selbst ein hoher Pastor sei, gehört haben wollten. Müllers Gertrud dagegen behauptete kurzweg, alles, was mit dem Theater zusammenhänge, sei sündhaft, und eine Schauspielerin könne nun einmal nicht in den Himmel kommen.

So ähnlich dachten auch die meisten erwachsenen Leute von Assenburg, folgten aber trotz des Grauens, das die im Alter noch so leichtfertig gekleidete und vergnügungssüchtige Fürstenfreundin ihnen einflößte, mit großer Bereit-

willigkeit jeder Einladung in den Affenkäfig, versäumten auch sonst keine Gelegenheit, die die Möglichkeit mit sich brachte, mit dem unheimlichen Wesen zusammenzutreffen.

So war es denn kein Wunder, daß die Kunde, die alte Heinemann werde sich in die Theatervorstellung im „Eisernen Postillon" fahren lassen, sich von Müllers aus, wie ein Lauffeuer durch das gelangweilte Städtchen verbreitete und viele verleitete, den gelben Theaterzettel, den sie bisher unbeachtet gelassen hatten, in die Hand zu nehmen, um die Blicke gedankenvoll auf der Preisangabe der Plätze ruhen zu lassen.

Und so kam es, daß sich die Frau Pfarrer, als sie gegen Abend am Fenster stand, nicht genug wundern und empören konnte über die vielen sonntäglich herausgeputzten Leute, welche die Fürstenstraße entlang, dem „Eisernen Postillon" zupilgerten. Unter diesen Theaterläufern befanden sich Leute, die sie bisher zu den ernsthaften und allen weltlichen Vergnügungen abholden Gemeindegliedern gerechnet hatte. Ein wirklicher Zorn aber erfaßte sie, als sie ihre eigene vierzehnjährige Nichte, die fromme, kleine Ruth, die aus eigenem freien Willen den Entschluß gefaßt hatte, als Missionarin zu den armen Heiden zu gehen, unter diesen gewissenlosen Pilgern der Weltlust entdeckte, wie sie eben Arm in Arm mit den wilden Töchtern der adligen Pastorin am Pfarrhaus vorüberschritt. Sie riß das Fenster auf und rief sie mit scharfer Stimme beim Namen. „Ruth! Wo willst du hin?"

„Die Nora sehen, Tante! Es ist ein schönes Stück, ganz ernsthaft, Tantchen, es kommt nichts Unpassendes drin vor, sicher nicht, die Frau Pastorin hat es uns heute nachmittag vorgelesen!"

Kopfschüttelnd schlug die Pfarrerin das Fenster zu, denn nun kam die dicke Pastorin selbst im bekannten heliotropfarbenen Kleid aus der Apotheke gestürzt. Ihre Backen glühten, und der weiße Federhut saß ihr schief auf dem Kopf. Die hatte den Kindern das Stück vorgelesen! Solch eine unglaubliche Frau! Einfach unzurechnungsfähig war sie! Und wenn sie nicht solch tätiges Interesse für die Mission und die Armenpflege an den Tag gelegt hätte, so hätte sie, die Pfarrerin, schon längst allen Verkehr mit ihr abgebrochen.

„Es ist doch unerhört, Frieder," sprach die Frau Pfarrer jetzt, ohne sich umzuwenden, ins Zimmer zurück, „nun schleppt die Pastorin unsere Ruth mit in die Vorstellung dieser unsauberen Komödiantengesellschaft! Was sagst du dazu? Und da gehen wahrhaftig auch die drei Fräulein Haselmaier! Aus purer Neugierde natürlich, nur um die alte Heinemann einen Abend lang aus der Nähe anstarren zu können, gehen die hin! Die Ruth, das harmlose Kind, wird wohl überhaupt die einzigste sein, die am heutigen Abend, um des Stückes willen in den ‚Eisernen Postillon' geht!"

„Das würde ich doch nicht so ohne weiteres behaupten, Amalie", sagte eine verlegene und leise Männerstimme aus dem Hintergrunde des Zimmers. „Zum Beispiel ich — mir geht es auch nur ums Stück — ich möchte das wohl einmal gespielt sehen, was ich schon so oft gelesen habe — darum will ich auch hingehen —"

Die Frau Pfarrer war herumgefahren, als habe sie eine Tarantel gestochen.

„Du, Frieder, du, du, der Pfarrer, du wolltest — da hingehen? Bist du verrückt geworden? Total verrückt? Oder bist du krank, redest du im Fieber?"

Sie sah ihn starr an. Aber er stand da, so wie er immer vor ihr dazustehen pflegte, ein großer, unbeholfener, breitschultriger Mann, ein wenig vornübergebeugt, mit einem aufgedunsenen, bleichen Gesicht und scheuen, wasserblauen Augen, die nicht den Mut hatten, geradeaus zu blicken. Die Frau Pfarrer mußte sich setzen.

„Du willst wirklich in den ‚Eisernen Postillon', in diese Komödiantenaufführung? Ja, bedenkst du denn gar nicht, was die Leute dazu sagen werden? Sagt dir denn dein Gewissen nicht, daß du als Pfarrer verpflichtet bist, ihnen ein gutes Beispiel zu geben durch einen eingezogenen und fleckenlosen Lebenswandel und nicht — nicht — So sprich doch ein Wort! Du tötest mich noch mit deinem schrecklichen Schweigen! Du stehst wieder da, wie das verkörperte böse Gewissen! So sprich doch endlich —" Hier versagte ihr der Atem.

Da sagte der Mann, die Augen in eine Zimmerecke geheftet, mit klangloser, öfters stockender Stimme: „Es ist da im Saal — oben in der Wand — eine kleine Loge — wo früher die Musiker versteckt saßen bei großen Festen —

da sitze ich ungesehen — so kann meine Anwesenheit kein Ärgernis erregen."

„Also heimlich willst du dich da einschleichen! Das sieht dir wieder ähnlich! Du kannst einem ja nie gerade in die Augen sehen! Du siehst eher einem schleichenden Jesuiten gleich als einem ehrlichen, evangelischen Pfarrer! Du versteckst dich ja in lauter Heimlichkeiten, sogar vor mir, deiner angetrauten Frau! Es wundert mich nur, daß du es mir überhaupt mitteilst, daß du dich nicht einfach heimlich in das Theater geschlichen hast!"

Der Pfarrer aber stand immer noch regungslos da und machte nicht Miene, sich gegen ihre heftigen Angriffe zu verteidigen.

„Sitzt man in dem Mauseloch wirklich ganz ungesehen?"

Der Pfarrer wartete eine Weile, dann sagte er einförmig und leise: „Ja. Willst du mitkommen?"

„Ich?! Ich! Ich?"

Er hörte, wie ihre Stimme bei jeder Wiederholung des Ich ein wenig sanfter wurde, es kam aber kein Lächeln in sein bleiches Gesicht.

Sie streifte ihn mit einem unruhigen Blick. Stand er nicht da wie ein unguter Geist, ein leibhaftiger Verführer?

„Wie willst du denn ungesehen dahin gelangen?"

„Durch die Gerbergasse und zur Hintertreppe hinauf."

„Natürlich auf Schleichwegen, die sind dir ja immer am besten bekannt! Aber wenn du denn doch hingehst, dann geh ich mit, ich bin deine Frau, allein lasse ich dich nicht an einen solchen Ort gehen! Ich will selbst sehen und hören, was da vor sich geht, man muß das Übel kennen, gegen dessen üble Wirkungen man anzukämpfen hat, so kann ich aus dem Herzen der kleinen Ruth vielleicht manches wieder ausrotten, was da heute abend an bösem Samen hineingestreut wird! Ja, es wird gut sein, wenn ich hingehe! Ich höre dann auch einmal, an welcher Art von Literatur du eigentlich Gefallen findest — deine Bücher verschließt du ja so ängstlich vor mir und sprichst nie ein Wort darüber!

Anstatt zu antworten, neigte der Pfarrer den bleichen Kopf noch ein wenig tiefer und ging in sein Studierzimmer hinüber.

„Wir gehen aber erst in einer Viertelstunde," rief sie ihm nach, „wenn der Strom der Theaterläufer vorbei ist!"

Da wurde die Wohnzimmertür aufgerissen, und ein halbwüchsiges, ländliches Dienstmädchen streckte sein aufgeregtes Gesicht herein: „Frau Pfarrer, eben kommen sie!"

„Wer denn?"

„Die aus dem Affenkäfig! Das alte Fräulein im Fahrstuhl ist herausgeputzt wie eine Zigeunerprinzessin! Und die Jette, wo sie schiebt, hat Spitzen an ihrer Schürze!"

„Was gehen dich diese Leute an!"

Das Dienstmädchen hörte die verweisenden Worte gar nicht mehr, es war schon die Treppe heruntergepoltert und stand nun mit offenem Mund unter der Haustür und gaffte die bunte, alte Person an, die aufrecht wie eine Königin in ihrem Fahrstuhl saß und unaufhörlich mit dem Kopfe nickte.

Diese Fahrt ins Theater gestaltete sich dank der Neugierde der Affenburger zu einem wahren Triumphzug für die einstige Schauspielerin, der das allgemeine Aufsehen, das sie erregte, gleich einem belebenden Trank das neunundachtzigjährige Herz erwärmte. Zu beiden Seiten ihres langsam dahinrollenden Thrones schritten die Nichten wie eine Ehrengarde, und die Leute bildeten Spalier auf der Fürstenstraße, um sie anzustaunen.

Und als sie dann, rechts und links von den Nichten gestützt, langsam durch den Festsaal des „Eisernen Postillons" zu der ersten Stuhlreihe, dicht vor dem Bühnenvorhang, geführt wurde, erhoben sich die Leute von ihren Plätzen, reckten die Hälse nach ihr und flüsterten aufgeregt.

Jenseits des Vorhangs aber stand der Theaterdirektor und lauerte durch ein Loch desselben in den Zuschauerraum, und als die alte Dame Platz genommen hatte, sprach er nach der Bühne zurück in befriedigtem Ton: „Da ist sie, unser Lockvogel, ein wunderliches, buntes, altes Tierchen! Nur in der ersten Reihe ist noch ein leerer Platz, sonst ist im ganzen Saal kein Stuhl mehr frei, sie hat also prächtig gezogen, die Alte! Oder bilden Sie sich vielleicht ein, Signorina Rimaldi, diese Leute wären Ihrer ‚Nora' wegen gekommen? Glauben Sie mir, der alte Kolibri da unten interessiert die guten Affenburger ungleich mehr als Sie, und Sie werden harte Arbeit haben heute abend, das Interesse von der

alten Person ab und auf sich zu lenken, verehrteste Nora!"

Aber die Angeredete ging mit keinem Wort auf den Scherz des Direktors ein. Da sah dieser sie scharf an. Dann trat er dicht vor sie hin und fragte schnell und leise: „Was haben Sie heute gegessen?"

„Einen Teller Linsen."

„Sonst nichts seit heute morgen?"

„Nein."

„Und gestern?"

„Dasselbe."

„Warten Sie einen Augenblick, wir haben heute eine gute Einnahme."

Er stürzte davon und kam mit einem Glas Wein und einem Stück Brot zurück.

„Hier, trinken Sie!"

Sie griff hastig nach dem Glas und leerte es auf den ersten Zug bis zur Hälfte. Dann sah sie sich um, in ihre Augen kam ein irrer Blick, und sie tastete mit der Hand nach einer Stütze.

Der Direktor faßte sie mit hartem Griff am Arm. „Vorsicht, langsamer trinken! Und essen Sie zuerst von dem Brot."

Sie gehorchte stumm.

„Ist Ihnen jetzt besser?"

„Ja."

„Sind Sie dessen sicher? Können wir anfangen?"

„Ja."

Ein blechernes Schellen ertönte, der Vorhang hob sich und gab den Blick auf die verstaubten Kulissenwände einer spärlich möblierten Stube frei.

In diese Stube herein kam eine lustige junge Frau getänzelt in einem vertragenen blauen Straßenkostüm, das viele der Zuschauer schon kannten, weil sie am Morgen die müde Zettelträgerin darin hatten durchs Städtchen schleichen sehen. Aber das Wesen, das heute abend in dem Kleid steckte, war ein ganz anderes als das vom Morgen, diese kleine Nora war ein lustiges und temperamentvolles Ding; ob sie nun aber gut oder böse war, darüber konnten die Assenburger nicht recht ins klare kommen.

Sie klatschten trotzdem lebhaft Beifall am Schluß des ersten Aktes, und Mariana Rimaldi verbeugte sich lächelnd dreimal in verschiedenen Richtungen, als stände sie auf einer Hofbühne, das erstemal vor der bunten alten Dame auf dem Mittelplatz der ersten Reihe, dann mit einem koketten Seitenlächeln zu der Gönnerin im heliotropfarbenen Kleid hinüber, und endlich nach der rechten Wand hin, als sähe sie da eine von hohen Herrschaften besetzte Hofloge.

Unwillkürlich glitten da viele Augen suchend die Wand entlang, sahen aber nichts weiter, als wie das wohlbekannte viereckige, mit einem vergoldeten Gitter zugeschlossene Loch, hinter welchem bei großen Festessen die Musik versteckt zu spielen pflegte. Wer mochte da wohl sitzen, daß die kleine Schauspielerin so respektvoll hinaufgrüßte? Irgendein Fremder, der nicht gesehen sein wollte, ein vornehmer Herr, der dieser koketten Person nachreiste? So etwas sollte ja vorkommen!

Die Frau Pfarrer hatte ihren Mann heftig am Arm zurückgerissen, als sie so unerwarteterweise die allgemeine Aufmerksamkeit auf das schützende Gitter ihres zum Glück dunkeln Stübchens gerichtet sah.

„Wie kommt die freche, heimtückische Person dazu, zu uns hinaufzugrüßen, Frieder?" fragte sie in aufgeregtem Flüsterton. „Wußte sie etwa, daß du hierher kommen würdest? Kennst du sie? War es eine abgekartete Sache? Bin ich hier etwa zuviel — sollte sie — wolltest du — So antworte doch! Kennst du die Person?

„Nein, ich kenne sie nicht."

Trotz ihres Mißtrauens glaubte sie ihm das nun doch aufs Wort. Wie hätte er es auch wohl fertigbringen sollen, mit einer Schauspielerin Bekanntschaft zu schließen, dazu war er ja viel zu steif und zu scheu.

„Also muß sie uns gesehen haben, wie wir die Hintertreppe hinaufkamen! Ein Glück, daß die Person morgen früh mitsamt der übrigen Gesellschaft wieder abreist auf Nimmerwiedersehen, so kann sie uns wenigstens nicht verklatschen. An dem Stück ist übrigens nichts dran, Frieder. Man wird nicht daraus klug, was der Verfasser eigentlich sagen will! Die christliche Moral fehlt! Ich begreife nicht, wie du ein solches Stück . . ."

Hier wurde sie unterbrochen durch die Stimme der alten Heinemann, die plötzlich in grellen Dissonanzen die andächtige Stille im Saal durchschnitt.

„Wissen sie auch, wer ich bin? Zieh die Karte aus dem Beutel, Hanne! Der Kellner soll

sie hinter die Kulissen tragen. Sie sollen wissen, daß sie vor Rosa Heinemann spielen."

„Die eingebildete alte Närrin", konnte die Pfarrerin eben noch flüstern, als der Vorhang sich wieder hob und die Vorstellung ihren Fortgang nahm.

Am Schluß dieses zweiten Aktes verbeugte die geschmeidige Nora sich dreimal hintereinander übertrieben tief vor der alten Rivalin, deren Anwesenheit der freundlichen Vermittlung eines Affen zu danken war. Dann blieb sie einige Augenblicke lang ruhig im Angesicht des Publikums stehen und ließ die Blicke ihrer grünen Nixenaugen musternd über die ihr zugekehrten Gesichter gleiten. Sie zuckte ein wenig zusammen, als sie plötzlich der beiden blassen Frauenköpfe ansichtig wurde, die sie am Fenster des Krankenhauses so erschreckt hatten. Jetzt gewahrte sie, daß die Köpfe auf den breiten Schultern zweier ungewöhnlich großer junger Mädchen saßen. Zwischen den beiden Riesinnen aber saß der junge schmale Arzt, der sie so höhnisch gefragt hatte: „Spielen Sie auch mit in dem Stück, Fräulein. Jetzt sah der überlegene junge Herr sie mit ganz anderen Blicken an, und es huschte ein triumphierendes Lächeln über ihre Züge, als sie sich nun noch einmal tief verneigte, um dann hinter dem Vorhang zu verschwinden.

Im gleichen Augenblick öffnete sich die Saaltüre, und ein schwarzhaariger, mittelalterlicher Herr von geschmeidigem Gliederbau trat von der Straße herein. Sein scharfer Blick hatte sofort den leeren Stuhl in der ersten Reihe entdeckt, und als er nun schnellen Schrittes, ohne nach rechts oder links zu sehen, die ganze Länge des Saales durchmaß, erhob sich ein vernehmliches Flüstern in allen Reihen. Doktor Petyar! Da ist er also wieder!"

Der schwarze Herr mit dem auffallend gelben Teint nahm keine Notiz davon. Nachdem er sich gegen die alte Heinemann und ihre Nichten verbeugt hatte, nahm er auf dem leeren Stuhl an Martinas Seite Platz. Die schöne Martina wandte ihm langsam das Gesicht zu mit einem liebenswürdigen Lächeln in den dunkeln Samtaugen. „Kommen Sie direkt von London hierher in dieses großstädtische Theater, Herr Doktor?"

„Ich habe einen Umweg gemacht und Hamburg und Berlin noch einen Besuch abgestattet. Vorgestern abend sah ich die ‚Nora' in Berlin, nun macht es mir Spaß, nach der Berlinerin die Affenburgerin zu sehen. Ich bin neugierig, wie viel oder wie wenig die beiden Damen einander sich gleichen werden!"

„Ihre Töchter sind auch hier."

„Ich weiß, meine Frau sagte es mir, sie waren schon von Hause fortgegangen als ich ankam."

Er stand auf und ließ die Blicke suchend über die Zuschauerreihen gleiten. Da fuhren drei Menschen gleichzeitig in die Höhe, als seien sie aufgerufen worden, der junge Arzt und seine beiden großen Nachbarinnen. Doktor Petyar aber winkte mit der Hand, daß sie sich niedersetzten sollten, er entblößte in einem kurzen Lächeln zwei Reihen großer, tadelloser, weißer Zähne, wobei sein Gesicht sonderbar unfreundlich blieb, wandte sich um und setzte sich wieder.

„Ich habe den Herrn Vertreter und die Töchter erschreckt, sie ahnten nicht, daß ich schon heute abend zurückkommen würde."

„Da wird Ihre Frau angenehm überrascht gewesen sein", sagte Martina in ihrer ruhigen Art.

„Überrascht, ja, das war sie, aber angenehm, nein, denn sie war nicht vorbereitet, oder vielmehr sie hatte keine Vorbereitungen treffen können. Ich glaube, ich sollte mit einer festlichen Mahlzeit bewillkommnet werden."

„Die wird nun, während Sie hier sitzen, auf den Tisch gezaubert werden, die Frau Doktor ist ja eine solch großartige Hausfrau!"

„Ja, das ist sie. Ist die Pause noch nicht bald zu Ende? Ich bin wirklich neugierig auf diese Nora!"

„Die Nora ist gar nicht übel, die andern sind schrecklich, haben den Geist ihrer Rollen nicht im entferntesten begriffen, aber diese Mariana Rimaldi spielt gut, sogar die Tante findet das. Sehen Sie das verklärte alte Gesicht. Das macht die Theaterluft!"

In diesem Augenblick neigte sich Hanne vor der alten Dame her. „Herr Doktor, sehen Sie, wie getreulich wir Ihre Verordnung befolgen: Tantchen amüsiert sich so sehr, daß sie schon Hunger bekommen hat!"

„Ja, ich werde nachher zu Hause wahrscheinlich ganze drei Butterbrote essen", schrillte die heisere Stimme der alten Heinemann wieder

durch den Saal. Zugleich erscholl das Klingelzeichen, der Vorhang hob sich, und die Unruhe im Publikum verstummte.

In diesem Schlußakt gab Mariana ihr Bestes. In dem phantastischen italienischen Kostüm sah sie fremdartiger und anziehender aus als zuvor im unansehnlichen Straßenanzug. Von dem schwarzen Schal, den sie um die schmalen Schultern gezogen hatte, stach ihr lichtes, kupferfarbenes Haar in fast herausfordernder Weise ab.

Als sie dann zum Schluß wieder im dunklen Kleid hereinkam, sah sie plötzlich so seltsam müde und ernst aus, daß die Wandlung auf alle Zuschauer einen tiefen Eindruck machte.

„Ach Gott, wenn sie nur nicht ins Wasser geht", flüsterte eine angstgepreßte Mädchenstimme, der ein unterdrücktes Schluchzen folgte. Das war die Stimme der kleinen Ruth Gerlinger, die im ganzen Städtchen nur die kleine Missionarin geheißen wurde.

„Du weißt doch, daß es anders kommt, Ruth!" gab eine andere jugendliche Stimme in zornigem Flüsterton zurück, „sie geht doch nur aus ihrem Haus heraus ins Leben, um zu lernen, nicht ins Wasser! Nur ins Leben!"

Da nickte die zukünftige Missionarin unter Tränen. „Ja, da begegnet ihr vielleicht das Wunderbare, weit draußen irgendwo in Afrika oder in Indien, wo die Heiden wohnen —"

Diese kleinen Mädchen waren ganz bei der Sache, sie sahen weder die alte Heinemann noch Doktor Pethar mehr, nur die Nora, die vergeblich auf ein geheimnisvolles Wunderbares gewartet hatte.

Als der Vorhang endgültig gefallen war, hörte der lebhafte Applaus der Assenburger mit einem Schlage auf. Sofort begann wieder das neugierige Hälserecken und Flüstern, nur daß die Aufmerksamkeit sich jetzt am Ende der Vorstellung auf zwei Personen verteilte und die berühmte Rosa Heinemann in Doktor Pethar eine gefährliche Konkurrenz bekommen hatte.

Als seine Stimme jetzt vernommen wurde, horchten sie alle gespannt danach hin.

„Ja, sie hat recht gut gespielt — ihre Berliner Kollegin hat's nicht besser gemacht — aber verhungert sieht sie aus! Meine älteste Tochter? Ja, danke, es gefällt ihr sehr gut in London — ein Jahr wird sie mindestens dort bleiben."

Der Saal wollte sich nicht leeren. Nur die drei Backfische schritten Arm in Arm mit heißen Köpfen, eifrig über die Vorstellung redend, dem Ausgang zu; die Erwachsenen aber drückten sich sonderbar umeinander herum, gab es doch noch so viel Interessantes zu sehen und zu hören, solange der Doktor und die Heinemann noch im Saal waren. Nun begrüßte er sich mit flüchtigem Wort und Händedruck mit den Zwillingen, seinen Töchtern, die man die Assistenzärzte hieß, weil sie ihrem Vater bei den Operationen zur Hand gingen, und nun sprach er mit dem jungen Vertreter, dieser schien in einige Verlegenheit zu geraten. Ob der junge Mann wohl wirklich Absichten auf eine der Zwillingsschwestern hatte? Aber auf welche, auf die Lise oder auf die Lotte? Es wäre kein Wunder gewesen, die drei hatten ja im Krankenhaus immer zusammen gearbeitet! Das sah dem Doktor wieder ähnlich, so unerwartet von der großen Reise heimzukommen, ohne sich bei den Seinen vorher anzumelden! Er war doch ein geheimnisvoller und ungemütlicher Mensch — aber unheimlich gescheit freilich! Nun bot er gar der alten Heinemann den Arm, um sie hinauszuführen! Welch ein absonderliches Paar! Wie die kokette alte Person mit ihm zu liebäugeln versuchte — unglaublich! Und wie ihr Kopf dabei wackelte! Soviel Schamlosigkeit noch im hohen Alter — sicher war in ihrer Vergangenheit manch dunkler Fleck!

Langsam, langsam wie ein Sterbegeleit folgten die Assenburger jetzt dem interessanten Paar durch die ganze Länge des Saales hindurch und auf die Straße hinaus.

Nur in der heißen, dunklen Musikantenloge war noch ein Paar verblieben, ein stummer Mann und eine aufgeregt redende Frau.

„So, endlich, endlich sind sie draußen! Nun können auch wir gehen! Mir ist ganz schwindlig, Frieder, was war das für ein unheiliger Abend! Das Stück ist übrigens ganz unverständlicher Unsinn! Was will die Person, die ihren Mann und alle Welt jahrelang belogen und betrogen hat, eigentlich mit ihrem Wunderbaren? Der Mann hat doch ganz recht! Er ist nur viel zu gut zu ihr, tüchtige Strafe hätte ihr gehört! Jetzt komm, Frieder."

Der Pfarrer saß noch immer vornüber gebeugt da, als horche er nach der Bühne hin. Die letzten Worte, die da gesprochen worden waren, klangen noch in ihm nach: Ach, ich glaube nicht

mehr an etwas Wunderbares! — Aber ich glaube daran. Nenne es! — Wir müßten uns so verändern, daß ein Zusammenleben von uns beiden eine Ehe werden könnte — — —“

Ja, das wäre das Wunderbarste! Der Pfarrer seufzte tief auf und strich sich mit der Hand über die breite, weiße Stirne.

„So komm doch endlich, Frieder! Träumst du eigentlich, oder was ist dir? Es ist schon spät!“

Er hätte ihr gern die Hand hingestreckt und ein freundliches Wort zu ihr gesagt. Aber er vermochte es nicht. Sie war ihm eine fleißige Gehilfin in seiner Amtstätigkeit, sie wirkte und arbeitete in der Gemeinde mehr als er selbst, denn sie verstand es besser, mit den Affenburgern umzugehen, ihnen mahnend und drohend ins Gewissen zu reden, dabei war sie eine sorgliche und sparsame Hausfrau, aber sie verstand ihn nicht, und darum quälte sie ihn. Sie war so ganz anders geartet, lebte in einer ganz anderen Begriffswelt als er. Und was das traurigste war, sie verstanden einander immer weniger, und sie fing an ihn zu verachten, das fühlte er wohl. Warum konnte er sich nicht zu ihr aussprechen? Warum hatte er nie versucht, sie in seine Einsamkeit hineinzuziehen, so daß eine trauliche Zweisamkeit, eine wirkliche Ehe aus ihrem Zusammenleben geworden wäre? Ach, jetzt war er schon zu müde, um es noch zu versuchen, er glaubte nicht mehr an dies Wunderbare! Da waren nur noch seine Bücher, die im verschlossenen Schrank, mit denen und in denen lebte er.

Er hörte ihre ungeduldige Stimme, sie konnte seine langsame, stumme Art nicht ertragen, die reizte sie zum Zorn, weil sie selbst so lebhaft und schnell war.

Er stand auf und ergriff seinen Hut. „Ich komme, Amalie. Du hast recht: es ist schon spät — zu spät für uns beide!“

* * *

Am folgenden Tage kamen die Töchter der adligen Pastorin sehr verspätet zum Mittagessen.

„Nun, wo habt ihr euch denn nach der Schule noch umhergetrieben, ihr gewissenlosen, ungezogenen Göhren“, fuhr die tiefe, gutmütige Polterstimme der Mutter sie an.

„Wir haben den Auszug der Theatergesellschaft mit angesehen, Mamachen, jetzt sind sie alle fort, bis auf die Nora! Die muß hier zurückbleiben, weil sie krank geworden ist heute nacht, in ein paar Tagen soll sie ihnen dann nachreisen, hat der Direktor gesagt! Er schien sehr schlechter Laune zu sein, Mamachen, — es ist nämlich der Helmer von gestern Abend, mußt du wissen, aber im Leben ist er noch viel ekliger! Denk' doch nur, die arme Nora! Und gestern abend war sie doch noch ganz gesund! Ist es nicht furchtbar interessant, Mamachen?“

Ja, das fand die Frau Pastorin auch. Sie konnte es nicht hindern, daß ihr Gesicht sich freudig verklärte. „Ich werde die Kranke aufnehmen! Ich werde sie pflegen, das arme, verlassene Ding!“ Sie fühlte: dies war ganz ein Fall für sie.

Sie verschlang das Mittagessen in großer Hast, setzte in ihrer Eile den Hut verkehrt herum auf und stürzte davon. Die Töchter machten Anstalten mitzulaufen, aber da jagte sie sie unter schrecklich klingenden Drohungen zurück.

Als sie atemlos bei dem „Eisernen Postillon“ ankam, gähnte das Faktotum des Hauses, der alte Kellner Oskar, eben vor großer Langeweile zum Fenster heraus.

Da rief die adlige Pastorin, die seine Ruhe ärgerte, ihm mit drohender Stimme zu: „So sagen Sie mir doch, wo die arme Kranke liegt, aber ein bißchen schnell gefälligst!“

„Die Kranke? Welche Kranke?“

„Nun doch natürlich die zurückgebliebene Komödiantin, wer denn sonst, Sie Esel! Zeigen Sie mir ihr Zimmer. Wo wohnt sie. Dem beleidigten Kellner, der durch die wohlerzogenen alten Stammgäste des „Eisernen Postillons“ an eine vorsichtige und höfliche Behandlung gewöhnt war, verschlug diese grobe Anrede für einige Augenblicke den Atem. Dann legte er sein pergamentnes Gesicht in die verächtlichsten Falten und sagte: „Bei uns wohnt die Person doch nicht! Der war ja unser hinteres Dachzimmer noch zu teuer! Der lumpige Direktor hat ja nicht einmal die ganze Saalmiete bezahlen können! Was weiß ich, wohin sich die Person verkrochen hat — so eine! In irgendein Loch wahrscheinlich, wo sie für umsonst wohnen kann!“

Die stattliche Westfälin schüttelte den Kopf nach ihm hin: „Sie sind ein roher und unverständiger Mensch, Oskar, ich werde das Fräulein aber auch ohne Ihre Hilfe zu finden wissen!“

Damit segelte sie in ihrer ganzen Breite um die Ecke des „Eisernen Postillons“ herum und in die Gerbergasse hinein, in der die ärmlichsten Behausungen des Städtchens zu finden waren. Wenn es der kleinen Schauspielerin um ein billiges Quartier zu tun gewesen war, so hatte sie es sicher hier gesucht und gefunden.

Sie sprengte eine Schar spielender Kinder durch die laut gerufene Frage auseinander: „Heda, Kinder, weiß eines von euch, ob hier irgendwo ein fremdes Fräulein zur Miete wohnt?“

Die westfälische Aussprache sowie der ungewöhnlich große Umfang der Dame erregte bei den Kindern Spottlust und Mißtrauen, so daß sie alle lachend davonstoben, alle bis auf ein schmutziges kleines Ding, das mitten auf der Straße stehenblieb und sie regungslos anstarrte.

„Weiß du vielleicht, wo das Theaterfräulein wohnt, liebe Kleine?“ Sie nickte dem Kinde vertraulich zu. „Komm, sag es mir!“

Das Kind sah jetzt aufmerksam in die großen braunen Augen der fremden Dame, in denen gelbe Lichtfünkchen tanzten wie lauter fröhliche und freundliche Geistchen.

„Das Fräulein wohnt bei uns“, sagte es endlich.

Da ergriff die Pastorin schnell seine Hand. „So führe mich zu eurem Haus! Was ist dein Vater?“

„Der ist tot.“

„Und die Mutter?“

„Die wäscht in der Fürstenstraße.“

„Zeige mir die Kammer, wo das Fräulein wohnt.“

Nun zog das Kind sie in ein ärmliches Häuschen hinein und eine wackelige Holzstiege hinauf, deren morsche Stufen unter dem Gewicht der Pastorin bebten und krachten. Dann blieb es vor einer Kammertür stehen.

„Da wohnt sie.“

„Danke, Kind, warte!“ Und die Pastorin fuhr tief in ihre Rocktasche und holte nach längerem Wühlen ein schmutziges Pfefferminzplätzchen heraus, das sie mit freundlich aufstrahlenden Augen dem Kinde überreichte.

„Da hast du was Leckeres!“

Das Kind schien derselben Ansicht zu sein, denn es steckte das graue runde Ding mit großer Eilfertigkeit in den Mund.

Die Pastorin aber klopfte an die Kammertür und trat auf ein kaum hörbares „Herein“ mit rücksichtsvoller Lautlosigkeit in die Kammer. Da lag in einem armseligen, alten Bettgestell die kleine Schauspielerin und hielt den schwarzen Schal, den sie am Abend vorher als Nora getragen hatte, fest um die mageren Schultern gezogen.

„Ach, da liegt es ja, mein armes Kätchen!“ sagte die Frau Pastorin, und ihre tiefe Stimme zitterte vor Mitgefühl. „Also krank sind Sie geworden und mußten zurückbleiben. Ich finde es unverantwortlich, daß man Sie so treulos im Stiche läßt! Da könnten Sie in dieser elenden Kammer ja sterben und verderben, ohne daß ein Mensch sich darum kümmerte. Sie sehen ja erschreckend elend aus! Wie haben Sie nur gestern abend noch spielen können?“

„Ja, das weiß ich auch nicht“, kam eine matte Stimme aus dem Bett heraus.

„Sie sind ja das reinste Gerippchen! Und zugedeckt sind Sie auch nicht ordentlich — hier können Sie nicht bleiben! Nein, das erlaube ich unter keinen Umständen! Ich nehme Sie zu mir ins Haus und pflege Sie gesund. Da hilft kein Kopfschütteln, das wird gemacht! — Gehen können Sie nicht? Nun, so werden Sie eben gefahren, das machen wir schon. Werden Sie ohnmächtig? Ach Gott, ach Gott, wie sehen Sie aus! Ich schick' Ihnen gleich den Arzt. Der gibt Ihnen ein stärkendes Mittel, und dann kommen Sie zu mir, Sie armes, verlassenes Geschöpf!“

„Keinen Arzt!“

„Seien Sie nicht kindisch, er tut Ihnen nichts, er ist sehr geschickt und in der ganzen Gegend berühmt.“

„Der junge, blonde, mit den spöttischen Augen?“

„Gott bewahre, das ist ja der Vertreter, der geht jetzt wieder dahin, wo er hergekommen ist, nein, der richtige Affenburger Arzt, Dr. Petyar, der gestern abend von seiner Reise zurückgekommen ist, den hol' ich Ihnen jetzt gleich.“

Die Kranke schloß die Augen. Sie kannte den sonderbaren Namen, Dr. Petyar, sie hatte ihn auf einem düster dreinschauenden Hause gelesen. Und sie war in den Gang dieses Hauses eingetreten und hatte ihren gelben Zettel auf

einen Tisch mit einer bunten, gehäkelten Decke gelegt — eine schreckliche Decke war das gewesen — ihr war jetzt in ihrer großen Schwäche so, als habe diese Decke ihr irgendeinen Schmerz zugefügt — sie haßte sie —

„Ich bin gleich wieder zurück, Kindchen, mit dem Arzt, der Ihnen sicher helfen wird!"

Und die eifrige Pastorin lief geradeswegs zu Dr. Petyars Haus, wo sie so heftig auf die Klingel drückte, daß eine der sogenannten Assistenzärztinnen eiligst aus dem Sprechzimmer ihres Vaters herausgestürzt kam.

„Ach, Fräulein Lise, ich bin's! Ich komme, um den Papa zu einer Kranken zu holen."

„Vater ist über Land gefahren."

„Du meine Güte! Über Land gefahren? Und ich wollte ihn doch gleich mitnehmen!"

„Ist der Fall ein sehr dringender? Ist es eine Verletzung? Wer ist die Kranke? Vielleicht könnte ich einstweilen die erste Hilfe leisten?"

„Ach, Fräulein Lise —"

„Ich bin aber die Lotte."

„Richtig, wie dumm! Daß ich es auch niemals lernen kann, Sie voneinander zu unterscheiden!"

„Das geht allen Leuten so!"

„Verzeihen Sie mir, Fräulein Lotte! Wer die Kranke ist? Ja, das würden Sie so leicht nicht erraten! Die Nora von gestern abend, die Sie ja auch gesehen haben, die liegt in einer scheußlichen Kammer und sieht aus, als ginge es mit ihr zu Ende. Aber es wird so schlimm nicht sein, hoffe ich. Ich will sie gleich zu mir nehmen und gesundpflegen, das versprach ich ihr schon, aber der Herr Doktor sollte ihr zuerst etwas Belebendes einflößen, daß sie den Transport aushält, und dann hatte ich ihn auch noch darum bitten wollen, sie in seinem Wagen zu mir zu fahren."

„Wäre es denn nicht besser, das Mädchen ins Krankenhaus —"

„Das Mädchen kommt zu mir! Unter allen Umständen! Meinen Sie, ich verstünde mich nicht aufs Pflegen? Oh, Fräulein Lise — Fräulein Lotte, wollte ich sagen — was hab' ich als junges Mädchen zu Hause auf unserem großen Gut nicht alles gepflegt, davon haben Sie ja keine Ahnung, Ihre ärztlichen Kenntnisse in Ehren, aber kranke Gänse und Rindvieh und Schweine und schmierige Tagelöhner haben Sie nie behandelt! Aber ich habe das alles mit Erfolg unter der Hand gehabt! Sie können mir wohl Vertrauen schenken in dem Punkt."

„So war es auch nicht gemeint, Frau Pastorin, sondern ich dachte nur, wegen Ihrer Kinder, ob es auch gut sei, diese fremde Komödiantin so ohne weiteres ins Haus zu nehmen."

„Sie meinen, ihre Krankheit könnte ansteckend sein? Da weiß ich mir auch zu helfen! Dann wird sie einfach isoliert, dann kommt sie ins Dachzimmer, und die Kinder dürfen nicht zu ihr, und ich pflege sie allein. Denn ich selbst habe kein bißchen Angst vor Ansteckung, ich vertraue da vollkommen auf den lieben Gott!"

„So meinte ich's eigentlich auch wieder nicht! Denn ich glaube gar nicht, daß diese Krankheit der Schauspielerin ansteckend ist, es wird eine allgemeine Entkräftung sein, durch Nahrungsmangel hervorgerufen, Vater sagte gestern abend schon, das Mädchen sähe verhungert aus."

„Großer Gott im Himmel," schrie da die Pastorin auf, „daß mir der Gedanke nicht eher gekommen ist! Hunger hat sie, Hunger! Das ist es! Und ich altes Kamel stehe da an ihrem Bett und rede und mache Vorschläge, anstatt ihr zu essen zu bringen! Verhungert! Natürlich! Das ist ja ganz schrecklich! So was kommt ja sonst nur noch in den Büchern vor! Aber da soll schnell geholfen sein — ich laufe —"

Die große Arzttochter aber hielt die Eifrige am Arm fest.

„Warten Sie lieber, Frau Pastorin, bis Vater die Kranke gesehen und untersucht hat, wir könnten uns ja auch täuschen."

„Täuschen? Gott bewahre! Verhungert ist sie, das soll mir niemand mehr ausreden, das ist ja nicht anders möglich, man kann sich's ja an seinen fünf Fingern abrechnen! Wieviel glauben Sie denn, daß da von dem bißchen Einnahme übriggeblieben sei für all die Personen! Nicht einmal die ganze Saalmiete hat der Direktor aufbringen können, wie mir der Postillonsoskar — ein unglaublich frecher und schlecht erzogener Mensch — soeben sagte. Wie lange wird denn Ihr Vater ausbleiben?"

„Höchstens eine Stunde, denke ich, dann werde ich ihn gleich zu der Kranken schicken."

„Ja, das tun Sie, Fräulein Lotte, lassen Sie ihn gleich in die Gerberstraße fahren, denn da wohnt sie, bei einer Wäscherin, und sagen Sie

ihm, daß er sie dann gleich in seinem Wagen zu mir bringen könne. Und ich richte unterdessen eine Mahlzeit her für das arme, ausgehungerte Geschöpf. Adieu, Fräulein Lotte, adieu —“

Sie rannte davon, und gleich quer über die Straße hinüber zu Müllers, wo sie solch große Portionen Suppen- und Schweinefleisch einkaufte, daß Herr Müller sich höflichst erkundigte, ob die Frau Pastorin vielleicht den Herrn Sohn aus Berlin erwarte.

Aber der eiligen Dame war es in diesem Augenblick nicht ums Reden zu tun. So sagte sie nur in ihrer tiefen, immer etwas drohend klingenden Stimme: „Gott bewahre, Herr Müller, und käme mein Herr Sohn wirklich heute abend, so würde ich doch kein Kalb schlachten für ihn!“

Und dann lief sie mit ihren Paketen hinaus und geradeswegs weiter zur Eck-Barbe, der alten Gemüsefrau, die ihren Stand an einer Ecke der Fürstenstraße hatte. Hier belud sie sich mit einem Berg von Gemüse. Und jetzt wäre sie noch gern zum Konditor Wehrli gelaufen, wenn sie nur noch einen dritten Arm zum Tragen all der guten Dinge gehabt hätte.

In dieser Verlegenheit blickte sie suchend die lange, stille Fürstenstraße hinauf und hinab. Da sah sie den Klavierlehrer ihrer Töchter daherkommen. Es war ein kleiner, ganz schwarz gekleideter Herr, in spiegelblankem Zylinderhut, spiegelblanken Lackstiefeln und nagelneuen Glacéhandschuhen, der so aussah, als beabsichtige er eben, in einem feinen Hause Besuch zu machen. Aber so sah dieser seltsame kleine Musiklehrer immer aus. Den rief die Pastorin ungeniert heran.

„Da kommen Sie her, Herr Dworak, Sie könnten mir helfen, dieses Gemüse tragen! Hier, halten Sie den Arm auf, so, vorsichtig — nun halten Sie fest! Auch noch dies Suppenkraut — und den Blumenkohl — so! Nun bringen Sie das alles in meine Wohnung, ich muß noch zu Wehrlis, dann komme ich nach. Durch diese freundliche Tat helfen Sie mit, eine arme, talentierte Künstlerin vor dem Hungertode zu retten, Herr Musiklehrer, darum werden Sie es gerne tun, das weiß ich, die Kinder rühmen mir ja immer Ihre Güte. Nun gehen Sie aber, gehen Sie!“

Und da ging der Erschrockene denn wirklich, den hohen Gemüseberg kunstvoll vor sich her balancierend. Was blieb ihm auch anderes übrig? Er konnte der energischen Dame, der Mutter seiner beiden Schülerinnen, den Kram doch nicht vor die Füße werfen mit der Erklärung: „Ich trage niemals Pakete, geschweige denn uneingewickelte Salat- und Kohlköpfe! Das paßt nicht zu meinem Stil, Verehrteste. Ich lege nämlich Wert auf ein elegantes Äußere, doppelten Wert darum, weil die Natur bei meiner Erschaffung nachlässig zu Werke gegangen ist, so daß ich ihre Unzulänglichkeiten und Fehler nun mit Kunst zu verdecken und zu korrigieren mich abmühen muß!

Die Dame würde auch wahrscheinlich seine Erklärungen gar nicht angehört haben, lief sie doch davon, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen.

Natürlich wollte es nun sein böses Geschick, daß die Frau Apotheker mit dem Fräulein Tochter im Fenster lag, und die beiden ihn voller Staunen begafften, als er jetzt mit seinem Grünkram auf das Haus zugeschritten kam. Da er nicht einmal eine Hand freimachen konnte, um seinen Zylinder zu lüften, mußte er sich damit begnügen, mit dem Kopfe zu nicken und wie ein Mädchen dabei zu erröten vor Scham und Zorn.

Als er eben wutentbrannt in die Haustür einbiegen wollte, hörte er hinter sich das Geklapper schnell laufender Füße, und zwei helle Mädchenstimmen riefen ihn an: „Aber, Zylinderhut, was tun Sie? Was wollen Sie mit all dem Gemüse bei uns? Was sollen wir damit?“

„Ja, das fragt eure Mutter, nicht mich, sie hat mir's aufgeladen“, gab er, gezwungen lachend, zurück, den beiden lustigen Backfischchen sein zorniges Gesicht zukehrend. „Sie wolle jemand vom Hungertode erretten, sagte sie.“

Da packte die jüngere der Schwestern die ältere am Arm: „Du, Trees, mir ahnt etwas, dir auch?“

Da schrie die ältere laut auf: „Natürlich, mir auch! Du, das wird herrlich werden — herrlich!“

Und nun sah die kleinere wieder mit einem drollig schlauen Gesicht die größere an und fragte: „Du meinst doch dasselbe wie ich?“

„Natürlich, Malle!“ Und in scharfem Flüsterton sprach sie ins Ohr der kleineren hinein: „Nora!“

„Ja, Nora!“ Und nun wandte Malle ihr hübsches, in Lebenslust glühendes Kindergesicht

dem hilflos dastehenden kleinen Herrn zu: „Ach, Sie Armer, das haben Sie sicher schrecklich ungern getragen — das war mal wieder echt von Mama! Geben Sie her — so — auch noch den Blumenkohl! Da, Trees, hast du auch was!“

Da wurde Herr Dworaks verärgertes Gesicht wieder heiter, die beiden frischen Mädels mit den großen, blonden Zöpfen waren ihm die liebsten von allen seinen vielen kleinen Freundinnen. Er wischte sich mit den nun freigewordenen Händen sorglich den Rock ab, auf dem das Gemüse einige Spuren hinterlassen hatte.

„Nun kann ich ja gehen,“ sagte er, „meine Pflicht ist getan, das verd . . . — pardon — das schöne Gemüse ist im Hause.“

Aber da zog Trees, die ein wenig gewalttätig veranlagt war, ihn am Rockzipfel zurück. „Nein, Zylinderhut, kommen Sie mit hinauf. Sie haben das Gemüse getragen, nun sollen Sie auch davon mitessen! Kommen Sie!“

„Nein, nein! Aber meine lieben, jungen Damen — ich bitte —“

Aber das half ihm nichts. Diese westfälischen Backfische waren ihm an Muskelkraft weit überlegen, sie nahmen ihn ungeniert zwischen sich und schoben ihn vorwärts durch den Gang und die Treppe hinauf.

Als die Frau Pastorin endlich atemlos in der Wohnung anlangte, wunderte sie sich nicht einmal darüber, den Klavierlehrer in der Küche bei den Töchtern zu finden, die schon eifrig mit dem Putzen des Gemüses beschäftigt waren.

„Das ist recht,“ sagte sie nur, „helfen Sie nur auch mit bei dem guten Werk, Herr Dworak, es wird Ihnen einen Gottessegen eintragen. Und nun vorwärts, Kinder, vorwärts, in einem kleinen Stündchen kann sie schon hier sein, und dann muß das ganze Essen fertig sein.“

„Die Nora, Mamachen?“

„Natürlich. Wir müssen sie herausfüttern, das arme Ding! Ach Gott, ihr wißt es ja noch gar nicht! Denkt euch nur, die Krankheit von der Nora, das ist nichts anderes als — als Hunger! Hört ihr's, Trees und Malle, ihr gefräßigen, leichtsinnigen Kinder, habt ihr je schon darüber nachgedacht, daß es Menschen auf der Welt gibt, die hungern müssen — nicht nur hungern — verhungern! Daß so was heutzutage noch vorkommt! Dieses Mädelchen, die nette, fleißige, kleine Schauspielerin, die ist wirklich und wahrhaftig am Verhungern, und wenn ich sie heute nicht aufgesucht hätte, so wäre sie morgen vielleicht —“

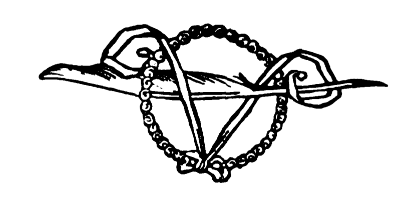
Das gutmütige Gesicht der Pastorin verzog sich zu einer grimmigen Fratze, während ihr große Tränen die Backen herabliefen. Ihre Töchter aber standen einen Augenblick regungslos da, wie versteinert, mit seltsam erweiterten Augen.

Dann schluchzte die Jüngste heiß auf. Die Ältere aber entriß der Mutter das Fleisch, das diese eben in den Händen hielt, warf es auf die Anrichte, und begann in wildem Zorn, mit zusammengebissenen Lippen, mit dem Holzhammer darauflos zu klopfen.

Da schüttelte die Mutter die Tränen aus den Augen und rief halb schluchzend, halb lachend: „Was tust du denn, Trees, du Unglückskind; das Fleisch muß ja gar nicht geklopft werden, du schlägst das schöne Stück ja platt wie einen Pfannkuchen!“

Da lachten sie alle drei laut auf, unter Tränen, wie befreit von einer schweren Last, und ihre Herzen taten einen Sprung aus der Tiefe des Jammers herauf in die lichtesten Höhen der Heiterkeit.

(Fortsetzung folgt.)



Gebrochene Flügel.

Novelle
von
Oswald Meyer.

(Schluß.)

Tage vergingen, ehe Gisela aus der völligen Hoffnungslosigkeit, in die der Schlag sie geworfen, zu einem Entschluß sich aufraffen konnte. Und dann war es: zu ihm.

Ein Bild von ihr gab es — so hatte er sie immer am meisten geliebt. Und nun suchte sie mit fiebernden Händen Hut und Band, Bluse und Schmuck zusammen, schneiderte und steckte fest, stand vorm Spiegel und änderte und änderte. — Aber als sie einen Blick auf das alte Bild warf, wich alle Hoffnung von ihr. Und sie ging doch.

Ein klarer, heller Wintertag war es. Sie wollte glauben, daß es besser werden müsse. Ein wenig schlug ihr das Gewissen, daß sie nun wieder ihre Bureaustunden versäumte. Aber dies hier war Lebensfrage.

Er war nicht zu Hause, hatte aber angegeben, wann er wiederkommen würde. So wollte sie ihn erwarten und ging die Straßen auf und ab.

Lebendig wurde ihr die ganze Vergangenheit. Wie oft hatte sie so auf ihn gewartet, ohne Ungeduld, denn je länger er blieb, um so liebevoller war er dann zu ihr. Lichte, frohe Bilder stiegen auf in ihr. Ihre krankhaft gesteigerte Einbildungskraft spiegelte ihr die Vergangenheit so stark vors Auge, daß sie fast daran glaubte. Gleich würde er kommen — mit einem liebevollen Ruf aus ihrem Sinnen sie wecken. Gleich würde er um die Ecke biegen . . .

Da kam er wirklich — fröhlich, frisch und leuchtend.

Aber da kam auch sie, die andere. Fröhlich, mit geröteten Wangen, mit hellem Lachen sie beide, Tannenreiser in der Hand, Schnee an den Füßen — aus dem Wald kamen sie, wie er so oft mit ihr im Wald gewesen. — Das Herz krampfte sich Gisela zusammen. Sie trat in ein Haus und ließ die beiden vorüber.

Doch kehrte sie nicht um, sie ging den schweren Weg dahin, wo ihre letzte Hoffnung war. Mühselig stieg sie die Treppe hinauf, sie läutete . . . qualvolle Sekunden vergingen. Ein Schritt — die Tür ging auf — — — die Blonde!

Wieder standen die Frauen sich gegenüber. Aber kein Fragen, kein Forschen war mehr in den Augen. Ein Trotz und dann gleich die Demut war Giselas Blick, die Blonde aber erwiderte nicht einmal den Trotz. Nicht einmal Feindschaft weckte Gisela mehr in der andern.

Rudolf begrüßte sie mit geschäftiger Freundlichkeit, die die Verlegenheit nicht verbergen konnte. Und hatte eine Reihe hastiger Entschuldigungen, warum er nicht eher geschrieben.

„Aber setz dich doch, bitte — nimmst du ein Glas Wein? Du bist blaß . . .“

Gott im Himmel — hatte er diese Frau einmal geliebt!

Und nun begann es. Erst die Fragen, voll Demut und Ergebenheit, was an ihrer Arbeit denn schlecht sei, und dann die Verteidigung und die Rechtfertigungsversuche. Und dann — dann Tränen. Sie hatte sich so gequält, so gemüht, Tag und Nacht — und nun doch schlecht . . .

Rudolf fühlte sich aufs peinlichste berührt, versuchte zu trösten, abzulenken, Hoffnung zu geben. „Du mußt erst gesund werden — du bist überarbeitet . . .“

Überarbeitet, ach! — Und nun klang schon leise der Vorwurf durch, daß Rudolf schuld sei an ihrem Zustand. Er wehrte ab, stärker und unmittelbarer wurde ihr Vorwurf, und dabei ließ sie leise hören, daß sie dieselbe geblieben, ihre Empfindungen unverändert seien, noch heute . . .

Es wurde immer peinlicher. Er sah nach der Uhr. In einer Stunde mußte er nach der Oper, und hatte sich so auf einen stillen Ausklang des schönen Tages mit Friedl gefreut.

Da klopfte es leise — — die Blonde.

„Ich muß gehen", sagte sie leise und schüchtern durch den Spalt.

Aufatmend hob er den Kopf. „Warte nur, ich komme mit", gab er halblaut zurück.

Gisela sprang auf. „Bitte, bitte, ich gehe schon."

Das Nichts, vor das sie plötzlich mit aller Rücksichtslosigkeit und grausamer Deutlichkeit gestellt war, gab ihr mit einem Male die Kraft wieder, die Kraft der Verzweiflung. Und daß sie dieser Macht da weichen mußte, gab ihr eine Würde. Mit einem schmerzlichen Blick, in dem kaum noch etwas von Wehmut war, musterte sie die — die — Nebenbuhlerin. Hatte sie mit der in Wettbewerb treten wollen! — Sie hob den Kopf und, verblüht, vom vielen Elend alt geworden, wie sie war, stand sie jetzt mit einer Überlegenheit den beiden gegenüber. Ja, etwas von Mitleid war in dem Blick, der rasch und leicht von Friedl glitt, die da so bescheiden und doch so besitzsicher in törichter Zuversicht auf ihre vergängliche Jugend stand: wie bald würde das arme Ding erledigt sein für Rudolf.

Sie trat auf die Tür zu, um zu gehen. Plötzlich aber blieb sie stehen und sagte, halb zurückgewandt: „Dann darf ich wohl mein Manuskript zurückerbitten."

„Dein Manuskript — ja — weißt du . . ." Er trat wie suchend an den Schreibtisch und räumte. Gisela folgte seinen Bewegungen — ihr Auge hatte es mit scharfem Blick gefunden: „Da liegt es ja!" rief sie.

Ja, da lag es — aber ihre Arbeit nicht mehr. Von fremder Hand war da gestrichen, darübergeschrieben, eingefügt — wie ein Garten, dessen Beete von vielen Füßen zertreten, der umgegraben und mit Erdschollen und herumliegendem Arbeitsgerät bedeckt ist, wo Bäume gefällt und Blumen ausgerissen, und neue Bäume, keimende und junge erst, in die frische Erdwunde gesenkt sind.

Gisela war totenbleich geworden — dann flammte die Zornesröte ihr übers Gesicht. Wie schützend hatte Rudolf die Hand über das Machwerk gelegt, aber Gisela riß es ihm fort, ohne daß er ihr wehrte.

„Ich lasse es dir abschreiben und schicke es dir, wenn du Wert darauf legst", wandte Rudolf ein.

„Danke! Was mir gehört, will ich wiederhaben." Sie überflog die Seiten, und dann lachte sie hart und höhnisch auf: „Eine Operette wollt ihr daraus machen!"

„Nein." Rudolf sah ihr fest ins Auge. „Keine Operette, aber leichter soll der Ton allerdings werden, das ist notwendig, denn bisher . . . und dann," setzte er mit Nachdruck hinzu, „aus dem etwas pathetischen Alt ist ein Mezzosopran geworden."

„So so!" klang es halb erstickt aus Giselas Munde, die einen raschen, schmerzlichen Blick auf Elfriede warf.

„Und ist die Hauptpartie geworden", fuhr er unbeirrt fort, „die eigentliche Hauptrolle." Er nickte Friedl zu, und sie antwortete mit einem zufriedenen, dankbaren Lächeln. Wie Gisela die beiden in ihrem fröhlichen, unbekümmerten Einverständnis sah, da schwiegen Hohn und zorniger Schmerz in ihr. Das Mütterliche, das in jeder großen Frauenliebe lebt, hatte gewonnen.

„Rudolf!" rief sie in Angst mit flehender Eindringlichkeit, als sollte das eine Wort ihn zurückrufen zu seiner bessern Zeit. „Rudolf, Rudolf, was ist aus deiner Kunst geworden!" Die Tränen brachen unaufhaltsam hervor, in heißer Inbrunst sprach sie zu ihm, hinweg über Elfriede, als wäre das kleine arme Menschenkind gar nicht zugegen in dieser entscheidungsvollen Schicksalsstunde. „Besinn dich auf dich selbst, Rudolf. Weißt du nichts mehr von deinem hohen Ziel, das dir einmal der Zweck deines Lebens war. . . . Rudolf komm zu dir selber! Laß dich nicht niederziehen, du bist zu Großem bestimmt. . . ."

Er aber winkte Friedl zu, die sich still entfernte.

„Groß — groß," wiederholte er, als sie allein waren, „das sind alles Worte; ich bin gar nicht der, zu dem du mich machen wolltest. Ein Genie soll ich absolut sein. Ganz unglücklich hast du mich damit gemacht. Ich war ja kaum mehr Herr meiner selbst in meinem ewigen Suchen und Zweifeln, diesem Irren und der ewigen Unzufriedenheit mit mir selbst. Nein! Jetzt weiß ich, wo mein Platz ist. Ich weiß, was ich kann, und seitdem habe ich auch meine Ruhe wieder und meine Kraft. — Und wenn du es wirklich gut mit mir meinst, dann stör mir meinen Frieden nicht und nicht mein — — Glück, das ich endlich gefunden habe."

„Rudolf!" rief sie leidenschaftlich, „das ist

doch die tiefste Verblendung. Siehst du denn nicht . . . Du bist ja ganz verfangen und verstrickt . . . Deine Sinne machen dich blind . . ."

Er fiel ihr nicht ins Wort, aber der Blick, mit dem er sie ansah, ließ sie verstummen. — „Das ist keine Verblendung, Gisela. Und ist auch keine blinde Sinnlichkeit, wie du denkst. Es ist nur die Stille. Gewiß habe ich mir mein Leben anders gedacht, aber Gottlob, ich habe mich gefunden. Nun kann ich arbeiten — wenn's auch nicht auf Gipfel führt. Ich habe jetzt, was ich brauche." Er sah zu Boden. „Das Früher, Gisela . . ."

„Was?" rief sie mit heißem Fragen im Auge, als er verstummte.

„Gib mir einmal die Hand, Gisela. — Das Früher, an dem du so hängst, um das du so kämpfst — noch immer — das ist nun mal für mich vorbei. Ganz. Und du mußt es wissen, so schwer es dir im Augenblick auch sein mag."

Wie eine Erstarrung und Betäubung war es über ihr. Als versänke ihr ganzes Leben in Nichts. — Dann war sie auf der Straße. Die Hände zitterten ihr und Tränen liefen ihr über die fast erstarrten Wangen, die nun vor Erregung ein zuckendes Leben bekamen.

Das Früher — das, ja das Große tot in Rudolf, und sein Jetzt, dieses armselige Jetzt sein Glück. Dahin hatte die andere ihn gebracht, die blonde . . . Hexe . . .

---

11. Kapitel.

Nun war sie ganz entwurzelt. Geschlagen und gebrochen suchte sie Zuflucht dort, wo sie schon oft Trost und Hilfe gefunden: im Frieden des stillen Hauses der alten Frau Rat. Und jetzt war es nicht mehr allein die Greisengüte der Alten, die ihr wohltat, nicht allein mehr die klare alltagsgeborene Lebensweisheit der vielerfahrenen Frau, die wie reinigend und erfrischend Gisela in neues Land klare Wege zu weisen schien. Von Not und Nutz war ihr jetzt auch die Freundschaft der Laurette. Denn Laurette war die, die ihr am meisten ergeben war, die ihr zuhörte, ohne müde, und glaubte, ohne wankend zu werden. Wie in einem stillen, windgeschützten Garten saß sie in dem Heim der zwei Frauen, geborgen vor all den Stürmen, die draußen an ihr gezerrt und gerüttelt. Und manche stille, helle Stunde verstrich, wenn die alte Rätin zu Bett gegangen, und die beiden Freundinnen in dem altväterlich gemütlichen amtsrätlichen Arbeitszimmer saßen und plauderten. Dann war der alte, helle Geist in Gisela wach, und mit leuchtenden Augen folgte ihr bewundernd Laurette, für die Kunst und Welt durch Gisela ein neues Leben gewann.

Dann aber auch tauchten die Schatten schwer und traurig herauf, die Giselas Leben verdunkelten. Und mit einer schmerz-wollüstigen Hingabe behandelte Gisela die Schatten und Erlebnisse, die sie arm und heimatlos gemacht, und aller Schönheit, aller Liebe beraubt hatten. Dann ließ sie Glück und Elend, zu farbigen, lebensvollen Geschehnissen gestaltet, größer, mächtiger und schwerer, als je das Leben sie geschaffen, in die nächtliche Zwiesprache kommen. In ein Schicksal, hoch und schwer von Glück und Unglück, träumte sie sich dann, das ihr ihr eigenes schien. Die Grenzen von Wahrheit und Traum, von Traum und Lüge verwischten sich, von wahrhaftigem Glück leuchtete ihr Auge, wenn sie von nie geschehenem, herrlichem Erbeben berichtete, aus dem Herzen brachen die Tränen, wenn sie von tiefem, schuldlosem Unglück sprach, wie es in solcher Kraft und Reinheit nie sie es erlebt.

Giselas letzte Dichtungen waren das. Und wie sie immer nur Gutes geschaffen, wenn sie aus eigenem Erleben schuf, so wurde dieser Schwanengesang einer in Unschönheit versinkenden Seele, den sie mit ihrem letzten verströmenden Blute schrieb, ein Lied von todverklärter Schönheit.

Aber dann, wenn sie aus dem Land vergeistigten Leides in die harte Wirklichkeit kehrte, stieß sie sich mit der Trostlosigkeit des erwachten Opiumrauchers zehnfach an den Kanten des Lebens, das nicht einmal mehr die Größe eines reinen Unglücks, eines reinen Schmerzes hatte.

Immer dringender suchte sie wieder und wieder vor dem schlimmen Leben die Geborgenheit des stillen Hauses, wo sich der feste, klare, vorgeschriebene Weg des Alters mit jungen Blütenpfaden so wunderbar vermählte.

Nun aber traf sie gerade dort, im Horte ihres Friedens, neues Ungemach.

Erst freilich war es nur wie ein leises Anklingen, wie das Aufsteigen einer fernen Staubwolke. Aber selbst die einfache Tatsache, die Laurette ihr fröhlich zu berichten hatte, im Ge-

danken, sie zu erfreuen, brachte Gisela Schrecken und Bedenken.

Auf einer Gesellschaft hatte die junge Künstlerin ihren Verleger kennen gelernt und war des Lobes voll über seine Liebenswürdigkeit. Von ihrem Roman habe er ihr viel Anerkennendes gesagt, nur leider könne sie nicht alle seine Lobsprüche glauben, denn einmal sei er gewiß unehrlich gewesen: Als sie ihm sagte, wieviel Mühe es ihr gekostet, die Arbeit ihm zu Willen zu machen, wollte er davon nichts wissen, und tat, als hätte sie ihm von Anfang an gleich gefallen. „Und doch ist es erst Ihre große Arbeit gewesen, Gisela, die es ihm recht gemacht hat.“

Gisela war bleich geworden und horchte atemlos, jeden Augenblick fürchtete sie eine Entdeckung. Nun brachte sie es zu einem kurzen Lachen: „Ja, davon mag man nichts hören.“ —

Bei Giselas seelischer und geistiger Verfassung war es ganz selbstverständlich, daß sie ihre Pflichten gegen den Verlag nur recht mittelmäßig erfüllte. Sie wußte das auch, aber sie verstand doch einen Schein der Tüchtigkeit über ihre Arbeit zu breiten, und ihre große Begabung ließ sie noch immer mit der mühseligen Arbeit kleiner Talente Schritt halten. Es mußte also andere Gründe haben, daß man im Verlag mit so sonderbaren Blicken auf sie sah. Dann überraschte es sie, daß sie Laurette einmal im Bureau traf. Und am nächsten Abend im stillen Haus erzählte ihr das Mädchen strahlend, daß sie von „Hermes & Cie.“ als Lektorin angestellt sei.

Giselas Neid und instinktive Angst vor der Konkurrenz und vor der Entlarvung ihrer vielen Lügen, die sie nicht mehr übersehen konnte, verbarg sich hinter sittlicher Entrüstung. Sie machte Laurette den Vorwurf, sie hintergangen zu haben, mindestens aber nicht offen gegen sie gewesen zu sein.

Laurette verstand sie nicht. Fürchtete Gisela, daß sie sie verdrängen wollte? Wäre nicht sie, so wäre irgend eine andere mit dem Posten betraut worden, suchte sie zu erklären, und Gisela, schnell gefaßt, steckte ein anderes Gesicht auf: „Ich wende mich auch nur gegen die Heimlichkeit. Denn glauben Sie etwa, ich gönne Ihnen den Posten nicht? Wissen Sie überhaupt, wem Sie ihn zu verdanken haben?“

Laurette sah sie erstaunt an — und antwortete nichts. —

War es Giselas Einbildung oder die Wahrheit, daß das Interesse ihrer Arbeitgeber an ihr geringer wurde? Und wenn sie mit ihrer neuen Mitarbeiterin im Bureau war, daß dann Laurette mit größerer Aufmerksamkeit behandelt wurde, daß deren Urteil mehr galt als das ihre? Das aber konnte keine Einbildung sein, daß die wertvolleren Arbeiten und besseren Namen Laurette zum Lesen übergeben wurden.

So sah sich Gisela von Laurette verdrängt und fühlte eine Feindin in ihr. Und hatte selber ihr doch erst den Weg geebnet.

Es war Notwehr, wenn sie gegen die Undankbare sich schützte.

Die Wünsche der alten Rätin kamen Gisela entgegen. Der war Laurettes neuer Beruf gar nicht nach dem Herzen. Es fehlte Sicherheit und Pensionsberechtigung, und eine Tätigkeit wie Lehrerin oder selbst Kindergärtnerin und Hausdame war es auch nicht.

„Immer das Zeug lesen, was andere sich ausgedacht haben — mein Gott, das ist doch nichts Rechtes.“ Und dann fragte sie in rührender Unbefangenheit, ohne zu denken, daß sie Gisela damit beleidigte: „Kann denn eine anständige Dame überhaupt dahingehen?“

Gisela griff gleich zu. Und seufzend klagte sie, wie schwer es anständigen Menschen sei, sich dort zu halten, wie viel Versuchungen an einen träten, wieviel weniger das Können als andere Werte gälten. Beispiele führte sie an, daß man traurig und hoffnungslos werden mußte. Auch manch zweifelhaftes, zweideutiges Wort über die Herren dort ließ sie fallen, und endlich sagte sie mit hochgezogener Stirn, sorgenvoll und bedenklich:

„Und Laurette — ich habe nicht das Recht, Ihnen meine Meinung zu verschweigen. Passiert ist nichts, ganz gewiß nicht. Und es wird auch nichts passieren. Dafür . . nun kein Wort darüber, sie ist Ihre Tochter. Aber es ist etwas im Entstehen — Laurette selbst weiß nichts davon . . .“ sie versank in Nachdenken. „Ich bin gewiß, daß sie nichts Unrechtes tut oder auch nur denkt. Aber der Ton, den sie sich da angewöhnt hat — — ist Ihnen, gnädige Frau, denn diese Veränderung nicht aufgefallen?“

In Augenblicken großer Bewegung sagte

sie immer „gnädige Frau", und die alte Dame spürte den anderen Ton.

Da gab es bald im stillen Haus rote Augen, seltsame, verhaltene Stimmungen, kurze hastige Blicke, wenn Gisela kam. Und nicht lange, so stellte Laurette die Freundin zur Rede.

Gisela blickte sie tief und schmerzlich an. „Ist es nicht wahr?" fragte sie wie aus der Tiefe einer Herzensangst. „Wirklich nicht? Können Sie mir die Hand darauf geben? — Gott sei Lob und Dank! Nun, ich habe es ja nie recht glauben wollen."

Erstaunen und Befremden auf Laurettes Seite, Dringen und Fragen, und dann unter der Bedingung absoluter Verschwiegenheit die Andeutung, daß Worte gefallen seien ... der Teilhaber ... Worte, die vielleicht anders zu deuten seien, die ihre Liebe und Angst aber so gedeutet habe. Denn sie wisse, wie schwer es dort sei, und welche Nachstellungen man zu erdulden habe.

Und da sie Laurette halb überzeugt, so weit es möglich war, griff sie mit beiden Händen nach dem Kopf, und Tränen niederzwingend, bat sie, nicht jedes Wort von ihr auf die Wagschale zu legen: denn so schlecht gehe es ihr jetzt, so vieler Menschen Sorgen türmten sich auf ihr. Ihr früherer Verlobter, von dem Laurette ja wisse, und auf den sie bisher immer noch gewartet, habe sie nun endgültig verlassen — manch schlechtes wußte sie dabei über Elfriede zu sagen — nun sei all ihre Hoffnung tot. Und dabei habe sie noch bis zum letzten Augenblick für ihn gesorgt, ja für ihn gebürgt, und nun stehe sie vor der Gefahr, als unehrlich zu gelten; sie, die so oft für andere freudig gehungert, würde als Betrügerin dastehen.

Da vermochte Laurette nicht zu widerstehen: so viel Lüge konnte sich nicht vereinen in einem Menschenhirn. Und als ein Zeichen ihres Vertrauens bat sie die in falschen Verdacht geratene Freundin, ihr aus ihrer Notlage helfen zu dürfen, indem sie ihr ihre wenigen mühsam verdienten Goldstücke gab. —

---

12. Kapitel.

Gisela hatte es sich geschworen, vorsichtiger zu sein, den Trieb ihrer Phantasie und deren Wunschgeburten nicht mehr so blind die Zügel schießen zu lassen. Und die Einsamkeit, in die sie mehr und mehr gedrängt wurde, nahm ihr die Gelegenheit zum Ausstreuen ihrer Verdächtigungen. Aber es war zu spät. Ein eingeschriebener Brief von Hermes & Co. . . vielleicht das Honorar für den Roman, den sie mit Laura Wagner geschrieben? . . . Sie ließ das Schreiben sinken — die Kündigung ihrer Stelle. Fassungslos starrte sie auf die Zeilen. Dann raffte sie sich auf, es war unmöglich — Unrecht, Vergewaltigung . . . sie eilte ins Bureau. Aber sie fand sich den höhnischen, scharf wehrenden Augen des Teilhabers gegenüber, die hinter den Gläsern wie hinter Wällen lauerten, und angriffslustig schoben sich die mächtigen Kiefern übereinander.

Nachlassen der Arbeitsleistung, trotz mehrfacher Ermahnung sei der erste Grund der Entlassung. „Im übrigen brauchen Sie bloß bei Fräulein Wagner nachzufragen."

Wie vom Donner gerührt stand sie auf der Straße. Und dann gab es nur den einen Wunsch, den einen Weg: zum stillen Haus. Klarheit zu finden, Aufklärung zu geben, zu retten, was zu retten war. Sie fand die Tür verschlossen, und unwirsch gab der alte Hausdrache ihr die Auskunft: „Die Damen sind für Sie nicht zu sprechen."

Die letzte Zuflucht war nun hin, die letzte Burg zerbrochen, und mit der völligen Verlassenheit stand auch die Not — der Hunger vor ihr.

Hunger und Öde. Wie ein ewig weites Trümmerfeld, unter trostlosem Himmel, mit Steinen und Felsen bedeckt, ohne eine Spur von hoffnungsvollem Grün lag das Kommende vor ihr. Dämpfe und Nebel lasteten schwer darüber, Abgründe gähnten, und das Ende war trostlose Dunkelheit.

Um das Gift, das ihr Betäubung gab, hatte sie jetzt nicht schwerer zu kämpfen als ums Brot. Ihre Juwelen, letzte Zeugen besserer Zeit, hatte sie längst veräußert. Ihre kostbare Bibliothek ging für ein Sündengeld dahin. Hin und wieder schrieb sie noch etwas, und der Name, wie der Rest des Könnens, das sich dann zu letzter Kraft zusammenkrampfte, ließ ihre Sachen dann noch bei einigen minderen Zeitungen Absatz finden. Oder sie feilte und knetete alte Arbeiten, die sie halb fertig verlassen, mühsam, gewaltsam zurecht. Selbst schon Gedrucktes überließ sie für ein paar Mark als Zweitdruck Provinzblättern,

Schlächter- und anderen Fachzeitungen. Und endlich schrieb sie manches von neuem ab und bot es als Neuheit obskuren Blättern an, in der Annahme, die Jahre hätten Vergessen über das frühere Erscheinen gebreitet. Und doch nagte oft der Hunger an ihr.

Mit Sehnsucht und einer Ergriffenheit, die das einzig Edle an ihr war, dachte sie jetzt an den Tod. Nur erst Rache, Rache! Wie ein heiliges Ziel, ein hoher Lebenszweck stand das vor ihr, nachdem in ihrem Leben alles andere zugrunde gegangen. Dann würde sie sterben gehen. Aber erst Rache — sonst würde sie nicht ruhig sterben können.

Und es kamen auch Stunden, wo sie mit Ernst nach einem Verstehen suchte, wo wie von einem Blitz erhellt, ein Begreifen über sie kam, und sie die große Gerechtigkeit der Welt, die Hand Gottes fühlte. — Dann ward sie an den Rand der Verzweiflung getrieben, die Nägel grub sie in die Stirn — nach der Bibel griff sie dann, aber nur, um als ein heimatloser Wanderer in diesem fremd gewordenen Land zu irren, dessen Sprache sie nicht verstand — und dann half einzig die Betäubung. Oder der Schmerz und die Verzweiflung hatten sie so gepeinigt, daß sie wie unter körperlicher Züchtigung zusammengebrochen, die matte Wollust und die Sühne des maßlosen Schmerzes empfand, und zu den Sternen aufblickend sich in ein reines, erdenfernes, kampfenthobenes Leben träumen konnte.

---

13. Kapitel.

In dieses Elend, in diese müden Flugversuche zu einem edleren Sein leuchtete schmerzhaft und blendend grell das Glück derer, die sie als ihre Feinde sah, die sie verlassen und dem Elend übergeben hatten.

Eine Zeitung brachte die Nachricht, daß Rudolf Marrow, der bisher als zweiter Kapellmeister gewirkt, nun zum Direktor einer Oper ausersehen sei.

Ein körperlicher Schmerz traf Gisela. Sie alle gingen ihren Weg zum Licht — nur sie, nur sie . . .

Und dann: ohne sie hatte er seinen Weg gefunden — ja erst, seit er frei war von ihr. Seine letzten Worte fielen ihr ein: Das Früher ist tot — unglücklich hast du mich gemacht, meine Kräfte mir genommen.

Sie, sie hatte ihr Blut und ihren Geist, ihre Gesundheit, ihre Jugend für ihn hingegeben. Für ihn und durch ihn war sie in Elend und Siechtum gekommen. — Tagelang ging sie umher in dem einen niederschmetternden Gefühl der großen Ungerechtigkeit. Wie von einer körperlichen Krankheit lag sie nieder, vermochte nicht zu arbeiten, zu denken. Kaum eine Mahlzeit nahm sie zu sich, wie betäubt war sie.

Und endlich wuchs aus diesem ganzen schweren Nieder wie eine schrille Sehnsucht, wie ein Wutschrei nach Befreiung die wilde Sucht nach Rache. In ihre Hand war sein Geschick gelegt: Keinem Unzuverlässigen und Unwürdigen überließ die Aufsichtsbehörde einen so wichtigen und entscheidungsvollen Posten wie eine Direktorstelle. — Sie sollten wissen, was Rudolf Marrow für ein Geselle war. So raffte sie sich auf und schrieb an die Behörde.

Unmöglich dürfe ein Mensch wie Herr Marrow auf solchen Posten kommen, denn kraft seiner mehrfach bewiesenen Charaktereigenschaften würde er ihn mißbrauchen. Nie dürfe eine solche Macht in die Hand eines skrupellosen Frauenjägers gelegt werden. Sie könne beweisen, was sie sage, denn sie selber sei eines seiner Opfer. So schwer es ihr sei, darüber zu sprechen; so schwer, ihre einstigen Empfindungen preiszugeben, hier müsse das persönliche Bedürfnis, selbst das der Keuschheit schweigen, wo es sich um eine Gefahr der Allgemeinheit handele. Denn schon habe Herr Marrow neue Opfer in seine Schlingen gelockt, eines sei ein junges Mitglied seiner Oper, ein Fräulein Elfriede . . . . . .

Das Freigefühl des ersten Stoßes der Rache dauerte nicht lange. Bald war das Elend da, die dumpfe Empfindung, ihre persönliche, innerlichste Angelegenheit in die Öffentlichkeit gezerrt, und Licht geworfen zu haben auf etwas, das trotz allem heilig war. Die andern aber würden hier nur Schmutz sehen. — Bald war dieses Quälende das einzige Gefühl und gewaltsam war Giselas Trost: notwendig war ihr Brief, eine Tat der Selbstentäußerung — — und nur ein gerechter Lohn für den Treulosen.

Es dauerte nicht lange, da war die Antwort in ihrem Besitz. Mit heißen Händen riß sie den Brief auf.

Hart und kurz war die Erwiderung, eine scharfe Ablehnung: Ihre eigene Angelegenheit, die sie unaufgefordert den Empfängern zugetragen, hätte für diese kein Interesse. Was sie im übrigen über Herrn Marrow und Fräulein Elfriede .... behauptet hätte, sei erweislich unwahr. Dieses angebliche Opfer sei Herrn Marrows rechtmäßige Frau...

Es wurde Gisela schwarz vor den Augen. Der Atem stockte ... Endlich las sie weiter, mit halbem Bewußtsein, daß nur das Eintreten des Herrn Marrow selbst sie vor der Erhebung der Anklage wegen Verleumdung bewahrte. Herr Marrow habe darauf hingewiesen, daß sie krank und nicht verantwortlich für ihre Worte sei.

Ein Dolchstoß war jedes Wort. Sie stand am Pranger und wurde verhöhnt und mit Schmutz beworfen.

Ein tiefer Ekel war alles in ihr. Und dann das Schlimmste: Elfriede seine Frau — Elfriede — — — seine Frau.

Eine Lähmung war über ihr. Am Boden lag sie. — Endlich richtete sie sich aus der schweren Niedergeschlagenheit, wo alles grau war und ohne den Keim einer Hoffnung, langsam auf zu einem dumpfen Schmerz: Sie hatte das letzte Heiligtum ihres Lebens geschändet, das Letzte preisgegeben, was sie mit der früheren Schönheit verband. Nur eins jetzt: Vergessen — vergessen im ewigen Schlaf.

Aber nicht sich leise hinwegstehlen aus Schmutz und Schande, aus Einsamkeit und tödlicher Verlassenheit in das volle Nichts. Nicht versinken in dem Schmutz, den sie sich selber bereitet.

Noch einmal einen Menschen sehen, noch einmal ein klein wenig Freundschaft fühlen, noch einmal ein Menschenauge voll Wärme und Mitgefühl und ohne Drohung auf sich gerichtet sehen, eines Menschen Stimme hören, die sie nicht schalt, eines Menschen Hand fassen, die sie nicht schlug ...

Sie war ja noch nicht ganz verlassen — einen gab es noch.

So schrieb sie an den letzten Freund: Dr. Reimers. —

Sorgfältig, fast festlich gekleidet und geschmückt, öffnete Gisela ihm die Tür und begrüßte ihn schweigend. Sie traten ins Zimmer, das hell erleuchtet und geräumt war, Blumen standen auf dem Tisch.

„Ich danke Ihnen", sagte sie in einer gehobenen feierlichen Weise, die nichts mehr ahnen ließ von der zerschmetterten Hoffnungslosigkeit vor wenig Stunden.

Der Doktor sah sie forschend an. Eine Reihe Möglichkeiten und Erwägungen wechselten in seinem gespannten, die Müdigkeit der Überarbeitung überwindendem Gesicht. Dann wußte er: Nicht zu einer Kranken war er heut gerufen.

Gisela sah zu Boden, um das rechte Wort zu finden, das ihr eine Verbindung zu ihm schuf. Doch als sie aufsah und ihm ins Auge blickte, wußte sie, daß er sie verstand. So warf sie alle Hüllen, alles Fremde von sich ab und sagte aus der Tiefe ihrer hoffnungslosen Trauer: „Mir ist, als wenn etwas ganz Großes geschehe ... Es ist alles vorbei. Und ich bin nicht einmal traurig darüber."

Das Mißtrauen, das ihn nie verließ, trat dem Arzt auch jetzt zur Seite, aber wie er mit dem von der Skepsis doppelt geschärften Auge des Arztes und Menschenbegreifers in sie hineinsah, wußte er: Heut spielte die große Komödiantin nicht Komödie. Dennoch fragte er, den nie der Zweifel ganz verließ: „Ist das nicht Morphiumstimmung?"

Sie schüttelte den Kopf. „Das ist es eben. Auch das Morphium lügt nicht mehr."

„So sind Sie wirklich wieder Ihrer alten, bösen Liebe untertan geworden?" fragte er leise und traurig.

„Ja — ja!" erwiderte sie mit schwerem Betonen in doppelter Bedeutung. „Doktor, man entgeht seinen Fesseln nicht. Ich konnte nicht leben ohne — ohne meine — — Liebe."

„Und nun?"

„Nun bin ich am Ende. Zugrunde gerichtet. Aber mit Leben und Feuer und Leidenschaft. Gelebt, gelebt, wenn auch in Lüge und Traum, in Sturm und Kampf. — Das Leben nach dem Sanatorium war Tod, wie eine Wüstenwanderung. Wie ein fremder Mensch war ich mir selbst, nicht ich, verdorrt, ein mechanisch arbeitendes, hohles, vegetierendes Geschöpf. Und manchmal, das war das Schlimmste, war mein altes Ich bei mir zu Gast, und dann sah ich mit den Augen meines alten, starken Ichs wie auf etwas Fremdes, Zweites, auf mich selbst, das

war fürchterlich . . . so konnte ich nicht leben, das war schlimmer als der Tod."

„Sie waren nur noch nicht ganz gesund."

Sie blickte ihn tief an und sagte schwer: „Doktor, ich konnte nicht gesund werden. Die Quelle meines Lebens war verstopft. Einen Menschen gibt es — nein es hat ihn gegeben, der hätte mich heilen können. Ich habe um ihn gekämpft — bis jetzt. Umsonst. Er hat sich nun ganz von mir gewandt — und auch die einzige Hilfe, mein Morphium, versagt mir jetzt den Dienst. Nun ist es vorbei. Nun sind alle meine Kräfte tot."

„All Ihre Kräfte haben bisher diesem einen Kampf gegolten, dieser einen vergeblichen Hoffnung." Eindringlich sprach er, wie von einer Offenbarung erleuchtet. „Der Kampf ist aus, und jetzt sind Sie frei — von dieser falschen Hoffnung. Wollen Sie nicht noch einmal beginnen?"

Ein Zucken durchlief ihren Körper, sie schloß die Augen, wie um ihn die Leidenschaft ihres Schmerzes nicht sehen zu lassen. „Was ist mein Leben ohne diese Hoffnung?"

„Gisela," sagte er leise, „soll ich Sie an Sie selbst erinnern? Wissen Sie nicht mehr: Leben ohne Glück und ohne Hoffnung ist erst die Tapferkeit der Edlen. Wer um Lohn lebt, sei's Gold, sei's Glück, gehört zum kleinen Volk."

Ihr Gesicht verzog sich wie in Schmerz und Ungeduld. Sie ließ die Worte verklingen wie flüchtigen Wind, dann sagte sie, wie vom andern Ufer des Lebens:

„Mein Leben ist abgetan. Ganz. Der Boden, wo ich wurzelte, ist dürr geworden. — Doktor, wenn er tot wäre — er — oder das Leben hätte ihn auf dem Siegeswagen fortgeführt von mir . . ., aber er ist klein geworden. Seine Kunst ist hin. Der meines Lebens König war, ist zum Bettler geworden . . . Doktor, unser Königreich ist verlassen und verödet."

Schwer, wie in bodenlose Finsternis versank sie in ihre Trauer. Lange mußte Dr. Reimers schweigen, dann sagte er leise:

„Gisela, wollen Sie sich noch einmal von mir führen lassen? — Noch einmal gehen Sie in das Haus, das Ihnen schon einmal Ihre Gesundheit wiedergegeben hat. Und diesmal bleiben Sie in Frieden, bis sich Ihre Kräfte gesammelt haben. Und dann bleiben Sie in meiner Hut. Sie werden arbeiten lernen — was, ist gleichgültig . . ."

Sie zuckte ungeduldig.

„Doch, doch. Sie werden's lernen. — Es braucht kein Höhenflug zu sein. Nur Arbeit. Arbeit ist heilig — Religion — Gottesdienst, und Arbeit ist Erlösung. Gisela, Sie sollen wieder fühlen, daß Sie nützlich sind, dann wird ein neues Leben beginnen, wunschlos und ohne Kampf, aber in dem glücklichen Gefühle der Pflichterfüllung."

Sie schüttelte den Kopf. „Sie reden wie der Arzt, der für die andern da ist. Und der Sie glücklich sind in Ihrer Arbeit."

„Wissen Sie das?" fragte er in einem Ton, daß sie aufsehen mußte. Da war eine Veränderung in seinem Gesicht, daß Sie das Auge nicht von ihm wenden konnte. Die scharfen Züge, die forschenden Augen, die immer um fremdes Leid zu sorgen, um fremdes Elend bereit zu sein, in fremdes Schicksal sich zu versenken hatten, wurden weich und öffneten sich, wie zu einem Bekenntnis.

„Wissen Sie das? Wissen Sie, wie ich mir mein Leben gedacht habe? — Wieviel Hoffnungen habe ich begraben müssen, eine um die andere. Auch aus mir hat ein Künstler werden sollen. Vielleicht . . . nun gut. — Es sind so manche Schiffbrüchige unter uns — wir halten alle aus."

Sie sah ihn an mit Augen, wie sie ihn nie angesehen. „Sie auch?" fragte sie leise. Dann hob sie den Kopf, und eine große Freiheit und zugleich ein tiefer Schmerz war in ihrem Auge. „Doktor, daß ich nicht mehr glücklich bin, daß meine Blütenträume sich nicht erfüllt haben, ist nicht das Schlimmste. Aber ist das nicht furchtbar, zu denken, einmal hatte man einen Tempel in seinem Herzen, und gab den anderen aus seinem Heiligtum, aus einer reinen Quelle, die einem anvertraut war — — nun ist der Tempel verwüstet, das Heiligtum gestürzt. — Ich selber habe es getan, mein Heiligstes habe ich durch die Gassen geschleift . . ." Mit tiefer Qual blickte sie in sich hinein. „Durch Schmutz und Sünde bin ich gegangen, klein und schlecht geworden."

„Aber die Schönheit, die Sie gegeben haben, ist unvergänglich. Der Trost und die Kraft, die Sie so vielen Armen gespendet, die Ermunterung, die Sie Mutigen, der Zuspruch, den Sie

Zweifelnden gegeben haben — das alles kann nicht vergehen, selbst wenn Ihre Werke, die heute und in Jahrzehnten noch lebendig sind, nicht mehr gelesen werden. Dann hat der Same Frucht getragen — unsichtbar, von Ihnen weiß man nichts, aber Ihr Geist hat es gewirkt. So wird es wie Blumen aus Ihrem Grabe wachsen, Gisela — Ihr Leben, das so schwer war und wundenreich, war doch gesegnet."

Eine wehe Dankbarkeit, wie ein Wunder der Offenbarung wurde in ihrem Auge groß: „Ja?" fragte sie mit einem leisen Tone schmerzlichen Glücks. — „Aber nun lassen Sie uns von anderem sprechen."

Und sie begann von glücklicheren Tagen zu reden mit jener leichten Freiheit, die über den Dingen steht. Mit einer tiefen Innigkeit sprach sie vom eigenen, wie Mütter über Kinder reden. Lichte Bilder umgaben sie, das Glück der jungen Jahre — wie Frühlingstage, in verklärter Heiterkeit.

Ein Bild fand sich, das sah sie lange an. „Herrgott," sagte sie inbrünstig, „wie war man einmal hoffnungsfroh, so fern das Leben, und lauter Schönes und Großes mußte es bringen . . . und wenige Wochen später find das erste Elend an . . . o lieber Gott!" sprach sie nun plötzlich und faltete die Hände, wie sie's seit ihrer Kinderzeit nicht mehr getan. „Ich danke dir, daß du mir damals die Augen nicht geöffnet hast und mich nicht wissen ließest, was kommen würde . . ."

„Und war's nicht Großes und Schönes, was Sie erlebt haben, Frau Gisela? War nicht Ihr Leben reich an Kampf und Leid und Glück — und auch an Segen, hat nicht wie Sonne Ihre Kunst geleuchtet über viele wunde Herzen?"

„Das ist gewesen."

„Jetzt kommt das zweite Leben ohne Wunsch und ohne Kampf."

Sie sah ihn an — so erdentrückt: „Vielleicht . . ."

Da ergriff er in Besorgnis ihre Hand: „Wenn einmal die Not zu schwer erscheint, ehe Sie dann . . . dann denken Sie an mich und rufen mich?"

Sie nickte.

„Ihr Wort darauf."

Da schlug sie ein. „Mein Wort darauf" — voll Klang und Leuchten war ihr Wort. „Und jetzt, jetzt gehen Sie, lieber Freund, und nehmen meinen Dank", und plötzlich trat sie an das leere Bücherfach und nahm ein Buch, das letzte, das sie selbst geschrieben, und schrieb hinein:

„Für Sie! Doch Ihr Versprechen, daß Sie es erst morgen lesen. Leben Sie wohl und Dank . . . für die letzte schöne Stunde meines Lebens."

Zwei treue Freundesaugen sahen ihr in die ihren, die von Licht und Trauer erfüllt waren, vom Lichte einer fernen Welt, das alle Trauer überstrahlte. Die Tür schlug zu. „Dank für die Freundschaft in meiner letzten Stunde", flüsterte sie — und war allein. Und plötzlich schauerte sie zusammen und blickte sich grauenvoll um — die Schauer tiefer Einsamkeit waren um sie. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie ihm nacheilen — und sank zusammen — — der letzte Weg bleibt mir allein.

Sie trat ins Zimmer — allein . . .

Da stand ihr Jugendbild: wie sie in Schönheit stand und unschuldsvoller Hoffnung und in Reinheit.

O Gisela!

Und plötzlich sank sie in das Knie und senkte das Haupt:

„O Gott — Geist, der in der Welt herrscht, ich habe gegen dich gefehlt. Ich habe nicht in stillem Harren und schwerem Kampf die Gaben zu höchster Blüte entfaltet, die du mir gabst — ich habe nicht in Demut auf das Glück gewartet, das du als Lohn, als selbstreifende Frucht mir geben würdest — ich habe um mein Glück gekämpft, habe mit heißer Hand danach gegriffen, und habe in den Schmutz gezogen, habe zum Alltag gemacht, was Tempelheiligkeit uns bleiben sollte. Du großer, starker Gott, der du den Kampf willst und an das Ende schweren, mühevollen Weges den Lohn setzt: das Gelingen und das Glück, ich habe schwer gefehlt, ich bin ein schlechter, schlimmer Mensch geworden, ein Ekel für mich selbst — so hast du mich gestraft — erlöse mich! — Der du das höchste Erdenglück gegeben: Liebe — ich habe sie nicht wie einen heiligen Trank vom Altarkelch genommen, zum Alltag habe ich ihr Heiligtum gemacht! Und ihm, meinem Liebsten, hast du die Krone der Liebe vom Haupt gerissen und ihn zum Sklaven seiner Larve erniedrigt — so hast du mich gestraft — — Erlöse mich! — — Laß mich jetzt gehen, zur

Ruhe — ja — — — doch wenn es nötig ist, so will ich auf Erden weiter büßen, in Schande und Elend weiter leben, ohne eine Höhe, ohne Licht, habe ich aber genug gelitten, so laß mich büßen durch den Tod, vor dem mir graut, und der mir doch die ganze Hoffnung ist . . ."

Sie sank zu Boden hin, durchschüttelt von aller Angst und aller Not.

Wohl manche Stunde lag sie da und kämpfte, dann stand sie auf — befreit, beseelt von einem tiefen Ernste, der ihr selber heilig war.

Und ging daran, ihr letztes Werk zu tun. Einen Brief. Und eine Beichte.

„Es ist nicht wahr, was ich von Rudolf Marrow und seiner Ehefrau Elfriede gesagt. — Ich sühne meine Lügen durch den Tod. Und dies mein letztes Wort: Mein Segen — aus einer Todgeweihten Mund — mein Segen begleite sie. Und meine letzten Wünsche sind: Mögst du, Rudolf, zu deiner alten Kunst dich wieder heben. Und wenn Elfriede die Rechte ist, die dir Frieden gibt und Ruhe, die ich dir nicht geben konnte, so soll sie gesegnet sein. . . . Mein Geist, der von dieser Welt geht, hält schützend die Hände über euch."

Ein zweiter Brief: „Meinen letzten Dank an Dr. Reimers, mein Freund, dem ich verdanke, daß ich zum letzten Kampf nicht eine schwarze, sondern eine ganz helle Seele habe — damit geht schlafen, so froh, erlöst, beglückt Ihre dankbare Gisela."

Sie öffnete das Fenster — still und endlos war der schwarze Himmel, von Milliarden Sternen bewohnt, Welten, die jede Milliarden mal größer war als eines Menschen Herz und Schicksal — und doch kann der Mensch sie alle ermessen. Welten, von denen jede, auch die milliardenfach entfernteste, denselben reichen Blick in die Unendlichkeit gab, wie hier das Fenster Giselas.

Eine Sternschnuppe fiel — — wie ein Ruf klang es durch das Weltall.

Hoch oben zog die diamantene Straße zur Ewigkeit — zum Throne Gottes.

„Ich komme."

Die Flasche sank zur Erde. Zum Schlafe legte sich die müde Gisela. Der Nachtwind rauschte leis — da rauschte aus dem Sternenreich der Ewigkeit ein guter Gast — ein zartes Kind, ein Mädchen, rein und blond, und trug in Frieden und Zufriedenheit Giselas Züge aus der Kinderzeit.

So schritt sie, Gisela, das Kind, von Glück gesegnet, aller Menschen Liebling, durch das sonnige Hochland ihrer Heimat. Im Grase ruhte sie, die Bäume, die sich zu ihr neigten, rauschten ihr vertrauten Gruß, und die Vögel sangen. Und viele Menschen kamen, ihre Gesichter waren wohlbekannt, und grüßten Gisela in herzlicher Freude. Manch einer saß am Wege, gramermüdet. Gisela kam und strahlte Licht aus über ihn. Und er stand auf und war gesegnet und lächelte. — Der Vater kam und öffnete die Arme, sie flog ihm an die Brust — die Schwester dort — und dort im Grase das frühverstorbene Brüderchen. Es saß, wie es das letzte Mal im Gras gesessen, und sah dem Schmetterlinge nach, der in die Sonne flog. Die Lerche stieg und jubelte, da kam sie, Gisela — er lachte und hob die Hände . . .

Nur eine fehlte — — — doch da war das Haus, es strahlte wie von Mittagssonnenglanz umgeben. Und da, auf offenem Balkon, stand eine — blond und blaß und mild, und streckte die Hände nach ihr aus: die Mutter.

„Komm, Gisela!"



Heimweg.

Es hat der weiße Flockenschnee
Die Heide überdacht.
Vorbei am stillen Hünenstein
Durch weißes Land im Mondenschein
Durchschreite ich die Nacht.

Der Mondschein schmückt mit seinem Glanz
Das erdenstille Reich.
Mein Herz, was eilst du sonder Ruh?
Bald lösen dir die Wanderschuh
Zwei Hände warm und weich.

Der Hof, der Hof ist nicht mehr weit,
Schon glimmt sein einfach Licht.
Fühlst du, mein Herz, die stumme Macht,
Wie alles, was du mitgebracht,
An seinem Herd zerbricht? —

Der Herd ist warm, er ist geschürt
Für dich in steter Glut.
Das ist der Heimat Zauberbann,
Den niemand dir ersetzen kann —
Kein Glück und all sein Gut...

E. Taufkirch.



Sein Besuch.

Skizze von Else Krafft.

Als er erwachte, stand die Frühlingssonne blank und gelb vor seinem Fenster.

„Da hat der verfluchte Kerl mal wieder die Vorhänge vergessen vorzuziehen", war sein erster Gedanke.

„Strosch!" brüllte er, und noch einmal lauter und wütender: „Strosch!"

Der Bursche kam nicht.

Als er zum drittenmal rief, öffnete sich die Tür vor seinem Zimmer, und die Mutter trat ein.

„Bscht," meinte sie, den Finger an den Mund legend, „schreie doch nicht so, Hans! Margot schläft noch. Ihr seid ja riesig spät nach Hause gekommen. Ihr kennt nie Ziel und Maß, wenn ich mal nicht dabei bin. Mein Gott, wie hast du bloß wieder die gute Uniform hingeworfen! Den Rock ganz zu unterst, ganz zerdrückt, und die Beinkleider wie ein Bund Lappen untern Stuhl!"

Die alte Dame suchte klagend die einzelnen Kleidungsstücke des jungen Offiziers zusammen.

„Du mußt ja heute nacht in einer schönen Verfassung gewesen sein! Margot hat mir schon so verschiedenes erzählt, na, ich danke! Und der Oberst war auch auf dem Fest? Habt ihr wirklich mit ihm an einem Tisch gesessen? Und Bodes auch, ja, wie kam denn das?"

Der hübsche, dunkle Männerkopf in den Kissen hob sich jäh bei diesem Namen. Ein Suchen kam in die schlaftrunkenen Augen, ein langsames Wiederfinden. . . .

„Donnerwetter, Bodes, — ja, Mutter, die waren auch da! Tante Kläre und Sigrid, weiß der Kuckuck, was die jetzt alles mitmachen! Sigrid ganz in himmelblaue Seidenwolken gehüllt; Schick hat das Mädel — haben Mutter und Tochter beide."

Die alte Dame hob wie abwehrend die Schulter.

„Ich bitte dich ernsthaft, Junge, mach' mir keine Dummheiten! Die Margot hat mir heute nacht Dinge erzählt — ich bin außer mir! Nur mit der Sigrid hättest du getanzt, nur Augen für sie allein gehabt. Und beim Abschied auf der dunklen Straße habt ihr euch direkt abgesondert von den anderen, und einmal, als Margot sich nach euch umsah, hat sie deutlich gesehen, daß —"

Die alte Dame stockte mitten im Satz.

Denn jetzt war der Sohn ganz munter geworden, und ganz klar im Kopf.

„Um Gottes willen, sprich nicht aus, Mutter! Ich glaube, ich weiß es selbst, was du sagen willst. Ich Hornochse, ich! Ja, ja, ich muß total verrückt gewesen sein! Wenn ich auch nicht direkt vom Hei-

raten gesprochen habe, meine Liebe habe ich der Sigrid mindestens gestanden. Aber das genügt ja, das ist für solche Menschen, wie Bodes, gleichbedeutend mit Verloben und Heiraten. Das ist ja immer so, wo kein Geld ist, und die Mädels so entsetzlich prüde, wie Sigrid! Warum hätte sie sich denn sonst von mir küssen lassen? Donnerwetter, da bin ich ja schön reingeschlittert durch den verfluchten Sekt! Ruf' mir doch bloß mal die Margot her, am Ende weiß sie noch mehr wie ich, am Ende habe ich mich auch dem Oberst gegenüber . . ."

Die Mutter fiel ihm ins Wort.

„Vor allen Dingen stehe erst mal auf, und spüle dir den Kater beim Frühstück herunter. Margot soll noch schlafen nach der durchtanzten Nacht. Soviel ich weiß, hat der Oberst sich wohl deshalb mit an euren Tisch gesetzt, weil die Baronin Streitz, die sehr befreundet mit seiner Schwester ist, dabei war, meint Margot. Und Tante Bode ist wiederum eine Freundin der Baronin, daher erklärt sich wohl auch die Liebenswürdigkeit deines Oberst zu der Tante und Sigrid. Es soll ja offenes Geheimnis sein, daß sich die Baronin auffallend um den Oberst bemüht. Und wenn so ein verwöhnter Junggeselle so spät noch mal Feuer fängt, da . . ."

„Ich bitte dich, Mama, höre auf", stöhnte der junge Offizier, sich mit beiden Händen den schmerzenden Kopf haltend. „Für mich handelt es sich jetzt um die eine brennende Frage: Wie rede ich jetzt das der Sigrid am besten und schnellsten aus, was ich ihr in meinem elenden Schwips gestern alles vorgefaselt? Denn, Mama, ich wäre doch direkt hirnverbrannt, wenn ich die Sigrid heiratete, so famos sie, im Grunde genommen, ist. Erst mal die Kaution; Tante Bode hat sie nicht, kaum 'ne anständige Aussteuer kriegte die mit ihren paar Kröten zusammen; du gäbest mir das Geld natürlich auch nicht, wie ich dich kenne, du hast ja bloß immer deine geliebte Margot im Auge . . . ja, ja, ich weiß das schon . . . ist mir auch höchst schnuppe! Und wegen der Sigrid bis zum Hauptmann warten, mir dies und das in meiner Ehe versagen, woran ich jetzt gewöhnt bin, nee, soviel ist mir das Mädel trotz ihrer Süße nicht wert . . ."

„Um Gottes willen," sagte die Mutter, „ich bin überhaupt schon außer mir, daß man immer wieder auf diese Bodes Rücksicht nehmen muß seit Onkels Tode. Solche Verwandten, die nichts weiter haben, als ihr bißchen Standesbewußtsein, sind furchtbar lästig! Und nun machst du auch noch diese Dummheiten mit der Sigrid! Das Beste ist, du fährst heute vormittag gleich hin, und stellst die Sache richtig. Du hast sie geküßt, sagt Margot. Mein Gott, warum läßt sie sich's denn gefallen? Das ist noch lange kein Grund zum Verloben, so ein paar Küsse und Liebesgeständnisse im Sektrausch."

Der junge Offizier war schon aus dem Bett gesprungen.

„Natürlich muß ich hin", sagte er gereizt; „rede bloß nicht so furchtbar viel, Mama! Strosch soll kommen; wo steckt denn der Kerl?"

„Er holt noch etwas vor der Kirche, es ist längst zehn Uhr vorüber, er muß gleich hier sein. Beeile dich, wenn du nach Groß-Lichterfelde willst, Bodes essen am Sonntag sehr früh Mittag."

„Ja," schrie Hans immer wütender, „ich beeile mich ja schon! Wozu der Oberst gestern den teuren Sekt schmiß, ist mir übrigens höchst unklar. Aber der Alte hat's ja dazu. Donnerwetter . . . mein Kopf . . . da soll doch gleich . . ."

Die Mutter hörte nicht mehr. Sie war schon aus der Tür gegangen. Wenn Hans zu fluchen begann, wich ihm jeder aus, so gut er nur konnte.

— — — — — — — — — — —

Eine reichliche Stunde später stand der junge Offizier vor der Wohnung seiner Tante, die eine Kusine des Vaters war, und als Witwe eines hohen Beamten ihre nicht allzu große Pension dazu benutzte, gemütlich zu wohnen, sich gut zu kleiden, und in gesunder und vernünftiger Lebensweise dem einzigen Kinde die Jugend zu schmücken.

Als Hans die Glocke zog, öffnete das kleine Dienstmädchen, das nur in den Vormittagsstunden zur Arbeit kam, und ließ den Besuch, verlegen lächelnd, im Korridor stehen.

„Die gnädige Frau is in der Küche und kocht, mit'n Salon bin ich noch nich fertig, und ins Eßzimmer is schon gedeckt", sagte sie wahrheitsliebend. „Wenn der Herr Leutnant ein' Augenblick warten wollen, ich sag's jleich . . ."

Und sie öffnete die Tür zur Küche, aus der allerlei liebliche Bratengerüche herausströmten.

Die Tante war sofort da. Lachend, beide Ärmel ihres hübschen Kleides hochgeschlagen, eine Wirtschaftsschürze darüber, trat sie auf den Neffen zu.

„Guten Morgen, Junge; das ist ja reizend, daß du kommst", sagte sie herzlich. „Ich dachte es mir beinahe schon; so — hänge mal den Mantel erst hierher; scheint dir ja auch sehr gut bekommen zu sein, das gestrige Fest! Ich habe heute Besuch zu Tisch, und noch viel zu tun, drum entschuldige mich erst mal, Kerlchen, und gehe gleich da drüben hinein, in Sigrids Stube. Sie garniert das Kompott, was ich da aus der Hand gestellt habe; das versteht sie so fein von der Kochstunde her. Kannst ihr ja helfen — weißt ja Bescheid, Hans."

Der junge Offizier verbeugte sich kurz, und wagte gar nicht mehr, in das Gesicht der Tante zu blicken, das heute unglaublich jung und glücklich aussah. Ihm wurde immer unbehaglicher zumute vor ihrer Herzlichkeit.

„Also sie weiß es auch schon," dachte er verzweifelt, „na, das gibt ja eine nette Auseinandersetzung, hoffentlich aber gleich einen Bruch für immer."

Und die Wut, die er eben noch auf sich selber hatte, übertrug er nun auf Sigrid, weil sie der

Mutter sofort von seinen Liebesfaseleien erzählt hatte.

Er klopfte hart und laut an die ihm bekannte Tür des kleinen, schmalen Mädchenzimmers, und trat ein.

„Hans . . .“

Das Wort erstarb in unterdrücktem Jubel.

Er blieb steif stehen. Die Situation war höchst ungemütlich für ihn. Noch dazu vor diesem entzückenden Gesicht, das ihn schon so oft toll und heiß gemacht. Wie er das Mädel wohl in seine Arme gerissen hätte, wenn es nicht zufällig ihm ebenbürtig wäre, und durchaus Frau Leutnant werden wollte.

Die Hand mußte er ja wohl ausstrecken, das war selbstverständlich.

Sie nahm sie nicht sofort.

Rosenrot überglüht lachte sie, und schob die Kristallschalen mit Apfelmus, die sie mit bunten Früchten und Mandelstiften zierlich geschmückt, über den Tisch zurück.

„Warte mal, Hans, ich muß mir erst die Hände waschen.“

Er sah in dem Spiegel über dem Waschtisch ihre strahlenden Augen, und das Zittern ihrer Lippen. Und als sie ihm nun die Hand gab, mußte er sich zusammennehmen, um sie sofort wieder loszulassen.

„Also du bist mir nicht böse?“ fragte er mit gut gespieltem, harmlosem Lächeln.

„Böse?“

Sie blickte zu ihm auf. Ihre ganze Seele lag in dem Blick.

„Warum denn, Hans? Weil . . . weil . . .“ Sie begann zu stottern vor seiner unerklärlichen Zurückhaltung, und das Glück in ihren Augen erlosch.

„Willst du dich nicht setzen?“

Er verneinte rasch.

„Ich muß erst klarsehen, Sigrid“, sagte er hastig. „Ich bin mir einer schweren Schuld dir gegenüber bewußt. Ich habe . . . ich wußte gestern wirklich nicht, was ich tat; du wirst das gemerkt haben, wir hatten ja alle einen kleinen Schwips, Kusinchen, jedenfalls stand er dir entzückend.“

Verständnislos blickte sie ihn an. Ihre Lippen bewegten sich, formten ein Wort, ohne es auszusprechen — seinen Namen wohl.

Er sprach überstürzt weiter, ging direkt auf sein Ziel los.

„Sieh mal, Sigrid, du bist doch ein vernünftiges Mädchen, du siehst doch ein, daß von einer Heirat zwischen dir und mir nicht die Rede sein kann. Wir kennen unsre Verhältnisse gegenseitig zu genau, um uns etwas vormachen zu können. Und ich habe Ehrgeiz, Sigrid, ich will rasch vorwärts kommen; mich an eine lange Verlobungszeit festbinden, wäre mir furchtbar. Und du kennst ja auch meinen Oberst, er ist ein schwerreicher Mann, der immer vor uns Jüngeren betont, daß man sich als Offizier nicht irgendwie reinheiraten soll in eine Misere, an der unsere Laufbahn scheitert. Ich bin mit Leib und Seele Soldat, ich will nicht an der Majorsecke kippen, wie die meisten, ich bin auch zu verwöhnt von Hause her, Sigrid, du kennst ja Mutter zur Genüge, und weißt, was sie von mir erhofft.“

Er schwieg erschöpft. Gottlob, nun wußte sie es wenigstens. Und schrie nicht, und weinte nicht, wie er beinahe gefürchtet hatte, als er ihre Augen gesehen; auch Vorwürfe wären ihm gräßlich gewesen.

Nur weiß war sie geworden, so weiß, als ob alles Blut ihr jäh zum Herzen geströmt.

„Ich bin . . . dir dankbar, Hans,“ sagte sie leise, „daß du mir das alles so offen gesagt. Ich . . . ich bin oft so dumm gewesen, und glaubte immer, alles, was gut und schön erscheint, müßte es auch in Wirklichkeit sein. Und gestern . . .“ sie lächelte mit ihren weißen Lippen kindlich zu ihm auf, „gestern war es schön! Ich bin dir nicht böse, Hans, nein, du mußt am besten wissen, was du vor dir verantworten kannst, und so eine rasche, schmerzhafte Wahrheit ist tausendmal besser als eine geschmückte Lüge, die langsam aufreibt. Nur um Mama tut es mir leid, sie ist in ihrem eigenen großen Glück so rührend besorgt um meins, und hat heute nacht, als ich ihr von dir erzählte, schon so große Pläne mit uns beiden vorgehabt. Du errätst sicher leicht, was ich meine, Hans; du warst ja gestern dabei, als der Oberst mit seinem Sektglas so auffallend oft an Mamas anstieß. Auf dem Heimwege, es war wohl gerade da, als auch wir uns von den anderen absonderten, haben sich beide verlobt, Mama und dein Oberst . . . und er kommt heute zu Tisch mit seiner Schwester zu uns, um . . .“

Sie schwieg mitten im Wort. Was war denn? Warum verklärte sich denn plötzlich das Gesicht vor ihr, und woher kamen die beiden leidenschaftlich ausgestreckten Arme so schnell, um sie endlich . . . endlich ans Herz zu nehmen?

Sie wich bis in den äußersten Winkel ihres Zimmers vor diesen Armen zurück.

„Sigrid,“ lachte Hans wie erlöst, „aber Mädel, süßes, geliebtes, warum hast du mir denn das nicht gleich gesagt in meiner Not? Der Oberst und deine Mutter . . . das ist ja kolossal, das ist ja direkt ein Glück für uns alle. Ein größeres Glück hätte dir und mir ja gar nicht passieren können! Was — was sagst du? Gar nichts sollst du sagen, Goldmädel, gar nichts; mein bist du, wie du es mir heute nacht unter deinen Küssen versprochen, unter deinen süßen, süßen Küssen.“

Er flüsterte nur noch. Er war rein toll vor Überraschung, vor Freude.

Sie mußte ihre letzte Kraft zusammennehmen, um sich vor dieser Tollheit zu schützen.

„Geh," sagte sie mühsam, indem ihre abwehrende Hand nach der Tür wies, „ich bitte dich nur um das eine, geh! Das glaubst du doch wohl selber nicht, daß nach deinem heutigen Besuch noch von einem Glück zwischen dir und mir die Rede sein kann! Vorhin bist du wahr gewesen, und hast mir deinen Menschen bloßgelegt, wie er wirklich ist, nun aber lügst du, Hans, und hast auch nicht getrunken, wie gestern. Wenn du nicht gehst, muß ich Mama bitten, daß sie es dich heißt, und das . . . das möchte ich ihr gerade heute ersparen."

Er zögerte noch. Der Sturz war zu kraß und zu groß nach so einer verheißungsvollen Aussicht. Den eigenen, vermögenden Oberst zum Schwiegervater, so einen einflußreichen, famosen, alten Herrn . . . nicht auszudenken wäre der Dusel, den er da hätte.

„Sigrid . . ." wollte er bitten, alle Unwiderstehlichkeit in diesem einen Worte zusammenfassen, aber Sigrid war nicht mehr im Zimmer. Beinahe lautlos war sie durch eine Seitentür hinausgegangen.

Wie ein kurzer, heiserer Pfiff ging es über seine Lippen. Und so, mit zusammengebissenen Zähnen, ging er in den Korridor hinaus, nahm Mantel und Mütze, und verschwand.

Das harte Klappen der Korridortür rief die Hausfrau aus ihrer Küche. Erschrocken lief sie in das Zimmer der Tochter und fand sie nicht.

Im Speisezimmer war sie auch nicht, aber da drüben, im Erker des Salons, unter den selbstgepflegten, blühenden Azalien, wo auch des Kindes frisch grünender Myrtentopf stand, den es am Einsegnungstage zum Geschenk bekommen, saß Sigrid.

Sie versuchte zu lächeln, als die Mutter eintrat. Aber es wurde nur ein krampfhaftes Zucken vor den lieben, verstehenden Augen.

„Ich habe ihn fortgeschickt, Mama," sagte sie tapfer, „er ist unsrer nicht wert."

Die schlanke Frau, die sich nach vieler Sorge ihres Lebens ein spätes Glück genommen, erbebte vor dem Leid in ihres Kindes bisher so unberührter Seele. Aber sie fragte nicht in diesem Augenblick. Sie mußte an die jungen Bäume unter ihrem Fenster denken, die im Frühlingssturm wurzelstark werden, um im Sommer blühen und reifen zu können.

Ihre Hand glitt weich und tröstlich über das junge, starre Gesicht.

„Der liebe Gott weiß vielleicht, wozu es gut ist", sagte sie behutsam.

Und das war das Einzige und Höchste, was sie in dieser Stunde an Trost für ihr Kind wußte.



Leben.

**Im halben Schlaf wir wirre Laute fangen,
Zeriss'ne Fetzen altvertrauter Rede,
Verworr'nes Geh'n und Drängen in den Gängen
Vor unserm tief verschlossenen Gemach.**

**Zuweilen steigt ein Schrei, erstickt und dumpf —
Laut hallend fallen ferne Tore zu
Vor unbekannten, umheimlichen Orten —,
Dann wieder quillt die Stille, schwer und zag.**

**Wir aber, halb im Schlaf, unwillig halb,
Doch rätsellüstern, tragen spielerisch
Den Sinn in dies undeutliche Geschehen,
In dies verborgene Vorüberwandern . . .**

Emma Vockerath.



Die glückliche Nacht.

Erzählung von Hanns Gisbert.

Droben im Hochland von Mexiko lag die weit ausgebreitete Kaffeeplantage Cuitzco, die seit ein paar Jahren einen Deutschen, Don Guilielmo Nüdli, zum Besitzer hatte. Des jungen Mannes Eltern waren von schweizerischer Abstammung; ihn selber hatte sein kaufmännischer Sinn von einer Handelsstadt zur anderen geführt; und als die Geschäftsfreunde seines Hamburger Hauses, Don Manuel und Don Juan Lomez, einen Kapitalisten zur Vergrößerung und späteren Übernahme ihres ausgedehnten Betriebes suchten, hatte ihm die Wanderlust — wie andere leise erzählten, eine schmerzliche Herzensenttäuschung — den Stab in die Hand gedrückt.

Wie schmerzhaft auch die Wunde gewesen sein mochte, die rote Lippen und brennende Augen dem warmen Herzen Wilhelm Nüdlis geschlagen hatten, der helläugige Germane mit dem blonden Haar und der großen, kräftigen Gestalt war ein gesundeter Mann, genesen sowohl vom ersten bitteren Liebesschmerz, als auch von dem tückischen Fieber, das ihn unten in Vera Cruz, bald nach seiner Lan-

dung, angefallen hatte. Vielleicht zeigte noch eine mattgelbliche Färbung in Auge und Hautfarbe eine leise Spur der überstandenen Krankheit; aber der köstliche Gebirgswind, der über die Hochebene von Orizaba strich, hatte ihm alles Üble aus Herz und Seele und Körper geweht.

Wilhelm Nüdli saß wie ein ungeduldiger Löwe in seinem Bureau und schaute auf seine beiden Associés herab, die mit ihren hageren, kleinen Gestalten und ihrer unruhigen Lebhaftigkeit fast den Vergleich mit beweglichen Äffchen hervorriefen. Ach was! Aufstand.... In diesem Lande kriselte es ewig; immer hörte man von Aufruhr und Unzufriedenheit, obwohl es wahrhaftig alle Ursache hatte, mit dem milden Regiment seines Präsidenten, des Don Porfirio Diaz, zufrieden zu sein. Nein, darüber regte er sich nun nicht mehr auf. Viel ärgerlicher war ihm die Depesche, die er da aus Hamburg erhalten hatte, mit der Nachricht, daß die Kaffeepreise wieder gesunken, und die Nachfrage wieder gering war.

Hol's der Henker! Gerade jetzt, wo er die Ernte ringsum angekauft hatte! Daß sie der besten kostarikanischen gleichkam, hatte zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.... Und nun!... Er hätte wahrhaftig Lust, den ganzen Krempel hinzuwerfen. Den Streich spielte ihm nun die Börse schon zum zweiten Male; ein Glück, daß er's aushalten konnte! Und da wollten die Kerls hier noch höhere Löhne fordern, denen er erst menschenwürdige Wohnungen und hinreichendes Auskommen verschafft hatte, so daß sie auch einmal etwas anderes genießen konnten, als die ewigen schwarzen Bohnen, die hier in den unteren Klassen die Volksnahrung zu sein schienen, wie drüben in Deutschland die Kartoffeln.

Als Nüdli seinem Eigenbesitz, der haziendaartigen Villa zuschritt, deren Gehöft ihn mit Butter und Eiern und Käse und sonstigen heimatlichen Genüssen versorgte, war aller Ärger vergessen. Die Feierstunde des Abends war ihm das liebste des ganzen Tages; wenn er dann in der üppig umblühten Veranda saß, deren Rankengewirr so hoch reichte, daß der stolze Garten mit seiner tropischen Vegetation, mit seinen Orchideen, seinen dickblättrigen Lilianeen, seinen Yucas und Agaven, und seiner Palmenallee völlig verdeckt war, und der Blick frei hinüberschweifen konnte zum Gebirgswald, dem der starke Einschlag prächtig entwickelter, immergrüner Eichen einen beinahe deutschen Anstrich verlieh, wenn der Pik von Orizaba, der Ketlaltepetl, der König der Berge, der den Popokatepetl noch an Höhe überragt, so still und feierlich und übermächtig in seinem schimmernden Schneegewande in das blühende, grüne Land hinuntersah, dann konnte er sich nach Europa zurückversetzt glauben, dann schienen ihn Europas Alpen zu grüßen, und die Heimat, die alte Heimat streckte übermächtig die Arme nach ihm aus.

Nicht mehr eine fremde Sprache sprechen müssen, nicht mehr in schwarze oder braune Gesichter zu sehen, wieder Heimatluft atmen und heimatliche Bilder sehen zu dürfen....

Wilhelm Nüdli reckte sich empor. Nicht weich werden! Jetzt gerade nicht. Was er begonnen, mußte ehrenvoll zu Ende geführt werden; erst mußte die Scharte ausgewetzt sein, ehe er den Heimatsgedanken völlig ausdenken konnte, wollte.... Er zündete sich eine Zigarette an, um die Moskitos zu verscheuchen, und lehnte sich dann in den bequemen Schaukelsessel zurück; wie rosiges Licht kam es über den Eiseskoloß, der so zauberhaft aus den umwaldeten Bergeshöhen auftauchte, gekrochen, wurde leuchtender und feuriger, und endete in purpurner Herrlichkeit. Alpenglühen ... Hochsommerpracht! Jetzt begannen die lichthellen Nächte, zur selben Zeit, da in Deutschland die Adventsglocken klangen und Weihnachtsfreude in die ärmsten Hütten einzog. Das Fest des Gebens und des Nehmens nahte, das auch hier in voller Pracht gefeiert wurde. Nur so ganz, ganz anders. Mit feierlichen Umzügen, den sogenannten Posadas, die die Flucht der heiligen Familie nach Ägypten verkünden sollten, mit Besuchen in der Nachbarschaft, mit Tanz und Gesang. Und daheim brannten die Tannenbäume ...

Wilhelm Nüdli griff zu seinen deutschen Büchern und Zeitschriften; aber er wurde ein paarmal im Lesen durch den Eintritt seiner diensttuenden Mestizin Atali gestört, die sich etwas im Zimmer zu schaffen machte und ihn unverwandt mit den großen dunklen Augen ansah, auf seine etwas unwillige Frage aber scheu verschwand. Seine Stimmung war gestört; er schritt mit seiner Zigarre durch den blühenden Garten, in dem es von Rosen und Veilchen duftete, indes in deutschen Landen Flur und Feld jetzt eine Schneedecke trugen, und Busch und Bäume wohl im Rauhreif glitzerten.

Scheußlich! Nüdli schüttelte sich. Hier nahten sich die glühenden Sommertage, die die Träger giftiger Miasmen sein konnten, und man konnte wohl wieder ans Chininschlucken denken ...

In der Ecke des Gartens regte es sich ... Eine Gestalt schlich sich aus den dunklen Büschen ... Plötzlich faßte es ihn am Arme; ein alter Kreole war's, der lange krank gelegen, und den er öfters besucht hatte: „Gefahr, Senor! Schlimme Gefahr! ... Fliehen Sie, bis das Schlimmste vorüber ist ...“

„Fliehen? Nein!“ Wilhelm reckte seine stolze Gestalt höher. „Fliehen vor ein paar Aufgehetzten, die Guttaten mit Undank vergelten wollen?!“

Nachdenklich war er aber doch geworden. Sollten die beiden Lomez mit ihren Befürchtungen recht behalten ... Im matt erleuchteten Hausflur stürzte ihm Atali zu Füßen: „Ihr seid so gut, Herr! Sie wollen Euch erschießen, ich weiß es, weil Ihr das Geld habt und die Macht ... Rettet Euch, Herr.“

Und in seinem Zimmer harrte Don Severio, der mexikanische Buchhalter, seiner: „Keine Minute mehr zu verlieren, Senor! Seht Ihr vom Fenster dort den roten Schein am Himmel? . . . Das sind die Gehöfte der Namez, die die Aufständischen niederbrennen. Nicht um eine Handvoll Unzufriedener handelt es sich, sondern um eine wohlorganisierte Schar, die alle Straßen besetzt hält und auf uns zuschreitet. Wenn wir zaudern, ist Gut und Leben verloren; sie schrecken vor keiner Gewalttat zurück . . .“

Noch eine Minute zögerte Wilhelm; aber dann folgte er dem Untergebenen, der ihm in dieser Einsamkeit ein Freund geworden war. Er bewaffnete sich, so gut es ging, steckte Wertpapiere und Geld zu sich, und vertraute den treuen Dienern seine Habe an.

Die Sonne war längst gesunken; aber noch lohte es feurig um den Kitlaltepetl, den Wilhelm in Gedanken stets mit der Jungfrau in den Berner Alpen verglichen hatte. Es griff ihm ans Herz, wenn er dachte, daß sein schöner Besitz auch bald ein Opfer der Flammen werden würde. Aber vielleicht hatten die Eingeborenen recht; vielleicht legte sich die Wut der Aufrührer eher, wenn sie keinen Widerstand fand.

Die Hauptstraßen, auf denen sie immer feindlichen Truppen begegnen konnten, vermieden die beiden Flüchtlinge und strebten auf fast ungebahnten Pfaden dem Rancho von Don Severios Bruder zu, der sich in des Waldes Einsamkeit am Abhang des Gebirges Haus und Hof angelegt hatte. Oft mußten sie mit ihren langen Messern die mächtigen Kaktushecken niedersäbeln, die sich über den Pfad hinüber die Hände gereicht und ineinander geschlungen hatten, oft sich einen Weg durch das dichte Gewirr des Urwaldes bahnen, dessen Bäume durch riesenhafte Schlinggewächse und deren oft baumdicke Luftwurzeln miteinander verbunden waren. Und als sie, müde und schlaftrunken, Kompaß und Uhr befragten, zeigte es sich, daß sie in die Irre gegangen waren, und daß es zu spät sei, weiter zu wandern. Das Geräusch ferner Schüsse klang Wilhelm Rüdli nicht gerade als wohllautendes Schlummerlied in die Ohren.

Als er nach wirrem Schlummer von seinem improvisierten Lager aufstand, fand er den Freund, der sich weiter talwärts auf einem schimmernden Pflanzenteppich gelagert hatte, schläfrig und unlustig, mit gläsernen Augen und fiebrischen Wangen. Nur mühsam erhob er sich und konnte sich nur langsam vorwärts bewegen; das Fieber sah ihm aus dem guten Gesicht; Wilhelm erkannte auch bald die Ursache. Hinter dem üppigen Pflanzengestrüpp, das mit leuchtenden, tellergroßen Blüten durchwirkt war, barg sich ein grünumsponnener Sumpf, dessen Gifthauch allem Menschlichen in der Nähe zum Verderben werden mußte.

Es war ein mühsames Wandern mit dem kranken Mann im Arm. Aber Don Severio konnte doch wenigstens noch Richtung und Lage des Hauses angeben. Und als wieder die Sonne schräg stand, sahen sie das stattliche Gehöft mit dem weiten Besitz vor sich liegen. Freilich war der Mexikaner mit seiner Kraft zu Ende. Wie ein Kind hob der Deutsche den Kranken auf seine Arme und trug ihn sorglich die Anhöhe herab zu dem Rancho des Pedro Jimenez, wo sie beide liebevoll aufgenommen wurden. Die junge Schwägerin nahm den Fiebernden gleich in ihre Obhut und versprach lächelnd, ihn mit Kräutern und Tränklein in kurzer Zeit zu heilen.

Todmüde legte sich Wilhelm in dem niederen, gebälkten Gastzimmer des stattlichen Bauernhauses zu Bett, wurde aber schon bald durch gellende Schreie und Hilferufe erschreckt. Die Magd war es, die in dem kleinen Anbau später als die anderen zur Ruhe hatte gehen wollen und beim unruhig flackernden Schein ihrer Kerze auf zwei baumstammähnliche Holzsparren im Dachwerk aufmerksam geworden war, die sie früher niemals bemerkt hatte und die sich zu bewegen schienen. Und als sie näher hinleuchtete, hatten zwei mächtige Giftschlangen züngelnd die Köpfe nach ihr gereckt und ihren Geifer nach ihr gespien.

Alles eilte dem entsetzten Mädchen zu Hilfe; mit allem Holz- und Eisenwerk, das im Hause war, sogar mit den eisernen Sperrbalken der Haustüre, ging es auf die gefährlichen Tiere los, ohne ihnen etwas anhaben zu können, da sie mit ihren raschen Bewegungen allen Wurfgeschossen entwichen, und ihre Nähe zu gefahrdrohend war, als daß jemand sich an sie herangewagt hätte. Wilhelm kam gerade mit seiner Feuerwaffe zurecht, als sich das größte Tier auf seine Angreifer zu stürzen versuchte. Ein paar wohlgezielte Schüsse machte dem Leben der gefährlichen Gäste ein schnelles Ende.

Die Dankbarkeit des Pedro Jimenez und seiner Leute kannte keine Grenzen. Als „Don Guilielmo“, wie sie ihn nannten, am anderen Tage spät, aber wie neubelebt, von seinem todesähnlichen Schlummer erwachte, hatte er schon in dessen Interesse nach allen Seiten Boten ausgesandt. Severio hatte unter der Pflege der kundigen Schwägerin wieder klare Augen bekommen und ruhte ganz behaglich in den weißen Kissen; auf seinen Rat machte der Herr und Freund Ausritte mit dem jungen Bauern, der ihm Hof und Gut zeigen wollte.

Nach Tagen brachten die Boten Nachrichten, aber keine guten. Die Aufrührer hatten sich auf Wilhelms Hazienda eingenistet und machten die Umgegend unsicher; von den Städten hörte man nur Schlimmes. Sogar Don Porfirio Diaz, der Präsident, war in seinem Schlosse zu Chapultepec in Gefahr.

Der Untätigkeit müde, entschloß sich Wilhelm, nun doch nach der Hauptstadt zu reisen und sich unter den Schutz der deutschen Gesandtschaft zu stellen. Wenn die Unruhen länger dauern sollten, würde er vielleicht einmal die Europafahrt machen, um seine alten Eltern zu besuchen. Daß die beiden

Lomez den rechten Moment benutzen würden, um ihre Besitzansprüche geltend zu machen, daß Severio Jimenez seine Ansprüche treulich vertreten würde, daran brauchte er nicht zu zweifeln.

Nach herzlichem Abschied von dem fast genesenen Freund folgte Wilhelm Rüdli dem ortskundigen Pedro, der es sich nicht nehmen lassen wollte, in selbst bis zu völliger Sicherheit zu geleiten, über schmale Waldwege und abschüssige Hänge zu der breiten Gebirgsstraße, die ihn nach Orizaba führen sollte.

(Schluß folgt.)



Rückzug.

Ich lasse meine kampfesmüden Hände sinken
Und leg' das Schwert, das treue, auf die Seite.
Mag falsches Glück mir aus der Ferne winken,
Ich lasse ab vom Streite.

Ich dachte einst, es muß noch alles glücklich enden, —
Doch Siegeshoffnung, die erstirbt im Leide.
Ich berg' mein Haupt in meinen Händen:
Ich weiß, daß ich im Dunkeln bin und bleibe.

Heinr. Ad. Grimm.



„Nicht mehr . . .“

Skizze von Marie Pego.

Vier Tage ist es her, seit er ihr geschrieben, daß sein Weg ihn auf einer Forschungsreise nach Island über L. führen und er kommen werde, sie zu sehen. Ob sie das wolle? Ob sie ihn sehen wolle? Dann möge sie ihm antworten mit wendender Post, und er werde ihr zur Gegenantwort Zug und Stunde des Eintreffens melden, damit sie ihn erwarten könne und ihnen keine Minute der kurz bemessenen Zeit verloren gehe. —

Und sie hatte geantwortet. Sobald die freudebebenden Hände ihr wieder Gehorsam leisteten, hatte sie geschrieben: „Komm! Ich bin für Dich da zu jeder Stunde, die Du bestimmen magst, bin da und erwarte Dich mit willkommenheißender Ungeduld. Noch kann ich es nicht als Wirklichkeit fassen, daß Du am alten Platz — im Lehnstuhl am Tisch, weißt Du noch? — mir gegenüber sitzen sollst, wie einst. Aber doch, — wie anders wird alles sein! Du selber vielleicht in bester Kraft noch, frischgehalten durch Reisen und Arbeit, — während ich — — Du wirst ein altes Mädchen finden, Hermann, ein verblühtes Gesicht und weiße Fäden im Scheitel. Und deshalb frage ich, so wie Du mich gefragt hast. Ob Du das willst, mich sehen willst, mich wiedersehen als eine andere, denn Du vielleicht in Gedanken trägst? Am Ende hast Du dies nicht bedacht zuvor, und wirst nun fürchten, das Bild eines schönen „Damals“ zu verlieren! Überlege Dir's wohl und schreibe mir dann von neuem; sage „ja“ oder „nein“, — ich werde verstehen und mich fügen, was Du auch erwidern magst. Elfriede.“

Und nun sitzt sie und wartet. Ihr ganzes Leben dieser Tage ist ein Warten, Spähen, Lauschen gewesen. Kaum, daß die Nacht, jene Zeit, in der ihr keine Antwort kommen konnte, ihr Ruhe gegeben für eine flüchtige Stunde Schlaf. In ewigem Für und Wider ermißt sie, ob sie klug oder unklug, recht oder unrecht gehandelt, indem sie ihm schrieb, wie sie getan. Wenn nun ihr Bedenken ihn von ihr fortgeschreckt, ihm seinen Entschluß, zu kommen, leid gemacht? Wenn ihre Worte erst ihn dazu geführt, sie sich als gealtert, verwelkt und entstellt auszumalen? Sie kennt seinen empfindlichen Schönheitssinn, kennt seine Treue gegen ihm heilige Erinnerungen; — Törin, die sie war! Wenn er jetzt nicht kommt, sein Erscheinen ablehnt, unter schonendem Vorwand oder offener Begründung, — was dann? Wird sie es sich je vergeben können, daß sie es selbst gewesen, die sich um die letzte Freude ihres verarmten Lebens gebracht?

Und hat denn er etwa für nötig befunden, sie vorzubereiten auf seinen Anblick? Unmöglich kann auch er noch das Aussehen eines Dreißigjährigen bewahrt haben. Warum nur weiß er von ihrer Besorgnis nichts?

Sie versucht, ihn sich von den Jahren verändert vorzustellen, mit zugleich schärfer und schlaffer gewordenen Zügen, ergraut wie sie, mit Falten um Mund und Augen, die früher nicht dagewesen. Doch während sie dies tut, gleitet ein weiches Lächeln der Innigkeit um ihre Lippen. Sie fühlt, er hat nichts dadurch verloren bei ihr, nichts Erkältendes weht sie aus dieser Vorstellung an, nur eine tiefere Wärme erblüht in ihr, Rührung und gereifte Liebe. Sein Haar wird sie streicheln, ihre Wange an die seine schmiegen, und die fremden Linien um seinen Mund fortkosen, — fortküssen. — —

Ihre träumenden Augen schließen sich, brennende Tränen steigen darin auf. Vorbei — vorbei. — Sie hat kein Recht mehr dazu — wenn er es ihr nicht widergibt.

Und sie rückt den Spiegel in helleres Licht,

das eigene Antlitz zu betrachten. Ist es denn so ganz, ganz unmöglich, daß er sie heute noch lieben, heute noch begehren kann, jetzt, wo die Gründe, die sie einst getrennt, beseitigt sind? Sie hat ihr kleines Erbteil zu freiem Besitz, er endlich eine feste, befriedigende Anstellung am Zoologischen Forschungsinstitut gefunden. Wenn kein elterliches Machtwort mehr von „hungern und kummern" spricht, vielleicht. — —

Mit hoffenden Augen schaut sie in das Glas. Wohl ist das Haar grau, doch voll noch und wellig-weich; Furchen sind da, kein Wunsch tilgt sie aus, doch ein Lächeln der Freude vermag sie zu mildern. Und aus den fältchenumzogenen Augen kann sie noch jung blicken, innig und warm, kann sie im Blick ihm gestehen, daß sie ihn liebt, liebt, immer noch — immer! — —

Beide Hände schlägt sie vors Gesicht. Wenn er nicht kommt, wenn er nicht kommt, durch ihre Schuld!

Leidenschaftliche Angst, Selbstvorwurf und Sehnsucht ersticken sie fast. Mühsam nur hält sie sich aufrecht an der Entschuldigung, daß sie gut zu handeln geglaubt, gut an ihm.

In diesen Widerspruch hinein erreicht sie sein Brief. Plötzlich ganz ruhig und beherrscht, nach dem durchlittenen Übermaß von Anspannung gar nicht mehr fähig, sich noch höher zu erregen, erbricht sie den Umschlag. Wenige Worte nur sind's, und die ersten schon sagen ihr, daß ihre Sorge vergebens: Er kommt!

„Am Sonntag nachmittag, fünf Uhr, bin ich bei Dir. Drei Stunden bleiben uns dann bis zum nächsten Zug, — die wollen wir nutzen. Was Deine Bedenken wegen einiger grauer Haare betrifft, so bitte ich Dich, Dir nur deshalb keine weiteren wachsen zu lassen. In unseren Beziehungen, meine ich, kommt das Äußere nicht mehr in Betracht."

Dein Hermann."

Elfriede legt das Blatt still auf den Tisch. Ihr Gesicht ist blaß und seltsam erloschen. „In unseren Beziehungen, meine ich, kommt das Äußere nicht mehr in Betracht — —." Sie sagt den Satz langsam und ruhig vor sich hin, als verlese sie gefühllos, stumpf das Urteil eines andern. Vielleicht, daß die Feder, die diese Worte schrieb, eine kurze Weile nach dem rechten Ausdruck suchend, über dem Papier gezögert hat. Doch die Form, die sie dann gefunden, ist unmißverständlich, knapp und klar. Dem Mädchen, das einst des Schreibers Braut gewesen, sagen die wenigen Zeilen alles. Der diese Worte schrieb, kann nie anders lieben, als mit Herz und Augen zugleich. Sie weiß es, — oh, sie weiß!

Und in dieser Stunde gesteht sie sich auch, warum ihr jeder neue Silberfaden in ihrem Haar, jede Spur des Alterns in ihren Zügen all diese Jahre schmerzlich gewesen ist wie ein Stich mitten in die Seele. Jung hat sie bleiben wollen — für ihn!

Vorbei war alles, vorbei mit einem Schlag, so vieles, vieles nun wertlos geworden und gleichgültig für immer, vernichtet durch die zwei kurzen Worte „nicht — mehr — —"

Noch einmal nimmt sie den Brief auf, liest und sinnt. Und wenn er nicht mehr liebt und dennoch kommt, — wie gut, wie treu ist er dann, besser und tiefer treu, als sie es in ihren selbstsüchtigen Wünschen erwartet und gehofft. Langsam, tröstend und lindernd steigt diese Erkenntnis in ihr auf, und beschämt fast in ihrem so gern sich demütigenden Sinn, legt sie sich die Frage vor, was sie selber noch tun und lernen müsse, um solcher Treue würdig zu sein.

Sonntag — ist morgen — — morgen ist der Tag, der ihn ihr bringen wird. Bis dahin muß ihr Herzschlag pochen in wunschloser Vorfreude, muß sie hindurchgegangen sein durch Hoffen und Entsagen.

Mit beiden Händen faßt sie den Spiegel, der noch vor ihr steht, noch einmal blickt sie hinein. „Es war so süß — —", murmelt sie, von ihres Lebens letztem Traume Abschied nehmend. Ein würgender Schmerz läßt sie sekundenlang die Augen schließen. Als sie sie wieder öffnet, steht ein mutiges Lächeln darin. „Jetzt aber wird der Friede kommen", flüstert sie und nickt ihrem Bilde im Glase zu. Alles, was sie daran bisher nur in Angst und Selbsttäuschung betrachtet, schaut sie jetzt an mit klarem Blick. Ja, sie ist alt, sie sieht es, wie er es morgen sehen wird, aber, wundersam — — „es tut nicht mehr weh!" sagt sie staunend und froh. Dann steht sie auf, reckt die Arme wie eine Erlöste, geht und trägt den Spiegel an seinen Platz.

Ausgegeben am 19. Juli 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8. Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Die Assenburger.

Kleinstadtbilder

von

Clara Hohrath.

1. Fortsetzung.

„Die soll es aber jetzt gut haben!" rief Malle aus, und Trees stimmte begeistert bei: „Der soll es schmecken! Die soll ein Festessen bekommen! Der wollen wir einen Empfang bereiten! Das wird ein Fest geben!"

„Wir wollen das schöne Tischtuch mit dem Jagdzug auflegen!"

„Sie bekommt mein Taufbesteck!"

„Dumme Göhren! Sie wird zu schwach sein, um überhaupt mit am Tisch zu sitzen."

„Dann schieben wir die Chaiselongue an den Tisch, dann kann sie liegend essen — wie die alten Römer es machten!"

„Jetzt hilf mir, Malle, es muß jetzt aufs Feuer, das Wasser kocht schon."

„Das trifft sich mal fein, Mama, daß du die Rike gerade heute beurlaubt hast, und wir nun alles allein kochen müssen!"

„Wo ist das Hackbrett?"

„Drüben im Salon wird das noch stehen, auf dem roten Sessel — du weißt doch, wir haben ja vorgestern die Bilder drauf getrocknet."

„So hol's — oder holen Sie es bitte, Zylinderhut, Sie stehen doch da, ohne was zu tun!"

„Du, Trees, ich weiß noch, was er tun könnte zum Empfang der Nora. Was Feines!"

„So sag's doch schnell!"

„Er soll einen Marsch auf dem Klavier spielen, wenn sie die Treppe heraufkommt, den Tannhäuser-Marsch vielleicht, zum Willkommen, weißt du!"

„Ja, das muß er tun!"

„Und wir streuen Blumen auf den Eßtisch, wir schneiden einfach vom Blumentisch im Salon alles ab, was blüht! Und dann noch deine Hya-

zinthe, die stellen wir in die feine, hohe Glasvase vom Onkel Fritz."

Da zog Malle ein schwermütiges Gesichtchen. „Meine Hyazinthe, die ich im Kleiderschrank aufgezogen hab', und worauf ich so entsetzlich lang' gewartet hab', bis sie endlich aufging?"

„Ja, natürlich, wenn du sie nicht hergeben willst — für die Nora! Wenn du so schofel —"

„Ach, natürlich will ich's tun, für die Nora! Sei doch nicht gleich so eklig, wenn ich mal einen Augenblick über was nachdenke! Gleich tu ich's — furchtbar gern sogar." — Und sie riß eine Schublade auf und holte ein Messer heraus, mit dem sie aus der Küche stürzte.

Da rannte Trees ihr nach: „Warte doch, ich will auch dabei sein."

Gleichzeitig schrie die Pastorin laut auf: „Großer Gott im Himmel, ich muß ja das Gaststübchen oben noch zurechtmachen — vielleicht muß sie gleich ins Bett! Ach, Herr Dworak, seien Sie so freundlich, und sehen Sie hier nach der Suppe, daß sie nicht überkocht, und begießen Sie von Zeit zu Zeit den Braten hier — so, sehen Sie, das ist ja kein Kunststück."

Da stand der feine, schwarzgekleidete Herr plötzlich allein in der fremden Küche vor dem Herd, auf dem es so beängstigend zischte und brodelte, und schüttelte den Kopf über diese Familie und über sich selbst, daß er sich da hatte hineinschieben lassen, und daß er blindlings gehorchte wie ein gutgezogener Hausknecht, und jetzt wirklich den Braten begoß, an dem eine wildfremde Komödiantin sich regalieren sollte.

Im Eßzimmer, überm Gang drüben, tobten die beiden Backfische herum und schienen, unter viel Geschrei, allerlei verlegte Gegenstände zu suchen. Welch ein frischer Klang in den Stimmen lag, wie frank und frei und furchtlos diese jungen Geschöpfe waren, ein wenig zügellos freilich, aber so von Herzensgrund gut, solch wahre, echte, ungezierte Menschen! Mit der Mutter gingen sie freilich nicht gerade respektvoll um, aber freundlich und kameradschaftlich, wohl etwas überlegen, so wie erfahrene und vernünftige Menschen mit noch unmündigen, jüngeren Freunden umzugehen pflegen. Unter solchen Betrachtungen begoß Herr Dworak unaufhörlich den Braten, und lächelte fein und wohlwollend dazu. Denn nach der Musik war das Studium heranwachsender Menschen seine Hauptliebhaberei.

Da schrie die Stimme der Mutter aus irgendeinem entfernten oberen Teil des Hauses hinunter: „Kinder, bringt mir zwei Bettücher herauf, von den alten, feinen wißt ihr, die wir sonst nicht benutzen! Und auch das Kopfkissen mit dem Sterneneinsatz — aber schnell!"

„Ach, Mama, wir finden das Jagdtischtuch gar nicht!"

„Das muß doch ganz oben in der linken Ecke liegen!"

„Tut es aber nicht!"

„Bringt mir nur zuerst die Bettücher!"

„Die feinen sind aber doch alle etwas kaputt, Mama!"

„Bringt sie herauf, sag' ich euch, ungezogene Blagen, der Doktorswagen kann jeden Augenblick kommen! Vorwärts!" —

Unten im Hausflur, nahe der Treppe, standen die Frau Apotheker und Fräulein Karoline, ihre Tochter, ärmliche Gestalten mit unfrohen, kleinlichen Gesichtern. Die horchten mit gesenkten Köpfen regungslos nach oben.

Wie das im zweiten Stock wieder einmal zuging! Wie in einer Tobsüchtigenanstalt! Was sie wohl wieder für ein Fest feierten? Und der vornehmtuerische Herr Dworak hatte Gemüse gebracht, ganze Arme voll, und der hatte doch, soviel man wußte, keinen Garten, um Gemüse daraus zu verschenken! Es war ganz unerklärlich, aber man würde schon dahinterkommen! Daß sie einen Logiergast erwarteten, war aus einzelnen, bis hier unten deutlich verständlichen Zurufen zu ersehen. Aber wen? Der „Junker" konnte es nicht sein, der hatte jetzt keine Ferien. Vielleicht eine vornehme, adlige Verwandte der Frau Pastorin? Aber warum war dann Herr Dworak dazu eingeladen worden? War es ein Verwandter dieses Herrn, der erwartet wurde? Man wußte ja gar nichts von der Vergangenheit dieses hergelaufenen Musiklehrers, nicht einmal, aus welcher Gegend er stammte, und welchen Standes seine Eltern gewesen waren. Er war ja so verdächtig zurückhaltend! Überhaupt diese Hergelaufenen alle, man konnte denen nicht genug mißtrauen; es war immer ein Haken dabei, warum sie sich in Assenburg niederließen. Entweder gedachten sie da eine Rolle zu spielen und ehrlichen, einfachen Menschen mit ihrer vornehmen Herkunft, wie die adlige Pastorin, oder mit vergangener Berühmtheit, wie die alte Heinemann,

zu imponieren, oder sie hatten etwas zu verschweigen, wie man das mit vieler Wahrscheinlichkeit von diesem Herrn Dworak mit dem böhmisch klingenden Namen, und mit noch größerer Wahrscheinlichkeit vom Doktor Petyar annehmen konnte. Und wenn dieser geheimnisvolle und ungemütliche Doktor nicht eine angesehene Assenburgerin zur Frau genommen hätte, so würde er auch niemals die Kundschaft und den Glauben im Städtchen und in den benachbarten Dörfern bekommen haben. Denn ein bloßes Gerücht war das sicher nicht, die Geschichte seiner Abkunft von landstreichenden Zigeunern, die alle kannten, wenn auch ein jedes zu vorsichtig war, darüber zu sprechen, weil es sich fürchtete, diesen einzigen Retter in Krankheitsfällen gegen sich aufzubringen.

Also dachten und sinnierten unten im stattlichen Hausflur der Apotheke die beiden, mit gesenkten Gesichtern angestrengt horchenden Assenburgerinnen.

Unterdessen aber war dieser abergläubisch gefürchtete und angestaunte Arzt mit dem gelbbraunen Teint und den großen, weißen Zähnen, die sein seltenes Lächeln mehr grausam als freundlich erscheinen ließen, in seinem wie gewöhnlich in rasendem Tempo daherjagenden Wagen von der Landpraxis zurückgekehrt.

Da hatte seine Tochter Lotte ihm schon am Wagenschlag Bericht erstattet über den kranken Schützling der Frau Pastor Goedecke. Darauf hatte Doktor Petyar die Tochter zu sich einsteigen heißen und war gleich mit ihr in die Gerbergasse gefahren.

Als er dann am Bett Mariana Rimaldis stand, sah er der Kranken ein paar Sekunden lang mit scharf beobachtendem Blick in die Augen, dann umspannte seine nervige Hand prüfend ihr Handgelenk. Gleichzeitig glitt sein Blick zur Tochter hinüber, und er sagte in trockenem, sachlichem Ton: „Es ist, wie ich mir's gedacht habe, Unterernährung!" Dann wandte er sich an die Kranke selbst: „Sie haben es sehr weit kommen lassen, nun müssen wir mit großer Vorsicht zu Werke gehen, um Sie wieder zu Kräften zu bringen. Zur Pastorin Goedecke dürfen Sie nicht, die würde Ihnen sofort den Tod anfüttern, Ihr stark vernachlässigter Magen muß sich erst langsam wieder an Arbeit gewöhnen. Ich will Sie ins Krankenhaus nehmen."

Da flog über das abgezehrte, mutlose Gesicht des fremden Mädchens der flüchtige Schein eines Lächelns.

Dies entging den scharfen Augen Doktor Petyars nicht. Und er sah die Kranke mit Verwunderung und gesteigertem Interesse an. Die Aussicht auf einen Spitalaufenthalt pflegte sonst die entgegengesetzte Wirkung bei seinen Patienten hervorzurufen. Und das ärgerte ihn immer einigermaßen, denn dieses helle, reine, im einstigen Fürstenschloß eingerichtete Spital war seine Schöpfung, sein Lebenswerk, seine ganze Liebe. Er hatte es auf eigene Kosten, gleich einer Privatklinik, mit den neuesten medizinischen Apparaten versehen und mit mehr als den notwendigsten Bequemlichkeitserfordernissen ausgestattet.

„Kennen Sie das Krankenhaus schon, Fräulein Rimaldi?"

„Das Haus mit dem weißen Flur, in den die Sonne scheint? Ich habe gestern morgen hineingeblickt. Ich wäre gern gleich dageblieben — in Nummer drei — da heraus kam die Sonne — ich war so müde, und da drin war es still und schön!"

„So sollen Sie nach Nummer drei gebracht werden, jetzt gleich."

Lotte Petyar blickte verwundert auf. Nummer drei gehörte zur ersten Klasse, sollte diese Fremde, die sicher keinen Pfennig bezahlen wollte und konnte, in die erste Klasse aufgenommen werden? War das nicht eine Ungerechtigkeit gegen die anderen Patienten? Sie wagte jedoch nicht, ihre Gedanken auszusprechen. Die grauen Augen des Vaters blickten sie so kühl und überlegen an wie immer. „Du wirst dem Fräulein bei der Toilette helfen und sie dann in den Wagen tragen und gleich mit ihr ins Schloß fahren. Es braucht keine vorherige Anmeldung, Nummer drei ist frei, und Schwester Barbara kann die Pflege übernehmen. — Auf Wiedersehen im Sonnenzimmer, Fräulein Rimaldi, ich habe noch einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen." Damit lief er eilig zur Türe hinaus. —

Im zweiten Stockwerk der Apotheke aber bereiteten sie sich unterdessen immer noch eifrig auf die Ankunft des Gastes vor.

Plötzlich schrie Malle, die eben an einem Fenster vorbeiging, hell auf: „Der Doktor-

wagen! Sie kommt! Zylinderhut, ans Klavier, schnell, schnell!"

Und nun stürzten sie alle wild durcheinander. Trees aber, als die Besonnenste, rannte die Treppe hinunter, um der kranken Nora beim Aussteigen zu helfen und sie, wenn es nottäte, in ihren starken, vierzehnjährigen Armen die Treppe hinaufzutragen. Wie sie nun unter der Haustüre anlangte, sah sie den Wagen, anstatt auf das Haus zuzuhalten, in einiger Entfernung desselben vorüberfahren. Da rief sie zornig den Kutscher an — sie wußte aller Leute Namen, das war eine Eigentümlichkeit von ihr: „Joseph, halt! Joseph, hierher, Sie fahren ja falsch!"

Der Kutscher sah sich um und grinste freundlich. „Nein, Fräuleinchen, ins Spital muß ich die Kranke fahren. — Befehl des Herrn Doktors!"

„Das ist unerhört! Unverschämt ist das!" Trees war so zornig, daß ihr die Tränen in die Augen schossen, und sie den großen Kopf der Doktorstochter, der ihr hinter dem Wagenfenster zunickte, nicht einmal gewahrte.

Sie stampfte langsam und mit möglichst brutalem Lärm die Trepe wieder hinauf. Da tönten ihr die Klänge des Tannhäuser-Marsches entgegen, der Klavierlehrer spielte da oben auf Tod und Leben, und es kam — niemand! Weinen und Lachen kämpften in ihr um den Sieg. Sie riß die Salontüre auf. „Sie kommt nicht! Sie ist vorübergefahren — ins Spital — auf Befehl S. M. des Herrn Doktors!"

Da stieß die zwölfjährige Malle wild hervor: „Himmelhölledonnerkiel!"

„Willst du wohl nicht so fluchen, du gottloses Kind", fuhr die Frau Pastorin sie an, um im selben Atem fortzufahren: „Das hat man nun von seinen Liebesmühen, oben das Zimmer fertig, unten das Essen, und niemand kommt! Teufel nochmal, das soll der Pethar zu hören bekommen, dieser gewalttätige Barbar! Fährt das arme Mädchen gegen meinen und ihren Willen in sein Spital, diesen Marterkasten, wo er seiner angeborenen Lust zur Grausamkeit nach Herzenslust fröhnen kann! Die arme, kleine Nora! Und was machen wir nun mit dem Essen?"

Da antworteten die Töchter zweistimmig: „Wir essen es selbst! Und der Zylinderhut muß uns dabei helfen, das ist nicht mehr wie recht, er hat es auch kochen helfen!" — „Aber erst wollen wir den Tannhäuser-Marsch zu Ende hören, das ist so feierlich, und dann führen wir uns zu Tisch, ganz langsam, wie in einer großen Gesellschaft, du führst den Zylinderhut, Trees, und ich die Mama!" — „Und die Flasche Sekt aus Berlin machen wir doch auf! Und lustig werden wir nun doch, schon dem ekligen Doktor zum Trotz!"

Das wurden sie denn auch, die Mutter sowohl wie die Töchter, und der zurückhaltende Klavierspieler wurde es mit, hielt launige Reden und trank den größten Teil der Flasche aus, und sprach zum erstenmal seit seinem zehnjährigen Aufenthalt in Assenburg von seiner Heimat, die fernab lag in einem entlegenen Winkel Ostpreußens, nahe der russischen Grenze. Er erzählte ihnen, daß seine Mutter eine Russin gewesen, aus vornehmer Familie, von den Ihren aber verstoßen worden sei, weil sie den armen Hauslehrer, seinen Vater, geheiratet habe.

Da tranken sie alle auf das Wohl dieser romantischen Mutter und auf das Wohl Rußlands, und weil sie einmal bei den Ländern angekommen waren, auch auf das Wohl Italiens, weil es vermutlich Mariana Rimaldis Heimatland sei, und dann noch auf dasjenige Westfalens, weil es das Stammland der Seelendonks und Goedeckes war.

Und dann fing die Pastorin an zu erzählen und berichtete die wunderbarsten und unglaubhaftesten Dinge, die sich während ihrer Mädchenzeit auf dem elterlichen Gut sollten zugetragen haben. Dann kam sie auf ihren ersten Mann zu sprechen, den Domänenpächter, den Vater ihres in Berlin studierenden Sohnes, der nur der „Junker" geheißen wurde, und dann auf den „Zweiten", den Pastor Goedecke, nach welchem die beiden Töchter die „Pastorschen" genannt wurden.

Da stießen sie denn nun wieder alle auf den „Ersten" an und auf den „Zweiten", und zuletzt hielt der kleine Dworak eine Rede auf die „Pastorschen" selbst, und bat sie, sich mit den über den Tisch verstreuten Blumen die blonden Köpfe zu schmücken, was sie auch sogleich unter vielem Lachen taten. Und dann lief er ungebeten ans Klavier und spielte einen Walzer um den andern, so daß der dicken Pastorin die Tanzlust ankam und sie sich mit den Töchtern im Kreise drehte, bis Apothekers heraufsagen ließen, sie möchten höflichst um ein wenig Ruhe bitten, da es elf Uhr vorüber und längst nachtschlafende Zeit sei!

Da verwunderten sie sich alle sehr, und Herr Dworak verabschiedete sich eiligst und wurde von Trees und Malle mit dem Hausschlüssel auf den Zehenspitzen die Treppe heruntergeführt und unter viel Gekicher zu der böse krachenden Haustüre hinausgelassen.

* * *

Einige Wochen später schrieb Martina Heinemann an ihre Freundin und Schulgefährtin Erna Pethar folgenden Brief:

„Liebste Erna!

Mein Leben ist noch um einiges öder geworden, seit Du von Assenburg fort bist. Bald muß ich mir auch, wie Tantchen, einen Affen und einen Papagei halten, um nicht vor Langeweile zu sterben! Denn ich bin noch schlechter dran wie sie, sie hat ihre bunten Jugenderinnerungen, die je älter, desto glänzender werden, und mit denen sie spielen und an denen sie sich erwärmen und erheitern kann, ich aber habe keine. Denn woher sollte man die in Assenburg nehmen? Und ich lebe ja leider in diesem Nest seit meinem dreizehnten Jahre, also schon ganze zwölf Jahre! Nun kannst Du Dir bei der Gelegenheit auch gleich unser Alter daran ausrechnen, meines und Deines, und daran erschrecken — an all der verlorenen Zeit! Aber Du holst wohl jetzt in Deinem England vieles nach, hast Erlebnisse, sammelst Erinnerungen? Du mußt mir Geschichten erzählen, wenn Du heimkommst, hörst Du, feine, launige und interessante Geschichten, wie sie zu Deinen ernsthaften Augen, Deinem flimmernden Mondscheinhaar und Deiner ganzen unberührten und unantastbaren, kleinen Person passen. Als Abschlagszahlung will auch ich Dir jetzt eine kleine Geschichte erzählen, die einzige, die sich in Assenburg zugetragen hat seit Deiner Abreise.

Diese Geschichte ist ein Märchen, wie sie gerne in den Büchern stehen:

Ein kleiner Schwarm reiselustiger Zugvögel flog über Assenburg hin. Unter ihnen befand sich ein müder, flügellahmer, kleiner Singvogel, der fiel entkräftet zur Erde und blieb da hilflos liegen, während seine Genossen unbekümmert weiterflogen. Da hob eine Hand den kleinen Vogel auf und trug ihn in ein Schloß, und fütterte und pflegte ihn, so daß er wieder munter und kräftig wurde. Und nun war aus dem wilden, freien Singvogel scheinbar ein gezähmtes Haustierchen geworden, das der Hand, die es vom Tode errettet hatte, in Dankbarkeit zugetan war, und ihr willenlos gehorchte. Wie lange aber, glaubst du wohl, wird der freiheitgewohnte Vogel es in der Gefangenschaft aushalten, wie lange?

Das kommt auf die Hand an, die den Vogel hält, wirst Du mir antworten, Du kluge, kleine Erna. Und da kann ich Dir denn nun anvertrauen, daß es eine starke, energische Hand ist — die Hand Deines Vaters nämlich; dieselbe Hand, die Dich von Assenburg fort nach England führte, die hält den Vogel fest! Der Vogel ist nämlich eine kleine Wanderschauspielerin, die halb verhungert hier zurückblieb, und die Dein Vater in sein geliebtes Krankenhaus aufnahm. Ich habe sie am letzten Abend, ehe sie körperlich zusammenbrach, die ‚Nora‘ spielen sehen, und mich über das feine Verständnis für ihre Rolle und ihr feuriges Temperament gewundert. Ihre Sprechweise und ihre Bewegungen verraten eine gute Kinderstube — aus der ist sie augenscheinlich geflohen —; wie lange wird sie es nun hier aushalten im alten Schloß, als Krankenpflegerin, liebe Erna? Denn zur Verwunderung und Entrüstung von ganz Assenburg bildet Dein Vater sie hierzu aus. Sie trägt schon ein blaues Kleid mit weißem Kragen, wie Schwester Barbara. Schwester Barbara aber hat gute, zutraueneinflößende, graue Haare, diese neue Schwester dagegen hat Haare, die aufdringlich, wie frisch geputztes Kupfer, leuchten, und darum traut man ihr nicht, darum sieht sie aus wie eine Maskierte in ihrem glatten, blauen Samariterinnenkleid. Und die Kranken des Spitals — ich meine die weiblichen — die haben einstimmig Protest dagegen erhoben, von einer Komödiantin und Landstreicherin gepflegt zu werden. Da hat Dein Vater sie in die Männerabteilung versetzt, und siehe da, die Männer zeigten sich wirklich weniger heikel, und protestierten nicht gegen die Pflege der kupfrigen Hexe, die sich übrigens Mariana Rimaldi nennt — natürlich ein Pseudonym.

Wie Du weißt, sieht das Fenster meines Zimmers auf den Schloßpark hinaus, auch auf jenen Teil, der zum Krankenhaus gehört, und da ich den größten Teil meiner Tage mit Nichtstun verbringe, wie Du auch weißt, so stehe ich viel an diesem Fenster, wartend auf irgendein Wun-

derbares, das nicht kommt, gähnend oder auch leise meine eigenen Melodien pfeifend, die, die auf dem Klavier nicht so leicht zu finden sind, denn plagen mag ich mich nicht, wie Du wieder weißt — also, wenn ich an diesem Fenster stehe, sehe ich hie und da Deinen Vater, den sonst so eiligen Mann, langsam mit der Novize durch den Park spazieren. Da bringt er ihr wohl den theoretischen Teil des Krankenpflegekatechismus bei, denn ich sehe die beiden häufig stehenbleiben, in lebhafter Wechselrede begriffen. Die Mariana ist in den wenigen Wochen schon hübsch und weich geworden, wie meine zugelaufene Katze. Das Umherspazieren im Park, unter den schönen, alten Bäumen und über die grünen Rasenflächen, scheint ihr gut zu bekommen, das macht das Ozon, denke ich mir. Ich werde Hanne vorschlagen, noch einige kleine Tannen in die Ecken von Tantchens Zimmer setzen zu lassen!

Leb' wohl, liebste Erna, solch einen langen Brief hätte ich mir selbst nicht zugetraut. Schreibe bald

Deiner Martina."

Wieder einige Wochen später erhielt Martina die Antwort auf diesen Brief.

„Liebe Martina!

Hab' Dank für deinen Brief. Leider fand ich nicht früher Zeit — nein, das ist nicht wahr, nur die richtige Stimmung hat immer gefehlt, um Dir Deinen Brief zu beantworten. Ja, du hast recht, ich sammle hier Erfahrungen, allerdings nicht in Gestalt von Abenteuern, wie Du in deinem romantisch gearteten Sinn anzunehmen scheinst. Zu Dir würden sie ja auch passen, die Abenteuer, zu mir dagegen gar nicht; ein verwachsenes Geschöpf, nicht größer als manches zwölfjährige Kind, das muß sich nicht nach Abenteuern umsehen, das muß seine Erlebnisse anstatt in der Außenwelt, lieber in der stilleren Welt des eigenen Herzens oder Geistes suchen. Aber allerdings bleibt man immer mehr oder weniger abhängig von der Umwelt, in der man lebt, und sie erschwert entweder oder begünstigt das innere Erleben, Genießen und Sichvervollkommnen. Wie deutlich spüre ich das jetzt, wo ich aus der alten Umgebung in eine neue versetzt worden bin. In Assenburg begegneten mir die unfreundlich Gesinnten mit Spott, die Gutmütigen aber mit offenkundigem Mitleid, was mich beides gleich verletzend berührte. Hier dagegen scheinen die Menschen meinen Körper gar nicht zu sehen, sondern durch meine Augen hindurch gleich in meine Seele hineinzublicken, die weder verkrüppelt, noch auch, wie der arme Leib, in den Kinderschuhen steckengeblieben ist. Sie sind viel zu höflich, zu wohlerzogen, um mir Mitleid zu zeigen, sie sind eine fortgeschrittenere, kultiviertere Rasse als die grobsinnigen Assenburger, und so fällt denn die künstliche Reserve, in die ich mich zu Hause einzuhüllen gewohnt war, hier immer mehr von mir ab; ich fange an frei zu atmen, denn wohin ich mich wende, überall tritt mir Verständnis und Wohlwollen ermunternd entgegen, und mir ist zumute, als ob ich, anstatt in die Fremde, in meine wahre Heimat versetzt worden wäre. Die hiesigen, höflichen, sachlich denkenden und selbstbeherrschten Menschen sind mir ebenso sympathisch wie das festgeregelte Leben, das sie führen, und wie die praktischen und doch gefälligen Dinge, mit denen sie sich umgeben. Ich will die Eltern bitten, mir nach meiner Rückkehr das große, immer leerstehende Gastzimmer im obersten Stock unseres Hauses, für mich einzurichten, und alle zu dieser Einrichtung nötigen Dinge, wie Möbel, Vorhänge, Decken und Teegerät, hier kaufen zu dürfen. So werde ich mir dann, mitten in Assenburg, eine kleine englische Eigenwelt errichten, in der ich zufrieden für mich allein zu leben gedenke.

Da lächelst Du spöttisch, Martina? Du verstehst das nicht, dies Mit-sich-allein-glücklich-sein? Du selbst, die ganz anders geartet ist als ich, verträgst freilich das viele Alleinsein schlecht, es macht Dich verträumt und faul, und — verzeih', wenn ich es mit harten Buchstaben hier niederschreibe — sensationslüstern! An Sensationslüsternheit kranken ja die meisten Kleinstädter, denn aus Mangel an großen, erschütternden Gefühlserlebnissen schaffen sie sich kleine und häßliche Sensationen, verschlingen sie heißhungrig, und verderben sich zwar nicht den Magen, aber den Charakter daran. Auch Du, Martina, die Du für ein reiches, an Leidenschaft bewegtes Leben erschaffen wurdest, Du verwundest und bestaubst Dir die schönen, bunten Flügel in Deinem Käfig. Denn Du stehst immer am Gitter und siehst die Menschen und ihr Treiben mit beobachtenden, ironischen Blicken an, und lachst, und regst doch keine Hand zum Helfen und Bessern. Anstatt nun immer am Fenster zu stehen und

anderen Leuten bei ihrem Tun zuzusehen und dir Märchen über sie zu erfinden, je boshafter, desto besser, anstatt dessen solltest Du lieber arbeiten, Deine schönen Gaben nützen, die Musik gründlich und fleißig studieren; oder schreiben, Deine ungezügelt schweifende Phantasie in fest eingegrenzte Bahnen lenken, so daß sie Dir und anderen Freude brächte!

Dein Märchen vom Zugvogel war hübsch, liebe Martina, meine Schwestern, die Zwillinge, hatten es mir auch schon erzählt, wenn auch in bedeutend nüchterneren Worten. Aber über den noch anzufügenden Schluß wollen wir gar nicht nachsinnen, sondern lieber mit wohlwollendem und vertrauendem Herzen der weiteren Entwicklung zusehen, und nicht mit dem bösen Heißhunger des sensationslüsternen Kleinstädters an dieser Begebenheit herumbeißen.

Sicher ist es für die kleine Wanderschauspielerin besser, unter Vaters Anleitung im Krankenhause sich ihren Mitmenschen nützlich zu machen, als mit fragwürdigen Kollegen in der Welt umherzuziehen. Sollte aber der Pflegerinnenberuf auf die Länge der Zeit ihrer Naturveranlagung nicht entsprechen, so wird Vater sie auch nicht halten, denn das stünde zu sehr im Widerspruch zu seiner sonstigen Klugheit und Entschlossenheit. Ich bin immer stolz auf meinen Vater gewesen, und ich freu mich, in der Familie, bei welcher ich jetzt weile, und bei der auch Vater während seines ersten Aufenthalts in England gewohnt hat so viel verständige Anerkennung seiner Kenntnisse und Leistungen zu finden.

Nun schließe ich, liebe Martina, mit der Bitte, mir meine ehrliche Aussprache nicht übelzunehmen.

Deine alte Schulgefährtin

Erna Petyar."

Diesen Brief beantwortete Martina schon nach wenigen Tagen mit folgendem Schreiben:

„Liebe Erna!

Du bist doch eine echte Deutsche, da Du nach so kurzem Aufenthalt im Ausland schon so heftig für die dortigen Menschen und Sitten schwärmst, daß Du die Heimat Fremde, die Fremde dagegen Heimat nennen möchtest!

Ich weiß wohl, daß mein Lieblingszeitvertreib, das Am-Fenster-stehen, Dir nicht gefällt. Du bist anders veranlagt, du hältst dir lieber die kleine Hand vor die Augen, um nur ja nichts Häßliches oder Trauriges sehen zu müssen. So gratuliere ich Dir denn auch aufrichtig zu Deinem Plan, Dir mitten im Herzen Assenburgs eine englische Festung zu errichten, in der Du Dich verbarrikadieren kannst gegen alle die kleinen und unschönen Sensationen, womit die unkultivierten deutschen Kleinstädter sich die Zeit vertreiben. Auch mir, das kannst Du glauben, geht das kleinliche Treiben der Assenburger stark gegen den Strich, denn ich bin nicht von ihrem Blute, aber ich helfe mir da auf meine Weise — die der deinen so ganz entgegengesetzt ist —, ich lache darüber! Ich kann über alles lachen, über meine berühmte neunundachtzigjährige Tante, über meine liebe Stiefschwester, über den Herrn Pfarrer und die Frau Pfarrer, und — ja, ich glaube, ich brächte es sogar fertig, wenn sich die Gelegenheit dazu böte, sogar über Deinen Vater zu lachen, diese unantastbare Respektsperson, den die guten Assenburger so glühend hassen, und dem sie doch in abergläubischer Furcht und Hochachtung Weihrauch streuen, als dem Gott, der über Leben und Sterben in Assenburg und Umgebung allein zu gebieten hat. Denn mir ist nichts heilig, beste Erna, ich bin eine arge Heidin. Und ich mag keine Hand regen, um an all dem Unsinn um mich her etwas zu ändern oder zu bessern, weil ich die instinktive Erkenntnis in mir fühle, daß diese Versuche verlorene Mühe sein würden, weil alles doch so geht, wie es gehen muß, auch ohne mein Zutun. Wozu denn sich abplagen?

Da schaue ich denn lieber zu und lache, wie man in einer grotesken Komödie lacht über alles, was vorkommt, Trauriges oder Heiteres. Hier und da helfe ich auch noch nach, um das Treiben noch ein wenig toller zu gestalten, das heißt, ich denke mir noch Geschichten dazu aus — aber warum sollte ich die niederschreiben für andere Leute, wie du mir rätst? Die würden sie doch anders verstehen wie ich, und das ernstnehmen, worüber ich lache. So habe ich schon zuviel getan, als ich Dir die Geschichte vom Zugvogel und der Hand, die ihn aufgriff, niederschrieb, Du hast sie anders aufgefaßt als ich, d. h. ohne Humor, denn so wie mir so viele Deiner guten Eigenschaften abgehen, so geht Dir wiederum meine einzige, gute Veranlagung ab, der Humor, die Fähigkeit, allem leidenschaftslos zuzusehen, um über alles zu lachen, sogar über mich selbst, und sogar über

dich, mein mondscheinblondes Engländerchen! Und also versinke ich jetzt mit dem beruhigenden Gefühl voller Berechtigung wieder in meine abgrundtiefe Faulheit zurück und schreibe weder Geschichten noch Briefe mehr.

Deine unverbesserliche Martina."

Darauf fühlte sich die ernsthafte und ehrliche Erna wieder zu folgender Antwort getrieben:

„Liebe Martina!

Ich glaube, Du mißverstehst den Begriff Humor. Hätte Dickens seine humorvollen Bücher schreiben können, wenn er nicht mit ganzem Herzen und mit leidenschaftlichem Ernst das Leiden der ihn umgebenden Menschheit mitgefühlt hätte? Er hat die Menschen alle geliebt, die er beschreibt, und darum lacht er sie auch nicht aus, sondern lacht über sie hin, dies Unverständliche und Unerwartete im Walten des Schicksals, das diese Menschen gleich willenlosen Holzkegeln hin und her wirft, das preßt das Lachen aus seinem Herzen heraus. Du dagegen lachst die Menschen aus, denn Du leidest nicht mit ihnen, und solch ein gefühlloses Lachen nenne ich frivol, so lachen unerzogene, herzlose Kinder wenn ihnen auf der Straße ein verkrüppelter Mensch begegnet. Ich kenne dieses Lachen so gut, liebe Martina, es ist so oft hinter mir hergeklungen in der Straße von Affenburg, und darum bin ich ihm auch wohl so besonders feindlich gesinnt. In dieser fremden Stadt dagegen, bin ich noch keinmal ausgelacht worden, wundert es Dich da noch, daß ich mich hier wohler fühle als in meiner Geburtsstadt? Was antwortest Du mir hierauf, Du Spötterin? Deine Erna,

die zu schwach ist, um das Häßliche und Traurige des Lebens belachen zu können, und darum eine chinesische oder, richtiger gesagt, eine englische Mauer um sich zu ziehen gedenkt, um nicht vom Häßlichen angetastet und zu Boden geworfen zu werden. Im geschützten Frieden dieser Umwallung aber wird auch sie dann zu lachen vermögen, freilich nicht aus Spottlust, sondern vor Freude, nämlich jedesmal, wenn etwas unerwartet Schönes ihr entgegentritt aus den Werken der großen Dichter, die sie in ihre Einsamkeit mit einschließen wird!"

Sie erhielt jedoch keine Antwort mehr von Martina.

* * *

Die Institutsmädchen standen in einer langen Reihe, vorn vor den Klassenbänken, und schrien, wie an jedem Morgen, gedankenlos mit hellen Stimmen ihren Liedervers herunter. Dann sprach Fräulein Marie, die grauhaarige Vorsteherin, das Gebet. Sie stand in der Mitte, dicht vor der Mädchenreihe, und rechts und links von ihr standen ihre beiden Schwestern. Rechts Fräulein Hermine, groß, schwarzhaarig, bleich, mit eckigen Gliedern und unruhig flackerndem Blick, links Fräulein Linchen, die Jüngste, die von ihren Schwestern noch immer wie ein Kind behandelt wurde, trotzdem sie sich schon bedenklich den Vierzigern näherte. Fräulein Linchen sah aus, als kichere sie heimlich in sich hinein, sie war sehr unordentlich frisiert, und auch weniger solid gekleidet als ihre älteren Schwestern. Hie und da schielte sie während des Gebets nach Fräulein Hermine hinüber, die eine böse Zornesfalte auf der Stirne hatte. Das hatte Fräulein Hermine zwar immer, heute aber trat dieselbe besonders scharf hervor. Vielleicht lag das aber nur an der Beleuchtung, denn die helle Morgensonne schien durch die großen Schloßfenster herein, und draußen im Park blitzte und funkelte es nur so vor lauter taufrischer Morgenblankheit. Geradeso funkelnd frisch sahen auch die „Pastorschen" drein, die großen, blondzöpfigen Mädels, die einzigen in der Reihe, die während des Gebets die Köpfe nicht gesenkt hielten, sondern mit ihren strahlenden, furchtlosen, blauen Germanenaugen der betenden Vorsteherin gerade ins Gesicht sahen. Sie schauten gerne in dieses Gesicht, denn es war gut und freundlich anzusehen, ein bißchen wehmütig zwar, ein wenig verträumt oder heimwehselig. Woher es diesen Ausdruck hatte, wußten sie wohl. Fräulein Marie hatte vor sieben Jahren ihren Bräutigam durch den Tod verloren. Dieser Bräutigam, der Bruder der Frau Pfarrer, war Missionar in Indien gewesen, ein Witwer, der seinem verwaisten Töchterlein in Fräulein Marie, seiner ersten Jugendliebe, eine Mutter hatte schenken wollen. Dies Töchterlein aber war Ruth Gerlinger, ihre Freundin. Darum war diese denn auch von Fräulein Marie an Kindes Statt angenommen worden, obschon die Frau Pfarrer auch Ansprüche an das Kind ihres verstorbenen Bruders erhoben hatte. Aber Ruths Vater hatte ausdrücklich in seinem Testament sein siebenjähriges Töchterchen

seiner lieben Braut, Fräulein Marie Haselmaier, vermacht, und so hatte die Frau Pfarrer ihre kleine Nichte der Institutsvorsteherin lassen müssen.

Die kleine, zarte Ruth Gerlinger mit den übergroßen Augen, die sich im heißen Lichte Indiens erschlossen hatten, stand zwischen den zwei Pastorschen und hielt das gertenschlanke Hälschen tief, tief vornübergebeugt. Sie war sehr fromm. Sie hatte sogar ein paarmal Visionen gehabt, nachts im Bett, hatte fremde Länder gesehen und fremde Stimmen rufen hören: Komm zu uns, Ruth, und hilf uns! Daraufhin hatte sie sich entschlossen, gleich nach der Konfirmation in die Mission zu gehen, in der ihr Vater auch gearbeitet hatte. Denn sie meinte, es seien die Heiden, die nach ihr riefen.

Sie war allen Mitschülern sehr interessant, aber sie hatten alle eine gewisse Scheu vor ihr, wie vor etwas Übernatürlichem oder Heiligem. Nur die Pastorschen nicht, denen war bekanntlich nichts und niemand heilig. Sie hatten neuerdings sogar einen förmlichen Freundschaftsbund gegründet, die zwei wilden Goedeckes mit der kleinen Ruth. Und so stand sie denn auch heute, während des Gebetes, zwischen den Schwestern, so etwa, wie ein schwankendes, exotisches Pflänzchen zwischen zwei geradegewachsenen, deutschen Buchen steht.

Darum sah Fräulein Hermine jetzt besonders unfreundlich nach dem Trio hin. Sie war der Überzeugung, daß die unerzogenen, wilden Goedeckes Ruth verderben und zu allem Bösen verführen würden, und sie begriff ihre Schwester Marie nicht, daß sie dieser Freundschaft so ruhig zusah.

Fräulein Marie aber dachte: Meine kleine Ruth neigt zur Überspanntheit hin, ihr unruhiges Seelchen verzehrt sich in drängender, frühreifer Leidenschaft, der Verkehr mit diesen natürlichen, kerngesunden Westfälinnen wird ihr guttun. Darum sah sie jetzt, als sie nach dem Gebet den Kopf hob, den Pastorschen gerade in die Augen, mit einem Blick, der voll dringender Bitte war: Ihr starken, wilden Kinder, tut meiner Ruth nichts zuleide, helft ihr lieber!

Der Blick ging denn auch den Pastorschen durch und durch, und obwohl sie von den Gedanken der Vorsteherin keine Ahnung hatten, ging ihnen das Vertrauen zu Herzen, das sie aus dem unverständlichen Blick richtig herausfühlten, weil sie mit aufrichtiger Liebe an der stillen, immer gleichmäßig sanften Frau hingen. Es flammte plötzlich heiß und feucht in ihren verräterischen Augen auf, und sie nickten beide wie auf Kommando mit den Köpfen, nickten wohlwollend und treuherzig, wie einer geliebten Freundin, der grauhaarigen Vorsteherin zu, zum großen Erstaunen derjenigen, die es zufällig sahen und sich über solch respektlose Vertraulichkeitsäußerung nicht genug wundern konnten.

Sie werden von Tag zu Tag frecher, dachte Fräulein Hermine, und kniff die schmalen Lippen noch fester aufeinander, man kann nicht streng genug gegen diese Mädchen sein! Meine Schwester versteht das nicht. Gegen mich würden sie sich dergleichen nicht herausnehmen.

„So, Kinder, nun geht an eure Arbeit, und Gott segne sie euch“, sagte Fräulein Marie.

Da kam Leben in die Reihe der regungslosen Mädchen, die geschäftig zu ihren Pulten hinliefen, mit den Federkasten klapperten und Bleistifte sowie große Brocken schmutzigen Knetgummis herauskramten.

Fräulein Linchen schritt kichernd zur Türe, wandte sich da um, winkte mit dem Finger und sagte so, als verheiße sie ihnen etwas besonders Schönes und Geheimnisvolles: „Nun kommt in den Zeichensaal!“ Da liefen sie ihr alle mit vergnügten Gesichtern nach durch die langen, weißen Gänge des Schlosses, sie liebten diesen Umzug aus dem gewohnten Klassenzimmer in den fürstlichen Gartensaal, der ihnen als Zeichenraum diente. Hohe Glastüren gingen von hier auf eine stolze Steinterrasse hinaus, wo sie während der Vesperpause sich vornehm ergehen durften, oder zum Zeitvertreib ihre Kirschensteine in den fürstlichen Springbrunnen spucken konnten, d. h. diejenigen, die so weit spucken konnten. Die Pastorschen konnten es, und Müllers Gertrud konnte es, und dann noch zwei oder drei andere. Ruth konnte es natürlich nicht, und auch Fräulein Linchen brachte es nicht zuwege; denn sie tat bei dem Wettspucken mit, so wie sie immer alles das tat, was die Mädchen taten. Sie glaubte wahrscheinlich, sie werde dann auch von diesen, gleichwie von ihren Schwestern, noch für einen Backfisch gehalten, aber die Mädchen gingen nicht auf den Leim, sie fanden Fräulein Linchen drollig

und ganz nett, wenn auch ein wenig albern, aber durchaus nicht jung.

Im Gartensaal waren drei lange Tische aufgestellt, daran saßen die Mädchen auf dreibeinigen Hockern und hatten große Reißbretter vor sich liegen. An der Wand hingen ebenso große Zeichenvorlagen, langweilige, nach Gips gezeichnete Ornamente aus längst verflossenen Zeiten. Die sollten die Mädchen auf ihre weißen Bogen herüberzaubern mit Hilfe der Bleistifte und des Knetgummis. Wenn sie alle zwölf Vorlagen glücklich auf die Seite geschafft hatten, durften sie ans Rokokopärchen gehen. Hier setzte dann Fräulein Linchens malerisches Können ein. An den Ornamenten ließ sie die Mädchen sich allein herumplagen, aber wer bei dem Rokokopärchen angelangt war, hatte es gut. Dann kam Fräulein Linchen und sagte: „Steh mal auf und laß mich an deinen Platz!" und dann bemalte sie die Gewandung der sauber mit Tusche ausgezogenen Figürchen in den zartesten Farben. Einmal wurde der Frack des Herrchens violett, der gebauschte Seidenrock des Dämchens aber rosa getönt, ein anderes Mal ersterer gelb und letzterer himmelblau, und oft sparte sie weiße Fleckchen im Damenkleid aus, die sich dann später in rote, blaue oder gelbe Blümlein verwandelten. Fräulein Linchen ließ da ihrer reichen Phantasie ganz freien Lauf, und warf zum Staunen der Schülerinnen nicht einen Blick ins Vorlagenbuch beim Bemalen der Figürchen. Aus diesem Vorlagenbuch, das gleich einer großen Kostbarkeit am Schluß der Stunde sorgfältig in einem großen, leeren Schrank, verschlossen wurde, stahlen die Honoratiorentöchter Assenburgs mit Hilfe von Pauspapier und feingespitzten Bleistiften das Rokokopärchen heraus, um es auf allerlei Gegenstände von Holz, Seide oder Pappdeckel zu übertragen, die sie zu diesem Zweck in die Zeichenstunde mitnahmen. Sie verschenkten diese kleinen Kunstwerke dann zu Weihnachten oder an Geburtstagen, und so kam es, daß das Rokokopärchen des Instituts in den verschiedensten Stellungen und Farben durch ganz Assenburg hinwanderte, und es bald kein Haus mehr gab, in dem es nicht wenigstens einmal zu finden war, sei es nun auf einem Visitenkartentäschchen, einem Kissen oder einem Lampenschirm. Denn das Vorlagenbuch enthielt ganze zehn verschiedene Blätter, auf denen das Pärchen in immer wechselnden Stellungen zu schauen war: entweder, wie es küssend vor einem Rosenbusch stand, oder wie es Hand in Hand unter einem romantisch umrankten Torbogen dahergeschritten kam, oder wie es lesend auf einer Gartenbank saß — dies letztere pflegten die Anfängerinnen gern zu wählen, weil der große Briefbogen, in den sie gemeinsam hineinschauten, die Gesichter des Pärchens bis zu den Haaren verdeckte, die Gesichter aber anerkanntermaßen das Schwerste an der ganzen Sache waren. Man mochte sie noch so genau und vorsichtig durchzeichnen, immer wurde die Nase schief, und auch der Mund saß selten am richtigen Platz. Fräulein Linchen aber gab sich mit den Gesichtern nicht ab, wenn sie mit den Kleidern fertig war, stand sie auf und sagte kichernd: „Das Gesicht darfst du jetzt selbst machen!" Und dann saß man da! Trotzdem hatte jedes Mädchen es eilig, mit den Ornamenten fertig zu werden, um ans Rokokopärchen zu kommen, ja, das Pärchen stand während der jahrelangen, öden Zeichnerei auf dem Reißbrett vor ihren Geistesaugen da, wie der buntfarbene Regenbogen einer schönen Verheißung, und sie alle arbeiteten in unermüdlicher Geduld und übermenschlicher Ausdauer diesem Ziele ihrer Sehnsucht entgegen, alle, bis auf zwei. Und diese beiden Ausnahmen, das waren natürlich wieder die Pastorschen! Die erklärten ganz laut und unverschämt, sie machten sich nichts aus dem Rokokopärchen, und ihretwegen könne es in seiner zehnfachen Gestalt aus dem Schrank gestohlen werden, sie würden sich keine grauen Haare darüber wachsen lassen. So war es denn nicht zu verwundern, daß die zwei, gelangweilt und jeden Ehrgeizes bar, wochenlang an ein und demselben Ornament herumstrichelten und radierten, bis das Blatt so kraus und schwarz geworden war, daß Fräulein Linchen es endlich abriß, ärgerlich zusammenknüllte und wie einen Ball in den Papierkorb feuerte.

Nun hätte Fräulein Linchen eigentlich ebenso böse auf die Schwestern Goedecke sein müssen, als Fräulein Hermine es war. Aber erstens war Fräulein Linchen niemals ernstlich böse auf irgendwen, und zweitens hatten die Goedeckes eine Eigenschaft, die in ihren Augen ihre sämtlichen Fehler gutmachte: das war ihr lebhaftes Interesse für Fräulein Linchens Tagebuch! Denn Fräulein Linchen führte ein Tagebuch, und zwar

ein poetisches. Wenig Erlebnisse, aber viel romantische Beschreibungen von Sonnenuntergängen und Mondscheinstimmungen und dazu allerlei sinnige Betrachtungen über Gott und die Welt standen darin aufgezeichnet, in Prosa sowohl als auch in Versen. Daß Fräulein Linchen Haselmaier dichtete, war ein hübsches Geheimnis, um das ganz Assenburg wußte, pflegte sie doch die Examenaufführungen zu verfassen, ganz selbständig und ohne merkbare Anlehnung an bekannte Vorbilder. Einmal hatte sie sogar ein kleines Trauerspiel verfaßt. So war es denn kein Wunder, daß nicht nur Fräulein Linchens Schwestern, sondern auch noch andere Leute — und — unter diesen auch sie selbst — sie für ein richtiges, gottbegnadetes Dichtergenie hielten. Es hieß auch im Städtchen von ihr, sie sei heimlich damit beschäftigt, einen Roman zu schreiben; ob das nun ein bloßes Gerücht oder Wahrheit war, ließ sich so leicht nicht ergründen, da Fräulein Linchen selbst auf eine dahinzielende Frage stets nur mit blödem Gekicher zu antworten pflegte.

Die Pastorschen waren denn auch heute wieder die ersten, die sich nach dem Tagebuch erkundigten, denn sie langweilten sich entsetzlich in der Zeichenstunde, und waren herzlich froh an diesem Zeitvertreib.

„Haben Sie Ihr Tagebuch heute da, Fräulin Linchen?" fragte Trees, nachdem sie kaum vor ihrem übel verschmierten Reißbrett Platz genommen hatte.

Fräulein Linchen errötete und machte sich an dem seidenen Beutel zu schaffen, der ihr immer am Arm hing.

„Ach, bitte, lesen Sie uns doch daraus vor, Sie haben es so lange nicht mehr getan", erschallte nun auch Malles Stimme.

Fräulein Linchen begann schon den kleinen Schlüssel, den sie immer an einer Schnur um den Hals trug, aus der Bluse herauszuzerren.

„Ich habe es heute zufällig bei mir", sagte sie. Dann warf sie einen scheuen Blick nach der kleinen Ruth, kicherte ein wenig, steckte den Schlüssel in das Schlößchen eines grünen Buches, auf dessen Vorderseite „Poesiealbum" in großen Goldbuchstaben zu lesen stand. Ihr Gewissen war nie ganz rein beim Vorlesen des Tagebuchs während der Zeichenstunde, weil eine innere Stimme ihr sagte, daß ihre gewissenhaften Schwestern diese Nebenbeschäftigung während des Unterrichts nicht gutgeheißen haben würden, aber die Schwestern wußten nicht darum, denn sie kamen nie in den entlegenen Zeichensaal während der Stunde, und die stille Ruth klatschte nicht — bis jetzt hatte sie das wenigstens nie getan. Also riskierte Fräulein Linchen es auch heute wieder und begann eifrig zu blättern.

„Hier ist es, das wollte ich euch noch vorlesen: Mittwoch, der 25te! Mein Besuch der Theatervorstellung im „Eisernen Postillon", woselbst von einer wandernden Schauspielergesellschaft das Ibsensche Stück ‚Nora oder ein Puppenheim' aufgeführt wurde."

„Hurra!" schrie Trees und versetzte ihrem Reißbrett einen Stoß mit geschlossener Faust, daß es über die ganze Länge des Tisches dahinflog und dann mit großem Gepolter auf den Boden aufschlug.

„Aber Therese", unterbrach sich Fräulein Linchen.

„Macht nichts, bitte, lesen Sie nur weiter, ich bin so gespannt!"

Da lächelte Fräulein Linchen geschmeichelt und fuhr fort zu lesen.

„Meiner Ansicht nach besitzt das Werk des nordischen Recken einige bedenkliche Mängel, als da sind, Zweideutigkeit, Kompositionsfehler und Eintönigkeit der Handlung, sowie eine erschreckende Armut an schöpferischer Phantasie. Will mich hier jedoch nicht näher darüber verbreiten, sondern von den durch die Darsteller in mir geweckten Eindrücken und Beobachtungen berichten.

Die Vertreter der beiden Hauptrollen, Herr Direktor Schulze und Fräulein Mariana Rimaldi, fesselten allein meine Aufmerksamkeit, sowohl in abstoßender wie in anziehender Weise.

Das Abstoßen geschah von seiten des Herrn Theaterdirektors. Seine Physiognomie gefiel mir nicht, und eine jede seiner Bewegungen — so kunstvoll studiert sie auch waren — verrieten mir deutlich den brutalen Grundkern seiner Natur, den er so gern — und vor weniger scharfsinnigen Augen vielleicht auch mit Erfolg — versteckt hätte.

So möchte ich denn meine Empfindungen ihm gegenüber in die hier folgenden Verse kleiden:

Doch mich faßt ein Grauen
Von vornherein an,
Nicht mocht' ich ihm trauen,
Dem furchtbaren Mann!

Ganz anders dagegen wirkte auf mich der Anblick der weiblichen Heldin des Stückes, der lieblichen, schmächtigen Nora. Sogleich erkannte ich, daß sich hinter dem leichtsinnigen, munteren Lärvchen, das die — nicht gerade bedeutende — Rolle ihr aufzwang, ein gewisses tragisches Etwas, ein ergreifendes, grausiges Schicksalsdrama sich verbarg.

So nagt in der Rose purpurnem Schoß
Der Wurm der Zerstörung, wächst und wird groß!

Ja, um es auch in Prosa auszusprechen: Ich sah in dem theateralisch geschminkten Gesicht der armen Wanderschauspielerin von Zeit zu Zeit ein Wetterleuchten verzweifelten Grauens aufzucken.

So spaltet wohl in schwüler Sommernacht
Der Wolken falsches Rot des Blitzes böse Pracht!

Und gleichzeitig ahnte, fühlte, wußte ich merkwürdigerweise, wer der Mephisto gewesen, der dieses einst so unschuldvolle Wesen in den wilden Strudel eines sündhaften Wandertheaterlebens hereingerissen und endlich bis dicht an den Rand des Verderbens und der Verzweiflung gestoßen hate. Ja, da gab es kein Schwanken, kein Zweifeln: Er war es gewesen, der häßliche, brutale Betrüger, der Herr Direktor Schulze!

So reißt der Geier mit der blut'gen Klaue
Das unschuldvolle Schaf hinauf ins Blaue!

Ich aber las der armen Schauspielerin ihre Geschichte ohne alle Anstrengung vom Gesicht ab:

Kaum vierzehn Jahre zählte sie, als ihre gräflichen Eltern aus stolzem, altem Stamme sie eines Tages unvorsichtigerweise allein spazierengehen ließen. Das liebliche Grafenkind wandelte sorglos dahin, des herrlich blauen Frühlingstages sich freuend. So kam es unversehens in die dem Rittergute der Eltern benachbarte Stadt und las da auf einem Anschlagzettel die Ankündigung einer Theatervorstellung.

Wie sie noch unschuldvoll dastand und las, legte eine harte Hand sich auf ihre Schulter, und eine verstellte Stimme sprach: Haben Sie nicht Lust, sich die Sache einmal anzusehen, kleines Fräulein? So kommen Sie mit mir, ich bin nämlich der Theaterdirektor und werde Sie zu den herrlichsten Freuden führen. Damit nahm er sie fest bei der Hand, und sie folgte ihm vertrauensvoll, nicht ahnend noch voraussehend, in welches namenlose Elend diese harte Hand sie führen würde.

So folgt das Hündlein unschuldsvoll,
Der Buben böse Tücke nicht erkennend,
Dem Lockruf aus verlog'nem Munde wohl
Ohn' Ahnung . . . .

„Jetzt hab' ich alles angemalt, bis auf die Kleider, Fräulein Linchen, können Sie jetzt zu mir kommen?"

Es war Gertrud Müller, die mit kalter Ruhe die eregte Vorleserin unterbrach. Sie war die Fortgeschrittenste unter den Schülerinnen, und malte das Rokokopärchen schon zum fünften Male, und zwar dieses Mal in der schwierigen Kußstellung vor dem Rosenbusch.

Die anderen Mädchen warfen ihr ärgerliche Blicke zu, was brauchte das unverschämte Ding just an der spannendsten Stelle nach Fräulein Linchen zu rufen, sie hätte wohl bis zum Schluß der Geschichte warten können. Die Pastorschen gaben Gertrud Müller an Wildheit und Keckheit zwar nichts nach, erfreuten sich aber ihrer größeren Gutmütigkeit und Warmherzigkeit halber einer stärkeren Beliebtheit unter den Mitschülerinnen, als die hochmütige Tochter des reichen Metzgermeisters und Geflügelhändlers, der nur zur Unterhaltung sein Geschäft noch fortbetrieb.

Aber Gertrud Müller machte sich nichts aus den bösen Blicken, die sie von allen Seiten trafen. Mit der gleichen ruhigen Stimme fuhr sie fort: „Soll ich die Kleider etwa selbst ausmalen, Fräulein Linchen? Das Herrenkleid grün und das Damenkleid violett? Oder umgekehrt?"

Da klappte Fräulein Linchen resigniert ihr Buch zu und stand auf, um sich zu Gertrud Müller zu begeben, denn das erlaubte ihr Ehrgefühl als vielgerühmte Mallehrerin denn doch nicht, so die schönste Probe ihres Könnens leichtsinnig anderen Händen zu überlassen. Und so setzte sie sich auf Gertruds Zeichenhocker und malte am Rokokopärchen, bis die Kirchenuhr mit dröhnenden Schlägen das Ende der Zeichenstunde verkündigte.

„Können Sie uns den Schluß der Geschichte nicht noch schnell vorlesen, Fräulein Linchen", fragte Therese Goedecke, und die stille Ruth hob ebenfalls den Kopf, sah die jüngste Schwester

ihrer Pflegemutter mit großen, schwermutsvollen Augen an und sagte: „Ja, bitte, Tantchen, tue das doch!"

Fräulein Linchen errötete vor Stolz, warf aber unruhige Blicke nach der Tür.

„Ich darf euch nicht über die Zeit hier behalten! Ihr wißt ja, daß Fräulein Hermine drüben in der Klasse auf euch wartet. Ich habe die Geschichte auch noch nicht ganz zu Ende geschrieben, ein anderes Mal lese ich euch dann weiter daran vor."

So zogen sie denn mit hängenden Köpfen und nachdenklichen Gesichtern in die dürre Gramatikstunde Fräulein Hermines hinüber. Es war aber ein Samenkorn in ihre Herzen gefallen, das die wildesten Blüten zu treiben versprach. Fräulein Linchens angefangene Geschichte drängte danach, sich auszuwachsen in fünfzehn jungen, mehr oder weniger phantastischen Köpfen.

Als die Gramatikstunde endlich überstanden war, schlugen die Fünfzehn, anstatt heimwärts zu laufen, einen sonderbaren Weg ein. Sie zwängten sich eine um die andere durch eine schmale Zaunlücke in den verbotenen Teil des Schloßparks hinein, und liefen da, vorsichtig geduckt, wie Indianer auf dem Kriegspfad, einzeln hintereinander her durch die verlassenen und verwunschenen Wege, die ganz überwuchert waren von Gras, bis heran an das Gitter des Spitalgartens. Dicht schlichen sie sich an dieses heran und lauerten nun unter Geflüster und Gekicher, von wilden Syringen und Hollundergestrüpp notdürftig gedeckt, in den sonnigen Garten hinein, in dem auf weißgestrichenen Bänken bleiche Menschen mit verbundenen Gliedmaßen herumsaßen.

„Da sitzen die armen Kranken! Die sind alle von Doktor Petyar operiert!"

„Ja, aber s i e ist nicht zu sehen!"

„Wenn sie doch herauskommen wollte!"

„Ich glaube, ich hab' sie eben gesehen!"

„Wo denn?"

„Da oben, am mittleren Fenster."

„Ach, Unsinn, das war ja Schwester Barbara! Die Nora hat doch solch leuchtende Haare, die erkennt man von weitem!"

„Pscht, sprecht doch leiser! Da kommen die Assistenzärzte, Fräulein Lise und Fräulein Lotte! Seht mal, die führen ein krankes Kind zwischen sich. Es scheint nicht mehr gehen zu können!"

„Das kommt vom Scharlachfieber, das regiert jetzt in der Gerbergasse; Mutter hat mir verboten, dort durchzugehen, man fängt es da auf der Straße!"

„Wenn die Fräulein Petyar wüßten, daß wir hier stehen und sie beobachten!"

„Hoffentlich würden sie sich nicht einbilden, wir seien um ihretwegen gekommen!"

„Nein, gewiß nicht, interessant sind die Assistenzärzte nicht! Sie haben auch keine geheimnisvolle Vergangenheit!"

„Und keine Hexenhaare!"

„Und können keine Nora spielen!"

„Ach Gott, wenn sie sich doch endlich zeigen wollte, ich hab' sie ja noch nie gesehen!"

„Warst du nie im Theater?"

„Ich durfte nicht."

„Aber wir haben sie als Nora gesehen, Trees und Rut und ich. Und Mama hat sie vom Tode errettet, denn sie hat sie aufgefunden, wie sie gerade am Verhungern war!"

„Ist das wirklich wahr, daß sie beinahe vor Hunger gestorben wäre?"

„Wirklich und wahrhaftig wahr! Wir haben doch ein großes Essen für sie gekocht, und sie sollte ganz zu uns kommen, aber da hat der neidische Doktor sie in sein Spital geholt, und jetzt läßt er sie nicht mehr fort!"

„Abends muß sie ihm sicher in ihrem Zimmer vorspielen!"

„Au, du, dann möcht' ich durch die Türritze lauern!"

„Ich auch! Aber lieber noch möcht' ich im Zimmer sein und mit ihr sprechen. Sie hat so eine raffinierte Aussprache."

„Ob sie mir wohl antworten würde, wenn ich sie nach ihrer Vergangenheit fragte?"

„Die würde sich hüten!"

„Ich möcht', ich läg' krank im Spital, und sie würd' mich pflegen!"

„Möchtest du das im Ernste, Ruth?"

„Ja, ich hab' sie so lieb!"

„Wie komisch sagst du das! Und überhaupt sagt man so was doch nicht!"

„Es ist aber so, ich hab' sie über die Maßen lieb."

„Na, das möchte ich nun nicht gerade behaupten; Schauspielerinnen hat man doch überhaupt nicht lieb! Ich finde sie nur riesig interessant und so, weißt du."

„Ja, du schwärmst für sie!"

„Ach, Unsinn!"

„Leugne doch nicht, du wirst ja ganz rot!"

„Still — pscht — laßt doch euer dummes Geschwätz — da kommt jemand." —

„Herrgott, das ist sie!"

„Ja, das ist sie!"

„Pscht! Um Gottes willen, rührt euch nicht, sonst entdeckt sie uns noch! Ganz nah kommt sie vorbei — herrlich!"

„Wie merkwürdig sieht die aus — so sündhaft —"

„Kein Wunder: sie ist eine Heidin, hat der Joseph gesagt, sie glaubt an nichts!"

„Pscht!"

Die Institutsmädchen bekamen brennendrote Backen vor Aufregung. Nur eine von ihnen wurde bleich, so bleich wie eine Sterbende. Und das war die kleine Ruth.

Sie war dann auch die einzige, die stumm und niedergeschlagen auf demselben Wege nach dem Institut zurückschlich, während die andern, wie wilde Jungen, an der entgegengesetzten Parkecke über den Zaun hinüberkletterten, um dann am Affenkäfig vorbei stadteinwärts zu rennen.

Es war das erstemal in ihrem Leben, daß die fromme Ruth einen verbotenen Weg ging. Ich will es Mütterlein beichten, dachte sie. Aber sogleich verwarf sie diesen Gedanken wieder, weil es ihr zu grausam vorkam, die lieben, guten Augen Fräulein Maries weinen zu machen. Die armen Augen hatten schon so viel weinen müssen damals, als der Vater gestorben war. Wenn er am Leben geblieben wäre, hätte er sie geheiratet, und sie, Ruth, wäre Fräulein Maries richtige Tochter geworden. Nun war das nicht geschehen, aber sie sagte trotzdem Mütterlein zu ihr, wenn Fräulein Hermine das auch abgeschmackt fand. Aber Fräulein Marie hörte sich gern so nennen, das wußte sie. Und darum tat sie es, denn sie hatte sie sehr lieb, weil sie so gut und sanft zu ihr war. Aber interessant war sie nicht. Nein. Und auch nicht einsam und hilfsbedürftig, sie hatte ja ihre Schwestern und ihre Schülerinnen; mit allen war sie freundlich, und alle waren sie freundlich zu ihr, sogar Fräulein Hermine sah etwas weniger böse aus, wenn sie zu der älteren Schwester sprach, als wenn sie zu sonst jemand redete. Und Fräulein Marie war sicher auch im Himmel gut angeschrieben, und würde es einmal gut bekommen da oben, also brauchte man sich um sie nicht zu sorgen.

Dagegen die andere! Sie, die Heimatlose, die Sünderin, von der sie sagten, sie glaube nicht an Gott! Konnte so etwas Schreckliches möglich sein? Vielleicht war das alles auch gar nicht ihre Schuld, vielleicht war sie gegen ihren Willen unter das böse Theatervolk geraten, wie das ja auch Fräulein Linchen mit ihrer Geschichte angenommen hatte. Jedesmal aber, wenn jemand vor ihr der Schauspielerin erwähnte, begann ihr Herz so stark zu pochen, daß es ihr Schmerzen verursachte. War das nicht wie ein Anklopfen, ein Bitten? „Hörst du nicht, Ruth, hier steh' ich und rufe nach dir; so höre doch und hilf mir!"

Ach ja, helfen, ihr, der armen, bösen und doch so reizenden Sünderin helfen! Wenn sie das könnte! Es war so schrecklich, daß die Sünde in der Welt war, und daß sie durch so bittere Gewissensqualen und dann auch noch durch Gott selbst gestraft wurde, und nicht nur in diesem Leben, auch noch nach dem Tode, in der langen Ewigkeit! Das war das Schrecklichste, dieses Auf-ewig-verloren-gehen der armen Sünder. Das war gar nicht auszudenken. Sollte auch diese, auch Mariana Rimaldi, die bestrickende, süße Nora, zu den ewig Verlorenen gehören? Denn daß sie wirklich eine große Sünderin war, das wußte sie gewiß, das spürte und fühlte sie ihr ab, das sah sie ihren sonderbaren Haaren, ihren grünen Augen, ihrem Lächeln und allen ihren Bewegungen an. Sie konnte sich Mariana Rimaldi nicht in der Kirche sitzend vorstellen, selbst in dem blauen Pflegerinnenkleid nicht, in dem sie sie soeben gesehen hatte, nein, auch in dem nicht, denn auch in dem sah sie noch heidnisch und sündhaft aus, das mußte sie sich ehrlich eingestehen, trotz der großen Liebe, die sie zu dieser eigenartigen Fremden hinzog. Ach, es war eine leidvolle Liebe, und doch wuchs sie und wuchs. — Trees und Malle schwärmten ja auch für sie. Aber die machten sich nach ihrer kindischen Weise ein Spiel und einen lustigen Sport daraus, und liebten Mariana Rimaldi nicht wie sie, Ruth, sie liebte, in Qualen und heißem Mitleid, und mit dem brennenden Verlangen, ihr Gutes zu tun! Nicht umsonst wurde sie schon immer die kleine Missionarin genannt, nun sollte sie ihrem Namen Ehre machen. War diese arme Heidenseele ihr nicht von Gott selbst in den Weg ge-

schickt worden, ihr, die bis nach Indien hatte reisen wollen, um die Heiden zu bekehren? Sollte da ihre schwache Hilfe bei einem zu geschehenden Wunder in Anspruch genommen werden; hatte Gott sie wirklich dazu auserkoren, eine irregeleitete Seele aus der Finsternis ins Licht und endlich in seinen schönen Himmel zu führen?

Die in tiefe Gedanken versunkene Ruth blieb jetzt plötzlich stehen. Sie blickte mit großen, suchenden Augen umher. Die Welt, in der sie stand, erschien ihr mit einemmal so fremd. Sie stand da inmitten einer verlassenen, grünen Wildnis, und die Mittagssonne schien still und heiß auf all das regungslose Grün herunter, alles, alles schien müde und traumbefangen, nichts mochte sich rühren, es schien, als sei ein Zauber über die Welt geworfen worden. Da ließ auch sie sich müde niedergleiten ins sonnenwarme Gras, zu Füßen einer dunkelroten Blutbuche, und lehnte sich an den Stamm, und nun dehnten und lösten sich ihre Glieder wie befreit von einem schmerzhaften Zwang, und sie seufzte tief auf und lächelte vor sich hin, denn es trat eine ferne, traumhafte Erinnerung jetzt vor sie hin, aus ihrer ersten, halbvergessenen Kinderzeit im sagenhaften Indien. Da hatte sie auch einmal so wie jetzt in einer grünen Wildnis gelegen, und es war heiß und still um sie gewesen, und jemand hatte ein Lied gesungen, ein Lied vom Sterben, aber das Lied war nicht traurig gewesen, sondern schön und warm, wie die Luft um sie her. —

Aber sie wollte ja nachdenken jetzt, wie sie es anfangen mußte, um Mariana Rimaldi zu Gott zu bekehren.

Sie mußte krank werden und von ihr sich pflegen lassen, und dann herzlich und eindringlich zu ihr sprechen von Gott und seinem lieben Sohn, dem Heiland der Welt, und vom Glück des Himmels im künftigen Leben. Und wenn Mariana sah, daß sie eine Sterbende war, so würde sie ihr glauben, denn Sterbende lügen nicht — vielleicht würde sie sie auch während der Pflege ein wenig lieb gewinnen, und es würde ihr leid tun, daß sie nun so jung schon sterben mußte, dann wollte sie ihr sagen, daß sie mit Freuden in den Tod gehe — ihr zuliebe — und dann würde sie sie bei der Hand fassen und sagen — —

Da wurde sie in ihrem Sinnen gestört. Ein schriller Ruf klang in die heilige Stille hinein. Ihr Name wurde von einer harten Frauenstimme gerufen.

Das war Fräulein Hermine, die nach ihr rief.

Sie stand auf, sah sich um und nickte. Sie befand sich ja hier im verbotenen Park, und es war Mittagszeit, und sie warteten sicher schon ungeduldig mit dem Essen auf sie. Trotzdem ging sie ungeängstigt, ruhigen Schrittes auf das Schloß zu. Sie fühlte keine Gewissensbisse mehr, obschon sie einen verbotenen Weg ging, und sie fürchtete sich auch nicht vor dem grimmen Zorn Fräulein Hermines. Es war ihr zumute, als schrit sie in einer Wolke dahin, so daß nichts sie berühren, nichts ihr wehe tun, und nichts sie aufhalten konnte. Schritt sie doch einem großen, heiligen Opfer entgegen und kostete nun schon im voraus die bittersüße Lust des Märtyrertodes.

Während des Mittagessens saß sie stumm und bleich, mit einem fremden Lächeln da, so daß Fräulein Marie sie mehrere Male mit besorgten Augen ansah. Aber die kleine Missionarin gab auf diese Blicke nicht acht.

Nach dem Essen reichte Fräulein Marie ihr eigenhändig den Geigenkasten.

„Nun geh' zu Herrn Dworak, deinem guten Freund, hinauf, und spiel' recht schön, mein Töchterchen", sagte sie und strich ihr leise übers Haar. „Die Musik ist solch eine gute Trösterin."

Das sagte sie, weil sie annahm, ihre Schwester Hermine habe das zarte Kind allzu heftig ausgescholten. Ruth aber sah noch mit immer gleichem Lächeln zu ihr auf und sagte: „Ich brauche keinen Trost, ich bin sehr glücklich, Mütterlein!"

Und immer mit dem gleichen Lächeln trat sie nach einigen Minuten in des Musiklehrers sonnige Junggesellenstube, oben im Dachstock des Schlosses.

„Lieber Zylinderhut," sagte sie leise, aber bestimmt, „ich kann heute keine Stunde nehmen, ich habe einen Gang zu machen. Bitte, behalten Sie meine Geige unterdessen."

„Das ist aber schade, Missionärchen, daß wir heute nicht zusammen spielen sollen!"

„Ja," sagte Ruth und lächelte weiter, „leben Sie wohl, Zylinderhut, ich habe keine Zeit mehr."

Und dann stieg sie die Wendeltreppe hinunter, die zu einer selten benutzten Hintertür des Schlosses führte. Durch diese entkam sie unge-

sehen und wanderte nun gleichmäßigen Schrittes ihrem Ziel entgegen, der Gerbergasse.

Die Worte, die eines der Mädchen heute morgen hinterm Gitter des Spitalgartens geflüstert hatte, klangen ihr unausgesetzt in den Ohren: „Das Scharlachfieber regiert in der Gerbergasse, man fängt es da auf der Straße."

Darum ging sie jetzt in die Gerbergasse, um sich das Scharlachfieber zu holen. Das war gerade eine Krankheit, wie sie sie brauchen konnte. Es war so ansteckend, daß Doktor Pethar sie sogleich ins Spital hinüberholen würde, so wie damals bei der Diphtheritis, damit die anderen Institutsmädchen nicht angesteckt würden. Als sie aber um die Ecke der Gerbergasse bog, zögerte sie unwillkürlich weiterzugehen. Die enge Straße hatte ja immer ein verkommenes und unsauberes Aussehen, und es roch immer schlecht darin, aber heute wollte es ihr scheinen, als trüge ihr die Luft einen besonders schwülen, widrigen Dunst entgegen. Aber sogleich schüttelte sie das Grauen ab und schritt langsam weiter, und atmete tief und in langen Zügen die häßliche Luft ein, und lächelte immer noch. Plötzlich stockte ihr Fuß vor einer offenstehenden Haustür, die ihr einen freien Einblick auf einen düsteren, mit roten Ziegelsteinen schlecht gepflasterten Flur gewährte. Schwarzgekleidete Leute standen vor dem Hause, im Flur aber stand auf einer mit schwarzer Decke verhangenen Tragbahre ein kleiner, offener Sarg. In dem lag ein totes Kind. Es lag da in einem weißen Hemdlein und hatte die kleinen, wachsgelben Hände um ein paar verwelkte Blumen gefaltet.

Ruth hatte noch nie einen Toten gesehen. Jetzt starrte sie das Kind mit schreckhaft erweiterten Augen an und wurde blaß bis in die Lippen, und trat dennoch in den Flur ein und näherte sich der Bahre, als werde sie von einer unsichtbaren Gewalt herangezogen. Das Lächeln aber, das ihr Gesicht noch immer krampfhaft festhielt, wurde starr und fratzenhaft, wie das einer verzerrten Maske.

Es stand eine Frau neben der Bahre, die heulte wie ein Tier. Das war wohl die Mutter des toten Kindes. Eine steinalte Frau tauchte jetzt noch aus dem dunklen Ende des Ganges auf, faßte die Heulende am Ärmel und versuchte sie fortzuziehen.

„Komm, der Sarg muß jetzt zugemacht werden, die Träger warten!"

Da heulte die Frau noch lauter auf und schrie: „Ich will es nicht hergeben! Sie sollen es nicht forttragen! Es gehört mir! Ich habe es geboren und gehegt und gepflegt, fünf Jahre lang, und es ist solch ein schönes Kind geworden und so gut, und nun soll es in der Erde verderben? Geh weg, Mutter, ich bleib' hier, es ist mein Kind, ich allein hab' ein Recht darauf — ich hab' es so lieb — so lieb —" Und da brach sie zusammen, sank in die Knie und schluchzte. Und dieses Schluchzen hate keinen wilden, tierischen Klang mehr, man hörte, daß es aus todeswunder Menschenbrust kam.

Da traten zwei schwarze Männer schnell und leise heran und legten einen Deckel auf den Sarg, dicht auf das Gesicht des Kindes.

Da schrie Ruth bange auf und streckte abwehrend die Arme aus, aber die Männer kümmerten sich nicht darum. Sie hoben das Särglein auf und trugen es hinaus.

Und nun zog die alte Frau wieder am Ärmel des ganz in seinen Schmerz versunkenen Weibes. „Komm, Marie, es ist schon draußen, nun müssen wir gehen — nach dem Kirchhof!"

Da sprang die Mutter des toten Kindes mit einem verzweifelten Schrei in die Höhe und stürzte an Ruth vorbei auf die Straße hinaus.

Draußen standen die schwarzen Leute in geordneten Reihen; einige Frauen hielten kleine Kränze in den Händen, und alle hatten ein feierliches und würdiges Aussehen. Und alle blickten sie, ohne ein Wort zu sprechen, das verzweifelte Weib neugierig an, und da wurde dieses plötzlich seltsam ruhig und nahm den Kranz, den eine Hand ihr hinhielt und senkte den Kopf und schritt an der Spitze des Zuges dahin, dicht hinter dem Särglein, zwar leise vor sich hinweinend, aber ehrbaren Ganges. Und alle andern folgten ihr und hielten sie fest im Auge.

Die alte Frau brummte ein „Gott sei Dank" vor sich hin und humpelte mühsam als Letzte hinterdrein. Neben ihr ging Ruth, als gehöre sie auch zu dem Trauergeleit des Kindes. Sie dachte nicht über die Seltsamkeit ihres Tuns nach, sie handelte bewußtlos, wie eine Traumwandlerin, aus einem unerklärbaren Zwang heraus. So stand sie auch zwischen den andern am offenen Grabe, in das das arme, schöne Kind mitleidlos

versenkt wurde. Sie hörte der Mutter mühsam unterdrücktes Schluchzen und hörte des Pfarrers betende Stimme und sah ihn dastehen, groß und breit, in seinem faltigen, schwarzen Talar, und er erschien ihr als ein Fremder, obschon sie einige Male zu sich selbst sagte, daß das ja ihr lieber Onkel Frieder sei. Sie blieb auch noch wie festgebannt am Grabe stehen, als die Mutter und die anderen Leidtragenden sich schon längst entfernt hatten. Sie vermochte den Blick nicht loszureißen von der großen Schaufel des Totengräbers, die jetzt Scholle für Scholle ins Grab hinabschleuderte — hinunter auf das kleine Kind, das der armen Mutter gehört hatte bis jetzt, und das sie ihr nun genommen hatten. Wie grausam war das! Wenn nun sie, Ruth, begraben würde, mußte dann ihr armes Mütterlein auch dabeistehen und zusehen? Oh, welch ein grausamer, grausamer Schmerz wartete auf die Arme! Und das alles um der andern, um der fremden Schauspielerin willen! War das nun recht? Aber es gab ja nun kein Zurück mehr. Sie war schon in der Gerbergasse gewesen. Das Kind war wohl auch am Scharlachfieber gestorben — sie fühlte einen Schauer durch ihren Körper rieseln — das war wohl schon der Beginn der Krankheit!

„Ruth!" Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. Sie sah auf und sah an einer breiten, schwarzen, faltigen Wand hinauf, die sie an das Bartuch im Hausflur der Gerbergasse erinnerte — es war aber nur der Talar, der an der ungefügen Hünengestalt des Pfarrers herunterwallte.

„Onkel Frieder?"

„Kanntest du das Kind, Ruth?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Warum stehst du dann hier? Komm mit mir."

Er nahm sie bei der Hand und führte sie mit sich wie ein kleines Kind, stumm und ohne eine Frage an sie zu richten. Erst vor der Tür des Pfarrhauses sagte er: „Tante ist zu Fräulein Marie gegangen, und ich bin ganz allein zu Hause, willst du mir ein wenig Gesellschaft leisten?"

„Ein wenig wohl," antwortete sie, und ihre Lippen zuckten wider ihren Willen, „lange habe ich nicht mehr Zeit!"

Er aber fragte wieder nichts, sondern ging mit steifem Gang vor ihr die Treppe hinauf ins Wohnzimmer. Hier stand der Kaffeetisch für ihn gedeckt.

Er zog nun das große, schwarze Priesterhemd aus und vertauschte es gegen den Hausrock, der an einem Nagel an der Wand hing. Dann holte er eine Tasse und einen Teller aus dem Schrank und stellte beides vor Ruth hin. Darauf schenkte er ihr Kaffee ein und strich ihr ein Butterbrot, legte es ihr auf den Teller und schnitt es sorglich in Stücke, wie einem kleinen Kinde. Das alles tat er, ohne ein Wort dazu zu sprechen, aber aus seinen langsamen, ungeschickten Bewegungen sprach so viel Güte, daß es Ruth warm ums Herz wurde. Sie mußte plötzlich an den eisernen Heinrich in ihrem Märchenbuch denken, und wie dem der Eisenreif zersprang, der sein Herz so schmerzhaft eingeschnürt gehalten hatte, so ähnlich fühlte sie jetzt. Der Tod, der ihr schon so nahegestanden hatte, schien auf einmal wieder in weite Fernen zurückweichen zu wollen und sie aß und trank mit dem Hunger und der Lust einer Genesenden. Vielleicht war das, was sie vorhin durchlebt zu haben glaubte, nur ein schrecklicher Traum gewesen, sie wollte es alles dem Onkel erzählen, der so gut zu ihr war! Drüben in seinem Studierzimmer, dessen Fenster auf den Pfarrgarten hinausgingen, wo es so still und heimlich war, zwischen all den neuen und alten, den bunten und den unscheinbaren Büchern, die der stumme Onkel so liebte, und über die die lebhafte, geschäftige Tante sich so sehr ärgerte — wahrscheinlich wegen des Abstaubens!

Als habe er ihren Wunsch erraten, stand er jetzt auf und ging ins Studierzimmer hinüber, wohin sie ihm unaufgefordert, wie ein zutrauliches Hündchen, nachlief. Er setzte sich in den bequemen Schreibtischsessel, den er an eins der Fenster gerückt hatte, und sie holte sich den Schemel herbei, auf den er heraufzusteigen pflegte, wenn er sich ein Buch aus dem obersten Regal herunterholen wollte. Sie rückte ganz nahe an ihn heran, legte die gefalteten Hände auf sein Knie und sah vertrauenden Blickes zu ihm auf.

„Onkel Frieder," fragte sie leise, „willst du wissen, wie ich zu der Beerdigung des fremden Kindes gekommen bin?"

Er legte seine große, blutlose Gelehrten-

hand auf ihre gefalteten Händchen und nickte. Und nun erzählte sie ihm alles.

Anfänglich irrten seine blaßblauen Augen mit dem scheuen, hilflosen Blick, der ihnen gewöhnlich war, ziellos im Zimmer umher, aber je weiter sie erzählte, desto ruhiger und ausdrucksvoller wurde sein Blick.

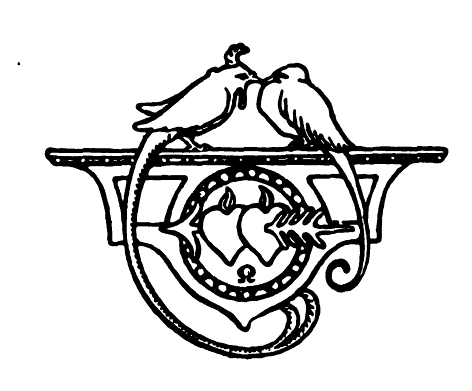
„Onkel, habe ich nun recht getan oder — großes Unrecht? Unrecht gegen mein Mütterlein? Ich fürchte mich jetzt davor, heimzugehen und ihr in die Augen zu sehen — mit der tödlichen Krankheit im Leib, die ich mir freiwillig geholt habe, um der anderen zuliebe zu sterben! Onkel, bin ich nun eine Selbstmörderin oder — eine Märtyrerin? Ist mein Tun Gott wohlgefällig, oder ist es schrecklich böse? Willst du mir nicht antworten, lieber Onkel?" Aber er schwieg noch eine Weile fort. Er dachte daran, daß seine eifrige Frau jetzt eben bei Ruths Pflegemutter saß, um mit ihr über des Kindes Erziehung zur Missionarin zu sprechen, und dem sanften Fräulein Marie den passiven Egoismus wegzuschelten, der diese veranlaßte, das Kind, das sie mit mütterlicher Liebe umfing, so lange als möglich bei sich zu behalten. Während so die Frauen sich um den Zeitpunkt stritten, wo das Kind, das erst im nächsten Jahre konfirmiert wurde, ins Basler Missionshaus geschickt werden sollte, hatte dieses schon allein, und ohne ein Wort darüber zu verlieren, seine Missionsreise angetreten, die in ein Land gehen sollte, das weiter, viel weiter lag als Indien, in ein Land das niemand kannte und aus dem niemand zurückkehrte.

Er beugte sich jetzt zu Ruth nieder und sah ihr tief in die großen, schwermütigen, dunklen Augen, die in schmerzvollem Lebenshunger brannten.

„Bin ich nun eine Selbstmörderin, eine große Sünderin? Aber ich habe doch nicht anders gekonnt — ich mußte einfach!"

Daß so etwas in Assenburg hatte heranreifen können, ein Mensch mit einer Feuerseele, die einer großen Torheit fähig war, um einer großen, ganz törichten Liebe willen! Wenn ihr nun andere Wege geöffnet wurden, wie würde sie dann die Flügel weit ausbreiten und auffliegen! Aber sie hatten ihr nur enge, winklige Gassen aufgetan und ans Ende derselben einen rachsüchtigen, kleinlichen Gott gestellt, den Gott der Assenburger Eingeborenen. Und nun stieß sie sich die Flügel ein.

(Fortsetzung folgt.)



Kompromittiert.

Eine lustige Geschichte
von
Gottfried Schiemann.

„Tja, Herr Advokat, abers . . . wenn nu' der Poppinga . . . ?"

„Ach was, er wird schon nicht, Herr Priesmeyer."

Doktor Born wünschte in diesem Augenblicke nichts lebhafter, als den steifnackigen Klienten, der eben seine achtundzwanzigste Einwendung mit etwas dröhniger Stimme hatte vorbringen wollen, an die frische Luft des herrlichen Maimorgens geleiten zu dürfen. Dieser vergilbte Pflaumenapotheker, dieser Krämer, der um zwei Mark fünfzig prozessierte und weinend verdächtige Eide leistete, saß und saß und hob immer wieder von neuem an: „Tja, Herr Advokat, abers . . . ?" Und dabei funkelte die Sonne zum Fenster herein, ein Finkenpaar sang draußen verführerisch von Minne, und die Zeiger der alten, biederen Wanduhr eilten mit einer Geschwindigkeit weiter, als ob sie sich an einem Wettlauf um die Meisterschaft von Europa beteiligten. Bald war's zu spät für die lange Bootfahrt nach Buhrfehn. Dann mußte er vorläufig darauf verzichten, im „Friesischen Hause" aus weißen, gepflegten Mädchenhänden eine Tasse unzweifelhaften Kaffees zu empfangen und dabei der Spenderin bedeutsam in die graublauen, süßen Augen zu sehen, wonach er doch heute eine so merkwürdige Sehnsucht verspürt hatte.

Da — jetzt schlug's wahrhaftig schon elf!

„Verfl . . . ! Hm! — Ja, ja, Herr Priesmeyer, sehr richtig, ganz Ihrer Meinung. Es stimmt so. Werde nicht verfehlen. — Hm . . . Hmmm . . . ."

Daß man doch die Faust hübsch in der Tasche behalten, dem Vergilbten noch obendrein ein diplomatisches Lächeln zeigen mußte. — Indes, seine Kundschaft genügte fast, um darauf eine Familie zu gründen. Jeden Monat hatte er einen neuen Prozeß.

„Hm. Hmmm . . ." Doktor Born duldete schweigend; aber in seinen Blicken drückte sich mitunter etwas von den Gefühlen eines in der Falle sitzenden Wildkaters aus, der die Unmöglichkeit einsieht, einer feisten Holztaube an den Hals zu fahren, obgleich ihr Schwanz ihm beinahe die Nase kitzelt.

Endlich ging Herr Priesmeyer. Endlich! — Als der Anwalt mit einem kräftigen Sprüchlein die Tür hinter der ausgetrockneten Gestalt seines Besuchers zugeklappt hatte, raste er in das Schreiberzimmer.

„Noch was da, Gabriel?"

„Jawohl, Herr Doktor. In Sachen Klumpke kontra Neddermann. Die Frau Trientje Klumpke wollte in einer halben Stunde wegen der Beleidigungsklage wieder vorspr —"

Weiter kam der kleine, eifrige Schreiber nicht, denn sein Brotherr war plötzlich mit zornglühendem Gesicht verschwunden.

Das fehlte gerade noch! Mochten die Klumpke, die Neddermann und mit ihnen alle übrigen Basen des Landstädtchens nur getrost ihre kleinen Angelegenheiten mit Besen und Wassereimer austragen, anstatt zum Kadi zu laufen. Er wollte sich diesen gesegneten Sonnentag nicht durch langwierige Erörterungen der Frage, ob „alte Rohrdommel" eine strafbare Beleidigung sei, oder durch ähnliche Erwägungen verderben lassen. Mochten sie doch morgen kommen; morgen regnete es sicherlich wieder, wie fast immer im Wonnemonat.

Würdevoll, wie es einem jungen Rechtsanwalt zukam, der sich durch ein gesetztes Wesen das Vertrauen der Pfahlbürger zu erwerben trachtete, ging er an den kleinen, spitzgiebeligen Häusern vorbei. Als er nun aber den glitzernden Fluß erreichte und in die einsame, von prächtigen Weiden beschattete Uferallee einbog, setzte er sich in Trab. Wie ein Schuljunge lief er. Doch es

währte nicht lange. An einer Wegbiegung stand nämlich, von grünen Weiden halb verborgen, ein hellrotes, leuchtendes Etwas, das auf den eiligen Mann zu lauern schien. Doktor Born kannte diesen roten Fleck recht gut . . . War's nicht eine ausgesuchte Bosheit des Schicksals? Jetzt führte gerade die Ontjes ihr neues Kleid, das wie ein Attentat auf alle bürgerliche Schlichtheit und Solidität wirkte, hier spazieren. Als wohlerzogener Mann und alter Bekannter mußte er natürlich einige Worte mit ihr wechseln. Ja, wenn es nur bei einigen bliebe — indes, das schöngeistige Fräulein schwatzte gern ein bißchen. Er seufzte heftig . . .

Erst nach einer guten Viertelstunde wagte der Doktor, Wanda Ontjes Vortrag über die Sünden des armen Schmierendirektors, der gestern im Städtchen Hebbel gröblich verbessert hatte, mit der Bemerkung zu unterbrechen, daß er leider eilig im Boot nach Buhrfehn müsse. Ein wichtiger Termin sei wahrzunehmen.

„Ach wie interessant! Eine Kahnfahrt nach dem idyllischen Dorfe. Und dazu noch an diesem Maientage. Sie Glücklicher! . . . Wer das doch auch haben könnte . . . !"

Der Rechtsanwalt wurde unruhig.

„Nun, ich möchte Buhrfehn nicht gerade idyllisch nennen. Es ist ein elendes Kanalnest. Lauter Torfbauern, gnädiges Fräulein. Die Landwege dahin gleichen nach der Sintflut der letzten Tage den pontinischen Sümpfen oder hiesigen Lehmgruben; sie sind selbst von den Ochsenkarren der Eingeborenen nicht mehr zu befahren. Deshalb rudere ich. Aber ein Vergnügen ist was anderes."

Die klugen, braunen Äuglein des Fräuleins blickten ihr Gegenüber prüfend an. Ein ganz feines, ein wenig boshaftes Lächeln lag in ihnen. . . . Dieser junge Mann war entschieden ein gar nicht so übler Stratege. Es gab im Städtchen nicht wenige Mütter von liebebedürftigen Jungfrauen, die das schon mit Verdruß hatten erfahren müssen, wenn es im Ballsaal oder in den mit Fallstricken gespickten Salons zu heißen Gefechten und zu atemraubenden Zweikämpfen gekommen war. Frau Konsul Ontjes gehörte nicht zu diesen mattgesetzten Kämpferinnen — gewiß nicht. Ihre Wanda hatte ja in Berlin W, als sie im vorigen Herbst einige Zeit der Tante Geheimrätin Gesellschaft geleistet, so manche vortreffliche Partie ausgeschlagen. Warum sollte man da nun einem bescheidenen Kleinstadtadvokaten nachlaufen, mochte er auch — das wollte man ihm gern lassen — ein leidlich aussehender Mensch und nicht ganz ohne jeden Pfennig sein? Trotzdem aber kannte die umworbene Tochter der Konsulin Augenblicke, wo sie sich, wenn auch nur ungern, eines Winterabends erinnerte, an dem sie zwei geschlagene Stunden mit Doktor Born traulich im Salon geplaudert, während ihre umsichtige Mutter im Nebenzimmer auf der Lauer gelegen und dabei eine feierliche Ansprache an ein junges Brautpaar auswendig gelernt hatte.

Wie das Fräulein nun den Rechtsanwalt ansah, empfand sie es wieder mit einigem Unbehagen, daß sie ein gutes Gedächtnis besaß. Aber vielleicht bot sich heute eine Gelegenheit, der Erinnerung das Peinliche zu nehmen und dem behutsamen Herrn da vor ihr die Rechnung für alle Enttäuschungen zu präsentieren. Man mußte nur mutig auf das Ziel losmarschieren. Schließlich war der Feind ja doch nur ein Mann, und — sie, Wanda Ontjes, dachte von den Geisteskräften des anderen Geschlechtes nun einmal nicht sonderlich hoch.

„Elendes Kanalnest! Torfbauern! Wie geringschätzig das klingt . . . Eigentlich sind Sie doch ein poesieverlassener Mensch, Doktor. Wissen Sie, ich muß bei den schlichten Worten an Liebermann denken. Die alten, knorrigen Bauerngestalten — wie hat er sie gesehen und vor einen hingestellt! Wenn man die Bilder betrachtet, bekommt man wahrhaftig Lust, den Leuten einmal guten Tag zu sagen und in ihre tabakduftenden Stuben zu kriechen. Aber die Gelegenheit fehlt, die Gelegenheit! . . . Mama liebt solche Entdeckungsfahrten leider nicht, und . . ."

Elegisch verstummte das Fräulein.

Doktor Born mußte anerkennen, daß Wanda Ontjes Ausdrucksweise an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Sie setzte ihm ja die Pistole auf die Brust. Er war wütend. Indes, was sollte er tun? Konnte er plötzlich schwerhörig werden oder etwa dulden, daß er in den Ruf eines Menschen von schlechten Manieren kam? . . . Verlegen schielte er nach den Flußwiesen, wo ein würdiger Storch tiefsinnig auf und ab wandelte.

„Hm — Hmmm . . . Es wäre mir natürlich ein Vergnügen, den Cicerone zu machen, gnädiges

Fräulein. Ich wollte Ihnen gern, wenn Sie es wünschen, jeden Torfhaufen und jedes Bauernhaus Buhrfehns besonders zeigen und wissenschaftlich erläutern. Doch man braucht mit dem Boot fast zwei Stunden bis zum Dorf. Es wird Abend, ehe ich zurückkomme. Was würde da Ihre Mutter sagen? —"

„Oh, keine Sorge! Es trifft sich ja ausgezeichnet. Ich wollte nämlich gerade meine Freundin Paula Arndt besuchen; Sie kennen sie doch — die Tochter des Pastors in Barsdorp? Bei der bleibe ich immer einige Stunden, mitunter auch halbe Tage, das weiß Mama . . . Zu Paula kann ich aber auch morgen gehen; sie wird einsehen, daß eine Bootfahrt bei diesem entzückenden Wetter viel angenehmer ist. Ich möchte also Ihre liebenswürdige Einladung eigentlich wohl mit Dank akzeptieren. Freilich — einige Kaffeezirkel werden es ja wochenlang bekritteln, daß ich ohne Anstandsdame —"

Hastig benutzte der gewiegte Jurist den günstigen Augenblick.

„Ach ja, die leidigen Mäuler! Daran hab' ich nicht gedacht. — Schade! es wäre mir wirklich ein ganz besonderes Vergnügen gewesen."

In Wanda Ontjes braunen Äuglein lag wieder das feine, ein wenig boshafte Lächeln.

„Ich glaube, wir fürchten die zu sehr, Doktor. Mag man mich ruhig emanzipiert nennen. Zimperliche Kleinstadtgänschen goutiere ich nicht, das wissen Sie doch. Also fahren wir! Übrigens will ich Sie durchaus nicht stören. Nehmen Sie in Buhrfehn nur ruhig Ihren Termin wahr; inzwischen schlenderte ich durchs Dorf. Nur zurückrudern müssen Sie mich nachher. Ist's Ihnen recht so?"

„Aber selbstverständlich!" . . . .

Doktor Born entfesselte einen Strom von Phrasen, um nicht merken zu lassen, daß er die harmlos neben ihm schreitende junge Dame am liebsten zu einem Boxkampf herausgefordert hätte. Er sah keine Möglichkeit mehr, ihr mit Anstand zu entrinnen; er war ein Sklave der gesellschaftlichen Formen, die zur Lüge und Heuchelei zwangen, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als insgeheim den Tag zu verwünschen, der ihm eitel Widerwärtigkeiten zu bringen schien. — Wanda Ontjes hatte jedoch eine ganz andere Meinung von diesem unglücklichen Tage. Sie fand ihn entzückend; alles erschien ihr so. Entzückend war der alte, borstige Schiffer Jan Pieter, der dem Paare mit vielsagendem Grinsen und gegen ein sündhaftes Mietsgeld ein Boot überließ, das er als sein leichtestes und sauberstes bezeichnete. Entzückend war es, daß dies leichte Boot sich dann als ein ungeheuerlicher Backtrog erwies, der sich nur höchst widerwillig in Bewegung setzen lassen wollte. „Entzückend!" rief das Fräulein auch aus, als Doktor Born bei seinen Bemühungen, das freie Fahrwasser zu gewinnen, beinahe mit einem Saltomortale ein erfrischendes Bad genommen hätte. Nicht so entzückend fand sie aber leider des biederen Jan Pieters Begriffe von Sauberkeit, was besonders deutlich zutage trat, als sie an ihrem hellroten Kleide, das seit einiger Zeit alle Kaffeezirkel des Städtchens beschäftigte, plötzlich einen umfangreichen Teerfleck entdeckte. — Das war auf der langen Fahrt der einzige Augenblick, wo der Doktor einen wirklichen Genuß empfand.

Mißvergnügt hockte der Arme auf seiner Ruderbank und dachte, während der Backtrog bei herrlichstem Sonnenschein langsam flußaufwärts glitt, unablässig über seine Lage nach. Sie war heikel genug . . . Was würde man im „Friesischen Hause" von ihm denken, wenn man ihn in Gesellschaft des roten Kleides erblickte? Wie würde sich dann Lotte Wieringa zu ihm stellen — das Mädchen mit den süßen, graublauen Augen? . . . . Er konnte doch Fräulein Ontjes unmöglich als seine Schwester oder gar als seine Tante einführen, obgleich ihm das letztere in seiner rachsüchtigen Stimmung ungemein sympathisch gewesen wäre. Aber die Tochter der umsichtigen Konsulin war noch jung — nicht viel älter als Lotte. Auch besaß sie leider keineswegs ein so reizloses Äußere, um als neutrales Wesen gelten zu können. Obendrein war sie sehr elegant. Und danach sahen ja die Weiber immer zuerst, auch wenn sie in Buhrfehn wohnten.

Er konnte also mit einiger Sicherheit auf unerquickliche Stunden, vielleicht sogar auf eine ernstliche Trübung seiner zarten Beziehungen zu Lotte rechnen. In dem Mädchen wohnte eine feine Seele; leicht zog sie sich in verletztem Stolz zurück, und es erforderte viel Takt, sie dann von neuem zu gewinnen.

Hätte er doch nur einen anderen Weg nach Jan Pieters Bootshaus gewählt, oder dem Fräulein anstatt Buhrfehn die Umgebung von Tim=

buktu als Reiseziel genannt! — Nun war's zu spät. Nun saß die Ontjes ihm gegenüber wie ein Schicksal, das ohne Murren hingenommen werden mußte; und es war nur ein recht fragwürdiger Trost, daß dies Schicksal ihm beständig ein Lächeln zeigte. Ihm kam es so vor, als läge darin alles andere eher als die lautere Freundlichkeit einer harmlosen Seele, — es verursachte ihm ein gewisses Kribbeln in den Fingerspitzen.

Fräulein Wanda schien den Zustand seines Gemüts nicht zu bemerken. Ihre Lippen schlossen sich kaum einen Augenblick. Sie beschäftigte sich damit, die deutschen Dichter von Heine bis Dehmel kritisch zu beleuchten; nebenbei gab sie dem emsig Rudernden Proben von eigenen poetischen Gehversuchen, um zu zeigen, wie man es machen mußte. Gern hätte sie ihre ganzen dichterischen Schätze ausgepackt, aber der Beifall, den ihr der Doktor spendete, war doch gar zu lahm; kaum daß er ihr einen Platz neben der Droste-Hülshoff zugestehen wollte.

Inzwischen bog der Backtrog in den schmalen Kanal ein, an dem die Torfbauern Buhrfehns ihre Heimstätten errichtetet hatten. Die fetten, prangenden Wiesen waren zurückgeblieben; jetzt breitete sich an beiden Ufern ein braunes ödes Land aus, dem selbst die Maiensonne nichts von seiner düsterschönen Melancholie zu nehmen vermochte. — Hochmoor . . . Binsen neigten sich flüsternd über dunkle Wasserlöcher; einige verkümmerte Birken standen gegen den blaßblauen Himmel; und wie einsame Warttürme erhoben sich hie und da Haufen von geschichtetem Torf auf dem braunen Grunde.

„Eine entzückende Gegend!" — Das Fräulein erglühte vor Begeisterung. — „Nicht schön im landläufigen Sinne; aber Stimmung atmet alles — eine Stimmung! . . . Man möchte hier frei schweifen und sich in die Weite verlieren, erlöst von aller Krähwinkelei und Misere!"

„Wahrscheinlich würden Sie bald in einen Wassertümpel fallen", warf der Doktor ein.

„Das weniger, Sie verkörperter Alltag! Doch ein bißchen Hunger würde ich wohl bald bekommen; ich verspüre schon jetzt etwas Ähnliches. Leider gibt es hier, wie's scheint, kaum eine Stätte, wo man eine gute Krebssuppe zu bereiten versteht, oder Omelette mit Geflügelleber, was ich eigentlich noch lieber esse."

„Welche Dithyramben! Sie sind wahrlich eine Dichterin, gnädiges Fräulein. Was indes den Gegenstand ihrer Begeisterung anbetrifft, so glaube ich, daß wir in Buhrfehn mehr Aussicht auf Pellkartoffeln und Schafkäse haben werden. Man sieht das schon, meine ich, auf den Liebermannschen Gemälden."

Wanda Ontjes verzog ihr Mäulchen.

„Ganz so schlimm wird's wohl nicht sein, Doktor. Ich erinnere mich, daß Sie einmal im Winter — es war, wie Tilde Warburg ihre Verlobung mit dem schiefbeinigen Referendar feierte — von einer Schlittschuhpartie schwärmten, die Sie nach Buhrfehn gemacht hätten. Damals wären Sie im „Friesischen Hause" — so heißt wohl das Grandhotel — sehr gut bedient worden. Beinahe überwältigt waren Sie. Ich habe ein leidliches Gedächtnis . . . Hoffentlich kann man dort auch heute noch mit Appetit eine Kleinigkeit genießen. Oder sind Sie inzwischen zu einem anderen Urteil gekommen? Sie blicken ja so schmerzlich, wie es nur ein Mann tut, dem ein Mittagessen nicht gut bekommen ist."

Doktor Born zeigte wirklich eine Leidensmiene; aber sie rührte nicht von der Erinnerung an ein zweifelhaftes Mittagessen her. Er verwünschte Wanda Ontjes gutes Gedächtnis. Es schien fast, als ahnte sie etwas von seinen Beziehungen zu Lotte. Ausgerechnet gerade auf das „Friesische Haus" wollte sie lossteuern . . . Das durfte er nicht dulden, das mußte verhindert werden. Wozu war er denn ein mit allen Kniffen vertrauter Jurist?

„Sie treffen das Richtige, Fräulein Ontjes." — Sein Tonfall drückte unverkennbar Abscheu und Entrüstung aus. — „Ich war später noch einige Male im „Friesischen Hause" — leider. Nach meinen jüngsten Erfahrungen kann ich das Lokal jetzt nicht mehr empfehlen. Der Besitzer Wieringa ist ein Mann, der bei jeder Gelegenheit darauf pocht, daß er's nicht nötig hat — ein Knallprotz, wie er in den „Fliegenden Blättern" steht. Speisekarte und Keller sind unter aller Kritik, und —"

„Erzählten Sie nicht bei Warburgs von einem niedlichen Haustöchterlein — von einer Moornixe, die Ihnen den Kaffee gereicht hätte?"

„Nixe! Niedlich! . . . Mag sein, daß ich's gesagt habe. Ich übe mich mitunter — das wissen Sie ja — in der Produktion von geist-

reichen Bemerkungen. Bei der einfachen Struktur meines Hirnes gelingen sie mir aber leider nicht allzu häufig. Ich wollte also bei Warburgs nur einen Witz machen. In Wirklichkeit ist Fräulein Wieringa . . . hm — hmmm. — Verzichten Sie lieber auf eine genaue Beschreibung der in Betracht kommenden Reize! . . . Ich habe allerdings heute im „Friesischen Hause“ zu tun — eine Erbschaftsangelegenheit zu ordnen. Der Mann ist mein Klient. Aber Sie dahin führen, gnädiges Fräulein — nein, das möchte ich wirklich nicht!“

„Wie rücksichtsvoll Sie sind, Herr Doktor! Vielleicht könnte ich ja, während Sie in dem so lieblich gezeichneten Hause die Ordnung Ihrer geschäftlichen Angelegenheiten mit einem opulenten Mahle verbinden, irgendwo ein wenig auf einer Wiese grasen, denn andere Gasthäuser werden doch wohl kaum in dem Neste zu finden sein.“

„O doch! Es gibt dort noch den „Gesalzenen Buttfisch“. Sie lachen? . . . Die Wirtschaft ist freilich ebenso anspruchslos wie ihr Name. Ehrsame Torfschiffer und kleine Bauern sind die Gäste; aber Sie lieben ja diesen interessanten Menschenschlag; und das Essen ist im „Gesalzenen Buttfisch“, wie ich gefunden habe, kräftig und wirklich ausgezeichnet.“

Die letzten beiden Worte wiederholte der Rechtsanwalt, und er sprach sie aus wie ein alter Gourmet — fast andachtsvoll und mit einem vielsagenden Augenaufschlag. Das tat er, obgleich er von dem Wirtshause nicht viel mehr kannte, als das in einem greulichen Geschmack bemalte Schild mit dem originellen Namen.

„Schauen Sie, da ist der „Gesalzene Buttfisch“ schon!“ rief er darauf mit dem Tonfall eines Menschen, der ein langersehntes Ziel endlich vor Augen sieht. „Es ist das erste Haus im Dorfe. Heureka! Wir haben Buhrfehn erreicht!“

Langsam näherte sich Jan Pieters Prunkboot den roten, niedrigen Häusern, die an beiden Seiten in langen Reihen den Kanal säumten. Von blühenden Obstbäumen beschattet, standen sie ganz nahe am Ufer und besahen ernsthaft ihr Spiegelbild in dem braunen, träge fließenden Wasser. Hinter den Hecken dehnte sich grünes Ackerland; in mühevoller Arbeit war es dem unfruchtbaren Boden abgerungen. Weiterhin aber verkündeten Haufen von geschichtetem Torf wieder die Herrschaft des schier endlosen dunklen Hochmoores. In einer kleinen Bucht des Kanals lagen mehrere halbbeladene Torfschiffe vor Anker — altersschwache, einmastige Fahrzeuge, von denen ein kräftiger Teergeruch herüberkam. Magere, verwitterte Männer waren darauf beschäftigt; ebensolche Gestalten stapften wuchtigen Schrittes in mächtigen Holzschuhen auf dem schmalen Wege einher, der am Wasser entlanglief. Mitunter leuchtete auch der grellbunte Rock einer Frau auf; und einige flachsköpfige Knirpse bewarfen den Backtrog, der nun dem „Gesalzenen Buttfisch“ zusteuerte, in aller Unschuld mit Erdklößchen.

„Beinahe wie ein holländisches Idyll. Einfach entzückend!“ meinte Wanda Ontjes. „Aber hören Sie! — Das Lokal, das Sie so dringend empfahlen, hat wenig Einladendes. Ferkel und schmutzige Rangen vor der Tür; Gardinen, die den Eindruck machen, als ob sie in der Wäsche aus Versehen mit Wichse behandelt worden wären. — Sollten wir nicht lieber doch —?“

Doktor Born lachte boshaft.

„Das ist nur äußerlich, gnädiges Fräulein. Wollten Sie nicht gern einmal in die tabakduftenden Stuben der Torfbauern kriechen und ihnen guten Tag sagen? Ich meine wenigstens, daß Sie das vordem aussprachen . . . Paläste dürfen wir allerdings in Buhrfehn nicht suchen, und für allzu empfindliche Nasen ist es hier auch nicht erbaulich. Aber dafür haben Sie ja die reine, unverfälschte Natur! Übrigens, ich sagte bereits, wenn auch das „Friesische Haus“ behäbiger erscheint, so kann man doch in diesem, wie ich zugeben will, etwas kümmerlich dreinschauenden „Buttfisch“ viel besser essen. Und das dürfte wohl nach unserer anstrengenden Fahrt die Hauptsache sein, nicht wahr? Ich möchte mir erlauben, Ihnen einen Vorschlag zu machen, Fräulein Ontjes.“ — Der Doktor wurde mit einem Male auffällig liebenswürdig. — „Wenn Sie gestatten, werde ich rasch hinfahren und die leidige Erbschaftsgeschichte im „Friesischen Hause“ in Ordnung bringen. Es liegt kaum zehn Minuten von hier. Derweil stellen Sie vielleicht mit der Besitzerin des „Gesalzenen Buttfisches“ — sie wartet ja schon vor ihrer Tür und grinst hochachtungsvoll — ein gutes Menü zusammen. Nebenbei können Sie hier auch die interessantesten ethnographischen Studien machen. Ich komme

schnell zurück, und es wird mir dann ein besonderes Vergnügen sein, Ihnen auch die übrigen Sehenswürdigkeiten Buhrfehns zu zeigen."

Wanda Ontjes hatte darauf zwar noch einige Bedenken zu äußern, aber schließlich gab sie doch ihre Einwilligung, und der Rechtsanwalt durfte von dannen rudern. Er machte ein vergnügtes Gesicht. Nun konnte er wenigstens ein Stündchen in Ruhe mit Lotte verplaudern. Eigentlich war er doch ein ganz famoser Diplomat. Wenn er es verstand, dies Talent auch noch weiter richtig anzuwenden, so merkte Lotte vielleicht gar nichts von der Anwesenheit des roten Kleides. Dann war der Friede gesichert. Er beschloß, Fräulein Ontjes nachher nur in achtbarer Entfernung um das „Friesische Haus" herumzuführen und mit Wärme eine baldige Heimkehr zu empfehlen. Dazu zwang ihn ja schon die heilige Scheu vor den heimatlichen Kaffeezirkeln, die allezeit in einem pikanten Gesprächsstoffe das Angenehmste erblickten, was ihnen diese unvollkommene Welt zu bieten vermochte.

Ein wenig später konnte Doktor Born mit Wonne die Tatsache buchen, daß Lotte auch heute wieder eine köstliche Verwirrung in ihrem Wesen zeigte, als sie ihm unvorbereitet auf der Diele des väterlichen Hauses entgegentrat. Sie war allein mit den Mägden. Papa Wieringa gedachte erst gegen Abend von einer kleinen Reise zurückzukehren. Daran hatte der Besucher nichts auszusetzen; ihm genügte am weißgedeckten Honoratiorentische vollkommen die Gesellschaft des Haustöchterleins. Und es störte ihn auch nicht, daß um diese Zeit in der großen, anheimelnden Wirtsstube keine anderen Gäste weilten. So hatte er schon manche Stunde mit Lotte zusammengesessen, und er war nie von ihr gegangen, ohne die ausgedehnte Schlittschuhpartie zu preisen, die ihm an einem Sonnentage des vorigen Winters zu der Bekanntschaft mit einem solch anmutsvollen Blondköpfchen verholfen. Damals hatten ihm die weißen, gepflegten Mädchenhände zum ersten Male eine Tasse Kaffee gereicht, und seitdem war eigentlich stets die Sehnsucht in ihm lebendig gewesen, diese zarten Hände an seine Lippen zu drücken und dabei Worte zu stammeln, für die sein Verstand sonst nur das Prädikat „Blödsinn" übrig zu haben pflegte. Seinen zersetzenden Verstand mußte er auch dafür verantwortlich machen, daß es bisher nur bei der Sehnsucht geblieben war. Der besaß nämlich eine hohe Meinung von dem ungebundenen Leben eines Junggesellen; und zu einer Liebelei ohne Aussicht auf priesterlichen Segen gab Lotte Wieringa sich nicht her. Das wußte Doktor Born sehr genau. Trotzdem aber konnte er es jetzt nicht lassen, immer wieder die süßen, graublauen Augen des spröden Blondkopfes zu suchen, während er tiefsinnig über das greuliche Regenwetter der letzten Woche redete.

„Also nur der Regen hatte Sie zurückgehalten?" fragte Lotte, indem sie ihm einen Aschbecher für seine Zigarette hinschob. „Ich glaubte schon, es seien Ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen gewesen. Anna Drews, die neulich in der Stadt war, sah Sie mit einer Dame draußen in den neuen Anlagen Tennis spielen. Sie erzählte mir's gleich. Die Dame hätte braune Augen und dunkle Haare gehabt. Ich sagte ihr natürlich darauf, es sei egal, ob es grüne oder braune Augen gewesen wären, denn was geht mich das an? Hoffentlich haben Sie sich gut unterhalten beim Tennis, Herr Doktor?"

Ein ganz klein wenig Eifersucht lag in Lottes Stimme. Und der Jurist war eitel genug, das zu bemerken. Er lachte etwas gekünstelt, denn er mußte in diesem Agenblick an den „Gesalzenen Buttfisch" denken, wo eine gewisse braunäugige Dame ethnographische Studien trieb.

„Was doch die guten Freundinnen alles erzählen! — Gewiß, ich darf nicht wie ein Säulenheiliger leben. Ich muß Rücksichten nehmen. Sie wissen ja, die bösen Klienten, Fräulein Lotte. Indes, glauben Sie mir, ich kann heute nicht mehr sagen, ob meine Partnerin beim Spiel wirklich so ausgesehen hat, wie Anna Drews meint. Ich kümmere mich weder um braune Augen noch um braune Haare. Sollte es Ihnen tatsächlich entgangen sein, daß ich einen ganz anderen Geschmack besitze?"

Doktor Born haschte jählings heimtückisch nach den weißen, zarten Mädchenhänden.

„Wissen Sie das wirklich nicht, Lotte . . .?"

Fast weich und zärtlich klang es. Das Mädchen stand rasch auf und entzog sich ihm geschickt.

„Ich habe über Ihren Geschmack noch nicht nachgedacht, Herr Doktor. Das Wort erinnert mich jedoch daran, daß Antje eigentlich recht lange mit dem Kotelett säumt. Sie erblassen

schon vor Hunger, wie ich sehe. Ich will doch mal schnell in der Küche nachgucken."

Damit entschwand sie. Dem Zurückbleibenden dünkte es, als wäre ihre Gesichtsfarbe lebhafter als sonst gewesen. Er lächelte . . . Bald darauf kam Antje, die imposante friesische Köchin, mit dem appetitlich duftenden Essen, das der Rechtsanwalt in weiser Vorsicht bestellt hatte, weil er sich von den Tafelfreuden im „Gesalzenen Buttfisch nicht viel Gutes versprach.

Lotte schien ihn vorläufig allein lassen zu wollen. Als sie endlich wieder hereintrat, mied sie den Honoratiorentisch, was den behaglich schmausenden Gast aber nicht störte.

„Sie zu sehen, ist mir immer ein Genuß, auch wenn Sie mir, wie jetzt, freundschaftlich die Rückseite Ihrer höchst kleidsamen Bluse zeigen", meinte er mit leichter Ironie, indem er das letzte Stück des Koteletts in Angriff nahm. „Schade nur, daß dadurch unsere Unterhaltung ein bißchen beeinträchtigt wird. Ich hätte ihnen noch so viel zu erzählen, Fräulein Lotte, obgleich ich bald wieder davonrudern muß. Höchstens eine kleine Viertelstunde darf ich leider nur noch verweilen. Arbeit! Arbeit! Oh, die verwünschten Prozeßbauern! Die machen mir das Leben wahrlich schwer genug."

Er seufzte. Lotte Wieringa sah angelegentlich zum Fenster hinaus.

„Rechnen Sie das Tennisspiel auch zur Arbeit?"

„Wie, Sie glauben doch nicht etwa, daß ich heute so was vorhabe? . . . Ich Armer! Da droht mir noch eine lange Konferenz mit meinem Klienten Priesmeyer in seiner Sache gegen den Töpfer Poppinga. Der gute Mann will —"

Lotte wartete nicht ab, was der „gute Mann" eigentlich wollte.

„Welch ein elegantes Kleid!" rief sie plötzlich. In naiver Neugier trat sie näher an das Fenster heran.

Der Doktor ahnte Schlimmes. Der Bissen, den er eben zum Munde führen wollte, fiel auf den Teller zurück.

„Ein Kleid . . . ? Was sagten Sie, Fräulein?"

„Hellrot! — Die Farbe wäre mir entschieden zu auffällig. Trotzdem sieht's aber gut aus. Was macht denn die Dame hier in Buhrfehn? Vielleicht Sommerfrische. — Passen Sie auf, Herr Doktor, die will zu uns! — Richtig . . ."

Lotte ging zur Tür. Auf der Schwelle trat ihr bereits die Besitzerin des eleganten Kleides entgegen.

„Ist Herr Rechtsanwalt Born noch anwesend? . . . Ah, da sitzen Sie ja, Doktor!"

Wanda Ontjes blieb in sehr aufrechter Haltung am Eingang stehen. Ein hochmütiger Zug lag um ihre Mundwinkel. Langsam glitt der kühle Blick ihrer klugen braunen Augen über die anmutvolle Erscheinung des Wirtstöchterleins hinweg, dann blieb er an dem weißgedeckten Tische haften, der noch das Geschirr mit den Speiseresten trug.

„Ich störe Sie wohl gerade in der Arbeit? Verzeihung! Aber es war mir wirklich nicht möglich, in dem Lokal mit den gewichsten Gardinen auf Sie zu warten. Übrigens — die „leidige Erbschaftsgeschichte" scheint doch verwickelter zu sein, als ich dachte. Eine wunderbare Geschichte — tatsächlich, höchst wunderbar . . ."

Doktor Born hatte sich schon manches Mal in einer peinlichen Lage befunden. Noch heute vermochte er zum Beispiel nur schaudernd jenes milden Herbstabends zu gedenken, an dem er als wißbegieriger Sextaner in der Krone eines prangenden Apfelbaumes gesessen, um die leckeren Früchte einmal recht gründlich zu untersuchen. Unten aber hatte sein Vater mit einem gelblichen, übel aussehenden Stocke geharrt und das Söhnchen sanft ermahnt, doch nicht gar zu lange auf dem schwankenden Aste zu verweilen. Indes, selbst in jener düsteren Stunde hatte er nicht ein solches Gefühl grenzenloser Verlegenheit verspürt wie jetzt. Wenn es ihm trotzdem gelang, dies Gefühl hinter einer schalkhaften Miene zu verbergen, so konnte das nur ein helles Licht auf die Verderbtheit seines Charakters werfen. Liebenswürdig lächelnd, erhob er sich.

„Sie irren sich, gnädiges Fräulein. Es ist nur eine einfache Geschichte, und ich denke, wir wenden uns einem interessanteren Thema zu. Darf ich die Damen zunächst miteinander bekannt machen? . . . Fräulein Ontjes, Fräulein Wieringa."

Ein schwüle Pause entstand. Wieder glitt der kühle Blick der braunen Augen zu Lotte, die mit zitternden Händen irgend etwas an ihrer Bluse ordnen wollte, was vollkommen in Ord-

nung war. . . . Eine hübsche Kleine — sogar erträglich angezogen. Zum Liebchen wie geschaffen — natürlich nur dazu, soweit der Rechtsanwalt in Frage kam, denn an etwas Solideres durfte der doch in seiner gesellschaftlichen Stellung nicht denken . . . Also keine ernsthafte Konkurrentin. — Wanda sah völlig klar. Doktor Born war ein Schlauberger — ein ganz Abgefeimter. Jetzt wußte sie, warum er sein Urteil über das „Friesische Haus" so plötzlich geändert, und weshalb er sich nicht geschämt hatte, sie ohne Schutz in einer Spelunke zu lassen, in der einige dralle Ferkel ungeniert zwischen den Tischen umherliefen und die Beine der unangenehm überraschten Gäste beschnupperten. Sie war empört. Gar zu gern hätte sie dem Arglistigen ihre Meinung von seinen strategischen Maßnahmen gezeigt. Doch was nutzte es, wenn sie ihm jetzt verächtlich den Rücken zukehrte und ohne Gruß das Haus verließ? Damit hätte sie ja nur diesem unbedeutenden Gretchen einen Gefallen getan; das aber beabsichtigte sie keineswegs. Es war klüger, das Feld zu behaupten, die Dinge mit gut gemimter Gleichgültigkeit zu nehmen, wie sie nun einmal waren, und geduldig auf einen günstigen Augenblick zu warten, der den erfindungsreichen Advokaten in ihre Hände gab. Später würde sich wohl noch eine Gelegenheit bieten, das Thema von der sonderbaren Erbschaftsgeschichte von neuem anzuschneiden — wenn sie erst Frau Doktor Born war.

Wanda Ontjes fand mit einem Male ihre gute Laune wieder. Freundlich trat sie auf Lotte zu.

„Ich freue mich ungemein, Sie kennen zu lernen, Fräulein Wieringa. Doktor Born hat mir viel von Ihnen erzählt."

„Sollte das nur Gutes gewesen sein?"

Die braunen Augen lächelten boshaft.

„Zweifeln Sie daran, Fräulein Wieringa? Besonders von dem Kaffee, den Sie so vorzüglich zu bereiten verstünden, hat er geschwärmt. Wäre es nicht zu unbescheiden, wenn ich Sie um eine Tasse bäte?"

Lotte warf dem Lobredner ihrer Kochkünste einen zornigen Blick zu.

„Ich glaube, unsere Köchin Antje wird Ihren Wünschen noch besser genügen können", sagte sie spitz. „Ich werde sie rufen."

Wanda Ontjes sah ihr spöttisch nach.

„Ein bißchen stachlig ist sie, Ihre Moornixe; finden Sie nicht auch, lieber Doktor?"

Stöhnend ließ sie sich auf das ehrbare schwarze Ledersofa fallen, das dem Herrn Gemeindevorsteher von Buhrfehn als Thron diente, wenn er abends am Honoratiorentische breitbeinig über der Welt Händel zu Gericht saß.

„Nach meinen Erlebnissen im ‚Gesalzenen Buttfisch' bedarf ich dringend einer Stärkung. Welch ein entsetzliches Lokal! Wie kamen Sie nur auf den genialen Gedanken, dort zu Mittag essen zu wollen, Doktor?"

„Ihr Urteil ist mir ein Rätsel. Ich habe doch sonst immer gefunden, daß — daß . . ."

„Daß man das Haus am besten von draußen bewundert, wollten Sie sagen, nicht wahr? Das meine ich auch. Mir ist noch ganz übel von all dem Schauerlichen, was ich dort erlebt habe."

Fräulein Ontjes unterbrach ihren Bericht, um mit der friesischen Köchin, deren rotes Gesicht in der Türspalte erschien, zu verhandeln. Erst nach dem Essen, als der Kaffee in holländischen Tassen aufgetragen war, fand sie Zeit, dem heimlich schmunzelnden Doktor von den Eindrücken zu erzählen, die sie im „Gesalzenen Buttfisch" empfangen hatte.

„Es war gräßlich", sagte sie, ihn scharf fixierend. „Die dicke Person, die uns draußen so vertraulich anlachte, führte mich in einen Raum, der sah aus wie ein Kohlenschuppen — alles schwarz, nur daß es darin nicht nach Kohlen, sondern sehr stark nach Torf und noch kräftiger nach geistigen Getränken roch. Außerdem schien sich ein fataler Geruch von Steckrübensuppe meiner Nase aufzudrängen. Gerade Steckrüben habe ich von jeher nicht essen und noch weniger riechen können. In den Ecken saßen dunkle, verdächtige Gestalten umher. Daß es keine Temperenzler waren, merkte ich gleich. Die Leute sangen. Und wie sangen sie. — Ich bedauerte lebhaft, daß ich keine Watte bei mir hatte oder ein Riechfläschchen. Natürlich erkundigte ich mich bei der Wirtin sofort, ob nicht auch eine Stube für bessere Gäste da wäre, denn daß Sie, Herr Doktor, mit solcher Gesellschaft zusammengesessen, konnte ich mir doch nicht denken. Aber die Person starrte mich nur verständnislos an. Schließlich bequemte sie sich dazu, mit einem schwärzlichen Lappen, der wohl auch zur Säuberung des Fußbodens diente, einen Strohstuhl und einen eingefetteten Tisch

flüchtig abzuwischen. Das sei der beste Platz in ihrem Lokal, meinte sie. Ich bezwang meinen Widerwillen und setzte mich, indem ich Ihrer verführerischen Schilderung von der Küche des ‚Gesalzenen Buttfisches‘ gedachte. Das war wenigstens ein Trost. Ich hatte Hunger wie ein Holzfäller, denn ich gehöre nicht zu den schmachtenden Heldinnen des Familienblattromans, die nur von Liebe und lyrischen Versen leben. Um so grimmer war nun mein Schmerz, als man nur Steckrübensuppe empfehlen konnte. Auch Linsen mit Pflaumen wären noch da. Brr . . . Linsen mit Pflaumen! Daraus bestand also das ganze, vielgerühmte Menü. — Ich verzichtete und forderte ein Glas Milch. In der Milch schwammen einige lebenssatte Ameisen. Nur nebenbei will ich erwähnen, daß ich sie und die Anwesenheit einiger Fingerabdrücke, die den Rand des Glases zierten, erst gewahrte, als ich schon einen tüchtigen Schluck genommen hatte. Brr... Während ich das alles durchlitt, betrachteten mich die schwärzlichen Gestalten wie einen exotischen Vogel. Sie stießen sich an und lachten. Die Ursache ihrer Heiterkeit konnte ich nicht ergründen. Mein Interesse für Land und Leute verführte mich leider, einen in meiner Nähe sitzenden Alten zu fragen, ob er verheiratet sei, wieviel Kinder er habe, ob man hier nicht viel billiger und gesünder zu leben vermöchte als zum Beispiel in Berlin W, und ob er auch fleißig die Kirche besuche. Sie wissen ja, ich stehe mit meiner Tante, der Geheimrätin, auf dem Standpunkt, daß ein regelmäßiger Kirchenbesuch die Niederen für alles entschädigt, was ihnen das Erdenleben versagt. Sehr leutselig redete ich mit dem einfachen Manne, allein er lohnte es mir übel. Erst saß er ganz stumm und starr und blies mir einen schrecklichen Tabaksqualm ins Gesicht, dann drehte er sich mit breitem Grinsen nach seinen Spießgesellen um und tippte bedächtig an die Stirn. Glauben Sie, daß er mir damit zu schmeicheln gedachte, Herr Doktor?“

Der Gefragte zeigte eine undurchdringliche Miene.

„Vielleicht wollte der Mann nur andeuten, daß er nicht gelehrt genug sei, um alles richtig beantworten zu können.“

„So — hm . . . Mich irritierte, wie ich gestehen will, seine immerhin ein wenig zweideutige Geste, und ich beschloß, auf die Fortsetzung meiner ethnographischen Studien verzichtend, Sie im ‚Friesischen Hause‘ aufzusuchen. Aber ich sollte noch Ärgeres erleben. Einer begann zu pfeifen — einen vulgären Tanz. Ich hörte ihn mal in Berlin. Es ist darin die Rede von einer Dame, die Karline heißt, und die durchaus mitkommen soll. Man stand auf und drehte sich nach der Melodie im Kreise; ein Bursche aber — gerade der allerschwärzeste — trat mir, ehe ich den Ausgang gewinnen konnte, in den Weg und fragte treuherzig auf plattdeutsch, ob ich ein Tänzchen mit ihm wagen wolle, ich wäre ganz sein Geschmack. ‚Du büst een lütje söte Deern‘, sagte er, und dabei benutzte dieser Kavalier — ich fiel beinahe in Ohnmacht — mit Grazie zwei Finger als Taschentuch . . . Nun hatte ich genug vom ‚Gesalzenen Buttfisch‘. Ich floh förmlich von dannen.“

Lachend erhob sich der Doktor.

„Hätte ich das nur ahnen können, gnädiges Fräulein. Es überrascht mich. Man war in dem Lokal doch sonst immer gut aufgehoben. Wirklich vortrefflich! Wie schnell sich das doch ändern kann.“

Mit einer höflichen Phrase ging er hinaus. Er hatte schon einige Male unruhig nach der Tür gesehen. Jetzt konnte er sich nicht länger beherrschen. Wo mochte nur Lotte stecken? Das Mädchen kam nicht wieder. Natürlich grollte sie ihm. Mußte sie ihn nicht für einen gewissenlosen Don Juan halten? Vielleicht saß sie in irgendeinem Winkel und weinte sich die hübschen Augen rot . . . Der Gedanke ergriff ihn; ein heißes Gefühl des Mitleids wallte in ihm auf. Als er sie nun aber in der blanken Küche fand, wo sie gerade seelenruhig mit Antjes Unterstützung einen vielversprechenden riesigen Topfkuchen aus dem Backofen zog, war er doch ein bißchen enttäuscht. Sie sah gar nicht aus wie eine unglücklich Liebende. Wie eine junge, äußerst appetitliche Hausfrau wirkte sie mit ihrem vor Eifer rosig glühenden Gesicht und der hellen, großen Schürze, die das Anmutvolle ihrer Gestalt erst recht zur Geltung brachte.

Doktor Born kniff das linke Auge zu, was er immer tat, wenn er sich ärgerte. Und er fand nun reichlich Gelegenheit dazu. Lotte ließ sich in ihrer Arbeit durch sein Erscheinen durchaus nicht stören. Sorgfältig vermied sie es, ihn anzusehen; dafür aber empfing er von der friesischen Köchin einen Blick, der förmlich etwas Hinauswerfendes hatte. Antje liebte es nämlich nicht,

wenn ein Unberufener ihr Reich betrat. Nur zaghaft steuerte der Rechtsanwalt an ihren kräftigen Formen vorbei.

„Ein herrlicher Kuchen“, meinte er geistvoll.

Lotte sah kaum auf.

„So . . .?“

„Er sieht fast aus wie ein Geburtstagskuchen. Wenn ich nicht zufällig genau den Tag wüßte, der Sie der Welt geschenkt hat, so würde ich Ihnen jetzt gerührt und guter Wünsche voll meine biedere Rechte reichen.“

„Das lassen Sie nur lieber. Er ist auch nicht für ein Geburtstagskind bestimmt — nur für eine Begrüßungsfeier. Mein Vetter Karl kommt morgen zum Besuch. Er ist Lehrer im westfälischen Industriebezirk; und nun will er hier während der Pfingstferien frische Landluft genießen.“

„Ihr Vetter? . . . Der ist wohl noch sehr jung?“

„Vielleicht zwei Jahre jünger als Sie, Herr Doktor.“

„Hm, hm, hm . . . Bringt er seine Frau mit?“

„Seine Frau? — Er hat ja noch keine. Er warte noch immer auf die große Leidenschaft, schrieb er uns einmal.“

„Sie werden sich natürlich mit Ihrem Vetter gut unterhalten?“

„Sie fragen ja wie ein Untersuchungsrichter, Herr Doktor! Warum soll ich mich gut unterhalten mit meinem Vetter? Er ist ungemein belesen. Vielleicht spielen wir auch mitunter irgendwo Tennis, oder wir machen eine Kahnpartie. Ich freue mich schon.“

Lotte ließ harmlos eine große Rosine, die etwas zu neugierig aus dem Topfkuchen herausguckte, in ihren Mund gleiten. Der Rechtsanwalt aber kniff immer häufiger sein linkes Auge zu. Sein Gesicht legte sich in strenge Falten.

„Eigentlich finde ich es sehr unpassend, daß ein junges Mädchen, dem keine Mutter schützend zur Seite steht, so lange der Gesellschaft eines jungen Mannes überlassen bleibt. Ihr Vetter sollte doch Rücksicht auf Ihren Ruf nehmen, Fräulein Lotte!“

„Wirklich, finden Sie das?“ — Lotte richtete sich plötzlich auf und sah den Rechtsanwalt mit flammenden Augen an. — „Wie tugendhaft Sie doch reden können, gerade wie meine alte Tante Stine Stips! Aber trotzdem halten Sie es wohl für schicklich, wenn ein unverheirateter Herr, der kein Greis ist, stundenlang allein mit einem Fräulein spazierenfährt, das auch noch nicht ganz so aussieht wie eine Großmutter?“

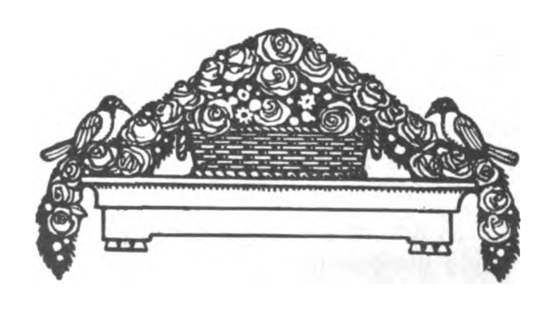
„Lotte, ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Können wir nicht irgendwo ungestört . . .?“

In diesem Augenblick trat Wanda Ontjes in die Küche. Ihre süßsäuerliche Miene bewies, daß sie den letzten Teil der unterredung mitangehört hatte und daß sie nicht geneigt war, Lottes Bemerkung über ihr Äußeres für eine Schmeichelei zu halten, die ungetrübten Genuß bereiten konnte.

„Ah, endlich treffe ich Sie!“ rief sie mit gezwungener Freundlichkeit. „Ich suche den Klavierschlüssel, Fräulein Wieringa. Das herrliche Instrument, das Ihr Gastzimmer schmückt, ist nämlich verschlossen. Fürchten Sie die unberufenen Finger der Gäste, oder ist's vielleicht erlaubt, ein bißchen zu musizieren?“

„Weshalb sollte das nicht erlaubt sein? Hier ist der Schlüssel. Ich trage ihn nur in der Tasche, weil sich neulich ein kunstsinniger Zecher in seiner Begeisterung auf die Tasten setzte und auf diese Weise eine Musik hervorbrachte, die weder dem Instrument noch meinen Ohren zuträglich war.“

(Schluß folgt.)





Das eiserne „Werde“!

Das Erz im Schacht spricht:

Mein Traum ist schwer. Mein Schlaf ist dumpf.
Ich liege tief und dämmre stumpf.
Ich zittre, wenn die Erde dröhnt
Vom Schritt des Lebens, der mich höhnt.

Das weißglühende Eisen spricht:

Wie loh und laut das Leben braust!
Wie heiß und harsch die Flamme saust!
Es strömt und schäumt wie brünst'ges Blut,
Ich pulse schwer in weißer Glut,
Das Werden dröhnt und schweißt und schafft,
Ich bin und werde wesenhaft,
Ein Teil der Weltenzeugungskraft.
Erz lag versargt in Kluft und Gruft,
Stahl herrscht in Wasser, Erde, Luft,
Stahl atmet aller Schlachten Duft!

Die Schiene im Strang spricht:

Das Leben hat mich übermocht,
Ich bin dem Leben unterjocht.
Ich bin kein Leib, ich bin ein Glied,
Durchpulst von fremdem Lebenslied.
Ins Sein, wie einst ins Nichts gefügt,
Weiß ich, wie sehr das Werden lügt.
Ich liege an der Erde Brust
Wie einst im Schoß ihr sonder Lust,
Des reichen Lebens unbewußt.
Der gleiche Rhythmus dröhnt und stöhnt,
Ich bebe, wenn sein Schall mich höhnt.
Auf — ab, ab — auf, auf — ab, ab — auf,
Das ist mein Teil am Weltenlauf.
In gleichen Pausen gleichen Stoß
Zu dulden, ist mein Sklavenlos.
Das Sein braust über mich dahin,
Ich weiß von ihm nicht Ziel noch Sinn,
Ich weiß, daß ich sein Sklave bin,
Sein Knecht wie der, der mich geschweißt,
Er heiße, wie er immer heißt.
Handauf — handab, handab — handauf,
Das ist sein Teil am Weltenlauf.
Er ist wie ich gebund'ne Kraft,
Des ganzen Lebens unteilhaft,
Mit Recht trägt er mir Patenschaft.

Walter Flex.

Es klopft.

Skizze von Rose Raunau.

Vom frühen Erwachen an riß heute die Reue an ihm und die Sehnsucht.

Er hatte sie von sich getrieben wie ein Narr, recht wie ein übermütiger Narr! Aber wer sollte auch ahnen, daß sie seinen Vorschlag einer zeitweisen Trennung, die ein weiser Freund ihm als nützlich gepriesen, daß sie diesen kaum ganz ernst gemeinten Vorschlag damit erwidern würde, die Trennung als endgültig zu nehmen!

Sie hatte ihn wissen lassen, daß es nicht Groll, noch weniger Haß sei, daß sie ihn floh, daß sie aber an die Wahrheit einer Liebe, die Prüfungen gesucht, nicht mehr glauben könne und nicht noch einmal schwach werden wolle. Und alle Versuche, sie wiederzusehen, hatte sie vereitelt.

„Wenn dich einer verlassen will, sollst du nicht fragen warum“, hatte sie ihm geschrieben. „Ich frage nicht. Daß du mich verlassen *wolltest*, ist Grund genug.“

Er vergaß, daß soviel Stolz nur leben kann, wo Liebe im Verscheiden ist, daß sie von diesem Stolz nichts gewußt hätte, wäre ihre Liebe nicht eben in dieser Stunde gestorben.

Sie war die erste, sagte er sich nur bitter, die begriffen und geübt, was er einmal vor ihr das „in Schönheit endigen“ genannt, die erste, die eine

Türe hinter sich zu schließen verstand, lautlos aber fest, die erste, die nicht versucht hatte, fliehende Liebe durch blödes Betteln zu halten.

Und die erste, die nicht recht gehabt. Seit er sie verloren hatte, durch eigene Schuld verloren, und weil sie ihn nur zu gut begriffen, da wußte er, daß er sie liebte, und daß es Verblendung gewesen, wenn er gedacht hatte, ohne sie werde ihm das Leben mehr als ein Dasein, ein stumpf getragenes Dasein sein.

Nie wollte die Hoffnung ganz aus seinem Herzen gehen, sie müsse eines Tages wiederkommen oder sich finden lassen, von der gleichen Sehnsucht gejagt wie er.

Der Frühlingsabend hatte ihn erregt und umhergetrieben. Wohin er sah, Liebende, die heiß beieinander gingen und ein Lächeln auf den Lippen hatten, das dankbar heimlicher Freuden gedachte. Dazu von überallher Duft und Musik. Aus den offenen Fenstern und von den Höfen her durch die offenen Torflügel, vor denen Kinder spielten und tollten und tanzten.

Vereinsamt und ausgestoßen kam er sich plötzlich vor, der doch wußte, daß die Freude an allen Ecken stand und lachend ihre Kränze bot. Er besann sich nicht, schon einmal so gelitten zu haben und vergaß doch keinen Augenblick, daß seine Liebe, wenn nicht geboren, doch gewachsen erst war an ihrem Widerstand und ihrem Stolz. Gleichviel, er liebte sie, und tausend Erinnerungen kamen und sprachen von ihr.

Was half ihm die Krämerklugheit, daß das verging, daß es einmal vergehen mußte, daß man unmöglich lange so leiden könne, daß solcher Schmerz von Tag zu Tag verblasse!

Ein liebliches junges Ding sah ihn an, sie begegnete ihm dann noch einmal von der andern Seite her und sah ihn wieder an und lächelte leise und verschämt und lockend. Er prüfte sie in alter Gewohnheit, und das Blut in seinen Adern fing sachte zu singen an.

Er schaute ihr nach und sah befriedigt ihren Gang, der dem sicheren und dabei wiegenden Gang der Verlorenen ähnlich war, den er so an ihr geliebt. Und jäh und quälend wieder stieg die Sehnsucht auf, die er eben hatte zum Schweigen bringen wollen, und sagte ihm, daß er in den Armen einer andern nicht genießen, nur tiefer sie entbehren könne.

So konnte es ja nicht enden. Sie mußte ja noch einmal wiederkommen, sie mußte! Und Angst faßte ihn (eine lächerliche, sinnlose Angst, wie er sich nun, nach Monaten getäuschten Wartens, sagen mußte), Angst, sie könne vielleicht jetzt, gerade eben jetzt bei ihm sein und zitternd warten, daß er sie über die Schwelle trage wie damals das scheue Vögelchen, das er jubelnd gefangen, und das nun so flügge, so flügge und trotzig geworden war.

Er rief schnell den ersten leeren Wagen, der ihm entgegenkam, und rannte dann wie ein Schuljunge die Treppen in seinem Hause hinauf, sich schon wieder beredend, daß er das ja natürlich nicht im Ernste gedacht, daß er nur Verlangen nach einem ruhigen Abend bei sich gehabt und Verlangen nach seinen geliebten Tasten.

Lange saß er spielend am Klavier. Die Fenster waren offen und ließen Jasminduft herein, der von irgendwoher kam, und die weißen Vorhänge flogen im Abendwind, daß die dunkeln Blätterschatten, die drüber gezeichnet lagen, sich tanzend bewegten. Der Mond, der immer heller durch die Zweige der hohen Birke draußen sah, war ihm Leuchte genug.

Es wurde spät, und die Straße wurde langsam still, nur ab und zu kamen noch Schritte durch die Nacht, hielten wohl ein Weilchen an und horchten in die Höhe, ehe sie wieder Bewegung suchten.

Er spielte, und alle Sehnsucht schlief ein, wie erfüllt, und sein Leid wurde Frieden; mondverklärte Trauer, die silbern in tausend Tönen sang. Aber immer dabei in seiner Seele, halb unbewußt dieses Warten, dieses heimliche, uneingestandene, törichte, lächerlich törichte Warten.

Warum denn heut, gerade heut? Immer süßer, wiegender wurden die Töne, Tränen, die sich Ruhe singen.

Tritte jetzt auf den Stufen, deutlich Tritte! Sein Atem stockte, und ein wahnsinniges glühendes Erschrecken fiel auf ihn herab und engte ihm die Kehle und schloß ihm die Augen, aber er spielte weiter und weiter. Die Töne lebten unter seinen Fingern und sprachen und fanden Kraft und Fülle in dem heißen lohenden Gefühle seines Herzens, das ihn horchen, mit allen Sinnen horchen ließ.

Die Tritte kamen näher, tappend im dunkeln Treppenflur, immer näher und hielten, — hielten stille vor seiner Tür, gerade vor seiner Tür!

Ein Jauchzen war in seinem Spiel, ein schrankenloses, übermächtiges Jauchzen, dem sie wohl lauschen mußte draußen, ein jauchzendes Liebebekennen und ein Schrei um Verzeihen, der jede Sünde, die dunkelste, erlösen mußte und in Licht verkehren.

Nun der schrille, langgezogene Ton der Glocke, den er mit jubelndem, langsam verhallendem Akkorde grüßte, die Hände lange auf den Tasten! Wie gelähmt blieb er an seinem Stuhe mitten im Licht des Mondes, das ihn hypnotisch festhielt; ein seltsames Schwächegefühl hatte ihn gefaßt.

Schon hatte jemand im Hause, der noch wach gewesen sein mußte, geöffnet. So blieb er wartend hier und schloß die Augen von neuem, lächelnden Mundes wie ein Kind, das selig auf sein Weihnachtsglück wartet.

Und nun war das Klopfen an seiner Tür, das Klopfen, das er im Traume gehört, ganz so wie er es im Traume erfahren und ganz so in der Stille

der Nacht, das Klopfen, auf das er geharrt, um das er gebetet.

Mit einem Schritte, fliegend, war er jetzt über den Teppich hin an der Tür. Die öffnete sich weit.

Der freche, kraushaarige Kopf eines hübschen Dienstmädchens prallte ihm entgegen.

„Die Herrschaft von unten läßt doch höflichst bitten, daß jetzt das laute Klavierspielen zu unterbleiben hat, wo es doch bald auf Mitternacht geht. Ich kann nich dafür, Herr Doktor", setzte sie hinzu.

Er erwiderte ihr ermunterndes Lächeln mit einer Grimasse und zwang sie, die zudringlich näher wollte, von der Schwelle zurück. Hinter ihr schloß er mechanisch die Tür.

Dann brach er in ein lautes Gelächter aus, er bog und krümmte sich im Lachen und lachte, lachte bis ihm die Tränen kamen . . . .



Der Wald.

Wie holde, seltsame Legenden
Ein milder Greis voll Andacht singt,
So will der Wald mir Segen spenden,
Der mich mit Dunkel sanft umschlingt.

Blank durch die Schwermut starrer Fichten
Tropft Sonnengold in flücht'gem Spiel. —
Hier träumt ein würdiges Verzichten,
Hier weiß das Wünschen Trost und Ziel.

Was ich gekämpft in stürm'schem Wollen,
Ward feierstill und wogt nur sacht,
Gleichmäßig freudig, wie die vollen
Urtöne dieser Waldesnacht. . . .

E. L. Schellenberg.



Die glückliche Nacht.

Erzählung von Hanns Gisbert.

(Schluß.)

Als Wilhelm Nüdli mit Pedro über die weite Hochebene schritt, grüßte von fern der Pik von Orizaba herüber, wie eine blasse Erinnerung mehr und mehr versinkend, je weiter das Gelände sich talwärts neigte. Nun stieg doch ein wehes Gefühl in ihm auf. Trotz all des Fremdartigen war ihm die Stätte seines Wirkens und Schaffens an Herz gewachsen . . .

Unwillkürlich straffte sich seine Gestalt höher. Keine unnütze Weichheit! „Durch", das war von jeher seine Parole gewesen, um welche Schwierigkeit auch immer es sich gehandelt haben mochte; auch damals, als ihn Schmerz und Enttäuschung über den Ozean getrieben hatten. Und immer hatte seine Energie gesiegt! Aber freilich; er war ehelos geblieben. Nun näherte er sich schon seinem dreißigsten Jahre, und seine Jugendträume von einer blonden, blauäugigen Liebsten, von einem echt deutschen Heim hatten sich nicht erfüllt. Ein Fremder, irrte er umher im fremden Lande . . .

Rüstig schritt der junge Deutsche vorwärts und näherte sich immer mehr einem Wanderer, der schon so lange den gleichen Weg mit ihm gegangen, daß er ihm zuerst und von weitem nur wie ein Zierfigürchen erschienen war. Und nun, da er ihn mit seiner raschen Gangart fast überholt hatte, gab er sich erst Rechenschaft darüber, daß in der Erscheinung dieses Vordermannes etwas war, das nicht in Einklang mit Land und Leuten hier umher zu bringen war. Fast ohne zu wollen, wandte er den Kopf nach ihm im Vorüberschreiten . . . der Fremde schaute auf . . . und da! Dasselbe Staunen, dasselbe Erkennen, dieselbe unverhüllte Freude auf beiden Gesichtern.

„Ist es möglich, Mensch! Sie? Und ausgerechnet auf eben dieser langweiligen Landstraße im schönen Mexiko? Ich glaubte Sie in Hamburg."

„Und ich Sie in Ihrem Regiment als Hauptmann."

„Ja, so weit habe ich es noch gebracht; aber dann habe ich einen bösen Knax bekommen; im lieben Deutschland haben sie mir keinen Rat gewußt, als den, mich ein paar tausend Meter über anderen Menschenkindern anzubauen. Na, und man hängt doch am Leben, hängt an Weib und Kind . . . Da habe ich es mir nicht zweimal sagen lassen, als ein Verwandter meiner Frau mir hier oben eine ganz einträgliche Stellung zu verschaffen wußte, und habe mich mit meiner Familie, wozu noch eine junge Schwägerin gehört, eingeschifft. Nun und Sie?"

Nun gab es gegenseitiges Erzählen und Fragen ohne Aufhören. Schließlich faßte der ehemalige Hauptmann seinen jungen Freund am Arm:



„Nun müssen Sie sich nicht einbilden, daß Sie mir entwischen können. Wissen Sie, gelegentlich zwickt das Heimweh uns alle ein bissel, und da bin ich viel zu glücklich, den Meinen ein Stückchen Deutschland in Gestalt meines ehemaligen Flügelmannes von den Gardegrenadieren präsentieren zu können, als daß ich mir die Gelegenheit zu einem so überraschenden Weihnachtsgeschenk entgehen ließe."

„Weihnachten? La noche buena?"

„Ja, Menschenskind! Haben Sie bei Ihrem Umherirren denn Zeit und Welt ganz vergessen? Morgen abend klingen in Deutschland die Christglocken, brennen die Weihnachtskerzen ... Dann wird aber bei uns ein echt deutscher Heiliger Abend gefeiert, wenn man sich die Kälte und den Schnee auch dazu denken muß. Dann brennt auch uns ein Tannenbäumchen, wegen dessen ich heute sechs Stunden im Sattel gesessen habe. Droben im Hochland von Orizaba weiß ich eine Stelle, die mir in jedem Jahr den Christbaum liefern muß."

„Und wo ist der Baum? Wo ist das Pferd?"

„Das ist eine thörichte Sache und doch wieder eine sehr glückliche; denn sonst wäre mir dieser lange deutsche Junge nicht in den Weg gelaufen ... Ich habe abkürzen wollen und meine Ines einen abschüssigen Abhang hinuntergejagt. Na, da hat sie sich doch wohl etwas verknaxt; sie lahmt, und ich habe sie mit meinem Bäumchen an eine riesige Eiche binden müssen, bis ich Fuhrwerk und einen Heilkundigen requiriert habe."

Das Dorf, das eigentlich aus zerstreut liegenden Ranchos bestand, war bald erreicht; gleich im ersten fand Hauptmann von Lenz alles, was er suchte, und bald waren die beiden Deutschen in dem schlecht gefederten Gefährt, das von einem Mexikanerjungen in der kleidsamen, fransenbesetzten Nationaltracht geleitet wurde, zur Stelle und fuhren langsam den Berg hinan, vor sich die prächtige Tanne, hinter sich die geschiente und verbundene Ines.

„So übel werden Sie's bei mir dort oben nicht finden", plauderte der Hauptmann; „halb ist meine Stellung die eines deutschen Landrats, halb die eines Rittergutsbesitzers. Und gelegen ist meine Pueblana wie ein altes Kastell am Rhein. Wenn sich die Aufständischen da hinaufwagen sollten, würde es ihnen übel ergehen."

Nach einer kleinen Stunde war die Höhe des Berges erreicht, und schnelleren Schrittes fuhr man in das isoliert liegende Herrenhaus ein, dessen Garten von Gehöften umgrenzt war. Eine aufgeregte Menschenmenge strömte singend aus den Toren; in der Mitte ritt eine schwarzlockige Mexikanerin in grellbunten, reich mit Gold verzierten Gewändern auf einem Esel, den ein schlanker Bursche an der Hand führte: „En nombre del cielo ..."

„Ach, die Posados!" Wilhelm Nüdli schaute ihnen lachend nach: „Diese aufgeputzte Person mit ihren blitzenden Zähnen und Augen eine Madonna ... Ich wundere mich nur, daß sie sich nicht auch bunte Blumen und Perlen ins Haar gewunden hat, wie ich es in Vera Cruz seinerzeit sah."

„Nun, morgen werden Sie eine Jungfrau Maria präsentiert bekommen, wie wir Deutsche sie uns vorstellen, obwohl Maria aus dem Stamm Judä wohl schwerlich so ausgesehen haben wird. Denn morgen werden wir unsere Posados machen müssen, wenn auch nur in der nächsten Umgebung."

Frau von Lenz stand auf der Veranda des Hauses und spähte nach ihrem Gatten aus. Erstaunt sah sie den Fremden, den sie nach der Vorstellung ihres Mannes gewandt begrüßte und mit den beiden prächtigen Bengels bekannt machte. Unendlich heimisch war dem jungen Manne in der Nähe der liebenswürdigen Frau zumute, die eine Atmosphäre von Traulichkeit und Behagen um sich verbreitete, doppelt heimisch nach den bösen Tagen, die er hinter sich hatte.

In lebhaftem Gedankenaustausch flogen die Minuten hin, als sich die Verandatür öffnete und ein junges Geschöpf auf der Schwelle erschien, blauäugig und blondlockig, ein süßes, rosiges Germanenkind auf dem Arm. Beim Anblick des fremden Mannes überflutete zarte Rosenfarbe das Antlitz des jungen Mädchens: „Verzeihung! Ach, Liese! Anne-Marie wollte Mutti noch einen Gutenachtkuß geben."

Wilhelm Nüdli war aufgesprungen und machte seine Verbeugung, indem er zu dem Hauptmann hinübersah: „Ach so, dies hier ist mein junger Freund aus meinen preußischen Gardeoffizierstagen, und dies hier ist unser Lütting, meiner Frau jüngste Schwester, Fräulein Hedwig Lessen mit Namen."

Verwirrt sah das junge Mädchen zu dem stattlichen Manne auf, dessen Augen wohl mehr von seinem Entzücken über den holden Anblick verrieten, als ihm bewußt war; unwillkürlich preßte sie das kleine Mädchen fester an sich, ahnungslos, daß gerade dies schützend Mütterliche ihren mädchenhaften Reiz noch hob.

Die gewandte Art der Schwester half ihr über die erste Verlegenheit weg, so daß sie zutraulicher wurde, und später, als sie ihren kleinen Liebling zu Bette gebracht hatte, auch an der Unterhaltung teilnahm. Nicht lange. Immer gab es etwas zu helfen oder zu tun: „Ach, Lütting, willst du nicht diesmal zeigen oder jenes holen? Weißt du nicht mehr, Lütting?" Lütting hin und Lütting her...

Am liebsten hätte Wilhelm die Hand ausgestreckt, um das liebliche junge Geschöpf an seiner Seite festzuhalten; und doch war es ihm eine Freude, zu sehen, wie gewandt und hausfraulich sie hantierte und alle Aufträge ausführte. Schließlich protestierte aber der Hauptmann gegen die Unruhe des „lütten Quecksilbers", wie er sich ausdrückte, und Wilhelm nahm die Gelegenheit wahr, ein ernsteres Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Und da zeigte es sich, daß Hedwig Lessen trotz ihrer halb

kindlichen Art ihre klugen, festen Ansichten hatte, die sie lebhaft und tapfer vertrat.

Beim Abschied hielt er die kleine, zuckende Hand, die wie ein Blumenblatt in der seinen lag, länger fest als nötig. Als dann die Blauaugen schüchtern, wie fragend zu ihm emporschauten, und die Farbe auf dem jungen Gesicht auf und ab flutete, schlich ihm ein unsinnig glückliches Gefühl ins Herz, und er preßte diese kleine, lebenswarme Hand innig an die Lipen. In dieser Nacht wollte der Schlaf seinem Lager nicht nahen; immer wieder sah er das holde Antlitz mit dem schüchternen und doch so vertrauenden Ausdruck vor sich ... Am anderen Morgen sandte er einen Boten nach dem Ranko des Jimenez, um seinen Aufenthaltsort kundzutun, damit ihm etwaige Nachrichten mitgeteilt werden könnten, und wanderte mit dem Hauptmann durch den Ort, um Land und Leute kennen zu lernen. Er wollte seinen Gastfreunden so wenig als möglich zur Last fallen, ließ sich daher ein Pferd satteln und ritt ein paar Stunden weit. Als die Hitze zu stark wurde, hielt er in einem Rancho Rast und entschloß sich, erst spät zurückzukommen, damit er die Damen bei den Vorbereitungen zum Heiligen Abend, womit er sie beschäftigt wußte, nicht störe.

Und doch zog es ihn mit starken Fäden nach dem säulengetragenen Hause, in dem er ein blauäugiges Kind wußte, dessen zartes Antlitz immer vor seiner Seele stand, seit er es gesehen. Zu gern hätte er hinstürzen mögen zu ihr und fragen, ob auch sie seiner gedacht habe — mit ein wenig Zuneigung ...

Lange vor der verabredeten Zeit war er wieder in Pueblana. Und als er sich dem Herrenhause näherte, zog wieder wie gestern eine Schar Menschen aus den Toren, die sich in ihrer lebhaften Art um eine reitende Frau drängten.

Ach, wieder die Posada! dachte sich Wilhem, der sich erinnerte, daß der Hauptmann gestern davon gesprochen, man werde heute die Besuche der heiligen Familie in der Umgegend erwidern müssen. Er wandte sich, um den Zug zu erwarten, und sein Blick fiel auf die Darstellerin der Maria. Einen Augenblick blieb sein Herz stehen ... Es war Hedwig Lessen, die da auf dem geschmückten Grautier ritt — ein Bild, wie aus dem Rahmen eines frommen Kirchenmalers herausgestiegen...

Der Hausverwalter, ein bärtiger Mann, dem die Jahre schon ein wenig Silber in Haar und Bart gestreut hatten, führte den Esel, auf dem die Jungfrau mit dem Kinde ritt. .. Ihr reiches Blondhaar war gelöst und wob nun einen schimmernden Mantel um die rührende Gestalt, die das Christuskind im Arme liebevoll und sicher schützte. Die Augen hielt das Mädchen gesenkt, mit einem so frommen Ausdruck, als sei es die Gottesmutter selber, die zu den Menschen einkehren wolle und geschlossene Türen finde. ...

Wilhelm stand und schaute. ... Und plötzlich hob sich der züchtige Blick, wie magnetisch von einem anderen angezogen; selbstvergessen tauchte er einen Augenblick in den des Mannes. Und dann schlug flammende Röte in des Mädchens Antlitz; seitdem sie in dem fremden Lande wohnten, hatte sie sich seiner Sitte gefügt und die Umzüge mitgemacht, die die Flucht nach Ägypten darstellen sollten .... Heute, unter des Deutschen bewunderndem Blicke, schien es ihr zum ersten Male eine Anmaßung, die heilige Jungfrau verkörpern zu wollen, schämte sie sich, daß er sie so sah mit dem aufgelösten Blondhaar. ...

Aber der Zug ging weiter; vor dem Hause des Präfekten hielt er, und Josef bat mit beweglichen Worten um Aufnahme, wurde aber als zudringlicher Bettler mit harter Rede abgewiesen, bis plötzlich die verschlossene Türe mit lautem Jubel geöffnet wurde. Man hatte die heilige Familie erkannt, und führte sie nun mit freudigem Willkomm ins Haus, während ein Regen von Nüssen, Feigen, Orangen und Zuckerwerk auf sie herniederprasselte. Das Schauspiel wiederholte sich vor jedem Hause; und jedesmal, wenn Maria so bescheiden als demütiger Pilger vor der verschlossenen Türe stand, wandte sich Wilhelms Herz in Mitleid, als werde das geliebte Geschöpf, vor dessen sanftem Liebreiz ein marmorschönes Antlitz mit brennenden Augen in das Nichts versank, wirklich allenthalben verstoßen.

Josef und Maria machten ihre Posadas nur in der nächsten Nachbarschaft und ohne die Festlichkeiten mitzufeiern, die für die Mexikaner die Hauptsache des Tages bilden, ohne sich an den graziösen Tänzen zu beteiligen, in denen sich die Südländer mit Begeisterung und Hingabe schwingen. Wilhelm hatte schon manches Mal mit Bewunderung den glutäugigen Brünetten zugesehen, die ihre biegsamen Gestalten so anmutig im Oté oder in der Jota zu drehen wußten. Aber heute hatte alle Schönheit des Südens keinen Reiz für ihn; es verlangte ihn nur nach dem mädchenhaften Liebreiz eines deutschen Kindes.

Der Hauptmann lud den Gast auf sein eigenes Zimmer, um den Damen Gelegenheit zu geben, die letzte Hand an ihre Weihnachtsgaben zu legen, und bot ihm eine Zigarette an. Sein Erstaunen kannte keine Grenzen, als sich Wilhelms übervolles Herz entlud, und er um die Erlaubnis bat, um seine junge Schwägerin werben zu dürfen.

„Um unser Lütting? Um dies halbe Kind? Das ist ja viel zu jung." Wilhelm lächelte. „Erlauben Sie, Herr Hauptmann, das ist doch ein Fehler, der bekanntlich jeden Tag besser wird. Und dann — in diesem Lande — wo siebzehn, achtzehn Jahre schon fast für Alter gelten ..." Und eindringlicher: „Es braucht ja nicht heute, nicht morgen zu sein. Lassen Sie mich nur hoffen. Ich warte gerne."

Frau von Lenz hatte ein Meisterwerk fertiggebracht und trotz des südlichen Klimas eine deutsche Weihnachtsstube hergezaubert. In der dunklen Tanne glitzerte es von goldenem Engelshaar und brennenden Lichtlein; harziger Tannenduft durchzog die Stube, und am Flügel saß Lütting mit den beiden Buben. Silbern klangen die hellen Stimmen durcheinander: Stille Nacht, heilige Nacht!

So weich, so glücklich war Wilhelm Nüdli zumute, fast wie in den fernen Kindertagen in der deutschen Heimat; ihm war, als hätte ihm dieser heilige Abend in der märchenhaften Fremde schon jetzt gegeben, wonach ihm immer schon verlangt hatte, immer und immer schon . . . . Er sprach nicht viel; gerührt von der Liebenswürdigkeit, die ihn, den Fremden, mit sinnigen Gaben, mit Büchern und Blumen erfreute, genoß er das Fest der Liebe in diesem Kreise, in dem kein Mißton die warme Herzlichkeit störte; andächtig lauschte er den frommen Gesängen und dem Jubel der Kinder, lauschte er der lieben Stimme, die wie Engelsgesang an sein Ohr klang.

Absichtlich hielt er sich zurück; er wollte das junge Geschöpf nicht erschrecken durch die Stärke einer Empfindung, die wie der Sturmwind sein Sein erschütttert hatte. Aber als er, der Flüchtling, der keine Geschenke zu bieten hatte, zum Dank für alle die Freundlichkeit, die ihm unter dem Lichterbaum wurde, ein emailliertes Marienbild, das einst seiner Mutter gehört hatte, von seiner Kette löste, und die Geliebte bat, es zur Erinnerung an diese Stunde zu tragen, da beleuchteten die hellen Weihnachtskerzen ein aufstrahlendes Mädchenantlitz, dessen klare Blauaugen wider Willen verrieten, was auf dem Grunde seiner Seele vorging.

Der Hauptmann schüttelte lächelnd den Kopf und raunte seiner Gattin leise, um den hellklingenden Weihnachtsgesang der Knaben nicht zu stören, zu: „Da scheine ich ja ein Danaergeschenk mitgebracht zu haben, das uns mehr kostet, als es uns jemals zu geben vermag."

Wilhelm Nüdli aber wandte sich den kleinen Sängern zu und zog sie stürmisch an sich, da er sein Gefühl vorerst noch zurückhalten mußte: „O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit!" so klang sein kräftiger Bariton wie mächtiger Glockenklang in das Klingen der hellen Silberglöcklein.

Und vom Hause des Präfekten herüber klangen rauschende Tanzesweisen, übermütiges Lachen, lockende Frauenstimmen. Unter dem Stern des Südens feiert man das Wunder der Christnacht anders als unter dem funkelnden Sternenhimmel der winterlichen deutschen Lande. . . .



Wer fragt danach . . .

Der lieben Worte gibt es doch so viel,
Doch keines noch in meine Kammer fiel,
Nur in mir quälend zittert nach ein Wort . . .
Ich ruf': „Mein Bruder, nimm es aus mir fort",
Das meine Seele wie ein Dolch zerstach — —!
Wer fragt danach . . .

Die Stille spricht zu mir so schmerzenlaut,
Daß meine Augen sinken tränenübertaut . . .
Kein weicher Mund berührt mich seeleschwer,
Ins Dunkel greift die Hand nur müd' und leer —
Ob auch die Einsamkeit mein Herz zerbrach:
Wer fragt danach . . .

Und trägt man mich als letzte, stumme Last
Vom Mahl des Lebens fort, den stillen Gast,
Weiß niemand, daß der karge, schwarze Schrein
Schließt eine Welt verkämpfter Stunden ein . . .
Leer wird's um meinen Hügel allgemach —
Wer fragt danach . . .

Bruno Pompecki.





Lebensstudenten, Roman von K. Strecker. Wismar, Historische Verlagsbuchhandlung.

Der neue Amtsrichter, Erzählung aus der Lüneburger Heide von Karl Uhden.

Unterirdische Wasser, Roman von Sophie Charlotte von Sell. Beide im Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart.

Unter diesen drei Romanen steht künstlerisch der von Karl Strecker bei weitem am höchsten. Das Bild, das er von dem Leben solcher Menschen gibt, die das gefährliche Berlin vereinsamt und zermalmt, ist von Kraft und Wahrheit erfüllt. Einen wie tiefen und sicheren Blick der Verfasser in das literarische und in das Theaterleben Berlins getan, zeigt jede Seite. Nicht äußere Ereignisse, sondern innere Entwicklung, psychologische Durchdringung, feine, oft eigenartige Charakteristik erzeugen auf künstlerische Weise die Spannung, die uns bis zur letzten Seite im Banne hält. Die Ehe der jungen, gesunden Schweizerin Rose mit dem angekränkelten, halb genialischen Journalisten und Dramaturgen Konrad Kramer wird mit unerbittlicher Folgerichtigkeit bis zu ihrem tragischen Ende entwickelt. In der Gestalt dieser jungen Frau, die sich in der Welt, in die sie ihr Mann geführt, wie in der Fremde vorkommt, hat Strecker sein Bestes gegeben. „Wärst du geblieben doch auf deiner Heiden", das tickt und singt ihr die alte Wanduhr in schlummerlosen Nachtstunden. Auch wie ihr allmählich die Augen über den Mann aufgehen, dem sie im warmen Idealismus ihrer Liebe vertrauensvoll gefolgt, ist mit feiner Beobachtung und seelischem Tiefsehen geschrieben. Nachdem ihr haltloser Gatte aus Sorge um sein eigenes Leben bei einem Bootsunglück zum Mörder seines Freundes geworden, und dann selber seinem verfehlten Dasein ein Ende gemacht, kehrt Rose mit ihrem Kinde „geläutert und innerlich erweitert" in die Heimat zurück. — Gut sind auch viele Episoden, so der Rausch des „siegreichen", weinenden Dichters nach der Aufführung seines Stückes. — Ein eigenes Ding ist es ja immer um die Lösung des Knotens durch einen Selbstmord; hier bleibt auch der Verfasser den Nachweis innerer Wahrscheinlichkeit und Notwendigkeit schuldig. Das ist der einzige Einwand, den ich zu erheben habe.

Von einer jungen Schweizerin, die aus Liebe zum Manne ihre bergige Heimat mit einem Lüneburger Heidedorf vertauscht, erzählt auch Karl Uhden. Aber hier ist sie mehr Episode. Das Hauptinteresse wendet sich dem neuen Amtsrichter zu, der so „ganz anders" ist, als die Bewohner des kleinen Orts es von ihrem Amtsrichter gewohnt sind, den sie aber bald wegen seines frischen, natürlichen Wesens liebgewinnen. Nachdem die junge Schweizerin, die er sich als Braut erkoren, von übermächtigem Heimweh gezwungen, in ihre Berge zurückgekehrt ist, findet er in der feinen, klugen Pfarrerstochter, die ihn schon lange liebt, die rechte Liebesgefährtin. Es geht alles gut und ruhig in diesem Roman zu, er ist gesund und eine bestandene ethische Talentprobe für den Verfasser.

Frei und innerlich weiß auch Sophie Charlotte von Sell das Problem einer Ehe zwischen einer adligen Deutschen und einem schwedischen Pfarrer zu entwickeln. Die echte Liebe, die die beiden zusammengeführt, bleibt schließlich auch Siegerin wider schwere Mißstände, die durch einen geistig zurückgebliebenen Neffen des Pfarrers herbeigeführt werden, den er an Sohnes Statt angenommen. Auch hier endet alles gut und friedlich: Die Frau, die sich von ihrem Manne getrennt hat und nach Deutschland zurückgekehrt ist, wird von ihrer Liebe wieder zu ihm zurückgezwungen, pflegt den an einem schweren Nervenfieber Erkrankten gesund und lernt ihren Neffen lieben.

Wenn sich die schweren Konflikte des Lebens, besonders der Ehe, doch auch so harmonisch und wohlgefällig lösen wollten!

Karl Friedel: **Otto Ludwig.** Ein Lebensbild. F. W. Gadow u. Sohn. Hildburghausen. 1913. 0,75 M.

Das Leben Otto Ludwigs gibt uns das typische Bild von eines Dichters Schaffenslust und Schaffensqual. Wer Ludwig kennt oder zu kennen meint, der nennt seine Werke „Erbförster", „Makkabäer", „Heiteretei", „Zwischen Himmel und Erde".

Aber sie sind nur ein kleiner Bruchteil seines Lebenswerkes, sind die Zeugnisse für seine glücklichen Dichterstunden, für kraftvolles Wollen, gekröntes Gelingen. Die ganze Tragik seines Lebens liegt in den unzählbaren unvollendeten seiner Werke eingeschlossen, in dem Geplanten und Verworfenen.

Auch Karl Friedel verschließt sich der Tragik dieses Lebensganges nicht. Sein kleines Buch ist ein gelungener Versuch, in knapper, aber erschöpfender Form eine Biographie des großen und verkannten Dichters zu geben, indem er zuerst das Leben Ludwigs schildert, dann seine literarische Stellung und Bedeutung beleuchtet und zuletzt einiges aus seinem Schaffen als Probe mitteilt. Sechs Bilder, auf Kunstdruck, das Faksimile eines Briefes und einer Urkunde sind dem Buche beigefügt.

August Strindberg: **Aus seinen Werken.** Josef Singer, Straßburg u. Leipzig. M. 3,—.

Daß Strindberg auf dem Gebiete der Erzählung zu den ganz Großen gehört, wird einem aufs neue klar, wenn man diese Sammlung liest. Sehr geschickt hat der Herausgeber, Emil Schering, hier nicht den ganz bitteren und sarkastischen, sondern den poetischen, dem Leben und der Torheit der Menschen mit einem nassen, einem heiteren Auge zusehenden Strindberg zu uns reden lassen. Stücke wie „Eine Ehegeschichte", „Ein Puppenheim", „Herbst", „Höhere Zwecke", „Zeit und Alter" gehören zu dem Besten, was erzählende Poesie überhaupt zu geben imstande ist. Eine kurze, aber psychologisch wie literarisch meisterhafte Einleitung hat Jos. Aug. Lux dem Ganzen vorausgeschickt. Einen, der die große Passion des Lebens kannte, und zum so und so often Male sein Golgatha erlitt, nennt er den Dichter. Mit Beethoven vergleicht er ihn, zu dessen Schöpfungen Strindberg eine starke „psychische Affinität" besaß.

Luise Westkirch: **„Der Franzosenhof."** Max Seyfert, Dresden. Geb. M. 4,50.

Ein Buch der norddeutschen Heide. Stark und unberührt wie das Land sind auch seine Bewohner. Besonders nahe treten uns der Eigentümer des „Franzosenhofes" mit seiner prachtvollen, herzenswarmen Frau und seinem Sohne, den die Liebe zu einem armen, vom Vater abgewiesenen Mädchen von Hof und Haus treibt, um in einer Bremer Fabrik Arbeit zu finden. Aber nach schrecklichen Tagen, die er dort verlebt, bricht übermächtig die Liebe zur Heimat bei ihm durch. Wie er nun als Großknecht zu der jungen, reichen, liebenswerten Bäuerin kommt, wie er in einen inneren Konflikt gerät und schließlich aus Anstandsgefühl doch seine arme Braut heimführt, das ist mit seelischer Kunst und seelischer Kraft geschildert. Ein gutes, starkes Buch. Artur Brausewetter.

Neue Bücher



Tief in die Nacht hinein. Von Fritz Strauß. Preis 2,— Mk., geb. 3 Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig-Raschwitz.

Bienen und Wespen. Aphorismen von Wolfgang Pfleiderer. Verlag Dr. Karl Höhn, Ulm a. D.

Ellestina. Ein Buch Alt-Crossener Geschichten von Alfred Henschke. Verlag Richard Zeidler, Crossen.

Der Fall Frommhold. Von Max Dürr. Verlag Dr. Karl Höhn, Ulm a. D.

Auf dem Frankenstein. Von Karl Henkelmann. Preis geb. 3,— Mk. Verlag Heinrich Schroth, Darmstadt.

Das Haus am Himmel. Eine Geschichte aus dem Wiener Wald. von Alfred Maderno. Preis geh. 4,—, geb. 5,— Mk. Verlag Carl Reißner, Dresden.

Was Menschenbrust bewegt. Lieder und Klänge aus der Verborgenheit. Preis geb. 2,50 Mk. Verlag Baumert & Ronge, Großenhain.

Ein arktischer Robinson. Von Kapitän Mikkelsen. Preis geb. 10,— Mk. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Korbflechten. Anleitung für Groß und Klein, von Julie Blas und Rosi Hotz. Preis 2,— Mk. Verlag Otto Maier, Ravensburg.

Vox populi. Kulturhistorisches Zeitbild von J. Baade. Preis geh. 4,—, geb. 5,— Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig-R.

Helden. Ein Seeroman von Rudolf Ahorn. Preis geh. 4,—, geb. 5,— Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig.

Das Leben des Benvenuto Cellini. Von ihm selbst geschrieben. Uebersetzt von Heinrich Conrad. Preis Pappb. 3,—, Leinen 4,50 Mk. Verlag Martin Morikes, München.

Erich Heydenreichs Dorf. Erzählung von Diedrichs Speckmann Preis 3,50, geb. 4,50 Mk. Verlag Martin Warneck, Berlin.

Kriegshafen und Kriegsschiffe. Ausführliche Anleitung zur Selbstherstellung eines Kriegshafens mit Kriegsschiffen von Otto Mayser. Verlag Otto Maier, Ravensburg.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets **„an die Redaktion"** zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an **Otto Janke's Verlag.** Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Ausgegeben am 26. Juli 1918. Verantwortlicher Leiter Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H. Berlin SW.





Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Die Affenburger.

Kleinstadtbilder

von

Clara Hohrath.

2. Fortsetzung.

„Ruth," sagte Onkel Frieder, und die Farbe seiner Augen vertiefte sich, „du hast es gut gemeint, der Weg war nur falsch, den du eingeschlagen hast!"

„Wie hätte ich's denn machen sollen, Onkel? Ich wollte und mußte sie doch retten!"

„Woher weißt du, daß sie das nötig hat?"

„Der Christian hat es zu den Pastorschen gesagt, daß sie eine Heidin sei, die an nichts glaube! Und das ist so schrecklich, Onkel, denke doch nur! Die schlimmste Sünde, die es gibt, eine, die nie, nie vergeben werden kann, eine, die die ewige Verdammnis nach sich zieht! Was ist das für ein fürchterliches Wort, Onkel, die — ewige — Verdammnis!"

„Ja, das ist ein häßliches und ein unwahres Wort."

„Unwahr?!"

„Kannst du dir ein Vergnügen ohne Ende vorstellen, Ruth?"

„Nein."

„Oder irgendein Ding, das kein Ende hätte?"

„Nein, Onkel."

„Also auch keine ewige Verdammnis!"

„Ja, aber sie sprechen doch alle davon, und —"

„Und die davon sprechen, glauben auch wohl daran, es kommt alles aufs Glauben an, denn geglaubte Dinge sind wirkliche Dinge, nämlich für die, die daran glauben. Aber alle können nicht das nämliche glauben, Ruth; deine kleine Schauspielerin wird nie dasselbe glauben, was du oder was deine Pflegemutter glaubt, und dein

Gott wird nie ihr Gott werden können, denn sie ist anders als ihr, und darum ist ihr Glaube auch ein anderer."

„Also, du meinst, sie hätte doch einen Glauben?"

„Gewiß, den hat jeder Mensch."

Da stieß Ruth einen tiefen Seufzer aus.

„Dann wäre mein Opfer also umsonst gewesen, dann sterbe ich jetzt für nichts?"

„Du wirst gar nicht sterben! Das Scharlachfieber verläuft meist harmlos und ist auch nicht so ansteckend, wie du glaubst. Du wirst nachher heimgehen und nichts von deiner seltsamen Wanderung erzählen, sondern zu Bett gehen und schlafen, und morgen wirst du so gesund aufwachen wie immer, und es wird alles sein wie alle Tage."

„Glaubst du das wirklich, Onkel? Und Mariana Rimaldi?"

„Die lasse, wie sie ist. Die geht dich nichts an. Die Pflegemutter, die liebend für dich gesorgt hat seit vielen Jahren, die geht dich etwas an, die hat einen Anspruch auf deine Dankbarkeit, der mußt du so viel Liebe erweisen, als dir möglich ist."

„Muß ich ihr beichten, daß ich habe sterben wollen? — — Willst du mir darauf nicht antworten, lieber Onkel?"

„Das ist sehr schwer."

„Du bist doch ein Pfarrer, der das alles weiß."

„Ich bin ein schlechter Pfarrer, Ruth, ich weiß vieles nicht."

„Würdest du selbst es der Tante beichten, wenn du so etwas getan hättest wie ich, Onkel?"

Da wandte der Pfarrer die Augen weg, und seine Blicke irrten wieder scheu und unstet durchs Zimmer.

„Nach mir kannst du dich nicht richten, Ruth, ich bin ein schwacher Mann."

„Ach, Onkel, wie kannst du so etwas sagen!"

„Es ist wahr. Wenn ich solch eine große Torheit begangen hätte wie du, — aber dessen wäre ich jetzt nicht mehr fähig, früher vielleicht, ja — so würde ich's der Tante nicht erzählen."

„Warum nicht, Onkel?"

„Du fragst zu viel, Kind."

„Ich kann es mir denken: Weil sie böse würde auf dich, obschon du es nicht böse gemeint hast! Aber Mütterlein ist anders, sie versteht immer, wie ich es gemeint habe."

„Dann freue dich, Ruth, und bleibe bei ihr, solange es geht."

„Aber meine Mission? Ich will doch den armen Heiden das Evangelium verkündigen, wie mein Vater es getan hat; sie nennen mich doch schon immer die kleine Missionarin!"

„Weißt du denn, ob du stark genug bist, um den Leuten die Wahrheit — deine Wahrheit — zu sagen? Dazu gehört Mut und eine große, rücksichtslose Kraft. Hast du die?"

„Darüber habe ich nie nachgedacht, Onkel. Aber ich habe ein großes, großes Mitleid, das weiß ich. Genügt das nicht? — Hier und da in der Nacht muß ich weinen; oh, so bitterlich, wenn ich an all die vielen, armen Menschen denke, die da sündigen, und wissen es vielleicht nicht einmal! Und doch führt die Sünde sie in die Hölle! Denn an eine Hölle glaubst du doch, Onkel?"

„Ja!"

„Ach, es ist so schrecklich, daß es so fürchterliche Dinge gibt, wie Sünde, Tod und Hölle! Wenn ich daran denke, meine ich, ich müßte ersticken, und dann habe ich keine Freude mehr am Leben, ich spüre nichts mehr, als nur noch eine schreckliche Traurigkeit, so daß ich am liebsten einschlafen möchte, um nie, nie mehr aufzuwachen. Und das kommt immer häufiger über mich in letzter Zeit, und wenn es so fortgeht, Onkel, dann sterbe ich am bloßen Kummer und brauche mir dazu keine Krankheit aus der Gerbergasse zu holen. Nacht für Nacht quält es mich! Ich höre sie rufen, die vielen, armen Sünder, die Heiden: Hilf uns! So hilf uns doch! Und wenn ich ihnen nicht allen, allen helfen kann, so verzweifle ich; — und es sind ihrer doch so viele, viele, und doch möchte ich keinen verloren gehen lassen — keinen!" Und das leidenschaftliche Kind sank vor dem Schemel auf die Knie herab, bedeckte mit den Händen das im Schmerz zuckende Gesicht und warf sich vornüber zu Boden, wo es leise wimmernd liegenblieb.

Der Pfarrer sah lange stumm auf Ruth herab. Er rang mit einem großen Entschluß.

Endlich stand er auf und ging an den verschlossenen Bücherschrank, zog einen Schlüssel aus der Tasche und schloß ihn auf. Dann suchte er mehrere Bücher heraus und breitete sie auf dem

Tisch aus. Danach ging er zur Zimmertür und verschloß sie.

Und nun wartete er geduldig, bis das Mädchen seine Fassung wiedererlangt hatte und beschämt vom Boden aufstand. Da nahm er sie bei der Hand und führte sie an den Tisch.

„Siehst du die Bücher? Die enthalten einen heilenden Balsam für solchen Schmerz, wie du ihn fühlst. Ich will dir tropfenweise von dem Manna reichen. Willst du zu diesem Zweck täglich ein Stündlein zu mir kommen, Ruth?"

Sie schlug die tränennassen Augen zu ihm auf, vertrauensselig und verlangend, wie ein hungriges Tierlein.

„Wir wollen es unsere Katechismusstunde heißen, Ruth. Die anderen Konfirmanden führe ich nur in den christlichen Katechismus ein, und sie lassen sich an ihm genügen, aber dich will ich noch mit anderen Glaubenslehren bekannt machen, mit denen jener Heiden, um deren Seelenheil du dich so sehr ängstigst. Dies Buch hier erzählt von den alten Ägyptern, das von den Persern und den Indiern, und diese drei von den Griechen. Weißt du, daß alle Völker Heiden waren bis zu Christi Geburt, und daß sie es notwendigerweise sein mußten?

Ein nachdenklicher Zug trat in Ruths Gesicht. „Ja, das ist wahr."

„Glaubst du nun, daß alle diese Völker aus lauter Sündern und Ungläubigen bestanden, und daß Gott sie alle in die Hölle verbannt hat, weil sie nicht an etwas glaubten, von dem sie noch nichts wußten und auch nicht wissen konnten? Hältst du Gott für solch einen ungerechten Geist? Weißt du nicht, daß es edle, gerechte und frommgläubige Heiden gegeben hat und noch gibt, die ihrem Gott oder ihren Göttern ebenso treu dienten und dienen, wie wir dem unsern? Und sollten die sich den Himmel nicht ebensogut damit verdient haben wie wir?"

Sie sah ihren sonst so stummen Onkel verwundert an. So fließend und leicht hatte sie ihn niemals sprechen hören, und niemals noch hatte sie seine Augen so leuchten sehen. Sogleich entzündete sich auch das Feuer ihres eigenen Herzens daran.

„Ja, Onkel, das haben sie — o gewiß haben sie das! So grausam wird der liebe Gott nicht sein, ihnen das Recht auf den Himmel abzusprechen!"

„Nein, ein lieber Gott kann nicht zugleich ein grausamer Gott sein. Aber hast du überhaupt einen klaren Begriff von deinem Gott? Das eine Mal nennst du ihn lieb, und das andere Mal läßt du ihn die armen Heiden in die ewige Verdammnis stoßen! Reimt sich das? Hast du darüber nie nachgedacht? Dein Gott scheint mir aus Widersprüchen zusammengesetzt zu sein! Bist du sicher, daß die Heiden besser fahren werden mit dem Glauben an deinen Gott, als mit dem, den sie von ihren Eltern und Vorfahren ererbt haben?"

„Aber, Onkel, wie sonderbar sprichst du?"

„Ich spreche jetzt zu dir wie zu einem verständigen, selbständig nachdenkenden Menschen. Willst du die Religionslehren der Indier kennen lernen und ihre Propheten, die lange vor Christus gelebt und gelehrt haben?"

„Ja, Onkel!"

„Dann ist es gut. Heute übers Jahr will ich dich dann wieder fragen, wie du über die armen Sünder, die Heiden, denkst, und ob du sie noch so stark bemitleidest. Gib mir die Hand, Ruth. Es ist das erstemal, daß ich jemand in diese schöne Welt mitnehme — in die Weisheit dieser Bücher hier. Wir wollen nun Hand in Hand gehen, und die Augen und die Herzen weit auftun, und alle Vorurteile dahinten lassen, und uns freien Sinnes an allem Schönen und Wahren freuen, das uns begegnen wird. Und dann wird es dich nicht mehr nach einem ewigen Schlaf verlangen, Ruth, und des Nachts wirst du freundliche Träume haben."

„Oh, welch großes Vertrauen setzest du in mich! Ich bin so stolz, daß du mich führen willst — dahin — in die Welt, von der du sprichst — zu den Heiden, die auch glauben — ich verstehe das zwar noch nicht ganz — aber ich will so gern — so gern will ich —"

Ja, das sah er, wie gern sie sich trösten und eines Schöneren belehren lassen wollte! Sie ging von ihm mit einem Hoffnungslichtchen in den großen, dunklen Augen, und anstatt des verzückten, starren Lächelns spielte jetzt ein Zug zaghafter Freude um ihren blassen Kindermund.

Er aber, der Pfarrer, senkte tief den Kopf in Sorgen und Not. Denn er tat, was nicht seines Amtes war, wenn er dieser hungrigen Seele anstatt der vorgeschriebenen kirchlichen Glaubenssätze andere Speisen zu kosten gab, die

aus einer blind Glaubenden eine Denkende machen mußten. Vielleicht trieb das Samenkorn, das er in dieses leidenschaftliche Seelchen legen wollte, in schnellem Wachstum empor und verwandelte die fromme, kleine Missionarin in eine selbständige Philosophin, die aus der orthodoxen christlichen Kirche hinausflüchtete in freiere und weitere Anbetungshallen. Dann hatte er seiner Kirche eine Seelennummer, der Mission eine eifrige Arbeitskraft entwendet. Er, der Pfarrer! Wenn seine Frau darum wüßte! Sie, die so emsig für die Mission arbeitete, und die so stolz war auf diese Nichte, die ihren verstorbenen Bruder noch an enthusiastischer Belehrungsluft zu übertreffen versprach. Wenn sie wüßte, daß zur gleichen Stunde, in der sie sich abmühte, Ruths Zukunft eilig in die Bahn zu lenken, die ihr die erstrebenswerteste erschien, ihr Mann dem Kinde, das sie beide mit elterlicher Liebe liebten, ein Türlein erschloß, das den Weg zum entgegengesetzten Ziele freigab? „Du falscher, ehrloser, gewissenloser Heimtücker", würde sie ihn ausschelten. Und gab ihr seine Handlungsweise nicht ein Recht darauf, ihn mit diesem häßlichen Namen zu beschimpfen? Das mußte er zugeben. Er fühlte sich aber zu schwach, um den ehrlichen, offenen Kampf aufzunehmen. Wenn er auch versuchen würde, ihr seine Meinung und seine Absicht, diesen besonderen Fall betreffend zu erklären, so würde sie ihn doch falsch verstehen. Sie würde böse werden auf ihn, obwohl er es nicht böse meinte, wie die kluge, kleine Ruth es ausgedrückt hatte. Ja, sie würde ihn gar nicht recht zu Wort kommen lassen, und nach einigen schwächlichen und ungeschickten Anläufen sich Gehör zu verschaffen, würde er — das wußte er im voraus — in sein altes, feiges Schweigen zurücksinken und sie sagen und denken lassen, was sie eben sagen und denken mußte, weil sie nun einmal so war, wie sie war, d. h. eine Assenburgerin, die assenburgische Ansichten und Grundsätze hatte und nach dem assenburgischen Glaubensbekenntnis lebte und starb. Sollte aber nun er, der längst über die assenburgischen Relegionsbegriffe hinausgewachsen war, den Gewissensforderungen seiner Frau oder seinen eigenen nachleben? Sollte er den Assenburgern und seiner Kirche zuliebe die Seele dieses feinen, lieben Kindes in fanatischen Selbstquälereien und krankhaften, religiösen Wahnvorstellungen sich zu Tode martern lassen? Nein, er wollte ihr helfen, in aller Stille, und ohne ein Ärgernis zu verursachen, weder bei seiner Frau noch bei seinen Gemeindegliedern und Vorgesetzten, in aller Heimlichkeit, so wie das nun einmal seine Art geworden war. Die kleine Ruth würde ihn schwerlich verklatschen und verklagen, dazu war sie ein zu kluges, ein zu stilles und feinfühliges Kind.

Und er konnte es nicht leugnen: Er freute sich auf diese tägliche Lehrstunde, auf diese kleine Gefährtin, die ihn auf seiner einsamen Lebensreise ein Stückchen Weges begleiten sollte!

* * *

Im Institut war eine geheime Verschwörung im Gange. Fräulein Hermine spürte das wohl, ohne doch, weder durch List, noch durch Strenge die Wahrheit herausbringen zu können, und sie begriff wieder einmal den Gleichmut ihrer ältesten Schwester nicht, die scheinbar unbekümmert dem geheimen Treiben zusah. Daß sie ihre Schwester Linchen heimlich daran beteiligt wußte, reizte Fräulein Hermines ohnmächtigen Zorn am meisten, und sie ließ es nicht an mißtrauischen und überrumpelnden Fragen fehlen, die dieses alte Kind jedoch durch sein einfältiges Gekicher stets trefflich abzuwehren verstand.

Geheime Zusammenkünfte fanden in Herrn Dworaks entlegener Junggesellenstube statt. Zu diesem höflichen und gefälligen Kinderfreund stürzten sich an jedem freien Nachmittag die Verbündeten in Begleitung Fräulein Linchens. Diese mußte immer erst ein Weilchen vor des Musiklehrers Stubentür sich auskichern, glaubte sie doch erraten zu haben, daß der elegante, kleine Herr eine tiefe, wenngleich schüchterne Liebe zu ihr in seinem verödeten Junggesellenherzen verborgen trage. Darum hatte sie sich auch zuerst eine Zeitlang spröde geziert, als die Pastorschen mit ihrem Plan herausgerückt waren, ihrem Schwarm, der in eine Krankenschwester verwandelten Nora, ein Ständchen zu bringen, zu der sie die Worte und Herr Dworak die Musik dichten und einstudieren sollte.

Die Pastorschen hatten überhaupt ihre liebe Not damit gehabt, die zur Ausführung ihrer schönen Idee benötigten Kräfte zusammenzubringen und ihnen alle Gewissensängste und sonstigen

Befürchtungen auszureden. Aber im Vergewaltigen von andrer Leute Willen waren die energischen Westfalinnen groß. Und nachdem sie ihres Zylinderhuts Scheu vor einem öffentlichen und möglicherweise ins Lächerliche umschlagenden Auftreten, sowie Fräulein Linchens jungfräuliche Verschämtheit glücklich überwunden hatten, machten sie sich an die härteste Aufgabe heran, nämlich die, ihre kleine Freundin Ruth zur Mitwirkung bei dem abendlichen Huldigungskonzert zu bewegen. Denn die stille Ruth hatte die süßeste, glockenreinste Sopranstimme, die jemals in Assenburg erklungen war, und darum sollte sie die Chorführerin werden. Aber Ruth hatte schwere Bedenken, sie wollte überhaupt an der sportsmäßigen Schwärmerei für die gewesene Schauspielerin, die in der von den Pastorschen gegründeten sogenannten Noraliga eifrig betrieben wurde, nicht länger teilnehmen. Da liefen die Pastorschen in ihrem Zorn zu Fräulein Marie selbst, in deren Güte und Nachsichtigkeit sie unbeschränktes Vertrauen hatten, entdeckten ihr das ganze Geheimnis, und baten sie, Ruth zur Mitwirkung bei ihrem herrlichen Plan zu überreden.

Da lächelte die sanfte Vorsteherin noch ein wenig wehmütiger als sonst, so daß die Pastorschen sofort an den toten Bräutigam denken mußten, und besann sich eine ganze Weile, ob sie ihnen den Willen tun sollte. Aber endlich sagte sie es ihnen zu, ließ Ruth zu sich kommen und stellte ihr vor, daß sie es nicht als ein Unrecht ansehen würde, wenn sie mit den anderen vor dem Krankenhause singen würde, um der Fremden damit eine Freude zu bereiten. „Denn warum solltest du ihr nicht eine harmlose Freude bereiten dürfen, die ihr und dir wohltun wird?“ fragte sie.

Das sagte sie aber aus ihrer langjährigen Kenntnis des Kleinmädchenherzens heraus, weil sie wohl wußte, daß kleine Geschenke und Aufmerksamkeiten, dem Gegenstand ihrer Verehrung dargebracht, die nötigen Ventile für solche überheizten Gefühle abgaben. Da hatte Ruth sich bereit erklärt, mitzusingen, und nun sollte die letzte Probe beim Musiklehrer stattfinden.

Nachdem Fräulein Linchen sich vor der Tür glücklich ausgekichert hatte, trat die Noraliga vollzählig in Herrn Dworaks helle Wohnstube ein, blieb dann aber wie festgebannt an der Stelle stehen. Denn da war ein zierlich gedeckter Kaffeetisch zu sehen, mit Sandkuchen und allerlei Torten beladen, und auf jedem Teller lag ein kleiner Blumenstrauß.

Ein wenig verlegen begrüßte der kleine Dworak die Mädchen. „Ich dachte, weil dies doch unsere letzte Zusammenkunft sein wird, könnten wir ein kleines Fest daraus machen, weil es mir solche große Freude gewesen ist, die lieben, jungen Damen so oft in vergnügtester Stimmung in meiner stillen Junggesellenklause vereinigt gesehen zu haben.“

„Fein haben Sie das gemacht, Zylinderhut“, rief nun Trees, die unterdessen an den Tisch herangetreten war, um ihn neugierig zu mustern. „Hier sitze ich, wo der Margueritenstrauß liegt, das sind meine Lieblingsblumen!“

Die kindlichen Freundinnen Herrn Dworaks freuten sich alle in harmloser Offenherzigkeit auf den bevorstehenden Schmaus, und nur Fräuleinchen Linchen errötete und brachte einige leise, im allgemeinen Jubel ungehört verhallende Einwendungen vor, denn sie nahm diesen schöngedeckten Tisch, die Kuchen und Torten und die Blumen für einen Ausdruck von Herrn Dworaks schüchterner Liebeswerbung, die sich nicht anders als durch die Blume, oder, in diesem Fall, durch viele Blumen zu äußern wagte.

Nachdem die Noraliga Erstaunliches in Essen und Trinken, Lachen und Necken geleistet hatte, begann gegen Abend endlich die eigentliche Musikprobe. Herr Dworak schulterte die Geige und spielte die Begleitung, die er zu Fräulein Linchens holdschwärmerischen Worten erfunden hatte, und die er nach vielen Bitten am Ständchenabend, hinter einem Holunderbusch versteckt, zu spielen versprochen hatte. Nun trat Ruth Gerlinger zu ihm und sang ihre Solopartie mit aufwärts gekehrtem Gesichtchen und dem Ausdruck eines in Anbetung versunkenen Engels.

Als das ganze Gesangsstück endlich zu Herrn Dworaks und Fräulein Linchens Zufriedenheit geraten war — Fräulein Linchen wachte darüber, daß die Worte ihrer Dichtung mit großer Deutlichkeit artikuliert wurden — trat der Musiklehrer in gehobenster Stimmung an ein kleines Schränkchen heran, das an der Wand hing und von seinen jungen Freundinnen bisher für ein harmloses Schlüsselkästchen gehalten worden war. Es zeigte sich aber nun, daß es

eine Sammlung feiner, bunter Likörfläschchen enthielt, von denen der kleine Dworak eines mit Bedacht auswählte, sich ein Gläschen füllte und, dieses in gezierter Weise zwischen Daumen und Zeigefinger haltend, in die Mitte des Zimmers trat und sich mit heimtückisch funkelnden Äuglein im Kreise umsah und eine Rede zu halten begann auf die von der Noraliga feurig verehrte Gottheit, die, in der jammervollen Gestalt einer gerissenen und abgerissenen Schmierenschauspielerin in Affenburg einfallend, es zuwege gebracht habe, durch ihre bloße Gegenwart diese ernsthafte und biedere Stadt in einen unruhig summenden, schwarmlustigen Bienenkorb zu verwandeln und das innewohnende Völklein in einen solchen Aufruhr und Rausch zu versetzen, daß es seine alte Königin, Rosa Heinemann, die sich bisher des ungeteilten Interesses ihrer Untertanen erfreut hatte, nun zugunsten ihrer jungen Kollegin und Nebenbuhlerin vom Thron zu werfen drohte.

Je länger der kleine Musiklehrer sprach, um so pfiffiger wurde der Ausdruck seines schmalen, bleichen Gesichts, um so ironischer der Klang seiner Stimme, so daß die eifrigen Mitglieder der Noraliga immer verdutzter ihren sonst so kritiklos gefälligen Freund und Verbündeten anstarrten, Trees Goedecke aber sich berufen fühlte, ein paarmal ein lautes: „Pfui, Zylinderhut, schämen Sie sich!“ dazwischen zu rufen.

Als Herr Dworak dann seine Rede mit einer Verbeugung beendete und das Gläschen, das er die ganze Zeit über kunstvoll balanciert hatte, an die Lippen setzte und bis zur Neige leerte, trat die dicke Gertrud Müller ein wenig vor, stemmte die Arme in die Seiten und sah ihre Gefährtinnen mit herausfordernden Blicken an, genau wie ihre Mutter hinter dem Ladentisch es zu machen pflegte, und sagte: „Der Zylinderhut hat ganz recht! Dies Getue um solch eine hergelaufene, verrissene Komödiantin ist einfach lächerlich! Und da soll ich nun noch mithelfen, diese Bettlerin anzuschmachten? Fällt mir nicht ein! Ich tu' einfach nicht mehr mit! Ich trete aus der Noraliga aus, ich singe morgen abend nicht mit!“

Da trat Therese Goedecke mit zwei erstaunlich langen Schritten neben sie hin, reckte ihren schönen, schlanken Leib hoch auf und sah mit flammender Verachtung auf die dicke Fleischerstochter nieder.

„Tritt du nur aus, aus unserem Bund! Wir hätten dich überhaupt gar nicht auffordern sollen einzutreten, denn du gehörst da gar nicht hinein, du Spielverderberin, du ärmliche Krämerseele! Du begreifst das freilich nicht, daß man eine Künstlerin bewundern und verehren kann, auch wenn sie keinen Pfennig Geld im Beutel hat! Geh du lieber in deiner Eltern Laden und bedanke dich, wenn die Kunden ein schmieriges Geldstück vor dich hinlegen! Währenddem wollen wir draußen im Schloßpark unter den hohen, stolzen Bäumen stehen und ihr danken, die uns einen feineren Genuß bereitet hat, als dir all dein Geld jemals verschaffen kann!“ Hier hielt sie ein, um mit zornsprühenden Augen im Kreise ihrer Gefährtinnen sich umzuschauen: „Oder soll das Ständchen etwa unterbleiben? Denkt eine unter euch so wie Gertrud Müller? Hat die einfältige Rede des spottlustigen Zylinderhut, der sich eine teuflische Freude daraus macht, uns zu verwirren und zu ärgern, auch auf euch solchen Eindruck gemacht, daß ihr nun aus Feigheit fahnenflüchtig werdet?? Darum frage ich jetzt: Wer denkt ebenso feige und gewöhnlich wie Gertrud Müller, die hebe die Hand auf und trete aus aus unserm Bund!“

Da sich aber keine Hand emporreckte, nickte sie befriedigt und brach in ein befreiendes Lachen aus.

„Da siehst du, Gertrud, du bist die einzige, die keinen Spaß versteht und unsere Begeisterung nicht mitzuempfinden vermag! Nur den Kuchen mitzuessen, das verstandest du prächtig!“

Keuchend vor verhaltener Wut, blickte die dicke Gertrud ihre furchtlose, wortgewandte Feindin an. „Warte nur — du Adelsfratz — du hochnäsiger — das sollst du noch bereuen — ich werde es meinen Eltern sagen.“ — Und laut aufheulend kehrte sie allen den Rücken und lief zur Tür hinaus, die sie mit heftigem Knall hinter sich zuschlug.

„Meine lieben jungen Damen“, begann jetzt Herr Dworak, nicht ohne eine gewiße schuldbewußte Verlegenheit. Therese Goedecke aber schnitt ihm ohne weiteres das Wort ab.

„Wollen Sie schon wieder eine Rede halten, Zylinderhut? Lassen Sie doch den Unsinn, Sie haben doch eben gesehen, was Sie damit an-

richten! Ich freue mich zwar, der dummen Gertrud bei dieser Gelegenheit mal ordentlich die Wahrheit gesagt zu haben, aber die hat jetzt auch eine schöne Wut auf mich!“

„Ja, Trees, da kannst du dich in acht nehmen,“ pflichtete Malle in schwesterlich kordialer Ruhe bei, „vielleicht streuen uns Müllers jetzt Gift auf unsere Braten!“

„Schwätz kein so dummes Zeug, Malle! Wir wollen jetzt überhaupt von der Gans nicht mehr reden, vor der fürchte ich mich doch nicht! Laßt uns jetzt lieber ausmachen, wann und wo wir uns morgen abend treffen wollen. Haben Sie die Erlaubnis zum Ständchen vom Doktor bekommen, Fräulein Linchen?“

„Ja, Therese, Doktor Petyar hat es sehr höflich und freundlich zugestanden, nur hat er zur Bedingung gemacht, daß das Ständchen, um der Nachtruhe der Kranken willen, nicht länger als bis um neun Uhr dauern dürfe.“

„Also versammeln wir uns morgen zwischen acht und halb neun auf dem verbotenen Parkweg hinterm Schloß! Werden Sie eigentlich auch dabei sein, Fräulein Linchen?“

Fräulein Linchen kicherte stark. Sie fühlte wohl, daß es sich eigentlich für eine Lehrerin nicht schickte bei solch einem verbotenen oder doch wenigstens heimlichen und gewagten Unternehmen in Person dabei zu sein, aber sie war eben noch so jung! Sie fühlte sich den Norabündlern so viel näherstehend, als den gesetzten, älteren Schwestern — und dann war ja auch Herr Dworak dabei! „Ich möchte doch wohl dabei sein, um zu sehen welchen Eindruck meine Worte hervorbringen — und Herrn Dworaks Spiel“, fügte sie höflich bei, mit einem neckischen Blick in der Richtung des Musiklehrers.

„Also, abgemacht! Um halb neun fangen wir an!“

Sie verabschiedeten sich lachend und polterten eilig die Treppen hinunter, denn sie wußten, daß zu Hause das Abendessen schon seit geraumer Zeit auf sie wartete.

Aber so rasch sie auch liefen, so war Gertrud Müllers Rache ihnen doch schon vorausgeeilt. Die beleidigte Fleischerstochter hatte den Eltern im Laden, noch atemlos vom Laufen, das geheime Vorhaben ihrer Gefährtinnen mit lauter Stimme erzählt, im Beisein aller Hausfrauen und Dienstmädchen, die da geduldig wartend versammelt standen, um den üblichen Aufschnitt fürs Nachtessen zu holen.

Das Ergebnis davon war nun, daß die aus der Probe heimkehrenden Töchter in ihren jeweiligen Familien mit einer Flut neugieriger Fragen oder — je nach dem Temperament und der Lebensanschauung der betreffenden Eltern — mit Vorwürfen und Scheltworten empfangen wurden. Die weitere Folge davon aber war die, daß am nächsten Tage schon von acht Uhr ab das halbe Städtchen sich dem Schloßpark zu bewegte, um scheinbar absichtslos und in harmloser Unterhaltung begriffen über die Wärme dieses Sommerabends, die einen aus den schwülen Häusern hinauslocke ins Freie, in der Nähe des Krankenhauses auf und ab zu promenieren. Da diese Schar von Neugierigen aber nicht wie die Institutsmädchen in das Innere des verbotenen Teiles des Parkes gelangen konnten, war es ihnen nicht vergönnt, die jugendlichen Sängerinnen und ihre beiden erwachsenen Begleiter, den Komponisten und die Dichterin, hinterm Gebüsch des Spitalgartens unter aufgeregtem Geflüster und Gekicher Aufstellung nehmen zu sehen; ferner wurde ihnen der noch weit interessantere Anblick der rückwärts gelegenen Spitalfenster entzogen, die sämtlich weit geöffnet standen und mit erwartungsvollen Lauschern besetzt waren. In einem dieser Fenster stand die neugebackene Krankenschwester mit dem auffallend grellblond gefärbten Haar, die Heldin, die durch ihre bloße Anwesenheit im Städtchen schon so viel Aufregung und Begeisterung, Empörung und Streit entfacht hatte, und die nun von der Elite der Affenburger Honoratiorenjugend obendrein noch angesungen werden sollte. Einige Schritte hinter ihr, in den Schatten des bereits dämmrigen Zimmers eingehüllt, stand Doktor Petyar, die Arme vor der Brust gekreuzt, und mit dem Rücken an den Tisch gelehnt, einen erwartungsvollen, nervösgespanten Zug in seinem verschlossenen, gelbbraunen Napoleonsgesicht. Im Nebenzimmer aber lagen seine beiden Töchter breit im Fenster, blaß und farblos wie große, duftlose Schattenblumen.

Plötzlich blieb die lustwandelnde Menge, die zwischen dem Kavalierhäuschen und dem Spitalgarten unermüdlich hin und her pendelte wie festgebannt stehen. Denn es kam aus dem

dämmrigen Park von jenseits des Krankenhauses eine Stimme wie ein Amselruf, sehnsuchtsvoll, rein und süß, durch die weiche Abendluft geflogen, begleitet von den schwirrenden Klängen einer Violine. Sie kannten alle diese Stimme von der Kirche her: das war die kleine Missionarin, die da sang. Viele Köpfe wandten sich neugierig nach der Richtung, wo der Pfarrer und seine Frau ein wenig abseits von den anderen standen. Was die wohl dazu sagten, daß die schöne Stimme ihres frommen Nichtleins zu solch unheiligem Zweck mißbraucht wurde? Der Frau Pfarrer stand denn auch die Entrüstung zu aller Genugtuung deutlich auf dem Gesicht geschrieben, während sich aus dem bleichen und scheuen Antlitz des Pfarrers ebensowohl Verlegenheit als geistesabwesende Versunkenheit herauslesen ließ.

Die kleine Ruth aber sang weiter drüben unter den hohen Bäumen des verbotenen Gartens, unbekümmert um die Gedanken derer, die von ihr ungesehen auf den staubigen, öffentlichen Spazierwegen jenseits des Zaunes standen. Sie sah nur die Verkörperung ihres jugendlichen Liebes- und Lebensdranges in Gestalt des fremdartigen, jungen Weibes droben am Fenster stehen. Und zu ihr nur sang die sehnsuchtsvolle, reine Kinderstimme hinauf, die den Genesenden und den Kranken an den Fenstern und in den Betten des Spitals die Tränen in die Augen trieb.

Aber auch Mariana Rimaldi wurden die Augen heiß und feucht. Und das reinliche, glatte Schwesternkleid hinderte sie am Atmen, so, als sei es ihr plötzlich zu eng geworden. Sie hätte es gern heruntergerissen, denn es gehörte nicht zu ihr. Warum hatte sie sich überhaupt in dieses Krankenhaus einsperren lassen? Ging draußen in der Welt nicht das Leben seinen alten, wildbewegten Gang weiter, und sollte sie nie wieder in seine brandende Flut eintauchen, sondern hier abseits am Wege stehenbleiben und langsam absterben, verrosten! Sich das Herz vom Rost zerfressen lassen wie der eiserne Postillon, das Wahrzeichen dieses öden Städtchens? Was tat sie noch hier im Krankenhaus, jetzt, wo sie wiedr genesen war, in dieser Stadt, die sie nichts anging, in diesem Kleid, das eine Lüge war, zwischen diesen Kranken und Krankenpflegerinnen, die sie Schwester nannten, obschon sie das nicht war, denn ihre Lebensanschauung, ihre Freuden und Leiden waren nicht dieselben, und ihre Seelen verstanden einander nicht, weil sie eine ganz verschiedene Sprache redeten; sie kannten das Sehnen nicht, das in ihr brannte, und sie auf die Wege schwerster körperlicher Entbehrungen und durch die Niederungen des Elends und des Schmutzes jagte, immer der Ferne entgegen, dahin, wo das Leben in Feuersgluten und wildem, rhythmischem Tanz sich auslöste, dahin, wo die singende Mädchenstimme hindrängte, in die Zukunft, die niemals Gegenwart wurde!

Jetzt fielen die anderen Mädchenstimmen im Chorus ein. Und über ihnen schwebte Therese Goedeckes schöne Altstimme wie tiefer, warmer Glockenklang.

Als das Ständchen beendet war, sprach die gewesene Schauspielerin von ihrem erhöhten Fensterstand herab ihren jungen Verehrerinnen in kurzen, warmen Worten ihren Dank aus. Sie sagte ihnen, daß sie ihr weit mehr gegeben hätten an Anregung und Freude, als sie ihnen je hätte geben können.

Da protestierten die Mädchen unter Geschrei und Hurrarufen und liefen mit glühenden Köpfen davon, beseligt über das Gelingen ihres Streiches. Ihnen nach folgte Fräulein Linchen, nicht weniger stolz und ebenso rot und erregt wie ihre Schülerinnen. Und auch der Musiklehrer kam befriedigt hinter seinem Hollunderstrauch vorgekrochen, in einem tadellosen Gehrock und spiegelblankem Zylinderhut.

Unter lebhaftem Austausch rühmender oder kritischer Bemerkungen über das „zufällig" erlauschte Ständchen verlief sich langsam die vor dem Schloß stationierte Menschenmenge. Im Eifer ihrer Unterhaltung hätten sie fast vergessen, zu den Fenstern des Affenkäfigs hinaufzuschauen, wo die alte Heinemann und ihre Nichte zu sehen waren. Die alte Schauspielerin saß steif aufgerichtet auf dem grünen Plüschsofa, das die Nichten dicht ans Fenster hatten schieben müssen, sie nickte mit dem Kopf und mit einer gelbflügeligen Haube unaufhörlich den Vorüberwandelnden zu, während ihr Affe, der auf der äußeren Fensterbank saß, sich damit beschäftigte, ihnen höhnische Fratzen zu schneiden.

Als es still geworden war, rings ums Krankenhaus her, trat Mariana Rimaldi end-

lich langsam vom Fenster zurück und sah dem stummen Mann in die Augen, der noch immer mit gekreuzten Armen am Tisch lehnte. Als ihre Blicke sich trafen, wurde sein braunes Gesicht um einen Schein bleicher.

„Sie wollen fort — Ihr altes Leben wieder aufnehmen?"

„Ja."

„Ich dachte es mir. Diese Ovation ist Ihnen wie ein berauschender Trank ins Blut gegangen, wie einem Trinker, dem eine Zeitlang der Alkohol vorenthalten wurde. Und nun wirkt das Gift mit verdoppelter Kraft und wirft alle neugefaßten Vorsätze über den Haufen. Ich kann Ihnen das wohl nachfühlen, ich bin selbst kein Philister, ich leide unter der Enge und Nüchternheit des hiesigen Lebens so gut wie Sie! Mein Großvater ist ein wandernder Musikant, ein landstreichender Zigeuner gewesen, und sein Blut ist noch nicht ganz in mir erstorben! Aber ich bin hier fest eingebunden, ich habe Frau und Kinder und einen Beruf — und sogar ein Steckenpferd: hier das Krankenhaus! Und der Beruf erfordert viel Kraft — Gott sei Dank! Sie haben ja gesehen, daß ich arbeite wie ein Pferd, das tut gut, aber zwischen der Arbeit ein erholendes Aufatmen, eine kleine, dem Genuß gewidmete Ruhepause, das brauche ich so gut, wie jeder Mensch, und das haben Sie mir gegeben, solche Erholungsstunde!"

Seine Augen schweiften über den Tisch hin, auf dem allerlei Bücher ausgebreitet lagen, die er ihr gebracht hatte, in denen sie zusammen in den schwereroberten Freistunden gelesen, und über deren Inhalt sie gesprochen und gestritten hatten. Er war so froh gewesen, wieder einmal mit einem gleichgestimmten, verstehenden und nicht empfindlichen Menschen frei von der Leber weg reden zu können, ohne gegen assenburgische Schranken und Ansichten zu stoßen. Er hatte gedacht, dies fremde, unterhaltende Vöglein womöglich dauernd an sich fesseln zu können, wenn er es reichlich mit guter Nahrung versehen würde, d. h. mit anregender und unterhaltender Lektüre. Aber jetzt sah er, daß sie es trotzdem nicht aushielt in dieser ungewohnten Umgebung, und daß sie leidenschaftlich zurückverlangte ins alte Schauspielerleben, in dem Hoffnung und Enttäuschung, Glanz und Elend bunt miteinander abwechselten. Aber ein Weilchen konnte sie wohl noch aushalten hier, eine kurze Lenbsstunde ihm noch opfern! Mußte er selbst nicht die ganze lange Lebenszeit hier aushalten? Ja, das sollte und mußte sie, denn er wollte es so!

Er trat dicht vor sie hin und sah ihr mit jenem mitleidlosen und zwingenden Blick in die Augen, vor dem alle Assenburger sich fürchteten, die Gesunden wie die Kranken. „Halten Sie dieses Jahr noch aus, schenken Sie mir dieses ein Jahr Ihres Lebens, Mariana! Wenn das Jahr um ist, werde ich dann versuchen, Ihnen an irgendeiner größeren Bühne eine Ihrem Talent entsprechende Anstellung zu verschaffen — und zwar nicht nur versuchen, ich werde es auch erlangen, Sie wissen ja, daß es meine Art nicht ist, mich mit vergeblichen Bitten abzugeben!"

„Nein, Ihre Bitten pflegen Befehlen verzweifelt ähnlich zu sehen!"

„Finden Sie? Aber jetzt befehle ich Ihnen nicht, hierzubleiben, weil ich dazu kein Recht habe, da Sie jetzt keine Kranke mehr sind, sondern ich bitte Sie darum, bitte Sie allerdings inständigst — wollen Sie es mir versprechen? Dann geben Sie mir die Hand darauf!"

Er hielt ihr seine Hand hin, und wieder lag dasselbe zwingende Wollen in dieser Gebärde wie vorhin in seinem Blick. Und als stünde sie unter dem hypnotischen Bann dieses Willens, legte sie langsam ihre Hand in die seine. „Ja, ich werde hierbleiben." —

Eine gewitterschwüle Nacht war es, die auf diesen Abend folgte, und es zitterte eine seltsame Aufregung in der Luft, die die Assenburger am Schlafen hinderte. Es war, als ob der Amselgesang der kleinen Missionarin noch immer über das Städtchen hinschwirre. Weder im Pfarrhaus noch im Doktorhaus, weder in der Apotheke noch im Schloß wollte sich in dieser Nacht der gewohnte schläfrige Frieden einstellen, der Vorläufer des gesunden Assenburger Schlafes. Die Frau Pfarrer konnte nicht aufhören, über das Ungebührliche des stattgehabten Ständchens sich zu ihrem Mann auszusprechen, bis ihr endlich um Mitternacht der Schlaf den Mund verschloß. Da erhob sich der stumme Gatte leise von ihrer Seite, warf den Schlafrock um und stahl sich in sein Studierzimmer hinüber, wo er das Fenster weit aufsperrte, sich den Stuhl dicht

heranrückte und zu lesen begann — nicht in Büchern diesmal, sondern in der Nacht draußen, die voll geheimnisvollen Lebens war. Es raschelten die feinen Blättchen der Birke, als schüttle sie eine unsichtbare Hand, die weißen Lilien unten im Garten hauchten süße, schwere Düfte aus, weißgraue Nachtfalter tauchten aus dem Dunkel auf und verschwanden wieder, eine Fledermaus glitt mit lautlosem Flug dicht am Fenster vorüber, und ein Vogel stieß im Schlaf ein paar kurze, girrende Flötentöne aus. Eingehüllt ins geheimnisvolle Kleid der Dunkelheit stand der Sommer draußen vor dem Fenster und rief nach ihm, er aber saß da, still und steif, ein gebundener, hilfloser Mensch.

Und gegenüber, im zweiten Stockwerk der Apotheke wollte das Licht in dieser Nacht nicht erlöschen. Ein großer menschlicher Schatten bewegte sich unaufhörlich hinter den zugezogenen Fenstervorhängen hin und her.

Es war die Pastorin Goedecke, die da rastlos auf und ab wanderte. Ihr ehrliches, großes Gesicht erglühte abwechselnd, jetzt in Zorn, dann wieder in Begeisterung. Endlich hielt sie es nicht länger aus und stürzte in die nebenan gelegene Schlafstube ihrer Töchter hinüber. Da lagen die großen Kinder schon in tiefem Schlaf. Sie zerrte erst Malle, dann Trees an den blonden Zöpfen. „Hört mal! Wacht mal auf! Ich hab' euch was mitzuteilen! Was Empörendes zuerst und dann was Erhebendes! Das Empörende hab' ich euch bis jetzt verschwiegen, um eure frohe Festlaune nicht zu stören, aber nun müßt ihr's doch wissen!"

„Was ist denn, Mama", fragte Trees schlaftrunken und mehr ungeduldig als interessiert.

Da platzte die Pastorin los: „Diese ordinären Müllers haben erklärt, uns nichts mehr liefern zu wollen — ihr hättet ihre Tochter beleidigt! Was habt ihr denn dem fetten Balg getan?"

Trees setzte sich mit einem Ruck im Bett auf. Ihre tiefblauen Augen begannen zu glühen. „Ich hab' ihr die Wahrheit gesagt, gestern abend in der Probe, und das hatte sie nötig, das kannst du mir glauben!"

„Ich glaub' das gern! Aber der Müllersche Laden ist jetzt für uns verschlossen!"

„Dann gibt es Sonntags nie mehr Huhn mit Reis? Dann müssen wir jetzt immer das Kuhfleisch vom Hinderer essen?" fragte Malle in wehmütiger Resignation aus ihren Kissen heraus.

Die dicken, roten Backen der Pastorin blähten sich noch mehr auf, ihr ganzer Kopf schien anzuschwellen, und dann brach die Prophezeiung aus ihr heraus: „Wir werden noch Hühner essen, zartere und fettere, als Müllers Ladentisch jemals gesehen hat! Ich werde sie schaffen — ich! Ich hab' eine Idee!"

Da fuhren sie beide wie elektrisiert in ihren Betten hoch.

„Einen Hühnerstall? Du willst Hühner halten? Aber wo denn? Hier auf der Etage? Apothekers werden das gewiß nicht erlauben, die sind ja so pimpelig!"

„Dumme Göhren! Meint ihr, so kleinlich finge ich an! Ich habe eine große Idee geboren, soeben, hier nebenan, während ihr harmlos schlieft, eine die sowohl euer wie mein Leben gänzlich umwandeln wird, die eure Zukunft neugestalten wird! Ihr werdet nämlich reich werden, Kinder, ebenso reich wie euer vom Schicksal bevorzugter Bruder, der Junker! Denn das hab' ich immer gesagt: Es ist eine Gemeinheit, daß er all das Geld vom Domänenpächter erben soll, und ihr nur die paar lumpigen Taler vom Pastor! Da hab' ich schon oft darüber nachgedacht, wie das zu ändern wäre, und nun hab' ich's! Die rachsüchtige Gemeinheit von diesen Müllers hat mir endlich zu der richtigen Idee verholfen, mög' der liebe Gott sie dafür segnen! Ich werde mit meinem kleinen Kapital und mit euren paar Talern wuchern, bis sie sich verdreifacht, verfünffacht, ja, verhundertfacht haben!"

„Und wie willst du das machen, Mama?"

„Ich werde eine Geflügel- und eine Schweinezucht anfangen, euch und mir und dem ganzen Land hier zum Segen!"

„Kannst du das denn?"

Da fuhr die adlige Pastorin beleidigt auf. „Dumme Frage! Wie sollt ich das nicht können. habe ich euch nicht hundertmal erzählt, was ich daheim, auf Seelendonk, auf dem Gänse- und Schweinegebiet geleistet habe?"

„Ja, das hast du! Aber hier in der Apotheke?"

„Kleiner Schafskopf! Natürlich müssen

wir umziehen! Ich brauche Wiesen, Ställe, überhaupt einen Hof mit Ökonomiegebäuden."

„Ja, aber —"

„Hört nur zu! Ihr kennt meinen Plan erst zur Hälfte!" Sie holte sich einen Stuhl, schob denselben zwischen die beiden Betten der Töchter und ließ sich breit darauf nieder. „Ihr kennt das Hellenbergsche Anwesen?"

„Natürlich!"

„Ihr wißt auch, daß es seit dem Tode der alten Hellenbergs brachliegt und verkommt, denn der Kurt ist ein halber Idiot, und seine Schwester, die dumme Helene bringt natürlich auch nichts weiter fertig, als ihre paar Blumen im Vorgarten zu ziehen!"

„Schrei nicht so laut, Mama, du weißt, daß Fräulein Karoline hier unten schläft, und sie schwärmt doch für den Kurt! Und die Frau Apotheker auch! Er sitzt doch immer im Hinterstübchen und frißt allen Kuchen allein auf, den Fräulein Karoline gebacken hat!"

„Das Schaf! Ich meine damit Fräulein Karoline. Aber unterbrich mich nicht wieder, Trees, sonst kitzle ich dich an den Füßen!"

Da schrie Trees laut auf. „Mama, das läßt du bleiben, das sag' ich dir! Du weißt doch, daß mich das verrückt macht!"

„Dann hör ruhig zu! Also, wir werden zu den Hellenbergschen Geschwistern ziehen. Wir werden das Erdgeschoß mieten und uns die Benutzung des Hofes, der Ställe und der Wiese ausbedingen. Ich werde mit der dummen Helene schon morgen darüber sprechen. Sie und ihr Bruder haben ja überreichlich Platz im ersten Stock, den Dachstock können sie uns dann auch noch abtreten, denn da soll der Junker wohnen, wenn er endlich ausstudiert hat, der kann mir dann helfen im Geschäft. Wir müssen uns aber außerdem noch einen Esel halten, der das Geflügel in einem Karren zur Bahnstation fährt, denn mit dem bißchen Absatz in Assenburg selbst kann ich mich natürlich nicht begnügen. Auch werde ich eine kräftige Magd von Seelendonk kommen lassen, Onkel Max soll sie aussuchen und herschicken samt einem guten Zuchthahn und noch einem Paar Seelendonker Gänse. Die Hühner kaufe ich hier in der Umgegend zusammen, auch die nötigen Schweine finde ich hier. Da fällt mir übrigens ein, der Kurt, dieser unnütze Tagedieb, könnte den Eselkarren zur Bahn kutschieren, dann brauch' ich dafür nicht noch extra einen Burschen zu dingen! Dem wird das Spaß machen, und er gelangt dadurch zu einer gesunden Beschäftigung. Das werd' ich auch der dummen Helene klarmachen, wie gut das ihrem gähnenden Stubenhocker von Bruder tun wird! Vielleicht schärft das auf die Dauer noch sein bißchen Verstand! Und der dummen Helene werd' ich mich auch mütterlich annehmen, sie kann mir beim Gemüsebau zur Hand geh'n. Denn auch darauf werde ich mich verlegen; der große verödete Garten hinterm Haus schreit ja förmlich nach Ausnutzung, und es ist eine Schande, wie wenig sie sich hier auf's Gemüse verstehen! Das grüne Zeug, das sie hier unter dem Namen Gemüse auf den Markt bringen, schmeckt ja keinem anständig aufgewachsenen Menschen. Ich werde Setzlinge und Samen von verschiedenen edleren Gemüsesorten kommen lassen, und es tut mir nur leid, daß ich nicht unsern guten Seelendonkschen Mist mitkommen lassen kann, aber den verbraucht Onkel Max ja allen selbst! Kartoffeln ziehen wir natürlich auch ein großes Feld voll, denn die wässrigen Knollen, die die hiesigen Bauern hervorbringen, sind höchstens gut genug als Viehfutter! Ich werde den Boden mit Sand untermengen, denn sie wollen einen losen Boden. Die hiesigen Leute sollen sich wundern — die haben ja keine Ahnung!"

„Du, Mamachen, was sollen denn wir dabei tun?"

„Na, ihr könnt mir bei allem zur Hand gehen, Arbeit genug, das versprech ich euch!" Und die Pastorin ließ ein tiefes, klangvolles Lachen hören. „Das könnt ihr euch dann später einteilen, wie ihr wollt, wofür eine jede am meisten Lust und Geschick zeigt, das bleibt ihr dann im besonderen überlassen, Geflügel oder Schweine!"

„Ist das alles wirklich und wahrhaftig dein Ernst, Mama? Auf Ehrenwort?"

„Auf Ehrenwort!"

„Hurra! Aber dann treten wir sofort aus der Schule aus, wir haben auch jetzt genug von dem alten Bücherkram! Nur der Abschied von Fräulein Marie — ja, das ist häßlich — und daß die Noraliga dann wieder in die Brüche geht; denn ohne uns kann die sich doch nicht

halten, weder Ruth noch die andern haben das Zeug dazu!"

„Hurra!" Jetzt sprang Malle aus dem Bett und begann auf bloßen Füßen, im langen, weißen Nachtkleid wie eine Wilde umherzutanzen. „Ich übernehme die Schweine, die grunzen so herrlich!"

Da sprang auch Trees aus dem Bett, umfaßte Malle und wirbelte mit ihr durchs Zimmer. Dann mäßigten sie, wie auf Verabredung, plötzlich ihr tolles Tanztempo, ihre Bewegungen wurden rhythmischer und anmutiger, und sie begannen zu singen: „Kling, klang, Gloribusch, ich tanz' mit meiner Frau!"

Die Pastorin Mutter wurde gerührt. „Ja, ja, tanzt und singt ihr nur, meine kleinen Pastorschen! Freut euch nur aus Herzensgrund! Aber freut euch nicht bloß auf die Hühner und die Schweine und auf das Gackern und Grunzen, ihr kindischen Dinger, sondern denkt an das umgestaltete Bild eurer Zukunft, an den schönen Reichtum, der euch jetzt an Stelle der hoffnungslosen, pastörlichen Armut erwartet! Ihr werdet gesuchte Partien sein, hochgestellte Männer werden sich um euch bewerben." —

„Pfui, Mama, red' nicht solchen Unsinn", schrie Trees und hielt mit Tanzen ein. „Du weißt doch, daß wir keine Männer wollen — solch ein dummes Chor!"

„Pscht, Trees, lästre nicht so! Es gibt auch edle, herrliche Männer, denk' doch an den Bismarck! Ihr kennt nur keine, denn hier in Assenburg gibt es keine."

„Ach, was, Männer hin, Männer her, wir tanzen lieber miteinander, als mit so ekligen Hosenfritzen! Komm, Malle, hopp! Tralala, tralala, tralalalala . . ."

Und sie sangen und tanzten weiter, bis einige harte Stöße unter den Fußboden sie plötzlich stillstehen und verstummen ließen.

„Das ist Fräulein Karoline! Sie hat extra die Fahnenstange in ihr Zimmer gestellt, um damit gegen die Decke stoßen zu können, wenn wir Lärm machen."

„Ich möchte nur, Apothekers drohten uns morgen wieder mit der Wohnungskündigung! Dann würden wir sie hochmütig ansehen und sagen, es sei eben unsere Absicht, auszuziehen, denn es sei uns zu still und langweilig in ihrem Hause! Und dann d i e Gesichter! Stellt euch das vor!"

„Au, ja, das tun wir! Wir kündigen morgen, das gibt einen Hauptjux, da machen wir ein Fest draus!"

„Aber nun in die Betten, es ist Mitternacht vorüber! Und schlaft in Frieden, meine geliebten Kinder, und vertraut eurer Mutter; sie hat die Sorge für eure Zukunft in ihre treuen Hände genommen, und die werden arbeiten für euch — hart arbeiten — im Schweiße ihres Angesichts, wie es in der Bibel heißt! Schlaft wohl!" Die Augen voller Tränen heißer Rührung, das Herz in Begeisterung geschwellt, verließ die Pastorin das Zimmer der Töchter, um sich endlich zu Bett zu legen, und ihre schönen Zukunftsvisionen friedvoll zu beschnarchen. —

Fast zur gleichen Zeit wie die adlige Pastorin, begab sich auch Frau Doktor Petyar in das Schlafzimmer ihrer Töchter.

Die beiden großen Zwillingsschwestern lagen regungslos in ihren Betten, als die stattliche Mutter in der ihr eigenen, langsamen und feierlichen Art das Zimmer betrat. Ihr Gesicht wurde von dem Schein der kleinen Lampe, die sie in der Hand trug, grell beleuchtet, so daß zwei rote Flecken unter den Augen sichtbar wurden, die scharf von der sonstigen, eintönigen Blässe dieses regelmäßig geschnittenen Antlitzes abstachen.

Frau Doktor Petyar war als junges Mädchen eine in ganz Assenburg bewunderte und berühmte Schönheit gewesen. Sie hatte die ebenmäßige, imponierende Gestalt sowie den klassischen Schnitt des Gesichtes bis auf den heutigen Tag behalten, nur, daß sich der einstige natürliche Stolz der Haltung jetzt in eine gewollte steife Feierlichkeit umgesetzt hatte, und daß das immer noch schöne Gesicht so sonderbar ausdruckslos dreinschaute, daß es an eine wächserne Maske erinnerte.

Frau Doktor Petyar hob die schweren Augenlider und sah mit ihrem verschleierten und leeren Blick von der einen Tochter zur anderen. „Wie ich sehe, wacht ihr beide noch. Da kann ich ja noch ein Wort mit euch reden. Es geht mir wie euch, ich kann heute nacht keinen Schlaf finden. Es liegt wohl an der schwülen Luft."

Sie sprach ebenso gesucht langsam und gemessen, wie sie sich bewegte.

„Denkt ihr noch über das Ständchen nach? Ich finde es sonderbar vom Vater, daß er den Backfischen die Erlaubnis dazu erteilt hat. Findet ihr das nicht auch sonderbar?"

„Doch, Mutter."

„Vater handelt öfter unvorsichtig. Die Leute reden schon. Sie reden allerlei."

„Ja, das ist nicht zu verwundern."

„Es wäre gut, wenn die Person das Krankenhaus und die Stadt wieder räumen würde und in ihre gewohnte Umgebung zurückkehrte. Nicht, daß ich etwa eifersüchtig auf sie wäre, das müßt ihr ja nicht glauben, dazu ist ja auch kein Grund vorhanden. Aber unvorsichtig ist der Vater. Er denkt nicht daran, daß die Leute darüber reden könnten!"

„Das weiß er wohl, Mutter, aber es ist ihm einerlei. Vater ist ja alles einerlei. Er tut immer alles, was ihm paßt, und er bereut auch nichts. Sonst hätte er doch auch das tolle Jagen mit seinem Wagen aufgegeben, nachdem er Erna dadurch fürs ganze Leben zu einem Krüppel gemacht hat! Aber nein, er fährt noch immer ebenso wild, und lacht nur, wenn ihm jemand dreinreden will!"

„Ja, so ist er. Aber ich möchte wohl wissen, was er so Besonderes an dieser ordinären Komödiantin findet! Geht er noch immer zu ihr aufs Zimmer?"

„Jede freie Stunde verbringt er da!"

„Ihr müßt aber darum ja nichts Böses denken! Vater hat einen sehr anstrengenden Beruf und braucht zwischendurch notwendig einige geistige Anregung und Erfrischung. Wahrscheinlich ist diese Schauspielerin ein gelehrter Blaustrumpf, und so macht es ihm nun Spaß, mit ihr über das zu streiten, was sie beide aus den Büchern herausgelesen haben. Das ist ja ganz natürlich, aber die Leute legen es anders aus, und das darf nicht sein, darum muß der Sache ein Ende gemacht werden. Die Person muß unbedingt fortgeschafft werden."

„Aber wie, Mutter?"

„Wie benimmt sie sich denn bei der Krankenpflege?"

„Sie versteht nichts davon, und wird auch nie zur Pflegerin taugen! Sie läuft gleich vor allem Häßlichen oder Traurigen davon! Heute noch, wo der abgestürzte Dachdecker operiert wurde! Da war die Reihe an ihr, das Becken zu halten, um das Blut aufzufangen, und da hat sie es einfach fallen lassen, mitten drin, und ist zur Tür hinausgelaufen! Das hätte mal eine von uns tun sollen! Ich glaube, Vater hätte uns mit einem einzigen Blick vernichtet, zusammengedrückt! Aber nun, weil es die Komödiantin war, hat er nur gelacht und der Lotte ein Zeichen gegeben, das Becken zu nehmen. Das ist doch ungerecht! Vater sagt uns ja überhaupt niemals ein anerkennendes Wort, wenn wir auch von morgens bis abends uns abplagen und wirklich mehr leisten, als richtig ausgebildete und bezahlte Assistenzärzte tun würden! Aber das sind wir ja nun einmal gewöhnt. Doch wenn dann noch eine ganz fremde Person, die nichts kann und nichts leistet, neben einem angestellt wird, und Vater macht mit der plötzlich eine Ausnahme, bewundert sie und sagt ihr freundliche Worte, und belacht jede ihrer Dummheiten, als ob sie ihm eine Extrafreude damit bereitete, so ärgert und empört einem das doch!"

„Ja, das tut es, Mutter, Lise hat recht! Und den Leuten kann man es auch nicht übelnehmen, wenn sie Böses denken!"

„Eben deshalb muß die Person aus dem Krankenhaus und aus der Stadt vertrieben werden. Das sagte ich euch vorhin schon."

„Aber wer will das fertigbringen, wenn Vater sie so ausdrücklich protegiert und zum Dableiben ermuntert? Niemand wagt es, ihm so offenkundig entgegenzuhandeln, du weißt doch, wie sie Vater alle fürchten und umschmeicheln!"

„Ihr, meine Töchter, müßt es tun. Natürlich nicht offenkundig — so plump dürft ihr nicht vorgehen, ihr müßt sie heimlich und unbemerkt — hinausärgern!"

„Wir?!"

„Ihr arbeitet doch mit ihr zusammen, also könnt ihr das auch."

„Aber Vater wird sich schwer ärgern, wenn sie fortgeht!"

Die Mutter schwieg einen Augenblick. Wie zufällig schob sie dann die Hand zwischen ihr Gesicht und die Lampe, und dann sprach sie langsam, mit klangloser Stimme, aus dem bergenden Schatten heraus: „Hat euer Vater auch etwa danach gefragt, ob ihr euch ärgern würdet, als er seinen Stellvertreter, den netten Doktor Fischer, so schnell fortschaffte nach seiner Rückkehr von England? Ich glaube, ich weiß den Grund

der beschleunigten Abreise des jungen Kollegen! Denn wenn Vater auch niemals lobt, so weiß er doch genau, was ihr ihm wert seid, und er will keine von euch missen, und keinem Mann erlauben, euch aus seinem Spital fortzuholen in eine andere Stadt und zu anderen Pflichten. Ob ihr aber nicht ebensogut wie jedes andere Mädchen ein Recht auf Liebes- und Eheglück habt, danach fragt er nicht!"

„Ja, Mutter, glaubst du denn, daß Doktor Fischer eine von uns — daß er Absichten hatte — weißt du sicher, daß —"

„Ich weiß nichts. Vater erzählt ja nichts. Ich ahne nur. Er sprach ja mit Vater und nicht mit mir, ehe er so plötzlich abreiste. Und Vater kümmert sich ja nie um meine oder eure Wünsche, so könnt ihr ja nun auch einmal nach seinem Rezept handeln und, ohne zu fragen, euren Willen durchsetzen und die Person vertreiben!"

Ja, das wollen wir!"

„Gute Nacht, Lise! Gute Nacht, Lotte!"

„Gute Nacht, Mutter", antworteten sie gleichzeitig mit sonderbar heiseren Stimmen, während die Mutter mit ihrer Lampe langsam wieder zur Tür hinausschritt, und das Zimmer in die frühere Dunkelheit zurückversank.

Die Zwillingsschwestern aber blieben stumm und regungslos liegen. Seit Doktor Fischers Aufenthalt in Assenburg hatte sich ihrer eine ungewohnte Schweigsamkeit und mißtrauische Zurückhaltung bemächtigt, die die alte, geschwisterliche Vertraulichkeit plötzlich ausgelöscht zu haben schien. Des Abends entkleideten sie sich eilig, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, und lagen dann regungslos in den Betten; jede das Gesicht der Wand zugekehrt.

So blieben sie denn auch jetzt stumm und steif liegen, obschon die Worte der Mutter einen mächtigen Aufruhr in ihren Herzen entfacht hatten.

Plötzlich aber richtete Lotte sich im Bett auf und horchte. Sie hatte Lisa leise aufschluchzen hören.

„Also sie auch", dachte sie. „Sie hat ihn auch liebgehabt! Vielleicht ist es gut, daß Vater ihn fortgeschickt hat! Denn wenn er mich genommen hätte — und ein sicheres Gefühl sagt es mir, daß ich es war, die er begehrte — so wäre das für die Ärmste ganz schrecklich gewesen!"

Und wie sie das dachte und sich im Geiste ihr eigenes Glück und die schwere Enttäuschung der Schwester ausmalte, und wie die dann verlassen und vereinsamt zurückgeblieben wäre, freudlos weiterarbeitend unter dem strengen Blick des Vaters, der niemals durch Anerkennung sie für ihre Leistungen belohnte, da wurde ihr warm und weich ums Herz, so daß sie aufstand, zum Bett der Schwester hinüberging, sich über die versteckt Schluchzende beugte und sie küßte. Dann setzte sie sich auf den Bettrand, legte den Arm um Lises Schultern und begann mitzuweinen.

Nun wurde Lise plötzlich ganz ruhig und still. Und dachte genau wie ihre Schwester: „Also sie auch! Sie weint, weil Vater den Mann, den sie liebte, fortgeschickt hat! Und doch sollte sie sich freuen, daß es so gekommen ist, denn ich war es ja, die er liebte, das habe ich deutlich gefühlt!" Und dann umschlang sie ihrerseits die Schwester und küßte sie. So trösteten sie sich liebreich gegenseitig, und jede bemitleidete die andere. Da sie ihr Mitleid aber in Küssen statt in Worten ausdrückten, wurden sie es nicht gewahr und kränkten sich nicht darüber. Und als sie endlich einschliefen, lagen sie miteinander zugekehrten Gesichtern da. —

Lärmender als bei den großen Doktorsmädchen, ging es in dieser Nacht im Schlafzimmer der Haselmaierschen Schwestern zu. Obschon Fräulein Marie und Fräulein Linchen — letztere mit dem Tagebuch unterm Kopfkissen — schon regungslos in den Betten lagen, kam Fräulein Hermine, die für sich allein nebenan schlief, immer noch einmal ins Zimmer hereingestoben mit ihrem allerböseſten Gesicht, um nur noch „eines" zu sagen. Sie war aber schon viermal wiedergekommen, um dieses letzte „eine" noch zu sagen. Und Fräulein Marie und Fräulein Linchen lagen ergebungsvoll da und ließen die zornigen Wortstürme gefaßt über sich hinfahren.

„Nur dies eine muß ich euch doch noch eben sagen," schrie Fräulein Hermine, „daß ich es unglaublich unverschämt von euch finde, das alles hinter meinem Rücken zu betreiben! Hat man das je gehört, daß zwei gebildete und vernünftig sein wollende Lehrerinnen sich mit ihren Schülerinnen zusammentun, um unsinnige Streiche auszuhecken und diese der dritten Lehrerin — die noch dazu ihre Schwester ist — zu

verheimlichen! Ihr wußtet freilich, daß ich dies unpassende Ständchen nicht gutgeheißen haben würde, und darum habt ihr es so feige vor mir verschwiegen! Und ich begreife dich wieder einmal absolut nicht, Marie, wie du zu dem kindischen Unsinn deine Zustimmung geben konntest! Und du, Linchen, solltest dich in Grund und Boden hinein schämen, dein schönes Talent zu solch liederlichem Zweck zu mißbrauchen! Ist das der Dank dafür, daß ich mir täglich die größte Mühe mit deiner Erziehung und Vervollkommnung gegeben habe und immer noch gebe, du undankbares, liebloses, heimtückisches Geschöpf? Du bist um kein Haar besser, als Ruth, die sich in dieser Sache ebenfalls als ein undankbares, taktloses und wetterwendisches Mädchen gezeigt hat! Man sollte euch beide —"

„Hermine, bedenke doch," sagte die sanfte, bittende Stimme der Ältesten aus ihrem Bett heraus, „daß —"

Da fuhr Fräulein Hermines dürre Gestalt blitzschnell zu ihr herum. „Ich habe nichts zu bedenken! Ich pflege ehrlich und deutlich meine Gedanken auszusprechen! Ich strafe und verbiete, wo ich solches für recht halte, aber Dank ernte ich freilich nicht dafür! Im Gegenteil, man könnte denken, ich sei diejenige, die Unrecht täte, ich sei die Strafbare, ich sei die Verbrecherin! So wird alles umgedreht! Solch eine Ungerechtigkeit empört mich! Meinst du denn, weil du zufällig die Ältere bist und darum den Titel der Vorsteherin trägst, und weil der Hermann Gerlinger, der dich zuerst verschmäht hat, dann später, als er notwendig wieder eine Frau brauchte, oder vielmehr eine Erzieherin für sein Kind, sich deiner wieder erinnerte und so gnädig war, dich zur Stiefmutter zu ernennen, meinst du, darum wärst du nun ein höheres Wesen als ich? Hättest mehr Rechte als ich? Brauchtest nur zu lächeln und dich anhimmeln zu lassen von allen Leuten, während ich alles Unangenehme ausfechten muß, nur um mich dafür noch verhöhnen zu lassen und Haß anstatt Liebe zu ernten? Ist das ein Standpunkt? Aber das eine will ich dir jetzt noch sagen: Morgen werde ich deine verzogene und vergötterte Ruth ins Gebet nehmen, da du nicht den Mut dazu hast! Da werde ich ihr einmal sagen —"

Da hob sich Fräulein Marie aus den Kissen und unterbrach die Schwester, indem sie mit erstaunlich lauter und fester Stimme sagte: „Das wirst du nicht tun! Nicht dir wurde das Kind anvertraut, sondern mir. Du hast mir bei Ruths Erziehung nicht dreinzureden, ich kann es mit ihr halten, wie ich will. Ruth gehört mir. Und jetzt gehe zu Bett und rede kein weiteres Wort mehr über das Ständchen, weder mit uns noch mit Ruth, noch mit den anderen Kindern. Gute Nacht. Und nimm jetzt gleich deine Tropfen, die Aufregung schadet dir sonst, und du hast dann morgen wieder deine schlimme Migräne."

Da verstummte Fräulein Hermine. Ihr zornrotes Gesicht wurde plötzlich blaß, und ein giftiges Lächeln zog ihre Mundwinkel herab. Aber sie sprach kein einziges Wort mehr und verließ in steifer Haltung das Zimmer.

Da wandte Fräulein Marie den Kopf und sah mitleidig nach der jüngsten Schwester hinüber. „Nimm es dir nicht zu Herzen, Linchen, sie kann wohl nicht anders, du weißt ja, daß sie nicht gesund ist. Und sie ist so viel ärmer als wir zwei, sie hat nichts, an dem sie sich erfreuen kann, und du hast doch deine schöne Dichtkunst, und ich habe meine Erinnerung und das Kind! Darum müssen wir nachsichtig und geduldig mit ihr sein, wenn sie uns auch wehe tut."

„Ich mache mir auch gar nichts aus ihrem Geschrei", sagte Fräulein Linchen. Und dann kroch sie wie ein Kind unter die Bettdecke und kicherte. Eigentlich machte es ihr ja Spaß, wenn die ältere Schwester sie ausschalt wie ein kleines Kind, sie fühlte sich dann so herrlich jung. Und dabei hielt sie die Hand heimlich auf ihrem Tagebuch, das wirkte wie ein Zaubermittel und stählte sie gegen alle Angriffe von außen.

Fräulein Marie aber schlief in dieser Nacht mit ihrem wehmütigsten Lächeln ein, denn die Schwestern hatten diesmal mit vergifteten Pfeilen geschossen; Hermine ahnte wohl, wie gern sie die erste und einzige Liebe ihres Hermanns gewesen wäre! Doch tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß das wohl zu viel des Glückes für sie, die bescheidene, unbedeutende Marie Haselmaier gewesen wäre. Hatte sie nicht trotzdem so viel, so viel zu danken? Das große, ehrende Vertrauen des geliebten Mannes . . . und das Kind . . .

Am spätesten von allen Affenburgern aber kamen die Bewohner des Kavalierhäuschens in

dieser aufgeregten Nacht zur Ruhe. Mitternacht war längst vorüber, da kam Hanne, die mit der alten Tante zusammenschlief, die Treppe heraufgelaufen. Halbwegs aber blieb sie plötzlich verwundert stehen und horchte. Sie hatte die Schwester schlafend anzutreffen gedacht, und nun klang ihr aus deren Zimmer leises Klavierspiel entgegen. Als sie geräuschlos die Tür öffnete, sah sie Martina im langen, weißen Nachthemd, über das das dunkle Haar wie ein Mantel herabfloß, vor dem Instrument sitzen und spielen.

„Aber, Tina, was tust du denn? Mitten in der Nacht! Warum liegst du nicht im Bett?"

„Was tust du denn, Hanne, mitten in der Nacht hier oben? Warum liegst du nicht im Bett?"

„Ja, denke dir, ich bin ganz verzweifelt: Tantchen schläft immer noch nicht! Und vorhin hat es fast so ausgesehen, als ob sie weinen wolle, während sie sagte: ‚Früher hat man mir auch Ständchen gebracht, warum bekümmert sich jetzt niemand mehr um mich, hat die Welt mich schon vergessen?' Aber dann hat sie auf einmal ganz energisch gerufen: ‚Die kleine Kollegin soll mich besuchen! Warum besucht sie mich nicht? Ich werde ihr allerlei nützliche Winke geben, sie soll zu mir kommen!'"

„Und was soll ich dabei tun?" fragte Martina, ohne vom Klavierstuhl aufzustehen oder auch nur ihr Gesicht herumzuwenden.

„Aber, Martina, du weißt doch so gut wie ich, daß Tantchen sich nicht grämen darf! Ich bin vorhin fast vergangen vor Angst, als sie so jämmerlich über das Ständchen sprach; ich dachte, sie stürbe mir unter der Hand weg! Wir müssen ihr durchaus ein Ständchen verschaffen, hörst du! So bald als möglich! An ihrem 90. Geburtstag, der ist ja schon bald! Fräulein Linchen kann ja den Text ein wenig umändern, damit er für Tantchen paßt, und dann lädt man Ruth Gerlinger und die anderen Mädchen zum Singen in den Garten ein, und Herr Dworak muß sie wieder dabei begleiten."

„Muß? Wenn er will, heißt das!"

„Deshalb mußt du morgen zu ihm gehen und ihn darum bitten."

„Ich glaube nicht, daß ich das tun werde!"

„Aber, Tina, bedenke doch, was auf dem Spiel steht! Und er ist doch dein Lehrer, daher kannst du es doch gut! Sonst tue ich's!"

„Nein, das laß nur bleiben — lieber noch bitt' ich ihn dann selbst darum, wenn es durchaus sein muß."

„Durchaus! Und auch die Rimaldi muß gleich morgen gebeten werden, an Tantchens Geburtstag irgendeine hübsche Aufführung zu machen. Willst du das auch übernehmen?"

„Meinetwegen! Und wen willst du sonst noch alles herzitiert haben? Laß lieber gleich einige Dutzend Einladungskarten drucken, ich möchte nicht von Haus zu Haus laufen müssen wie ein Hochzeitsbitter!"

„Spotte du nur! Ich werde allerdings Einladungskarten herumschicken, denn ich will eine venetianische Nacht am Geburtstagsabend arrangieren."

„Tu, was du willst, aber laß mich jetzt, bitte, mein Stück zu Ende spielen."

„Dein Phlegma hat etwas Aufreizendes und Empörendes, Martina —"

„Geh schnell hinunter, Hanne, wer weiß, ob Tantchen nicht jetzt eben wieder mit dem Weinen kämpft! Und du weißt, was da passieren kann! Setz' ihr nur schnell den Affen aufs Bett!"

Da jagte Hanne wirklich davon und flog die Trepe hinunter, als sei der Böse ihr auf den Fersen.

Martina lachte leise auf, und dann spielte sie weiter; es war ein wunderbar, suchendes und tastendes Spiel, und hier und da klang das Amselmotiv hindurch, das Anton Dworak für die süße Stimme der kleinen Ruth geschaffen hatte, und das auf Hannes Verlangen nun travestiert werden sollte, um ihrer alten Mumie von Tante als belebendes Amüsement zu dienen! Und darum sollte sie, Martina, ihn bitten, diesen feinen Künstler und heimlichen Spötter! Was die Welt doch für ein buntes Tollhaus war! Man tat gut daran, nichts ernst oder tragisch zu nehmen, sondern über alles zu lachen, sogar über den Tod und über die Liebe, obwohl die Menschen beides so gern in Feierlichkeit einhüllten; nackt gesehen, war auch dieses beides lächerlich, weil so viel Widerspruchsvolles und Unbegreifliches darin steckte. Gott sei Dank, daß sie über alles lachen konnte, das hob sie über allen Jammer hinaus! Nur der Amselgesang — der hätte nicht in der Welt sein dürfen, wenn das Herz leicht und frei bleiben sollte, denn der rührte an eine Saite ihres Gemüts, deren

Schwingung sie aus der gewohnten Ruhe brachte und ihr die Tränen in die Augen trieb. Und da half kein Lachen, davor streckten Spott und Hohn feige die Waffen.

* * *

Schon der nächste Morgen enthüllte einen Teil jener Schicksalsfäden, die diese geheimnisreiche Nacht gesponnen hatte, und die nun, vom Lebenswind getragen, aus den Häusern hinausflogen, einander begegneten und sich zu einem scheinbar zufälligen und doch gewollt kunstvollen Gewebe zusammenfügten.

Und es entstand ein Tag, an dem die Leute nicht oft genug den Kopf schütteln und sich verwundern konnten.

Er begann damit, daß ein grinsender, rotarmiger Metzgerbursche mitten in der Religionsstunde im Klassenzimmer des Instituts erschien mit einem blutbesudelten Brief vom Fleisch-, Wurst- und Geflügelhändler Müller, der den sofortigen Austritt seiner Tochter wegen Beleidigung seitens einer Mitschülerin vermeldete. Der Bursche trug eine leere Fleischermulde unterm Arm, und nachdem er der verblüfften Vorsteherin den Brief überreicht hatte, sah er sich mit suchendem Feldherrnblick in der Klasse um, tappte auf das leere Pult Gertrud Müllers zu, riß die darin befindlichen Hefte und Bücher heraus und warf sie klatschend in seine Mulde, worauf er diese auf die Schulter schwang und in herausfordernder Haltung, unter schrillem Pfeifen, das Zimmer verließ.

Nach diesem lärmenden Abgang des Metzgerburschen wollten sich in der Klasse weder Aufmerksamkeit noch Ruhe mehr herstellen lassen, obwohl Fräulein Marie wiederholt bittende Blicke den Schwestern Goedecke zuwarf, die heute den Teufel im Leibe zu haben schienen, keinen Augenblick stillsitzen konnten und unaufhörlich mit den Nachbarinnen zu flüstern hatten. Dabei sahen sie beständig auf die Uhr, rechneten halblaut die halben und Viertelstunden aus, die noch herumgehen mußten, ehe sie aus der Schule nach Hause stürzen konnten — um von der Mutter zu erfahren, ob es ihr unterdessen gelungen war, die Hellenbergschen Geschwister dazu zu überreden, einen Teil ihres Hauses an sie zu vermieten.

Denn die energische Pastorin hatte schon am frühen Morgen, als die Töchter sich auf den Schulweg machten, ihr heliotropfarbenes angezogen, um sich nach dem eine kleine Viertelstunde vor der Stadt draußen gelegenen Hellenbergschen Anwesen zu begeben, das ein Mittelding zwischen einem herrschaftlichen Landhaus und einem Bauernhof vorstellte. Es war seinerzeit von einem schwerreichen Fabrikanten für seinen wenig begabten und unbeständigen Sohn erbaut worden, um diesen in eine gesunde Tätigkeit hineinzuverpflichten. Der junge Hellenberg aber hatte die Arbeit, die der kleine Ökonomiebetrieb ihm aufbürden wollte, zum größten Teil dem klaren Kopf und den flinken Händen seiner Frau überlassen, und war nach deren Tode in einen Zustand hoffnungsloser Apathie verfallen, der ihm den letzten Rest an Tatenlust und Interesse für die Landwirtschaft raubte. So hatten denn seine beiden Kinder, Kurt und Helene, einen gut gefüllten Geldsack, aber leere Ställe und Scheunen, sowie einige brachliegende Äcker geerbt, waren aber trotzdem nicht zu bewegen gewesen, das Haus, in dem sie geboren und aufgewachsen waren, zu verlassen, obwohl ganz Assenburg sich bemüht hatte den starren Eigensinn der geistig schwach begabten Geschwister zu brechen, und diese zum Verkauf des Anwesens an einen verständigen Landwirt zu bewegen.

Aber nun steuerte die adlige Pastorin im Heliotropfarbenen tapferen Schrittes und ihres Sieges im voraus gewiß auf das kleine Landgut zu, das sie sich zum Schauplatz kühner Taten ausersehen hatte.

Sie ließ sich von der alten Walburg, die schon zwei Hellenbergschen Generationen gedient hatte und sich nun als tyrannische, mütterliche Beschützerin des verwaisten Geschwisterpaares gerierte, nicht abweisen, sondern schob die brummende Magd ohne weiteres beiseite, und drang in das große, altmodische Wohnzimmer ein, in dem die dumme Helene, über eine Arbeit gebeugt, am Tisch saß, während ihr Bruder Kurt, ein langer, fadblonder Mensch, mit blöde lächelndem Gesicht am Fenster stand und sich vor einem hochgehaltenen Handspiegel den Schnurrbart bürstete.

Es ging ein Gerücht um in Assenburg, daß Kurt Hellenberg, wenn er zu Hause war, überhaupt keine andere Beschäftigung kenne, als dieses ewige Bartbürsten, da noch jedermann, der

im Hellenbergschen Hause Besuch gemacht hatte, die Behauptung aufstellte, den jungen Mann bei dieser Arbeit angetroffen zu haben.

Die Pastorin Goedecke verwunderte sich also nicht im geringsten über den bürstenden Kurt, der ihren Eintritt ins Zimer völlig ignorierte und ungeniert in seiner Beschäftigung fortfuhr, sondern rief ihm ein lautes, fröhliches: „Guten Morgen!“ entgegen. „Nun, Herr Kurt, wächst und gedeiht er schön? Wahrhaftig, ja, er ist schon länger und schöner als dem Junker seiner, hätte der einen Neid, wenn er ihn sehen könnte! Er wäre aber auch wert, auf einem Reklamebild für Schnurrbartkosmetik verewigt zu werden, so schön ist er!“

Nun sah sich Kurt Hellenberg doch um und ließ Bürste und Spiegel langsam sinken. Er versuchte festzustellen, ob die Worte der stattlichen Dame in ernster oder in spöttischer Absicht gesagt seien. Aber da begegnete seinem Blick ein Paar solch strahlend freundlicher brauner Augen, daß sein Mißtrauen dahinschmolz und er seinen breiten Mund zu einem vergnüglichen Grinsen verzog. Und das war schon viel für den ungeselligen Kurt, dessen Gewohnheit es war, Besuche einfach zu ignorieren. So wandte sich die Pastorin Goedecke jetzt befriedigt ob ihres ersten Erfolges der Schwester zu, die die dumme Helene genannt wurde, welchen Namen sie sich im Institut durch ihr langsames und ungeschicktes Wesen zugezogen hatte, und mit dem die Assenburger sie ohne nähere Prüfung seither benannten, da es ihnen ausgemacht schien, daß die Tochter des dummen Hellenbergs auch wieder nichts anderes als dumm sein könnte.

Die dumme Helene erhob sich recht langsam und ungeschickt von ihrem Platz und starrte die zu so ungewöhnlich früher Stunde antretende Besucherin mit fassungsloser Verwunderung an.

„Guten Morgen, Fräulein Helenchen, wie geht's? Immer fleißig? Was malen Sie denn da? Zeigen Sie doch mal her! Ach, was werden Sie sich denn vor mir genieren! Das sollten mal meine zwei Rangen sehen, die frechen, zuversichtlichen Dinger! Die könnten von Ihrer Bescheidenheit lernen! Der Verkehr mit Ihnen täte denen wirklich gut!“

Da errötete die schüchterne Helene bis über die Ohren und sah, wie vorhin ihr Bruder, halb zweifelnd und halb beglückt in das treuherzige rote Gesicht der adligen Pastorin.

Die hatte unterdessen die Tasse in die Hand genommen, an der Helene Hellenberg so eifrig herumpinselte. „Ach so,“ sagte sie, „die kleinen Herrschaften sind mir nicht mehr ganz unbekannt, die sind aus dem Institut entsprungen, ja, ja. Meine Mädchen haben es nie bis zum Rokokopärchen gebracht, sie haben die Geduld nicht dazu. Aber niedlich ist es ja! Doch gesund ist das viele Sitzen und Pinseln nicht, Fräulein Helenchen, Sie sollten sich mehr in der frischen Luft herumtummeln, das macht schöne rote Backen, und Sie hätten ja die herrlichste Gelegenheit dazu in Ihrem großen Hof und Garten. Füttern Sie die Hühner selbst?“

„Nein, die Walburg tut das.“

„Also das Vergnügen lassen Sie sich entgehen? Arbeiten Sie viel im Garten, im Gemüsegarten hinterm Haus, meine ich.“

„Nein, nur die Rosen im Vorgarten pflege ich, an die Gemüsebeete läßt mich die Walburg nicht heran.“

„Sie Ärmste, so lassen Sie sich tyrannisieren und wie eine Gefangene hier einsperren? Da wissen Sie ja gar nicht, wie herrlich das Leben sein kann, wenn man das Glück hat, auf dem Lande zu wohnen und Tiere und Pflanzen zu haben, die man pflegen darf! Da will ich Ihnen mal gleich von meiner eigenen Jugend auf Seelendonk erzählen, und wie wir es da getrieben haben, meine sechs Schwestern und ich! Lassen Sie sich beide nur nicht in Ihrer Arbeit stören — denn zuhören können Sie ja wohl dabei? — und ich setze mich hier in diesen Stuhl und erzähle.“

Und das tat sie.

Die Geschwister hörten zu, ohne sie je mit einer Äußerung des Staunens oder der Teilnahme zu unterbrechen. Aber Helene legte nach einiger Zeit den Pinsel nieder, und Kurt stellte sein Bürsten ein und stand nun horchend da, mit hängenden Armen und weit offenem Mund, in der einen Hand den Spiegel in der anderen die Bürste.

Die adlige Pastorin freute sich ihres Erfolges, und ihre Stimme fand immer wärmere Herzenstöne, die der dummen Helene, welche an die rauhe, rechthaberische Stimme der alten

Walburg gewöhnt war, die hellen Tränen in die unschuldsvollen blauen Kinderaugen trieb.

Da nahm Frau Pastor Goedecke das verwaiste Mädchen in ihre Arme, drückte es an ihre starke, mütterliche Brust und bot ihm ihre Liebe, ihren Schutz und ihre lebenslängliche Gesellschaft an. Sie entrollte vor den staunenden Augen und Ohren ihres neuen Schützlings ihren Plan und wußte das zukünftige, gemeinsame Leben und Arbeiten so ergötzlich und verlockend zu schildern, daß sich die Gesichter ihrer nur langsam begreifenden Zuhörer mit der Zeit immer mehr erheiterten und verklärten. Endlich sah sie mit ihren in Lebensfreude strahlenden Augen von einem der stummen Geschwister zum andern. „Nun? Wollt Ihr? Sollen wir kommen? Wollt ihr eine Mutter und zwei Schwestern gewinnen mit einem Schlag? Es soll ein herrliches, ein heiteres Miteinanderarbeiten werden! Was meinen Sie, lieber Kurt, wenn wir uns einen Esel und ein Wägelchen dazu anschaffen, und Sie würden das Gefährt unter lustigem Peitschenknallen täglich nach der Station kutschieren? Wie wäre das, he? Fein, was?" Und die Pastorin nickte dem stummen, grinsenden Menschen so eifrig und eindringlich zu, als vermöchte sie damit, ihm ihre Begeisterung zu suggerieren. „Wollen Sie das, lieber Kurt? Ich bin sicher, Sie hätten Talent dazu — ich sehe Ihnen das an!"

Da wurde Kurt Hellenbergs Mund noch breiter, sein Lächeln noch blöder und nichtssagender, und dann ging er zu einer Kommode hin, zog mit lautem Gepolter eine Schublade heraus und legte Spiegel und Bürste hinein. Darauf verließ er ohne Wort und Gruß das Zimmer, und man hörte ihn schrill pfeifend die Treppe hinunterstolpern.

Die Pastorin sah etwas verwundert und ernüchtert drein und fragte: „Ist er nun böse, Ihr Bruder? Hat ihn mein gutgemeinter Vorschlag am Ende beleidigt, daß er so plötzlich davon läuft?"

Helene aber schüttelte mit gleichgültiger Miene den Kopf. „Warum sollte er böse sein? Das ist so seine Art, ohne Gruß davonzugehen. Er geht jetzt zu Apothekers, das tut er immer um diese Zeit."

Da atmete die Pastorin beruhigt auf und begann mit der dummen Helene, die ihr doch ein gut Teil klüger als der Bruder zu sein schien, einen erfreulich bunten und gesetzwidrigen Mietskontrakt aufzusetzen. Und dann ging sie in die Küche und holte die böse murrende Walburg am Arm heraus und ließ sich von ihr in den Hühnerstall und in den Gemüsegarten führen, und verwunderte sich in den lautesten, entrüstetsten Tönen, denen ihre tiefe, modulationsreiche Stimme fähig war, daß sie das alles bisher allein geschafft habe in ihrem hohen Alter. „Sie sollen eine kräftige Hilfe bekommen, werte Frau," rief sie begeistert aus, „ein schöner Feierabend, den Sie sich durch Fleiß und Treue ehrlich verdient haben, soll jetzt für Sie anbrechen!"

Da blieb das dürre, gebückte, alte Weiblein plötzlich stehen und rief mit rauher, eigensinniger Stimme: „Ich gehe nicht aus dem Haus, ich verlaß die Kinder nicht, das hab' ich der seligen Frau auf ihrem Sterbebett in die Hand geschworen, und wenn Sie mich auch mit der Polizei" . . . .

„Was fällt Ihnen ein," schrie die Pastorin zurück, „Sie sollen im Haus bleiben! Sie sollen im Gegenteil zu Ihren zwei Kindern noch zwei neue dazubekommen, meine zwei wilden, aber guten Töchterlein, die Ihrem Helenchen das Leben erheitern werden! Und eine kräftige, junge Magd als Stütze, die Sie nach Herzenslust herumkommandieren können, Sie herrschsüchtiges, braves altes Geschöpf!"

Da riß auch die alte Magd von Staunen den zahnlosen Mund weit auf und starrte die sonderbare Dame an und besann sich, ob sie sich nun beleidigt oder geschmeichelt fühlen solle. Aber da sie nun in ihrer hilflosen Verblüffung über einen im Weg liegenden Stein stolperte, sprang die große, vornehme Dame im heliotropfarbenen Kleid schnell herzu, umfaßte sie liebreich und bewahrte sie so vor dem Fallen. Die alte Walburg schämte sich zwar, aber die sorgliche Dame ließ sie nicht wieder aus den Armen. „Da hätten Sie ein schönes Unglück haben können, in Ihrem Alter fällt man nicht mehr ungestraft! Stützen Sie sich nur weiter auf meinen Arm! Ich bin das gewöhnt. So hab' ich meine Großmutter, die Freiin von Altenau, zu Hause immer führen müssen, die ist auch eines Tages gefallen, und von da an, ist ihr Bein lahm geblieben. Ach Gott, das war eine liebe Frau, Sie erinnern

mich jetzt an sie, stützen Sie sich nur fest auf mich, es macht mir Freude!"

Da mußte sogar die mürrische Walburg lachen, halb verlegen und halb verwundert und auch ein wenig geschmeichelt. —

Währenddem steuerte Kurt Hellenberg mit seinem schlottrigen und unregelmäßigem Gang auf die Apotheke zu. Er lachte dabei beständig in sich hinein, so als ob ihm ein besonders spaßhafter oder listiger Gedanke im Kopf umherginge.

Fräulein Karoline Wacker sah ihn von weitem kommen, da sie während des Abstaubens der Wohnstube alle paar Sekunden ihr Staubtuch ordnungsgemäß aus dem Fenster ausschüttelte.

Sie lief nun schnell in die Küche hinüber, wo ihre Mutter umherhantierte — denn Apothekers hielten keine Magd — und rief: „Eben kommt er! Ist noch vom Heidelbeerkuchen da?"

Die Frau Apotheker ging in die Speisekammer und brachte einen Viertelskuchen heraus. „Das ist alles, Vater hat gestern so viel gegessen!"

Sie blickten nun beide, mit einem Ausdruck bekümmerter Sorge auf ihren vor der Zeit gealterten Gesichtern, auf die Kuchenplatte herab. Dann zuckte die Tochter die Achseln und sagte: „So muß er sich halt für heute damit begnügen, ich kann nichts dazuzaubern!"

Sie trugen nun das Kuchenviertel ins dunkle Stübchen, welches hinter der großen, schönen Apotheke gelgen war und als Wohn- und Eßzimmer diente. Karoline stellte einen Teller bereit, und dann sahen beide Frauen wieder mit grämlichen Gesichtern auf die Kuchenplatte herunter.

„Wenn nur der Vater nicht hereinkommt!" Die Mutter nickte kummervoll.

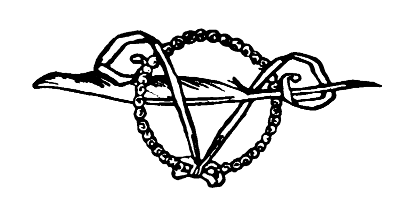
Da erklang die Türschelle, und sogleich wurde auch des Apothekers Stimme laut:

„Guten Morgen, Herr Hellenberg! Das ist schön, daß Sie uns wieder mit Ihrem geschätzten Besuch beehren! Treten Sie gefälligst ein in unsere bescheidene Stube, Herr Hellenberg, es trifft sich gut, daß ich gerade keinen Kunden zu bedienen habe, so kann ich Ihre werte Gesellschaft ein wenig genießen! Bitte, bitte!"

So komplimentierte Herr Wacker seinen stummen, listig grinsenden Gast ins Wohnzimmer hinein, wo Mutter und Tochter ihn mit schmeichelhaft demütiger Freude begrüßten.

„Nun setzen Sie sich," sagte der Apotheker, mit einem ungewöhnlich kurzen Arm nach dem Sofa deutend, „dorthin, auf Ihren alten Platz." Dann verzog er sein rundes, brutales Gesicht mit den schmalen, schlauen Äuglein plötzlich zu einer häßlichen Fratze und schrie die Frauen mit grober Stimme an: „Nun regt euch doch, Frauenzimmer! Was steht ihr da und glotzt den Herrn an? Wißt ihr nicht, was sich gehört? Vorwärts! Einen Wein aus dem Keller geholt und Gläser hingestellt für Herrn Hellenberg und mich! Und tut mehr Kuchen her! Schämt ihr euch nicht, solch lumpigen Kuchenfetzen einem so ehrenvollen Gaste vorzusetzen? Oh, Weibsleute, Weibsleute!"

(Fortsetzung folgt.)



Kompromittiert.

Eine lustige Geschichte
von
Gottfried Schiemann.

(Schluß.)

Lotte wandte sich nach der in kühlem Tone gegebenen Antwort geschäftig wieder ihren hausmütterlichen Pflichten zu; Fräulein Ontjes aber fragte den Rechtsanwalt, der nervös auf und ab ging, liebenswürdig, ob er nicht Lust habe, sie auf dem Klavier zu begleiten. Der wunderbare Maientag hätte sie so weich und sangesfroh gestimmt. Sie wolle einige kleine Volkslieder singen von Sonnenschein, Blumenduft und Liebe. Auf das letzte Wort legte sie boshaft einen besonderen Nachdruck, und es tat ihrem Herzen wohl, als sie bemerkte, wie Lotte den blonden Kopf tief über die Kuchenform neigte, um das zornige Blitzen ihrer graublauen Augen und ein jähes Erröten zu verbergen.

Doktor Born war ein höflicher Mensch. Er konnte diese Eigenschaft nie verleugnen, auch dann nicht, wenn er, wie jetzt, sehr gern mit einem kräftigen Fluche dazwischengefahren wäre. So versicherte er denn, daß es ihm ein Vergnügen sein würde, bei dem musikalischen Vortrage mitzuwirken, obgleich er ja nur ein gemeingefährlicher Klimperer sei. Auf der Schwelle versuchte er noch, einen Blick von Lotte zu erhaschen, aber sie drehte ihm ihren zierlichen Rücken zu.

„Ich habe da ein ganzes Bündel Klassiker gefunden", meinte Wanda Ontjes, als der Doktor verdrossen auf dem Klaviersessel Platz genommen hatte. Ironisch lächelnd blätterte sie in einer Notenmappe. „Mendelsohn, Schubert, einige Lowesche Balladen und — staunen Sie nur! — Händel und Bach. Ich glaube, diese Noten dienen hier dem gleichen Zweck wie die gesammelten Werke unserer Dichtergrößen im Salon eines Emporkömmlings. Sie sind nur fürs Auge."

„Worauf gründen Sie Ihre Meinung?"

Der Rechtsanwalt verlor für einen Augenblick die höfliche Miene. Beinahe schroff klang seine Frage.

Wanda Ontjes machte eine hochmütige Geste.

„Ich bitte Sie, lieber Doktor! Bach in Buhrfehn — Händels Arioso, vorgetragen bei der Abendkneipe biederer Landleute, die vielleicht gerade im Begriff sind, ein oder auch mehrere Gläschen über den Durst zu trinken, und die, wie ich fürchte, ihrem heimischen Torf und einem guten Pfefferminzlikör weit mehr Interesse entgegenbringen als Fräulein Wieringas gesamten Notenschätzen."

„Für die Rolle der Hauskapelle bei Kneipereien wird Fräulein Wieringa sich ohne Zweifel bestens bedanken. Sie findet wahrscheinlich am Tage, wenn keine Torf- und Pfefferminzlikörinteressenten da sind, Zeit genug für ihre musikalischen Übungen."

„Diesen musikalischen Übungen haben Sie wohl schon öfters beigewohnt?"

„Allerdings, ich war so frei. Und ich muß gestehen, Fräulein Wieringa darf kaum mehr als Dilettantin bezeichnet werden. Sie hat, nebenbei bemerkt, eine Erziehung genossen, die nichts zu wünschen übrigläßt."

„So — das ist mir noch nicht aufgefallen."

Der Doktor kniff das linke Auge zu.

„Die Dame hat es anscheinend nicht verstanden, Ihr Wohlwollen zu erringen", sagte er scharf.

Fräulein Ontjes schien sehr verwundert.

„Aber, Herr Doktor! Sie nehmen sich ja der Kleinen plötzlich mit einer geradezu verdächtigen Wärme an. Wie war's doch noch, als wir vorhin im Boot das gleiche Thema behandelten? . . . Ah, nun weiß ich's! Meinten Sie nicht mit allen Zeichen des Unbehagens, es sei besser, auf eine Schilderung von Fräulein Lottes Reizen zu verzichten? — Hm. Vielleicht war das auch nur einer von Ihren Witzen, die ja, wie Sie mir selbst anvertrauten, mitunter nicht so ganz einwandfrei geraten. Hätte ich übrigens nur etwas von den Talenten Ihrer Moornixe geahnt, so wäre sie

freundlichst eingeladen worden, sich an unseren improvisierten Vorträgen zu beteiligen. Sie piept ja so melodisch wie ein Buchfink. Jetzt wird sie natürlich beleidigt sein."

Der Rechtsanwalt sprang hastig auf.

„Ja, das glaube ich beinahe auch. Doch das Versäumte läßt sich ja noch nachholen, gnädiges Fräulein."

Rasch schlüpfte er zur Tür hinaus. Aber sein Verlangen nach einer ungestörten Aussprache mit Lotte blieb unbefriedigt. Die friesische Köchin erklärte ihm kurz, ihre Herrin läge im Bett. Sie hätte Kopfschmerzen bekommen — mit einem Male. Wahrscheinlich wäre es ihr vordem zu geräuschvoll in der Küche gewesen. Das sagte die Gute mit einer Miene, die den Eindringling bewog, eilig wieder Antjes Gebiet zu räumen.

Noch verstimmter als vorher kehrte er zu Wanda Ontjes zurück. Und es verbesserte seine Laune auch nicht, als die Tochter der umsichtigen Konsulin nun mit ihrem durchdringenden Sopran anhob: „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer . . ." Keine Silbe verschluckte sie, und am Schlusse, bei den Worten: „Und küssen ihn, so wie ich wollt'" erhob sich ihre Stimme zu solcher Stärke, daß die ganze Nachbarschaft des „Friesischen Hauses" davon einen Genuß hatte.

Mit einem gräßlichen Mißton beschloß Doktor Born sein holperiges Spiel, das eine Begleitung zu Fräulein Ontjes kunstvollem Gesange hatte vorstellen sollen. Nervös sah er nach den geöffneten Fenstern . . . Lotte mußte alles verstanden haben. Sicherlich hatte sie das . . . Jetzt war's zu Ende. Nie würde sie ihm wieder am Honoratiorentische Gesellschaft leisten, und ihm so anmutig, wie er es bisher nur bei ihr gesehen, den Kaffee bereiten. Nun trat der Vetter aus dem Industriebezirk an seine Stelle — der Idealist, der noch immer auf die große Leidenschaft wartete. Vielleicht würde er die in Buhrfehn finden — im „Friesischen Hause" . . .

Krachend fiel der Klavierdeckel zu. Die Sängerin, die sich schon wieder in Positur gesetzt hatte, um der Nachbarschaft noch ein seufzerschweres Lied von gebrochenen Herzen und geknickten Lilien zu spenden, wollte widersprechen; aber der streikende Musikant erklärte mit Nachdruck, daß es Zeit zur Heimfahrt sei. Man käme sonst erst in der Dunkelheit zurück, was doch im Hinblick auf die vereinigten Klatschbasen des Städtchens ein zu großes Wagnis wäre. Der Doktor zeigte sich um Wanda Ontjes Ruf besorgter, als ihr eigentlich lieb war; sie mußte sich jedoch seinem tugendhaften Entschlusse fügen, wenn sie nicht allzu deutlich ihre Wünsche verraten wollte.

Daß sie bis jetzt der Erfüllung dieser Wünsche noch um keinen Schritt näher gekommen war, erkannte sie wohl. Der Mann brachte ihr nichts weiter entgegen als die selbstverständliche Höflichkeit des Kulturmenschen; sie war ihm gewiß vollkommen gleichgültig. Vielleicht haßte er sie nun sogar ein wenig, weil sie ihm so grausam sein Schäferstündchen verdorben hatte. Wenn er, der kaltherzige, berechnende Jurist, überhaupt wärmerer Gefühle fähig war, so galten die wohl vorläufig nur der blonden, unbedeutenden Person, die, Kopfschmerzen vorschützend, unter die Bettdecke gekrochen war, wie das alle Gänschen taten, wenn sie Liebesschmerzen verspürten. Vielleicht handelte es sich bei ihm sogar um etwas Ernstliches — vielleicht war er im Begriff, sich zu verplempern . . . Der Gedanke an diese Möglichkeit reizte Wanda Ontjes und ließ sie noch hartnäckiger als zuvor danach trachten, das ersehnte Ziel zu erreichen. Angestrengt dachte sie auf der Heimfahrt über eine Taktik nach, die mehr Erfolg als ihre bisherigen Schachzüge versprach.

Jan Pieters Prunkboot glitt schnell an den verträumten Häusern Buhrfehns vorüber. Vor der Tür des „Gesalzenen Buttfisches" stand wieder die behäbige Wirtin und grinste; aber es war jetzt nicht mehr der Respekt vor den zahlungsfähigen städtischen Gästen, was sich auf ihrem glänzenden Mondgesicht malte. Sie räusperte sich so anzüglich, wie sie es nur Leuten gegenüber zu tun pflegte, die so auftraten, als ob sie mindestens nach der Weinkarte greifen würden, und die es nachher bei einem Glase Milch mit zwei toten Ameisen bewenden ließen. Doktor Born achtete nicht auf das Räuspern. Mit verbissenem Eifer trieb er das Boot vorwärts. Hart schlugen die schweren Ruder auf das Wasser. Beim Abschied vom „Friesischen Hause" hatte er noch einmal Lotte zu sprechen versucht. In einem günstigen Augenblick war er die Treppe heraufgeschlichen, die nach ihrem Zimmer führte; indes, als er dann plötzlich die

breite Stimme der friesischen Köchin vernahm, die ihn höhnisch fragte, ob er sein wackliges Fahrzeug etwa droben auf dem Heuboden verankert hätte, war er still wieder hinabgestiegen. Nun gewährte es ihm in seiner Seelenstimmung einige Erleichterung, die bräunlichen Wellen des Kanals mit Jan Pieters gewichtigen Rudern zu peitschen. Es geschah gewiß nicht mit Absicht, daß dabei ab und zu ein kräftiger Wasserstrahl das rote Kleid traf, das seit Wochen alle Kaffeezirkel des Städtchens beschäftigte. Aber so viel ist sicher, daß Doktor Born in solchen Augenblicken eine noch größere Erleichterung verspürte.

„Oh! Ih! Brr! . . . Aber, lieber Doktor! Ich habe doch erst vor dem Frühstück ein Bad genommen. Warum so eilig? Ich möchte noch gern ein bißchen von dieser stimmungsvollen Moorlandschaft genießen! Eigentlich haben wir ja bis jetzt nur in fragwürdigen Kneipen gesessen. Wollen wir den Maientag denn so beschließen?"

„Es ist möglich, daß der noch eine angenehme Abwechsung in Gestalt eines Landregens für uns in Bereitschaft hält. Sehen Sie nur im Westen die aufsteigenden Wolken!"

„Die kleinen Wölkchen! Die sind doch harmlos. Ich übernehme alle Verantwortung. Nein, wie entzückend! Das Birkenwäldchen auf der Anhöhe. Von dort muß man eine wunderbare Aussicht auf das weite Moor haben. Vielleicht sieht man auch unser Städtchen. Und Sie, Herr Doktor, können von da aus noch einen Scheideblick auf das „Friesische Haus" werfen. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß Ihre Moornixe am Giebelfenster steht und mit ihrem Sacktuch winkt. Verlockt Sie das nicht? Kommen Sie nur! Wir wollen uns doch noch ein wenig unserer Freiheit freuen, bevor wir uns wieder unter die Aufsicht der heimischen Tugendwächterinnen begeben."

Wanda Ontjes ruhte nicht eher, als bis der Rechtsanwalt das Boot ans Ufer steuerte. Vorsichtig gingen sie auf dem braunen, mitunter merklich schwankenden Grunde, an binsenüberwachsenen Wassertümpeln vorüber, nach der Anhöhe, die wie ein riesiges Hünengrab aus dem Flachlande jäh emporstieg. Droben machte das Fräulein es sich im Schatten einer Birke bequem. Spöttisch beobachtete es seinen Begleiter. Doktor Born lehnte sich schweigend an einen Baumstamm und träumte mit offenen Augen. Er schien es ganz vergessen zu haben, daß er nicht allein war. Unverwandt sah er nach der Richtung, wo die Häuser Buhrfehns zwischen den Kronen der blühenden Obstbäume hervorlugten. Wie stark war doch der Zauber, der von dieser anspruchslosen Landschaft ausging, von dieser braunen Wüstenei, die einförmig, endlos im Sonnenbrande vor ihm lag! Er verstand es jetzt nicht mehr, daß er so mörderisch hatte fluchen können, als er zum ersten Male auf einem Karren übers Moor gefahren war, um in diesem entlegenen Winkel irgendeinem alten Bauern das Testament aufzusetzen. Nun dünkte es ihn fast, als wäre er hier zu Hause. Woher kam dieses merkwürdige Gefühl? Er war doch sonst nie ein Naturschwärmer gewesen. Selbst in den sentimentalsten Jünglingszeiten hatte er lieber in der Kneipe ein verbotenes Glas Bier getrunken als empfindsame Spaziergänge gemacht. Und jetzt brachte er es fertig, vier Stunden lang unverdrossen zu rudern, daß seine Handflächen schwielig wurden wie die eines Erdarbeiters — nur, um eine Weile in Buhrfehn zu sitzen, in einem Nest, wo man keine Ahnung davon besaß, wie ein gutes Glas Bier eigentlich beschaffen sein sollte. Er war ein sonderbarer Heiliger geworden . . . Es mußte doch wohl stimmen, daß seine Neigung zu dem blonden Wirtstöchterlein, das so vorzüglich den Kaffee zu bereiten verstand, stärker war, als er bisher sich selber hatte eingestehen wollen. Wäre auch sonst wohl das eigentümliche, schmerzhafte Gefühl, das er in der Herzgegend empfand, wenn er an den Vetter aus dem Industriebezirk dachte, so unerträglich heftig gewesen?

Doktor Born lächelte. — Es gab nur ein Mittel, sich dieses Gefühls geschwind wieder zu entledigen. Er mußte morgen noch einmal nach Buhrfehn fahren. Er war ja Lotte eine Erklärung schuldig. Aber was für eine? Hm . . . Sein Lächeln wurde noch strahlender. Wenn man die Sache richtig betrachtete, so erwies sie sich als verblüffend einfach. Er brauchte ja nur zu sagen, daß er mit Vergnügen bereit wäre, demnächst Zylinder und Frack instand zu setzen und die Einladungen für eine Vermählungsfeier ausschreiben zu lassen — wenn eine gewisse junge Dame nur wollte. Gab es eine

einfachere Erklärung? Gab es eine, die ihn glänzender von dem Verdacht reinigte, ein gewissenloser Don Juan zu sein?

Wanda Ontjes deutete die heitere Laune, die ihr Begleiter plötzlich entfaltete, wie billig, zu ihren Gunsten. Der Vorsichtige fing allmählich Feuer. Warum sollte er das auch nicht? Sie wußte ja genau, wie reizvoll es sich machte, wenn sie, wie jetzt, in ungezwungenster Haltung auf dem Boden hockte und ihre zierlichen, tadellos bekleideten Füße unter dem Saume des roten Kleides hervorgucken ließ. Doktor Born hatte sich neben ihr niedergelassen. Nun schob sie sich mit einer unauffälligen Bewegung näher, so daß der Duft ihres gepflegten Haares zu ihm hinüberwehte.

„Welche köstliche Einsamkeit", meinte sie, ihren Ton ändernd, mit verhaltener Stimme. Ihr fiel ein, daß ein Leutnant von der Gardekavallerie — also eine unbedingte Autorität — im Salon der Tante Geheimrat einmal zu ihr gesagt hatte, eine schwermütige Miene stände ihr ganz besonders gut. Sie sähe dann fast so aus wie die Duse in einer großen Rolle — so rätselvoll. Schade nur, daß der Kavallerist damals kein Verlangen empfunden hatte, diese Rätsel zu lösen. Aber vielleicht erwies sich der unzugängliche Herr neben ihr als wißbegieriger. Das mußte untersucht werden. So begann sie denn elegisch von den Sehnsüchten zu erzählen, die mitunter in ihr lebendig wären, von geheimnisvollen Stimmungen, die ihr öfters das Herz zusammenschnürten, sie wüßte nicht, warum. Sie würde ja allgemein für eine skeptisch veranlagte Natur gehalten, für einen hypermodernen Menschen, der mit den alten Ladenhütern Seele und Gemüt aufgeräumt hätte. „Wahrscheinlich schätzen Sie mich auch so ein, Herr Doktor; aber Ihnen will ich's nur gestehen, in Wirklichkeit empfinde ich ganz unmodern. Ich bin beinahe ein Gretchen. . . Lachen Sie nur nicht! Wenn ich so sitze und in die mählich sinkende Sonne sehe . . ."

„In die Sonne? Ja, wo ist denn die?" —

Doktor Born, der nicht recht wußte, was er auf Wanda Ontjes' Beichte erwidern sollte, war froh, eine Ablenkung gefunden zu haben. Besorgt schaute er nach Westen, wo dunkle, schwere Wolken, sich zu riesigen, zackigen Gebirgen auftürmend, das südliche Blau des Himmels tilgten und die Sonne verdeckten. Langsam zogen sie herauf. Am Horizont stürzten sich aus den schwärzlichen Massen feine, helle Streifen zur Erde. Die weite, melancholische Landschaft erschien dort wie in einen wogenden, weißlichen Nebel gehüllt. Jetzt zerteilte das düstere Gebirge sich plötzlich an einer Stelle. Es sah aus, als öffne sich für einen Augenblick ein schmales Tor, aus dem die blendende Helle eines goldenen Saales strömte. Ein kurzes, dumpfes Murren folgte.

„Hallo! Das kam aus Ihren harmlosen kleinen Wölkchen, Fräulein Ontjes. Werfen Sie nur gütigst einen Blick darauf! Übernehmen Sie auch jetzt noch die Verantwortung für alles?"

Wieder ein gelbliches Leuchten und ein Murren. Drohend klang es, stärker als zuvor.

Wanda Ontjes erhob sich gelassen. Sie war emanzipiert, sie konnte Mäuse sehen, und sie geriet nicht mehr in Aufregung wie ihre Freundinnen, wenn sie einmal am späten Abend allein aus einer Gesellschaft nach Hause gehen sollte. Auch bei einem Gewitter machte sie es nicht wie Tilde Warburg, die dann in einen finsteren Kartoffelkeller zu eilen pflegte, weil sie keine Blitze zu sehen vermochte. Aber sie empfand das heraufziehende Wetter als eine arge Störung ihrer Pläne, denen das vertrauliche Gespräch auf dem weltvergessenen Birkenhügel so überaus förderlich hätte sein können.

Der Rechtsanwalt drängte nun. „Rasch ins Boot!" rief er. „Wir müssen sehen, daß wir noch die Kanalmündung erreichen, ehe der Segen losgeht. Da liegt ein Bauernhof, wo wir einen verdeckten Wagen bekommen können, wenn der Regen anhält. In Buhrfehn ist das kaum möglich; außerdem sind die Wege von dort aus zu schlecht . . . Ein wenig schneller, bitte, gnädiges Fräulein! Verzeihung! . . . Aber Sie gehen ja wie auf der Promenade . . Schneller doch! Verfl. . . . Hm —"

Wütend drehte sich Doktor Born um.

„Darf ich Sie vielleicht auf den Arm nehmen, Fräulein Ontjes?"

Langsam, ganz langsam kam Wanda hinter ihm her. Sie brauchte Muße zur Überlegung. Ihr lag nichts an einer hastigen, überstürz-

ten Heimfahrt. Dabei fand sich wohl kaum noch die Zeit, in Ruhe das so jäh abgebrochene Thema wieder aufzunehmen und den allzu Vorsichtigen so hübsch langsam und sicher in die Enge zu treiben. Ließ sie aber diesen ihr vom Zufall so gnädig geschenkten Tag ungenutzt verstreichen, so konnte sie vorläufig und vielleicht auch endgültig dem schönen Vorsatze, Frau Doktor Born zu werden, getrost entsagen; dann kam der Sommer, wo man sich seltener sah. Schon in den nächsten Wochen gedachte sie der Tante Geheimrätin in Berlin W wieder einen längeren Besuch abzustatten; und wenn Born unterdessen ebenso fleißig wie bisher nach Buhrfehn ruderte, so war es nicht unmöglich, daß die blaugrauen Augen der Moornixe ihn zu einer Dummheit verleiteten, die nachher standesamtlich unter der Rubrik „Eheschließungen" gebucht werden mußte. Noch war es Zeit, ihn vor dieser Dummheit zu bewahren.

Es hatte ihr schon vorhin auf der Zunge gelegen, dem Doktor mit einer ironischen Bemerkung über seine fluchtartige Eile zu sagen, daß sie sich vor dem Gewitter nicht fürchte, und daß sie ganz gern vom Hügel aus den erhabenen Anblick der zuckenden Flammen, die jetzt in immer kürzeren Zwischenräumen die dunklen Wolkenwände zerrissen, genießen würde, wenn sie nicht einige Rücksicht auf ihre Garderobe zu nehmen hätte; nun aber kam ihr ein besserer Gedanke. Sie sah Tilde Warburg vor sich, wie sie bei jedem Blitzstrahl zusammenzuckte und ängstlich nach einem dunklen Winkel spähte. Es machte sich lächerlich genug, indes — nichts hebt das Selbstgefühl des Mannes mehr als ein furchtsamer, hilfeflehender Blick aus schönen Frauenaugen, nichts stimmt ihn im Bewußtsein seiner überlegenen Kraft weicher und nachgiebiger.

Stöhnend kam sie herbei. „Schimpfen Sie nicht, Doktor! Mein Fuß . . . ich muß ihn verletzt haben. So, danke sehr." — Sie stützte sich kraftlos, sich eng an ihn schmiegend, auf seinen Arm. — „Nun geht's besser. Ach, da ist ja schon unser Boot."

Wie erschöpft blieb sie stehen und betrachtete den Himmel, von dem eben eine riesige, bläulichgelbe Lohe herniederfuhr, die sekundenlang die düsterdrohenden Gebirge in ein strahlendes Lichtmeer verwandelte. Das Gewitter war noch fern, denn das dumpfe Grollen des Donners wurde erst nach einiger Zeit hörbar. Trotzdem aber schloß Wanda Ontjes angstvoll die Augen. Sie erzitterte am ganzen Leibe. Es gelang ihr vortrefflich.

„Wohin wollen Sie steuern?" fragte sie aufgeregt.

Ihr Begleiter, der bereits in das Boot gestiegen war, murmelte etwas vor sich hin, das unmöglich eine Schmeichelei vorstellen konnte.

„Kommen Sie doch! Ich sagte ja schon, wir müssen noch die Kanalmündung erreichen, ehe der Tanz beginnt", sagte er laut, indem er die Arme ausstreckte, um die Zögernde in Empfang zu nehmen.

„Wie weit ist's noch bis dahin?"

„Wir fahren mit der Strömung. Wenig mehr als eine halbe Stunde wird's dauern. Aber wenn Sie noch lange so stehn und auf den Regen warten, werden wir uns wohl auswringen lassen müssen wie nasse Handtücher."

„Und wie lange brauchen wir nach Buhrfehn?"

„Zehn Minuten bis zum ‚Gesalzenen Buttfisch'."

Ungeduldig sprang der Rechtsanwalt wieder aufs Land, um Wanda Ontjes ohne viel Umstände ins Boot zu tragen. Aber mit ängstlicher Miene wich sie zurück.

„Um keinen Preis gondle ich bei dem Wetter noch eine halbe Stunde auf dem Wasser. Kehren wir nach Buhrfehn zurück! Dort sind wir in Sicherheit. — Die Blitze! O diese Blitze! Ich kann sie nicht sehn. Eben kam schon wieder einer — !"

Meisterhaft kopierte sie den Ausruf, den sie schon so oft von Tilde Warburg gehört hatte. Zitternd, ein Bild hilfloser Verzweiflung, stand sie da.

Doktor Born war dem Explodieren nahe. Sollte Lotte ihn noch einmal in Gesellschaft des roten Kleides sehen? Würde er nicht alles aufs Spiel setzen, wenn sie wiederum das mokante Lächeln der Ontjes bemerkte und ihr eigentümliches Wesen, das selbst von weniger Kundigen als der Versuch eines regelrechten Flirtes aufgefaßt werden mußte?

„Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein!“ rief er. „Das Gewitter zieht sehr langsam herauf. Wir erreichen den bewußten Bauernhof höchst wahrscheinlich, bevor auch nur ein Tropfen fällt.“

„Aber die Blitze! O diese Blitze! Ich kann sie nicht sehn.“

„Zum Henker! — Pardon! Ich hatte nicht geglaubt, daß auch Sie mitunter Anwandlungen verspüren, in ein Mausloch zu kriechen, Fräulein Ontjes.“

„Jeder Mensch hat seine Achillesverse, Doktor. — Oh! — Eben kam schon wieder einer.“

Der Rechtsanwalt lachte laut auf, was eigentlich nicht mit Wanda Ontjes' psychologischen Thesen übereinstimmte, die sie vordem von der Wirkung hilfeflehender Frauenaugen aufgestellt hatte. „Der tut Ihnen nichts mehr“, spottete er; dann aber entbrannte sein Zorn von neuem. „Es ist einfach unmöglich, nach Buhrfehn zurückzurudern“, erklärte er schroff. „Wenn der Gewitterguß sich in einen Landregen verwandelt, was hier häufig genug eintritt, so müßten wir dort vielleicht übernachten. Wollen Sie sich nicht einmal die Folgen vorstellen, die solches für Ihren Ruf ohne Zweifel haben würde? Wollen Sie sich etwa kompromittieren?“

Nichts verriet in Wanda Ontjes' Mienen, welche Gedanken das letzte Wort in ihrem Hirne ausgelöst hatte. Sie blickte so furchtsam wie zuvor und betonte nur immer wieder, daß sich schon eine Möglichkeit zur rechtzeitigen Heimfahrt finden werde, wenn nur erst das Blitzen, dieses schreckliche Blitzen aufgehört hätte.

Doktor Born mußte nachgeben. Es war auch schon zu spät, um noch die Kanalmündung mit trockener Haut zu erreichen. Ein heftiger Windstoß fegte über das Moor daher. Und die schweren Wetterwolken rückten drohend näher.

Als der schwärzliche Bau des „Gesalzenen Buttfisches“ in Sicht kam, erhob sich wieder ein Streit in Jan Pieters Prunkboot. Das Fräulein sträubte sich mit allen Zeichen des Entsetzens gegen den Vorschlag, hinter den gewichsten Gardinen auf besseres Wetter zu warten. Sie verspürte durchaus keine Lust, in den engen Räumen der Spelunke, abermals die drallen Ferkelchen zu begrüßen, die ihr vorhin so vertraulich die Beine beschnuppert hatten; sie wollte zum „Friesischen Hause“.

Auch jetzt gab der Rechtsanwalt als höflicher Mensch schließlich nach. Aber Wanda Ontjes bereute sofort, ihren Willen durchgesetzt zu haben, denn als das Boot eben am „Gesalzenen Buttfisch“ vorbeigefahren war, schlug in geringer Entfernung ein greller Feuerstrahl ins Wasser, alles mit schwefelgelbem Lichte übergießend. Krachend und prasselnd, mit ungeheurem Getöse folgte gleich darauf der Donner; und dann setzte jählings der Regen ein — es war ein gewaltiger Platzregen, ein Wolkenbruch.

Vorbei war es mit der Pracht des roten Kleides. Die Kaffeezirkel des Städtchens mußten sich nun einen anderen Gesprächsstoff suchen.

„Zurück, Doktor! Oh! Ih! Brr —“ Wanda Ontjes verlor ihre Gelassenheit, die sie sich trotz ihres ängstlichen Gebarens noch immer bewahrt hatte. „In den „Buttfisch“, bitte, bitte, rasch! Oh! Ih! Brr —“

Von neuem grollte der Donner. Der Regen schien noch stärker zu werden. Ganz dunkel ward es auf dem Wasser — so dunkel, daß Born es nicht für notwendig hielt, ein verbrecherisches Schmunzeln zu verbergen, das ihm Wanda Ontjes Nöte entlockten.

„Jetzt ist's einerlei“, entgegnete er. „Wir sind gleich im „Friesischen Hause“.“

Eine merkwürdige Sehnsucht nach Lottes graublauen Augen stieg plötzlich in ihm auf. Er mußte noch heute mit ihr sprechen. — Kräftig fuhren die Ruder in das vom Winde aufgewühlte bräunliche Wasser des Kanals.

Papa Wieringa, der von seiner Reise zurückgekehrt war, stand, behaglich eine kurze Pfeife rauchend, am Fenster seiner Gaststube und zählte die Regentropfen. Als er nun die Besitzerin des roten Kleides erblickte, schüttelte er bedächtig den Kopf. Umsichtig, wie er war, stellte er gleich die Rumflasche bereit; auch für heißes Wasser sorgte er. Er kannte nämlich eine Mischung, die alles wieder auf die Beine brachte, selbst eine zarte, junge Dame, die den Eindruck machte, als ob sie zu ihrem Vergnügen ein halbstündiges Bad genommen und dabei vergessen hätte, sich ihres Straßenkleides zu ent-

ledigen. Indes, sein erprobtes Mittel schien in diesem schwierigen Falle nicht helfen zu wollen. Wanda Ontjes mußte sich ins Bett legen. Sie versicherte, daß sonst ein dauerhafter Schnupfen, der ihr zierliches Riechorgan in eine gewöhnliche, aufgedunsene, rote Nase zu verwandeln pflegte, sich bei ihr melden würde. Und es gab nichts, was sie mehr fürchtete als den Anblick, der sich ihr im Spiegel bot, wenn ihr Näschen sich also verwandelt hatte.

Eine Rückfahrt nach dem Städtchen war ohnehin an diesem Tage nicht mehr möglich. Doktor Born mußte sich darein finden. Aus den Gewitterschauern war ein tüchtiger Landregen geworden, der, wie Papa Wieringa prophezeite, wohl kaum vor dem Morgengrauen aufhören würde. Zum Glück gab es mehrere erträglich eingerichtete Gastzimmer im „Friesischen Hause".

Als die Tochter der umsichtigen Konsulin recht warm und bequem unter ihrer Bettdecke lag, zündete sie sich eine der leichten Zigaretten an, die sie immer bei sich führte. Dann dachte sie nach. — Wie hatte sich doch alles nach ihren Wünschen gefügt. — Sie lächelte. Ein herrlicher Tag! Selbst das Nachtlager in diesem einfachen Dorfwirtshause entbehrte nicht des romantischen Schimmers.

Der Gedanke an ihre Mutter, die daheim saß und wartete, beunruhigte sie keinen Augenblick. Die würde ja schließlich annehmen, daß das Töchterlein im Pastorat zu Varsdorp geblieben sei. Und das Städtchen? — Oh, was das betraf, so lag die Sache ganz klar. Natürlich gab es einen Skandal. Welch einen pikanten Gesprächsstoff erhielt man! Wie würde man tuscheln und zischeln und verständnisinnig mit den Augen zwinkern, wenn man von ihrer ausgedehnten Spazierfahrt mit dem Doktor hörte. Daß man von dem Ausfluge alle Einzelheiten erfuhr, war sicher. Den Kleinstädtern blieb nichts verborgen, gar nichts. Wanda Ontjes Ruf war rettungslos vernichtet, wenn nicht —

Hm. —

Mit einem Male spitzte sie die Lippen und pfiff, heiter zur Decke emporschauend, die ersten Takte des Hochzeitsmarsches aus dem „Sommernachtstraum". — Ja, so würde diese heikle Geschichte enden. Natürlich, eine andere Lösung gab es einfach nicht. Doktor Born war ein Gentleman; er würde gewiß nicht zögern, die Konsequenzen zu ziehen. Und — Wanda Ontjes schielte nach dem Spiegel, der ihr bereitwillig sagte, wie hübsch ihr dunkler Kopf sich von der weißen Bettdecke abhob — mußte der unzugängliche Herr sich letzten Endes nicht noch bei seinem Schicksal für diesen Tag bedanken, der ihm zu einem Glücke verhalf, das er in allzu großer Bescheidenheit nicht hatte begehren mögen?

Während das kluge Fräulein nun oben darüber nachsann, ob es richtig sei, die moralgepolsterte Frau des Bürgermeisters, die einmal eine sehr spitze Bemerkung über gewisse emanzipierte, zigarettenrauchende, auffällig gekleidete junge Mädchen hatte fallen lassen, zur Hochzeit einzuladen, fand Doktor Born drunten im Gastzimmer eine willkommene Gelegenheit, mit Lotte ein bedeutsames Gespräch zu führen. Es war nur kurz, denn bald trat Papa Wieringa wieder herein, um mit seinem Gaste vor der Nachtruhe noch ein bißchen über die leidige Politik zu reden, was zu seinen Schwächen zählte. Indes, er kam leider nicht dazu, seiner Neigung zu frönen. Der sonst so verständige Rechtsanwalt redete nämlich heute allerlei albernes Zeug von Herzensbedürfnissen und von graublauen Augen, die es gemacht hätten, daß er jetzt gern und freudig in den Schlafrock des soliden Ehemannes schlüpfen wolle. Papa Wieringa schüttelte freilich bedächtig den Kopf über den konfusen Vortrag des jungen Mannes, den er für klüger gehalten hatte; aber schließlich reichte er ihm doch väterlich die Hand und stand dann auf, um die Besitzerin der graublauen Augen zu rufen und irgendeine verstaubte, alte Flasche aus dem Keller zu holen.

Als Wanda Ontjes am folgenden Morgen auf dem ehrsamen schwarzen Ledersofa beim Frühstück saß, erzählte ihr der Doktor ganz beiläufig von seiner Verlobung. Das Fräulein erblaßte nicht; kaum, daß die Kaffeetasse in ihrer Hand ein wenig zitterte. Es gehörte zu ihren Grundsätzen, sich niemals über Dinge aufzuregen, die zu ändern nicht mehr in ihrer Macht lag. Und von ihren Grundsätzen wich sie nicht ab. Der glückliche Bräutigam war für sie erledigt. Sie übersah sogar die boshaften Lichter

in seinen Augen. Aber daß zu den Unkosten des verlorenen Feldzuges auch ein verdorbenes Kleid gehörte, wurmte sie in diesem Augenblicke doch ein bißchen. Ein wenig peinlich berührte sie auch der Gedanke, daß sie selber durch ihre klugen, strategischen Maßnahmen den unverschämten Menschen da vor ihr in die ausgebreiteten Arme der Moornixe zurückgebracht hatte. Wenn man im „Gesalzenen Buttfisch" eingekehrt wäre, so hätte die Verlobungsanzeige, die natürlich morgen die Leser des Lokalblättchens in Aufregung versetzen würde, wahrscheinlich eine andere Fassung erhalten. Aber Fehler sind ja dazu da, daß sie gemacht werden.

Sehr ruhig trank sie den Kaffee weiter, den das Wirtstöchterlein bereitet hatte, und sie fand noch eine Gelegenheit, Lotte über ihre Leistung eine Schmeichelei zu sagen und dabei zu versichern, daß die Küchenkünste sehr wichtig seien, weil doch nun einmal die meisten Männer nur nach guten Köchinnen trachteten. Lottes Blick, der sie für diese Mitteilung lohnte, schien sie nicht zu bemerken.

Auf der Heimfahrt benutzte sie als sittsame junge Dame, die um ihren Ruf besorgt ist, das Boot eines uralten Torfschiffers. Da dieser Wackere den Mund nur öffnete, wenn er ein neues Stück Kautabak hinter seine braunen Zähne zu schieben gedachte, so hatte Wanda Ontjes Muße, über ihre Reisepläne nachzudenken. Sie freute sich schon darauf, wieder einmal ihren Berliner Bekanntenkreis begrüßen zu können. Das waren doch andere Leute. Besonders mit dem Gardeleutnant beschäftigte sie sich, der sie einst mit der Duse verglichen hatte. Ein vorzüglich aussehender Mann! Und er besaß Geschmack, das ließ sich nicht leugnen. — Ob sie ihn wohl wieder im Salon der Tante Geheimrätin treffen würde? — Hm — man würde ja sehen. Wieder zeigten ihre klugen, braunen Äuglein das ganz feine, ein wenig boshafte Lächeln. . . . .





Mein Garten.

Wollt ihr meinen Garten sehen?
Über schneebedeckte Gipfel
Fern die ersten Lichter gleiten.
Reglos ragen hundert Wipfel
Auf in blaue Himmelsweiten.
Flüsternd sieben Brunnen gehen.
Über vielverschlung'nen Gängen
Duftend grüner Immortellen,
Tausend Rosenknospen schwellen —
Sommer wird die Knospen sprengen —
Wollt ihr meinen Garten sehen?

Wollt ihr meinen Garten sehen?
Schwarze Schatten dunkler Eichen
Hinter sonnenweißen Wegen —
Unsichtbares Händereichen,
Wo im Wind sich Palmen regen.
Erste Blüten fallend wehen.
Und im Wald voll Frühlingsblüten
Hinter angelehnter Pforte
Kinderlachen, Kinderworte —
Kind, wie deine Wangen glühen! —
Wollt ihr meinen Garten sehen?

Wollt ihr meinen Garten sehen?
Sonne will ins Meer versinken —
Grau wird schon der goldne Schleier. —
Könnt ihr, wenn die Sterne blinken,
Nochmal still zu stiller Feier
Mit durch meinen Garten gehen?
Ist ein Tor . . . Ob ich's beschriebe,
Hab' den Schlüssel nicht, den kleinen!
Fand mein Kind dort einmal weinen:
Weinen müss' es, sprach's vor Liebe! —
Laßt uns still am Tore stehen!

Otto Overhof.



Der alte Wachtmeister.

Erzählung von Fanny Schumm.

Mit schwerem Tritt kam jemand die steile Treppe des kleinen Hauses herauf. Eine militärische Stimme rief laut: „Frau Wachtmeister!"

Dann plumpste ein Postpaket derb auf die Diele. Aus der engen Küche trippelte eine ältere Frau mit schmalem Gesicht und glattgescheiteltem Haar. Hastig nahm sie das Paket in die eine Hand und wollte mit der anderen dem Postschaffner seinen Groschen geben. Doch dieser wehrte lachend: „Nee, Frau Wachtmeister, diesmal krieg' ich zwei Mark und etliche Gröschchens. Sehen Sie, hier steht's: ‚Nachnahme.'"

„Nachnahme?" fragte erschreckt die Frau und las aufmerksam den dargereichten Zettel.

„Ei ja!" bestätigte der Postmann gemütlich. Die Frau suchte, das Paket wieder hinsetzend, das Geld aus ihrem dünnen Portemonnaie zusammen. Militärisch grüßend und stampfend, wie er gekommen, ging der Postschaffner die Treppe hinab und rief unten noch in der Haustür dem Postillon die nächste Adresse in der Straße zu, die mit einer Sendung beglückt werden sollte.

Die Frau Wachtmeister trug ihr Paket geräuschlos in die Stube, wo im Großvaterstuhl ihr

Mann, der Wachtmeister a. D. Gröber, saß. Gespannt sah der Weißhaarige mit dem knurrigen, roten Gesicht der Eintretenden entgegen. Seine Rechte lag tastend am gichtkranken Bein, das mit einem baumwollenen Tuche umwickelt war. Bei dem Winde draußen zog und zwickte es mal wieder ganz verteufelt da drinnen.

„Der Kerl tritt uns noch die ganze Farbe auf der Treppe ab und — Nachnahme? Wieso?" schnauzte er die zögernd Näherkommende an. „Als ob i c h etwa falsch gerechnet hätte. Gar nicht annehmen hättest du's sollen."

„Ja," erwiderte ängstlich die Frau, „wenn nicht morgen Gretchens Geburtstag wäre."

„Ach was, Geburtstag. Das ist doch ganz schnuppe. Aber du weißt natürlich alles besser. Das ist der Dank . . ." Er murmelte etwas bärbeißig in sich hinein. Niemand hätte es verstanden, aber es war auch nicht nötig, Frau Gröber wußte schon, was er meinte.

Der alte Wachtmeister, der durch sein Gichtleiden gezwungen war, die kleine, einträgliche Gastwirtschaft, die er nach seiner Pensionierung betrieben hatte, aufzugeben, war dadurch noch unzugänglicher und knauseriger den Seinen gegenüber geworden, als er's schon gewesen war. So bestellte er z. B. alles, was irgend ging, nach dem Kataloge in einem Warenhause der nächsten Großstadt, denn da war's ja billiger, und Sparen war ihm eine Lebensaufgabe.

Mitunter, wenn sich's nur um ihn handelte, vergaß er diese Lebensaufgabe. Aber in der Familie, was war da nicht alles gespart worden an Lebensmitteln, an Petroleum und Kohlen, an Kleidungsstücken, aber auch an Gesundheit, Widerstandsfähigkeit und Lebensfreude.

Zwei Söhne waren grollend in die Fremde gezogen und dachten mit Erbitterung an das Vaterhaus zurück. Die Tochter, die zusammen mit der Mutter neben den leichteren alle gröberen Arbeiten im Haushalt und der Restauration geleistet hatte, war hier am Orte in bescheidensten Verhältnissen verheiratet. Sie hatte aber einen guten Mann und erleichterte das Los der Mutter, die das größte Opfer langjähriger, hartherziger Sparsucht des Vaters geworden war, wo sie nur konnte. Dafür hatte aber Gröber ein kleines, eigenes Häuschen stehen. Das sollte nach seinem Tode Frau Gröber kriegen. Vorläufig kriegte sie es alle Tage als Gegenstand ihres Undankes vorgeworfen. Im stillen dachte sie dabei an ein anderes Häuschen, das ihr sicherer und im Grunde auch erwünschter erschien. Denn Lasten und Vorwürfe machen müde und mürbe.

Verängstigt schweigend packte Frau Gröber alles aus: Eine Wolldecke, zwei warme Männerjacken, Strickwolle, ferner Linsen, das Pfund zu sechzehn Pfennigen, hier kosteten sie zweiundzwanzig, Erbsen, die fünf Pfennige billiger waren, und andere gute Dinge. Schließlich öffnete sie den schmalen, weißen Karton, den sie nebst etwas in einen großen, weißen Papiersack Gehülltem vorläufig beiseite getan hatte.

Gröber hatte bei der Bestellung gerade weniger Schmerzen und einen seltenen Anfall von Geberlaune gehabt. Ein weiches Lächeln überhuschte die müden Züge der alten Frau: eine hübsche, große Puppe mit Locken, in einem lustig roten Kleidchen, kam zum Vorschein.

„Ach, ach, so was Allerliebstes! Nein, wenn Gretchen die sieht!"

Mürrisch kopfschüttelnd sah der Alte bei den Worten seiner Frau zur Puppe hin und fragte als Antwort, wie es seine Art war: „Na, wo ist denn der Hut, und vor allen Dingen die Berechnung?"

„Hier", sagte rasch Frau Gröber und reichte dem Ungeduldigen ein verschlossenes Kuvert hin, um dann vorsichtig aus Papiersack und Seidenpapier einen weißen Kinderhut zu schälen. Ihr Mann hatte inzwischen das Kuvert aufgerissen und die Rechnung durchflogen. Eben wollte sich Frau Gröber wieder einem Freudengefühl hingeben, aber ihr Mann setzte diesmal rechtzeitig den gewohnten Dämpfer auf ihre Freude. Den unschuldigen, strahlend weißen Hut in ihrer Hand schob er beiseite und sagte barsch, auf die Rechnung schlagend: „Natürlich sind d i e auch Geldschneider. Ich habe selbstverständlich keinen Rechenfehler gemacht. Da schreiben sie in die Preisliste den Preis für den bunten Kinderhut, und darunter: ‚Ist auch in Weiß zu haben.' Und nun wird er in Weiß bestellt, und da rechnen sie ihn ein paar Mark teurer. Ein paar Mark, so ein Schwindel!"

Er erregte sich immer mehr und schrie die verschüchtert alles zusammenräumende Frau an: „Aber das kommt von Eurem Hochmut! Als ob ein dunkler Hut nicht gut genug wäre für ein Bahnwärtermädel."

Dabei hatte er ganz vergessen, daß er selber einen weißen Hut bestellt hatte.

„Fi, fi, mein Bein! Der verdammte Wind! Nu gibt's aber nich noch die große Puppe. Die wird bis Weihnachten aufgehoben. Der teure Hut ist gerade genug. Damit basta!"

„Aber, aber — Gretchen hat sich doch so sehr die Puppe gewünscht", wagte die Frau einzuwenden.

„Papperlapapp, gewünscht! Ein fünfjähriges Mädel, und gewünscht! Na, die heutige Kinderzucht! Haben unsere Kinder etwa sich je was gewünscht? Die haben ruhig genommen, was sie gekriegt haben. Und die nimmt auch, was sie kriegt, Punktum!"

Frau Gröber schwieg wie so oft und stellte und räumte alles weg.

Der Wachtmeister schlürfte seinen Kakao, nachdem er sich etliche Male überzeugt, daß er nicht zu dick, nicht zu dünn, nicht zu heiß oder etwa zu kalt sei. Dazu las er seine Zeitung. Die Geschichte mit der Puppe hatte er längst abgetan.

Nicht so seine Frau. Sie konnte gar keinen anderen Gedanken fassen. Das Bahnwärterhäuschen, die Behausung ihres Schwiegersohnes, des Bahnwärters Schmidt, lag einsam, und wegen der nahen Gleise hatte es für sie in Anbetracht der Kinder etwas Ängstliches.

Da war es ihr nun ein beruhigender Gedanke gewesen, daß Gretchen, ihr Enkelkind, mit der schönen, neuen Puppe im Stübchen beschäftigt sitzen konnte, während sich ihre Tochter, Gretchens Mutter, mit dem jüngsten Kinde oder im Haushalt zu tun machte und der Älteste in der Schule war.

Und nun sollte sie die hübsche Puppe, die Gretchen sich aus des Geburtstagshäschens Musterbuch (der Preisliste) ausgesucht hatte, auf lange Wochen noch in den Schrank schließen. Eine andere kaufen, das ging auch nicht. Ihr letztes Wochengeld hatte sie für die Nachnahme ausgelegt. Sie hatte es heute am Sonnabend nur deshalb noch nicht ausgegeben, weil der Fleischer das Rinderviertel noch nicht zerhackt hatte und ihr ihre zwei Pfund Fleisch, die einige Tage reichten, morgen früh schicken wollte. Ihr Mann, das war sicher, dachte vor Montag nicht ans Wiedergeben des ausgelegten Geldes.

Überdies mußte sie über jeden Groschen Rechenschaft ablegen. Nicht einmal Gelegenheit hatte sie, ihre Tochter, die weitab von ihr wohnte, zu bitten: Kauf der Kleinen selber ein Püppchen. So und so geht mir's. Und morgen nachmittag, am Sonntag, wo sie sich zum Geburtstag freimachen konnte, waren die Läden zu. Und aus verschlossenem, aber auf ihren Wunsch geöffnetem Laden eine Puppe borgen, das ging doch im kleinen Städtchen für die ohnehin verängstigte Frau Gröber nicht.

Der Sonntag, ein klarer, goldener Spätoktobertag, brach an. Früh am Morgen schon saß Frau Gröber vor dem Ofen gebückt, wo sie aufpaßte, daß der Malzkaffee nicht zischend überkochte, denn dann schimpfte ihr Mann zum Bett heraus über die arge Verschwendung. Drüben übers Dach schlüpfte leise goldener Frühsonnenschein, so strahlend und heiter, als wollte er die Menschen überreden, zu heller Freude und kecker Unternehmungslust. Und angesichts der jungen, lachenden Morgenschönheit da draußen durchzuckte die gebeugte Frau ein unerhörter Gedanke, unerhört unter diesem Dache. Sie nahm sich nämlich vor, ohne ein Wort zu sagen, Gretchen die Puppe doch zu bringen. Trotz des Verbotes! Das Kind kam vielleicht vorläufig nicht her, und ihr Mann konnte schon seit Jahren keinen Tritt in das entfernt liegende Bahnwärterhäuschen setzen. Wenn sie aber die Kleine zum Großvater schickten, sich zu bedanken für Hut und — Puppe? durchfuhr es erschreckt die Frau. Doch etwas Resolutes war plötzlich über sie gekommen: Wenn auch, Gretchen kriegte heute ihre Puppe. Nur vom Zaun wollte sie's nicht brechen, zumal nicht heute am lieben Sonntag.

Endlich war es so weit. Das Essen vorüber, der Nachmittagsaufwasch beendet, der Kaffee zurechtgestellt, der Ofen versorgt, Pfeife und Zeitung bereitgelegt und alles andere erledigt, was der Mann immer extra verlangte, wenn er merkte, seine Frau wollte gern aufbrechen.

Rot im Gesicht vor lauter Abhetzen, rief sie noch: „Ja so, eine Flasche Bier will ich dir noch hinstellen", worauf der Wachtmeister mürrischer denn je antwortete: „Ist nicht nötig, da du ja bald wiederkommst."

Sie stellte das Bier aber doch lieber hin, in die Nähe seines Platzes am Fenster. Dann band sie ihren Ripskragen um, setzte die jahrzehntealte, aber noch „ganz gute" Samtkapotte auf und ging wie ein Spitzbube, mit Hut und Puppe beladen und mit ein paar letzten Blümchen aus dem Garten in der Hand, zum Hause hinaus, ängstlich sorgend, ob sie wohl was vergessen oder nicht recht gemacht habe.

Erst draußen, wo die Birkenallee begann, ließ ihr Herzklopfen nach.

Vorsichtig zog sie den Karton unter dem Kragen hervor. Er hatte ein schmückendes, grünes Käntchen. Ein paar welke Birkenblätter, die sacht auf ihn geglitten waren, pustete sie vom Deckel ab.

Dort lag im hellen Sonnenschein das kleine, einsame Bahnwärterhäuschen, umblüht von den bunten Herbstblumen eines winzigen Gärtleins. Verheißungsvoll und kerzengerade stieg ein wallendes Rauchsäulchen aus der Esse auf. Kaffee wurde gekocht. Nun, man konnte schon ein Täßchen vertragen. Es war ein bißchen frisch draußen.

Ein kleines, winziges Näschen lugte neugierig aus dem Fenster und fuhr rasch zurück. Dann lehnte das blonde, schmale Gretchen im roten Kleidchen und weißen Schürzchen verschämt am Türpfosten. Es lächelte erwartungsvoll der Großmutter entgegen. Über das faltige Gesicht der früh gealterten Frau ging's wie Sonnenleuchten. In jedem Fältchen lachte Großmutterzärtlichkeit. Sie bückte sich zu dem Kinde nieder, zog es an sich und legte den Karton in die flink vorgestreckten Ärmchen der Kleinen. In der geöffneten Wohnstubentür stand des Kindes Mutter, mit dem kleinen Lieschen auf dem Arm. Lächelnd ließ sie Gretchen, die glückselig mit ihrer Last in die Stube eilte, an sich vorüber. Neugierig kam Gretchens Brüderchen Fritz herbei, und der Vater Bahnwärter, der behaglich mit seinem Pfeifchen in der Sofaecke gesessen hatte, stellte sich, nachdem er seine Schwiegermutter sehr freundlich begrüßt hatte, ebenfalls neben dem Geburtstagskinde auf. Das war atemlos ans Kindertischchen gelangt, setzte den Karton darauf und öffnete ihn behutsam. Rasch glitt der Deckel zu Boden, denn Gretchen schlug jauchzend die Hände zusammen. Lächelnd weidete sie sich ein Weilchen am Anblick der ersehnten Puppe. Sie traute sich das feine Puppenkindchen kaum auf den Arm zu nehmen. Nach vielem Zureden nahm sie's endlich auf und setzte sich, selig lächelnd, auf den Tritt des

Stübchens. Dem schönen Hut, mit dem man sie vor den Spiegel stellte, lächelte sie auch zu, kehrte aber rasch zum Puppenkindchen zurück.

Eine behagliche Kaffeestunde begann im engen Stübchen. Dies und das wurde erzählt. Vom Großvater wurde auch gesprochen. Aber man brach da lieber ab, denn man wollte mal fröhlich sein.

Als die Uhr halb sieben schlug, fuhr Frau Gröber erschreckt auf. Es war hohe Zeit, heimzugehen. Ihre Tochter war auch aufgestanden. Sie suchte im Tischkasten nach einem Stück weißem Einwickelpapier, nahm ein Messer in die Hand und ging in die Küche.

Als die Mutter ihr Adieu sagte, übergab sie dieser ein Stück Aschkuchen: „Für den Vater."

„Das hättest du nicht tun sollen. Und so ein großes Stück", wehrte die Mutter, nahm aber das Stück Kuchen sichtlich gern mit. Dann trat sie noch einmal zu den Kleinen. Gretchen hielt noch immer zärtlich ihr Püppchen im Arm. „Und nicht an die Bahn gehen, ja nicht!" ermahnte die Großmutter die Kinder mit warnend erhobenem Zeigefinger.

„I Mutter, nur keene Bange nich, das tun die nich, das is ihnen eingebläut", beruhigte der Bahnwärter die Forteilende.

Es dunkelte wirklich schon. Mit schnellen Schritten, ihr Kuchenpaket sorgsam unter dem Kragen geborgen, ging Frau Gröber heim.

* * *

Sechs Wochen waren ins Land gezogen. Es ging stark auf Weihnachten. Der Herbst war ungewöhnlich kalt und rauh. Wie sollte das erst später werden? Der Wachtmeister seufzte es sooft. Zu dem bösen Ziehen im Bein waren auch noch Schmerzen in den Armen gekommen. Frau Gröber hatte alle Hände voll zu tun. Bald galt es, kochend heiße Moorumschläge zu machen, bald Kleiekissen aufzulegen. Dazu unternahm der Wachtmeister, dem nichts rechtzumachen war, allerlei angreifende Kuren. Frau Gröber dankte ihrem Gott, daß *sie* es nicht war, die Geldkosten verursachte. Lieber wollte sie all die Plagereien auf sich nehmen.

Einmal war Gretchen mit der Mutter dagewesen, sich im neuen Hut zu zeigen und sich zu bedanken. Die Großmutter hatte einen Totenschreck bekommen. Sie hatte ihrer Tochter noch immer nicht erzählt, daß sie die Puppe eigentlich noch nicht schenken durfte, sie wollte den Unwillen der Tochter und des Bahnwärters ihrem Manne gegenüber nicht noch steigern. Doch es war ganz gut abgelaufen.

„Bedanke dich für alles", hatte Gretchens Mutter zu dem Kinde gesagt und war rasch noch einmal allein in die Stadt gegangen, um etwas zu besorgen. Gretchen hatte mit einem niedlichen Knicks wörtlich nachgesprochen: „Großvater, ich bedanke mich für alles." Auch von ihrer Puppe hatte sie gesprochen. Doch hatte der Großvater nicht verstanden, was sie meinte. Sie hatte nämlich gleich am Geburtstage ihr Puppenkindchen Lieschen getauft. Nun hatte Gretchen ein Kindchen Lieschen wie die Mama auch. Und so klang es dem Großvater ganz harmlos in die Ohren, als die Kleine ihm mit strahlenden Augen erzählte: „Mei Lieschen hat mit mir getanzt, nu is se müde un schläft nu fein."

Dann kam eilig Gretchens Mutter. Mit zwei zierlichen Knickschen nahm Gretchen von den Großeltern Abschied. Diese sahen vom Fenster aus dem freundlichen Kinde noch lange nach. Immer wieder drehte sich's an der Hand der Mutter um und winkte mit dem Händchen zurück. Die holde Liebenswürdigkeit des kleinen Wesens zauberte sogar auf das Antlitz des Großvaters einen blassen Glanz reiner Freude.

* * *

Weihnachten stand vor der Tür. Wie der Herbst, so hatte auch der Winter mit ungewöhnlicher Strenge eingesetzt. In den Nächten fror es schon erheblich. Es wurde zeitig dunkel. Frau Gröber hatte eben die Lampe angebrannt und sie ihrem Manne zum Lesen zurechtgerückt. Sie selbst setzte sich mit ihrer Strickarbeit, dem letzten der für Gretchen verfertigten Weihnachtsstrümpfchen, in eine dunklere Ecke.

Da erklangen draußen schwere Tritte. Es klopfte, und als Frau Gröber eilfertig nachsah, wer da sei, gewahrte sie einen bekannten Bahnarbeiter. Mit unsicherer Stimme begrüßte er das Ehepaar und sagte dann: „Die Frau Wachtmeister möchte doch gleich mal mit zum Bahnwärter Schmidt kommen. Sie sollten nicht erschrecken, es wäre was passiert — mit einem Kinde." In furchtbarem Schreck blickte Frau Gröber zu ihrem Manne hinüber, auf dessen Gesicht sich völlige Fassungslosigkeit zeigte. Der fremde Mann konnte das nicht mit ansehen und wandte sich zur Tür. Frau Gröber hatte schon ein Umschlagetuch zur Hand, und ihr Mann winkte ihr schweigend, dem Bahnarbeiter zu folgen. Sobald sie aus dem Hause waren, drang sie in den Mann, ihr alles zu sagen. Und stockend erzählte der, was er von dem Unglück wußte.

Frau Schmidt habe ihre Wäsche gewaschen. Und da habe man am Nachmittag die Kleinen, während das Jüngste schlief, einen Weg geschickt. Und, und —

„Und da sind sie auf das Gleis geraten!" jammerte die alte Frau.

„Nein, das nicht. Sie wären mit anderen Kindern an die Schwemme hinübergegangen und hätten — wie das so herginge — versucht, ob das Eis schon fest sei. Und da wäre — da wäre das kleine Gretchen, was zuschauend dabeigestanden habe, ausgerutscht, durch die Eisdecke gebrochen und, da sie gerade an eine tiefe Stelle geraten sei, ertrunken."

Frau Gröber stieß einen Entsetzensschrei aus.

Ihre Füße wollten sie plötzlich keinen Schritt mehr tragen. Doch das Mitgefühl mit dem unendlichen Unglück, das ihre Tochter heimgesucht, half ihr den Schwächeanfall zu überwinden.

Sie waren am kleinen Hause angelangt, das nun ein Trauerhaus geworden war. Leise traten sie ein. Die unglückliche Mutter war, die Ärmel noch vom Waschen aufgestreifelt, am Sofa, wohin man die kleine Leblose getragen, zusammengebrochen. Der Vater des Kindes saß regungslos auf einem Stuhl, das Kleinste auf dem Arm, während sich der Knabe ängstlich an seine Knie schmiegte.

Frau Gröber faßte leise nach der Hand ihrer Tochter, und nun die alte Mutter da war, konnte die junge Frau weinen.

Stumm saßen sie beieinander und versuchten angesichts der kleinen Leiche, in deren linkes Ärmchen man die geliebte Puppe gelegt hatte, das Grausige zu fassen. Tonlos erzählte der Bahnwärter, der alte Sanitätsrat hätte sich stundenlang um das Kind bemüht, aber vergebens. Endlich mußte Frau Gröber an den Heimweg denken. Sie streichelte noch einmal in bitterstem Weh ihres kleinen Lieblings erkaltetes Gesichtchen, das von halb getrockneten Härchen, die sich schon wieder krausen wollten, umflossen war. Dann ringsum ein schmerzlicher Händedruck, ein erneutes Aufschluchzen der Tochter, und die alte Frau wankte heim.

Ihr Mann trat ihr an der Tür mit hilflosen Schritten entgegen. Todestraurig, aber mit liebevoller Rücksicht auf den Kranken, erzählte die Frau ihrem Manne das Fürchterliche, was sich zugetragen hatte.

Der alte Wachtmeister war tief erschüttert, so rauh er war, das merkte man deutlich, der jähe Tod des lieblichen Enkelkindes griff ihm mörderisch ans Herz. Stumm rang er mit dem qualvollen Leide. Plötzlich schrie er schmerzübermannt: „Und drüben liegt die Puppe, die sie sich so gewünscht hat. Ach hätt' ich doch . . . wär' ich doch . . .“ Er ächzte. Ohnmächtig seinem nagenden Weh hingegeben, ließ er haltlos den Kopf auf die Brust herabsinken. Da trat seine Frau sanft zu ihm, legte die Hand um seine Schulter und sagte: „Sei nicht böse. Aber die Puppe, die hab' ich ihr damals gegen deinen Willen mitgenommen. Ich weiß nicht, ich konnte nicht anders. Und wie hat sie sich darüber gefreut! Alle Tage hat sie damit gespielt, und jetzt haben sie sie in ihren Arm gelegt.“

Die Frau schwieg erwartungsvoll. Da geschah etwas Wunderbares. In die Augen, die seit vielen Jahren meist böse und grollend geblickt, trat ein weicher, dankbar freudiger Schimmer.

„Gott sei Dank, Weib, daß du es tatest. Was nimmst du mir für eine Last von der Seele. Gewiß, wenn der liebe Herrgott zum Appell ruft, den einen früh, den andern spät, wir müssen stillhalten. Nich gemuckst darf werden. Aber weil's eben auch früh geschehen kann, sollte man auch den Seinen alles gönnen, was sie von dem bißchen Leben Frohes haben können. Ich — ich habe da wohl manches nich richtig gemacht. Un wie erst die verfluchten Schmerzen gekommen sind, da bin ich noch schlimmer geworden. Jawoll! Wie du fortwarst, das waren Stunden, Stunden, o jeh! . . . Und du hast immer brav ausgehalten, alter Kamerade, du! Nur mit der Puppe, da haste nich Order pariert. Recht so! Das Kommando war schlecht. Richtig hast du's gefühlt. Und nun — das brave, kleine Ding, 's ist doch . . .“ Ein stockiges Weinen unterbrach seine Worte, doch der alte Soldat richtete sich gleich wieder auf. „Ruhig, nich gemuckst! Wir wollen's zusammen tragen, Alte!“

Er reichte seiner Frau mit festem Druck die Hand. Und die alten Leute trugen's zusammen und weinten zusammen leise, versöhnliche Tränen.



Dämmerung.

Lichtlos im Dämmergrau der Tag versank —
Und Meer und Luft verschwammen in der Weite.
Mit müder Seele, ach, so lebenskrank —
So matt und dumpf verzagte ich im Leide.

Ich sah um mich, wie schwer verging der Tag —
So trüb in eine Nacht, die ohne Sterne —
Doch meine Seele, die im Leide lag,
Die strebte mit ihm fort in dunkle Ferne.

Sie lag zu tief, und konnte nicht im Weiten,
Im Wesenlosen grauer Dämmerung verwehn —
An allem Leben still vorübergleiten —
Sie lag, und litt — und konnte nicht vergehn.

Th. Koch.





Der Sohn.

Novelle von Margarete Wolff-Meder.

Elvira Herzberg hatte es sich angewöhnt, Abend für Abend, wenn eben der müde Tag in feine Nebeltücher gehüllt in den Kiefernwald hinüberhuschte, einen Spaziergang zu machen.

Tagsüber war sie Aufsichtsdame in einem Warenhause. Da wurde man lufthungrig.

Sie wanderte langsam über die häuserleeren Straßen, welche die Großstadt wie nackte, gierige Arme dem grünen Walde entgegenstreckte. Die Laternen standen mit blassen Lichtern gegen die leuchtenden Farben von Himmel und Erde, und alle Sehnsucht, die des Tages Arbeit brutal zertrat, zitterte um empfindsame Menschenherzen.

Und alle Masken fielen.

Elvira Herzbergs Züge zeigten auch nicht mehr die freundlich lächelnde Zuvorkommenheit. Sie sahen melancholisch aus, leiderfahren.

Seit sie aber eines Abends in das Gesicht des jungen Menschen geblickt, der ihr gefolgt, war sie unruhig.

Ein freudiger Schreck hatte sie erfaßt, eine Qual ließ sie nicht los.

Als sie heute heimkehrte, ging er ihr ins Haus nach. Sie fuhr ihn heftig an.

Er aber bat lächelnd um Verzeihung, daß auch er in diesem Hause wohne.

Sie lachte, doch unter Herzklopfen, und als er sich als Student der Medizin, Wilhelm Hartmann, vorstellte, schien ein Schwächegefühl sie anwandeln zu wollen.

Vor seiner Wohnungstür verabschiedeten sie sich voneinander. Er hatte in der zweiten Etage ein möbliertes Zimmer inne, sie aber wohnte im letzten Stockwerk in einer eigenen kleinen Wohnung.

Sie zündete heute kein Licht an, sondern tastete sich im Dunkeln auf das kleine Sofa. Da lag sie lang ausgestreckt und starrte ins Wesenlose und sah doch durch Zeiten hindurch zu fernen Tagen hin.

Das Mondlicht, das um Mitternacht durch die Scheiben floß und das ganze Zimmer mit milchigem Scheine übergoß, fand auf dem Sofa ein Weib mit wachen Augen, die in heißer Reue brannten.

Gegen fünf Uhr erhob sich die Schlaflose, zündete die Gaslampe an, setzte sich an den Tisch und nahm ein kleines, altmodisches Photographiealbum zur Hand. Blatt um Blatt wendete sie, bis sie an einen Karton mit einem Kinderbildchen kam. Ein Baby im langen Spitzenkleidchen. Es war ein altes, vergilbtes Bildchen, und auch die Ausführung verriet, daß es früheren Zeiten entstammte.

Sie betrachtete es lange strich mehrmals mit der Hand darüber hin und flüsterte zärtliche Kosenamen.

Sorgsam, wie etwas Liebes, legte sie das Buch an seinen Platz zurück.

Die Bedienungsfrau, die mit dem Morgenfrühstück kam, schlug erschrocken die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Herrgott, Fräulein, wie sehen Sie aus! Sind Sie krank?"

Sie schüttelte den Kopf, sah aber doch wie jemand aus, den eine schwere Krankheit heimsuchen will. Als sie nach einem Viertelstündchen aus dem Schlafzimmer kam, hatte die Sorgfalt, mit der sie Toilette gemacht, das ihrige getan. Sie sah wieder ordentlich aus, wie ihre Stellung es verlangte.

Tagelang sah sie Wilhelm Hartmann nicht. Sie machte keinen Spaziergang mehr. Abends saß sie in ihrem Zimmer, betrachtete das Babybild, sah unschlüssig sinnend und gequält aus.

Dann fand sie ihn mit einem Buche auf der Treppe sitzend. Er hatte seinen Schlüssel vergessen; so bat sie ihn, mit in ihre Wohnung zu kommen.

Er nahm ihre Einladung ein wenig linkisch an.

Als sie aber erst oben in dem behaglichen Stübchen waren, vergaß er Zeit und Weile. Sie deckte den Tisch, entzündete die Flamme unter der Teemaschine und ordnete alles zu dem einfachen Abendessen in behaglicher Weise.

Er langte mit gesundem Appetit zu, dabei erzählte er von Danzig, seiner Vaterstadt. Von seinem Vaterhause, das spitzgegiebelt mit historischem Beischlag in einer der Gassen läge.

„Wohl in der Jopengasse?" fragte sie mit glänzenden Augen.

Er nickte und sah sie erstaunt und erfreut zugleich an. „Woher wissen Sie —?"

Sie antwortete ausweichend, sie kenne Danzig auch.

Das elektrisierte ihn förmlich, dann müsse sie ihn und sein Wesen verstehen.

Sie nickte: „Ich vermute, Sie sind in sehr strenger, harter Zucht gehalten worden?"

Er nickte mit trüben Augen. Mein Vater war streng, und meine Großmutter ebenfalls."

Da hob sie die Hand und strich lind und leise über sein blondes Haar.

„Tun Mütter so?" fragte er und sah sie mit aufleuchtenden Augen an.

„Sie sollten es tun", entgegnete sie leise.

„Ja", nickte er, und seine Augen sprühten Zorn. „Sie wollen sagen, manche tun es nicht. Sie versäumen es. Es gibt unsagbar schlechte Mütter. Die Frau, die mich geboren, war eine Pflichtvergessene! Sie ließ mich als kleinen, hilflosen Wurm in den ungeschickten Händen eines harten Vaters zurück. Als ganz kleiner Knabe betete ich zu ihr wie zu einer Heiligen; denn man hatte mir gesagt, sie sei tot; dann, als ich erfuhr, daß sie meinen

Vater und mich als eine Treulose verlassen, empörte sich mein Herz gegen sie, und verstieß sie."

„O Gott." Elvira Herzberg sagte es leise, mit bebenden Lippen. Sie war seltsam bleich.

Er entschuldigte sich mit verlegenem Lächeln. Aber es sei so, seine Mutter habe schuld daran, wenn er von den Frauen einen schlechten Begriff habe. Nur Sie . . . Sie sind gütig." Er lächelte linkisch.

Sie sah über seinen blonden Kopf weg ins Leere. Jetzt erhob sie sich und ging ins Nebenzimmer.

Als sie mit einem gefüllten Obstkörbchen in der Hand zurückkehrte, saß er mit dem alten Photographiealbum da.

„Bitte, bitte, wollen Sie mir das Obst abnehmen und es dort auf den Tisch stellen!" rief sie hastig. Er sprang sofort empor.

Und nun, als sie wieder da war, hatte er gar keine Zeit mehr für das alte, vergilbte Buch. Sie schälte ihm die schönsten Birnen und Äpfel und freute sich, wie er mit seinen gesunden, weißen Zähnen in die Früchte biß.

Es war schon fast zehn Uhr, als er sich verabschiedete.

Nun kam er sehr oft. Er brachte auch seine Geige mit und begleitete ihr Klavierspiel.

Es war eine stille, bezwingende Art zwischen ihnen. Einer gab dem anderen. Etwas unbeschreiblich Großes umhüllte beide.

Er fühlte, daß er ein warmes Herz hatte, und daß er froh und jung sein konnte. Törichte Gefühle für sie, die viel Ältere, regten sich nicht in ihm, das verhütete ihre eigene Art, mit ihm umzugehen. Sie war wie eine Mutter zu ihm, und er hatte sich schon gewöhnt, mit allen möglichen Anliegen zu ihr zu kommen.

„Ich glaube," sagte er eines Abends, „es gibt eine Art Seelenwanderung, wir haben in abgelebten Zeiten in irgendeiner verwandtschaftlichen Beziehung zueinander gestanden. Vielleicht waren Sie meine Mutter."

„Vielleicht", sagte sie, wandte ihm hastig den Rücken und ging ins Nebenzimmer.

Verdutzt griff er nach dem kleinen Album auf dem Bauerntischchen und schlug Seite um Seite um, ohne daß er etwas sah.

Sie fand ihn, wie er auf den leeren Karton niederstarrte, in dem bis vor kurzem das kleine Kinderbildchen gesteckt hatte.

Er sah aus, als machte er sich über die leere Stelle weittragende Gedanken.

Sie lachte gequält auf und fragte, ob er mit seinem feinen Ahnungsvermögen aus der leeren Stelle etwas herauslese. Er schüttelte den Kopf.

Doch es wollte sich an diesem Abend keine rechte Stimmung mehr einstellen.

Sie aber ging am nächsten Morgen wieder mit überwachten Augen und blassem Gesicht ins Geschäft.

Am Abend darauf blieb er aus. In ihrem Briefkasten steckte ein Zettel, auf dem er in zitternder, aufgeregter Schrift berichtete, daß ihn eine Depesche heimrufe. Sein Vater sei gestorben.

Sie las die wenigen Worte drei- bis viermal durch. Es war, als könnte sie den Sinn nicht fassen. Als sie sich erhob, taumelte sie. Doch sie rang gewaltsam nach Kraft. Ihre Gedanken arbeiteten. Ihre Seele wälzte einen schweren Entschluß.

Der Tod des Mannes, der in der Prunkstube des einstigen alten Danziger Patrizierhauses aufgebahrt lag, ging auch sie etwas an.

Sie hatte zwei Jahre an seiner Seite gelebt, um ihn und das Kind, das sie ihm geboren, dann zu verlassen. Er war hart, heftig, brutal gewesen, aber vielleicht hätte sie um des Kindes willen doch ausharren sollen. Hier in Berlin hatte sie einen Mann in bescheidener Stellung, den Buchhalter Herzberg, geheiratet. Nach einem Jahr aber wurde er ihr durch den Tod entrissen, und sie schlug sich seitdem allein durchs Leben. Der Titel „Fräulein", den ihr Uneingeweihte gaben, war somit nicht richtig. Aber sie ließ es dabei. In all den Jahren hatte sie die Hoffnung genährt, einst ihrem erwachsenen Sohn gegenüberzutreten, sich vor ihm zu rechtfertigen, sich von ihm Mutter nennen zu lassen.

Und nun hatte der Zufall sie einander zugeführt. Aber . . . der Sohn verdammte die Mutter, die seine Kindheit dem Vater allein überlassen...

Marternd standen seine harten Worte in ihrem Herzen. Ob er verzeihen konnte . . . Ein Sohn der Mutter . . .?

Diese Frage erdrückte ihren Herzschlag und ließ ihn wieder wie mit ängstlichem Flügelschlagen flattern. —

Die achtstündige Fahrt nach Danzig wurde ihr zur Ewigkeit. Und doch wäre sie am liebsten wieder umgekehrt, als sie jetzt auf dem Bahnhof stand. Aber der einmal gefaßte Entschluß zwang sie weiter.

Sie nahm einen Wagen und fuhr in die Nähe der Jopengasse.

Gerade, als sie aussteigen wollte, bog der imposante Zug, der die Leiche Friedrich August Hartmanns auf den Friedhof hinausgeleitete, um die Ecke der Gasse.

„Folgen Sie", befahl sie dem Kutscher.

Langsam ging es durch die engen Straßen der Stadt, dann auf einer breiten Allee fort, bis man bei Langfuhr den Kirchhof erreichte.

Wilhelm Hartmann schritt ernst und blaß hinter dem Sarge her. Sie, seine Mutter, schlich scheu und immer Deckung suchend, durch die Gräberreihen. Jetzt stand sie hinter einem breiten Lebensbaum, konnte nicht gesehen werden, aber sah. Die Rede des Geistlichen schlug wohl an ihr Ohr, doch den Sinn erfaßte sie nicht; ihr Herz bebte in Furcht vor dem Sohn, der steinern und hart aussah und auffallende Ähnlichkeit mit dem Toten hatte.

Ihre Knie wankten, sie mußte sich setzen.



Wie lange sie auf der steinernen Bank neben dem fremden Grabe gesessen hatte, wußte sie nicht. Als sie aufsah, war der Kirchhof menschenleer.

Sie schritt zu dem frischen Hügel hinüber, verweilte in stummer Andacht und begab sich dann zu ihrem Wagen.

Diesmal ließ sie sich geradezu vor das Haus fahren, das jetzt ihrem Sohne gehörte.

Auf ihre Frage nach ihm wies die alte Magd, die zu ungeschickt war, sie zu melden, auf eine Tür.

Die Tür zum Zimmer seines Vaters.

Sie klopfte mit zaghaftem Finger an.

Es folgte keine Antwort. Sie öffnete leise.

Der junge Mensch saß vor einem Aktenbündel am Tische, aber er las nicht. Er hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und weinte.

Also war er doch weich! Welch Glück, daß sie ihn so fand.

„Wilhelm!"

Er sprang auf, er starrte sie an. Als er sie erkannte, ging ein Lächeln über sein Gesicht.

„Sie . . . Sie . . . Haben Sie Dank, daß Sie mir beistehen wollen."

Er ergriff ihre beiden Hände und küßte sie.

„Nicht doch . . . nicht . . ." Vergeblich versuchte sie, ihm zu wehren.

Er bot ihr einen Stuhl an.

Sie schüttelte schmerzlich verneinend den Kopf.

„Darf . . . darf die treulose Mutter sich setzen?"

„Wa . . . was?" Er ließ ihre Hände fahren und trat einen Schritt zurück.

„Wilhelm, ich bin deine Mutter. Vergib mir!"

Es herrschte lange bange Stille in dem Raum, in dem es nach altem, vergilbtem Papier roch. Die Frau meinte, vergangene Zeiten müßten aufstehen und den Toten in seiner ganzen Heftigkeit und Roheit zurückbringen.

Sie zog die Schultern zusammen, als ducke sie sich unter mißhandelnden Schlägen.

Angstvoll sah sie den Sohn an.

Wie der sie so sah, schlug er die Augen nieder. Er kannte den Toten.

Langsam ging er zu ihr hinüber, langsam, schüchtern und ungewohnt stahlen sich seine Arme um ihre Schultern. „Liebe Mutter!"

„Mein Junge, mein lieber Junge." Sie nahm seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn.



Abend.

Vorm Hause in den schweren Ähren
Wiegt sich der Winde leiser Klang.
Die Sonne ging. Nun siehst du lang den hehren
Und sternenkühlen Horizont entlang,
Und hebst mit deinen Blicken diese Erde
Hoch in den hohen Raum hinein. —

Da wird vor deiner ruhigen Gebärde
Auch meine Seele still und klein.
Vom Abend tröstend überschienen,
Lehn' ich mit dir am Gartenzaun
Und fühle nur das Glück, zu dienen,
Das hohe Glück, dir zu vertrau'n.

Ernst Ludwig Schellenberg.



Briefkasten



Es wird gebeten, den Einsendungen Rückporto beizufügen. Kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte sind „An die Redaktion" zu senden, Romane nur an „Otto Jankes Verlag". Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft.

Herm. Bayreuther. Gedanken und Gefühle sind alltäglich, nicht druckreif. — **P. H. in Stargard.** Abgebrauchte Worte und schlechte Reime. — **K. D. 100.** Die Arbeit ist nicht ungewandt im Ausdruck und Erfindung, läßt sich aber des Umfangs wegen schlecht unterbringen. Bitte senden Sie gelegentlich Neues im Umfange von 250—[illegible]00 Druckzeilen. — **V. v. B., Magdeburg.** Der Stoff ist zu oft behandelt worden. — **H. K., Hannover.** Der Briefkasten würde endlos werden, wenn ich Gedichte wie die Ihrigen wirklich „beurteilen" wollte! — **F. S., Berlin.** Die „Feldbriefe eines Kriegsfreiwilligen von 1813" gebe ich soeben in neuer Auflage heraus, Sie können sie bei Ihrem Buchhändler schon jetzt bestellen. — **C. D. in G.** Maienzauber, Fliederpracht, Liederklang, Frühlingswinde — zum Schluß „süße Zwiesprach" — natürlich, das kommt davon! E. J.

Ausgegeben am 2. August 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.


Deutsche Roman Zeitung und Romanbibliothek
1913 Heft 46
Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Die Assenburger.

Kleinstadtbilder

von

Clara Hohrath.

3. Fortsetzung.

Über Karolines mageres Gesicht flog ein hähmisches Lächeln. Gern hätte sie dem Vater erwidert: Du warst ja selbst der, der den Kuchen so zusammengefressen hat! Aber sie preßte ihrer Gewohnheit nach die schmalen Lippen fest aufeinander und lief hinter der Mutter her aus der Stube, um dem väterlichen Befehl nachzukommen. Sie waren ja beide seit langem an seine Grobheit und Unfreundlichkeit gewöhnt; verschwendete doch Herr Wacker so viel Liebenswürdigkeit vorn in der Apotheke an seine Kunden, daß er sich im Hinterstübchen von Zeit zu Zeit davon erholen mußte, da sie seinem Temperament eigentlich zuwider, und er sich nur aus Geschäftsrücksichten dazu zwang. So schimpfte und schrie er sich denn in seinen Erholungsstunden bei seinen Frauenzimmern gründlich aus und ließ da seinen zurückgedrängten Tyrannengelüsten freien Lauf. Am gröbsten aber schrie er seine Frau immer in Gegenwart von Gästen an, weil er diesen damit zu imponieren und zu gefallen glaubte.

Der junge Hellenberg, der von seinesgleichen nicht gerade sehr gefeiert wurde, sah es denn auch gar nicht ungern, wie hier zwei Frauen um seinetwillen wie die Sklavinnen hin und her gejagt wurden, und ihm ungeheure Mengen Essen und Trinken herbeischleppen mußten. Er saß dann in seiner Sofaecke als ein vornehmer gnädiger Herr, dessen bloße Anwesenheit die ganze Familie erregte und beglückte.

Als Karoline endlich atemlos mit einem großen Kuchen wieder erschien, sah Kurt sie mit listig zwinkernden Augen an. Und dann tat er

zum erstenmal an diesem Tage den Mund auf und sagte: „Ich weiß wohl, wo der herkommt! Den hab' ich schon gestern bei Wehrlis im Fenster stehen sehen!" Und dann lachte er tonlos vor sich hin erfreut über seinen Witz und seine große Schlauheit.

Herr Wacker begann denn auch unbändig zu lachen und ihn mit väterlicher, wohlwollender Bewunderung auf die Achsel zu klopfen. „Bravo! Sie betrügt man nicht so leicht — hahaha" . . .

Da ertönte die Türklingel der Apotheke, Herr Wacker brach mitten im Lachen ab und stürzte eilig davon. Er erschien auch nicht wieder. Und so saßen die drei in der Hinterstube in schönem Frieden beieinander. Nichts war vernehmlich als Kurt Hellenbergs ununterbrochenes Kauen und Schmatzen.

Endlich aber schob er doch seinen Teller zurück und wischte sich den Mund ab. Dann sah er die beiden demütigen Frauen mit listig zwinkernden Augen an und sagte mit dem Daumen rückwärts über die Schulter deutend: „Sie ist drüben!"

Obschon die Damen Wacker sich ganz in seine Art eingefühlt hatten und stark waren im Erraten des Sinnes, der sich in seinen unzulänglichen Sätzen versteckte, wollte es ihnen jetzt doch nicht gelingen, seine knappe Erklärung richtig zu deuten.

Darum fragte Karoline jetzt mit höflichem Lächeln: „Um Entschuldigung, Herr Kurt, wer ist wo? Ich verstehe das nicht so schnell, Sie müssen ein wenig Geduld mit mir haben."

Da streckte der Kurt einen langen, knochigen Zeigefinger aus und wies damit zur Decke hinauf.

Gleichzeitig riefen nun Mutter und Tochter mit vor Neugierde und Erwartung bebender Stimme: „Die Pastorin?"

Kurt nickte und grinste.

„Ja, wo ist sie denn?"

„Bei uns draußen."

Die Frauen sahen sich ungläubig an. „Wir haben sie doch gar nicht ausgehen sehen! Die muß sich schon fortgeschlichen haben zu einer Zeit, wo sie sonst nie ausgeht, dadurch ist es ihr gelungen, ungesehen zu entkommen! Was will sie denn da, Herr Kurt?"

„Einziehen."

„Was?!"

„Bei uns wohnen."

„Ja, ist die Person denn verrückt? Ja, will sie denn von uns ausziehen?"

Kurt nickte unter freudigem Grinsen. Es bereitete ihm großen Genuß, die Damen durch seine Erzählung in solch' wilde Aufregung versetzen zu können.

„Sie will Hühner und Schweine in unsere Ställe sperren. Und einen Esel mit einem Karren. Den soll ich dann jeden Morgen nach der Station kutschieren."

Er hatte das nicht ohne Stolz gesagt. Nun verblüffte ihn die Wirkung, die seine letzten Worte auf seine Zuhörerinnen ausübte.

Sie hoben die Hände auf und schüttelten die Köpfe und konnten sich nicht genug tun im Ausdruck ihrer Entrüstung. „Nein, diese unverschämte, adlige Närrin! Ihnen so etwas auch nur im Scherz vorzuschlagen! Der reiche Herr Hellenberg als Eseltreiber! Die kann nur im Irrsinn gesprochen haben! Sie haben doch hoffentlich nichts versprochen, Herr Kurt?"

Er schüttelte langsam den Kopf und sah sehr betreten drein.

„Solch eine bodenlose Unverschämtheit! Sie als Kutscher anstellen zu wollen! Ganz unerhört! Ist sie denn immer noch draußen?"

Er nickte.

„Lieber Gott, wenn Ihre Schwester Helene nur nicht so dumm ist, sich von der schlauen Person dazu bereden zu lassen, sie ins Haus aufzunehmen!"

Da kehrte sein altes, vergnügtes Grinsen zurück, und er sagte: „Sie ist so dumm. Ich tät es nicht, aber sie tut es."

Da schlugen sie wieder die Hände zusammen.

„Sie tut es? Ach Gott, wie schrecklich! Welch ein Leben wird jetzt für Sie anbrechen! Sie wird den Frieden aus Ihrem schönen, stillen Heim verdrängen, sie und ihre ungezogenen Töchter! Wir kennen sie ja, wir wissen ja, was es heißt, die Goedeckes als Mieter zu haben! Dieser Lärm, diese Unordnung, diese Verrücktheit! Bester Herr Kurt, das können Sie ja gar nicht aushalten! Oh, nein, das ist nichts für Sie! Wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle täte?"

Hier trat die Frau Apotheker ihrer Tochter unterm Tisch ausdrucksvoll auf den Fuß, um sie auf das aufmerksam zu machen, was sie nun

sagen werde. „Ich zöge an demselben Tage aus, wo die adlige Pastorin einzieht!“

Der Kurt sperrte Mund und Augen weit auf.

„Wohin denn?“ fragte er nach einiger Zeit angestrengten Nachdenkens.

„Nun in irgend eine hübsche Wohnung in einem ruhigen und anständigen Haus. Sie haben ja das Geld dazu, Sie sind ja mündig und können tun was Ihnen beliebt, und brauchen Ihre Schwester und die alte Walburg gar nicht erst um Erlaubnis zu fragen!“

Da lachte der Kurt unbändig, schlug sich aufs Knie und sagte: „Das ist wahr! Ich brauch' sie nicht erst um Erlaubnis zu fragen, ich bin mündig und habe Geld!“

„Nun also, so tun sie's doch! Zeigen Sie daß Sie ein Mann sind, daß Sie Ihren eigenen Willen haben! Oder wollen Sie wirklich lieber der Pastorin ihr Eseltreiber werden?“

Der junge Mann schüttelte den Kopf und schnitt eine unehrerbietige Fratze.

„Nun, denn! Sollen wir Ihnen helfen eine passende Wohnung suchen?“

Er nickte.

Da stützte die Frau Apotheker den Kopf auf, als dächte sie angestrengt nach. Auf einmal richtete sie sich auf, als sei eine Eingebung über sie gekommen und nickte ihm zu, während es in ihrem runzeligen Gesicht eigentümlich zerrte und zuckte. „Da fällt mir was ein! Eine herrliche Idee! Ziehen Sie zu uns! In die schöne Wohnung oben, die die verrückte Pastorin jetzt räumen wird! Das gäbe einen Spaß! Würde die sich verwundern und ärgern!“

Das leuchtete dem Kurt ein, und er zog den Mund von einem Ohr zum andern.

„Ja, wie würden die sich ärgern! Auch die Helene und die Walburg!“

„Ach, und wie herrlich wird das werden,“ fuhr Frau Wacker, die günstige Stimmung ausnützend, eilig fort, „wenn Sie bei uns wohnen, wie leicht können wir da zusammenkommen und gemütliche Abende zusammen verbringen!“

Aber plötzlich verfinsterte sich Kurt Hellenbergs Gesicht. „Mein Mittagessen!“ sagte er. „Wer soll das kochen? Ich will keine Magd, die sind frech und kochen schlecht!“

Da warf Frau Wacker ihrer Tochter einen vielsagenden Blick zu, erhaschte unterm Tisch deren Hand und preßte die kalten Spinnenfinger mit mütterlicher Inbrunst.

„Herr Kurt,“ sagte sie, „Sie haben ganz recht, eine Magd ist nichts für Sie, solch eine ungebildete Person dürfen Sie nicht um sich haben, Sie brauchen was anderes: Eine Frau! Eine liebe, brave Frau, die in allen Stücken freundlich für Sie sorgt, Ihnen alles flickt und wäscht und leckere Sachen kocht und schöne Kuchen backt, Traubenkuchen und Stachelbeerkuchen mit Schlagsahne!“

Da leckte sich Kurt Hellenberg die Lippen, und in seine vorstehenden Augen trat ein lüsterner Ausdruck.

„Ja,“ sagte er, „Traubenkuchen und Stachelbeerkuchen mit Schlagsahne! Und morgens, morgens zum Frühstück schon Sandtorte!“

„Ja, das alles!“ Frau Wacker gab ihrer Tochter heimlich einen Wink. Da verließ diese mit dunkelgerötetem Kopf das Zimmer.

Nun rückte die Frau Apotheker ihrem Opfer ganz nahe auf den Leib und flüsterte ihm zu: „Ich wüßte solch eine Frau für Sie! Es wäre ja ein Unsinn, wenn Sie die große Etage oben allein bewohnen wollten, nehmen Sie eine Gefährtin zu sich, heiraten Sie! Das rate ich Ihnen als Ihre wohlerfahrene, mütterliche Freundin. Und ich weiß ein nettes, liebes Mädchen!“

„Wer ist das Mädchen — das ich heiraten soll?“ fragte der Kurt und wurde rot bis über die Ohren.

Die Frau Apotheker stieß einen tiefen Seufzer aus. „Das — das ist meine liebe Karoline, Herr Kurt!“

Da riß der junge Mann den Mund weit auf.

„Die?“ fragte er, und eine große Enttäuschung drückte sich in seinem Gesicht wie in seiner Stimme aus. Bei dem Vorschlag der Frau Apotheker war vor ihm eine unbestimmte Vision aufgetaucht von etwas jungem, rosigen, weißgekleideten, und nun war's die Karoline, die gemeint war! Die sollte er heiraten? Das erschien ihm ungeheuer wunderlich. Er hatte es sich bis jetzt nie so recht klar gemacht, daß Fräulein Karoline doch bedeutend jünger sein mußte als die Frau Apotheker, da sie ja deren Tochter war. Er hatte zwischen den beiden Frauen eigentlich gar keinen Unterschied gemacht, sie waren beide immer dunkel gekleidet und hatten dieselben kleinen, verhutzelten Gesichter, und er

hätte nie geglaubt, daß eine davon geheiratet werden könnte. Aber das schien nun doch möglich zu sein, die Frau Apotheker sagte es ja!

„Welch köstliche Kuchen die liebe Karoline zu backen vermag, das wissen Sie ja, lieber Kurt, obschon Sie die allerfeinsten bisher nicht einmal hat backen dürfen — des Vaters wegen, der solch' kostspielige Sachen für Verschwendung hält und uns das Geld dafür verweigert — aber wenn sie Ihre Frau wäre, könnte sie die Herrlichkeiten alle machen, denn Sie haben ja das Geld dafür!"

Der Kurt nickte gedankenvoll vor sich hin. Der Vorschlag der Frau Apotheker kam ihm jetzt schon gar nicht mehr so unsinnig vor.

„Und daß sie eine sorgliche, fleißige und bescheidene Frau abgeben würde, können Sie sich wohl denken, sie ist ja daran gewöhnt, einem Herrn aufs Wort zu gehorchen, Sie wissen ja, wie streng der Vater ist, Sie hätten mit ihr ein Leben wie im Himmel, und brauchten sich keine lästige Bemutterung mehr von Ihrer Schwester und der alten Walburg gefallen zu lassen und — brauchten nicht Eseltreiber zu werden! Nun, Herr Kurt, was sagen Sie? Wollen Sie? Darf ich meine Karoline hereinholen und ihr sagen, daß sie in einiger Zeit Frau Kurt Hellenberg heißen wird? Es wäre ja auch eine Sünde und Schande, wenn der Träger solch eines schönen und vornehmen Namens ledig bleiben würde! Darf ich, lieber Kurt?"

Nun grinste der Kurt übers ganze Gesicht. Dann zwinkerte er listig mit den Augen und sagte: „Ich will schon, holen Sie sie nur."

Da eilte Frau Wacker zur Türe hinaus, um ihre Tochter aus der Küche herbeizuholen.

Sie war aber kaum zum Zimmer draußen, da sprang Kurt Hellenberg auf, haschte nach seinem Hut und rannte durch die Apotheke auf die Straße hinaus, und als die Frau Apotheker ihre errötende Karoline vor sich her in die Wohnstube hineinschob, war diese leer —

„Nun ist er fort!" schrie die Frau Apotheker auf. „Das gibt ein Unglück! Denn wenn er nun nach Hause kommt, bereden sie ihn da wieder zu anderen Dingen und machen ihm das Versprechen, dich zu heiraten, das er mir schon gegeben hat, wieder leid. Lauf was du kannst, Kind, und hol' ihn ein und bring ihn zurück!"

„Aber, Mutter, wenn die Leute" —

„Da kann nichts gesagt werden: du bist seine Braut! Also darfst du das wohl — lauf — lauf!"

Da rannte Karoline, wie sie ging und stand, barhäuptig, in ihrem schäbigen, grauen Hauskleidchen ebenfalls durch die Apotheke auf die Straße hinaus.

Herr Wacker, der eben ein Heiltränklein zusammenbraute, hätte beinahe die Flasche aus der Hand fallen lassen vor Verwunderung, als so eins nach dem andern aus der Hinterstube heraus an ihm vorbeigeschossen kam, als gelte es einen Preis im Wettlaufen zu erringen. Er trat unter die Haustüre und sah eben noch den letzten Zipfel von seiner Tochter Kleid an der nächsten Straßenecke aufflattern und wieder verschwinden.

Nun kam auch seine Frau in die Apotheke gerannt und zog ihn vertraulich am Ärmel, was sie sich seit der Hochzeitsreise nicht mehr herausgenommen hatte und sagte: „Vater, unsere Karoline ist Braut! Mit dem Kurt! Laß sofort die Verlobungsanzeigen drucken, du weißt, daß der Kurt leicht umzustimmen ist, und sie werden alles tun, um ihn von dem Heiratsvorsatz abzubringen, wegen seinem Geld, denn das wollen sie natürlich alle haben! Aber wenn die Karten herumgeschickt sind, bei allen Bekannten, dann kann er nicht mehr zurück! Ich schreibe schon die Adressen auf — lauf du zum Buchbinder — lauf!"

Der Apotheker stand ein paar Augenblicke in völliger Erstarrung da. Er kannte seine alte Frau gar nicht wieder: Sprach sie nicht zu ihm wie zu ihresgleichen, ja, sogar fast wie — wie zu einem Untergebenen! Lauf zum Buchbinder, lauf! Dabei sah ihr Gesicht ganz verwandelt aus, so — so energisch — und triumphierend! Sollte er nun wirklich gehorchen — der Frau gehorchen, er, Adolf Wacker, Inhaber der Schloßapotheke? Recht hatte sie ja damit, daß Eile not tat! Und auch die Karoline hatte recht, daß sie hinter dem angeschossenen Wild so eilig dreinjagte, der Kurt sollte ja über eine Million von den Eltern geerbt haben —

Aber seine männliche Würde und Überlegenheit mußte er trotzdem in diesem kritischen Augenblick aufrecht zu erhalten versuchen. In diesem Bestreben legte er sein rundes Gesicht in die böseften Falten und warf den Kopf zurück

und gedachte seine Frau von oben herunter anzusehen, gewahrte dann aber, daß sie schon wieder in die Hinterstube verschwunden war. Da rannte er kurz entschlossen zur Haustür hinaus und quer über den Marktplatz hinüber zum nächsten Buchbinder.

Fräulein Karolines Unstern aber wollte es, daß die aus dem Institut heimeilenden Pastorschen, ihr gerade in den Weg liefen.

„Wohin denn so schnell ohne Hut, Fräulein Karoline, wo brennt's denn", schrien sie und sahen sich suchend um und wurden nun den jungen Hellenberg gewahr, der mit dem Hut in der Hand mit ein paar Meter Vorsprung dahinrannte.

Da kreischten sie laut auf vor Vergnügen. „Hat er gestohlen, Fräulein Karoline? Vielleicht einen Kuchen aus Ihrer Speisekammer? Sollen wir helfen ihn einfangen?"

Fräulein Karoline aber schrie sie mit hoher, zorniger Stimme an: „Platz da, ihr boshaften Affen, er ist mein Bräutigam!"

Jetzt kreischten sie noch viel lauter auf.

„Hurrah! eine Jagd auf den Bräutigam! Wir tun mit! Wer ihn zuerst einfängt, kriegt ein Stück Heidelbeerkuchen! Vorwärts, hurra!" Und die großen Kinder schossen rechts und links neben der Apothekerstochter dahin, und da sie längere und flinkere Beine hatten als diese, kamen sie ihr bald voraus, und der Abstand zwischen ihnen und dem jungen Hellenberg verringerte sich in beängstigender Weise.

Da blieb der unglückliche, von drei Mädchen gehetzte Kurt, plötzlich ratlos stehen. Ein heliotropfarbenes Kleid stand gleich einer breiten Wand vor ihm da, und eine kräftige, tiefe Stimme rief: „Zum Teufel, was ist denn los? Was rennt ihr denn alle wie besessen?"

Lachend riefen die Pastorschen zurück: „Wir helfen Fräulein Karoline den Bräutigam einfangen!"

Kurt Hellenberg aber stand da zwischen der dicken Pastorin und den ihn verfolgenden Mädchen als ein Bild hilflosen Jammers, mit vorgebeugten Schultern und schlaff herabhängenden Armen. Seine vorstehenden Augen suchten vergebens nach einem Ausweg.

„Na, ihr scheint mir wiedermal Unheil angerichtet zu haben", rief die Pastorin den Töchtern zu und blitzte sie aus zornigen Augen an. Dann legte sie mitleidig dem hilflosen Menschen die Hand auf die Schulter und sagte: „Lassen Sie sichs nicht anfechten, lieber Kurt! Die dummen Gänse meinen es nicht böse, sie sind nur unverständig und unbedacht! Kommen Sie, Fräulein Karoline, trösten Sie ihn, Sie werden das am besten verstehen!"

Da reckte die Apothekertochter den langen, mageren Hals weit aus dem grauen Kleid heraus und zischte gleich einer gereizten Schlange die Pastorin an: „Freilich werde ich das am besten versteh'n, ich, seine zukünftige Frau! Denn er wird mich heiraten, hören Sie, und wird in Ihre bisherige Wohnung ziehen — und hiemit kündige ich Ihnen! Und Sie können sehen, wo Sie einen anderen Eseltreiber herbekommen!"

Da lachte die adlige Pastorin laut und gutmütig auf. „Ach Gott, regen Sie sich doch nicht so auf, Fräulein Karoline, man kennt Sie ja gar nicht wieder! Ja, ja, so verändert den Menschen die Leidenschaft — die Liebe! Ich bin ja auch ganz närrisch gewesen, das erstemal, beim Domänenpächter! Also man darf Ihnen gratulieren, Herr Hellenberg, als glücklichen Bräutigam? Na, das ist ja schön! Für den Esel find' ich schon Ersatz, Fräulein Karoline, da sorgen Sie sich nur nicht darum. Und ziehen Sie nur ruhig in die Apothekenwohnung, aber lassen Sie die Decke im Eßzimmer vorher neu malen, die sieht schandbar aus, und der Küchenherd ist auch ein trauriges Gebilde. Und wir werden uns dann getreulich der einsam zurückbleibenden Schwester annehmen, Ihrer lieben Helene, darüber dürfen Sie auch beruhigt sein. Nein, wie herrlich und weise der liebe Gott das alles gefügt hat: Der eine zieht in die Wohnung des anderen, der verlassene Teil wird durch eine neue Familie getröstet, wirklich, erstaunlich schön ist das! Es ist eben doch eine Freude zu leben! Kommt, Kinder! Wißt ihr nicht, daß man ein Brautpaar allein lassen soll, habt ihr denn gar kein Zart- und Taktgefühl?"

Da hingen sie sich lachend rechts und links in den Arm der Mutter, und so zogen sie selbdritt davon, die ganze Breite des Fahrweges einnehmend.

„Seht euch nicht um, hört ihr!" ermahnte die Pastorin. Das brachte beide Backfische zum Kichern. Und zuerst warf Malle einen schnellen Blick über die Schulter zurück, und dann trat Trees

dasselbe, und dann tat es die adlige Pastorin. Und nun kicherten sowohl Mutter wie Töchter. Denn sie hatten alle dasselbe gesehen: Fräulein Karoline hatte den Arm zärtlich um Kurt Hellenbergs gebeugte Schultern gelegt.

„Sicher verspricht sie ihm jetzt Berge von Kuchen", sagte die schlaue Malle, und ahnte selbst nicht wie genau sie mit ihrer spaßhaften Behauptung den Nagel auf den Kopf traf. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Etwas später als die adlige Pastorin, machte sich an diesem Morgen Martina Heinemann auf den Weg, um den Auftrag, den sie mitten in der Nacht von der eifrigen Schwester empfangen hatte, auszuführen. Sie hatte nicht weit zu gehen, denn der Musiklehrer sowie die Krankenschwester wohnten ja beide im Schloß, von dem das Kavalierhäuschen nur durch die Gartenanlagen getrennt war. Und sie kannte jeden Dachziegel, jeden Stein und jede Verzierung dieses Schlosses, sie kannte die Bäume, die es umstanden, und die Vögel, die in dem barocken Zierat seiner Mauern nisteten, sie kannte alle seine Bewohner, und alles was dort aus und ein ging, die Institutsschülerinnen und die Bäcker- und Metzgerburschen, Dr. Petyar, seine Patienten und seine Gehilfinnen. Wie genau kannte sie sie alle, und wie wenig war sie von ihnen gekannt! Sie hatten ja nicht Zeit, immer zum Dachfenster des Affenkäfigs hinaufzusehen, wo die faule Martina stand und in die Welt hinuntergaffte wie in einen Guckkasten. Nur der kleine, schiefe Musiklehrer, pflegte jedesmal, wenn er glatt gebürstet und gebügelt aus dem Schloß hervorkam, nach ihrem Fenster hinaufzublicken und sie zu grüßen, indem er mit seinem stadtbekannten Zylinderhut einen eleganten Halbkreis in der Luft beschrieb und sich dann wie ein Tanzmeister verneigte. Dieser kleine Herr war auch eine von den Marionetten, die extra zu ihrer Belustigung auf die Weltbühne gestellt worden war. Nur wenn er an ihrem Flügel saß und ihr vorspielte, vergaß sie das, dann war er keine komische Figur, keine Marionette mehr, sondern ein lebendiger Mensch, mit einer großen, feurigen Seele, die ihr Bewunderung einflößte. Ja, hier und da traten ihr sogar während seines Spiels die Tränen in die Augen, aber das sah er nicht, er hörte nur, wenn sie lachte, über ihn lachte, dann zuckte eine kleine, scharfe Falte neben seinem Mund: er mußte schon böse ausgelacht worden sein in seinem Leben, daß dieses Fältchen sich so gar scharf hatte eingraben können.

Lieber als zu dem kleinen Musiklehrer, wollte sie zuerst zu der in eine Krankenschwester umgewandelten Schauspielerin gehen. Hoffentlich war die nicht gerade bei irgend einem gräulichen, blutigen Geschäft!

Doch nein, es traf sich besser, als Martina zu hoffen gewagt hatte. Mariana Rimaldi saß mit feiernden Händen in ihrem Zimmer in tiefe Gedanken versunken. An diesem Morgen wollte ihr nichts glücken. Die Kranken waren ungeduldig und sahen sie vorwurfsvoll oder verächtlich an. Die Schwestern Petyar verfolgten sie mit feindseligen Blicken, und ihre rauhen Stimmen hatten einen agressiven Klang, sobald sie mit ihr oder über sie sprachen. Dann, als sich herausgestellt hatte, daß der Schlüssel zum Instrumentenschrank in der Petyarschen Wohnung zurückgeblieben war, hatte sie sich angeboten, denselben zu holen. Und nun hatte sie zum erstenmal wieder das finstere Haus betreten, in das sie am Tage ihres letzten Bühnenauftretens den gelben Einladezettel hineingetragen hatte. Und wieder wie damals schritt sie den langen, schmalen Gang entlang, bis zu dem Tisch mit der kunstvoll gehäkelten Tischdecke, und wieder beschlich sie bei deren Anblick ein sonderbares Gefühl, daß ihr deutlich sagte, daß die Frau, die diese Decke verfertigt habe, ihr feindlich gesinnt sein müsse. Und nun hatte sie diese Frau endlich zu Gesicht bekommen und hatte erfahren, daß die Decke richtig prophezeit hatte. Die große, steife Frau hatte sie nicht mit ehrlicher Feindseligkeit angeblickt, wie ihre Töchter es taten, sondern ihre verächtlichen und gehässigen Gefühle hinter einem hochmütigen und gleichgültigen Wesen versteckt, so daß es sie, Mariana, bis ins Innerste ihres impulsiven Künstlerherzens hinein gefroren hatte. Und nachdem sie das Haus verlassen hatte, war ihr zumute gewesen, wie damals am Benefiztage, ebenso hungrig und elend. Nur daß es damals physischer Hunger gewesen war, der sie geplagt und sie ihres natürlichen Frohsinns beraubt hatte. Heute dagegen war der Hunger anderer Natur, heute begriff sie es kaum mehr, wie sie einst an der Schwelle dieses Krankenhauses hatte stehen können, mit dem sehn-

süchtigen Wunsch im Herzen, in diesen weißen Gang, in dem ein warmer, stiller Sonnenstreifen ruhte, eintreten und ausruhen, vergessen, und schlafen zu dürfen! Die schweren Waffen ihres Lebenskampfes niederzulegen und nichts mehr zu wollen, nichts mehr zu erstreben! Damals schon hatten die großen, farblosen Gesichter und die rauhen Stimmen der Schwestern Petyar sie erschreckt, und das war wohl eine Warnung für sie gewesen, diesem Hause den Rücken zu kehren. Das hatte sie ja auch getan, trotz ihrer großen Müdigkeit hatte sie sich weitergeschlichen, aber ein anderer hatte sie wieder freudig hereingeführt, und sie war zu schwach gewesen, seinem Willen zu widerstehen — damals! Aber war nicht jetzt ihre alte Kraft zurückgekehrt? Brauchte sie jetzt noch in diesem Hause zu bleiben, in dem eine Luft wehte, deren üblen Geruch sie nicht ertragen konnte? Derselbe Geruch, der ihr beim ersten Betreten des Petyarschen Hauses entgegengeströmt war, der aus dem Wartezimmer drang, in dem die Affenburger saßen, um mit gefalteten Händen und feigen, mißtrauischen Herzen auf den Urteilsspruch ihres gefürchteten Götzen und Dämons zu warten, der Geruch, mit der die häßliche gehäkelte Decke der Frau Doktor ganz durchtränkt war! Hatte denn auch sie, Mariana, sich jetzt mit Leib und Seele dem tyrannischen Willensteufel Doktor Petyars verschrieben? Band das Versprechen sie wirklich, das er ihr gegen ihren Willen abgezwungen hatte? Band die Pflicht der Dankbarkeit sie an ihn fest? Er hatte sie in sein Spital aufgenommen und ihr zu Essen gegeben. Aber dasselbe hatte die gutmütige, dicke Frau im heliotropfarbenen Kleid ihr auch zugedacht gehabt, und die erhob keine Ansprüche auf Dankbarkeit. Das tat freilich auch Doktor Petyar nicht, nicht um Dankbarkeit war's ihm zu tun, Gehorsam wollte er von ihr — wie von allen Menschen — und vielleicht noch mehr — aber vor dem graute ihr — wenn seine Liebe zu ihr noch wuchs, wenn sie zur Leidenschaft wurde, so würde er sie zerbrechen und vernichten, denn er war zügellos in all seinem Tun! Niemand in diesem Affenburg war jemals Herr über ihn geworden, keiner hatte es verstanden, ihn zu zähmen, nicht seine steife, hochmütige Frau und nicht seine riesenhaften Töchter, und so hatte er sich zu einem rücksichtslosen Tyrannen ausgewachsen. Es war schade um ihn, er war groß veranlagt, zu groß für solch eine kleine Stadt. Ja, solch ein Provinzstädtchen, abseits vom Verkehrsweg, mit einem verrosteten Postillon als Wahrzeichen, das war eine gefährliche Menschenfresserin, ebenso heimtückisch und allmählig wie der Rost das Eisen zersetzte, so fraß es das Lebensmark aus den Herzen seiner Einwohner, alle Begeisterung und Unternehmungsluft und alle jugendliche Torheit, allen göttlichen Übermut! Sie begriff es wohl, warum Affenburg so arm an jungen Männern war, warum es die Knaben alle hinauszog in die großen Städte! Und sie ließ man gehen, weil ihnen ihre berufliche Ausbildung zur triftigen Begründung ihres Fortgehens diente, die armen Mädchen aber mußten zu Hause bleiben, denn für sie war ja das Institut da; und so mußten sie sich wehrlos vom Rost auffressen lassen, bis ihre Herzen kalt und blutleer geworden waren, wie das der Frau Doktor Petyar. Es sei denn, daß sie den Mut hatten, die Ketten zu zerreißen und sich in den Lebenskampf hineinzustürzen, ohne andere Mittel, als ihren Mut und ihre drängende Kraft — so wie sie selbst das ihrerzeit getan hatte. Allerlei trauriges und häßliches Elend hatte sie da freilich sogleich umdrängt und versucht, sie zu Boden zu drücken, und sie war beinahe gestorben in diesem Kampf, und trotzdem hatte sie nie bereut, sich selbst gehorcht zu haben — nein, auch heute noch nicht — nein — nein —

Sie schrak aus ihren Gedanken auf. Es klopfte jemand an ihre Türe. Ein großes, schönes Mädchen trat ein mit langsamen, lässigen Bewegungen, den Kopf mit der üppigen Fülle schwarzbraunen Haares ein wenig seitwärts geneigt, ein spöttisches Lächeln um den zarten Mund, und allerlei verträumte Heimlichkeiten in den dunklen Augen.

Mariana Rimaldi erhob sich. Sie kannte Martina Heinemann vom Sehen, ohne bis jetzt mit ihr gesprochen zu haben. Sie reichten einander ein wenig zögernd die Hand und sahen sich mit tastender Neugierde in die Augen: Das also bist du? Und da glomm für einen kurzen Augenblick ein helles Licht auf in den verschleierten Tiefen von Martinas dunklen Samtaugen. Dann aber ließ sie die langen, schwarzen Wimpern gleich einem Vorhang verhüllend darübergleiten.

„Ich komme mit einer wunderlichen Bitte

zu Ihnen", sagte sie und lächelte spöttisch. Dann setzte sie sich zu Mariana auf das kleine Ledersofa und erzählte von ihrer alten Großtante. Sie tat es mit so viel Humor und ruhiger Sachlichkeit, als spräche sie von einer Fremden.

Mariana lachte mehrmals laut auf. Der abgespannte, unfrohe Zug verschwand aus ihrem Gesicht, ihre Augen begannen wie die einer unternehmungslustigen Katze zu funkeln.

„Ja, wir wollen der alten Dame ein Geburtstagsfest bereiten, daß sie einmal ganz satt werden soll an Vergnügen! Lassen Sie mich nur machen! Und laden Sie dazu ein, wen Sie wollen, soviel in ihren umgitterten Garten hineingehen an dicken und dünnen, alten und jungen Assenburgern. Ich werde ihnen eine Tanzvorstellung geben, und der kleine Musiklehrer aus dem Schloß soll dazu aufspielen; er wird es recht machen, denn er ist ein Künstler."

„Ja," sagte Martina, sich erhebend, „ich werde jetzt zu ihm gehen, um ihn darum zu bitten."

Noch einmal sahen sie sich in die Augen und reichten einander die Hände mit der impulsiven Herzlichkeit zweier Menschen, die einander unerwartet in einer menschenleeren Wüste begegnet sind. —

Und nun war der große Tag gekommen. Die neunzigjährige Geburtstagsheldin thronte in einem Lehnsessel, der auf eine um zwei Stufen erhöhte Plattform in der Mitte des altmodischen Gartens aufgestellt war. Ihre Haube hatte rosafarbene Flügel, und ihr Kleid war aus vergilbter, starrer, weißer Seide, reich mit Gold bestickt. Es war ein altes Theaterkostüm, das sie einst als Königin Elisabeth getragen hatte. Zu Füßen des Thrones hockte der kleine Jako mit einem purpurroten Pagenmäntelchen behangen.

Martina stand nahe dabei, an einen Baum gelehnt und schaute sich diese seltsame Gruppe an. Ihr fiel die Geschichte von jener spanischen Königin ein, die als Leiche auf den Thron festgebunden ward, um hier, steif aufrechtsitzend, mit unbeweglichem, wächsernem Antlitz die Huldigungen des Volkes entgegenzunehmen.

Saß nicht auch Tantchen heute ungewöhnlich steif da, so, als würde sie nur von dem starren Königinnenkleid getragen und aufrecht erhalten? Nur das beständige Nicken des Kopfes und das lustige Tanzen der Haubenbänder bezeugte, daß noch ein lebendiger Inhalt in der mumienhaften Hülle steckte.

Der Garten füllte sich mehr und mehr mit Gästen an. Das kleine Dienstmädchen stand an dem Torausschnitt des baumhohen Drahtgeflechts, das den ganzen Garten einzäunte, und drückte nach dem Eintritt eines jeden Gastes eilig die Tür wieder ins Schloß, damit der Affe nicht diese günstige Gelegenheit zu einem Ausflug in die Freiheit benutze. Die ältere der beiden Heinemannschen Nichten eilte geschäftig hin und her, mit hektisch roten Backen, begrüßte die Gäste und führte sie einzeln zum Gratulationsakt der Festkönigin zu. Da häuften sich auf dem Schoß des weißen Königinnenkleides ganze Berge von Blumen auf, und das pergamentne Gesicht der alten Schauspielerin überzog ein Netzwerk von lustigen Fältchen vor Freude ob so vieler Huldigungen. Als die Gratulationscour beendet war, bildeten sich flüsternde Gruppen, und die Gäste begannen einander nach ihrer Gewohnheit mit neugierigen und kritischen Blicken zu mustern. Die Assenburger waren solch bunte, gesellige Zusammenkünfte nicht gewöhnt, da die Mädchen und Frauen sich an ihren Kaffeekränzen, die Männer sich an ihren Wirtshausabenden genügen ließen, und so wurde ihr Interesse jetzt von so vielen verschiedenen Brennpunkten gleichzeitig angezogen, daß ihnen fast schwindlig darüber wurde. Denn da waren Pfarrers, und da waren Haselmaiers, und es galt zu beobachten, ob das Gerücht auf Wahrheit beruhe, daß die sanfte Institutsvorsteherin wirklich wegen Ruth Gerlinger, ihrer Adoptivtochter, einen Streit mit Pfarrers begonnen habe. Und da war die adlige Pastorin, von der die verrücktesten Dinge erzählt wurden, und ihr am Arm hing die dumme Helene, und sah von Zeit zu Zeit mit ihren großen, blauen Kinderaugen voll schwärmerischer Zuneigung zu ihrer dicken und furchtlosen Beschützerin auf. Und Apothekers und Fräulein Karoline, die neugebackene Braut des einfältigen, aber reichen Hellenberg waren da, und es ließ sich feststellen, daß sie immer in der entgegengesetzten Gartenecke sich aufhielten als die adlige Pastorin, die sie mit feindseligen Blicken verfolgten. Und da waren die Assistenzärzte und trugen hellrosa Kleider, aus denen ihre großen Gesichter und glattgeflochtenen Haarkronen noch

fahlfarbener als sonst hervorsahen. Und da war — ja, er war wirklich da — Doktor Petyar! Und es wollte ihnen allen scheinen, als sähe er heute ganz besonders gelb und grausam und höhnisch aus. Er unterhielt sich aber anscheinend gut gelaunt mit dem allerjüngsten Fräulein Heinemann über den neuen Roman, der in den Zeitungen so viel von sich reden machte, und den doch von den Affenburgern noch keiner kannte, weil er sich nicht dazu eignete, auf den Weihnachtstisch gelegt zu werden. Von Zeit zu Zeit entblößte Doktor Petyar während des Sprechens sein weißblinkendes Raubtiergebiß, und dann hingen aller Augen an ihm, wie die von einer Katze hypnotisierten Vögel. Und Frau Doktor Petyar war — nicht da! Und doch bestand kein Zweifel darüber, daß auch sie eingeladen worden war. Warum war sie denn nicht gekommen? Diese stolze und unnahbare Frau, die Tochter des verstorbenen Forstmeisters, der der mächtigste und vornehmste Mann von ganz Affenburg gewesen war, liebte es allerdings nicht, zu anderen Leuten zu Gast zu gehen; sie sah ihre getreuen Verehrerinnen lieber bei sich, in ihrem schönen, düsteren Wohnzimmer mit den hochlehnigen Samtstühlen, auf denen sie gleich einer Königin thronte, aber vielleicht hatte noch ein anderer Grund sie ferngehalten! Die dicke, ungebildete Frau Bürgermeister, die gesellschaftlich nicht als vollgültig gerechnet wurde, weil sie das Institut nicht besucht hatte, sondern sich an der Volksschule hatte genügen lassen, zwinkerte vielsagend mit den Augen: die Person aus dem Krankenhaus sollte ja auch geladen sein! Solch eine Taktlosigkeit! Aber freilich, von den Heinemannschen war das zu gewärtigen, die aufgetakelte, alte Frau, so vornehm sie jetzt auch tat, war ja einst auch nichts besseres gewesen, als solch eine reisende Komödiantin . . . .

Plötzlich brach ganz unerwartet ein frischer, übermütiger Gesang los. Das waren die Institutsmädchen, die der Neunzigjährigen zu Ehren ein — natürlich von Fräulein Linchen gedichtetes — Lied sangen. Sie standen in einer Reihe hinterm Gitter des Affenkäfigs, und das Weiß ihrer Festtagskleider schimmerte verräterisch durch die Büsche. Ihr Gesang klang diesmal nicht so feierlich und rührend, wie an jenem Abend, da sie der Nora zuliebe gesungen hatten, heute schien es so, als verstecke sich ein kichernder Kobold in den hellen Mädchenstimmen. Das war nicht weiter zu verwundern, da die jungen Sängerinnen durch die Lücken im Strauchwerk hindurch die alte Heinemann in ihrem verblichenen Staatskleid in der Mitte des Gartens thronen sahen, während der rotgekleidete Affe zu ihren Füßen die unehrerbietigsten Fratzen schnitt.

Als sie ausgesungen hatten, brach ein großer Applaus im Innern des Affenkäfigs los. Und nun wurden sie einzeln durch das Gittertor ins Heiligtum eingelassen, sie und ihr getreuer Begleiter und Sklave, der Zylinderhut, mit der großen, weißen Aster im Knopfloch. Sie knicksten vor der nickenden Königinnenmumie, und dann bekamen sie Meringen zu essen. Aber der Zylinderhut bekam keine, weil er sie nicht mochte, er hatte solch einen wunderlichen Geschmack! Dafür bekam er Kognak zu trinken. Fräulein Martina hielt eine ebensolche Flasche in der Hand, wie er sie in seiner Wohnung in dem Wandschränkchen, das wie ein Schlüsselkästchen aussah, stehen hatte. Sie füllte ihm dreimal nacheinander das kleine Glas . . . .

Plötzlich fuhren alle Köpfe nach ein und derselben Richtung herum, ein trillerndes Lachen durchschnitt das vorsichtige Geflüster der Festgäste. Draußen vor dem Gittertor stand eine bunte Gestalt, eine phantastisch aufgeputzte Zigeunerin, mit kupferfarbenem Haar, das unter den vergoldenden Strahlen der Abendsonne glänzte und gleißte.

Aha, sie begriffen alle sofort, das sollte eine Aufführung geben! Das alte Theaterblut war wohl in der neuen Krankenschwester wieder erwacht, und sie wollte noch einmal ein Pröblein ihrer frivolen Kunst zum Besten geben — noch einmal sich bewundern und anstaunen lassen! Wie Doktor Petyar wohl darüber dachte? Ob sie ihn vorher um Erlaubnis gefragt hatte? Ob Fräulein Hanne sie dafür bezahlen würde? Ob sich eine derartige Aufführung in Gegenwart von Herrn und Frau Pfarrer überhaupt schicke? Ob sie nur ein Gedicht von Fräulein Linchen aufsagen würde, oder ob sie sich als Wahrsagerin aufspielen oder womöglich sogar tanzen würde, ihr unpassend kurzer Rock, sowie das Tamburin, das sie in der Hand hielt, deuteten darauf hin — und solch einer kecken und schamlosen Person war ja alles zuzutrauen!

Digitized by Google

Da sprang der Affe von seiner Thronstufe herunter und rannte auf das Törchen zu, hinter dem die bunte Zigeunerin stand, und da lachte diese wieder laut und hell in die erwartungsvolle Stille des Gartens hinein, und dann steckte sie ein zusammengefaltetes Papier in die lange Hand des Affen und rief: „Bringt das Eurer Herrin, schönster aller Pagen!"

Der Affe nahm das Papier, besah es mit ernsthafter Miene von allen Seiten, zog es auseinander und ballte es plötzlich unter zornigem Gebrumm zwischen seinen braunen Händen zu einem kleinen Knäuel zusammen und warf diesen dann ganz unerwartet seiner getreuen Pflegemutter, Fräulein Hanne, die eben herbeigestürzt kam, um das Törchen zu öffnen, an den Kopf.

Da lachte Hanne mit erkünstelter Heiterkeit und rief ein ums andere Mal: „Nein, wie lustig! Wie lustig! Hast du's gesehen, Tantchen? Was dein kleiner Joko für Scherze macht?"

Fräulein Linchen Haselmaier aber stürzte sich mit hochrotem Kopf auf den Papierknäuel am Boden, hob ihn auf, und versuchte das stark mitgenommene Papier wieder zu glätten. Und die Umstehenden gewahrten, ihr über die Schulter blickend, ein vielstrophiges Gedicht, und darüber als Vignette das Rokokopärchen von geübter Hand in den leuchtendsten Farben gemalt.

Fräulein Hermine Haselmaier trat jetzt mit zornigem Gesicht auf die eintretende Zigeunerin zu: „Ich begreife nicht, wie Sie das Gedicht meiner Schwester, das Fräulein Rosa Heinemann bestimmt war, diesem häßlichen und lächerlichen Tier —"

„Entschuldigen Sie," unterbrach sie Mariana Rimaldi mit lustigem Gesicht, „ich wußte nicht, daß sich in diesem kleinen, braunen Gesellen ein Rezensent versteckte, sonst würde ich ihm das Dokument gewiß nicht anvertraut haben!" Und dann lief sie an der verdutzten Lehrerin vorüber, rasselte mit dem Tamburin und verkündete mit klarer, weittragender Stimme, daß sie bereit sei, jedem, der es hören wolle, seine hervorstechendsten Charaktereigenschaften, sowie sein vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges Geschick zu künden.

Kaum hatte sie dies gesagt, als alle vorsichtig und mißtrauisch zurücktraten, so daß sich ein großer, leerer Platz um sie herum bildete. Da lachte sie wieder ihr freies, trillerndes Lachen und sagte: „Da sich hier alle davor zu fürchten scheinen, die Geheimnisse ihres Wesens enthüllt zu sehen, so bleibt mir nichts übrig, als meine Kunst an mir selbst zu proben, und mein eigenes, innerstes Wesen bloßzulegen, doch soll dies nicht in Worten, sondern in der fröhlicheren und unterhaltenderen Ausdrucksweise des Tanzes geschehen!"

Sie warf dem kleinen Musiklehrer mit der weißen Aster im Knopfloch, der eben sein viertes Gläschen Kognak in aller Stille geleert hatte, einen auffordernden Blick zu, worauf er seine Geige nahm und zu spielen begann. Seine Augen verfolgten alle ihre Bewegungen so genau, daß es sich ausnahm, als lese er die Noten, die er spielte, von ihren Gliedern ab.

Die Affenburger aber standen da und starrten den fremden, bunten Vogel an, der auf zwei zierlich gedrechselten Beinen dahintanzte, vorwärts und rückwärts und im Kreise herum, erst langsam, dann immer schneller und wilder. Alle verharrten sie stumm und regungslos, bis auf die alte Festkönigin. Die freute sich offenkundig über diesen beweglichen Huldigungsakt. Sie nickte, und versuchte mit ihren welken, zitternden Händen den Takt zu dem Tanz zu schlagen, und von Zeit zu Zeit durchschnitt ihre schrille, alte Stimme das begleitende Geigenspiel. „Bravo! Schön! Schön! Famos! So hab' ich's auch einst gekonnt — herrlich, herrlich! Gesteigertes Leben ist das — Leben! Leben!"

Mariana Rimaldi warf ihr Kußhände zu, sie neigte sich vor der alten vergilbten Königin wie vor einer freundlichen Gottheit. Eine Weile tanzte sie nur für die alte Frau, das lächelnde Gesicht ihr zugewandt, dann aber flogen ihre Blicke über sie hinweg ins Leere, in eine unsichtbare Ferne, und sie tanzte jetzt nur noch für sich selbst. Sie warf das schellenrasselnde Tamburin fort. Dworaks Geigenspiel wurde großzügiger, geistreicher, und die Bewegungen der Tanzenden ruhiger und freier. Es sah sich an, als werde ihr Körper immer leichter, als atme ihr Wesen sich freudig im Rhythmus der Tanzbewegungen aus. Da war keine Fessel mehr, die sie hielt, sie streifte sie lächelnd von ihren geschmeidigen Gliedern ab — und nun tanzte sie — nachdem sie einen schnellen, triumphierenden Blick dem finstergesichtigen Doktor Petyar zugeworfen

hatte — aus dem schmalen Tor des Affenkäfigs hinaus in die Freiheit — und tanzte da über die von der Abendsonne vergoldeten Wiesen dahin, den schmalen Pfad entlang, der zum Städtchen hinausführte, mitten hinein ins leuchtende Feuer der sinkenden Sonne . . . .

Und die versteinerten Menschen, die ihr aus dem Garten heraus nachstarrten, sahen, wie sie ihnen ein Lebewohl zuwinkte und sahen sie dann die Arme sehnsüchtig ausbreiten, wie der Vogel, den es in weite Fernen treibt, die Flügel breitet . . . .

„Dreht meinen Stuhl herum, daß ich ihr nachblicken kann“, schrie die heisere Stimme der alten Heinemannn in die atemlose Stille hinein, und Hanne stürzte herzu und schob den Stuhl herum, und wie die alte Heinemann machten sie es alle, alle starrten sie der entfliehenden Gestalt nach, als ob die Leichtdahintanzende ihre Blicke an einem Zauberband hinter sich herzöge, und alles, was diese in die Enge eingebundenen Menschen noch an wirklichem Leben in sich hatten, trat in ihre Augen, gierig der langsam entschwindenden Gestalt folgend. Martina Heinemann tat ein paar Schritte vorwärts, gleich einer Traumwandlerin, sie hob die Arme auf, ließ sie aber sogleich erschlafft wieder sinken und lächelte spöttisch und traurig. Auch Doktor Petyar starrte der Entschwindenden nach, und es war gut, daß in diesem Augenblick niemand als seine beiden Töchter beobachtend nach ihm hinsahen, denn sein Gesicht erschien von widerstreitenden Leidenschaften wie entstellt. Und die Pastorschen in ihren weißen Kleidern, die Begründerinnen der Moraliga, standen engumschlungen da und preßten die glühenden Gesichter an das Gitter des Gartens, und in ihren heißen, feuchten, blauen Augen spiegelte sich der rote Brand des Abendhimmels wieder. Die kleine Ruth aber war leisen Schrittes zu ihrem bleichen Onkel hinübergegangen und hatte ihre Hand in die seine geschoben, und da schloß sich die weiße, kraftlose Pfarrershand fest wie zu einem Gelöbnis um die ihre, die sehnsüchtigen Augen aber ließen sie beide nicht von der enttanzenden Gestalt, die langsam, aber unaufhaltsam wie das Leben selbst, hineinstrebte in eine unbekannte Ferne, die im goldenen Licht rätselhafter Verheißungen glänzte und gleißte . . . .

Da löste ein gellender Schrei die allgemeine Gebanntheit.

Hanne war's, die ihn ausgestoßen hatte. Sie allein hatte sich durch das seltene Schauspiel nicht aus dem gewohnten Zauberkreis, in dem all ihr Fühlen und Denken eingeschlossen war, herauslocken lassen. So war sie denn in ihrer gewöhnlichen, beobachtenden und sorgenden Art leise um Tantchens Thronsessel herumgeschlichen, um der alten Frau fragend ins Gesicht zu blicken.

„Nun, Tantchen, amüsierst du dich?“ Aber die alte Dame antwortete ihr nicht. Sie war mit einemmal unheimlich still geworden. Nichts regte sich mehr an ihr. Der Kopf, der jahrelang mit der Beständigkeit eines Uhrenpendels genickt hatte, stand still, die Haube stand still, und die Bänder flatterten und tanzten nicht mehr. Die Uhr war stehen geblieben, der alte Leib war endlich aus seinem langen Frohndienst entlassen worden, die Seele der alten, lebenslustigen Schauspielerin war auf den Schwingen des Spiels und des Tanzes davongeflogen . . . .

„Herr Doktor, schnell“, kreischte Hannes Stimme wieder grell in die erwartungsvolle Stille hinein.

Doktor Petyar riß sich mit sichtlicher Kraftanstrengung aus seiner starren Versunkenheit heraus und trat dann mit seinem gewohnten eiligen Berufsschritt an den Stuhl der alten Heinemann heran. Er bog sich einen Augenblick lang zu der regungslosen Gestalt hinab, die nur durch die Steifheit des Kleides noch aufrecht gehalten wurde, und sagte, sich wieder aufrichtend, mit deutlicher und gleichmütiger Stimme:

„Sie lebt nicht mehr.“

„Aber, Herr Doktor, das kann — das darf doch nicht sein,“ schrie Hanne, „beleben Sie sie doch wieder! Es kann doch nicht ganz aus sein — ganz aus?“

„Doch, es ist aus. Freuen Sie sich, daß die alte Dame einen solch schönen Tod sterben durfte!“

„Ja, aber — Sie sagten doch letztes Jahr, solange sie sich amüsierte, so lange würde sie auch leben — und nun amüsierte sie sich doch eben so herrlich! Ich habe das Fest heute ja nur zu dem Zweck arrangiert, um ihr Freude, den ihr verschriebenen Lebensbalsam, zu verschaffen!“

„Sie haben die Dosis ein wenig zu groß genommen.“

„Aber warum sagten Sie mir nicht gleich, wieviel —"

„Wieviel Tropfen Freude am Tag der alten Dame zu verabreichen seien? Ja, das läßt sich eben nicht so genau ausrechnen, und jedenfalls ist es schöner, an zu viel Freude als an zu wenig zu sterben!"

„Es darf aber nicht sein — sie darf nicht tot sein — ich hab' doch alles getan", schrie Hanne noch einmal auf und verstummte ganz plötzlich, faßte sich nach dem Herzen, und sank um wie von einem unsichtbaren Blitzstrahl getroffen.

Doktor Petyar und Martina beugten sich über sie und öffneten ihr Kleid. Aber es war keine Ohnmacht, es war der wirkliche, unerbittliche Tod, der sie so jählings überfallen hatte.

Der Arzt schaute Martina fragend an. Und Martina antwortete auf den Blick mit leiser, ruhiger Stimme: „Ja, sie hatte ein schweres Herzleiden, aber sie wollte nicht davon geredet haben. In den letzten Jahren hat sie sich immerwährend überplagt, um Tantchen am Leben zu erhalten. Sie glaubte, das erzwingen zu können. Sie meinte immer, alles selbst tun und zwingen zu müssen, sie vergaß, daß das Schicksal seinen Weg geht, ganz ungeachtet unserer Anstrengungen. Die arme Hanne fürchtete sich so sehr vor der Zeit, die Tantchens Tode nachfolgen würde, sie hat sich da nun wieder einmal umsonst gesorgt! Das Schicksal liebt solche unerwartete und theatralische Lösungen, die entweder zum Weinen oder zum Lachen reizen, und es kümmert sich wenig um unser Wollen, nicht wahr, Herr Doktor Petyar, das haben sogar Sie schon erfahren müssen?"

Das schöne Mädchen hatte so unbewegt gesprochen, daß die Umstehenden sich darüber entsetzten und ihr in neugierigem Staunen ins Gesicht sahen und sich fragten, ob das leise Zucken ihrer Lippen wohl ein Weinen oder ein Lachen bedeute.

Doktor Petyar aber winkte seine Töchter herbei und sagte kurz und rauh: „Wir wollen die Toten ins Haus tragen — ich denke, das Fest ist zu Ende — die Freude ist aus dem Garten und aus der Stadt gewichen — aber Pflicht und Arbeit blieben zurück — hierher, Lise und Lotte — faßt an!"

Da stahlen sich alle Festgäste verwirrt und erschreckt davon. Aber jenseits des Törchens sprachen sie schon von dem Doppelbegräbnis, das nun stattfinden würde, und bei dem sie wieder zusammentreffen würden. Sie sprachen von der sonderbaren Gefühllosigkeit, die Fräulein Martina soeben bei dem entsetzlichen Unglück bewiesen hatte, und rühmten, wie ihre Stiefschwester so anders gewesen sei, wie rührend sie immer um das Wohl der alten Dame besorgt gewesen sei — rein vergöttert habe sie sie ja! Und nun wäre sie sozusagen aus Mitgefühl mit ihr gestorben! Und sie fragten einander flüsternd, ob nun wohl die verkleidete Krankenschwester, der Schützling des Doktors, die Anstifterin alles Unheils, für immer aus der Stadt hinausgetanzt sei — fürwahr, ein theatralisch effektvoller Abgang! Aber solch einer Person wohl zuzutrauen! Solch wildes, zigeunerndes Komödiantenvolk, läßt sich eben nicht zähmen und anbinden, das hätte der Doktor doch wissen können — gerade er — man erzählte sich doch, daß sein eigener Vater . . . pscht! Vorsicht! . . . .

Eine Stunde später saß Martina allein im bunten Zimmer, in das Doktor Petyar mit seinen Töchtern die Toten getragen hatte. Den Affen und den kleinen Schoßhund hatten sie in die Küche gesperrt, und der Käfig des Papageis und der anderen Vögel waren mit Tüchern verhängt worden. Seitdem herrschte eine ungewohnte und unheimliche Stille in dem Zimmer und dazu eine ebenso ungewohnte und unheimliche Regungslosigkeit.

Martina, die mit im Schoß gefalteten Händen neben dem Lager saß, auf dem die Leichen Seite an Seite ruhten, sah hier und da mit einem fragenden, schier verwunderten Blick nach der toten Stiefschwester hin, als erwarte sie, dieselbe plötzlich sich regen und in heftige Reden oder erzwungenes Lachen ausbrechen zu sehen. Denn Hanne lag da, das Gesicht der Großtante zugekehrt, und dieses Gesicht trug auch jetzt noch einen horchenden, gespannten Ausdruck.

Sie sieht aus, als besänne sie sich auf irgendeinen Einfall, um Tantchen ins Leben zurückzurufen, dachte Martina, und dann ließ sie ihre Augen langsam im Zimmer umherschweifen, das jetzt so still geworden war. Da spiegelten sich in den gläsernen Wänden, die sonst von bunter Lebendigkeit geglitzert hatten, die regungslosen Toten und die verhangenen Käfige von allen Seiten wieder, so daß sie ein beängstigendes Ge-

fühl überkam, als säße sie mitten in einer Welt von lauter toten und erstarrten Dingen, sie, die selbst doch noch lebendig war. Wie eine irrtümlich ins Totenreich geratene Scheintote kam sie sich vor, und es war kein Tor da, das ihr einen Ausblick gewährt hätte aus der Gruft, hinaus ins Leben: es stand keine Zukunft vor den Augen ihres Geistes. Sie würde jetzt das Kavalierhaus verlassen müssen, soviel wußte sie, das hatte ihr Hanne oft genug vorgesagt. Und Hanne hätte ihr auch jetzt gesagt, was sie tun solle, wenn sie noch zu den Lebendigen gehört hätte. Aber nun konnte die nicht mehr sprechen, und nun saß sie da und tat nichts, und wartete, und wußte nicht einmal worauf . . . und die atemberaubende Atmosphäre des Todes lagerte sich immer schwerer und bedrückender um sie hin und machte sie namenlos elend . . . .

Da erklangen leise perlende Töne nebenan im Musiksälchen; die fielen ihr ins bedrückte Herz, wie Wassertropfen in dürstendes Erdreich, belebend und beseligend. Dort saß der kleine Dworak am Flügel und spielte, um ihr auf diese Weise Trost zuzusprechen. Er war also, nachdem die andern alle fortgegangen waren, allein bei ihr zurückgeblieben. Nun saß er da ganz bescheiden und ein wenig geduckt vor dem Flügel und spielte leise und vorsichtig und voller Zartheit, der kleine, schwarzgekleidete Mann, der ein wenig schiefgewachsen war, physisch und psychisch, der seine beiden Geheimnisse aber sorgfältig versteckte, das eine hinter einem tadellosen Anzug, das andere hinter dem harmlosen Türchen eines biederen Schlüsselschränkchens. Sie selbst, die scharfe Beobachterin, hatte das längst herausgefunden, sie wußte um seine Fehler. Aber was kümmerten sie diese jetzt, sie sah in ihm nur den lebendigen Menschen! Er sprach zu ihr, fein und freundlich, faßte nach ihr hinüber mit Griffen, so zart wie Sonnenstrahlen, zog sie leise aus ihrer grenzenlosen Verlassenheit, Ratlosigkeit und Erstarrung heraus, von den Toten fort zu sich hinüber, ins warme Leben, ins rhythmisch atmende Dasein . . . .

Als Anton Dworak sich endlich vom Flügel erhob und zu ihr hinüberkam, lächelte sie ihm entgegen, ganz ohne Spott, in Freude und Dankbarkeit.

Er aber wagte nicht, ihr zu glauben. Er sprach von seinen Schwächen, seinen Lächerlichkeiten, er kniete vor ihr nieder und verklagte sich und gab sich die häßlichsten Namen und weinte, den Kopf in ihren Schoß gebettet.

Aber die schöne Martina streichelte sein Haar mit ihren weißen, weichen, faulen Händen und sagte: „Du bist doch ein Mensch. Ich danke dir, daß du zu mir gekommen bist, nun führe mich, wohin du willst, ich will gern mit dir gehen."

Da führte er sie aus dem Affenkäfig hinaus in sein kleines Heim. —

Und so hatten die Assenburger wieder etwas zum Staunen und Reden. „Nein, wie kann sie das tun!" riefen die einen, die anderen dagegen: „Wie kann er das tun, das ist uns unverständlich!" Und die blassen Assistenzärzte dachten: „Diese faule Martina hat es wirklich nicht verdient, noch einen Mann zu bekommen!" Fräulein Linchen Haselmaier aber saß ein paar Tage lang in versteckten Winkeln über ihr Tagebuch gebeugt, mit dem sorgfältigen Auswetzen einzelner Stellen beschäftigt, die sich auf Anton Dworak bezogen. Sie kicherte in diesen Tagen weniger als sonst und verfaßte ein Gedicht, das sie niemand lesen ließ. Und dieses Gedicht ist das beste gewesen und geblieben, das sie Zeit ihres Lebens hervorgebracht hat. Und als die Gespräche über das Begräbnis der alten Heinemann und ihrer getreuen Nichte noch kaum abgeebt waren, kam schon Martinas Hochzeitstag und die Auktion im Kavalierhaus heran und regte die Gemüter von neuem auf.

Frau Metzgermeister Müller kaufte den Papagei, Konditor Wehrlis die Kanarienvögel, die Frau Bürgermeister das Schoßhündchen und die Petharschen Zwillinge die Wellensittiche. Den Affen aber kaufte die adlige Pastorin. Sie nahm ihn aus purer Gutmütigkeit, weil das Tier, das niemand haben mochte, sie dauerte, aber die Assenburger glaubten das nicht und verfolgten sie mit mißtrauischen Blicken, als sie eigenhändig den Käfig mit dem kleinen Ungeheuer davonschleppte. Denn sie hatten sie im Verdacht, daß sie heimlich dabei sei, einen zoologischen Garten auf dem Hellenbergschen Anwesen anzulegen, ging doch seit einiger Zeit schon das Gerücht um, sie habe in ihrer Heimat allerlei sonderbare und teure Tiere bestellt, was der Postmeister aus einem schlecht geschlossenen Schreiben ersehen haben wollte.

Darüber wurden sie nun freilich bald eines

andern belehrt. Denn die Magd, die die Pastorin sich von Seelendonk verschrieben hatte, langte im Städtchen an, und da die Pastorschen unvorsichtigerweise Tag und Stunde ihrer Ankunft ihren Freundinnen verraten hatten, waren die Straßen, die die neue Magd der adligen Pastorin durchschreiten mußte, merkwürdig belebt.

Da sahen sie denn alle eine vierschrötige Person dahergestapft kommen, mit ein Paar bis über die Ellbogen entblößten Armen, an denen sich kein Metzger hätte zu schämen brauchen. An jedem dieser roten, glänzenden Arme hing ein großer Geflügelkorb, während eine kleine schwarze Kleiderkiste, die einem Kindersarg unheimlich ähnlich sah, geschickt auf dem hochgetragenen Haupt balanciert wurde.

Aus dem einen der Geflügelkörbe streckten große weiße Gänse ihre gelbschnäbligen Köpfe heraus, während in dem andern nur ein Häuflein bunter Federn zu sehen war, das sich nicht rührte noch regte. Mitten in der Fürstenstraße, gerade vor dem Müllerschen Laden, spielte sich die erste Begegnung zwischen Herrin und Dienerin ab.

„Nun, Trina, seid ihr gut gereist, du und die Biester?" rief die adlige Pastorin, die in Begleitung ihrer Töchter der neuen Hausgenossin im Sturmschritt entgegengeeilt kam. „Was macht der gnädige Herr? Und wie geht es den andern allen auf Seelendonk? Zeig' die Gänse her! Vorsicht, Kinder!"

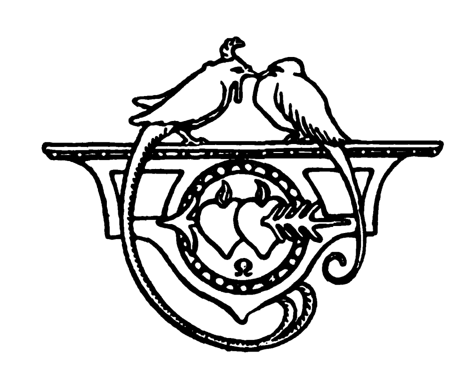
Trees und Malle hatten schon unter Geschrei und Gelächter den großen Gänsekorb an sich gebracht, und waren im Begriff, ihn davonzuschleppen, als die Pastorin einen großen Schrei ausstieß.

„Aber, Trina, du Unglücksmensch, was hast du mit dem Hahn gemacht? Dem sündhaft teuren Zuchthahn, was hast du mit ihm gemacht? Er regt und rührt sich nicht!"

„Ich hab' ihm man bloß mein Halstüchsgen umgebunden, weil er so lümmelhaft gekräht hat, daß man sich hat an ihm schenieren müssen", sagte die Trina, und entblößte in einem breiten Lächeln ihr tadelloses Kannibalengebiß. „Mag sein, daß ihm da was dumm von geworden is!"

„Auf der Stelle bindest du ihn los, du dumme Trine! Solch ein teurer Hahn! Nun?"

(Fortsetzung folgt.)



Der Franzosen-Lipp.

Erzählung aus den Befreiungskriegen der märkischen Heimat

von

Wilhelm Arminius.

1. Des Grafen Bülow Förster.

Es ist nicht geheuer in diesen Oktobertagen des Jahres 1806, weder auf der Erde, noch in den Lüften, noch im Wasser. Es geht etwas um. Was für seltsame, weitdringende Schalle hat die Luft hergetragen! Jeder draußen im Felde oder im Walde hat sie gehört, wie man so unbestimmt etwas vernimmt, von dem man nicht sagen kann, woher es kommt. Groß angesehen haben sich die Beobachter — keiner aber hat gewagt zu äußern, was ihm auf der Zunge liegt. War es Gewitterdonner? Dröhnt so Geschützfeuer? Ist eine Schlacht gewesen?

Schon hat die Saale sonderbar schwere Körper in ihren Fluten weitergewälzt. Sie sind aufgetaucht und wieder gesunken. Nun werden sie umhergewirbelt. Sonderbare Schwimmer sind es! Schon ist auch eisenbeschlagenes Gerät und sind wasserschwere, bunte Lappen von den Wogen mitgerissen, und alles ist langsam in den großen, breiten Elbstrom eingemündet. Mit dummen, glotzenden Augen starren die gierigen Hechte, die breitmäuligen Welse, die langschwänzigen, gezackten Störe darauf. Der Elbstrom führt es in gelben, wirbelnden Fluten gleichgültig dahin. Vor den Fischern von Tangermünde oder Havelberg aber taucht es auf, wunderlich anzusehen, wenn das leere Netz einen roten Husarenattila oder ein Grenadierkaskett mit heraufbringt — grauenhaft, wenn eine blutleere Hand oder ein bleiches, gedunsenes Menschenantlitz aus dem Gequirl der Wasser herzuwinken scheint.

Der Betrachter schüttelt den Kopf, blickt scheu über die Fläche und murmelt: „Es ist nicht geheuer! Es ist etwas Arges geschehen!"

Am Lande aber liegen die Schnitter in der Mittagssonne auf der blanken Erde — die Ernte war dies Jahr schwer hereinzuschaffen — sie sehen schläfrig zu, wie der Wind streichelnd über die kurzen Stoppeln weht, doch da richten sie sich verstört empor. Was war das unter ihnen? Hat die Erde gebebt? — Solche Geräusche haben ihre knappe Ruhe noch nie unterbrochen. Ein Einsichtsvoller spricht: „Das sind Menschentritte! Das sind marschierende Soldaten!" — Die andern aber schütteln den Kopf, sie glauben das nicht. Wie sollte in altmärkische Heidestille, die nach Osten von dem breiten Elbdeich, im Westen von sumpfigen Niederungen und breiten Wassergräben so wohl behütet wird, die Unruhe des Krieges kommen!

Aber dennoch: es geht etwas um! Es ist schon richtig. Luft, Erde und Wasser haben es hergetragen, auch nach dem kleinen, weltabgeschiedenen Dörfchen Falkenberg in der Wische, das sich mit seinen Edelhöfen, Freigütern und Bauernhäusern aus der tiefgelegenen Aue am tauben Aland so stattlich auf die hohe Worth hinaufzieht. Und nun fliegt es schon von Mund zu Ohr bis hierher zu dem einstigen Rittersitze der Grafen von Bülow, und auch die Falkenberger stecken die Köpfe zusammen: „Es ist eine Schlacht gewesen zwischen Preußen und Franzosen! Eine Doppelschlacht! Die Unsrigen sind geschlagen! Wolle Gott nicht, daß die Franzosen über uns kommen!"

Aber immer deutlicher sprechen Luft- und Wasserwellen. Immer weiter nord- und ostwärts breiten sich die dumpfen Geräusche der Tritte von gewaltigen Menschenmassen aus, immer bestimmter werden die Nachrichten von der entscheidenden Niederlage der Preußen und Sachsen gegen Napoleon und Davoust bei Jena und Auerstädt. Und heute, am 22. Oktober, hat es auch der Bülowsche Förster Antonius Hohenhorst von Fal-

kenberg auf seinem Reviergang mitgenommen und glauben sollen: „Ja, das Unglück ist geschehen! Die Feinde — sie kommen! — Sie treiben ein letztes preußisches Korps, das der General Blücher rasch noch zusammengefaßt hat, mit Übermacht vor sich her. Tapfer hat sich der alte Haudegen gehalten. Nun flüchtet er auf Stendal und Arneburg zu, sich über die Elbe zu retten.

Der Gestütsleiter vom Rosenhof hat es aus Ünglingen gebracht, Pawel Nowaczky nennt er sich — also wohl polnischer Abkunft. Mit einem Pferdehirten, der drei oldenburgische Hengste am Halfter führt, hält der hagere, sehnige Mann, der in letzter Zeit etwas auffallend Herrisches in seinem Wesen zeigt, an der Kiefernschonung des Falkenberger Reviers. Ihm ist jeder recht, dem er seine Neuigkeit versetzen kann. Wie eine heimliche, hämische Freude bebt es in ihm. Er sagt grob und höhnisch heraus, was er erfahren hat. Des ehrlich patriotischen Försters Unglaube ist eine gute Speise für sein Besserwissen. Wie einen Toren behandelt er den starken, königstreuen Mann. Er lacht über ihn: „Ein Förster willst du sein, Tonnies Hohenhorst, und weißt nicht, daß man sie schon hören kann, die Ausreißer, wenn man das Ohr auf den Boden legt?"

Vor dem offenbaren Spott zuckt es dem Förster heimlich in den Fäusten, aber noch tut er nach des anderen Worten und beugt sich zur Erde. Da er sich endlich wieder erhebt, geschieht es verwirrt und mit geisterbleichem Gesicht. Der kleine blauäugige, blondhaarige Knabe an seiner Seite hat es aus dem ganzen Wesen seines Vaters spüren müssen, wie dies sonderbare Tun, das er nicht begreift, das Herz des starken Mannes erregt hat. Um den dicken, rotblonden Bart und in den Winkeln der starrgewordenen hellen, grauen Augen hat ein eigentümliches Zucken angehoben, das hat sich nicht geben wollen. Gerade so, als ob der Vater, der starke Vater, hätte weinen wollen.

Der kleine Philipp schüttelte den Kopf energisch bei dem Gedanken. Weinen, wie dumm! Das nur zu denken! Der Vater war doch nicht zart wie die Mutter oder das kleine vierjährige Kathrinchen! Und so wie der gelehrte Bruder Jürgen war er doch auch nicht! Der wollte Pfarrer werden, und dem traten schon jetzt manchmal beim Absingen eines Gesangbuchverses die Tränen in die Augen vor Ergriffenheit. Vater war doch Herr über das Wild und die Wilderer, über Busch und Baum! Stark war er wie eine Eiche, und die war nicht zu brechen, ehe sie nicht morsch oder alt wurde. Und morsch und alt war der Förster Hohenhorst gewiß nicht. Mit zusammengekniffenen Lippen hat er zugehört, was der fremde Roßwart in seiner eigentümlich höhnischen und herrischen Weise in gebrochenem Deutsch noch herauszuwerfen hatte, und nur Schadenfreude und Gift ist es gewesen.

„Hab' ich's nicht immer gesagt, das Preußische, was das Militär ist — Psia krew — Hundeblut! In Osterburg haben wir's nahe gehabt: die messieurs — als Kürassiere! In Berlin und Potsdam auf den Roßmärkten hab' ich die vom Regiment Gendarm gesehen, die waren kaum schlimmer. Sich aufspielen und lümmeln — das haben sie alle gekonnt, die in der preußischen Affenjacke! Einem armen Pferdehirt mit dem Säbel in die Seite rennen! Die Rosse behandeln wie ein Stück Vieh! — Jetzt, wo sie den Feind hätten beißen sollen, sind sie ausgerissen!"

Immer weiter hat er seine Galle gegen das, was preußisch, ausgeifern wollen, aber gleich ist ihm der Förster ingrimmig ins Wort gefallen: „Roßwart, da hältst das Maul! Bei den Offizieren ist auch mein Herr, und unser Graf Friedrich Wilhelm von Bülow ist nie hochfahrend gewesen! Also schweigst du, oder hast es mit mir zu tun!"

„Mit dir, Forstknecht?" Der Pole lacht höhnisch auf. Sein scharfes Adlergesicht, in dem die Backenknochen stark vorstehen, wird ganz zerrig anzusehen. „Als ob du für die preußischen Soldaten einzustehen hättest? Bist wohl selber Füselier gewesen, mag sein, aber freu dich, daß dich dein Graf auf die Försterei gesetzt hat, da stehst du nichts aus. Für das Gut hast du nicht zu sorgen, das ist längst von den Gräflichen verspielt, und den alten Raritätenkasten, den du bewachen sollst, holt dir keiner weg. Von den preußischen Soldaten Hand weg! Die bleiben, was sie sind: gegen die tapferen Franzosen gehalten — ein Dreck!" Er reckt den Kopf, wirft den Nacken. Es ist, als ob seine Hand eine Peitsche schwingt, mit der man unbotmäßige Leibeigene züchtigt. Er starrt in die Luft, vergißt sich. „Das ist schon gut so", murrt er. „Der Napoleon ist ein Freund der Polen — auf die Preußen pfeif ich!"

Er hat über den Förster zuletzt fortgeredet, den ergrimmten Zuhörer nicht mehr beachtet, mit der Hand hat er sich in der schwarzen Mähne seines Pferdes eingekrallt, um sich auf die Wolldecke zu schwingen. Aber ein harter Griff hat ihn wieder heruntergerissen. — Als ein Gegner und ein nicht zu verachtender steht der Förster vor ihm. „Du nimmst die Worte zurück, Pole, oder es wird nicht gut!" grimmt er ihn an. Die Mütze ist ihm entfallen, und Philipp hat eine Ader an seiner Stirn gesehen, blau und dick, wie die junge giftige Viper, die er neulich in der Heide totgeschlagen hat.

Vor solchem Anblick hat der Roßwart den Rücken herrisch gesteift, einen sprühenden Blitz aus den Augen geschleudert und einen raschen Griff zum Schaft seiner langen Reitstiefel getan, wo er das Messer stecken hatte. Aber schon hat ihn ein Faustschlag über den Arm wehrlos gemacht, und als er sich mit ganzer Leibeswucht auf den Förster werfen will, streckt ihn ein mächtiger Stoß gegen seine Brust zu Boden.

„Da lieg, Polacke, und friß Staub, bis du von den Preußen besser sprechen lernst!" ruft der Förster noch, dann faßt er seinen Knaben still bei der Hand und schreitet mit ihm heimwärts.

War es recht, was er getan? Er wußte, daß der Pole seiner Roßkenntnis wegen in der Umgegend bei den Edelleuten etwas galt. Aber — Wetter auch! — Die Überlegung kommt zu spät, was geschehen ist, ist geschehen, mag der Überwundene noch so grimmig mit der Faust hinterher drohen! Antonius Hohenhorst hat den mächtigen Körper gereckt, die Büchse geschultert, die Mütze abgewiesen, die der kleine Philipp aufgehoben und ihm gereicht hatte — die herbe Waldluft sollte die Stirn umspielen können — und sein unbewußtes Murmeln ist gegangen: „Doch bin ich Soldat! Noch heute! Immer! Das ganze Leben lang! Als Soldat fühle ich! — Verfluchtes Polengeschmeiß! Das klickt mit den Franzosen zusammen, heckt Lügen aus — — Es ist nicht wahr, soll nicht wahr sein — das das — —!"

Aber trotz aller dieser Reden ist er im Innern doch unruhig geblieben. Das sonderbar heiße, zuckende Feuer seiner Hand hat es Philipp gesagt, daß dem Vater nicht so gut zumute war. Auf die frische Hirschfährte, die den Waldpfad im Elsbruche überquerte, hat er nicht acht gegeben, und als sie die Rehlecke passierten, ist er ohne Aufenthalt vorübergeschritten, obgleich sich dort wieder Fuchslosung gezeigt hat. Es war, als drückte den starken Mann eine schwere Hand.

Endlich war das Dörfchen Falkenberg aufgetaucht. Der Kirchturm hat von der Worth herübergegrüßt, zur Linken, von hundertjährigem Eichenwald umgeben, blinzelte das kleine, fahlrote Rokokoschlößchen der Bülows, das mit Wehrgang und Schießscharten als kleine Festung eingerichtet war, aus seiner stillen, umsponnenen Einsamkeit hervor, und eine kurze Wanderung weiter lag das kleine Forsthäuschen, von Zaun und Busch umgeben, friedlich da wie alle Tage. Da wurde es dem Knaben sogleich traut und heimelig zumute, wie immer bei diesem Anblick, und er sprang frohgemut zur Umzäunung für zahmes Wild, um Grete, die Rehricke, und ihr junges Kitzchen, das Hänschen, liebkosend zu begrüßen. Beim Förster aber hatten sich die breiten Stirnfalten tiefer eingegraben, als er stehen blieb, die Umgebung näher zu betrachten.

Das hier war seine Welt seit dem Tage, wo die fünf jungen Bülows beim Tode des alten Grafen Ulrich Arwegh das große Rittergut verkauft hatten, und der dritte — jener Friedrich Wilhelm, mit dem er zusammen aufgewachsen — den auf ihn fallenden Erbanteil im Ankauf der großen Waldfläche, die das Schlößchen trug, angelegt hatte. Von Soldau her, wo er unter dem jungen Grafen als Sergeant in dem ostpreußischen neuen Füselierbataillon gestanden, hatte ihn sein Jugendgespiel und jetziger Kommandeur hergeführt, ihn den wohlbekannten kleinen, im Walde tief vergrabenen Bau mit all den halb verblichenen Urkunden und Erbstücken der alten Familie gewiesen und ihm die Hütung von Haus und Inhalt ans Herz gelegt. Zugleich hatte er ihn in den großen zugehörigen Waldungen zum Förster eingesetzt. Seit der Zeit war der junge Graf zum Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand geworden, zum Oberstleutnant aufgerückt, war im Jahre 1805 mit seinem Füselierbataillon gegen die russische Grenze vorgeschoben, und als aus dem Krieg gegen Rußland nichts wurde, wieder in seine Garnison Soldau zurückgekehrt. In all diesen Jahren war er öfters hier in seinem altmärkischen Geburtsorte eingekehrt, hatte im Mai seinen Achterbock auf

der Pürsch oder auf dem Anstand geschossen, im Herbst den röhrenden Vierzehnender mitten aus dem Hirschrudel auf die Decke gelegt, mit dem Förster und dessen Familie nach der Jagd von alten Zeiten geplaudert und in guten Stunden die glänzende, uralte Kniegeige seines Vaters gestrichen oder Flöte geblasen, in welchem Spiel er Meister war.

Seine schlanke Gestalt, die eben Mittelgröße erreichte, erstand im Geiste wieder vor Antonius Hohenhorst, dem Förster, wie sie als Offizier vor ihm, dem Füselier, gestanden: mit dem klugen Kopf, der kantigen, von schlicht gescheiteltem Haar überfallenen Stirn, den tiefen, ehrlichen, blauen Augen, in denen vor allem Mut, Ausdauer und echte Treue zum König und Vaterlande herrschte. In dieser Gestalt war ihm sein Herr immer als feste Stütze des Thrones Friedrich Wilhelms III., dessen Vorname er ja ebenfalls trug, erschienen, und hörte er von preußischen Offizieren, so stand ihm sein Oberst Bülow inmitten preußischen Militärs vor allem sogleich vor Augen.

Und diesen durch einen hergelaufenen Polacken schlecht machen lassen?! Nein, und nochmals nein! Seine Abwehr des hämischen Neidlings war eine gute und brave Tat! — Wenn nur mit dem Faustschlage, der den Ehrabschneider gefällt hatte, auch das andere abgetan gewesen wäre — das Geschwätz von der verlorenen Schlacht! Konnte solch ein Flecken am leuchtenden militärischen Kleide Preußens haften bleiben?

Der Förster grübelte schmerzlich in sich hinein. Waren da vielleicht im eigenen Heere Schwächlinge oder Verräter gewesen, die das Unglück verschuldet hatten? Mußte jetzt, wo soviel verloren sein sollte, so vieles in Gefahr erschien, nicht jeder gut preußische Mann das seine dazutun, damit wenigstens das Schlimmste abgewendet wurde?

Blücher hatte sich eines Teiles des flüchtenden Heeres angenommen, der Feind war hinter der schlecht geordneten, nicht verproviantierten Schar drein — erging da nicht der stille, selbstverständliche Ruf an ihn selbst, hier rettend einzugreifen, wenn er es vermochte?

Mit solch schweren Gedanken betrat Antonius Hohenhorst das Haus, schwer setzte er sich zu Tisch. Seine Frau bemerkte wohl, wie es in ihm gärte, aber sie sah mit den überstark glänzenden Augen ihres feinen, krankhaften Gesichtes, in das sich die dunklen Haarbogen madonnenhaft legten, an seiner Sorgenmiene vorüber, sie w o l l t e vorerst nicht weiter darauf achten. Wenn der Tonnies aus dem Revier kam, hatte er fast immer einen Ärger hinunterzuwürgen oder brachte irgendeine Sorge mit. Eine Frage oder ein Anruf vergrößerte das Zurückgedrängte nur noch. Erst wenn er selber davon zu sprechen begann, war es Zeit, einen Rat zu geben oder einen Trost hervorzusuchen.

Heute aber dauerte seine Schweigsamkeit ungewöhnlich lange. Das kleine Kathrinchen versuchte vergeblich, den väterlichen Schoß zu erklettern, es wurde abgewiesen. Als die Teckel freudig aufheulten und dadurch die Ankunft Jürgens meldeten, der aus dem benachbarten Seehausen kam, wo er die Lateinschule besuchte, brachte selbst diese Unterbrechung keine Änderung im Wesen des starren, innerlich gepeinigten Mannes zuwege. Er begrüßte seinen etwas stubenblassen, feingliedrigen Ältesten mit zerstreuter Miene, fragte verloren nach dem Ergehen des Konrektors Parisius, hörte aber schon gar nicht mehr auf das, was Jürgen von dem gelehrten Mann und trefflichen Lehrer in wortreicher Ausführung verlauten ließ. Schweigend nahm er das Essen ein, eine heftige Handbewegung trieb nach genossener Mahlzeit die Kinder hinaus. Jürgen und Katharina entliefen rasch, Philipp folgte, aber er kam nicht von der Türe weg. Bedeutungsvoll winkte er dem Bruder.

„Hast du Vater angesehen?" flüsterte er, und in seinen Augen glänzte die Teilnahme.

„Ja doch. Was soll's?" Der Gefragte zuckte die Achsel. „Wird seinen Ärger haben!" Stark selbstbewußt reckte er sich in den schmalen Schultern. „Ich sag' dir, alle großen Leute haben ihren Ärger, unser Herr Konrektor sagt es auch. Er will Sonntag herüberkommen. Und weißt du, was er will?" Er zog seinen kleineren Bruder aus dem Haus. „Aber noch nicht weitersagen! Nein?" Nun wurde seine Stimme wichtig und flüsternd: „Ich soll vielleicht Kurrendevorsänger werden, denk dir! Sie sagen, ich hätte die beste Stimme beim Morgengesang." Er studierte Philipps Gesicht, aber das schien ihm nicht genügend feierlich zu sein, denn er

fügte stolz hinzu: „Du weißt doch, daß ich dann auch bei Pastor Laurentius einen Freitisch bekomme?"

Des Bruders zerstreute Miene sammelte sich, sie wurde abweisend. „Mutter gibt dir genug mit. Bei Pastors mußt du saure Bohnen essen!" Trotzig genug war das herausgekommen. Er wußte, er selber sollte auch bald zu den „Lateinern" nach Seehausen, der Konrektor hatte bereits einmal sein Wissen und seine Fähigkeiten geprüft, und was er über das Ergebnis zu seinen Eltern gesagt, hatte er durch das offene Fenster wohl erlauscht: „Glauben Sie mir, Herr Hohenhorst, Ihr Zweiter wird noch besser als der Ältere. In dem ist Kraft und — wie soll ich sagen? — Muck!" — Nun ja, er lernte ja auch sehr gern und wollte gewiß vorwärts kommen wie Jürgen, der einmal auf die Kanzel sollte, aber etwas anderes war es doch, Sonntagsmorgens als Kurrendeknabe singend durch die Stadt zu ziehen und sich dafür das Mittagessen zu erkaufen! Das würde er nie fertig bekommen!

Jürgen war darin anders gesinnt. „Saure Bohnen — was weiter!" sagte er langgezogen, und sein fahles Gesicht überzog sich mit dunkler Röte, „bei Pastors esse ich eben alles. Das macht schon die feine Gesellschaft. Sie haben die Berliner Mamsell immer noch im Hause, die Jungfer Franziska Bellermann. Die gerade ist's gewesen, die hat das von meiner Stimme gesagt. Und sie sagt, ich würde noch weit mehr lernen können, wenn ich nach Berlin kommen könnte, in ihres Vaters Gymnasium. Ich sollte mich nur an unseren Grafen wenden, der könnte das vermitteln durch ein Stipendium. — Komm, gehen wir ans Schloß. Er hat so viele Bücher drin, die verstauben bloß. Du kannst wieder für mich durch die Schießscharte klettern, ich muß den Tempelhof noch mal haben."

Philipps zerstreuter Ausdruck änderte sich nicht. Er blickte zum Haus zurück, und es war ihm, als ob er Vaters Stimme laut, fast zornig vernommen hätte. „Was willst du haben?" fragte er.

Jürgen schüttelte ihn ärgerlich. „Nun doch, das dicke Buch, das vom Marmortischchen, den Tempelhof, die Geschichte des Siebenjährigen Krieges! Mamsell Bellermann sagt, das wäre jetzt in den Kriegszeiten die einzig richtige Lektüre für die Gebildeten. Der Herr Leutnant von Blomberg hätte es ihr empfohlen. Der alte Fritz ist doch nun einmal der Preußenheld, und unser Militär könnte sich freuen, wenn es solche Siege feierte."

Mit Funkelblitz in den stahlblauen Augen wandte sich Philipp ihm hastig zu. Unter seiner breiten Stirn arbeitete es, aber es wagte sich nicht recht hervor. Langsam nur brachte er heraus: „Sie spricht auch vom König, die Berliner Mamsell?" — Und dann mit einem Rückblick zur Försterei und starkem Befremden: „Sieh nur — Vater ist nun doch zu seinen Gewehren gegangen — — —"

Aber Jürgen zog ihn schmeichelnd dem Eichenwald zu. „Laß doch den Vater! Heute bin i ch doch bei dir! Willst du mir das Buch holen? Ich möchte wohl sehen, ob ich es schon verstehe, und mit meiner Sonntagshose darf ich doch nicht klettern!"

Nachgebend sagte der so Umworbene nur noch sinnend: „Er war doch heute schon im Revier, der Vater . . ." Dann lenkte ihn bald das reizvolle Unternehmen ab, trotz der verschlossenen Tür und der mit starken Läden verrammelten Fenster einen verstohlenen Eingang in das Schlößchen der Bülows zu erobern.

Wirklich war sein Körper noch dünn und geschmeidig genug, durch die eine größere Schießscharte, die den Eingang des kleinen, zierlichen Bollwerks beherrschte, sich hindurch zu winden. Im Halbdunkel tappte er zwischen den lockenden Raritäten des Innenraumes nach dem Buche umher. Jürgens Stimme von außen brauchte ihn gar nicht zu lenken, er fand es beim ersten Griff. Aber so schön das war, hier heimlicher Besitzer spielen zu können, am schönsten wurde es doch erst, als er das Buch durch dasselbe Schlupfloch, durch das er hineingekrochen war, hinausgereicht hatte. Da wußte er den Bruder angepicht über der Lektüre sitzen, er selbst aber konnte seinen heimlichen Forschergang durch eine Welt, die mit den Augen von steifen Ölbildern, vermodernden Schriftstücken und glitzernden Zieraten auf ihn blickte, weiter und weiter ausdehnen.

Nun mußte das metallisch glänzende Uhrwerk angedreht werden; dann ließ eine zierliche, phantastische Tänzerin einen kleinen Ball aus Elfenbein rollen, der — so wunderliche Bahnen

er beschrieb — schließlich doch wieder zu ihr zurückkehrte und in ihrer Hand haften blieb. Die Kniegeige des alten verstorbenen Grafen Arnwegh, die nur noch eine Saite besaß, mußte ihren klingenden Seufzer hören lassen. Und vor allem die chinesischen Treppensteiger — zwei durch Schulterstäbe miteinander verbundene Chinesen — mußten ihre Kunst zeigen, sich würdevoll und doch auch lächerlich übereinanderschwingen, um mit gespreizten Beinen eine kleine Treppe hinabzusteigen, wenn man den untersten von ihnen auf die oberste Stufe gesetzt hatte.

Und über diesem Spielzeug des kleinen Grafen Friedrich Wilhelm, das schon diesem als höchstes Wunderwerk erschienen war, als es ihm ein Freund der Familie von einer Auslandsreise mitgebracht hatte, vergaß Philipp des Vaters sonderbares Wesen, das sich nicht einmal der Mutter erschloß, bald völlig.

---

2. Die Kämpfer von Altenzaun.

Nun will der Nachmittag mit leise einfallendem Dämmer in den Abend übergehen. Friedlich liegt rings die Flur. Die krausen, kusseligen Föhren, die starken Eichen stehen stumm auf dem gut altmärkischen Boden. Der breite Elbdeich, der südlich von Hämerten kommt und über Tangermünde, Arneburg und Werben den Strom bis Wittenberge begleitet, ist menschenleer. Von jenseits aus der Tiefe dringt ab und zu ein leises Glucksen, Quirlen und Plätschern, wenn ein gescheuchtes Fischlein aus dem Wasser aufspringt und schnalzend wieder darin zurückfällt.

Alles wäre an diesem Herbsttage wie sonst — nur von Süden her, bei Altenzaun, wo der Damm die scharfe Biegung macht, da geht es: Knerr — klapp! Knerr — klapp! hart wie von Feuer und Eisen, scharf wie der fürchterliche Tod — — — immerzu — — — immerzu. Und einer ist in dieser Stille, der kennt jene scharfen, ungewöhnlichen Laute. Seine eiligen, flüchtigen Menschenfüße hasten durch das spinnende Dämmer, ein leises Hundegeschnauf begleitet ihn.

Rengerslage und Giesenslage, die stattlichen Dörfer der Wische, sind mit ihren Rittergütern und Freihöfen zur Rechten geblieben, Kannenberg zur Linken. Grüne Wiesen haben mit schattigem Walde gewechselt, sandige Höhen mit sumpfigen Tiefen. Nun schattet das Sandauer Hölzchen in der Nähe. Die Dächer des Weilers Trotzenburg tauchen auf. Ihnen entgegen hasten die Knabenfüße und die langen Läufe des großen, schlanken russischen Windhundes, dessen Eile durch eine Leine gezügelt ist. Waldboden, Acker, sumpfige Wiesen werden mit demselben Eifer genommen. Vorwärts — nur immer vorwärts — dahin, woher das seltsame scharfe Krachen und Knattern kommt; der Stelle zu, wohin auch der Vater geeilt ist!

Büchsenschüsse sind das! Schüsse, so viele, wie daheim in der Försterei Falkenberg überhaupt noch nicht gefallen sind, solange der kleine Philipp Hohenhorst denken kann. Wenn es einmal irgendwo im Busch oder auf dem Felde knallte, wie hatte der Förster-Vater immer die buschigen Brauen zucken lassen, und mit vorgeneigtem Kopf den Ort des Schalles zu erlauschen gesucht! Das war e i n Schuß gewesen, ein einzelner! Was mußte der Vater heute zu dieser auffallenden Fülle sagen!

Aus dem Hause davongeschlichen wie der Marder vom Taubenschlage, hatte er sich heute, ohne wie sonst mit der lieben, dröhnenden Stimme zu rufen: „Lipp — in den Wald geht's!" Davongeeilt war er, ohne den hastigen, freudigen Ansprung seines Knaben abgewartet zu haben; ohne ihn an die Hand genommen, ihn mit heimlichem Augenzwinkern verraten zu haben: „Auf den schwarzen Achterbock soll's gehen, Lipp!" oder „Lipp, ich habe die erste Schnepfe balzen hören!" Davongeschlichen, ohne Hussa freigelassen zu haben, den starken Barsoi des Grafen Bülow, den dieser vor drei Jahren aus Rußland mitgebracht hatte. Der immer Wachsame hatte das Fehlen seines Herrn wohl gespürt. Sein unruhiges Winseln und Quiemen hatte den Knaben schon von weitem aufmerksam gemacht. Und nicht das k l e i n e Pulverhorn fehlte, nicht der k l e i n e Kugelbeutel war mitgenommen! „Kathrinchen, Kathrinchen, sieh doch!" Philipp hatte ganz bestürzt mit der Hand die Ecke abgetastet, wo das Schwesterchen spielend saß, und wo der g r o ß e Kugelsack fehlte — der ganz große. Vor dem Ungewöhnlichen hatte er lange erstarrt gestanden.

„Komm, Lipp — spielen!" Schmeichelnd



hatte das feine Stimmlein des kleinen, vierjährigen Mädchens, das in ihm seinen besten Kameraden wußte, geklungen; aber der Knabe hatte die ihm hingehaltene Hand mit den bunten Murmeln zur Seite gestoßen und war durch die Schlafstube, wo es nach frischer Bettwäsche roch, und über die offene Diele auf den Wäscheplatz hinterm Haus geschlüpft. Da war die Mutter wieder bei der Arbeit, wie den ganzen Vormittag schon. Ihre schmale, dürftige Gestalt hielt sie zu den Waschfässern gebeugt und sah aus blassem Gesichtlein einzig voll Sorge auf die großen Leinwandstücke, die ihrer Reinigung noch harrten. Sie ahnte nichts davon, daß ihr Mann, ihr Tonnies, den Gang, vor dem sie ihn gewarnt, doch angetreten hatte. Sie durfte nicht wissen, daß auch ihr kleiner Lipp es drüben am Schlößchen bei dem gelehrten, langweiligen Bruder nicht ausgehalten hatte, daß ihn eine innere Unruhe dem Vater nach getrieben, und daß er auf diese Weise dessen Ausgang mit Büchse und Kugelbeutel entdeckt hatte.

Ein kurzes Weilchen nur hatte er überlegend gestanden. „Soll ich den alten Braunen nehmen?" — Aber wie sicher er auch im Sattel oder auf der Wolldecke war — wie schnell er dann den Vater auch einholen würde, der würde schelten. Des einzigen Pferdes Besitz bedeutete für die wenig wohlhabende Familie viel. Mit flüchtigem Fuß war er darum nur zu Hussa geeilt, hatte ihm gut zugesprochen, still zu sein, und ihn von der Kette gelöst. Nun ging er schon stundenlang der Spur des Vaters nach, der Hund mit der Nase auf dem Boden, Philipp die Augen spähend geradeaus gerichtet.

Aber die Flur war zu Ende gegangen und der Vater nicht angetroffen. Nicht im Revier war er geblieben! Südwärts, immer südwärts wies seine Spur. Wieviel schwerer war es da geworden, aus so vielen Menschentritten seine Fährte herauszufinden? Aber eingeholt mußte er werden — des Knaben Herz schlug seit dem Mittag voll so schwerer, banger Besorgnis um seinen geliebten Vater.

Zwei Tränen hingen an seinen Wimpern, als er über das weite, ihm nicht mehr so vertraute Land starrte. „Vaters Spur — hast du sie noch, Hussa?" fragte er.

Für eines Augenblickes Länge hob der Hund die windende Nase vom Boden, und ließ die klugen Lichter zu dem Knaben auffunkeln. Der nickte vertrauend. „Bist ein guter Hund!" lobte er, und in der Befriedigung, doch zu einem lebenden Wesen sprechen zu können, fragte er wiederholt: „Wo ist der Vater? Wo ist der gute Vater?" — Dringende Sehnsucht lag in dem kindlichen Ton, ein wenig Bangigkeit auch um das eigene Tun. Würde es der Vater auch nicht böse aufnehmen, daß er sich mit dem Hunde meilenweit vom Hause entfernt hatte? Hussa war bei Abwesenheit des Försters des Hauses Wächter. Wie, wenn in der Zwischenzeit dem einsam liegenden Hause Unheil widerführe?

Aber zurück konnte er nicht mehr. Die Krähen in den Bäumen waren so laut und lärmend, sie hatten ihm gewiß Schreckliches zu erzählen. Die schreienden Häher in den Waldlichtungen taten das ihre dazu. Da war gleichwie über die Waldtiere das Grausen des sich so seltsam Ankündenden auch über den Knaben gekommen, und er durchhastete Gestrüpp und Dickicht des fremden Waldes, den er hatte durchqueren müssen, und schöpfte erst beim Austritt wieder befreiter Atem.

Jetzt wußte er, wo er war. Dort zur Linken hinter Deich und Elbstrom in der Aue lag Sandau, diesseits war der Fährkrug. Mit dem Vater und Jürgen war er hier einmal durch Meister Christian, den uralten Fährmann, dem die weißen Locken das unbedeckte Haupt umwehten, über die Elbe gesetzt, um den Markt in Sandau zu besuchen, und auf dem breiten, flachen Schiff, das die Leute Fähre nannten, waren Pferde, Wagen und Weidetiere mit hinübergeschafft worden. Das war ein Leben am Ufer gewesen, ehe die widerspenstigen Schafe und Rinder alle eingeschifft waren! Lag's ihm nicht heute noch in den Ohren, das Schreien der Hirten, das Fluchen der Kutscher, das Stampfen der Rosse, das Brüllen des Viehes, das Blasen des Fährmeisters? Oder herrschte auch heute an der Fähre gleiches Leben?

Er mußte im eiligen Laufe innehalten, den Hund zurücknehmen, ihm zurufen: „Still, Hussa!" Und als sich das Tier gehorsam zu seinen Füßen niederkauerte, als das Pochen und Singen des eigenen Blutes vorm Ohre stiller wurde, da vernahm er wirklich, was ihm anfangs nur als Erinnerungslaute erschienen war. Vom Elbdeich hinter den Kusseln und vom

Strome her kam es wie das Rufen und Lärmen von Hunderten von Menschenstimmen. Ein unbestimmtes, machtvolles Gewirr war es. Das Angstgewieher von Pferden drang daraus hervor, die wuchtenden Stöße fortgeschaffter schwerer Ladungen erschütterten den Boden und die Luft. Jetzt überschrie des Fährmanns bekannter, eigentümlicher Ruf, der noch aus Vorzeiten zu stammen schien, dies alles — ein scharfes Hornsignal erscholl kurz und eindringlich — — — der Wind trug's herüber. Aber der Wind wechselte seine Richtung, und im Augenblick war alles wieder still. Dumpfe Lautlosigkeit schien dort zu herrschen, wo eben noch der Lärm und das Hasten ängstlicher Eile zum Himmel stieg. Dafür aber knatterten nun vom Süden her die scharfen Büchsenschüsse wieder: Knerr — klapp; Knerr — klapp!

Unwillkürlich hatten Philipps Finger die Leine nachgelassen. Der Hund hatte sich erhoben, und — die Nase auf dem Boden — zog er den Knaben im neuen, stürmischen Laufe südwärts, immer südwärts. Philipp mußte folgen, wenn er die Leine nicht lassen wollte. So ging es an Käklitz vorüber. So bog er aus der umbuschten Niederung auf den Pfad ein, der der Straße nach Rosenhof parallel lief. Eben überblickte er noch die Scharen von Dörflern, die dort in der Nähe des Gestütsgatters heftig gestikulierend dem Sandauer Fährkrug zustrebten, da schlug Galopp jagender Reiter an sein Ohr. Offiziere waren es, ein Husarenzug hinter ihnen. Ehe er sie noch zu übersehen vermochte, waren sie an ihm vorüber, hatte er lose Bemerkungen aufgefangen — Namen wie Blücher, Marschall Soult. Ein kleiner, dicker Mann hatte gerufen: „Mir wäre es auch lieber, ich hätte erst die Fähre unterm Leibe!" Ein anderer geantwortet: „Keine Sorge, Durchlaucht! Yorck deckt uns mit seinen Jägern den Rücken!"

Über das Vernommene nachdenkend war der Knabe zuletzt seinem Lenker in dumpfer Nachgiebigkeit gefolgt. Die Beine waren müde geworden, der Körper schlaff. Was sollte das noch werden, wenn er den Weg wieder zurücklegen mußte! Und noch immer hatte er den Vater nicht eingeholt! —

Wo war er eigentlich? Er blickte sich um, suchte sich zurechtzufinden . . .

Waren das nicht die Strohdächer von Polkritz, die da vorn dunkel und schwer auf den Lehmwänden wuchteten? Polkritz, wo Gevatter Meilahn wohnte, der die guten Butterbirnen im Garten besaß! — Dann mußten die Hütten auf der Sandhöhe vor der Biegung des Deiches zu Groß- und Klein-Osterholz gehören. Herrgott im Himmel, wie es plötzlich wieder knatterte und pfiff! Und was war das da drüben? Waren das die Franzosen, von denen alle sprachen?

Eine Reihe von Soldaten zeigte sich. Auf ihren Häuptern schimmerten wunderlich hohe blaue Mützen, über dem grauen Rock kreuzte ein breites weißes Bandelier die Brust, blaue Hosen leuchteten zwischen dem Grün der Kusseln.

Kaum hatten sie sich gezeigt, da blitzte ein scharfer, feuriger Strahl auf. Sie schossen! Wahrhaftig, sie schossen hier herüber!

„Hussa, nieder!"

Hinter einer verkrüppelten dicken Weide an dem kleinen Teiche zwischen diesen Dörfern, der vom Geestegraben gebildet wurde, versank der Knabe mit bebenden Knien, zitternden Herzens. Was bedeutete das alles nur? Und was hatte der Vater dabei zu tun? Er war doch Jäger, nicht Soldat! Immer noch wies die Spur nach vorn, Hussas gesteigerte Ungeduld, weiterzukommen, zeigte das an.

Unruhigen Auges suchte Philipp die Flur ab. Auf einmal drang zu seinem Ohr gedämpftes Murmeln. Unweit seines Versteckes hob sich plötzlich ein Gewehrlauf aus dem Geestegraben. Eine Büchse war das. „Der Vater! Der Vater!" jubelte es schon in dem Knaben. Aber da war noch ein Blinkendes, und noch eins. Und nun sah er es: eine ganze Reihe war es, und unter den Büchsen tauchten Mützen und Grünröcke auf. Gelblederne Beinkleider leuchteten ab und zu, und wenn die Flut des Grabens klatschte, zeigte es sich, daß die Männer in hohen Wasserstiefeln daherschritten, wie sie der Vater oft auch trug.

Also doch Jäger waren es! Aber gehen Jäger so in einer engen Reihe? Sind sie Fischer, daß sie das Wasser durchwaten, wo doch noch lange keine Schußzeit für Enten ist?

Aber der Vorderste, der jetzt mit Hand und Mütze winkte und den Weg durch den Graben zeigte, das war eine wohlbekannte Gestalt. „Vater!" wollte der Knabe schon rufen und rich-

tete sich auf. Da — — — „Knerr — paff!“ Das war ein Gruß von den Franzosen! Das Holz der Weide, die ihn deckte, splitterte, sie selbst erzitterte. Rasch duckte sich der Knabe wieder. Was da geflogen gekommen war, kannte er wohl vom Scheibenschießen in Falkenberg her, wo er der Scheibenweiser gewesen war — eine Gewehrkugel war es! Immer mehr kamen jetzt. Hoch oben durchfuhren sie die Luft, im Eichenwald brachen sie die Äste, in das Gewirr der stachligen Kiefernkusseln schlugen sie furchend, spielend huschten sie durch Gestrüpp und Gräser. Ein Pfeifen und Fauchen, ein Prasseln und Krachen erhob sich. Aus dem Polkritzer Walde zur Rechten kam es, es kam zur Linken vom Elbdeich bei Osterholz.

Und da der Abend mit seinen Schatten einfiel, wie ein dunkles Volk von Nachtgevögel in das weiche Tal, erschien drüben am Waldesrand mitten aus der sprühenden Wand heraus eine Woge von Tierleibern, und ehe Philipp mit seiner Überraschung noch zu Ende kam und rufen konnte: „Die Fohlen sind ausgebrochen! Die Fohlen von der Rosenhofer Koppel!“ sah er schon, daß das alles Reiter waren, die aus kurzen Handwaffen Schüsse abgaben, etwas Blitzendes in der Hand schwangen und in raschem Ansturm heransausten.

„Herr, mein Gott!“ betete er in seiner Hilflosigkeit, denn wenn die wilde Jagd bis hierher kam, dann würde von dem wackelnden Stamm und ihm nichts mehr bleiben. Aber sein Vater war ja noch weniger geschützt! In dem offenen Graben sah er ihn liegen, davor kein Baum, kein Strauch. Darum stammelte er: „Vater — Vater!“

Doch da flog vor ihm ein Vogel auf — nein — ein Jägerkaskett war es. Ein leiser Schrei der Überraschung wurde laut, ein rauhes Schelten kam hinterher: „Hundsfötter, verdammtige! Was hat euch mien Mütz getan?“ Zugleich aber bekam die Wasserlinie des stillen Geestegrabens ein wunderlich sprühendes Leben. Von knatternden Schüssen lief ein sprühendes Schlangenzünglein — gelbrot war's im Abenddämmer sichtbar — daran entlang, von vorn nach hinten und von hinten nach vorn. Und der Schlangenrachen zischte und fauchte, und der blaue Schlangenleib von Pulverdampf wurde dicker und dicker, wälzte sich den wilden Reitern entgegen, und unter seinem Sprühen und Fauchen und Krachen sanken die Rosse der anstürmenden Schar in die Knie, die bunten Chasseurs stürzten darüberher, und bald wälzten sich die übereinander Gebrochenen in wüstem Knäuel auf der Erde.

In diesem Augenblick scholl eine scharfe Stimme, die klang wie Eisen an Eisen: „Vorwärts, ihr Jäger!“ und mit: „Auf, auf!“ und einer hellen, siegreich schmetternden Waldhornmusik wurde es in dem Binsengrün und zwischen den schwanken Rohrhalmen des schmalen Wassergrabens lebendig. Alle die gelbledernen Buxen und hohen Wasserstiefel setzten sich in rasche Bewegung und stürmten vor. Aber von allen hielt Philipp doch nur seines Vaters Gestalt im Auge, wie der hinter der Reihe der unvorsichtigen Stürmer etwas zurückblieb, bedächtig lud und mit seinen, in voller Ruhe abgegebenen Schüssen immer einen in Not befindlichen Kameraden vom drohenden Tode befreite.

Immer weiter wurden die noch lebenden Reiter über die freie Ebene gescheucht. Hier irrte ein führerloses Roß, dort eilte einer der bunten Männer aus allen Kräften dem schützenden Walde schwerfällig zu Fuß entgegen. Ein anderer hängte sich an den Schwanz seines Pferdes, um auf diese Weise eiliger vorwärts zu kommen.

Und Schuß auf Schuß blitzte aus den nie fehlenden Büchsen der Preußen, und immer fester verbissen sich die Fußjäger in den Kampf vor ihnen. Sahen sie denn nicht die bewegten Massen, die zur Linken vom Elbdeich herniedergestiegen waren und nun den Waldrand entlang geschlichen kamen?

Blau und rot stach ihre Tracht durch den Abend. Weiße Bandeliere bildeten ein weithin sichtbares Kreuz über ihrer Brust, hohe Mützen aus dunklem Bärenfell saßen ihnen tief in die Stirn. Schweigend wie Schatten glitten sie daher — aber unerbittlich, unaufhaltsam wie der Tod. Freunde der Preußen waren das nicht!

Noch wußte der kleine Philipp nichts von den Kämpfen der Völker, nichts von dem harten Ringen der Nationen miteinander, doch ahnte er das Richtige. Aber wie gefährlich jene dunklen Massen auch aussahen, Furcht kannte er nicht. Er sah, daß der Vater und die Jäger nichts von diesen bemerken konnten, da ihnen in ihrer Niederung durch Kusseldickungen die Fernsicht genommen war, und er löste sich aus seinem Ver-

steck, stürmte eilig über den nahen Brückenbalken zu ihm, und Hussa an seiner Seite gab freudig Laut.

Das hörte der Förster mitten im Knattern der Büchsen. Mit einem jähen Ruck wandte er die breiten Schultern. „Junge —!“ stieß er heraus, „Lipp, wie kommst du hierher?“ Die Lippen zuckten ihm unter dem starken rotblonden Bart, Angst um sein Kind entfärbte im Augenblick sein kampfgerötetes Gesicht, und mit dem ganzen Leibe warf er sich über den Knaben, ihn gegen die feindlichen Kugeln zu schützen.

Philipp aber achtete der Gefahr nicht. „Vater, guck, am Osterholzer Busch!“ rief er. Und da der über die Anwesenheit seines Kindes an so gefährdeter Stelle Erschrockene sich so schnell gar nicht zu beruhigen vermochte, zerrte er ihn am Arme zurück und drehte ihn, so stark er konnte, nach der Richtung des Deiches. „Vater, was sind das für Leute da? Müßt ihr nicht auch auf sie schießen?“

„Herr, mein Gott!“ Ein kurzer Überraschungsruf nur war es, da lag die Hand des Försters auch schon an seinem Jagdhorn, und: „Trari — trara — trari!“ klang das den Fußjägern so bekannte Signal zum Sammeln durch das Getöse des Gefechtes.

Sofort stürmten einzelne, noch kampferhitzte Preußen heran. Aber schneller als sie war ein hagerer Reiter im Federhute, die Schärpe des Obersten um den Leib. Den Adjutanten und Trompeter hinter sich, preschte er auf seinem starken Braunfuchs aus dem Kampfe herbei. Mit einem scharfen, sprühenden Blick überflog er den Bläser. „Förster, seid Ihr des Teufels?“ schrie er drohend. „Wißt Ihr, daß Ihr Retraite blast? Füsilieren lasse ich Euch für Euer Blasen!“ Aber als der Angerufene mit der Hand bezeichnend zum Deich hinüberwies, packte auch ihn heftige Überraschung. „Blasen, Trompeter! Zum Sammeln blasen!“ rief er und wandte den Kopf abwechselnd zu den Seinen, die so weit verstreut waren, und zu dem sich immer drohender entwickelnden Feinde.

Da gellten beide Hörner mit aller Macht durch das Getümmel. Wenn das eine aussetzte, weil dem Bläser die Luft ausging, nahm das andere das Signal auf, und mehr und mehr sammelten sich die zur Stelle gerufenen grünen Schützen um ihren Obersten. Rasch waren die Reihen geordnet, war die Feuerlinie formiert und hatten die Jäger Deckung gesucht. Als die ersten Kugeln von drüben einschlugen, fuhren auch hier die antwortenden Strahlen zündend aus den Rohren.

Aber noch schien der Oberst nicht beruhigt. Seine Augen durchschweiften die Runde. Auch die feindliche Infanterie hinter der zurückgeworfenen Reiterei hatte sich wieder gesammelt. Ein rascher Ruf machte den Adjutanten aufmerksam. „Seydlitz, die beiden Reservekompagnien vom Polkritzer Kirchhof zur Stelle schaffen!“ Aber als der Angerufene hastig den Gaul herumriß und bereits wie der Wind davonstob, fuhr ihm dennoch die verzweifelte Frage nach: Gotts Wetter und Strahl — jetzt die beiden Kanonen her! Wer holt die Kanonen vom Rosenhof heraus? Das wäre der richtige Augenblick, den Bärenmützen von hier aus in die Flanke zu kommen!“ Und schon hatte auch er sein Roß gewandt. Aber nach der Höhe des Dorfes zu sahen Niederungen, sumpfige Gräben, Gehölze her. Wie sollte ein Reiter im Halbdunkel alle diese Hindernisse nehmen! Der Ritt würde ungenützte Zeit kosten, und die Abwesenheit des Kommandierenden an dieser Stelle mehr schaden!

Sein Blick überflog scharf die Gestalt Hohenhorsts.

„Förster!“

Sogleich stand der Gerufene stramm vor ihm.

„Habt selber gedient?“

„Zu Befehl, Herr Oberst! Im Ostpreußischen-Füsilier-Bataillon Bülow!“

„Ein tüchtiges Bataillon! Ein tüchtiger Führer! — Ihr kennt die Gegend hier?“

„Wie mein Revier!“

„Wißt, wo der Zackenkrug liegt? Wollt einen Rapport übernehmen? — Gut! Kommando an den hinter Osterholz stehenden Artilleriekapitän, zu avancieren, westlich am Wald dort aufzumarschieren und des Feindes Flanke mit Kartätschen zu bewerfen! Verstanden?“

„Zu Befehl, Oberst Yorck!“

„Ihr kennt mich? Um so besser! Eilt Euch, daß Ihr noch an den Bärenmützen vorüberkommt“

Der Förster lud sorgfältig, nahm die Büchse in den Arm und machte Kehrt. Philipp sprang hastig hinter ihm her, aber Yorcks Stimme rief

ihm scharf zu: „Zurückbleiben! Da ist kein Ort für Kinder!“

Verstört gehorchte der Knabe. Nur Hussa lief ein Stück hinter dem Förster her. Aber da ihn dieser nicht rief, sondern nur seinem Sohne noch einmal hastig zuwinkte, äugte er ihm erst unschlüssig nach, dann kehrte er mit hängendem Rücken langsam zu Philipp zurück, stieß den Verlassenen mit der Schnauze gegen das Bein und sah ihn mit glänzenden Augen groß an. Philipp umfaßte ihn und kauerte sich bei ihm nieder. Nun waren sie beide allein. Die Nacht brach herein, was sollte nun werden?

Gerade vor ihm hielt noch immer der Braunfuchs des vom Vater mit Yorck angeredeten Obersten. Die Muskeln der starren, sehnigen Beine des starken Tieres zuckten und zitterten von Zeit zu Zeit vor Erregung. Philipp starrte noch auf dies seltsame Zucken, da hielt ein zweiter Gaul daneben — es war des Adjutanten Pferd, der eben wiedergekehrt war. Ihm folgten unter Kugelregen mit „Marsch — marsch“ die beiden gerufenen Reserve-Jäger-Kompagnien.

„Hurra!“ schrien sie, als sie an ihrem Kommandeur vorübereilten. Was taten ihnen die paar Kugeln! Philipp sah ihre gespannten, erhitzten Gesichter — es ging ja in den Kampf — zum ersten Male in den blutigen Kampf — und alle wollten sich tapfer zeigen. Aber da fiel von der anderen Seite her eine Salve von Schüssen. Seltsam schneidend und scharf — wie ein ungeheurer Peitschenschlag. Die Vordersten taumelten, sanken ins Knie, ein paar schlugen schwer wie gefällte Bäume zur Erde. Die Kameraden stutzten, sahen auf die Hilflosen, Gefallenen. Einer lachte noch eben hellauf, rief: „Vorwärts, Kameraden!“ Da stürzte auch er und lag wie ein Stock. Nun hielt die ganze Bewegung an, die Masse verlor die Richtung, drängte sich zusammen, soviel der Offizier auch schrie. Da krachte eine zweite Salve wieder von jenen nicht sichtbaren Schützen her, und des Feindes Kugeln fanden ihr Ziel noch besser. Hier schrie einer auf: „Herr, mein Gott!“ Dort sprang einer mit gekrampften Gliedern wild in die Luft.

„Herr, mein Gott, wer erlöst uns?“ wurde nun der allgemeine Ruf. Aber ungerührt krachte Salve um Salve.

Jetzt standen die Pferdebeine vor Philipps Augen nicht mehr so ruhig. Nervös stampften sie unter den unruhig gewordenen Reitern den Grund. Des Obersten herrische Stimme begehrte auf. „Sind die Kerls verhext? Wo in aller Welt stecken sie?“

Ein paar seiner Leute antworteten mit maßlos erregter Stimme sogleich fast schreiend: „Da! Da!“ Ein paar Hände zeigten irgendwohin in die Luft. Einige der Streiter verließen die Schar ihrer Kameraden und hockten sich hinter die Pferde, andere warfen sich zur Erde, sie hatten es satt, für den geringen Sold Kanonenfutter zu spielen. Als wären da keine Männer mehr, so schien es im Anblick aller dieser Seelen, die sich furchtsam in sich zusammenzogen.

Schrecklich war es, und alle empfanden das, so ohnmächtig und zerrissen sie sich fühlten. Yorcks Fuchs machte ein paar Bogensprünge einer kleinen Höhe zu, der Adjutant und der Trompeter schlossen sich an, aber rasch trugen die im Kugelsausen den Gehorsam versagenden Tiere ihre Reiter wieder zurück.

Yorck allein hatte sein Pferd gezwungen — endlich kehrte er um. Auf seinem stahlharten Gesicht lag die Entschließung: „Der Feind hält den Deich von Osterholz besetzt,“ rief er, „seine Schützenkette liegt dahinter verborgen. Geschütz muß auf den Damm — ihn reinfegen! Wer von euch, Leute, getraut sich, den Förster einzuholen? Er ist an den Bärenmützen vorüber — dort, jenen Hütten zu!“

So scharf seine Augen aber auch flammten, niemand der Seinen antwortete. Wer unter den Zusammengepferchten vermochte auch nur soviel Kraft aufzubringen, die Aufforderung zu verstehen!

Auch an Philipps Ohr schlug sie. Ihm war, als kämen die Worte weit, weit her, irgendwo aus der Höhe. Langsam erfaßte er sie. Wenn er sich meldete, durfte er mit Hussa zum Vater! Der strenge Offizier selber erlaubte es ihm dann. Und mit dem Vater zusammen konnte er dann den Heimweg antreten! Oh, wie würde das fein werden! Wie würde der Vater von allem erzählen, was es heute gegeben hatte! Wie hörten sich seine Worte gut an, wenn seine warmen, starken Finger seine Hand umschlossen, der dunkle Wald um sie beide wogte, und nur Nachtgevögel sie umflatterte!

Von einem starken Zwang getrieben, richtete er sich schnell auf. Er wollte sprechen — er fand keine Worte. Aber das Reden war hier auch unnötig — aller Augen blickten ja auf ihn.

Nun sah ihn auch der Oberst. Es war, als ob seine grauen Augen unter den buschigen Brauen sprühend wurden. Langsam überflogen sie die zarte Gestalt des kaum Zehnjährigen, langsam blickten sie von ihm zu den eingeschüchterten Männern. Ein seltsam vielsagender Blick war es. Eine verklärende Weichheit löste dabei sein strenges, starres Gesicht. Schon war er mit sich zu rate gekommen. Ein rascher Griff holte die Schreibtafel aus dem Mantel, ein paar Zeilen flogen notiert auf das erste Blatt. Er riß es heraus und winkte Philipp näher. Aus dem Sattel beugte er sich herunter. „Du wirst springen müssen, mein Junge!" sagte er fast väterlich warm. „Aber denke daran, daß du deines Vaters bravstes Kind bist, wenn du ihm das hier bald in die Hand geben kannst. Und nun: Gott befohlen!"

Philipp fühlte das zusammengefaltete Papier in seiner Hand, seine Augen weiteten sich in neuer Spannung, er griff Hussa am Halsband, und ohne noch einmal umzuschauen, machte er kehrt und eilte mit schnellen Sätzen davon. Hinter ihm scholl ein scharfes Kommando, bald krachten die Salven, krachten unausgesetzt — sie beflügelten seinen Schritt. Er verstand wohl, daß die Überbringung des von Yorck erhaltenen Papieres an den Vater den erst gegebenen Befehl umstoßen, die preußischen Jäger aus ihrer schwierigen Lage erlösen würde. Waren sie doch durch die Bärenmützen im Gehölze und die Infanterie hinter dem Deiche in ein Kreuzfeuer genommen, das sie nicht auszuhalten vermochten. Darum vorwärts, vorwärts!

---

3. Im Dienste des Oberst Yorcks.

Das niedere Buschwerk, das er durchkreuzte, war zu Ende, der Boden fiel in grüne, noch sammetne Wiesen ab. Vor ihm blickte im Abendlicht ein schmaler Wasserspiegel. Der Geestegraben mußte es sein. Er hielt gerade darauf zu, es war keine Zeit, die abgelegene Brücke aufzusuchen. Rasch noch barg er das Papier in seiner Kopfbedeckung, dann feuerte er Hussa an: „Such — verloren, mein Hundchen!" Den rechten Arm mit der Mütze krampfhaft hochhaltend, um die Linke den starken Hunderiemen, tat er einen mächtigen Satz. Das Wasser klatschte um ihn auf, er fühlte, wie er mit den Beinen tief einsank, er wollte sich aufraffen, aber er fand keine Möglichkeit, die Füße zu heben. Um ihn krachte das starre Rohr, sein Arm umschlang es, aber es gab ihm keinen Halt. Einen Augenblick lang wollte sich seiner die Furcht bemächtigen. Wie nun, wenn er hier versänke! Aber da plätscherte ein zweiter Körper vor ihm. Hussa durchschwamm den Graben, arbeitete sich durch die Schilfmasse und erklomm festes Land. Der Riemen straffte sich, machtvoll stürmte der Hund vorwärts, und auch Philipp kam an der jenseitigen Böschung in die Höhe.

Er achtete nicht auf die Nässe seiner Kleidung, seiner Schuhe — dergleichen kannte der Försterjunge von manchem Ansitz, mancher Verfolgung eines angeschossenen Wildes her — er freute sich über das freudige Winseln Hussas; es bewies, daß er des Försters Fährte wieder hatte. Was taten da die Schüsse, die im Dunkel des Waldes zur Rechten aufblitzten — was das Schwirren feindlicher Geschosse! War das der Gruß der Bärenmützen — gut, so war er also an ihnen bald vorüber, und der Weg wurde frei.

So schnell er vermochte, jagte er vorwärts. Jetzt war der Zackenkrug nicht mehr weit. Stimmen riefen ihn an. Im Dunkel erblickte er hinter Lehmwänden und Bäumen Menschengruppen — er hielt sie für Soldaten, glaubte sein Ziel erreicht — aber es waren Bewohner der nahen Dörfer, die vom sicheren Verstecke aus das sich in der Nähe abwickelnde Schreckliche zu beobachten suchten. Ihre laut geäußerten Befürchtungen drangen bis zu ihm. Besonders ein langer, hagerer Schreier schien alle mit seinen herrischen und höhnischen Äußerungen zu übertreffen.

Als Philipp sich ihnen näherte, wiesen viele Hände auf ihn. „Da ist der Junge auch!" schrie einer. Der Hagere drängte vor, ihm entgegen. Ihm war, als würde unter wildem Fluche sein Name laut. Aber ihn sollte keiner aufhalten! Rasch trieb er Hussa an und verschwand in den niederen Föhren.

Nun galt es, die Richtung festhalten. Aber kaum im Walde, verrannte er sich. Auch Hussa brachte ihn aus den knorrigen Kusseln nicht los.

Er quälte und verarbeitete sich mit den Ellenbogen nach Kräften. Das Holz bog sich und knackte um ihn — endlich war er frei! — Aufatmend stand er einen Augenblick, um Luft zu schöpfen, da war ihm, als sei in aller Stille ein lebendiges Wesen dicht bei ihm — aber nicht zur Hilfe, sondern gefahrbringend. Er tat einen kurzen, angstvollen Ruf, da hatte ihn bereits eine zupackende, starke Hand am Nacken.

„Voilà, mein Jungken — Psia krew!“ scholl eine gedämpfte, aber harte Stimme, und der polnische Fluch am Schluß deutete auf den Roßwart vom Rosenhof. „Ausreißen vor ehrlichen Leuten — das gibt's nicht! Nun sagst du mir erst, wohin deines Vaters lange Beine gestiegen sind. Denn du willst ihm doch nach? — Gesteh, mein Bürschken!“

Philipp biß die Zähne zusammen und wand sich unter dem schmerzhaften Griff. Einen Augenblick lang hatte ihm in der ersten Bestürzung eine offene Antwort auf der Zunge gelegen, aber dann war diesem Menschen gegenüber, der auf seinen Vater hatte mit dem Messer losgehen wollen, die natürliche Abneigung durchgebrochen, und er dachte jetzt nur ingrimmig: „Wie kann ich von ihm loskommen, ohne ihm etwas zu verraten?“

Da vernahm er Hussas atemloses Keuchen und drohendes Knurren vor sich. Sollte er den Hund auf den Mann hetzen? Aber gleich darauf fiel ihm ein, daß beim Kampfe der zwar hohe und ausdauernde, aber weniger muskelstarke Barsoi Schaden leiden könnte, und vielleicht verlöre er selber dabei das wichtige Papier, und dann war es mit der Rettung der preußischen Nachhut vorüber.

Glücklicherweise kam ihm ein anderer Gedanke. „Hussa, hierher!“ rief er, und gleich darauf: „Hussa, zum Vater! — Apport!“ Damit hatte er dem Tiere bereits seine zusammengefaltete Mütze zwischen die Fangzähne geklemmt und den Riemen losgelassen. Ehe der Pole verstand, was vorging, schoß der verstehende Hund schon der kaum verlassenen Spur zu und jagte, mit seinen langen Beinen weit ausgreifend, dem Förster nach.

An der sichtbaren Beruhigung des Knaben erkannte der in seiner Absicht Getäuschte endlich den Sinn des Geschehenen. Ein schwerer Fluch des Ingrimms entfloß seinen Lippen, und mit dumpfem Schlag sauste seine geballte Faust auf Philipps Haupt nieder. Der Getroffene taumelte, stürzte mit dem Kopfe schwer gegen einen Baumstamm und sank zu Boden. „Hundeblut — da lieg und verreck!“ murrte der Wütende noch, dann bewies das Knacken der Zweige, daß er von seinem Opfer abließ. —

Wie lange Philipp so gelegen — er wußte es nicht. Irgend etwas laut Dröhnendes zwang ihn zu schmerzvollem Erwachen. Das Gefühl eines traumhaften Zustandes umfing ihn. Allmählich unterschied er Geschützfeuer, und als der erste klare Gedanke aufstieg, rief es in ihm: „Die Kanonen sind vorgegangen! Vater hat den Bescheid durch Hussa erhalten! Die Yorckschen Jäger sind aus der schlimmen Lage befreit!“ Dann aber überkam ihn mit dem scharfen, brennenden Schmerz am Haupte ein weiches Verdämmern. Das leise Vertropfen an der Schläfe — er fühlte es wohl, aber er war zu schwach, darauf zu achten. Wie eine wunderliche, wirre Musik zog es an seinem Ohr vorüber, und er sank wieder in traumlosen Schlummer.

Tiefe Nacht war es noch im Walde, von der Grenze her kam schon der Frühschein, als die Kälte seinen Körper schaudern machte, und er erwachte. Da fühlten seine tastenden Hände einen warmen Leib, den er gern ergriff. Irgend etwas Weiches glitt lindernd unaufhörlich über seinen Kopf, und ein warmer Atem strömte ihn an.

„Hussa — du?“ flüsterte er noch halb im Traum, und ein leises Winseln zeigte ihm an, daß er recht geraten.

Wie der Kopf brannte! Er griff nach der schmerzenden Stelle — die rechte Schläfe war es — da traf er auf des Hundes Zunge. Sie hatte seit Stunden seine Wunde geleckt und die Blutung gestillt. Mühsam richtete er sich auf, kaum vermochten seine Finger das Taschentuch zu knoten, das die Schläfe umbinden sollte. Von dem Hunde geführt, schwankte er aus dem Walde, der Rosenhofer Straße zu. Da glommen ihm zur rechten Seite auf dem Damm und auf der Osterholzer Höhe zahlreiche schwelende Feuer entgegen. Sie zogen seinen Blick an wie flackernde Rätsel. Sie konnten nur von den Preußen entfacht sein. Waren es Lagerfeuer?

Indem er sie noch betrachtete, sah er in seinem Rücken aus den Niederungen Franzosenschwärme sich langsam entwickeln und gegen diese

Höhe losgehen. Vorsichtig pürschten sie dahin — jene Bärenmützen waren es, die er bereits vom gestrigen Tage kannte. Ihre weißen Bandeliere wurden bald von den Flammen beleuchtet. Aber kein Schuß fiel von den preußischen Lagerfeuern her, und selbst als die französischen Grenadiere die Brandstellen erreicht hatten, konnten sie ungehindert weiterschreiten — das Lager war längst verlassen.

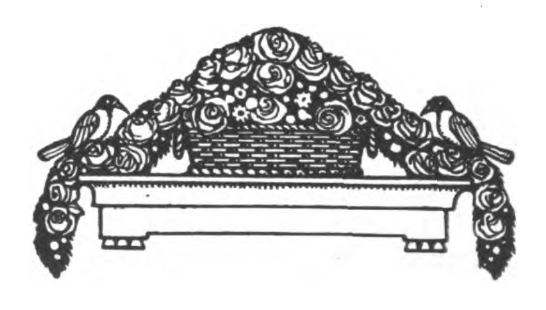
Kaum hatten dies die Grenadierschwärme festgestellt, als auf ihre Rückmeldung hin die Kavallerie den Deich entlang brauste, um vom Blücherschen Korps zu fangen, was noch einzuholen war. Aber selbst diese Hurtigen kamen zu spät. Als Yorck am Abend vorher mit Hilfe der den Damm bestreichenden Geschütze endlich des Feindes Herr geworden war und ihn zurückgeworfen hatte, als er vernommen, daß das Übersetzen der Blücherschen Mannschaften bei Sandau glücklich erfolgt war, hatte er noch die schwerste Aufgabe zu lösen gehabt, auch mit s e i n e r Nachhut den Feinden zu entrinnen. Da hatte er zu der alten Kriegslist Friedrichs des Großen gegriffen, auf der Höhe zahlreiche Lagerfeuer anzünden lassen und den Mannschaften befohlen, eifrigst hin und her zu gehen, damit der Feind über die Zahl getäuscht werde. Schließlich aber waren auch die letzten der schlauen und tapferen Fußjäger hastig nach dem Fährkrug bei Sandau zurückgeeilt, die letzte Fähre hatte sie dem rechten Ufer der Elbe hastig zugeführt, und gewissenhaft hatte Yorck drüben alle benutzten Fahrzeuge vernichten lassen.

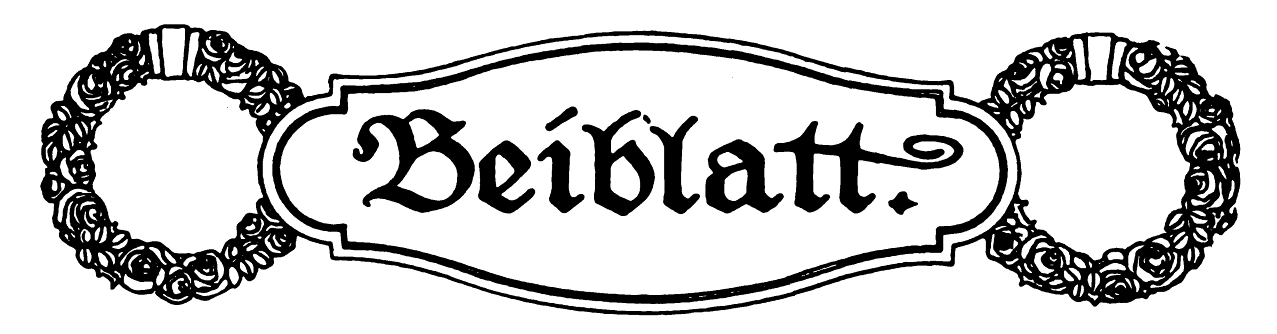
Gerettet! — Der kleine Philipp mußte diese Tatsache annehmen, als keine Schüsse mehr fielen, kein Kampf mehr stattfand. Seine bedrückte Brust wollte ein Gefühl der Erlösung überkommen; es linderte seine Schmerzen. Hatte er an dieser Rettung der Preußen nicht auch mitgeholfen? Hatte er nicht dafür gelitten? — Nun galt es, auszuhalten bis zu Hause. Daheim konnte er erzählen — Schlimmes und Gutes — — aber das Gute überwog.

Mit neuen Kräften schritt er vorwärts, aber nicht auf offener Straße. Anfangs sah er sich durch die Waldgrenze gedeckt, später bildeten zu seiner Rechten die Balken und Stäbe des langen Zaunes den Schutz; die Umwallung des großen Gestüts war es, in dem die Gutsherrn der Wische junge Fohlen aufzogen, und wo seines Vaters Feind, Pawet Nowaczky, regierte. Die Tränen bissen ihm in die Augen, als er an den Namen dieses Mannes dachte. Er erschien ihm schlimmer und böser als die wirklichen Landesfeinde, die er nun mit eigenen Augen gesehen hatte. Um so näher war ihm sein Vater, sein lieber, starker Vater. Der würde jenem den Schlag schon vergelten, der sein Haupt blutig getroffen hatte!

So war es übergehender Schmerz, Zorn und Freude, die ihn laut aufweinen machten, als er jetzt, kurz vor Käklitz, die Gestalt seines Vaters wirklich vor sich sah. Und ohne auf die ihn erregt umgebenden Gutsleute, Bauern und Fischer zu achten, die das Geschehene lebhaft besprachen, lief er schwankend und schluchzend auf ihn zu, rief ihn mit der letzten Kraft an und sank in seine Arme.

(Fortsetzung folgt.)





Dorf im Tal.

Der müde, graue Regen fällt
Nun klopfend auf die roten Dächer
Und spannt ein großes, dichtes Netz
Vor meine Fenster.

Da unten ist nun Glück und Frieden,
Einfalt und Liebe, Güte, Herzlichkeit,
Ist Haß und Neid, Kampf, Niedertracht,
Elend und Sterben.

Ich seh das alles nicht, der graue Regen
Verbirgt es mir; allein ich weiß es,
Und ab und zu verkündet mir ein Laut,
Daß unter diesen friedlich roten Dächern
Das wirre Leben ist.

Herbert Saekel.



Der Regen und seine Poesie.

Von A. M. Witte.

„Aus der Wolke strömt der Regen,
Quillt der Segen . . . . ."

heißt es im Liede mit Recht, denn was wäre unsere Erde ohne das erquickende, befruchtende Naß des Himmels! Trotzdem ist der Regen aber eigentlich den meisten Menschen eine unangenehme Beigabe. Man fragt wenig danach, daß er zum Gedeihen der Saaten nötig ist, man denkt in den häufigsten Fällen:

Grauer Himmel, trübe Tage,
Keine Ruhe, keine Plage,
Weder Sturm noch Sonnenglanz,
Grauer Stunden düstrer Kranz

und redet sich in eine ebenso graue Stimmung hinein, wie sie draußen auf Feld und Flur lagert, ganz besonders, wenn die Regentage sich zu Regenwochen dehnen.

An einen solchen eintönig grauen Himmel mit endlos herniederrieselndem Regen muß Telmann gedacht haben, als er die Verse schrieb:

Solche Wochen können Helden
Selbst zu Memmen machen, Harte
Weich, — aus Trotzigen Verzagte.
Solche Wochen können Menschen
Innen wandeln; Lebensfrohe
Sinken in der Schwermut Laune,
Schwärmer fallen in Verzweiflung.

Wenn man es sich genauer überlegt, haben im allgemeinen auch nur die Dichter des Weltschmerzes den Regen besungen, wie Lenau:

Der Wandrer hört den Regen niederbrausen,
Er hört die windgepeitschte Distel sausen,
Und eine Wehmut fühlt er, nicht zu sagen . . .

oder wie M. Bruns:

Der nadelfeine Regen macht mir Schmerz,
Ich fühle, er durchdringt mich bis ans Herz.
Könnt ich mein Herz in deine Hände legen —
Es rauscht der Regen!

Herbstregen, der sich mit fallendem Laube eint, erweckt besonders die Gedanken an Sterben und Vergehen. Er scheint sich wie lähmend auf uns zu legen, Lebenslust und Schaffensfreude verdrängend.

Der Regen rauscht in tropfender Pracht,
Die Gaslaternen glüh'n durch die Nacht,
Sie glühen im bleichen, schimmernden Schein,
Der Regenschleier hüllt alles ein.
Ich schaue still in die Nacht hinaus
Und vergesse des Lebens Saus und Braus,
Ich denke deiner und zweifle fast,
Frau Schwermut ist mein Stubengast,
Sitzt hinter dem Ofen und sorgt und sinnt,
Und der Regen rauscht, der Regen rinnt.

Ebers.

Nur die Kinder pflegen den Regen ziemlich gleichmütig zu ertragen. Nicht allein der Mairegen, von dem es heißt, daß er befruchtend auf die Pflanzenwelt wirke und das Wachstum der jüngsten Generation fördere, sondern auch der sogenannte Landregen, der zahlreiche

Erwachsene zu nörgelnden Hypochondern macht, kann ihnen zur Quelle höchsten Vergnügens werden. Wie herrlich, sich den Regen ins Gesicht sprühen zu lassen im Wonnemond:

Mairegen! Mairegen,
Da wächst jedes Kind!

Herrlicher noch, mit bloßen Füßen die Pfützen zu durchwaten, den sich im Teiche bildenden Blasen zuzuschauen oder gar den „schäumenden Wassergraben" mit den Händen aufzuhalten. In Erinnerung an jene Regentage der Kindheit sang Klaus Groth:

Walle, Regen, walle nieder,
Wecke jene Träume wieder,
Die ich in der Kindheit träumte,
Wenn das Naß im Sande schäumte,
Walle, Regen, walle nieder,
Wecke neu die alten Lieder,
Die wir in der Türe sangen,
Wenn die Tropfen draußen klangen.
Möchte ihnen wieder lauschen,
Ihrem süßen, feuchten Rauschen,
Meine Seele sanft betauen
Mit dem frommen Kindergrauen.

In Märchen und Legenden spielt der Regen eine nicht geringe Rolle. Fast immer sind es kleine Engel, die die Wäsche der heiligen Jungfrau begießen sollen und in ihrem Eifer zu viel Wasser verschütten. Zuweilen verwandeln sich in Märchen die Regentropfen in Goldmünzen, um gute Kinder zu belohnen, ein Anklang an den Einfluß, den der Regen auf die Saaten hat. Darum singt auch ein Dichter, er vernähme aus dem Klange der Tropfen die Worte:

Hier wohnt ein Kind der Not,
Und dem verkünden wir:
Es wächst, es wächst das Brot!

Jedenfalls ist und bleibt der Regen für die ganze Natur von höchster Wichtigkeit. Er nährt die Quellen und Ströme, die Pflanzen und Tiere. Sein längeres Ausbleiben gilt mit vollem Recht als Unglück.

Darum verehrten die alten Griechen ihren obersten Gott Zeus als den die Erde befruchtenden Gott, der den Regen zur Erde sandte, und seine Gemahlin als „Göttin der Feuchtigkeit". Daneben kannten sie auch noch eine Schar regenspendender Nymphen.

Bei anhaltender Dürre begab sich der Priester nach dem Heiligtum des Gottes, das am Fuße des quellenreichen Berges Tomaros lag, und berührte diesen mit einem Eichenzweige. Dem Volksglauben gemäß stieg bald darauf ein feiner Nebel empor, der sich zu Wolken verdichtete, aus denen dann in kurzer Zeit erquickender Regen zur Erde sank.

Die Römer nannten ihren Regengott Jupiter Pluvius. Auch sie kannten ein „Regenbeschwörungsfest", das bei anhaltender Trockenheit veranstaltet wurde und bei dem ein mit geweihtem Wasser befeuchteter Stein „lapis manalis" durch die Straßen gezogen wurde. Ihm folgten die ersten Vertreter aller Behörden und barfüßige Matrosen im feierlichen Zuge. Ähnliche Bittgänge nach geweihten Stätten kannten auch die Kelten und Germanen. Ja, noch heute finden im heißen Sommer in einzelnen Gegenden solche Gänge statt.

Die Mythe erzählt, daß, als die „Reifriesen" den „Regentrank der Götter", den erquickenden Met, einst geraubt, Wotan sich in einen Vogel verwandelt habe, um ihnen den Trank wieder zu entreißen und ihn als „Frühlingsregen" dann der Natur zu spenden. Ähnlich ist die Vorstellung der Inder, die den aus Milch und Palmensaft gemischten „heiligen Göttertrank" durch die Sonnenglut entwendet glaubten, bis es den Göttern gelang, diesen „Soma" genannten Trank — der übrigens auch als selbständige Gottheit hier und dort bekannt war — zurückzugewinnen.

In China galten die „Regenbittgänge" als ganz besonders wirksam, wenn man die im Drachentempel zu Hantanisien aufbewahrten eisernen Zaubertafeln in die von der anhaltenden Trockenheit am meisten bedrängten Gegenden brachte, damit die Priester dort so lange vor ihnen opferten und beteten, bis sich die Schleusen des Himmels öffneten.

Bei den Negern und den Indianerstämmen erfolgte die Wetterbeschwörung durch den Stammeshäuptling, zuweilen auch durch den sogenannten „Medizinmann".

Alle diese „Regenbeschwörer" zeichneten sich natürlich durch genauere Kenntnisse der Naturereignisse aus und waren dadurch in den Stand gesetzt, aus dem Verhalten einzelner Vögel, Insekten und Pflanzen, die ja teilweise ein ungemein feines Empfinden für den atmosphärischen Druck haben, ungefähr die Wetterveränderung vorauszusehen. Hier und da waren die Bittgänge auch mit mehr oder minder eigenartigen Zeremonien verbunden, von denen sich in Serbien, Rumänien und Bulgarien die „des Regenmädchens" erhielt. Noch heute wird dort bei anhaltender Hitze und Dürre ein ganz in Laub und Blumen gehülltes junges Mädchen von einem Schwarm singender Frauen und Jungfrauen durch die betreffende Ortschaft geführt, um vor jedem Hause mit Wasser bespritzt zu werden. Dadurch wird die „Wetterhexe" vertrieben, die man für die Dürre verantwortlich macht und die auch bei uns im Kinderliede lebt.

Es sitzt die alte Wetterhex'
Im Nebel dicht versteckt...

Eigenartig ist es, daß in der indischen Poesie die Regenzeit als die Blütezeit des Liebeslebens gilt, wie es in dem Liede der schönen Bajadere heißt:

Weil ich zum Hause des Geliebten eile,
Du Wolkenriese, mit den Wasserspenden,
Was schreckst du mich mit deinem Donnerkeile
Und rührst mich an mit deinen Regenhänden?
Doch donn're nur und regne meinetwegen,
Mag Blitz auf Blitz dein Wolkenleib entsenden,
Wie wird dein Toben uns zurückehalten,
Des Freundes eingedenk auf allen Wegen.

Sehr poetisch singt Karl Henckell:

Im Regen, im spritzenden Regen
Empor zu dir!
Wärmender Liebe Segen
Wunderbar leuchtet mir.

Triefende Zweige schlagen
Stäubend mir ins Gesicht.
Selig emporgetragen,
Spür' ich es nicht.
Schleudert, stürzende Güsse,
Wolken und Winde umher,
Liebchens köstliche Küsse
Winken mir wonneschwer!
Stampfend unter mich alle
Nebel und Nesseln der Welt,
Seh ich die himmlische Halle
Herrlich erhellt.

Der Dichter sieht hier in Gedanken bereits den Sonnenschein, der dem Regen folgt, wie es auch tröstend aus dem Kinderliede tönt:

Der Kuckuck auf dem Baume saß.
Es regnet' sehr; er wurde naß.
Da kam der liebe Sonnenschein,
Der macht den Kuckuck blank und fein.

Es ist eben eine alte Weisheit, daß der Regen uns ebenso nötig ist als die Sonne:

Es kann bei lauter Sonnenschein
Das Feld nicht Früchte tragen . . .

Die alte Volksweisheit lehrt ja auch schon:

Im April Sturm und Regenwucht
Künden Wein und goldne Frucht.

Man sollte seine Stimmung also niemals durch trübe Regenwolken beeinflussen lassen; den Kindern gleich ihn mit dem nötigen Gleichmut ertragen und bei den eintönig herniederprasselnden Regentropfen philosophisch sich trösten:

Es regnet seinen Lauf,
Und wenn's genug geregnet hat,
Hört es auch wieder auf.



Stimmen des Herbstes.

Mein Sommergarten ist schon öd und trauert
Und sinnt der Reife nach und steht und staunt,
Wenn in den Lüften eine Stille raunt.

Das ist der Herbst der in den Zweigen kauert
Und leise kichernd schüttelt Blatt um Blatt
Und höhnt der Heide, die, schon übersatt

An ihres Reifens wollustreichen Freuden,
Das goldne Kleid von ihrem Leibe tat,
Sich an des Winters Winde zu vergeuden.

Hermann Sternbach.



Land und Grossstadt.

Von Dr. Fritz Skowronnek.

Das rapide Anwachsen der Großstädte ist nach der Anschauung der einen die notwendige und unvermeidliche Folge des Industrialismus, der Umwandlung Deutschlands vom Agrar- zum Industriestaat. Nach der anderen Anschauung sind die Großstädte nichts weiter als das Produkt einer ungesunden Entwicklung, Wasserköpfe, die mit ihrem Umfang in einem häßlichen Gegensatz zum Volkskörper stehen. Diese beiden extremen Ansichten schießen weit über das Ziel hinaus, was schon daraus hervorgeht, daß es auch in früheren Epochen der Weltgeschichte Riesenstädte gegeben hat. Es sei nur an Ninive, Babylon, das hunderttorige Theben in Ägypten, Samarkand und die chinesischen Millionenstädte erinnert. Daß Anhäufung solcher Menschenmassen auf einem kleinen Raum nur durch eine wirtschaftliche Entwicklung bedingt sein kann, die ihre Ernährung verbürgt, unterliegt keinem Zweifel.

Damit ist aber auch schon die Frage entschieden, ob solche Riesenstädte Gebilde der Ewigkeit sind oder vergänglich wie alles auf Erden. Darauf hat ja schon die Geschichte eine Antwort gegeben, wie sie deutlicher nicht sein kann. Auf den Stätten berühmter Millionenstädte hausen jetzt arme Hirten, die nichts davon wissen, daß unter der Erdschicht, auf der ihre Hütten stehen, die Trümmer stolzer Paläste liegen, von deren Pracht uns die Geschichte berichtet.

In den wenigsten Fällen sind politische Umwälzungen die Ursache des Verfalls solcher Großstädte, sondern fast immer wirtschaftliche Umwälzungen. Die ersteren sind manchmal der Laune eines Fürsten entsprungen, die letzteren treten mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes ein, z. B. wenn der Handel neue Wege einschlagen muß, wie es im Mittelalter geschah, als mit der Entdeckung Amerikas sich der Welthandel von Osten nach Westen verschob.

Die Erkenntnis, daß selbst die größte Riesenstadt sich niemals Selbstzweck sein kann, sondern stets von einer wirtschaftlichen Entwicklung abhängig bleibt, die sich von Grund aus ändern kann, ist sehr viel wert, denn sie lehrt uns, ob wir Freunde oder Gegner der Großstädte sind, daß wir nicht genötigt sind, diese Menschenansammlungen und alles, was sie im Gefolge haben, wie ein unabänderliches Fatum hinzunehmen.

Wir müssen allerdings nicht mit Heute und Morgen rechnen, sondern mit Zeiträumen, die noch größer sind als die fünfhundert Jahre, nach deren Verlauf der ewige

Wanderer, als er desselben Weges gefahren kam, nur noch eine menschenleere Einöde an der Stelle einer blühenden Stadt fand. Wir dürfen auch nicht denken, daß die Entwicklung der Erde im großen ganzen abgeschlossen ist. Schon jetzt wird von ganz nüchternen Volkswirtschaftlern die Möglichkeit ausgemalt, daß der Welthandel und mit ihm das politische Schwergewicht sich um den Stillen Ozean konzentriert, und daß dann Europa zu einer Bedeutungslosigkeit herabsinkt, wie sie dem Orient und dem Mittelmeer mit der Entdeckung Amerikas zuteil wurde.

Weitaus näher liegt uns die Frage, ob das Anwachsen der Städte Gefahren für unser Volkstum in sich birgt, und ob wir imstande sind, die daraus entspringenden Schäden mit Erfolg zu bekämpfen. Gerade jetzt, mit der Bildung des Zweckverbandes Groß-Berlin, hat eine Bewegung eingesetzt, an der sich einsichtige Männer aller Parteien beteiligen, um wenigstens bei dem weiteren Ausbau dieses gewaltigen Organismus die schwersten Sünden der Vergangenheit zu vermeiden.

Der Hauptangriff richtet sich gegen die licht- und luftlose Kasernierung der ärmeren Bevölkerung. Die Ursache liegt daran, daß der Grund und Boden mit dem Anwachsen des Verkehrs fabelhafte Preise erreicht hat. So sind im Zentrum Berlins bereits 28000 Mk. für einen Quadratmeter Baufläche gezahlt worden. Die Folgen davon sind bis zum weiten Umkreis unerschwingliche Mietspreise, von deren Wirkung man sich einen Begriff machen kann, wenn man hört, daß in Groß-Berlin 300000 Einzimmerwohnungen vorhanden sind, die von je fünf Menschen bewohnt sind.

Ich will mich in eine weitere Erörterung dieser traurigen sozialen Zustände nicht einlassen. Mir schwebte ursprünglich nur die Absicht vor, einige Licht- und Schattenseiten der Großstadt mit denen des Landes zu vergleichen. Sie wurden mir sehr deutlich fühlbar, als meine Kinder heranwuchsen und ich das, was die Großstadt ihnen bot, mit meiner Kindheit verglich. Dabei krampfte sich mir das Herz zusammen, als ich sah, wie reich ich als Kind war und wie arm meine Kinder waren. O ja, sie waren schon mit acht Jahren klüger als ich mit vierzehn. Und doch verstand ich es, weshalb sie heimlich mit Gier die Hefte von Texas-Jack, von Nick Carter verschlangen, weshalb ihnen Robinson und Lederstrumpf überwundene Begriffe waren. Weil die Natur ihnen ein Buch mit sieben Siegeln war! Wie sollten sie sie auch kennen und lieben, wenn sie das Werden und Vergehen nur in großen Zwischenpausen bei Ausflügen kennen lernten?

Wie reich war dagegen meine Jugend! Ich hatte das Glück, daß ich vom Elternhaus aus das Gymnasium in der Stadt besuchen konnte. Mein Vater, der noch jetzt, mit 91 Jahren, in ziemlicher Rüstigkeit und geistiger Frische lebt, war mein Lehrmeister. Als kleiner Bub schon kannte ich jeden Vogel am Gesang, ich kannte jeden Baum und Strauch, ich saß beim Vater im Schirm auf dem Entenzuge und sah die Bekassinen und Strandläufer sich auf den Sandbänken des Flusses tummeln. Ich saß beim Töpfer an der Drehscheibe und formte Schüsseln, ich half dem Böttcher beim Reifentreiben, dem Rademacher, den Radkranz fügen, dem Schmied schlug ich mit dem Hammer zu. In finsterer Nacht mußte ich einsame Wege durch den Forst wandern oder durch schweren Wellenschlag auf dem See die Ruder ziehen. Die Natur erzog mich, entwickelte meine geistigen und körperlichen Kräfte.

Ich kannte nur ein Haus, meine Kinder kannten in demselben Alter schon fünf, sechs Mietswohnungen. Sie kannten auch Hunderte von Menschen, ich nur die wenigen Bewohner eines kleinen Dörfchens, aber die kannte ich wirklich . . .

Die Not meiner Kinder gab mir den Gedanken ein, aufs Land zu ziehen. Aber auch mich trieb's aus der Großstadt hinaus, denn ich fühlte, wie ich trotz Theater, Museen und aller anderen Bildungsstätten geistig verarmte, weil ich die Fühlung mit der Natur verlor. Die kargen Erholungspausen, die mein Beruf mir gönnte, konnten dies Gefühl nur verstärken.

Nun begannen wir nach einem Orte zu suchen, der nicht zu weit von der Großstadt gelegen war, weil ich mit meinem Erwerb an sie gebunden war. Wald, Wasser, Garten und Feld sollte mit einem bescheidenen Häuschen verbunden sein . . . Ach, wieviel Luftschlösser haben wir in jenen Zeiten gebaut! Sie waren noch weniger dauerhaft als Kartenhäuser, die ein Lufthauch umwirft. Fast immer endigten unsere Beratungen mit dem Ruf: „Gehst' runter vom Bock!" Das war die Pointe einer kleinen Geschichte. Ein Vater malt seinen Kindern aus, was er beginnen wird, wenn er in der Lotterie das große Los gewinnt. Auch Pferde und Wagen sollen angeschafft werden. Der kleinste Bub erklärt sofort, daß er nur auf dem Bock fahren wird. Und er besteht so hartnäckig auf seinem Vorhaben, daß ihn schließlich der Vater an den Kragen nehmen und mit dem Ruf: „Gehst' runter vom Bock!" in die Wirklichkeit zurückführen muß.

Uns war es das Stichwort geworden, womit wir ein neues Projekt zu den anderen legten. Da brachte mich der Zufall zu einem schnellen Entschluß. Ich war kurz vor Weihnachten hinausgefahren, um mir nach schwerer Arbeit für Geist und Körper Erholung in Wald und Flur zu suchen. In dem kleinen Dorf, zehn Kilometer von der letzten nördlichen Vorortstation, das ich schon seit Jahren besuchte, erfuhr ich, daß eine Villa, die ich immer mit dem „Neid der besitzlosen Klasse" betrachtet hatte, samt Garten und Acker billig zu vermieten sei. Sofort ließ ich meine Gattin nachkommen, und mit einer seltenen Einmütigkeit mieteten wir das Anwesen für einen überaus billigen Preis. Der Entschluß war nicht leicht, denn zwei Jungen mußten der Schule wegen in der Stadt bleiben. Von den Schwierigkeiten, die ein moderner Nomade überwinden muß, wenn er seine Zelte abbrechen will, möchte ich nicht erzählen. Nur das will ich erwähnen, daß die Vorfreude meiner Phantasie Schwingen verlieh und meine Arbeitskraft in einer ungeahnten Weise vervielfachte.

Am ersten Sonntag schon wird mit allen Kindern ein Spaziergang unternommen. Im Walde finden wir blaue und weiße Blumen, Leberblümchen und Anemonen. Ich frage: „Was sind das für Blumen?" Der Älteste, der schon fünf Jahre Unterricht in der Botanik hat, zuckt

die Achseln: „Die haben wir noch nicht gehabt." Auch den Hahnenfuß, der am Rande einer überschwemmten Wiese schon seinen gelben Kelch entfaltete, hatte er noch nicht „gehabt."

Da die Tatsachen für sich selbst sprechen, enthalte ich mich jeder Kritik. Aber ein Buch könnte man darüber schreiben, wie in den Kindern die Liebe zur Natur erwachte. Der Garten enthielt über hundert Obstbäume und wohlgepflegtes Spalierobst. Das Haus war an zwei Seiten mit Wein berankt. Im Hof spazierten zwanzig Hühner mit einem stolzen Hahn herum. Dazu kamen bald zwei Hunde und ein junges Kätzchen. Auf meinem Acker, der vier Morgen bedeckte, war ein Stück Roggensaat. Der Rest wurde mit Kartoffeln bepflanzt. In der Weißdornhecke, die den Garten umschloß, nistete Hänfling, Grasmücke und Blaumeise, im Wein die Amsel. Im wilden Wein, der die geräumige Veranda umschattete, wohnte ein Laubfrosch. Ein Viertelmorgen wurde mit Sonnenblumenkernen besteckt. Als die ersten Blüten kamen, lernten meine Kinder alle honigtragenden Insekten kennen, als die Kerne sich füllten, kamen täglich Hunderte von Singvögeln zu Gast. Von den hundert Küken, die auskamen, durfte jedes Kind einige als persönliches Eigentum unter seine Obhut nehmen. Im Gemüsegarten hatte jedes ein Beet, nicht zu spielerischer Betätigung, sondern zu sorgsamer Pflege.

Das grausame Schicksal hat mich nach wenigen Jahren wieder in die Großstadt zurückgeführt, an die nun auch die Kinder, die der Schule entwachsen sind, durch ihren Beruf gefesselt werden. Aber noch heute danken sie es mir, daß ich sie aus der Großstadt hinausgeführt, denn die Erinnerung an die im Dorf, d. h. in der Natur verlebten Jahre ist ihnen ein kostbarer Schatz geworden, den sie treu hüten. Und wieviel Abende sind noch jetzt diesen Erinnerungen geweiht! Dann beginnt einer: „Wißt ihr noch, wie die jungen Amseln auf dem Kiesweg im Garten saßen und von den Alten gefüttert wurden?" „Ja, und der Schnurz (der Kater) saß mitten zwischen ihnen und rührte sich nicht." „Weil er einmal gründlich von mir mit ungebrannter Asche abgerieben wurde, als er im Fliederstrauch nach dem Hänflingsnest kletterte." . . .

Wie die Kinder von Hund und Katze und von den Hühnern, die sie selbst erzogen und täglich gefüttert hatten, Abschied nahmen, das war ein Moment, den ich nie vergessen werde. Mir war selbst das Herz so schwer, daß ich am liebsten wie ein kleiner Junge geheult hätte, dem man seinen Lieblingswunsch versagt hat. Zum Unglück mußte in diesem Augenblick mein Jüngster sagen: „Gehst' runter vom Bock!" Da mußte ich mich abwenden, um die Tränen zu verbergen. Und wie lange dauerte es, bis wir ruhig von dem verflossenen Paradies sprechen konnten, bis die Erinnerung nicht nur wehmütige Gefühle hervorrief, sondern uns auch Freuden bereitete!

Ja, wie an ein verlorenes Paradies werden alle, die vom Lande in die Großstadt gezogen sind, an ihre Jugendzeit zurückdenken. Das ist nicht etwa falsche Sentimentalität sondern ein echtes, ehrliches Empfinden, dem mancher Schriftsteller, z. B. Rosegger, seine Erfolge verdankt. Und mag man alle Vorteile, alle geistigen und wirtschaftlichen Fortschritte, die wir der Großstadt verdanken, ins Treffen führen, sie wiegen doch das nicht auf, was wir in unserer Jugend vom Lande d. h. von der Natur empfangen haben.

Wollen wir also die Frage darauf zuspitzen, ob wir denn nicht, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, unseren in der Großstadt aufwachsenden Kindern das zuwenden können, was wir als einen kostbaren Schatz in der Erinnerung bewahren. Dabei scheiden die Familien aus, die in einem Vorort sich ein Haus mit Garten bauen, kaufen oder mieten können. Voraussetzung dabei ist, daß die Kinder in dem Orte selbst oder durch gute Verkehrsbedingungen eine Schule besuchen können, die für ihren künftigen Beruf erforderlich ist.

Es handelt sich also in der Hauptsache um die Arbeiterbevölkerung und den Mittelstand, deren Kinder in der gleichen Weise bedroht sind. In alten Sagen und Märchen wird öfter von einem Ungeheuer berichtet, dessen Zorn ab und zu eine reingewaschene Jungfrau geopfert werden mußte. Solcher Ungeheuer haben wir in Deutschland mehr als hundert. Und sie sind gefräßiger als die aus dem Märchen, sie machen auch keinen Unterschied zwischen Mann und Weib, zwischen Greis oder Kind. Diese Ungeheuer heißen „Straßenverkehr in der Großstadt". Am meisten gefährdet sind die Kinder, denen die Großstadt das Allernotwendigste schuldig bleibt, nämlich Spielplätze.

So ungeheuerlich es auch klingen mag, es ist doch Tatsache, daß noch immer nicht die Schulhöfe als Tummelplatz den Kindern freigegeben sind. Nein, nach Schulschluß werden sie hermetisch abgeschlossen. Und das nennt man das „Jahrhundert des Kindes" mit der Parole: „Alles für unsere Kinder". Bloß die Schulhöfe nicht, denn die sind ja so sauber mit festgestampftem Kies bedeckt und könnten von den Kindern beschädigt werden. Auf den öffentlichen Plätzen wird ja hin und wieder ein winziger Raum den Kindern freigegeben . . . Vielleicht würde es anders werden, wenn die Zeitungen regelmäßig in jeder Woche eine Statistik veröffentlichen würden, wieviel Kinder inzwischen dem Moloch „Straßengefahr" in allen Großstädten mit 100 000 Einwohnern zum Opfer gefallen sind. Dann würde bald klar werden, wie teuer wir jeden Fortschritt des Verkehrs mit dem kostbarsten Gut eines jeden Volkes, mit unseren Kindern bezahlen! Jetzt nehmen wir die grauenvollen Zustände, daß z. B. in Berlin an manchem Tage mehrere Kinder überfahren werden, mit einer dumpfen Ergebung hin, oder es erhebt sich gar der pharisäische Ruf: „Die Kinder gehören nicht auf die Straße".

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß an diesen Zuständen sich in absehbarer Zeit nichts ändern wird, weil sich so gewaltige Unterlassungssünden nicht in wenigen Jahrzehnten gutmachen lassen. Es kommt jetzt nur darauf an, das öffentliche Gewissen zu wecken und zu schärfen, damit wir die Fehler der Vergangenheit vermeiden lernen. Doch damit sieht's noch sehr traurig aus. Alle Großstädte sind mit Vororten umgeben, die ihrer Entstehung nach ländlichen Charakter tragen. Aber

sobald die Großstadt sie in ihren wirtschaftlichen Machtbereich zieht, wird aus dem Acker und Garten Bauland, auf dem sich bald fünfstöckige Mietskasernen mit kleinen Wohnungen und winzigen Höfen erheben ... Das Elend der Großstadt ist eingezogen!

Die Ansätze zur Besserung sind so geringfügig, daß sie kaum in Betracht kommen. Da hat ein gemeinnütziger Bauverein einige Häuser erbaut, die einen ganzen Block bedecken. Die Wohnungen sind nicht viel besser und billiger als in den Mietskasernen. Aber der Fortschritt liegt darin, daß der große, von dem Häuserviereck eingeschlossene Raum als Garten und Tummelplatz für jung und alt eingerichtet ist.

Auch die genossenschaftlichen Ideen haben sich mit diesem Problem beschäftigt. Hier und dort sind kleine Kolonien mit Einfamilienhäusern und Gärten entstanden, aber die Bewegung macht keine Fortschritte, weil die Vorbedingungen für den Zuzug fehlen. Die pekuniären Schwierigkeiten lassen sich, wie der Erfolg gezeigt hat, überwinden, aber nicht die Entfernung von der Arbeitsstelle und von der Schule. Ja, man kann ruhig sagen, daß das Zusammendrängen der Menschenmassen in den Mietskasernen durch den Mangel einer großzügigen Verkehrspolitik gefördert wird. An dem Mangel einer schnellen und billigen Verbindung werden alle Versuche scheitern, die Großstädte mit einem Kranz ländlicher Vororte zu umgeben, sie gewissermaßen aufzulösen. Daß es möglich ist, zeigen die Gartenstädte in England, die sich um einen Kern von Geschäftshäusern gruppieren. Sie sind das, was ihr Name besagt, eine Vereinigung von Gärten mit Landhäusern bebaut, mit allen Vorzügen, aber ohne die Mängel der Großstadt.

Die Schulfrage, die eine sehr große Rolle spielt, kann im Rahmen dieser Betrachtung nur kurz berührt werden. Sie ist für das Land ebenso wichtig wie für die Großstadt. Denn wie oft wird die Übersiedlung nach der Stadt nur durch die Schulnot der Kinder erzwungen. Und viele Eltern scheuen sich mit Recht, ihre Kinder gerade in dem Alter, in welchem ihnen das Elternhaus das Beste und Schönste geben soll, in fremde Obhut zu tun.

Geht man dieser Frage auf den Grund, dann stößt man gleich auf ein ganzes Bündel der schwierigsten Probleme, die nur angedeutet werden können. Das ist die Überschätzung der höheren Schulen, die zu einer offenkundigen Vernachlässigung der Mittelschulen geführt hat, in denen jeder Schüler einen abgeschlossenen Bildungsgang erhält, während jetzt fünfzig Prozent aller Schüler der höheren Schulen nicht über die mittleren und unteren Klassen hinauskommen. Auch das Berechtigungswesen und das Abiturientenexamen werden von manchen Seiten heftig angegriffen. Ob sich in absehbarer Zeit daran etwas ändern wird, mag dahingestellt bleiben. Aber es kann trotzdem ausgesprochen werden, daß die Überschätzung der höheren Schulen, die nur den akademischen Berufen dienen, und ihre Konzentration in größeren Städten keineswegs einen idealen Zustand bedeuten!

Das Bild würde unvollständig sein, wenn man nicht die Tatsache berücksichtigen wollte, daß der Zuzug nach den Großstädten noch immer andauert, daß der Prozeß also noch nicht abgeschlossen ist. Groß-Berlin allein wächst jährlich um mehr als 150000 Einwohner. Es muß also jährlich eine neue Großstadt für die Zuziehenden gebaut werden. Der Verlust trifft nicht nur das platte Land, sondern auch die Kleinstädte, und vorwiegend ist der preußische Osten daran beteiligt. Es muß also die Ursache der modernen Völkerwanderung, die schon seit Jahrzehnten von Osten nach Westen geht, noch immer in Wirksamkeit sein.

Sie wird von den Nationalökonomen einmütig in dem Anwachsen der Industrie im Westen und in dem Überwiegen des Großgrundbesitzes im Osten gefunden. Die Entwicklung der Industrie läßt sich nicht hemmen, denn sie ist es, die den Zuwachs der Bevölkerung aufnimmt und ihm Nahrung gibt. „Würden wir nicht Waren exportieren, dann müßten wir Menschen exportieren“, lautet ein bekanntes Schlagwort. Deshalb heißt das größte soziale Problem der Gegenwart die innere Kolonisation der östlichen preußischen Provinzen, das heißt die Vermehrung des Bauernstandes und Verminderung des Großgrundbesitzes.

Von der Wissenschaft und der Praxis ist unwiderleglich nachgewiesen, daß auf der Fläche eines Großgutes, wenn es in bäuerliche Besitzungen aufgeteilt wird, viermal mehr Menschen leben; die dem Staat mehr Steuern zahlen, mehr Rekruten liefern und viel mehr Fleischnahrung produzieren als der Großgrundbesitz mit seinen Arbeitern, der aus natürlichen Gründen auf den Körnerbau angewiesen ist. Der Bauer haftet an der Scholle, er verwächst mit ihr und gilt mit Recht als einer der wertvollsten Stände des Volkes. Der Arbeiter dagegen ist wie ein loses Blatt, das der Wind davonträgt, entweder nach den Industriebezirken des Westens oder nach den Großstädten.

Wo ein kräftiges Bauerntum blüht, findet man gesunde, gedeihende Mittelstädte. Im Gebiet des Großgrundbesitzes erhalten sich mühsam arme Zwergstädte. Jeder Gewerbetreibende, der etwas Unternehmungslust in sich spürt, jeder Kaufmann, der etwas erworben hat, zieht fort nach der Großstadt ... die Steuerlasten drücken immer schwerer auf die Zurückbleibenden ...

Das sind offenkundige Tatsachen, die den preußischen Staat genötigt haben, die innere Kolonisation des Ostens in die Hand zu nehmen. Weshalb sie so langsam fortschreitet, läßt sich hier nicht erörtern. Aber soviel wird doch wohl durch diese Betrachtung klar geworden sein, daß der Gegensatz von Land und Großstadt die schwerwiegendsten Probleme der Gegenwart in sich birgt. Wir würden die größte Unterlassungssünde begehen, wenn wir die Augen davor verschließen wollten.



Dem Styx entgegen.

Im langen Zug der Brüder
Ging ich im Schritte mit.
Ich war wie sie ein Müder,
Der noch vom Leben litt.

Ich war wie sie ein Blasser,
Dem alles weh getan.
Vor mir auf dunklem Wasser
Wiegt sich der schwanke Kahn.

Leo Heller.



Das Zustandekommen des Jugendgerichtsgesetzes beherrschte — wie aus dem soeben ausgegebenen Jahresbericht hervorgeht — die Arbeit der **Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge E. V. Berlin** im Jahre 1912 im hohen Maße. Infolge des Scheiterns des Strafprozeßentwurfs mit seinen das Verfahren gegen Jugendliche regelnden Bestimmungen wurde die Veranstaltung des III. Deutschen Jugendgerichtstages für Oktober 1912 in Frankfurt a. M. in Aussicht genommen, der sich dann in eingehender Weise mit dem wenige Tage vor seinem Zusammentritt von der Reichsregierung veröffentlichten Entwurf eines Gesetzes über das Verfahren gegen Jugendliche befaßte. Seine Verhandlungen sind von wesentlichem Einfluß auf die Arbeit der zur Beratung jenes Gesetzentwurfs eingesetzten Reichstagskommission gewesen, ebenso wie die durch die Deutsche Zentrale mit Unterstützung des Preußischen Justizministeriums und der Justizministerien der Bundesstaaten veranstaltete Statistik über Organisation und Praxis der deutschen Jugendgerichte, die als Drucksache des Reichstages veröffentlicht ist. — Auch an dem Problem der Jugendpflege nimmt die Deutsche Zentrale regen Anteil. Das weist der im März 1912 veranstaltete Erörterungsabend mit dem Thema: „Der Kampf der Parteien um die Jugend", ferner die in Verbindung mit dem Verlag von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Langensalza, unternommene Herausgabe des „Handbuchs für Jugendpflege", mit dessen Schriftleitung Dr. jur. Frieda Duensing betraut ist. — Auf durch die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge geleistete Vorarbeiten ist die im November 1912 erfolgte Gründung des „Deutschen Kinderhortverbandes" zurückzuführen, der ohne Zweifel imstande sein wird, der Entwicklung des Kinderhortwesens neue Wege und Ziele zu weisen. — Dem Gesamtbericht schließen sich die Darstellungen der **einzelnen Abteilungen** an, die viel interessantes Material enthalten und von dem unausgesetzten Wachstum der Tätigkeit der Deutschen Zentrale Zeugnis ablegen. Die **Gesamtzahl** der bearbeiteten Fälle betrug im Jahre 1912 **7894** gegenüber **6066** im Jahre 1911. Davon entfielen

1945 auf die Abteilung Praktische Einzelfälle,
195 auf die Abteilung für Adoption,
1911 auf die Abteilung Berliner Jugendgerichtshilfe,
1113 auf die Abteilung Fürsorgestelle bei dem Kgl. Polizeipräsidium Berlin zwecks Ergreifung praktischer Maßnahmen und
2730 zur Beratung und Auskunftserteilung.

Welche Fülle von Not und Elend diese wenigen Zahlen enthalten, welche Fülle aber auch von Mitteln und Wegen, auf denen Abhilfe zu schaffen gesucht wird, das möge man in dem Bericht selbst lesen. — In ständiger Verbindung mit den genannten Abteilungen steht die Auskunftsstelle und Materialsammlung, die auch außerhalb der Deutschen Zentrale jede Auskunft über Jugendfürsorgefragen gern erteilt. Einige Beispiele über die Art der erbetenen Auskünfte zeigen die Vielseitigkeit ihrer Inanspruchnahme. — Besonderen Wert erhält der Jahresbericht durch Beiträge von Dr. jur. Frieda Duensing: „Schutz der Familie gegen den trunksüchtigen Familienvater" (veranlaßt durch den wohl noch in aller Erinnerung lebenden traurigen Steglitzer Fall), Dr. Käthe Mende: „Einiges über Wohnungsverhältnisse in Groß-Berlin" (aus den Akten der Abteilung für Einzelfälle), Hedwig Kantorowicz: „Die Entwicklung des Kinderhortwesens in Deutschland."

Der Bericht ist gegen Einsendung von 60 Pfg. in Marken (inkl. Porto) durch die Geschäftsstelle der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge E. V., Berlin C. 19, Wallstr. 89 II, zu beziehen.

Ein musterhaftes Schulgesetz. Den Ständen des Königreichs Sachsen liegt jetzt, wie Hermann Dunger in der Zeitschrift des Sprachvereins berichtet, ein neues Volksschulgesetz zur Beratung vor. Der Inhalt dieses Gesetzes kommt für uns hier nicht in Betracht, wohl aber die sprachliche Fassung, welche allgemeine Anerkennung verdient. Der umfangreiche, übersichtlich angeordnete Stoff wird in kurzen, knappen Sätzen vorgetragen. Die Sprache ist einfach, schlicht und klar; nur vereinzelt findet man einige Ankläge an das sogenannte Juristendeutsch. Ganz besonders zu rühmen aber ist die Sprachreinheit. Fremdwörter kommen nur insoweit vor, als es die Rücksicht auf andere Gesetze gebot. Eine ganze Anzahl alteingebürgerter Fremdwörter werden durch glücklich gewählte deutsche Ausdrücke ersetzt. Nach dem neuen Gesetze gibt es nicht mehr obligatorische und fakultative Lehrfächer, sondern nur verbindliche und wahlfreie, nicht mehr Disziplinarstrafen, sondern Dienststrafen, nicht mehr Stenographie, Geographie, Geometrie, sondern Kurzschrift, Erdkunde, Raumlehre. Statt Kursus heiß es Lehrgang, statt dispensieren und examinieren befreien und prüfen, statt Lehrerkonferenz Lehrerversammlung. Der dirigierende Lehrer wird zum leitenden Lehrer oder Hauptlehrer, der konfirmierte Lehrer zum ständigen Lehrer, die Konfirmationsurkunde zur Bestätigungsurkunde, die Vokation zur Berufungsurkunde. Suspension wird verdeutsch durch vorläufige Amtsenthebung, Konfession durch Bekenntnis, Qualifikation durch Eignung, Fonds durch Vermögensmassen. Der candidatus reverendi ministerii (cand. rev. min.), der so oft irrtümlicherweise als Kandidat des verehrungswürdigen Ministeriums aufgefaßt wird, erscheint in richtiger Übersetzung als Kandidat des Predigtamts (ministerium = Dienst, Kirchendienst, Predigtamt, also „verehrungswürdiger Dienst"). Auch der für sehr viele unverständliche Ausdruck „exemtes Grundstück", wörtlich „ausgenommenes Grundstück", wird gemeinverständlich wiedergegeben durch „ein vom Verband der bürgerlichen Gemeinde ausgenommenes Grundstück".

So kann man wohl sagen, daß dies ein Gesetz nach dem Herzen des Deutschen Sprachvereins ist. Und das ist kein Wunder. Denn an der Spitze des Sächsischen Kultus- und Unterrichtsministeriums steht ein warmer Freund und Förderer der deutschsprachlichen Bestrebungen, der Staatsminister Dr. Beck, dessen Begrüßungsrede bei der Fünfundzwanzigjahrfeier des Deutschen Sprachvereins in Dresden allen Teilnehmern der Versammlung unvergeßlich ist.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Janke's Verlag. Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Ausgegeben am 9. August 1913. Verantwortlicher Leiter Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8. Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H. Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Die Assenburger.

Kleinstadtbilder

von

Clara Hohrath.

4. Fortsetzung.

Die Magd hatte gehorsam ihr Kleidersärglein vom Kopf genommen und zu Boden gestellt, dicht vor Müllers Ladentür, und warf nun den Deckel des Geflügelkorbes zurück, in dem das regungslose Häuflein bunter Federn lag. Sie griff hinein, riß ein weißes Tuch heraus, griff wieder mit kräftiger Hand hinein und hob den Federhaufen in die Höhe.

„Donnerkiel, Frau Pastorn,“ schrie sie dann, „nu is dat heimtückische Biest verreckt!“

Da brach gleich einer Geschützsalve ein gellendes Hohngelächter aus der Müllerschen Ladentür hervor.

Das verhalf der adligen Pastorin zur Selbstbeherrschung. Ihren Zorn meisternd, richtete sie sich hoch auf und sagte: „Komm, Trina, gib den Hahn her, er wird nur betäubt sein! Pack' jetzt deine Sachen auf, wir wollen das weitere zu Hause bereden.“

So setzte sich der seltsame Zug denn wieder in Bewegung, vorauf die Pastorschen mit dem Geflügelkorb, dann die Pastorin mit dem toten Hahn, und hinter ihr die gewaltige Magd mit dem schwarzen Särglein auf dem Kopf.

Das war der Anfang von Frau Pastor Goedeckes neuem Betrieb, und gern hätten die Assenburger aus der Nähe dem weiteren Fortgang zugeschaut, wenn das Hellenbergsche Gut nicht so weit vor der Stadt draußen gelegen hätte, so daß sie nur auf ihren sonntäglichen Spaziergängen daran vorüberkamen. Da konnten sie denn freilich jedesmal allerlei Neuheiten feststellen. Kleine Häuser wurden für das Federvieh inmitten der Wiese aufgebaut, Dungfässer standen auf dem

Hofe, und ein Esel streckte sein langohriges, gutmütiges Gesicht aus dem Stallfenster hinaus. Und dann stand da eines Tages ein großes Schild über dem Hoftor: „Geflügel-, Mastschweine- und Gemüsezüchterei von Klementine Goedecke, verwitwete von Altenau, geborene von Seelendonk.“

Da schüttelten die Assenburger die Köpfe und lachten laut und spöttisch.

Und dann fand die Hochzeit vom jungen Hellenberg und der Apothekerstochter statt. Sie wurde mit großem Aufwand im „Eisernen Postillon“ abgehalten, und das Publikum sprach sich anerkennend aus, sowohl über das Kleid der Braut, das von Fräulein Heller, der teuersten und solidesten Näherin von Assenburg, verfertigt worden war, als über den ganzen Verlauf der Festlichkeit, der in allen Teilen den Assenburger Vorschriften und Gewohnheiten getreulich nachkam — was von der verschwiegenen, kleinen Hochzeit des Dworakschen Ehepaares nicht hatte gesagt werden können! Daß der junge Hellenberg am Abend des wohlgelungenen Hochzeitstages, als er endlich allein mit der ihm angetrauten Frau, die er immer noch mit Fräulein Karoline anredete, in seinem eigenen Zimmer saß, noch das versprochene Stück Stachelbeerkuchen verlangte, und daß die junge Frau ihm da ein hartes Nein entgegensetzte, hörte niemand von den Assenburgern. Wohl aber sahen sie Kurt Hellenberg am nächsten Morgen, sowie an allen darauffolgenden Tagen aus der Apotheke herauskommen und nach seinem Elternhaus hinüberspazieren. Da sagten sie denn zueinander, daß sie dem Kurt solch rührende geschwisterliche Treue und Liebe gar nicht zugetraut hätten. Darin irrten sie nun zwar wieder. Denn der Kurt ging gar nicht ins alte Heim, um seine Schwester zu besuchen, sondern, um bei der alten Walburg in der Küche zu sitzen und sich von ihr mit Kuchenresten und Schmeichelworten füttern zu lassen, denn dieses beides bekam er nun in der Apotheke nicht mehr vorgesetzt. Seit der Hochzeit schienen alle Insassen dieses ehrwürdigen Hauses die Rollen untereinander vertauscht zu haben. Der reiche Kurt Hellenberg wurde an Stelle der bisherigen schmeichelhaften Verehrung nunmehr nur noch mit überlegener Strenge behandelt. Aber auch der Apotheker schien plötzlich alle Gewalt über die beiden Frauen verloren zu haben, die er vordem nach seinem Gefallen geknechtet und gequält hatte. Wenn er jetzt auch mit dem festen Vorsatz in die Hinterstube trat, seine Frau durch sein wildes Benehmen einzuschüchtern und den früheren sklavischen Gehorsam zurückzuerzwingen, so scheiterten schon gleich beim ersten Blick in das ihm furchtlos zugewandte Antlitz der Frau alle seine kühnen Vorsätze auf das kläglichste. Denn in diesem kleinen, verrunzelten Gesicht stand deutlich zu lesen: „Versuch' es doch! Du wirst dich wundern, deine Zeit ist vorbei, die unsere ist gekommen“ Und dann sagte sie: „Ich gehe jetzt hinauf zur Karoline, ich will mir bei der Heller ein Kleid machen lassen zum Konfirmationsfest bei Müllers, und darüber wollen wir uns besprechen.“ Und da stand er nun, der Apotheker Wacker und konnte sein mühsam verdientes Geld ruhig in der Lade liegen lassen, die Frauen brauchten ihn nicht mehr anzubetteln, wenn es irgendetwas anzuschaffen galt. Sie verfügten frei über das Portemonnaie ihres Gatten und Schwiegersohnes, und nun waren sie stark, nun waren sie die Überlegenen, die Herrschenden! Wenn aber Sklaven einmal ihre Ketten zerbrochen haben und sich als Herren fühlen, dann führen sie ein hartes, mitleidloses Regiment, denn es ist ihnen eine Lust, endlich Rache üben zu dürfen.

Der Apotheker Wacker wurde immer kleiner und bescheidener und stiller in der Hinterstube und immer unfreundlicher in der Apotheke, so daß die Assenburger sagten: „Da sieht man's wieder einmal, wie das Alter den Charakter verdirbt! Welch ein liebenswürdiger und höflicher Mann war doch der Apotheker früher, und wie unliebenswürdig ist er jetzt!“

Dann aber tauchte ein Gerücht auf in Assenburg, das alle sonstigen Gesprächsstoffe sogleich siegreich verdrängte, und einige Menschen in den öffentlichen Interessenkreis rückte, die ihrer zurückhaltenden Wesensart gemäß sonst wenig von sich reden machten.

Das Gerücht verkündete nämlich, Fräulein Haselmaiers Pflegetochter, Ruth Gerlinger, mit dem Beinamen die kleine Missionarin, weigere sich, den Akt der Konfirmation mit ihren Altersgenossinnen zusammen zu begehen, und sei auf dem Wege, eine Ungläubige und Gotteslästerin zu werden, und der Herr Pfarrer trage an der traurigen und erstaunlichen Verwandlung des einst so frommen Kindes die Schuld, denn er

habe es in allerlei weltliche und heidnische Wissenschaften eingeführt, die dem armen Mädchen den Verstand verwirrt und das Herz verdorben hätten.

Als dieses Gerücht die Stadt durcheilte, sprangen sogleich zwei Parteien auf in Assenburg. Die eine derselben versuchte die Anklage wider den Pfarrer als eine böswillige Verleumdung darzustellen und verteidigte ihn als einen zwar stillen und ungeschickten aber rechtgläubigen und ehrbaren Geistlichen, der niemals irgendwelches Ärgernis gegeben habe. Die andere dagegen erklärte das Gerücht für glaubhaft und den Pfarrer für einen heimtückischen Heuchler, der seine gutmütige und arglose Gemeinde schamlos genasführt habe. „Ist es euch denn nie aufgefallen," sagten die, die zu dieser Partei gehörten, „wie wenig der Pfarrer sich um die Mission kümmert? Die Missionsarbeit, sowie noch manche andere Berufspflichten überläßt er ganz seiner Frau, während er — wir wissen das von der Frau Pfarer selbst — sich die Zeit mit der Lektüre weltlicher und wahrscheinlich höchst schädlicher und verderblicher Bücher vertreibt, die er sorgsam vor allen Augen in seinem undurchsichtigen Schrank verschließt! Über solch ein Buch wird die arme kleine Ruth geraten sein, und nun machen sich die bösen Folgen schon offen bemerkbar. Ist es aber erlaubt, daß ein Pfarrer solche Bücher in seinem Besitz hat? Und sogar darin liest? Und, was noch viel schlimmer ist, seiner eigenen Nichte daraus vorliest! Auf welch erschreckende Gewissenlosigkeit und Verderbtheit läßt solches Tun schließen! Und solch einem Judas haben wir unsere unschuldigen Kinder anvertraut, der soll sie für die Konfirmation vorbereiten! Ich, für meinen Teil, habe freilich längst schon einen heimlichen Verdacht gehabt, daß mit unserem Pfarrer etwas nicht in Ordnung sei! Denn wenn einer solche scheue Augen hat wie der, und niemand gerade und ehrlich ansehen kann . . ."

„Ja, das ist uns allerdings auch aufgefallen," gaben die von der verteidigenden Partei nun zögernd zu, „aber man kann das ebensogut auf ein körperliches Gebrechen oder auf angeborene Schüchternheit schieben, und mit seinen Predigten seid doch auch ihr immer zufrieden gewesen! Hat er da je etwas gesagt, woraus man hätte entnehmen können, er habe den rechten Glauben nicht? Und bei den Begräbnissen und den Hochzeiten, hat er es da nicht immer recht gemacht?"

„Er hat die vorgeschriebenen Gebete abgelesen!"

„Weil er kein gewandter Redner ist!"

„Dann hätte er nicht Pfarrer werden sollen!"

„So sprecht ihr jetzt! Aber habt ihr sonst nicht immer gesagt, dieser stille, bescheidene Mann sei euch lieber, als sein übertrieben lebhafter und zungengewandter Vorgänger?"

„Da wußten wir eben noch nicht, was sich hinter dieser Stummheit verbarg! Aber jetzt kann man dem nicht länger zusehen! Unsere Kinder sollen nicht auch durch ihn verdorben werden; ein gläubiger Pfarrer soll sie konfirmieren! Diese Sache gehört vor das Konsistorium. Wir werden die nötigen Schritte tun. Nur die Frau Pfarrer und ihre Verwandtschaft kann einem leid tun bei der Sache, denn das sind alles strenge und werktätige Christen!"

Während des Missionsvereins war's, daß die Frau Pfarrer zum erstenmal die böse Anklage vernahm, die gegen ihren Mann erhoben wurde. Die Assenburger Damen saßen im großen Wohnzimmer des Pfarrhauses um den Tisch und nähten und strickten für die armen Heiden, von deren höchst mangelhafter Bekleidung sie sehr allgemeine und dunkle Vorstellungen hatten. Die Frau Pfarrer, die sich an solchen Vereinsnachmittagen ganz in ihrem Element fühlte, hatte ihren Strickstrumpf aus dicker, grauer Wolle auf den Tisch niedergelegt und das Buch aufgenommen, um ihrer Gewohnheit gemäß, den arbeitenden Damen durch Vorlesen die Zeit zu verkürzen. Sie begann mit dem Bericht der wunderbaren Bekehrung eines taubstummen Heidenmädchens, den sie mit einer trockenen, immer gleichmäßig weiterhastenden Stimme herunterlas.

Aus der nebenanliegenden Studierstube des Pfarrers drangen hier und da vereinzelte Laute einer halblaut geführten Unterhaltung herüber. Dort saßen der Pfarrer und seine Schülerin, die kleine Ruth, einander gegenüber und beredeten sich leise über wichtige Dinge.

Plötzlich blickte die Frau Pfarrer mit einem unwilligen Stirnrunzeln von ihrem Buche auf. Sie konnte es nicht vertragen, wenn die Damen

während des Lesens untereinander flüsterten. Diesmal traf es sich, daß sie Fräulein Hermine Haselmaier dabei überraschte.

„Fräulein Hermine, bitte, wenn Sie etwas zu sagen haben, so will ich solange mit dem Lesen aussetzen!"

Fräulein Hermine wurde noch bleicher, als sie für gewöhnlich schon war, und sagte mit harter, agressiver Stimme: „Ich denke, wir sind keine Schulkinder mehr, und dürfen ein Wort mit unserer Nachbarin wechseln — selbst während des Vorlesens — ohne darüber zur Rede gestellt zu werden!"

„Wenn es etwas dringend Eiliges oder Wichtiges ist, gewiß!"

Fräulein Hermine richtete sich kerzengerade auf und sagte, während ihre Augen vor Bosheit zu flimmern begannen: „Es war etwas sehr Wichtiges, Frau Pfarrer, etwas, das meine Schwester und mich sehr nahe angeht — was aber auch für Sie von großer Bedeutung sein dürfte!"

Fräulein Marie, die Institutsvorsteherin, gab ihrer Schwester ein Zeichen, nicht weiter zu sprechen, die Pfarrerin aber fragte schnell und zornmütig: „Bitte, Fräulein Hermine, drücken Sie sich gefälligst deutlicher aus."

„Das will ich gern tun, Frau Pfarrer! Es sollte mich zwar wundern, wenn Sie nicht auch darum wüßten! Es betrifft ja den Herrn Pfarrer und — unsere Pflegetochter, Ihre leibliche Nichte!"

Die Frau Pfarrer errötete wie ein junges Mädchen. Ihre kleinen, scharfen Vogelaugen fuhren mit hastig forschendem Blick über all die gesenkten Gesichter der um den Tisch sitzenden Damen hin.

„Was ist's mit den beiden? Wie Sie wissen, sitzen sie in diesem Augenblick hier nebenan. Mein Mann erteilt der Kleinen Privatunterricht, er gibt sich viele Mühe mit ihr, aber sie verdient das auch, sie ist ein ganz außergewöhnlich kluges und wissensdurstiges Kind."

„Eben darum müßte man um so vorsichtiger sein!"

„Was wollen Sie damit nun wieder sagen? Es wäre mir lieb, Fräulein Hermine, wenn Sie sich etwas weniger geheimnisvoll ausdrücken wollten, ich liebe es, wenn man ehrlich und geradeaus mit mir spricht!"

„Das kann geschehen, Frau Pfarrer! Also um es hiermit ehrlich und geradeaus auszusprechen: Der Pfarrer liest unchristliche, atheistische Bücher mit dem Kinde, die diesem den Verstand verwirren, und die es noch zu einer ganzen Heidin machen werden.

Ja, ich erkläre Ihnen hiermit offen und geradeaus, unsere Ruth ist schon verdorben, sie kann und will keine Missionarin mehr werden! Ja, sie geht so weit, unsern Missionsverein und seine segensreiche Tätigkeit abfällig zu kritisieren, sie, die Tochter Hermann Gerlingers, des eifrigen Gottesstreiters, Ihres Bruders, Frau Pfarrer! Und wer ist schuld an dieser traurigen Verwandlung? Ihr Mann, Frau Pfarrer! Er hat ihr die heidnischen, gotteslästerlichen Gedanken eingeimpft, er hat ihr in seinen Unterrichtsstunden Gift in die Seele geträufelt, langsam, Tropfen für Tropfen! Und wir, die wir das Mädchen mit mütterlicher Liebe und christlicher Strenge großgezogen haben, und stolz sein durften auf den Erfolg — denn das wissen Sie alle, meine Damen, welch göttlicher Missionseifer die kleine Ruth erfüllte — wir, sage ich, müssen hilflos zusehen bei dem Gräuel, bei diesem heimtückischen Werke der Verderbnis, wie die junge Seele uns abspenstig gemacht, entfremdet und zu allem Bösen verführt und verdorben wird!"

Hier sprang die Pfarrerin auf, rot vor Zorn. „Fräulein Hermine, das werden Sie zurücknehmen! Mein Mann sollte unsere Ruth, die er liebt wie ein eigenes Kind, zu Bösem verführen? Das ist nicht wahr! Das bestreite ich! Fräulein Marie, verbieten Sie Ihrer Schwester, so boshaft zu reden!"

Aber Fräulein Marie senkte tief den Kopf und brach in ein wehes, bitteres Schluchzen aus.

Da wurde es still im Zimmer. Alle horchten sie gleichzeitig auf das Schluchzen und auf die leise Unterhaltung, die nebenan unterdessen ungestört weiterging.

Durch den Körper der Pfarrerin lief ein Zittern, ein schreckliches Angstgefühl stieg ihr zum Herzen auf. Aber sie zwang es nieder und sprang auf. „Es ist feige, einen Menschen hinter seinem Rücken anzuklagen", sagte sie. „Ich will meinen Mann herüberholen, dann mögen Sie ihm Ihre Beschuldigung ins Gesicht hinein wiederholen, Fräulein Hermine, und dann soll er sich verteidigen!"

Sie lief und riß die Tür des Studierzimmers auf. Da sah sie ihren Mann und seine junge Schülerin einander gegenüberstehen und sich bei beiden Händen halten, dabei blickten sie sich ernst und feierlich in die Augen, als handle es sich um einen Abschied oder um ein feierliches Gelöbnis. Ihre ernsten, fast traurigen Gesichter aber erschienen wie durchleuchtet von einem inneren, schönen Licht.

Die Pfarrerin konnte nicht sogleich sprechen, sie mußte die beiden erst eine Weile ansehen. Das Gesicht ihres Mannes wollte ihr wunderbar verwandelt erscheinen.

Endlich holte sie tief Atem und sagte, leiser als es sonst ihre Art war: „Komm zu uns herüber, Frieder, und verteidige dich! Du wirst böser Dinge angeklagt!"

Da wechselten Lehrer und Schülerin einen Blick des Einverständnisses miteinander. Dann faßte Ruth ihres Lehrers Hand. „Ich gehe mit dir hinüber, Onkel!"

Er sah sie dankbar an und nickte ihr zu. „Dann komm, laß uns in den Gerichtssaal gehen!"

Als der Pfarrer mit dem jungen Mädchen an der Hand ins Wohnzimmer trat, erhoben sich die Damen alle, so wie sie es des Sonntags in der Kirche zu tun gewohnt waren, beim Erscheinen des Geistlichen, und Erregung, Verlegenheit und Neugierde verwirrten sie dermaßen, daß sie die üblichen Begrüßungsworte nicht vorzubringen vermochten.

Die Pfarrerin aber stellte sich in kampfbereiter Haltung an die Seite ihres Mannes und rief Fräulein Hermine drohenden Tones zu: „Nun wiederholen Sie Ihre Anklage, wenn Sie den Mut dazu haben!" Da zuckte es böse um Fräulein Hermines schmale, verkniffene Lippen. „Ich habe mich noch niemals feige gezeigt! Und da sonst niemand den Mut zur Ehrlichkeit zu haben scheint, so frage ich Sie denn, Herr Pfarrer, im Namen meiner armen Schwester, deren Mutterherz Sie bluten gemacht haben, ob Sie es leugnen können, daß Sie gefährliche, heidnische Bücher mit Ruth gelesen haben, wodurch ihr allerlei Zweifel an den unumstößlichen Wahrheiten unseres christlichen Katechismus aufgestiegen sind?"

Die Pfarrerin sah ihren Mann voller Besorgnis von der Seite an. Sie kannte ja sein Ungeschick im Antworten und fürchtete, daß er sich jetzt wieder einmal hinter sein scheues Schweigen verschanzen möchte. Aber zu ihrer Verwunderung blickten seine Augen klar und stetig, zwar nicht die Sprecherin, sondern Fräulein Marie an, die jetzt den Kopf gehoben hatte und mit nassen Augen und fieberhaft geröteten Wangen seiner Antwort entgegensah. Mit leiser, aber sicherer Stimme sagte er: „Das leugne ich nicht. Aber ich bereue es auch nicht. Ihnen, Fräulein Marie, bin ich darüber freilich eine Aufklärung schuldig."

Da ging ein Murmeln des Staunens durch den Kreis der angestrengt lauschenden Damen. Und wieder stieg das seltsame Angstgefühl der Pfarrerin zu Herzen. Was würde nun folgen? Sollte der Mann wirklich — aber er liebte die Ruth doch so sehr! Nein, das konnte sie ihm doch nicht zutrauen!"

„Ihre kleine Pflegetochter brauchte solche gefährliche Medizin, wie ich ihr verabreicht habe, Fräulein Marie, denn sie war schwer krank!"

„Ja, Mütterlein, das war ich", sagte jetzt die Stimme Ruth Gerlingers, die solch süßen Klang hatte, daß es schwer war, sie ungerührt anzuhören. „Ich stand im Begriff, mir selbst das Leben zu nehmen, aus schlecht verstandener Nächstenliebe heraus, ich wollte mich selbst als Opfer darbringen, um eine Menschenseele zu retten, die ich für immer verloren glaubte, weil sie nicht denselben religiösen Glauben hatte wie ich. Da kam ich zum Onkel, und der hatte Mitleid mit mir und zeigte mir, daß es noch andere Religionen gäbe außer der meinen, die auch manche schöne Wahrheiten enthielten, nach denen sich's auch glücklich leben und sterben ließe. Und da sah ich denn bald ein, wie dumm und blind und unwissend ich noch bin, und daß ich erst noch viel fragen und lernen und erleben müsse, ehe ich mich überhaupt entscheiden könne, zu welcher Glaubenslehre ich mich selbst bekennen wolle. Und darum kann ich mich auch nicht mit den anderen Mädchen im Frühjahr konfirmieren lassen. Und darüber wirst du mir gewiß nicht zürnen, liebes Mütterlein, und auch dem Onkel nicht böse sein, darüber, daß er mich gelehrt hat über diese wichtigen Dinge selbst nachzudenken, wenn ich dir sage, daß ich jetzt ein viel glücklicherer Mensch bin, als damals, wo man mich die kleine

Missionarin hieß, und wo ihr mich alle für so besonders fromm und gottselig hieltet, und ich war doch bloß dumm und eingebildet!"

Da sprang die sanfte Marie Haselmaier mit plötzlich erwachter Energie von ihrem Stuhl auf, trat schnellen Schrittes auf Ruth zu und erfaßte deren beide Hände. „Nein, nein, Ruth, sprich nicht so! Du warst fromm und gut damals, und die göttliche Begeisterung für deinen zukünftigen Beruf und das Mitleid, das dich so mächtig zu den armen Heiden hinzog, das war dir von Gott selbst ins Herz gelegt und von — deinem Vater! Dein Vater hat sich nicht lange Zeit genommen seinerzeit, die Wahrheiten unserer Religion mit dem Verstande zu prüfen und gegen andere abzuwägen, nein, der hat geglaubt, mit dem Herzen geglaubt, und Gott hat ihm diesen blinden Glauben gesegnet, Gott stand hinter ihm bei seinem Wirken unter den Heiden und gab ihm Gelingen! Komm her, Ruth, da drüben hängt sein Bild an der Wand, komm, und sieh ihm ins Auge, du sein einziges, geliebtes Kind!" Und sie zog das erblassende Mädchen mit sich fort, und schob es bei den Schultern vor das vergilbte Bild des verstorbenen Missionars und sagte mit vor Leidenschaft bebender Stimme: „Ich habe ihm versprochen, dich zu einer guten Christin zu erziehen, zu einer werktätigen Arbeiterin im Weinberge des Herrn, die in seine Fußstapfen tritt, sein Lebenswerk fortsetzt. Das gelobte ich ihm, und das Gelöbnis werde ich auch halten. Ich habe dich nicht für mich, sondern für ihn erzogen, und seinen Weisungen sollst du folgen, denn du bist noch zu jung, um für dich selbst entscheiden zu können. Und so darfst du weder dem Onkel noch seinen Büchern irgendein Recht über dich einräumen, nur ihm allein, deinem Vater, sollst du gehorchen, seine nachgelassenen Gebote befolgen! Mich aber hat der Tote dazu auserwählt, ihn bei dir zu vertreten, und ich werde mich dieses Vertrauens würdig zeigen. Ich verbiete dir also in seinem Namen, die Lesestunde mit dem Herrn Pfarrer weiter fortzusetzen, und ich befehle dir, dich mit deinen Altersgenossinnen zusammen konfirmieren zu lassen und dann sogleich nach Basel ins Missionshaus überzusiedeln, mit dem festen Vorsatz im Herzen: Ich will glauben! Ich will es machen, wie mein Vater es seinerzeit gemacht hat, glauben und arbeiten, anstatt zu grübeln und zu zweifeln!"

Nun wandte Ruth ihr blasses Gesichtchen vom Bild des verstorbenen Vaters weg und sah die erregte Pflegemutter mit ihren großen schwarzen Augen ernst und traurig an. „Mutter," klagte ihre Stimme, „sonst verstandest du mich immer, warum willst du mich jetzt nicht verstehen? Ich kann nicht tun, was du verlangst, ich will nicht lügen, auch nicht dir oder meinem toten Vater zuliebe! Man kann doch nicht auf Befehl glauben! Und wie sollte denn ich, die ich noch nichts für mich selbst weiß, schon andere unterrichten können? Verlangst du da nichts Unmögliches von mir, liebstes Mütterlein? Willst du mir nicht erlauben, erst noch zu lernen? Ich möchte später nach Heidelberg und dort studieren, vorher aber muß ich noch ein Gymnasium besuchen. Du würdest mich sehr glücklich machen, Mütterlein, wenn du deine Einwilligung zu diesem Vorhaben geben würdest."

Da wurde das sonst so weiche Frauenantlitz der Assenburger Institutsvorsteherin plötzlich ebenso hart und grausam wie das ihrer Schwester Hermine.

„Nein, Ruth," sagte sie, „dazu werde ich niemals meine Einwilligung geben. Sie würden dir auf der Universität den letzten Rest deines Glaubens nehmen!"

„Warum sollten sie das nicht tun dürfen, wenn sie mir dafür Besseres zu geben haben?"

„Lästere nicht! Bist du schon so weit gekommen? Denke daran, wessen Tochter du bist, mach' ihm keine Schande, Ruth!"

Da lächelte das gequälte Kind wehmütig und sagte leise: „Ich sehe wohl, du liebst den toten Vater mehr als mich, es ist dir nicht um mein Glück zu tun, sondern nur darum, dem Toten das gegebene Versprechen zu halten. Du bist aber immer so mütterlich gut zu mir gewesen, daß ich glaubte, du liebtest mich auch um meiner selbst willen, aber nun weiß ich, daß du mich nur um des Toten willen liebst!"

Da ertönte ein lautes Schluchzen vom Tisch herüber, an dem die Damen mit verlegenen Mienen wieder Platz genommen hatten. Die adlige Pastorin war's, die so herzhaft aufgeschluchzt hatte. Sie warf jetzt das Missionshemd, an dem sie genäht hatte, auf den Tisch, und ging mit wuchtigen Schritten zu der kleinen Freundin ihrer Töchter hin, umfaßte das zarte

Mädchen mit beiden Armen und preßte es fest an ihr mütterliches Herz. Dabei rief sie mit ihrer tiefen, gutmütigen Stimme zur Institutsvorsteherin gewandt: „Tun Sie dem armen Kinde doch den Willen! Was schadet es, ob das kleine Ding ein paar Jahre verstudiert, wenn es sein Herzchen nun einmal an den Gedanken gehangen hat! In dem Alter haben sie oft solche sonderbaren Marotten. Meine Malle will nämlich auch studieren, Astrologie oder irgend sowas ganz Verrücktes! Da könnten die zwei ja gleich zusammen ausrücken, da weiß man sie in guter Gesellschaft! Man muß ihnen nur eine Zeitlang den Willen lassen, Fräulein Marie, nachher werden sie's selbst leid. Man muß die Aussprüche von so jungen Dingern nicht so tragisch nehmen, Fräulein, Sie machen ja ein Gesicht, als sei die Ruth im Begriff, sich zu einer Verbrecherin auszuwachsen! Lassen Sie sie doch nur einmal aus dem Nest herausfliegen; wenn sie mit dem wirklichen Leben in Berührung kommt, werden ihr die Lernflausen und die religiösen Zweifel und all das Zeug, was ihr jetzt den Kopf so heiß macht, schon vergehen. Wenn sie dann später heimkommt, sind ihr wieder ganz andere Dinge wichtig, und dann lachen Sie beide über das alles, worüber Sie sich jetzt so heftig aufregen!"

Aber Fräulein Marie hatte alle sanfte Demut abgestreift und stand der dicken, wohlmeinenden Dame, die ihre Ruth unaufhörlich unter dem Sprechen an sich drückte und abküßte, in hochmütiger und feindseliger Haltung gegenüber.

„Frau Pastorin," sagte sie, „ich weiß allein, was meiner Pflegetochter gut ist, und was nicht! Ich habe sie bisher ohne fremde Einmischung erzogen, meinen eigenen, durch langjährige Erfahrung erprobten Grundsätzen gemäß, und ich gedenke, das auch ferner zu tun. Komm her, Ruth, wir wollen heimgehen!" Doch wie sie jetzt der Tür zuschreiten wollte, vertrat ihr der Pfarrer den Weg.

„Fräulein Marie," sagte er, „auch ich muß Ihnen jetzt in Ihre Erziehungspläne hineinreden, obschon ich mir denken kann, daß Sie wenig empfänglich sein werden für einen Rat von mir! Denn Sie sind der Überzeugung, durch meinen Unterricht habe Ruth an ihrer Seele Schaden genommen. Dem ist aber nicht so. Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß Ruth in letzter Zeit gesünder und heiterer geworden ist? Glauben Sie mir, die Medizin, die ich ihr gereicht habe, hat eine gute Wirkung getan, daß sie gefährlich ist und manchen jungen Menschen schädlich werden kann, gebe ich gern zu. Darum halte ich sie auch für gewöhnlich in meinem Schrank verschlossen. Aber dieses Kind brauchte sie. Die überspannten Saiten seines Gemütes waren dem Zerspringen nahe, da goß ich über die verzehrende Glut da drinnen, in diesem zitternden Herzlein, von meinem kostbaren Gift! Ich wies sie an, nachzudenken, selbständig zu denken, zu vergleichen und zu urteilen. Damit gab ich ihr einen neuen Weg frei, den sie bisher als verboten gemieden hatte, und nun fliegt sie, nach Erkenntnis dürstend, mit weit ausgespannten Flügeln auf dieser schönen, gefährlichen Bahn dahin. Und nun müssen Sie Ihre Tochter fliegen lassen, Fräulein Marie, wenn das auch Ihrem Mutterherzen bitteren Schmerz bereitet. Denn die Kinder sind nicht um unseretwillen auf der Welt, sondern um ihrer selbst willen!"

Die versammelten Damen starrten während dieser Rede den Pfarrer entgeistert an. So fließend hatten sie ihn noch niemals sprechen hören, so frei in Haltung und Blick ihn noch nie dastehen sehen, wie er jetzt vor der Institutsvorsteherin stand, die ebenfalls ihre sonstige Art gänzlich verleugnete, und ihm jetzt mit rauh klingender Stimme entgegnete: „Sie werden begreifen, Herr Pfarrer, daß ich nicht länger untätig zusehen werde, wie Sie das Herz meiner Tochter systematisch vergiften! Ich werde Ruth gleich morgen in die Basler Missionsschule bringen, da wird mit Gottes Hilfe der Schaden geheilt werden, den Sie ihr zugefügt haben — in der Meinung, ihr Gutes zu erweisen, wovon Sie mich ja vorhin zu überzeugen trachteten. Aber ich kann auf das alles keine Rücksicht nehmen, ich weiß nur das eine: daß Hermann Gerlingers Tochter keine Atheistin werden darf, denn ich habe ihm gelobt —"

„Halt, Fräulein Marie, das Gelübde, daß Sie Ihrem verstorbenen Bräutigam gegeben haben, geht mich nichts an, mich bindet nur das Versprechen, das ich mir selbst gegeben habe, meiner Nichte Ruth, die sich eher den Namen einer Gottsucherin als den einer Atheistin ver-

dienen wird, beizustehen, ihre berechtigten Wünsche durchzusetzen!"

„Ruth ist noch lange nicht mündig, Herr Pfarrer, und solange sie das nicht ist, habe ich die Gewalt über sie!"

„Vergessen Sie nicht, daß ich als Ruths Vormund das Recht habe, in dieser Sache bestimmend einzugreifen."

Nach diesen Worten wurde im Kreis der Damen ein murrender Protest laut. Mit vorsichtig gedämpfter Stimme warfen sie einige Bemerkungen hin: „Fräulein Marie hat recht. Ruth muß nach Basel! Sie war immer solch ein frommes Kind! Es wäre jammerschade um sie, wenn sie — freidenkerischen Einflüssen ausgesetzt würde."

Fräulein Marie hatte auf dieses beistimmende Geflüster gar nicht acht. Sie wendete den Blick nicht von ihm und antwortete ihm jetzt in unverhülltem Zorn: „Sie haben bisher von Ihren Vormundschaftsrechten geringen Gebrauch gemacht, Herr Pfarrer!"

„Ja. Ich bekenne mich schuldig dieser Unterlassungssünde und habe mich leider daneben noch vieler anderer anzuklagen. Doch habe ich mich nun endlich aufgerafft und den festen Entschluß gefaßt — und dazu hat mir unsere liebe Ruth verholfen —, nicht länger mehr in feigem Schweigen beiseite zu stehen, sondern ehrlich für meine Überzeugung einzutreten — trotz meines Abscheus vor dem häßlichen Lärm, den jeder offene Kampf mit sich bringt. Und nun tue ich hier — nicht ohne vorhergegangenes schweres inneres Ringen, wie Sie mir gerne glauben werden, — den ersten Schritt auf den neuen Weg, den ich zukünftig zu gehen gewillt bin! Komm her, Ruth, gibt mir deine Hand. So! Sieh, nun stehen wir hier wie zwei feindliche Verschwörer, den Damen gegenüber, die es doch auch alle von ihrem Standpunkt aus gut mit dir meinen! Aber ihr Standpunkt ist eben nicht der unsere, ihre Ziele sind nicht die unseren, und ihr Glücksbegriff ist verschieden von dem unseren. Wir dürfen aber nicht lügen ihnen zu Gefallen, denn die Lüge frißt sich in den Charakter ein wie eine schwärende Wunde — ich weiß das am besten! Darum nehmen wir jetzt unseren ganzen Mut zusammen und erklären, daß wir mit dem Weg zum Glück, den Weg zum Himmel, den sie dir vorschreiben möchten, den Weg über die Baseler Mission, nicht einverstanden sind. Ruth soll erst lernen, soviel sie Lust hat, ehe sie sich für einen Beruf entscheidet, sie soll dasjenige studieren, woran sie am meisten Geschmack findet! Das werde ich durchsetzen, ich — ihr Vormund!"

„Ruth, daher zu mir! Komm zu mir, Ruth!" Fräulein Marie rief es laut, und in ihren Augen stand eine drängende, verzweifelte Angst zu lesen. „Ruth, weiß dein Herz denn nichts von Dankbarkeit? Bin ich dir nicht bisher eine Mutter gewesen? Nun wähle zwischen deinem — deinem neuen Lehrer und deiner alten Pflegemutter! Wem willst du gehorchen?"

Da fühlte der Pfarrer, wie Ruths Hand in der seinen kalt wurde und zitterte. Er legte den Arm schützend um die Schultern des gequälten Kindes. „Fräulein Marie," sagte er mahnend, „stellen Sie das Kind nicht unnötig vor eine solche Wahl! Ruth hat nicht zwischen Ihnen und mir zu wählen, darum handelt es sich hier gar nicht. Ihr Entschluß zu studieren hat auch mit ihrer Dankbarkeit und Treue gegen ihre geliebte und verehrte Pflegemutter nichts zu schaffen, hier handelt es sich für sie nur um das eine: Sich selbst die Treue zu halten und für das Recht der freien Wahl ihres Berufes einzutreten."

„Aber, Herr Pfarrer, ich bitte Sie, wie kann ein vierzehnjähriges Kind für sich selbst entscheiden in der wichtigsten Lebensfrage! Vor kurzem noch war Ruth fest entschlossen, Missionarin zu werden, ja, sie konnte die Zeit nicht erwarten, bis sie nach Basel durfte, aber nun, wo Sie ablenkende Spielereien vor ihr ausgebreitet haben, greift sie begehrlich nach denen und gibt sich dem neuen Einfluß willenlos hin! Entnehmen Sie hieraus etwa die Berechtigung zur Selbständigkeit, die Sie ihr gerne zuschreiben möchten? Das frage ich Sie aufs Gewissen, Herr Pfarrer!"

„Und ich frage Sie, Fräulein Marie, wer gibt Ihnen das Recht, dem Kind die Entscheidung in dieser wichtigsten Lebensfrage vorwegzunehmen? Ich wiederhole es noch einmal: Ruth soll jetzt noch gar keine Entscheidung treffen, weder zwischen Ihnen und mir noch zwischen einem weltlichen oder geistlichen Beruf, sie verlangt nur eine Frist bewilligt zu bekommen, während welcher es ihr ermöglicht wird, weiterzulernen, Er-

fahrung zu sammeln und sich durch Vergleichung der verschiedenen Lehrstoffe ein eigenes Urteil zu bilden. Und das kann sie hier in Assenburg nicht!"

„Aber in Basel in der Missionsschule lernt sie doch auch! Wird sie da nicht in unseren höchsten und größten Wahrheiten unterrichtet, Herr Pfarrer?"

Nun horchten sie alle scharf auf. Was konnte er nun entgegnen? Nun hatte Fräulein Marie eine Frage gestellt, die ihn in die Enge trieb! Der Pfarrer aber entgegnete ruhig: „Der Zweck der Schule, der darin besteht, Missionare heranzubilden, beschränkt den Lehrstoff notwendigerweise auf eng umgrenzte Gebiete, Ruth aber soll sich vorher in der weiten Welt des allgemeinen Wissens umsehen, kraft meiner Vormundschaftsgewalt werde ich das durchsetzen."

Da sah sich Marie Haselmaier brennenden Blickes im Zimmer um. „Steht mir denn niemand bei? Frau Pfarrer, warum schweigen Sie jetzt, Sie, die Schwester Hermann Gerlingers, die nie eifrig genug für die Missionstätigkeit eintreten konnte! Wissen Sie nicht mehr, wie Sie zu mir gekommen sind, um mich zu überreden, Ruth schon früher als meine Absicht war nach Basel zu senden? Warum sprechen Sie jetzt nicht und helfen mir nicht?"

Da wandten sich alle Köpfe in der Richtung, wo die Pfarrerin abseits von den anderen mit gefalteten Händen und vornübergebeugten Schultern auf einem Stuhl saß und unverwandt ihren Mann anstarrte. Sie erschraken aber alle, als sie sie so dasitzen sahen. Eine abergläubische Furcht begann sich in ihnen zu regen und das Verlangen, so schnell als möglich aus diesem Hause fort zu kommen, in dem sich solch unerwartete und unheimliche Dinge zutrugen, wo sich Menschen, mit denen sie seit langem umgingen und die sie darum genau zu kennen glaubten, vor ihren Augen gänzlich verwandelten! War diese Frau Pfarrerin nicht immer eine schnelle, zungengewandte, furchtlose Frau gewesen, die noch nie um ein scheltendes oder zurechtweisendes Wort verlegen gewesen war? Und nun saß sie so da! Welche unter ihnen würde der böse Geist, der hier umzugehen schien, wohl als das nächste Opfer ausersehen? Besser war's jedenfalls, sich solcher Gefahr nicht länger auszusetzen.

Frau Karoline Hellenberg war's, die zuerst ihren Strickstrumpf zusammenrollte, und ihrem Beispiel folgten sogleich alle anderen. Doch nur die adlige Pastorin fand den Mut zu einem lautgesprochenen Abschiedswort. Sie schüttelte erst dem Pfarrer, dann Fräulein Marie herzhaft die Hand und strahlte beide mit ihren warmen, lebensfrohen Augen an. „Auf Wiedersehen! Und nehmen Sie die Sache nicht zu tragisch, Fräulein Marie, die Missionare sterben so bald noch nicht aus! Sie wissen ja, daß ich selbst eine große Liebe zu der Heidenarbeit habe, aber weil ich jetzt durch mein landwirtschaftliches Unternehmen zu wenig Zeit mehr zu einem regelmäßigen Besuch des Missionsvereins übrig habe, nun, so gebe ich meinen Beitrag anstatt in Form von Hemden und Strümpfen einfach in Geld. Das können Sie ja ebenso machen. Geld können die gerade so notwendig brauchen als missionierende Töchter, das würde Ihnen Ihr seliger Missionsbräutigam sicher bestätigen, wenn er noch lebte! Und du, Ruthchen, solltest auch kein solch trübsinniges Gesicht machen! Komm du heute abend noch zu uns 'raus, Trees und Malle haben dir was zu zeigen, Kind, was ganz Entzückendes, Lebendiges! Aber ich verrat nichts, sonst reißt mir die Trees, das gewalttätige Ding, den Kopf runter! — Auf Wiedersehen, meine Damen; auf Wiedersehen!" Und nach wiederholtem, gutmütigem Kopfnicken in allen Richtungen segelte die Pastorin zur Türe hinaus. Ihr folgten lautlos, mit scheuem und stummem Gruß die anderen Missionsdamen. Dicht hinter der Institutsvorsteherin, die die bleiche Ruth am Arm hinausführte, schritt Fräulein Hermine, scheu, in demütiger Haltung, als habe auch sie ihr gewöhnliches Ich abgestreift und der Schwester für eine Weile abgetreten.

Nun war das Ehepaar allein.

Ein tiefer Atemzug hob die breite Brust des Pfarrers. Der Kampf war eröffnet, nun hieß es fortfahren, nun gab es kein Zurück mehr, keine halben Friedensschlüsse, keine Kompromisse.

Er trat näher an seine Frau heran. Ihre Stummheit fing an ihn zu beängstigen, auf alles andere war er gefaßt gewesen, nur darauf nicht. Hatten Schreck und Entrüstung ihr einen Schaden zugefügt, war sie krank?

„Amalie", sagte er und legte ihr die Hand auf die Schulter.

Da zuckte sie zurück und schüttelte die Hand ab. „Laß mich," sagte sie heiser, „du — du —"

„Heimtücker", ergänzte er ruhig. „Ich war es bisher, aber wie du vorhin gesehen hast, kämpfe ich jetzt energisch gegen die Schwäche meiner Natur an. Ich habe — zum erstenmal seit langer Zeit — offen und ehrlich meine Meinung ausgesprochen. Daß es galt, einem anderen Menschen dadurch zu helfen, das gab mir den nötigen Mut dazu. Denn der erste Schritt ist der schwerste."

„Und ich habe von dem allen nichts gewußt, nichts — nichts", erhob jetzt die Frau wieder ihre sonderbar heisere, klanglose Stimme. „Ich hab' ja wohl gefühlt, daß du mich hintergehst — immer — aber das hab' ich nicht gedacht — das nicht —, daß du im geheimen ein Gottesleugner bist! Nein, das wußt' ich nicht!"

„Amalie, das bin ich auch nicht, da irrst du, nein, nein, beruhige dich! Ich gehe nicht darauf aus, Gott aus meinem Leben auszustreichen, nein, gewiß nicht! Nur gegen abergläubische Vorurteile lehne ich mich auf."

Aber sie schien gar nicht auf seine Worte zu hören. Immer mit derselben unnatürlichen Stimme sagte sie: „Du willst wohl mit dem Mädchen nach Heidelberg gehen, um da zu treiben, was Ihr — studieren heißt? Du hast dich in sie verliebt! Oh, über die Schande! Sie ist erst vierzehn Jahre alt, und du bist ein alternder Mann! Und sie ist meines Bruders Kind! Nein, für so schlecht hab' ich dich nicht gehalten. Ich hab' sogar oft gedacht, ich sei zu mißtrauisch! Statt dessen aber war ich noch lange nicht mißtrauisch genug! Ich hab' dir noch zuviel getraut — aber wie hätt' ich auch können — nein, nein, so Schreckliches, das — das konnt' ich nicht von dir glauben!"

„Aber Amalie! Amalie! Du strafst mich hart für meinen Mangel an Offenheit! Welch häßlicher, unsinniger Dinge klagst du mich an? Das kann dein Ernst nicht sein. Komm zu dir! Du weißt doch, daß ich das Kind mit reiner, väterlicher Liebe liebe! Es geht mir wie dir selbst, sie ist mir wie ein eigenes Kind, die Ruth — unsere Ruth! Dein Bruder hätte sie uns vermachen sollen anstatt der Institutsvorsteherin, das wäre für uns kinderlose Leute ein Segen gewesen — vielleicht hätte das gemeinsame Lieben und Sorgen für das Kind eine Brücke geschlagen von dir zu mir! Aber ich will die Schuld nicht von mir abwälzen, gewiß nicht! Ich habe häßlich gefehlt. Ich habe es an Offenheit und Ehrlichkeit fehlen lassen, all die langen Jahre hindurch. Ich hätte mich durch deine schnelle, immer gleich zum Beschuldigen und Verdammen bereite Zunge nicht abschrecken lassen sollen, sondern wieder und wieder versuchen, meinen Standpunkt ehrlich gegen deine vorgefaßten Meinungen zu verteidigen, dann wären vielleicht ein Teil deiner Assenburger Vorurteile allmählich ins Wanken gekommen, und du wärst langsam auf meine Seite hinüber, in meine Gedanken, meine Überzeugungs- und Glaubenswelt hineingewachsen. Amalie, durch meine erbärmliche Feigheit, durch meine Unlust, dir ein Ärgernis zu geben, durch meine Abneigung gegen Streit und Lärm, habe ich schwer an dir gesündigt! Aber wenn ich dir nun verspreche, daß es jetzt anders werden soll, daß ich auf dem neubetretenen Weg der Offenheit und Ehrlichkeit weiterschreiten will, wirst du es dann über dich bringen, mir zu verzeihen und — mehr als das — wieder an mich zu glauben? Willst du es wenigstens versuchen, Amalie? Wenigstens noch ein Jahr — ein paar Monate lang? Willst du diese Probezeit an meiner Seite aushalten und, wenn du am Ende derselben nicht mir vertrauen, mich achten und verstehen gelernt hast, wenn du dann noch meinen Gegnern und Anklägern — und die werden jetzt wie Pilze um mich herum aufschießen — in deinem Herzen gegen mich recht geben mußt, nicht aus gekränkter Eitelkeit oder irgend anderen kleinlichen Beweggründen, sondern aus wirklicher, ehrlicher Überzeugung heraus — nun, dann gebe ich dich frei, denn dann gehörst du nicht an meine Seite! Dann entlasse ich dich zu den Deinen und gehe meinerseits meines Weges — gehe den Weg, den ich gehen muß."

Da lachte sie laut und häßlich.

„Du willst mich los werden, um deine Schlechtigkeiten und Gemeinheiten ganz ungehindert betreiben zu können! Aha, da steckt des Pudels Kern! Darauf laufen deine schönen Reden hinaus — du willst mich los sein! Nun durchschaue ich das ganze Komplott! Oh, wie schlau habt ihr das miteinander ausgeheckt da drinnen in der verschlossenen Studierstube, du und die kleine scheinheilige Schlange —, denn das

ist sie geworden unter deiner Leitung — so gut hast du sie unterrichtet in der Weisheit der Hölle — du Satan — du erbärmlicher Betrüger und Lügner, du —" Sie brach ab, weil der Wutschrei, der ihr in der Kehle saß, sie zu ersticken drohte. „Geh — geh —"

Da ging er ins Studierzimmer hinüber und schloß seiner Gewohnheit gemäß mechanisch die Türe hinter sich zu.

Er ließ sich auf den Stuhl fallen, der vor dem Tisch stand, auf dem seine geliebten Bücher aufgeschlagen herumlagen. Mit einer müden Handbewegung schob er sie von sich und legte den Kopf auf die Arme und weinte.

Was hatte er denn eigentlich erwartet? Hatte er heimlich gehofft, das Wunderbare würde sich begeben: seine Frau würde ihn auf sein erstes, offenes Bekenntnis hin verstehen, und an ihn glauben und zu ihm halten — gegen alle die, die dachten und glaubten und richteten wie sie selbst, und in deren Mitte sie aufgewachsen war, also gegen ihre eigenen Brüder und Schwestern? Hatte er auf dieses Wunder wirklich gehofft? Doch wohl nicht im Ernst! Aber warum fühlte er sich dann jetzt so bitter enttäuscht, so ganz vereinsamt? Oh, er war ein schwacher, jämmerlicher Mensch! Ob er überhaupt genügend Kraft und Mut würde aufbringen können, um das begonnene Werk ehrlicher Selbstbekenntnis vor der Welt, vor seiner Gemeinde und seinen Vorgesetzten durchzuführen? Aber da war das Kind! Dem war er es schuldig! Das Kind mit der Feuerseele, die so schön und reich emporzuwachsen versprach — Gott sei Dank, daß das Kind da war! Das würde ihn vor dem Umsinken und Müdewerden bewahren! An der Hand des Kindes mußte er sich genügen lassen, wenn die Frau ihm die ihre versagte, weil er zu spät nach ihr gefaßt!

Ja, damals, als sie verlobt waren, da wäre die Zeit dafür gewesen. Da hätte er sie gewinnen können. Damals hatte er sich seiner ersten Feigheit schuldig gemacht. Aber er war verliebt gewesen, das war eine Entschuldigung. Er hatte wohl gemerkt, daß die Braut ihn ganz anders sah als er eigentlich war! Sie kannte von Welt und Menschen nichts als Assenburg und seine Bewohner, sie legte den Assenburger Maßstab an alles und ahnte nicht einmal, daß es auch ein Jenseits von Assenburg geben könnte! Da hatte er aus Furcht, sie möchte vor ihm erschrecken und ihr Jawort zurückziehen, sich gebärdet wie ein Assenburger und gesprochen und gehandelt wie ein solcher. Er hatte ihr sogar versprochen, sich auf die freiwerdende Assenburger Pfarrstelle zu melden, damit sie im Kreise ihrer Verwandten und Bekannten weiter leben könne. Narr, der er gewesen war! Anstatt sie mit sich fortzunehmen in die Fremde, um sie dort ganz für sich zu gewinnen! Sie war damals so bestrickend frisch, lebhaft und ehrlich gewesen, und er sah und bewunderte an ihr just diejenigen Eigenschaften, die ihm selbst abgingen. Das Mißtrauische, Zornmütige, Streitsüchtige, das ihrem Wesen jetzt eigen war, das hatte sich damals versteckt — oder es war auch wohl gar nicht vorhanden gewesen! In der Ehe war das gewachsen, das Leben an seiner Seite hatte sie so ungünstig verwandelt! Hatte sie also nicht recht, wenn sie ihm zurief: Du Satan, du erbärmlicher Betrüger und Lügner — geh — geh!

Zwanzig Jahre lang hatte er sie belogen, nicht mit Worten, aber mit seinem feigen Schweigen!

Er hob den Kopf vom Tisch und horchte. Draußen auf dem Gang hörte er die Stimme seiner Frau, wie sie dem Dienstmädchen Weisung erteilte, ihr Bettwerk und ihre Kleider ins Gastzimmer hinaufzuschaffen. Sie zog sich also schon vor ihm zurück. Die heutige Nacht würde er einsam verbringen und konnte seinen Gedanken ungestört nachgehen — wie er sich's so oft gewünscht hatte!

Solch aufregenden Zeiten wie die jetzt folgenden, hatte Assenburg noch nicht erlebt, solange die ältesten Leute zurückdenken konnten. Sie hatten ihren Pfarrer beim Konsistorium verklagt, und nicht nur das Assenburger Tageblättchen, sondern große auswärtige Zeitungen besprachen den interessanten Fall.

Und dann kam endlich der große Tag, an dem der Pfarrer sich vor den angereisten Herren des Konsistoriums, im Beisein der Eltern der in wenigen Wochen zu konfirmierenden Töchter, verantworten sollte. Die Verhandlung fand im Festsaal des „Eisernen Postillons" statt.

Die Pfarrerin stand mit einem in Schmerz und Zorn starr gewordenen Gesicht am Fenster der Gaststube, in die sie sich freiwillig eingekerkert hatte, und sah die Leute in ihren Sonn-

tagskleidern am Pfarrhaus vorüberpilgern und dem „Eisernen Postillon" zustreben — genau wie damals, als die Schauspielertruppe dort gespielt hatte. Und ganz wie damals kam nun auch Ruth daher — das Herz der Pfarrerin zog sich zusammen bei dem Anblick des anmutigen Kindes. — Wie? Auch Ruth wollte in den Gerichtssaal? Nein! Da kam sie über die Straße herüber — kam zur Haustüre herein und die Treppe herauf — — — Jetzt öffnete sich die Studierzimmertüre und schloß sich wieder.

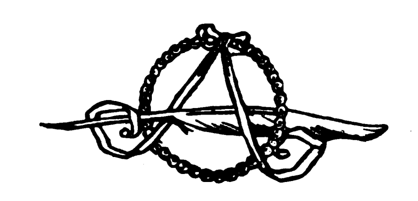
Wie konnte das Mädchen es wagen . . .? Was wollte es bei ihrem Mann in dieser schrecklichen Stunde — ihn abholen zum Gericht? Warum hatte Marie Haselmaier es nicht eingeschlossen! Oder mußte es als Zeugin zugegen sein? Was sprachen die beiden nun in dem verschlossenen Zimmer miteinander in diesem Augenblick? Das mußte sie wissen!

Sie jagte die Treppe hinunter. Sie vergaß ihre gute Erziehung, ihre festen Grundsätze, ihren Stolz, ihre Gewissenhaftigkeit und schlich sich durchs Wohnzimmer an die Studierstubentüre hin und legte das Ohr ans Schlüsselloch und horchte. Die beiden Verschwörer da drinnen sprachen nicht einmal besonders leise. Sie sprachen wenig, in kurzen, vereinzelten Sätzen. Aber daß dieses Wenige ihnen geradenwegs aus dem Herzen kam, daß es ehrliche Wahrheit war und daß sie nicht etwa Komödie spielten, das fühlte die Horcherin an der Tür durch all ihr Mißtrauen hindurch.

„Ängstige dich nicht um mich," sagte die Stimme ihres Mannes, „ich fürchte mich nicht vor dem Urteilsspruch der Herren, er kann mir nichts schaden — innerlich nicht! Nicht andere haben die Macht, uns zu schaden, sondern wir selbst! Geh jetzt, Kind! Sei deinerseits stark! Vertraue und warte — du wirst eines Tages an dein Ziel gelangen — glaube das nur fest — für dich wird noch alles gut werden!"

„Und für dich, Onkel — und für die Tante?"

(Schluß folgt.)



Der Franzosen-Lipp.

Erzählung aus den Befreiungskriegen der märkischen Heimat von

Wilhelm Arminius.

---

1. Fortsetzung.

Mit trübem Gesicht — trotz des glücklichen Gefechts — hatte der Förster unter den Altmärkern gestanden. Jetzt sah er schreckensbleich auf den von Blut Geröteten, von Schwäche Blassen. Mit teilnehmender und besorgter Miene auch lauschten die Umstehenden auf seinen gestammelten Bericht. Aus diesem ging seine, der preußischen Nachhut geleistete Hilfe hervor, von der die Bauern einiges bereits wußten. Wie ein kleines Kind hielt der Förster seinen Jungen auf den Armen und preßte den Wiedergefundenen an die Brust. Schmerz und Zorn durchwühlten sein Inneres, Schmerz und Zorn blitzten auch aus den Augen der Hörer. Einzeln traten sie heran, einzeln drückten sie dem Förster die Hand und strichen mit der schwieligen Hand so lind als möglich über des Knaben Gesicht. Dabei stand in ihren arbeitsgefurchten, ehrlichen Gesichtern zu lesen, wie das Geschick des Vaterlandes und ihres heimischen Bodens ihre Herzen erfüllte. Ja — das Blüchersche Korps, das die Bataillone des Herzogs Karl August von Weimar umschloß, war zunächst gerettet, aber sie selber, ihre Höfe, die ganze Wische, die Altmark, endlich Preußen überhaupt, war nun der Übermacht der Sieger, dem Einbruch der Franzosen ausgesetzt! Und wenn auch hoffentlich Blücher bald stark genug wiederkehrte, die Scharten von Jena und Auerstädt auszuwetzen, war man nicht bis dahin der Willkür des jetzt übermütigen und enttäuschten Feindes völlig preisgegeben?

In den Männern, die auf die Gestalten der gleich heldenmütigen Vater und Sohn blickten, wühlten solche Sorgengedanken. Sie mußten sich aussprechen.

„Hört, Förster," begann der Schulze Traugott Lebhard von Käklitz, ein noch junger Mann von festem Wesen, „wenn Ihr mit Pawet Nowaczky zu tun gehabt habt, und der weiß um den Dienst, den Ihr den Yorckschen geleistet habt, so tut Ihr gut, vorsichtig zu sein. Ich wette, der Kerl klickt bald mit den Franzosen zusammen und steckt ihnen brühwarm, was Ihr für das preußische Korps getan habt."

Schweigen folgte den ernsten Worten. Der Besitzer des Freiguts von Voßhof, Klaus Richert, ein gereister und politisch unterrichteter Mann, nahm die Warnung auf. Er strich sein von kurzen Bartstoppeln scharfes Kinn und sah dann auf seine Fingerspitzen. „Es ist ein Kerl!" sagte er. „Als wir ihm das Gestüt einrichteten, war Frieden im Lande, und wir vertrauten unserer Preußenkraft. Auch versteht der Mann seine Sache. Mit Pferden weiß er umzugehen, darin unterscheiden sich die Polen von den Welschen. Aber mir hat immer scheinen wollen, er ist nicht bloß der Fohlen wegen ins Land gekommen. Seine Zeugnisse weisen es nach, er hat in letzter Zeit allzuoft seine Stellung gewechselt, und das hat ihn von Osten her durch die ganze Mark geführt. Das braucht nicht Zufall zu sein. Offengestanden, ich halte den Menschen für einen Spionierer. In letzter Zeit sind die Herren Polacken mobil geworden. Napoleons Machtstellung in Frankreich, seine Niederwerfung Österreichs, der Krieg, mit dem er uns Preußen überzieht, das alles schafft Polen freiere Luft. Es sind nicht einmal die schlechtesten unter ihnen, die an eine Erhebung ihres zerstückelten und geknebelten Reiches denken. Freilich, dazu brauchen ihnen nicht alle Mittel gegen ihre Feinde recht zu sein. Aber das ist so ihre Art — viele haben französisches Blut in ihren Adern —, ich kenne sie darin, und diese Art sollten wir beachten. Die Preußen sind ihre Feinde! Das steht bei jedem fest, der einmal Westpreußen besucht hat,

und ich denke, Förster, Ihr kennt jene Gegend und die Verhältnisse auch."

Hohenhorst nickte langsam. „Das stimmt, Klaus Richert", sagte er und drückte des Sprechers Hand. Das, was Ihr mit euren Worten meint und ratet, ist auch gewiß gut. Aber seht, ich bin ein Mann, der vor den Franzosen nicht davonläuft, auch wenn sie in Masse kommen — und — vor den Polen nun schon gar nicht! Mit dieser Hand" — er ballte die Rechte und stieß sie in die Luft — „mit dieser hab ich dem Nowaczky schon gestern morgen gezeigt, wie ein rechter Preuße denkt und handelt. Ich scheue nicht davor zurück, ihm ein zweitesmal von Mann zu Mann zu begegnen. Glaubt mir das!"

„So ist's gut!" riefen ein paar Stimmen, und einer fügte hinzu: „Von uns hat ein jeder schon mit dem Polen zu tun gehabt!"

Der Schulze von Käklitz aber hob die Hand abwehrend und kraute sich dann bedenklich das Ohr. „Ihr scheut nicht davor zurück, Förster — und wir glauben es Euch, denn wir würden es ähnlich machen. Aber sie kommen in Haufen — das ist sicher! Mut und Kraft in Ehren — sogar Euer Junge hat ja Eure Art bewiesen — aber es ist nicht gut, dem Voß ein rotes Tuch zu zeigen, wenn er eins aufs Maul gekriegt hat. Yorck hat den Franzosen auf die Finger geklopft, Ihr habt dabei geholfen — darum nehmt meinen Rat an: räumt die Försterei, so rasch Ihr könnt! Jeder von uns nimmt Euch gern auf, wenn Ihr sonst kein besser Obdach wißt! Nicht wahr, Jochen, Peter, Hans? Wenn Ihr nicht zu finden seid, können Euch die Kerls nichts anhaben. Laßt sie sich an solche halten, die es verdienen — Ihr seid uns zu gut dazu!"

Murmeln des Beifalls erhob sich unter den Umstehenden. „Is woll recht, Traugott!" sagten die einen; „wer dod is, lätt sien Kieken", die anderen. „Um den Förster wär's schad!" aber meinten alle.

Antonius Hohenhorst hatte seinen Knaben besser im Arm gebettet, sein Blick umfaßte die Freunde und tüchtigen Kameraden, die ihm da in der Gefahr erstanden waren, mit einem warmen Blicke. „Ich dank' euch, Leute", sagte er einfach. „Es wäre ja auch jammervoll, wenn wir uns jetzt im Unglück nicht zusammenfinden sollten! Aber was ich zu tun habe, weiß ich. Mir ist von unserm Grafen Friedrich Wilhelm das Haus und der Wald übergeben, beides soll ich schützen. Ehe er mich nicht abruft, verlasse ich meinen Posten nicht freiwillig. Wenn der Feind kommt, muß er spüren, daß einer da ist, der für den Bülowschen Besitz an Stelle des Herrn selber einsteht. Damit genug. Die Freundschaft ist gegenseitig, das wißt ihr. Und wenn jetzt Klaus seinen Braunen anschirren wollte und uns heimfahren lassen — es ist bloß um den Jungen da — es wäre ein Freundschaftsdienst!"

Er hatte gesprochen, und da der Gutsbesitzer nickte und nur ein „Selbstverständlich!" erwiderte, so machten alle seiner rasch ausschreitenden wuchtigen Gestalt Platz. Ihre Bedenken waren nicht gehoben, aber in die Herzen war doch etwas von der Tapferkeit des Mannes übergegangen, der vor hatte, mit dem eigenen Leben für das Bestehen höherer Güter einzustehen — auch wenn es galt gegen die Übermacht der Feinde.

---

4. Feindesgreuel im Forsthause.

Franzosen im Land!

In weißlichen und grauen Kitteln, ein aus dem Backofen gerissenes Brot am Bajonett über der Schulter, den blanken Eßlöffel am Kaskett — so zeigten sich die ersten französischen Eindringlinge in der stillen, weltabgeschiedenen Altmark. Schwatzend und lachend, zudringlich und unverschämt, gewohnt, ein überwundenes Land zu behandeln, in aufgelösten Haufen zogen die berüchtigten und gefürchteten Voltigeurs Napoleons — behende Schützenschwärme, die ihm die Heere anderer Nationen noch nicht nachzumachen verstanden, — die Straßen entlang von Dorf zu Dorf. Sie drangen in die Gutshöfe, die Backstuben, die Metzgereien, die Wohnungen, hießen mitgehen, was glänzte und Wert versprach, mißhandelten die Widerstrebenden und halfen auch wohl mal in gutmütiger Augenblicksaufwallung, wo sie etwa einen unglücklichen Kranken trafen. Im allgemeinen aber verstanden sie unter dem Anschein einer gewissen übermütigen Laune überall gut aufzuräumen, Verstecke bald aufzufinden — im Garten durch hingegossenes Wasser, im Mauerwerk durch Anpochen und Aufklopfen — und das Kostbare vom

Wertlosen zu unterscheiden, indem sie es mitgehen hießen.

Daß sie zunächst an der Elbe entlang zogen, war verständlich, denn eine Gelegenheit, überzusetzen, fand sich nicht so rasch. Daß die regulären Truppen langsamer hinterdrein geschoben wurden, ergab sich ebenfalls aus der augenblicklichen Lage. So war das offene Land für ein paar Tage der Willkür dieser freien Banden preisgegeben.

In der Försterei Falkenberg schien das gewohnte Leben noch seinen Gang zu gehen. Das Vieh wollte gefüttert, das Haus besorgt sein, die Unterbringung der Ernte verlangte Arbeit. Als Vater und Sohn am Vormittag zurückkamen, fanden sie die Hausbewohner alle beschäftigt, und der Förster trat rasch dazu, daß keine unnötigen Fragen gestellt werden konnten. Noch rauher als sonst war sein Wesen, fast wortkarg barg er das Erlebte in sich. Selbstverständlich war, daß er, kaum heimgekehrt, sogleich überall mit zugriff. Jürgen war wieder nach Seehausen gegangen, Kathrinchen spielte bei den Hühnern. Des kleinen Philipp Kopfwunde hatte sich nicht als ernsthaft herausgestellt. Nachdem das blutige Tuch entfernt war, überfiel das Haar die Stelle, und da niemand etwas davon sah, war er auch Manns genug, nicht mehr als das Nötige davon zu sprechen. Nachdem er sich beim Frühstück kräftig gestärkt und die Kleider gewechselt hatte, war er zu seinen Rehen und Tauben geschlichen, und wie er, von Katharinchen umschmeichelt, sich mit ihnen abgab, und der Eltern Blick ab und zu auf die Kinder fiel, schien alles wie sonst. Daß der kränklichen Försterin von all den Aufregungen nichts mitgeteilt wurde, war zwischen Vater und Sohn stillschweigendes Abkommen. Was war es auch weiter gewesen! Wie oft war der Knabe mit dem Vater zusammen über Nacht fortgeblieben, um ein Wild zu beschleichen — da fragte die Mutter kaum noch nach dem Ort, wo sie gewesen. Sollte sie sich etwa auch über den frechen Polen ärgern, oder aus Angst vor dem Eindringen der Franzosen wieder das Blutspeien bekommen, wie damals — vor zwei Jahren — als sich der entlohnte, unredliche Knecht im Hause so drohend gebärdet hatte?

Spätnachmittag desselben Tages war es, und das Ehepaar stach hinterm Hause Heu in den Schober. Da ließ Frau Grete auf ihrer Gabel ein Weilchen den Oberkörper ruhen und meinte nach einem versonnenen Blick auf ihren Jungen mit leiser Unsicherheit der Stimme: „Daß er sich den Kopf zerschlagen konnte, der Lipp, und du warst bei ihm, Tonnies!" Und nach einer Weile: „Klettert und springt doch wie eine Eichkatz! Mußt den Schalluner Gutsbauern hören, den Eicke! Hat ihn neulich auf der großen Fichte herumsteigen sehen. ‚Ein Wetterjunge!' hat er gesagt, ‚ist da herumspaziert wie auf der Tenne, und als er mich gesehen, war er auch schon unten, und ich weiß heute noch nicht, wie er das fertig gebracht hat.'" Ein stilles Lächeln des Glücks war um ihren schmalen Mund, ein lichterer Schein unter den gescheitelten Haarwellen in den weichen, braunen Augen, als ihre Blicke den Knaben noch ein zweitesmal aufsuchten.

„Ja, der Lipp!" sagte nun auch der Förster, gab ein volles Bund in die Höhe und stützte sich auf die Gabel. „Ein guter Wanderkamerad ist er schon! Könnt' ich ihn sonst so weit mitnehmen!"

„Hast diesmal kein Wild und kein Holz zu verhandeln gehabt . . ." Leise ausfragend war der Blick der Fragerin, und fast scheu setzte sie hinzu: „Daß ihr beide so zitterige Hände habt, Tonnies!"

Des Försters Gabel fiel in das Heu. „Wir haben nicht viel geschlafen, Frau," sagte er im Bücken, „und das andere — der Riß am Kopf — — nun, der ist gekommen, wie so etwas im Walde kommt." Gleichmäßig arbeitete er weiter, zwischen seinen Brauen aber stand eine senkrechte Falte.

Auch Frau Grete machte sich wieder mit dem Heu zu tun. Dabei kam sie in ihres Mannes Nähe; der stieß sie unversehens mit dem Arm. Nun blickten beide mit einem Male aufeinander und ließen die fleißigen Arme ruhen. „Tonnies," sagte die Frau flüsternder als gewöhnlich, „du mußt dir das nicht zu Herzen gehen lassen. Wäre das Kleine nicht geschehen, es wäre Schlimmeres gekommen. Durch die Luft ging's gestern — ich weiß nicht — — sie sprechen im Dorfe alle von Krieg — — —" Scheu, aber voll tiefer Liebe sahen ihre glänzenden Augen zu ihm auf. „Daß wir dich haben, Mann! Die Kinder und ich! Was sollten wir anfangen ohne dich. Ich kenne keinen fleißigeren, tüchtigeren Kerl als dich, Tonnies!" Sie wurde inniger und eindringlicher. „Unser Ältester — Jürgen — ist nun schon auf der La-

teinschule. Mit dem Lipp zwingst du's auch noch. Deine Sparsamkeit — die schafft's! Und das Katharinchen ist in guter Hut, solange sie dich hat —!"

„Frau —! Der starke Mann stand wie beschämt. „Du vergißt d i ch!" sagte er. „Du bist die Mutter! Was hätte das Katharinchen an ihrem Vater, wenn nicht zuerst die Mutter wäre!"

Eine Wolke tiefer, schmerzlicher Versunkenheit glitt über der Försterin schmales Gesicht. Sie lehnte sich innig an den Gatten — fast ein bißchen zu schwer, wenn es bloß aus Liebe war. „Ich weiß nicht, Mann, mir ist, als wenn die Kinder dich länger brauchten als mich — und als ob sie dich — auch länger — haben werden."

Als so gar kein Heu mehr zum Abheben in der Luft erschien, hatte es droben aus der Luke des Schobers ein heimliches Ausgucken eines neugierigen Kopfes gegeben.

„Wie der Förster lachen kann!" dachte jetzt Hanne, die Hausmagd. „Und so zärtlich tut er zu Seiner! Wer hat das schon von ihm erlebt! Aber — du mein Gott — was gibt's eigentlich da?" Sie blickte spähend zur Luke hinaus, aber sie hörte bloß das wütende Gekläff der Hunde weiterschallen. Waldine, die Teckelin, die die schärfste Nase besaß, hatte vorm Hause begonnen, Waldmann am Gatter war ihr gefolgt, der Grund der Unruhe aber war vom Hofe aus nicht zu erspähen. Neben Philipp erhob sich nun auch Hussa mit vorgestreckter Nase und setzte mit tiefem Ton ein, aber auch die Kinder, obgleich sie dadurch aufmerksam gemacht waren, vermochten die Waldschneise, die auf die Vorderseite des Hauses zuführte, nicht zu übersehen. Während sich aber das Mädchen bald wieder ihrem Spiele hingab, faßte der Knabe Hussas Halsband fester, legte die Hand beruhigend auf seinen Kopf und warf einen Blick auf seinen Vater.

Da stand dieser starr und steif, die schlaffen Arme am Körper, das Antlitz schlohweiß, die Augen groß und gerade auf die Waldschneise gerichtet, die er von seinem Standpunkt aus allein zu übersehen vermochte. Nur die Lippen bewegten sich murmelnd: „So bald schon?!" und es war, als durchflöge ihn ein heimlicher Kampf des Erschauerns.

„Mann, was ist dir?" Langsam wandte Frau Margarete das Haupt, das noch an seiner Brust lag, von ihm ab. Kaum aber hatte sie so getan, da drehte sie es in jähem Schrecken ihrem Gatten wieder zu. „Tonnies, das sind Franzosen?!" Ihre bebenden Hände griffen nach seinen schlaffen Armen, ihre Augen trafen die seinen, sahen sie in heimlicher Sorge von innen her aufglühen. „Tonnies —" sie schüttelte ihn, „du hast etwas mit den Franzosen gehabt?!"

Er aber erwachte unter ihrem Schreckensruf. Er strich ein paar Heuhalme von seinem Rocke, er stieg schwerfällig vom Wagen und hob seine Frau herunter. Das aber war alles so ganz anders als sonst, es machte die Frau stutzen. Als sie an ihm vorüberglitt, streiften seine Lippen ihr Haar — sie fühlte die Berührung, so leicht sie war, und sie warf die Arme an ihm empor und drückte ihr Gesicht an seines: „Tonnies — Tonnies — so sprich doch!"

Schon aber war die volle Entschlossenheit in ihm. Er drängte die heiß Bittende von sich. „Philipp! Katharina!" rief er, und mit rauher Faust stieß er die drei in die Tür der Scheune. Als Philipp, der den Hund noch hielt, sich sträubte, herrschte er ihn an: „Hier bleibt ihr bei der Mutter und seid still!" Dann drehte er den Schlüssel herum und zog ihn ab.

Der Abstand der Scheune von der Hinterwand des Hauses war nicht groß. Mit schweren, ruhigen Schritten durchmaß ihn der Förster. Er kam dabei am offenen Fenster seiner Gewehrstube vorüber. Er griff hinein und langte einen Schlüsselbund, den Kugelbeutel, ein Patronensäckchen, sowie eine doppelläufige Büchse heraus. Das erstere barg er in den Taschen, die Büchse lud er und hängte sie verborgen im Astwerk des nächsten Baumes auf. Dann trat er ins Haus und durchschritt die Diele bis zur jenseitigen Eingangstür. Er kam gerade recht, die fremden Besucher vor dem scharfen Gebiß der Hunde zu bewahren. Er koppelte diese zusammen und warf sie in die Ecke.

Ein halbes Dutzend Löffelgardisten waren es, die mit angeschwollenen Taschen ihres schmutzigen Kittels, das Kaskett auf dem Hinterkopf, das Gewehr am Lauf leicht über der Schulter, die Waldschneise durchschritten hatten und nun vor ihm standen.

„Mangeons! Buvons!" Zudringliche, siegesgewohnte Galgengesichter schleuderten ihm die beiden üblichen Grußworte zu. Der Vorderste allein — ein Sousoffizier — war auf die Stein-

stufen getreten, hatte rasch sein Gewehr abgenommen und es herumgedreht. So war es gerade auf des Försters Brust gerichtet. Dieser, statt zurückzuweichen, drückte den Lauf ruhig beiseite. Durch eine Bewegung seines wuchtigen Körpers machte er den Eintritt frei.

„Ah — un homme poli!“ Höhnisch auflachend drängten sich drei der Franzosen ungestüm an ihm vorüber, die drei letzten traten Seite an Seite ein, und zwangen so den Förster, vor ihnen herzugehen.

So schoben sie sich in die Putzstube, hielten an, wo irgend etwas Glänzendes lockte, und zertrümmerten, was sich ihren gewalttätigen Händen nicht sofort leicht gab. Unter einem Kolbenstoß splitterte die große, gebuckelte Scheibe der Servante. Unter hastig suchenden Fingern flogen die golдumränderten Tassen und Kannen berstend zu Boden. Die Glasschale über dem Brautschmuck der Frau Margarete Hohenhorst, geborenen Frommann, mußte die dünne Goldbrosche ebenso hergeben, wie die alte, mit dem Bildnis Friedrichs des Großen geschmückte Dose wie des Försters wertvolle Taschenuhr. Er hatte die Uhr einst für gute Dienste bei seinem Abgange vom Militär erhalten, die Dose aber war ein Erbstück von dem alten Grafen. Die Uhr steckte der Sousoffizier hastig ein, die Dose hielt er dem Förster unter die Augen, spie auf des großen preußischen Königs Bild und warf sie an die Wand, daß sie zersplitterte. „A bas le roi de Prusse!“ schrie er dabei.

Er besonders hatte es darauf angelegt, den Förster zu reizen. Seine unruhig flackernden schwarzen Augen spähten unaufhörlich nach Wertvollem umher. Als das Haus abgesucht war, und die Schar der Kameraden über dem, was sie in Küche und Keller gefunden, schmausend und zechend am Tisch der Putzstube saßen, zwang er den Hausherrn noch, immer weiter mit ihm zu gehen. In der Schlafkammer pochte er gegen die Wände, ob sie hohl klängen, stach mit seinem Seitengewehr in die Bettstücke, daß die Federn flogen, und schrie: „Où est la femme? Où sont les enfants?“ Dann, nach einem Blick durchs Fenster zur Scheune, zog und zerrte er den Förster die Stufen hinab und fragte im Anblick des Schobers zum anderen Male: „Où sont les enfants?“ Als der Gefragte, wie immer, auch jetzt schweigend zur Erde starrte, packte der Franzose sein Gewehr und richtete es mit grausam lächelndem Blick auf die über dem halb entladenen Wagen noch immer offene Luke.

Für eine kurze Spanne Zeit ließ der Förster seine künstliche Fassung fallen. Mit Gedankenschnelle trafen sich die funkelnden Blicke der beiden Männer, und was der Franzose aus dem gleichgültig und starr Erscheinenden hatte herausbringen wollen —, jetzt war es ihm gelungen. Aus den Augen des Försters war ein Strahl, ein durchdringender, gezuckt, der mit seinen stumm lodernden Flammen hieß: „Wenn du abdrückst, erwürge ich dich mit diesen meinen Händen!“

Sogleich lächelte der Franzose wiederum, aber es war eine teuflische Grimasse. Er wußte jetzt, daß er einen Todfeind neben sich hatte, da würde das andere wohl auch stimmen, was er über ihn gehört hatte. Er zog einen Zettel aus dem Kittel und buchstabierte von diesem langsam ab: „Antoine Hohenhorst — c'est vous! n'est-ce pas?“ Und dann aus murmelndem Weiterlesen fragte er plötzlich laut: „Ah — le château du comte de Bulow, où est-ce? Mais, nous avons un guide! Menez-nous, mon forestier!“ Er hatte den Angeredeten scharf im Auge behalten, und wieder zuckte dieser zusammen. Nun triumphierte er heimlich. Alles also traf bisher zu, was ihm von dem Französisch sprechenden Polen berichtet war, der ihn am Elbdamm beiseite gezogen und eine gute Beute, sowie die Gefangennahme eines gefährlichen Spions und Mitkämpfers der Preußen bei Altenzaun versprochen hatte. Oh, dann verdiente dieser freche Feind der großen Nation der Franzosen auch in vollem Maße das Los, tüchtig drangsaliert zu werden, ehe man ihn gefangen ablieferte.

Damit wollte er jetzt den Anfang machen.

Einen kurzen Schritt trat er in den Flur, um die Seinen zu sich zu rufen, — gerade so lange nur löste er die Augen von seinem Begleiter, — da flog er, von dessen Faust getroffen, bereits taumelnd gegen die Wand. Die Tür hinter ihm wurde zugeschlagen, und der Schlüssel drehte sich im Schloß.

„Peste à cette canaille!“ Des Sousoffiziers Stimme schrillte in Garde à vous, mes camarades!“ Die Eindringlinge fuhren verstört von ihrem Gelage auf, griffen zu den Waffen und stürmten nach kurzem Rütteln an der verschlosse-

nen Pforte durch die Vordertür zum Hause hinaus, ihr Führer zornentbrannt voran.

„Il a fui dans la forêt!“ schrie dieser nach Überblickung der Örtlichkeit. „Halez les chiens après lui!“ Rasch wurden die Teckel zur Stelle geschafft. Der Hut des Försters wurde ihnen vor die Nase gehalten, und nach kurzem, unruhigem Suchen am Boden setzten sich die Zusammengekoppelten auf die frische Spur und jagten kläffend vor den Franzosen her.

---

5. Die Heimat verloren.

In kurzem gelangten die Feinde durch dichten Jungholzbestand zu dem hohen Eichenwalde, aus dessen Schutz ihnen das Schlößchen entgegenblickte. Der Führer grimmte in sich hinein, als er die feste Lage des Bauwerkes sah. Er wußte voraus, was geschehen würde, wenn er angreifen ließe. Und in der Tat — kaum näherte sich der Haufe den Eingangsstufen, als aus der großen Schießscharte ein Schuß krachte, und des ersten Voltigeurs Gewehr, am Kolben getroffen, in Stücken zur Erde fiel.

Was half es, daß fünf Gewehre ihren bleiernen Inhalt herausschmetterten! Die Kugeln klatschten wirkungslos gegen die steinernen Wände. Der Verteidiger des Schlößchens war gerüstet wie bisher, hier aber war ein Waffenfähiger weniger.

„Peste!“ — Die Franzosen zogen sich in lächerlicher Eile hinter die dicken Eichenstämme zurück und beratschlagten. Schließlich entschied sich der Sousoffizier dafür, einen der Voltigeurs in raschem Laufe die Stufen stürmen zu lassen, die anderen sollten indessen ein Schnellfeuer auf die Scharte eröffnen. Sehr gut war der Plan! Die Soldaten stimmten ihm völlig zu, nur sollte der Urheber selber jener Stürmende sein, sie selbst würden das Schießen dann schon besorgen!

„Lâches! Peste à vous!“ fluchte der Führer, als er diese Meinung seiner Mannschaft vernahm. Nicht einmal im Angesicht der zu erwartenden Reichtümer vermochten sie tapfer zu sein! Er warf die Flinte zur Erde, verschwor sich, bis zum Auditeur, ja, bis zum General Soult selber zu gehen — aber Gehorsam in der Ausführung seines Planes erzwang er sich mit keiner seiner Drohungen. Schon machten ein paar seiner Leute Anstalt, das aussichtslose Unternehmen gänzlich aufzugeben und sich heimlich aus dem Bereich der sicheren Büchse des Försters zurückzuziehen — da erschien eine neue Gestalt auf dem Plan. Aus dem niederen Buschholz zur Rechten kam eine schlanke Frau geeilt, sah sich nach allen Seiten scheu um und stürmte mit den Zeichen höchster Sorge und sichtbarer bleicher Angst über die Lichtung dem Schlößchen zu.

Es war die Försterin. Mit ihren Kindern wider ihren Willen in der Scheune eingeschlossen, hatte sie die fernen Schüsse gehört. „Sie sind abgezogen!“ hatte sie da gerufen, mehr um sich zu beruhigen, als aus dem festen Glauben heraus. Aber ein anderer hatte es besser gewußt. „Der Vater hat zuerst geschossen! Aus dem Schlößchen heraus!“ Philipps Stimme hatte so überzeugt geklungen. Also ein Kampf auf Leben und Tod?! Ihr Mann, ihr herzlieber Tonnies in Gefahr?! Da hatte sie sich durch nichts halten lassen. Aus der Luke auf den Heuwagen und von da zur Erde war ihr der Weg zur Freiheit gelungen. In jagender Hast war sie hierhergestürzt, nun rüttelte sie bereits an der festen Bohlentür, und ihre Sorgenrufe: „Tonnies, lieber Tonnies, bist du hier? Lebst du?“ durchschallten die Öffnung der Schießscharte.

Sie hielt das Ohr daran, sie zitterte, sie fieberte nach einer Antwort, wie sie sie ersehnte. Gottlob! und sie kam. Des Gatten Stimme war es, die nun erklang. Ein Wort nur — und sie wollte aufjauchzen. Ihr Mann lebte ja, war nicht erschossen, wie sie fürchtete! Aber wie sonderbar gepreßt, wie tief aufstöhnend klang seine Stimme: „Margarete — Frau — du bist hier?! Um Gott, was hast du gemacht!“

Vor diesem Klange mußte sie sich wenden — in wilder, jäher Hast wenden — — — Und da sah sie, was sie durchschauern machte: die Feinde waren da! lauerten auf sie, auf sie alle beide! — Es brauchte nicht des Stromes unverständlicher französischer Anrufe, die jetzt auf sie niederregneten — fünf Gewehrläufe sah sie auf sich gerichtet, das war eine deutliche Sprache!

Sie erkannte nun mit einem Schlage die Sachlage: Ihr Mann war hier an seinem Ort geschützt — sie selber nur brachte ihm durch ihre Anwesenheit Schaden. Da er sie gehört hatte, würde er herauskommen, würde den Feinden in die Gewehre laufen! O Gott — Gott, waren denn diese

Männer Teufel, sie von ihrem Gatten, ihrem herzlieben Tonnies, zu trennen, oder diesen ihr zu entreißen? Waren es nicht Franzosen, von deren Menschlichkeit und Höflichkeit die gräflichen Herren bei ihrer Anwesenheit in Falkenberg so viel gesprochen hatten? Hatte nicht die Demoiselle Bellermann in Seehausen neulich noch bei ihrem Besuch auf der Försterei von Napoleon, dem Kaiser dieser Franzosen, als von einer Leuchte des Geistes, wenn auch eines überstarken dämonischen, geredet? Nun denn — so wollte sie versuchen, jene hohen Eigenschaften dieser Nation anzurufen, es war ihr sicher, sie mußte gehört werden!

So wandte sich die zarte Frau mit raschem Entschluß, eine edle Hoffnung in den flackernden Augen, geradenwegs den drohenden Feinden zu und begann, dicht vor ihnen angekommen, mit aufgehobenen Händen in herzlichen Tönen der Beschwörung sie um Schonung des Lebens ihres Gatten anzuflehen.

Hörte einer der Marodeure auf sie? Versuchte einer, sie zu verstehen? So feig sie sich ihrem Führer gegenüber gezeigt, so tapfer waren sie nun. Die Frau des Feindes, der sich von ihnen nicht hatte zwingen lassen, war in ihre Hände gegeben, und sie wußten alle, was sie damit gewonnen hatten. Der Sousoffizier vor allem. Mit rohem Griffe riß er die Schutzlose auflachend an sich heran und packte die sich Sträubende um die Mitte. Seine schwarzen Augen funkelten gierig dicht vor ihren erschreckten, fünf Paar andere begehrliche waren um sie herum. Und aller Ausdruck war: „Du sollst uns für den entflohenen Feind büßen!"

Die eben noch hoffnungsvolle, arme Frau erkannte den Willen ihrer Bezwinger nicht so bald, als ihr gräßlich deutlich wurde, wie nun alles aus war, und sie mit schwindenden Sinnen einen furchtbar gellenden, rasch erstickten Hilferuf ausstieß. Ihre Arme griffen in die Luft, ihre Brust hob sich keuchend, und mit gurgelndem Laut, einen Strom roten Blutes aus dem Munde ergießend, sank sie in sich zusammen dicht vor die Füße der Franzosen.

Noch standen die Soldaten bestürzt über dies rasche Ende einer Beute, die sie sicher in Händen zu haben meinten, da flog die schwere Bohlentür des roten Schlößchens auf, der Förster stürzte heraus und auf seine Frau zu. Seine Hände waren waffenlos, auf seinem Antlitz stand ein einziges, fürchterliches Entsetzen. Zugleich aber knackte es in den Gebüschen ringsum, Gewehre blitzten, ein: „Qui vive?" erschallte, und ehe die Voltigeure nur die Waffen in Anschlag zu bringen vermochten, sahen sie sich alle von Bewaffneten umringt. Sie erkannten Kameraden der regulären Infanterie. Es war ein Zug bärenmütziger Karabiniers — ein Leutnant führte sie. Dieser — eine feine, schlanke, edelmütige Gestalt — überblickte mit scharfen, immer mehr auflodernden Augen die Sachlage. Strengen Gesichtes trat er auf den Sousoffizier zu, der hastig dienstliche Stellung annahm. Ohne auf dessen stammelnden Bericht zu hören, wetterte er in hellem Zorn auf ihn los. Fünf Mann zu führen, und alle sechs mit offenen Augen und Ohren lassen sich so völlig überraschen! Wie nun, wenn sich da Feinde näher geschlichen hätten! Nicht einmal sich leise zu verhalten, hätte er nötig gehabt — die Herren Voltigeure hatten ja besseres zu tun gehabt, als aufzupassen — sein Finger deutete auf die am Boden Liegende — ein armes Weib umzubringen! Was konnte die Sterbende verbrochen haben! Pfui über einen Franzosen, der nicht einmal das schwache weibliche Geschlecht schonte. Er riß dem Sousoffizier das Gewehr aus der Hand und warf es auf den Boden. Einem unehrlichen Soldaten gehörte solche Waffe nicht zu eigen. Ein Schimpf für die große Nation der Franzosen sei solch Betragen.

So ruhig der Gescholtene die ersten Vorwürfe aufgenommen hatte, vor dieser harten Anklage erwachte sein soldatisches Ehrgefühl. Er hob das entstellte, blutleere Gesicht, seine verzerrten Züge nahmen den Ausdruck der Empörung an, er griff in die Tasche und holte den Zettel hervor. „Mon lieutenant — voilà la femme d'un espion et d'un traître!" stieß er hervor und berichtete in kurzen Worten, wie seine Leute dabei gewesen seien, sich eines erwiesenen und deutlich bezeichneten Mitkämpfers im Gefecht bei Altenzaun zu bemächtigen, und wie dieser sich gegen sie verbarrikadiert und sogar auf sie geschossen habe.

Der Offizier riß das dargebotene Papier an sich, las und zog beim Lesen die Stirn kraus. Auf seinem Antlitz, das nach dem Zornausbruch bleich geworden, zeigte sich die leise Röte der Verlegenheit und Beschämung. Er wußte nichts von

den Raubgelüsten dieser Leute. Er mußte ihren Bericht, der durch die Aufzeichnung unterstützt war, als richtig hinnehmen. Danach aber war er gegen seinen Untergebenen zu weit gegangen. Nach Kriegsgebrauch hätte er jenen Feind des französischen Heeres sogleich müssen erschießen lassen. Um sich vor seinen Leuten nichts zu vergeben, blieb ihm nichts anderes übrig, als das Vergehen des Försters als nicht so arg anzunehmen. So zuckte er denn mit den Achseln, stieß, noch ingrimmig tuend, heraus, eine genauere Untersuchung müsse erst über die Größe seines Vergehens entscheiden, eine Frau aber sei für Frankreichs stolzes Heer sicher ungefährlich. Danach gab er durch einen Wink zweien seiner Leute Auftrag, den Förster zwischen ihre Gewehre zu nehmen und mit sich zu führen.

Während aller dieser Vorgänge kniete Antonius Hohenhorst, unberührt von der Menschenansammlung, vor seinem toten Weibe. Er hielt ihren Kopf auf seinen Arm gebettet, er strich ihr das reiche, dunkle Haar aus der Stirn, sah auf ihre blicklosen Augen, drückte seine Lippen darauf, und das dumpfe Stöhnen eines völlig Gebrochenen drang aus seiner Brust. Daß sie für ihn in den Tod gegangen war, und daß er ihr dies Zeichen höchster Liebe nicht einmal durch einen Kuß, einen Blick, den sie fühlte, vergelten konnte, das lag wie ein schwerer Alp auf ihm, und eine dumpfe Empfindung wühlte in ihm, die Verantwortung und Schuld an diesem Tode in sich selbst zu suchen.

In dieser Verfassung war er dem Schicksal gegenüber widerstandslos. Als ihn rohe Fäuste vom Boden rissen, fuhr er auf, die Augen starr, den Rücken gebeugt, die Arme schlaff. Da war kein Widerstreben, keine Willfährigkeit. Ehe er zur Besinnung kam, daß er ein Gefangener sein sollte, war er schon gefesselt und schritt taumelnd zwischen den Waffen der Feinde dahin. Das Kommando des Leutnants ließ den Zug den Weg zurückgehen, den seine Leute hierher genommen hatten. Widerwillig und unzufrieden schlossen sich die Voltigeure den Karabiniers an, bereit, sich bei der ersten Gelegenheit wieder von diesem Zwange zu lösen.

Der Wald nahm die Abziehenden auf. Zwei Knabenaugen sahen das letzte Waffenblitzen, die letzten verschwommenen Gestalten zwischen den Hochstämmen verschwinden. Sie starrten verwundert darauf. Zwei Knabenfüße tappten im dichten Gebüsch am Rande der Lichtung entlang dem roten Schlößchen zu. „Vater —! Mutter —!“ Eine zage Stimme rief die beiden geliebten Namen. Spähende Blicke gingen zu den Stufen am Bauwerk. Die Tür offen? Die so gehütete Tür? Die letzten frischen Fußeindrücke des Vaters nach außen weisend, mit fremden Tritten gemischt? War dem Vater etwas geschehen? Und dort drüben das Schwarze am Boden? Eine Gestalt? Die Gestalt seiner Mutter? — Auf den Armen lag sie, das Gesicht nach unten. Wie sah das sonderbar aus!

Mit wankenden Knien stolperte der Knabe dem Orte zu. Nun sah er, da war Blut — soviel hellrotes Lungenblut über den Boden vergossen. Woher kam das?

„Mutter, ist Vater fort? — Mutter, weine nicht, ich hole ihn wieder!“ Er beugte sich hinab, er griff zärtlich nach ihrem Arm, ihrer Schulter — die Angerufene regte sich nicht. Er hob leise ihr Haupt, kehrte es sich zu . . . Da sahen ihn Augensterne an, wie er sie vom Rehwild her kannte, wenn des Jägers Kugel Blatt getroffen hatte. Und leise aufwimmernd sank er neben die Tote nieder. Wohl rief er ein paarmal: „Hanne! Katharinchen!“ Aber als niemand kam, war es ihm recht so. Eine nie gekannte Empfindung durchschauerte ihn. Ihm war, als wäre er mit seinem Mütterchen nie so völlig allein gewesen, als hätte er nun für sie zu sorgen, er allein. Aus Tannenreisig machte er ein dickes Lager. Weiches Heu legte er darauf, große Lattichblätter darüber. Vorsichtig hob er den leichten Körper der Toten darauf, rückte daran, bis er gut gebettet war. So hielt er stundenlang die Totenwacht. Keiner störte ihn darin — er dachte an keinen anderen als an die Tote.

Der Abend dämmerte über den Wald herauf. Oktobernebel zogen. Immer undeutlicher zeigten sich vor seinen übermüden Augen die Bäume und Sträucher. Das rote Schlößchen war schon ganz von ihrem Dunst verhüllt. Von den Wiesen kamen sie herüber, bildeten weiße Schleier, stiegen zu wesenlosen Körpern auf und verdichteten sich mehr und mehr. Noch war die Jungholzdickung von ihnen frei. Aber nun erschienen sie auch hier. Weißlich wie Geistererscheinungen glitten sie her. Da waren wieder Körper — Menschenkörper — vier — fünf —

sechs —, sie tauchten ein in die Wiesennebel, sie glitten mit diesen zusammen, erschienen wieder deutlicher geformt vor dem Schlößchen und verschwanden endlich darin.

So sonderbar war das . . . Stumpf starrte Philipp hinüber — er war von allem Erlebten völlig erschöpft — aber da riß ihn aus seiner Starre ein hartes, höhnisches Auflachen. Dieselben Gestalten — sechs an der Zahl — erschienen wieder, standen noch ein Weilchen in der geöffneten Tür und hielten die Gesichter dem Innern zugewandt. Waren das doch richtige Menschen? Aber nein — jetzt quollen ja auch aus dem Hause die schweren, dichten Nebelwolken, umflossen ihre Formen, hüllten sie ein. Aber da klirrten ja Eisen, da schollen Flüche. Und als Philipp die Augen nun erst in Wahrheit aufriß, sah er jetzt auch Gewehrspitzen, Soldatenkasketts . . . Franzosen waren es! Er sah es nun wohl. Franzosen, die einen langen, weißlichen Kittel anhatten und die jetzt hohnlachend im Walde verschwanden. Wie hatten die den Weg hierher gefunden? — Dann waren sie es vielleicht auch gewesen, die mit dem Vater zugleich geschossen hatten? Auch Franzosen, deren Waffenblinken er vorher im Walde gesehen hatte?

Plötzlich erwachte er aus der dumpfen Starre der Müdigkeit, die ihn überfallen hatte, vollends. Mit einem jähen Ruck wuchs er empor. Waren es auch vielleicht Franzosen, die den Tod seiner Mutter auf dem Gewissen hatten? Was war hier geschehen? Wo war der Vater? Was hatten die sechs da im Schloß gewollt?

Nein, nicht Nebel war es, was da dem Eingang entquoll! Rauch war das — Brandqualm! Jetzt zuckten ja rote Flammenzungen daraus hervor . . . Feuer war angelegt! Feuer!

Er wußte, er konnte nicht gehört werden, und doch stieß er die Worte mit durchdringendem Schrei heraus. Zugleich aber jagte er auf das brennende Haus los. Schon war der Zugang durch die Tür von lodernden Funken versperrt. Noch aber blieb das Schlupfloch, durch das er gestern erst gekrochen war. Und mit Aufbietung aller Kräfte zwängte er sich durch die Mauerscharte. Wie sehr der Rauch auch biß, er kämpfte sich weiter bis zu dem kleinen Innentürchen, das den Raritätenraum von dem Wehrgang abschloß. Er öffnete es und schrak heftig zurück. Der Inhalt des Zimmers schien im lodernden Flammenmeer lebendig geworden zu sein. Zwischen Rauch und grell zuckenden roten Fahnen tanzten schwarze Fetzen, fuhren in der heißen, toll gewordenen Luft vom Boden an die Decke und wirbelten wieder zurück.

Waren das die glänzenden weißen Urkunden und Diplome, die die Wände geziert hatten? Waren das die mit dem Bülowschen Wappen bestickten Decken und Fähnchen? Philipps Herz krampfte sich zusammen. Bisher hatte er mit dem Schrecken und Graus nicht recht mitempfinden können — hier rief ihn alles mit bewegten, lebenden Zungen zur Hilfe.

Aber er kam zu spät."

Er hörte die Kniegeige des alten Grafen Arwegh in der Hitze seufzen und ächzen. Er sah die gierige Flamme zu ihr hinüberspringen und hörte, wie sie mit wehem Laut verschied. Er sah am Werke der kunstvollen Uhr das Gegengewicht vom lodernden Funkenstrom ergriffen, sah, wie die phantastische Tänzerin, von Flammen umzuckt, sich noch einmal zum Tanze drehte — sah, wie der weiße Elfenbeinball ihrer Hand entrollte. Aber diesmal kam er nicht wieder zu ihr zurück. Ein kleines, zuckendes Stichflämmchen gab es, ein Händchen bewegte sich gleichsam winkend und löste sich ab — da war schon die ganze Figur nicht mehr! Und er stand da — stand da — und es zuckte ihm in allen Gliedern.

War da nichts zu retten? Gar nichts mehr?

Das Wandbort mit dem grauen Kästchen der chinesischen Treppensteiger war allein noch vom Feuer unberührt, wenn auch die Flammen schon zu ihm emporzüngelten. Zu dem eilte er, den Mund geschlossen, mit der Linken die Nase zusammenpressend. Ein rascher Sprung, da hatte er es ergriffen und wandte sich ebenso hastig der Tür wieder zu. Aber auch hier quoll ihm jetzt der Rauch entgegen. Sie hatte sich von der Hitze gekrümmt und war nicht mehr zu schließen. Nun hieß es durch giftigen Qualm sich zur Mauerscharte tappen. Diese aber bildete jetzt den einzigen Schlot, durch den der Rauch in dicker Wolke abzog. Atemnot erfaßte ihn — er mußte Luft einziehen —, der giftige Qualm betäubte ihn. Nach dem ersten tiefen Zuge war seine Kraft dahin. Noch vermochte er an der Mauer hinabzukommen, aber schon war es ein Fallen

und Taumeln. So legte er noch den Weg zum Lager der Toten zurück. Hier aber brachen ihm die Knie ein, und besinnungslos sank er neben der Stillen zu Boden.

---

6. Auf der Suche nach dem Vater.

Wer Mutter und Kind neben dem ausgebrannten und geborstenen roten Schlößchen der Bülows zuerst aufgefunden hat — keiner der Dörfler vermochte es später so recht zu sagen. Der grelle Feuerschein hatte die von dumpfen Gerüchten erschreckten Falkenberger aufgestört, in der Scheune der Försterin hatte man durch Rufen und Pochen Hanne und das kleine Katharinchen aus tiefem Schlafe im Heu aufgeweckt. Dann war man weitergestürmt und hatte so die erste Spur der neuen Franzosenwirtschaft im Lande gefunden. Fackeln hatte man nicht gebraucht, um die tote Försterin und den ohnmächtigen Philipp am Boden zu sehen; mit Sengen und Brennen der Bülowschen Erbgüter hatte der Feind für rechtes Licht gesorgt!

„Sollen wir uns solchen Greuel gefallen lassen? Herr, mein Gott, da schlag du mit uns darein!“ In solchen Rufen war der Entrüstungsschrei der ehrlichen Altmärker in die Nacht aufgestiegen, als sie merken mußten, daß hier alle Abwehr des Brandes zu spät kam, und daß die Försterin nicht wieder zum Leben erwachte. Aber sie waren nach ihrem erfolglosen Auszuge erst wenige Stunden wieder daheim, da folgten den ersten Erfahrungen weitere der schlimmsten Art. Das Land war in den Händen des Feindes, kein noch so Starker vermochte es allein aus dieser Umklammerung zu lösen! Vor dem jammervoll mutlosen, feigen Gebaren der preußischen Heerführer und Kommandanten mußte ja der Siegestaumel der Franzosen immer üppiger anwachsen, und als eine Festung nach der anderen fiel und die Eindringlinge, so schnell sie marschierten, so schnell sich auch zu Herren des Landes machten, wurden der Nöte und Klagen Legion.

In der ersten Entrüstung hatten sich die Tatkräftigsten der Dörfler wohl nach einem Führer umgesehen, und der Name Antonius Hohenhorst war auf aller Lippen gewesen. Niemand aber vermochte über sein Verbleiben Auskunft zu geben. War er erschossen worden? Auf die Festung geschleppt? — Man zuckte die Achseln. Der einzig Lebende, den sie für einen Zeugen der Vorgänge des Schreckensabends auf der Försterei hielten, hatte ja seinen Mund noch immer nicht aufgetan.

Am zweiten Tage erst war der nach dem Pfarrhause geschaffte Philipp erwacht. Aber wenn die Frau Pastorin nicht so mütterlich forschende Augen gehabt hätte, ein anderer hätte dies nicht bemerkt. Denn daß die Lider sich ein wenig geöffnet hatten, besagte noch gar nichts für das Wiedererwachen der Seele des Knaben. Sein Atem freilich ging deutlicher, die Farbe seines Gesichtes war nicht mehr so totenähnlich fahl. Aber im übrigen zeigte er durch kein Wort, keinen Blick an, daß er wieder bei Sinnen war. Speise nahm er nur gezwungen, die ihn Pflegenden schien er nicht zu kennen. Selbst vor Jürgen, der zur Beerdigung seiner Mutter als Hauptleidtragender aus Seehausen herüberkam und mit tränenumflorten Augen und stark verschüchterter Miene über all die ihm unverständlichen, weil nicht miterlebten Ereignisse vor sein Bett trat, war er gleich taub, gleich stumm. Nur wenn Hussa, der russische Windhund, von der Kette im Hofe her heulte, trat in seine Augen ein seltsam düsteres Licht, wie das eines schweren Nachsinnens.

Über solch Wesen schüttelten alle Dörfler die Köpfe. „Dem Lipp ist's angetan! Dem Lipp hat der Schreck Gehör und Sprache verschlagen!“ hieß es, und der rasche Tod der armen Försterin sowie die Brandlegung des roten Schlößchens wurde in immer grausigeren Farben gemalt.

Kein Tag verging, an dem nicht dieser oder jener, zu dem einst der Knabe offen und zutraulich herangesprungen war, im Pfarrhause erschien und gutmeinend und die Pfleger des Kranken unterstützend, mit allen möglichen Eßwaren und sonstigen Geschenken seine Teilnahme zu erregen versuchte. Die Schinkenstücke, Würste und Speckscheiben aber machten keinen Eindruck auf ihn. Nach den großen, reifen Früchten, die ihm geboten wurden, sah er weder, noch griff er danach. Auch die mitgebrachten Kaninchen ließ er anfangs unbeachtet, solange der Bringer bei ihm weilte. Erst nachdem er unbeachtet gelassen war, sah die Pastorin durch das Guckfenster, daß er mit ihnen zu spielen begann. Doch fiel ihr schmerzlich auf, mit welch seltsam unbeholfenen,

lallenden Lauten er die Tiere zu locken suchte, und daß er bei keiner Beschäftigung das kleine graue Kästchen aus der Hand ließ, das sie am Schreckensabend in des Ohnmächtigen verkrampften Fingern gefunden hatte. Zwei wunderliche Männer mit Zöpfen enthielt es, die durch Tragstangen miteinander verbunden waren, ein Treppchen von fünf Stufen dazu. Die Pastorin schüttelte über das seltsame Spielzeug den Kopf.

Sie teilte ihre Beobachtungen gelegentlich der Hausmagd mit, durch diese erfuhr der Schäfer davon. Der setzte sogleich seine Miene als Seelenkenner auf und meinte, dann wäre es ja klar, daß der Besitz des Wunderkästchens mit dem Zustande des Jungen zusammenhinge. Von der Magd aufgefordert, abzuhelfen, und vom eigenen Drange beseelt, besuchte er den Kranken in Abwesenheit der Pfarrersleute, brachte ihm einen jungen Igel zum Spielen und begann von hintenherum den Versuch, ihm seinen Schatz abzulisten. Als ihm dies nach vielen Mühen nicht gelang, der Knabe vielmehr sich immer scheuer von ihm zurückzog, die Magd vom Fenster her den erfolglosen Dorfweisen aber auslachte, ging dieser schließlich zu Gewaltmitteln über. Mit einem raschen Griff packte er den Jungen und meinte, sich in den Besitz des Kleinods setzen zu können. Aber ein heftiger Biß in die Hand zwang ihn zum raschen Loslassen. Darüber aufgebracht, begann er, dem Knaben mit Schlägen zuzusetzen, fand aber einen so hartnäckigen und widerstrebenden Gegner, der sich mit lautem, durchdringendem Geschrei und seltenen Kräften ihm gegenüber scharf und erfolgreich zur Wehr setzte, daß er bald völlig ratlos von seinem Zornesausbruch abließ. Als die Pfarrersfrau darüber zukam, traf sie den klugen Mann des Dorfes erschöpft und aschfahl an der Tür stehen, auf den Dielen aber lag der bisher sorglich gehütete Knabe mit wilder, fast vertierter Miene und verzerrten Gliedern über seinen Schatz gekrümmt.

Schwer nur kam er wieder zu sich. Von Stund' an aber blieb er in der hintersten Zimmerecke kauern, und weder die neugierig hereinstarrenden Bauerngesichter noch die linde Hand seiner Pflegerin vermochten ihm seine frühere Unbefangenheit wiederzugeben. Als der Pfarrer von des Schäfers Vorgehen hörte, schalt er auf Dummheit und Aberglauben. Da er aber selbst kein Mittel wußte, die verdüsterte Seele seines Pfleglings zu klären, und ihn das Geschwätz der Dörfler vom Verhextsein Philipps ärgerte, machte er sich nach Seehausen auf, um mit seinem gelahrten Amtsgenossen, dem Doktor der Theologie und Magister Laurentius, Rats zu pflegen.

Nun saß aber in dessen Studierstube gerade ein Mädchen mit freundlichem Gesicht und schön gekraustem Braunhaar, das auch in zwei langen, wohlgedrehten Locken von den Schläfen über die Wangen fiel. Aus den leichten Jahren der sonnigen Jugend war sie heraus — Mitte der Zwanziger mochte sie sein —, was ihr das Leben aber auch genommen hatte, einen großen, heimlichen Schatz der Liebe mußte sie wohl im Herzen tragen. Die strahlend blauen Augen blickten voller Güte und sahen klar und willensstark in die Welt.

Es war die Demoiselle Franziska Bellermann, einzige Tochter des verwitweten Doktor Joachim Bellermann, des Direktors des vereinigten Berlinisch-Köllnischen Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin. Sie war hierher in die Verbannung gegangen, um von einer aussichtslosen Neigung zu einem jungen Husarenleutnant zu genesen. Dem ausführlichen Gespräche der beiden alten Herren hörte sie anfangs nur gezwungen zu, als sie aber vernahm, daß es sich um die Zukunft der armen Hohenhorstschen Kinder handelte, war sie mit ganzem Herzen bei der Unterhaltung der Männer. Diese drehte sich darum, daß man sich an den Grafen Friedrich Wilhelm von Bülow wenden müsse, daß aber in diesen Zeiten eines unheilvollen Krieges wenig Aussicht sei, ein Schreiben bis zu ihm, der in Ost- oder Westpreußen stand, gelangen zu lassen. Kaum hatte das Mädchen von dieser Verlegenheit gehört, als sie erklärte, zunächst von Berlin aus, wohin sie sich ja bald begebe, dem Grafen in dieser Angelegenheit ihrerseits vorstellig werden zu wollen, da einer seiner Vettern — ein Herr von Barner aus Mecklenburg — in ihrem Hause verkehre und sichere Gelegenheit habe, den Grafen bald zu sehen. Außerdem aber, setzte sie hinzu, sei sie auf eigene Verantwortung bereit, bis zum Eintreffen des Bescheides den beiden Knaben Freistellen im Grauen Kloster zu verschaffen. Dort würden sie nicht nur belehrt, sondern auch verpflegt werden. Das kleine Katharinchen aber wolle sie mit sich nehmen in ein leeres Bettchen

ihrer Altjungfernstube, das schon lange auf solch lieben Pflegling gewartet habe.

Die beiden geistlichen Herren, die sich so rasch von aller Verantwortung und Sorge befreit sahen, drückten der gutherzigen Mamsell gerührt die Hände. Dann waren sie Zeuge, wie über den Vorschlag ein Schreiben ihrer Hand sogleich nach Berlin abgefertigt wurde. Durch eine verhältnismäßig schnelle Antwort wurden sie endlich von ihrer letzten Sorge erlöst. Der Herr Gymnasialdirektor war höchst zuvorkommend auf den Wunsch seiner Tochter eingegangen.

Nun taten alle das ihre, die armen Waisen zur Reise auszurüsten, alle freilich auch darüber kopfschüttelnd, wie sich die Heilung und fernere Entwicklung Philipps gestalten werde. Wie wurden sie jedoch enttäuscht und aufgestört, als gerade an dem Tage, wo die Pfarrkutsche mit Demoiselle Fränzchen und Jürgen von Seehausen her einlief, Philipp abzuholen, der Knabe nirgends zu finden war. Die Magd war die erste, die darauf hinwies, daß Hussa ebenfalls fehlte; die Pfarrerin vermißte nun auch den Beutel mit Eßwaren, die von den Falkenberger Bauern zugetragen waren.

Da der Entschwundene das Haus erst seit wenigen Stunden verlassen haben konnte, so wurde alles aufgeboten, seiner wieder habhaft zu werden. Diesmal aber behielt der Schäfer, der gleich zu Anfang über solche Nachsuche den Kopf geschüttelt hatte, mit seiner Weisheit recht. Müde und unbefriedigt kehrten am Abend sämtliche Abgesandte in die Pfarrei zurück, der betrübten Demoiselle von der Erfolglosigkeit ihres Suchens Kunde zu bringen. Der schwache, kranke Lipp hatte die Schleichwege der ausgedehnten Forsten besser zu benutzen verstanden als alle, die nach ihm zu forschen unternommen hatten.

Nun war er bereits weit. In wilder Hast hatte er die letzten Tagesstunden durchlaufen. Bei sinkender Nacht, die der Novembersturm durchheulte, verbarg er sich unter einem zermorschten Boot am Elbdeich in jener Gegend, die sein letztes Zusammensein mit dem Vater gesehen hatte. In sich zusammengekauert lag er da, Hussas warmen Leib zum Schutz gegen die Kälte umklammernd, und hilflos genug sah er in dieser Stellung aus. Wer jedoch seine Miene hätte studieren können, würde gefunden haben, daß sich diese in den Stunden tapferen Marschierens bereits geklärt und gefestigt hatte. „Der Vater und die Franzosen“ — das war vor seinen letzten, ihn verwüstenden Erlebnissen der stärkste Eindruck gewesen, und da diese Erlebnisse in seiner Seele nun zu wüsten Traumbildern geworden waren, begann dieser eine um so heller zu leuchten.

„Der Vater und die Franzosen“ — zu diesen beiden aber gehörte noch einer — der ihm heftig von innen her zusetzte, ein Mann mit Adlernase, harten Augen, vorstehenden Backenknochen, hängendem Schnauzbart; einer, der die Reitpeitsche trug, dem an den hohen Stiefeln die angeschnallten klirrenden Sporen glänzten. Wer war doch dieser Mann? — Über die Erinnerung an diesen war das Schlimmere, Schrecklichere gekommen und hatte manches zurückgedrängt. So war sie nicht deutlich genug, ihn einen festen Plan fassen zu lassen, und doch so stark, daß sie ihn in der Gegend um Rosenhof festhielt.

Während die Reisekutsche der Demoiselle Bellermann mit Jürgen und Katharina auf der Sandauer Fähre über die Elbe fuhr und beide von da über Rathenow und Spandau nach Berlin brachte, irrte er mit dem Hunde noch immer um das Gestüt von Rosenhof herum, sah die elenden, klapperdürren Mähren, die die Franzosen gegen die schönen, schlanken, glattrückigen Fohlen ausgetauscht hatten, steifbeinig an den Zäunen entlang schleichen und floh vor jedem Menschen, den er von weitem erspähte. Aber jenes Unbestimmte in ihm, das heimlich zur Erfüllung drängte, trat nicht ein — konnte nicht eintreten, denn Pawet Nowaczky war nicht mehr im Gestüt. Den kleinen Philipp aber zog ein anderes Erlebnis ihm nach.

Am zweiten Tage gegen Abend war die Sonne noch einmal kurz zum Durchbruch gekommen und sandte letzte Strahlen auf eine Kiefernschneise, die von marschierenden Soldaten durchquert wurde. Blinkende Waffen und Bärenmützen leuchteten auf, und wie ein ungemessenes Staunen zog es über des Knaben verdüstertes Gesicht. Blinkende Waffen und Bärenmützen — das war das letzte gewesen, was mit seinem Vater zusammenhing, und beides war hier eben zu sehen gewesen! Sein Herz schlug mit wildem Schlage. Er wollte der Lockung nicht nachgeben, nicht von hier fort, aber seine Füße folgten doch wie gezwungen diesen Leuten, die

stundenlang durch das Dunkel den Forst durchwanderten und erst nach Mitternacht in einem Dorfe haltmachten.

Von nun an war er innerlich wie zerrissen. Das andere! Das andere! Der Mann mit den Reitstiefeln, dem harten Blick! Aber nein, nein! Die Franzosen nicht aus den Augen lassen! Bei ihnen befand sich der Vater! — Beide Triebe kreuzten sich nun in seiner Brust, jagten ihn vom unruhigem Schlummer in einem Heustalle auf und hetzten ihn vor Tau und Tag wieder an die Landstraße. Frierend, hungernd und übermüde saß er hier auf einem Feldstein. Sein Blick stierte dumpf in die Ferne zurück, woher er gekommen. Alles zog ihn der Heimat zu, so wie sie vor seinem Innern stand. Dort war Wärme, war Traulichkeit — hier war er allein, ein Einsamer. Aber indem er es noch dachte, stieß ihn etwas Lebendiges in die Seite, eine Zunge leckte seine Hand, und Hussa schnoberte an dem Vorratsbeutel herum. Nun mußte er dem Hunde ein Stück Brot reichen, da übermannte auch ihn der Hunger. Auch er biß tapfer in die harte Rinde und vergaß darüber das wehe Heimgefühl.

Indessen näherten sich die Franzosen auf der Landstraße seinem Sitzplatze. In regellosem Haufen kamen sie in der Dunkelheit dahergetrottet. Sie schimpften über die karge Kost, die sie im Quartier erhalten, über den Weg, über ihr fernes Ziel. Philipp sah sie näherkommen, und der starke Trieb, mit ihnen zusammenzutreffen, bannte ihn auf seinen Platz. So saß er noch, als die Welschen um ihn waren. Da hatte eine rasche, gewalttätige Hand ihm auch bereits den Eßvorrat aus der Hand gerissen, und gierige Mäuler fielen über die Liebesgaben der Falkenberger her. Noch stand er und starrte auf die Räuber, da stieß ihn ein Kolben, daß er stürzte. Er raffte sich auf, die Schulter schmerzte sehr, aber ohne an Schmerz und Gefahr zu denken, eilte er dem Zuge nach. Hussa meinte, es gelte, die Vorausmarschierenden einzuholen, und jagte unter freudigem Bellen auf sie zu. Nun gab einer der Erschreckten einen Schuß auf das Tier ab, als er jedoch nicht traf, lachten alle wie über einen guten Witz und marschierten weiter. Keiner störte von da ab den Knaben und seinen vierfüßigen Begleiter mehr im Nachlaufen.

---

7. In Friedrich Friesens Schutz.

Wieviel Marschtage so vergingen! Philipp in der Dumpfheit seines Zustandes zählte sie nicht. Endlich tauchten vor ihm die Domtürme einer Stadt auf, die er bereits früher einmal in Gesellschaft seines Vaters vor Augen gehabt hatte — die Festung Magdeburg mußte es sein. Damals hatte sein Vater in der Neustadt mit einem Holzverkauf zu tun gehabt und ihn mitgenommen. Er hatte die Gräben, das Glacis, die großen Kanonen auf den Wällen anstaunen dürfen und war belehrt worden, daß dies alles zur gehörigen Verteidigung gegen den Feind in Kriegszeiten diene. Nun mußte dies starke Bollwerk an der Elbe doch in die Hand der Feinde gefallen sein, wie konnten sie sonst so sorglos draufloszziehen! Ihr Mundwerk war unaufhörlich lebendig.

Sie spotteten über die Übergabe. Mit 7000 Mann habe Marschall Ney nur ein paar Tage davorgelegen, ihm hatten sich 25 000 Preußen mit allen Vorräten und Kriegsbedarf hinter festen Mauern ergeben. A bas la Prusse! — Ohne daß er die Ausrufe verstand oder begriff, war in Philipp ein tiefes Trauergefühl, als erst gekuppelte Türme, dann weiterhin schlanke Spitzen einer Kirche auftauchten. Hatte sein Vater damals nicht von dieser den Namen genannt? Sankt Katharinen hieß sie! — An sein Schwesterchen hatte er denken müssen. — —

Traumhaft wanderte er weiter. Schon war ein pulsendes Leben um ihn. Französische Mautbeamte in ihren grünen Douanenröcken hielten hier strenge Wacht auf ein- und ausfahrende Wagen. Riesengestalten schwarzbärtiger Sappeure arbeiteten an den Faschinen der Schanzen, vorüberfahrende Artillerie machte den Boden erbeben, reichgeschmückte höhere Offiziere sprengten ab und zu durch das gewölbte, nicht allzu breite Tor. Und die Torwächter standen da, breitbeinig, den Gänsekiel in der Hand, und schrieben und schrieben.... Weh, wenn er sich als dürftiger Fußgänger in diesen Strudel wagen sollte!

Aber neben dem Haupteingang des „Krökentores" bog ja noch ein schmaler Pfad seitlich ab. Hier mußte die Stelle sein, auf die des Vaters Finger gewiesen. „Sieh, Lipp, ein klein Kindlein haben die Bauleute damals hier eingemauert, das sollte Tor und Stadt Segen bringen!" Oh, er besann sich wohl darauf. Jetzt

starrte er scheu auf die Stelle. „Armes Kindlein, in deinem engen Gefängnis!“ dachte er mitleidig, indes seine Füße schwer über die laut hallenden Bohlen polterten, und ihm fiel nicht auf, daß sich der französische Schnauzbart in der Luke gar nicht um ihn kümmerte.

Da war er nun in der Stadt. Dicke Festungsmauern und armselige, niedrige Häuschen empfingen ihn am „Breiten Wege“. Menschen in Menge, wohin er sah. Solche mit steifnackiger Haltung und fremdländischem Gesichtsschnitt, schlichte deutsche Bürger mit trüben Mienen, verschüchterten Augen, gesenkten Hauptes. Das flutete den langen „Breiten Weg“ auf und ab, das umlärmte ihn mit deutschen und welschen Zungen, das stieß und drängte den Müden — — und so lang, so endlos lang dehnte sich die Hauptstraße der Stadt. An Plätzen und Kirchen, Straßenausgängen und Schwibbogen kam er vorüber. Noch waren in der Gegend des Ulrichstores die Spuren französischer Geschützkugeln zu sehen. Aus dem Innenraum der Ulrichskirche wurden Strohbündel an die davor haltenden Kavalleristen verteilt, Branntweinfässer rollten über die Fliesen des Kirchenraumes.

Philipp starrte auf das alles mit neuen Empfindungen. Sein ihn hetzender Trieb war schwach geworden, untergegangen in Müdigkeit und Wirrnis. Da waren ihm schon lange zwei gewaltige Turmspitzen ins Auge gefallen — weit, weit im Süden. Die eine trug eine Kreuzblume, der anderen fehlte sie. Die lockten ihn nun unbewußt. Der hohe, uralte Dom mußte das sein, dies Wahrzeichen der Elbfestung!

Und wieder begann er die Wanderung, und endlich tauchten zu den grauen Türmen auch die Grundmauern des Kirchgebäudes vor ihm auf. Jenseits eines großen, viereckigen Platzes, des Neuen Marktes, lagen sie vor ihm, überragt von dem gotischen Kirchendach. Wasserspeier drohten in grotesken Gebilden herab. Ein steinerner Ritter hielt Wacht über dem Seitenportal. Aber noch vermochte Philipp das alles nur so gelegentlich zu beobachten, denn um ihn wimmelte es von Menschen. So groß der Platz auch war, zwei Häuser allein schienen Anziehungskraft auf alle diese Gestalten zu besitzen, die den Platz bevölkerten. Was Uniform trug oder sonst zum Heer gehörte, machte sich um das lange, mächtige Gebäude zu tun, dessen weiter Hof mit Kanonen, Munitionswagen, Kugelhaufen und anderen Kriegsartikeln gedrängt erfüllt war. Das alles war preußisches Armeegut und dem Feinde mit der allzu raschen Kapitulation des alten, unfähigen Kommandanten zugefallen. Wer jedoch dachte noch an diese Schmach! Alle jene Neugierigen, Eifrigen, Überängstlichen, die aus allen Straßeneingängen über den Platz hineilten und sich gegen die Postenkette zur Linken drängten, strebten einem weniger umfangreichen, jedoch schloßähnlichen, stattlichen Hause zu, über dessen Tür in goldenen Lettern „Dombechanei“ stand. Hier wurde der Name des Marschalls Ney als des Gouverneurs der eroberten Festung immerfort laut. Zu ihm drängte alles mit Gesuchen, Anfragen, Bittschriften. Da gab es Leute, die sich den französischen Offizieren nur schmeichlerisch nahten, andere, die zähneknirschend auf sie starrten und einen Fluch unterdrückten, während sie doch die Bitte sprechen mußten.

An Philipps Ohr schlug das alles, aber es hatte keinen Sinn für ihn. So schlagen brandende Wellen an harte Uferfelsen. Seine Augen umfaßten wohl alles, aber wechselnde Bilder eines Kaleidoskops waren es für ihn. Sein dumpfes Hirn versuchte nicht, sie zu enträtseln. Alles Verstehen lag in ihm wie von einer schweren Betäubung ertötet. Jedoch plötzlich — was war das? Warum verkrampften sich seine Hände so jäh um Hussas Hals, daß das Tier auf einmal wild aufheulte? Was verzerrte die Muskeln seines Gesichtes zu solcher Miene des Schreckens und Grauens? Das blinkende Rot und leuchtende Gold konnte es doch nicht sein, das ihm von jenen stattlichen polnischen Ulanen, die zu fünfen, sechsen dahergeschlendert kamen, in die Augen fiel! Freilich, die schwarze Tschapka mit dem hohen, weißen Stutz daran thronte über hochmütigen, adligen Gesichtern, aber in diesen Mienen war doch die Laune des Übermutes! Von den plaudernden Lippen flogen doch lustige Scherzworte! Und alle diese Rassegestalten in ihrer lässigen Geschmeidigkeit boten einen — selbst für schlichte Knabenaugen — gefälligen Anblick. Warum mußten die Blicke dieser Augen auch gerade auf den einzigen fallen, der unter allen diesen Prächtigen dahinschritt, als äußerlich nicht zu ihnen gehörig?

Ein dunkler Mantel umschlug seine hagere

Gestalt und verhüllte sogar den Hals. Eine Schirmmütze war tief in die Stirn gezogen. So war fast nichts sichtbar geblieben als die Hakennase und die beiden scharfen, flackernden, keinen Moment ruhig bleibenden Augen. Wie gierige Habichte aus dunklen Wolkenschatten, so stießen sie auf das jeweilige Lebendige, das sie sich ersehen hatten, und jeder, den ihre zuckenden Flammen trafen, schrak darunter unwillkürlich zusammen und fühlte sich als Opfer. Auch Philipp umzüngelten sie im Fluge, der vieles umfaßte, so nebenher — und schon war er nicht mehr Herr seiner selbst. Ob die kaum erkennbaren Züge unter diesen Augen ihm bekannt, von ihm gefürchtet oder gehaßt waren, er vermochte es nicht mehr auszudenken. Vor dem andrängenden und zurückbrausenden Blute war es ein Taumel vollster Besinnungslosigkeit, der ihn überfiel. In diesem hatte er sich an Hussa festgeklammert, und das Tier, von dem heftigen Ruck am Halsbande erschreckt oder gereizt, war mit ihm davongestürmt — wild — unaufhaltsam weiter und weiter. Wie lange? Wie sollte Philipp das wissen! Seine Augen stierten, seine Lungen keuchten, die Beine bewegten sich von selber. . . .

Ein taumelndes Zustürzen, ein Sinken, ein Fallen in irgendeine Tiefe war es schließlich geworden, und als des Zusammengebrochenen Augen wieder Kraft fanden, die Gegenstände um sich herum zu erkennen, sah er sich auf einem angeschütteten Erdhaufen in der Nähe von Reisigbündeln an einer Böschung liegen, die vor ihm noch weiter in die Tiefe eines Wassergrabens führte. Schön viereckig ausgestochen, mochte es wohl ein Festungsgraben sein.

Um ihn war es still. Hussa lag, leise schweifwedelnd, vor ihm, nur seine heraushängende Zunge und seine heftig auf und nieder gehenden Flanken zeigten an, welche Kraftanstrengung auch er hinter sich hatte. Nun aber erhob sich der Hund halb auf den Vorderbeinen und windete dem aufgeschütteten Erdwall der Höhe zu. Dort oben klirrte es von Waffen. Und bald zogen schwarzhaarige französische Grenadiere mit geschultertem Gewehr über den Kamm. Sie vermochten die Liegenden nicht zu erspähen. Philipp sah ihren kriegerischen Gestalten durch das Geäst der Faschinen nach. Als er sich endlich wieder abwandte, hielt Hussa die spürende Nase bereits nach der entgegengesetzten Seite gerichtet, und als sich der Knabe etwas vorbog, stand da, im Winkel der Böschungen verborgen, ein hochgewachsener junger Mensch barhaupt in fahlgrauem, trotz der Novemberkälte leichtem Anzuge. Aus dem weiten, offenen Kragen erhob sich ein schlanker Hals und ein starkes, wohlgeformtes Haupt. Die freie, hohe Stirn wurde im Winde von der dicken, blonden Haartolle umspielt, die blauen Augen, die bisher angestrengt auf ein Papierblatt geblickt hatten, auf das er mit geübter Hand eine Zeichnung entworfen hatte, sahen jetzt überrascht und scharf prüfend auf den Knaben, als sei er gewärtig, daß von ihm irgend etwas Drohendes ausgehen müßte. Da sich Philipp aber nicht rührte, ließ er die Blicke nur wieder forschend in die Runde gehen und strichelte dann eilig an seinem Zeichenblatt weiter.

„Hast es eilig gehabt, hierherzukommen, Junge“, warf er während der Arbeit hin. „Wenn dich die Franzosen finden, werden sie dich einsperren und knuten.“ Er lachte kurz und kraftvoll auf, etwa so, als könnte dergleichen anderen Menschen — Schwächlingen und Kindern — wohl geschehen, er aber wäre dagegen gefeit.

Als sich Philipp nicht regte, fuhr er nach einer Weile etwas dringlicher auf ihn ein. „Du kannst hier nicht bleiben, Junge. Zum Spielen ist hier kein Ort — zum Ausruhen auch nicht. Hier ist der Aufenthalt für alle Unberufenen streng verboten. Neues französisches Festungsgelände — eben abgesteckt gegen das Publikum. Verstehst du?“

Noch immer war keine Antwort erfolgt. Als sich der Sprecher jetzt wandte, sah ihn zwar ein gespannt aufhorchendes Gesicht an, in den weit aufgerissenen Augen aber stand neben erfahrenem Schreck unruhig tastendes Suchen nach Verständnis. Welche Qual blickte für einen empfindsamen Beschauer aus diesem Gesicht! Lange und tiefgehend forschte der Jüngling darin und überflog die vernachlässigte, beschmutzte Kleidung. Sprach hier nicht ein ganz besonderer Jammer zu ihm? Der Jüngling begann zu verstehen, was ihm da alles ohne Worte übermittelt wurde, und er vergaß darüber sein eigenes Tun. Denn erst, als Hussa wiederum ein leises Knurren hören ließ, fuhr es wie ein Erwachen über sein Antlitz. Wo war er? Was gab es? Und nun merkte er: eine Gefahr drohte.

Mit rascher Hand, aber ohne die Eile eines

Erschrockenen klappte er sein Buch zu, ließ es mitsamt dem Zeichenstift im Kittel verschwinden und war mit ein paar Schritten in der Tiefe neben dem Lager des Knaben. Hier ließ er sich lautlos niedergleiten, und seine Hand drückte mit raschem Griff des Hundes Schnauze zusammen. Wieder war in der Höhe das Waffenklirren hörbar geworden, diesmal aber bedeutend näher. Doch wiederum schritten die Franzosen vorüber, ohne dem Böschungswinkel Beachtung zu schenken.

Kaum waren sie verschwunden, so erhob sich der starke Blonde, riß mit je einem Griff Knaben und Hund mit empor, eilte mit ihnen schräg an der Böschung entlang und durchquerte mit beiden einen niederen, kanalartigen Mauergang. Seine rasche, entschieden zielbewußte Gangart verzögerte er erst in dem daran anstoßenden Buschwerk. Hier galt es noch einen hohen Absprung, zu dem er Philipp einfach in die Arme nahm und nach wunderbar leichtem, federndem Aufschlag ebenso leicht auf den Boden stellte, während Hussa das Hindernis bereits in weitem Bogen selbständig genommen hatte. Hiernach befanden sich die drei auf einem schmalen Fußpfade, der geradeswegs auf ein viel begangenes Tor zulief, augenblicklich aber menschenleer war.

Auf diesem hielt der junge Mensch an. Etwas wie das Lachen eines Starken, der die Gefahr kommen gesehen, aber auch gewußt hat, daß er darin seinen Mann stehen würde, lief über sein offenes Gesicht. Fast kameradschaftlich zog er Philipp und Hussa heran, indem er sich auf eine Bank niederließ. Er legte ihnen die Hände auf die Köpfe und betrachtete Knaben und Hund abwechselnd. „Ihr Burschen, ihr," sprach er dabei, „was ist das mit euch? Empfindungen scheint ihr alle beide zu hegen, aber zu sprechen scheint euch versagt zu sein — und mit eurem Leben spielt ihr wie die Kinder mit Marmorkugeln. Seid ihr mit der neuen Rute, die jetzt Preußen durchfegt, noch nicht in Berührung gekommen? Ihr scheint die Franzosen sehr wenig zu fürchten, ihr Tausendsassas; — aber da darf ich euch nicht so laufen lassen, ihr richtet Unheil an! Versteht ihr?" Er faßte Philipp schärfer ins Auge. „Stark und gewandt siehst du aus für dein Alter, mein Junge, nun sag' mal, wie ist es damit?" Und er tippte ihm gegen die Stirn.

Die Augen Philipps hingen fest an seinen Blicken, aber statt der Antwort deutete aufsteigendes Rot allein auf einen seelischen Vorgang.

„Hm." — Der Blonde strich ihm mitleidig über die Wangen. „Da ist etwas nicht in Richtigkeit", murmelte er. „Wir müssen es einmal mit der Deutung von Zeichen versuchen?" Sogleich begann er mit langsamen, verständlichen Handbewegungen und fragendem Gesichtsausdruck nach der Herkunft seines kleinen Schützlings zu forschen. Philipp verstand ihn. Bald begann auch er mit der Hand Linien durch die Luft zu beschreiben. Aber wie konnten diese verständlich sein? — Der Frager schüttelte dazu den Kopf. „Das müssen wir geschickter anfangen!" dachte er, holte sein Zeichenheft hervor und suchte damit auf der Bank festzustellen, was der Knabe meinte.

(Fortsetzung folgt.)





Vision.

Ich lag im Sonnenglanz am Waldessaume
Und starrte übers Feld in wachem Traume.
Die Hitze schwelte zitternd in der Luft
Und schürte aus den Kiefern harz'gen Duft.
Da kam ein langer Zug des Wegs daher —
Sie schritten lautlos, und ihr Schritt war schwer.

Die Stirnen senkten sie, die qualenfeuchten,
In ihren Augen war ein fahles Leuchten.
Um ihre Lippen zuckte leiser Schmerz,
Und mancher hielt die Hand gepreßt aufs Herz.
Die Sonne schien den Wandrern ins Gesicht,
Verklärend alle, doch erwärmend nicht.

Ich aber prüfte bange Aug und Mienen —
Sind alle fremd? Kennst keinen du von ihnen?
Da hielt ein schönes Weib den leisen Schritt
Und sah mich fragend an: Kommst du nicht mit?
Sie winkte mir mit ihrer schmalen Hand,
Sah lächelnd mich noch einmal an — und schwand.

Da fuhr ich auf, weit aus die Arme breitend,
Indes die Schatten schwanden, langsam gleitend:
„Komm an mein Herz, geliebtes Weib! mein Glück!"
Umsonst — wie Nebel alles weicht zurück.
Und weinend find ich mich am Waldessaum
Und starre übers Feld in wachem Traum.

Richard Zoozmann.



Das Letzte.

Novelle von Hermione von Preuschen.

Da stand sie nun hinter dem kleinen Fenster und starrte aufs Meer! Wie weit war sie verschlagen von allem, was ihr lieb war. Wie weit! Und warum?

Das Meer war wild heute. Seine weißen Köpfe peitschten die feingeschwungenen Buchten, — peitschten die Felsen des „Ponte Conisi", der Mäuseinsel mit dem alten Kloster, — nach Homer das „steinerne Schiff des Odysseus." Darüber ragte die Fortezza, die Festung von Korfu, — der Phäakeninsel.

Die Schneekette des Epirus war in blaurotem Dunst. — Wundervoll darauf standen die weißroten Blüten der Mandelbäume. „Das muß ich malen", dachte Miro, zwischen allen Gedanken, die in die Ferne geschweift und mit Tränen beladen zurückgeflogen waren. Die Wand der Riesenzypressen starrte in die blaugraue Luft. Vom Achilleion, dem Wunderschloß trotz aller Geschmacklosigkeiten, sah man nur die äußere Mauer. —

„Das ist nun meine Welt seit zwei Monaten", dachte das Weib. — „Wie eng und klein innen, wie herrlich draußen und wie elend in mir selber."

Sie schaute auf die Wände, die vom Boden bis zur Decke mit Studien bedeckt waren — Freilichtbildern, — die Verismus, Farbenglut und Stimmungskraft verrieten in jedem flüchtigsten Strich.

„Das bin ich, das bleibt von mir — ‚epitha'", lernte ich gestern, — nachher! Von unten tönte durch die dünnen Wände das griechische Geplapper von Stavros Gästen, die die schöne Theodora in ihrer gasturischen, mit rotem Band durchflochtenen Kopftracht, so eifrig bediente, wenn sie nicht gerade zu sehr geprügelt worden war.

Von dem Manne ihrer Liebe, Stavro, um den sie vor nun sechs Jahren sich vergiften wollte.

Auf diesen Liebesbeweis hin heiratete er sie. Und sie ward — echt weiblich, glücklich trotz allem, und pries nach jeder Verprügelung das Allerweltsgenie ihres Gatten. —

Das Paar lenkte Miro oft von sich selber ab. Was half das ewige Insichhineinbrüten. — Sie mußte ihr Schicksal erfüllen — oder vielmehr, es hatte sich erfüllt, nun mußte sie sich als Vollmensch und Künstler zeigen und für einen guten Abgang sorgen. Das war sie sich als Weib und als Künstler, das war sie ihrem „Ruhm" und ihrer Liebe schuldig. Der gute Abgang ist das Geheimnis des Erfolges. Sterben mußte sie doch. Nun wollte sie es jetzt, da sie „noch" jung und schön war, „noch" geliebt wurde.

Mit dem guten Abgang, den sie beabsichtigte —

würde ihr Name für alle Zeit bleiben. — Er war so echt, so ganz ihrer würdig, würde die Welt sagen. — Das ganze Weib war doch nur Pose, Reklame. —

Und so würde sie, wie nie im Leben, so auch im Tod nicht verstanden werden! Aber sie würde bleiben. Allen zum Trotz! Der Abgang zu dem Leben war allzugut komponiert. — Sie fürchtete sich oft davor. Aber was hatte sie denn zu verlieren?

Ihr Geliebter würde sie betrauern. —

Würde er in zehn Jahren das ebenso heftig tun? Jetzt erschütterte es noch seine Jugend! Aber in zehn Jahren würde der Mann vielleicht töricht schelten, was der Jüngling noch bewunderte.

Miro liebte ihn — so wie sie immer liebte — verzehrend. Denn sie war ein Weib, zur Liebe geschaffen, wie keine. Sie gehörte zu den „grandes amoureuses", die keinen Flirt und kein Abenteuer wollen, aber ein selbstloses Aufgehen ihres Seins im Geliebten.

Und das Leben hatte ihr wenig echte Liebe gebracht. Einmal einen Gatten, der sie vergötterte, wie sie ihn. Aber er starb nach kurzer Ehe. Und dann stand sie allein, hinausgestoßen aus dem warmen Nest des Glücks in die Eiseskälte der liebeleeren Welt.

Und ihr Weibtum war erwacht! Sie mußte es nun — es gab nur eines für sie — die Liebe suchen, — wieder suchen — die Liebe ihres Toten. Seine Seele mußte in irgendeines Mannes Körper wohnen. Und die suchte sie! Und da taumelte sie von Enttäuschung zu Enttäuschung.

Resignieren wie andere Weiber, „Neutren", wie sie verächtlich meinte, konnte sie nicht! Leben heißt bejahen. Verneinen, Resignieren ist Tod.

Wie eine blinde Naturkraft raste sie durch die Welt, „nach Flammen witternd durch das Weltenall." — Sie mußte die Liebe finden oder sterben! —

Sie hatte sich schon, so oft getäuscht, und dem kurzen Wahne war namenloses Leid gefolgt. Dem Wahn, verstanden zu werden in ihrem tiefsten Sein, dem nur zu bald immer die Erkenntnis folgte, als Brunsttierchen gesucht zu sein, oder als Spekulationsobjekt! Und dann kam der Ekel! Der Ekel vor dem Mann, der Ekel vor sich selber. — Und sie konnte nicht schaffen! Wilde Verzweiflungsanfälle mit durchschluchzten Nächten folgten Wochen stumpfer Apathie!

Das war das Schlimmste — sie konnte nicht schaffen wenn sie nicht liebte. „The best of life is but intoxication" — das war ihre Lebensweisheit.

Sie konnte nur im Rausch, in der Verzückung schaffen. Sie brauchte die Liebe als Stimulus für ihre Kunst. Und ihre Kunst sollte ihre Liebe schmücken. Und sie wollte all den „Neutren" den Fuß aufs Genick setzen und zeigen, was ein Weib kann, ein Künstlerweib. — Sie wollte alles und alles aus dem Vollen, die arme Miro. Sie, die im äußeren Leben so gut zu sparen wußte, begriff es garnicht, wie wenig die Natur an ihr gespart — oder es ging ihr erst sehr spät auf, daß mit ihrer Lebens-, Liebes- und Künstlerschaft hundert gute Durchschnittsweiber und Künstler ausgestattet, sehr behaglich und erfolgreich hätten durchs Leben steuern können, gerade die Mischung bekommen hätten, die zum Erfolge nötig ist. Zu hundert Erfolgen, ein jeder größer wie der eine von Miros ganzem, verzweifelten Leben! Denn sie war in ihrem Denken und Fühlen zu konzentriert, zu sehr Extrakt.

Es war alles von ihrem Sein und Empfinden überlebensgroß. Darum paßte es nicht in die Welt der Enge und Kleinheit, in der der Parnaß von heute emporsteigt. — Man nannte sie Reklameheldin! Als wenn sie aus gemeinen Eintagsmotiven täte, was sie doch tun mußte. — Wenn einer den alten Dämonglauben der Griechen illustrierte, so war es Miro. —

Sie strich wie eine heiße Welle durch ihr Lebensmeer. Hinter sich Bewegung und auch Neid und Empörung aufwühlend! Ja — und jetzt mußte der gute Abgang kommen! Das war sie sich selber schuldig. Ach, mehr noch ihrer Liebe! Denn sie fürchtete sich, den Jüngling zu verlieren — ihren letzten Lebenswunsch — in dem sie alle Süßigkeiten des Lebens sah.

„Stark wie der Tod ist die Liebe", dies Wort Salomonis hatte er ihr heute geschrieben — ihr Rolf!

Wie sie ihn kennen gelernt? In einer trüben, trüben Zeit, da sie an einer furchtbaren Enttäuschung krankte, hatte sie ihn gefunden. Er gefiel ihr — rein ästhetisch schon vom ersten Sehen. An einem dunklen Sommerabend, bei einer Landpartie in einem österreichischen Bad, ging er an ihrer Seite. Auf einmal nahm er sie in die Arme und küßte sie. — Und sie die Freie, Reine, töricht Strenge, ließ es willig geschehen — sie küßte ihn wieder, sie mußte es tun. Sie kannten sich kaum. — Dann nahm er sie im Sturm, und sie lernten sich kennen. — Und sie fanden sich. Wie sehr. Er war Anfang zwanzig, Miro ein reifes Weib an fast vierzig — doch sie sah jünger aus. — Ihre Liebe blieb allen Späheraugen verborgen. — Dann aber trafen sie sich nochmals in einem kleinen italienischen Städtchen.

Für eine Woche! Und das war Glück — leuchtendes, fleckenloses. Tage, wie in goldenen Glanz getaucht.

Aber die lieben Verwandten des Jünglings kamen der Sache auf die Spur, und wollten sie trennen!

Da aber ward Miro wie eine Löwin!

Sie gab ihre ganze stolze Seele nackt. — Damit rettete sie sich den Geliebten. — Der Vater war erschüttert. Er gab zu der „Freundschaft" seinen Segen. So ward diese letzte große Liebe ein „Verhältnis" in aller Form. Sie sagte es sich oft selber. Und mit einem gewissen Stolz! Sie, die „ehrbare Frau", hatte ein regelrechtes „Verhältnis", so süß und so berückend wie möglich. Denn von Heirat war bei dem Altersunterschied nicht die Rede. Freilich, sie dachte nicht ohne Bitterkeit an George Elliot. Die war zwanzig Jahre älter wie Miro und hatte einen jungen Mann in Rolfs Alter geheiratet. Und die Elliot war häßlich gewesen.

Nun war sie tot — und das Lebenswerk ihres Gatten ward — ihr in einer Biographie ein leuchtendes Denkmal zu setzen.

Was sie in Rolf sah? Ach alles! —

Er hatte ihr einmal gesagt: „Ich bin das, was du in mir siehst." Nun schuf sie sich aus ihm den

Mann, den sie brauchte. Ihre Erzeugung — ihre Schaffensmöglichkeit.

Sie liebte und arbeitete wie toll! Sie konnte ja arbeiten wie seit Jahren nicht, hatte sie doch, was sie zu ihres Lebens Entfaltung brauchte — eine große Liebe. —

Und die wollte sie sich erhalten — ehe sie erkaltet war — auf ihrer alten Höhe! Und darum eben war der „gute Abgang" nötig. Das Scheiden, auf dem höchsten Gipfel! Es grauste ihr ja davor, was aber blieb ihr anderes übrig? Sie mußte sich die Liebe, und sie mußte sich ihren Ruhm erhalten für alle Zeiten! Was konnte ihr auch das Leben noch bieten? Ein Alter? — ihr, die nur für Jugend und Schönheit, nur für Liebe und Leidenschaft geschaffen war? Wie sie manchmal die guten, vernünftigen Dutzendweibchen beneideten, denen das Alter und das langsame Verzichten so selbstverständlich erschien, die nach einem kurzen Sonnenblick durch ein Leben lang wunschlos im Schatten hockten und nicht einmal wußten, was sie entbehrten. Nein, die wenigsten Menschen und die wenigsten Frauen wußten ja, was Leben war, und darum konnten sie so genügsam und zufrieden sich bescheiden. — Sie aber, Miro, war nur für die Lebensgipfel geschaffen, für die freien, herrlichen Ausblicke vom Thron einer starken Persönlichkeit herab. Ein Kriechen und Basteln und Sichbefriedigtfühlen in den Niederungen war ihr nicht möglich. Lieber Tod und Vernichtung. Oft sagte sie sich, wie ungerecht Welt und Leben urteilten, die Menschen nicht nach ihrem elementaren Sein zu schätzen, sondern danach, wie sie sich ihrem Milieu und ihrem Schicksal gegenüber verhielten. — Das war ja doch Wahnsinn! Ein Karrengaul war glücklich, im gleichen Trott der Alltagspflicht, und ein Pegasus zerbrach sich darüber die Flügel.

Also — sie wollte ein Ende machen, daß man einst, dereinst ihrer nur in Jugendkraft und Schöne gedächte, daß das langsame Vergehen ihr fern bliebe und das mälige Verwelken. Daß man sie immer in einem Atem mit Sappho nennen würde, der Herrlichen, Ewigjungen, Ewigheißen!

Und darum nun war sie hierhergekommen!

Wenn der Frühling mit dem Purpurpinsel über Berge und Meere strich, wie seit Jahrtausenden, dann wollte sie hinüberfahren, nach Santa Maura, dann wollte sie zum leukadischen Felsen wandern, die Felsenschroffen erklimmen, auf denen Apollos Tempel stand, und von der gleichen Stelle hinabspringen ins Meer, von der aus ihre große Schwester in Apoll sich in die Ewigkeit hinübergerettet.

Jetzt war noch Winter! Viele Wochen lang mußte sie noch schaffen und wirken für ihren Ruhm, mußte ihr Haus bestellen, innige Fühlung haben mit ihren Kindern, ihren Freunden — und mit dem einen, um dessentwillen vor allem sie sterben wollte — Rolf!

So richtete sie sich denn häuslich ein, in dem kleinen Xenodochion to Belvedere — als sollte es für die Ewigkeit sein!

Viele Wochen! Ach, keine Erdenewigkeit dauert im Grunde länger als sechs Wochen, und unser allertiefstes und reichstes Leben ist am letzten Ende doch nur Minutendasein, eines Herzschlags Spur. —

Und wenn sie nun diese Wochen ausnutzte — jede Woche, wie ein Lustrum, dann hätte sie darin den Lebensinhalt von dreißig Jahren und mehr geschöpft. Und dann konnte sie ja befriedigt sterben, lächelnd, gesättigt! —

Und so begann sie denn zu arbeiten, von Tagesgrauen an mit Fieberglut! Alles Schöne, alles Neue, alles Selige in der flüchtigen Stimmung, wußte ihr Pinsel hinüber zu retten ins Bleibende!

Ihre Wände füllten sich mit Studien in leuchtender Kraft, und schienen sich glühend zu weiten in die Unendlichkeit! Es war wirklich die Arbeit von Jahren, die da herniederschaute auf das rastlose Weib. Aber sie schien auch zu fragen: Und das willst du alles von dir werfen — dieses Wissen, dieses Können, dies Wollen und Empfinden — um eines Traumes willen?

Und ist denn nicht ein Tag Leben, Fühlen und Genießen, den kalten Nachruhm von tausenden von Jahren wert?

Miro wollte nicht auf die Sprache ihrer Bilder hören.

Am Abend schrieb sie — Feuilletons in bunter Fülle — einen Band Griechenlieder, in dem sie all ihr Zweifeln, ihr Sehnen und Verdämmern und die Lavaglut ihres ganzen Seins ausströmte.

Und dann schrieb sie an den Geliebten, täglich Aber seine Briefe kamen so spärlich — sie durchlebte solche Höllen des Wartens von einem zum andern, daß eine große Müdigkeit sie beschlich. —

Dazu der viele Regen, tage-, nächtelang, endlos — endlos.

Dann fingen die Mandeln zu knospen an und brachen auf, und ihr Blütenschnee hob sich leuchtend ab vom Dunkelblau des Epirus. Die Hänge begannen schon weiße Teppiche von Gänseblümchen zur Vorfeier auszubreiten. Aus dem dunkleren Rasen im Olivenschatten strahlten die blaßlila Iris und Anemonen. — Aus den Ölwäldern scholl der einförmige Gesang der Dirnen beim Olivenpflücken.

Die moderne Welt erschien Miro fast befremdlich, wenn sie die Reisenden mit Bädeker in ihren Wagen von Korfu herüber und durch den Park des Achilleon streifen sah, wenn sie mit neugierigen Augen zu ihr, Miro, herüberstarrten. Waren all diese ihr nicht fremder, wie droben die Marsbewohner? Was hatte sie mit diesen gemein?

Auch die Besuche in der Nachbarschaft, in den kleinen Villen, um die man sie, der Langeweile halber, so eifrig gebeten, unterließ sie nun. Was sollte sie auch dort die Zeit vergeuden, sie, die ihr Haus und ihre Werke bestellen, ihre Seele für die Ewigkeit vorbereiten mußte. —

Nur ein letzter Humorfunken ließ sie immer wieder ihren Wirt, Stavro, und seine Theodora beobachten und ihre steten Kämpfe mit der alten Schwiegermutter. Ja, die Welt war überall die gleiche.

Dann begann sie, griechisch zu lernen. Aus Trotz, weil ihr alle sagten, es sei zu schwer, es sei unmöglich. — Aber hatte nicht auch die Kaiserin Elisabeth es hier

gelernt, deren Schatten ihr auf jedem einsamen Bergpfad voranzuschweben schien?

Sie betrieb auch das mit glühendem Eifer und kam auch wirklich bald so weit, sich mit den Bauern ringsum ein wenig verständigen zu können. —

Darauf war Miro stolzer, denn auf all ihre Werke. —

Wenn ihr Liebster nicht so selten geschrieben hätte, wäre diese Zeit für sie noch nicht einmal so unglücklich gewesen, denn dem Bewußtsein intensiven, künstlerischen Schaffens hält auf die Dauer auch die schwärzeste Verzweiflung nicht stand.

Aber diese immer spärlicher werdenden Briefe peinigten sie unsagbar.

Tausend Schreckbilder sah sie, seines Vergessens, seiner Untreue, des Erlöschens seiner Liebe. Wie oft weinte sie sich in Schlaf, um dann wieder aus wüsten Träumen mit dem Gefühl eines schwer lastenden Unglücks emporzuschrecken.

Dann schrieb sie ihm die verzweifeltsten, halb tränenverwischten Episteln, die ihn, der von Arbeit und ärztlichen Pflichten überhastet, nervös überreizt war, höchstens bestimmten, noch weniger zu schreiben, um nicht den Schein zu erwecken, als läge es in seiner Macht, öfter ihre Nähe, ihre Gemeinschaft zu suchen. —

Wenn er freilich schrieb, schrieb er sehr liebevoll und zärtlich, wenn es scheinbarer auch nüchterner wirkte, wie Miros Dithyrambensprache. —

Es war ihr dann jedesmal, als gösse ihr Rolf einen Eimer kalten Wassers über den Kopf. Nach und nach aber wärmte sie sich immer mehr an der Innigkeit seiner Zeilen, bis dann wieder der Schleier der Ferne sie blasser und blasser werden ließ, und das alte Elends-, Furcht- und Sorgenspiel von neuem begann.

So schwand die Zeit, das intensive, seelische und körperliche Arbeiten und die gelinderen Frühlingslüfte hatten Miro müde gemacht. Nun war's bald so weit, daß sie sich zum Zug nach Leukos rüsten konnte.

Als sie davon sprach, erklärte Stavro, er wolle sie als Dragoman begleiten. Es half kein Abreden. Sie fügte sich endlich darein.

War es nicht schließlich gleichgültig, ob der Grieche, ein verkommenes Genie, der sie überall wie ein Schatten geleitete, ihr Malzeug trug und ihr beim Malen zusah, — er wollte lernen, — auch mit nach Santa Maura, dem alten Leukos kam oder nicht?

Also ihretwegen! Er wendete sich dann auch gleich höchst eigenhändig seinen Überzieher, der ungefähr so fleckig war wie ihr Malkittel, und prügelte Theodora etwas seltener.

Nun erhielt aber Miro die Anfrage eines alten Arztes, ob er sich der Fahrt anschließen dürfe, von der Stavro in der Freude seines Herzens allen Kutschern erzählt hatte, die nach dem Achilleion fuhren.

Einer hatte es dann dem Doktor Reiter verraten, dessen anschlußbedürftiges Gemüt sich hilfeflehend an sie wandte. Sie konnte nicht gut nein sagen, denn welchen Grund hierzu konnte sie angeben?

Stavro in inniger Freude über die für ihn nun noch einträglichere Reise, besetzte seinen Überzieher nun sogar mit neuen Knöpfen. Und Theodora strahlte! Sie konnte sich in ihres Gatten Glück! Sie nahm mitten in der Woche ein frisches Kopftuch und brachte Miro zum „jesma", dem Mittagsmahl, eine Nuß und eine Orange mehr.

Es herrschte eitel Lust und Freude, sogar die alte siebzigjährige Lena, Theodoras Schwiegermutter, keifte weniger.

Drei also wollten hinausziehen und nur zwei, dachte Miro, sollten wiederkommen! —

Am Vortag der Abreise stürmte es. Der Wind hatte sich vom Scirocco zur Tramontana gewandelt.

Miro war wieder müde, sie arbeitete heute nicht, zum erstenmal. — Sie hatte noch auf einen Brief von Rolf gehofft — vergebens. Ihren Abschiedsbrief an ihn, mit genauer Adresse und Frankatur, legte sie zwischen ihre Bücher auf den Schreibtisch am Kamin, von dem aus so oft sie ihm Worte der Liebe gesandt. Nun hatte sie die letzten zu ihm gesprochen!

War seine Liebe dieses Opfer wert? — Aber es war ja keines. Sie hatte das Beste vom Leben vorweggenommen — Liebe, Ruhm, Jugend, Schönheit.

Was im Becher zurückblieb, die Hefe, sie schenkte sie sich. Sie war eine Flamme und wollte als Flamme verlöschen — weithin sichtbar, nicht langsam im Dunkeln ersticken. —

Was bot ihr denn das Leben noch an Neuem, an Starkem, an Herrlichem?

Rolfs Liebe — noch war sie heiß, aber Miro lauerte und suchte hinter jedem Wort nach einem Ermatten, Verblassen.

Ihre Kunst? Sie stand auf dem Gipfel. Was sie noch sagen würde, könnte es immer weiter Neues sein, oder nur eine Wiederholung, eine mälige Abschwächung?

Ihr Äußeres — noch war sie die Rose mit allen Blättern, aber ein Lebenssturm konnte die Blüte zerstören. Und der Herbst, der Winter nahte. — Sie fühlte sie nicht, doch eben darum fürchtete sie sie namenlos. —

Die Natur hatte sie zur Bejahung gedacht, zum starken, heißen Lebenswillen, zu dem unbezähmbaren, fast sinnlichen Trieb, die Welt unter ihre Füße zu zwingen, ihren Stempel, ihre Persönlichkeit ihr aufzuzwängen.

Es wohnte eine Menschenverachtung in ihr, die keine Grenzen hatte, und ein Persönlichkeitskult, der zum Größenwahn führen konnte, wenn die Welt sie noch weiter unterschätzte wie bisher, denn sie unterschätzte sie trotz allen willig gespendeten Ruhmes. Weil Miro nicht zeitgemäß war, weil sie herausragte aus dem streberhaften Epigonentum. — Ihr dunkler Drang, ihr unbezwingbarer Dämon sie zu Taten trieb, die die Welt von ihrem kleinen Muckenstandpunkt aus nicht begreifen konnte. — Sie wußte es ja, sie würde leben, nachher und jetzt — hatte sie gelebt!

Ihr fiel ein Gedicht ein, das ihr als Kind tiefen Eindruck gemacht und das schließt: „Nachdem der Herr allen ihre Bestimmung ausgesprochen, spricht er zum Weibe: ‚lieb und stirb'". — Ja, das war der Inhalt eines echten Weibtums. —

Sie hatte alles in seiner Tiefe erfaßt, ergründet, durchkostet, der Rest war schal, sie warf ihn beiseite, — sie stürzte jauchzend um der Liebe, um des Lebens willen wie Sappho der Ewigkeit entgegen! —

Noch einen Abschiedsgang machte sie, durch die Wege des blühenden Achilleion, durch die der Schatten Elisabeths ihr voranglitt.

Der Wind sauste durch die Palmen. — Die Orangenbäume hatten zahllose Knospen angesetzt, die Veilchenbeete waren blau von Blüten. Griechische Veilchen! Wie mag auch Sappho die geliebt haben! Sie pflückte ein paar und sog den süßen Duft. In diesem Duft schien ihr die ganze Süße, die das Leben haben kann, beschlossen.

Rolf! — Er hatte ihr viel Glück gegeben. Wenn er in Sternennächten, das Haupt in ihren Schoß gebettet, zu ihr emporsah mit seinen Sammetaugen und seine dunkle Stimme ihr Verse aus Dantes Inferno sprach . . .

„Wie schön bist du, nun hast du wieder die Nachtaugen."

„Die hab' ich nur für dich", entgegnete sie.

Und wie Phosphorglanz sprühte es ihm daraus entgegen. Er umfaßte sie heißer. „Jetzt sind wir wie Tiger im Dschungl, wilde, wilde Tiger." — — — —

Miro, sie wollte sterben, sie konnte es nicht ertragen, Leben und Glück abflauen zu sehen, zu leiden. —

Es war entschieden. — Lange stand sie am sterbenden Achilles und blickte auf das Palmendickicht, auf die Olivenhügel, aus denen sich Korfu mit seiner Festung emporreckte. Und rechts die Schneekette des Epirus! Es war ein märchenhaftes Bild!

Hier hatte sie nun zwei Monate gehaust und hatte so viel gelitten, so viel! Und wollte nun ein Ende machen. Bald — bald! —

Die Welt war so schön und licht, und drüben im Unbewußten, da war das Dunkel! Das tiefe Dunkel. —

Von drunten leuchtete die goldene Nike auf dem Heinetempel. Seine Worte fielen ihr ein: „Und sein Grab erwärmt der Ruhm". — „Eine bessere Wärme gibt . . ." — nein, dies Zitat war fürchterlich! Sie hatte sich stets darüber entsetzt. —

Die Rosen standen in Tausenden von Knospen.

Von drüben, hinter Stavros Häuschen, an der Berglehne, schimmerte der schneeige Hauch der Mandelblüte.

„Lerchete anaxis", nun kommt der Frühling, hatte sie heute gelernt.

Er kam — und sie ging!

Wie tief ist das Leben, wie reich, wie groß, wie wonnevoll. Wieder mußte sie es denken, fast mit Bedauern!

Und wie würde es droben sein?

Noch müder als sie gegangen kam sie in ihr Häuschen zurück.

Am anderen Morgen schimmerte und lockte der Frühling in allen Büschen, aus allen Lüften!

Die Vögel sangen, die Mandelbäume waren noch überschütteter mit Blüten, und die Iris glänzten vom Wegsaum.

So zog sie denn mit Stavro von der Höhe herab, drunten an der Landstraße auf den Wagen zu warten. Stavro strahlte wieder vor Glück, und Theodora sonnte sich in seiner Freude. Der Abschied war zärtlich.

Dann schritten sie durch das in Oliven eingebettete Dorf.

Von überall kam man herbei, ihnen die Hände zu schütteln, gute Reise zu wünschen.

„Kali taxili" erklang's von allen Seiten, sogar die uralte Ziegenhirtin wünschte Glück. —

„Ein schlechtes Zeichen", dachte Miro. Dann mußte sie darüber lächeln. Was machten ihr jetzt noch gute oder schlechte Zeichen! —

Am Xenodochion drunten mußten sie lange warten. Eine Schar schmutziger, lärmender Griechenkinder umstand sie, endlich kam das Gefährt. —

(Schluß folgt.)



Auf abgeblühten Zweigen...

Auf abgeblühten Zweigen spielt
Der Wind sein Sommerlied.
Und Blütenblätter fallen
Wie die verjagte Unschuld nieder.
Ein Zittern noch, ein Beben, und —
Der Apfelbaum ist still verblüht.
Vorbei die heitre Welt in ihrem Duft;
Auf helle Blüten folgt die dunkle Frucht,
Es lacht nicht mehr. —
Kennst du dies Schauspiel nicht
Und diesen Schmerz?
Und dies verhängnisvolle Sehnen?
Du sinnst und sinnst; ich sehe Tränen;
Komm, Kinderherz . . .

Hans Blüher.





Fern hallt ein Schrei.

Erzählung von Toms Fron.

Er hatte ihr den ledergepolsterten Armstuhl in richtiger Entfernung vor sein Selbstbildnis aus jungen Jahren gerückt und war hinausgegangen.

Da saß sie nun und starrte auf die Kreidezeichnung in dem dunklen Rahmen.

Ja, so hatte er damals ausgesehen, als sie zum letzten Male mit ihm zusammengetroffen war, und das war vor sechsundzwanzig Jahren gewesen! Es kam ihr wie ein Traum vor, daß sie ihn jetzt zum ersten Male nach dieser langen Zeit wiedergesehen hatte. Vor einem Augenblicke hat er noch an ihrer Seite gestanden, die Lehne des Stuhles war noch warm von der Berührung seiner weichen Künstlerhände, und wenn sie sich wiedergefunden, würde er hereinkommen, und dann würden sie vergessen, daß sie jetzt beide graue Haare hatten, und daß sie so lange, lange getrennt gewesen waren.

Ja, so hatte er damals ausgesehen. Das war dieses schmale, blasse, bartlose Knabengesicht, um das immer ein fast wehmütiges Lächeln spielte. Aber in den großen, braunen Augen schimmerte es wie Lebensfreude und Schalkheit, vielleicht auch wie Drang zu genießen und Leichtsinn. Was für dichtes, dunkles Haar er damals hatte! Leicht gewellt wie südliche See unter dem ersten Morgenhauch.

Ja, solch ein braunes Samtjackett pflegte er zu tragen, und so band er die seidene, blaue Künstlerschleife. Wie sie sich noch auf das alles so deutlich besann!

Sie war damals ein hochmütiger, sehr eingebildeter Backfisch gewesen. Und er war als junger Akademieschüler von dem Gymnasium der kleinen Provinzstadt nach Berlin gekommen. Er war fast noch ein Kind, und vor ihm lag die Welt so groß, so rauschend, so berückend schön, und er wußte noch keinen Weg zu finden durch diese Unendlichkeit. Aber dafür wußte er auch nichts von Schwierigkeiten und unübersteigbaren Hindernissen. Er glaubte an sich. Er hatte Mut und Kraft und ein gläubiges Vertrauen. Er war ja so jung.

Sein Selbstporträt, daß er damals gezeichnet hatte, und das jetzt vor ihr stand, war freilich der einzige Versuch in dieser Kunst geblieben. Landschafter wollte er werden, das war ihm immer klarer geworden, und mit dem einfachsten dieser Art wollte er beginnen. So hatte er sich eine schlichte Baumgruppe auf der Rousseauinsel ausgesucht, die er ohne Staffage nach der Natur malen wollte, und an jedem Spätnachmittag, wenn er Vorlesungen gehört, Akt gezeichnet und Anatomie studiert hatte, kam er mit seiner Staffelei zu Fuß vom Nordosten der Stadt dorthin gepilgert.

Das war damals noch nicht der brodelnde Hexenkessel gewesen, den sie jetzt vor den Fenstern oben hörte, das damalige Berlin, aber die Menschen und Maschinen arbeiteten auch noch nicht so ringend und ächzend mit Aufbietung aller Kräfte. Die frische Lebhaftigkeit der Stadt förderte seine Kräfte und störte nicht den stillen Frieden seiner regelmäßigen Tageseinteilung, die so gar nichts von gekünstelter Ungebundenheit hatte. Immer um dieselbe Zeit verließ er seine Mansarde am Friedrichshain, wenn die Uhr der Parochialkirche mit fünf Glockenschlägen das Lied von Treu und Redlichkeit sang, wanderte er durch die Königstraße, auf einer Bank im Tiergarten verzehrte er sein Abendbrot, und wenn der Trompeter vor das Stadtschloß trat, und mit schmetternden Signalen zum Zubettgehen mahnte, pilgerte er heim. Er war bedürfnislos und zufrieden, und noch hatte ihn nie sein leichtes Blut in Versuchung geführt. Er war ja auch zu arm, um sich Außergewähnliches zu erlauben.

Was das damals für ein herrlicher Spätsommer gewesen war. Es war als könnte dieses Wachsen und Reifen kein Genug und kein Ende finden, und als könnte dieser unendliche Glanz des blauen Äthers nie getrübt werden. Sie wußte es sich kaum zu deuten, warum sich der wilde Wein vor ihrem Hause in der Tiergartenstraße dunkler und bunter färbte, warum manchmal und immer zahlreicher erstorbene Blätter auf den Wegen des damals waldähnlichen Parkes lagen, und feine, weiße Fäden durch die Luft zogen. Allerdings, diese zarten Birken und die stämmigen Rotbuchen, das grüne Wasser und die weißen Marmorstatuen, das Blau des Himmels und das Schillern der untergehenden Sonne, wer diesen Farbenreichtum malen könnte

Der junge Maler, der sein Malgerät neben der Bank aufgestellt hatte, auf der sie bei sinkendem Tage zu träumen pflegte, konnte das. Sie sah, wie sein Bild mit jedem Tage sich schöner gestaltete. Wie sie darüber in ein Gespräch gekommen waren, wußte sie nicht mehr, aber sein Eifer und seine Begeisterung hatten für sie etwas Rührendes gehabt. Es war so unterhaltend, mit ihm zu plaudern, und man konnte manches daraus lernen.

Er wollte so gern nach dem Lande gehen, von dem ihm seine Freunde so viel erzählten. Nach dem Lande der Farben und der Formen, wo sich dunkle Rosen über rauhe Mauern rankten, der glutenspendende Wein in strohumflochtenen Flaschen mit langen Hälsen schlummerte, und frohe Menschen singend durch enge Gassen wandelten.

„Ja, warum er das nicht täte?"

Er lächelte erstaunt, nicht bitter.

„Er sei doch arm. Er könne sich nicht einmal immer warmes Essen beschaffen."

Sie begann sich zu schämen, daß sie reich war. Was hatte sie dazu getan?

Sie trafen sich auch später, als das Bild fertig war, und dann kam eine Zeit, da sie wußten, daß sie sich liebten. Sie wußten noch mehr. Sie wußten, daß sie nie mehr einen anderen Menschen, gewiß nie einen anderen Menschen mehr lieben würden. Welche Zeit unsagbaren Glückes das war!

Sie versank in stille Träume . . . .

Es war ganz dunkel geworden, und die Gegenstände im Zimmer bekamen gespenstische Umrisse. Die

Kopien florentiner Gemälde hingen an den Wänden, pompejanische Schalen und geflochtene Körbe mit üppigen Blüten standen auf den Gesimsen, und auf den Tischen lagen südliche Früchte in etruskischem Porzellan.

Das ganze Zimmer atmete einen wohligen Hauch, nur gedämpft drang das Licht durch die gemalten Scheiben, und das Feuer im Kamin knisterte leise.

Wie bald sie damals voneinander gegangen waren. Er hatte sich nach München begeben, wo er sich als heimatloser Zigeuner wohl gefühlt. Dann hatte er das Stipendium für die Reise nach Italien bekommen. Und dann hatte sie ihn ganz aus den Augen verloren . . .

Die Wirtin kam herein: „Der Herr Professor ist wohl noch nicht wieder da?"

„Nein." Aber er würde nun bald zurückkommen.

Wie zartfühlend es von ihm war, daß er sie hier solange sich selbst überließ! Zu überwältigend war für sie die Begegnung mit ihm nach so langer Zeit gewesen! Er war jung und unvermählt geblieben. „Ich gab dir doch mein Wort", hatte er gesagt. Und was war aus ihr geworden? Vielleicht eine alte Frau. Sie hatte sich mit einem hohen Beamten vermählt, der längst gestorben war. Ihre Tochter hatte wieder einen Regierungsbeamten geheiratet, einen Streber mit einem französischen Adelsnamen, an den sie ungern ihr Kind gegeben hatte, und den sie nicht leiden mochte. Dann war sie zweimal Großmutter geworden, und sie hatte Achim und Juliane gewartet, so oft ihr Schwiegersohn mit ihrer Tochter auf Reisen ging. Aber ihr Herz war doch jung geblieben, ganz jung. Wie ein Backfisch war sie rot geworden, als sie ihn wieder sah. Und sie war doch noch immer hübsch. Zu dem jugendlichen Gesicht sahen die grauen Haare nicht alt aus, nur pikant wie eine schelmische Rokokomode. Und ihre Augen hatten den alten Glanz behalten und all das verschämte Feuer ihrer Jugendjahre. Allerdings, „Veilchen in Milch gekocht" hatte ihr Schwiegersohn einmal spöttisch gegrinst. Aber der mochte sie nun einmal nicht leiden, und übrigens hatte das ihr Gatte auch gesagt. Vielleicht war das ein Ausdruck der Regierungsbeamten und sie verstanden eine Frauenseele nicht. Aber „er" war Künstler, und er verstand sie. Wo er nur so lange bleiben mochte? Sie mußte selbst darüber lächeln, daß sie „er" sagte. Sie war wirklich der frühere Backfisch geblieben. Dies Alter war ja auch die Zeit ihrer großen Liebe gewesen.

„Endlich!" Sie hörte die Tür des Korridors gehen. Wo er so lange geblieben war? Aber das fühlte sie, jetzt nahte die große Entscheidung ihres Lebens. Sie war aufgestanden, alles Blut des Körpers strömte zu ihrem Herzen. In den Ohren war es wie ein surrendes Geräusch, und jeder Nerv begann zu fibrieren.

So stand sie, die eine Hand auf die Lehne des Stuhles gestützt, in einer den schlanken Leib straff spannenden Erwartung.

Aber das war gar nicht sein Schritt, der zur Tür kam. Es war die alte Wirtin, die langsam hereintrat.

„Sie sind Frau Geheimrat Drüberg? Hier hat ein Eilbote einen Brief für sie abgegeben."

„Möchten Sie mir, bitte, eine Lampe bringen?"

Das mußte eine fremde Stimme gesagt haben, eine häßliche, blecherne Stimme. Ihre eigene Stimme war das doch nicht. Als die Wirtin für Beleuchtung gesorgt und sich leise zurückgezogen hatte, versuchte sie den Brief zu öffnen. Aber ihre Finger zitterten so heftig, daß es ihr nicht gelang. Mit einem toten Lächeln betrachtete sie seine Schriftzüge auf der Adresse. Die hatten sich kaum verändert. Noch immer die großzügige, etwas flüchtige, aber offene Handschrift. Dann zog sie sehr langsam eine Nadel aus dem Haar und riß den Umschlag mit einem entschlossenen Ruck auf. Sie mußte die wenigen Zeilen öfter lesen, ehe sie sie verstand. Die Überschrift fehlte, aber sie waren wohl an sie.

„Ich bin nach dem Süden gereist, und wir werden uns nicht mehr wiedersehen. Es ist besser so. Wir sind nicht mehr aufeinander gestimmt, und wir wären zusammen nicht glücklich geworden. Jetzt nicht mehr. Warum einen seligen Traum durch eine schale Wirklichkeit ersetzen?

Ein Freund von mir wird den Haushalt auflösen. Ein Amt habe ich ja nicht. Nur einen Titel, der mir lächerlich ist. Und meine Kunst, die mich begleitet.

Habe Dank für alles. Auch für den Schmerz des Wiedersehens. Lebe wohl und vergiß mich."

Eine Unterschrift trug der Brief nicht. Warum sollte er auch? Sie war aufgestanden. Ihr Blick war in den Spiegel gefallen. Diese müde, alte Frau dort mußte wohl jetzt ihr Bild sein. Aber vor einer Viertelstunde hatte sie anders ausgesehen. Sie legte umständlich das Jackett an, daß sie vorher ausgezogen hatte. Dann nahm sie wie eine schwere Last den Schirm. Ohne sich umzublicken, ging sie mit schleppenden Schritten durch den Korridor. Niemand sah sie. Sie ließ die Außentür in das Schloß fallen. Es gab einen vernehmlichen Schall, und es war ihr, wie einem in der Nacht eines winterlichen Waldes Verirrten, dem das letzte ihn suchende Rufen weiter und immer weiter im Nichts erstirbt.



Träume.

Das kommt wohl oft, daß wir im Morgenlicht
So schwer erwachen und uns bangend fragen:
Wie kam mir solcher Traum? Wir wissen's nicht,
Wie viel der dunklen Angst wir in uns tragen,
Wie viel des Ungestillten in uns spricht,
Wir hören's nicht, vom Tageslärm umgeben —
Wir kennen unsre eigne Seele nicht,
Denn zwischen ihr und uns steht fremd — das Leben
Erst wenn der Schlummer jede Form zerbricht,
Die unser Wesen starr und kühl umzwängte, —
Dann zittern wir im Traum — und wissen's nicht,
Daß eignes, tiefstes Fühlen zu uns drängte!

Christa Niesel-Lessenthin.





Bücherbesprechungen



Richard Fromme. **Richard Wagner.** Xenia-Verlag. Leipzig.

Ein von warmer Liebe und Begeisterung erfülltes Werk, das Betrachtungen über Richard Wagners Dramen, insbesondere über das Mythische in seinem Schauen und Schaffen enthält, das auch die religiösen und christlichen Motive bei Wagner berücksichtigt. Wagners Religion, die sich von allem Dogmatischem fernhielt, war gleichwohl dem Christentum innerlich verwandt. Dies war ihm die Religion des Mitleids und der Erlösung. Als solche hat er sie symbolisch vom „Fliegenden Holländer" bis zum „Parsifal" gestaltet. „Leidenschaftlich wie Tannhäuser, furchtlos wie Siegfried, heiter wie Hans Sachs und rein wie Parsifal", so erblickt der Verfasser das Bild seines Helden! In seinem Leben sehen wir den Sieger, in seinen Werken den Mythus vom Leben.

Paul Friedrich: **Deutsche Renaissance.** Xenien-Verlag, Leipzig.

Die Sehnsucht nach der deutschen Renaissance, das ist das Leitmotiv, das aus den fünfzehn gemüt- und geistvollen Aufsätzen klingt, die Paul Friedrich zu einem innerlich einheitlichen Buche gesammelt hat. Auf eine deutsche Religion richtet sich diese Sehnsucht, wie sie einst Tacitus bei unseren Ahnen rühmte, auf eine starke innere Politik, die die Mitte hält zwischen Zwang und Freiheit, auf eine deutsche Kunst, die, ihre Wurzeln in die Tiefe senkend, ihre Krone zu den Sternen erhebt, und endlich auf die innere Selbstreformation jedes Deutschen als Voraussetzung alles dessen.

Die Aufsätze geben Eigenes und Gutes. Sie verleihen in den vielen sich kreuzenden Strömungen auf dem ethischen und kulturellen, den Zerklüftungen auf politischem Gebiete unserer Tage einen Halt, der not tut. Artur Brausewetter.



Vermischtes.



Das **Technikum Mittweida** ist ein unter Staatsaufsicht stehendes, höheres technisches Institut zur Ausbildung von Elektro- und Maschinen-Ingenieuren, Technikern und Werkmeistern und beziffert sich der Besuch auf jährlich 2—3000. Der Unterricht sowohl in der Elektrotechnik als auch im Maschinenbau wurde in den letzten Jahren erheblich erweitert und wird durch die reichhaltigen Sammlungen, Laboratorien für Elektrotechnik und Maschinenbau, Werkstätten und Maschinenanlagen usw. sehr wirksam unterstützt. Das Wintersemester beginnt am 14. Oktober 1913, und es finden die Aufnahmen für den am 29. September beginnenden, unentgeltlichen Vorkursus von Mitte September an wochentäglich statt. Ausführliches Programm mit Bericht wird kostenlos vom Sekretariat des Technikum Mittweida (Königreich Sachsen) abgegeben. In den mit der Anstalt verbundenen, ca. 3000 qm bebaute Grundfläche umfassenden Lehrfabrikwerkstätten finden Praktikanten zur praktischen Ausbildung Aufnahme. Auf allen bisher beschickten Ausstellungen erhielten das Technikum Mittweida bzw. seine Präzisions-Werkstätten hervorragende Auszeichnungen. Industrie- und Gewerbeausstellung Plauen: die Ausstellungsmedaille der Stadt Plauen „für hervorragende Leistungen". Industrie- und Gewerbeausstellung Leipzig: die Kgl. Staatsmedaille „für hervorragende Leistungen im technischen Unterrichtswesen". Industrieausstellung Zwickau: die Goldene Medaille. Internationale Weltausstellung Lüttich: den Prix d'honneur.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets **„an die Redaktion"** zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an **Otto Janke's Verlag.** Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Ausgegeben am 16. August 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8. Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.





Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Die Affenburger.

Kleinstadtbilder

von

Clara Hohrath.

(Schluß.)

„Ja, die arme Tante! Ruth, Ruth, das ist das schwerste! Daß ich ihr solches Ärgernis bereiten muß — und doch — ich handelte schlechter gegen sie, wenn ich es nicht täte — aber das ist das schwerste — sie hat mich einmal lieb gehabt! Eine solche Enttäuschung an einem Menschen zu erleben, den man liebte — oh, das ist bitter — und ich fühl mich wie ein Mörder ihr gegenüber — und dennoch kann und darf ich nicht anders — — die Wahrheit, Ruth, wahr sein gegen sich und andere, das ist das höchste — das oberste Gebot!"

„Ja, ja, Onkel, aber wenn mein Mütterlein nun krank wird — aus Kummer über meinen Ungehorsam und meine Wünsche, die ihr böse erscheinen —, muß ich ihr dann nicht zu Willen sein?"

„Deine Wünsche zurückdrängen und geduldig warten, ja, das darfst du, Ruth, aber du darfst dir keine Lüge auspressen lassen, hörst du, kein Versprechen abringen, das gegen dein Gewissen geht! Und jetzt geh nach Hause — es wird Zeit für mich, daß ich mich meinen Richtern stelle — sie werden schon warten."

„Ja, Onkel — ich geh! Oh, sie werden dir solch häßliche Sachen sagen — die du gar nicht verdient hast — und niemand steht neben dir, der zu dir hält — denn ich darf nicht hin — —"

Ein heißes Aufschluchzen — — — dann leichte Fußtritte die Treppe hinab.

Und nun die langsamen, schweren des Mannes — ihres Mannes —, den sie lieb gehabt hat — — — und der nun gerichtet werden wird drüben! Und sie soll hier untätig sitzen bleiben?

Sie läuft ans Fenster und sieht ihn die Fürstenstraße entlang gehen, in aufrechter Haltung. Diesmal geht er den geraden, öffentlichen Weg, nicht wie damals ins Theater auf dem Schleichweg hintenherum durch die Gerbergasse! Aber sie selbst, sie könnte auf diesem Wege in die versteckte Mauerloge gelangen — und von da zusehen und zuhören, wie sie ihn anklagen und richten — ja, das könnte sie — das muß sie — sie kann nicht hier bleiben — nein — das kann sie nicht — sie würde sterben an solcher Qual!

Die Straßen sind jetzt leer und still geworden, sie nimmt ein Tuch um und läuft durch die schmalen Hintergassen zum „Eisernen Postillon" herüber und gelangt auch ungesehen die Treppe hinauf und in den vergitterten Mauerkäfig hinein.

Sie sieht den Saal unter sich mit Menschen angefüllt. Alles bekannte Gesichter! Und drüben, an derselben Stelle, wo damals die Schauspieler sich herumbewegten, sitzen jetzt die schwarzgekleideten geistlichen Herren, die hergekommen sind, um ihren Mann zu verhören, und er — er steht zwischen ihnen, sein Gesicht ist weiß, aber seine Augen sehen geradeaus.

Wird er sich verteidigen können? Ruths Worte tönen ihr noch im Ohr: Sie werden dir solch häßliche Sachen sagen — die du nicht verdient hast!

Nicht verdient? Oh, wohl hat er sie verdient! Was hat er ihr angetan? Die schreckliche Bitterkeit, mit der sie die letzten Tage unaufhörlich gerungen hat, steigt wieder in ihr auf. Er hat hinter ihrem Rücken ein Kind, die Tochter ihres heißgeliebten Bruders zum Unglauben verführt! Er selbst ist schon längst heimlich ein Ungläubiger gewesen, hat verbotene Bücher gelesen, all die Jahre her — hinter ihrem Rücken — hinter verschlossenen Türen! Oh, daß sie diesen — diesen schrecklichen Menschen gerade hat zum Manne nehmen müssen!

Nun steht einer der feierlichen Herren auf und redet. Er spricht von den Pflichten eines Pfarrers und von den Grenzen seiner Rechte und Befugnisse. Er sagt lauter Dinge, die ihr alt vertraut sind, die ihre Eltern sie schon gelehrt haben und die den Bestand ihres Gewissens ausmachen. Sie muß diesem fremden Herrn rechtgeben. Ja, ja, so ist es! Was will ihr Mann dagegen antworten?

Er antwortete jetzt. Er sprach in kurzen Sätzen und hielt hie und da ein, nach dem richtigen Ausdruck suchend. Er war kein Redner. Trotzdem hörte man ihm an, daß er selbst ehrlich überzeugt war von der Richtigkeit dessen, was er sagte. Aber sie verstand nicht recht, was er sagte, das waren ihr fremdartige und unsympathische Begriffe, mit denen er arbeitete — nein, der andere, der Herr vom Konsistorium hatte sicher recht!

So dachten wohl außer ihr noch alle anderen im Saal.

Jetzt erhoben sich seine Ankläger, die Eltern der zu konfirmierenden Kinder, die es durchgesetzt hatten, bei der Verhandlung zugegen zu sein. Die Hauptklägerin, die Institutsvorsteherin, fehlte, die Aufregung hatte sie wohl krank gemacht. Als erster stand Metzgermeister Müller auf, rot und dick, mit listigen, verschwollenen Augen. Er erklärte kurz und bündig, er wolle seine Tochter nicht durch einen Ungläubigen konfirmiert haben, die Herren möchten gefälligst irgendeinen rechtgläubigen Pfarrer zur Vollziehung der heiligen Handlung nach Assenburg senden, andernfalls werde er seine Gertrud auswärts konfirmieren lassen.

Nach Herrn Müller standen andere auf. Sie verlangten alle dasselbe: die Entfernung des Pfarrers. Ein paar schüchterne Stimmen wurden dazwischen laut, die vorschlugen, man möchte Geduld mit ihm haben, er hätte sich ja bisher nie etwas zuschulden kommen lassen — und vielleicht meine er es ganz recht — habe es wohl auch mit der Ruth anfänglich gut gemeint und hätte sich wohl nur in den Mitteln geirrt, die er zur Erreichung eines guten Zweckes angewandt habe...

Aber die Wenigen, die so sprachen, machten keinen Eindruck mit ihren zagen Worten. Die große Mehrzahl war gegen ihn. Die Herren auf der Bretterbühne waren sich ganz klar darüber, was von ihnen erwartet wurde. Die Assenburger wollten einen neuen Pfarrer. Es handelte sich nun nur noch darum, ob eine bloße Versetzung in eine andere Stadt tunlich sei, oder ob der Angeklagte auf eine entlegene ländliche Strafstelle gesandt werden mußte.

Die Pfarrerin horchte hoch auf. Das war eine Seite der Sache, an die sie in all ihrem Jammer und Zorn noch nicht einmal gedacht hatte.

Strafversetzung! Von Assenburg fort in irgendein hinterpommersches, elendes Dorf! War das überhaupt möglich? Konnte ihr das zugemutet werden? Freilich, das tat er — ihr Mann — auch gar nicht: er hatte ihr ja ihre Freiheit sozusagen angeboten! Oh, dieser Mann! Dieser unverständige, törichte, unpraktische Mann! Wie schadete er sich selbst! Wenn er da nun ganz allein in einem schmutzigen, gottverlassenen Erdenwinkel saß, und nicht einmal eine anständige Magd und kein ordentliches Essen hatte und alles ihm schief ging, hilflos und ungeschickt wie er war: Was für ein Leben!

Bei dieser Vorstellung ließ die quälende Bitterkeit ihres Zornes plötzlich nach. Ganz leise kroch das Mitleid aus dem hintersten Herzenswinkel hervor. Armer, törichter, ungeschickter Frieder! In eine Strafstelle sollte er auswandern — und ganz allein —, um da zu verkommen —, denn verkommen würde er, das war nicht anders denkbar! Und das alles wegen der dummen Bücher, in denen er verbotenerweise gelesen hatte und sogar die kleine Ruth hatte mitlesen lassen! Das war im Grunde genommen sein ganzes Verbrechen! Denn daß zwischen ihm und Ruth keine andere Sünde stand, das wußte sie jetzt, seit sie an der verschlossenen Türe gelauscht hatte! Darin hatte sie ihm bitter unrecht getan! Welch ein schmerzhaft süßes, entlastendes Gefühl war das! Vor dieser Erkenntnis hatte der Gedanke, ihm immer noch zu viel vertraut, zu wenig mißtraut zu haben, sie unaufhörlich gefoltert. Wie eine schwarze Wand hatte das zwischen ihm und ihr gestanden, dies schreckliche Gefühl: Hinter seinem Schweigen und seiner Heimlichkeit versteckt sich noch viel Böseres, Verächtlicheres als du ahnst! Und nun jetzt die Überzeugung: Du hast ihm unrecht getan! Du hast ihm zu viel Schlechtigkeit zugetraut! Nein, beruhige dich, so schlecht ist er nicht, so schlecht nicht! Du hast ihm Unrecht getan, hörst du, du ihm! Du — ihm! Diese Erkenntnis trieb ihr die Tränen in die Augen — all ihre Strenge ging darin unter — sie hätte laut weinen mögen — vor Freude!

Da unten redeten und redeten sie. Sie aber glaubte wieder die süße Stimme der kleinen Ruth zu hören, als sie die Worte sagte: Sie werden dir solch häßliche Sachen sagen, die du gar nicht verdient hast!

Ja, so war es wirklich, das Kind hatte recht gehabt, sie klagten ihn da allerlei Sünden an, die er gar nicht begangen hatte! Und jetzt sagte ihm einer der feierlichen Herren, seine Anwesenheit sei nun bei der Verhandlung nicht weiter erforderlich, sie hätten nun seine Verteidigung entgegengenommen und würden ihm ihren Urteilsspruch dann später zu wissen tun.

Da ging er hinaus — den ganzen Saal mußte er durchqueren — alle wandten die Köpfe in rücksichtsloser Neugier nach ihm um — und so still war's, daß sie meinte, ihr Herz ganz unerträglich laut pochen zu hören — wie groß er plötzlich aussah — nun fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

Jetzt fragten die Herren, die gekommen waren, um zu Gericht über ihn zu sitzen, ob noch einer der Anwesenden irgendeine Klage über den Pfarrer vorzubringen habe, die er sich in dessen Gegenwart nicht zu äußern gewagt habe.

Ja, nun wußten sie noch vieles zu sagen.

Die Pfarrerin hörte von ihrem Versteck aus erst mit Verwunderung, dann mit immer wachsender Empörung zu. Sie fragte sich voller Entsetzen, ob das denn dieselben lieben Freunde, Verwandte und Bekannte sein könnten, die sich bisher so demütig und freundschaftlich im Verkehr mit ihrem Mann gegeben hatten.

Stand da nicht jetzt sogar die alte Bürgelin, ihre leibhaftige Tante, auf und sagte mit einer wahren Leichenbittermiene, daß sie die Herren doch noch auf das empörende Betragen des Pfarrers als Ehemann aufmerksam zu machen sich gezwungen sähe, da sie die Tante und mütterliche Freundin der unglücklichen Frau sei, die jetzt zu Hause weinend säße und sich nach der Scheidung von dem heimtückischen und treulosen Menschen sehne, der das fromme, unschuldige Mädchen einst durch falsche Schwüre an sich gefesselt und dann schmählich hintergangen habe, nicht nur in Sachen des Glaubens, sondern — sie vermöge das in Gegenwart so vieler ehrbarer Menschen gar nicht deutlich auszusprechen, auf welch fürchterlicher Weise dieser heimtückische Mann sich vergangen habe — doch würde den Herren sicher selbst schon der naheliegende Verdacht aufgestiegen sein, nachdem sie von dem intimen Verkehr — hinter verschlossenen Türen — zwischen dem Pfarrer und seiner jungen Nichte unterrichtet worden seien . . .

Hier wurde die klagende Frau plötzlich durch eine Stimme unterbrochen, die alle in Schreck erstarren machte, denn sie kam gleich einer Geisterstimme aus der Höhe und gellte scharf und zornig durch den Saal, wie die Stimme eines erzürnten Racheengels: „Schweige, du Böse! Schande über dich und über euch alle, ihr falschen Freunde, ihr Verleumder und Lügner! Wartet, ich komme! Ich werde jetzt reden — ich, ich werde ihn verteidigen, ihn, dem ihr die schmutzigsten Sünden zusprechen möchtet, und der doch immer noch tausendmal besser ist als ihr!"

An diesen Ausbruch schloß sich ein Gepolter hinter den Mauern des Saales an, und in der atembeklemmenden Stille, die jetzt über der Versammlung lastete, wurde deutlich vernehmbar, wie die Holztreppe draußen unter eiligen Fußtritten knarrte. Und dann flog die Türe auf, und die Pfarrerin kam in den Gerichtssaal gestürmt mit gerötetem Gesicht und funkelnden schwarzen Äuglein. Geradenwegs lief sie auf die Bretterbühne hinauf, auf der die Herren vom Konsistorium saßen.

„Meine Herren," sagte sie, „lassen Sie sich durch das Geschwätz dieser Leute nicht beirren. Ich will Ihnen jetzt die Wahrheit sagen, ich, seine Frau! Gefehlt hat er freilich. Er hat Bücher gelesen, die ein Pfarrer nicht lesen sollte, und er glaubt nun nicht alles mehr, was ein Pfarrer glauben sollte, das muß er denn mit seinem Gewissen abmachen, und muß geduldig die Strafe hinnehmen, die die Herren ihm dafür zudiktieren werden. Aber was das andere betrifft, diese häßliche Beschuldigung, die da vorhin von einer Frau, die ich bisher für eine mütterliche Freundin angesehen habe, was von der angedeutet wurde, das ist nicht wahr! Das weiß ich bestimmt, weil ich — weil ich an der verschlossenen Türe gehorcht hab' — ich will's nur ehrlich eingestehen — an der verschlossenen Türe vom Studierzimmer, hinter der sich nach der Ansicht der lieben Affenburger so böse Sachen zugetragen haben! In der ersten Bestürzung freilich hab' auch ich das Böseste gedacht — zu meiner Schande sei's gesagt! Bin ich doch leider auch eine Affenburgerin, und hab' mich immer zu meinen Mitbürgern gehalten, die ich für gut und fromm hielt, und hab' gegen meinen Mann und seine Art, die nicht die unsere, nicht die Affenburgische ist, heftig angestritten. Aber nun haben diese guten und frommen Verwandten mir selbst die Augen geöffnet, nicht für die Schlechtigkeit meines Mannes, sondern für ihre eigene! Und nun weiß ich auch, zu wem ich zu halten habe und erkläre hier vor den Herren und vor meiner, um mein eheliches Glück so rührend besorgten Tante, daß ich von keiner Scheidung was wissen will, daß ich treu zu meinem Mann stehen werde, wenngleich er gestraft und verachtet und in die Verbannung geschickt werden sollte! Und auch das eine will ich noch sagen: daß ich trotz allem mehr Achtung habe vor ihm — als vor diesen da — unter denen ich bisher gelebt, und an die ich bisher geglaubt habe!" — —

Der Pfarrer war unterdessen wieder in seinem Hause angelangt. Er hatte die Tür zwischen der großen, leeren Wohnstube und seinem Studierzimmer weit aufgestellt und wanderte nun durch die beiden Zimmer ruhelos auf und ab, mit steifen, schwerfälligen Schritten. Es war schon Essenszeit, aber nichts regte sich im Hause, das unheimlich leer erschien. Weder Frau noch Magd waren zu finden. Er war sich nicht klar darüber, wie er dieses plötzliche Verschwinden der beiden sich deuten sollte. Wurde er etwa jetzt schon als ein Geächteter angesehen und — verlassen? Noch ehe der Richtspruch gefällt war?

Dem gutmütigen Bauernmägdlein hätte er so viel Schneid gar nicht zugetraut, so viel affenburgischen Parteigeist und Gesinnungstüchtigkeit!

Jetzt wurde unten die Haustür aufgerissen. Das waren unverkennbar Rickes polternde Tritte, die da die Treppe heraufkamen. Und nun kam sie ungerufen ins Wohnzimmer hereingestürzt und brach in einen wilden Redestrom aus. „Ach, lieber Herrgott, Herr Pfarrer, ich bin auch dabei gewesen! Wie ich sah, daß die Frau auch hinging — durch die Gerbergasse — da hab' ich's einfach nicht mehr ausgehalten! Aber ganz hinten in der Ecke hab' ich gestanden, es hat mich keiner von den Herren Konsistoren gesehen, Herr Pfarrer, ganz gewiß nicht! Aber gesehen und gehört habe ich alles! Wie alles auf den Herrn Pfarrer geschimpft hat, und wie dann plötzlich eine Stimme vom Himmel herunter geschrien hat, sie sollen's Maul halten! Und wie die Frau Pfarrer hereingestürmt kam, und wie sie dastand zwischen den Herren, und wie sie geschimpft hat! Wie sie den Herrn Pfarrer verteidigt hat . . ."

„Was sagst du, Ricke? Du hast dich wohl versehen und verhört: die Frau Pfarrer ist gar nicht mit mir zur Versammlung gegangen!"

„Nein, erst ganz spät ist sie gekommen, als der Herr Pfarrer schon fort war! Jawohl! Und da stand sie noch, wie ich jetzt fortlief, wegen meinem Essen, mitten zwischen den strengen, vornehmen Herren aus der Stadt! Aber die fürchtet sich kein bißchen, das sah man!"

„Und was sagte sie da, Ricke? Sie verteidigte mich, sagst du?"

„Ja, freilich! Aber was sie alles sagte, ja, Herr Pfarrer, das kann ich nun nicht so richtig wiedersagen, der Herr Pfarrer soll die Frau nur selber fragen, wenn sie heimkommt! Ich muß in die Küche — die Frau Pfarrer wird schön wütig werden, wenn sie heimkommt, und nichts ist gekocht! Die versteht keinen Spaß! Und schimpfen kann sie — au je!"

„Ja, da hast du recht, Rickele! Hat sie da drinnen — im Saal — auch geschimpft?"

Der Pfarrer fragte es mit wunderbar funkelnden Augen. So groß und stolz hat die Magd ihren Herrn nie vor sich stehen sehen wie in diesem Augenblick. Ihr wird unheimlich zumute. Hätte sie das von der Frau nicht sagen dürfen?

„Ich muß in die Küche", sagt sie störrisch und poltert davon.

Der Pfarrer aber spricht weiter, als sei er gar nicht allein im Zimmer.

„Ja, sie hat geschimpft! Jawohl!" Sein blasses Gesicht rötet sich, um seine Mundwinkel zuckt ein Lächeln.

Sie kämpft für ihn da drüben, seine Frau! Sie ist also aus dem Freundeslager plötzlich hinübergesprungen zum Feind — zu ihm! Wie hatte sich das Wunder begeben? Das — das Wunderbare?

Schritte und Stimmen wurden jetzt draußen auf dem Platze laut. Der Pfarrer trat vom offenen Fenster zurück; sie kamen aus der Gerichtsverhandlung, diese eifrig redenden Leute. So lebhaft und angeregt waren sie, daß man hätte denken können, sie kämen aus einer Theatervorstellung.

Nun kamen auch Schritte die Treppe herauf — das war sie! Ob sie noch höher hinaufgehen würde, in ihre Kriegsfestung, das Gastzimmer? Nein, sie kam auf die Wohnzimmertür zu. Wahrhaftig, ihm war zumute, wie damals, als er um sie warb, sein Herz klopfte, und sein Atem ging schwer.

Nun öffnete sie die Tür und stand auf der Schwelle. Ihr Gesicht war gerötet, und ihre Augen glänzten.

Oh, wie mußte sie geschimpft haben! Er sah sie erwartungsvoll an. Sie schwieg noch, sie war um das erste Wort verlegen. Das entlockte ihm ein Lächeln: solches geschah ihr so selten! Er hätte ihr wohl helfen können. Aber er blieb steif an der Stelle stehen und fragte: „Woher kommst du, Amalie?"

Da wurde sie noch röter. „Ich war im Saal. Das heißt, zuerst in der Mauerloge, wie damals in der Theatervorstellung bei dem dummen Ibsen-Stück. Aber dann — dann bin ich doch hinuntergegangen und hab' —"

„Und hast geschimpft?"

„Ja, das hab' ich!"

„Auf mich natürlich?"

„Nein!"

„Nein?! Auf wen denn? Doch nicht auf die Herren vom Konsistorium?"

„Nein, auf die Assenburger, auf meine lieben Verwandten und Freunde!"

„Aber, Amalie!"

„Du hättest hören sollen, wie sie über dich herfielen und dich verleumdeten, sobald du draußen warst! Da hielt ich es in meinem Versteck nicht mehr aus! Am liebsten hätten sie dich gleich ins Zuchthaus hinein verklagt, diese schadenfrohen, boshaften Heuchler!"

„Amalie, Amalie, bedenke, von wem du sprichst!"

„Von meinen lieben Verwandten, ich weiß! Aber sie sollen dich nicht so häßlich verleumden!"

„Weißt du sicher, daß es Verleumdung ist, was sie sagen? Könnten sie nicht recht haben?"

„Ich kenn' dich besser!"

„Aber, hast du nicht selbst . . ."

„Ja," sie senkte schuldbewußt den Kopf, „im ersten Zorn, Frieder! Ich bin ja auch eine von ihnen, leider, und ebenso mißtrauisch und —"

„An deinem Mißtrauen trage ich die Schuld, Amalie! Du hattest recht, mich mit Mißtrauen zu beobachten — bisher! Ich war nicht wahr und offen gegen dich — ein Heimtücker war ich wirklich!"

„Aber doch ging ich in meinem mißtrauischen Verdacht zu weit, Gott sei Dank! Du bist nicht schlechter, du bist besser, als ich annahm! Du bist auch besser als deine Ankläger, wenn du auch — anders bist und denkst als sie!"

„Du aber denkst und glaubst doch, was sie denken und glauben, Amalie, und trotzdem hältst du jetzt zu mir — gegen deine innere Überzeugung?"

„Ach, was, innere Überzeugung! Das ist so ein Wort, da mache ich mir nichts draus. Ich fühl' nur, daß du nicht schlechter bist wie sie, sondern besser, und daß ich dich lieber hab' als sie — jetzt! Ja, das fühl' ich!"

Seine Augen leuchteten. „Komm", sagte er, und nahm sie bei der Hand und führte sie in sein Studierzimmer hinein. „Ich muß dich jetzt hier bei mir haben! Ich hab' dich hier nie gehabt — nur die kleine Ruth war bei mir und legte vertrauensvoll ihre zarte Kinderhand in die meine und weckte mich aus meiner tiefen Mutlosigkeit auf: denn sie glaubte an mich! Und nun kommst auch du, mein Weib, und willst mir deine Hand geben — heute zum erstenmal! Denn damals, an unserm Hochzeitstage, da gabst du sie einem andern, einem, der gar nicht lebte, einem erlogenen Scheingebilde! Und all die Jahre her hab' ich versucht, den falschen Schein aufrechtzuerhalten, Tor, der ich war! Weil ich dir nicht genug vertraute! Weil ich dachte: wenn sie sieht, daß sie sich in dir geirrt hat, dann wendet sie sich von dir ab zu den andern, unter denen sie immer gelebt hat, den Assenburgern! Aber nun ist das Wunderbare geschehen! O Amalie, schimpf' du nur über das Ibsensche Stück, recht hat es doch! Das spricht ja vom Wunderbaren, das wir jetzt zusammen erleben! Und auch die andern Bücher hier, auf die du so böse bist — aber nun versteck' ich sie nicht länger vor dir, sieh, hier werf' ich die Schlüssel zum Fenster hinaus und lasse die Schranktür weit offenstehen — sieh, aus all den Büchern lese ich schöne Wahrheiten heraus, aus den heidnischen so gut wie aus der Bibel! Man muß sich nämlich nur auf das richtige, aufmerksame Lesen verstehen, dann holt man sich aus den Gedanken anderer seine eigenen Wahrheiten heraus, die schon vorher in uns leben, ohne daß wir selbst darum wissen. Willst du mir das glauben, auch wenn du es nicht verstehst, denn ich weiß, du liebst das Lesen nicht? Willst du mir meine Bücher lassen, alle, auch die weltlichen und die modernen, die Romane und Theaterstücke, ohne Mißtrauen? Mit dem vollen Vertrauen, daß ich da nichts Böses herauslese, sondern nur das für mich passende, das, was ich für mich brauche, was mir hilft und mein inneres Wachstum fördert? Willst du?"

Ihr war wunderlich zumute. Sie hatten da plötzlich die Rollen getauscht. Bisher war sie diejenige gewesen, die sich berechtigt gefühlt hatte, aus ihrer moralischen Sicherheit heraus, ihm Vorschriften zu machen und Versprechungen zu verlangen. Denn er hatte ihr niemals imponiert, nicht einmal als Bräutigam war er ihr überlegen erschienen, aber jetzt fühlte sie plötzlich, daß er über ihr stand, daß er klüger und größer war als sie selbst. Da ging auch in ihr ein Ahnen auf von dem Wunderbaren, das jetzt in ihnen beiden geschah. Und mit einer an ihr ganz neuen, mädchenhaften Bescheidenheit und Anmut beugte sie den Kopf und Nacken ihm entgegen und sagte leise: „O Frieder, behalte die Bücher, die du lieb hast, aber nimm auch mich dazu! Nimm mich mit in die Strafstelle, wohin sie dich versetzen werden! Nimm mich mit, wohin du willst, ans Ende der Welt, laß mich nicht hier zurück, zwischen diesen — Assenburgern! Das hielt ich nicht aus, Frieder!"

Da hob ein tiefer Atemzug seine breite Brust! Er legte den Arm um sie, vorsichtig und zärtlich, wie ein Liebhaber. „Endlich! Endlich wirst du mein! Endlich liebst du mich und nicht den falschen andern, das verlogene Trugbild, sondern mich, den wirklich Seienden, den Befreiten, Erlösten! Wie schön ist diese Stunde! Wie glücklich machst du mich!"

„Ich dich? Ach, Frieder, was redest du!" Nun zog er sie fester an sich und küßte sie.

Er blickte mit großen, leuchtenden Augen zum offenen Fenster hinaus, vor dem die Bäume noch in winterlicher Kahlheit standen, während zu ihren Füßen schon frühlingsgrünes Gras und leuchtend bunte Krokus sproßten und ein feuchtwarmer, verheißungsvoller Wind übers Land hinjagte.

Da sagte er, leise sprechend, wie ein Träumender: „Ich sehe die Bäume belaubt, und spüre den Duft sommerlicher Blumen und höre

ein Singen drüben aus dem alten Park, an dessen Tor „Verbotener Eingang“ steht, zu uns herüberklingen, dort steht ein Kind und breitet die Arme sehnsüchtig dem Leben entgegen — dem wollen wir helfen, wir beide — denn es lebt auch in uns selbst . . .“

Scheu und verwundert sah sie zu ihm auf. „Wie sprichst du?“ sagte sie. „Du redest und träumst wie ein Dichter!“

Ich werde ihn nie ganz verstehen, dachte sie dabei, aber ich will immer zu ihm halten, denn schlecht ist er nicht, nur — anders!

„Hörst du das Flöten der Amsel? Und siehst du sie tanzen, die kleine, bunte Fremde, die sich hierher verirrte ins Krankenhaus? Fühlst du den Rhythmus des Lebens — des Lebens, das in uns kreist — in uns — in uns —. Die Farben und die Akkorde, wir sehen und hören sie in dieser Stunde, einen kurzen Augenblick lang — das ist Leben — das Leben, das durch uns hindurchschwingt wie durch ein Instrument, durch uns, und durch sie alle — ja, aber selten gibt es einen reinen Klang! Sie sind meistens verstimmt, die Instrumente, die Saiten zu straff gespannt oder zu locker, und dicker, schwerer Staub darauf. — Sie verstehen sich nicht auf den Tanz, die Assenburger, die Glieder sind ihnen nicht gelöst. Das Leben in ihnen schläft. Und wenn einmal ein Akkord erklingt, verwundern sie sich, erschrecken und ärgern sich. Sie sind übel dran. Du solltest dich nicht über sie ärgern, Amalie, du solltest sie vielmehr bedauern, denn ihnen ist nicht zu helfen. Sie leiden zwar unter der Schwere ihres Schlafes, sie nennen es Langeweile, aber sie wollen keinen Arzt und keine Operation, sie begnügen sich mit ihren kraftlosen Hausmittelchen: den kleinen Sensationen. Davon schlucken sie, soviel sie bekommen können, aber alle die vielen, kleinen Gifttropfen vermögen nicht zu beleben, sie kitzeln nur ein wenig ihr Gefühl, aber bis zu ihren Gedanken steigen sie nicht auf. Denn sie wollen nicht denken, denkende Leute sind ihnen ein Ärgernis, sie sind ihnen noch widerwärtiger als tanzende Komödiantinnen, denn diese verachten sie nur, während sie die Denker fürchten. Denn Denker sind Operateure, die rücksichtslos in die faulen Stellen des Fleisches schneiden! Und solch einen Seelenarzt, der ihrer Gedankenfaulheit den Star stechen will, fürchten und hassen sie mehr als den Arzt ihrer Körper. Und sie verjagen ihn, wenn es in ihrer Macht steht.“

„Dich wenigstens verjagen sie!“

„Weil ich endlich den Mut gefunden habe, das auszusprechen, was ich denke, und sie nun mit Schrecken gewahr werden, daß ich anders denke wie sie.“

„Sie werden dich in eine Straffstelle schicken!“

„Vielleicht noch weiter fort, Amalie! Sie werden mir einen Fragebogen schicken, und wenn die Antworten, die ich da niederschreiben muß, ihnen nicht gefallen, so entsetzen sie mich meines Amtes.“

„Frieder! So schlimm kann es werden? Und was wirst du dann anfangen?“

„Wenn ich darauf nur eine Antwort wüßte! Ich habe zwar allerlei schriftliche Arbeiten daliegen, für die sich vielleicht ein Verleger finden wird, aber viel Geld werden sie mir schwerlich einbringen. Vielleicht öffnet sich mir einmal irgendeine Lehrstelle in einer freier denkenden Stadt, aber freilich, bis dahin —“

Er hatte sich jetzt vom Fenster abgewandt. Seine Augen hatten ihr glückliches Leuchten verloren, sein Blick wurde unruhig. „Ich weiß wohl, daß ich dir nicht zumuten kann, solch ein Hungerleben zu teilen, wenigstens nicht, solange ich keinen festen Verdienst errungen habe — aber es kann lange dauern, bis es dazu kommt — wenn ich es überhaupt jemals so weit bringe! Du weißt ja, wie ungeschickt und weltungewandt ich bin!“

„Ja, das weiß ich, und darum werd' ich mich hüten, dich während der schweren Anfangszeit allein zu lassen; sondern ich werde dir vielmehr kräftig verdienen helfen!“

„Du, Amalie?“

„Du brauchst nicht zu erschrecken! In dein Schreiben und Lehren werd' ich mich nicht mischen, ich werde bei meinen Leisten bleiben! Wenn du denn doch durchaus in einer freidenkenden, großen Stadt leben mußt, nun gut — so — so nähe ich eben! Du weißt doch, wie alle Näherinnen immer von Kundschaft überlaufen werden, sogar hier in Assenburg. Fräulein Heller hat mir erzählt, ihre Schwester hätte sich jetzt in Berlin nun schon fünf Nähmamsellen zulegen müssen! Und nun weiß man doch, was die Person kann! Nicht

mehr, als was sie bei der hiesigen Schwester gelernt hat, und die hat ihrerzeit auch nur den Schneiderkursus bei der alten Kallhoff, zusammen mit mir, durchgemacht, und das ist ihre ganze Vorbildung! Nun, mit der kann ich konkurrieren, mein' ich! Haben sich die Damen im Missionskranz nicht immer alles von mir zuschneiden lassen? Sie haben alle volles Vertrauen in mein Können, nur du natürlich —"

„Auch ich habe volles Vertrauen in dein Können, größeres, als in das meine, und ebenso in deine Energie und Tatkraft und Mut —"

„Nun hör' auf, Frieder, das genügt! Sonst glaube ich, daß du in deinen früheren Fehler der Heuchelei zurückfällst! Also du nimmst mich mit, und du wirst dich an der Schneiderin nicht schämen? Wenn du ein richtiger Assenburger wärst, würdest du dich schämen, Frieder!"

„Und wenn du eine richtige Assenburgerin wärst, würdest du dich ebenfalls schämen, dich aus einer Pfarrerin in eine Schneiderin zu verwandeln!"

„Ja, Frieder, was sind wir denn nun eigentlich, wir beide?"

„Mann und Frau, Amalie!"

Da sah sie ihn an und sah, wie seine Augen wieder schön und strahlend wurden, und nun legte sie ihm die Arme um den Hals, wie damals, als sie noch seine Braut gewesen war, und sagte leise: „Ja, das wollen wir sein! Ich will mich jetzt um nichts anderes mehr kümmern als um dich, nicht um die Kirche, und nicht um die Mission, und nicht um meine Verwandten! Nur du sollst noch für mich da sein — und du sollst es gut haben! Und ich will arbeiten — arbeiten! Nicht für die Heiden, die so weit ab wohnen, sondern für dich!"

„Ja, arbeiten, das wollen wir, auch ich — leben und mich bewegen — fortziehen von hier — aus der Erstarrung heraus — den Rost abreiben . . . ."

* * *

Bei Frau Doktor Petyar war heute der Kranz. Das versetzte die Assenburger Frauen stets in einen Zustand angenehm prickelnder Erregung. Es barg sich so viel Geheimnisvolles in dem düster dreinschauenden Doktorhause. Schon wenn sie in den langen Hausflur eintraten, kam sie ein Gemisch von Grauen und Neugierde an, das ihre Herzen schneller klopfen machte. Sie legten ihre Hüte mit scheuer Vorsicht auf der kunstvoll gehäkelten Decke der Doktorin nieder, und die eine nötigte die andere zum Vorgehen unter der Wohnzimmertür. Hier trat ihnen die Dame des Hauses mit der ihr eigenen langsamen Würde entgegen. Sie war noch immer eine schöne, aufrechte Frau, aber ihre Augen hatten einen seltsam starren und leeren Blick, und ihr regungsloses Gesicht erinnerte an eine wächserne Maske.

Mit hoheitsvollen Gebärden wies sie den Damen ihre Plätze an dem reichgedeckten Kaffeetisch an.

Die Damen legten ihre Arbeitstaschen neben die Teller und versuchten eine Unterhaltung in Gang zu bringen. In diesem Hause wollte ihnen das immer nur schwer gelingen. Es war schwer, ein Thema zu finden, das Frau Doktor Petyars Beifall fand. Man wußte nie recht, wie sich die schweigsame Frau zu den Ereignissen stellte, ob sie z. B. die allgemeine Empörung über das bisherige, heute zum erstenmal fehlende Kranzmitglied, die abgesetzte Pfarrerin, teilte, oder ob sie dieser vielleicht heimlich günstig gesinnt war. Als Fräulein Hermine eine Andeutung über die Pfarrersaffäre riskierte, reagierte Frau Doktor Petyar nicht im geringsten darauf. Auch als die Rede auf die große Neuigkeit kam, von der Ankunft des Sohnes der adligen Pastorin, des sogenannten Junkers, aus Berlin, der sofort hemmend und ordnend in das närrische Treiben seiner Mutter eingegriffen hatte, bezeigte Frau Doktor Petyar keinerlei Interesse. Erst als die Frau Sekretärin, und nach ihr alle anderen Damen, sie um das Rezept des Teekuchens baten, kam einiges Leben in ihr regungsloses Gesicht. Die ungeteilte, ehrfürchtige Bewunderung, die die Kranzdamen ihren Hausfrauenkünsten entgegenbrachten, durchrieselte sie immer gleich einem belebenden Trank. Eigentlich hielt sie nur um dieser Bewunderung willen den Verkehr mit den Frauen noch aufrecht, an deren Freundschaft ihr sonst nichts gelegen war. War ihr Gemütsleben doch schon zu weit abgestorben, um am Freundschaftssport noch Gefallen zu finden. Aber dieses Restchen Bewunderung brauchte sie, sie lebte davon — seit Jahren nun schon. Wenn sie eine Decke häkelte oder ein Sofakissen stickte, wenn sie

ein neues, kompliziertes Backrezept ausprobierte, so dachte sie dabei immerwährend daran, was ihre Kranzdamen wohl dazu sagen würden. War sie doch als junges Mädchen von ganz Assenburg als anerkannte Schönheit gefeiert und gerühmt worden. Damals hatte sie sich so sehr an die Bewunderung der Leute gewöhnt, daß sie diese wohlschmeckende Kost bald nicht mehr entbehren konnte. Auch ihr Freier, der leidenschaftliche, gewalttätige Doktor Petyar, hatte sie einst glühend bewundert. Als sie aber dann im nahen Zusammenleben der Ehe seine Bewunderung erkalten fühlte, war ihr so bange zumute geworden, wie einem Gewohnheitstrinker, dem der Alkohol entzogen zu werden droht. Und sie hatte begonnen zu frieren und ihre innere Leere zu spüren. Da sie keiner selbstlosen Liebe fähig war, und die Lust an der Arbeit nicht kannte, sondern bei allem Tun immer nur auf die Anerkennung ihrer Umgebung hinzielte, so setzte sie alle Hebel in Bewegung, um die hinsterbende Bewunderung des Gatten neu zu entfachen. Aber sie tat zuviel, je deutlicher sie sich anstrengte, je kälter und ironischer wurde der scharfe Blick ihres Mannes, wenn er ihrem künstlichen Tun zusah. Und selbst, als sie ihm die Zwillinge gebar, die beiden übergroßen, kräftigen Mädchen, kam kein wärmerer Ausdruck in seine Augen, ja, er konnte die großen Kinder oft mit demselben spöttischen Blick ansehen, wie er die Paradedecken und Kuchengebäude ansah, die der ruhmsüchtige Ehrgeiz seiner Frau ins Leben gerufen hatte. Die in ihrer Eitelkeit schwer gekränkte Frau verlor nun schnell ihr bißchen Lebenslust und Fröhlichkeit. Sie wurde eifersüchtig auf ihr eigenes Fleisch und Blut. Nicht auf die Zwillinge, die nach ihr selbst geartet waren, sondern auf ihre Älteste, die kleine, zarte, feinsinnige Erna, die sich nichts aus dem Urteil der Leute machte, und deren Wesen ihr immer fremd gewesen und geblieben war.

Mitten in die unterdessen lebhaft gewordene Kranzunterhaltung riß plötzlich eine Pause ein. Die Damen horchten alle mit gespannten Sinnen. Eine leise Musik kam aus irgendeinem Winkel des geheimnisvollen Doktorhauses in die nach Kaffee und Kuchen duftende Stube gezogen.

Die Frau Doktor erhob sich, schneller als es sonst ihre Art war, ging zum Fenster hinüber und schloß es. Alle Fenster standen heute der schönen Frühlingswärme wegen weit geöffnet — auch das breite Fenster unterm Dach, hinter dem das bucklige Prinzeßchen, die aus England heimgekehrte, älteste Tochter, ihr Reich eingerichtet hatte.

Die so plötzlich verstummten Damen senkten die Stirnen nachdenklich über ihre Handarbeiten. Endlich durchbrach die harte Stimme Fräulein Hermines die unheimliche Stille.

„Wer spielt denn da?“ fragte sie.

Sie fuhren alle zusammen bei dieser Kühnheit.

„Mein Mann spielt“, entgegnete die Frau Doktor nach einer kleinen Pause.

Der Doktor spielte? Er spielte Geige? Das hatten sie ja gar nicht gewußt! Wie war das nur möglich! Dieser unheimliche, grausame Mensch machte Musik?

„Wo spielt der Herr Doktor denn?“ fragte Fräulein Hermine weiter.

Die Frau Doktor hob die Augen nicht von ihrer Arbeit. „Er spielt droben, in Ernas Zimmer.“

Nun wurde ihre Neugierde erst recht wach. In Ernas Zimmer! Sie hatten alle von dieser englischen Stube gehört und sie im Geist mit den phantastischsten Möbelgebilden ausstaffiert. Also der vielbeschäftigte Arzt spielte in Ernas Stube, jetzt, am hellen Nachmitag!

Die Frau Doktor hob den gesenkten Kopf. Sie fühlte die vielen tastenden Vermutungen, die den eifrig arbeitenden Gehirnen der Kranzdamen entstiegen.

„Er ist viel bei meiner Tochter oben. Die Ärmste! Sie begreifen wohl: das Mitleid, die Reue!“

Natürlich, sie begriffen es alle sofort. Dieser wilde Mensch hatte das Gebrechen der Tochter durch sein tolles Fahren ja selbst auf dem Gewissen! Nun trieb ihn also die Reue täglich zu ihr! Also war er doch der Reue fähig, der Hartherzige? Freilich, sein eigenes Kind!

„Er hat solches Mitleid mit ihr“, sprach die schleppende Stimme der Frau Doktor weiter. Natürlich, das arme Ding! Aus Mitleid gibt er sich viel mit ihr ab, spricht und liest Englisch mit ihr, woran sie großes Gefallen hat, und spielt ihr vor, aus Mitleid —“

Sie senkte den Kopf wieder und arbeitete weiter. Sie hatte gelogen. Sie wußte, daß er

nicht aus Mitleid die Erna in ihrem zierlichen Heiligtum besuchte, nicht aus Mitleid mit ihr las und spielte, sie wußte, daß es seine schönsten, anregendsten Stunden waren, die er da oben in der englischen Stube verbrachte. Aber ihre Verehrerinnen durften das nicht ahnen, daß sie, die Frau, ihm nichts war, und die Tochter alles, der letzte Rest von Bewunderung, der ihr noch zuteil wurde, durfte nicht verloren gehen, sie wäre sonst zusammengebrochen. Früher wäre sie freilich zu stolz dazu gewesen, eine Lüge auszusprechen — früher ja — aber jetzt — das Leben hatte sie nicht besser gemacht!

Zwei dröhnende Altstimmen tönten jetzt in die Stille des Kranzzimmers hinein, dazwischen ertönte Kindergeschrei.

„Meine Töchter halten Kinderschule ab", sagte die Doktorin, während ihr Gesicht um einen Schein freundlicher wurde.

Da wurden bewundernde Ausrufe von allen Seiten laut. Was für famose Mädchen waren doch diese beiden! Und die Frau Schultheiß, die Frau Sekretärin sowie die Frau Fabrikant Werner, die alle drei auswärts studierende Söhne hatten, seufzten tief auf. Die Lise wie die Lotte hätten musterhafte Schwiegertöchter abgegeben, die verstanden alles, das Krankenpflegen, das Haushalten, das Kinderwarten, alles das, was die meisten Mädchen erst während der Ehe mühsam erlernen mußten! Und Geld hatten sie auch, der Doktor nahm ja ein Sündengeld ein! Wenn der Junge nur gewollt hätte! Auf dem letzten Weihnachtsfest der „Eintracht" hätte sich die beste Gelegenheit dargeboten. Aber die dummen Jungens behaupteten, die beiden nicht voneinander unterscheiden zu können, und hießen sie obendrein „die beiden Arbeitsgäule"! Die Großstadt verdarb die Jungen!

Einstimmig baten die Damen, die Töchter im Kreise der Kinder sehen zu dürfen.

Huldvoll erhob sich die Wirtin und öffnete langsam die Tür zum Nebenzimmer.

Die großen Kinderwärterinnen erschraken nicht, sie hatten augenscheinlich das Hereinbrechen der Kranzdamen erwartet. Sie saßen wie zwei riesenhafte Erzengel, in langen, weißen Ärmelschürzen, inmitten der unsauberen, kleinen Kinder.

„Wie reizend", sagten die unter der Tür stehenbleibenden Damen. „Nein, wirklich rührend! Wie dankbar müssen diese kleinen Geschöpfe sein! Also auch dazu finden die jungen Damen noch Zeit, zur Kleinkinderpflege! Es ist erstaunlich! Man kann Ihnen zu solchen Töchtern gratulieren, liebe Frau Doktor!"

Da stahl sich ein rosiger Schimmer in die blassen, ausdruckslosen Gesichter der Doktorstöchter.

Ja, darum war es ihnen zu tun gewesen: Anerkennung! Lob! Sie arbeiteten ja um Lohn, nicht aus Lust, gleich armen, ewig hungrigen Arbeitstieren, die zum Spielen nicht Zeit noch Lust übrig hatten. Die Kinder starrten stumm und dumm die Damen unter der Tür an, und es entstand eine kurze Stille. Da hörte man deutlich ferne, feine Klänge durch die Luft ziehen. Von oben her kamen sie, aus der englischen Stube, aus dem verschlossenen Reich unterm Dach, wo die bucklige Erna hauste, ihren Tag mit unnützen Dingen ausfüllend, mit Lesen und Spielen und Singen. Niemand wußte, für wen oder zu welchem Zweck sie das tat. Sie war so unnatürlich zurückhaltend, man konnte dem sonderbaren Ding nicht nahekommen, die eigene Mutter, die eigenen Schwestern behandelte sie wie Fremde. —

War sie das, die da sang? Eine hohe, feine Stimme, wie die eines kleinen Vogels, und mit ihr sang eine Geige. — —

Dazu fand er Zeit, der immer eilige Doktor, mit dem verdrehten Mädchen zu musizieren!

Vater und Tochter waren zum Fürchten seltsam — man tat am besten daran, sich möglichst von ihnen fern zu halten — unheimlich waren sie — Gott wolle einem gnädig vor Krankheit bewahren und vor der Auslieferung an diesen Arzt!

Und sie schüttelten sich innerlich vor Grauen, die Assenburger Frauen, weil sie Fremdes spürten, etwas, das sie nicht verstanden. — —

„Ach, liebstes Fräulein Lotte, bestes Fräulein Lise, singen Sie doch wieder mit den Kindern wie vorhin, wir hören es so gern."

Und da brachen sogleich die Stimmen der Zwillinge los, laut und blechern, und übertönten zu aller Genugtuung die zarten Klänge, die von oben kamen. . . .



Der Franzosen-Lipp.

Erzählung aus den Befreiungskriegen der märkischen Heimat

von

Wilhelm Arminius.

---

2. Fortsetzung.

Philipp aber hatte bei diesem Anblick sein Tun vergessen. Mit einer Art triebhafter, sicherer Gebärde griff er nach dem Zeichenbuch, klappte es auf, sah tief versonnen in die Linien der darin enthaltenen Zeichnungen und machte mit der anderen Hand eine Schreibbewegung. Der Blonde verstand, zog seinen Zeichenstift heraus und gab ihn dem Jungen. Da malte dieser mit großen, sonderbar wacklig stehenden Buchstaben hinein: „Philipp Hohenhorst, Försterssohn aus Falkenberg in der Altmark."

„Aha," sagte der Blonde, der auf alle seine Bewegungen scharf acht gegeben hatte, eine persönliche Vorstellung — und gar nicht übel! Da sollst du auch wissen, wer ich bin!" Und groß und deutlich schrieb er: Friedrich Friesen, Baumeisterssohn aus Magdeburg." Künstler, Volksfreund und Pädagoge — wollte er hinzusetzen, aber da lächelte er über seinen Eifer, dies nur ihn Angehende vor diesem Kinde hervorzuheben. Nun hielt er ihm das Geschriebene vor die Augen und studierte gespannt den Gesichtsausdruck des Lesenden. Da bemerkte er, wie sich dessen Lippen bei der Betrachtung buchstabierend verzogen, wie immer aber nur ein unverständliches Lallen hörbar wurde.

Tief ergriffen schüttelte er den Kopf. „Armer Kerl!" murmelte er. Sogleich aber sah ihn der Knabe unverwandt mit großen, sprechenden Augen an, und die Absicht, etwas auszudrücken, ging deutlich von seinen Mienen aus. Wieder ergriff er den Bleistift, langsam und unsicher glitt seine Hand über das Papier. Augenscheinlich wurde ihm eine Satzverbindung schwerer als Namen und Geburtsort. Aber er brachte fertig, was er beabsichtigt hatte. „Vater suchen" stand schließlich auf dem Blatt zu lesen.

In Friesens Augen flammte ein zuckendes Licht auf. „Den Vater haben sie dir genommen? Dann sind es die Franzosen gewesen, die Welschen!" stieß er heraus. Vor diesen Worten war es, als ob sich in des Knaben Hirn ein Verständnis zeigte und er dies zum Ausdruck bringen wollte. Er bewegte ruckartig den Kopf, riß die Augen auf, die Zunge mühte sich unsagbar, die Brust keuchte, die Lippen preßten sich aufeinander und lösten sich schwer. Aber das zu formende Wort entstand nicht. Der Jüngling drückte ihm die Hand aufs Papier, und eiliger als früher glitt der Stift über das Blatt. — „Franzosen" war darauf zu lesen.

„Ich hab' es gedacht", grimmte der Lesende in sich hinein, ballte die muskulöse Faust und hieb durch die Luft, daß sie wie ein Hammer auf die Banklehne niederfuhr. „Einen Monat lang die Welschen als Feinde im deutschen Land, und schon sind die Frauen unbeschützt, die Kinder verstört, die Männer entnervt!" Er warf den Kopf, reckte sich auf, die stark gewölbte Brust trat machtvoll hervor. „Bin i ch so?" ging es durch sein Inneres. „Bin ich auch so?" Er faßte Philipp bei der Hand, ein heiliger Entschluß prägte sich in seinem Gesicht aus. Er sprach laut in die Winterluft und sprach es doch für sich, für sein tiefstes Inneres: „Komm, mein Junge, du gehst mit mir, du bleibst bei mir! Nicht vergebens hat Friedrich Friesen in den Tagen nationaler Schmach vor Gott auf den Knien gelegen und geschworen, mannhaft zu bleiben und mannhaft zu machen. Bei den K i n d e r n muß begonnen werden, soll einst das Volk der M ä n n e r erstehen. So ist mir die Erkenntnis in heiliger Stunde aufgegangen. Keiner schreit stärker um Vergeltung zu euch, ihr Schänder unseres friderizianischen Preußentums, unserer deutschen Art, als dieser Unmündige, Mißhandelte. Wir alle

sind gleich ihm im Geiste bedrückt und unserer wahren Sprache beraubt. Sein Elend ist unser Elend!"

---

8. Auf der Zitadelle zu Magdeburg.

Von dieser Stunde an besaßen Philipp und Hussa einen Ort, wo sie ihre Glieder strecken konnten, wo sie Pflege und Freundlichkeit empfingen, war dies Heim auch nur die kleine Witwenstube der zweiten Frau des seit lange verstorbenen Baumeisters Friesen in einem der kleinen Häuser am Marien-Magdalenen-Berge. Hier, bei seiner zweiten Mutter, die ihn gleich einer guten Freundin seit Jahren betreute, fand sich Friesen in der Zeit zwischen seinen Studienfahrten durch das Land stets wieder gern ein — hierher hat er seine beiden neuen Freunde vertrauensvoll gebracht.

Von den Fenstern dieses Häuschens gingen die Blicke zu dem breiten Elbstrom hinaus. Durch die Stille des Abends drang das Geräusch seiner Wellen in dumpfem Drängen und wildem Sichaufbäumen herein. Dem jungen, kräftigen Friesen war es ein Lied in geharnischtem Ton, das ihm mannhaftes Aushalten im drohenden, langen Kampfe bedeutete; den kleinen Philipp umwob es mit dumpfem Schall, der ihn zwar aufhorchen ließ, der ihm aber nichts als die Erkenntnis seiner Gebrochenheit brachte.

Wenn in solchen Stunden, wo der Schmerz eine Sprache bekam, der Jüngling der ihn aufwühlenden Gedanken und Empfindungen Herr zu werden suchte, wenn er mit starker Stimme volltönend vor sich hinsprach, dann belebten sich auch manchmal des armen, geistig verstörten Knaben stumpfe Blicke. Er begann, von den Lippen ahnend zu lesen, was da in verhaltener Kraft in die Luft geschleudert wurde, und augenscheinlich verstand er, was sein Beschützer meinte, als dieser in einer besonders drückenden Stunde die Faust zu jenem Bollwerk hinüberrüttelte, das jenseits der Stromelbe, auf dem Werder zwischen zwei Flußarmen gelegen, massig und düster in den von der Abendsonne beleuchteten Himmel hineinragte.

Die Zitadelle, das Hauptbefestigungswerk der Stadt und der Aufenthalt politischer Verbrecher war es, zu dem Friesen in seinem edlen Zorn hinüberdrohte. Barg es doch eine große Anzahl jener überzeugungstreuen Patrioten, die es in dieser Zeit des Franzoseneinbruchs nicht hatten lassen können, ihre vaterländische Meinung in Wort oder Tat umzusetzen, und war es doch durch diese Benutzung eine rechte Zwingburg der Welschen. Als sich in dieser Stunde des Knaben Lippen wiederum zum Sprechen formten, seine Brust keuchend schwere Atemzüge tat, da hatte Friesen das Wort „Vater" zu verstehen gemeint, und ihm war es der erste Erfolg einer Arbeit gewesen, die er Tag für Tag unausgesetzt an seinem Schützling vollführte — ihm die Sinne zu befreien, die Zunge zu lösen, ihn wieder zu einem gesunden Menschen zu machen und den Seinen zurückzugeben.

Aber ihn — den einzelnen? Er fragt es sich selber unruhig, begierig. War sein Denken und Fühlen nicht auf sein ganzes Volk gerichtet? Und seine Gedanken blieben nicht an der Stätte haften, an der er sich befand. Über die von den Franzosen eingenommene Festung hinaus schweifte sein Fernblick zu einem seiner einstigen Studienfreunde. Plamann hieß der junge, Pädagogik Studierende, den er vor zwei Jahren in Berlin kennen und schätzen gelernt hatte. Damals war Plamann gerade von dem in letzter Zeit vielversprochenen Schulmann Pestalozzi zurückgekehrt — freudiger Erziehungsideale voll, und der Plan einer Knabenerziehungsanstalt nach den neuen Grundsätzen dieses bedeutenden Erziehers erfüllte seine Seele. Nun hatte Friesen aus Briefen ersehen, daß dieser Plan verwirklicht war. Am Spreeufer, nicht weit vom Königlichen Schloß, hatte der Unermüdliche ein paar Zimmer gemietet und sie mit Zöglingen gefüllt, an denen er die neue Methode der Erziehung durch herzliches Eingehen und freundliche Liebe zu den Kindern zu erproben gedachte. Ja, dorthin mit dem unglücklichen, gestörten Knaben! Dorthin mit allen solchen von der Flut der Ereignisse zerschlagenen Wesen und dort aus ihnen heraus weit umhergreifend den Stamm für eine neue, kernige Generation bilden, die Preußen mit größerer, echterer Treue diente als die unseligen Überwundenen von Jena und Auerstädt. Diese — jetzt am Boden liegend — verzweifelten ja an der preußischen und deutschen Zukunft überhaupt! Wer für sein Vaterland geblutet und gelitten hatte, wer sein Wesen aus

Niederlage und Bedrückung heraus hatte wiederfinden dürfen, der war ein anderer, ein neuer Mensch! Dem vermochte die Zukunft der Heimat anvertraut werden! Der trug die rechte Idee vom Aufgehen des einzelnen in der Masse seines Volkes in sich!

Aber indem der im Innersten blutende, feurig fühlende Jüngling so dachte und an jener Erziehungsanstalt vielleicht für sich selbst einmal eine künftige Arbeitsstätte erträumte, vergaß er nicht, die für seine Absichten nächsten Schritte zu tun. Freilich — Philipp den Seinen wiederzugeben, das vermochte er noch nicht, denn der Brief nach Falkenberg hatte in diesen Kriegszeiten, wo französische Reiter alle nur irgendwie brauchbaren Pferde abfingen, noch nicht befördert werden können, aber der Aufenthalt des Försters war nach zähem, mühevollem Suchen endlich festgestellt. Antonius Hohenhorst mußte sich, wenn nicht alle Spuren täuschten, in der Zitadelle eingekerkert befinden.

Nun war es für Friesen sonderbar rührend, zu bemerken, daß es Philipp schon dieser Zwingburg der Welschen zutrieb, lange bevor er selbst mit seinen Erkundungen noch zum Ziele gelangt war. Mit allen Sinnen, in einer fast elementaren Triebkraft spürte der Knabe, daß sich hinter jenen dicken Mauern sein Geschick zunächst entscheiden mußte, und es wurde seinem Pfleger schwer, ihn wieder und wieder die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen um eine Eintrittserlaubnis deuten zu müssen. Wie lange und oft hatte der Jüngling hoffend und unmutig harrend an der Schwelle des Gouvernementsgebäudes auf dem Neuen Markte am Dom auf Einlaß gewartet, immer waren andere ihm vorgezogen.

Da kam ein Tag, wo vom fernen Osten Preußens her, vom Weichselstrande, an dem die Heere einander wieder schlagfertig gegenüberstanden, die Kriegstrompete heller in die Ohren des Marschalls Ney schmetterte.

Kaum vernahm dieser beim Donnern des Geschützfeuers Tapferste der Tapferen, in den Amtsverhandlungen aber schwächste Diener seines kaiserlichen Herrn den ihm von Jugend her vertrauten Ton, da fand er sich durch den ihm vorliegenden Haufen von Beschwerden und Bittgesuchen nicht mehr durch, warf sie mit der Gebärde der Verachtung zu Boden und erklärte mit einem ingrimmigen „Mort de ma vie“, auf jede Gouverneurstätigkeit in einer überwundenen Festung jetzt und künftighin verzichten zu wollen. Dafür zeigte ein starker Griff ans Schwert, was er lieber zu betreiben gedachte. An seiner Statt übernahm sogleich General d'Eblé die Amtsgeschäfte, und von Stund' ab schrumpfte die tägliche Reihe der Bittsteller an der Schwelle des Regierungsgebäudes erheblich zusammen.

Mit grimmiger Genugtuung umklammerte Friesen die endlich erlangte „permission pour l'entrée de la citadelle“ und eilte zu seiner Wohnung zurück, um Philipp vom Fieber der Erwartung zu erlösen. Da mußte er von seiner Stiefmutter hören, daß der Knabe bald nach seinem Weggange ebenfalls das Haus verlassen hatte. Ein richtiger Spürsinn trieb Friesen die Johannisfahrt hinab über die Strombrücke, der Zitadelle zu. Hier wurde er jedoch zunächst in seinen Nachforschungen gehindert, denn er traf eine größere Menschenmenge und ein seltsames Schauspiel.

Marschall Ney hatte in echt französischer Art die Gelegenheit seines Rücktrittes vom Gouverneurposten nicht ohne kriegerischen Prunk vorübergehen lassen können und nahm soeben auf dem Kommandantenwerder die letzte Parade über die französische Besatzung der Feste ab. Bei dem leichten Frost, der die Luft klar und die Wege fest machte, waren die sämtlichen Militärabteilungen mit klingendem Spiel zum Brücktor ausgerückt und hatten Schaulustige in Menge mit sich gezogen.

So reizvoll aber die gewöhnlichen Liniensoldaten waren, anziehender noch waren die alten, narbenreichen Grognards unter mächtigen Bärenmützen, die auf der Zugbrücke vor der Zitadelle Wacht standen. Es waren dies Posten eines Grenadierregiments alter Garde, dieser vom Kaiser Napoleon besonders geliebten Waffe, die auf dem Marsche nach Ostpreußen über Magdeburg gekommen waren und für kurze Zeit in der Zitadelle Quartier genommen hatten. Zu diesen absonderlich und höchst kriegerisch erscheinenden Soldaten drängte denn auch bald der ganze Haufe Schaulustiger, und der Marschall Ney erkannte nicht sobald die Anziehungskraft dieser Mannschaft, als er beschloß, seinen Triumph vollzumachen, indem er auch sie zur Parade mit heranzog.

Zur Ausführung dieser Absicht reizte ihn noch ein zweiter Umstand.

Da war in den Kasematten der Zitadelle der General Oudinot, der Kommandeur dieser Elitetruppe, und dieser ebenso draufgängerische wie starrnackige Haudegen war nicht nur bei Napoleon ebenso beliebt wie er selber, sondern er suchte auch mit ihm — dem Marschall — an kriegerischer Bedeutung zu wetteifern. Daß sich jener im allgemeinen keine Befehle von ihm brauchte sagen zu lassen, war klar, denn im Range waren beide einander gleich, heut' aber, als Führer einer kleinen Abteilung der umfassenden Besatzung und in den Mauern der Festung mußte er sich selbstverständlich den Anordnungen des Gouverneurs fügen.

Also sammelte Ney mit listig verhaltenem Blick eine Anzahl Stabsoffiziere um sich und ritt unter den Zurufen der Magdeburger über die Brücke und durch die Torwölbung in die Zitadelle ein. Hier ließ er — ohne Oudinot zu benachrichtigen — Alarm schlagen und ritt die Front der rasch angetretenen Gardisten musternd ab. So streng seine Miene schien — als der General in rotem Zorn aus seinem Quartier gestürzt kam, um nach dem Frechling zu sehen, der sich einen Befehl über seine eigenen Mannschaften anmaßte, ritt er mit seinem Stabe dem Grimmigen in höflichster und zuvorkommendster Weise entgegen, grüßte verbindlich und teilte ihm die Absicht mit, die Garden an der Parade teilnehmen zu lassen. Der empörte General, den soviel Reitende umgaben, und bei dem schon durch seine Stellung zu Fuß kein äußerliches Übergewicht aufzukommen vermochte, schrie mit heiserer Stimme nach seiner Schärpe, seinem Adjutanten, seinem Pferde, stürzte auf die Majore und Kapitäne seiner Truppen los, sie fürchterlich anzudonnern, und niemand konnte wissen, was er in seiner immer stärker ausbrechenden Wut noch angestellt hätte, wenn nicht in der Zwischenzeit Neys behandschuhte Rechte mit leichter Bewegung der am Tore andrängenden Masse Schaulustiger, die schon den Schildwachen Mühe gemacht hatten, huldvollst Einlaß gewährt hätte.

Als Oudinot, kirschbraun im Gesicht, jetzt wiederum auf seinen Nebenbuhler zustürzte, diesem jede Eindrängung in den Bereich seiner eigenen Machtstellung mit fast kreischender Stimme zu untersagen, beugte sich der Marschall fast freundlich zu ihm vom Sattel nieder, und sein Ton, so leise er beabsichtigt schien, war scharf und schneidig genug, als er fragte, ob er als General seines großen Kaisers denn wünschen könne, in Gegenwart besiegter Preußen Zwistigkeiten auszutragen, die ein schlechtes Licht auf die französische Armee werfen würden.

Bei diesem Anruf, der den so geliebten Namen Napoleons enthielt, zuckte der grimme Schlachtenbär merklich zusammen. Sein umherschweifender Blick zeigte ihm die Richtigkeit der Worte seines Gegners. Er sah sich übertölpelt und war klug genug, nachzugeben. Indem er dies aber tat, durchflog seine Miene ein Ausdruck der Drohung, wie er furchtbarer auf einem Mannesantlitz nicht zu sehen war. Seine geballte Rechte zwar barg er im Ausschnitt seines Waffenrockes, der Blick seiner haßsprühenden, schwarzen Augen aber flog zu dem im Augenblick Siegreichen, und was dieser Blick ihm zuschleuderte, hieß: „Hüte dich, daß du diesen Sieg nicht noch einmal teuer bezahlen mußt, wo es um mehr geht als um befriedigte Eitelkeit!"

Dann war der Platz vor ihm und seinem Adjutanten frei. Neys Antlitz aber überstrahlte der volle Triumph seines gelungenen Anschlages auf den Nebenbuhler. Seine glänzenden Blicke spähten umher. Sahen es auch alle, wie er jetzt den Degen zog, wie er sein edles Schlachtpferd, einen starkleibigen Rapphengst, leicht herumwarf? Wie sein Kommando die Reihen dieser ausgezeichneten Truppen in Bewegung setzte? Pah, diese Gaffer! Trabanten waren es ja alle, die hier auf ihn starrten! Untertanen seines Kaisers! Unterworfen nicht zum wenigsten durch seine eigene Tapferkeit!

Es mußte ihn befriedigen, daß selbst die dem Eingang gegenüber gelegenen hohen Wälle mit Neugierigen besetzt waren. Es sagte ihm noch mehr zu, an deren gleichmäßiger Kleidung zu ersehen, daß es Baugefangene waren, die hier, für eine kurze Spanne Zeit von ihrer mühseligen und aufreibenden Arbeit am Festungsbau erlöst, der schweren Kugeln vergaßen, die sie am Fuße mit sich herumschleppten. Mochten sie den stolzen Anblick französischen Kriegsprunkes genießen! Des Marschalls Augen flogen auch ihnen voll Genugtuung zu.

Aber was war das jetzt für ein Aufschrei, der in ihren Reihen erscholl? Was für zwei Frech-

linge waren es, die — ohne sich um ihn und sein majestätisches Gebaren nur zu kümmern — einander in den Armen lagen und über der Umschlingung Welt und Menschen vergaßen? Hatte nicht der eine, der kleine Bursche da, den Graben im Sprunge genommen, als böte dergleichen kein Hindernis? War er nicht in stürmender Eile die Böschung der Schanze zu dem großen, starken Manne in Sträflingskleidung hinaufgestürmt und lachte und weinte nun an seiner Brust in einem Atem? — Wie seltsam still es da unter den bisher so laut Jauchzenden geworden war! Wie dünn und zerrissen die stolzen Fanfaren ausgingen, die ihn, den Herrscher in diesem Militärreiche, eben noch so freudig anerkennend begrüßt hatten! „Mort de ma vie! Was sind das für Kanaillen, die dies erhabene Spektakel so empfindlich stören! Her mit dem preußischen Gamin, der es wagt, den tapfersten Marschall des großen Kaisers der Franzosen so im Innersten zu kränken!"

Friedrich Friesen, eben angekommen und hinter der Wand von Leibern der Eingedrungenen unfähig weiter zu gelangen, vernahm dies Knirschen höchsten Ingrimms. Mitten in der mühevollen erzieherischen Arbeit, dem unglücklichen Kinde den Vater wiederzuverschaffen, um durch das Glück der Wiedervereinigung der gestörten Seele des Knaben aufzuhelfen, mußte er nun einsehen, daß all seine Vorsicht unnütz gewesen war. Ohne sein Zutun hatte ein günstiger Zufall die beiden geeint, aber was mit diesem Sturm aufgescheuchter Empfindungen vielleicht gewonnen war, mußte im selben Augenblicke wieder zerstört werden. Mußte er doch mitansehen, wie beide eng Verschlungene voneinandergerissen wurden, wie die rohen Fäuste eines langen, hageren Menschen, der aus der Zuschauermenge hinzugesprungen war, den hocherregten, um sich schlagenden Knaben vor den stolzen Reiter schleppte, wo man den gellend Schreienden nur mit äußerster Mühe zu halten vermochte.

War solch ein unbarmherziges Verfahren nötig gewesen? Blickte der Marschall finster oder gar drohend nieder? — Nicht doch! Was er in solchen Zeiten hervorbrechender Eitelkeit brauchte, hatte er — sein Spektakel! Die Spannung in aller Gaffer Zügen, was nun mit dem jugendlichen Sünder geschehen würde, sie hob ja von neuem sein eigenes Lustgefühl. Was für eine kümmerliche Figur war doch das Kerlchen, das gewagt hatte, die Laune des Kriegspaschas zu stören. Nicht einmal eine rechte Abbitte brachte seine lallende Zunge zustande! Da war der hochgewachsene Bursche, unter dessen Griffen Zuschauer und Franzosen jetzt zur Seite taumelten, schon ein anderer Kerl! Mit welch selbstverständlichen Kraftbewegungen er das freche Kerlchen aus den Händen des Langen, Hageren löste! Mit welch weicher Vorsicht er das von Tränen und Erde beschmutzte Gesicht des Kleinen reinigte! Wie geradnackig trug er das wohlgebildete Haupt! Welch reines Feuer edlen Menschentums blickte aus den offenen Blauaugen, die jenen anderen welschen Liebediener in fester Gegnerschaft maßen! Und wie milde in Barmherzigkeit verstanden sie dennoch zu blicken!

Deutsche Augen! — Peste! — Was machte des stolzen Marschalls Brust plötzlich so ergrimmen? Welcher Zug in diesem Gesicht reizte ihn so? Pah — die freche Miene eines Überwundenen, sie war nicht zu ertragen, wie alles Deutsche nicht zu ertragen war. Jener andere neben ihm, der sich kaum vor Zorn mäßigte, hier zurückgedrängt zu sein — natürlich, der war kein Deutscher. Der Augenstellung, den hohen Backenknochen nach war es ein Pole reinster Rasse. Aber die Hakennase, das Feuer in den Augen wies auf französischen Einschlag. Ah — und er kannte ihn ja! War das nicht der Ulanenkapitän, der seit Ausbruch des Krieges dem französischen Militärkabinett über die Stellungen und sonstigen Verhältnisse der preußischen Heeresteile fortlaufend Bericht eingesandt hatte, Berichte, die mit anderen so viel dazu beigetragen hatten, die Festungen fast mühelos zu erobern? Oh, einem solchen Verdienstvollen war er verbunden!

Es war nur ein kleines, fast unmerkliches Nicken zu ihm hinunter, aber die Bewegung hieß: „Laß dir das nicht gefallen! Ich decke dich!" Und ruhig fast wandte sich der Hagere, hob die geballte Rechte und ließ sie gegen Friesens Schläfe schmettern, indes die andere Hand nach Philipps Arm griff. Aber seltsam, wie wenig Wirkung dieser Hieb hatte. Kaum beabsichtigt, waren da ein Paar zupackende Klammern, die sich um die hämmernde Faust schlossen, und ihre Kraft mußte wohl unwiderstehlich sein, daß der zum Hiebe gestrammte Arm des Polen unter dem Griff ohn-

mächtig zusammenknickte und er selber zurücktaumelnd in die Menge fiel!

Ney sah diese kaum versuchte, schon beendete Kraftprobe scharfen Auges mit an. „Bête von Pole! Wenn du's nicht besser kannst, so fang nicht an!" stand als Meinung auf seinem mißmutig zusammengezogenen Gesicht geschrieben, aber die Züchtigung, die jener nicht fertiggebracht hatte — er übernahm sie seinerseits. Ein fast lässiger, in Wahrheit wohlgezielter, scharfer Schlag mit der Reitgerte zog einen roten Striemen durch das Gesicht des Deutschen, und damit war es getan. Die Trommeln wirbelten, die Hörner schmetterten, die Kommandos klangen, die Gewehrgriffe klappten. „Vive le maréchal Ney!" schrie der Zuschauerhaufe, und der Bejubelte ritt davon, triumphgeschwellt. Die dicken Mauern dieser Kasematten, die wuchtigen Wälle dieser Zitadelle, sie waren erobert! Er und sein Kaiser waren Herr in diesem elenden Preußenlande! Was tat es da, daß beim Schlage der pfeifenden Gerte des kleinen deutschen Knaben Augen jäh aufgerissen mit dem Ausdruck furchtbarsten Entsetzens, unerhörtesten Abscheus in die blitzenden Augen des Marschalls wurzelten und diese für eine kurze Weile bannten! Daß der Knabe dann aber mit lautem Aufschluchzen des Getroffenen Körper umschlang und sich mit durchschütteltem Leibe an seinen Leib schmiegte! Wer bemerkte das überhaupt, wo doch im selben Augenblick von der Schanze her der starke Baugefangene, dem man sein Kind entrissen, entsprang, trotz klirrender Fußfessel sich zu diesem hinarbeitete, jetzt aber, im letzten Augenblick, von den militärischen Aufsehern erreicht, unter dem heftigen Fuchteln ihrer schweren Stöcke blutend auf den Boden sank? — Die Trommeln wirbelten, die Hörner gellten, die Waffen funkelten, die Adler blitzten. In langen Reihen schwenkten die glänzenden Truppen vor des Marschalls Augen, und diese Augen waren gewöhnt, über Blut und Leichen den Unterwerfungen der Völker nachzugehen. Preußen aber lag ganz danieder, wenn es nur noch gelang, seiner im Osten aufgestellten Truppen Herr zu werden. Würde das viel Anstrengung kosten? — Pah — wie hatten die Preußen bei Jena und Auerstädt das Laufen gelernt! Vorwärts darum, weiteren glänzenden Schlachten und Siegen, weiteren Triumphen zu, wie früher gegen Engländer und Österreicher, so, wenn möglich, auch gegen das zahlreiche und tapfere Volk der Russen. „Herrschaft über den Erdball muß dir werden, mein großer, genialer Kaiser! Dein Marschall will dir dazu verhelfen!" Und blitzenden Auges, hochgeschwellter Brust führte Ney die bärenmützigen alten Garden durch das Tor der Zitadelle zur Parade.

---

9. Im Banne eines Starken.

Selber blutenden Herzens, voll tiefster Seelenpein, hatte Friedrich Friesen Philipp nach Hause geschafft, in wühlenden Gedanken, aufgestörten Empfindungen bei dem Fiebernden die Nacht durchwacht. O über das Schicksal der Überwundenen! über die Schmach der Geknechteten! Wohin war sein lachendes, leuchtendes, starkes Vaterland gesunken! Tage waren dann gekommen, grau wie das Elend der Bedrückung, darunter die Seele seufzte, dunkle Stunden, wo die Hand des Jünglings nach den Waffen an der Wand zuckte, wo ein unausgesprochener Wunsch die Brust durchbebte: „Wenn es nun mit diesem Armen zu Ende geht, wäre es dann doch auch aus mit dir, Friedrich Friesen!"

Was änderte es da, daß Philipps junger, schnellkräftiger Leib den erschütternden Anfall überwand, daß sein aufgeregtes Lallen in den Nächten nachließ, seine Augen sich dem Tage wieder öffneten — mußte sich der Pfleger doch gestehen, daß er durch die Schreckensszene in der Zitadelle seinen Pflegling aus der hegenden Hand verloren hatte! Der vor dem Anblick der Mißhandlungen seines Vaters und seines Beschützers erstarrte Knabe war nicht jenes stille, lenksame Geschöpf mehr, das er vernachlässigt und verstört gefunden hatte, das er aber zugleich auch als Geschenk des Vaterlandes angesehen und liebend in seine Hut genommen hatte.

Wenn Philipp jetzt dumpf tatenlos vor ihm saß, wenn seine Augen stundenlang halb geschlossen auf einen Fleck starrten, dann durchzitterte Friesen neben dem eigenen Schmerz das Leid um seine so gewalttätig gestörte Arbeit an der Seele dieses Knaben. Das Sprechvermögen, das er durch unablässiges, vorsichtiges Weiterdringen von Tag zu Tag gesteigert hatte, schien wieder gänzlich zurückgegangen zu sein, und das

Gehör hatte sich überhaupt noch nicht wieder eingefunden. Ansprache und Anrufe blieben ohne Wirkung, und nur wenn das Wort „Franzose" fiel, durchschüttelte ein jähes Aufzucken den mageren Knabenkörper, und aus dem Augenhintergrund brach ein Flackerfeuer, vor dessen düsterem Glimmen Friesen selber erschrak. So äugt ein gepeinigtes Tier umher nach dem Schlupfloch des Kerkers, dem es entspringen muß, soll es nicht untergehen.

Vernahm in diesen Tagen der vor kurzem noch so starke, selbstsichere Kraftmensch Friedrich Friesen nichts von den leisen, aber scharfen Stimmen, die durch die überwundene Festung liefen? Wollte er nichts hören von den Anrufen patriotischer Männer, die auch in das Häuschen am Marien-Magdalenen-Berge zu dringen suchten? Wie nötig war ihm dann der junge, breitschulterige, stämmige, bartlose Mann, der eines Tages im blauen Frack, gestreifter Weste, grauen Beinkleidern — einer Tracht, die für seinen Riesenkörper wie erborgt erschien — durch seine Tür trat, den Reisehut auf den Tisch warf, das wenige, schon ergraute Haar von den Schläfen zurückstrich und mit blanken, blauen Augen den Bewohner des Stübchens und seine enge Umwelt maß.

„Glück auf, Bruder! Nieder mit i h m!" war sein ganzer Gruß. Wunsch und Verwünschung aber durchklangen wie ein starkes, reines Geläute das Zimmer und machten Friesen aufhorchen. Wem konnte dies „Nieder mit ihm!" anders gelten als dem Zwingherrn der Preußen: Napoleon?!

„Der größte Staat ist schwach, der ungezählte Heere, doch keine Patrioten hat." Als eine geseufzte Qual entrangen sich diese Dichterworte der breiten Brust des Ankömmlings. Wie sie den ganzen Mann trugen und aus dem Kreise des Gewöhnlichen hoben! Wie sie Friedrich Friesen, den von Not und Jammer Beengten, erlösten! Patrioten?! Gab es die noch? Tieftreue Männer, denen bei dem Schicksalsschlage von Jena und Auerstädt das blonde Haupthaar ergraut war in e i n e r Nacht, wie diesem hier? Ein solcher war kein Fremder für ihn. Der war ein Stück seiner eigenen Seele, das eine sichtbare Form, eine verständliche Sprache erhalten hatte!

„Wer bist du? Was bringst du?"

„Ein Armer, in der Welt Entwurzelter bin ich, wie du, Friedrich Friesen. Einer, der von den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt kommt! Einer, der in den Kriegsstürmen ein Vaterland zu verlieren hat! Einer, dem es zumute ist, als sollte er mit seinem Volk zusammen auf die Totenbahre gelegt werden, und das bei vollen Kräften! Hörst du, Friedrich Friesen? Bei vollen Kräften!" Er hob seine riesigen Fäuste und ließ sie wie spielend durch die Luft gehen. Einer, der versucht, in einem gesunden, gestählten Körper die gesunde Seele zu stärken. Doch, wie solltest du mich kennen! Noch bin ich nicht einer, dessen Name zu merken wichtig wäre. Ludwig Jahn heiße ich. Was ich bringe, ist das allein, was ein schlichter Mann heutzutage bringen kann — sich selbst."

Friesen erstarrte vor seinem durchdringenden Blick. Er meinte, solche Sprache noch nicht gehört zu haben.

Der Ankömmling fuhr fort: „Ich weiß von dir, Bruder Friesen, daß du gerade so viel zu geben hast, wie die Preußen jetzt brauchen. Ein Brief des Weisen von Yverdon nannte deinen Namen als den eines Willigen, Getreuen, der auf volkserzieherischen Wegen wandelt."

„Pestalozzis? So kommst du von Plamann aus Berlin."

Jahn nickte. „Von Plamann — aus Berlin, dem wüsten, zerrissenen Berlin, in dem die weibischen Seelen regieren und wo die Männer zu zählen sind, die Besonnenen und Starken. Nicht ablassen aber will ich, nach solchen zu suchen. Darum will ich in das östliche Preußen gehen, Friedrich Friesen, denn nur Starke und Besonnene können wir künftighin brauchen, wenn sich unser Preußen wieder dehnen und recken soll, das unter dem Tritt des Giganten gekrümmte Preußen."

Über Friesens Antlitz zuckte Erstaunen und Ergriffenheit. Und mich rechnest du zu den Starken, mich zu den Besonnenen, mich, der sich selbst noch nicht gefunden hat?" Er schüttelte den Kopf, seine Augen gingen über, er wußte nicht, was tun — so überraschend, so völlig war seine Seele wieder der frischen Kraft zurückgegeben. Endlich sah er Philipp, legte seine beiden Hände auf dessen Haupt. Tief erregt wandte er sich dem Besucher zu, seine Stimme bebte. „Bei diesem Unglücklichsten der Unglücklichen verspreche ich dir,

Ludwig Jahn, du sollst dich in mir nicht getäuscht haben!. Er hob die Blicke — Auge tauchte in Auge — Hand lag in Hand. Langsam zog Jahn ihn heran, umfing ihn, küßte seine Stirn. Dann standen beide voreinander, in ein Anschauen des Gegenübers versunken. Es war, als ginge von diesen beiden deutschen Kerngestalten, die Jüngling und Mann darstellten, durch die enge, dumpfe Stube ein Schein hin, der sie weitete und lichtvoll machte.

Bald saßen sie am Tisch und tauschten freie Rede. Friesens Stiefmutter brachte das Rüböllämpchen und entfernte sich leise wieder, der matte Schein glomm über unruhig zuckende Gesichter.

Auf dem großen Stuhl breit hingeworfen saß der dreißigjährige Ludwig Jahn, und der wacklige Tisch knarrte und knackte unter seinem schwer lastenden Oberkörper. Mehr in die Ecke gedrängt, daß der Schein der Lampe ihn nur seitlich traf, lehnte Friesen, der sechs Jahre Jüngere, und seine Brust hob sich in ungewohnten, stürmischen Wallungen. Seine Hände wiederum aber lagerten auf Haupt und Schultern des gegen den Sitz hingesunkenen Philipp, seine Finger spielten mit dessen Haar, und er achtete nicht darauf. So war dem Manne und dem Jüngling der Knabe geeint. Schlief dieser? Ging durch sein Hirn ein Ahnen dessen, was über ihm jene beiden sprachen, die sich soeben erst und gleich zu festem Bunde gefunden hatten? — Wer wollte es sagen!

Jahn berichtete von seiner Jugend, seinen Reisen. Er war ein wilder Junge gewesen, hatte weder auf dem Gymnasium zu Salzwedel lange ausgehalten, noch auf dem Grauen Kloster zu Berlin. Ein forscher, rauflustiger Student war er gewesen, dann hatte er die Wissenschaften der Bücher beiseitegeworfen und das Wissen des Lebens gesucht. Gewandert war er, Menschen und Städte hatte er kennen gelernt. Nirgends war es ihm genug gewesen, Zuschauer oder Zeuge zu sein, überall hatte er versucht, sich und seine Meinung durchzusetzen. So waren derer Legion, die ihn lieb hatten, aber auch der Gegner nicht wenige. Die Freunde erwähnte er nebenher, über die Feinde lachte er — ein Lachen, das die Möbel des kleinen Zimmers erschüttern machte. Er zeigte sich im preußischen Vaterlande mit allem vertraut, wonach auch immer Friesens Fragen forschten. In der Festung Magdeburg hatte er bereits während der zwei Tage, die er hier weilte, Beziehungen bedeutendster Art unter den Patrioten angeknüpft. Aber auch unter den Franzosen zählte er Bekannte, „Kreaturen", wie er sie nannte. Der Divisionsgeneral d'Eblé, der jetzt zum Gouverneur geworden, war ihm von einer Reise aus dem Jahre 1805 her verpflichtet. Seine gelegentliche Begleitung hatte jenen, der in Zivil reiste, davor bewahrt, als Spion verhaftet zu werden. Auch literarisch wirksam war er aufgetreten. Von seiner Schrift „Über die Beförderung des Patriotismus" war er zu einem neuen Werke, „Vom deutschen Volkstum", gekommen, und ein unveränderlicher Eifer war in ihm, das reine deutsche Wort zu pflegen, wo immer er es fand oder aus der Vergangenheit schürfen konnte.

Er legte Pläne vor, wie das deutsche Volk nicht müßig sitzen und zusehen dürfe, da es nun von eiserner Hand geknebelt werden sollte. Ob die Niederlage auch eine schwere sei und weiterhin noch schwerer wirken werde, im ganzen Lande, wo immer nur Männer aufzutreiben seien, solle mit der stillen, schlichten Arbeit am Erstarken sogleich wieder begonnen werden. Nicht sich einnisten lassen dürfe man das Gefühl der Niederlage und des Elends, nicht sich dadurch die Seelenkräfte schwächen lassen. Er selbst wolle nach dem Osten gehen, um dort, nahe der russischen Grenze, wo sich die nächste Zukunft Preußens entscheiden werde, lebendiger und tätiger Zeuge der kommenden Vorgänge zu sein.

Das alles warf er heraus und erglühte und dampfte dabei vor Begierde, Eifer und Kraft. Friesen sah staunend und fast ungläubig auf ihn. „Und du meinst, Bruder Jahn, nach allem noch, auf solche besonnenen und kräftigen Männer zu stoßen? Das Heer ist geschlagen und zerstreut, die Festungen durch Schwäche und Verrat übergeben — Freunde fehlen — — —" Seine Stimme bebte, seine Lippen erzitterten. Was Jahn da geäußert hatte, es war ja auch seiner eigenen Brust tiefste Meinung, und er wollte so gern die Hoffnung bewahren, so gern den Glauben festhalten, daß sein armes Vaterland noch einmal wieder empor könne aus der Kraft seiner Landeskinder, seiner Männer, Jünglinge und Knaben heraus.

Und wieder durchfurchte Jahns muskulöse Faust die Luft — der Tisch krachte, und die im

Nebenzimmer eingeschlummerte Frau fuhr mit einem: „Herr du mein Jesus!" erschreckt empor. „Ich bin selbst an der Grenze dreier Länder geboren", sagte er. „Als Lanzer Kind, als Priegnitzer, bin ich in Preußen, Hannover und Mecklenburg zu Hause. Diesmal soll's über Mecklenburg gehen. Die Barners sind mit den altmärkischen Bülows verwandt, beides sind Goldherzen — sind ja meine Landsleute. Die Bülows sind in Falkenberg zu Haus."

„In Falkenberg — der Heimat dieses Knaben?!" Friesen wollte es rufen, aber Jahn fuhr bereits in seiner starken Weise fort: „Ich habe sie kennen gelernt. Dietrich von Bülow büßt sein Eintreten für ein besser geleitetes Vaterland in der Festungshaft von Kolberg. Ein Bruder von ihm, Graf Friedrich Wilhelm, steht in Ostpreußen unter dem alten, treuen Lestocq gegen unsere Überwinder. Der seltene Mann hat einst Prinz Louis Ferdinands Liebe gewonnen — er mit seiner märkischen Besonnenheit hat ein Gegengewicht bilden sollen gegen den genialen Prinzen, der bei Saalfeld unter welschem Eisen gefallen ist. Ist der Genialische tot — der Besonnene lebt uns. Ich muß hin zu ihm. Ich weiß nicht, was ich von ihm erwarte — vielleicht vermag auch er in so schlimmer Zeit nicht viel — aber ins Auge schauen muß ich ihm, und sagen muß ich können: ‚Graf Friedrich Wilhelm, der du ein Bülow bist, hinter uns weiß ich Männer, die lechzen nach der ersten Tat der Wiedererstehung!' — So bin ich jetzt unterwegs, sammle ein und trage ihm zu, was mir an Ernte zufällt." Er hatte sich heiß gesprochen, nun sah er stiller vor sich hin. „Das ist alles, Bruder Friesen. Wir müssen Kärrner spielen, um einst wieder Könige über uns sehen zu können. Hast du mich auch recht verstanden?"

Er löste das Antlitz aus der hohlen Hand, in die er wie ins Wesenlose hineingesprochen hatte, und da er über den Tisch blickte, trafen seine Augen etwas Wunderliches. Friesen stand in voller Größe ins Dunkel aufgereckt, seine Hände aber umschirmten den Knaben, durch dessen Leib Zuckungen der Erregung liefen. Sein Haupt war halb hergewandt. Schwarz in ihrem großen, durchdringenden Blick sahen seine Augen in die Jahns. Ein Geisterhaftes war es, das dies gequälte Kindergesicht beseelte. Ein starker Wille, ein brennender Wunsch spannte die Muskeln des unentwickelten Körpers.

„Philipp, was ist dir?" fragte Friesen, und in seiner Stimme war halb Freude, halb Bangen über diese plötzlichen Anzeichen eines rätselhaften inneren Lebens. Als indes seine Hand noch beruhigend über die zuckenden Glieder fuhr, sank die gewaltsame Erregung des Knaben in sich zusammen, und ein Tränenerguß erlöste ihn von der maßlos gesteigerten Spannung.

„Er hat verstanden, was du willst, Bruder Jahn! Nicht aus Worten, aus deinem Wesen hat er es gespürt, und der Hauch seiner Heimatswelt hat ihm das Verständnis vermittelt", rief Friesen und gab dem Freunde mit bewegter Stimme Bericht über Philipps Schicksal, über den Ort, wo er ihn gefunden, über das Vergehen des gefangenen Vaters, über das Erlebnis mit dem Förster und dem Marschall Ney auf der Zitadelle. Als er den Namen „Antonius Hohenhorst" aussprach, stammelte der Knabe in seinem Schoß: „Va—ter —"

Bei soviel stark pulsender Empfindung durchschoß eine heiße Welle des Mitgefühls Friesens Brust. Er packte seines Besuchers Arm: „Ludwig Jahn," rief er, „du willst soviel für das Vaterland tun, kannst du nicht diesem armen Jungen den Vater wiedergeben? Er ist in schwerer Stunde für Preußen und die deutsche Heimat eingetreten — die Treue hat ihm Weib und Haus und Stellung gekostet!"

Aber Jahn fuhr auf und zog die Stirn: „Soll ich vor den Welschen als Bettler stehen?"

„Der neue Gouverneur ist dir verpflichtet, wie du sagst!"

In Jahns Antlitz trat das Nachsinnen: „Er ist ein freundlicher Mensch — aber er ist ein Welscher, also mein Feind."

„Ludwig Jahn — und dies Kind —?"

In dem Starken kämpfte es sichtbar. Endlich reichte er dem Bittenden die Hand hinüber. „Ich will versuchen zu tun, was du wünschest."

Friesen hielt die Hand fest. „Und — weiter nichts? Ist dieser Knabe nicht ein empfindendes Stück unseres Vaterlandes? Soll er vergehen in seiner heißen Not? Soll ihm nicht das Vorbild kraftvoller Männer zuteil werden? Ludwig Jahn, noch hab' ich hier in Magdeburg mit mir zu tun! Noch muß ich Verbindungen lösen, Brücken abbrechen. Ich fühle, daß mein Leben sich wandelt, noch aber ist es nicht gestaltet. Bis dahin bin ich unfrei vor mir selber. Aber du —

du! Schon hast du dir den freien Blick über die Schwächen deines Vaterlandes erworben. Schon willst du dafür eintreten, sie zu bekämpfen. Willst du dieses bildsame Kind, das ein Mann zu werden verspricht, nicht mit dir durch die deutschen Lande nehmen, wenn du sie jetzt durchwanderst? Willst du ihm nicht einfach durch das Beispiel vor die Augen führen die Arbeit und Not der Männer, zu denen du gehst? Komme ich zu Plamann, in dem der Geist unseres Pestalozzi lebt, das erste soll es sein, daß ich ihm den Knaben empfehle. Laß ihn bis dahin deine Nähe fühlen, mach, daß an deiner Stärke seine Schwäche schwindet. Es ist — bei Gott — vieles möglich!"

Mit Augen, aus deren Hintergrund bei aller Versonnenheit flackernde Flammen loderten, die ein Irisschein zu umgeben schien, starrte der also angerufene Jahn auf Philipp. Gleichsam aus weiter Ferne kam seine Stimme, es war, als lebte er Zukünftiges voraus. „Dort — im Osten — es wird bald kein Aufenthalt mehr sein für mich. Auch ich sehe mich in Berlin, in der Hauptstadt dessen, was sich unser Preußen dann noch nennt — in dem verstümmelten, in seinen Männern entnervten Land!" Er barg den Kopf in die Hände, die furchtbare Aussicht durchrüttelte ihn aufs ärgste, die innere Erregung machte seine Worte fast stimmlos. „Dann — haben wir viel — zu — tun, Bruder! Viel an Mühe, Arbeit, Schweiß, viel am edelsten Blut bedeutet es, ein ganzes Volk zu erwecken, zu beleben, zu stärken — aus dem Volk der Preußen das der Deutschen zu machen! — Ich sehe in Fernen, die unendlich scheinen. — Der Herr gebe uns Kraft und Ausdauer! — Aber du hast recht, es gilt, bescheiden anzufangen. Es gilt anzufangen mit den Bedürfnissen unserer Rasse, und ich — ich habe ja Freiheit, habe ja Kraft."

Seine Riesengestalt dehnte sich. Ebenso hoch, aber kaum breitbrüstiger, ragte er auf neben dem jugendschönen, starken Friesen. „Gib mir denn das Kind!" sagte er und streckte die Arme verlangend. Und als er es umfing, war es ihm, als griffe er das erste Stück seines Vaterlandes, und er gelobte sich, an das Kleine das Große anzufügen.

Mit liebevoller Inbrunst zog er den kleinen Körper heran. „Schwaches Opfer du des welschen Unheils, das über Preußen gekommen ist," sprach er und streichelte des Knaben Haupt, „wiedererstehen — wiedererblühen sollst du in neuer Zucht, in neuem Glauben, in neuer Stärke. Die Zucht sei die, daß du als einzelner lernst, für die Gesamtheit zu stehen, dein Glaube der an deutsche Größe. Deine Stärke wachse aus deinem beherrschten Körper heraus. Zum Volke gehörst du, das ist zu einer Gemeinschaft von Menschen, die unter den gleichen Gesetzen des Lebens und der Liebe stehen! Und nimm das als Gelübde, mein Kind, ob du mich heute hörst und begreifst, oder ob meine Worte vor deinen Ohren verhallen: Wenn du einst erstehst, sollst du uns Deutsche alle erstehen sehen, oder Ludwig Jahn atmet nicht mehr!"

---

10. Mit Ludwig Jahn auf Reisen.

Nun sind die trüben Wintertage des Jahres 1806 gekommen und fast gegangen. Jahn hat vor d'Eblé gestanden und, ohne sich zu verbeugen, so viel erreicht, daß die Akten des Försters Antonius Hohenhorst von Falkenberg, der angeklagt ist, bei Altenzaun gegen die Franzosen die Büchse erhoben zu haben, von neuem durchgesehen werden sollen. Mehr nicht. Schon ein anderer Ankläger war dagewesen, hatte die Schuld des Försters in rachgieriger Weise vergrößert — und der im Grunde gutherzige Gouverneur hatte nicht mehr Milde walten lassen können. „Es ist viel Nachsicht geübt worden, Monsieur Jahn, daß Delinquent nicht gleich auf der Stelle ist füsiliert worden!"

Aber eine Erlaubnis, daß Vater und Sohn sich sehen durften, hat er ausgestellt. Im inneren Polygon der Zitadelle, in einem Zimmerchen zu ebener Erde neben der Hauptwache hat diese Begegnung am zweiten Weihnachtstage, vormittags acht Uhr, stattgefunden. Zwei Wachtsoldaten haben mit geladenem Gewehr vor der Tür gehalten — des Försters gequälte Brust hat das Wiedersehen nicht erleichtert. Als er durch Friesen schonend auf den Zustand seines Sohnes aufmerksam gemacht worden ist, hat er an seinen Ketten gerüttelt, seinen Gott klagend angerufen und mit wildem Fluch die Untaten seiner Feinde verdammt. Schwer nur haben die Freunde den Verzweifelten zurückhalten können, sich gewalttätig gegen die Feinde zu wenden. Als Friesen von der nächsten Zukunft des Knaben gesprochen,

hat er in düsterer Zusammengesunkenheit zugehört. Einzig beim Namen Bülow ist er aufgefahren. „Unser Major — ja, unser Graf Friedrich Wilhelm! Wenn einer — der — der!“ Dann ist er in dumpfe Gleichgültigkeit gesunken und so wieder abgeführt. Der kleine Philipp hat seiner gebeugten, kettenbelasteten Gestalt mit aufgerissenen Augen nachgestarrt. Kein Klagelaut hat sich seinen Lippen entrungen. Die Hände zu Fäusten geballt und fest auf die Brust gepreßt, hat er dagestanden. In dem ganzen schlanken Körper, der bereits Ansätze zu künftiger Kraft zeigte, hat ein einziges leidenschaftliches Drängen und Treiben und doch zugleich eine Willensbeherrschung gelegen, darüber dem jungen Friesen und dem männlichen Jahn die Augen feucht geworden sind.

„Nun bist du unser!“ hat Friesen gesprochen. Jahn aber hat hinzugesetzt: „Und wir alle sind des Vaterlandes!“

Zwei Wochen später hat der Schlitten der Fahrpost Jahn und Philipp aus Magdeburgs Mauern entführt. Mit Paß und Meldemarken von dem freundlichen d'Eblé versehen, verstaute Jahn, der sonst nie mit Gepäck reiste, diesmal sogar einen dickpelzigen Seehundskoffer, in dem sein Paradeanzug für hohe Besuche lag. Philipp trug den Studentenmantelsack Friesens auf dem Rücken, und während er die rechte Hand zum letzten festen Gruß seinem geliebten Pfleger darbot, hielt er die Linke auf die Tasche seines Kittels gepreßt. Friesen sah darauf, sah, wie sie eckig vorstand — er wollte nach dem Inhalt fragen, da zogen die Rosse an. Philipp zeigte mit einer letzten leidenschaftlichen Bewegung auf Hussa, der laut aufheulend an der Leine riß, mit der Friesen ihn hielt. Der Zurückbleibende nickte. Zum Zeichen, daß er des Knaben Wunsch verstanden hatte, beugte er sich nieder, nahm des Hundes Kopf in den Arm und streichelte ihn. „Auf Wiedersehen in Berlin!“ rief er Jahn zu, und dieser antwortete: „Glück auf, Bruder! Nieder mit ihm!“

Wochen der unruhigen, ungemütlichen Winterreise folgten nun. Es folgte zuerst bei trübem Schlackerwetter ein kurzer Aufenthalt in Falkenberg, eine Verständigung mit den Pastorsleuten. Es ergab sich ein klarer Einblick Jahns in die jetzigen Verhältnisse der Försterskinder. Briefe mit Aufklärungen wurden nach Magdeburg an Friesens Adresse gesandt, wie auch nach Berlin an Herrn Professor Dr. Joachim Bellermann, Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster.

Der rieb sich beim Lesen die grauen Kinnstoppeln wieder und wieder, strich mit den Händen das spärliche Haar vor die Ohren und ließ Jürgen aus dem Schulzimmer rufen, seine Tochter Franziska aus den Wohnräumen. Und da sie zu ihm eintraten, sah er von dem Schreiben, das er erhalten, empor, und die Demoiselle schüttelte das feine Köpfchen, daß die braunen Löckchen an den Pfirsichwangen in heftige Schwingungen gerieten, klappte vor Verwunderung die kleinen Hände zusammen und rief: „Herr Vater, was tragen Sie für eine etonnable Visage? Hat der große Napoleon Bonaparte bereits das gewaltige russische Reich verschluckt?“

Aber der gelehrte Mann hob warnend die Hand und sprach: „Franziska, höre bene, ich denke, auch du wirst des Staunens voll sein!“ und zu Jürgen: „Mein lieber Alumnus, höre vor allem! Dein Brüderchen, der kleine, mit vielen körperlichen Schwächen geschlagene Philipp, der böse Ausreißer, der uns bisher alle in Atem gehalten, er hat seinen Vater aufgefunden. Mitten unter den Welschen hat er ihn gesehen, ihn umarmen dürfen und ihm Freunde erweckt.“

Da standen beide Hörer in Wahrheit erstarrt.

„Hat ihm Freunde erweckt? Das Kind dem Vater?!“ Die Demoiselle Bellermann sprach ganz verzückt: „Oh, wie ich den kühnen Knaben estimiere! Wie ich den tapferen Förster ämable finde!“ Tränen aufrichtiger Rührung liefen ihr langsam von den Wimpern und netzten die feine Haut am Halsausschnitt. Und sie wandte sich langsam zu Jürgen, sah ihn an und dachte: „Was wird er nur dazu sagen, er, den die Nachricht am meisten angeht?“

Aber während sie sich so erregt zeigte, schien der blasse, hochaufgeschossene Knabe nur wie aus einem dumpfen Traum zu erwachen und nicht zu wissen, wie er sich zu verhalten habe. Das Rauschen der Waldbäume seiner Heimat wollte ihn umfangen, des starken, oft etwas rauhen Vaters Gestalt stand vor seinen Blicken, den kleinen Bruder sah er über die Stiege springen. Aber wie weit lag das zurück! Hatte das noch Gültigkeit? Waren vor seinen Augen und Ohren

nicht die hohen, grauen Steinhäuser der Residenzstadt Berlin und Cölln? Waren da nicht die vielen Gesichter aufmerksamer und klugäugiger Knaben in den Klassen der Klosterschule? Waren da nicht Grammatiken, Schriftsteller, Atlanten und Mathematikbücher mit so schwer zu bezwingendem Inhalt? Und vor diesem Neuen, Schweren, das zu bewältigen er sich vorgenommen hatte, versank die trauliche Waldheimat mit all den Seinen, als wäre sie ein Schatten gewesen. Er verbeugte sich steif und sagte nur „Ich erlaube mir, dem Herrn Direktor geziemendst für die freudige Nachricht zu danken", und wenn nicht die Demoiselle auf ihn zugeeilt wäre und ihn gerüttelt hätte: „Jürgen, Jürgen — dein Bruder Philipp, höre doch — das ist ja ein Prachtjunge!" er würde gewiß vergessen haben, nach dem jetzigen Aufenthalt und dem Schicksal Philipps zu fragen. Nun aber bat er mit höflichem Ansuchen, ihn wissen zu lassen, was das Schreiben Genaueres enthielt, und schritt endlich, etwas versonnen und verlegen, mit dem ihm eigentümlichen, auffallend altväterlichen Gang wieder in sein Klassenzimmer.

Die Blicke von Vater und Tochter trafen sich, sie waren beide dem Abgehenden gefolgt. Der Direktor las in seiner Tochter Augen ein starkes Befremden — eine Mißbilligung. Er verstand sie richtig, sie galt dem Benehmen Jürgens. Er selbst aber war anderer Meinung. Und um die anzudeuten, neigte er den Kopf zur Seite, hob die Schultern und ließ die Hände klatschend an die Hüften fallen. „Liebes Kind — er hat sich tadellos benommen, unser Alumnus! Was kannst du dagegen einwenden? In ihm herrscht vollster Gehorsam gegen die ihm gesetzte Obrigkeit."

Vor diesem Stimmton schleierten sich die Augen der lieblichen Franziska etwas. „Gehorsam mag gut sein, am rechten Orte, Herr Vater. Was sollte ich auch gegen Jürgens Benehmen einwenden! Aber — verzeihen Sie! Ich weiß nur eins: Wenn der andere, kleine, frische Junge hier wäre, ich würde ihn umarmen und küssen." Und sie verneigte sich leicht, ohne die Wimpern zu heben, und sagte: „Ich empfehle mich dem Herrn Vater."

Dem kleinen, eigentlichen Helden dieser Szene — Philipp — war indes in Falkenberg ein weniger liebevoller Empfang zuteil geworden, als er ihn bei der warmherzigen Berlinerin genossen hätte. Sein wagemutiges Tun hatte bei den schlichten Falkenbergern damals ein starkes Befremden hervorgebracht. Seine früheren Gespielen wichen ihm ängstlich aus, als er sie nicht verstand und ihnen nicht zu antworten vermochte. Sie drückten sich scheu in die Häuser zurück und schrien dort aufgeregt: „Der Franzosen-Lipp ist wieder da!" Da kamen die Frauen und Männer heraus, umstanden den Ankömmling, guckten an ihm herum, blickten neugierig auf seinen stattlichen Begleiter und gingen kopfschüttelnd wieder heim. Erst als sie vernahmen, welche Schicksale der Knabe durchgemacht hatte, und daß Tonnies, der Förster, von ihm auf der Zitadelle in Magdeburg ausgespürt worden war, näherten sie sich teilnehmender von neuem und führten ihn sogar an das geschmückte Grab der Försterin, aber eine gewisse Scheu vor dem immer Stummen, der für alles, was mit ihm geschah, gleichgültig schien, blieb auch jetzt noch in ihrem Gebaren sichtbar.

Als ein von Gott Geschlagener stand der Knabe ja immer noch vor ihnen. Als solcher mahnte er alle, die ihn sahen, sichtbar an das Unheil, von dem das Land befallen worden. Eine dumpfe Furcht aber ließ die Betroffenen darüber in Zweifel, ob das Elend verdient war und eine Strafe bedeutete, oder ob die Vorsehung mit dem Schicksalsschlage noch Weiteres, Tieferes beabsichtigte. Im ersteren Falle hatte die Försterfamilie und zumal Philipp das drohende Unheil ihnen abgenommen, im anderen bedeutete der Knabe eine ernste Mahnung aus der Zukunft her an sie.

So atmeten die meisten erleichtert auf, als der starke, fremde Mensch, der sich so zwanglos um alle Verhältnisse im Dorfe bekümmerte und mit seinen großen, blauen Augen so durchdringend wie ein Junger gucken konnte, während er doch an Kopfhaar schon „gries" und kahl war wie ein Alter, mit dem „Franzosen-Lipp" wieder davonzog.

Auf derselben Sandauer Fähre, mit der die verfolgten Yorkschen nach dem Gefecht bei Altenzaun über die Elbe gesetzt waren, überquerten Jahn und Philipp den breiten Fluß. Der uralte Fährmeister Christian fuhr sie selbst, seine weißen Locken wehten, und er nickte dem Knaben ernsthaft zu, wie er es mit jedem Fährgast tat, in dessen Gesicht er die Züge des bekannten

Vaters oder Großvaters entdeckte. Gerade diese Fahrt schien dem Knaben die Seele besonders zu bewegen. Fühlte er, daß er eine Grenze überschritt? Daß die Kindheit hinter ihm versank? Meinte er, besonderen Erlebnissen entgegenzugehen, und drängte ihn diese Ahnung seinem starken Begleiter zu? Genug — als Jahn schweren Sinnes in das Gurgeln und Wogen der gelben Flut starrte, die mit Eisschollen ging, als er mit den Gedanken weit, weit voraus im gefährdeten Nordosten war, schmeichelte sich eine weiche Kinderhand in die seine, und da er sie hielt und kräftig drückte, flog der Blick zweier vertrauender Augen zu ihm auf. Sogleich wurde es dem bekümmerten Manne leicht ums Herz — an das Erstarken preußischer und deutscher Jugend wollte er ja glauben! — und die Reiselaune früherer Jahre, die ihn Drangsal und Not ertragen ließ, überkam ihn von neuem. Damit aber zeigte er sich als Herrn über jede noch so drückende Lage.

Die Fahrt ging weiter in das Mecklenburgische hinein, zu dem Gute des Herrn von Barner bei Malchow, nach einigem Aufenthalt in bösem Winterwetter weiter zur Torgelower Glashütte bei Waren, endlich über das Haus des Grafen Lefort zu Neubrandenburg nach Stettin.

Es wurde viel gereist in diesen Wochen. Immer waren Schlitten oder Kutschen voll besetzt, aber steif und bedrückt benahmen sich meistens die Insassen, die aus aller Herren Länder zusammengewürfelt schienen und argwöhnisch aufeinander blickten. Um so mehr fiel der reckenhafte Germane auf, der mit solch überlegener Leichtigkeit alle Ungelegenheiten der Fahrt zu überwinden wußte. Überall besaß er Bekannte, Gönner, Freunde, und wo solche fehlten, war es ihm ein leichtes, sie sich zu erwerben. Bei einem Radbruch der Postchaise im unwegsamen Gehölz hinter Pritzwalk hatte seine muntere Laune sogleich einige Burschen von der Walze, die frierend des Weges zogen, durch die Aussicht auf ein warmes Essen willfährig gemacht. Einen beorderte er zum Schmied des nächsten Dorfes, die beiden anderen rief er zum Dienst an den Wagen. Bei einer Schreckens- und Irrfahrt durch Nacht und Schneesturm, bei der der Schlitten schließlich auf das krachende Eis des nahen Müritzsees geraten war und nicht freigemacht werden konnte, war es wieder dieser findige und überall vertraute Mann, der die verzweifelnden Reisenden trotz des herrschenden Dunkels einem nahen Edelsitze sicher zuführte, hier die wachsamen und angriffslustigen Doggen zu beruhigen wußte und bei dem ihm bekannten Hausherrn Nachtherberge für die Reisenden durchsetzte. Nun war dieser Edelmann gerade einer jener damals häufigen Menschen, die, durch das Genie Napoleons geblendet, von ihm auch für die deutschen Länder das Heil erwarteten. Jahn, der seine Tiraden rasch auf ihren wahren Wert zurückzuführen wußte, ihn sonst aber als gutmütig schätzte, hielt es nicht der Mühe für wert, mit ihm zu streiten. So kam er bei den Reisegefährten in den Geruch, ein Napoleonverehrer zu sein. Dies schien einen der Reisenden, einen nicht gerade großen, aber breitschulterigen Mann, dem bisher sichtbare Sorge den Mund geschlossen hatte, von irgendeiner Angst zu befreien. Er begann gesprächig zu werden, und dies um so mehr, je näher die Fahrt an das von Franzosen besetzte Stettin heranführte. Sein fremder Sprachakzent erschien Jahn nachgeahmt, er konnte indessen auf einen Französling aus den Rheinbundstaaten schließen lassen. In der Tat war es dieser Reisende dann, der französischen Beamten gegenüber für Jahn und seinen Begleiter einsprang und ihm ungestörten Aufenthalt in der Festung bewirkte. Dennoch aber war der Mann Jahn nicht geheuer, ja manchmal schien es, als ob jener sich durch bedeutsame Blicke für seine Neigung zum Franzosentum zu entschuldigen versuchte. Wie dem auch war — daß er in französischer Gunst stand, war sicher, und Jahn sollte dies noch einmal zu seinem Besten erfahren. Denn so einfach das Hineinkommen in die Festungsmauern gewesen war, so schwierig fand es Jahn, nachdem er seiner heimlichen Sendung an die Patrioten genug getan hatte, die Festung wieder zu verlassen.

Endlich entschloß er sich, wieder zu jenem Reisebegleiter zu gehen, der sich Marcovier nannte, und den er des öfteren, in militärischer Begleitung von den Wällen kommend, wiedergesehen hatte und daher für einen Festungsingenieur hielt. Er stellte sich ihm als Privatgelehrter aus Göttingen vor, der mit seinem kleinen Diener auf einer literarischen Rundreise durch den Nordosten Preußens begriffen sei, und fragte nach der Aussicht, Reisemöglichkeit dorthin

zu bekommen. In liebenswürdigster Weise vermittelte der Monsieur „une permission et une lettre de recommandation‘, für den jedesweiligen Platzkommandanten derjenigen Festung bestimmt, in die der Empfänger etwa gelangte. Bei der Übergabe der Schreiben aber zog er Jahn zur Seite und riet ihm im engsten Vertrauen, die Reise zum mindesten bis Danzig zur See anzutreten, wenn er dazu freilich auch dänische oder englische Schiffe benutzen müsse. Das feste Land sei durch den Krieg in starker Aufregung, französische, preußische und russische Heerhaufen seien überall unterwegs. Ja, er könne ihn nur warnen, auch von der See her Kolberg anzulaufen, da die Festung gerade in dieser Zeit eingeschlossen werden würde, dagegen werde er Danzig wohl bereits von den Franzosen erobert finden und somit dort auf seine Empfehlungsbriefe hin freien Zutritt erhalten.

Es wurde dem aufrichtigen Jahn schwer, all diesen überraschenden Enthüllungen gegenüber nicht ein gar zu teilnehmendes Gesicht zu zeigen, zumal er auf dem Untergrund der Miene des schnell und oberflächlich Parlierenden ein gleiches Bedauern zu erspähen glaubte. Jedenfalls schied er von dem auffällig dankbaren Mann, dessen letzter Händedruck so germanisch kraftvoll ausfiel, mit sehr zwiespältigen Empfindungen, warf aber alles Grübeln rasch ab und sah sich mit möglichster Eile nach einem ostwärts fahrenden Schiffe um.

Vergebens suchte er zunächst im stärksten Getriebe der ein- und auslaufenden Segler an der Odermündung danach. Erst weit draußen an einem versteckten Landungsplatz am Haff gelang es ihm, von einem verschmitzt aussehenden alten Seebären zu erfahren, daß er nach Kolberg gehe. So verschlossen sich der Alte, der sich Kamitz nannte, auch verhielt, Jahn gelang es schließlich, mit ihm handelseins zu werden, nur mußte er die Befrachtung des Schiffes abwarten, die sonderbarerweise des Nachts vor sich ging. Dann verlief trotz des großen Tiefgangs des Schiffes die Fahrt mit günstigem Winde rasch. Sie brachte Philipp all die neuen Erlebnisse, die mit dem ersten Anschauen und Befahren der See zusammenhängen. Als die grünen Wellen der Ostsee an die Schiffsplanken schlugen und ihre Spritzer hoch über dem Verdeck hinflogen, als das Land zur Seite im Nebel verschwand und die rollenden Wogen ihre ganze Macht wiesen — da kam er sich losgelöst von dem bisherigen Treiben seiner Jugend vor, und wie nie vorher erstieg in seinem Herzen ein neues, banges, aber stärkendes Bewußtsein von dem, was Leben und Wirken bedeutete.

---

11. Bei Vaterlandsfreunden in Kolberg.

Es war ein nebeliger Morgen Ende Januar, als sich auf einer in das Meer vorspringenden Landzunge das Münder Fort am Ausfluß der Persante und dahinter die Türme Kolbergs vor den Augen Philipps erhoben. Er stand nach einer schlaflosen Nacht frierend am Bug des Seglers, starrte auf die sich türmenden Wasser der hochgehenden See, und wie eine Erlösung durchlief es seinen Körper, als er nach so vielen Stunden des Geschaukeltwerdens das feste Land wiedersah.

Kaum war das Schiff in den kleinen Hafen eingelaufen, als ein Kanonenschuß in der Schanze gelöst wurde und sich von der Stadt her ein Reiter- und Wagenzug zeigte. Gerade geleitete Jahn seinen kleinen Begleiter das Fallreep hinab dem Kai zu, als Philipp die bunten Uniformen der rasch Absitzenden erblickte. Ein jäher Schreck durchrann ihn. Waren das Franzosen? — Er vernahm nicht, daß Jahn sich dem führenden Offizier mit begrüßenden Ausrufen zuwandte. Er fühlte sich, von seiner Hand losgelassen, ohne Halt, und bei seiner jähen, schreckhaften Bewegung zur Flucht auf den schmalen eisernen Treppenstufen strauchelnd, wäre er ins Wasser gefallen, wenn ihn nicht der Offizier mit raschem Zugreifen selber aufgefangen hätte.

„Brav, lieber Schill!“ rief Jahn, und Philipp starrte in ein über ihn gebeugtes bartloses Gesicht, das vom Dragonerkaskett tief beschattet wurde, und in zwei dunkle, mächtig flammende Augen. Der Eindruck dieser Augen wie des ganzen raschen, starken Lebens dieses Mannes verließ ihn nicht wieder, weder an diesem Tage, noch in den nächsten Wochen. Er sah, wie der jugendlich schlanke Offizier mit diesem Blick die Ausladung des Seglers überwachte, wie da Kanonen und Munition in Menge zum Vorschein kamen. Er schritt an Jahns Seite zu

einem nahen Lustwäldchen, die Maikuhle genannt, und war Zeuge, wie von lustig singenden Soldaten unter Aufsicht eines überlangen, auffallend hageren Offiziers mit seltsam tiefliegenden Augen erhöhte und verschanzte Stellen zwischen den Bäumen mit diesen Kanonen besetzt wurden. Das schien alles so wunderlich bewegt und farbig und war darum so reizvoll. Neben den in ein ernstes Gespräch versunkenen Männern gelangte er durch die Vorstadtstraße, die Pfannenschmieden genannt, zur Festung selbst hinein, und wiederum sah er bei Schills Erscheinen nur freudig strahlende Gesichter der entgegenkommenden Bürger, grüßende Hände, geschwenkte Hüte. Er mußte empfinden, daß da eine kleine Stadt war, in der das enge Leben hauptsächlich durch die frische Kraft dieses Mannes bewegt wurde.

Und auch dieser war Ludwig Jahns Freund? War der Jahn denn ein Zauberer, vor dem alle Welt Achtung hegte, und den jeder in Freundschaft suchte? Wie konnte es kommen, daß einer keine sichtbare Tat vollführte und doch so hoch geachtet wurde?

Oft starrte er verwundert auf ihn, zumal als ein älterer Bürger von kleinem Wuchse, der vor einer größeren Bürgerschar daherschritt, mit jugendlichem Eifer auf ihn zustürmte, ihn umhalste, den Kolbergern mit lauter Namensnennung vorstellte und ihn unter jubelnden Zurufen aller Kehlen in ein stattliches Haus führte. Da war es Philipp auf einmal, als ob all sein Leben ein wunderlicher Traum gewesen. Er meinte nicht mitgehen zu dürfen, wohin diese Männer mit ihren stürmischen Bewegungen gingen, und er versuchte eben, sich durch die angesammelte Menge scheu nach rückwärts zu drängen, als ihn derselbe überlange, hagere Pionieroffizier von der Maikuhle, der ihn an Jahns und Schills Seite gesehen hatte, schon erfaßte und durch die Diele ins Haus trug. Er wollte sich sträuben. Ein Schrecken überfiel ihn vor all dem fremden, glänzenden Inhalt des reichen Hauses, auf den seine Blicke trafen — aber da waren Jahn und Schill schon um ihn, da stand der kleine alte Herr — wohl der Hausherr — schon vor ihm, und da er ihn bei den Schultern faßte und sein Antlitz ihm zudrehte, da trug er dieselbe auffallende Flamme in den klaren, offenen Augen. Nun mußte er von Schill zu Nettelbeck und von diesem zu jenem hageren Offizier sehen, und als er wieder zu seines Beschützers Gesicht mit den Blicken zurückkehrte — siehe, da fand er auch in Jahns Antlitz denselben Ausdruck. Diese Entdeckung machte ihn still und nachdenklich. „Sie sehen aus, wie Vater aussah am letzten Tage in Falkenberg, als er auf die Franzosen geschossen hatte“, dachte er, und es kam von selbst, daß ihm diese vier Männer ans Herz wuchsen und er ihnen Dienste tat, wo immer er nur vermochte.

Dazu war in den nächsten Wochen reichlich Gelegenheit, denn die vier schienen unzertrennlich, und wie sie so die kleine Festung — die unter dem Platzkommandanten Loucadou stand — und ihre weitere Umgebung nach allen Himmelsrichtungen genau untersuchten, bot dies Gelegenheit, Neues zu sehen, nie Geschautes zu verstehen und zu durchdringen.

Aber nicht bloß auf Philipp wirkten diese Wanderungen. Immer brennender, immer zuckender fühlte er Jahns Handgriff. So erfuhr er, daß es sich um Wichtiges handelte. Wo immer er Schanzen besuchte oder Wehrgänge beschritt, wo immer Kanonenläufe in die freie, weite Landschaft hinausragten oder ein Blick auf eine Schleuse in den Wiesengründen sich öffnete, da riß dies Zucken den Knaben aus seiner Versunkenheit in die drohende Gegenwart. Seine Augen sahen die weisende Hand des Pionieroffiziers, der Julius von Voß hieß, sahen kriegerische Zurüstungen. So lernte er aufmerksam, wurde lebendiger Zeuge, wie harte Hände von Seeleuten oder Soldaten Schanzkörbe und Faschinen herbeischleppten, Bäume fällten und Wälle auswarfen, und da er durch den Gebrauch die Verwendung all der wunderlichen Geräte kennen lernte, wurde in ihm der Wunsch wach, mitzuschaffen. An Magdeburg dachte er zurück, an Friedrich Friesen, der ihn zwischen solchen Festungswällen gefunden hatte, dachte an das weiße Blatt, das dieser ihm damals gezeigt, an die Zeichnung darauf, sah ähnliche in der Hand des Herrn von Voß und wußte nun, daß diese Abbilder der Festungsanlagen waren. Und eines Tages, da er im Anblick eines neuangelegten, halbfertigen Werkes stundenlang müßig sitzen mußte, da die vier Männer über die Zweckmäßigkeit dieser Anlage in eine ernsthafte Aussprache geraten waren, von der er nichts verstand, nahm er seine zur Hand

liegende Schreibtafel, die vielfach die letzte Verständigung zwischen ihm und Jahn bildete, und kritzelte das, was er hier sah, in sicheren Linien auf. Wo die Wirklichkeit aber aufhörte, gab er nach seinem Gutdünken die Fortsetzung und fand schließlich eine gewisse Freude am Fertigmachen des Unfertigen. Seine Wangen begannen darüber zu glühen, seine Augen zu leuchten.

Er hielt sein kleines Werk noch betrachtend im Schoß, da griff über seinen Kopf weg die hagere Hand des Hauptmanns von Voß danach. Er erblickte überraschte Gesichter und schloß von den hastig bewegten Lippen auf Ausrufe der Verwunderung. Hatte er etwas Ungehöriges getan? Aber die vier Augenpaare waren ja so voller Wärme auf ihn gerichtet, und nun zog ihn gar der kleine, alte, bewegliche Herr, in dessen Hause er wohnte, an die Brust und küßte ihn. Scheu blickte er zu Schill auf, und siehe, in dessen Augen war wieder die große, seltene Flamme, und diese flackerte zu ihm hinüber, und ihm war, als würde er von der Lohe versengt. Jahn aber schrieb ihm das erste Lob in sein Büchlein, das hieß: „Glück auf, Bruder! Nieder mit i h m!“

Fortan sah er seine Zeichnungen mit ganz anderen Augen an, und etwas wie die Ruhe einer Befriedigung zog in seine zerquälte Brust. „Vater und Mutter haben das gewollt“, dachte er, wenn ihm etwas besonders Gutes gelungen war.

Um diese Zeit ging durch das Land die Kunde von der bei Preußisch-Eylau durch Russen und Preußen gemeinsam geschlagenen blutigen Schlacht gegen die Franzosen. Es hieß, gegen 60 000 Tote und Verwundete sollten das Schlachtfeld decken, und so tapfer überall gekämpft wäre — die Preußen unter Lestocq hätten die Palme der Tapferkeit verdient, sie hätten den rechten Flügel der Feinde unter Davoust völlig zurückgeworfen. War es ein voller Sieg?“ fragte Jahn. „Ist die Scharte von Auerstädt, wo derselbe Davoust kommandierte, ausgewetzt? Liegt der Korse am Boden?“

Dem Berichterstatter — einem Schiffer aus Neufahrwasser — ging davor die Rede ein, seine Augen irrten von dem Frager ab, er zuckte die Schultern. „Beide Teile schreiben sich den Sieg zu“, brachte er zögernd hervor.

Da ballten sich Jahns Fäuste von selbst. „Also nichts ist es gewesen! Nichts! — Nun, ihr Kolberger, dann heißt es, sich auf das Schlimmste gefaßt machen und — aushalten!“

Philipp sah seine innere Empörung, seinen Ingrimm, seine sich zur Wehr setzende Tatkraft, und alle Erregungen begannen in seiner Brust Widerhall zu finden. Von nun an war er es, der durch seinen Eifer Jahn dazu drängte, die Besichtigungen von Kolbergs Schanzen fortzusetzen. Er wollte lernen — lernen, was er später zu gebrauchen gedachte. Wohl merkte er, daß gerade die Wissenschaft des Festungsbaues nicht leicht war, aber mit offenem Munde hing er an den Gebärden der Sprechenden, ließ sich keine deutende Handbewegung des Pionierhauptmanns entgehen und kam mit der Schreibtafel zutraulich zu jedem, von dem er eine Aufklärung erhoffte. Bald war er auf den Schanzen, bei Schills Soldaten, bei der Garnison Loucadous wie bei der Bürgerwehr Nettelbecks bekannt. Öfters ließ ihn Voß jetzt Zeichnungen von vorliegenden Werken nehmen und ließ sie mit möglichst mathematischer Genauigkeit herstellen — Zeichnungen, die freilich nach Fertigstellung immer wieder vernichtet werden mußten, damit sie nicht etwa in des Feindes Hände kämen. Er mußte an seiner Hand mit auf den Hohenberg, wie auch auf den Wolfsberg und erblickte hier staunend die Pioniere und Minierer bei der mühsamen Herstellung bombensicherer Anlagen. Er überschritt schmale Bohlenbrüstungen an der Persante, sah ihre Wehre sich öffnen und die Wasser wildschäumend sich in die niederen Gründe ergießen, die die Stadt nach Osten, Süden und Westen umgaben. Wie lag sie dadurch wohlgeschützt gegen einen raschen Sturmlauf des Feindes, und wie befriedigt strahlten die Augen zumal des alten Nettelbeck bei diesem Anblick auf. Er war aber auch Zeuge, wie die Leute, denen dieser überschwemmte Grund gehörte, aufgeregt angelaufen kamen, und wie sogar ein alter Herr von Oberstenrang in ihrem Namen zornig gegen Schill und Nettelbeck loswetterte.

In solchen Augenblicken konnte auf Jahns Antlitz ein böses Wetter aufziehen, und vor dem Zucken in den Fäusten waren seine Finger nicht ruhig genug, Philipp auf der Schreibtafel zu erklären, daß der Grimmige der Kommandant der Festung, Oberst von Loucadou, selber sei, der an eine Belagerung Kolbergs durch die Franzosen nicht glaube und darum alle Verteidigungsan-

sagen für unnötig halte. Philipp wußte nichts zu sagen, aber als um Mitte März sich dunkle Menschenmassen von den drei Landseiten her gegen die Vorwerke der Schanzen bewegten, als er vom Kirchturm der Lauenburger Vorstadt in ihnen Franzosen erkannte, die ihre feindliche Absicht bald durch Geschützdonner kundgaben — wie stieg da in ihm die Erinnerung an die furchtbare Vergangenheit auf, und wie verdammte er den alten, graubärtigen Schwächling, der am liebsten die Festung gleich übergeben hätte und wegen dieses Punktes mit dem allzeit rührigen und zähen Nettelbeck die schärfsten Auseinandersetzungen hatte.

Auf einer Versammlung der Stadtverteidiger und der militärischen Befehlshaber, in die er an den Hauptmann Voß eine Botschaft zu bringen hatte, mußte er Zeuge sein, wie beide Männer hart aneinander getrieben, wie der alte Kommandant mit einem Schulterzucken und einem Blick gen Himmel das fernere Schicksal Kolbergs tatenlos höheren Mächten anheimzugeben schien, und wie der alte Nettelbeck, stürmisch erglühend, darauf seinen Säbel zog, auf den Mattherzigen zustürzte, ihm eine scharfe Wortabfertigung zuteil werden ließ und sich dann mit erhobener Waffe in jugendlichem Feuer an die Versammelten wandte, sie zum zähen Aushalten aufzufordern.

In tiefster Tiefe packte diese Szene Philipps Seele. Ein Kommandant wollte Loucadou sein? Ein kriegerischer Führer, wie damals im hitzigen Gefecht von Altenzaun der Oberst York? O nein — ein solcher war doch außer Schill einzig der Bürger Nettelbeck! Der nahm alle Geschäfte, alle Mühen, alle Lasten auf sich. Wenn die Geschütze der Feinde am tollsten krachten, wenn die todbringenden Granaten zischend die Luft durchfuhren, dann begann sein Heldentum. Die wehrhaften Bürger schickte er auf Wache. Kinder und Greise sandte er zur Hilfeleistung den in den Außenwerken tätigen Soldaten zu. Andere spannte er vor Munitionskarren, vor Wagen, auf die er aus seiner Küche mit dampfender Speise gefüllte große Kessel hatte setzen lassen. Verwundete holte er mit eigener Lebensgefahr von den gefährdetsten Stellen weg und schaffte sie ins Lazarett. Und indem er von früh bis spät in der Stadt und auf den Schanzen so rastlos tätig war, zeterte Loucadou auf alles, was nicht zum Militär gehörte, und war doch nicht imstande, ohne die tapferen Kolberger Bürger auszukommen.

Endlich kochte auch in Jahn der Zorn über. „Laß dir das nicht länger bieten, Bruder Nettelbeck, verlange einen besseren Kommandanten! Geh mit der Bitte bis zum König! Wenn du willst — ich selber trage ein Bittschreiben der Kolberger nach Memel!"

Doch dieser Mahnung brauchte es nicht mehr. Einen Tag später und ein kleiner, verschmitzter Mann, der Schiffer Kamitz, der ihn und Philipp hergefahren, trat in das Haus, und seine Hand zog ein Schreiben aus dem Kabinett Friedrich Wilhelms hervor. In diesem wurde Nettelbeck vertraulich mitgeteilt, daß der König den gnädigen Entschluß gefaßt habe, an Stelle Loucadous den Major Neidhardt von Gneisenau zum Kommandanten Kolbergs zu ernennen, und daß dieser in Kürze von Danzig her eintreffen werde.

Während Nettelbeck, überglücklich über den Erfolg seiner Bitte, das Schreiben wieder und wieder las, trat Kamitz zu Jahn, und unter lebhaftem Zucken seines listigen Mundes sagte er: „Je, Herr, wenn ick Sei dunnmals recht verstanden hew — — ick bün ok an Danzig vörbikamen. Mit de Festung geiht dat nich besunners, aber wenn Sei dat passen tät, denn könnt' ick Sei woll noch in de Stadt schaffen. Ick mutt jo den Herrn Majur holen."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da hielt ihn Jahn schon bei der Schulter. „Mann, Mann, wenn Sie das vermöchten! Mitten durch die Franzosen hindurch!" — —

Ja, das war eine Nachricht in seinem Sinne! Kolberg sah er in den besten Händen, nun lockte das ebenfalls hart belagerte Danzig. Das durfte nicht eine Beute des gierigen Feindes werden! Patrioten heraus! Dort gab es neue Arbeit — heiße Arbeit für einen deutschen Mann, der sein Vaterland lieb hatte!

Die letzten Stunden des Beisammenseins flogen nur so dahin. Es waren Blicke der Liebe und Wehmut, mit der die am Münder Fort Abreisenden auf das durch den Feind von der Landseite so hart bedrängte Kolberg blickten. Schon zündeten Granaten hier und da in der Stadt. Löschzüge durchjagten fortgesetzt die Gassen. Schon zeigte sich der Mangel an starker Oberleitung gefahrdrohend. „Schafft mir den Gnei-

senau schnell herbei!" hieß darum das letzte Wort Nettelbecks. Schill aber stob den Seinen voran der bedrängten Maikuhle zu, wo der hagere Hauptmann Voß wie ein windverwetterter Baum im Geschoßhagel ragte. Nur sein blanker Degen winkte zum nahen Hafen hinüber, und Kampfgeschrei und Schüsse waren das letzte, was Jahn und Philipp außer dem Rauschen der Ostseewogen in die Ohren klang, als die Türme Kolbergs und die Schanzen des Münder Forts im Blau der Ferne versanken.

Körper an Körper standen die Fahrenden an Heck des Seglers. „Was hast du da?" fragte Jahn durch Gebärden und zeigte auf die auffällig eckig vorstehende Tasche von Philipps Kittel. Aber rot erglühend wandte sich der Knabe ab, und Jahn forschte nicht weiter. Seit er das Innenleben seines kleinen Begleiters genauer kennen gelernt hatte, wußte er, daß es Tiefen umfaßte, die sich auch dem Zwange nicht erschlossen.

---

12. Nach Danzig zu Gneisenau.

Das Schiff hatte starken Gegenwind. Es stampfte und rollte. Langsam nur kam es durch Lavieren seinem Ziele näher, oft lag es gefährlich schief. Wenn in Jahn aber eine Sorge lebte, so war es nur die, zur rechten Zeit in Danzig anzukommen, um durch Berichte über die tapferen Kolberger die Zähigkeit und den Mut der Belagerten aufs höchste anzuspannen.

Endlich war Hela umschifft, die Danziger Bucht durchquert und Neufahrwasser erreicht. „So — das Schwerste wäre überwunden!" rief Jahn, als er wieder Land zu seinen Füßen spürte. „Dat Sworst?" Kamitz schielte ihn von der Seite an und kratzte sich das Ohr. „Ick meen man, bester Herr, dat dicke End' kümmt nu irst!"

Sie kehrten in einem kleinen Schiffergasthaus — „Zum roten Galion" geheißen — ein. Es lag außerhalb der Stadt dicht am Weichselstrom, aber noch im Bereich der Festungsgeschütze von Weichselmünde. So wurde es von den Franzosen gemieden. Das Schenkzimmer war mit Seeleuten aus allen Orten überfüllt. Ohne seine Aufmerksamkeit merken zu lassen, horchte Kamitz dennoch scharf auf die schwirrenden Gespräche. Alle drehten sich weniger um die allgemeine Lage des Landes als um die Einschließung Danzigs. Auf Fahrten in die Stadt hatte sich den Schiffern bisher lohnender Verdienst geboten, jetzt war ihnen der genommen.

Daß die Festungsbesatzung mit dem preußischen Heere, das östlich — von Pillau her — die Nehrung besetzt hielt, die Fühlung verloren hatte, wurde als längst bekannte Tatsache hingenommen. Franzosen standen von Bodenwinkel bis Kahlberg hin, hatten also den Hauptteil der schmalen Landzunge inne. Gerade heute aber hatte sich eine neue Verschiebung der französischen Truppenmassen bemerkbar gemacht, und es wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß sich ein Korps des Marschalls Lefebre auch zwischen Danzig, Weichselmünde und Neufahrwasser ausbreiten könnte. Damit wären die preußischen Verteidiger Danzigs auch von der Seeseite abgeschnitten und Zufuhren von Proviant und Kriegsstoffen unmöglich gemacht.

Eben befürchtet, wurde die Ahnung zur Gewißheit gemacht. Eine verwegen aussehende Schiffergestalt erschien in der verräucherten Stube und warf in äußerster Wut die Ölkappe auf den Tisch. Sein Bericht entfesselte Stürme von Verwünschungen. Philipp, dem in der verqualmten Luft schläfrig geworden war, fuhr vom Tisch empor. Ein gewaltiger Faustschlag neben ihm hatte die Gläser auf der Tischplatte tanzen gemacht. Er sah auf und starrte in die ratlosen Gesichter Jahns und des Schiffers Kamitz.

Ohne den Gesprächen weiter Aufmerksamkeit zu schenken, zogen sich beide mit ihm auf Jahns Zimmer zurück. Hier saßen sie beratschlagend einander gegenüber.

(Fortsetzung folgt.)

☛ Hierdurch machen wir unseren verehrten Lesern die Mitteilung, daß der Roman von Wilhelm Arminius, „Der Franzosen-Lipp", aus technischen Gründen in den Schlußnummern der Deutschen Roman-Zeitung ausnahmsweise allein, ohne einen zweiten mitlaufenden Roman, zum Abdruck kommen muß. Wir möchten das höchst aktuelle Werk zu einer Zeit zur Veröffentlichung bringen, in der alle deutschen Herzen in der Erinnerung an die Befreiungsjahre hochschlagen. Unser beliebter Autor gibt ein packendes Lebensbild dieser reichbewegten Zeit.





Weihestunde.

Nun blinkt auch in die ärmste Gasse
Ein letztes bißchen Sonnengold
Und färbt der Mädchen sehnsuchtsblasse,
Verhärmte Wangen hell und hold.

Das ist die sanfte Weihestunde,
Der Abend spricht sein Gnadenwort
Und küßt vom niegeküßten Munde
Die Falte der Entsagung fort.

Ernst Ludwig Schellenberg.





Hass.

Skizze von Rose Raunau.

Es war doch zum Schlusse trotz allem etwas wie eine Aussöhnung geworden. Sie würde natürlich ihr Leben lang überzeugt bleiben, daß ihr Junge, ihr einziger Junge eine andere Frau hätte finden können. Und eine reichere nicht bloß, das hatte sie am Ende gar nicht so wichtig genommen, wie man ihr böslich noch immer unterschieben wollte. Nur eine vielleicht ohne diese Lebensfremdheit und ohne diese aufreizende müßige Verträumtheit; sie nannten das künstlerische Feinfühligkeit und machten wohl gar eine Tugend daraus. Eine Jüngere hätte sie ihm gewünscht und eine schon körperlich Robustere, oder eine von anderem Herkommen wenigstens, die ihm vorwärts geholfen hätte durch ihre Zugehörigkeit zu den Kreisen, die für ihn entscheidend waren.

Aber sie verzieh langsam die Fülle der Enttäuschungen. Die Tochter erwies sich wenigstens als lenksam und verkannte immerhin die großen Lücken ihrer Erziehung nicht.

Ruhig und offen hatte sie wirklich von Anfang an ihre erschreckende Unerfahrenheit und Unbegabtheit in wirtschaftlichen Verrichtungen eingestanden, auch daß sie nicht weiter als von einem Tage zum anderen zu sorgen gewöhnt gewesen. Gewiß kam das von dieser armseligen Beschränktheit ihres Lebens bisher.

Dabei, mit aller Zurückhaltung, die man ihr zugestehen mußte, sproßten Keime von ihrer Wesensart schon unverkennbar im Hause auf und gaben allem so einen neuen schüchternen Duft. Zwischen seiner Mathematik und der Musik wollte der sonst kunstfremde Sohn plötzlich viel Verwandtschaft entdeckt haben und den gleichen Segen jeder Harmonie in beiden verspüren.

Und sogar sie war wider Willen ein wenig angeweht von diesem fremden Lebenshauch. Sie, die doch wahrhaftig wußte, daß nur in den praktischen Dingen und Fragen Bedeutung war und natürlich und einzig in der von fern bewunderten Zahlen- und Bücherwelt ihres Sohnes. Sie konnte heute, halb und halb überwunden, die Hände im Schoße, still sein, kirchenstill, wenn die Schwiegertochter sang, und sich freuen auch an den Versen, die sie manchmal sprach, und die bei ihr schön wie Musik waren. Und die tausend kleinen Feinheiten und Lieblichkeiten, die ihr immer einfielen, die nicht sättigten freilich, mit denen sie nur den Alltag überflüssig zu vergolden wußte, daß jeder Tag bei ihr eigentlich etwas wie ein Festtag aussah!

Nur wenn sie die Schwärmende immer hinter allen Dingen Schönheit finden sah und Entzücken äußern und Entzücken fordern hörte, wo wahrhaftig kein verständiger Mensch sich erregt hätte, da lächelte sie noch, überlegen, wie ihre Klugheit und ihre Jahre ein Recht hatten zu lächeln.

Der Hochmut, der über der jungen Frau lag, aber rührte eine verwandte Seite in der eigenen Seele an, nur daß er dort eben auf nichts gegründet war, dieser Hochmut, und so die verständige Fügsamkeit manchmal gar wie Gleichgültigkeit oder Verachtung gegenüber den wichtigsten Fragen aussehen ließ. Aber auch diesen unberechtigten Hochmut wollte sie ihr nachsehen, zumal jetzt, wo sie endlich, endlich das Kind erwarten durften, das sie liebte, heute schon.

Es würde, so schien es der Großmutter, ihnen doch zu gleichen Teilen gehören. Es würde, sie sah es hell im Geiste voraus, Züge von ihr selbst tragen, die die Schwiegertochter wider ihren Willen dem werdenden Kinde hatte vererben müssen.

Vor dem Gedanken an diesen gerechten Ausgleich kam immer Rührung über sie und etwas wie Großmut

und Mitleid beinahe. So wird sie, die zuletzt Besiegte, nun doch Siegerin sein.

In der Weichheit dieser Tage, in der gemeinsamen Sorge und Freude für das Kommende, konnte es jetzt Momente geben, wo die beiden harmlos herzlich zueinander redeten, wo die glimmende Feindseligkeit ganz erstickt und vergessen war, die sonst, aus Angst, bei jedem Hauch hervorzubrechen, sich an vorsichtige leise Worte gewöhnt hatte. Schließlich hatte das schöne Mädchen den Sohn ja doch geliebt, mit ihrer ersten Liebe redlich geliebt, und es war zu begreifen und natürlich, daß sie ihn nicht hatte aufgeben wollen. Das mußte sie zugestehen, und es war wohl am Ende längst schon Zärtlichkeit auch für die in neuer Jugend aufblühende Frau ihres Sohnes, was sie immer lieber in sein Haus führte, und was sie bewog, das Leben der beiden zu erleichtern und zu schmücken.

Nur die Verachtung vor der Mutter des armen Dinges, vor der ehemaligen Komödiantin, war ihr geblieben. Zu der gab es keine Brücke. Nie wollte sie dieser Frau freiwillig begegnen, der jedes Mittel, und Gott weiß welches, recht gewesen war, den Mann zu halten, der sich ihrer Tochter leichtsinnig versprochen. Seine Jugend nicht einmal — und er war damals beinahe noch ein Knabe — hatte sie zögern lassen, sein Wort gierig für voll zu nehmen.

Hätte die Frau nicht auch, jung wie sie noch gewesen, irgendeinen praktischen Beruf ergreifen können! Einen, der sie und die Tochter sicherer gestellt hätte, als ihre Rezitationskurse taten, und die Geigen- und Gesangstunden, mit denen das Mädchen damals seine Nerven verdarb und seine zarte Gesundheit noch zarter machte.

Sie hatte sich als Mutter und Vormund dieses einzigen Sohnes gewehrt, daß er, so jung, sich überhaupt schon binden sollte, und hier, und ohne irgendeine Lebensaussicht als Entgelt dafür. Wer wollte ihr das damals verdenken!

Auch ihren Sohn hatte sie überzeugt, daß es einfach ihre Pflicht gewesen, ihm jeden Schritt zu seinem Ziele zu erschweren, solange sie hoffen gekonnt, er werde den begonnenen Weg nicht zu Ende gehen. Dann, als sie leider hatte erkennen müssen, daß ihre Berechnung falsch gewesen, daß er, entgegen ihrer Hoffnung, eigensinnig treu zu seinem Irrtum hielt, dann, das würden sie wohl immer rühmen müssen, hatte sie großmütig und großmütiger, als sie erwarten gekonnt, ihnen Gegenwart und Zukunft gesichert und ihr Haus gebaut.

Trotzdem, sie ahnte nicht, um wieviel heißer die andere, des Mädchens Mutter, sie haßte und hassen mußte. Die hatte ihr keine der Tränen vergeben, die ihr Kind, ihr stolzes, schönes Kind, heimlich um die Härte dieser Frau geweint, um den Widerstand, den sie der Ehe steinern entgegengestellt, immer in dem lauernden Erwarten, die Liebe der beiden an diesem Felsen eines Tages zerschellen zu sehen.

Sie hatte ihr keinen der traurigen Tage und keine der ruhelosen Nächte vergessen, die ihr Kind in Hoffnungslosigkeit verbracht oder in Qual einer unbegriffenen Sehnsucht. Und diese Frau, deren gesunden Verstand der Sohn so oft gerühmt, hatte das alles gewußt oder doch wissen müssen, und nur böser, beschränkter, boshaft beschränkter Wille konnte es gewesen sein, daß sie den Liebenden nicht half. Daß sie ihnen nicht die Möglichkeit zur Ehe eingeräumt, solange sie, im ersten Drang der Jugend, so köstlich heiß zueinander strebten.

Und sie hatten, alle beide wohl, zu viel ästhetische Bedürfnisse ins Leben mitgebracht und in sich groß werden lassen, um die Ehe wie Proletarier beginnen zu können, was sie manchmal erwogen und tapfer oder feige beinahe gewollt hatten.

Der Sohn freilich war heiter über die Zeit gezwungenen Wartens weggekommen. Wohl auch, weil — weil er ein Mann war, berechtigt, seinem Verlangen Ruhe zu geben. Aber was kann dabei, von Zärtlichkeit geweckt und wachgehalten, ein sinnengesundes Mädchen leiden! Was kann sie leiden auch von dem Ahnen dieses „Rechtes“, über das sie Klarheit haben will, um so gebieterischer Klarheit, je reiner sie ist.

Wie die Wahrheit sie endlich erschüttert! Wie entsetzt und hilflos sie steht vor diesem Wissen, das nie ein Verstehen wird!

Und in bitter durchharrten Jahren hat sie so viel in sich vergraben und ersticken müssen, daß sie auch in der Ehe dann nicht mehr das siegende, jubelnde, das überschäumend volle Lachen der glücklichen Jugend lachen kann. Was wollte es daneben bedeuten, daß die lieblichen Züge ihre Weichheit langsam verloren? Die hatten ja dafür eine andere, reifere, durchgeistigte Schönheit gewonnen. Und sie, die Mutter, die Führerin und Freundin, hatte sie offen, in ruhigem, sicherem Überlegen gelehrt, um die eigene Schönheit zu wissen, die Schönheit zu hüten wie einen Schatz und wie eine Waffe zu tragen und heilig zu halten wie einen Helfer in ihres Lebens Not.

Jahre, die goldenen, glücklichen Jahre waren endlich da, von denen die Gatten behaupteten, sie seien jedes Entbehren und jedes Erwarten wert gewesen. Aber auch die ließen sie, des Mädchens Mutter, keine Stunde vergessen, wie spät und wie widerwillig ihre Tochter, die jedes Hauses Stolz hätte sein müssen, Tochter genannt worden war von der Frau, der sie kein Übergewicht zuerkennen konnte als ihren noch immer sorglich und vielleicht klug gemehrten Reichtum. Der hatte sie nie bestochen; ihr war der Weg der Tochter in dieses freilich rechtlichen Mannes flügellose Welt immer wie Heruntersteigen erschienen.

So hatte keine der Mütter die andere begriffen, und keine hatte die Fähigkeit oder wollte sie nützen, sich einzufühlen in die Welt der Anderen. Es ließ sich ja auch umgehen, daß sie einander begegneten, und die stete Rücksichtnahme dafür war längst etwas zu aller Leben Gehöriges geworden, etwas, was sich leider nicht ändern ließ, und mit dem man sich abfinden mußte...

Man hatte sie erst gerufen, als das Kind, ihrer geliebten Tochter Kind, schon lebte. Man hatte es ihr ersparen wollen, diese Stunden mit durchfühlen zu müssen, und sie schämte sich, daß sie das ein Aufatmen lang als Erlösung empfand.

Da plötzlich, unbedacht, stand sie der Frau, der fremden gegenüber. Und inmitten des neuen Glücks-

gefühls, das sie heiß durchflutete, hatte sie die, die sie bisher nur flüchtig gesehen, und nun noch mehr denn früher als bourgeois empfand, in prüfendem, hartem Hasse gemessen und den gleichen Blick empfangen. Der wurde indes langsam milder, ein wenig erbarmend fast, wie er die eigene runde festgefügte Persönlichkeit mit dieser hageren Gestalt verglich, in derem farblosem Gesicht unter frühergrauten üppigen Haaren nur noch traurig große, sehr dunkle Augen Leben hatten und Blüte.

Sie räumte ihr den Platz am Bette der Tochter und ließ ihn ihr auch, als heißer und heißer und näher die Angst sie alle umschlich und umspann und ersticken wollte.

Lautlos zogen Tage und Nächte und Tage. Die Kranke wehrte sich gegen den starken süßen Wein, dessen Geruch sie zu quälen schien; sie wand sich weinend vor den kaltnassen spitzen Steinen auf der schmerzenden Stirn.

Das Fieber sank nur für Stunden, in den eisigen feuchten Tüchern, unter den Bädern, die den wunden glühenden Leib kühlen sollten.

Dann am Abend und in angstschweren Nächten stieg es wieder; es ließ die armen Hände wie von Flammen brennen, es raste in den ruhelosen Lippen, es glomm und zitterte über den heißen Augen, es lohte alle Kraft hinweg und fraß mit seinen Gluten den letzten Widerstand.

Nicht einmal von ihrem Knaben, den sie mit Beten und Jauchzen begrüßt, wußte die junge, irre redende Mutter mehr.

Die letzten glücklichen Jahre waren vergessen; die Sehnsucht ihrer langen Mädchenzeit allein schien lebendig geblieben. Sie sprach zu den Figuren in den Tapeten, die ihr Menschen waren, sehnende, nur manchmal im Traum vereinte Menschen; sie sang ihnen ihre süßesten Lieder zum Tanze und weinte dann wieder mit ihnen über das Leid, das sie schied.

Ein kurzes, klares Erwachen hatte sie noch. Sie bog des Mannes verwandeltes Gesicht zu sich herunter und sagte ihm lächelnd leise holde Liebesworte.

Er war auf den Knien an ihrem Bette und hielt die Hände, die sonst weiß und leicht wie Taubenflügel, nur so schwer von Schwäche und Feuchtigkeit waren. Er küßte die Hände, die er mehr als alles an ihr geliebt, die Hände, die ihm Melodie und Licht in sein arbeitsvolles Leben getragen, in sein Leben, das ohne sie nichts von Klängen und Sonne gewußt.

Leise holde Liebesworte sagte sie. Dann war sie lange still. Tränen kamen über ihre Augen. Aus ihrer Stimme klang es mühsam noch einmal, ein letztes Wort, hinreißend süß und doch wie von tausend Tränen voll.

„Es ist — so — schön bei dir gewesen!"

Überwältigt warf er seinen Kopf auf das Kissen, — sie sollte die Qual nicht sehen, die ihn zerriß.

Da wurde sie ganz ruhig, wie sie ihn so nahe fühlte; sie lächelte glücklich und erlöst von Schmerzen. Und lächelnd und glücklich war der letzte veratmende Hauch von ihr, der seine Stirn traf, der Hauch, den er fühlte auf seinem Haar, der Hauch, dessen Schauer in seiner Seele er nie vergessen sollte.

Ein Kältegefühl kroch über ihn hin, ein Grauen. Es rührte ihn an wie Spinnenarme.

Spät erst kam der Schmerz, das Begreifen der Finsternis vor dem erloschenen Licht seines Lebens. —

Die Frauen beide starrten nieder auf das weiße Gesicht der Toten, starrten mit blicklosen Augen und horchten gequält auf des Mannes leise rieselndes beherrschtes Weinen, in dem doch Hilflosigkeit und Verzweifeln war, — der Haß, den sie füreinander gezüchtet, stand noch einmal auf, drohend, riesengroß. Jede maß die Schuld an der Vernichtung ihres Kindes, an dem frühen Sterben der Tochter, an des Sohnes zerbrochenem Leben bei der anderen.

Sie haßten sich, und heißer und gnadenloser als je, oder sie glaubten es doch. Sie hoben die Augen, um ihren Haß stärker werden zu lassen, als sie selber waren.

Aber sie erschraken. Eine mußte in den Zügen der anderen die Zerstörung sehen und den Gram darin. Da wußten sie kaum noch von ihrem Hasse, von ihrem kleinen Hasse, da sahen sie ihn ertrinken in diesem Strom von Leid. Da wußten sie langsam und wider ihren Willen nur, daß es ihnen ja gemeinsam war, ihr furchtbares Leid, gemeinsam die Pflicht auch, die heilige, die sie zu dem kleinen teuren, früh verarmten Wesen wies.

Sie wußten, daß unlösbar und zwingend nun ein Band zwischen ihnen war, lebendiger, gewaltiger als jede unfruchtbare tote Schuld der Vergangenheit.

Und schluchzend bewegten sich ihre Arme und tasteten einander zu und wollten sich nicht suchen und fanden sich. Und schluchzend, ehe sie es begriffen, hielten sie sich fest und ließen ihre Tränen ineinanderfließen.



Leben.

Was mir das Leben gab? — So bitterwenig nur,
Nur karge Gabe für der Seele tiefe Nöte,
Kein blauer Sommertag lag hell auf meiner Flur,
Den Weg bekränzte mir nur stille Abendröte. —

Was ich vom Leben will? — Nur lieber Worte Flüstern,
Wenn meinen Feiertag durchleuchten stille Kerzen,
Und eines warmen Herdes traulich, leises Knistern,
Um auszuruh'n an einem feinen Frauenherzen!

Bruno Pompecki.



Das Letzte.

Novelle von Hermione von Preuschen. (Schluß.)

Miro sah alles, was sie sonst unberührt gelassen, heut gleichsam mit Abschiedsaugen, so die Zypressen am Weg, neben den alten Oliven, das sternblumenweiße Gras, die langen, staubigen Taxushecken — drüben rechts das „steinerne Schiff des Odysseus", Ponte Conisi.

In Korfu war ein tolles Maskentreiben — der Fasching neigte sich zum Ende. Das Schiff nach Santa Maura fuhr erst abends, — sie wollte sich dort mit Stavro und Dr. Reiter treffen. — So wandelte sie allein durch das bunte Maskengewoge im grellen Sonnenlicht.

Wie tot kam sie sich vor, wie abgestorben allem, wie fremd, fremd, fremd! Ach — war sie denn das nicht immer? Herzlich aufgenommen von allen, bis diese erkannt, daß Miro sie überrage. Und dann allein gelassen von allen. Was brauchte sie diese banale Welt! Wieder stieg der Ekel in ihr auf! —

Sie ging über die Esplanade am Meer entlang nach dem „Kypos Wasilikos", dem königlichen Garten von Mont Repos. — Den liebte sie über alles! Dort hatte sie eines Abends, auf dem Zypressenhügel, wo der antike Altar stand, ihr letztes Bild erträumt, den Moloch.

Am Altar sollte er stehen, der hohe, braune, nackte Jüngling, mit den sonnigen Augen. Die Arme ausgebreitet, lächelnd, die Zähne zeigend. „Kommt her zu mir, daß ich Euch küsse, daß ich Euch töte, ich, der Moloch — die Liebe. —" Die Opferflamme sollte lodern auf dem Altar und ihm zu Füßen sollte ein Schädelhaufen liegen. Der Moloch aber — das sollte Rolf sein — Rolf!

Sie würde das Bild niemals malen. —

Aber es war schade darum, trotz allem! Drüben in Gasturi hatte sie es skizziert. Es wäre gut geworden, gut! —

Aber sie hatte ja genug geleistet, für diese Welt und ihr leuchtender Tod sollte sie hinüber retten in die Ewigkeit.

Lang wanderte sie durch die Tropenwunder des einsamen Gartens. Schon glühten Meer und Berge, in der Farbe, die Homer „meerpurpur" nennt, und die sie so liebte und ihr die „ultraviolenblaue Sehnsucht" war.

Auf dem Dampfboot zog sie sich bald in ihre Kabine zurück, doch sie konnte nicht schlafen. Nun kam bald ihre letzte Nacht.

Das Schiff, der heilige Johannes war überladen mit Vieh — achtzig Ochsen und hundert Schafe, die zogen nun mit Miro ins ungewisse Dunkel eines baldigen Todes. Sie mußte wieder lachen — „wir sind alle nur Schlachtopfer auf dem Altar des Schicksals und nur glücklich, wenn wir — Ochsen sind. — Denn diese schwindelnden Seligkeitstropfen in einem wüsten Meer von Leiden, die unsereins durchkostet — die sind doch nicht Glück!" — —

„The best of life is but intoxication," immer wieder durchlebe ich's — wie recht hat er doch, der andere Dichter, der auch hier in der Nähe, in Missolonghi sein Grab gefunden — Lord Byron!

Sie konnte nicht schlafen, endlich, nach Stunden, ging sie hinauf auf Deck. Alles einsam, aber der Himmel hatte sich bewölkt und ein Wind sich erhoben und schnell verstärkt. Es war 3 Uhr morgens. Das Schiff machte heut die Fahrt um die Südspitze herum, um den „salto di Sappho". Es konnte nicht mehr weit davon sein! —

Aber es schwankte nun jeden Moment stärker und die Ochsen brüllten angstvoll.

In der Ferne entdeckte Miro ein Licht, den Leuchtturm der Sapphoklippen. Ganz von fern zog sie an ihrem Ende vorüber.

„Und so ist mein ganzes Leben", sagte sie sich, das wilde Meer, das schwankende Lebensschiff — mit Ochsen überladen, die die Fahrt erschweren. Und drüben, ganz von weitem die „Liebe", als lockendes, gleißendes Licht. Ich suche sie mein Leben lang, um im Tod an ihrem Riff zu zerschellen. So ist mein Leben." —

In weitem Bogen fuhren sie um die Spitze herum. — Bei Tagesgrauen landeten sie in Santa Maura, das mit seinen einstöckigen Fachwerkhäuschen, die man nach dem letzten großen Erdbeben, statt der früheren, arkadengeschmückten Steinhäuser errichtet, einen tristen Eindruck machte.

Die drei Reisenden suchten nun erst Unterkunft. Alle Xenodochien waren überfüllt, nur für Dr. Reiter fand sich ein Plätzchen in den „Sette Isole."

Stavro, der sonst so redegewandte, war wie vor den Mund geschlagen, über all die neuen Eindrücke, die akarnanischen Bauern, die in ihren wilden Trachten zu Pferde zum heutigen Markt zogen.

So übernahm Miro die Führung und erhandelte zwei Zimmer. — Denn die Fahrt zum Sapphosprung konnte erst andern Tages mit frischen Kräften unternommen werden.

Sie warf sich auf das nicht sehr reinliche Bett, um noch zu ruhen, da traten zwei Damen ins Zimmer, ließen sich nicht abschrecken, als sie es besetzt fanden, öffneten beide Fenster und schauten hinaus. Auf Miros Bemerkung in fehlerhaftem Griechisch, daß sie so im Durchzug läge, und schlafen wolle, setzte sich die Ältere zu ihr ins Bett und betrachtete sie. Dann legte sie ihr liebevoll ihren Shawl um die Schultern. Miro schien die Sache aussichtslos und schloß die Augen. Die Alte stand auf, wusch sich die Hände und setzte sich dann wieder, die Fremde zu betrachten.

Wieder fiel Miro ein Heinewort ein:

„Frau Unglück hat im Gegenteile,
Dich liebevoll ans Herz gedrückt,
Sie herzt und küßt dich eine Weile,
Setzt sich zu dir ans Bett und strickt."

Und darüber schlief sie dann ein.

Als sie erwachte, waren das strickende Unglück und die schwarzen Frauen verschwunden. Hatte sie sie nur geträumt?

Sie wollte neue Erkundigungen einziehen über den „Ausflug", ihren Todesgang zur Sappho. Es war Sonntag und die Agenzia geschlossen. So ging sie mit Dr. Reiter in den griechischen Gottesdienst, in dem byzantinisch bunt geschmückten Kirchlein.

Ein uralter Herr sprach den Dr. Reiter an: „Sie sind ein Deutscher?" (Das war keine Kunst ihm anzumerken, er war typisch für die Reisenden im Ausland.) Er selber stellte sich als griechischer achtzigjähriger Arzt vor, der vor sechzig Jahren in München studiert, und lud die Beiden in sein Haus ein. —

Als Miro von ihrer Absicht sprach und vom Sapphosprung, meinte er, „das kann Ihnen mein Sohn genau erklären, der ist einmal dort gewesen. Sonst wohl niemand auf der ganzen Insel."

Sie kamen nun ins Haus und der Sohn, der kleine, schwarze energische Dr. Aristomene, gefiel Miro gar nicht. Sie fürchtete sich fast vor ihm — er war so häßlich.

Er sagte, daß zum Salto di Sappho zwei Tagereisen nötig seien, keine Fahrstraßen existierten und man allen Launen des Wetters auf den Gebirgsziegenpfaden rettungslos preisgegeben sei.

„Ich verzichte", sagte Dr. Reiter ganz entsetzt.

„Wollen Sie sich meinem Schutz anvertrauen, Signora?" frug Dr. Aristomenes. Miro nickte. „Morgen früh acht Uhr hole ich Sie ab, aber Sie haben am ersten Tag acht Wegstunden zu machen, können Sie das auch?" „Ich muß", sagte Miro lächelnd.

Dann gingen sie, mit vielen Bücklingen vom alten Doktor aus seiner halbversteinerten Häuslichkeit hinaus geleitet.

In der kleinen Stadt herrschte ein tolles Treiben, überall Musik — noch die altklassischen Flöten und Zimbeln. Gegen Abend stieg Miro mit Dr. Reiter zum Kloster Phaleromene empor. Eine Kavalkade kam ihnen entgegen, ein Hochzeitszug, ein berittener, jeder Mann bewaffnet.

Die Ölbäume waren hier noch knorriger und zerrissener wie auf Korfu, der Blütenteppich zu ihren Füßen noch dichter.

Der Blick aufs Meer, die Lagunen, die altvenetianische Festung, alle Blütenbäume im Vordergrund, das alles war so friedlich, Miro begriff es gar nicht. Manchmal meinte sie, es sei eine andere, die das alles an sich vorübergehen ließ.

Als sie gegen Abend nach der Stadt zurückkehrten, sahen sie wieder Hochzeitszüge, die Bräute in der wundervollen, halbspanischen Tracht, in steifen Brokatgewändern und Goldhauben — wie die Catharina Cornaro, aus dem Bilde Tizians.

Böllerschüsse und Musik die ganze Nacht!

„Und morgen ist mein Todesgang", immer wieder mußte sie es denken.

Es regnete viel in der Nacht. Der Morgen war grau, wolkenverhängt.

Stavro war der Weg auch zu weit. So ging Miro allein mit dem kleinen Doktor, der in seinem Räuberzivil um das verkümmerte Figürchen sich neben ihr ausnahm wie ein Dragoman neben einer Königin.

Und sie wanderten! Erst stundenlang am Meer entlang — jeden Moment erwarteten sie den Regen. Nach vier und einer halben Stunde kamen sie nach Nitry, wo Dörpfelds Ausgrabungen den Palast des Odysseus entdecken wollen. Bis jetzt freilich vergebens.

Dann ging's wieder durch herrlichen Ölwald den Berg hinauf nach dem Gebirgsnest Wunikas. Bei Dunkelwerden langten sie an.

Was aber Miro die Strapazen des Weges vergessen ließ, war das eine: auch der kleine, schwarze Griechendoktor hatte eine gepeinigte, zerschundene, geknebelte Seele. — Und er wie sie zog mit idealen Wahngebilden hinauf zum Salto di Sappho! Und wenn sie wollte, könnte sie ihn mit sich hinüberreißen. Wie einst Heinrich von Kleist die zufällige Weggenossin Henriette Vogel.

„Ich sterbe so leicht, wie man zu einem Ball geht", hatte diese in ihrem Abschiedsbrief geschrieben.

Sie hätte auch Aristomenes berühmt machen können, wenn sie ihn bei ihrem Tod mit sich riß. Denn er war unglücklich und fanatisch wie sie.

Das aber wollte sie nicht. Sie wollte in Schönheit enden und allein. Wenn es nicht mit Rolf sein konnte! Rolf, — wie fern ihr der lag, in diesen letzten bunten Tagen!

Liebte sie ihn noch? — Ach — mehr denn je — und eben darum mußte sie sterben. Um ihrer Liebe und um des Ruhmes willen, die neue Sappho! —

Die Sonne war blutrot untergegangen, droben auf der Höhe, hinter den blauen, schroffen Bergwänden. Es war schon dunkel, als sie die Steingassen von Wunikas emporklommen. Der Mond stand im ersten Viertel.

Miro fühlte sich am Ende ihrer Kraft. Sie hatte den Tag über nichts genossen, wie eine kleine Tasse „türkischen Kaffee" und eine Orange.

Endlich waren sie bei dem Freund von Aristomenes angelangt, bei dem sie nächtigen wollten. Aber das Abendbrot fanden sie ganz droben, wo die letzten Häuser standen, wo vor acht Tagen Hochzeit war, und wo sie noch Leckerbissen finden sollten. —

Das „Gebackene vom Leichenschmaus giebt kalte Küche für die Hochzeitsgäste". —

Hier war es umgekehrt wie bei Shakespeare, aber es stimmte doch — Hochzeit — Tod — das war das ganze Leben.

Oben kam sie halb ohnmächtig an — man legte sie auf ein Himmelbett mit dem selbst gewebten, bunten Orientteppich, wie ihn alle Frauen in Santa Maura arbeiten. Viele Frauen, junge und alte umstanden sie.

Dann schlief sie ein. Man weckte sie zum Schmaus. Ziegenherz in Thymian und gebackenes Jaurdi (Sauermilch) dazu ein Wein, so stark und feurig wie Marsala.

Dann gingen sie zurück, mit Laternen bewaffnet, ins Nachtquartier. Die ewige Lampe brannte schon über Spiros Ehebett, Mirows Nachtquartier.

Nebenan im Schulsaal, nur durch eine dünne Bretterwand getrennt, nächtigte Aristomenes.

Miro lag wie tot vor Erschöpfung.

Anderen Tages, bei Morgengrauen pochte Aristomenes „Avanti Signora, avanti.“ Er ließ ihr kaum Zeit zum Ankleiden, dann ward sie auf einen Esel gesetzt und über schaurige Kletterpfade ging es, bald durch uralte, blumenbestickte Olivenwälder, nach Wassiliki ans Meer.

Dort mieteten sie eine Barke. Die Fischer verlangten eine unerhörte Summe von der reichen, fremden Fürstin mit dem kleinen Dragoman. Spiro und Andrea, der junge und der alte Ehemann von Wunika waren mitgekommen.

Die See war wieder ruhig heute. So ruderten die Fischer die Bucht entlang, in zwei Stunden, bis zum Fuß des griechischen Klosters.

Nun kam der Aufstieg, der furchtbare. Aber in einer Stunde war er vollbracht. Dann standen alle vor dem uralten Prior, mit dem Silberbart, neben seinen Nonnen, den Parzen, die die Gäste, ohne Ansehen der Person mit Wein erquickten — und bald ging es weiter, weglos, bergauf, bergab, auf der Höhe des Kap, durch Myrtengestrüpp, dem Leuchtturm entgegen, der in duftiger Ferne vor ihnen lag. Immer schwieriger ward der Weg, immer herrlicher die Schau! Es war ein flimmernder, herrlicher Frühlingstag, ebenso leuchtend wie der vor Jahrtausenden, an dem Sappho, die ewig Junge, ihr Leid und ihre Liebe barg, von den gleichen Felsen herab, in den gleichen Fluten. —

Und da waren sie endlich, endlich! —

Miro erbat sich von Aristomenes, nun sie allein zu lassen für eine Stunde.

Er bestieg mit Andrea und Spiro den Leuchtturm, dort erbaut, wo einst der Tempel, das Heiligtum Apollos, gestanden, aufgebaut auf seinen Grundvesten, mit den gleichen Quadern. Hinausleuchtend, durch Zeit und Dunkel, — Retter und Erlöser in Gefahr!

Nun war sie endlich hier! Nun hatte sie sie ererreicht, die letzte Station ihres Leidensweges — ihrer via triumphalis! Nun hatte sie's erreicht, endlich. —

Sie warf sich ins Myrthengestrüpp und schloß die Augen.

Nun sollte der gute Abgang, der strahlende Schluß, alle Irrtümer ihres Weges auslöschen — nun sollte sie wieder eingehen, in die Herrlichkeit, von der sie ausgegangen, die Heimat des Genius —, die bleibende. Für Rolf, für ihre Kunst!

Nun war er gekommen, der Tag, nachdem sie sich so heiß gesehnt.

Nun stand sie auf von der vollen Schüssel. Denn sie wollte nicht einstens Hunger sterben, wenn sie ihrer Seele Nahrung verloren.

Sie wollte in Freiheit und Schönheit mit Sappho eingehen in die Ewigkeit! —

Winde umfächelten sie, sie lag hart überm Abgrund, ausgehöhlt war der Fels unter ihr — es ging senkrecht hinab in schwindelnde Tiefe.

Von allen Seiten! Sie lag am äußersten, letzten Ende des Kaps! Hier war es gewesen, hier hatte sie gestanden, die Göttergleiche, ihre Schwester in Apoll. Hier hatte sie gestanden und an Phaon gedacht und zur Harfe gesungen und hinausgeschaut in das amethystfarbene Meer.

Und die Wellen brandeten ihre wilden Akkorde zu den heißen Liedern von Sapphos Liebe. Die Wellen, die auch jetzt zu Miro hinaufbrandeten und dröhnten. Die gleichen Wellen, in die gleiche Seele — zu den gleichen Liedern, den gleichen Liedern ungestillter Sehnsucht, heut wie vor Jahrtausenden. Denn war nicht Sappho in ihrer, Miros Seele? Die gleiche, ruhelose Sehnsucht, nach Ruhm, nach Liebe, nach allen Höhen des Lebens, nach dem Ausschöpfen ihrer herrlichsten Tiefen!

Nun sollte sie hier hinab, nun hatte sich bald ihr Geschick vollendet. Sappho und Miro — Miro und Sappho.

Wohl ihr — sie hatte die Kraft ein Ende zu machen, auf ihres Lebens letztem Gipfel. Ehe der fürchterliche kam. Und das Resignieren des Schwachen!

Sie hatte gelebt und geschaffen, geliebt und gelitten, wie nur sie es konnte, mehr wie eine Legion von Alltagsweibern, nun kam das Letzte, das Größte — das Ewige — „in Freiheit und unter Verantwortung“. —

Ja, nun kam es, nun mußte es kommen!

Es fröstelte sie plötzlich, mitten in der Sonne.

In Myrten lag sie gebettet, ihr Totenbett wie ein Hochzeitslager — noch im Kult der Liebe.

Ach Rolf, wo bist du? An deiner Seite sollte es sein, mit dir. Ein so jähes Verlangen nach dem Geliebten kam ihr plötzlich, fast körperhaft schmerzlich. — Rolf, warum bist du nicht bei mir, mein Moloch, meine Seele. —

Ich tu es ja nur, um unsere Liebe zu retten, aus allem Episodenwerk der Zeit, hinüber in das ewige Licht, mein Rolf!

Sie lag hinübergeworfen und schaute in die Myrten, in das flimmernde Licht.

Stärker rauschte die Brandung. Sie beugte sich vor und starrte hinab. Ihr Oberleib hing über dem schwindelnden Abgrund. Noch eine Bewegung und sie lag drunten zerschmettert, eine formlose Masse, ein Nichts!

Die Sonne brannte auf den Felsen, orangerote Reflexe glühten im Schatten, goldgelbe Lichter, violette Halbtöne. Und das Meer so schillernd transparent türkisenblau, wie sie es noch nie gesehen.

Wie ein Hymnus ans Leben strömte es ihr daraus entgegen. So blau, so wunderblau wie alles Glück. „Nur je ein Tropfen Seligkeit in einem wüsten Leidenmeer — das ist unser Glück, unser, der Schaffenden, der Liebenden, der Promethiden.“

Warum aber in diesem wilden, wüsten Meer versinken, wenn uns doch noch irgendwie und irgendwann ein Tropfen neuer Seligkeit die schmachtenden Lippen laben könnte?

Warum?

Und bin ich Sappho, bin ich sie wirklich, bin ich da in den Tausenden von Jahren nicht weiser geworden? Warum freiwillig von mir werfen, was doch entflieht? —



Und so will ich Ruhm und Seligkeit von mir weisen, um das Linsengericht stündlich schwindender Jugend, stündlich schwindenden Ruhmes, stündlich schwindender Liebe?

Jetzt ist die Zeit, jetzt! Stärker rauschten die Wogen „komm". Und wie Sapphos Stimme klang ihr's darin: „ich warte, ich warte, warte, warum kommst du nicht?"

Sie schaute aufs Meer. — Türkisblau leuchtend an der einen Seite des stundenlangen, schmalen Felsengrates, mit seinen Höhlen und Schluchten, durch das die unermüdliche Brandung schluchzt und ihre weißen, ewigen Schaumschleier schlingt um die goldfarbenen Felsenglieder.

Ölbäume drüben auf der anderen Seite des Felsengrates, in amethystenen Gluten verschimmernd, um Ithaka, des Odysseus' Heimat, die zackige Felsenküste von Kephalonien und die welligen Bergufer von Santa Maura. —

Weit draußen auf der letzten Zunge des Felsenriffs lagert das Weib, das hierhergekommen mit tausend Mühen, um sich Jugend und Schönheit, Ruhm und Liebe hinüberzuretten in die Ewigkeit.

Hierhergekommen, um dies zu erleben! Daß sie nicht vom Leben würde lassen können, freiwillig, nie, nie! Mit diesem dürstenden Glücksbrand in der Seele, nie, nie!

Sie war vielleicht Sappho, aber, umgewandelt durch die Jahrtausende, ein modernes Weib, das nicht freiwillig verzichten konnte und wollte.

Sie dachte an die antiken Verbrecher, die man hier einst von diesen selben Klippen hinabgestürzt.

Aber an ihren Rücken hatte man große lebende Vögel gebunden, mit den Flügeln frei zum Schweben und unten harrten die Barken. Kamen die Schuldigen lebend hinab, so fing man sie auf und begnadigte sie vom Tode. Das Gottesurteil hatte gesprochen!

So war es auch mit Miro! Ihre Lebenskraft, ihre Sehnsuchtsglut waren die Flügel, die sie heil heruntertrugen, auch von schwindelnder Höhe.

Sie sollte noch nicht versinken, sie sollte noch flattern, sich verflattern in ihres Lebens wildem Meer. Sie sollte noch mit verdürstenden Lippen nach dem kargen Tropfen Seligkeit schmachten, in der Salzflut der Tränen. Sie sollte nicht freiwillig mit frevler Hand sich selber den guten Abgang schaffen, zur „rechten Zeit". Das wäre zuviel des Glückes für sie. Diese „Reklame" wollte ihr das Leben nicht gönnen, sie sollte Ruhm und Liebe verkaufen um ein Linsengericht. Ein fast aufgezehrtes Gericht!

Sie lag am Boden und weinte. Sie konnte nicht hinunter, sie konnte nicht. Das Letzte, das Höchste tun, den Freitod sich geben, blieb ihr versagt.

Und all die Dumpfen, Gebundenen, die Kinder, die das Leben von sich warfen wie ein Spielzeug, wußten sie denn nicht, was Leben war?

Nein, sie wußten es nicht!

Nur die höchste Kultur schafft den stärksten Lebenstrieb. — Und Sappho?

Die Sappho von heute muß stückweise zerbrechen.

Das Letzte bleibt ihr versagt!

Und so kam denn Aristomenes und führte sie hinab!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vielleicht nach Jahren, nach Jahrzehnten wird sie wiederkommen, alt und gebückt.

Und dann kommt wieder Aristomenes, der Tod, und führt sie hinab. —

„In die Grube mit dir — den leukadischen Felsen hast du dir verscherzt." —

Die Sapphischen Strophen aber tönen ewig — im Welten- und Wellensang!

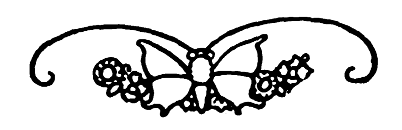
Leben!



Dein Testament!

Du wußtest wohl, daß ich dir geistverwandt,
Drum legtest du, als ich zum Abschied kam,
Dein Testament in meine schwache Hand, —
Und mich durchbebte heil'ge Scheu und Scham,
Wie vor des Tempels Tor und Herrlichkeit;
Doch als dein Kuß mich keusch und sanft berührt
Und mich zur stillen Priesterin geweiht,
Hat meine Hand den toten Brand geschürt —
Und Lied um Lied ist flammend aufgeloht,
Verglüht, verblaßt, wie lichter Sterne Lauf —
Und Gott der Herr sah meines Herzens Not
Und nahm das Opfer gnädig von mir auf —
Die Glut versank, und ich blieb tränenlos,
Doch war mein Haupt mit Asche jäh bedeckt —
Wie du gewollt, so hab' ich stolz und groß
Und tränenlos dein Testament vollstreckt!

F. Wagenknecht.







Goethes Faust. Erster Teil. Verlag von Hans von Weber, München. Erster Hyperiondruck.

Wer die Entwicklung der modernen Buchausstattungskunst einigermaßen mit Interesse verfolgt hat, dem wird es nicht entgangen sein, daß auch diese Kunst wieder zu einer stilvollen Einfachheit zurückgekehrt ist. Der illustrative Schmuck — wohl gemerkt: als Schmuck der Schrift — wird immer weniger beliebt; aber auch die rein dekorative Verzierung, die aus dem Wesen der Buchstabentype hervorgeht, die Arabeske usw., wird mehr und mehr verschmäht. Der Buchstabe, die Schrift soll durch sich allein wirken, die Type allein will neben dem praktischen Zweck — Deutlichkeit — eine künstlerische Schönheit — einfache, stilvolle Schönheit — erwirken. Und zwar zusammen mit dem erlesenen Papier. Vielleicht geht man in diesen gewiß echt künstlerischen Absichten (Schönheit in Einfachheit!) neuerdings etwas zu weit. Es kann leicht geschehen, daß das Bild der Druckseite allzu nüchtern, allzu kalt ausfällt. An solcher verfehlten Wirkung hat dann die wenig künstlerische, geist- und seelenlose Schrift schuld. — Es kommt nun übrigens nicht darauf an, ob die Schrift eine sog. lateinische oder eine sog. deutsche ist. Der Streit um die deutsche und lateinische Schrift, der selbst im Reichstage getobt hat, ist ein laienhafter; denn viele Antiquaschriften sind ältere deutsche Schriften als die Frakturschrift, die sog. deutsche Schrift. Man wird also ganz unbefangen, ganz ohne Rücksicht auf diese Streitfrage eine gute Schrift rein als solche prüfen dürfen. Welche wundervollen, harmonischen, ja warmen Wirkungen für das aufnehmende Auge, für den künstlerischen Geschmack auch gerade durch die Antiqua erzielt werden können, das beweist der vorliegende Liebhaberdruck. Die Buchseite macht nicht nur einen äußerst vornehmen, sondern auch einen suggestiven, man kann sagen, zum Lesen verführenden Eindruck. Es ist eine dem großen charaktervollen Dichterwerke kongeniale Schrift. Und vor allem ist sie von einer monumentalen, nicht aufdringlichen, doch selbstverständlichen Klarheit. Daß einzelne künstlerisch schwierige Buchstaben, wie das lange ſ, das ſt und ß meisterhaft gelungen sind, erwähne ich für den Kenner. Die Schrift ist von dem Deutschen Fleischmann hergestellt. Der Druck ist auf Van Gelder von der Druckerei Joh. Enschede en Zonen in Harlem ausgeführt. Zu loben ist das schöne, handliche Formats dieses exquisiten Stückes deutscher Buchkunst.

Hans Benzmann.

Helene Kraft: **Kochbuch für Diabetiker.** Holze & Pahl, Dresden. Gebd. 4,50 M.

Die Verfasserin hat unter Anweisung des Sanitätsrat Dr. Beyer, dem Spezialisten für Diabetesbehandlung in Lahmanns Sanatorium „Weißer Hirsch", ein Kochbuch für Zuckerkranke geschrieben, das strengste Einhaltung der Diät mit Abwechselung und Schmackhaftigkeit der Speisen in glücklicher Weise vereint. Das Buch wird im Haushalte der Kranken willkommen sein.

Artur Brausewetter.

Zur freundlichen Beachtung! **Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Janke's Verlag. Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.**

Ausgegeben am 23. August 1918. Verantwortlicher Leiter Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8. Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H. Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Der Franzosen-Lipp.

Erzählung aus den Befreiungskriegen der märkischen Heimat

von

Wilhelm Arminius.

3. Fortsetzung.

„Verdammi! Lichter is de Sach mit den Majur nich worrn!" brachte der Schiffer in seiner umständlichen Art endlich heraus. „De Düwel soll de preußischen Dummheiten holen! Und ne langwierige Geschicht wird dat nu, dat's gewiß!"

Er sollte recht behalten. Mancher Tag verging mit Ausforschen und Spionieren der neuen Verhältnisse, und als es gegen Ende April endlich so weit war, daß Kamitz die Nachtfahrt die Weichsel aufwärts wagen wollte, mußte er Jahn bekennen, daß sie auch jetzt noch eine immerhin gefährliche Unternehmung bliebe, da französische Douaniers gerade den Strom unter scharfer Bewachung hielten.

„Und das sagt er mir?" fuhr der Tapfere gegen diese Bemerkung auf. . . .

„Ick meene man, Herr — — wullt Ji den Lütten da ok mitnehmen?"

Jahn sah in ein paar Augen voll ehrlicher Warnung. Er reichte dem Schiffer die Hand. „Ihr habt recht, Kamitz, der Junge muß hierbleiben!" —

Es war ein sternenloser, stürmischer Abend, als sich Jahn vom Lager Philipps, der im ersten, festen Schlafe lag, wegschlich. Von Weichselmünde her blinzelten verwehte Lichter durch das Röhricht am Flußstrande, in dem Kamitz' Kutter verankert lag. Als die Kette gelöst wurde, klirrte es auch auf dem nahen Flußpfade von Eisen. Es waren die Waffen einer vorüberziehenden französischen Patrouille, die sich bereits bis hierher gewagt hatte. „Garde à vouz!" scholl ihr Anruf

warnend durch das Dunkel. Doch rauschten schon die Riemen des Bootes unter hartem Druck durch das Wasser, und das Fahrzeug schon in den Bereich des steifen Nordostwindes, der das rasch gehißte Segel knatternd bauschte. Eben war Jahn damit fertig, die Schoten festzumachen, da riß ihn des Schiffers Hand auf den Boden des Fahrzeuges. Am kaum verlassenen Ufer blitzten Schüsse auf, und das Holz des Mastes splitterte unter Kugeln.

„Takeltüg, verdammtiges!" schalt Kamitz und warf das Steuer nach links herum. Unter heftigem Aufrauschen des Wassers gab der Kutter der Richtung nach und verschwand im Dunkel.

Zwei Tage und eine Nacht harrte Philipp in dem kleinen Fischergasthof „Zum roten Galion" nun schon auf Jahns Wiederkehr oder wenigstens auf ein Lebenszeichen von ihm. In wildes Schluchzen war er ausgebrochen, als er am Morgen nach der Abreise seines Beschützers das Lager an seiner Seite leergefunden und auf der Schreibtafel hatte lesen müssen, daß es für ihn galt, hier in Stille auszuharren. Ein wehes Gefühl der Verlassenheit überfiel ihn. „Er braucht mich nicht! Er achtet mich nicht!" grollte es in der Brust des kleinen Dulders, „nun werde ich nie etwas von Danzigs Festungsanlagen zu sehen bekommen!"

Die Wirtin, ein buckliges, altes Frauchen, von Jahn über das Alleinbleiben Philipps verständigt, versuchte, ihm zugleich mit den Erzeugnissen ihrer ziemlich schwachen Kochkunst auch einigen geringen Trost zu bringen, aber der Verlassene nahm ihn nicht an. Bald hatte er sich vom Besitzer eines kleinen Bootes, der zum Fischen fahren wollte, durch Zeichen die Erlaubnis, mitfahren zu dürfen, ausgewirkt. Aber es gelang ihm nicht, dem Manne, der nicht lesen konnte, seine Absicht, nach Danzig hineinzukommen, deutlich zu machen. Da mußte er denn in dessen Fahrzeug Stunde um Stunde tatenlos verbringen. Was er während der Fahrt auf dem breiten Strome von der kleinen Festung Weichselmünde zu sehen bekam, zeichnete er ab. Wenn Ludwig Jahn, der Nimmermüde, zurückkam, sollte er etwas zu loben finden. Als sich nichts Neues mehr fand, war der Fischer mit seiner schweren Arbeit des Netzelegens ebenfalls fertig, ließ den Anker fallen und sank neben ihm am Boden des Nachens in Schlaf.

Der Nachmittag war gekommen. Das breite, gelbe Wasser rauschte eintönig dahin, ein paar Wasservögel kreischten weit hinten, wo weder Dach noch Baum zu sehen war, und wo das weite Meer begann. Da fiel eine seltsame Empfindung des Traumes über Philipp. Er griff zum Inhalt jener eckig vorstehenden Tasche seines Kittels. Was er mit vorsichtiger Bewegung herauszog, betrachtete er mit fast verzücktem Gesicht. Die graue, in schwerster Stunde seines Lebens aus dem Bülowschlößchen gerettete Schachtel war es. Er entnahm ihr die fünfstufige kleine Treppe, die beiden durch Schulterstäbe verbundenen breitfüßigen Chinesen. Ebenso vorsichtig setzte er den untersten von ihnen auf die oberste Stufe. Da schwang sich der obere von selber über ihn fort und stellte sich auf die zweite Stufe, der andere von oben machte die gleiche Bewegung, und so marschierten die beiden Bezopften von selber die Treppe hinab. Waren sie unten angekommen, und hörte somit die geheimnisvolle Kraft auf, tätig zu sein, so faßten des Knaben Finger sie von neuem, stellten sie von neuem zurecht, und glücklichen Auges verfolgte er die halb würdevollen, halb lächerlichen Sprünge.

Plätscherten da noch die Wogen gegen die Bugwand des Schiffleins? Wühlte der Wind noch immer im leichten Sande der hohen Dünen? Glitzerten da noch die Waffen der Welschen aus dem Röhricht des Strandes herüber? Brachte die junge Frühlingssonne Fenster und Dächer des kleinen, festen Ortes Neufahrwasser zum Leuchten?

Nein — nein! Wo war die Gegenwart geblieben?

Da war in einem tiefen, grünen Walde ein kleines, rotes Schlößlein. Schmale Mauerscharten durchdrangen geradlinige Lichtschwaden, in denen glitzernde Sonnenstäubchen tanzten, und beleuchteten ehrwürdige **Urkunden**, goldig aufstrahlende Medaillen, Waffen und Musikinstrumente. Eine kleine, schlanke Tänzerin warf einen elfenbeinernen Ball, und wie wunderlich der auch rollte, sie fing ihn wieder und immer wieder. Von außen aber drang die Bewegung der hohen, uralten Eichen mit tiefem Rauschen in dies verzauberte Gemach, und der goldschwarze Pfingstvogel tat seinen Ruf. Wie die **Urkunden** an den Wänden, so hatte auch dieser Vogel immer nur einen Namen . . . „Junker Bülow! Junker

Bülow!" rief er hoch aus der freien Waldesluft. Und: „Bülow — Bülow —" sagten auch feierlich und ernsthaft diese schnurrig bezopften Chinesen, wenn sie so lächerlich würdevoll sich das Treppchen hinabschwangen. Aber sie sagten auch noch mehr. Wunderlich, wie sie heute waren! Sie stellten eine Frage, immerzu dieselbe Frage. Die hieß: „Siehst du, wir kommen hier um einander herum — ganz von allein — ganz von allein — und wir haben Kräfte — wir schwingen uns herrlich durch die Luft. Sag, Philipp Hohenhorst, du großer, starker Junge, der du so etwas nicht fertig bringst: Wie machen wir das?"

Und tief zusammengekauert saß der Knabe über den wunderlichen Männern, und Stunde nach Stunde verging, und sie machten ihm ihr Kraftstück vor, und er schüttelte darüber den Kopf. —

Die kommende Nacht war leer und lang und unruhig. Der Schlaf wollte nicht kommen, die Wasser der Weichsel, die Wogen der nahen Ostsee waren so geschäftig, und die geheimnisvolle Kunst der chinesischen Männer gab keine Ruhe. „Morgen probier ich's auch!" dachte Philipp, „und ich brauche keinen zweiten dazu! Ich hänge mich mit den Armen an einen Baumast! Hei, wie werde ich herumsausen!

Früh schon eilte er an das Ufer. Lange dauerte es, bis er einen wagerechten Ast fand. An den hängte er sich. Nun herum kommen! schnell und kräftig herumfliegen! Aber wie wenig nützte alles Zappeln, und wie schmerzten die Hände bald! — Noch ein zweitesmal sprang er hinauf — ein drittes-, ein viertesmal — — Nein, er als starker Junge vermochte das Kunststück der hölzernen Männer nicht nachzumachen! „Sie haben etwas in den Armen! Ich hab' es nicht!" dachte er grübelnd. „Was mag das sein?"

Er starrte ziellos stromauf in die Ferne, da fielen ihm ziehende Rauchschwaden ins Auge. Das mußte Pulverdampf von Geschützschlägen sein! Er kannte diese Wolken von Kolberg her. Die französischen Bedränger waren von allen Seiten gegen Danzig geschäftig. Oh, warum war er nicht bei den Belagerten! Hatten die Feinde Jahn durchgelassen? Würden sie ihn wieder herauslassen, wenn er zurückkehren wollte? Ach, wie ist der Tag lang, den man durchwarten muß! Wie langsam sank die Sonne über den buschbesetzten Dünen. — Freilich, dann kam der Schlaf schnell. Er überraschte den Müden, wie er noch in vollem Anzug an Jahns Lager stand und das Kissen betastete. Nur zum Spaß wollte er die Wange darauf legen, nur probieren, wie der Entfernte liegen würde, wenn er hier wäre — — da war auf die geschlossenen Augen schon der Schlummer gefallen. Und der Schläfer hörte nicht mehr, wie draußen die Wogen des gelben Stromes besonders ungebärdig gurgelnd dahinglitten, wie gegen Morgen Gewehrschüsse vom Fluß her knallten, und im Zwielicht mit Strom- und Ruderkraft ein Nachen scheu an den Strand glitt und ins raschelnde Röhricht schoß.

Von den beiden Männern, die dem Fahrzeug entstiegen, lugte der eine gebückt und listig erst nach allen Seiten, ehe er dem Versteck entschlüpfte. Des anderen hohe Gestalt verschmähte diese Vorsicht. Barhaupt schritt er dahin. Dunkelblondes, dichtes Haar fiel in eine hohe, steile Stirn. Nur einen weiten, dunklen Mantel hatte er über den Körper geworfen, aber wie er jetzt, von dem anderen gefolgt, dem kleinen Schiffergasthaus zuschritt, klirrte es wie von Waffen unter dieser Bedeckung und knisterte wie von goldenen Borten einer reichen Uniform.

Dieser Mann stand wenige Minuten später an Philipps Lager. Gebückt stand er unter der niedrigen Zimmerdecke, starrte im trüben Licht mitleidsvoll auf den kleinen Schläfer. „Wie er mich an meinen Sohn erinnert!" dachte er. „Muß ich seinen Schlaf schon jetzt stören?" — Er fand ein Feuerzeug, eine Kerze. In ihrem Licht bemerkte er die Schreibtafel auf dem Tisch, trat herzu und schrieb mit großen Buchstaben einer deutlichen Schrift zwei Seiten voll. Unter das Geschriebene setzte er den Namen: Neidhard von Gneisenau, Königlich Preußischer Major, Kommandant von Kolberg. Dann trat er wieder zum Lager, und die Bewegung, mit der er wieder über den Schlummernden strich, war fast zärtlich.

Große Augen starrten ihn an, ein junger Körper schnellte empor, zu unverständlichem Lallen wurden Zunge und Lippen bewegt. „Armes Kind!" dachte Gneisenau. Er ließ ihn ganz erwachen, hielt ihm die Rechte hin und half ihm vom Lager. Dann zeigte er ihm die Unterschrift auf dem Papiere. Da flog helle Klarheit und Freude über des Lesenden Gesicht und vergeistigte

es sichtlich. Sogleich streckte er die Hände nach dem Geschriebenen.

Es enthielt folgendes: „Höre wohl, lieber Philipp! Ich komme aus Danzig. Es ist nahe am Fall, braucht schnelle Hilfe, oder das arme Preußen ist um eine starke Festung ärmer. Übermorgen landen drei russische Frachtschiffe bei Neufahrwasser mit Proviant und Kriegsbedarf. Der Führer dieses Unternehmens darf mit seinen schwachen militärischen Kräften nicht auf Feinde treffen, ehe die Danziger einen Ausfall machen können. Die französischen Truppen, die hier stehen, müssen anderweitig abgelenkt werden. Dies sollen die preußischen Truppen besorgen, die auf der Nehrung stehen. Sie sollen die Franzosen heftig angreifen, so will es der König. Wir aber haben keine Vertrauensperson, die ihnen diese Botschaft so überbringen könnte, daß sie vom dortigen Kommandeur geglaubt wird. Dich kennt der preußische Führer, und Du kennst ihn. Wisse, er heißt Friedrich Wilhelm von Bülow! Herr Ludwig Jahn in Danzig hat mir das gesagt. Er bittet Dich herzlich, der Bote zu sein. Er selber kommt nach, sobald sich Gelegenheit findet, Danzig zu verlassen. Bis Bodenwinkel etwa wirst Du zu Wasser befördert, dann mußt Du Dich in den Dünen der Nehrung zwischen den Feinden durchschleichen. Ein Knabe vermag das vielleicht — ein Erwachsener nicht. Willst Du Deinem Vaterlande den Dienst leisten?“

Dem Vaterlande . . .? Ein seltsames Wort! Konnte es für den Knaben dieselbe Bedeutung haben, wie für den kriegerisch gesinnten Offizier, auf den die Wahl seines Königs gefallen war, einer stark bedrängten Festung mit dem ganzen Inhalt seiner Persönlichkeit und Manneskraft beizustehen? — Wo Gneisenau beim Schreiben dieses Wortes das weite, blühende, von ihm bis zum letzten Blutstropfen geliebte, jetzt so geknechtete Preußenland vor sich sah, bedeutete es dem Knaben nichts weiter, als was es besagte: das Land seines Vaters. Aber wie dem Major Gneisenau als gereiftem Manne der König von Preußen als „Vater“ galt, und wie er dabei war, das Schicksal dieses bis in das äußerste Ende seines Reiches vertriebenen armen, geschlagenen Herrschers mit allen Kräften zu bessern, so galt Philipp die Errettung und Befreiung des armen, gefangenen Förstervaters alles, was den Kern seines jungen Lebens ausmachte, und in diesem Sinne von ihm aufgefaßt, muß das Wort sein Herz hochaufschlagen lassen. Ging es doch einem starken Helfer entgegen! Dem Manne mit den freundlichsten Augen, auf dessen Schoß er in dem verzauberten Schlößchen gesessen! Dem Manne, dem die Urkunden und Bilder, die Medaillen, die Kniegeige und die Tänzerin gehört hatten, und dem die Chinesen noch gehörten! Hatte er dem Manne nicht viel, viel zu erzählen? War von ihm nicht seine arme, einsame Seele voll? Und er stand wie erstarrt, und alles an ihm war Aufmerksamkeit und Spannung und Hingabe. Und der große Eichenwald von Falkenberg wölbte sich über seinem Haupte, und er träumte in das Grün und Blau der Höhe hinauf. Und es war, als ob der Vater leise in sein Ohr fragte, wie er dies auf dem stillen, verschwiegenen Ansitz wohl getan hatte: „Kleiner Lipp, hörst du den Vogel Bülow rufen?“

Während der Knabe so las und träumte und doch voller Leben war, hatte der Offizier eine Karte aus der Brusttasche genommen. Mit geübter Hand zog er auf einem Stück Papier die Linien der Danziger Bucht und der frischen Nehrung nach und gab auf dieser die wenigen Ortschaften genau an, um die es sich handeln konnte. Er war noch bei dieser Arbeit, da fühlte er zwei feste Hände auf seiner zeichnenden. Er sah Philipps Augen auf sich gerichtet, sah den heißen, leidenschaftlichen Wunsch in diesen Augen, das auszuführen, was von ihm verlangt wurde, und sah, wie seine Finger wiederholt auf die Schrift deuteten, und er dabei mit dem Haupte nickte, während seine Zunge Unverständliches lallte.

Vor so vielem guten und raschen Wollen glänzten Gneisenaus Augen auf. Er zog ihn an sich, streichelte seinen Kopf, murmelte: „Wir sind nicht arm, wir Preußen!“ und seine klugen, tiefen Augen bekamen einen feuchten Schimmer. Fast feierlich setzte er unter das Geschriebene die Worte: „Du willst, und ich glaube dir. So bring' denn ein gleiches chiffriertes Schreiben an den Major. Dies hier kann jeder lesen, es muß vernichtet werden. Hast du eine Geheimtasche oder sonst einen Versteck am Körper?“

Sogleich verstand Philipp, gab das Blatt zurück, das Gneisenau über der Kerzenflamme verkohlen ließ, und holte zögernd die graue Schachtel hervor. Vorsichtig entnahm er ihr die Männchen und die Treppe und deutete auf einen Spalt

zwischen den Stufen. Gneisenau blickte auf das Gebotene erst verwundert. Dann aber murmelte er: „Eines Kindes Spielzeug, das muß unverfänglich sein!“ und barg ein mit dem Wappen seines Siegelringes versehenes Blättchen in die Holzfuge.

Kaum hatte Philipp alles wieder an seinen Ort gebracht und in die Tasche geschoben, als sich ein Füßescharren auf der Schwelle hören ließ. Kamitz trat ein und hob den Finger. „Herr Major,“ rief er halblaut, „'n hellichten Dag abwarten geiht nich! Noch is 't schön duster, und die Boot für den Lüttjen is ok gechartert. De Reis' kann losgahn!“

Gneisenau nickte und erhob sich. Umständlich durchsuchte er die Taschen seiner Montur. Endlich hatte er eine kleine gestickte Börse gefunden. Aus ihrem Inhalt steckte er Philipp einige Münzen zu. „Nimm das für alle Fälle, mein Kind, aber zeig es nicht vor Fremden!“ sagte er und küßte ihm die Stirn. „Gott sei mit dir!“ Dann half er ihm beim Packen seiner wenigen Habseligkeiten und blies die Kerze aus. Tiefes Dunkel hüllte noch die Gegenstände des Zimmers ein. Kamitz trieb zum Aufbruch. Durch das offene Fenster rief das Rauschen des Stromes die Reisenden. Philipp stand von Schauern durchwogt. —

---

13. Als Kundschafter zu Bülow.

Zwei Tage sind dahin. Die junge Morgensonne eines stürmischen Maientages leuchtet über die hohen Sanddünen des schmalen Landstreifens, der sich zwischen Königsberg und Danzig entlang zieht und das Frische Haff von der Danziger Bucht scheidet. Das glitzernde Licht lacht auf den fahlgrünen Strandhafer hinab, den der Wind unablässig kämmt; es lacht hinab auf den feinkörnigen Sand, den derselbe Wind von der einen Steilseite her hoch aufpeitscht, und der doch auf der anderen abgedachten immer wieder hinabrollt. Es ist ein feines, kaum merkbares Rieseln und Gleiten. Ein flüchtiger Blick bemerkt die Veränderungen der hohen Kante der Dünen kaum, aber wer gezwungen ist, stundenlang durch diesen Sand in den Gründen zu waten, wenn die lockeren Massen die vorwärtsstrebenden Füße gleiten machen, dem Körper die Kräfte nehmen, die Kleiderfalten füllen, die Augen peitschen und die Lider verkleben, der lernt ihr heimliches Leben kennen.

Zwischen Pröbbenau und Liep schleicht der kleine Philipp durch die Dünen der Frischen Nehrung dahin, halb ein unglücklicher Einsamer, halb ein vertraut Glücklicher. So ist er gestern schon den ganzen Tag gewandert. Nicht die Sonne noch der Wind haben ihm zugesetzt, nur das Meer mit seinen stets gleichen, melancholischen Wellenbewegungen hat es ihm gekündet, nur die Möwen haben es ihm zugeblinkt, wie über ihm Gefahr und Unheil ist, und daß er das Heil suchen geht. Darum alle diese mühselig stolpernden Schritte. Jeder durch diese Öde und Stille führt der Besserung entgegen.

Bisher hat ihn niemand in seiner Wanderung gestört oder — begleitet, seit ihn der Schiffer am Strande ausgesetzt hat. Nur einmal ist von weitem ein Hirt mit ein paar Schafen zu bemerken gewesen. Zu ihm gehen? Sich der trauten Nähe eines Menschen auf ein Weilchen erfreuen? — Aber es könnte ein Feind sein, der das Glück in Frage bringt, das große Glück, dem er zueilt. So ist er jenem ausgewichen, so hat er, wenn bewohnte Stätten sichtbar geworden, den festeren, betretenen Pfad am Wasser entlang verlassen müssen und sich in die Sandhügel begeben. Nicht den herumstreifenden Franzosen in die Hände fallen! Das hat ihm Gneisenau noch als letzte Warnung mitgegeben. Aber je weiter er ostwärts kommt, desto drohender werden solche Begegnungen.

Bei Vogelsang, das er in der Frühe verlassen hat, und wo die Landzunge noch breit genug zum Durchschlüpfen war, hat er große Haufen ziehender feindlicher Kolonnen bemerkt, auch Kanonen, die sich schwerfällig ostwärts bewegt hatten. Er hat sie gezählt, so gut er konnte, hat ihre Zahlen notiert. Nun aber, wo häufig über den Sand Gewehrläufe blitzen, heißt es aufpassen, sich einmal schnell in eine Vertiefung fallen zu lassen und da eine Weile still liegen zu bleiben, oder den Körper unbemerkt durch den Strandhafer über den Hügelkamm auf die andere Seite zu rollen. Doch das alles macht dem jungen Förstersohn keine Schwierigkeit, das hat er dem Vater abgelernt, wenn es galt, einen besonders scheuen Hirsch oder Rehbock im heimischen Forste anzuschleichen. Die nahe Gefahr bedrückte

ihn auch wenig. Wenn nicht das graue Kästchen in seiner Tasche wäre, das er behüten muß, dann wäre alles ein Spaß. Aber je öfter er mit der Hand in die Tasche fahren muß, seinen Schatz vor einem Druck oder gar vorm Verlieren zu bewahren, um so eindringlicher beschäftigt er sich mit dem Wunder, das das Kästchen enthält. Ob die Männer eine Kraft in den Armen haben wie er selbst, das möchte er lebensgern wissen. Und wie kann diese Kraft für ihre kleinen Körper soviel größer sein, als die seinige für seinen Körper? Wenn er dies Geheimnis fände, hei, da könnte der Mensch diese Kraft der Arme gewiß auch so steigern, daß er immer stärker und gewandter würde, bis er sich endlich auch so überraschend um sich selber durch die Luft schwingen und noch Erstaunlicheres leisten könnte. Aber wie soll er das je entdecken, wenn er jetzt den Grafen Bülow trifft und ihm jetzt seinen Besitz zurückerstattet. Wird jener nicht das einzige, was aus seinem verbrannten Schlößchen gerettet ist, hüten mit aller Sorge? — Darum ist ihm alle äußere Beschwer so gleichgültig. Der Stachel, nie zu erfahren, was er so brennend gern wissen möchte, sitzt in ihm und bohrt und bohrt und nimmt ihm fast die schöne Freude und den Stolz, nun bald den freundlichen, starken Helfer aus der Not erreicht zu haben.

Sich abmühend tappt er weiter — halb in Unlust, halb im Traum der Sehnsucht. Und die Augen brennen, die Lungen keuchen, der Schweiß verklebt das Haar.

Ein heiserer Schrei kommt aus der Höhe. Ein Seeadler ist mit einem Fisch in den Fängen aus dem Meere aufgestiegen und strebt mit weitausgreifenden Schwingenschlägen dem Horste zu. Aber nicht bloß in den Lüften, auch auf der Erde fremde Stimmen — Waffenklirren.

„Garde à vous!“

Galt der Anruf ihm? Er weiß es nicht — er hat ihn ja nicht zu hören vermocht. Aber irgendein farbiger Schatten ist da auf dem Sande gewesen . . . Hat er in seinem Grübeln eine nahe Gefahr übersehen? Schon trägt ihn ein Sprung sausend die steile Sandböschung hinab. Aber fast zu kühn war dieser Sprung, er sinkt mit halbem Körper in die weiche Masse ein, ein anderer großer Sandhaufe gleitet ihm nach und umfängt Rücken und Brust. Einen Augenblick ist er fast betäubt, vermag nicht zu atmen. Aber dann — statt den Körper herauszuarbeiten, zieht er den Kopf schnell noch tiefer zurück, erhöht mit rascher Kreisbewegung der Arme den Sandwall um sich her . . . Da sind ja die Feinde! Da marschieren sie unten auf dem durch das anspülende Seewasser gehärteten äußersten Teil des Strandes ebenfalls ostwärts wie er selber bisher. Zwanzig — fünfundzwanzig von solchen Kerlen im Kittel sind es, wie sie bei Altenzaun gefochten haben. Er vermag ihnen in die verärgerten Gesichter zu blicken, sieht die dicken Schweißtropfen unterm Rande der Kasketts hervorperlen. Eine Patrouille muß es sein, die das Lager in Liep verlassen hat.

Sie haben Befehl, in breiter Linie zu gehen, jeden Hügel, jede Senkung abzusuchen, aber je weiter von der See, um so unbequemer ist der Weg. Da ziehen sie sich mit heimlichen Flüchen immer mehr von den Dünen herunter, und der Sousoffizier, der das Durchsuchen der Sandkämme anbefohlen hat, läßt sie schweigend gewähren. Wie sollten sich auch Preußen hierherwagen, wo die paar, die sich bei Kahlberg gezeigt haben, in dieser ganzen Zeit einen Angriff nicht versucht haben! Und Spione oder Überläufer zu den besiegten „prussiens“ gibt's ja im ganzen Lande nicht!

So marschieren sie sorglos und lässig weiter. Kaum sind sie aus Philipps Gesichtsweite, da arbeitet er sich aus dem Sande heraus, überklettert vorsichtig den Kamm. Aber da kommt er aus dem Regen in die Traufe. „Jetzt heißt es aufgepaßt!“ denkt er. „Das da unten zur Rechten ist ja eine ganze Feldwacht! Reiter sind dabei, wie sie auf dem Magdeburger Werder lagen! Die dürfen nichts von dir bemerken, sonst ist's um dich geschehen! Aber nun müssen auch die Preußen nahe sein — die Freunde — die Erlöser!“

Vorsichtig pürscht er wieder über den Kamm zurück, eilt tiefer an die See hinab, und hier jagt er hinter der Patrouille her, so schnell er kann. Auf dem gewellten Boden ist zunächst keine Gefahr für ihn. Er hat richtig überlegt. Die Franzosen sind ein paar tausend Schritte am Meeresstrande vorgerückt, bis in der Ferne die preußischen Posten sichtbar geworden sind. Nun lassen sie bereits vom Weitermarsche ab und durchqueren in einer Erdsenkung die Dünen, um zu der rechts

am Haff lagernden größeren Vedette zurückzukehren.

Ein Weilchen bleibt er zwischen dem Strandhafer versteckt liegen. Aber eben ist der letzte Mann zwischen den Sandhügeln verschwunden, da richtet er sich auf, erblickt seinerseits die preußischen Tschakos, sieht Pferdeköpfe, Lanzenspitzen und sonderbar kegelförmige Mützen — Husaren müssen die ersteren sein —, und seine Rechte läßt ein weißes Tuch flattern, seine Füße setzen sich in schnellsten Lauf. — Darauflos! — nur immer darauflos! Es gilt! Es gilt!

Bemerkt worden ist er. Seine scharfen Augen erspähen ein Aufrücken der kleinen Reiterschar. Er sieht vorgestreckte Köpfe; Hände werden zum Schutz gegen die Sonne an den Tschakorand gelegt. Aber ist vielleicht sein Anlauf doch zu unvorsichtig erfolgt? Das ist ein französischer Voltigeur, der da zur Seite auftaucht! Ein Schreck durchfährt seine Glieder — die Franzosen müssen ihn entdeckt haben! Aber nicht umsehen, sich jetzt nicht umsehen! Weiter! Doch was pocht da an seine linke Seite? Was klappert so verdächtig? Die Schachtel mit dem Chinesenkunstwerk ist das! Wenn es entzweiginge?! Wenn er es nur in Stücken abliefern könnte?! Das darf nicht sein! Und er hält im stürmenden, unregelmäßigen Laufe an, löst die im Futter der Tasche verhäkelte Schachtel, nimmt sie in die Hand und will eben zum hastigen Weiterlauf ansetzen, da reißt ihn etwas von links am Kittel, schlägt ihm gegen die Hüfte, zerschmettert mit dumpfem Anprall das Holz in seiner Hand und wirft den Inhalt weit vor ihn in den Sand.

Er dreht sich mehr zornig als bestürzt um. In rascher, mutiger Knabenaufwallung möchte er die freche Hand züchtigen, die das getan, doch ist niemand hinter ihm, soweit er sieht. Nur aus jener Senkung in den Dünen, wo sich der Voltigeur gezeigt hat, steigt ein Wölkchen Pulverdampf. Mit übergehenden Augen wendet er sich — — da liegen die bezopften Männer zerstückt im weißen Sande. Er macht eine Bewegung daraufzu, aber im selben Augenblick durchzuckt ein stechender Schmerz seinen Körper und wirft ihn zwei Schritte vorm Ziel zu Boden. So liegt er, unfähig, sich zu rühren. Die Augen auf seinen zertrümmerten Schatz gerichtet, sieht er mit dem letzten Blick aus dem hölzernen Arm des einen Treppensteigers ein hellblinkendes Tröpfchen Silber rollen und in den Sand fallen. Dort liegt es und blinkt so klar, so lockend, so selbstbewußt und so rätselhaft. „Das — ist — die — Kraft", fährt es ihm durch den Kopf, und eine Ohnmacht schließt seine müden Lider.

Zwei Minuten später halten preußische Husaren und donische Kosaken bei dem Zusammengebrochenen. Schüsse knallen von drüben her auf. Ein rasches Kommando des Rittmeisters heißt die preußischen Reiter den Feind vertreiben, indes hilfreiche Arme den Knaben aufs Pferd heben. Eben wollen sie zurückreiten, da beugt sich der Offizier vom Pferd. „Was ist dort?" Und ein Husar hebt das Spielzeug auf und versucht vergebens, die silbernen Kugeln ebenfalls zu greifen.

„Laß Er, Wilkens!" ruft es vom Sattel, „das ist Trugsilber — manche nennen es auch Quecksilber, das ist nicht zu fassen! Freilich, wie mag es hierherkommen? Gebe Er das andere her! Alles! So — danke! Aber sehe Er doch, da steckt ein Brief in der Spalte! Ein adliges Wappen darauf?! Wetter ja, das hat etwas zu bedeuten! — Habt ihr den Jungen fest, Karsten, Hoppe? Gut! Reitet langsam mit ihm nach — ich mache dem Major Meldung!" Und während sich in der Ferne die Russen mit eigentümlichem, lautem Schrillen auf die Voltigeure werfen und ihre Pistolen knallen lassen, jagt der Rittmeister über Kahlberg ostwärts, alarmiert hier die preußische Feldwache und reitet weiter ins Lager Bülows. —

„Was gibt's, Möllendorf?"

„Eine wunderliche Affäre, Herr Major. Einen angeschossenen Jungen zwischen unseren Linien mitten im Sande und neben ihm das Spielzeug hier — aber auch dies chiffrierte Schreiben darin."

Die schlanke Gestalt eines mittelgroßen höheren Offiziers ist es, die nach dem Briefe greift, das Wappen studiert und sich über die zerbrochene Schachtel, die gelösten Treppensteiger beugt. Graublondes Haar fällt ihm mitten gescheitelt schlicht über die Schläfen. Die offenen Augen des bartlosen Gesichtes blicken freundlich nachgebend auf des Rittmeisters Hände. Spränge die feinlinige Nase über dem wenig vollen, geschlossenen Munde nicht so kühn vor, so wären nur Wohlwollen und Milde dieses Gesichtes Zeichen. So aber gewinnt die Höhe der ebenmäßigen Stirn stärkere Bedeutung. Es muß ein starker Wille,

eine kühne Entschlossenheit, eine ausdauernde Zähigkeit hinter dieser edel gemeißelten Wölbung herrschen.

Bei der Betrachtung des Gebotenen steigt ein feines Rot starker Überraschung — fast der Verwirrung — in die Züge Bülows. „Das ist — das ist ja —! Aber, mein Gott, wie wäre das möglich?!" stößt er heraus, reißt den Brief auf und findet Chiffren. Bestürzt eilt er in die kleine Baracke zurück, aus deren Tür er eben getreten ist, und liest und liest kopfschüttelnd. „Einen solchen Auftrag —," murmelt er, „ich habe ihn seit Wochen erwartet, ersehnt! Eine solche Verantwortung jedoch — durch ein Kind?!"

Er tritt zum Hüttchen hinaus. „Wo ist der Bote?" — Sein suchendes Auge bemerkt den heranreitenden Unteroffizier mit seiner Last im Sattel. Hastig eilt er ihm entgegen. Er hebt den halb in des Pferdes Mähne vergrabenen, hingesunkenen Kopf des Ohnmächtigen, studiert die Züge mit aller Schärfe der Beobachtung, läßt auf die putzigen Treppensteiger in seiner Hand einen Blick starrer Versonnenheit fallen, bei dem sich die Lider seiner Augen halb schließen, und spricht langsam wie für sich, und die Stimme bebt ihm merkbar: „Meines alten, lieben Hohenhorst Jüngster aus Falkenberg? Und hierher zu mir mit dieser Erinnerung, und ich sollte diesem Zeichen der Treue nicht glauben?" Seine Brust hebt sich in tiefem Atemzuge. „Möllendorf!" ruft er. „Der hier hat sich aufs beste ausgewiesen! Nach dem, was er gebracht hat, ist für das belagerte Danzig Rettung in Aussicht, wenn wir sogleich für die Festung eintreten. Wir müssen des Feindes Aufmerksamkeit auf uns ziehen! Wir, Möllendorf! Mit allen unseren Kräften!"

„Sind es so viele Kräfte? Ich meine, nicht mehr als zweitausend bis dreitausend gezählt zu haben, vier Geschütze dazu — die Leute meist Neulinge." Des sonst so tapferen Rittmeisters Augen irren flackernd über die Gegenstände. Er wagt seinem Führer nicht in das Gesicht zu blicken.

In dessen Augen aber erwacht jetzt ein stählernes Blitzen, die bleiche Stirn hebt sich leuchtend aus dem dunkelgebräunten Antlitz, und seine Stimme klingt ehern. „Nun denn, Möllendorf, so muß ich sagen: nicht, wenn wir für Danzig e i n t r e t e n, sondern: wenn wir uns für Danzig o p f e r n! Unser Tun bleibt ja dasselbe, mein Alter! Schick den Trompeter ins Lager, laß Alarm blasen — hier ist keine Zeit zu versäumen! Aber — sende auch den Doktor her! Der kleine Tapfere hier, wenn er auch mit seiner Ankunft u n s e r Leben fordert, er verdient, daß wir s e i n Leben erhalten!" Und er legte seine Hand auf Philipps Stirn, und edle Bewegung klärte seine Augen.

---

14. I n F r e u n d e s h ä n d e n z u B e r l i n.

Nun sind zwei Monate dahin. Mit zerschossenem Hüftenmuskel und zwei Fingern seiner Hand hat Philipp sein kühnes Wagnis gegen die Franzosen bezahlt. Acht Wochen hat er im Garnisonlazarett der kleinen preußischen Festung Pillau in Verbänden gelegen, dann ist die einsame, karge Zeit der Genesung gekommen. Wäre sie nicht so reichlich mit Krokizeichnen auszufüllen gewesen, wie wäre sie langsam verstrichen! So aber hat er ein dickes Heft Skizzen mit Außenforts, Flechen, Traversen und Eskarpen als besten Schatz mit sich geführt, als endlich Ende November Graf Bülow wieder vor ihm erschienen ist und ihn mit sich nach Berlin genommen hat.

Kein wagemutiger, frischer Offizier ist es gewesen, der an seiner Seite gesessen, keiner, der sich näher mit ihm abgegeben hätte, keiner, der noch für kindliche Wünsche und Gedanken Sinn gehabt hätte nach allem, was dem Vaterlande durch französische Übermacht angetan worden ist. Aber wo die Herzlichkeit in Worten und Gebärden fehlte, hat oft ein Blick der Wärme, der Anerkennung und des Mitleidens ihn gestreichelt. „Armer, unglücklicher Junge!" hat jeder solcher Blicke gesprochen. „Armes, unglückliches Preußen!" hat das dumpfe Indieweitestarren der versonnenen Augen des Grafen weiter geheißen. Hat der kleine, tapfere Kurier Gneisenaus ihm selber wie auch der preußischen Sache damals auf der Nehrung doch kein Glück gebracht!

Allzu scharfäugig war Napoleon auf jede Bewegung der Preußen gewesen, und der überkecke Major hatte sich mit seinem Angriff, der nur eine Scheinbewegung hatte sein sollen, bald die ganze französische Übermacht auf den Hals gezogen. Durch einen von starkem Nebel begünstigten französischen Überfall war fast seine ganze

Macht aufgerieben worden — der Fall Danzigs durch diese Opfertat aber nicht um einen Tag aufgehalten.

Von Stund' an hatte das Unheil die letzten Hoffnungen der Preußen zerstört. Die russischen Helfer waren bei Friedland geschlagen worden und seitens Napoleons von der Waffenfreundschaft abspenstig gemacht. Anfang Juli war dann der schmachvolle Frieden von Tilsit zustande gekommen — ein Frieden, der durch Errichtung des Königreiches Westfalen eine Halbierung Preußens und eine Knebelung seines deutschen Volkes durch französische Übermacht bedeutete.

All dies Geschehene, das durch keinen Einzelmut und keine Einzelkraft augenblicklich zu ändern war, ging dem Grafen durch den Kopf, als er der preußischen Hauptstadt näher kam. Er wußte nur allzu gut, daß er trotz des Friedens noch immer französische Besatzung in Berlin treffen würde, französische Polizei, französische Spione. Wenn es nicht des kleinen, tapferen Begleiters wegen nötig gewesen wäre, wahrlich, er hätte den Umweg nicht gemacht! Ohne Aufschub hätte er das Amt übernommen, das ihn nach Stargard beorderte, um dort Helfer des kranken Generals Blücher zu werden, dieses an der preußischen Zeitkrankheit daniederliegenden alten Haudegens!

Nicht einmal durch die Ringmauer der Residenz mochte er dringen. Er schauderte zurück vor all den Förmlichkeiten, die ihm als preußischen Offizier von seiten französischer Obergewalt auferlegt werden würden. Vor dem Bernauer Tore mußte der Postschlitten anhalten. In einem kleinen, verräucherten Ausspann fand zwei Stunden später eine Besprechung mit dem schnell herbeigerufenen Direktor Bellermann statt, und kaum war Philipp in die Hände dieses würdigen Mannes gegeben worden, als der Postillon die Pferde wenden mußte und den Major wieder nach Nordosten entführte.

Freilich ließ der Abfahrende den hageren Schulmonarchen, der mit hochmütigen Fürstensöhnen und beanlagten Kindern armer Leute gleicherweise fertig zu werden verstand, in seltsamer Verlegenheit zurück. Dieser, der Sprache und des Gehörs beraubte, hinkende Junge, dessen blutrote Fingerstummel der linken Hand nicht zum Ansehen waren, er ein der gräflichen Familie Bülow innig Nahestehender? Er mit einer seltenen Treue begabt, die der Graf Friedrich Wilhelm als einzig bezeichnete? Auf ihn die väterlichen Blicke? Auf ihn die fast segnende Handbewegung? — Hm — der Fall war nicht einfach! Ein Schmerzenskind gewissermaßen! Ein gräflich-preußisches Schmerzenskind — — Und schwere Sorge um den Schützling war es, die dem gelehrten Direktor zum Grauen Kloster bei seiner Heimfahrt die schon kahle Stirn krauste.

Kurz danach stand Philipp in einer kargen Amtsstube zwischen verstaubten Folianten, um eine Musterung über sich ergehen zu lassen. Im Verlauf dieser sah er seinen Bruder Jürgen wieder und lernte sämtliche Lehrer des vereinigten Berlinisch-Köllnischen Gymnasiums kennen. Er galt ein bißchen als Wundertier, Herumtreiber und Abenteurer in den Augen aller dieser strengen Pädagogen. Hatte der Direktor doch nicht versäumt, von seinem seltsamen Schicksale im Zusammenhange Kunde zu geben. Er selber taute aber auch vor keinem von allen auf, wie er einst vor Ludwig Jahn, Schill und Nettelbeck, vor Friesen und Gneisenau aufgetaut war. Verschlossenen Blickes, finsterer Miene, ohne den Versuch, sich schriftlich mitzuteilen, stand er sogar vor Jürgen, dessen Wesen nie unfreier und steifer war als im Bereiche der Blicke aller seiner gelehrten und mit heiliger Scheu betrachteten Lehrer.

Endlich platzte in die Fülle männlichen und pädagogischen Achselzuckens, Kopfschüttelns und Bedauerns die Demoiselle Franziska als rettender Engel hinein. Lieblich und gütig, ein wenig melancholisch, aber doch mit lebhaftester Ringelung der braunen Wangenlocken, gerade so wie sie aus der Spielstunde mit Kathrinchen kam, stand sie auf einmal da — und sie brachte das kleine Mädchen gleich mit.

Bruder und Schwester — die einstigen unzertrennlichen Spielkameraden aber, obgleich sie sich sofort erkannten, sie flogen einander nicht in die Arme, wie alle Umstehenden angenommen hatten. Über ein scheues Berühren der Hände von seiten Philipps ging die geschwisterliche Liebe auch hier nicht hinaus. Das kleine Mädchen war von den vielen Augenpaaren, die auf sie gerichtet waren, beengt und begann endlich zu weinen, Philipp aber drehte sich vor dem verzogenen Gesichte der Schwester ab. Alle männlichen Anwesenden drückten sogleich ihre raunende Ver-

wunderung und ihren Zweifel an einer Besserung eines solchen verstockten Charakters aus, einzig die tapfere Demoiselle stimmte darin nicht ein, freilich verstummte auch sie nachsinnend eine Weile.

Ein einziges Wort aus ihrem Munde gab danach die Richtung ihrer Gedanken an: „Plamann!" Natürlich kommt das arme, unglückliche, verwaiste Kind zu Doktor Plamann in die Pestalozzische Erziehungsanstalt!" so rief sie, und siehe da — was bisher kaum einmal in einer Lehrerkonferenz des Gymnasiums eingetreten war, hier begab es sich offenkundig: aller Köpfe nickten, alle stimmten zu, alle waren von einem ungewissen, peinlichen Druck erlöst. Der junge Doktor Plamann — freilich — so hieß es — er experimentiere ein bißchen viel herum — seine Lehrkräfte seien nur soso. Aber alle Achtung, er sollte ja während des zweijährigen Bestehens seiner Anstalt doch bereits einige gute Wirkung bei vernachlässigten Kindern erzielt haben. Mochte das arme Geschöpf hier zu ihm übergehen! „Hervorragende Staatsbürger, lieber Kollege — sagen wir, gewissermaßen künftige Retter unseres zerfahrenen Vaterlandes vor der Macht und der Gier des Korsen werden ja da drüben wohl nicht erzielt werden! In dieser Hinsicht ist es doch recht gut, daß unsere Residenz vier gute Gymnasien und das Land sonst tüchtige Gelehrtenschulen enthält. Aber gewiß doch, so eine Art Sammelstätte für geistig Arme, das wird die Anstalt nach dem Muster des Herrn Pestalozzi in Yverdon wohl vorstellen."

Der Herr Direktor des Hauses sprach es. Er hatte noch nicht geendet, da ergriff Franziska schon mit der einen Hand Philipps Arm, mit der anderen den Kathrinchens, und mit verbindlichem Neigen des schönen Hauptes und ein klein wenig fraulichen Selbstbewußtseins unter so vielen Männern verließ sie die Schulräume.

Nun hatte sie wieder für einen neuen Pflegling zu sorgen, für einen, der ihrem Herzen nahestand, und sie freute sich darüber. Zunächst ging sie mit ihm in ein Kleidergeschäft, um aus einem Waldläufer einen Stadtmenschen zu machen. So gewandelt, führte sie ihn dann aus. Freilich, rechten Staat vermochte sie mit ihm nicht zu machen. Seiner Gestalt und seinem Aussehen gegenüber half es nichts, daß sich die Berliner, zumal die alten Soldaten aus friderizianischer Zeit, in diesen Jahren preußischer Schmach für jede Heldentat, die von preußischer Seite geschehen war, empfänglich erwiesen. Daß der Knabe von einem Grafen Bülow als Tapferer anerkannt war und von ihm als solcher der Welt vorgestellt werden sollte, stand ihm nicht auf der Stirn geschrieben, auch nicht, daß er sich seine Verstümmelungen im Kampfe geholt hatte. Sein Gang war hinkend geblieben, der Ausdruck seiner Miene zurückhaltend, dumpf und verbissen. Eine Unterhaltung mit ihm war naturgemäß für Fremde ausgeschlossen. Aber doch wieder boten sich Szenen dar, die das alles vergessen ließen.

Berlin lebte in einer Zeit starker Aufregung. Nachdem endlich am 5. Dezember der Abzug der Franzosen aus der Hauptstadt erfolgt war, wartete die Einwohnerschaft fast fiebernd auf den Einzug vaterländischer Truppen. Hatte man erst wieder preußische Uniformen vor Augen, so war man doch wenigstens nicht immerfort gezwungen, an die französische Knechtschaft zu denken.

Endlich am 10. Dezember kamen die Ersehnten. Von Abordnungen der städtischen Behörden empfangen, zogen sie mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen durch das Bernauer Tor ein, über den Paradeplatz die Königstraße entlang dem Schlosse zu. Garde-Ulanen in strotzenden Uniformen eröffneten den Zug. Aber so stolze Truppen als erste waren nicht glücklich gewählt. Man erinnerte sich nicht gerne an die vor dem Kriege maßlos übermütigen adligen Herren. Die wenigen Schreier vergaßen ihre Begrüßungsrufe. Es wurde still in der Menge. Jeder hing seinen trüben Gedanken nach. Auch die marschierenden Infanteriekolonnen wurden schweigend vorübergelassen. Sie stammten nicht von den Schlachtfeldern. In welcher kapitulierten Festung mochten sie ein tatenloses Leben geführt haben?

Aber hinter den Fußtruppen — was für eine auffallend ärmlich ausstaffierte Reiterei war das? Wie wenig paßte ihr Aussehen zu dem Schmuck der Straßen und der festlichen Menge! Und doch, wie blitzte das Augenpaar des führenden Reiters! Sein goldenes Bandelier leuchtete. Der blaue Pelz umschmiegte seine schlanke, kräftige Gestalt. Das war kein Besiegter! So zog einzig ein Sieger ein!

Wer sind die? Wer? — Die Fragen flogen.

Niemand vermochte zu antworten. Schon waren sie klanglos über den Platz bis an die Ecke der Münzstraße getrabt. Da löste sich vom Arm eines lieblichen, braunhaarigen jungen Mädchens im Kiepenhut ein Knabe. Mit hinkendem Gange stürmte er über den freien Raum vor den Pferden bis zu dem Offizier, griff mit den Händen an seinem Körper herauf und schmiegte seine Wangen an ihn. Mit einem raschen Zügelzug hielt der Reiter sein Pferd an und beugte sich freudig überrascht nieder. „Kleiner, tapferer Philipp, du?! Läßt mich Kolberg so in Berlin grüßen? Junge, und du hast dir Ehrenwunden geholt? Jahn war voll von deiner Tapferkeit! Freilich — du verstehst mich noch nicht, noch immer nicht, nein! Armer Kerl! Herauf auf den Sattel! Zu mir gehörst du!" Und mit einem Ruck hatte er ihn vor sich, ihn bei der Schulter gepackt, die Stirn geküßt und steckte ihm eine seiner goldenen Raumnadeln vom Bandelier, die sein Wappen trugen, in das Zeug des Kittels. „Da! zum Andenken an diese Stunde und zum Wiedererkennen!"

Tausende von Augenpaaren hatten diese kleine Szene beobachtet. Tausend Fragen schwirrten durch die Luft. Nun aber hatten einzelne den Namen Kolberg gehört.

„Die Schillschen sind's! Hurra, der Schill!" Der Ruf begann, setzte sich fort, und gehört und aufgenommen, kam er wie ein brausendes Meereswogen aus der Menge zurück. Kolbergs tapferer Verteidiger, wer hätte nicht von ihm gewußt! Kolbergs — der kleinen Festung, die sich fast als einzige trotz wütendster feindlicher Angriffe bis zum Frieden gehalten hatte! Und der Schill selber, der Anführer der tapferen Freischar! Da drängten die alten Krieger aus Friedrichs des Großen Zeit herzu. Die Invaliden, die Greise selbst wurden beweglich. Sie packten seine Säbelscheide, seinen Steigbügel, sie küßten, was sie von ihm nur in die Finger bekamen. Die gaffende Volksmenge geriet in Bewegung, junge Mädchen, halbwüchsige Burschen eilten herbei, trugen den Glanz freudiger Rührung in den Gesichtern, jauchzten zu dem Manne im Sattel empor . . . Und von allem war Philipp Zeuge, sah Schills Augen dicht vor sich blitzen und sich feuchten und löste sich aus seinen Armen. „Ich gehöre nicht hierher — noch nicht! Aber ich will — will!" so brauste es in ihm. Ein Tränenstrom heftigster Erregung floß über sein Gesicht, und er glitt aus dem Sattel.

War er eben noch der Mitumfeierte gewesen, so wurde er nun umdrängt, gestoßen, fast umgeworfen. Da fand er sich plötzlich in einem Hafen der Ruhe. Über ihn beugte sich ein junges Mädchengesicht, in dem die Flamme der Begeisterung noch höher aufschlug als in den Gesichtern der anderen, denn die Flamme der Liebe war dazugekommen. Zwei braune Ringellocken streiften seine Wangen.

„Philipp — Philipp — so bist du?" Mehr vermochte Franziskas Mund nicht zu stammeln, aber in diesem atemlosen Fragen, in diesem erstarrenden Staunen lag alles, was ihre Erregung, ihre Entzückung laut werden lassen konnte. Und wenn Philipp die Worte auch nicht vernahm — ihren Gesichtsausdruck sah er, und er fühlte den sanften Druck ihrer Lippen, mit denen sie seine Stirn berührte, gerade da, wo Schill sie geküßt hatte.

Spät erst merkte er, daß an ihrer Seite ein junger, schöner Offizier aus dem Schillschen Zuge sein Pferd am Zügel hielt und sie mit entzückten Blicken betrachtete. Es mochte jener Alexander von Blomberg sein, von dem ihm Jürgen einmal als von ihrem heimlichen Seelenfreund erzählt hatte. Es sollte ein talentvoller und feiner Dichter sein. Seine zarten Huldigungen schienen dies zu bezeugen. Wie auf etwas Heiliges richteten sich seine Blicke zurückhaltend, aber voll inneren Feuers auf Franziska.

Schwer nur trennten sie sich. Aber bei weiterem Verweilen wären sie selber Mittelpunkt von Huldigungen geworden, zu denen das sich um sie sammelnde Volk schon ansetzte, und niemand durfte ja von ihrer Zusammengehörigkeit wissen! Des Offiziers Renner mußte mächtig ausgreifen, um den Zug Schills wieder zu erreichen. Franziska aber sah Philipp mit Tränen in den Augen bittend an: „Wir sind bei der Muhme Susemihl gewesen am Bernauer Tor, Lipp!" schrieb sie ihm auf, und der Knabe verstand, daß dies Zusammensein mit dem Offizier, obgleich es mitten unter der Berliner Volksmenge stattgefunden hatte, als eine holde Heimlichkeit zu betrachten war, die nicht weitererzählt werden durfte.

Von diesem Tage ab war eine Freundschaft zwischen ihnen geschlossen, die ohne Worte bestand. Waren anfangs die gemeinsamen Aus-

gänge nötig gewesen, so wurden sie jetzt erwünschte. Philipp war vor dem offenen Wesen und dem heimlichen Kummer des schönen Mädchens aufgetaut, und Franziska verwunderte sich täglich mehr, wie dieser einfache, auf dem Lande aufgewachsene Knabe rasch alles Staunen über Schlösser, Denkmäler und das geräuschvolle Treiben der großen Stadt ablegte, sich binnen kurzem in der nächsten Umgebung der Klosterstraße zurechtfand und sich in alles dies Verwirrende mit schlichten, aber gesunden, scharfen Sinnen hineinschickte, soweit er nicht durch sein fehlendes Gehör gestört wurde.

Aber die Trennungsstunde für sie beide war nahe. Schon drängte Direktor Bellermann täglich, den verwilderten Knaben rechter Geistesarbeit wieder zuzuführen. Wie ein Abschied von etwas Holdem war es, als sich das junge Mädchen mit ihrem Schutzbefohlenen endlich kurz vorm ersten Januar zur Plamannschen Erziehungsanstalt aufmachte, wo Philipp schon angemeldet war. So kurz der Marsch war, die verschneite Königstraße entlang, über die Kurfürstenbrücke mit ihrer Bettlerschar, am Schloßplatz vorüber und über den schmalen, dunklen Spreearm, der Neu-Kölln von Alt-Kölln schied, so lang machten ihn sich die beiden Gänger. Oft blieben sie stehen und sahen sich betrübt in die Augen, schließlich war die Ecke der Unterwasser- und Holzgartenstraße aber doch erreicht, und so schwer es dem Mädchen auch wurde, sie streckte die Hand und ließ den Klopfer anschlagen.

Dem kleinen, feingliedrigen Mann, der bald vor ihnen stand, schoß vor dem überraschenden Damenbesuch in seiner Anstalt helles Rot in die schon ergrauten Schläfen. Überaus höflich bat er die Demoiselle Bellermann, sich einer nahen Couchette zu bedienen, und stand bald aufmerksam zuhörend vor ihr, den fesselnden Bericht über das abenteuerliche Leben Philipps und sein Verhältnis zum Grafen Bülow entgegenzunehmen. Nach Beendigung dieses Berichtes verstummte er nachdenklich eine ganze Weile, dann meinte er wohl, nun seinerseits die Leitsätze seiner Erziehungsanstalt vor Franziska entwickeln zu müssen, um ihr zu beweisen, in welch gute Hände ihr kleiner Freund komme. Also begann er weit ausholend mit der Klarlegung der hier bestehenden Verhältnisse.

Inzwischen aber hatte im Korridor eine Glocke geschlagen, Zimmertüren waren gegangen, flüchtige Tritte hatten den Flur durcheilt, und bald war von dem engen Hofe her ein fröhliches Stimmengewirr erschollen. Da nun die Ausführungen des Herrn Doktors etwas weitschweifig wurden, insofern der ganze, stark angeschwärmte Pestalozzi mit all seinen Freunden und Gegnern unter seinen Worten erstand, ließ Franziska die Blicke verstohlen durch das Fenster gehen. Da sah sie einen stattlichen blonden Recken über die ihn umgebende Knabenschar hinausragen, barhaupt in dieser strengen Winterzeit, und gar wunderlich drehte er den Rumpf, schwenkte die Arme, beugte Kopf und Oberkörper vor- und rückwärts.

So prächtig das dem jungen, muskulösen Mann anstand, und so gut Franziska das gefiel, sie mußte endlich lachen, und über diesem Lachen riß dem immer noch eifrig sprechenden Schulmann endlich der Redefaden. Er bemerkte den Grund der Unaufmerksamkeit Franziskas und bat seine Besucherin sofort höflichst um Entschuldigung. Sein neuer Lehrer und Mithelfer am Pestalozzischen Werke, Herr Friedrich Friesen, sei zwar ein junger Mann ohne Zeugnisse, aber ein sehr tüchtiger Zeichner und Mathematiker. Auch besitze er hervorragendes Wissen, namentlich in der Naturlehre, und verstehe mit den Jungen umzugehen. Nur sei er nicht davon abzubringen, zwischen je zwei Lehrstunden mit den Schülern solche Körperverrenkungen im Freien bei Wind und Wetter vorzunehmen. Er behaupte, ohne diese ginge den Kindern die notwendige und natürliche Frische ab und sie würden Duckmäuser. Da ein gesundheitlicher Schaden noch nicht eingetreten sei, habe er selber als Leiter der Anstalt diese höchst sonderbaren Unterrichtsunterbrechungen noch nicht untersagt, aber dies werde gewiß nächstens geschehen. Jedenfalls bitte er die Demoiselle, nichts von diesen Zeitvertreibungen in der Stadt und am Gymnasium des fürtrefflichen Herrn Vaters zu erzählen, um das Ansehen der Anstalt nicht herabzumindern.

Wunderlich verlegen und befangen war diese Bitte herausgekommen. Franziska aber hatte wohl gar nicht darauf gehört, jedenfalls abgewehrt: „Aber, Herr Dokter, das ist doch eine ganz exquisite Idee in jetziger Zeit, wo man mehr an kräftige, abgehärtete Krieger als an verzärtelte Ofenhocker denken muß!" — Nun machte

sie schon eine Handbewegung, die bedeuten sollte: „Philipp, dies mußt du sehen!“ faßte des Knaben Hand und zog ihn aus dem Zimmerhintergrund ans Fenster.

Kaum aber hatte der Junge einen Blick hinausgetan, als er sich mit einem unverständlichen Laut der haltenden Hand entriß, zur Tür hinausstürmte, die Hoftür aufriß und den Blicken der überraschten Nachschauenden sichtbar, schon auf den hohen, steinernen Stufen erschien. Hatte der junge Hüne gerade die Arme in der Luft gehabt? Hatte er mit diesen den Knaben an sich gerissen? War dieser mit heftigem Sprunge in sie hineingestürzt? — Wer vermochte es zu sagen?! Jedenfalls stieß der Doktor Plamann in heftigster Gemütsaufwallung plötzlich aus: „Das geht zu weit!“ und war gerade im Begriff, mit zornigem Antlitz und ohne Rücksicht auf Franziska zum Zimmer hinauszueilen, als diese ihm zuvorkam.

Schon stand sie im Rahmen der Hoftür und hörte Friesens bewegten Ausruf:

„Junge, mein Junge, du wieder hier?! Nun mußt du hierbleiben! Daß ich dich wiederhabe, soll mir die Arbeit hier erst lieb machen!“ Da wurde sie von dem Jüngling bemerkt, und was sie in dessen blauen Augen an herzlichem Feuer für Philipp aufleuchten sah, mußte sie wohl völlig über die Zukunft ihres Pfleglings beruhigen, denn sie stieß laut — halb freudig, halb drollig-wehmütig — heraus: „Da ist er freilich in besseren und stärkeren Händen als bei einem armen, schwachen Mädchen! — Nun habe ich ihn verloren!“

Aber hatte sie das in Wahrheit? — Wie rasch gleiche Liebe gute Menschen doch miteinander verbindet! — Kaum war das überraschende Wiedersehen gefeiert worden, so mußte Franziska dem sonst so zurückhaltenden Friesen gleich ein zweites mit vorbereiten helfen. Aus einem Verschlag im Hintergrunde war dem jungen Mädchen schon lange ein eigentümliches Winseln aufgefallen, das Philipp freilich nicht zu hören vermochte. Jetzt winkte Friesen ihr über den Kopf Philipps hin bedeutungsvoll zu, den Knaben abzulenken, und während sie nach seinem Wunsche tat und Philipp zu Plamann herumwandte, schloß Friesen rasch jenen Verschlag auf. Da sauste ein langer, starker, dunkler Windhund mit einem Satze über die Köpfe der auseinanderstäubenden Schüler und selbst über Philipp fort bis auf die Steinrampe, flog von hier mit einem Satz wieder in den Hof, umtanzte den wiedergefundenen früheren Gefährten aus der Falkenberger Försterei mit grotesken, wilden Sprüngen und erfüllte die Luft mit einem Freudengeheul, das nicht enden wollte.

Philipp stand vor diesem Wiedersehen eine Weile wie betäubt. Dann falteten sich langsam die Finger seiner Hände. Für ihn war der vierbeinige Jugendfreund geradenwegs vom Himmel herabgekommen. Aber es war kein Dankgebet, das er heimlich bei sich sprach, es hieß nur: „Mutter, Vater — nein, ich vergesse euch nicht! Nicht unser Schlößchen! Nicht unsern Grafen!“ —

Es kam nun eine Zeit für ihn, die einen andern als ihn wirklich hätte dankerfüllt machen können. Er hatte in der Anstalt gute Pflege, erwarb sich durch sein bescheidenes Wesen bei den Mitschülern Freunde, wurde von seinen Lehrern, Plamann, Friesen und dem neueintretenden Harnisch, nur seinen traurigen, körperlichen Verhältnissen entsprechend zum Unterricht herangezogen, durfte zeichnen so viel er wollte, und lernte aus Büchern, aus Sammlungen und vor allem aus der Natur. Denn in die Natur selber führte Friesens Unterricht, da er ihren Wert als unerschöpflichen Born alles Wissens längst selbst erkannt hatte. Aber trotz aller solcher Fortschritte Philipps, wie konnten Dankesempfindungen dem Armen, Unmündigen kommen, an dem die Welt mit ihrem Getriebe ungehört vorüberflutete, der Meinungen und Empfindungen nur verstand, wenn er sie mühsam aus dem Ausdruck der Mienen zu lesen vermochte. Zu solchen Übungen des Ablesens von den Lippen der Sprechenden freilich hielt ihn Friesen zu allen Zeiten an. Aber glücklich konnte sein Knabenherz nicht werden, auch wenn ihm bei diesen Bemühungen Erfolg beschieden war. In alle Freude drängte sich der Gedanke an seinen armen, gefangenen Vater hinein, von dem keine Kunde einlief, und oft war ein Empören und Sich-Auflehnen in ihm, das hieß: Herrgott, warum lässest du zu, daß mein Vater noch immer in den Ketten der Feinde schmachtet!“

Mit diesem Ingrimm in den aufmerksam spähenden Augen, mit seiner Hüft- und Handwunde gezeichnet, mit der eigentümlichen Glorie seiner Vergangenheit umkleidet, mit seiner Liebe

zur Mathematik und zum Geländezeichnen, hob er sich von seinen Kameraden bald ab, zumal seine körperliche Gewandtheit und Kraft sich in der guten Pflege ungemein steigerten. Hatte er auch die Unterrichtsstunden mit seinen Kameraden nicht zusammen erhalten, sicher war, daß, wenn die gymnastischen Übungen im Hofe begannen, er von allen Seiten herbeigeholt wurde. Keiner vermochte die Handgriffe Friesens diesem so rasch abzusehen wie er. Keinen hatte man lieber als Einhelfer, um zum Sitz auf den vierbeinigen Kasten zu kommen, den Friesen im Hof hatte aufstellen lassen. Keiner auch führte den kleinen Hiebfechtel, mit dem Friesen zum Entsetzen Plamanns Fechtstunden eingeführt hatte, so gewandt wie er. Tat er alles dies doch aus der Tiefe seiner schmerzhaft aufgewühlten Empfindungen heraus, da er wohl erkannte, wie sehr ihn dies alles förderte, einem Zwecke zu — einem großen, den er mehr ahnte, als in Gedanken bereits fest umgrenzte.

Nein, er war keinem seiner Mitschüler vergleichbar. Obgleich noch ein Kind, rückte ihn die tiefgehende Empfindung persönlichsten Schmerzes nahe an Erwachsene, die am Schmerze um das geknechtete Vaterland gerade in diesen Zeiten schlimmer als je krankten. Ein neues, bitteres Erlebnis sollte in ihm auch diesen Schmerz voll entfachen.

---

15. Von Pestalozzi zu Schill.

Während das arme, ausgesogene Preußen die letzten wirtschaftlichen Kräfte an die Aufbringung der Millionen Franken setzte, die es als Kriegsentschädigung an Frankreich zu zahlen hatte, triumphierte Napoleon auf dem überaus glänzenden Fürstentag zu Erfurt inmitten aller unterworfenen Herzöge und Könige und schraubte die Kriegsschuld auf 140 Millionen in die Höhe. Aber er häufte zu dieser unsäglichen Bedrückung auch offenkundige Schmach. Auf den blutigen Feldern Jenas, wo vor zwei Jahren die für ihn so erfolgreiche Schlacht geschlagen war, ließ er am Jahrestage eine Hasenhetze veranstalten und lud Kaiser und Könige dazu ein. Die Nachricht von diesem neuen Schimpf, der dem Lande angetan war, warf die Königin Luise von Preußen, die mit ihrem Gatten noch immer fern im äußersten Osten residierte, auf das Krankenlager, und der Schmerz um den geschändeten preußischen Namen trieb sie allmählich in ein tödliches Herzleiden hinein.

Wohl waren indes im Lande die Empörtesten, Tatkräftigsten der Nation nicht tatlos. Die Knebelung der Arme hat noch nicht auch die Geister ergriffen. Philipp wußte genau Tag und Stunde, wo Friesen sich vom Schuldienste freimachte und mit eigentümlich federnden Schritten dem Gebäude der Alten Akademie, Unter den Linden gelegen, zuschritt, um den Vortrag des berühmten Professors der Philosophie, Fichte mit Namen, anzuhören. An solchen Tagen schlich ihm der Knabe nach einiger Zeit gern nach und erwartete ihn an der Tür. Denn eigentümlich leuchtende Augen brachte der geliebte Lehrer ja von diesen Besuchen stets mit heraus; Augen, in denen das ganz innere, geistige Feuer des philosophischen Mannes lohte, der trotz der Durchzüge französischer Truppen durch die Straßen vom Höchsten sprach, was in der Seele der Deutschen zu finden sein könnte, vom nationalen Willen, vom Zwange der sittlichen Erhebung eines jedes Einzelnen, der die Erhebung des ganzen Volkes folgen werde.

Wohl waren das herrliche Worte, und wohl nahmen manche edle Geister sie mit Begeisterung und starkem Vorsatz zur Tat auf, noch aber mußten sich selbst die hohen Gedanken zu unterst in der Seele lagern, denn eben hatte es Napoleon fertig gebracht, den in eingreifenden, wesentlichen Neuerungen tätigen preußischen Minister, den Freiherrn von Stein, aus dem Amte zu entfernen. Spione lauerten überall in der Stadt, die geheime Polizei des Übermächtigen tauchte allerorten auf, zumal die Kunde ruchbar wurde, daß ein in Königsberg begründeter und namentlich im Königreiche Westfalen tätiger Bund — Tugendbund genannt — gegen Napoleons Macht gerichtet sei.

Es war natürlich, daß sich auch in Berlin sogleich im geheimen eine stattliche Mitgliederschar zu diesem Bunde fand. An der verschärften Stimmung, namentlich in Militärkreisen, tat sich dies kund, mußte doch in allen Offizieren, die seit dem Frieden gedemütigt und tatlos herumlagen, der Wunsch nach einem neuen, befreienden Kriege die Brust weiten. Und nun im Frühling des neuen Jahres — 1809 — stand ein

solcher nahe bevor. Österreich wollte das Panier erheben. Kaiser Franz mit seinen tapferen Feldherren, den Erzherzögen Karl und Johann, wollte versuchen, Europa vom Joche der französischen Herrschaft zu befreien. Während Napoleon sich noch mit den Spaniern herumschlug, die einen Volkskrieg gegen seine Vergewaltigung ihres Landes entfacht hatten und zähe durchführten, drangen die österreichischen Heere durch Bayern nach Schwaben, und die kleinen deutschen Staaten, die als Rheinbundstaaten Napoleons Vasallen geworden waren, sie mußten sich gegen sie wenden.

„Deutsche gegen Deutsche! — Herr, gib uns Fassung und Geduld im Ertragen!"

Unter den Linden wogte die berlinische Bevölkerung mit solchen Stoßseufzern unruhig auf und ab. Blicke der Empörung flammten dem Brandenburger Tore zu, auf dem seit dem Tilsiter Frieden der vierspännige Siegeswagen mit der Viktoria fehlte. Als Zeichen des Triumphes war er nach Paris entführt worden. Vor der Alten Akademie drängten sich die Hörer Fichtes. Da war überall so viel junges, begeistertes Blut! War da kein Führer? Kein Erlöser? Jubelnd hätten sie ihn aufgenommen! Opferbereit wären ihm so manche gefolgt!

Aber da kamen vom Tiergarten her ein halbes Dutzend durch anmaßendes Verhalten auffällige Gestalten. Halb als Stutzer, halb als Militär gekleidet, schritten sie in halbhohen, glänzenden Stiefeln, im Reitrock, die Reitgerte in der Hand, wiegenden Ganges dahin. Die Menge hielt sie für französische Kommissäre, wie solche wegen der Abzahlung der Kriegsschuld im Lande noch immer geduldet werden mußten. Sie sangen und trällerten vor sich hin, und das Volk machte ihnen ehrerbietig Platz.

Philipp, von den erhöhten Steinstufen des Gebäudes aus, wo er auf Friesen wartete, sah die Gasse, die ihr Erscheinen verursachte, sah die drei näher kommen, sah ein bekanntes, tief verhaßtes Adlergesicht inmitten, ein Paar Augen, die in seine schlimmsten Träume von Blut und Schrecken wie ein paar grimmige, ein Opfer fordernde Habichte starrten — und ihm schlug das Herz in einem Beben, das ihm die Brust zu sprengen drohte. Nicht, daß er jetzt noch solch ein maßlos Erregter und Ängstlicher war, vor diesem Pawet Nowaczky zu fliehen, darüber war er hinaus, seit er gelernt hatte, vor dem Feinde seinen Mann zu stehen; nicht auch, daß er bereits so von eigener Kraft geschwellt war, aufzuspringen und diesem Vernichter seiner Familie an die Kehle zu fahren. Auch durchrann ihn nicht die schreckhafte oder erwartungsvolle Empfindung, einer aus der Schar dieser finster und trotzig Dastehenden vermöchte solches zu tun, denn sie waren ja vor den Frechen zurückgewichen, feige zurückgewichen. Wohl aber dachte er in der tiefen, fast bänglichen Stille, die jetzt auf die Menge fiel, da ihre Bedrücker noch immer so offenkundig anmaßend unter ihnen weilten, an den ihm nahen Freund, der mit den Waffen wie spielend umzugehen verstand, an den Starken, der diesen da schon einmal mit einem Faustschlage zurückgewiesen hatte — an Friedrich Friesen.

Wie, wenn der jetzt erschiene, die vom Fichteschen Strom deutscher Rede begeisterten Gefährten hinter sich, mit jenen sechs da aufräumte, alles, was französisch war, aus der Stadt, aus dem Lande jagte, und die Kriegsfackel wieder in Preußen entzündete, damit sie neben jener Österreichs in Flammen gegen Napoleon loderte? Waren nicht die Gespräche, die er von seines Lehrers Lippen las, jetzt täglich so gegangen? Konnte nicht eine Tat, wie diese, in einer Zeit der Spannung, die alle Gemüter mit Haß- und Rachegefühlen geladen hielt, geschehen?

Aber der starke Freund stak hinter den Mauern, konnte den politischen Spion nicht erblicken, und der einzige, den er in Berlin als gleichwertig schätzte, er war gewiß wohl weit. Aber wie denn? War es eine Augentäuschung? Kam er da nicht gerade dieselbe Menschengasse von der anderen Seite her gegangen, freilich in der blinkenden Waffentracht des brandenburgischen Husarenoffiziers, aber doch immerhin nur von dem jungen Blomberg begleitet, er, der Major Ferdinand von Schill, der Tapfere von Kolberg, der Geliebte der Berliner. Und sieh da, kaum erkannt, ging mit ihm wieder das Brausen der Begeisterung, das ihn traf, wo immer er sich auch sehen ließ, diesmal um so stärker, je tiefer das gespannte Schweigen der in Empörung und Furcht aufgeregten Volksmenge gewesen war. Und von diesem Brausen umschmeichelt, schritt er gelassen seines Weges weiter, und tausend Augen sahen mit an, wie die Entfernung zwischen ihm und den Feinden kleiner und kleiner wurde.

Und da er mit seinem Begleiter in vollster Selbstverständlichkeit die Mitte des Weges einnahm, und sie beide ihre Schritte gleichmäßig weitersetzten, hoben jene sechs die Köpfe, die sie bisher nachlässig gesenkt getragen hatten, und in unterdrückter Erregung die Gerte leis durch die Luft zischen lassend, traten sie kurz vor den Preußen zur Seite, und der Weg war frei.

In diesem Augenblicke zitterte Philipps Herz so sehr, daß er eine Übelkeit verspürte und mit halbem Taumel der Ohnmacht gegen die ihm zunächst Stehenden fiel. Als er wieder zu sich kam, war noch ein Flimmern in seinen Augen, ein krampfartiges Wogen in seiner Brust. Er wußte, daß, wenn Schill auch nur ein einziges Zeichen der Furcht bekundet hätte, er ihn — nicht den Polen — angesprungen und gewürgt hätte.

Seit dieser Stunde war er ein anderer. Er hatte Schmerz und Grimm seines Volkes mitempfunden. Sein geheimes, persönliches Leid wurde unpersönlicher, er ging aus seinem Kummer heraus, er fühlte mit den geknechteten Deutschen. Freilich waren diese Deutschen ein Volk, wie er es sich dachte, d. h. ein in sich einiges, starkes, trotziges, immer die offene Stirn zeigendes Volk, und sein neuer, heißerer Schmerz mußte werden, daß es ein solches nicht gab, wohin er auch blickte.

Denn der Krieg mit Österreich brach aus, und Preußen stand teilnahmslos dabei. Der König rief nicht. Von Pommern her, wo Blücher stand, wo Bülow als neuernannter Brigadier das Fußvolk kommandierte, kam keine Erlösung durch das dort rasch zusammengezogene Heer — konnte keine Erlösung kommen, denn der König erließ keinen Befehl. Mit deutschen Truppen der Rheinbundstaaten, mit den Württembergern, Badensern, Westfälingern führte Napoleon seine Kämpfe, und die Deutschen ließen es sich gefallen, gegen Blutsbrüder gehetzt zu werden. Heiß war das Ringen bei Landshut, Eckmühl, Regensburg, die Österreicher gaben die Gefechte für Siege aus, aber Napoleon erreichte darin, was er vorhatte, er drängte den Erzherzog Karl über die Donau zurück.

Bald mußte es zu einem entscheidenden Schlage kommen. Schon hatten sich auch die wackeren Tiroler erhoben. Die Berichte von Volkskriegen nie gekannter Art, wie sie sich in Spanien und jetzt in Tirol entfachten, wo es ein jeder für eine Ehre hielt, Landesverteidiger und somit Soldat zu sein, riefen bei den leitenden Männern in der preußischen Hauptstadt eine tiefgreifende Erregung hervor.

Die Königstreuen erschraken und hielten sie für Zeichen einer revolutionären Zeit, wo der Adel nicht mehr allein das Heft in der Hand halten solle. Waren die Neuerungen nicht sogar bereits von höchster Stelle in den Staat eingedrungen? Durch den jetzt von Napoleon geächteten Minister Stein? Konnte es nicht auch in Preußen jetzt ein Bürgerlicher bis zum Offizier bringen? Was sollte das noch werden, wenn die crapule neben dem blauen Blute zu sitzen kam? — Aber unter all dem unklaren Gären und Drängen und Befürchten begann selbst in diesen Sorgenden der Gedanke aufzuleben: „Preußen, wenn du den Österreichern jetzt nicht beispringst, ist es auch mit dir völlig aus!" und das Blut in den Herzen derer, die das Schwert an der Seite trugen, begann zu sieden. Abwaschen den Schandfleck des Jahres 1806! Auswetzen die Scharte von Jena und Auerstädt!

Nicht mehr bloß persönliche Zuneigung, nicht einzelnes Hoch und Hurra war es, was die zum Übungsplatz auf dem Tempelhofer Feld marschierenden Infanteristen und Kavalleristen in diesen Tagen begleitete. Stürmische Wogen einer überhitzten Volksphantasie vielmehr fluteten über sie dahin. Unter ziellosen Wünschen, die bereits Erfüllung sein sollten, schritten sie im Glanze ihrer gefährlichen Waffen und empfingen in Zurufen und duftenden Grüßen die allgemein entfachte Begeisterung.

Schill, der vor allem Ausgezeichnete, ritt nur noch unter einem Blumenregen. Sein Husarensäbel trug die Weiheküsse von ungezählten schönen Lippen. Es schien, als habe Friedrich Wilhelm, sich in ängstlicher Sorge von seiner Hauptstadt fern haltend, ihm die Herrschaft über die Herzen seiner Berliner abgetreten. Und der schöne, schlanke, dunkeläugige Major — wenn er die Uniformen seiner Brandenburger Husaren um sich sah, wenn ihre Dolmans schimmerten, ihre Verschnürungen blitzten, er ritt im Rausch gestachelter Eitelkeit, die nach Taten schrie.

Und die Gerüchte geschlagener Schlachten, die für die Österreicher siegreich gewesen sein sollten, mehrten sich. Es kam ein Tag, da zog —

von jubelnder Volksmenge umgeben — das zweite Brandenburgische Husarenregiment im klaren Morgenlichte wiederum zum Übungsplatz hinaus, und die vornehmen Damen und die Herren in alter Militärtracht grüßten und winkten und blickten den flotten Reitern entzückt nach, war dies doch das einzige Tun, das sie über die Öde der tatenlosen Zeit hinwegzuhelfen vermochte. Und sie wußten, am Nachmittag würde der gleiche Soldatenzug zurückkehren, und sie würden die in Waffen Klirrenden wieder empfangen und würden sich wieder an dem militärischen Schauspiel erfreuen, nach dem ihre Herzen so lechzten.

Und der Nachmittag kam, und unter lebhaftem Geplauder spazierten sie die Friedrichstraße zum Rondel und weiter durch die Stadtmauer zum Halleschen Tor hinaus. Entweder warteten sie an der Wiese oder nahmen in den nahen Lokalen der Hasenheide einen kleinen Imbiß ein, und sahen ungeduldig nach der Uhr und forschten und fragten, als es bereits über die Zeit ging, Entgegenkommende aus. Aber kein Schill war heute mit ihnen zurückmarschiert. Er hatte gewiß eine größere Übung gemacht und würde kommen, sicherlich bald kommen . . .

Unter denen, die scheinbar harmlos zu einem Geschäftsgange auf der Straße weilten, gehörte auch Franziska Bellermann, die das kleine Katharinchen an der Hand führte. Auch sie war so von ungefähr bis an das Hallesche Tor gelangt, hatte einen verlorenen Blick auf die Torwache und die Husarenhauptwache geworfen, sich vergewissert, daß heute wie alle Tage, wenn sie hier ging, unter dem Halsausschnitt im hohen Gürtel die leuchtend rote Rose steckte, die mit ihrer Purpurfarbe dem nahenden Freunde schon von weitem ihres Herzens Neigung anzeigen sollte, und eben war sie auf der schmalen Brücke angelangt, die über den Floßgraben führte, als sie angesprochen wurde. Einer jener Invaliden war es, die zur Beleuchtungskompagnie der Stadt gehörten, und durch ihre blaue Jacke mit dunkelrotem Kragen, die braune Hose und einen beschilderten Hut auffielen. Während das Kind über seinen bunten Anzug staunte, fragte er, ob sich die Demoiselle wohl Franziska nenne, und als sie überrascht bejahte, drückte er ihr schnell einen kleinen, runden Gegenstand in die Hand und entfernte sich. Ein auf Porzellan fein gemaltes Knabenbildchen war es. Das junge Mädchen starrte darauf und erblaßte. Nur zu wohl kannte sie diesen vornehmen Jungen da mit den Dichteraugen. Zu vier Familienbildchen gehörte es, die Alexander von Blomberg, ihr Sänger und Held, in einem Medaillon vereinigt trug. Als sie es einst betrachtet hatte und sich daran erfreut, hatte er geäußert: „Noch bin ich selbst dir nah. Sollte ich dir aber einmal körperlich so weit entrückt werden, daß ein Wiedersehen nur in Gottes Hand steht, so muß dir an Stelle meiner Person dies Bild genügen — ich lege es dann in deine Hände."

Und nun hielt sie es, und es wollte ihr nicht zu Kopf, daß ihr Geliebter nicht wiederkehrte. Noch eine halbe — noch eine ganze Stunde drückte sie sich ziellos am Tor und Rondel umher, bis Katharinchen müde wurde. Karossen mit eben denselben Leuten, die zur Militärschau ausgezogen waren, jagten in seltsamer Hast an ihr vorüber. Reiter folgten. Fußgänger hasteten mit wirren, lauten Reden dem Tore zu. „Unerhört! Ein Wagnis, das ihm den Kopf kosten kann! Heldisch! Ohne des Königs Befehl!" hörte sie durcheinander rufen.

Endlich mußte sie verstehen, was sie nicht glauben wollte: Major von Schill kehrte mit seinem Husarenregimente nicht in die Berliner Kaserne zurück! Nach den Berichten von Augenzeugen hatte er auf dem Übungsplatze eine begeisternde Ansprache an seine Leute gehalten, und war mit ihnen in der Richtung nach Potsdam zu abmarschiert. Wohin anders, als die Empörung gegen Napoleon durch die Lande zu tragen! In dem Kampf gegen den gewaltigen Feind!

Eine sie fast lähmende Sorge ergriff Franziska. Die Umwelt war ihr verwandelt. Da schien in den Straßen wohl alles wie sonst, aber da war ein Stück herausgerissen, und dies Stück gerade war das einzige, was von allem ihr zugehört hatte, ihr wert gewesen war. Wohin nun? Mit so beschwertem Herzen nach Hause? Dort die schnöden Bemerkungen ihres Vaters über solche Unüberlegtheit, solche Torheit mit anhören? Nein! Nein! Wo weilte eine Freundin, ein Freund, vor dem sie ihr Herz entlasten konnte?

Und sie sah im Geist einen jungen, blonden Recken, der aus schlichten, treuen Augen blickte. Bei dem würde sie Verständnis finden. Bei dem

würde das, was Geheimnis bleiben sollte, gut bewahrt sein. Und sie brachte ihre kleine Begleiterin nach Hause und wandte die Schritte der Plamannschen Anstalt zu. Dreimal war sie schon daran vorbeigeschritten, ohne es zu wagen, einzutreten, da kam ihr Friesen am Spreeufer entgegen, Philipp an der Hand, beide erhitzt, mit unsteten Augen.

Tränen entstürzten ihr, als sie ihnen entgegeneilte. Sie warf alles heraus, was sie an Ahnungen bedrückte, und sie mußte von Friesen hören, daß er von dem Geschehnis bereits wußte — Berlin war voll davon. Nun gab es in dem stillen Winkel am Brückengeländer über der tiefschwarz und ruhig dahingleitenden Spreeflut ein Austauschen von Fragen und Antworten, von Sorgen und Hoffnungen, von Vermutungen und Zweifeln. Die Hände der beiden Schönen, Stattlichen lagen ineinander — Freundeshände liegen so fest, so innig. Sie selber hatten Welt und Menschen, Ort und Stunde vergessen. Sie wußten nichts von dem Dritten neben sich, dem Knaben mit dem unruhig zuckenden Herzen, der alles, was sie äußerten, und mehr noch: was sie andeuteten, mit gierig spähenden Augen von ihren Lippen las, und dem dann das Wehen der linden, regenschweren Aprilluft, das Raunen des dunklen Wassers in der Tiefe so vieles sagte.

Schill fort? Hieß das nicht, über die Elbe geritten, in das Westfälinger Reich hinein? Und schloß das nicht in sich, auf Magdeburg, die starke Feste, zu, sie zu zwingen? Und wenn Magdeburg genommen war, bedeutete das nicht: der Vater befreit? Und da sollte er fehlen, wenn das geschah? Er, der den Weg von Magdeburg bis Berlin tausendmal auf der Karte mit heißen Augen verfolgt hatte? Der den Elbübergang kannte und im Altmärker Lande zu Haus war?

Er war mit den Sinnen weit fort; irgendwo dort zwischen Stendal und Magdeburg war er auf dem Marsche, da fühlte er seine zuckenden Finger von einer festen Hand ergriffen. Er sah auf. Das Dunkel lag wie ein schwarzes Tuch über der Stadt Berlin, vom nahen Königsschlosse glommen allein ein paar an Ketten schaukelnde Laternen wie tanzende Irrwische herüber. Von der Spree stieg ein scharfer Geruch von verdunstendem Wasser empor, vor seinem Ohr aber war ein wunderliches Rauschen, wie er es seit dem Unglückstage nicht mehr bemerkt hatte, und eine fast wilde Lust war in ihm, irgend etwas Dumpfes, Drückendes mit einem Schrei zu durchbrechen, ähnlich den Schreien, mit der an schwülen Herbstabenden der röhrende Hirsch die Stille des Waldes zerreißt.

Aber er wußte ja, ein Lallen würde es werden, mit dem er seinen Lieben Schrecken einflößte und Sorge bereitete, und von diesem Gedanken wie betäubt, schritt er an der führenden Hand durch Gassen und über Plätze, auf gebahnten und ungebahnten Pfaden, und seine Wünsche liefen doch allen Schritten voraus: „Selber dabei sein! Selber dabei sein!" Vergessen war, was er durch sein selbständiges Tun einst gelitten hatte. „Selber dabei sein! Selber handeln!" sprach der immer wache Lebenstrieb in ihm.

Der, an dessen Hand er schritt, fühlte diesen Trieb pochen: „Ihn müde machen, den Jungen! Seine erste Erregung dämpfen, sonst geht auch hier ein Menschengefüge aus Rand und Band!" So liefen Friesens Gedanken. Und lange nach Mitternacht, als er selber seine Ideen über Schills Auszug aus Berlin zu Papier gebracht und seine beschwerte Brust in heftigen Verwünschungen gegen den Korsen entladen hatte, betrat er Philipps Schlafraum, den der Knabe augenblicklich zur Ferienzeit mit niemand teilte, um nach seinem Pflegling zu sehen. Er fand ihn an gewohnter Stätte schlummernd, zwischen seinen Fingern leuchtete im auffallenden Kerzenlicht die goldene Nadel Schills. Leise versuchte Friesen, dies lockende Andenken zu entfernen, da fuhr der Schläfer auf, küßte Friesens Hand, verbarg aber das Kleinod sogleich.

Schweren Herzens verließ ihn Friesen. Was war zu tun? — „Er wird nicht ohne Hussa gehen!" dachte er, holte den Hund ins Haus und schloß ihn in ein Klassenzimmer.

Am frühen Morgen weckte des Tieres Winseln die Schlafenden. Philipp war im Bereich der Anstalt nicht zu finden. Friesen hatte als erster die Tatsache festgestellt. „Er hat uns beide verlassen müssen, Hussa!" sprach er, als sich der Hund ungebärdig zeigte und an die Kette gelegt werden mußte. Schweren Herzens begab er sich zu Plamann. Der zeigte sich von der Nachricht erschüttert. „Haben wir es dem unglücklichen Kinde gegenüber an Liebe fehlen lassen, Friesen?" fragte er wiederholt, und wiederholt mußte ihm

der junge Lehrer versichern: „Wenn einer anzuklagen ist, bin ich es, denn ich ahnte des Knaben Vorsatz, und ich habe ihn nicht mit schweren Ketten gebunden. Aber meinst du nicht, daß er weiteren körperlichen und seelischen Schaden genommen hätte, wenn ich so verfahren wäre? Geschöpfe, die von Sturm und Erschütterung aus der Bahn geschleudert worden sind, können nur durch Sturm und Erschütterung wieder hineinfinden."

Plamann aber schüttelte den Kopf. „Ist an Philipp Hohenhorst nicht mehr geschehen? Hat ihn der übermächtige Sturm nicht taub und stumm gemacht?" und mit schwerem Vorwurf sah er auf Friesen. Der aber hatte die Blicke weit hinaus gerichtet in ein Land, dahin ihm der freundliche, weichherzige Pestalozzischwärmer nicht folgen konnte, in ein hartes Land, wo Eisen klirrte und Blut tropfte, und die Größe der Opferfreudigkeit allein den Ausschlag gab. „Philipp, unser kleiner, tapferer, treuer Philipp taub und stumm?" fragte er, ohne die Blicke aus diesem Lande zurückzurufen. „So ist auch Schill, unser schmucker, stolzer, tapferer Schill, der auszieht, sein Vaterland zu retten, taub und stumm. Aber können wir rechten mit ihren Taten? Sollen wir sie Taten des Ungehorsams nennen, wo doch in beiden der Ruf zum Großen alles Kleinliche unterdrückt? Ist nicht Philipp scharfhörig und deutlich im Heraussagen seiner Absicht gewesen: ‚Den Vater zu befreien!' und sind wir andern nicht vielmehr taub und stumm gegenüber diesen beiden deutlichen Bejahern ihres Wesens?" Aber sein Hörer, der schlichte, leidenschaftslose Erzieher und sorgende Pfleger für weise Ordnung in Mensch und Welt — er sah ihn an und verstand ihn nicht.

---

16. Im Schlachtendonner gesundet.

Indes waren es ganz verschiedene Wege, die jene beiden gegangen waren, die Berlin auf so seltsame Weise verlassen hatten.

Während Schill mit den Seinen von Potsdam nach Wittenberg zog, um hier über die Elbe zu setzen, Dessau besuchte, bei Halle ein Gefecht gegen die westfälische Besatzung lieferte, und sich nun erst auf Magdeburg zu bewegte, hatte sich Philipp, immer in Sorge, nicht über die Elbe gelassen zu werden, die ja die Grenze gegen das westfälische Reich Jeromes bildete, bis Sandau durchgeschlagen. Hier wartete er eines Abends die letzte Rückfahrt der Fähre ab, die ohne Passagier vor sich ging, und als die gelösten Ketten geklirrt hatten, und nun die Wasser der Elbe in schrägem Anprall gegen das Holz des Fahrzeugs drängten und quirlten, und der alte Fährmeister von seiner Arbeit aufblickte, stand er da, barhaupt, im leichten Kittel und nur den Zwerchsack über der Schulter.

Meister Christian starrte nicht lange auf ihn. „Wieder im Land, Franzosen-Lipp?" murrte er, und es klang, als hätte er alle Leiden des Knaben miterlebt, und als wäre es selbstverständlich, daß dieser nun hier erschien. Mit wunderlichem Nicken griff er zur langen Ruderstange und schritt mit ihr zur Spitze des Fahrzeuges; dort, von erhöhter Stelle, ragte er in seiner greisenhaften Hagerkeit fast übermenschlich auf. Der dunkle Strom raunte zu seinen Füßen, in den Niederungen des Elbdeiches bei Altenzaun, wo im Oktober 1806 die tapferen preußischen Fußjäger so hart gekämpft hatten, lagerten die dichten Nebel, stiegen wallend auf, nahmen menschliche Formen an und verschwammen ineinander. Und der Alte saß und spähte mit vorgeschobenem Haupte, und es war, als hoffte er, daß sie über den Strom herüberkämen — aber wie lange er auch harrte, alle versanken am jenseitigen Ufer. Sein langes, weißes Haar flatterte im Nachtwinde, und von seinen Lippen ging ein Raunen: „Zu früh — zu früh! Die Yorckschen können noch nicht über das Wasser. Nach Morgen müssen sie — nach Morgen. Erst müssen die Schwarzen über die Welschen kommen — — Zu früh! zu früh!" Und als er in dumpfem Murmeln an seinem einzigen Fährgast vorüberkam, der im Dunkel kaum sichtbar gegen die Brüstung gekauert lag, warf er schweigend seinen Wettermantel über ihn.

Der Bug der Fähre knirschte auf Ufersand, die Douaniers König Jeromes betraten das Schiff, es nach Waren zu untersuchen, der scharfe Blick eines Gendarmen forschte nach Passagieren. Als sie wieder gegangen waren, schlüpfte Philipp ungesehen aus seiner Hülle und schlich sich in das feindliche Land.

Bis an die Festungswälle Magdeburgs drang er, immer auf der Hut, sich den Franzosen

nicht allzu bemerkbar zu machen, sah unter Herzpochen die düsteren Mauern der Zitadelle herüberdrohen und spionierte ihr gegenüber vom Werder her das Treiben der Besatzung aus. Er hörte ihre Trommeln, ihre Hörner, sah sie exerzieren und stellte fest, daß Morgen für Morgen die Sappeurs auf Pontons über den Elbarm, der die Zollelbe hieß, herüberkamen und Gruppen von Baugefangenen zur Arbeit an den Hafenanlagen mit sich führten. Zu diesen Stellen ließ er sich hinüberrudern und lagerte dort bereits, wenn die Boote ankamen. Ob nicht sein Vater dabei war — sein lieber, heißerwarteter Vater?! Zweimal mußte er sich durch Kolbenstöße der Franzosen fortscheuchen lassen. An der dritten Lagerstelle aber war ihm das Geschick günstig — der Ersehnte befand sich bei der Schar, und er war ihm so nahe gekommen, daß dieser ihn erkannt hatte. So still er sich verhielt, er spürte, wie auch die anderen Gefangenen auf ihn aufmerksam gemacht waren, und als gegen Abend die Pontons zurückfuhren, warf er einen Pfahl, mit dem er sich lange auffällig beschäftigt hatte, allen sichtbar an einer vorspringenden Buhne oberhalb der schwimmenden Fahrzeuge mit weitem Schwung ins Wasser. Das Holz trieb an drei Kähnen vorüber, aus dem vierten holte es eine Hand unauffällig herein. Als Philipp das sah, fiel er im Ufersande auf die Knie — das erste schwere Stück seiner Unternehmung war gelungen. Die Gefangenen würden aus den Einritzungen des Holzes ablesen, daß preußische Hilfe in der Nähe war.

Die Abend- und Nachtstunden verbrachte er nun dazu, den Aufenhalt Schills festzustellen. Bei der mangelnden Möglichkeit, sich rasch zu verständigen, wäre ihm dies kaum gelungen, wenn ihm nicht die starke Aufregung namentlich der jungen Leute zu Hilfe gekommen wäre. Wenn er diesen einen Zettel mit Schills Namen vorzeigte, nickten sie und wiesen ihm den Weg. In jedem wagemutigen Herzen zuckte ja die Lockung, dem kühnen Husaren zuzueilen, alle hielt jedoch das Ausbleiben der Bestätigung des Königs davon ab. So konnte Philipp mit zunehmender Erregung in den Dörfern auch auf die Nähe Schills schließen.

Endlich in der Frühe des Fünften, bei Dodendorf traf er auf preußische Vorposten. Scharf wie der eiserne Tod selber, dem sie entgegengingen, traten die verwegenen Gesellen. Den kleinen, herandrängenden Burschen, der ihnen im trüben Licht der Stallaterne ein beschriebenes Stück Papier reichte, dazu eine goldene Raumnadel, in der sie das Eigentum ihres vergötterten Führers erkannten, griffen sie einfach beim Schopf und schlossen ihn in einen leeren Pferdestall ein. Dann erst las ein Schriftkundiger die Worte des Zettels, und der dringenden Bitte darin gab er nach. Er ging mit Nadel und Papier zu Schill.

Wenige Sekunden später stand auch Philipp vor dem Tapferen und seinem Adjutanten von Blomberg. Er fand zwei in sich gekehrte, düstere Männer. Die wenigen Andeutungen, die der Knabe in der Kürze der Zeit schriftlich geben konnte, genügten dem Major. Trotzdem er wußte, daß er am kommenden Morgen angegriffen werden würde, gab er Philipps Ansinnen nach. Sein Erscheinen erinnerte ihn an glückliche Kolberger Tage, und er wußte nur zu wohl, er konnte bei dem, was ihn erwartete, das Glück brauchen.

„Einen Zug Husaren aufsitzen lassen!“ erging sein Kommando, und Blomberg eilte, den Befehl ausführen zu lassen.

Binnen kurzem ritt Philipp neben Blomberg, dem Führer dieser Schar, auf dem Rücken eines handfesten Gaules in raschem Trabe dem Magdeburger Elbwerder zu.

General Michaud, der Kommandant Magdeburgs, hatte indessen zum Kampfe mit dem Berliner Ausbrecher Schill einen großen Teil seiner Garnison unter Oberst Vautier aus der Festung ausrücken lassen. Nicht in aufsehenerregenden Abteilungen, sondern immer in kleinen Trupps über diese oder jene Brücke. Die deutsche Bevölkerung sollte nicht meinen, daß er den Angreifer ernst nähme. So hatte er auch befohlen, im täglichen Getriebe der Festungsarbeiten keine Änderung eintreten zu lassen. Alles sollte den Anschein erwecken, als ließe ihm dieser überkühne Husarenmajor auch nicht den Puls schneller schlagen.

Zu gewohnter Frühstunde setzten daher auch die Pontons wieder über die Zollelbe und luden die Baugefangenen aus. Aber kaum war ihnen die Arbeit zugewiesen, und hatten die beaufsichtigenden Grenadiere Gewehr bei Fuß genommen, und sich zu einer Plauderei zusammengetan, als aus dem nächsten Busche die Brandenbur-

gischen Husaren über sie herfielen und die Ahnungslosen, ohne einen Schuß zu tun, zersprengten oder zusammenhieben. Einer der Gäule aber setzte über die Gefallenen weg und trug seinen Reiter mitten unter die Schar der Gefangenen. Hier flog der kleine Reiter vom Rücken des Tieres gerade in die Arme des einen hinein. So groß und stark der Mann schien, er wankte unter der leichten Last des Knaben. Und er hielt und preßte und küßte ihn, und die Augen gingen ihm über: „Mein Junge, mein armer, lieber, tapferer Lipp!"

Schnell wurden nun Kähne zusammengeholt. Indes die Preußen die Bucht umritten, setzten die Gefangenen über das Wasser und ließen sich in der nahen Friedrichstadt durch rasch herbeigerufene Schlosser die angeschmiedeten Fußketten lösen. Pferde und Waffen wurden von der Bevölkerung gefordert, und ehe die französische Besatzung nur von dem Überfall erfuhr, jagten die Befreiten mit ihren Erlösern schon Dodendorf zu.

Hier hatte sich indessen Michaud mit starker Übermacht auf Schill und die Seinen geworfen, und da die Brandenburger tapfer unter den Westfälingern aufräumten, schickte er sich an, seinen Angriff durch ein paar Kanonen festen Rückhalt zu geben. Eben waren die Geschütze aufgefahren, abgeprotzt und gerichtet. Schon schwangen die Bombardiere die Lunten zum Feuern — da brach in ihrem Rücken eine abenteuerlich aussehende, höchst ungleich bewaffnete wilde Schar im Sturm auf sie und schlug die Mannschaft mit Äxten, Gewehrkolben und Knütteln nieder.

Die Magdeburger Festungsgefangenen waren es, Förster Hohenhorst und Philipp an ihrer Spitze. Schon schien der Überfall völlig gelungen, da hob sich einer der Führer der feindlichen Artillerie, ein schwarzbärtiger, sehniger Franzose, den ein Kolbenschlag gefällt hatte, trotz seines blutenden Hauptes wieder und warf sich auf eine der geladenen Kanonen. Mit gesteigerter Kraft riß er sie herum und richtete sie auf die vorübergestürmten Sieger. Diese vermochten von seinem Tun nichts zu bemerken, Philipp, dessen Pferd gestürzt und der abgesessen war, sah allein die drohende Gefahr, sah seines Vaters Körper in der Richtung des Rohres, und mit einem krampfartigen Zusammenzucken seines ganzen Körpers löste sich ein furchtbarer Schrei aus seiner Brust und, allein und waffenlos wie er war, stürmte er gegen das Geschütz vor.

Nun endlich hatte sich ein Teil der Stürmer gewandt und war im Begriff, sich auch dieses Geschützes wieder zu bemächtigen, da zischte der Funke der Lunte in die Kartusche, und der Schuß krachte. Im selben Augenblick aber hatte Philipp die Kanone erreicht, sich mit heftigem Sprung und aller Gewalt seitlich gegen das Mündungsende geworfen und durch den Anprall den Lauf zur Seite gewandt. So tat das unter Feuer und Rauch ausfahrende Geschoß niemandem Schaden, und auch der letzte tapfere Feind mußte seinen Widerstand mit dem Leben büßen.

Schill hatte indes mit immer steigender Besorgnis auf die feindliche Artillerie geblickt, ohne sich jedoch selber aus dem heißen Gefecht lösen zu können. Jetzt war der feindliche Trupp zum Teil vernichtet, zum Teil zu Gefangenen gemacht und zugleich jene drohende schlimmste Gefahr des Geschützfeuers beseitigt. Er flog den überraschend gekommenen Rettern auf schäumendem Pferde entgegen. Seine Augen flackerten, seine Lippen zuckten noch von der übergewaltigen Anstrengung und Erregung.

Den Führer der Schar, den Förster, der allein drei Feinde erlegt hatte, suchte er. Er rief ihn an: „Wer seid Ihr, Mann? Ich hab' Euch den Sieg zu danken!" Aber der Tapfere eilte ihm nicht siegestrunken entgegen. Auf das letztgewonnene Geschütz schwankte er zu und löste von dem glatten Kanonenrohr einen kleinen regungslosen Körper, der es mit dem ganzen Leibe umschlungen hielt. Er bettete ihn an die Brust, er beugte sich mit heißestem Schmerze im Antlitz zu ihm nieder. „Mein Sohn, mein armer, lieber Sohn," stammelte er, „er hat uns zum zweitenmal errettet! Er hat die Rettung mit seinem Leben bezahlt!"

Schill ließ ihn an einem Erdhügel niederlegen, neigte sich zu dem leblos Scheinenden und preßte ihm die Hand aufs Herz. „Förster Hohenhorst, seid beruhigt," sprach er, und tiefe Teilnahme durchbebte seine Stimme, „Euer Kind lebt!"

Da stürzten dem Angeredeten heiße Tränen aus den Augen. „Sie kennen mich, Herr Major? Kennen meinen Jungen? Das ist zuviel des Glücks! Herr, du mein großer Gott, so darf dies Kind nicht sterben!"

Er rief es noch, da schlug Philipp die Augen auf, sah traumhaft von einem zum andern, löste sich aus des Vaters Armen, blickte abermals seltsam fragend und verwundert in des Försters Antlitz, drückte beide flachen Hände gegen seine Ohren, ließ die Arme langsam am Körper niedersinken, und ein wundersames Rot heißer, seliger Beglückung stieg in seinem Antlitz auf. Jeder, der vielen, die ihn betrachteten, mußte das Auffällige bemerken. Alle standen gleichsam befangen vor dieser Wandlung, und da lösten sich plötzlich seine Lippen, und er stammelte: „Vater — lieber Vater — nicht weinen!“ Und er erhob sich, schritt mit ausgebreiteten Armen langsam auf ihn zu, warf sich schließlich mit ausbrechendem, halb erstickten Jubellaut in seine Arme und rief: „Ich höre — ich höre dich, Vater! Ich kann zu dir sprechen!“

Da hob der Förster in seligem Glück sein Antlitz und sprach in das Schweigen hinein: „Horcht zu, alle ihr! Dies Kind, das seit Jahren nicht hat hören und sprechen können — es hört und spricht!“ Aber seine freudigen Augen, die Mitfreude suchten bei andern, bei Schill fanden sie nichts davon. Sturmumzogen blickte sein Antlitz. Fürchterlichste seelische Erschütterung lag in seiner Miene. Finster wandte er sich Philipp zu, hob die Hände, die noch das bloße Schwert umklammerten, gen Himmel und reckte sich selbst der Höhe zu. Und während Hörner und Trommeln seinen Sieg verkündeten, stieß er heraus: „Herr, du hast mir ein Wunder in den Kampf geschickt — soll der Kampf selber als ein Wunder gelten? Dann weißt du auch, daß ich dem Außergewöhnlichen nicht gewachsen bin. Dann hast du mir heute künden wollen, was da kommen wird — —“ Er ließ die Waffe sinken, er blickte stumm und starr auf all die Siegeszeichen, die ihm zu Füßen gelegt wurden, er zuckte zusammen vorm Anblick der Toten, die das blutgerötete Feld deckten und jetzt gesammelt wurden. Er wandte sich ab von den Verwundeten, die ihn im Vorüberreiten mit den letzten Kräften jubelnd anriefen. Stumm und starr auch ritt er vorwärts in den sinkenden Abend hinein — dem Norden zu. Viel hatte er erhofft, ersehnt — das höchste, was es geben kann: ein Wunder des Himmels nicht! An dem Boden seines heißgeliebten Vaterlandes sollte seine Macht erwachsen, sein Erfolg sich gestalten. Vom Boden Preußens sollten die Feinde verjagt werden durch die Kraft der Patrioten! Der heutige Tag aber hatte ihm gezeigt: es war ein Wunder fürwahr, daß er gesiegt hatte! — Mit dieser Eröffnung hatte sich ihm die ganze Ohnmacht seiner Lage entrollt. Aus dem ganzen bedrängten Reiche Jeromes war nur eine Handvoll Festungsgefangener zu ihm gestoßen. Die Geister jenes Deutschland, das er für eine Erhebung reif gehalten, sie schliefen. So brauchte der Feind nur stärkere Kräfte gegen ihn aufzubieten, und sein Schicksal wie das der Seinen war besiegelt.

Mit solchen Gedanken wurde es ein stiller, trüber Ritt bis an die Elbe bei Sandau. — Vater und Sohn machten ihn gemeinsam. In beiden pulste erhöhtes Leben. Daß der Förster bei Schills Mannschaften verblieb, war bei ihm beschlossene Sache. Anders war es mit seinem Sohn, mit Philipp. Er hatte ihn während des Marsches ausgefragt und von ihm über seinen Aufenthalt in der Plamannschen Anstalt, in die er durch den Grafen Bülow gekommen war, nur Gutes vernommen. Schon des hohen Gönners wegen durfte der Knabe seine Erziehung nicht unterbrechen. Also hieß es bald Abschied nehmen! Abschied — wo der Finger Gottes über den beiden Vereinten sichtbar gewaltet hatte! — Ein schweres Scheiden mußte es werden!

Wieder einmal setzte die Sandauer Fähre preußische Truppen über, die auf eiligem Ritt dem Norden zu begriffen waren. Wiederum flatterten des alten Fährmeisters weiße Locken, und seine eingesunkenen Augen sahen scharf und prüfend auf den reisigen Zug Soldaten. Nein, die Yorckschen waren es nicht! Die Yorckschen konnten noch nicht übers Wasser! Und wiederum murrte er mit seiner Unheilsstimme das: „Zu früh! zu früh!“

Das Schiff legte am rechten Elbufer an, der ehemalige Förster preßte sein Kind zum letzten Male in tiefer Ergriffenheit der Liebe und Sorge in die Arme. „Unser Leben gehört dem Vaterlande! Laß uns das Vaterland verdienen! — Wir sehen uns wieder! Das ist von Gott beschlossen, muß beschlossen sein!“ stieß der starke Mann im Erschauern des Abschiedsschmerzes heraus, aber den flehentlichen Bitten in Philipps Augen, ihn mit sich zu nehmen, gab er nicht nach. „Nicht einmal heimgeleiten darf ich dich,“ murmelte er, „ich fände nicht mehr zu unserer Schar

zurück." Schon waren ja Berichte über französische Truppenmassen eingelaufen, die Schills Mannschaften zu umzingeln vorhatten. Sein Unternehmen, das Land aufzuwiegeln, verlor auch die letzte Aussicht. Was werden würde, stand in Wahrheit bei Gott, wie es Schill nach dem Gefecht bei Dodendorf richtig verstanden hatte. Niemandem wollte des einst so sorglosen und jetzt immer düster dreinschauenden Führers Miene gefallen.

So ließ auch Hohenhorst seinen Jungen gar nicht mehr vor Schills Antlitz. Auf einer kleinen Anhöhe sah Philipp den Tapferen zum letztenmal im Abendnebel halten, Roß und Mann schienen Erz zu sein. Der Blick des Reiters war nach Norden gerichtet, dorthin, wo allein noch einige Hoffnung auf Anschluß von Freundeshilfe winkte. Würde ihm dort noch glücken, was ihm im Mittelpunkte des Preußenlandes nicht gelungen war? — Ein wilder Sporenstoß des Reiters machte das Roß plötzlich steigen! Philipp stand und starrte noch auf jene Stelle, da war sie bereits leer. Noch lag ihm das letzte Winken seines Vaters in den Augen, noch der weiche, wehe Blick, mit dem ihm der Leutnant Blomberg ein kleines Päckchen für die Demoiselle Bellermann in die Hand gedrückt hatte, da war die kühne Schar schon davongetrabt, in Dämmer und Dunst verstoben, dem Siege oder Tode zu — jedenfalls der Ehre des streitbaren Mannes entgegen. Vor dem Knaben aber, in dem ein gleiches, stürmisches Herz schlug, lag einzig der Weg nach Berlin zurück in die dumpfen Räume einer Schule, in der ihn das Wort Bülows und die Freundschaft des edlen Jünglings Friesen hielten — — wie lange noch hielten? Er reckte und streckte sich. Mit dem wiedergekehrten Sprach- und Hörvermögen schienen seine Kräfte gewachsen. Er dachte nicht daran, daß er erst ins vierzehnte Jahr ging. Mit Schill reiten können! Mit dem Vater zusammen kämpfen, siegen oder — was machte es denn? — den Soldatentod sterben! Danach schlugen seine Pulse.

Jeden, der ihm unterwegs begegnete, sprach er an, nur um sich bewußt zu werden, daß er zu hören und zu sprechen vermochte. Jeden forschte er über Schill aus. Alle Welt mußte doch voll von dem kühnen Vaterlandsbefreier sein!

Aber je mehr er in den Bereich der preußischen Residenz geriet, um so mehr erloschen seine Fragen. Es gab da soviele Gleichgültige, soviele, die, wie sie vorgaben, Besseres zu tun hatten, als sich mit den Kämpfen gegen einen Feind zu beschäftigen, der ja doch übermächtig war. Wenn das Päckchen von Blomberg nicht gewesen wäre, er hätte nicht gewußt, wo eine Seele finden, die für das, was ihn bewegte, Teilnahme empfand. So aber schlich er, als er gegen Abend bei schon beginnender Dämmerung eintraf, und von dem Bauernwagen, der ihn hergeführt hatte, abgestiegen war, zunächst in die Klosterstraße zum Schuldiener des Gymnasiums, dem alten Papa Schadtke, wie ihn die Gymnasiasten nannten.

---

17. Im Grauen Kloster und bei Plamann.

Er fand die Tür offen, die Pförtnerräume leer. Ungestört konnte er sich waschen und bürsten. Gesäubert schritt er die knarrende, ausgetretene Treppe des ehemaligen Klostergebäudes empor und stand bald in Franziskas Zimmer. Das Herz klopfte ihm, als er das Päckchen Blombergs zwischen den Fingern fühlte und darüber nachdachte, wie die Jungfer das Andenken wohl aufnehmen werde. Da roch er gute Speisen und Wein, und als er sich wandte, standen da zur Seite an der Wand des dunklen Zimmers zwei lange, wohlgedeckte Tafeln.

Wurde in diesen Räumen ein Fest gefeiert? Schon wollte er sich zurückziehen, da vernahm er viele laute Stimmen im Nebensaal und diese fesselten ihn. Keine von allen hatte er je vernommen. War die etwas heisere, belegte die des Direktors Bellermann? Gehörte die liebliche, feine der gütigen Demoiselle an? Aber schollen jetzt nicht auch steife, hölzerne Stimmen, die etwas hersagten, was auswendig gelernt schien? Waren das Gymnasiasten? Nicht doch! Denn der, den sie anredeten, mußte ein sehr hoher königlicher Beamter sein. Jedesmal, wenn eine dieser hölzernen Stimmen ihre Lektion aufgesagt hatte, so fügte die belegte Stimme devotest eine Erläuterung hinzu, und die Anrede begann immer mit den Worten: „Hochverehrter Herr Geheimer Staatsrat!" oder „Euer Exzellenz gestatten —"

Aber dennoch — ja — es waren Schüler des Grauen Klosters! Deutlich erkannte Philipp jetzt die Stimme seines Bruders Jürgen. Deutlich hörte er ihn ein fremdsprachiges Kapitel aufsagen, wie er dies bereits früher in Falkenberg gepflegt hatte, um vor seinen Eltern mit dem erlernten Wissen zu paradieren. Heute aber war es nicht Lateinisch. Viel weicher, voller, schmeichelnder klangen die Laute dieser Sprache! Und alles blieb im Zimmer während der Rede mäuschenstill. Dann aber, als sie aus war, klang die einzelne Altersstimme dessen, der der Geheime Staatsrat sein mußte, und sie spendete ein wohlgefügtes Lob. Händeklatschen und Bravorufe schlossen sich daran und das Gewirr vieler Stimmen, die alle in das Lob einstimmten.

Während dies noch andauerte, flog nun aber plötzlich die Flügeltür, hinter der Philipp verborgen und horchend stand, weit auf. Der Schuldiener und ein Lakai kamen mit brennenden Kerzen hereingestürzt und liefen ihn fast über den Haufen. Ehe er sich aus der Verwirrung aufgerafft hatte, riefen sie schon: „Platz! Platz!" und trugen eine der Festtafeln mit dem klirrenden Geschirr darauf durch die Tür. Bei ihrer Schnelligkeit, ihrem Drängen und der Breite des getragenen Tisches half es nichts, Philipp mußte vor ihrer Last ausweichen und in den großen, menschengefüllten Saal treten.

Hier sah er plötzlich aller Augen auf sich gerichtet, aber er bemerkte dies nicht; einzig das Gesamtbild der Versammlung fesselte ihn. Wie er es bereits in seiner Phantasie gehabt hatte, so war es — nur alles bewegter, schimmernder. An dem einen Schmalende des Saales saß in einem Plüschsessel ein feiner, alter Herr mit vergeistigtem Gesicht und wundersam klaren, blanken Augen. Das mußte der gefeierte Gast, der Geheime Staatsrat sein. Vor ihm aber stand Jürgen, sein Bruder, an der Spitze einer Schar schwarzgekleideter, steifer Gymnasiasten, die alle aus bleichen, gespannten Gesichtern blickten. Zu ihrer Seite hielt der Direktor Bellermann, sich mit einer Hand das bartlose Kinn streichend, mit der andern ein rotgebundenes Büchlein zierlich haltend. Hinter ihm füllte die bewegte Schar der Professoren und vieler andern Geladenen mit festlicher Würde den Raum.

Philipp überschaute das alles. Langsam kam er zum Bewußtsein seiner Lage.

Nun war er hier hereingeschneit, er — uneingeladen — in seinem schäbigen Kittel als einer, der in diese festliche Versammlung schon äußerlich nicht hineingehörte. Ein wenig wollte ihn die Scheu und die Scham darüber doch überschleichen. Aber was konnte diese Empfindung gegenüber der freudigen Nachricht besagen, die er seinem Bruder zu bringen hatte. Er hatte ihn ja gehört! Er vermochte ja zu ihm zu reden! Und obgleich Jürgens Gesicht von ihm abgewandt war, und der Bruder selbst ihm nicht zum Gruße entgegenkam, schritt er doch hastig und gleichsam befreit auf ihn zu, sah ihn beglückt an und suchte zugleich seine herabhängende Hand zu erfassen. Aber sonderbar — sie glitt ihm immer wieder zwischen den Fingern durch, und als sich Jürgen ihm endlich zuwandte, sah er kalte und ablehnende Blicke über sich dahingleiten, und dann diese Blicke, gleichsam Hilfe erbittend, zu dem Direktor und dem hohen Gaste hinübergehen.

„Wer ist der Knabe?" hörte er den alten Herrn fragen.

Sogleich begann es im Saalhintergrund zu zischeln und zu raunen. In dies Geflüster hinein sagte der Direktor, sich das Kinn noch mehr streichend, mit Achselzucken: „Verzeihen, Herr Geheimer Staatsrat, ein in seinen Sinnen verstörter Junge ist es — er hört uns nicht, auch ist ihm die Sprache versagt. Er wird auf Wunsch des Herrn Grafen Obersten von Bülow in der Plamannschen Schule erzogen. Leider lohnt er die Guttat nicht recht. Vor ein paar Tagen wieder war er der Anstalt entlaufen. Nun scheint er aus Furcht vor der Strafe zunächst zu mir gekommen zu sein, ich habe Pflegestelle an ihm übernehmen müssen. Jedenfalls bitte ich um Entschuldigung für sein Eintreten. Er soll dies schöne Fest, das unser Gymnasium aus Freude über die Gründung einer Universität in unserer Stadt Berlin feiert, und bei dem wir die hohe Ehre haben, Herrn Minister von Humboldt, Exzellenz, bei uns zu haben, sicher nicht weiter stören!" Und schon hatte er sich Philipp zugewandt, griff ihn bei der Schulter und führte ihn durch all die eilenden befrackten Diener und hereingeschafften Tische und Stühle hindurch der Ausgangstür zu.

Im offenen Nebenzimmer aber befand sich eine Gruppe von Damen. Und sogleich legte sich eine Hand auf seinen Arm. Franziska, in lieb-

licher Verlegenheit und doch tapferer Miene, stand hinter ihnen. „Lassen Sie mir den Knaben, Herr Vater!" sprach sie und nahm Philipps Hand in die ihre. „Wo wir Ungelehrte beim heutigen Feste ein stilles Plätzchen finden, wird dieser mein kleiner, tapferer Freund die Weihe der gelehrten Versammlung nicht stören." Zu dem Minister von Humboldt ein freundliches Lächeln voraussendend, das um Nachsicht für ihre Kühnheit zu bitten schien, führte sie Philipp ihm geradenwegs wieder zu und sagte: „Es ist der kleine Held von Altenzaun und von der Frischen Nehrung. Ich habe Euer Exzellenz bereits von ihm erzählt. Und wenn Euer Exzellenz hier in Berlin den Geist der Wissenschaften pflegen, indem Sie eine Universität gründen, so ist das gewiß eine verdienstvolle, vaterländische Tat. Unserm lieben König wäre aber schlecht damit gedient, wenn diejenigen im Lande ausstürben, die sich gegen den Feind tapfer beweisen. Und dieser kleine Mann hat nur deshalb bei seinem Dr. Plamann nicht ausgehalten, weil er zu Schill hat laufen müssen. Es ist eben Soldatenblut in ihm — und ich bitte recht herzlich um gütigen Pardon für den künftigen Soldaten Seiner Majestät unseres lieben Königs."

Da sie diese Verteidigungsrede schelmisch knixend und lieblich lächelnd beschloß, so konnte der gefeierte Gast des Hauses nicht anders, als mehrfach kopfnickend einzustimmen, sich lächelnd zu erheben und der schönen Mamsell ritterlich die Hand zu küssen. Aber noch ehe er die Absicht ausführte, hatte Philipp die schlanke weibliche Gestalt seiner Verteidigerin mit beiden Armen umfaßt, sich mit dem Kopfe in ihr Kleid gewühlt und schluchzte und stammelte hier in die weich herniederfließende, zarte Seide hinein, daß jeder das fassungslose Beben seines Körpers sah, und niemand sich getraute, ihn zu lösen.

Wer sollte seinen Ausbruch auch verstehen? Alle erlebten Freuden und Leiden, die ganze Erschütterung seiner überraschend erfolgten Heilung waren es ja, die seinen Körper durchzuckten. Vor der warmen Liebe, die er in diesem Herzen fand, brachen sie nun ungehemmt aus.

Übergehenden Auges beugte sich Franziska zu ihm, streichelte ihm wieder und wieder Haar und Wange und drückte sein beträntes Gesicht fester an sich. „Ich bin seine Freundin, seine Schwester, seine Mutter —" flüsterte sie, und sie wußte nicht, welche Worte ihr die Rührung eingab und welche Macht ihnen innewohnte. Dann sah sie im stillen Saale von einem zum andern der Schweigenden, und wie eine liebliche Bitte der Entschuldigung war es, als sie in übergehender Herzensfreude stammelnd hinzusetzte: „Er hat mich verstanden ohne Worte — der Arme — er vermag ja nicht zu hören."

Aber da hob sich ein seliges Augenpaar zu dem ihren empor, und dieselben zuckenden Lippen, denen bisher die Sprache versagt war, begannen zu reden und strömten aus, was sie künden mußten — von dem überraschend gewährten Geschenk des Himmels, von Schill und dem geretteten Vater, von Dank und Liebe. Und so verwirrt und unklar alles war, jeder vernahm die erstaunten Ausrufe des jungen Mädchens, des Direktors und der Professoren, hörte andächtig darauf wie auf etwas Heiliges und glaubte daran. So waren schließlich die lateinischen und griechischen Festreden vergessen, vergessen auch das bereitstehende Mahl, und nur noch e i n e bewegte Gruppe war im großen Saale, die Humboldts, Franziskas und Philipps. Von dieser aber ging durch Fragen und Antworten ein heißes und stürmisches Leben in alle Hörer, die sie immer dichter und dichter umdrängten. Schill, der verlästerte, verkannte kriegerische Widerspruchsgeist dieser matten Zeit, er lebte hier zwischen diesen Jüngern und Meistern der friedlichen Wissenschaft, die allein dieser Wissenschaft willen zusammengekommen waren, in leuchtendem Bilde auf, und die lohende Flamme seines heißen Herzens, das um Preußen blutete, riß alle diese Friedlichen mit in ihr Feuer.

Da war ein kleines, strubelhaariges Männchen mit dickem Kopf und kurzen Beinen — sie nannten ihn Herrn Professor Fichte — der trug in den weit offenen Augen eine rechte Feiertagsüberraschung. So muß sie einen Mann erfüllen, der leibhaftig vor sich erstanden sieht, was er schon oft mit Worten dargestellt hat, an das er selbst aber dennoch nicht geglaubt hat. Ein buckliges Zwerglein neben ihm, das manchmal Herr Prediger, manchmal Herr Professor tituliert wurde, machte so runde, versonnene, friedfertige Augen auf den in die Versammlung hineingeschneiten Künder einer kriegerischen Welt, daß sogar der alte Minister sich schmunzelnd zu des Hauses Wirt beugte und äußerte: „Scheint es

nicht, als ob unser Schleiermacher in dieser Stunde das Allererste von Schill zu hören bekommt?" — Da stand aber auch zwischen den Fenstervorhängen ein schlanker und feingebauter Mann mit einem edlen Feuerkopf — Justus Gruner, der Polizeipräsident von Berlin — dem flogen die Blicke scharf wie Falken aus den Augen, die kurzen Zwischenbemerkungen pfeilschnell von den Lippen, und alles an ihm erinnerte an jene edlen, schnellkräftigen Renner, durch deren Rasseleib ein immerwährendes Zittern des Verlangens nach Bewegung und Taten geht. Bewegung und Taten — Schill hatte sie in diese Meister und Jünger der friedlichen Wissenschaft gebracht.

Das fühlten endlich auch die zur Feier ausgewählten Gymnasiasten des Grauen Klosters, die künftigen Träger des Staates, die kommenden Leuchten der Wissenschaft, so der kleine gewandte Zenker, der behende Dürre, der sehnige Pichon. Sie drängten sich mehr und mehr herzu. Immer gespannter blickten sie auf den feurigen, kleinen Sprecher, der, was er erlebt hatte, so packend schilderte, daß jedem das Herz höher klopfte. Und als endlich die Stimme Bellermanns mahnte, auch der festlichen Tafel zu gedenken, da stürmten gerade sie herzu und umringten Philipp und baten sich ihn zum Tischkameraden aus.

Aber ein leise bittender Blick flog von dem Knaben zu Franziska. Voller Sehnsucht und heimlichem Ahnen hatte das Mädchen auf einen solchen gewartet. Jetzt umfaßte sie sanft Philipps Schulter und zog ihn leise aus dem lärmenden Kreis. „Ihr wollt ihm Gutes antun, unserm von Gott Erlösten," sprach sie, „und er dankt es euch von Herzen. Aber verzeiht, wenn ich meinen kleinen Freund zu mir nehme. Es könnte doch sein, daß seine Kräfte der Feier nicht mehr gewachsen sind." Und während sich im großen Saale das Fest in ungeahnter Belebung entwickelte, saß sie mit Philipp in monddurchzitterter, dunkler Nische ihres Zimmerchens, ließ sich nun erst das berichten, wonach ihr Herz verlangte, griff mit bebender Hand zu der Gabe Blombergs und küßte die Locke ihres fernen Seelenfreundes, der heißem Männerstreit entgegenritt.

Würde seine Tapferkeit dem Vaterlande Segen bringen? Würde die Kraft der Wenigen nicht dem übermächtigen Feinde gegenüber ergebnislos erliegen?

Was hofft und fürchtet nicht ein liebendes, banges Herz alles, wenn das Mondlicht über die Giebel alter Gemäuer irrt, und im dunklen Klostergarten die Nachtigallen schlagen? — Die Gäste gingen so spät. Die Glocke der nahen französischen Kirche tat so schweren, dumpfen Schlag, und vom königlichen Schloß herüber blies der Posten jede Stunde so hell und lustig an. Ach, der König Friedrich Wilhelm weilte ja nicht in den Mauern seiner Residenz! Noch fern war er im Nordosten! Von der Stimmung seiner tapferen Offiziere in seiner Hauptstadt wußte er nichts. Er mußte sich von ihrem Tun abkehren, ihr Unternehmen öffentlich verurteilen — der arme König! Die armen Offiziere!

In dieser Nacht hat Franziska Bellermann die Augen zum Schlummer nicht geschlossen, den Bringer solch hoher Liebesgabe nicht aus dem Hause gelassen. Wahrlich, zu Bruder und Schwester haben sich die beiden zusammengebetet, -geweint, -getröstet!

Aber dann kam der neue Tag herauf, und es hieß, dem sorgenden Friesen die fröhliche Nachricht von seines Pfleglings wunderbarer Heilung bringen, und Dr. Plamann über die gewahrte Ehre seiner Anstalt zu beruhigen. Und da mußten die rotgeweinten Augen mit kühlem Wasser betupft, eine hellere Miene mußte aufgesetzt werden, damit der Herr Vater nicht in seiner noch anhaltenden Glücksstimmung über den Besuch Humboldts gekränkt würde.

Und mit dem Zwang zur Fröhlichkeit kam auch wirklich die frohe Lust am Leben selber, die da heimlich sprach: „Weg, ihr grauen Sorgen! Es wird schon alles gut werden!" — Was für ein höheres Vergnügen war es aber auch, statt des stummen und stumpfen Geschöpfes früherer Zeiten einen frisch erblühten, von neuem Lebensstrom durchglühten Kameraden an der Seite zu haben, der zuhört und plaudert, fragt und antwortet, und von der Welt der Geschehnisse mehr wußte, als jeder andere Berliner zu dieser Zeit!

Jürgen war schon in grauer Frühe gekommen, dem Bruder sein häßliches Benehmen vom Tage zuvor abzubitten. Aber als das geschehen war, blieb er noch weiter vor ihm sitzen, und in ungeklärtem, innerem Staunen über die so plötzlich erfolgte Heilung, die den Bruder so in den

Vordergrund geschoben hatte, begann er, mehr denn je aus sich herauszugehen. Philipp wüßte ja gar nicht, wie sehr die Klostergymnasiasten für ihn schwärmten, seitdem sie erst genauer erfahren hätten, was er alles bereits an Taten hinter sich habe. Besonders in seiner Sekunda wäre nur e i n e Stimme der Anerkennung, seit Prorektor Köpke gesagt hätte, zu solchem Helden müßte jeder Gymnasiast einmal werden, das erfordere einfach der jetzige jammervolle Zustand des Vaterlandes.

Philipp hatte nicht viel darauf erwidert. Was war ihm das Lob dieser Schüler! In ihm war jetzt ein Drang nach stärkerer Anregung, nach einer Gelegenheit, wieder mit Ehren hinauszukommen in die von Kräften dampfende, kämpfende Welt. So suchte er den Vermittler dazu — Jahn! — Wo war Ludwig Jahn? Ihn allein konnte er jetzt brauchen. Und er schritt an Franziskas Seite durch die Gassen Berlins und war ein schlechter Zuhörer.

Und da sie am Spreeufer entlang der Pforte des Plamannschen Hauses nahekamen und Franziska eben fragte: „Fürchtest du dich auch nicht, kleiner Lipp, vor die strengen Augen deiner Lehrer zu treten?" da lauschte der Gefragte schon in den Flur hinein, wo eine mächtige Stimme Tür und Fensterscheiben erzittern machte, und selber zitternd stieß er heraus: „Das ist er! Das muß er sein!" Nun gab es kein Halten mehr. Er flog Franziska um den Hals, küßte sie und — hatte sie bereits vergessen. Im Sturm gewann er den Eingang. Da sah er ihn, den er so sehnsüchtig herbeigewünscht hatte. Groß, breitbrüstig, mit seinem grauen Haar, seinen jugendlich strahlenden blauen Augen stand er inmitten des kleinen Zimmers.

Zu kurzem Aufenthalt war Ludwig Jahn hier abgestiegen, fegte er doch auf stürmischer Fahrt aus dem Süden heran, Schill einzuholen. Mit einer Handvoll unterwegs aufgegriffener Gleichgesinnter war er in die Stille der Plamannschen Anstalt eingebrochen, und der zartnervige Leiter der Schule bebte vor seiner ungebändigten Kraft wie ein Rohr im Winde. Jahn hatte ihm die Hände gequetscht, ihn ‚edler Freund' genannt — nun war der Zarte für seine strömende Glut schon nicht mehr vorhanden. Nur Friesen galt seine feurige Aussprache.

„In Kassel erst hab' ich vom Schill vernommen — hör' doch, Bruderherz, vom herrlichen Schill! Zehntausend Franken haben die Welschen auf seinen Kopf gesetzt! Als ob man Schills Kopf mit Gold aufzuwiegen vermöchte! — Wir stoßen zu ihm! Heute nacht 12 Uhr fährt die Extrapost ohne Aufenthalt bis Mecklenburg. Komme ich in die Nähe meiner Heimat — mein Dorf will ich mobil machen, und zu Hunderten in Waffen grüßen wir den Schill!"

„Und ich dazu, Ludwig Jahn, ich!" Der Rufer stand auf der Schwelle. Ein kleiner, kräftiger Junge war es, der mit eigentümlich hinkendem Gange eingetreten war — Philipp Hohenhorst — sie kannten ihn alle, den Tauben und Stummen, und allen lagen nun seine laut gesprochenen Worte im Ohr wie etwas Unmögliches. Auch hier schlug das geschehene Wunder in drei Freundesherzen, und es gab ein Staunen und ein Fragen und ein Reden mit feurigen Zungen.

Am wenigsten uneigennützig war die Freude bei Plamann. Er und seine Schule — sie hatten beim Publikum und bei den Behörden zu kämpfen, wenn sie durchdringen wollten. Es war natürlich, daß es ihm stark zusagte, einen so vom Himmel ausgezeichneten Zögling, auf den die Augen aller Welt gerichtet sein würden, in seiner Anstalt zu haben.

Ähnliche Gedanken durchflogen Jahns Hirn. Er packte Philipp am Arm, riß ihn an sich, legte ihm die Hand aufs Haupt und stand da — ein mächtiger Vermittler des Großen, Hohen, Wunderbaren an das Volk, das er bereits um sich sah. „Kind, du herrlicher Kämpfer! Wunder Gottes! Dich an meiner Seite —" rief er, „und ich will vollbringen, was Schill nicht vollbracht hat! Aufwiegeln will ich die Stille! Wachtrompeten die Schläfer! Aus den Gräbern wecken die Toten! Wie ein Wettersturm wollen wir durch die Welt brausen — — wir müssen ja siegen, siegen!"

„Nein, wir müssen nicht, Bruder Jahn!" Friesens ruhige, feste Stimme war es, die so erwiderte. „Denn wenn wir so tun, wie du willst, dann haben wir vergessen, was unseres Herzens tiefere und bessere Meinung gewesen ist all die Jahre her. Überzeugt von der Unerzogenheit des deutschen Volkes zu solchem nationalen Tun, haben wir uns das Wort gegeben, diesem Mangel abzuhelfen, unsere Landsleute zu erziehen. Unterdrückte, im Staube Gehaltene, vor dem Titel, der

Macht und dem Adel Kriechende, Leute, die den Befehl von oben her nötig haben, um zu Taten zu kommen, die müssen erst zu sich selbst geführt werden, sollen sie ihr Bestes geben. Das alles hast du längst eingesehen, Ludwig Jahn, und doch willst du heute dagegen handeln!"

Die wenigen Worte mußten wohl einen gewichtigen Schlag gegen das Ungestüm des Stürmers geführt haben, denn Brust an Brust stand er sogleich mit dem Sprecher, und seine Augensterne zeigten wieder den Regenbogenring äußerster Erregung, den sonst nur der Feind zu sehen bekam. Seine ganze muskulöse Gestalt aber bebte nach Kampf. „Bruder Friesen," begann er grollend, „warum mahnst du zur Stille und Tatenlosigkeit, wo du Blutwellen rauschen hörst? Ich gehe zu Schill, sage ich dir!"

Doch Friesen schlug den Blick vor dieser deutlichen Willensbezeigung nicht nieder. Die eiserne Stirn, die er aufsetzen konnte, wenn es eine Ansicht zu verteidigen galt, von deren Wert er überzeugt war, sie thronte jetzt über seinen Augen, in denen gern die Träume weilten, und klirrendes Eisen und blitzende Treue, sie waren wie in diesen Augen so in seinen Worten.

„Stille und Tatenlosigkeit ist dir heute das, was dir ehemals heilig war? Oh, Ludwig Jahn, völlig vergessen hast du, wie weit der Weg noch ist, bis das Volk, das ganze preußische, das ganze deutsche Volk dich versteht — dich und Schill verstehen kann! Du wirst vor ihnen stehen und predigen, und du wirst in die Öde sprechen. Einer der armen Verführten bist du, die für des Königs Ehre und Wohl ohne des Königs Befehl handeln wollen. Ich sage dir: Du bleibst allein, wie der Schill allein bleibt, und du wirst untergehen, wie er untergeht, wenn du deinen Wagemut aufs äußerste treibst. Nicht mit Wundern des Himmels, wie dies geprüfte Kind hier eins vorstellt, darfst du rechnen. Ein reifer Mann steht für sein Tun mit seiner eigenen ganzen Persönlichkeit."

In Jahns Augen trat für kurze Zeit die Starre der Betroffenheit über diese kernigen Worte. Aber da wurden im Nebenzimmer die Stimmen seiner Wegkameraden laut, und rote Verlegenheit lief über sein Gesicht. Diese Stimmen taten alles Schwanken ab. „Ich kann nicht zurück, und ich will nicht! Es müssen Jünglinge gewagt werden, daß Männer entstehen!" rief er und schwang die gewaltigen Arme. Ich fresse Erde, wenn ich auf der Bärenhaut liegen soll. Zu einem heulenden Kinde würde ich, wenn ich hier Kinder lehren sollte, wo sich dort Männer für das Vaterland schlagen! Oh, Bruder Friesen, kann die Prüfung, die der Herrgott unserem deutschen Volke auferlegt, nicht abgekürzt werden durch guten Willen, Mut und Opfer? Alles hab' ich, alles will ich bringen — alles! Nur nicht feiges Abwarten, mattes Zusehen, wo edelstes Blut an der Dumpfheit zugrunde geht!"

Friesen aber schüttelte das Haupt. „Ein Höherer als wir will die Prüfung. Wir sind seine Geschöpfe. Ich gehorche ihm. Ich will versuchen, aus der Zeit der Not die Zeit der Arbeit zu machen!" Er faßte des Freundes Hand, die Stimme brach ihm in Innigkeit. „Gehe denn, weil du dich Schwächeren, als du bist, verpflichtet hast, aber hüte dich vor dem Äußersten und kehre uns wieder! Wir brauchen dich, Deutschland braucht dich, braucht seine starken Söhne zu einem langen Werk der Mühe im Dunkeln, ehe es wieder mit Ehren erstehen kann.

Jahn löste sich vom Anblick des ernsten Mahners, reckte sich auf. „Ein Stern ist erstiegen — er leuchtet noch — ich gehe ihm nach. Glück auf, Bruder! Nieder mit ihm!" — Da sah er Philipp. „Und dieser hier?" fragte er.

Doch schon stand Friesen schützend neben dem Genannten. All sein tiefes Empfinden zu dem jungen Freunde sprach aus seinen Worten. „Er bleibt in meiner Hut und in der Pestalozzischen Liebe. Vor Zeiten haben wir ihn angesehen und angenommen als erstes Stück unseres armen, zerbrochenen Vaterlandes. Weder auf die äußeren noch inneren Stimmen hat er zu lauschen vermocht. Des Geistes Ausdruck war ihm versagt. Jetzt, da er mit klaren Augen und geöffneten Sinnen in die Welt blickt, wollen wir ihn achten und hüten als eine Hoffnung, die uns die Zukunft verspricht." Und verklärten Blickes drückte er den Genesenen fest an sich.

(Fortsetzung folgt.)







Wanderung.

Ich weiß, was Leben ist, seit meine Hand
Auf deinem Lockenscheitel zärtlich ruhte,
Seit meine Pulse unser Schweigen zählten,
Seit deine Lippen meiner Schläfe nahten
Und ich in der Erwartung leisem Schauer
Das Niegehoffte andachtvoll empfing:
Den Kuß, den deine reine Seele schenkte.
Des Lebens Unerschöpftsein hast du mir
Erschlossen. Was ein Rätselraten war,
Das ist mir jetzt ein sicheres Begreifen.
Ich weiß, seit dies geschah, was Leben heißt.
Und eine Strecke Wegs vereint zu gehen,
Reich ich dir meine Hand. Nicht mehr das Ziel,
Das Mitdirwandern ist mir reiches Glück.
Und wo wir wandern mögen, du und ich,
Uns führt kein Weg zur Tiefe ekler Sümpfe:
Wie Freunde, die am leibgeschlungnen Seil
Zu Bergesriesen unverdrossen streben,
So schreiten wir — wenn du es willst — vereint
Zu unsres Lebens hochgewolltem Gipfel.

Waldemar Staegemann.



Ein Bild.

Skizze von Anre Fryberg.

Trauliche Dämmerung erfüllte das große, behaglich eingerichtete Arbeitszimmer. Auf dem breiten Schreibtisch brannte die niedrige, mit einer grünen Kuppel bedeckte Studierlampe, aber ihr Schein drang nicht durch den hohen Raum. Wie ein großer, leuchtendgrüner Pilz stand sie auf dem blanken Messingfuße zwischen den Büchern und Papieren, welche in wirrem Durcheinander die Schreibtischplatte bedeckten. Durch das Gitterwerk des Kamins fiel ein rötlicher Schein auf den bunten, türkischen Teppich, dessen Farben aufglühten, wenn die zuckenden Flämmchen ihre Streiflichter darauf warfen. An einem der hohen Fenster, dessen Gardinen zurückgezogen waren, so daß der Blick unbehindert das klare, winterliche Bild in sich aufnehmen konnte, saßen in bequemen Ledersesseln zwei Herren.

Doktor Bergfeld legte die engbeschriebenen Blätter, aus denen er vorgelesen hatte, neben sich auf den Tisch und lehnte seine kleine Gestalt tiefer in den Sessel zurück. „Nun wissen Sie, lieber Kollege, wie ich meine langen Winterabende ausfüllen werde. Langeweile kenne ich nicht, die Einsamkeit und meine Arbeit sind meine liebsten Freunde. — Ich glaube, ich würde auf Ihren glänzenden Gesellschaften, in dem unbarmherzig grellen Licht eine recht unglückliche Figur machen. — Lassen Sie mich in meiner Stille, sie tut mir wohl. — Und wenn Sie mir eine Freude machen wollen, so kommen Sie, so oft Sie den Wunsch haben, zu mir, ich glaube, daß unser Zusammensein uns beiden Freude bereiten wird." — —

Der junge Doktor Otto Neubert neigte bejahend seinen blonden Krauskopf und schüttelte herzlich die ihm dargereichte Hand.

„Ich sehe ein, daß Sie recht haben. — — Ich bewundere Sie", sagte er, und seine Augen ruhten mit dem Ausdruck größter Hochachtung auf seinem Gegenüber.

Die kleine Pause, die eintrat, wurde durch das Aufschrillen der Hausglocke unterbrochen. Gleich darauf öffnete sich nach leisem Klopfen die Tür, und im hellen Lichtschein, der aus dem Vorraum in das Zimmer flutete, wurde für einen Augenblick die dunkel gekleidete Gestalt einer weißhaarigen Dame sichtbar.

„Einen Augenblick, bitte", sagte der kleine Doktor und eilte hinaus. —

Ein paar Minuten saß Otto Neubert noch nachdenklich in seinem Sessel, dann stand er auf und ging langsam durch das Zimmer. Seine Blicke wanderten umher und blieben an den Bildern haften, welche die dunkel bekleideten Wände schmückten. Lauter auserlesen schöne Aufnahmen und Gemälde vom Meer. In allen Stimmungen war es vertreten, sturmdurchwühlt mit grellen, zersprühenden Schaumkronen, weit und still und

feierlich durchleuchtet vom Sonnenlicht, immer schön, wunderbar schön.

Auf dem Schreibtisch surrte die Lampe, hell schimmerten die weißen Blätter.

Der junge Doktor schaute nach dem Bücherschrank, der schwer und wuchtig neben dem Schreibtisch stand. Er trat hinzu und versuchte, durch die geschliffenen Scheiben die einzelnen Titel der Werke zu entziffern. Es schien ihm, als habe er ein lange gesuchtes Buch gefunden. Gern hätte er genauer den Namen des Verfassers gelesen, aber in der matten, unsicheren Beleuchtung war es ihm unmöglich. Er wandte sich wie suchend nach dem Schreibtisch, als sein Blick auf ein Bild fiel, die Photographie einer jungen Dame.

„Sieh, sieh," dachte er mit leisem Lächeln, „so hat unserem menschenscheuen Einsiedler doch auch eine Dame Interesse eingeflößt."

Er neigte sich, um das Bild genauer zu betrachten, welches plötzlich seine Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregte, daß er es in die Hand nahm. Er stand noch darüber gebeugt, wie gebannt, als der kleine Doktor wieder ins Zimmer trat und langsam, vor sich hinnickend, auf ihn zuging.

„Verzeihen Sie bitte, aber — —"

Doktor Bergfeld hob in leiser Abwehr die Hand. „Keine Entschuldigung, lieber Freund," sagte er gütig, „ich weiß, wer einmal das Bild anschaute, den lassen die Augen nicht wieder los. — — Setzen Sie sich zu mir, ich will Ihnen die Geschichte erzählen."

Er nahm das Bild zur Hand und blickte darauf mit ernstem, fast wehmütigem Ausdruck.

„Viele Jahre sind verflossen, da ich ein junger, lebenslustiger Student war und Leonore Walden meine Braut wurde. Damals war die Einsamkeit noch nicht meine Freundin und ernste Arbeit ebensowenig. Ich war froh, heiter, sorglos und — oberflächlich.

Es wird unter ihren Freunden auf der Universität wohl mancher sein, dem ich einst ähnlich war.

Jetzt freilich", sagte der Erzähler mit leisem Lächeln, „erinnert allerdings nichts mehr an den jungen, übermütigen Menschen."

Er reckte seine kleine Gestalt in die Höhe, während seine Blicke immer auf dem Bilde ruhten.

„Leonore wurde meine Braut auf Wunsch meines Vaters, der ihrer Mutter, seiner Jugendfreundin, welche seit einigen Jahren Witwe war, die Sorge um ihres Kindes Zukunft abnehmen wollte.

Mir war das schlanke, junge Menschenkind ganz lieb, vielleicht so wie eine Schwester. Ich hatte ohne weitere Bedenken mich dem Wunsche meines Vaters gefügt. Aber ich war wohl ein schlechter Bräutigam, und allmählich wurde aus dem heiteren Kinde ein nachdenkliches, schwermütiges Geschöpf.

Damals freilich merkte ich nichts davon. All die Feinheiten ihres Wesens, all die Schönheit ihrer Seele fühlte und erkannte ich erst, als es zu spät war.

Manchmal geschah es, daß sie in jähem Impuls meine Hände ergriff und eindringlich, fast flehend fragte: ‚Fred, hast du mich denn wirklich lieb?' Ich lachte dann leicht: ‚Aber gewiß, sonst würde ich dich doch nicht zu meiner Frau begehren.' — —

Ihre Hände sanken dann schlaff zurück, und sie wandte sich zur Seite, sie mochte wohl eine andere Antwort erwartet haben, während ich, das kaum gesagte Wort schon vergessend, lachend irgendeinen übermütigen Studentenstreich eines Kollegen zum besten gab.

Mitunter lehnte sie ihren Blondkopf an meine Schulter und sagte: ‚Ich wünschte, ich könnte dir ein Stück von meiner Seele geben, daß du so fühlst und empfindest wie ich, welch ein wundersames Glück müßte das sein. — — Aber', vollendete sie dann traurig, ‚du bist so ganz anders als ich, unsere Wege sollten eigentlich auseinanderführen, — solch ein überirdisches Glück gibt es wohl nicht.' —

‚Kleine Schwärmerin', sagte ich scherzend, ‚wir sind doch glückliche Leut', haben alles in Hülle und Fülle. Wenn du meine kleine Frau Doktor wirst, mußt du immer froh und vergnügt sein.'

‚Ich möchte es wohl, aber ich kann es nicht', war ihre Antwort. — —

Mir machten diese überspannten Mädchenideen wenig Sorge. Bald waren sie vergessen, und bei Becherklang und Sang lebte ich lustig in den Tag.

Im Winter war es, als ein Ball eine frohe Gesellschaft vereinte. Ich war wohl der Übermütigste auf dem Fest. Kein Tanz wurde versäumt, und blitzschnell kreuzten sich Scherzreden in buntem Durcheinander.

Leonore lehnte einsam an einer mit Tannengrün und weißen Watteflocken geschmückten Säule und schaute auf das frohe Treiben. Sie trug ein mattblaues Kleid, welches ihrer blonden Schönheit allerliebst stand.

Ich tanzte mit der Nichte des Bürgermeisters unseres kleinen Städtchens, einer hübschen, schwarzlockigen Hexe, mehreremal an ihr vorbei. So voll Übermut waren wir, daß ich meine Braut kaum sah und lachend mit meiner Tänzerin durch den Saal wirbelte.

Als der Tanz beendet und ich meine Dame zu ihrem Platz bringen wollte, führte der Weg an Leonore vorbei.

‚Hallo, kleine Mondscheinprinzessin, weshalb so ein Leichenbittergesicht?' rief ich ganz vergnügt, mit dem Fächer meiner Dame mir Kühlung zufächelnd, ‚darf ich die Herrschaften vorstellen? Mondscheinprinzessin Leonore, meine Braut, und Prinzessin Beatrice aus dem Hexenreich.' — — —

‚Oh,' rief die kleine Dame naiv, ‚so ein lust'ger Bub und so eine ernste Braut?' — —

‚Das paßt gar nicht zusammen,' klang die Antwort aus Leonores Munde, während sie sich zu einem Lächeln zwang, ‚da haben Sie recht, Fräulein.' —

‚Sie grüßte und wandte sich zur Seite, während ich meine kleine, etwas verdutzte Dame an ihren Platz brachte.

Als ich später nach meiner Braut fragte, war sie fort, allein nach Hause gegangen.

Das kleine Dummchen, dachte ich, na, — morgen werde ich ihr einen großen Vortrag halten. Dann gab ich mich wieder der Festeslust hin.

Am andern Tage hielt mich ein großer Kater daheim, und so verschob ich meinen Besuch auf den folgenden Tag. Dann hörte ich, daß sie sich auf dem Heimweg erkältet habe und krank sei. Kein Wunder, dachte ich, wie konnte die kleine Unvernunft nur allein in so grimmiger Kälte den Weg zu Fuß nach Hause gehen.

Es war kurz vor dem Fest, und so fuhr ich denn in die benachbarte Großstadt, um dort allerlei Präsente für meine Braut und meine Angehörigen einzukaufen.

Einen Schulkameraden traf ich dort, auch einen lustigen Bruder, der zu demselben Zweck in die Stadt gekommen, und so feierten wir ein ausgedehntes Wiedersehen.

Am Vorabend vor Weihnachten kehrte ich zurück, beladen mit Paketen und kreuzfidel. Vom Bahnhof führte der Weg an der Wohnung meiner Braut vorbei, also kehrte ich zuerst dort ein.

Es war eigentümlich still in dem kleinen Hause. Ein sonderbarer Duft erfüllte die Räume. Die kleine Magd ließ mich schweigend eintreten. Auf ein Scherzwort von mir sagte sie leise: ‚Fräulein ist tot!‘ —

Ich lachte und trat in das kleine, gemütliche Wohngemach, hoffend, Leonore dort mit einer Handarbeit beschäftigt zu finden, aber das Zimmer war leer, und nur die Straßenlaternen warfen ihr gelbliches Licht durch die Fenster auf den weißgedeckten Tisch, das Muster der Gardinen in leichtem Schatten wiedergebend.

Ich legte meine Pakete auf das Sofa und setzte mich in den Lehnstuhl am Fenster. Eine Weile sah ich den Kindern zu, die draußen in froher Lust einander schneeballten, dann fielen mir die Worte der Magd ein: ‚Fräulein ist tot!‘ — Eigentlich ein dummer Scherz, etwas Derartiges zu sagen, dachte ich und richtete meinen Blick erwartungsvoll nach der Tür. Jeden Augenblick hoffte ich, Leonore eintreten zu sehen mit dem lieben Lächeln um den kleinen Mund. Ganz deutlich sah ich sie vor mir, die langen Zöpfe zu einem Krönchen auf dem Kopfe zusammengelegt, die Stirn umrahmt von den weichen, blonden Haarwellen.

Ich empfand plötzlich etwas wie Sehnsucht in mir, verwundert über mich selbst, sagte ich halblaut: ‚Meine liebe, kleine Lore!‘ — Ein warmes Empfinden für sie durchflutete mich, wie ich es sonst nie gekannt. Wie wird sie sich freuen, dachte ich, wenn ich ihr sage, daß ich sie sehr, sehr lieb habe.

Von der nahen Kirche schlug in weichen, vollen Tönen die Turmuhr die sechste Abendstunde.

Ganz anders hörte ich heute den Glockenklang. Eine Schönheit lag darin, wie ich sie nie empfunden, auch das winterliche Bild vor mir erschien mir von einer Klarheit, wie ich es nie gesehen.

Grübeln war sonst nicht meine Art, aber jetzt fielen mir viele Worte ein, die Leonore einst gesprochen, die sonst an meinem Ohr vorübergeglitten, und zugleich wurde der Gedanke in mir wach, vielleicht werde ich doch noch so, wie sie es ersehnt.“ —

Doktor Bergfeld machte eine kleine Pause und neigte sich tiefer über das Bild.

„Von all den unsäglich traurigen Stunden, die folgten, will ich nicht sprechen. Die Zeit hat den Schmerz ein wenig gemildert, aber wenn die Erinnerung aufsteigt, ist es mir, als sei es erst gestern, da mir der vermeintliche Scherz als Wahrheit bestätigt wurde.

Dieses Bild wurde kurz vor ihrer Krankheit aufgenommen, es ist dasselbe Kleid, das sie auf jenem Balle trug.

Wie von einer unbewußten Vorahnung muß ihre Seele erfüllt gewesen sein. Es liegt etwas Überirdisches in den groß aufgeschlagenen Augen, ein geheimnisvolles Licht, das nicht mehr von dieser Welt ist.

Stundenlang sitze ich mitunter und kann meinen Blick nicht von dem Bilde wenden, die Augen lassen mich nicht frei. Es ist, als sei ihre Seele die meine geworden.

Um dieses Bildes willen bin ich bis jetzt meinen Lebensweg allein gewandert und werde immer einsam bleiben. Ich liebe die Tote, es ist eine wundersam schmerzliche, eine heilige Liebe.

Und doch bin ich glücklich — es ist wohl ein überirdisches Glück. —

Was damals am bittersten für mich, war der Gedanke, daß sie sich vor dem Leben gefürchtet, vor dem Leben mit mir, der ihr unbewußt tausend Schmerzen zufügte und den sie dennoch liebte. Deshalb ersehnte sie den Tod.

Sie liebte das Meer. — Dieses kleine Bild gehörte ihr, es war ihr Lieblingsbild, einst hatte ich es ihr geschenkt.

All die Bilder dort an den Wänden kaufte ich in dem Gedanken an sie.

Ihre Mutter ist bei mir und führt meinen Haushalt. — So habe ich meine Welt ganz für mich allein. Meine Arbeit ist meine Freude, und wenn ich aufschaue, so sehe ich die überirdischen Augen, deren Licht meinen Lebensweg erhellt.“

Doktor Bergfeld schwieg, und sein junger Gast sah tief ergriffen zu ihm hinüber. Er wagte das Schweigen nicht zu brechen.

Sein Blick ruhte auf dem feinen, vergeistigten Antlitz des kleinen Doktors, in dessen Augen auch ein Abglanz jenes Lichtes lag und von denen eine wundersame Ruhe ausstrahlte.

Die Lampe beleuchtete hell die kleinen, bräunlichen Hände, die das Mädchenbild umschlossen.



Heiligtum.

Nur einem Tempel kommt mein Zimmer gleich,
Nicht mein nenn ich es mehr, es ward dein Reich.
Die Bilder, die ich reihte an den Wänden,
Sie weiht' ich dir mit liebevollen Händen.
Mit deinen Augen hab ich sie gewählt
Und ihrem Schweigen nur von dir erzählt.
Die Kissen bunt auf Stuhl und Bänken liegen
Und warten nur, dich wohlig zu umschmiegen,
Die Bücher, Blumen, der Geräte Zier,
Ihr Glanz ersehnt nur einen Blick von dir.
Und alles, was ich schuf und was ich fand,
In fremder Welt ein schmales Eigenland,
Ein Inselreich in wirren Lebens Fluten,
Für dich durchwärmt von meines Herzens Gluten,
Ich gab es deiner Seele liebend hin,
Denn alles, was ich war und was ich bin,
Dies Zimmer hütet es mit seinem Bann,
Hier sieht mein tiefstes, ganzes Selbst dich an.
Doch mußt du blind dem Glück vorübergehen,
Darfst nicht das Bitten meiner Augen sehen,
Und niemals wird dein Fuß den Raum betreten,
Den Tempel, der erfüllt ist von Gebeten.

Hedwig Forstreuter.



Mutter Donath.

Skizze nach dem Leben von Margarete Schwenkhagen.

Wenn Mutter Donath in ihrem Gedankengang bis zu einem gewissen Punkt gekommen war, kniff sie die schmalen Lippen fest zusammen, schüttelte den Kopf und sagte bei sich: „Nee, ich will nicht.“

Es war wohl seit 40 Jahren, seit damals, als sie den Christoph heiratete, das erstemal, daß ein anderer ihr Vorschriften machen wollte. Und das ging doch nicht an. Bisher hatte nur sie zu bestimmen. Nie wagte der Vater auch nur ein Wort der Entgegnung; was Mutter sagte, das galt. Es war schon ganz unerhört, daß sie hier im Bett liegen mußte, das war ihr noch nie passiert. Aber die Schmerzen waren zu groß, nur mit Anstrengung konnte sie sich bewegen.

Gestern früh war sie noch, wie jeden Mittwoch und Sonnabend, in ihrem großen, schwarzen Kragenmantel, das kleine Tuch über dem schneeweißen, dünnen Scheitel gravitätisch zum Marktplatz geschritten. Vater hinter ihr den kleinen, gebrechlichen Handwagen voll jungen Gemüses ziehend, denn seit Jahrzehnten hatte Mutter Donath ihren bestimmten Platz auf dem Wochenmarkt, und die feinsten Herrschaften zählten zu ihren Kunden.

Er war noch kalt am Morgen, und Vater hatte sorgfältig den kleinen, eisernen Topf voll glühender Asche vor ihren Schemel gestellt, wie er es die ganzen Jahre her gewohnt war. Dann hatte er mit seinen alten, zittrigen Händen die Bündel junger Mohrrüben, zartgrüner Kohlrabi und ganze Berge dickköpfigen Salats auf den zuvor hergerichteten Tisch geordnet, während Mutter wie ein Feldherr alles überschaute und schon die ersten Kunden begrüßte.

Da waren mit einemmal wieder diese wühlenden Schmerzen gekommen, die sie sich schon so oft verbissen hatte; denn wie hätte sie wohl krank sein dürfen — das wäre ja zum Lachen. Nie hatte ihr etwas gefehlt, nicht an einem einzigen Markttage seit bald einem Menschenalter war ihr Platz leer geblieben. Aber als der Herr Sanitätsrat, der stets ein freundliches „Guten Morgen“ für Mutter Donath hatte, vorüberging, hatte sie ihn doch angerufen und ihm mit harter Stimme, ein verkniffenes Lächeln im Gesicht von ihren Schmerzen gesprochen. Der hatte ein nachdenkliches Gesicht gemacht und ihr angeraten, lieber gleich nach Hause zu gehen, sich zu Bett zu legen. Er würde nachmittag dann zu ihr kommen, sie zu untersuchen. — Nach Hause gehen ehe die Uhr vom Rathausturm zwölf schlug — das fehlte auch gerade —, was sollten wohl ihre Kunden davon denken. Nein, Mutter Donath blieb und humpelte, schwer auf den großen, lose zusammengenommenen Regenschirm gestützt, mittags nach Hause. Der Weg war nicht weit bis zu dem kleinen Häuschen vorm Tore, das, Dank ihres Fleißes und Vaters Enthaltsamkeit, ihr Eigentum war, aber sie brauchte doch die doppelte Zeit als sonst um dahin zu kommen. Nicht wie beim Hinweg schritt sie dem kleinen Wägelchen voraus; schwerfällig mit äußerster Anstrengung keuchte sie hinterdrein. Ein paarmal hatte sich Vater mit sorgenvollem Gesicht umgedreht, aber immer hatte sie abgewehrt: „Geh nur, ich komme schon.“

In ihrem Stübchen war sie dann ganz erschöpft auf den Rand des Himmelbetts gesunken. Vater hatte seine große Not gehabt, ihr den Mantel auszuziehen. Wortlos hatte er den Kaffee gebrüht, brachte er die braune Kaffeekanne, und nachdem sie eine Tasse davon getrunken, wurde ihr besser zumute. Nachmittags war dann der Arzt gekommen. Mißtrauisch blickte Mutter Donath auf die ihn begleitende Schwester. „Dich brauche ich nicht“ schien ihr Blick zu sagen. Doch hier schien sie nichts zu sagen zu haben. Kurz gab der Arzt seine Anordnungen, und Schwester Auguste faßte schnell und fest zu. Ehe an Widerstand zu denken war, war sie schon entkleidet und aufs Bett gelegt. Aber als Schwester Auguste nun mit großen, weißen Händen plötzlich ihre Arme wie in einen Schraubstock preßte, damit sie den Arzt nicht in seiner Untersuchung stören könne, hatte sie sich doch gewehrt. „Nee, nee, das lassen Sie man, ich liege allein stille.“ — Ganz zusammen-

geduckt hatte Vater in einer Ecke gekauert, ängstlich immer nur seine Augen auf den Arzt gerichtet, der still seine Untersuchung beendete.

„Meine liebe Frau Donath", hatte er dann gesagt, „Ihr Fall ist wohl ein schwerer, aber ich hoffe Sie durch eine Operation wieder ganz herstellen zu können. Ich werde morgen früh um 8 Uhr einen Krankenwagen schicken, der Sie nach dem Krankenhause bringt, denn hier in der Wohnung können wir die Operation nicht vornehmen. Bleiben Sie bis dahin ruhig im Bett, ich werde für alles weitere Sorge tragen." Dann war er mit der Schwester gegangen. Das war gestern nachmittag vier Uhr gewesen.

Seitdem lag Mutter Donath in den bunt gewürfelten, sauberen Kissen und sah langsam den Zeiger der Schwarzwälder Uhr Minute um Minute vorrücken. Noch zwei Stunden hatte sie Zeit. Kein Schlaf war diese Nacht in ihre Augen gekommen; nicht vor Schmerzen, aber eine immer größer werdende Erbitterung hatte sich ihrer bemächtigt. Sie wollte eben nicht. Sie brauchte sich das nicht gefallen lassen. Ihre Gedanken wanderten unablässig. Was hatte der Herr Rat gesagt? Operation? Davon konnte sich Mutter Donath keinen rechten Begriff machen. Aber — Krankenwagen! Ja, einen Krankenwagen, den hatte sie schon öfter gesehen. Da hinein legte sich Mutter Donath nicht. Nee, denn man lieber gleich tot. Mußte sie einmal aus ihrem Häuschen getragen werden, dann nur als Leiche. Doch was anfangen? Sich weigern half auch nichts, das wußte sie; sie brauchte nur an die Hände Schwester Augustes zu denken. Die würden einfach zufassen. Aber den Gefallen tat sie ihnen nicht. Und nun huschte ein schadenfrohes Lächeln über das breite, faltige Gesicht. Jetzt wußte sie, was sie zu tun hatte. „Ha, ha, die sollen Augen machen, wenn sie kommen!"

An den Vater dachte sie dabei nur flüchtig. Der würde sich schon alleine behelfen; er hatte ja schon lange die kleine Wirtschaft fast ganz besorgt, denn Mutter war viel über Land, um ja recht vorteilhaft einzukaufen. Und all zulange würde er es auch nicht mehr machen. Der würde ihr schon bald folgen, wie er es gewohnt war. Nur gut, daß er heute den gegenüberliegenden, großen Fabrikhof zu fegen hatte, da war sie vor einer Überraschung sicher.

Er war soeben sehr ungern fortgegangen, aber er wagte auch nicht zu fragen, ob er lieber zu Hause bleiben solle. Zur rechten Zeit würde er schon wieder da sein. — Und Kinder, an die sie hätten denken müssen, hatten sie nie gehabt — das Vater- und Muttersagen war ihnen im Laufe der Jahre so geläufig geworden, als wäre es gar nicht anders möglich.

Ganz langsam versuchte sie nun sich aufzurichten; es ging. Dann schlug sie das Deckbett zurück, schob vorsichtig ein Bein nach dem anderen zur Seite und stand schwer atmend mit zitternden Füßen vor dem Bett. Beinahe wäre sie wieder zurückgefallen; aber wozu besaß sie dann einen so starken Willen? Sie wollte doch auch keine Zeit verlieren.

Wie zu allen ihren Ausgängen nahm Mutter Donath auch jetzt den großen Kragenmantel um und band das Tüchelchen über den Kopf. Ordentlich eifrig war sie und vergaß Welt und Schmerzen bei dem einen sie ganz beherrschenden Gedanken: „Die sollen mir doch nichts befehlen wollen."

An der kleinen Stubentür blieb sie erst horchend stehen, aber nichts rührte sich, dann tastete sie sich schwerfällig die schmale Treppe hinauf, die zum Boden führte.

Wenn nur Vater die Wäscheleine wieder gleich vorn angehängt hat, denn weit komme ich nicht mehr. Und ob wohl der Schemel darunter steht? Vater war in den letzten Jahren so klein geworden, daß er ihn immer benutzte beim Befestigen der Leine.

So, immer in Gedanken, kam sie oben an. Alles war an Ort und Stelle. Sie strahlte ordentlich, obgleich die Schmerzen ärger denn je ihr Innerstes zerrissen. Aber das war ja nun alles bald vorüber.

Schwer atmend stieg sie auf den kleinen Schemel; dann nahm sie das Ende der Leine und knotete es über den Querbalken. Nun probierte sie die Länge — ja — so würde es gehen, zog nach unten eine Schlinge, legte den Kopf hinein und stieß den Schemel ab. „So, nun kommt!"



Der Metalldreher.

Ein eisern Spitzlein formte meine Hand
Für einen Knabenpfeil. Metallhell klang
Mit schwirrend schrillem Ton der blanke Tand.
Und deutlich hörte ich's, das Dinglein sang:
  Einst war ich Stoff, in Stoff erschlafft.
  Du Gott, der mich aus Dumpfheit schafft,
  Du lösest mich als schlanke Kraft
  Aus nachtumtrotzter Erdenhaft.
  Ich war ein Nichts und bin ein Pfeil,
  Aus Götterhänden flieg' ich steil,
  Der Schwere ledig. Kraft mein Teil,
  Und ew'ger Flug mein ew'ges Heil!

Ich aber sprach: Du Ding, ich bin kein Gott,
Bin Tand wie du, vielleicht nur Gottesspott.
Ein tändelnd Kind ist bald dein Gott. Du schnellst
Zehn Spannen weit, bis du zum Staube fällst,
Und ruhest wieder in Vergessenheit
Vom kurzen Sonnenrausch der Ewigkeit.
So ist auch meine Bahn. Mein Flug verbraust,
Indessen noch die Göttersehne saust.
Aus Dunkelheit durch Licht in Dunkelheit —
So tönt das Sarglied unsrer Ewigkeit.
Flieg', Dinglein, flieg'! Dein Gott ist doch ein Kind,
Was wissen wir, ob beff're Götter sind!

Walter Flex.





Josef Victor Widmann: **Ausgewählte Feuilletons.** Huber & Co., Frauenfeld. M. 5.—.

Mit Widmann ist einer der wenigen hingegangen, der etwas zu sagen hatte und es zu sagen wußte. Vom Theologen tat er den Schritt zum Schulmann, und über beide hinaus ward er Denker und Dichter. Aus der Menge seiner Arbeiten für die Tagespresse haben pietätvolle Hände eine Auswahl getroffen und diese zu einem schlichten Bande vereinigt, der von einem Sohne des Heimgegangenen, Redakteur Dr. Max Widmann, herausgegeben ist. Es war ein guter Gedanke, denn diese für den Tag geschriebenen Aufsätze geben ein impulsiv erfaßtes Bild von dem Heimgegangenen, von der ungewöhnlichen Vielseitigkeit seiner Interessen, von der Art seiner Betrachtungsweise, von der Persönlichkeit, die hinter allem stand, was er schrieb. Ernst und Scherz, warme Anerkennung, energische Abwehr, Philosophie und Poesie, alles grüßt uns aus diesen Blättern, als täte der Heimgegangene noch einmal den beredten Mund auf und spräche in seiner klugen, nachdenklichen Art. Sein reiches Wissen, das die Erfahrung stärkte, sein sprühendes Temperament, sein Gefühl für das, was echt und wahr in der Literatur war, seine gerechte Kritik wird hier verdienstvoll der Nachwelt aus den flüchtigen Blättern zum bleibenden Besitz gerettet. Interessant ist Widmanns religiöse Stellung, wie wir sie aus diesen Aufsätzen kennen lernen: er verabscheut alle „knechtende Dogmatik und kirchliche Reglementiererei". Aber es fällt ihm gar nicht ein, deshalb jeder jakobinischen Freigeisterei das Wort zu reden. Weiß er doch gar zu gut, daß diese, anstatt des kirchlichen Dogmas, das sie bekämpft, gar gerne ihr eigenes, viel starreres und unduldsameres aufstellt. Wo ihm ein ehrlicher Glaube entgegentrat, da hatte er volles Verständnis, ja, Ehrerbietung für ihn. Nur die Halbheit war ihm verhaßt. „Entweder konsequenter Christ," so schreibt er einmal, „mit Märtyrerkrone, die natürlich von der Welt als Schellenkappe verspottet wird, oder freier Mensch, frei jedem religiösen System gegenüber."

Hans Hart: **Das Haus der Titanen.** L. Staackmann, Leipzig.

Eine Familientragödie. Der erbitterte Kampf zweier Generationen. Die ältere will die jüngere nicht gelten lassen. Stark, schroff, herrschsüchtig tritt die gut gezeichnete Gestalt des Geheimrats Williguth hervor, weich, schwach, dem Untergange von vornherein geweiht, steht dem Vater der Sohn gegenüber. Selbst seine Frau, die schöne Jakobine, verläßt den Gatten und schließt sich dem starken Schwiegervater an. Ein weher Ton von des Lebens Härte und der Tragik für die, die der Kraft der Titanen nicht robuste Nerven und ein robustes Gewissen als Wehr und Waffen entgegensetzen, schwingt durch das Buch.

Thule. **Altnordische Dichtung und Prosa.** Herausgegeben von Prof. Felix Nieder, Charlottenburg. 13. Band. Grönländer und Färinger Geschichten. Übertragen von Erich v. Mendelssohn. 5 M. Eugen Diederichs, Jena.

Das verdienstvolle Unternehmen der Diederichsschen Verlagsbuchhandlung, uns in die germanische Vorwelt einzuführen, ist bereits bis zum 13. Bande gediehen. Dieser greift aus der isländischen Sagenliteratur diejenigen heraus, die im wesentlichen außerhalb der Heimatinsel spielen: auf Grönland, an der amerikanischen Küste und auf den Faeroeern. In einzelnen Erzählungen erhalten wir ein abgeschlossenes Bild vom altnordischen, überseeischen Handelsverkehr, dem Bestreben, neue Länder zu erschließen, wobei Abenteurerlust, Forschungstrieb, Kauffahrten und Kolonialpolitik sich miteinander verquicken. Eine historische Tragödie rollt sich vor unseren Augen ab, in der wir manche Parallele zu unseren eigenen Geschicken finden. Spielen auch die Erzählungen dieses Bandes in derselben Atmosphäre, so hat doch jede von ihnen ihre eigenen Züge. Das echt Menschliche tritt uns in diesen historischen Ereignissen entgegen: des Lebens Kampf und Schwere und Gefahr.

Joseph Loevenich: **An Ernst Moritz Arndt.** Bruno Volger, Leipzig-Raschwitz.

Der Herausgeber feiert Ernst Moritz Arndt zu seinem 50. Todestage durch Gedenkblätter verschiedener deutscher Schriftsteller und führender Männer. „Eine Huldigung deutscher Denker und Dichter zur Jahrhundertfeier 1813—1913" nennt er das begeisterte Werk, zu dem jeder sein Scherflein dargebracht. Wenn sich unter manchem Guten und Dichterischen, unter manchem klugen und wahren Wort auch manches Dilettantische in diesen Gedichten findet, so übersieht man das im Hinblick auf

den guten Zweck und die schöne Idee gerne und freut sich an dem Warmen und Wahren dieser huldigenden Verse.

Emmi Lewald: **Die Heiratsfrage.** Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Anspruchslose, kleine Geschichten, unterhaltend und amüsant. Aus den lebendig gezeichneten Individuen werden Typen der Gesellschaft, die die Verfasserin mit Grazie und Witz zu zeichnen weiß. Die besten der vielen Skizzen sind: „Ein spätes Mädchen", „Geschiedene Leute", „Ships that pas", „Der unverstandene Mann", „A trois".

Im Gebrauch der Fremdwörter muß sich die Verfasserin einschränken. Ich bin in dieser Beziehung kein Eiferer, meine aber, der Schriftsteller darf nur unersetzliche Fremdwörter gebrauchen. Unersetzlich sind die für ihn, die seinen Gedanken in so bezeichnender Weise Ausdruck geben, wie es dem deutschen Worte nicht möglich ist. Emmi Lewald aber wählt auch da gerne das Fremdwort, wo ein deutsches dasselbe sagen würde. Das ist unrecht und unschön.

Artur Brausewetter.

„Männer, Völker und Zeiten". Eine Weltgeschichte in einem Bande, von Dr. Albrecht Wirth. Mit 16 Bildertafeln und 10 Kartenskizzen. Erstes bis zehntes Tausend. Alfred Janssen, Hamburg. 1912.

Die letzten Dezennien haben auf allen Gebieten der Forschung und der Wissenschaft Entdeckungen, Erfindungen, ungeahnte Ergebnisse in solcher Fülle und Bedeutsamkeit gezeitigt, daß eine Vertiefung, eine Verfeinerung der gesamten Lebensanschauungen die Folge war, wie sie noch niemals im Laufe der Weltgeschichte stattgehabt hatte. Der Vergleich mit dem alten Rom, dem Rom der Cäsaren, und mit dem Zeitalter der Renaissance liegt nahe. Allein die Gegenwart, im Besitze tausendfältiger mechanischer und technischer Mittel, tausendfältiger geistiger Kräfte und Mächte, die sie jeder Zeit voraus hat, verschmäht diesen Vergleich. Es muß ihr aber, wenn sie jenen Zeiten in anderer Beziehung gleichbleiben will, darauf ankommen, aus dem Vielen die Synthese, aus den Atomen das Leben zu gestalten, und zwar auf jedem Gebiete ihres überreichen Wissens. Aufgefallen ist mir nun gerade in den letzten Jahren, daß z. B. die Geschichtswissenschaft allerdings ihrem wissenschaftlichen Drang, zu spezialisieren, das einzelne zu untersuchen, nach wie vor unentwegt nachgeht, daß sie aber andererseits mehr wie je aus dem Gewonnenen, aus der toten Materie der Vergangenheit die einstmals gestaltenden Momente, die großen Zeitstimmungen und Persönlichkeiten, diese als Menschen, wie sie waren — nicht die Ideale und Idealmenschen —, herauszuheben und neu zu gestalten versucht. So kann Wissenschaft zu einer wahrhaften, lebendigen und menschenbildenden Kunst werden. Derartige Darstellungen sind z. B. die Werke Domaszewskis über die römischen Kaiser, Hampes über die deutschen Kaiser. Und noch weiter gehen neuerdings diese Bestrebungen: es gilt, die großen Strömungen der gesamten Weltgeschichte in ihrem Grunde und Wesen zu erfassen, in ihrem wiederkehrenden Rhythmus, in ihrem Gleichklang hier und dort, in Rom und China, in Babylon und Peru, sie in Beziehung zueinander zu setzen und den lebendigen Organismus der Erde deutlich sichtbar, deutlich fühlbar zu machen, auch wenn sein Pulsschlag ein Jahrhundert ist. Ein Werk letzterer Art ist das obengenannte von Dr. Albrecht Wirth. Ungemein geistvoll geschrieben, interessant in jeder Zeile, weist es doch auch die ganze Fülle neuester, wissenschaftlicher Ergebnisse nach; nur daß alles Unwesentliche, alles Tote ausgeschaltet und alles Lebendige in seinem Kern und Wesen erfaßt und dargestellt ist. Mit solcher Kühnheit ist noch nie die Geschichte der Männer, Völker und Zeiten behandelt, man könnte fast sagen, gestaltet worden. Und wenn nicht gerade der ungeheure Realismus der Weltgeschichte den Leser an die Wirklichkeit, an den Erdboden fesselte — man könnte sagen: die Phantasie der Geschichte führte ihn durch Märchenreiche. Wirth beginnt seine Darstellung, in der alle kulturellen Erscheinungen, also auch wirtschaftliche, soziale, künstlerische, literarische usw., miteinbezogen sind, und zwar derartig, daß sie als Wesenszüge eines Organismus erscheinen, naturgemäß mit der knappen Darstellung ältester menschlicher Verhältnisse, des prähistorischen Menschen, und beendet sie mit einem Überblick über die heutigen politischen Verhältnisse. Und das alles auf 300 Seiten! Selbstverständlich ist dieses reiche, überlebendige Buch mit seiner erdrückenden Last weltgeschichtlicher Probleme und Ideen kein Schulbuch; aber es ist ein Lese- und Bildungsbuch von eminenter Bedeutung, indem es in der fernhaften, sehr realistischen Darstellung aller wesentlichen, geschichtlichen Ereignisse, Persönlichkeiten usw. doch gerade eine Entwicklungsgeschichte des Geistes der Weltgeschichte darbietet. Freilich, hin und wieder mag der Verfasser, der uns z. B. in dem Abschnitt, der sonst in Geschichtswerken allein der römischen Geschichte gewidmet ist, eine Parallelgeschichte Chinas und Roms gibt, die Fülle seines Wissens und die Überlegenheit seiner Phantasie zu allzu kühnen Kombinationen hier und da, und zu nicht immer geschmackvollen, weltgeschichtlichen Vergleichen usw. verleitet haben. Es ist ein Werk für die Zeit, das nicht ganz den schnellzugreifenden Zug der Zeit verleugnet; aber es ist auch ein bedeutungsvolles Werk der Zeit, und sein Geist mag auch in die recht tote und dunkle geschichtliche Materie hineinleuchten, die wieder und wieder in den Schulen gewälzt wird, ohne lebendig zu werden.

Hans Benzmann.





Vermischtes.



Album der großen Zeit 1813—1815 in Wort und Bild. Verlag von Gebrüder Stollwerck A.-G., Köln-Berlin. Preis vornehm gebunden 50 Pfg. — Die bekannte Kölner Schokoladenfirma, die in jedem Jahre ein neues Sammelalbum für ihre allgemein beliebten Sammelbilder herausgibt, hat das diesjährige 14. Album der großen Zeit 1813—1815 gewidmet. Die uns vorliegenden, bis jetzt erschienenen Gruppen lassen schon erkennen, daß das neue Album seine Vorgänger in künstlerischer Hinsicht wohl noch übertrifft. Die Entwürfe zu den 144 Bildern, eingeteilt in 24 Gruppen zu je 6 Bildern, sämtlich von dem bekannten Schlachtenmaler Professor Knötel gemalt, vergegenwärtigen dem Beschauer in lebendiger Frische die wichtigsten Begebenheiten jener glorreichen Zeit und zeigen ihm in künstlerischer Vollendung die berühmten Männer der Befreiungskriege und ihre Taten. Die zu den Bildern gehörigen Texte sind ebenso unterhaltend wie belehrend. Das Album bildet ein kleines Geschichtswerk von dauerndem Werte und sollte darum in keiner Familie fehlen, in der in Dankbarkeit jener Zeit gedacht wird, die Deutschland frei vom bedrückenden Joche des korsischen Eroberers machte. Das Album ist in elegantem Umschlag, nach Zeichnungen von Professor Doepler d. J., zum Preise von 50 Pfg. durch alle einschlägigen Geschäfte, welche die bekannten Stollwerck-Fabrikate führen, zu beziehen.

Vogeltränken. Im Sommer bedürfen die Vögel ebenso sehr der Flüssigkeit wie die Menschen. Während wir aber, so oft wir wollen, ein Glas Wasser oder ein anderes Getränk zu uns nehmen können, sind die Vögel auf die natürlichen Wasserläufe angewiesen. Wo nun weit und breit kein Gewässer ist, sind die Vögel übel daran. Deshalb ist den Gartenbesitzern dringend anzuraten, an verschiedenen stillen und doch sichtbaren Fleckchen ihres Gartens oder Hofes flache, breite Gefäße, am besten große Blumenuntersätze, mit Wasser aufzustellen und abends und mittags frisch zu füllen. Wer dann den ungesehenen Beobachter spielt, wird eine Menge kleiner Vögel anfliegen sehen. Sie kommen zum Trinken, Baden und gewöhnen sich dadurch an das freundliche Grundstück, wobei sie auch nicht verfehlen, nach gestilltem Durst weitere Umschau nach Würmern, Raupen und Käfern zu halten, so daß sich die Herrichtung solcher Vogeltränken schon lohnt.

Kutschern als Trinkgeld, wie es absichtslos oft geschieht, ein Glas Bier oder einen kleinen Schnaps zu geben, ist ein gewagtes Ding. Man mache sich nur klar, wie die Wirkung sein muß, wenn von den Leuten mehrfach und kurz hintereinander immer wieder geistige Getränke in den womöglich leeren Magen hinuntergeschluckt werden. Dann tritt im Bewußtsein des Kutschers das belebende Gefühl des starken Mannes ein, dem keine Geschwindigkeit zu groß, keine Last zu schwer ist, und der auf dem Bock als Wüterich mit der Peitsche regiert. Man gebe also lieber als Trinkgeld etwas anderes, aber keinen Alkohol. Der Zusammenhang zwischen Alkohol und Tierquälerei ist viel häufiger, als meist angenommen und öffentlich bekannt wird.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets **„an die Redaktion"** zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an **Otto Janke's Verlag.** Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Ausgegeben am 30. August 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8. Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an
Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Der Franzosen-Lipp.

Erzählung aus den Befreiungskriegen der märkischen Heimat

von

Wilhelm Arminius.

4. Fortsetzung.

18. Kraftsucher in der Hasenheide.

Mit seinen bunten Glöckchen, seinen duftenden Rosen, seinem prangenden Grün war der Mai in und um Berlin aufgeblüht. Die umrankten Lauben am ‚türkischen Zelt' in Charlottenburg öffneten sich den zahlreichen Besuchern, ob sie nun über das Elend der Zeit klagten oder sich sorglos froh gebärdeten. Die Weinberge rings um die Stadt zogen die Ausflügler an sich. Die Wiesen vorm Halleschen Tore leuchteten im vollen Bunt der Feldblumen. Die Fliederhecken in den Gärten der Hasenheide mußten ihre duftenden Sträuße empfindsamen Pärchen geben, und Picknicks und Rosenfeste waren überall in Wald und Gärten anzutreffen. Auf dem Tempelhofer Felde aber exerzierte die preußische Besatzung Berlins täglich in strengstem Dienste, wenn auch Schills zweites Brandenburgisches Regiment fehlte.

Fern im Norden — nach ein paar glücklichen Gefechten — verfiel indes der Tapfere mit der Mehrzahl der Seinen in der befestigten und belagerten Stadt Stralsund, in die er sich zurückgezogen, dem frühen Soldatentod. Und mit dieser Hiobsnachricht erreichte Berlin die viel schlimmere, daß unter den Gefangenen eine Anzahl Offiziere sei, deren ein schimpflicher Tod auf dem Sandhaufen harrte.

Da mußte in den Herzen der patriotischen Freunde — ob sie für Schill waren oder gegen ihn — wohl die Trauer einziehen.

Die Wangenlocken der lieblichen Franziska

blieben Freunden und Freundinnen so lange unsichtbar, bis ein Zettelchen von der Hand des Geliebten, an Bord eines englischen Schiffes geschrieben, endlich dessen Leben verbürgte. Da löste sich ihr tiefes Leid in einem heißen Tränenstrom. — Friedrich Friesen zeigte sich stark bedrückt vom Sturm jener Tage, wo Jahn dem Glanze der Waffen zuzog, er aber die stille, mühevolle Arbeit im kleinen wählte. Aber wenn er auch gleich einem unruhvollen Geiste die Zimmer der Plamannschen Anstalt durchschritt, aus seinen Augen und aus seiner Haltung leuchtete die innere Festigkeit zu jeder Zeit sieghaft. Und ihr Schein wuchs mit jeder trüben Kunde. „Sieh, Philipp," hatte er gesprochen, „je größer das Unglück, je mehr der Tränen im Volke, um so klarer werden die Augen der Deutschen. So vermögen wir vielleicht bald auf etwas Festem zu bauen, als auf einem Grundstein, das ist auf der Selbsterkenntnis; vermögen anzufangen bei der Selbsterziehung der Charaktere. Fichte — unser Fichte — hat recht. Charakter haben und deutsch sein, das muß eins werden! Deutsche Bildung ist gut — der Wille zum Nationalen aber erst bedeutet die Erlösung aus deutscher Not."

Vor solchen tief dringenden Worten, vor der Sorge um den Vater und um Jahn, von deren Schicksalen nichts bekannt geworden war, vor dem entsagungsvollen Antlitz Franziskas, das zu dem einer Heiligen wurde, kamen über Philipp tiefgehende Stimmungen, die das Jetzige mit dem Vergangenen seltsam lebendig einten. Wenn sich Friesen mit ihm auf einem Spaziergang zur stillen Heide in die Lehren Fichtes vertiefte, dann zwang es ihn häufig, den getreuen Führer zu verlassen, selber in die dunkle, sommerlich grüne Einsamkeit zu tauchen und hier in einen Zustand zu versinken, der Traum und Leben zusammengehen ließ. Mit der Erscheinung seines verschollenen Vaters begannen diese Spiegelungen zumeist. Sicher lebte er noch, mußte er noch leben! Dann aber wandelten sich die Bilder, und immer endeten sie mit der Szene der eigenen Verwundung auf der Düne der Nehrung des Frischen Haffs. Er sah sich durch die Franzosenkugel zu Boden geworfen, das wohlgehütete Bülowsche Wunderwerk vor sich zerbrochen im Sande liegen, und aus den Armen der starken Treppensteiger tropfte der Holzfiguren silberhelle Trugkraft. Längst wußte er durch den Unterricht Friesens, daß es nur ein paar rollende Tropfen Quecksilber gewesen waren, die durch ihre Schwere das Kunststück der beiden Chinesen, sich umeinander zu schwingen, fertig gebracht hatten. In ihm aber rumorte dennoch ein wunderlicher Geist des Grübelns über Geheimnisvolles.

Der schwerfällige, hinkende Gang, die fehlenden Finger seiner Linken begannen ihm zu denken zu geben. Sie wollten ihn an manchem hindern, er aber ließ eine Hemmung seines Willens nicht zu. Es sollten im Menschen Borne quellen, unmöglich Scheinendes fertigzubringen! Wenn dem Geistesschatze geistige Kräfte enthoben werden sollten, wie Fichte und Friesen dies wollten, mußten nicht erst gesteigerte körperliche Mächte den Muskeln und Sehnen des Körpers abgerungen werden?

Von diesen Grübelstunden ab genügten ihm die gymnastischen Übungen mit den Schülern der Plamannschen Anstalt nicht mehr; nicht mehr die Exerzitien im Aufsitzen auf einen gerundeten Balken, das Fechten mit den kleinen Glockenschlägern, obgleich schon dies alles dem zarten Doktor längst ein Ärgernis war. So aufmerksam und lerneifrig er sich als Schüler in allen Unterrichtsfächern vor Harnisch, Plamann und Friesen zeigte, so fesselte ihn doch die Tafel vom Bau des menschlichen Körpers, die er in einer Mappe Friesens entdeckte, viel, viel stärker, und ausgiebig nutzte er seine Freizeit zu Ausflügen. Ein rascher Lauf brachte ihn gewöhnlich zum Rondel am Halleschen Tor. Von hier ging es über die Floßgrabenbrücke am ‚Dusteren Keller' mit seinen vielen alten, hohen Bäumen vorüber zur Hasenheide. Hier unter würzigen Föhren auf weißem, klarem Sandboden war er allein und ungesehen. Hier versuchte er an Sandhöhen und -tiefen durch den Sprung, an einem wagerechten Eichenast durch Klimmziehbewegungen aus seinem Körper das Geheime herauszuholen, das Kraft genannt wurde.

Nach der Heimkehr von solchen Ausflügen zeigte er sich erfrischt, gestählt und wagemutig. Wenn ihn Friesen aber nach dem Ergebnis des Ausfluges ausfragte, dann schloß seinen Mund die Scheu früherer Jahre, über Wunder zu sprechen, deren Geheimnis sich ihm noch nicht hatte geben wollen.

Friesen fragte dann auch nicht weiter. Er blieb nach wie vor der feine, zartfühlende Geist, von dem Franziska Bellermann im Kreise ihrer Demoisellen, die sich mit Adelsfreundschaften zu brüsten pflegten, äußerte: „Mein Freund heißt simpel Friedrich Friesen und ist ein kleiner Magister an der kleinen Anstalt des Dr. Plamann. Aber die Schüler hängen an ihm, die Anstalt blüht unter seinen Händen, und ich habe nie einen feineren, lieblicheren Mann adligeren Geistes kennen gelernt als ihn."

Aber dann kam für Philipp doch eine Stunde der Erlösung und erschloß ihm den Mund. Auf seinen Ausflügen hatte er in der Hasenheide Bekanntschaft geschlossen mit dem Heideaufseher Christoph und dessen blondem, starkem Sohn Hinrich, an deren moosüberzogener Waldkate er fast täglich vorüberschritt, und die ihn mit ihren gehegten und ausgestopften Tieren stark anzog. Hinrich, der durchaus einmal zur See gehen wollte, hatte ihn eines Tages zu einem Gange in das Spandauer Viertel, jenseits der Spree, mitgenommen, und hier am Schiffbauerdamm, in einem uralten, überhängenden, windschiefen Hause, das mit Schiffsmodellen vollgepfropft war, hatte er den alten Klaus Rogge kennen gelernt.

Dieser begutachtete nicht bloß Hinrichs Bootsbauversuche mit zusammengekniffenen Augen und schwer zu enträtselndem Schmunzeln um den aus dem buschigen, grauen Halsbart ausrasierten Mund, er brachte es auch fertig, beim emsigen Verbessern an dem Knabenwerk, von dem er kaum aufblickte, eine ganze Reihe von fragenden und bittenden Besuchern mit ein paar Worten des Rates oder der Hilfe abzufertigen. Trotzdem er nie aus Berlin fortgekommen, konnte er doch mit Recht behaupten, er habe mehr Menschen zu Freunden, als sein dichtes, graues Stoppelhaupt Haare besäße. Seine Sprache war eine Zusammensetzung von dem Berlinischen der Umwelt, in der er sich bewegte, und dem Platt, das seine Besucher ihm als Schiffersprache ins Haus brachten.

Was weder Plamann, noch Franziska, noch Friesen erfuhr, das hatte dieser alte Menschenkenner aus Philipp rasch herausgeholt. Er zwinkerte bloß so ein bißchen wunderlich mit seinen buschigen Brauen, ließ die Blicke der scharfen, hellgrauen Augen über Philipps Gesicht spielen, und warf so verloren hin: „Kinning, wo fehlt's denn?" Da gestand ihm der Knabe schon mit Augen, denen die zurückgehaltenen Tränen ein starkes, stolzes Ansehen gaben, daß er etwas in sich suche, das ihn über sich und seine Körperschwächen weghöbe, und er könne es nicht herausbekommen.

„Dunder —!" Der Alte starrte auf ihn mit rund gewordenen Augen. „Dat Schip soll von sülwst logen? Da büst so een Wetterjung von Pankekieker! Büst doch nicht von hier?"

„Von Falkenberg aus der Wische."

Dem Alten entsank das Messer. „Daher is ja ok de Franzosen-Lipp! Weißt, dat is een stillen Kirl wie dau, aber blot so lang keene Welschen noch bi sen. Denn wird e fuchtig. Sien Vader is Förster da so herum. Kennst den nich?"

Siedende Glut überflog Philipps Körper. „Ich heiße Philipp Hohenhorst. Mein Vater ist mit dem Major Schill gegangen, und ist seitdem verschollen."

Der Alte war eine Weile sprachlos. „Jung', un dat hest mi nich glieks seggt? De Franzosen-Lipp — — dau? Da vertell mi mal allens gliek up'r Stell, un segg, wie hat dien Vader utsahn?"

Der Knabe tat nach Wunsch. Es war ihm ein Wonnegefühl, sein Herz endlich von dem langen Druck entlasten zu können. Er sprach von den Freuden seines Heimatwaldes, von der Ankunft der Franzosen, dem Gefecht bei Altenzaun, dem Brand des Schlößchens, und erzählte weiter und weiter bis zu dem letzten Kampf bei Dodendorf, den er selbst mitgefochten. Von der Erinnerung gepackt, mit glühenden Wangen, bei vergehendem Atem, saß er schließlich wortlos da.

Klaus Rogge hatte bei seiner Erzählung immer fortgearbeitet, ohne ihn anzusehen. Als vom Schiffer Kamitz die Rede war, hatte er genickt: „Den Kirl kenn ick gaud noch!" Gegen den Schluß hin schnitt und feilte er immer heftiger an dem Schiffsmodell Hinrichs herum. Unwirsch murrte er schließlich: „Hast bannig wenig taulihrt, Hinrich Boß! Mit'n Schip un di is dat nicks un wird ok nicks! Bliww in dien oll Sandkuhl!" Er warf Holz und Messer fort, erhob sich langsam, sah auf das Zifferblatt der großen, laut tickenden Standuhr in der Ecke, legte Philipp die Hand auf den Kopf und murmelte: „He mutt glieks kommen!" Dann stellte er sich

eine Weile in die Tür und sah erwartungsvoll auf die vorüberziehenden Frachtkähne. Endlich schob sich eine größere Zille heran. Ihren Führer rief er an und hatte mit ihm eine längere Unterredung, von der Philipp fast nichts verstand, in solch wunderlicher Sprache wurde sie geführt. Als die Knaben sich dann verabschiedeten, sagte er weiter nichts als: „Wiederkommen, mien oll Bengeljung! Sollst vom Vater hören! Weißt, der alte Rogge sagt's, da ist's auch so!" Und dann gingen die Knaben. —

Gegen Ende September wußte Philipp, daß sein Vater bei einem Rügener Schiffer lange verwundet gelegen hatte, nach der Heilung auf seinen Wunsch aber nach Ostpreußen befördert worden war. Ein Brief von ihm mußte verloren gegangen sein. Als der Alte ihm diese freudige Kunde mitgeteilt hatte, sah er ihm scharf in die Augen. „Jung, ick meen man, dau wirst finden, wat de säukst. Hest wat in Haltung un Knaken — ick segg man! Un hör mal, ick komm mal hen in dien oll Sandkuhl!"

In Philipp sprangen neue Kräfte, als er über seines Vaters Schicksal beruhigt sein konnte. Mit neuem Eifer nahm er seine Übungen in der Heide auf. Oktober und November gingen ins Land, der scharfe Ost färbte seine Knöchel blau, der Schneesturm umtoste ihn auf seinen Wanderungen durch die Heide, er aber trug von jedem Versuch, der seine Kraft steigerte, ein erhöhtes Lustgefühl mit in die Plamannsche Anstalt, in der die Anzahl der Zöglinge fast wöchentlich stieg.

Indessen hatte sich die politische Welt arg verfinstert.

Die Österreicher waren bei Wagram geschlagen und hatten im Frieden von Wien zugeben müssen, daß Napoleon ihr Gebiet weiter schmälerte. Alles was deutsch sprach und empfand, sah sich geknebelt unter der übermächtigen Faust des korsischen Kriegers. Was sich an Fortschritten zeigte, war rein geistiger Natur. An Stelle der zum Königreich Westfalen geschlagenen preußischen Universität Halle war in Berlin eine neue gegründet worden, und neben anderen wissenschaftlichen Größen waren Fichte und Schleiermacher durch Humboldt dafür gewonnen worden. Die von den Gymnasien abgehende Jugend freute sich der verdienstvollen Männer wie auch des prächtigen Prinz-Heinrichs-Palastes Unter den Linden, das Friedrich Wilhelm als Universitätsgebäude hergegeben hatte. Von der Rückkehr des noch immer abwesenden Königs zur Eröffnung der Anstalt aber erhofften alle etwas.

Endlich im Herbst schienen diese Hoffnungen sich erfüllen zu wollen. Als der Novemberwind die letzten welken Blätter von den Bäumen des Tiergartens schüttelte, durchlief es die Residenz: „Unser König kommt wieder zu uns!"

Nun war der 23. Dezember gekommen, und der Hof wurde erwartet. Von Weißensee bis zum Schlosse waren Ehrenpforten gebaut. Die Bürger bildeten Spalier. Abordnungen der Obrigkeit empfingen das Königspaar mit patriotischen Ansprachen, aus denen niemand zu schließen vermochte, wieviele Napoleonschwärmer sich unter den Spießbürgern der Stadt befanden, und alles schien freudig und guter Dinge. Aber als der Galawagen unter donnernden Hochrufen in das Portal des Schlosses eingefahren war, wußten die Berliner doch, sie hatten statt der einst strahlend gesunden, eine kranke Königin in ihre Mauern zurückbekommen.

Dennoch leuchteten mit Einbruch der Dunkelheit aus allen Fenstern die brennenden Kerzen zur Illumination der Stadt. In der Nähe des Schlosses, am Gatter des Lustgartens, lohten hohe Pechflammen in die bewegte Nachtluft, und das Getriebe der Feiernden war gewaltig genug. Man hatte doch endlich wieder einen Grund zur Feier!

Um so empfindlicher mußte eine Stimme auffallen, die mitten in das Gewoge von freudig scheinenden Menschen hinein hart und scharf die Worte warf: „Freude — Freude — Freude sah ich überall. Worüber freut ihr euch, ihr Armen? Ist euch mit eurem Könige eure Kraft, euer Land, euer Stolz zurückgekommen? Wollt ihr mit Vergnügungstaumel totschlagen, was eurer an vaterländischer Arbeit harrt? Patrioten, laßt eure Freude, sie ist grundlos! Geht in euch, Brüder, Freunde — geht in euch!"

Sie war so mahnend gewesen, diese Stimme, und ihr Hall ging so ehern über die Weite des offenen Gartens, brach sich so mächtig an den nächsten steinernen Gebäuden, daß sich sogleich ein beengendes Schweigen über all die Freudigen legte. Wer im Vorwärtsschreiten begriffen war, blieb plötzlich wie gebannt stehen, und alle Blick-

ten umher, den Sprecher zu suchen. Breitbrüstig, mit grauen Locken und kahler Stirn, ragte einer barhäuptig, hochgewachsen aus der Menge hervor, und als das sprühende Feuer der nächsten Pechflamme seine ernsten Gesichtszüge beleuchtete, wußten alle: „Der ist es gewesen! Und er hat recht!" Und gleichsam beschämt, sich so freudig gebärdet zu haben, zerstreuten sich die Einsichtsvollen, während des Volkes mindere Elemente sich mehr und mehr gegen den lauten, unwillkommenen Mahner auflehnten, so daß schließlich aufreizende Rufe von Streitsüchtigen ihn umtobten.

In diesem häßlichen Lärm klang eine klare, freundlich teilnehmende Stimme vor dem Ohr des Starken: „Ludwig Jahn, du bist wiedergekommen aus dem Krieg, und du stehst nicht als Sieger hier?"

Der Angeredete senkte bei diesem Anruf den Kopf, und die Bewegung sah aus wie die Erkenntnis einer Schuld. War diese Stimme nicht immer mit ihm gegangen in den letzten Monaten? Hatte sie allein ihn nicht endlich an diese Stätte zurückgeführt? Oh, wie gut kannte er sie! — Und ohne aufzusehen, gab er zurück: „Doch, Friedrich Friesen, als ein Sieger über meines unfertigen Wesens Ungeduld und stürmischen Eifer. Laß mir Zeit, und du wirst mich am Aufbau desselben Werkes finden, das du betreibst." Und die mächtigen Arme reckend, durchbrach er die umstehenden, drohenden Rotten mit leichter Mühe und war im Dunkel verschwunden.

---

19. Vom Wanderspiel zum Turnen.

„Jahn ist wieder da!" Das Wort lief bald bei den Patrioten um, jedoch keiner sah ihn, keiner hörte von ihm. Wie kam es da, daß seines Wesens Macht doch in den Herzen seiner Freunde geschäftig war? War es die Hoffnung auf ihn, die das zuwege brachte?

Da waren dumpfe, überheizte, überfüllte Klassen in der kleinen Schule am Spreeufer, da waren Lehrer und Lernende, da gab es ernste Fragen und bedächtige Antworten. Aber wenn sich mitten in der Qual der erziehlichen Arbeit der Blick des hünenhaften, blonden Lehrers mit dem des stattlich heranwachsenden Schülers Philipp Hohenhorst traf, dann flammte zwischen beiden etwas Tieferes auf, das sprach mit Ludwig Jahns, des Abwesenden und doch gegenwärtigen Stimme, und das hieß: „Vorwärts und Glückauf, Bruder! Nieder mit i h m!" Und sie wußten beide, er war der ihre, und würde ihnen bald wieder nahe sein.

Im Februar erzählte der Universitätssekretär, ein Herr Jahn habe sich Humboldt vorgestellt, um als Dozent an der neuen Universität zu wirken, und fragte bei Friesen an, ob dies sein Freund Ludwig Jahn sein könne. Der Gefragte zuckte die Achseln: „Er hat alles und hat doch nicht das, was verlangt wird. In der Prüfung wird er nicht bestehen!"

Im April zog Franziska bei einem Besuch Philipps im Grauen Kloster diesen hastig bei Seite und flüsterte ihm zu: „Höre bloß, dein Jahn ist bei uns Lehrer geworden!"

Gespannt fuhr der Knabe herum: „Was gibt er in der Prima?"

„Kindchen, ein Schulamtskandidat in der Prima?! Den Quartanern und Quintanern bringt er Deutsch und Rechnen bei!"

Auch hierüber schüttelte Friesen den Kopf. „Erst hat er zu hoch hinauswollen. Nun wird ihm das Kleine nicht genügen." — Und als das Frühjahr heraufstieg, und Direktor Dr. Joachim Bellermann mit seinen Professoren wieder die ungeheizten, hallenden Flure des Grauen Klosters zu durchwandeln vermochte, zeigte sich in der Tat schon ein leichtes Runzeln auf seiner gelichteten Denkerstirn, wenn ihm Jahns wuchtige Gestalt in die Augen fiel. „Ist sein Verkehr mit unseren Schülern nicht allzu vertraut, mein lieber Giesebrecht?" fragte er den in deutschem Stil und der Kunst der Deklamation Hervorglänzenden.

Aber der gelehrte Schöngeist zuckte die Achseln. „Der Herr Schulamtskandidat Jahn hält auf patriotische Poëmata, und er läßt sie in anerkennenswerter Diktion zum Ausdruck bringen. Ich könnte ihn rekommandieren, deutsche Historia in der Sekunda zu dozieren."

Aber Bellermann murrte vor sich hin: „Wie ein älterer Bruder ist er zu unseren Jungen, nicht wie ein Lehrer. Wohin soll solch Verhalten auf einer öffentlichen Schule führen? Ich werde ihm eine strengere Disziplin anraten müssen."

Aber zunächst noch gab er nach. Jahn bekam den Unterricht in der deutschen Geschichte der Sekunda. Schon nach den ersten erteilten Stun-

den kam Philipp zu Jürgen gelaufen. „Nun, sag' wie ist er, der Jahn? Könnt' ihr ihn gut leiden?

Aber der Angerufene wandte sich etwas unwillig und geringschätzig ab. „Weißt du, aus dem ist nicht recht klug zu werden. Ein richtiger Lehrer ist der nicht! Er hat uns von einem Schriftsteller erzählt, den er von Rügen her kennt. Ernst August Arndt oder Ernst Moritz oder so heißt er. Er hat uns auch etwas von dessen Schriften vorgelesen. Die Wände haben gezittert, weißt du, solche Stimme hat er. Wir Pennäler haben uns alle angeguckt. Dann hat er mit uns gesprochen und hat uns einfach geduzt, was doch seit Groß-Tertia nicht mehr erlaubt ist. Und dabei ist er auf einmal von Arndt auf den Cheruskerfürsten Hermann übergegangen, und von dem hat er Geschichten erzählt, daß es manchem von uns gegraust hat. Ideler, Vieth und ein paar andere haben aber auch gelacht, weil er sich immerfort versprochen hat."

„Wieso — versprochen?"

„Nun, statt ‚Römer' hat er immer ‚Welsche' gesagt."

„Statt ‚Römer' ‚Welsche'? und ihr habt gelacht?" — Seltsam tief von innen her kamen die Worte aus Philipps Mund. „Aber Hermann der Cherusker hat sein Vaterland von den ‚Welschen' befreit. War's nicht so?"

Jürgen lachte laut auf. „Siehst du, da machst du dieselbe Verwechslung. Von den Römern! Von den Römern! Was ihr beide nur mit den ‚Welschen' habt?"

Tiefernst blickte Philipp auf ihn. „Was wir mit den Welschen haben? Freilich, das kannst du nicht begreifen! Du hast Mutters Tod nicht miterlebt und nicht Vaters Gefangenschaft in Ketten gesehen", erwiderte er. „Aber, ich denke, du wirst es noch lernen. Sieh auf unsere kranke Königin Luise!" —

Unwillig nur berichtete er Jürgens Auslassungen an Friesen. „So? Lachen die Jungen über den Jahn?" sprach dieser. „Recht so! Er ist starrnackig und will durch eine Hinterpforte in den Tempel. Aber er wird nicht hineinkommen. Er ist dafür zu gewaltig und wuchtig. Er muß die Haupttür nehmen. Die liegt hoch. Da ist erst die Eingangstreppe — Stufe für Stufe. Paß auf, Lipp, was wir noch einmal mit ihm erleben!"

Aus der dunklen Tiefe seines gereiften Wesens aufhorchend, hörte der Knabe diese Worte. Sie bedeuteten ihm eine Prophezeiung. Wenn er jetzt die Friedrichstraße entlangeilte, um durch das Tor in seine geliebte stille Heide zu kommen, wo die ihm heiligen Stellen seiner harrten, die Sandgrube und der Eichenast, an denen er lernen wollte seinen Körper zu meistern, dann warf er immer erst einen langen Blick auf das kleine Haus in der viertletzten Straße — der Krausenstraße —, das er als Jahns Wohnung kannte, und dachte: „Aus diesem muß er kommen, und wir werden wieder zusammen sein wie einst."

Da geschah es, daß ihm an manchem Tage auffiel, wie vor diesem Hause ein paar Knaben wartend standen. In der kommenden Zeit merkte er, daß deren Zahl wuchs. Er trat zu ihnen und erfuhr, der Lehrer, der hier im Hause wohne, mache gern Spaziergänge und Spiele und nehme alle Jungen mit, die sich anschlössen. Beim Anhören dieser Kunde durchfuhr Philipp eine seltsame Erschütterung. Ludwig Jahn, nach dem er sich so sehnte, gab sich mit Fremden ab? Er hatte seiner vergessen?!

Er blieb im Türwinkel harren, sah Jahns hohe Gestalt in seinem blauen Frack, seinen gelben Nankinghosen heraustreten, sah, wie er von den Wartenden umschwärmt und begleitet wurde. Unbemerkt folgte er der Schar. Sie begab sich zu der Wiese zwischen dem Halleschen und dem Kottbuser Tor. Dort wurde Reigen gesprungen, gespielt und gerungen. Jahns dröhnende, anfeuernde Stimme, sein tiefes, klares Lachen scholl weithin durch die Luft. Mit großen, leeren Augen entfernte sich Philipp endlich und schlich durch die Heide zum Hügel empor, wo ihn in Christophs Kate Hussa erwartete. Lange stand er regungslos und unlustig auf seiner Übungsstätte, die so manchen Schweißtropfen seines sich mühenden Körpers trug. War er mit seinem harten, ernsthaften Tun auch auf dem rechten Wege? Tränen traten ihm in die Augen, er biß die Zähne zusammen, er wühlte sich in seine Trauer, seine Einsamkeit hinein ....

Aber dann kam der feste, eiserne Wille wieder über ihn. Er reckte die Arme, sprang an dem Ast empor, kam in den Stützhang und arbeitete sich empor. Nun zwang er den Körper bis zur völligen Erschöpfung. Wie lange? Er wußte es nicht. Schweißgebadet hörte er endlich auf, jagte

sich noch in immer weiter ausgreifenden Hoch- und Tiefsprüngen an dem Steilhange des Sandberges ab, an denen auch der geschmeidige Hund teilnahm, und warf sich endlich tief ermüdet in das Heidekraut. So vergaß er, was ihn peinigte.

In ähnlicher Weise trieb er es an all den Tagen, wo er Jahn mit seiner Knabenschar unterwegs wußte und die brennende Eifersucht in ihm wühlte. Immer höher flammte diese empor, zumal die Jahnsche Schar ihre Spiele immer weiter ausdehnte und schließlich vom alten Christoph eine Voglerhütte im südöstlichen Teile der Heide als Räuberhöhle angewiesen bekam. Wohl kam der Versucher in Gestalt Hinrichs zu ihm. „Lipp, willst du nicht auch mitmachen? Ich bin schon öfter dabei gewesen, aber, weißt du, es ist bald alle mit ihnen. Sie sind so pimplich! Ihr großer Lehrer hat's satt, mit so Kuchenbäckern und Pankekiekern herumzuziehen. Heut' liegt er lang im Grase, wie tot. Sie spielen allein. Einfältig sind sie wie die jungen Hasen. Wir beide als Räuber könnten sie mit Hussa rasch aufspüren und mächtig zudecken!" und seine Hand schwang einen ungefügen Stecken.

Aber Philipp wandte sich von dieser Lockstimme ab. Ja, wenn ihn Jahn so angesprochen hätte — Jahn! „Ihm kann das bißchen Räuber- und Wandererspiel nicht genügen!" schrie es in ihm. „Er hat e i n m a l gegen die Welschen gestanden, und er muß wieder gegen sie! Wie sollte er sonst froh werden!" Aber wenn er darüber etwas zu Friesen äußerte, nickte dieser fast befriedigt vor sich hin und sagte: „Er ist auf dem richtigen Wege. Laßt ihn!"

Und dann kam es, wie es kommen mußte.

Wieder einmal, wie in letzter Zeit häufiger, hörte Philipp eines lachenden Juninachmittags die erregten Stimmen der kleinen Spielenden den Wald durchtoben, indes er sich mühte, den Muskeln seines Körpers scheinbar unmögliche Kräfte abzugewinnen. Gerade heute hatte er einen Fortschritt zu verzeichnen. An der glatten Stelle des Astes vermochte er mit Hilfe des eingebogenen Knies die Welle zehnmal und öfter auszuführen. Sie war doch immerhin schon ein Schein des Umschwungs, den er nun einmal frei erreichen wollte.

Da war es ihm mitten in der Übung, als würde er von zwei scharfen Augen aus dem Gebüsch her beobachtet. Er strengte seine Kräfte aufs äußerste an. Noch ein paarmal flog er herum, dann brachte er trotz der Verwirrung einen starken, überraschenden Absprung zustande. Er kam von diesem nicht bis auf die Erde. Ein Paar starke Arme fingen ihn in der Luft auf — hielten ihn, zwei zuckende Lippen berührten seine Stirn und das: „Glück auf, Bruder! Nieder mit i h m!" war nahe vor seinem Ohr. Aber wie klang es diesmal! War es nicht der jähe Ausbruch eines aus innerer Dumpfheit und nagender Unzufriedenheit Erlösten? Klang es nicht wie der Zuruf an eine neue Zeit, mit neuen Aufgaben, neuen Erfolgen? Wie es so feierlich gesprochen war, bildete es nicht ein festes Mannesgelübde, dies ‚Glück auf!', dies ‚Nieder mit i h m'?

„Junge, hier find' ich dich? Dergleichen treibst du? Hast von Guts-Muts gymnastischen Übungen in Schnepfental gelesen?! vom Dessauer Vieth gehört? — Nicht?! Alles nicht?! Alles aus dir selbst?! Ah, dann willst du faule Zeit hinbringen oder geschmeidig werden und schön, daß sich die Augen der Mamsellen an dir ergötzen? — Doch nicht? Junge, mit deinen Feueraugen! Dann steckt mehr hinter dir! Her mit dir — lang in die Heide! Über dir ist der Himmel! Her in meine Arme! Hier fühl' mein Herz schlagen! Für deutsche Kraft schlägt es! für Deutschlands Wohl! Und nun gebeichtet!"

Wirklich, da war es nun Wahrheit! Die zehrenden Feuer der brennenden Sehnsucht nach dem großen, starken Freunde und Lehrer verlohten, und mit dem Zirpen der Grillen in der Heide, dem leisen Lied der Vögel im Eichenlaube — aus Sonne und Windeswehen kam das Glück, das geträumte, zu Philipp, auf leisen Sohlen. An seinem eigenen, noch heftig arbeitenden Körper pochte der Herztakt in der Brust des Starken, und er wußte, geradenwegs in die Tiefe dieser Brust würde übergehen, versinken und wiedererstehen, was er zu sagen hatte.

Und was er bisher nur dem alten Rogge scheu und mit kargen Worten gestanden, hier an Jahns Seite entströmte es ihm wie die Preisgabe eines höchsten Besitztums an heiliger Opferstätte selber. Und Jahns Brust hob und senkte sich unter dem seltsamen Knabengeständnis schneller und schneller. Seine Pupillen bekamen im Strahl der Sonne, die das dunkelgrüne Gezweig

durchfunkelte, wieder den Regenbogenring innerer Erregung. Zuckenden Mundes, mit bebenden Nüstern, halb aufgerichtet lag er da, sah zu dem Ast der Eiche, zu der Sprunggrube und dem Sprunghügel, und versuchte zu verarbeiten, was er so wunderlich Überraschendes vernommen hatte.

„Herausholen, was verborgen schläft an Kräften, an Willen, an körperlichen, an seelischen Gütern! Es holen aus unsern Kindern, und sie werden zu Jünglingen! aus den Jünglingen, und sie werden zu Männern! Und die Zeit kommt, und der übermütige Welsche weiß von dieser Steigerung nichts. Die zu Boden Geworfenen erheben sich, junger Kräfte voll, und treten ihnen entgegen, eine Masse, ein Volk mit neuen Eigenschaften. Und die Gegner staunen und glauben nicht. Und die Verwirrung reißt ein, und die Furcht. Und wir kommen über sie, und es ist vollendet zur Wahrheit, was geweissagt worden durch Fichtes Mund: Der sittliche Wille zum Höheren ist zur Schöpferkraft geworden! Aus uns selbst ersteht das neue Preußen, das neue Deutschland! Und diese Stunde hat es in unsrer Berliner Jugend gemacht! In dieser Stunde fühle ich der wiedergewonnenen Zukunft erstes siegfrohes Weben!"

Er war aufgesprungen, warf den Frack ab, seine Lungen keuchten, die Muskeln seiner harten Arme zuckten sichtbar unter dem dünnen Hemdstoff.

„Was hast du herausholen wollen aus dir, mein kleiner, feuriger Bruder? Was hast du versucht und nicht vermocht? Hat in dir der Wille gesprochen: ‚Ich muß meinen Körper meistern, dann meistere ich auch mich!'? War es dies? Und mit starkem Aufschwung hing er am Reck, zog sich mit einem Arm empor, ließ sich sinken, und zog sich wieder hinauf — drei-, — sechs-, — achtmal. Wie von einer spielenden Feder, deren Kraft niemand schätzen konnte, schien der mächtige Mann regiert, so daß Philipp, den die langen Übungen gelehrt hatten, was an Sehnen- und Muskelkraft dazu gehörte, schließlich atemlos seines Herzens Wunsch herausschrie: „Herumschwingen! Herumschwingen mit dem ganzen Körper, an langen Armen, wie die Treppensteiger!"

Und wieder war es ein kurzer, fester Griff, ein Anschwellen der Armmuskeln, dann war im Ziehklimmen der Aufschwung vollbracht, und da flog die gewaltige Körpermasse in der Felge aus dem Stütz mit fortgesetzter Bewegung des Schwungstemmens um den schwankenden, erzitternden Ast vorwärts und rückwärts wie ein aufgezogenes Uhrwerk, so oft, daß Philipp laute Schreie des Entzückens ausstieß, daß er erregt um sich in die Runde blickte und Zuschauer suchte, wo immer er sie fände. Und seine Rufe wurden vernommen. Von allen Seiten knisterte das trockene Gezweige am Boden, rauschte die Heide von jungen Füßen. Und da Jahn mit leichtem, federndem Abschwung endlich wieder auf dem Boden stand, war da eine ganze Schar der zum Spielen ausgezogenen Knaben im Ring um die Stelle versammelt. Philipp aber stürzte auf den Starken zu, umfaßte ihn und rief selig jubelnd: „Du kannst es wie die chinesischen Männer! Du kannst mehr! Du hast das Geheimnis! Laß mich das auch lernen! Mich auch!"

Über Jahns ernste Züge flog ein Leuchten. Er bemerkte die gespannten Gesichter der frischen Jugend vor sich, und der Rausch seiner Vollkraft kam über ihn. Er packte den Ast zum Seitenaufschwung, er war über ihn weg, ohne ihn mit dem Leib zu berühren, und stand doch gleich wieder ruhig atmend mit geschlossenen Füßen auf dem Boden vor dem Knaben und fragte: „Das auch, kleiner Lipp?" Und er war schon wieder im Sitzaufschwung auf dem Ast, ließ sich zurückfallen, faßte die eigenen Füße und jagte sich in der Burzelwelle vor- und rückwärts herum, daß er, der eben noch possierlich wirkte, im Absprung mächtig und erschreckend aus der Höhe schoß wie ein Tiger. Und da er so fortfuhr mit Aufweisen aller Schwung- und Sprungkünste, deren sein geschmeidiger und mächtiger Körper fähig war, da kam ein Erstaunen über die Knabenherzen alle, und Philipp hielt ihn endlich an, und lachend und weinend rief er ihm entgegen: „Ich lerne es von dir!" Und die Umstehenden riefen es ihm nach: „Wir wollen es von dir lernen, Jahn!"

Aber dann standen sie doch kopfschüttelnd, und erst ein paar zage, dann herzhaftere Stimmen fragten: „Kannst du auch reiten? auch schießen? fechten, klettern, schwimmen?" Und da er zu allen Fragen ernsthaft nickte, fragte der Chorus eifrig drängend: „Von wem aber hast du das gelernt?" Da hielt Jahn soviele der

Knaben er fassen konnte, mit den Armen umspannt, sah in die erhitzten Gesichter und stieß heraus: „Das Reiten und Fechten von den Ziethenhusaren des großen Friedrich, das Wandern von den Paschern an unsrer mecklenburgischen Grenze, Schießen von den Wildschützen, das Schwimmen von einem Grönlandfahrer, Laufen und Springen von den Tieren, Klettern aber lehrten mich im Schlosse Ludwigslust die — Affen."

Ein mächtiges Hallo über solche Aufschlüsse brach aus.

„Und jetzt, Bruder Jahn, und jetzt? Was soll jetzt aus dir und mir und uns werden?" scholl es dann wieder drängend vor ihm.

Was war Besonderes in den Fragen, daß der mächtige Mann so emporzuckte, sein Antlitz so eigen schamrot ergriffen zur Tiefe wandte, wo im Sonnenglanze schimmernd die Residenzstadt Berlin ausgebreitet vor ihm lag, mit ihren traulichen Giebelhäusern, feierlichen Kirchtürmen, gleißenden Königsschlössern? daß er herausstieß: „Du arme Stadt! Du armes Haupt eines elend geschändeten Landes!" Seine blauen Augen standen weit offen und sogen Lichter und Schatten, Leben und Weben in sich hinein, wie er alles in dieser Stunde des inneren Erwachens erblickte.

Von seiner freien, hohen Stirn strahlte die Sonne zurück, die grauen Locken von Auerstädt an seinen Schläfen bebten leis im Sommerwind, als er endlich Antwort gab: „Jetzt? Was ich jetzt will? Alles wieder werden will ich, was ich einst gewesen, Husar und Pascher und Wildschütz und Wanderer, Schwimmer und Kletteraffe, und das alles lehren, dich und dich und dich!" Und er riß einen jeden der vor ihm Stehenden heran, und es war, als ob er jeden von ihnen weihte mit dem besonderen Anruf und der besonderen Berührung. „Eine Stätte wollen wir gründen hier und überall, wo die Welt weit und frei ist. Stählen wollen wir den Körper, daß Deutschlands Jugendkraft und Jugendgeist erwache. Und wachsen soll unsere Schar, von Tag zu Tag wachsen! Hintreten sollt ihr dereinst vor die Welschen, ihr Knaben und Jünglinge, und sie sollen euch nicht wiedererkennen nach den Vätern von Jena und Auerstädt, wenn ihr die Furcht unter sie jagt und das Grauen. In jedem von euch soll der Wanderer und Wildschütz, der Fechter und Pascher, der Reiter und Schwimmer sitzen! In jedem von euch soll leben, was in mir — eurem Lehrer — lebt! Wollt ihr's so haben?"

Aber die Kleinen standen verwundert über solch starke Worte, die Größeren zeigten nur glänzende Augen, und erst als Philipp rief: „Ja, das wollen wir!" da erhob sich auch ihr Rufen und Schreien. Die Mützen flogen, die Körper federten, die Beine sprangen von selbst die Höhe hinab, und es war ein Zuwinken, ein Sich-Mitteilen und Gejauchze noch weit über die Wiese und am Ufer des Floßgrabens, daß die Spaziergänger stehen blieben und ihnen befremdet nachschauten, denn ein solch frischer Hauch von üppigem Lebensdrange war ihnen in der jetzigen Zeit etwas völlig Ungewohntes.

---

20. Im Bann der Volkserzieher.

Ist es doch der angespannte Wille, der — wie den Körper und Geist — so auch die Welt regiert? der Wille des Überragenden, Einzelnen, Starken? Ist es doch der vergehende Wille, der den Menschen bricht?

Es muß wohl beides so sein. Wer auf den korsischen Emporkömmling blickte, der jetzt auf der Höhe einer Macht war, wie sie kaum ein Herrscher vor ihm jemals so blendend erstiegen, wer sein Triumphgefühl mitempfand, der mußte es im großen glauben. Ja, der Wille zur Macht hatte ihn emporgetragen zu diesem Gipfel! Wer auf das Verlöschen und Hinscheiden der Königin Luise blickte, mußte empfinden: wo kein Wille zum Leben mehr ist, wo Schmerz und Hoffnungslosigkeit ihn ausgelöscht haben, da muß das körperliche Sein ebenfalls erlöschen. Die milde, liebliche, ganz im Wohl ihres Vaterlandes aufgehende Königin war mit ihren letzten Kräften in ihre Heimat Strelitz gelangt. In Hohen-Zieritz starb sie am 19. Juli 1810, und es war ein ganzes Volk, das bald an ihrem Sarkophage in Charlottenburg trauerte und dem Urheber des so frühen Hinwelkens der geliebten Königin Rache schwor.

Aber was hier zwei hochgestellte Menschen bewiesen, auf die von allen Seiten her die Augen gerichtet waren, das zeigten auch schlichte Männer aus dem Volk.

Wer in jenen Tagen der Jahre 1810 und 1811 auf den außerordentlichen Lehrer am Grauen Kloster, mit Namen Ludwig Jahn blickte, der konnte im kleinen nicht daran zweifeln. Sein Wille sprach: „Werdet körperlich stark, und euer gekräftigter Leib wird euern Geist zur Tapferkeit und Freiheit führen!“ und durch die Herzen der Berliner Jugend wehte der Sturm des Eifers, sich körperlich zu betätigen.

Jubelnd verkündete Philipp, wohin er kam, seines Herzens Befreiung, das Wunderwort von dem Geheimnis, das sein lieber Freund und Bruder Jahn durch seine seit Kindheit gepflegte mächtige Körperkraft zu lösen verstand. Und vor dem kleinen Mietshause in der Krausenstraße schwollen die Haufen der jugendlichen Teilnehmer von Woche zu Woche an, bis sie nach Hunderten gezählt werden mußten. Ging es dann über das Rondel weg durch das Hallesche Tor, an der Kanonenschanze vorbei, in die Heide, dann wurden unterwegs schon die Spiellose unter Scherz und Lachen und Erwartung verteilt, und kam man an dem kleinen Waldwärterhäuschen Christophs an, dann wußte jeder bereits, ob er zu dem ersehnten Posten eines gefürchteten Räubers erlost war oder sich als Wanderer mit dem großen Haufen auf rasche und gewandte Flucht vorbereiten mußte. Vater Christoph und Sohn aber traten ihnen mit listigen Augen und lebhaftem Schmunzeln entgegen, und bald stürmte die Schar der Räuber mit Hinrich auf heimlichen Pfaden dem versteckt gelegenen Schlupfwinkel am Wege zu. War dann der Überfall der Wandernden unter Ansprung und Sich-Wehren, unter Jauchzen und Kriegsgeschrei geschehen, dann war man auf der Höhe des Sandrückens, der sich als Tempelhofer Berg und Rollberge im Süden Berlins zwischen der Hasenheide und Britzer Heide entlang zieht, und in die Nähe der Lichtung angelangt, die Philipp sich einst erwählt, und die Jahns vollen Beifall gefunden hatte. Und von diesem Platze waren gewöhnlich schon Axtschläge, das Schroten der Säge und freudiges Hundegebell zu den Ankommenden hinübergeklungen. Denn droben stand der alte Klaus Rogge im Schutze Hussas bei der Arbeit, und unter seinen geschickten Händen entstanden aus dem Holz der Fichten Springel, Sprungkasten und Springstöcke, Stangen, Kletterzeug und Hangelreck, wie es das Bedürfnis der Jungen von Tag zu Tag immer dringlicher forderte. Und alles gab Jahn an, und in allen Übungen war er Meister.

Freilich, einen ihm gleichwertigen, wenn auch stilleren Kameraden hatte er dabei gefunden. Friedrich Friesen hatte trotz der entflammten Begeisterung Philipps sich lange schweigsam und zurückhaltend gezeigt. Eines Tages aber hatte vor dem am Hangelreck seine Kraft und Gewandtheit Zeigenden ein gleich hochgewachsener, blonder Mann gestanden. Kaum hatten sich die Blicke der Augen gekreuzt, da plumpste der Übende von seinem erhöhten Hange zur Erde und stand mit hängenden Armen und zurückhaltender Gebärde abwartend und gleichsam abbittend da. Der andere aber trat zu ihm, reichte ihm beide Hände und sprach nur: „Hast du dich gefunden, Ludwig Jahn, dann laß mich teilhaben an deinem Werke. Ich weiß, nun wird es erstehen!“

Da war es ein jubelndes Aufschauen und ein Armstrecken, ein herzliches Umfangen und Pressen. „Du und ich, Bruder! Wir sind eine Welt! Wir wollen eine bauen!“

Seit der Stunde war zu dem Anfeuernden, Stürmischen, Lauten, der Beharrliche, Zähe, Treue gekommen — zu dem Klimmen, Ringen und Springen der Faustkampf auf dem Schwebebaum, das Fechten und Ger-Werfen.

Der alte Christoph hatte den längsten und dicksten Fichtenbaum in der Britzer Heide aussuchen müssen, und bald war vom Oberförster von Schenk die Erlaubnis ausgewirkt, ihn zu fällen. Da ruhte er denn geschabt und geglättet auf zwei Unterstützungen wagerecht über der Erde, und es war für die Plamannschen Zöglinge eine lieblichere Freude, hier oben in blauer Luft anstatt im dunklen, stickigen Hofe der Anstalt auf einer Wölbung das Anspringen und Aufsitzen zu üben, das sichere Schreiten und den Faustkampf.

Die Freude wurde größer, als Friesen es bei Plamann durchsetzte, daß einige Unterrichtsstunden durch Stunden solcher körperlicher Übungen ersetzt wurden. Wo Jahn schon der Muskelübungen froh war, und diese in allen möglichen Abänderungen pflegte, strebte er selber weiter und weiter. Konnten immer nur wenige Schüler einander mit dem Hiebfechtel gegenüberstehen, so konnten andere dagegen wuchtige Stangen wie Spieße werfen. „Sieh, das Ger unserer germanischen Voreltern, da ist es wieder!“ hatte Jahn bei diesen Übungen freudig gerufen —

konnten ihn doch deutsches Tun und echte deutsche Wörter zu heller Begeisterung entflammen! — und „Ger-Werfen" war die allen angenehme Übung mit den Spießen fortan genannt worden. — Bald hatte der alte Rogge auf lichten Stellen der Heide starre Pfähle aufgepflanzt, die einen mächtigen beweglichen Klotz als Haupt trugen. Gegen sie die schwere Stange zielend zu schleudern, dem starren Feind das Haupt in den Nacken zu werfen, wurde bald gemeinsamer Eifer. Wenn die lebhafte Jungenschar bewaffnet zu diesen Kämpfen ausrückte, dann sahen Jahn und Friesen einander wohl in die Augen, und was vor ihrer Seele stand, war das Bild der gegen den welschen Feind ausziehenden deutschen Mannschaft.

War es nicht, als ob hier auf dem Heiderücken vor Berlin wirklich eine überraschende, überall von der männlichen Jugend ersehnte Kräfteerlösung stattgefunden hatte? Was die Freunde hier auf der von Jahn bald „Tie" getauften Stelle schufen, das war in ähnlicher Form zum Teil, in der aufbrechenden Macht inneren Feuers jedoch so noch nirgends im deutschen Volk lebendig gewesen trotz Guts-Muts und Vieth. „W i r t u r n e n!" rief er im Frühling des Jahres 1811 mit seiner hallenden Stimme über die von jungen, rüstigen Kräften belebte Stelle in den Wald hinein, und anderntags flog das seltsame, neugeprägte Wort von den Knaben zu den Jünglingen, und von diesen durch ganz Berlin. Und ganz Berlin horchte auf. „Jahn hat einen T u r n p l a t z gegründet! Unsere Jungen t u r n e n! Was heißt das? Was will er damit?"

Da hielt das neue Wort seinen Umzug durch die Residenz, wurde mit Inhalt gefüllt, mit zahmem oder starkem, mit hämischem oder begeistertem Inhalt, aber wegzulöschen war es nicht mehr aus der Welt, so wenig es auch im Jahnschen Sinne recht begriffen wurde. Wohl schritten die neugierigen Berliner Philister hinaus zur Hasenheide, umstanden die Spiel- und Übungsplätze, hörten das Weihelied von Claudius oder das „Heil dir im Siegerkranz", wohnten den spartanisch-kargen Mahlzeiten mit bei, die aus Brot, Salz und Quellwasser bestanden, und schüttelten die Köpfe. Doch die frische Jugend hielt solch Kopfschütteln nicht ab, sich an dem merkwürdigen, neuen Leben zu beteiligen. Einige junge, gewandte Volksschullehrer kamen mit Scharen ihrer Schüler. Studenten — frisch von Frankfurt eingeführte Berliner Studenten — schritten in flegelhafter Aufführung, wie sie es von Frankfurt her gewohnt waren, zur Höhe des Tempelhofer Berges hinauf, störten die Übungen, lachten über die kleinen Ringer, riefen sie zum Kampfe heraus, und — von Philipp und seinen Kameraden, Dürre, Zenker und Pichon leicht gemeistert, wurden sie, im Staunen über soviel gepflegte Kraft, willige und begeisterte Anhänger des „Turnens".

„Haben wir Gerkämpfer, d. h. Fußsoldaten, so darf es nicht an ausgebildeten Reitern fehlen", sprach Friesen, und nun wurde er der Lehrer im Schwingen am Schwingelzeug. Hei, wie strahlten die Gesichter der jungen Turner auf, als sie eines Tages den alten Rogge mit der Polsterung einer Pferdehaut beschäftigt fanden und diese auf dem Rücken eines hohen, vierbeinigen Gestells wiedertrafen, das oben faßbare Sattelränder besaß, und nun zu einer ganzen Fülle fesselnder Übungen Anlaß wurde. Diese aber, was bildeten sie anderes als die Grundlage für die Reitkunst. Es dauerte nicht sehr lange, da stand ab und zu auch wohl ein wirkliches Pferd auf dem Turnplatz, und es gab Turner, die den hierauf folgenden Reitunterricht, zu dem der Oberforstmeister von Schenk unentgeltlich Gelegenheit geboten hatte, spielend bezwangen.

Daß Philipp unter den ersten war, die sich hierzu drängten, war bei seiner Lust, im Sattel zu sitzen, selbstverständlich.

Über eine solche eigenartige Ausbildung der Jugend mochten wohl die Berliner staunen, denn so sehr sie anfangs den Kopf geschüttelt hatten — sie kamen wieder und wieder. Für viele wurde der Gang zur Hasenheide an Turntagen zur lieben Gewohnheit, und „der dustere Keller" an der Kanonenschanze mit seinen hohen, alten Bäumen, sowie die übrigen Kaffeegärten waren überfüllt.

Natürlich wurde auch Franziska neugierig. Als Philipp ihr die Nachricht gebracht hatte, daß mit Erlaubnis des Ministers von Humboldt ein richtiger großer Turnplatz in der Hasenheide gegründet wäre, sprach auch sie: „Was ist dein Jahn nur für ein Wundermensch! Seit der Schill gefallen ist, beschäftigt allein er ganz Berlin. Denk' dir nur, jetzt hat Vater das Turnen auch schon als Schulstunde im Grauen Kloster

geduldet. Nur auf das grauleinene Turnzeug schilt er. Er nennt euch die ungebleichten Racker! Aber Jahn hat ihm gegenüber behauptet, Stoff, Schnitt und Farbe seien gerade so recht. Sie geben Abhärtung und Freiheit — sagt er."

Philipp nickte eifrig. „Ja, was er sagt und tut, das stimmt immer!" Er starrte ein wenig vor sich hin, und plötzlich lachte er laut auf. „Da ist gestern etwas passiert, etwas Feines. Wir marschierten durch das Brandenburger Tor und duselten alle so hin. Da springt plötzlich Jahn zu dem Flügelmann im vordersten Zuge — der stille Dietrich war's — und schreit ihn an: ‚Woran denkst du?' Der fuhr erschrocken auf und wußte nichts zu antworten. Wir andern aber starrten ebenso schweigend alle den Jahn an."

„Na — und?" fragte Franziska.

„Ja, nun sage mal, was hättest du geantwortet?"

Das junge Mädchen sah ihm lächelnd in das frische Gesicht. „Denkt man denn immer an etwas? Vielleicht hätte ich gesagt: ‚An nichts!'"

Da lachte Philipp hell auf. „So hättest du auch von Jahn eine hinter die Ohren bekommen wie der Dietrich! Den hat er angefahren — ich sage dir! — ‚Du sollst immer daran denken, daß unsere Viktoria oben auf dem Brandenburger Tore mit dem Siegeswagen bei den Welschen als Triumphstück unsrer Schmach steht!' — Siehst du, so hat Jahn ihm zugerufen, und wir alle haben uns das gemerkt."

Franziska sah versonnen drein. „Ja, so scheint es zu sein. Aber verfährt er nicht manchmal ein bißchen roh? Daß er den kleinen Plamannschüler in den Floßgraben geworfen hat, ist doch ein starkes Stück!"

Philipp machte eine abtuende Gebärde. „Den dicken Schäfer?! Hat er ja gar nicht! Einfach beim Kragen über den Brückenrand hat er ihn gehalten, mit bolzengeradem Arm — ich sag' dir, ist das ein Mann! — und so lange hat er ihn zappeln lassen, bis der sich überwunden hat und hat auf das Wasser unter sich gesehen. Denn, weißt du, der dicke Schäfer war ein ganz Feiger, dem es vor dem Wasser gegraut hat!"

„Und die Kur soll geholfen haben?"

„Freilich! Jetzt lernt er längst neben Jahn am Unterbaum das Schwimmen und springt vom höchsten Brett."

Das junge Mädchen strich dem Eifrigen das Haar aus der Stirn und sah an seinem Körper herunter, dessen Knochen- und Muskelbau sich ansehnlich ausgelegt hatte. „Und du kannst es auch schon — das Schwimmen? Und kannst noch mehr, wie? Junge, ich glaube, du wirst selber noch mal so stark wie Jahn oder Friesen. Das Hinken hast du schon ganz verlernt."

„Das macht das Turnen! Jahn sagt's auch. Das rückt alles Falsche und Halbe im Körper zurecht. Übrigens, weißt du, nächstens werde ich Vorschwinger. Einhauer und Einstoßer bin ich schon. Nun habe ich gestern Borcke II im Schwebekampf besiegt. Da habe ich bloß noch Friesen über mir. Aber im Stabspringen macht Borcke 8 Fuß und ich bloß 7½, und ringen können Pichon und Dürre besser. Dürre hat doch den starken Studenten Lambi besiegt! Denk' dir, und er ist auch erst 14½ Jahre wie ich!"

„Und wer ist der beste Läufer?"

„Das ist natürlich Schwarz. Von dem sagt Jahn, wenn ihm im Kriege das Pferd erschossen würde, so könnte er den Angriff zu Fuß mitmachen!"

„Im Krieg —?" Franziska schüttelte sich ein wenig, und die Blicke, mit denen sie Philipp betrachtete, bekamen die Starre des Schreckens. Des Knaben Augen aber glänzten auf. Er trat näher zu ihr heran und beugte sich zu ihrem Ohr: „Ja, das weißt du doch, daß alles, was wir tun, Vorbereitung zum Krieg ist! Jahn sagt es. Immer wenn wir allzu friedlich und gesättigt erscheinen, spottet er uns als ‚Kuchenbäcker' aus. Im nächsten Monat wird in der Heide auch ein Schießstand eingerichtet. Natürlich ahnst du, gegen wen es gehen wird. Sprechen aber sollen wir nicht darüber, denn des Korsen Spione sind überall. Aber wenn wir Turner einander ansehen, soll es in unsern Blicken stehen: ‚Nieder mit ihm!'"

„Da werden sich um euch Turner gewiß auch alle patriotischen Männer scharen. Ihr werdet einen Bund gründen —"

„Pscht! Sag' das nicht!" Überhastig war Philipp aufgefahren, und als das junge Mädchen ihn forschend anblickte und vorsichtig ausholend fragte? „Sieh mal, es scheint also schon dergleichen zu bestehen?" da sah er völlig verwirrt drein und wußte nicht, wohin er die Blicke richten sollte. Aber Franziska ließ nicht nach.

„Philipp, willst du mir nicht trauen? Mir?!

Und du selbst hast mir durch den alten Rogge Gelegenheit gegeben, daß ich mit Herrn von Blomberg in Briefwechsel treten konnte! Und ich habe dir alle Briefe gezeigt, die er von der russischen Grenze geschickt hat, und du weißt, daß er dann selbst zu den Russen geht, um mit ihnen gegen Napoleon zu kämpfen! Seine Sorge ist, unser Volk werde noch nicht reif genug sein, sich in einem solchen Kriege den Feinden Napoleons anzuschließen. Noch aber ist er im Lande, ist von französischen Spionen umgeben, und wenn du ein einziges Wort von seiner Absicht verrätst, dann wird er ergriffen und auf Festung gesetzt oder erschossen. Siehst du, so habe ich dir das Leben meines Freundes in die Hand gegeben! Wie gerne hörte ich nun etwas Freudiges, Frisches aus unserm Volke heraus, hier aus unserm dumpfen Berlin! Alle besternten und betreßten Männer, die in des Königs Nähe sind, erscheinen so schwach. Sie fürchten sich vor jeder Nachricht, die in die Spenersche oder Vossische Zeitung kommen könnte. Sogar vor solchem Schandblatt wie dem Telegraphen haben sie Angst. Gönnst du mir wirklich nicht ein bißchen Freude an Männern, die stark und treu sind?"

Sie hatte lieblich, eindringlich gebeten. Sie hatte den Knaben an seinem Stolz auf Jahn und Friesen gepackt, und sie sah so ergeben und ehrlich drein mit ihrem lieben Gesicht. Nein, sie, die solchen patriotischen Kampf im eigenen Hause gegen den schwankenden Vater und die vielen Napoleonverehrer unter den Professoren kämpfte — sie würde nichts verraten! Und er kauerte sich neben sie auf einen Hocker, und er flüsterte ihr in die Ohren, was alles sich am 14. November des vorigen Jahres unter den hohen Bäumen des „dusteren Kellers" am Tempelhofer Berge zugetragen hatte.

Ja, Jünglinge und Männer, heißen Tatendranges für das Vaterland voll, hatten sich mehr und mehr zu den frischen Turnern, deren Zahl 2000 bereits überstieg, hingezogen gefühlt. Und wenn der klingende Gesang der vom Tie Abziehenden über die Wiese schallte, Jahn seine letzten eindringlichen Mahnworte gesprochen hatte, dann hatten sich aus der Schar der den Zug Begleitenden vielfach ein paar Gestalten und wieder ein paar losgelöst und waren unbemerkt dem abgelegenen und Verstecke bietenden Garten der Wirtschaft zugeschritten. So hatte es Justus Gruner, der Polizeigewaltige, und Niebuhr, der Historiker, gehalten. So die Gymnasiallehrer Doktor Markgraff und Friedrich Lange. So die Bauräte Eitelwein und Günther. Aber auch der alte Rogge mit vielen seiner plattsprechenden Freunde vom Schiffbauerdamm waren dort eingetreten, mit ihnen Lutz und Tichy, die Halloren, die Humboldt für die Turner als Meisterschwimmer aus Halle hatte kommen lassen, und viele andere Männer der Regierung, der Wissenschaften, Männer des Gewerbes und Handwerks. Und keiner sah in dem Anwesenden anderes als den Freund des Vaterlandes.

Hier unter den hohen Bäumen hatten auch Jahn und Friesen das Erlebte und das für die Zukunft Notwendige mit den Vorturnern durchgesprochen, und bald hatte sich daraus ein allgemeines Gespräch entwickelt über des Volkes Lage und seine Aussicht, einmal gegen Napoleon auftreten zu können. Von einigen adligen Heißspornen wußte man, daß sie entschlossen waren, eine solche Erhebung, wenn es nicht anders ginge, selbst ohne des Königs Person zu bewirken, d. h. nicht vor einer Revolution zurückzuschrecken. Nun lebte in den Kreisen der Patrioten die Sorge, daß sich in Preußen ein Bürgerkrieg gegen die Welschen entfachen könnte, wie ihn das unglückliche Spanien im Jahre 1809 hatte durchkämpfen müssen. Allen graute davor. Alle sahen ein, daß Geduld und Arbeitsausdauer zusammengehen müßten, um das Vaterland in den kommenden Jahren vor dem Äußersten zu bewahren. Seine kriegerischen Kräfte müßten erst ausgestaltet, sein Volk erst reif für ein Sichopfern unter des Königs Befehl gemacht werden. Der böse Ruf, der dem Militärstand anhing, mußte gehoben werden, der Soldat eine menschenwürdige Behandlung erfahren, wie dies schon in den Bestrebungen Scharnhorsts und Gneisenaus lag. Die Handlungen jedes einzelnen preußischen Bürgers müßten auf solche Verbesserungen gerichtet sein, wie sie der Freiherr vom Stein und jetzt Humboldt und Hardenberg in der Staatsverfassung bereits angestrebt hätten, und jeder müßte das seine tun, Mann zu sein und Männer der Zukunft zu schaffen.

Diese Sorgen hatten die zwanglose Vereinigung an diesem abgelegenen Ort zusammengehalten, auch in den Wintertagen, als das Turnen bereits in den Veronaschen Saal in der Beh-

renstraße verlegt war. „Siehst du, Franziska, und wie die Patrioten am 14. November kurz vor dem Auseinandergehen da alle zusammenstanden, Alte und Junge, Männer der höheren Stände und des Volkes, da trat plötzlich eine wunderliche Stille ein, lang und drückend. Jedem war das Herz voll zum Überschäumen, und keiner fand das Wort. Ich stand neben Friesen. Er hatte an dem Tage den Versammelten einen Plan für die Vergrößerung des Turnplatzes vorgelegt, den ich gezeichnet hatte. Und nun auf einmal scholl seine Stimme so ganz von selbst, so einfach und natürlich: ‚Hört ihr das Brausen in den Bäumen? Seht ihr die Sterne am Nachthimmel? Soll nicht so unser heimliches Leben sein, rauschend von bewegter Kraft, hoffend auf das künftige Licht?‘ — Diese Worte müssen wohl durch alle wie ein Schlag gegangen sein. Ich glaube, er hatte jedem einzelnen die Zunge gelöst. Es wurde ein heftiges Zusammenrucken, ein festeres Sichaneinanderlehnen, und schließlich schien es eine einzige dunkle Masse aus schwer atmenden Leibern. Aus der ganzen Menge aber habe ich doch bloß Jahns und meines lieben Friesen breite Schultern und Köpfe gesehen. Und dann hat Friesen weitergesprochen, mahnend und eindringlich, vom Vaterland, vom König und der Verantwortung eines jeden Deutschen. Nach ihm — Jahn. Nicht laut, nicht drohend wie sonst, wenn er unserer wilden Schar über die Häupter fegt und sie zur Ruhe zwingt — nein, weißt du, es war wie ein heimliches Beichten in seiner Stimme. Es war, als hätte er sich vor dem Tageslicht und den Augen der Zuschauer immer verstellt. Nun im Schweigen und Dunkel aber kam das Weiche, was in ihm ist, ungestört heraus. — Friesen hat mir das später so erklärt. Mir ist's aber auch an dem Abend schon so gewesen, als wäre dieser, der so zu sprechen vermochte, erst der wahre Jahn. Seit der Stunde sehe ich ihn auch ganz anders an. Wenn er bei unseren Balgereien so ein paar Hauptschläger, die sich immer wieder einfinden und alles stören, zur Ruhe donnert oder mit den Köpfen zusammenschlägt, dann denke ich immer: ‚Wüßten doch alle, wie der starke Mann damals hat gütig und weich sein können, wo es um seine Seele ging!‘"

„Und es ist eine Vereinigung der Männer zustande gekommen?"

Philipp nickte. Sie haben einander die Hände gereicht zum ‚Deutschen Bunde‘, wie Friesen ihn genannt. Aber der Bund hat keine Abzeichen und keine Losung, daher wird es Ungetreuen unmöglich sein, Verrat zu üben. Einzig jede Tugend selbst soll gefördert werden, vor allem die Vaterlandsliebe. Die Franzosen sollen aus dem Lande gejagt werden, und Gut und Blut soll jeder wagen müssen, wenn der ersehnte Befreiungskampf naht."

Franziska nickte ergriffen vor sich hin. „So sag' dem Jahn und dem Friesen, der Leutnant Alexander von Blomberg sei des Deutschen Bundes Mitglied schon lange. Und ob der Bund Mädchen unter sich aufnimmt oder nicht, eine gewisse Franziska Bellermann sei in jedem Falle dabei mit ganzer Seele, denn auch sie würde ihr Liebstes opfern, wenn sie ihrem Vaterlande dadurch helfen könnte."

Philipp sah sie begeistert an, wie sie das so still und fest und treu herausbrachte, und fragte: „Dein Liebstes? Ist das außer deinem Vater Herr von Blomberg, oder bin ich das?"

In Tränen lächelnd über seine derbe Knabenart sah sie auf. „Still — du! Ihr seid es beide, und alle Tapferen sind es."

„Dann hast du viele Freunde!" versetzte er. „Bei jeder Versammlung sind neue da, die sprechen wie du. Sie sagen, sie seien lange schon Geheimmitglieder eines solchen Bundes gewesen, nun aber freuten sie sich der starken Mithelfer. Ich wette, morgen abend, wo wir wieder hinaufgehen, sind wieder Neue da. Wir wandern nämlich bei jedem Wetter hin, auch bei Schnee und Frost, und alles wird im Garten unter den Bäumen besprochen. Wunderlich ist es, wie sie alle Jahn und Friesen und manchmal auch mich kennen, und ich muß mir's gefallen lassen, daß sie mich immer noch den Franzosen-Lipp nennen."

Franziska strich ihm die Wangen. „Ein Ehrenname! Du lernst früh den Ruhm kosten, mein kleiner, tapferer Junge. Werde nicht übermütig darüber. Alles das sind Zeichen der Schwere der Zeit. Bald wird weder der Garten zum ‚Düsteren Keller‘ noch das Tempelhofer Feld für die ausreichen, die bei einem deutschen Bunde Heil suchen, denn das ganze deutsche Volk wird kommen. Unsere gelehrten Gäste von der Universität und dem Gymnasium sagen so. Aber meinst du, daß sie alle, alle von Worten befriedigt werden? Meinst du nicht, daß Taten nötig sind.

schwere, blutige Taten? Ach, kleiner, tapferer Lipp, er wird über dich und euch alle herbrechen, der Sturm, der aus dem Osten droht! Laß uns wachen und beten!" Seufzend wandte sie sich ab. Blombergs Nachrichten über das Verhältnis Napoleons zu Rußland waren es, die so bange Sorge in ihre Seele geworfen hatten. Aber da sie wußte, daß sie damit nicht allein stand, zwang sie sich, ihren persönlichen Kummer zurückzudrängen.

---

21. O du mein armes Vaterland.

Was auch galten in dieser Zeit des tiefsten politischen Darniederliegens die Lebensumstände des Einzelnen!

Dachte Jahn um die Wende von 1811 auf 12, über seinen patriotischen Sorgen brütend, daran, daß seine Hilfslehrerzeit am Grauen Kloster abgelaufen war und er zu einer ersprießlichen, Unterhalt schaffenden Tätigkeit bisher keine Schritte getan hatte? War in Philipp, der alle Klassen der Plamannschen Schule hinter sich hatte, irgendein Wunsch oder Wille, einer weiteren Ausbildung wegen die Seite seiner rastlos tätigen Freunde, die vor allem Vaterlandsfreunde waren, zu verlassen? Empfand nicht Plamann selbst die immer steigende Vergrößerung seiner Anstalt, die ihm Ansehen und Geld einbrachte, eigentlich als beschämend, da dies alles ja Gutes für ihn bedeutete — Gutes in einer Zeit, die nur Elend und Übel für das Vaterland kannte?

Denn Sturm hing in der Luft: Napoleon rüstete gewaltig. Überall war seine den Krieg vorbereitende Tätigkeit merkbar. Munition und Proviant wurde von allen Seiten her herangezogen. Die Furiere flogen, die Diplomaten saßen schwitzend in heimlichen Konferenzen. An den Grenzen häuften sich gewaltige Heeresmassen, und das preußische Volk begann unruhig zu werden, Fragen zu stellen. Zunächst jene Feurigen, innerlich Gehetzten, denen die Schmach von Jena und Auerstädt in tiefster, edelmännischer Seele noch immer nachging, die jede kriegerische Gelegenheit beim Schopfe ergriffen hätten, wenn sie selber nur zum Schlagen gegen den Feind gelangten. Dann aber auch die immer Ängstlichen, Besorgten, die Philister, die für die eigene Ruhe fürchteten. Schrien die einen aus tiefstem Herzenskummer: „Krieg! Krieg! Mit Rußland gegen Frankreich!", so begütigten die anderen: „Still! Still! Wenn die französische Polizei von solchen Gedanken Wind bekäme, wir wären geliefert! Friede! Friede! Und werden wir zur Entscheidung gedrängt, so wird unser König doch ein Einsehen haben und mit dem starken Kaiser der Franzosen gegen Rußland gehen!"

Aber im Lager der Preußen stand man eben in den Anfängen der neuartigen Rekrutierung und Heeresausrüstung, wie sie Scharnhorst vorgeschlagen hatte. Man war selber uneins, wenn man auch willens war, sich nicht mit gebundenen Händen irgendeiner bedrohenden Gewalt auszuliefern. Schon in dieser Zeit zeigte es sich, daß die Regierung die als treu befundenen Mitglieder des Deutschen Bundes gut verwenden konnte. Bei der Gefährlichkeit, Briefe politischen Inhalts durch das Land zu schicken, gab es weiter keine Möglichkeit, sichere Nachrichten über die Vorgänge an den Grenzen zu gewinnen, als patriotische Männer auf Beobachtung auszuschicken.

So erhielt eines Tages auch Jahn durch den Polizeipräsidenten Justus Gruner eine Einladung zum Minister von Hardenberg, der im stillen mit allen Diplomaten unterhandelte, die bei Rußlands, Englands und Österreichs Regierung von Einfluß waren. Jahn sprach nicht über den Besuch und die Unterredung. Er machte es, wie es in dieser Zeit so viele Getreue machten. Eines Morgens war er aus Berlin verschwunden, und erst nach ungefähr einem Monat erschien er wieder. Um seine Lippen lag ein neuer, fremdartiger Zug. Friesen, als er diese Miene bemerkte, sagte von ihm: „Er hat Pascher oder Wildschütz spielen müssen und ist gejagt worden, wo er selbst gern hätte jagen wollen."

Doch nicht immer richteten sich diese Geheimunternehmungen gegen den Korsen.

Eines Tages in den Weihnachtsferien erhielt Jahn, der außer Friesen und Philipp seine besten Vorturner Pichon, Borcke, Zenker und Dürre um sich hatte, ein geheimnisvolles Schreiben ins Fenster geworfen. Er las es, Unternehmungslust spiegelte sich auf seinem Gesicht, und scharfen Auges überblitzte er seine sechs Getreuen. „Wollt ihr eure Reit- und Wanderkunst einmal in meinen Dienst stellen?" fragte er. Alle sagten zu. Da verkündete er ihnen, daß er an-

derntags in grauer Frühe durch eine geschlossene Kutsche abgeholt werden würde, um einem fernen, unbekannten Ziele zugeführt zu werden. Es sollte nun das Bestreben seiner jungen Freunde sein, ihn auf der Irrfahrt nicht aus den Augen zu lassen, selber bei der Verfolgung aber möglichst unauffällig zu bleiben.

Während er sich zur Fahrt bereitmachte, besprachen die anderen schnell ihr Verhalten, und es wurde in Wahrheit eine geheimnisvolle und spannende Verfolgung der geschlossenen Karosse, die zunächst in den Straßen Berlins mehrmals im Kreise herumfuhr, dann die Residenz durch das Potsdamer Tor verließ und den Weg über Teltow, Trebbin, Jüterbog nach Wittenberg einschlug. Trotz der steten Beaufsichtigung merkte der Führer des Wagens nichts von der Begleitung der sechs. Manchmal war es nur ein Reiter, der dem Wagen folgte, bei ansteigendem Wege schritten ein paar Wanderer hinter dem Gefährt her. Wieder an anderen Orten kam der Kutsche ein Bauernwagen nachgefahren. War die Spur einmal verloren, so fand Hussa sie rasch wieder. So ging es fort, bis Jahn am dunklen Abend in den Schloßhof eines seitlich Wittenbergs gelegenen Landgutes einfuhr. Die versteckt lauernden Freunde bemerkten, wie zahlreiche andere, hochadlige Gäste zu Wagen und Pferd hier eintrafen, und hegten nun keine Besorgnis mehr um den Meister. Aber dennoch schien er im Kreise der Besucher nicht gerade die Rolle eines gänzlich Ungefährdeten zu spielen, denn Philipp, dem es gelungen war, heimlich bis auf das Dach eines kleinen Vorbaues zu gelangen, das an die Fenster des Versammlungszimmers stieß, hörte seine mächtige Stimme mehrmals in drohendem Tone eine Mahnung herausschmettern.

Jahn erzählte später Friesen, es habe sich um eine Versammlung höchst ehrenwerter, ja kühner Patrioten gehandelt. Es seien aber solche gewesen, die durch das Gerücht, Preußen werde gezwungen werden, m i t Napoleon g e g e n Rußland zu ziehen, ganz rabiat geworden wären. Sie hätten gemeint, die neuen Heereseinrichtungen Scharnhorsts, durch die es möglich sein sollte, das kleine stehende preußische Heer sehr schnell auf das Dreifache zu steigern, sie würden schon jetzt genügen. Auf Reserve von befreundeten Staaten brauchte man nicht zu warten. Nun dürfte man einem Kampfe gegen den Korsen nicht mehr ausweichen, und wenn der König dem nicht zustimme, so müßte eben mit seiner Entthronung gerechnet werden.

Gegen eine solche Auffassung vom Wohle des Vaterlandes habe er denn freilich mit Händen und Füßen angekämpft und schließlich seine Meinung von einer Neugestaltung des ganzen Volkes von oben herab stark und deutlich kundgetan. Da diese Änderung aber nicht in so kurzer Zeit vor sich gehen könne, so müßten bei aller Schmach und Niedrigkeit der jetzigen Volkslage dennoch die zu einer Besserung nötigen Jahre in Geduld abgewartet werden.

So wunderlich dieser Feldzug gegen allzu stürmische Patrioten verlaufen war, so hatte er doch zum mindesten in e i n e r Brust die Flamme einer alten Neigung wieder zu kräftigerem Brennen angefacht.

Bei allen Turnübungen, allen gemeinsamen Märschen, bei Gesang und Spiel war es Philipp nach Erwerbung der anfangs so geheimnisvollen Kunst, seine Körperkräfte zu beherrschen, nie so wohl und freudig zumute gewesen als bei diesem Ritt. Die Tatenfreude, die durch ihn wachgerufen war, das Geheimnisvolle, das ihn umwebte, löste in seiner Brust einen heißen Drang nach einem so stark bewegten Leben auch für die Zukunft aus. Dazu kam, daß ihm durch Klaus Rogges Vermittlung ein Brief seines Vaters zugeflogen kam. Dieser war bei seinem Grafen und wirkte in der Verwaltung des Heeres mit. Aus seinen Zeilen strahlte seine Tatenlust. Philipp erzitterte nach der Lesung dieses Schreibens. Eine unstillbare Sehnsucht nach Wald und Pürsch und Büchsenknall erfüllte ihn.

Da einten sich mehrere Ereignisse, um ihm die Bahn seiner Abenteurerlust wieder zu eröffnen.

Napoleon machte entschieden Ernst mit seinen Eröffnungen von Feindseligkeiten, von denen niemand genau wußte, gegen welche Nation sie sich eigentlich richten würden. Marschall Davoust hatte bereits die Division Friant in Pommern einrücken lassen an einer Stelle, wo sich zum Glück keine preußischen Truppen befanden, Oudinot rückte mit starken Heeresabteilungen von Sachsen her auf Berlin zu. Ein feindlicher Überfall der Residenz wurde befürchtet.

Man dachte gar an eine überraschende Gefangennahme des Königs.

Philipp selber sah die heimlich Tag und Nacht bereitstehenden Wagen, die im letzten Augenblick den Herrscher und den königlichen Silberschatz aus Berlins Mauern entführen sollten.

Natürlich wurde es unter so bedrohlichen Umständen bei den tatkräftigen Oberoffizieren im preußischen Heere lebendig. Bülow ging unter Ernennung zum Brigadegeneral der westpreußischen Brigade nach Marienwerder ab, York in ähnlicher Stellung nach Königsberg, Blücher sammelte unter Kolbergs Mauern eine starke Freischar, und in stürmischen Worten und Schreiben wurde Friedrich Wilhelm III. bedrängt, sich gegen Napoleon zu erklären. Er hielt jedoch mit seiner Entscheidung zurück, und unter wachsender Spannung der Patrioten ging der Januar zu Ende — es verging auch fast der Februar des neuen Jahres 1812.

Nie waren die Fechtstunden unter Friesens Leitung mehr besucht, nie knallten Pistolen und Büchsen auf den Schießständen der Heide häufiger, nie wurde von dem Reitunterricht am starren und am lebendigen Pferd mehr Gebrauch gemacht, nie wurden anstrengendere Wanderungen mit Zwerchsack und Springstange in solcher Zahl und Ausdehnung veranstaltet.

Kehrten dann die Turner in die Mauern der Stadt zurück, dann sahen sie, wie es an den Türen des Königlichen Schlosses noch immer herging wie an einem Taubenschlag.

Der 25. Februar und damit der übliche Wochentag der Versammlung des Deutschen Bundes kam. Mehr Freunde denn je pilgerten in seltsamsten Vermummungen zur Tempelhofer Höhe hinauf. In allen Gesichtern stand die brennende Begierde, endlich Sicheres und Freudiges von Preußens Stellungnahme im kommenden Kriege zu erfahren.

Genaues wußte niemand. Da stürmte Justus Gruner in den Garten. Ihm folgte ein kleiner, aber starkgebauter Fremder. Atemloses Schweigen empfing beide. Sie traten vor Jahn und Friesen. „Freunde, wir sind in unserm besten Gefühl verraten! Gott verzeihe es unserem König Friedrich Wilhelm," brach Gruner aus, „gestern ist der Vertrag mit Napoleon unterzeichnet! Preußen stellt dem Korsen 22 000 Mann Hilfstruppen zu dem Zuge gegen unsere Freunde, die Russen!" Er rief es, starrte an den entgeisterten Gesichtern vorbei, über die das flackernde Licht einer halb verwehten Pechfackel ging, lachte verzweifelt auf und zerwühlte sich das Haar. „Lacht doch, ihr Vaterlandsfreunde! Lacht auch! Es ist eine Stunde, wo alle Dämonen der Hölle lachen, warum nicht wir, wir armen, um Ehre und Heimat Betrogenen!" Er brach in die Knie und schluchzte den Jammer seines edlen Herzens durch den Garten. Ringsum aber wurden nur gestöhnte Verwünschungen und geseufzte Trauer laut, die sich mit dem Rauschen der hohen Bäume geisterhaft einten.

Es war eine Stunde, die wahrlich den hohen Mut eines festen Mannes verlangte. Eine unbarmherzige Stunde war es. „Jetzt, Ludwig Jahn, wie ist es mit dir? Bist du auf der Höhe, wohin ich dich führen wollte?" In Friesens Augen, die sich so starr brennend auf den Freund hefteten, stand die quälende Frage. Philipp empfand sie mit. Das Zittern in Friesens eisenhartem Körper sagte ihm, wie der Freund um den Freund litt. Und Jahn war im Innersten getroffen wie nie zuvor! Wo seine Überlegungen den nahen Krieg nicht hatten rechtfertigen können — hatte da vielleicht sein stürmischer Mut, sein Draufgängertum ihn ersehnt? — Es mußte wohl so sein. Er hatte das Abwarten so oft anderen geraten, nun vermochte er das Ausharren bis zum letzten Ende selber nicht zu ertragen. Ein Kampf wühlte in seinen Muskeln, seinen Gesichtszügen. Er wollte die Lippen öffnen, den Freunden einen Trost spenden — er vermochte es nicht.

Da legte sich die Hand des Fremden an seine Schulter, sein Mund näherte sich seinem Ohr. Philipp hörte jenen sagen: „Muß ich den Herrn an die Wintertage von 1806 und 7 erinnern? An eine gemeinsame Schlittenfahrt durch Mecklenburg, an ein Wiedertreffen in Stettin unter französischer Besatzung? In welcher Bedrückung befand sich damals der arme preußische Ingenieuroffizier! Er mußte in den Festungen der Franzosen Spion spielen! Und wie war ein gewisser Monsieur Jahn — Privatgelehrter aus Göttingen — lebensfrisch und stark und heiter! Eine ganze bedrückte Reisegesellschaft erstarkte an ihm. Viel Gutes hab' ich unterdes von Vaterlandsfreunden über ihn gehört. Markoff ist mein

Name — Ingenieurmajor Markoff — damals Marcovier!“

Marcovier? Monsieur Marcovier — ein guter Deutscher?!

Die eine Erinnerung an etwas bedrückend Rätselhaftes, das sich so einfach klärte, genügte für Jahn, ihm auch Hoffnung auf Klärung größeren Dunkels einzuflößen. Der so stark erschütterte feste Glaube an die Richtigkeit seiner und Friesens Erkenntnis von der noch notwendigen Erziehung des deutschen Volkes faßte in seinem Innern wieder Wurzel. Seine Hand suchte Friesens Hand, und so dem Freunde nah, fand er die Kraft, zur Geduld zu mahnen, sein eigenes Vertrauen auf die gute Sache des bedrängten Vaterlandes in starke Worte zu kleiden und schließlich über den Jammer der furchtbaren Stunde doch zu triumphieren.

Ja, es war der Jahn, der starke Freund, der sich auch in der Not, im Augenblick des Zweifels bewährte! Friesen durchflutete diese Sicherheit mit neuer Wärme für ihn. Aber das gesteigerte Freundschaftsbewußtsein brachte auch neue Sorge. Er fürchtete, daß sich Jahn von seiner Arbeitsstätte lösen könnte. Doch er m u ß t e ihn in Berlin halten! Die große Hauptstadt mit dem Zusammenströmen so vieler Kräfte bot ihm einzig das rechte Arbeitsfeld.

Während es schon in den nächsten Tagen bekannt wurde, daß Justus Gruner von seinem Posten zurücktrat, um in Österreich für sein jetzt doppelt geknechtetes Vaterland zu wirken, während sich andere Vaterlandsfreunde von seinem Vorhaben anstecken ließen, reifte in Friesen der Entschluß, Jahn ganz in seine Nähe zu bekommen. Er hatte eine Stütze nötig, um mit seinen Anschauungen gegen Plamann aufzukommen. Dessen stattliche Schülermenge, mit der der Leiter zu Ostern in den Haugwitzschen Palast in der Lindenstraße überzusiedeln gedachte, durfte in dieser Zeit nicht in der Weichheit einer rein Pestalozzischen Erziehung erschlaffen. Die jetzigen Jahrgänge brauchten Eisen ins Blut! Und er wußte, was er tat, als er nach kurzer, energischer Unterredung mit Plamann Jahn durch seinen Kollegen Harnisch antragen ließ, eine Lehrerstelle bei Plamann zu übernehmen. Als der Freund zusagte, kam ein befreiendes Aufatmen über Friesen.

—

Philipp spürte diesen nahen Zusammenschluß, und ihm war, als müßte sich Ähnliches überall im deutschen Vaterlande jetzt finden lassen. Die Bewegung und Erregung, die Preußen durchflogen, sie schwangen in ihm in stärkstem Beben mit.

Freilich Blücher trat von seiner Befehlsführung in Pommern zurück, auch Scharnhorst und Gneisenau nahmen ihren Abschied. Andere höhere Offiziere, die sich um das Heerwesen verdient gemacht hatten, wie der kenntnisreiche Oberst Boyen, der kluge Clausewitz, der energische Tiedemann, verließen Preußen ganz und gar. Auch von Alexander von Blomberg erfuhr Franziska in einem wehen Abschiedsbriefe, daß er in das russische Heer trete, um dort den Krieg gegen Napoleon mitzumachen. Aber wo selbst Graf Chasot, der einstige Kommandant Berlins und Jugendfreund Bülows, nach Rußland auswanderte, blieben York und Bülow fest in ihrem militärischen Amte. Philipp las dies aus einem Schreiben seines Vaters, und er jubelte auf. Treu sein! Treu sein! Das war etwas, was ihm zusagte. Die ungeheure Zwiespältigkeit, die durch die Scharen der Tatkräftigsten ging, in ihm steigerte sie nur die große, innige Anhänglichkeit an das arme Vaterland, dessen Nöte und Schmerzen er so viel besser kannte als die Mehrzahl der übrigen Menschen.

Er hörte von dem frechen Eindringen der Franzosen in Preußen, sah in Berlin den welschen Reichsmarschall einziehen, den Marschall Augereau, Herzog von Castiglione, sah, wie der französische Gesandte Saint Marsan ihn offenen Armes empfing. Ihm kamen die schwer klagenden Briefe auswärts Lebender zu Gesicht, in denen von ungeheuren Heeresmassen gesagt wurde, die der Kaiser der Franzosen über Preußen gegen Rußland wälzte, und wie dies Übergriffe aller Art im Gefolge hätte, Plünderungen der armen Landbevölkerung, Raub der letzten Pferde aus den Ställen. Brauchte der Kaiser doch allein 100 000 Rosse zum Vorspann!

Endlich aber genügte ihm das Lesen solcher Klagen nicht mehr. In ihm trieb und drängte ein gesteigertes Verlangen, lebendiger Zeuge dieser feindlichen Eingriffe, dieser mitten im Frieden erfolgten Knebelung, dieser äußersten Not seines wehrlos gemachten Vaterlandes zu sein, nur um heißer mit ihm zu trauern, es

inniger zu lieben. Das in seinen Jugendjahren erlebte Furchtbare stieg wieder mit allen Schrecken vor seiner Seele auf. Gleichsam aber, als wäre dies alles noch nicht genug, als brauchte er etwas, das irgendein leidenschaftliches Gefühl in ihm auf das höchste Maß trieb, so schrie es in ihm danach, den neuesten kriegerischen Vorgängen näherzukommen.

Während sich Jahn und Friesen zu neuer, eindringender Tätigkeit gefunden hatten, während ihre Dienste jetzt von auswärtigen Patrioten in ungeahnt höherem Maße als früher herangezogen wurden, während der Druck kurzsichtiger Professoren auf die Gymnasiasten in dieser Zeit der entschiedenen Kläglichkeit immer stärker wurde und die Tatkräftigeren unter ihnen genug zu kämpfen hatten, daß ihnen nicht auch noch die Gelegenheit zu körperlicher Ausbildung genommen wurde, stand der jetzt sechzehnjährige, starkgewachsene und harmonisch ausgebildete Jüngling über all diesem friedlichen Treiben und witterte mit seinem durch Leiden und Schmerzen geschärften Feingefühl in allem, was geschah, den nahen Kriegssturm.

Mitzugehen, wohin ihn sein Drang rief und wo bald der grausigste Schlachtengott waltete, hinderte ihn vieles — Äußeres und Innerliches. So verlegte er den Krieg in die Gegend, in der er sich befand.

Wenn er auf der sturmumtosten Höhe der Heide am Barren oder Reck den schwerfälligeren Kameraden als Vorturner und vielfach auch als Vertreter Jahns einhalf, dann überblitzten seine scharfen, unruhigen Augen die Weite mehr als die Nähe, und während die große Stadt mit ihren rauchenden Schloten unter ihm noch im Frieden zu ruhen schien, sah er bereits dem Mauergürtel die sich heranwälzende Masse der Feinde drohen. Wenn er mit den Turnern die Umgegend Berlins durchwanderte, wenn die Knaben sangen und Späße trieben, dann war er es, der im Geiste die Sandhügel mit Kanonen besetzt, die Läufe der kleinen Bäche und Gräben miteinander verband und Verhack und Verhau an den Übergängen gegen einen etwa andringenden Feind anlegte. Oft, wenn die müden Wanderer, vom Schlummer befangen, ihn umlagerten, saß er am Feuer, ließ Hussa das Lager bewachen und zeichnete seine Skizzen und Pläne, wie er es seit Kolberg liebte. Anderntags beschritt er dann häufig, den Hund an der Seite, dieselbe Gegend, um die Lage ihrer Höhen, Brüche und Wasserläufe genauer aufnehmen zu können, und daheim führte er aus, was allzu skizzenhaft geraten war oder Berechnungen und Umzeichnung verlangte.

Tiefer und tiefer gelangte er so in die Kenntnisse und Freuden der ergriffenen Kriegswissenschaft, und sie war es denn auch, die ihm neue, für die Zukunft bedeutsame Freunde zuführte.

---

22. Der Krammetsvogel in der Schlinge.

Philipp saß über der Zeichnung an einer Fortifikation der Hasenheide und der Rollberge, die mitten unter alten Kupfern von Berlins Befestigungen zur Zeit der Kurfürsten lag, als eines Tages der Ingenieurmajor Markoff zu ihm eintrat. Er hatte Jahn besuchen wollen und ihn nicht angetroffen, nun setzte er sich zu ihm, plauderte mit ihm von seinem Vorleben und seinem Verhältnis zum Grafen Bülow, den er sehr genau kannte, lobte die zeichnerische Arbeit und wußte es so einzurichten, daß Philipp ihn einlud, an seinen Wanderungen teilzunehmen.

Rund um die alte Stadtmauer gingen bald die Märsche. Vom quadratischen Platz am Brandenburger Tor zum Achteck vor dem Potsdamer Tor, zum Rondel am Halleschen und weiter zum Schlesischen, Landsberger, Bernauer, Schönhausener und Oranienburger Tore. Der Flußlauf der Spree, die bebuschten Ufer des Schaf- und Floßgrabens wurden verfolgt, untersucht und aufgezeichnet, die Lage der Höhen, die sich zu Verschanzungen eigneten, festgestellt. Über Teltow, Großbeeren, Thyrow und Trebbin ging es südwärts an die stillen Wiesenwasser, westlich an die Havelseen bei Potsdam, ostwärts an die Dahme, und überall pflegte der Ingenieuroffizier durch ein paar kurze Bemerkungen oder einen genauer ausgeführten Hinweis in Philipps Brust Anregungen zu erwecken, die diesen zu weiteren Überlegungen, Berechnungen und Zeichnungen antrieben.

Ein so offenes, harmloses Verhalten zeigte er jedoch nur außerhalb der Stadt. Innerhalb der Ringmauer tat er scheu, durchschritt die Gassen lieber allein und ließ eine Begleitung meist erst am Tore zu. Aber gerade dies Ge-

heimnisvolle wirkte auf Philipp besonders stark. Er lebte darin ein Leben für sich und baute sich im Verkehr mit dem klugen, kenntnisreichen Manne seine eigene Welt des Krieges groß und kräftig auf. Während der gefürchtete Kaiser der Franzosen ganz Europa in Atem hielt, als er im Juni mit 600 000 Mann aus allen Nationen über den Niemen zog, das ungeheure Heer weiter und weiter schob und damit die Schauplätze des beginnenden Krieges gegen Rußland von Preußens Fluren entfernte, war es Philipp, als wäre mit allen Märschen das große Heer nur um so näher an Berlin herangerückt, und als wäre er der einzige zur Verteidigung Bestimmte.

Achselzuckend sah Jürgen gelegentlich sein eifriges Treiben und nannte es ein törichtes Unternehmen, den Artilleristen und Pionieren ins Handwerk zu pfuschen. Er selber war jetzt in Oberprima, hatte jede Klasse mit Auszeichnung durchgemacht und jedes glänzende Zeugnis durch den Direktor an den ‚hochverehrten und fürtrefflichen Gönner, den Herrn Grafen Friedrich Wilhelm von Bülow‘ schicken lassen. Jetzt hörte er bei seinem Klassenordinarius Enzyklopädie und griechische Literatur, wurde durch ihn in die Oden des Horaz eingeführt und las im Hebräischen die Psalmen. Was ihm Professor Fischer über die Quadratur des Zirkels, die Lehre der Logarithmen und der Trigonometrie vortrug, verachtete er. Übers Jahr nach absolviertem Abiturientenexamen würde er bei Schleiermacher Kollegs belegen und sich der Theologie widmen. Auf der Kanzel zu stehen und den Menschen Frieden zu predigen, dünkte ihn einzig eine lebenswerte Tätigkeit. Was bei den Kriegstaten herauskäme, sähe er ja an des Bruders zerschossener Hand und an all dem Jammer, der aus Rußland gemeldet wurde. Die von Napoleon geführten Truppen sollten bereits jetzt durch Krankheiten und Mühsalen arg zusammengeschmolzen sein.

Verwundert starrte Philipp auf den so Sprechenden. Es war das erstemal, daß er — an seinem eigenen, frischen Gegenwartsleben gemessen — den Bruder kümmerlich fand, und als er sich von seinem Arbeitsplatze erhob, fiel ihm auf, daß der Achtzehnjährige kaum so groß war wie er selber.

„Meine zerschossenen Finger?“ sagte er und betrachtete seine verstümmelte Hand liebevoll lächelnd. „Sie haben mich noch nie an etwas Ernsthaftem gehindert, wenn ich es ausführen wollte. Und wenn einer kommt und sich darüber aufhält, so kann ich ihm ja Gelegenheit geben, das zu beweisen. Komm her, wir wollen mal gegeneinander ringen!“

Aber Jürgen maß seine breiten Schultern, sein kräftiges Knochen- und Muskelgerüst mit raschem, ängstlichem Blick und zog sich weit von dem Starken zurück. Seine Lippen warfen sich auf. „Ich möchte wissen, was aus dir eigentlich noch wird,“ stieß er verärgert heraus, „überall hört man dich nennen, wenn sie von Jahn und Friesen reden, und doch bist du nichts, wie sie beide ja auch nicht viel sind.“

Über solche Auffassung der Bedeutung seiner Lehrer und Freunde mußte Philipp erst laut auflachen, dann aber schmunzelte er, führte den Bruder auf Jahns Stube hoch unterm Dach des weitläufigen Palastes, den die Plamannsche Anstalt jetzt inne hatte, und zeigte ihm die bergehohen Haufen von Schriftstücken, die noch der Bewältigung harrten. „Nein,“ sagte er, „und wenn unter diesen Briefen auch oft das ‚H‘ unseres Ministers Hardenberg oder Humboldt steht, wenn von Arndt, Stein, Chasot chiffrierte Anfragen und Aufträge aus der russischen Residenz einlaufen, wenn über den Kanal herüber englische Schreiben kommen, wenn Jahn und Friesen bis in die Nacht hinein an dem Netze spinnen, das einmal über des Korsen mächtige Glieder gestülpt werden soll, und ich ihnen so ein bißchen bei allem helfe — eigentlich sind wir alle nichts, wir Patrioten! — Nun, nächstens werdet ihr Französlinge mit eurem euch vom Kaiser gesetzten Vormund, dem Reichsmarschall Augereau, wieder ein Dankfest feiern können. Das korsische Kriegsgenie wird ja wohl bald in Moskau einziehen!“ —

Schon ein paar Wochen später wurde sein Ausspruch wahr. Am 28. September brachte ein Kurier die Nachricht, daß Moskau am 14. erobert sei. Der königliche Schauspieler Bethmann verlas die Kunde auf höchsten Befehl von der Bühne des Schauspielhauses. Am andern Morgen donnerten die Freudensalven aus dem im Lustgarten aufgestellten Geschütz, das französische Artilleristen bedienten, und am Sonntag strömte alles, was franzosenfreundlich gesinnt war, der Hed-

wigskirche zu, in der eine gewaltige Kirchenfeier mit Orchester und Tedeum stattfand.

Eine halbe Stunde, bevor die Parade begann, die der Kirchfeier folgen sollte, hatte Jahn alle Turner auf den Tie befohlen. „Faßt das fremde Militär genau ins Auge, Brüder," befahl er hier, „es kann für die Zukunft nicht schaden. Der große Krammetsvogel sitzt in der Schlinge! Das Nest — Moskau genannt — muß wie ein Kienspan brennen, oder die Russen sind nicht die Kerle, für die ich sie halte. Glückauf! Brüder! Nieder mit ihm!" Und er stürmte seiner neuen Wohnung, Ecke der Markgrafen- und Lindenstraße, zu, in der er der Plamannschen Anstalt und seinem geliebten Turnplatz zugleich nahe war.

Hier war in der nächsten Zeit der Sammelpunkt all der schlimmen Nachrichten, die der einen stolzen folgten. Wie recht er mit seiner Voraussage gehabt hatte, er selber mußte oft staunen, wenn er seinen jungen Turnerfreuden wieder und wieder jene Greuelnachrichten zum Abschreiben vorlegte, die von treuen Patrioten aus dem Osten eingelaufen waren. „Kinder, ihr wißt nicht, wie nötig ihr seid!" rief er in solchen Stunden. „Der neue Polizeipräsident Lecoq ist nicht unser Gruner! Er hat die Bekanntgabe der Niederlagen der Welschen verboten. Keine Zeitung darf sie veröffentlichen. Da wollen wir denn die Nacht zum Tage machen! Schreibt euch die Finger wund! Die Welt der Napoleonsfreunde und Hundsfötter ist weit und groß wie die Hölle. Schurkenehre statt Männerehre regiert noch immer in unserm lieben Berlin. Aber alle, alle müssen klein werden, nun ihr Abgott klein wird! Macht drei Kreuze hinter seinen Namen, so oft er auch vorkommt! Was ihr geschrieben habt, verstreut es in den Straßen, klebt es an die Häuser, versendet es an die Universität, die Schulen, die Obrigkeit! Sie alle müssen es hören: Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen! Auf den Steppen, in den Einöden liegen des Ländergiers Kreaturen erschossen, erfroren, verhungert, und — helfe der große Gott uns von dem Bösen! — auch die Knochen unsrer armen deutschen Brüder! Nieder mit ihm! Nieder mit ihm! Wir Deutsche wollen leben und zur Sonne gedeihen!"

Mit fressendem Grimm im Herzen gegen den Vaterlandsfeind schritt er von der Versammlung dieser Getreuen zur Versammlung von Studenten, ihnen eine Burschenschafts-Ordnung zu bringen, von da zu den Staatsbeamten um Hardenberg, um Vorschläge zur Kräftigung der Jugend zu machen, und wieder zur Höhe des Tempelhofer Berges, um im Deutschen Bunde die Worte seines Freundes Friesen, der eine Ansprache angemeldet hatte, zu verstärken. Ein kleines, chiffriertes Schreiben nahm er ihm mit. Von Justus Gruner aus Prag stammte es. „Schick mir Deinen Freund und Bruder! Ich brauche wie das tägliche Brot einen Getreuen!" hieß es darin. Aber ob er ihm den Wunsch heute vermitteln würde? — gerade jetzt, wo zwei Männer wie sie beide die Welt der Dumpfheit und Lahmheit aus den Angeln zu heben vermochten! Daß es Feinde noch immer wie Sand am Meere gab, was tat es? Nur nicht so tun, als läge Berlin und Spandau noch voll von französischer Besatzung, als fahndeten die Spione Napoleons noch allerorten auf die Freiheitshelden! Nur tapfer, tapfer!

Aber war es nicht in Wahrheit dennoch so? Wer vermochte denn die Teilnehmer an den Versammlungen im offenen Garten des „dusteren Kellers" noch zu übersehen, wenn sie im Dunkel des Winterabends geschlichen kamen? Wer konnte ahnen, von wem Gefahr drohte? Es ging in diesen Tagen so vieles durcheinander — Gutes und Schlimmes. Wer gestern noch ein Bonaparte-Anhänger war, hatte sich vielleicht heute gewandelt und war dankbar für die Aufnahme im Bunde. Immer umfassender, immer schaudervoller waren ja die Nachrichten von den aufreibenden Kämpfen an der Beresina, von der Auflösung des französischen Heeres bei Wilna geworden. Eine kleine, zerlumpte Rotte halb Erfrorener war von der halben Million Streiter des mächtigen Kaisers übriggeblieben, er selber längst auf einem Bauernschlitten unerkannt durch Deutschland gejagt. So war manche Wandlung eines einstigen Napoleonschwärmers erklärlich geworden!

Aber dennoch gab es einen, der kannte mehr von den wahren Gesichtern derer, die sich als Patrioten gebärdeten. Der sah auch die Gefahr und wurde selbst von Tag zu Tag vorsichtiger. Markoff war es, der Unbegreifliche, der sich mit Bülow und York ebenso gut zu stehen schien wie mit Marschall Augereau und Saint Marsan, und

der doch beiden Parteien gleich geheimnisvoll blieb. Nur noch außerhalb der Stadt ließ er sich jetzt von Philipp treffen, so namentlich in jener Häusergruppe jenseits der Spandauer Vorstadt und der Ringmauer, die von früheren Ansiedlungen voigtländischer Arbeiter her das Voigtland genannt wurde. Da die Gegend vielfach auch von lichtscheuem Gesindel bewohnt wurde, besaß sie den Vorteil, die Polizei nicht sehr oft bei sich zu sehen. Hier hauste Markoff bei einem Manne, auf dessen überlange, hagere Gestalt und tiefliegende, schwarze Augen Philipp beim ersten Anblick wie verzaubert starrte. Es war jener Pionieroffizier Julius von Voß aus Kolberg, der bei ihm noch immer in besonderem Andenken stand. Durch Krankheit und anderes Unglück herabgekommen, hatte er in den letzten Jahren seinen Unterhalt als Schriftsteller auf kriegswissenschaftlichem Gebiete gefristet und sich in den Kreisen, die mit der herrschenden Staatsführung nicht einverstanden waren, einen gewissen Namen erworben. Wenn der vielerfahrene Mann an seiner Seite schritt, freute sich Philipp jedesmal seiner bedeutenden Persönlichkeit. Seine zeichnerisch gewandte Hand staunte er bei rasch entworfenen topographischen Skizzen ebenso an wie sein reiches Wissen. Am meisten aber erregte ihn in den Gesprächen der beiden zur Verwunderung, daß die Namen so vieler Mitglieder des Deutschen Bundes so häufig wiederkehrten, ja, daß Klaus Rogge und seine Freunde, sogar der alte, verschmitzte Kolberger Schiffer Kamitz mit einer gewissen Bedeutung genannt wurden. So mußte sich in ihm die wunderliche Vorstellung bilden, als spänne sich um die Stadt außer den Gräben und Flüssen noch ein Netz von getreuen, tatkräftigen Seelen, denen eine stille, unermüdliche Arbeit für das Wohl der Residenz die Haupttätigkeit bedeutete.

Zu sehen freilich bekam Philipp zunächst wenige von ihnen. Daß sie alle sich in dieser gefahrvollen, weil doppelzüngigen Zeit unauffällig zu verhalten hatten, wußten sie, und Markoff war darin ihr Meister. In letzter Zeit kam er halb vermummt oder entstellt angeschlichen, ließ sich die Ereignisse, von denen Philipp Zeuge gewesen, erzählen und entfernte sich bald wieder. Und dann kam eine Stunde, wo er in raschem Vorbeistreifen murrte: „Tu so, als hätte ich Berlin verlassen! Sprich zu niemand von mir.“ Von da ab sah ihn Philipp lange Zeit nicht wieder.

Nun aber stand die große, von Friesen einberufene Versammlung bevor. Es war am Tage zuvor. Philipp griff auf dem Tie eben zur Springstange, um mit ihr, wie er oft tat, die Umgegend Berlins zu durchstreifen, da brach der seltsame Mann durch das Kieferngestrüpp und rief ihn halblaut an: „Halte morgen Friesen von der Versammlung zurück und laßt den Bund eingehen!“ Dann war er bereits verschwunden.

In Philipps Gliedern zuckte es von Bestürzung und Schrecken. Friesen zurückhalten? Nicht einmal Jahn hätte das über den Starken vermocht! — Zaudernd und in dumpfer Bedrückung begann er seine Wanderung. Als ihn dann die herbe Winterluft umwehte und er die Glieder im Weitsprung regen konnte, kam ihm jedoch bald ein Entschluß. Er wollte nichts von der Warnung sagen, aber selber acht geben auf alles. Wenn sich die Kreaturen des Korsen jetzt doch an die beiden hervorragenden Patrioten zu machen gedachten, dann würden sie sicher die öffentliche Verhaftung vermeiden und heimlich vorgehen. Daran aber konnten sie gehindert werden.

Am andern Abend erschien er auf Verabredung mit einem Dutzend der kräftigsten und gewandtesten Turner am Ort der Versammlung und führte Hussa am Halsband. Er beabsichtigte, sich mit ihnen so lange im Dunkeln zurückzuhalten, bis er wußte, woher die Gefahr drohte. Er hatte nicht lange zu warten. Ein einziger flackernder Flammenschein über das nicht zu verkennende Rassegesicht eines hageren, hochgewachsenen Fremden, der, eine Wollmütze tief in die Stirn gezogen, umgeben von einigen unsicheren Bundesteilnehmern, im Garten erschien, entzündete alle seine Kräfte.

Pawet Nowaczky wieder in Berlin? Der finstere Pole in den Deutschen Bund eingeführt? Er auch hier bereit, Vernichtung zu säen? Da galt es freilich das äußerste an Gefahr für das erkorene Opfer! Oh, jetzt eine Waffe haben gegen den Vaterlandsfeind! Brust an Brust mit ihm ringen können! Philipp scheute nicht davor zurück. Er fühlte gesteigerte Kräfte in sich. Und wenn heute alles Aufsehen vermieden werden mußte — die Stunde würde schon einmal kommen, die Stunde der vollen Abrechnung!

— Heute aber sollte jenem gewißlich der beabsichtigte Fang aus den Zähnen gezogen werden! Es war leicht, seine Gestalt den Freunden zu bezeichnen, und als diese erst auf ihn aufmerksam geworden waren, ließen sich seine Kreaturen, mit denen er heimliche Blicke des Einverständnisses wechselte, auch leicht entdecken.

Friesen gab sich diesen Abend stark und sorglos wie nie vorher. Seine Seele war voll von dem strafenden Walten Gottes über Napoleons Heer. Vorwärts! Nur immer vorwärts, der frischen Tat zu! Solch ein gewaltiges Geschehnis zum Grunde, ging er gänzlich aus sich heraus. Seine schöpferische Phantasie sah das geknechtete Preußen schon sich erheben, sah es befreit. In diesem Sinne brauste seine feurige Rede hoch daher. Reich strömte der Beifall der ergriffenen Hörer. Junge, begeisterte Offiziere, die an jedem Versammlungstage zahlreicher erschienen, drängten zu ihm, drückten ihm die Hand, konnten sich nicht genug tun, ihn zu feiern, und hätten ihn am liebsten auf den Schultern in die Stadt hinab getragen.

Aber es sollte alles vermieden werden, sich gerade an diesem Orte auffällig zu gebärden. So zog er sich rasch vor den Begeisterten in das Dunkel des Gartenhintergrundes zurück und wartete hier den Weggang der großen Masse ab. Noch durchflutete ihn selber die Glut seiner Worte — da winkte ihn eine Hand noch weiter rückwärts. Arglos folgte er. Im selben Augenblicke vernahm er eine scharfe Stimme: „Im Namen des Kaisers!" fühlte sich von eisernen Armen an Rumpf und Gliedern umklammert und umgerissen. Ehe er von seinen Kräften Gebrauch machen oder nur die Stimme erheben konnte, war er wehrlos, taumelte und stürzte zu Boden.

Das dumpfe Aufschlagen des Hauptes verwirrte ihn auf kurze Zeit. Da aber vernahm er das scharfe Winseln eines Hundes, fühlte ein Getümmel von ringenden Leibern über sich und war auch schon von seinen Angreifern befreit. Ein paar französische Kernflüche füllten die Luft, und er sah einige Gestalten, von Hussa scharf verfolgt, davonhasten. Ihn selbst umringten seine Turner. Brausende Stimmen waren um ihn, treue Hände griffen nach den seinen. „Pichon, bist du das? Dürre, Zenker, du? Habt ihr's den Frechen gegeben, Hinrich?"

„Sie waren schneller als wir!"

„Und wie kamt ihr so rasch zu meiner Hilfe?"

„Der uns gerufen, will es dir allein sagen, Meister."

Noch atemlos von Kampf und Verfolgung kamen jetzt ein paar geschmeidige Jünglingsgestalten durch das Buschwerk gesetzt. Der erste warf sich an die breite Brust des Geretteten. Friesen fühlte den Griff jener verstümmelten Hand, die er so gut kannte. „Junge, du?!" Und nun vernahm er, wie nahe ihm die Gefahr gewesen war, von den Franzosen aufgehoben zu werden und in den dunklen Kasematten irgendeiner Festung zu verschwinden.

Hussa keuchte heran, mit Lefzen, die von einer Stichwunde bluteten, zwischen seinem Fang eine Wollmütze, die er beutelustig und ergrimmt schüttelte. Philipp erkannte sie. Hastig nahm Hinrich sie dem Tiere ab. „Mit der wollen wir den Hund auf den Mann scharf machen!" stieß er heraus. „Ein zweites Mal soll uns der gefährliche Mensch nicht wieder entwischen!"

Jahn trat heran und wurde unter Philipps Botschaft still. Der Name Markoff fesselte auch ihn sogleich. Beim Anhören des Rates, den Bund eingehen zu lassen, stieß er die Luft pfeifend durch die Zähne aus. Dann zog er das Schreiben Gruners hervor. „Ein guter Vorschlag, Bruder!" sagte er. „Die Flamme, die wir angefacht haben, hat allen die Augen gebeizt, jetzt laß sie in den Rauch blasen!"

Aber Friesen fuhr auf. „Soll ich den Welschen weichen?"

„Du sollst dahin gehen, wo du nötig bist. Gruner ruft dich. Er ist in Böhmen mächtig an der Arbeit. Um uns sorge nicht. Ist uns die freie Luft verwehrt, so sagen wir in unsern Wohnungen abwechselnd Spielkränzchen an. Die welschen Spione sollen uns darüber treffen, wie wir mit dem Pikbuben das As treffen. Und meinst du, der Anstoß zur Tat läßt lange auf sich warten? Es wird schneller über uns kommen, Bruder, als wir dachten, und die Unsrigen" — er blickte auf die schlanken, kaum siebzehnjährigen Turner um sich herum — „wir haben unsre eiserne Saat gesät! Was ihnen an Jahren fehlt, wird ihnen die Begeisterung geben." Er umfaßte Friesen leicht und zog ihn an sich. „Und du bist dann wieder bei uns, und es kommt

der Auferstehungstag! Mit Brausen kommt, was der große Gott gewollt hat. Er hat den Korsen in Rußland geschlagen. Nieder mit ihm!"

---

23. In der Kriegsbegeisterung allein.

Ist's eingetroffen? Ist's anders gekommen?

Ach, Philipp wußte es nicht! Er empfand nur eins: die Welt um ihn — die Preußenwelt — war eine andere geworden. Sie war auferstanden, wie ein Schlaftrunkener aufersteht, taumelnd noch im Erwachen, sich die noch halb blinden Augen reibt und dennoch sogleich nach dem Funkelnden, Blitzenden greift, das seine Blicke anzieht. Aber während alle, alle mit den bebenden Händen den köstlichen Schatz, der sie angefunkelt hat, umschlossen halten, war er selber leer ausgegangen — ganz leer.

Die wüsten Erscheinungen der letzten Reste von Napoleons zertrümmerter Armee in den Gassen Berlins — zerlumpte, verstümmelte Geschöpfe mit verzerrten Angstgesichtern — er hatte auf diese Armen mit dem Blick des Widerwillens und Mitleids gestarrt. Aber seine große Sehnsucht, sein tieferes Gefühl der Vaterlandsliebe war über Abscheu und Teilnahme hinausgeflogen, und etwas in seiner Brust hatte aufgejauchzt: „Unter Schrecken und Tod kommt es! Es naht sich — das Neue, das Große, das Gewaltige! Unfaßbare!"

Da war am 19. Januar die Nachricht von Yorcks Abfall von den Franzosen eingetroffen. Pochenden Herzens hatte er mitgefragt, mitgezagt. Wo des großen Kaisers gewaltige Armee erfroren, erschossen, verhungert war, sollte dem armen Könige von Preußen ein Heer von 20 000 frischen Streitern gerettet worden sein? Der kluge und tapfere Yorck hätte sie vorsichtig trotz harten Winters aus Kurland herausgezogen, hätte seine Märsche zurückgehalten, bis ihn die Russen eingeholt, und hätte endlich mit diesen zu Tauroggen einen Vertrag geschlossen, wonach er sich von den Franzosen losgesagt und Angriffe von den Russen nicht mehr zu besorgen gehabt hätte? Preußen zurzeit mächtiger als Frankreich? Wahrheit — Wahrheit diese Tat eines großen, kühnen, tapferen Geistes?! — Ja, gewißlich Wahrheit! Hurra, der Yorck!

Aber euer König, ihr Preußen, hat am gleichen Tage, wo er von diesem vaterländischen Geniestreiche vernahm, seinen treuesten General hart anlassen müssen! Der Held von Tauroggen — mit schimpflicher Absetzung war er bedroht worden!

Wie ein einziger, schmerzhafter Stich war die Kunde hiervon durch die Herzen der Patrioten gegangen. Regen sich nun eure Füße, ihr Berliner Turner, trotz Winterkälte auf den Tie zu eilen und den Geräteschuppen zu leeren? Regen sich eure Hände, die Hiebfechtel zu schärfen, an den Geren gespitzte Eisen zu schmieden? — Wunderlich, wie die kühnen Knaben und Jünglinge umeinander geschlichen sind, sich nicht zu verraten! Wie sie sich alle da oben in der winteröden, eisstarrenden Heide getroffen haben! Wie sie endlich, als die gewohnten Turngeräte nun als Waffen in ihrer Hand lagen, leuchtenden Auges gebeichtet haben: „Die Welschen müssen hinaus aus Berlin! Unser König hat Yorck verurteilen müssen! Er kann nicht handeln, wie er will! Frei muß er werden, und das durch uns!"

Zu Jahn ist die Kunde von dem gärenden Sturm unter den Seinen geflogen. Er hat vor ihnen gestanden, sich den blonden Halsbart gestrichen, der neuerdings sein Kinn umrahmte, und hat endlich den Kopf geschüttelt. „Den König macht ihr nicht frei! Nicht auf diese Weise! Aber laßt, ich weiß etwas anderes, wobei ihr mittun sollt!"

Es war damals die Zeit, wo sich Augereau und Marschall Viktor, die in Berlin ihr Hauptquartier hatten, zum Könige nach Potsdam begaben, ihm zu erklären, daß, wenn er der Begeisterung seiner Bürger nicht steuere, die Polizei schärfer eingreifen und ein Exempel statuieren müsse. Außerdem sei der französische Gesandte Saint Marsan entschlossen, in Paris Beschwerde zu führen.

Die Besuche hatten jedoch auf den empfindlichen König in ganz anderem Sinne gewirkt, als sie beabsichtigt waren. Friedrich Wilhelm empfand vor allem darin die Störung seiner stillen Zurückgezogenheit in Potsdam, wo vertragsmäßig kein französisches Militär zu erscheinen hatte. Argwöhnisch geworden, ließ er von Stunde an die Bewegungen der Besatzungen Berlins und Spandaus beobachten.

Dies wußte Jahn. Und sobald er nur ir-

gendwie feststellen konnte, daß die Franzosen dem stillen Quartier des Königs tatsächlich ein wenig näher rückten, begann er die Turner, Schüler und Studenten durch die Stadt zu hetzen: „Verrat! Verrat! Die Franzosen wollen unsern König gewaltsam aufheben!“ — Sogleich wurde der königliche Hof unruhig, nicht am wenigsten der König selber. Dies Geschrei zu der eigenen Sorge im Herzen, zu dem Gefühl der Verantwortung seinem Volke gegenüber, alles wirkte auf ihn ein und trieb ihn endlich zu einem Entschluß. Sein Hohenzollernblut erwachte. In Nacht und Nebel verließ er Potsdam und jagte dem Südosten zu. Fern jeder französischen Soldateska, unter seinen getreuen Schlesiern in Ruhe und Sicherheit war allein das fernere Tun zu überlegen.

In der Stadt an der Spree aber rieben sich die Philister die bisher verschlafenen Augen herzhafter. Durch Jahns und seiner Turner Ruf waren auch sie empfindlich aufgestört. Kaum war Friesen wieder in ihren Mauern, da begann das Feuer dieser beiden Herzhaften und Starken die Erwachten anzulocken. Philipp sah die Augen beider immer glühender leuchten. „Blick' um dich, die Unsrigen umstehen uns! Die wir mit unsrer Kraft großgezogen, mit unserm Geist erfüllt haben! Die Ehre unsres Vaterlandes liegt in ihren Händen! Wir halten sie, denn wir halten die Jugend! — Auf — zu Hardenberg! Die Zeit für die Gründung von Freikorps ist gekommen! Wir Turner müssen die ersten sein auf grünem Plan!“

Hatte Philipp anders gedacht? Hatte er anderes gemeint als: Wo Jahn und Friesen hingehen, werde ich auch zu finden sein?

Die Hetze zum Palast des Ministers hatte begonnen. Nun wahrmachen, was Scharnhorst und Gneisenau eingeleitet haben! Ein Volksheer auf die Beine stellen! Der frischen Jugend Gelegenheit zur Auszeichnung geben! — Staunend hatte Hardenberg vor soviel frischer Kraft gestanden. „Ich bringe eure Wünsche dem Könige! Majestät soll selbst entscheiden!“ hatte er geantwortet.

Und es kam ein Tag, da flog wie ein Lauffeuer die Mär durch Berlin: „Der König hat gutgeheißen, was Jahn und Friesen geschaffen haben! Er hat Jahn und Friesen zu sich nach Breslau befohlen!“ Von Mund zu Mund ging die Kunde, durften doch die Zeitungen nichts mehr von preußischer Vaterlandsliebe veröffentlichen, seit der vorsichtige, sich den Franzosen anschmiegende Lecoq die Stelle Gruners eingenommen hatte.

Hat es einen größeren Festtag für Philipp gegeben? Ließ sich ein größere Seligkeit gebendes Wort denken? Mit Jahn und Friesen nach Breslau zum König! Mit Jahn und Friesen in den harten Kampf der Völker! — Zu den Freunden das Glück tragen! Zu Franziska hinauf! Ihr sagen, daß er dann nach Blomberg suchen will, daß Blomberg gewiß von den Russen ablassen und wieder preußischer Kämpfer werden wird!

Aber als er in heißer Erregung ihr Zimmer betritt, findet er Jürgen bei ihr, und der Bruder weicht ihm nicht aus, wie sonst, wenn er mitten in der Gelehrsamkeit steckt. Er hält die kleine Schwester Katharina im Arm, flüstert mit ihr und ist so sonderbar weich und zärtlich, und doch fast ängstlich und unruhig, als stände der Sanftmütige unter einer Übermacht, deren Willen er sich gerade zagend hinzugeben gedenkt.

Auch Franziska ist so eigen. Sie hat bisher jedes Geheimnis mit ihrem Brüderlein Lipp geteilt, den sie noch immer den „Kleinen“ nennt, wenn er ihr in den letzten Jahren auch über den Kopf gewachsen ist. Heute steht sie vor ihm, schicksalsergeben, wie seit Blombergs Abschied überhaupt, aber dazu so unsicher. Sie kann dem „Kleinen“ nicht in die Augen sehen, er merkt es wohl. Als er beim Abschied auf der Treppe noch nach dem Grund von Jürgens und ihrem Verhalten fragt, antwortet sie nur ausweichend: „Ach, da ist soviel zu bedenken — aber du wirst es ja noch erfahren.“

Zunächst hat er nicht weiter über die Worte nachzudenken vermocht. Jahn und Friesen machten ja Anstalten zur Abreise, aber keiner von ihnen sagte ein Wort vom Mitkommen.

Er war um sie von früh bis spät. Er half ihnen die Briefe, die nur so hereingeschneit kamen, öffnen und beantworten. Er las ihnen alle Wünsche von den Augen und fand bei Schwierigkeiten Auswege, an die sie nicht gedacht hatten. Aber ein gelegentliches Streicheln, ein gütiges Wort war alles, was ihm für soviel Hingabe wurde, wo doch trotz des gewaltigen Andranges der Kriegslustigen aus der Stadt jeder Besucher

freundliche Beachtung seiner Wünsche fand. Freilich, sie gaben alle an, wie sie bereit seien, sich selbst zum Feldzuge auszurüsten und während der Dauer zu erhalten. Und große Summen wurden dazu noch geschenkt und registriert. Von morgens bis abends füllten sich die Stammrollen mit Namen. Außer den jungen Leuten kamen auch gesetzte Männer. Aus den Kontoren, Kaufläden, von der Universität, vom Kammer- und Stadtgericht kamen sie, und aufstrahlende Augen brachten sie mit. Tausende waren es in wenigen Tagen.

Jetzt erst sahen die beiden Turnmeister, wieviel frischen Mut und Kriegsfreudigkeit sie in die Herzen der Berliner gesät hatten. Sie dachten auch der auswärtigen Patrioten. War in diesen Jahren die neue Turnkunst nicht überall eingeführt worden? Und waren sie es nicht beide, die durch den Ruf zum Turnen Mut und Kraft und Vertrauen in die jungen Leiber gebracht hatten? Sie überschauten die aus ihren Saaten vertausendfacht hervorgegangene Ernte, und ihre Brust schwoll von einem Glücksempfinden, das sich bei der gewaltigen Arbeit nicht zu äußern vermochte.

Philipp fühlte mit ihnen, war er doch der ihrige ganz und gar. Warum wußten sie das nicht? Warum nicht?

Der zweite Februar kam. Mit ihm der Tag der Abreise. Höher aufgereckt, mit immer leuchtender werdenden Angesichtern schritten die Helden dahin. Bei halben Unterredungen mit den Freunden schnürten sie ihre Mantelsäcke. Was noch fertig zu machen war, wurde fertig gestellt, dann kam die letzte Stunde, und sie trieben alle aus dem Zimmer, sie sprachen auf Philipp ein, auf ihn allein, voll Mahnung und Vertrauen, voll Geduld, Hoffnung und Zuversicht, wie Scheidende zu dem Zurückbleibenden sprechen. Sorgfältig weihten sie ihn in die bisher heimlich betriebenen Geschäfte ein. Listen fielen in seine Hand, über deren Gefährlichkeit er Furcht empfunden hätte, wenn er sie in dieser Stunde daraufhin hätte abschätzen können. Aber in ihm brannte nur die heiße Frage: „Was soll das alles? Was wird mit mir? Ich bleibe doch nicht! Ich gehe doch mit ihnen!" Bis er schließlich erkennen mußte, daß über ihn schon längst beschlossen war. Wer anders als er konnte Nachfolger in dem geheimen Werbebureau sein, das im Haugwitzschen Palast gebildet war!

„Verwalte Berlin gut! Wir lassen es in deinen Händen, Bruder!" sagte Jahn, als die Übergabe zu Ende war, und es klang, als spräche er zu einem gereiften Mann.

Friesen hielt ihn mit festen, zwingenden Blicken gefesselt. „Viel junges Blut wird nötig sein, Philipp. Nicht kurz wird der Krieg werden. Da muß einer sein, der Mut und Tatenfreude in die künftigen Generationen pflanzt. So jung du bist, wir haben dich ausersehen, unser Erziehungswerk fortzusetzen. Treu dir selber, treu dem Vaterlande, das ist dein Wahlspruch bisher gewesen, mein Junge. Laß es so bleiben!"

Danach war noch ein Händedruck, ein Türenschlagen — und dann schwankte das Zimmer mit allem Inhalt vor des Zurückbleibenden Augen. Er stand allein und hörte nur immer die Stimme seines Innern: „Es ist nicht möglich, kann ja nicht möglich sein!" Zurückkehren müssen sie noch einmal, seinen Namen rufen, die Arme öffnen, ihn ans Herz pressen: „Du gehst mit uns! Wir reisen nicht ohne dich!" Aber kein Schritt näherte sich der Treppe, die Tür öffnete sich nicht. Nur im Flur lärmten die zum letzten Abschied ihrer Lehrer ins Freie drängenden Plamannschen Zöglinge.

Da endlich merkte er, allein und ausgestoßen würde er in dem weiten, leeren Hause zurückbleiben, Jahn und Friesen nicht wiedersehen. Und es packte ihn die Angst und die Sehnsucht, und er lief ihnen nach, aber er fand sie nicht mehr wieder. Allzu dicht war das Gedränge all der rüstigen Turner, der Schüler, der Studenten, der Gymnasiasten, die mit seltsam aufgeregtem Raunen der Posthalterei in der Stralauer Straße zustrebten. Was Philipp bisher noch an heimlichen Hoffnungen und zagen Träumen in sich getragen hatte, der kalte Ost, der ihn jetzt umblies, nahm auch das letzte fort. Nein, er wurde nicht mitgenommen in des Königs Nähe, in den Kreis der Freien! Nein, er durfte das Große, Unfaßbare, das mit allen Volkskräften ins Werk gesetzt wurde, nicht miterleben! Er hatte hier auszuharren, wie alle die andern Armseligen, die die Straße füllten und sich nun auf einmal so sonderbar verhielten, als die hohen Flügeltüren der Ausfahrt aufflogen.

Die Postchaise rumpelte aus dem offenen Torwege hervor, der Schwager blies, und aus einem nahen Hauseingange traten die hochge-

wachsenen Gestalten der beiden Scheidenden. Sogleich flammten Fackeln, drängten die Versammelten zusammen, und was die Lippen bisher nicht zu sagen vermochten, der Schmerz des Scheidens drängte es in heiße, gestammelte Rufe. Philipp hatte bisher seitab gestanden, bebend in unbegriffenem, gewaltigem Schmerze. Jetzt durchbrach er die Menge, drängte sich zu den geliebten Lehrern heran. Was verlor er an ihnen! An der Kraft ihrer Körper hatte er seine Körperkraft gefunden. Ihre Geister waren die Paladine seines früher so armen, in den letzten Jahren so reichen inneren Lebens gewesen. Wenn sie draußen in der Fremde verloren gingen, waren sie nicht unersetzlich? War Friesen nicht immer des deutschen Volkes Gewissen gewesen? War in Jahn nicht die deutsche Tat erstanden? Fuhren sie nicht immer noch in das Dunkel ungewisser Verhältnisse hinein? hinein in den gierigen Rachen des Länderverwüsters, der gewiß bald wieder stark auf dem Plan stehen würde?

Er sah und hörte die andern nicht, soviele ihrer waren. Er empfand einzig Friesen, fühlte den Machtbereich Jahns. Aber er begann sie zu verstehen. Hatten sie nicht einmal geäußert, daß sie sich anfangs seiner angenommen, weil er ihnen als ein zerbrochenes Stück des armseligen, zerschlagenen Vaterlandes erschienen war, nach seiner Heilung aber als ein bedeutsames — glückverheißendes? Nun denn, so war heute die Freundschaft für das Einzelgeschöpf durch die Opferung für alle abgelöst. Sie fuhren, Hunderte von Freunden verlassend, Tausenden entgegen. Ja, der Jugend freudiges und feuriges Sich-Einsetzen — es war ihr Werk! Und dies Werk schritt über den Einzelnen dahin. Philipp sah es ein — es mußte so sein.

Der Schwager knallte, der Wagen ratterte davon — — er trat zurück. Übergehende Augen waren um ihn, gestammelte Seufzer, geballte Fäuste. Stark erscholl das Weihelied von Claudius durch die Nacht. Wie mächtig klang es! wie trutzig! wie schmerzdurchwühlt! Philipp erbebte davon. Wollte es ihn töten mit den Klängen? War es nicht seine Sprache — seine ureigenste, die so in die Luft stieg? — Er vermochte nicht, sie zu ertragen. Er stürmte ins Dunkel hinein — irgendwohin, und als ihn die Kiefern der Hasenheide umrauschten, wußte er nicht, wo er war. Da gab in nachtdunkler Hütte ein Hund mächtig Laut. Die Stimme Hussas war es, der seit lange in des Waldhüters Kate verpflegt wurde. Und erst bei diesen bekannten Tönen der Heimat fand sich Philipp in Tränen wieder.

Ein paar stillere Tage unsagbarer Pein und Bedrückung folgten. Er verbrachte sie fast tatenlos in den oberen Zimmern der Plamannschen Anstalt, in denen Jahn und Friesen gearbeitet hatten. Der Strom der sich Anmeldenden war abgeflaut, Plamann überließ den Knaben sich selbst, Franziska forderte ihn zu einem Besuche nicht auf, so kam er sich vor als ein halb verschollener Geist unter den Geistern der abgeschiedenen Freunde.

Dann aber erbrauste plötzlich die Lindenstraße, und das Brausen lockte ihn hinaus. Durch Hardenbergs Mund hatte der König von Breslau her ein Mahnwort in das Reich hinausgehen lassen: „Das Vaterland ist in Gefahr!“ — Philipp lächelte eigen, als er dies Wort vernahm. „Habt ihr das noch nicht gewußt, ihr?“ so lag es um seinen halb spöttisch, halb schmerzlich verzogenen Mund, als er auf die erregte Menge blickte, die durch die Straßen flutete. Was er suchte, war ja etwas anderes. Er brauchte ein Zeichen von den Freunden, die in der Ferne weilten. War in dem Aufruf des Königs nichts von ihnen, von ihren Absichten, gewesen? Scharf lauschte er in die Menschenmasse. Endlich hörte er's. Zwei alte Militärs hatten ein bedrucktes Blatt in der Hand, besprachen den Inhalt, es war ein Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps — es war Jahns und Friesens Mund, der gesprochen hatte. Würde der Ruf wirken?

Sogleich war in Philipp jede Schwäche geschwunden. Gespannt überblickte er das Verhalten der Berliner.

An der Langen Brücke stopfte sich die Menge. Man ließ ein paar Kompagnien französischer Grenadiere vorüber. Mit scheelem Blick wurden die Welschen gemessen, kein Wort wurde laut. Kaum war der Damm frei, so ratterte eine Reihe von Wagen heran. Beiwagen der Kottbuser Fahrpost waren es. Sie waren bis zum letzten Platz mit jungen, singenden Leuten angefüllt. „Frisch auf zum fröhlichen Jagen“, das Lied des vaterländischen Dichters Fouqué de la Motte, der bereits selber nach Breslau als Kriegsfreiwilliger

abgegangen war, scholl von ihren Lippen. Einige trugen bereits Montur, es war die ihrer Väter, Waffen blitzten an ihrer Seite.

„Braucht ihr Mut?" riefen ein paar vorlaute Witzbolde. „Habt ihr Geld?" fügte die sorgende Stimme eines Alten hinzu.

Philipp vernahm jedes Wort. Er hörte die Zurufe der Menge: „Sie fahren nach Breslau zum Könige!" und er dachte: „Wenn alle Waffenfähigen dem Könige nachgezogen sind, dann erst beginnt meine Aufgabe."

Als er das Plamannsche Haus wieder betrat, zwinkerte der Pförtner ihm zu und deutete mit erhobenem Finger die Treppe empor. So tat er immer, wenn Besuch oben war.

In seiner Stube fand er Jürgen. Es war nicht das erste Mal, daß der Bruder ihn im Haugwitzschen Palaste besuchte, aber nie war er aus eigenem Antriebe gekommen. Auch heute sah Philipp rasch auf seine Hände, ob sie nicht ein Schreiben Bellermanns, ein Kärtchen Franziskas oder gar eine erhaltene Schulprämie, mit der der fleißige Bruder gern prunkte, hielten. Aber nichts von allem war da zu sehen. Als er gar sein gedrücktes Wesen bemerkte, fragte er ihn geradezu und in schroffem Tone, was er wolle.

Da gestand ihm Jürgen, anderntags in der hebräischen Stunde beim Direktor Bellermann werde die gesamte Prima des Grauen Klosters durch den Primus melden lassen, daß sie dem Rufe des Königs, in das Heer einzutreten, folgen wolle.

„Und was wirst d u tun?" Mit fast drohend aufspringenden Augen stellte Philipp die Frage.

Verlegen wich der Bruder seinen Blicken. „Ich will doch Theologe werden, nun und da — und da —"

„Du willst dich ausschließen? Du willst nicht mit?" Die Drohung in den Augen erlosch. Jürgen sah es wohl, aber da diese Augen nicht von ihm abließen, sah er auch, daß dafür der Ausdruck der Geringschätzung darin aufstieg und immer deutlicher auch die Gesichtsmiene einnahm.

„Nun denn, so geh morgen zu Katharinchen und laß dich mit unter die Kinderschürze nehmen, du jammervoller Feigling!" brach Philipp endlich aus. „Meinst du nicht, ich hätte dergleichen nicht schon längst von dir erwartet? Niemals warst du eifrig mit beim Turnen. Immer hast du deine gelehrten Schmöker lieber gehabt als das Reck und den Schwingel. Theologe werden und darum kneifen, wo der König ruft?! Pfui! Als ob der kommende Krieg nicht ein von Gott gewollter Krieg wäre! Vater und Mutter hat dein gelehrtes Wesen früher gefallen, aber daß sie jetzt noch so dächten — meinst du das wirklich? Nicht einmal deinen Kameraden kannst du es gleichtun, du Ofenhocker, du —"

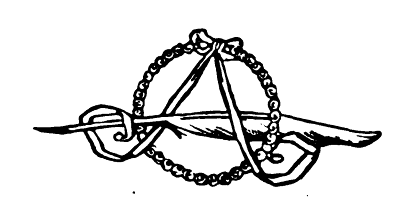
Noch lange hätte er fortgedonnert, war es ihm doch eine Lust, sich endlich etwas von dem Zorn und Kummer der Seele abreden zu können, aber in Jürgens stubenblassem Gesicht war unter seinen Worten eine seltsame Röte aufgestiegen. Sein gedrücktes Wesen hatte sich gehoben, der Blick seiner Augen war freier geworden.

„So wärest du also nicht dagegen, wenn ich mitzöge?" unterbrach er Philipps Redestrom endlich.

„Dagegen?! Wo ganz Preußen aufsteht! Wo sich die Listen füllen mit den besten Namen! Sieh her — ein Arnim, ein Katte, ein Lützow —"

„Nun ja — die haben auch alle Geld, die erhalten sich selber. Und das eben ist's. Unser Direktor hat das noch vorgestern gesagt. ‚Einer von euch beiden Hohenhorsts könnte das bloß ausführen, das Eintreten als Freiwilliger Jäger. Bei einem kann ich dem Grafen Bülow gegenüber die Verantwortung wegen der Geldkosten übernehmen. Der andere muß zunächst zurückstehen.' Und dann hat er hinzugesetzt: ‚Da du, Jürgen, der Ältere bist —'"

(Fortsetzung folgt.)





Romantische Sommernacht im Harz.

Noch tropft von den erfrischten Büschen
Der Regen durch die laue Nacht:
Doch hat der gelbe Mond inzwischen
Die Wolkentore aufgemacht.

Er schreitet wie mit einer Leuchte
Von steiler Höhe in den Grund,
Und das Gestein am Weg, das feuchte,
Glänzt auf und flimmert fahl und bunt.

Die Bäume rauschen tief, es rinnen
Die Wellen rastlos durch das Wehr,
Und du genießt mit allen Sinnen
Deutsche Romantik, traumesschwer.

Das ist die Stimmung all der Lieder,
Voll Schwermut und voll Mondenschein,
Die Stunde geht so zeitlos nieder,
Dir fallen alte Klänge ein.

Das übernimmt so ganz dein Sinnen,
Daß es dich überraschet kaum,
Als von des nächsten Hügels Zinnen
Ein Lied erklingt in deinen Traum.

Und leise tönt es in die Runde,
Waldhorn und Tuba halten Schritt,
Das Lied: „In einem kühlen Grunde," —
Und tief bewegt singst du es mit . . .

Und siehst am Abhang auf dem Rasen
In einer Laube Lampenschein,
Vier Burschen sitzen dort und blasen
Voll Andacht in die Nacht hinein.

Sie sitzen tiefgeneigt und lauschen
Dem eigenen Liede, wie es schwillt
Und leis verhallet, und sie tauschen
Die Stimmung, die sie ganz erfüllt.

Sie halten ein und blasen wieder
Die Weise von der Jugendzeit
Und all die alten, lieben Lieder,
Voll Sehnsucht und voll Traurigkeit.

Du hörst sie fern noch aus dem Dunkel
Hinträumen, Klänge tief und schwer; —
Indessen rastlos mit Gefunkel
Die Wellen wandern durch das Wehr . . .

Hans Benzmann.



Der Anfang.

Von Dr. Gustav Wyneken.

Noch in diesem Jahre wird vielleicht weiteren Kreisen des Publikums eine sonderbare neue Erkenntnis aufgehen, nämlich die, daß es eine deutsche Jugendbewegung gibt. Möge mit dieser Erkenntnis das Verständnis für die neue Erscheinung Hand in Hand gehen. Hierzu beizutragen, ist der Zweck der nachfolgenden Ausführungen, die den Leser mit einem Faktor der Jugendbewegung bekannt machen wollen, nämlich mit der ersten wirklichen Jugendzeitschrift.

Zuvor aber noch ein Wort über die Bedeutung des gegenwärtigen Jahres für die Sichtbarwerdung der deutschen Jugendbewegung. Unter dieser Jugendbewegung verstehen wir das Bestreben organisierter Jugendverbände, sich eine besondere Jugendkultur, eine von der Konvention der Alten unabhängige, jugendgemäße Lebensführung zu erobern und zu gestalten. Ein solches Bestreben hat schon seit vielen Jahren in verschiedenen Gruppen geherrscht, von denen die weit verbreiteten Wandervogelbünde bei weitem die wichtigsten sind; aber es ist eigentlich nie an die Öffentlichkeit getreten, es ist sozusagen unter der Schwelle des öffentlichen Bewußtseins geblieben. Das wird von jetzt ab anders werden. Die verschiedenen Jugendverbände, die sich eines gleichen Strebens im Sinne der Jugendemanzipation (ein Wort, das sie freilich jetzt noch scheuen) bewußt sind, wollen sich zu einem „Freideutschen Ju-

gendtag" zusammenschließen und diesen ihren Zusammenschluß, zugleich mit dem Gedächtnis der Freiheitskriege, auf ihre besondere Art und in einem vom üblichen bürgerlichen abweichenden Stile am 11. und 12. Oktober auf dem Hohen Meißner bei Kassel feiern. Und damit dürfte dann, für alle Augen sichtbar, eine große, gut deutsch, aber ebensogut freiheitlich gesinnte Jugendbewegung an die Öffentlichkeit getreten sein.

Ein Faktor also in dieser Bewegung ist der seit dem Mai dieses Jahres (im Verlag der „Aktion", Berlin-Wilmersdorf) erscheinende „Anfang", die neue Monatsschrift der Jugend. Der „Anfang" ist nicht etwa eine Zeitschrift für die Jugend, für ihre Belehrung und Unterhaltung, sondern er gehört der Jugend, er bezieht seine Beiträge so gut wie ausschließlich aus ihren Kreisen, er dient der Interessenvertretung der Jugend und hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Jugend ungefälscht und unbevormundet zu Worte kommen zu lassen. Ich habe, als ich auf Bitten der jungen Herausgeber (eines Berliners und eines Wieners) die verantwortliche Redaktion der Zeitschrift übernommen habe, dies lediglich mit der Absicht getan, zu verhüten, daß hier doch schließlich wieder die Erwachsenen sich einmengen, und beschränke meine eigene Mitarbeit und Hilfe auf das äußerste. So entsteht hier jedenfalls, auch wenn man zunächst von der Frage des objektiven Wertes der Beiträge absieht, ein außerordentlich interessantes Zeitdokument, ein Abbild von der geistigen Verfassung eines großen Teils der Jugend, zumal auf den höheren Schulen, und man wird schon aus diesem Grunde dem neuen Unternehmen die größte Aufmerksamkeit zu schenken haben, eine Aufmerksamkeit, die ihm vermutlich mindestens die Geschichtsschreiber der Erziehung und — wenn es erst einmal solche geben wird — die der Jugend nicht versagen werden.

Es darf ruhig gesagt werden, daß das Geistesleben unserer Jugend, worunter ich zum Unterschiede von der Kindheit etwa die Zeit zwischen Pubertät und Mündigkeit verstehe, für die Erwachsenen größtenteils ein unbekanntes Gebiet ist. Es ist ja auch bezeichnend, daß die Wissenschaft, die doch so viel für die Analysierung des eigentlichen kindlichen Seelenlebens getan hat, sich dieses Gebietes noch so gut wie gar nicht bemächtigt hat. Nur den Dichtern, wie Hermann Hesse, Emil Strauß, Frank Wedekind u. a. verdankt das Publikum einige Anregung, sich mit dem Gedankenkreis der jungen Leute und ihrem tieferen Erleben ernsthafter zu beschäftigen. Auch unsere berufsmäßigen Erzieher, abgesehen von den wenigen an privaten Reformanstalten tätigen, scheinen größtenteils von dem Bewußtseins- und Unterbewußtseinsinhalte ihrer Zöglinge keine Ahnung zu haben, und es ist ein seltener und psychologisch nicht uninteressanter Vorgang, wie radikal gerade sie die Erinnerung an ihr eigenes Jugendleben verdrängt haben müssen. Eine ehrliche und den Tatsachen ins Auge sehende Pädagogik aber muß eine gründliche Kenntnis des Geisteszustandes der Jugend zur Grundlage haben, und zwar nicht nur des Geisteszustandes der einzelnen, sondern auch der typischen Verfassung der heutigen Jugend. Und darum soll man froh sein, wenn im „Anfang" die Jugend ein Organ erhalten hat, in dem sie sich wirklich und aufrichtig ausspricht, sie, die in der Schule und nicht selten auch im Hause zu einem für ihre intellektuelle und moralische Gesundheit gefährlichen Schweigen erzogen worden ist.

Noch freilich sind die sogenannten Pädagogen in ihrer Mehrheit weit davon entfernt, dies Auftreten der Jugend mit Freude zu begrüßen. Denn es ist ja eine einfache Selbstverständlichkeit, daß ein Blatt, in dem die Jugend ihre eigenen Gedanken und Wünsche, aber auch ihre Not und Sehnsucht ausspricht, zum Teil ein Kampfblatt sein muß, und daß in ihm die Kritik an der heutigen Schulerziehung eine große Rolle spielt. Der Leser wird es ohne weiteres erraten, welchen Notschrei das bedrängte Schulmeistertum nun ausstößt: Unterwühlung der Autorität, Gefährdung der Disziplin. Demgegenüber ist aber zunächst einmal ganz einfach zu sagen, daß in der heutigen Schülerschaft vor dem Auftauchen des „Anfangs" doch wahrlich auch schon genug kritisiert wurde. Aber hinter dem Rücken der Schule und oft ohne wirklichen Ernst. Indem man nun dieser Kritik Gelegenheit gibt, ans Tageslicht zu treten, wo sie selbst der Kritik unterliegt, zwingt man sie zum Nachdenken, zur Erwägung aller Umstände, zur sorgfältigen Begründung, kurz, das frühere verantwortungslose Gerede fällt weg, und nur die wirkliche ernste Kritik bleibt übrig.

Daß aber die Jugend einer sehr ernst zu nehmenden Kritik fähig ist, das beweisen wohl schon die vier vorliegenden Hefte des „Anfang". Man muß sagen, daß sich die jugendlichen Beiträge hier durchschnittlich auf einem Niveau halten, gegen das die alberne und rohe Polemik mancher Zeitungen gegen das neue Unternehmen höchst kläglich abfällt. Und warum sollte denn die Jugend über die Art und Weise, wie sie behandelt und gebildet wird, nichts Beachtenswertes zu sagen haben? Man erinnere sich doch einmal ein wenig an die neben der Schule hergehenden privaten Interessen der Schüler. Wie manche, denen längst ein tiefes Kunstverständnis aufgegangen ist, und die mit allen möglichen Schätzen auch moderner Literatur gut vertraut sind, müssen Tag aus Tag ein in der Schule ihren Schiller wiederkäuen, nach dem Maße des Geistes, der irgend einem ahnungslosen, aber machtbewußten Oberlehrer verliehen ist. Ahnt man denn gar nicht, wieviel geistige Überlegenheit über ihre geistigen Führer in gar mancher höheren Klasse unserer Schulen verborgen ist? wieviel Unwahrhaftigkeit also in jenem vielberufenen Autoritätsverhältnis steckt? und daß es nur einen Weg gibt, einen solchen Unterricht wieder moralisch sauber und fruchtbar zu machen, nämlich den, die Jugend zum Reden, zum unbefangenen Aussprechen ihrer Gedanken zu bringen und so die eigene intellektuelle und ästhetische Spannkraft der jugendlichen Geister zum gleichberechtigten Koeffizienten des Unterrichts zu machen? Erst hierdurch wird sich der Lehrer gegen jene Blamagen sichern, die ihm, wie die vorliegenden Hefte des „Anfang" ausweisen, sonst in großer Zahl aus den Gehirnen höher begabter Schüler erblühen, erst so wird die jetzt zum höhnischen Absprechen geradezu zwingende Überlegenheit innerhalb der Schülerschaft zu einem befruchtenden und belebenden Faktor des Unterrichts.

Und im ganzen ist zu sagen, daß der modernen Jugend ein destruktives und ungerechtes Absprechen über Schule, Unterricht und Lehrer nicht mehr nahe liegt. Sie, die mehr und mehr auf dem Wege der Selbsthilfe beginnt, sich ihr Leben nach ihren eigenen Instinkten zu gestalten, unterscheidet sich doch sehr wesentlich von der Jugend des vorigen Jahrhunderts, deren Emanzipation und Opposition in der Nachahmung studentischen Verbindungswesens und bierdurchtränkten Renommistereien gipfelte. Der heutigen kritisch gestimmten Jugend schwebt in immer sich steigender Klarheit ein positives Ideal einer neuen Schulerziehung vor, und es ist höchst interessant zu beobachten, wie sehnsüchtig sich ihre Blicke immer wieder dem Musterbilde einer neugearteten, auf praktischer Anerkennung jugendlicher Eigenart und wirklichem Kultursinn gegründeten Schule zuwenden, welche Rolle also etwa in ihren Gedanken die von mir geschaffene Freie Schulgemeinde spielt. Fürwahr, man möchte versucht sein, zu glauben, daß nicht aus der von oben kommenden technischen und ausbessernden Schulreform, sondern aus dem neuen Willen der Jugend, der aufs Ganze geht und neuen Geist fordert, die neue Schule geboren werden wird.

Hiermit ist die letzte Tendenz des „Anfang" gekennzeichnet. Und ich stehe nicht an zu sagen, daß er sich damit um wichtigste und edelste Kulturarbeit bemüht. Man sollte ihn also in der Reihe unserer Kulturzeitschriften willkommen heißen und sich durch das für uns noch ungewohnte eines Journalismus der Jugend nicht abschrecken lassen. Vielleicht ist ein solcher keine unbedingt sympathische Erscheinung, aber er ist gegenwärtig einfach nötig. Und will man es im Ernst der Jugend verargen, daß sie zu diesem Hilfsmittel greift, um einmal ihre Gefühle und Wünsche so vorzutragen, daß sie gehört werden müssen? Haben wir denn der Jugend gegenüber wirklich ein so gutes Gewissen? Gehört nicht die Lebensführung und die Bildung unserer höheren Schuljugend zu den größten Kulturnöten unserer Zeit? Und wenn dann die von dieser Not betroffenen endlich selbst ihre Stimme erheben, sollten wir da diese Stimme gewaltsam ersticken dürfen? Die Jugend ist der wirtschaftlich und sozial schwächste Bestandteil der Gesellschaft. Da scheint es mir eine einfache Pflicht der Ritterlichkeit der Erwachsenen, ihr zum Worte zu verhelfen, wenn sie wirklich etwas zu sagen hat.

Dem, der unsere soziale und kulturelle Entwicklung von einem höheren Standpunkt aus überblickt, kann es doch kaum zweifelhaft sein, daß wir über die Jugend und das Recht der Jugend umlernen müssen, und daß auf die Dauer, mindestens bis zu einem gewissen Grade, die sich emanzipierende Jugend und ihre Führer recht behalten werden und nicht diejenigen, die ihre Bestrebungen unbedingt ablehnen; man vergleiche die Jugendbewegung mit der Frauenbewegung. Tatsächlich ist dieses Umlernen ja auch schon in vollem Gange: z. B. ist die Beteiligung der Schüler an der Schulregierung der dernier cri der pädagogischen Mode. (Leider aber kann eine Neuregelung des Betriebes den notwendigen neuen Geist und Instinkt nicht ersetzen.)

Natürlich bilden Schulfragen nicht den einzigen Inhalt des „Anfang". Es gibt ja noch genug andere Dinge, über die man die Jugend einmal zu Worte kommen lassen und sich mit ihr aussprechen muß; unter diesen ist kein Problem wichtiger als das mit soviel Unehrlichkeit und Heuchelei belastete erotische. Auch vom literarischen und poetischen Können der modernen Jugend will der „Anfang" gelegentlich Proben geben, vor allem aber der Klärung aller Lebens- und Weltanschauungsfragen dienen, die die heutige Jugend in so reichem Maße bewegen. Er stellt sich dabei nicht in den Dienst irgend einer Richtung politischer, sozialer, religiöser, philosophischer, ästhetischer oder pädagogischer Art. Die einzige Tendenz, die ihn beherrscht, ist der Glaube an die Jugend und der Wille, ihr zu dienen.

Und so bleibt mir denn zum Schluß nichts weiter übrig, als zu bitten, dem neuen Unternehmen nicht mit irgend einem theoretischen Vorurteil entgegenzutreten, sondern es sich einfach unbefangen anzusehen und dabei ein wenig auch dessen eingedenkt zu bleiben, daß aller Anfang schwer ist.



Zuspruch.

Laß den Strom der Tränen fließen,
Der dir heiß vom Auge rinnt:
Einmal muß es wieder sprießen,
Denn du bist des Lebens Kind.

Wolken ziehn und alle Wunder
Dir im Leben auf und ab;
Alles macht das Herz gesunder,
Was das Schicksal nahm und gab.

Aus Millionen Augen zittern
Blicke von erlebtem Graus:
Heb' ihn auf und schlürf den bittern
Trank des Lebens selig aus.

Hans Blüher.



Tiroler Passionsspiele.

Von Joseph August Lux.

In Tirol ist es gut zu wandern. Wer den Wechsel von Kunst und Natur liebt und sich von dem einen zum andern erfrischen will, der kommt hier auf seine Rechnung. Alle Daumen lang findet sich ein Stück edler Kunst in der wild-schönen Landschaft wie Rosinen in einem Kuchen. Da ist es eine Freude, nur so herumzunaschen. Fährt man mit der Bahn, so kann man zumindest alle Viertelstunden einmal aussteigen und eine Kunstwanderung durch ein Alttiroler Städtchen antreten. Dann fährt man weiter, wieder eine Viertelstunde lang, und man kann auf neue Überraschungen gefaßt sein. Das ist ebenso kurzweilig als ergiebig, denn nirgends kann man einen solchen Schatz von Seelenbildern heimholen, als von einer solchen, sei es auch nur kurzen Tiroler Fahrt. Noch schöner ist es, wenn man über das Gebirge gestiegen ist und in einem der einfachen, hochgelegenen Wirtshäuser gerastet hat, die nirgends so wohltuend einfach und gastlich sind, als in Tirol. Da sitzt man ganz nahe bei den Almen, Felsen und Firnen auf einer schlicht gezimmerten Veranda bei einem guten Tropfen Spezial oder, wenn mans hoch hergehen lassen will, beim Muskateller, dem richtigen Tauf- und Sterbewein und läßt seine eigene Auferstehung leben. Die Auferstehung zu ein paar wahrhaft glücklichen Momenten. Dann kommt wohl auch noch ein Tropfen Musik dazu und zur Musik das Tanzbein. Jetzt ist man schon vollends im Himmelsreich, ganz nahe bei der Alm. Wir sind ja nicht weit vom Zillertal, wo das in der Welt so ziemlich ausgerottete Pflänzchen Lebensfreude noch kräftig gedeiht bis in die Einöde hinauf.

Hat man nun irgendwo hoch oben in Seligkeit geruht wie im siebenten Himmel, so ist man doppelt neugierig, wie es unten auf Erden gehen mag und wandert tapfer wieder talab. So kam ich Sonntags früh herunter nach Brixlegg mit der stillen Vorfreude, wieder Menschenkunst zu sehen, aber nicht ahnend, daß ich das Volk selbst als Künstler bei der Arbeit sehen würde.

Erst im Ort sah ich das Plakat mit dem eindrucksvollen Christuskopf, und gleich darauf stand ich bei der einfachen Bretterbude, darin heuer nach zehnjähriger Pause wieder die Brixlegger Passionsspiele aufgeführt werden. Ich hatte nicht daran gedacht und kam ganz unverhofft hinzu, was sein Gutes hat. Man kommt nicht vollbepackt mit hochgespannten Erwartungen und riskiert darum auch keine Enttäuschung, es sei denn, eine angenehme. Es war gerade Spieltag und es wollte mir vorkommen, daß ich unter einem guten Stern gegangen war, weil mir diese schöne und seltene Gelegenheit so glatt in den Wurf kam. Ich kaufte mir sofort ein Billet und saß dann fast 7 Stunden lang auf einer Holzbank in dem Passionstheater. Unterwegs sagte mir schon ein Ortsansässiger mit gewissem Stolz, es seien 35 Amerikaner gekommen; ich mußte lächeln über diese naive Genugtuung des biedern Einwohners. Amerikaner! Was für ein Märchenglanz umgibt diese Fremden in den Augen der Einheimischen! Wahrscheinlich die Legende, daß Jeder, der übers Wasser kommt, zumindest ein Nabob sein müßte, vom Glanz unermeßlichen Goldes umleuchtet. Ich habe nun Amerikaner auf Schiffen, Eisenbahnen und in Hotels getroffen und gefunden, daß sie nicht viel anders waren, als andere Reisende, mehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher, denn Milliardäre. Vielleicht wirkt das einigermaßen ernüchternd. Ich fürchtete nun auch amerikanische Preise zu finden, aber das war nicht der Fall. Eines der vielen Wunder, die mir hier begegnet sind.

Im Brixlegger Passionstheater denkt man natürlich an Oberammergau. Jeder vergleicht, unwillkürlich. Man denkt an das stimmungsvolle Landschaftsbild, das in Oberammergau den natürlichen Hintergrund des Spieles bildet, das auf der offenen Bühne unter freiem Himmel vor sich geht. Die Brixlegger Bühne ist geschlossen, das ist an schönen Tagen ein Nachteil, aber heute, wo Sonne und Gewitter mit einander abwechseln, mag man es zeitweise wieder als Annehmlichkeit empfinden. Auch in der „Aufmachung“ ist es kleiner und einfacher als die Oberammergauer Bühne. Das Brixlegger Breiterhaus umfaßt nur 1200 Besucher. Auf der Bühne dagegen haben 300 Mitwirkende Platz. Sie entspricht in ihrer Anlage ganz dem Oberammergauer Vorbild und weist wie dieses die typischen Eigentümlichkeiten der antiken Bühne auf. Eine große Vorbühne ist links und rechts abgeschlossen von den seitlichen Palastfronten des Annas und des Pilatus. Links und rechts führen zwei enge Gassen in die Tiefe, das heißt in die Stadt Jerusalem. In der Mitte erhebt sich ein Giebelbau, der die Hauptbühne enthält, wo hinter geschlossenem Vorhang die Verwandlungen vor sich gehen, während auf der Vorbühne die Szene weiterspielt. Gemalte Dekorationen stellen auf dieser Hauptbühne das gewünschte Milieu dar, sei es Landschaft, Saal oder dergleichen. Im wesentlichen aber haben wir es mit einer Architekturbühne zu tun, die ja der Traum aller Künstler für Spiele von hoher, stilvoller Weihe ist. Wir suchen das Theater der Fünftausend und können die Lösung nicht finden. Hier ist sie! Der Zirkus, wie überhaupt der Rundbau, wird nie ein richtiges Theater sein, er ist ein schlechtes Auskunftsmittel, an dem schließlich die Kunst der Darstellung zu Grunde gehen würde. Es entstehen zerflatterte, verzerrte Bilder, denen die Größe und Geschlossenheit fehlt, die nur durch die Reliefwirkung in einem einheitlichen Bühnenrahmen zu Stande kommt. Die Passionsbühne bildet einen solchen Architekturrahmen, der zugleich eine szenische Massenentwicklung gestattet. Das Theater der Fünftausend, das neue Problem für Bühnenbau und Bühnenkunst, und nicht zuletzt für die Dichtkunst, wird von der Architektur der Passionsbühne ausgehen müssen. Hier in Brixlegg ist die Architektur freilich nur ein Provisorium aus Holz und bemalter Leinwand. Die

Malerei ist kindlich und zugleich konventionell, wie es übrigens auch die Kostüme und die Darstellung sind im Stile der neueren Holzschnitzereien und Heiligenfiguren mit süßlichen Farben. Sie erinnern ein wenig an die kaltakademischen Passionsbilder aus den 50er Jahren und aus der Zeit, da die Nazarener Schule machten und derselbe Stil auch auf der Schaubühne herrschte. Nur so ist der begeisterte Hymnus zu verstehen, den damals ein Devrient über die Ammergauer Spiele anstimmte. Die Zeiten haben sich geändert, und man kann diese konventionelle Kunst von Ammergau und Brixlegg höchstens noch als ein Stück Historie genießen. Nur noch die Amerikaner geraten in Verzückung darüber, weil Wagner und Passionsspiel bei ihnen gerade Mode sind. 50 Jahre hinter dem Kontinent.

Aber in dieser antiquierten Form ist doch etwas, das wie ein unmittelbar Lebendiges zu uns spricht. Das ist nicht nur die Leidensgeschichte des Herrn, die eine grausame Mitleidserweckung darstellt und darum auf das Volk immer stark wirkt; sondern es sind vor allem die bäuerlichen Darsteller selber. Was uns an dem Spiele hölzern erscheint, das ist doch wieder die natürliche Art, mit dem sich der bäuerliche Darsteller vor dem großen Publikum gibt. Innerhalb dieser Gebundenheit gibt es sehr erfreuliche Leistungen. Man muß immer aufs neue staunen über den Fleiß und die Arbeit, die es zuwege brachte, daß das enorm lange Spiel so glatt von statten geht und daß ein solches Massenaufgebot von Menschen auf der Bühne sich szenisch fast immer leidlich gut abwickelt. Man spürt, daß eine ausgezeichnete Regie am Werk ist. Aber auch die Einzelleistungen sind innerhalb der gesteckten Grenzen gut, mitunter vorzüglich. Die Darsteller des Kaiphas, Annas und Molloch, des Pilatus und des Judas ragen hervor, und die Chorführerin erweist sich als ausgezeichnete Sprecherin. Das Interesse konzentriert sich allerdings auf den Christusdarsteller, eine schlanke, fast zarte Erscheinung mit einem richtigen Albrecht-Dürer-Haupt. Von der langwierigen Vorbereitung kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß das Haupt und Barthaar bereits zwei bis drei Jahre vor dem Spieljahr gepflegt werden muß, bis es so lang gewachsen ist, um dem Zweck zu entsprechen. Es berührt den ahnungslosen Besucher in der Tat nicht wenig seltsam, wenn er im Ort Leute mit langwallendem Haar und ernsten Apostelgesichtern bei der Arbeit findet. Das Christushaupt des Zimmermeisters Schraffl paßt eben besser zu dem wallenden Gewand des Messias als zu der Kniehose, in der wir ihn bei seinem Handwerk sehen. Weniger fügsam als die Haare, die schließlich von selber wachsen, ist allerdings die Sprache, die mit ihren harten Kehllauten ein gar widerspenstiges Organ ist. Aber schließlich mag man den heimatlichen Dialekt mit seinen gutturalen Tönen als einen Reiz mehr hinnehmen, der dieser Volkskunst zugute kommt. Das Kostbarste allerdings ist die Freude der Spielenden an ihrer Sache, die Begeisterung, die sie fortreißt und über ihre natürlichen Mittel hinaus zu Leistungen steigert, die nur dem gelingen, der innerlich ergriffen ist von der Sache, die er vorträgt. Die Erregung wirkt weiter als seelische Kraft, und es ist nicht zu leugnen, daß die Darsteller menschlich etwas fürs Leben gewonnen haben. Nicht nur die Darsteller, auch die Zuschauer, vor allem die einfachen und bäuerlichen Gemüter unter ihnen. Auf den Bänken um mich herum befindet sich lauter Tiroler Landvolk und nur vereinzelte Städter unter ihnen. Es bedarf ziemlich derber Mittel, um die naiven Naturen in den Zustand der Ergriffenheit zu versetzen. Die Verzweiflung des Judas, der sich erhängt, reizt sie zum Lachen, die tumultuarischen Volksszenen auf der Bühne erregen ihr kindisches Gefallen, wenn dreingeschlagen wird, erwachen gewisse Urinstinkte, denen nicht zu trauen ist .... Das Mitleid gehört allerdings der rührenden Gestalt des Heilands, aber auch die Martern sind für sie eine qualvolle Freude. Immer höher steigt das Leiden bis zu dem Punkt, wo es unerträglich wird. Jetzt siegt die Träne, sie sind gewonnen. Die reineren Freuden der Auferstehung und ewigen Verklärung fallen lind wie Himmelstau in die zuckenden Herzen, sie gehen erquickt und trostgestärkt wieder heimwärts in die Ferne und entlegenen Bergdörfer. Ich weiß nicht, ob sie den tiefen, metaphysischen Sinn des Spiels ergriffen haben, das das Los des verspotteten Heilands mit dem ähnlichen Geschick des gefangenen Samson, oder die Kreuzigung mit Abrahams Opfer vergleicht und durch derartige Gleichnisse im ganzen Verlauf der Passion die Reinkarnation menschlicher Schicksale bis zur höchsten geistigen Läuterung und Vergöttlichung darstellt, wie sie als Beispiel in Christus erscheint. Es ist ja auch ziemlich gleichgültig, ob sie den letzten philosophischen Kern herausgeschält haben — jedenfalls haben sie an den greifbaren Vorgängen den seelischen Halt gefunden, den sie für ihr einfach organisiertes Leben brauchen. Glückliche Menschen! Unter einer solchen Oberleitung läuft dieses einfache Dasein ohne merkliche innere Erschütterung ordentlich und geregelt ab; sie ahnen nichts von der inneren Zerrissenheit und der seelischen Direktionslosigkeit der modernen Stadtmenschen, die bei allem geistigen Hochmut und intellektueller Überlegenheit eigentlich weitaus im Nachteil gegen diese einfachen, gläubigen Gemüter sind. Es ist eine Herzenseinfalt, die Gutes und Schönes hat, wohl dem, der sie besitzt!

Aber alle natürliche Religiosität des Herzens und alle Liebesmüh wären umsonst, wenn nicht eine besondere Begabung für Schauspielerei in dem Tiroler Volk vorhanden wäre. Die Passionsspiele, die aus den geistlichen Mysterien hervorgegangen sind und als solche bis ins zehnte Jahrhundert zurückreichen, haben als Volksschauspiele in Tirol schon im 15. Jahrhundert geblüht und waren in den Ritterkomödien außerordentlich beliebt. Sie gerieten später in Vergessenheit, doch haben sich in Brixlegg Reste davon, wie das Königsspiel, das Nikolausspiel und ähnliche mehr oder weniger biblische Darstellungen, forterhalten. Nebenher hat sich das Volksstück immer einer besonderen Pflege erfreut. Brixlegg hat sogar einen Volksdichter gehabt, dessen Leben eine Passion im kleinen war. Er hieß Andreas Obinger, der als Sohn wohlhabender Müllersleute im Jahre 1816 geboren wurde.

Er war Regisseur, Stückschreiber, Dekorationsmaler und tatkräftiger Mitbegründer des neuen Passionsspieles in einer Person. Dabei ist sein ganzes Vermögen, die väterliche Mühle, Haus und Hof draufgegangen. Er mußte froh sein, daß ihn der Judenwirt, der Besitzer des damaligen Bauerntheaters, als Roßknecht aufnahm, von dem er die Erlaubnis hatte, abends in seinen freien Stunden Stücke zu schreiben und die Spiele zu leiten. Der Wirt machte sein gutes Geschäft dabei, denn an den Theaterabenden war sein Wirtshaus voll. Nur der arme Poet ging leer aus, der am andern Tag bei der Abfahrt fremder Gäste wieder als Roßknecht freundlich und bescheiden bei den Wagen stand. Es erschließt sich dabei wieder ein bemerkenswertes Stück bäuerlicher Härte und Eigensucht. Als im Jahre 1868 das Passionstheater in seiner früheren Form gebaut wurde, erwies sich Obinger geradezu als Universalgenie, indem er in jeder Verlegenheit Rat wußte und alle früher erwähnten Eigenschaften zu gleicher Zeit betätigen konnte. Dabei war ihm nicht so viel geblieben, um ein Heim sein Eigen zu nennen. Er wohnte im Garderobezimmer des Passionstheaters, wo er im ungeheizten Raum bei einem Öllämpchen seine Stücke schrieb. Schließlich kam er krank und gebrochen ins Armenhaus, wo er, 65 Jahre alt, im Jahre 1882 starb. Seine Stücke sind natürlich auf den Vorstellungskreis seines einfältigen Publikums zugeschnitten, aber sie sind erfüllt von Komik, Witz, Laune und scharfer Realistik. Zu seinen hochanzuschlagenden Verdiensten gehört es auch, daß er die patriotischen Volksschauspiele, die die Befreiung Tirols 1809 feiern, in Brixlegg eingeführt und durch seine kundige Regie auf die Höhe des Ansehens gehoben hat, die sie in den späteren Jahren genossen haben. Es verdient erwähnt zu werden, daß der Begründer der Meeraner Volksschauspiele, Karl Hermann Wolff, die Anregung zu seiner Gründung den Brixlegger patriotischen Volksschauspielen verdankte, die vielleicht die besten ihrer Art in ganz Tirol sind. Obinger war zweifellos eine Begabung und hätte ein weitaus besseres Los verdient. Aber so ist das Leben. Die Passionsgeschichte wiederholt sich immer wieder im kleinen, die Leute merken's nur nicht, obzwar sie gerade drinnen im Theater Tränen vergossen haben.

So viel genügt, um zu zeigen, auf welchen starken, volkstümlichen Wurzeln das Brixlegger Passionsspiel beruht, das im Jahre 1868 wieder aufgegriffen wurde. Damit wurde eine Tradition erneuert, die in Oberammergau ununterbrochen um Jahrhunderte zurückreicht. Wenn sich dieser kolossale Vorsprung der bayerischen Schwesterspiele in dieser kurzen Zeit auch nicht einholen ließ, so sind die Brixlegger Leistungen ihrem inneren Wert nach doch gleich hoch einzuschätzen. Ja es gibt Leute, die behaupten, daß die Brixlegger weitaus schöner gespielt haben. Das ist Ansichtssache. Ich glaube übrigens nicht, daß die Brixlegger von irgendwelchen Rivalitätsgefühlen getrieben sind; sie tun ihr Bestes, und darum wirkt es so überzeugend. Aber in einem sehr wesentlichen Punkt verdienen sie den Vorzug: Sie sind noch nicht amerikanisiert. Es ist noch kein Cook gekommen, um sie auszukaufen wie die Oberammergauer Spiele und dann amerikanische Preise zu machen, vor denen einem schwindlig wird. Und wenn er käme, so würde er, glaube ich, wenig Glück haben. Die furchtbare Schröpferei in Oberammergau ist tatsächlich ein Moment, das den Genuß stören kann, und ich begreife es nur zu gut, wenn jemand unter diesem widrigen Eindruck sagt, es wäre in Brixlegg weitaus besser gewesen. Es mag ja dabei die häufige Verwechslung von Ursache und Wirkung mit unterlaufen, aber wenn man alles zusammennimmt, ist es in Brixlegg wirklich besser. Die 35 Amerikaner haben uns nicht gestört, wir haben sie kaum gesehen, und sie konnten uns auch nicht die Preise verderben. In den Gasthöfen und Wirtshäusern ist es in dem heurigen Spieljahr um keinen Heller teurer wie in den andern Jahren. Das ist weise und gerecht gehandelt, und wenn es in Brixlegg immer so bleibt, so werden nicht nur die dortigen Passionsspiele, sondern auch die Bevölkerung und mit ihr das Land dauernd geschätzt und geliebt werden, wie sie es heute schon sind.



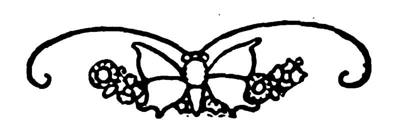
Das Wunder.

Mein eigenes Ich entschwindet mir,
Und immer mehr komm ich zu dir,
Und immer tiefer werd ich dein.
Bald wird von mir nichts übrig sein.

Dein Werk ist bei mir jede Tat.
Was in mir wächst ist deine Saat —
Und was ich einst gewesen bin,
Sinkt leise, schmerzlos sterbend, hin.

So fällt mein Ich, sich dir zu weihn.
Bald wird von mir nichts übrig sein.
Durch Liebe werd ich neu erstehn. —
Ein Wunder Gottes ist geschehn. —

Elisabeth Haspelmacher.





Geschichte der römischen Kaiser von Alfred von Domaszweski, Professor an der Universität Heidelberg. Zwei Bände. Mit 6 Porträts auf Tafeln und 8 Kartenbeilagen. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Es gibt in der Geschichte Jahrhunderte, die mehr als andere im Dunkel zu liegen scheinen, und die doch voll sind der interessantesten Ereignisse, kulturellen Entwicklungen, großzügigen Charaktere. Mit seinen feinen Sinnen für alles Eigenartige, historisch oder psychologisch Interessante hat gerade der moderne Mensch, der moderne Gelehrte sich dieser von der Schule, von der vulgären Wissenschaft zumeist übergangenen Jahrhunderte besonders angenommen. Derartige interessante historische Gebiete sind z. B. die Geschichte der Merowinger, die Geschichte des byzantinischen Kaiserreichs, die Geschichte des Deutschherrenordens usw., auch die ebenfalls recht wenig bekannte der römischen Kaiser. Mit Augustus schließt gewöhnlich der Schulunterricht ab, man bekommt von ihm und seiner merkwürdig genialen Persönlichkeit ebensowenig eine rechte und richtige Vorstellung wie etwa von seinem Nachfolger, dem Kaiser Tiberius, einem bedeutenden tragischen Charakter, wie dann weiter von den wahnsinnigen oder schwachsinnigen Ungeheuern auf dem Kaiserthron, den Caligula, Claudius und Nero, und wiederum von so bedeutenden Persönlichkeiten wie den Kaisern aus dem Hause der Flavier, von Trajan, Hadrian usw. Diese hochinteressanten Jahrhunderte, diese im Guten und im Schlechten bedeutenden Persönlichkeiten haben jetzt eine historisch wie künstlerisch gleich bedeutsame, man kann sagen eine die Persönlichkeit, ihr Wirken und ihre Zeit wieder zu lebendiger Wirkung aufbauende Darstellung in dem obengenannten Werke gefunden. Das zweibändige Werk des bekannten Heidelberger Historikers ist nicht für Gelehrte bestimmt, es wendet sich vielmehr an jedermann, der Interesse für eine historische Darstellung hat, die den spröden, toten Stoff gleichsam durch einen schöpferischen Stil wieder lebendig macht. Wenn Domaszweski auch die geschichtlichen Ereignisse selbst schildert, wenn überall sein reiches und tiefes Wissen sich auch in der Darstellung von vielen Details dokumentiert, seine eigentliche Liebe gehört der Persönlichkeit, dem Charakter, der Individualität an. Diese richtig zu erfassen und zu rekonstruieren, scheint mir, hat er sich als eigentliche Aufgabe für sein Werk gesetzt. In der Tat ist es ihm gelungen — selbstverständlich auf Grundlage unanfechtbarer Quellen —, die römischen Cäsaren, einen nach dem andern, als Menschen, als Individualitäten zu erfassen und darzustellen. Hierzu verhilft ihm ein außerordentlich faszinierender Stil, dessen Sprache freilich nicht immer einfach ist, der vielmehr in seiner Bildkraft, in seinem dekorativen Charakter dem üppigen, monumentalen Wesen dieser Jahrhunderte zu entsprechen scheint. So suggestiv und persönlich, so gestaltungsfreudig und in der Tat höchst anschaulich, höchst dramatisch dieser Renaissancestil aber auch wirken mag, — er ist nicht ganz frei von einem Zuviel an Kraft und Bildlichkeit, und bisweilen vermag die Vorstellung der sich mächtig auftürmenden oder abrupten Sprache nicht nachzukommen. Trotzdem aber ist es ein hoher Genuß, diese zum Teil groß angelegten Menschen an der Hand eines solchen Meisters der historischen Darstellungskunst kennen und begreifen zu lernen; mag der Verfasser dann und wann auch eine allzu große Sympathie für seine Lieblinge zu erwecken scheinen: Meisterstücke der plastischen historischen Darstellungskunst sind sein Antonius, Augustus (Oktavian), Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Hadrian, Marc Antonius, Spetimius Severus, Caracalla, Elgabal usw. Das Buch reiht sich den vorzüglichsten Werken anschaulicher und charaktervoller Geschichtsdarstellung an und ist besonders wegen des in ihm herrschenden großmenschlichen Idealismus auch der Jugend zu empfehlen. Hans Benzmann.

Leo N. Tolstoi. **Nachlaß.** Eugen Diederichs Verlag. Jena. 2 Bd. à 2 M., gebd. 3 M.

Die vorliegende Übersetzung des Nachlasses Tolstois von Ludwig und Dora Berndl folgt in allen wesentlichen Punkten den von Alexandra Tolstoi und W. Tschertkow nach den Angaben des Autors revidierten Texten der „posthumen dichterischen Werke Leo Nikolajewitsch Tolstois". Sie bringt alles wesentliche des Nachlasses eines Mannes, der durch seinen „Lebenden Leichnam" aufs neue bewiesen, daß er ein viel größerer Dichter und Künstler als Moralist und Prediger ist, obwohl er das letztere zu sein vorgezogen hat. Aber große Geister haben das eigentliche Feld ihrer Begabung und Bedeutung selten selber richtig erkannt. Artur Brausewetter.



Neue Bücher



Agamemnon. Tragödie in 3 Akten von Hans Klein. Preis 2,50 Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig.

Kurzer Sommer. Gedichte von Hans A. Hentschel. Preis 1,25 Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig.

Goldamsel-Lieder von Wasanta. Preis brosch. 1,—, geb. 2,— Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig.

Um Liebe und Lohn. Soziales Drama in 4 Akten von Alfred Remmler. Preis brosch. 1,—, geb. 2,— Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig.

Ausgewählte Feuilletons von J. V. Widmann. Herausgegeben von Dr. Max Widmann. Preis 5,— Mk. Verlag Hubert & Co., Frauenfeld.

Goethes Lebenskunst von Wilhelm Bode. Preis Pappeinband 3,—, Halbpergamenteinband 4,50 Mk. Verlag E. S. Heittler & Sohn, Berlin.

Cortez und die Azteken. Kulturgeschichtlicher Roman von Franz V. Günzel. Preis brosch. 6—, geb. 8,— Mk. Verlag Belletristische Verlagsanstalt, Leipzig-Dresden.

Verse von Carl Lange. Preis geb. 3,— Mk. Xenien-Verlag, Leipzig.

Der Höhe zu. Betrachtungen von Rudolf Werner. Preis 2,— Mk. Verlag „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt, Dresden-Leipzig.

Seelen die zum Lichte führen von Ernst Krauß. Preis geb. 9,80,— Mk. Verlag Th. Otto, Memmingen.

Leben und Liebe. Gedichte von Ernst Krauß. Preis 2,50, in Leinwand geb. 4,— Mk. Xenien-Verlag, Leipzig.

Arno Holz und seine künstlerische und weltkulturelle Bedeutung. Ein Hohn- und Weckruf an das deutsche Volk. Verlag Carl Reißner, Dresden.

Spiel und Arbeit. 50. Band. Influenzmaschine von Ernst Honold. Preis 1,30 Mk. Verlag Otto Maier, Ravensburg.

Erinnerungen an den Sachsenwald von Hermann Lange. Preis geb. 1,50 Mk. Verlag Gustav Moritz, Halle a. S.

Das Herrenhaus von John Galsworthy. Verlag Bruno Cassierer, Berlin.

Der letzte Arzt von Hans Lungwitz. Adler-Verlag, Berlin.

Welkende Rosen von Victor Roldan. Xenien-Verlag, Leipzig.

Kain von Victor Roldan. Xenien-Verlag, Leipzig.

Freiburger akademisches Taschenbuch. Ueberreicht von der Caritasbuchhandlung. Druck und Einband der Caritas-Druckerei, Freiburg.

Meine neue Lehre von Dr. med. Fr. Hitzbach. Verlag F. W. Glöckner & Co., Leipzig.

Festschrift der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1912. Hamburg-Großborstel.

Spielbücher. Herausgegeben von Otto Robert. Verlag Otto Maier, Ravensburg. Einfache Schachaufgaben nebst Lösungen für Anfänger im Schachspiel von Max Weiß.

Über den Wert der Ornamente an Möbeln. Schnitzereien und Ornamente an den Möbeln haben nur dann Wert, wenn sie uns etwas sagen. Hat z. B. der geneigte Leser an der Tür seines Büfetts eine Schnitzerei, von der er sich nicht im geringsten besinnen kann wie sie aussieht, dann hat eigentlich dieses Ornament gar keinen Wert, denn dann hat er nicht die Freude genossen, die das Verfolgen der feinen Linien und Schwingungen eines guten Ornaments macht. Der Einwand, daß man des billigen Preises wegen, den man für das Stück bezahlt hat, solche Feinheiten nicht fordern könne, hat keine Gültigkeit, denn dann hätte man das Ornament lieber fortlassen sollen. Ein Ornament muß durchaus eine gewisse Höhe haben. — Viele Zimmer der Wohnungsausstellung in der Tauentzienstraße 10 haben Möbel, die nicht mit Schnitzereien verziert sind. Wie fein wirken sie, und wie kommen gerade in diesen Zimmern die Kunstsachen auf den Möbeln und an den Wänden wie Bilder, Drucke zur Geltung. Ornamente an den Möbeln würden diese Dinge mehr in den Hintergrund treten lassen. — Die Ausstellung in der Tauentzienstraße 10 ist zur freien Besichtigung offen, ebenso das Hauptgeschäft des Ausstellers W. Dittmar, Berlin, Molkenmarkt 6.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Janke's Verlag. Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Ausgegeben am 6. Septbr. 1913. Verantwortlicher Leiter Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H. Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Der Franzosen-Lipp.

Erzählung
aus den Befreiungskriegen der märkischen Heimat
von
Wilhelm Arminius.

5. Fortsetzung.

In Philipps Antlitz erlosch plötzlich jeder Gefühlsausdruck. Bleiern fahl wurden seine Wangen. „Da du der Ältere bist —“ sprach er triebmäßig nach, und wie er es sprach, war es ihm, als ob die Welt um ihn ein zweites Mal versänke, wie sie am Abend der Abreise Jahns und Friesens versunken war. „Da du der Ältere bist —“ Ein Beben durchflog seinen Körper. „Nun ja — —“ Langsam reckte er sich empor, schwer legte sich seine zitternde Faust auf die Tischplatte, und diese krachte unter dem Druck — „darum mußt du eben mitgehen als Freiwilliger — als Offiziersaspirant — und ich, ich Krüppel,“ er blickte auf seine verstümmelte Linke, „ich tue, was schon Jahn und Friesen gewollt haben, ich bleibe zu Hause in Frieden.“

Aber dagegen fuhr Jürgen auf. „In Frieden? Nun — sag' das nicht. Professor Giesebrecht meinte schon, Berlin müsse doch auch geschützt werden!“

Ein eigenes Lächeln umzog Philipps Mund. „Wenn alle preußischen Jünglinge und Männer in das Heer eintreten? Wenn alle ihr Leben hinwerfen, um den Einen zu vernichten, den Erzfeind unseres Landes, dann sollte der Feind bis nach Berlin kommen? — Ein alberner Trost, Jürgen! Aber warum denkst du, du müßtest mich trösten? Mich?!“ Er reckte seine geschmeidige Jünglingsgestalt hoch über die des schwächlicheren Bruders. „Ich gönne dir alles Gute. Ich freue mich, daß, wenn morgen der Primus der Klasse spricht, ein Hohenhorst mit

aufstehen kann. Daß du mit ausrücken kannst und als Offizier wiederkehren, das verdankst du unserm Vater und dem gütigen Grafen. Also — halte dich gut, und — — geh! Geh jetzt!" Er preßte dem Bruder, in dem, wie es schien, noch immer stille Zweifel kämpften, krampfhaft die Hand und schob ihn zur Tür. „Grüße Katharinchen! Grüße Franziska!"

Jürgen hörte noch ein heftiges Türzuziehen, das Einschnappen des Schlosses. Etwas taumelig von der Szene, die er schon seit Tagen gefürchtet hatte, lehnte er noch am Pfosten, und das Erreichte zog durch seine Seele. Er hatte ja nun, was er wollte! War nun alles gut? Ging er denn gern mit in den Krieg? Um Gott — nein! nein! Wenn die Klassenkameraden nicht wären und morgen die Szene vor Bellermann, die doch überall bekannt würde — er sagte gewiß: nein! Wie gut hatte es der Bruder! Er konnte in Berlin bleiben! Zu beneiden war der Glückliche!

Aber da er noch so dachte und dumpfen Sinnes vorsichtig die ersten Stufen der etwas dunklen Treppe hinabstieg, da schlugen an sein Ohr heftige Laute, als ob ein lang zurückgehaltenes Aufschluchzen jäh zum Ausbruch käme. Herausgestoßene Worte wurden hörbar, die das Hadern eines tief Unglücklichen mit Gott und aller Welt bedeuteten. Befremdet horchte er zurück. Aus Philipps Zimmer kam das alles. Sollte der Bruder wirklich so gern Soldat geworden sein? Gab es Menschen, die ein behagliches Zuhausebleiben bedauerten? — Kopfschüttelnd schritt er weiter und sah noch immer stark betreten aus, als er sich in den überfüllten Straßen bereits durch die erregte Menge drängte. Um ihn schwirrten Nachrichten, daß die Russen sich Berlin näherten — er achtete nicht darauf.

---

24. Mit den Kosaken vor den Toren Berlins.

„Komm zu mir!" bat Franziska ein paar Tage später Philipp durch ein Briefchen, das der alte Rogge auf den Turnplatz hinaufbrachte. „Unser Kloster ist leer geworden. An hundert Gymnasiasten sind fort, 39 aus Prima, 32 aus Sekunda, 25 aus Tertia. Die Professoren tun verzweifelt, zumal mein Vater — sie haben keine Schüler mehr! Es ist still um mich, und ich habe eine Nachricht — Du ahnst, von wem. Rogge hat sie aus dem Russenlager eingeschmuggelt — er wird Dir erzählen — —"

Aber der so Angerufene schrieb zurück: „Ich kann nicht zu Euch in die Stadt hinein. Botschaft findet mich hier auf dem Tie. Es gibt hier Menschen, die tun so, als ob ich ihnen nötig wäre. Ich will's glauben, sonst müßte ich vergehen vor Kummer und Scham."

Eine Stunde später tauchten Franziskas Wangenlocken unter einer zierlichen Winterkapotte zwischen den Kiefern des Platzes auf, wo sich gerade die Plamannschüler tummelten, und auch Katharina zeigte dem Bruder ihr frostgerötetes Gesichtchen. Rasch sprang sie der Begleiterin voraus, zu ihm heran und schmiegte sich an ihn. „O Lipp, wenn du wüßtest, wie es bei uns zu Hause jetzt aussieht. Ob überhaupt noch Schule ist — keiner weiß es. Jürgen hat seine Bücher verkauft, und ein großer Säbel steht in seinem Schrank. Und Tante Fränzchen hat heute den ganzen Vormittag geweint."

Der Angeredete warf einen kurzen Blick auf Franziska. Die Blicke ihrer geröteten Augen waren fest auf ihn gerichtet. „Du brauchst mich, ich sehe es", sagte er. „Geht zu Christoph, ich mache mich hier sogleich frei."

Bald stand er in dem kleinen, traulichen Stübchen, durch dessen Fenster ganz Berlin zu übersehen war, vor seiner Besucherin. Sie hatte Katharina fortgeschickt. Vom Kaninchenstalle her scholl des Kindes Jubel. Sie selbst saß gebeugt auf der Couchette und hielt ein Billett in der Hand. Als er es sah, streckte er rasch die Hand danach, aber bittend sah Franziska ihn an. „Dies nicht Bruder Lipp — nein, dies nicht! Es sind Verse. Siehst du, sie könnten das Letzte sein, was er mir sendet, und da brauche ich sie einmal für mich — so als ein teures Heiligtum." Zuckend lag ihre Hand auf der seinen, Tränen verschleierten ihre Augen. „Verstehst du mich, Lipp? Verstehst du ein armes Mädchen, das nichts von eurem Männerkrieg wissen will, wenn es sein Liebstes hergeben soll? Siehst du, alle sind jetzt so wild und hart geworden, sogar der gute König Friedrich Wilhelm sei so geworden, sagen sie. Und selbst er — der dies geschrieben — nur von Kampf und Blut will er etwas

wissen. Er steht ja mit seinem russischen General Tschernitscheff schon diesseits der Oder — bei Eberswalde oder gar Bernau — und sie haben etwas vor, etwas Unglaubliches, Kühnes! Und zuletzt noch, als er den Brief dem Boten gegeben, hat er hinzugekritzelt: ‚Du kennst das Tor des Einzugs doch, mein Mädchen?‘ — Was heißt das, Lipp?“ Sie beugte sich ganz nahe zu ihm, ihre zitternden Hände ergriffen die seinen. „Was heißt das anders, als sie wollen kommen, wollen Berlin überfallen! Aber sie sollen nicht! Unsrer guten Stadt darf kein Leid geschehen, wenn auch noch soviele Franzosen darin sind! Oder — wenn sie müssen — und er ist dabei — — so soll er wissen, daß ich bei der Muhme Susemihl am Bernauer Tor keine täglichen Visiten mehr mache, wie damals; daß er mich da nicht finden kann! Eine ehrsame Jungfer bleibt sittsamlich zu Hause, wenn die Gassen voll Kriegsvolk sind. Und er soll nicht weiter in die Stadt dringen! Hörst du, Philipp, das sagst du ihm! Nicht weiter soll er dringen! Nicht etwa bis zur Klosterstraße! Zu gefährlich ist das! Wenn er sein Leben auch dem Könige gegeben hat, er soll sich schonen um eines Mädchens willen, das Tag und Nacht seine Locke auf dem Herzen trägt!“

Sie hatte bei den beschwörenden Worten des Jünglings Hände nicht losgelassen. Nun sprang sie auf. „Und gleich mußt du gehen, Philipp, gleich! Wäre dein Friesen noch hier, ich hätte ihn gebeten um den Gang, und ich weiß, er hätte es getan! Nun stehst du hier an seiner Statt —“ Sie vermochte nicht weiter zu sprechen. Sie reckte sich auf, ihm die Stirn zu küssen, da kam Katharinchen zur Tür hereingestürmt, das hochgehobene Kleid voll junger Kaninchen — — und im selben Augenblick mühten sich die eben noch in tiefer Ergriffenheit zuckenden Lippen bereits zu lächeln. Ein wunderliches Lächeln! Philipp wandte sich davor ab.

Er tat das Seine noch, solange es nötig war, und die Helligkeit es zuließ. Er entließ die Schüler. Er gab einem von ihnen eine kurze Benachrichtigung für Doktor Plamann mit und quartierte sich bei Hinrich ein, wie er dies vor dem Beginn von Wanderungen bereits oft getan hatte.

„Gibt's was?“ forschte der Freund sogleich.

„Kommst du mit?“ fragte Philipp dagegen zurück. „Wird uns dein Onkel in Pankow seine Pferde leihen?“

„Wenn's gegen das Rackerzeug von Welschen geht — gewiß doch! Und dabei bin ich natürlich!“

Nun wurde es eine unruhige Nacht. Als der kommende Tag sich durch erstes, schwaches Dämmern ankündigte, waren die Freunde bereits auf, nahmen ihre Springstangen und verließen die Heide nach Nordosten zu. Philipps Herz zitterte nach Taten.

Zwei Stunden später klopften sie den alten Kätner Christoph in Pankow heraus, fütterten und zäumten die starken Bauernrosse, die der Alte gutwillig hergab, und schwangen sich in den Sattel. Vier Pferdebeine unterm Leib ging das Vorwärtskommen leichter.

Als sie nach einer Weile von einem Hügel auf die schlafende Stadt zurückblickten, war es ihnen, als ob am Landsberger Tore unter den französischen Wachtposten eine ungewöhnliche Bewegung zu bemerken wäre. Bald sahen sie eine starke Kavalleriemasse sich in dem Vorgelände der Stadt aufstellen.

Die Fußgänger, die sie überholten, schritten ahnungslos dahin. Ein Marktweib, das ihnen entgegenkam, keuchte einzig unter der gewichtigen Rückenlast. Kurz vor Bernau erst geschah es, daß ihnen ein Bauernwagen entgegengejagt kam, was die Pferde laufen konnten. Der Führer tat wie außer sich, winkte und rief ihnen zu: „Zurück! Zurück! Die Russen kommen!“

„Woher?“

Die Peitsche zeigte mit kurzer Wendung auf den nahen Busch rechts vom Wege, dann klatschte sie auf den Rücken der Pferde. Im Sturm ratterte der Wagen weiter.

Sofort lenkten die Freunde ihre Rosse in die angegebene Richtung. Kaum zwischen den Bäumen angelangt, scholl ihnen ein herrisches „Stoï!“ entgegen, und wie hingeflogen hielten ein paar pelzbekleidete, langbärtige, struppige Reiter auf kleinen Pferdchen vor ihnen. Philipp kannte ihre Art von der Frischen Nehrung her. Hinrich starrte verwundert. „Gott's Dunder!“ meinte er, als er die wippenden Lammfellmützen, den pistolenstarrenden Gürtel, die lange Lanze und den geschwungenen Kantschu der Kerle erblickte.

Kaum hatten die Angerufenen ihre Rosse im Zaum, da war der ganze Wald lebendig, und schon war an ihrer Seite ein deutschredender Offizier, der ihnen befahl, die Pferde zu wenden und einen anderen Weg einzuschlagen. Als er jedoch vernahm, daß sie aus Berlin kamen und über aufmarschierte französische Kavallerie Auskunft geben konnten, wurde er umgänglich, stellte sich als Hetmann Wlasow vor, und sandte sogleich eine Ordonnanz an die Führer der Russen ab. Bald hielten diese vor den Jünglingen.

Die Obersten Tettenborn und Benkendorf, ein Paar unternehmend ausschauende Gestalten waren es. In des ersteren Nähe ritt ein nach preußischer Jägerart gekleideter, schlanker Hauptmann, dessen Augen sogleich freudig erstaunt zu Philipp hinüberblitzten. Es war Alexander von Blomberg. Nur kurz war die Auseinandersetzung mit ihm, dann blickten die Offiziere voll Vertrauen auf die Ankömmlinge. Ein kurzer Kriegsrat wurde gehalten, und bald brauste die von Flankeurs gedeckte Reitermasse Tettenborns auf geradem Wege der Hauptstadt zu.

Philipp und Hinrich auf ihren Bauerngäulen hatten Mühe, mit den kleinen Ukrainern mitzukommen. „Gedenkst du bei uns zu bleiben?" fragte Blomberg im Reiten.

Philipp nickte. „Ich habe einen Auftrag von der Demoiselle Bellermann."

Sogleich flammte des jungen Offiziers Antlitz auf. Mißmutig sah er auf den Gaul. „Auf dem wirst du nicht aushalten bis zum Tor. Woher hast du das Tier?"

Philipp berichtete, daß es aus Pankow stammte.

„So gib es zurück und reite mein Reservepferd", riet Blomberg. Rasch war der Umtausch geschehen, und Hinrich ritt mit des Oheims Gäulen ab.

Nun war die Reiterlust größer, aber auch die Gefahr. Rot und weiß blinkten französische Reitermassen her, und die aufsteigende Sonne gliberte über blanke Waffen, die in die Luft stachen. Blomberg sah funkelnden Auges darauf und drängte sein Pferd näher an Philipps Seite. „Da hast du eine Pistole, Junge —" raunte er, „für alle Fälle! Hören aber muß ich noch, was du mir zu sagen hast. Also, erzähle!"

Sogleich prüfte Philipp mit kundigen Griffen das geladene Doppel-Terzerol, und als er befriedigt war und sein Herz vor Soldatenlust hoch aufflog, übermittelte er seinem Begleiter Franziskas Worte.

Blomberg rührten sie das Herz. Aber nicht Verzicht kündeten seine verschwimmenden Augen. Jubelnd und triumphierend klang, was er sprach. „Nicht im Hause der Muhme am Bernauer Tor will sie sein, das liebe Mädchen? Hat sie so gesagt, Philipp? So will ich sie gerade im Hause der Muhme suchen, und ich schwöre es bei meinem Offizierssäbel — als erster hinter der Ringmauer will ich sie suchen!"

Es war nicht mehr Zeit für Philipp, ein Wort zu erwidern. Schüsse knallten plötzlich vor ihm, das eben noch freie Feld war mit dunklen Kosakenhaufen bedeckt, die aus Gehölzen, hinter Mauern und allen sonst möglichen Verstecken von rechts und links hervorgebrochen waren. Und unter seltsam durchdringenden Schrilltönen, mit denen sie ihre Ukrainer Pferdchen anfeuerten und die Feinde verwirrten, stoben die russischen Reiter in den Kampf.

Blomberg war an Tettenborns Seite gerufen. Mitten im hitzigsten Gedränge der Anstürmenden sah Philipp ihn. Unter den struppigen Söhnen der russischen Steppe fiel seine schlanke, ritterliche Gestalt immer wieder auf. „So müßte ihn Franziska sehen," dachte er, „sie würde vergessen, ihn um Schonung des eigenen Lebens zu bitten!"

Immer näher den Mauern Berlins zog sich der Kampf. Das französische Reiterregiment war völlig geworfen, die Trümmer jagten dem offenen Landsberger Tore zu. Da öffnete sich unversehens auch das nächste — das Bernauer Tor — und es wurden rasch noch ein paar Kanonen herausgezogen. Eine Schar höherer Offiziere in sehr verschiedenartigem, vornehmem Waffenkleide mit einigen Gendarmen und Mamelucken — wie es schien, die Angehörigen des Berliner Hauptquartiers — versuchten sie zu lenken, und — als sie die Gefahr sahen — zu decken. Schon aber war es zu spät. Die flinken Pferdchen der Russen trugen ihre Reiter mit Windeseile heran. Mit todesmutiger Kühnheit brachen sie zwischen die Deckungsmannschaften ein, zerhieben die Stränge, stachen die Kanoniere nieder und umzingelten bereits die vordersten Reiter.

Sogleich aber rief die scharfe, befehlende Stimme eines schlanken, sehnigen Ulanenoffiziers die übrigen zusammen, und seinem energisch geführten Vorstoß gelang es glücklich, die schon zu Gefangenen Gemachten zu befreien und sie in das Torgewölbe zurückzuretten. Eben schrie er das Kommando laut hinaus, das Gatter rasch zu schließen und zu verbarrikadieren, da löste sich aus dem zurückgescheuchten Kosakentrupp eine einzelne Jünglingsgestalt, und mit der Pistole im Anschlag in wildem Rennen gegen ihn ansprengend, schrie der Angreifer: „Pawet Nowaczky — wahre dich!" Im selben Augenblick war aber auch bereits Blombergs elastische Kriegergestalt neben dem Kühnen, eine Handvoll Kosaken stob mit ihm zugleich heran, und vor diesem erneuten Angriff wich alles, was an Wachtsoldaten im Tore beschäftigt war mit dem Angstrufe: „Sauve qui pent!" zurück. Sie drängten gegen die Pferde, daß diese stiegen und die Reiter abwarfen. Die Schreie der von den Hufen Getroffenen erschollen, Pistolen gingen los, und als ein ungefüger, wehrloser Knäuel wälzte sich alles rückwärts in die Straßen hinein. Wohl sah Philipp den gehaßten Feind seiner Familie, seines Vaterlandes, den Polen, dicht vor sich. Wohl hob er mehrfach sein Pistol gegen ihn, aber er drückte nicht ab, solange er dessen Hilflosigkeit bemerkte. Auge in Auge! so hatte er sich die Abrechnung immer vorgestellt. Auge in Auge! Sollte es heute nicht dazu kommen?

Neben ihm, eingeklemmt zwischen Pferdeleibern, knirschte Blomberg im Feuer seiner glühenden Kämpferseele, und endlich — endlich waren die Fußsoldaten zur Seite geworfen oder niedergeritten, der Reitertrupp der Franzosen freigeworden. Ein Stück jagte er die Straße hinunter, auf die von der Langen Brücke im Sturmschritt ankommenden Grenadierbataillone los. Dort lösten sich von ihnen die am reichsten Geschmückten, die andern, die Waffe im Anschlag, wandten sich wieder und nahmen in geschlossener Masse anrückend tapfer den eingedrungenen Feind wieder an.

Unter einem kleinen überhängenden, mit Weinspalier bekleideten Häuschen, aus dessen Fenstern blühende Blumen grüßten — Eleonore Susemihl stand unter dem leuchtend blankgehaltenen messingnen Haustürklopfer — trafen sie mit den ersten Gegnern zusammen. Blomberg, den Russen voran, reckte sich in den Bügeln. Sein Säbel überfunkelte seine Heldengestalt. „Den ersten Schlag für dich, du Vaterstadt, und meine Liebe!" klang sein begeisterter Ruf. Einen vollen Blick der Hingabe warf er auf das liebliche, im Todesschrecken bleiche Mädchenantlitz, das sich hinter den Blumen am Fenster gezeigt hatte, und im selben Augenblicke, wo Philipp die offene Verwunderung durchschoß: „Sie ist bei der Muhme! Franziska ist wahrhaftig doch bei der Muhme Susemihl!" hieb seine Klinge schon Funken aus des Feindes Helm und machte mit wuchtigen Streichen die gewandten Schläge eines zweiten zunichte.

Eine heiße Welle durchjagte Philipps Hirn. „Ihm helfen!" und schon machte sein erster Schuß den nächsten Feind stürzen. Noch im Abfeuern starrte er über den leeren Sattel in hochmütige, haßerfüllte Augen des andern. Dies Gesicht mit der scharfen Hakennase kannte er. Aber nicht ihm galt dessen Schwertzücken. Schon hatte Blomberg mit klirrenden Schlägen den Polen angefallen, schon aber sah er sich selber auch von zwei neuen Feinden bedroht. Vor dieser Überzahl wurde Philipps Hand fest. Wie auf dem Scheibenstand visierte er in Höhe der Brust des Gegners und machte den Finger krumm. Aber um den Bruchteil einer Sekunde knallte sein Schuß zu spät. Der geschwungene Degen des Feindes vermochte noch seinen Todeshieb gegen Blomberg auszuführen, bei der letzten Bewegung aber fing das starke Degengefäß die Kugel auf, zersplitterte durch sie, und waffenlos mit blutender Rechten hielt der Pole vor ihm, während Alexander von Blomberg mit leise ausgestoßenem „Hilf Gott!" blutend zu Boden sank.

Philipp sah den Fall, und er wußte nicht, wie ihm geschah. Da hatte eben ein unauslöschlicher Haß in ihm gezuckt, dem Haß war ein wilder Schmerz gefolgt — jetzt trieb in ihm einzig der Drang zur Freundeshilfe. Waffenlos wie sein Gegner, sah er nicht sobald des jungen Offiziers Sturz, und die schrecklich über ihm drohende Gefahr, von den Hufen der tobenden Rosse zermalmt zu werden, als er auch schon aus dem Sattel über zwei leere Pferderücken hinwegvoltigiert war, die Pferdeköpfe mit dem Pistolenschaft zurückhieb und den reglosen Körper des Gefallenen umfaßte und ihn fortzuziehen versuchte. Vergessen war die auch ihm drohende

Gefahr. Schon meinte er, die Tür des nächsten Hauses glücklich erreicht zu haben, als er über sich einen französischen Fluch vernahm, den andrängenden Vorderleib eines zum Steigen gespornten Rosses fast über sich sah, und im selben Augenblick, da die Tür vor ihm sich öffnete, von dem schlagenden Huf an der Schläfe getroffen, mit seiner Last in das Haus taumelte und dort zu Boden sank.

Draußen fluteten Kampf und Gedränge weiter. Da war Hörnergellen und Trommelwirbel, Kosakenschrillen und das Angstgewieher zu Tode gehetzter Rosse. Die Franzosen zeigten endlich flüchtend den Rücken. Die russischen Sieger, die durch drei Tore fast zugleich gedrungen waren, durchjagten die Landsberger Straße, die Schönhauser Allee und die Königstraße und hatten alle nur e i n Ziel — das Königliche Schloß. Was waren ihnen feindliche Infanteriemassen, die immer zahlreicher auf dem Plan erschienen! Von Todesangst ergriffen, warfen diese beim Anblick der bepelzten, waffenstarrenden Baschkiren und Kalmücken die Gewehre fort und machten den anstürmenden Asiaten Platz. Berlin — ganz Berlin in Aufruhr! Durch ganz Berlin der Ruf: „Die Russen bringen uns die Freiheit von der französischen Waffengewalt!" Drinnen, im kleinen, windschiefen Häuschen am Bernauer Tore aber die beiden jungen Liebesleute — sie waren allein, so ganz allein! Mochte draußen die Welt sich mit Tosen verzehren, mochten die Stürme des Schreckens brausen — kein Luftzug von außen störte das feine, starke Herzensflämmchen einer treuen, gegen alle Hemmnisse bewahrten Neigung, die sich im Angesicht des Todes zum ersten Male voll entfachte. Alexander von Blomberg, der als erster für des Vaterlandes Befreiung gefallene Preuße, als ein Sterbender lag er in Franziskas Schoß gebettet. Ihr schmerzgekreuzigtes Haupt mit den weich fallenden Locken beugte sich über ihn, und der Kuß, den sie auf seine Lippen drückte, rief den letzten, seligen Schein auf seinem Antlitz hervor.

Einer — ein einziger, dem auch das Blut vom Haupte troff, sah es von der Türschwelle her. Philipp, der Schwergetroffene. „Herr, mein Gott, habe ich alle die Guttat des lieben Mädchens nicht besser lohnen können?" durchfuhr es ihn. Er griff an die Stirn, fand sie von Samariterhand umbunden und konnte der alten Dame, die sich um ihn bemühte, und der dabei die Tränen aus den Augen tropften, nicht danken, wie er es wünschte. —

Ein Wirbel — ein Traum — ein Rausch — was war dieser Russenüberfall der preußischen Residenz anders! Schon am Nachmittag war die Stadt von den Stürmern wieder leer. Die Hoffnung, die General Tschernitscheff gehegt hatte, daß sich die Berliner wie ein Mann gegen die Franzosen kehren und sie vernichten würden, hatte sich nicht erfüllt. Nun hielt er mit seinen wenigen Tausenden ingrimmig auf einer benachbarten kleinen Höhe und hatte genug zu tun, die Angriffe der kühn gewordenen Franzosen abzuwehren.

In den Straßen der Stadt aber wurde durch französische Gendarmen die Ordnung wiederhergestellt. Neben dem Adjutanten des Marschalls Augereau, Obersten Le Clouet, der die rechte Hand in der Binde trug, durchritt der Berliner Polizeipräsident Lecoq, von starker Wachtmannschaft gefolgt, die Straßen und ließ auf Befehl des Franzosen nach verborgenen Russen suchen. Besonders die dem Schönhauser, Landsberger und Bernauer Tore nächsten Gebäude wurden einer scharfen Durchsuchung unterworfen. Vor dem Häuschen der Witwe Susemihl hielt der Oberst sein Pferd an und befahl: „Hier hinein!" — Ein Fußtritt sprengte die verschlossene Tür. Der wiederheraustretende Gendarm erklärte, darinnen liege ein verwundeter junger Mensch, der wolle niemanden hineinlassen. Aber soviel habe er doch gesehen, daß sich ein toter preußischer Offizier im Hause befinde.

„Allez, apportez-moi cette canaille!" Das Antlitz des Obersten überzog sich mit jäher Röte.

Von rohen Fäusten zur Tür hinausgezerrt, stand kurz darauf Philipp vor dem Reiter. Sprühende Augen des Hasses überflogen ihn mit furchtbarem Drohen. „Voilà un traître de Berlin! Je le connais bien! Il a tiré sur moi!" scholl es ihm entgegen. „Allons, en prison!" und die Gendarmen griffen zu und stießen den Taumelnden zu der Schar der übrigen Verhafteten. Mit ein paar anderen Berliner Bürgern, in deren Wohnungen verwundete Russen gefunden waren, zusammengefesselt, wurde Philipp einige Minuten später, am Schloß vorüber, dem Hausvogteiplatz zugetrieben. Noch lag ihm

im Ohr der Zuruf des den Franzosen aus Klugheit dienstbeflissenen Lecoq an den Adjutanten: „A votre ordre, mon colonel Le Clouet!“ Vor seinen Augen aber stand der grimme Feind, der ihn durch die Gefangennahme zu vernichten gedachte, als die finstere Gestalt eines, den er unter einem anderen Namen kannte — nur zu gut kannte.

Pawet Nowaczky — kein anderer war es gewesen, der in dieser Stunde den Berlinern die ganze Übermacht der Franzosen noch einmal gezeigt hatte. In den Händen desselben gehaßten Mannes befand er sich, dem er vor wenigen Stunden noch Auge in Auge im Kampfe gegenübergestanden, dem seine Pistolenkugel die Hand verletzt hatte, und den er als heimlichen Spion im Preußenland und als rachsüchtigen Feind alles deutschen Wesens kannte! — Warum konnte die Kugel nicht zu seinem falschen Herzen dringen? War es Zufall? Gottesschickung? — „Herr, mein Gott, was hast du dann mit mir Armen weiter vor?“ — Als Richter würde der haßerfüllte Feind über die Gefangenen Urteil sprechen. Der Tod vor dem Sandhaufen unter den Schüssen eines französischen Pelotons würde das Ende sein! — Wie kurz der Freiheitskampf für ihn! Jahn, Friesen, ihr Helfer — wo seid ihr?

Philipp biß die Zähne zusammen, als sich die schwere Tür der Hausvogtei vor ihm und seinen Unglücksgenossen öffnete. Von gewalttätiger Hand gestoßen, schlug er beim Betreten der niederen Zelle im Kellergeschoß taumelnd gegen die Mauer, stürzte zu Boden, und eine Ohnmacht schloß ihm Augen und Sinne auf lange.

Dunkel war es um ihn, als er erwachte. Seine Hand tastete Brot und Wasser. Sein zerschlagener Kopf schmerzte, seine Pulse hämmerten im beginnenden Fieber. Wirre Träume waren über ihm, ob Stunden, ob Tage — er wußte es nicht. Einmal war ihm, als höre er an die Tür schlagen, höre Hussas winselndes Geheul, dazu des alten Klaus Rogge dröhnende Schifferstimme. Aber dann schollen scharfe französische Kommandos, und alles wurde wieder still. Nicht so in ihm. Sein Geist spann das scheinbar Erlauschte weiter. Die Gestalten seiner Freunde traten an sein Lager. So schattenhaft sie kamen — er vermochte doch zu ihnen zu reden.

Von dieser Stunde ab hörte der Gefangenwärter, der mürrisch und wortlos ihm seine Nahrung zuschob, in eigentümlich weichen Lauten aus seiner Zelle bewegliche Klagen, freudige Hoffnungen, innige Bitten für das arme Vaterland dringen. Er sah, daß die hineingestellte Nahrung kaum noch berührt wurde, und er machte Meldung, der eine Gefangene liege schwer danieder.

Zur selben Zeit aber grimmte auf der französischen Gesandtschaft die Stimme Le Clouets zu Augereau: „Laßt die Tore sperren für die ausziehenden Freiwilligen, Marschall! Ihre Anhäufung in Breslau ist verdächtig! Verbietet in den Zeitungen die Bekanntgabe sogenannter patriotischer Taten! Laßt vor allem die gefangenen Verräter in der Hausvogtei erschießen!“ Aber gegen solch Verlangen trat der milde und immer noch auf den Stern seines großen Kaisers vertrauende französische Gesandte Saint Marsan mit abmahnenden Worten auf. „Schärfere Überwachung des jungen Volkes — ja! Zensur der Zeitungen ebenfalls! Aber kein preußisches Blut fließen lassen! Seine Majestät der König von Preußen ist Verbündeter unsres Herrn, des Kaisers. Er wirbt das Heer in Schlesien für Frankreich, nicht gegen uns! Was wollen die paar durch russische Tollkühnheit verführten Hitzköpfe hier in der Stadt dagegen besagen! Leider ist Frankreich augenblicklich in der Lage, auf seine Verbündeten die größte Rücksicht nehmen zu müssen!“

So blieb — abgesehen von dem flüchtigen Besuche eines Arztes und einigen gewährten Erleichterungen in den Gefangenenzellen alles beim alten, und Philipp siechte von Tag zu Tag mehr dahin.

Indessen hatte sich die französische Macht von Köpenick her, wo Eugen, der Vizekönig von Italien, lag, stark zusammengezogen, bereit, Berlin und die Spreelinie gegen die noch immer unfern der Stadt drohenden Russen zu halten. Schwere Tage schienen über Berlin kommen zu sollen, wenn mit der Erstürmung Ernst gemacht werden würde. Da gab es in der Nacht vom 3. zum 4. März überall stillen Alarm in den Kasernen. Den Franzosen mußte ihre Lage selber haltlos geworden sein, und in dunkler Morgenfrühe verließen ihre Kolonnen die Stadt nach Südwesten.

Kaum war dies den Russen bekannt geworden, so drängten sie heftig zum Oranienburger Tor herein, durchjagten die Straßen, fahndeten auf französische Nachzügler und griffen die Nachhut am Halleschen Tore wütend an, so daß sie gegen tausend Mann gefangen nahmen.

Anfänglich war der Abzug der Franzosen so still vor sich gegangen, daß die Berliner Bevölkerung nichts davon merkte. So starrte auch Franziskas blasses Leidensgesicht nach halb durchweinter Nacht verständnislos auf den Schulvogt, der ihr in früher Stunde den alten Rogge meldete und dazu rief: „Sie sind fort, die Hundsfötter! Die verdammten Franzmänner sind heidi!“

Natürlich war der alte Rogge mit seiner tapferen Schiffergarde und einer Anzahl zum Auszuge bereiter Kriegsfreiwilliger nicht gerade der letzte gewesen, als es hieß, den Russen die Tore zu öffnen und die französischen Verschanzungen rasch zu entfernen. Kaum waren die Franzosen am Hausvogteiplatze vorüber, wo sich die französischen Gefängniswachen sogleich den abziehenden Kameraden anschlossen, da brach er mit den Seinen auch schon in die Gefängniszellen ein, die Eingeschlossenen — vor allem Philipp — zu befreien. Hatte er doch nach dem Verschwinden des Jünglings nicht geruht, bis er mit Hilfe des spürenden Hussa seinen Aufenthalt festgestellt hatte.

Vorm Anblick des Wiedergefundenen zog sich ihm das Herz zusammen. Aber so sehr sein Herz auch nach Rache schrie, er überließ der jungen Schar die Lust, mit den Kosaken zusammen hinter den französischen Flüchtlingen herzujagen, ordnete an, Philipp in Betten zu packen, und eilte zum Grauen Kloster vorauf, die Familie Bellermann auf die Ankunft des Kranken vorzubereiten.

Gibt es linderen Balsam für eine in heiligen Schmerz versunkene Mädchenseele, als einen nahestehenden lieben Menschen gesund zu pflegen? War Philipps Person nicht mit den Ereignissen, die Blombergs letzte Stunde betrafen, aufs innigste verknüpft? Als eine vom Leben bereits Abgeschiedene — zum Leben Wiedererwachte erhob sich Franziska vor der Bahre des Hereingeschafften: „Mir den Kranken! In meine Stube! Auf mein Lager! Mir gehört sein Leben! Gott hat ihn mir gesandt!“

---

25. Aus der Krankenstube zum Militär.

Was galten Franziska und Philipp, diesen beiden durch den Schmerz eng Verbundenen in den nächsten Wochen die Geschehnisse der Außenwelt? die immer noch nicht beruhigten Zweifel der Berliner, ob alle Kriegsrüstungen auch gegen Napoleon gerichtet seien? Zwar war endlich der lange erwartete Aufruf Jahns und Lützows aus Breslau, der zum Eintritt in ein besonderes Freikorps aufforderte, überall angeschlagen zu sehen. Die Blüte der edelsten Söhne der Nation, die Studenten und Turner, sollte es umfassen, und ein schwarzes Korps der Rache sollte es werden. Auch hatte der König als Auszeichnung für tapfere Taten das Eiserne Kreuz gestiftet, und schließlich war das Hauptheer der Russen — Wittgenstein an der Spitze — unter heller Begrüßung seitens der Bürgerschaft in Berlin eingezogen. Aber das alles war doch nicht ausschlaggebend.

Da erschien endlich am 16. März Preußens Kriegserklärung gegen Napoleon. Trotzdem die von Scharnhorst geforderten Landwehren zunächst nur in Ostpreußen wirklich zur Aufstellung gelangt waren, hatte Friedrich Wilhelm, der Hilfe des Zaren Alexander durch den Vertrag von Kalisch sicher, das Wagnis schließlich jetzt schon unternommen.

Die ernste, inhaltsreiche Kunde, von Jürgen in Philipps Krankenzimmer gebracht, fand diesen zum erstenmal außer Bett. Das Fieber war endlich gewichen. Bleich und abgezehrt lehnte er im Sessel, von der vor ihm kauernden Franziska mit übergehenden Augen betrachtet, von der erblühenden Katharina gestreichelt und geküßt. Ergeben sich in sein Schicksal fügend, das ihn noch auf lange an das Zimmer fesselte, sah Philipp auf den, in seiner Uniform der Freiwilligen Jäger sich jetzt stattlicher ausnehmenden Bruder. Da war kein Neid, keine Mißgunst. Hatte er doch durch das überraschend gekommene und so ernsthaft ausgegangene Ereignis des Überfalls von Berlin am eigenen Leibe gespürt, wie das Schicksal der Erdgeschöpfe nicht in berechneten oder gewünschten Bahnen verlief. Beinahe wäre er an dem Ereignis elend zugrunde gegangen, wie Blomberg, der Tapfere, der vielversprechende Poet, in dem ergebnislosen Kampfe dahinge-

schieden war. Nun hatte ihn der große Gott in elfter Stunde noch in treue Hände gebracht, darum wollte er gern der Zuversicht bleiben, daß er in dem großen, bald anhebenden Kampfe noch weiter Dienste tun könnte.

Als anderntags die Stadt von dem Einzug Yorcks — Yorcks, des Befreiers! — voll war, als die Schlachtmusik der Trommeln und Hörner des eisernen Generals die Scheiben von Philipps Krankenzimmer erschütterte und er vernahm, daß das Korps bald über die Elbe setzen und auch in das Westfälische Reich Jeromes dringen würde, strahlte das Licht seines wiedererstandenen jungen Lebens stärker als bisher aus seinem Antlitz, und sein Körper zeigte die Unruhe neuen Drängens und Treibens.

„Denkst du an Altenzaun?“ fragte Franziska leise und legte die weiche Hand beschwichtigend auf seinen Arm.

„Ja, an Altenzaun — an den Vater und an unser armes Vaterland.“ Und er erzählte ihr seine Anwesenheit und Mithilfe in jenem einzig glücklichen Gefecht des unheilvollen Jahres 1806 genauer, berichtete ihr das wunderliche Gesicht des uralten Fährmanns Christian von der Sandauer Fähre und das Kopfschütteln des Greises beim Anblick der Schillschen Soldaten. „Und nun möchte ich bei ihm sein,“ schloß er, „jetzt sind die Yorckschen wirklich auferstanden! Wenn der Alte sie nun über die Elbe kommen sieht, muß er da nicht an den Sieg und an des preußischen Reiches Wiedererstehen glauben?“

„Er wird wohl müssen,“ entgegnete Franziska leise, „wenn er die Opfer sieht, die fallen werden.“ Und seufzend setzte sie hinzu: „Wie wir beide ja auch daran glauben, nicht wahr, kleiner Lipp?“

Unter zusammengezogenen Brauen sah er ihr in die feuchten Augen. „Der Tote auf dem Friedhof der Sankt-Georgs-Kirche — er wird gerächt werden, Franziska! Wie auch meine arme Mutter gerächt wird!“

Aber das junge Mädchen schüttelte den Kopf. „Nicht Rache! Er fiel für ein höheres Gefühl, so wird auch die Vergeltung von oben her erfolgen. Auch du wirst das noch einsehen, Lipp. Sieh — als ich gestern vom Friedhof zurückkam, da sah ich die Männer alle bewaffnet, außer den Arbeitern und einfachen Gewerbetreibenden auch die edlen Vertreter der Wissenschaft, der Kunst, des Schauspiels — Landwehren nennen sie sich ja. Da marschierte Iffland, der große Darsteller, in einem Bühnenpanzer, Schadow, den berühmten Bildhauer, erkannte ich unter seinen Ritterwaffen kaum wieder. Professor Fichte mit seinem mächtigen Säbel an der Seite grüßte kriegerisch, der Theologe Schleiermacher marschierte mitten unter den Pikenträgern an mir vorbei. Bei diesem Anblick hab' ich des lieben Abgeschiedenen Stimme vor meinem Ohr gehört: ‚Sieh, Franziska, es geht um das höchste Gut, um des Vaterlandes Erstehen, willst du mir da nicht gönnen, daß ich als erster dafür habe fallen dürfen?‘“

Der Sessel Philipps knackte unter den ungestümen Bewegungen des Kranken.

„Ja — ja, sie müssen hinaus ins Feld, alle, alle! Es geht gegen des Korsen Übermacht! Es geht gegen die verblendeten deutschen Brüder selbst, gegen eine halbe feindliche Welt! Fichtes, Jahns, Friesens Wünsche und Prophezeiungen sind erfüllt! Sie haben so vieles vom Einzelwillen gesprochen, der Volkswille werden muß. Sie haben sich dafür gesorgt und gemüht — ich denke mir, jetzt merken die Berliner und auch die andern, die von ihnen wissen, was sie gemeint haben.“ —

Was hier in stiller Krankenstube geäußert wurde, die nächsten Tage bewiesen es.

Es kam der 23. März, und die ganze Residenz klang wieder von des Königs ‚Aufruf an mein Volk‘, der schon am 17. in Breslau erlassen war. Das waren ganz die freien, herzlichen Töne, auf die man längst geharrt hatte. Sie wirkten wie keine Tat zuvor. Jetzt wollte gern jeder dabei sein, Opfer zu spenden, und die Annahmestelle für freiwillige Gaben im Rathause wurde bald von Hoch und Niedrig belagert. Es kam der 24., und Friedrich Wilhelm traf von Potsdam her selber in Berlin ein. Es kam der 26. und damit der Abmarsch der in der Hauptstadt versammelten und in den letzten Wochen eingeübten Krieger.

Philipp war die Wichtigkeit dieses Tages verheimlicht worden. Jeder fürchtete noch, daß die Erregung, Jürgen mit den Kameraden unter Yorck in den Kampf ziehen zu sehen, allzu stark auf ihn wirken würde. Hierbei aber war es der Direktor Bellermann selber, der in aufflammender Begeisterung jede Abrede vergaß.

Gegen Mittag durchhallte dröhnende Militärmusik die Straßen, und gerade hatte Philipp seltsam traumverloren vor sich hingesprochen: „Ich weiß nicht, Jürgen war gestern so sonderbar — für so tief empfindend habe ich ihn bisher nie gehalten — —“ da kehrte der Direktor vom Schloßplatz zurück, und was er auch an Mißhelligkeiten und Mühen durch das Eintreten seiner Gymnasiasten in das Heer erfahren hatte, man sah es seinem vor Ergriffenheit leuchtenden Gesichte an: alles war in dieser Stunde verwunden.

Die scheidenden Jünglinge waren durch Gottesdienst im Freien zum Kampfe geweiht worden. Nach der ergreifenden Rede des Geistlichen, die jedes Herz gerührt hatte, war die Sonne durch die Wolken gebrochen, und in diesem Augenblicke der eiserne Yorck in den Kreis der Versammelten getreten. Schon seine gebieterische Gestalt, sein graues, flatterndes Haar, seine flammenden Augen hatten auf jeden gewirkt. Jetzt, als er, vor seinem Leibregiment stehend, die Lippen zur Ansprache öffnete, breitete sich tiefe Stille über den weiten Raum, über die zahllose, enggepferchte stehende Menge der Erschienenen. Und als er gar sprach: „Soldaten, jetzt geht's in den Kampf. Ihr sollt mich an eurer Spitze sehen. Tut eure Pflicht. Ich schwöre euch, mich sieht ein u n g l ü c k l i c h e s Vaterland nicht wieder!“ als ein alter Waffengefährte, der Oberst Horn, dem Sprecher in die Arme stürzte und laut rief: „Wir alle — alle sind bereit, zu folgen!“ — „da war es,“ berichtete der Direktor, „ich sage euch, als ob etwas Flammendes vom Himmel käme und all den alten, bewährten Kriegern und unsern jungen Studenten und Gymnasiasten ins Herz fiel. Jürgen stand so, daß mir seine Bewegungen sichtbar waren, und ich sah, wie seine Rechte langsam gleichsam selber zur Waffe an seiner Seite hinüberglitt und seine Lippen sich stammelnd bewegten wie zu einem Schwur.“

Im selben Augenblick glitt der Kranke im Lehnstuhl mit einem eigentümlichen Seufzer zurück und schloß die Augen. Sein bleiches Gesicht wirkte wie das eines Toten.

„Vater — Vater —“ schrie da Franziska, „was haben Sie getan? Sie haben Philipp getötet!“

Aber der Jüngling schlug die Augen auf und streckte beiden die Hände entgegen. „Nein — nein — nicht so! Daß mein Bruder hinauszieht, mein friedvoller, gelehrter Bruder, und auch ihn zwingt der große Volkswille — soll mir das nicht nahegehen? Nun meinen Vater wiedersehen — und — einen noch — seinen General — Preußens General — unsern Grafen Bülow!“

Bellermann ließ einen hastigen, fragenden Blick über seine Tochter gehen. Aber obgleich sie ihn mahnend ansah, tat er doch, wozu ihn der Drang trieb. Er nahm Philipps heiße Hand fester in die seine, sah ihn teilnahmsvoll und prüfend an und sprach: „Macht dich solche Kunde gesund, mein lieber Junge, so wisse: Generalleutnant Bülow zieht von Stettin her mit dem vereinigten west- und ostpreußischen Reservekorps auf Berlin zu, um die Mark gegen einen feindlichen Einfall der Franzosen von Magdeburg her zu decken. Vielleicht ist die Stunde des Wiedersehens mit deinem Vater näher, als du meinst.“

Da richtete sich der Leidende in seinem Sessel stark auf. „Wenn das wäre, wenn ich wüßte, unser Graf, mein Vater selbst schützen unsere Heimat, dann wollte ich gern hier aushalten, bis ich völlig gesund bin.“

„Beim Wort genommen!“ riefen da Bellermann und Franziska zugleich, und nun erzählten sie ihm alles in der Zwischenzeit Geschehene und übermittelten ihm Jürgens und seiner abmarschierten Kameraden Scheidegrüße. Philipp aber dachte: „Ich will alles ertragen — ich werde ja einmal wieder gesund sein, und — ich werde Vater wiedersehen!“

Und dann kam der Tag, der diese Sehnsucht erfüllte — der letzte im Monat März war es. Wieder zitterten die Fensterscheiben der Häuser Berlins vom Tritt gewaltiger Soldatenmassen. Bülow zog mit 10 000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern in die Tore. Mit vergehendem Atem lauschte Philipp dem andrängenden, mächtigen Schall der Militärmusik, im Beben der Erwartung wurden ihm die Minuten zu Stunden.

Er lag allein. Längst war Katharina auf die Straße geeilt. „Bloß, daß Vater gleich die richtige Straße findet!“ hatte sie ihm beim Abschied zugerufen. Nun hatte sie ihn gewiß schon herausgefunden, schon umarmen dürfen, den sehnlichst Erwarteten! Warum kam er nicht?!

Endlich aber — ja, das war er! So deutete ein Mann wie er sich an! Die Haustür krachte, wie sie nie gekracht, die Stufen der Treppen knarrten und ächzten, wie sie nie geächzt, und als die Tür zum Krankenzimmer zurückflog, stand da im Rahmen, breit und mächtig ihn ausfüllend, ein hochgewachsener, rotbärtiger Wachtmeister der kurmärkischen Landwehr in blauer Litewka, auf dem Haupt die geschirmte Tuchmütze mit dem Kreuz von Blech, das den Spruch trug: Mit Gott für König und Vaterland. Antonius Hohenhorst, der ehemalige gräflich Bülowsche Förster war es, jetzt der treue Gehilfe des Generals beim Ausheben und Einrichten der märkischen Landwehr — dem Jüngling nur der Vater, der starke, liebe Vater!

Ein Fragen war es und ein Antworten, ein In-die-Augen-sehen und An-die-Brust-drücken, ein rauhes Schelten, das doch nur Liebessorge verhüllte: „Junge, Junge, hast wollen als Erster Berlin erstürmen, nun liegst du hier!" und ein warmes Streicheln: „Wirst bald wieder sein, wie du gewesen!" — Über aller persönlicher Freude, die um den rotblonden Bart zuckte, stand doch das große vaterländische Sorgen und Mühen. Die trauliche Zusammenkunft wurde unterbrochen durch eilige Amtsgänge und ernste Unterredungen, durch Empfang von Kriegsberichten und die Arbeit auf den Meldebureaus und den Posthaltereien.

Hatte Philipp wohl im Anfang heimlich gehofft, der General von Bülow würde vielleicht, durch irgendeinen Umstand bewogen, selber in das Bellermannsche Haus kommen, so sah er jetzt ein, daß diese Gedanken lächerlich kindlich gewesen waren. Wo sein Wachtmeister so durch die Arbeit hin- und hergerissen wurde, konnte der General selber gewiß nicht kommen, wenn er seinen kleinen, tapferen Botschafter von der Frischen Nehrung auch nicht vergessen hatte. Er mußte mit den Truppen feierlich Gottesdienst halten, mußte zum König nach Potsdam, Berichte erstatten, Befehle entgegennehmen, und endlich mußte er mit seiner Mannschaft dem Feinde entgegenmarschieren und sein Wachtmeister Hohenhorst mußte mit ihm.

Aber das Scheiden von Vater und Sohn war keine Trennung mehr, und still wurde Berlin durch den Truppenausmarsch noch durchaus nicht. Auch das Leere, Dumpfe der Krankenstube Philipps kehrte nicht wieder. Obgleich seine unermüdliche Pflegerin Franziska ihn verlassen hatte, um eine größere Pflegetätigkeit im Garnisonlazarett aufzunehmen, und obgleich der Arzt für völlige Heilung seiner Kopfwunde noch einige Wochen als nötig erachtet hatte, versank der Einsame doch nicht in Mißmut und leere Tatenlosigkeit. Er lebte mit den Fernen, er sorgte sich mit den Zurückgebliebenen, zumal als sich täglich mehr Grund zur Sorge ergab.

Zwar war am 5. April die Kunde von einem glücklichen Gefecht bei Möckern gekommen, und es war ein verhältnismäßig leichter Sieg gewesen. Aber es war doch nicht zu leugnen, der grimme Feind Napoleon stand wieder mit vollen Kräften und all seinen tapferen, schlachtengewohnten Marschällen auf dem Plane. Seinen 120 000 Mann aber hatten die Verbündeten zunächst nur etwa 85 000 Mann entgegenzusetzen. Daß die Russen überall den Oberbefehl auch über preußische Truppen erhielten, war bei dem Machtverhältnis der beiden Staaten natürlich. Nicht aber war sicher, daß sie unter ihren Generälen auch die größeren Geister besaßen. So kam es, daß sich sowohl Blücher wie Yorck, Scharnhorst wie Gneisenau beim Hauptheere oft über verfehlt erteilte Bestimmungen beklagten, in der Mark aber Bülow nicht alle Anordnungen des Generals Wittgenstein für gut erachtete und mit rechter Sorge namentlich auf das künftige Schicksal Berlins blickte.

Ehe hiervon noch der großen Menge etwas bewußt wurde, arbeitete er bereits daran, Verteidigungslinien für die Hauptstadt herzustellen. Da er jedoch für diese Arbeit von eigenen militärischen Kräften nicht viel opfern konnte, waren die von ihm ausgesandten Ingenieuroffiziere genötigt, ihre erste Hilfe bei den bekannten Vaterlandsfreunden zu suchen. Daß sie auch an Philipp dachten, hatte seine besonderen Gründe.

Eines Tages kündete Katharina ihrem Bruder aufgeregt den Besuch zweier Herren in der Amtsstube des Direktors an. Beide hätten nach ihm gefragt. Einer — der Kleinere — befände sich in Offiziersuniform, der andere wäre so lang, daß er an die Decke stieße und so dünn, daß er sicher zerbräche, wenn er mal fiele. Augen hätte er wie ein Uhu, tief und dunkel. Philipp dachte sogleich an den Hauptmann von Voß, vermochte aber den zweiten, den Träger der Offiziersuni-

form, nicht zu erraten. Nach einer mit steigender Spannung verbrachten Viertelstunde erschien der Direktor selber an seinem Sessel, hatte große, runde, erstaunte Augen und zeigte eine gewisse auffällige Feierlichkeit in den Bewegungen. Er teilte seinem Pflegling fast ehrfurchtsvoll mit, der Ingenieurmajor des Herrn Generalleutnants von Bülow, Markoff mit Namen, und der Herr Hauptmann und Schriftsteller Julius von Voß hätten bei ihm angefragt, ob er wohl die Teilnahme seines Pfleglings Philipp an einigen wichtigen Arbeiten gestatte. Es handle sich um die Befestigung Berlins. Nun habe er leider selber auch gar nichts antworten können, da ihm von einer solchen Tätigkeit Philipps bisher nie etwas bekannt geworden sei, und er habe den Ausweg eingeschlagen, sich erst überzeugen zu wollen, ob Philipps Gesundheitszustand überhaupt ein Arbeiten zulasse.

Der Angeredete sah in des gelehrten Mannes Wesen das ganze Staunen eines Menschen, der dem anderen bisher irgendein Können überhaupt nicht zugetraut hat und nun am liebsten die Richtigkeit der Tatsache überhaupt in Zweifel gezogen hätte. Wie hoch stiegen nun in ihm vor solchem Unglauben seine immer als Liebhaberei betriebenen Fortifikationsstudien! War es denn möglich, konnten sie Wert besitzen? Konnte er durch sie mit seinem lieben Grafen Bülow noch einmal zusammenkommen? ihm etwas von seiner großen Dankesschuld abtragen? Er dachte nicht daran, wie gefährlich die Lage der preußischen Hauptstadt eingeschätzt werden mußte, daß solche Arbeiten nötig waren, in ihm stürmte einzig der Jubel, das Verlangen nach einer so willkommenen Tätigkeit. Er warf die Decke zurück, erhob sich stürmisch vom Lager: „Ich komme! Gewiß doch, ich helfe mit!"

Vor so deutlichem Zeichen mußte der Direktor wohl sein Kopfschütteln zunächst einstellen. Er hatte Mühe, den Eifrigen zurückzuhalten. Er rief begütigend: „Sie wollen ja hierher kommen! Sie sagen, sie kämen gern jeden Tag, wenn sie nur den Lipp Hohenhorst zum Mitarbeiter bekämen — den berühmten Franzosen-Lipp — haben sie gesagt." An dieser Stelle aber hielt der Sprecher plötzlich inne und fragte sichtbar ungläubig: „Ja, sag mal, bist du denn das wirklich — der berühmte Franzosen-Lipp?"

Darüber mußte Philipp erst lachen — dann plötzlich wurde er ernst. Führte er den Namen wirklich zu recht? Hatte er ihn schon verdient? — Nicht doch! Jetzt erst mit der sichtbaren Arbeit gegen den Landesfeind wollte er ihn sich erobern! Eine Flutwelle von junger Kraft durchschwellte ihn. Oh, das sollte eine Zeit werden! Jahn, Friesen, wo seid ihr? — Aber nein, nicht ein Hilferuf war es! Sie standen auf ihrem Posten in der Errichtung und Ausgestaltung des Lützowschen Freikorps — er aber, er war hierher beordert, er wollte sich selbst genug sein! War ihm nicht das Stück märkischer Erde südlich von Berlin bekannt wie einst das Forstrevier seines Vaters in Falkenberg? Kannte er nicht jede Höhe, jeden Bach, jeden Kanal, jedes Bruch, jeden festen Übergang? Lag seine Schublade nicht voller Entwürfe von Befestigungsplänen? voller Berechnungen der Stauungen von Nuthe und Notte von Potsdam über Saarmund bis Mittenwalde und zum Schmöckwitzer Werder? Hatte er nicht bereits auf seinen Karten als zweite Verteidigungslinie die Rollberge, die Hasenheide, den Tempelhofer Berg, die Weinberge mit Verhauen, Flêchen und Schanzen besetzt? Ließe sich nicht noch näher der Stadt der Schafgraben und die Spree als letztes Hemmnis gegen die andrängenden Feinde benutzen? Oh, er hatte praktische Vorschläge in Menge. Die Kolberger und Magdeburger Festungserfahrungen, die eigenen Studien in kriegswissenschaftlichen Werken, die Wanderungen um die Stadt mit so scharfblickenden Männern wie Jahn, Friesen, Markoff u. a. — alles würde jetzt seine Früchte tragen! Und in der seligen Empfindung des Gesundens, in der Erwartung froh machender Arbeit blickte er strahlend auf. Alle seine Träume von Schaffen und Leben leuchteten aus dem Augenhintergrund, und ein warmes Licht der großen Menschenliebe dazu.

Der alte Direktor stand ihm so nahe. . . . Nein — sicher — in aller seiner Gelehrsamkeit und Schulerfahrung hatte er nicht gewußt, welch tapferes, sprühendes Mannesherz er in dem kleinen, der Sprache und des Gehörs beraubten Schützling seiner Tochter Franziska in seinem Hause aufgenommen hatte! Er nicht! Aber trotzdem — heute war solch ein großer, lachender Freudentag, da mußte man die ganze Welt ans Herz drücken! — Und Philipp streckte die Arme

und umfaßte den immer noch feierlich blickenden alten Herrn mit einer Inbrunst der Dankbarkeit, die dieser seitens seiner Schüler weder in den Horazstunden noch bei der Xenophonlektüre gefunden hatte.

---

26. Als Volontäroffizier.

Wie war das arme, zerstückelte Preußen auf einmal geschäftig geworden! Wie brauste es in Schlesiens treuer Bevölkerung von entfachter Begeisterung! Wie stiegen aus dem verarmten, mannhaft fühlenden und handelnden Ostpreußen immer neue Hilfs- und Kraftquellen! Wie rührte es sich jetzt auch in der Mark, in und um Berlin aus eigenem Wollen, eigenem Herzensfeuer heraus!

Wenn früher einzelne, besonders auffallende kriegerisch gewappnete Gestalten — wie sogar Fichte — durch Wort und Bild witzig karrikiert waren, so waren die Zeiten der Witzeleien jetzt vorüber. Es schien, als ob es kaum noch harmlos Friedfertige gäbe, sobald das Wort „Franzose" fiel. Der rote Haß war emporgelodert überall. Und dieser Haß trieb die Hände an, zu den Waffen zu greifen. In Reih' und Glied nebeneinander standen Adel und Bürgerliche. Ob auch einige vornehme Familien, an ihrer Spitze Fürst Wittgenstein und die Hofbedienten, ein paar ängstliche Beamte und reiche Kaufleute vor der entfachten allgemeinen Volksaufregung im Lande zitterten, — hatte man doch bisher nur ein sklavisch gehorchendes Volk, kein sich auf seine Kraft besinnendes und zum Schwert greifendes gekannt — die große Masse des Bürgerstandes in den Städten, auf dem platten Lande auch der Adel und Bauernstand, sie dachten gar nicht daran, daß mit der Wehr ihnen auch die Macht gekommen sein könnte. Sie waren keine Romanen, die zur Revolution neigten, sie trugen die Treue des Germanenblutes im Herzen und waren zu jedem Opfer an Gut und Blut für König und Vaterland bereit.

Die Spenden zur Ausrüstung freiwilliger Jäger waren schon reichlich geflossen. Jetzt brachte ein Inhaber einer Zeitungshalle, Rudolf Werkmeister, in Vorschlag, die goldenen Trauringe für eiserne einzutauschen, und in wenigen Tagen lag das Gold von 160 000 Ringen bereit.

In solcher Stimmung war es ein leichtes Arbeiten für die von Bülow abgesandten Ingenieuroffiziere, die zunächst nur verlangten, Sand zu schaufeln und zu karren. Die Gutsbesitzer schickten ihre Arbeiter, die Dörfler liefen von selbst herbei, aus Berlins Toren rückten die ersten Landwehrmannschaften. Hacken und Spaten waren die Hauptwaffen, die geschwungen werden mußten. Nicht mit begeisternder Schlachtmusik wurde gegen den sichtbaren Feind vorgerückt, vielmehr hieß es, in Dickicht und Moor gegen eine in Zukunft drohende Gefahr die Gräben zu verbreitern und zu vertiefen, die schmalen Übergänge mit vorgelegten Schanzen und Verhauen zu befestigen.

Wer von den Vaterlandsverteidigern im ersten Feuer auflodernder Kriegsbegeisterung angenommen hatte, bald in fröhlichem, gemeinsamem Marsche gegen die welschen Unterdrücker losziehen zu können, in der heimlichen Hoffnung, ihn würde die Kugel ja nicht gleich treffen, und sich nun von grauer Frühdämmerung an bis in den sinkenden Abend vor eine Tagesaufgabe gestellt sah, die durchaus nicht kriegsmäßig aussah und dazu Muskelkraft und Schweiß verlangte, den wollte mit der Zeit freilich der Mißmut beschleichen, und der Name des Generals Bülow, der mit seinen Forderungen hinter diesen Arbeiten stand, wurde bald von vielen auf eine wenig liebenswürdige Art ausgesprochen. Ja, es erhoben sich Stimmen, die da meinten, er fordere Unnötiges. Hatte man nicht in allen Kreisen durch Hingabe des jungen, starken Nachwuchses getan, was zu einem glücklichen Kriege nötig war? Würde mit ein paar siegreichen Schlachten nicht jede Gefahr für die Hauptstadt beseitigt sein? Und voller Spannung horchte alles nach Sachsen hinüber, wo des drohenden korsischen Löwen scharfe Pranken beschnitten werden sollten.

Da kam im Anfang Mai die Nachricht von der Schlacht bei Großgörschen, und sogleich verließ alles, was mit Karre und Schippe an den Sandbergen tätig gewesen war, triumphierend, fast fluchtartig, die Arbeitsstelle. Eine Schlacht? Natürlich war sie ein Sieg! Und Menschengedränge unter den Linden, Böllergedröhn vom Lustgarten her, Illumination in allen Straßen, verpuffende Schwärmer, Kindergekreisch zeigten den Jubel der zwiefachen Erlösung an. Freilich drückte am nächsten Tage die große Zahl der

Opfer, die Fülle der Trauernachrichten den Jubel rasch nieder. Gerade die edelsten berlinischen Familien hatten den blutigen Tag mit Opfern gezahlt. Viele eben in frischer Jugendkraft Ausmarschierte deckte bereits der Rasen bei Lützen, andere lagen verwundet im Lazarett. Und als gar die Nachricht kam, die Verbündeten seien trotz der gezeigten Tapferkeit, die den Franzosen keinen Gefangenen und keine Fahne gelassen, über die Elbe zurückgegangen, und der Kaiser habe sich mit seiner Armee zwischen die Hauptarmee und Bülows Heer geschoben, da wollte den meisten doch der Sieg als recht wenig bedeutend für die Sicherheit der Hauptstadt erscheinen.

Als gar, von Bülow abgesandt, der Chef seines Generalstabes, Oberst Boyen, in Berlin eintraf, um die Bildung der Landwehr und des Landsturms, die nicht fortgesetzt worden war, mit allen Mitteln zu betreiben, und die angelegten und noch notwendigen Verschanzungen der Stadt zu besichtigen und zu vollenden, da wurde die Arbeit mit Schippe und Karre an den Rollbergen, in der Hasenheide und am Tempelhofer Berge rasch wieder aufgenommen.

Für Boyen war es natürlich das erste, sich mit dem Ausschuß zur Landesverteidigung in Verbindung zu setzen.

Den Bülowschen Ingenieuroffizieren, Major Markoff, Major Müller, Leutnant Kühne, sowie den Berliner Bausachverständigen, die an der Verteidigungslinie mitarbeiteten, Oberbaudirektor Eytelwein, Oberbaurat Günther, dazu dem früheren Hauptmann Julius von Voß und Forstmeister von Schenk waren indes im Haugwitzschen Palast in der Lindenstraße passende Zimmer für ihre Arbeiten zur Verfügung gestellt. Hier traf der Oberst am Tage nach seiner Ankunft ein, und seine erste Anwesenheit wurde Grund zu einer harten Dauersitzung für die Beteiligten. Von kurzer Mittagspause abgesehen, währten die Beratungen vom Morgen bis in das Dunkel des Abends.

Im flackernden Kerzenschein, der die Köpfe der dunklen Ölgemälde an den Wänden des Palastes seltsam lebendig werden ließ, schloß endlich Boyen die Akten, erhob sich, überblickte die Schar seiner Mitarbeiter und sprach ihnen seinen Dank für die Einführung in die Sachlage aus. Sich das stark vorspringende, bartlose Kinn streichelnd, fügte er nach einer Pause des Nachsinnens zu: „Ich möchte nun die Gemeinsamkeit Ihrer Arbeiten nicht gern unterbrechen. Sie sind gut im Zuge, meine Herren, das habe ich wohl gemerkt, und ich freue mich des arbeitsamen Geistes unter Ihnen. Mir selbst aber bleibt noch viel zu tun. Ehe ich den allgemeinen Verteidigungsplan für die Provinz entwerfen kann, bei dem es nötig ist, Landwehr und Landsturm stark heranzuziehen, muß ich naturgemäß die Ausdehnung der Verteidigungslinie und ihre Besetzungsmöglichkeiten mit Mannschaft genau kennen. Ich werde also die ganze Nuthe- und Nottelinie von Potsdam bis Wusterhausen sogleich selber bereisen müssen und das zunächst möglichst unauffällig. Aber dazu brauche ich einen Führer, der mit der Gegend und den gemachten Fortifikationen genau vertraut ist. Könnten Sie mir zu einem solchen verhelfen? Wer würde das sein? Es müßte ein durchaus kenntnisreicher, erprobter und treuer Mann sein!"

Es wurde still im Zimmer. Die Offiziere sahen einander abwägend und zweifelnd an. Ihre Blicke blieben endlich an dem Major Markoff hängen, der lächelnd mit seinem Bleistift spielte und nun gleichsam zufällig damit auf die Tür zum Nebenzimmer deutete. Da kam es sogleich wie aus einem Munde: „Natürlich unser Franzosen-Lipp!"

Boyen sah verständnislos drein. „Wer ist das, meine Herren?"

Markoff schritt still zu dem Stoß von Zeichnungen, der den Tisch bedeckte, und nahm fast blindlings eine ganze Reihe heraus. „Der Verfasser dieser Krokis und Entwürfe, Herr Oberst!"

Boyen durchblätterte sie hastig. „Dieser? Gerade dieser? Ich meine, es sind nicht die schlechtesten! Ist er unter Ihnen?"

Markoff schüttelte den Kopf. „Gestatten, Herr Oberst, es ist ein siebzehnjähriger, junger Mensch mit Namen Philipp Hohenhorst. Er arbeitet gewöhnlich mit uns zusammen, heute aber ist er in das Nebenzimmer verbannt. Er konnte vor Herrn Oberst nicht gut erscheinen, weil er noch in keinem dienstlichen Verhältnis zu den Mitgliedern des Berliner Verteidigungsausschusses steht."

„Erlauben Sie, lieber Markoff —" Boyen sah kopfschüttelnd drein, „wie aber ist es dann möglich geworden, daß er einen solchen Haupt-

anteil an Ihrer Arbeit hat tun können, meine Herren?"

Markoff strich sich den kurzen Kinnbart. „Das ist eine ganz merkwürdige Sache, Herr Oberst. Wenn Herr Oberst eine kurze Darlegung gestatten —?"

Boyen nickte. „Ich bitte —"

Kurz und sachlich berichtete der Major nun über Philipps Abstammung, sein Vorleben, seine Beziehungen zu General Bülow und seinen Anteil an Jahns und Friesens Erziehung der Berliner und preußischen Jugend zur nationalen Betätigung. Die Anwesenden, die des Jünglings Geschichte nicht so im Zusammenhange kannten, horchten gespannt zu, Boyen schüttelte des öfteren staunend das Haupt.

Als Markoff geendet hatte, war es bereits entschieden. „Und dieser Haupt- und Staatsbursch' ist ein gesunder, kräftiger Mensch?" fragte er.

„Trotz der fehlenden drei Finger und der Schußwunde an der Hüfte ist er der gewandteste Fechter, ein guter Schütze und Reiter —"

„Und nicht in der Armee auf Epauletten dienend?"

Markoff zuckte die Achseln. „Seine Exzellenz Graf Bülow hat bereits einen Hohenhorst ausgestattet. Sollte unser junger Freund, der zuletzt Professor Jahns Stellung eingenommen hat, gemeiner Füsilier werden?"

Boyen fuhr auf. „Aber es gibt doch vaterländische Fonds! Ich selbst bin direkt von Majestät in die Lage versetzt, einzuhelfen. Unser König opfert die letzten Pferde seines hiesigen Marstalls gern —"

„Es wäre gewiß auch schade gewesen, den jungen Patrioten hier fortzunehmen", warf Markoff ein. „Wie gut er gerade in Berlin zu verwenden gewesen, haben Herr Oberst ja erfahren."

Hierzu nickte Boyen. „Sie haben recht! Aber jetzt muß eine solche Kraft auf einen größeren Posten! Lassen Sie ihn eintreten!" Die ihm von Markoff überreichten Pläne im Rücken bergend, machte er ein paar Schritte in den halbdunklen Hintergrund des Zimmers hinein, wandte sich, als er die Tür klappen hörte, sogleich und kehrte mit einigen raschen Schritten zurück. Da stand er vor Philipp. Er faßte ihn an den Schultern und kehrte ihn dem Lichte zu. Seine scharfen Blicke flogen wie spähende Falken über Aussehen, Haltung und Gesichtsausdruck. „Sag' Er mal, Er großer, starker Mensch," begann er, „warum steht Er noch nicht bei der Landwehr, wenn Er in die Linie nicht hat eintreten wollen?"

Philipp flog das Rot bis unter das dicke, blonde Haar. Seine dunkelblauen Augen flackerten. Er reckte sich auf. „Zur Landwehr hat Seine Majestät der König die Männer vom 17. bis zum 40. Jahre beordert, Herr Oberst, ich werde erst im kommenden Monat 17 Jahre. Daß ich nicht zum Heere gegangen bin," sein Haupt senkte sich, „ist auf Wunsch Ludwig Jahns, meines Lehrers und Freundes, geschehen."

„Und so will Er sich den Krieg hier aus sicherer Behaglichkeit ansehen?"

Philipps Augen — ihm selber unbewußt — flogen über die Papiere des Arbeitstisches, über die Männer, die diesen Tisch umstanden. Er hatte einen Einwurf auf der Zunge — er unterdrückte ihn: „Ich widme meine Dienste dem Ausschuß der Landesverteidigung," sagte er zögernd, „freilich nur nach schwachen Kräften. Die Turnerkameraden, die mir bisher geholfen haben, sind allzu jung. Es sind meistens Schüler, ich darf sie nicht zu anstrengenden Arbeiten heranziehen, wie — Soldaten — —"

Boyens Augen verloren das Scharfe, Prüfende. „Also Soldaten kommandieren und für sein Vaterland fechten, das täte Er lieber, wenn Er könnte?" fragte er mit milderer Stimme.

Des Jünglings ganzes Wesen flammte auf. „Lebensgern!" stieß er heraus. Aber dann erstickte plötzlich heiße Erregung seine Stimme, und nur dem Nächsten war verständlich, was er hinzusetzte: „Aber ehe ich so weit komme, ist der Krieg aus . . ."

„— ist der Krieg aus?! Hm — Sehe er, mein Sohn, Er hat ja einen starken Glauben an unser militärisches Vermögen! Aber ich will Ihm sagen: Den Napoleon kennt Er noch nicht gehörig! Der wird uns noch tüchtig zu schaffen machen! Starke, treue und tapfere Offiziere — Jünglinge und Männer — die etwas können," er hob die Papiere, „wie der etwas gekonnt hat, der diese Verteidigungspläne hier entworfen hat, solche Leute kann darum der König immer brauchen. Ich schlage Ihm also vor, Er tritt als

Volontäroffizier beim Generalstab, d. h. bei mir, ein, bereist mit mir die Fortifikationslinie der Mark und stellt sich bei dieser Gelegenheit aus den ihm passend erscheinenden Leuten ein kleines, alertes Freikorps zusammen, das täglich zur Hand ist, und vor allem en vedette, wenn es etwa einen Angriff auf Berlin gilt. Nun sage Er: Will Er das? Ich denke, Seine Exzellenz Graf Bülow werden mit dieser Verwendung seines tapferen ‚Franzosen-Lipp‘ einverstanden sein, wie?“

In Philipp war es beim Anhören dieser Worte, die unter einem einfachen Vorschlag eine so hohe Auszeichnung enthielten, als drehe sich das Zimmer mit all den feierlich düsteren gemalten Männern an den Wänden, wie auch den lächelnden an dem großen Arbeitstisch, ja, dieser Tisch selber. Eine solche Erlösung aus seiner Berliner Gefangenschaft war möglich?! Eine Erlösung, die geradenwegs auf d e n Posten führte, der seit Jahren seine größte, heimlichste Sehnsucht bildete?! Soldat werden? Offizier? Verantwortlich sein für eine große Sache, allein verantwortlich wie früher Schill, jetzt Jahn, Lützow, Friesen waren?

Er wollte festen Tritts auf den Mann zugehen, der ihm solches Glück bot, er wollte ihm aus tiefster, freudigster Seele danken, aber er vermochte nicht einen Schritt zu tun, die Knie versagten ihm den Dienst.

Da war der Oberst schon auf ihn zugetreten, hielt die Hand vorgestreckt. „Na, Herr Volontärleutnant Hohenhorst, wollen Sie den Dienst morgen bei mir antreten? Für Equipierung und Unterhalt sorge ich natürlich. Dann nehme ich Sie hier gleich in Königs Gehorsam und Soldatenpflicht!“

Der Überselige schlug seine Augen groß und voll zu dem Offizier auf, sie waren umflort vor Glück. Sein Mund zuckte, seine Nasenflügel bebten. Mit versagender Stimme stieß er heraus: „Ob ich will, Herr Oberst?! Mit Blut und Leben für meinen König, mein Vaterland! Tod dem Korsen und seinen Soldaten!“ und heißen, eisernen Druckes umklammerte er mit beiden Fäusten die dargebotene Hand, daß Boyen sie ihm hastig entzog, die zusammengequetschte bei Licht besah, und zu den Offizieren gewandt, mit schmerzverzogenem Gesichte meinte: „Wenn er schon seine Freunde so behandelt, dieser frischgebackene Leutnant, nun, dann gnade Gott jedem Welschen, der als Feind in seine Fäuste fällt!“

So rasch alle Anschaffungen für Philipps äußere Wandlungen gemacht werden mußten, sie waren in dieser Zeit, wo alle Kräfte für Soldatenausstattungen arbeiteten, zu ermöglichen gewesen. Anderntags schon trabte er mit den Leutnantsabzeichen als Volontäroffizier auf einem sehnigen Schwarzbraunen, den Boyen selber für ihn aus dem Königlichen Marstall ausgesucht hatte, an des Obersten Seite durch die Klosterstraße, und beim gemeinsamen Einritt in den Schulhof machte der alte Papa Schadtke sowohl wie die gerade dort versammelten Professoren und Schüler große Augen.

Der hohe militärische Rang Boyens sowie seine feste, entschiedene Weise machten auf den Direktor Bellermann, der dienstfertig herbeikam, sowie auf Franziska den allerstärksten Eindruck. Während Katharina in staunender Betrachtung um den Bruder herumtrippelte, hier und da an seiner neuen Montur zupfte und nur immer fragte, wie es eigentlich komme, daß er schon richtiger Offizier sei, nahm seine ehemalige, allzeit getreue Schützerin Franziska nach langem, tiefem Schweigen tränenden Auges, aber ergebenen Herzens seine Hand und flüsterte: „Nun gebe ich auch dich an das Vaterland ab, kleiner, großer Lipp, auch dich!“ Mit einem verschleierten Blick, in dem all ihr junges Herzensweh stand, sah sie ihm in die Augen, und er verstand sie. In dieser großen Erhebungszeit setzte jeder sein Leben ein — auch die daheim blieben — auch die Mädchen und Frauen.

Während sie sich rüstete, ihr freiwillig übernommenes Amt am Garnisonlazarett wieder anzutreten, hatten Boyen und Bellermann alles nötige besprochen, und auch die Offiziere machten sich fertig. Der alte gelehrte Herr, der sich bisher von Philipp zurückgehalten hatte, schien indessen mit irgendeiner drückenden Empfindung zu ringen. Seine Hand fuhr immerfort unruhig über das kratzige Kinn, seine Augen irrten seltsam flackrig umher. Nun aber stürmte er plötzlich auf Philipp los, und kurz und hastig stieß er heraus: „Mein Sohn, mein lieber Sohn, wer alles vorher wissen könnte! Eigentlich — nun ja — ich wollte dir das Schicksal deines Bruders Jürgen verschweigen, aber nun gehst auch du hinaus — hast uns nicht gebraucht — bist selbst zu

etwas gekommen — bist mehr geworden als dein Bruder! Soviel er gekostet hat — alle die Rechnungen für ihn sind ja durch meine Hände gegangen — rühmliche Taten hat er noch nicht aufzuweisen. Gleich nach dem Ausmarsch ist er an einer Ruhr erkrankt — ist in Wittenberg liegen geblieben. Jetzt ist er auf dem Wege hierher ins Lazarett. Er wird vorläufig keine Schlacht schlagen können — das arme Kind sehnt sich nach Frieden — möchte studieren — wenn möglich, bald als Prediger angestellt werden. Oh, Philipp, sein Brief, der arme, liebe Junge, immer mein bester Schüler ist er gewesen! Nun — dein Vater und du — ihr werdet ihn im Felde ersetzen! Und daß ich — daß ich —" Er stockte. Es war, als ob ihm beim Überblicken der hohen, kräftigen Gestalt Philipps, beim klaren Blick von dessen hellen Augen die Worte versagten. „Daß ich —" Er nahm einen neuen Anlauf, „daß ich dich armes, gequältes Kind nicht gleich bei deiner Ankunft damals als den erkannt habe, der du bist — nicht wahr, du trägst mir das nicht nach?" Er fuhr sich seltsam schwerfällig über den kahlen Gelehrtenkopf. „Gott hat gesprochen —" sagte er mit geistesabwesenden Augen, „mir ist selber, als ob da Kräfte wären — ich weiß nicht, sind es gute Kräfte? Alles schwankt um mich. Ich habe einmal Schüler gehabt — ihnen das Höchste, Beste beigebracht, was ich selbst wußte, nun sind die oberen Klassen leer. Die da drin gesessen, sie sind in der Welt verstreut, verwundet, vom Feinde totgeschossen ... Was ist das mit dieser Welt? Was ist das? Wozu hab' ich sie alle gut gemacht? wozu edel und großgesinnt? Für das Vaterland, sagt ihr? Noch immer aber ist ja da draußen der welsche Feind übermächtig!"

Sein Aussehen war so haltlos, sein Blick so verzweifelt, daß es selbst den Obersten bewegte. Begütigend klopfte er ihm die Schulter. „Was Sie da sagen, ist wohl richtig, aber das wird nicht so bleiben — sicher nicht, bester Herr! Es leben ja noch viele gute und starke Preußen und arbeiten daran, des Korsen Macht zu zerstören! Wir zunächst, freilich, nicht wahr, Leutnant Hohenhorst, wir wollen vorsichtshalber erst mal daran gehen, Berlin zu schirmen!" —

Unter Handwinken der Lehrer, unter brausendem Hurra der Gymnasiasten, unter Tücherschwenken Franziskas und Katharinas ritten sie davon und jagten bald auf der Straße nach Potsdam dahin, das mit seiner Insellage den rechten Flügel der ganzen Verschanzungsanlage bildete.

Welche Lust war es nun für Philipp, der seit seiner Verwundung nicht hierhergekommen war, nun das in Gedanken und auf dem Reißbrett Festgelegte in Wirklichkeit umgesetzt zu sehen und es dem Obersten zeigen zu können.

Die ganze Nuthe ritten sie entlang. Sie musterten deren weiche und dicht bewachsene Ufer, die das Überschreiten durch Militär völlig ausschloß. Sie prüften die verschanzten Übergänge bei Saarmund, bei Trebbin, wo ein Wiesengraben die Nuthe fortsetzte, bei Thyrow, Kerzendorf und Wittstock, das ganz im Bruch gelegen war, und weiter östlich den Lauf der Notte entlang. Dem Obersten entging weder die Stärke der Anlage, noch deren Schwäche; zumal in der Nähe Wittstocks wurde er bedenklich. Aber hier noch Änderungen zu treffen, war keine Zeit mehr, vielmehr mußten wegen der Nähe des Feindes sogleich die Schleusen geöffnet werden. Aufquellend stiegen die Wasser und fraßen sich die grünen, saftigen Wiesen entlang. In wenigen Stunden war das südliche Vorgelände Berlins von einem breiten Wasserband völlig umfaßt. Boyen war zufrieden.

Von der Höhe des Tempelhofer Berges war das Blinken des Wasserspiegels den dort Sand karrenden Verteidigern Berlins sichtbar geworden. Auch hatte sich die Ankunft von dem Generalstabschef Bülows in der Hauptstadt herumgesprochen. So wurde Boyen mit Hurra empfangen, als er sich an der zweiten, inneren Verteidigungslinie am Floßgraben blicken ließ. Diese bestand hauptsächlich aus einer Verschanzung der Brücke vor dem Schlesischen Tore, einer Verschanzung der Holländer Windmühle vor dem Kottbuser Tore und der Hirschels Brücke zwischen dem Halleschen und Potsdamer Tore. Auf dem Sandrücken vor diesen Toren lagen dann noch weitere Schanzen. In allen ausspringenden Winkeln am Graben durch den Tiergarten waren Flêchen angelegt, und die Tiergartenmühle war noch besonders befestigt worden. Die Sperrung der Landstraßen mußte natürlich des starken Verkehrs wegen bis zum Eintritt des wirklichen Angriffs ausgesetzt werden.

Als die Berliner spürten, daß ihre Stadt ernstlich in Gefahr kommen konnte, arbeiteten sie mit rühmlichem Eifer. Boyen hatte mehrfach Gelegenheit, einige geradezu fanatische Verteidiger zu loben, denen es nicht darauf ankam, die eigenen Gartenanlagen zu zerstören, wenn eine Schanze an dieser Stelle nötig schien. Auch wurde ihm heimlich zugetragen, daß im Augenblick des Eindringens der Franzosen in die Stadt die sämtlichen Holzvorräte der Königlichen Porzellanfabrik in Rauch aufgehen würden, daß den Feind also ein zweites Moskau erwartete. Über den entschlossenen Widerstand aller Stände konnte er also beruhigt sein.

Während er sich nun in der Stadt selber der Ausbildung der Landwehr und des Landsturms hingab, trieb sich Philipp rastlos in der Umgebung Berlins herum, sorgte für die Ausführung der Befehle und sammelte dabei die fähigsten Leute, die er fand, um aus ihnen sein kleines Korps zu bilden, das bereit war, mit Hand und Herz für die Mark und des Landes Hauptstadt einzustehen. Er befolgte dabei ganz des Obersten Worte. Wiederholt hatte ihm dieser gesagt und geschrieben: „Was der Sauerteig im Mehl bewirkt, das müssen Sie, mein lieber Hohenhorst, mit den Ihrigen in dieser zusammengewürfelten Soldateska sein! Danach richten Sie sich. Scheuen Sie keine Opfer, keine Ausgaben. Ich decke Sie in jedem Falle. Seine Exzellenz Graf Bülow, sowie unser Militärgouverneur von Berlin, General Lestocq, wünschen ein solches Vorgehen. Das muß Ihnen Befehl sein."

In stiller, tätiger Verbindung mit Bülow?! — Philipp jubelte auf. Wie war nur alles so gekommen! Wie oft dankte er nun bei dieser willkommenen Tätigkeit, die freilich den ganzen Mann verlangte, im stillen Friesens und Jahns Deutschem Bunde. Wie oft kam hier ein rüstiger Forstmann, dort ein gewandter Gutspächter, die ihm eben durch ihren Eifer aufgefallen waren, und taten ihm kund, daß sie einst unter den hohen, rauschenden Bäumen des ‚Dusteren Kellers' am Tempelhofer Berge bereits einander nahegestanden und sich in demselben Gedanken des Dienstes für das Vaterland gefunden hätten! Wie freudig gaben sich die herangewachsenen jüngeren Turner unter seinen bewährten Befehl! Wie gern nahm er solche Erprobten auf! Daß ihm Hinrich Christoph aus der Hasenheide längst zur Hand ging, war natürlich. War es doch der ganze Stolz des starken Burschen, daß er jetzt im Sattel saß, und sich als Führer Hussas unentbehrlich dünkte; denn wo die Sinne des Menschen versagten, bildete der scharfe, zähe und schnelle Barsoi einen unersetzlichen Helfer. Aber auch die älteren Freunde fehlten nicht. Als ihm eines Tages aus der moorigen Tiefe eines verbreiterten Grabens bei Wittstock der Gruß zuflog: „Dag ok, Franzosen-Lipp!" und er die scharfen, blanken Augen Klaus Rogges erkannte, sowie die diesem ergebene Schar der zähen und geschickten Schiffbauer überall an der Arbeit fand, da schwoll ihm das Herz vor Stolz und Vertrauen. Ja — hier wurde alles getan, was möglich war! Nun mochte auch der Schlachtengott ein Einsehen haben, und die Opferung der Jünglingsblüte Preußens günstiger aufnehmen!

Schon war ja die zweitägige blutige Schlacht bei Bautzen geschlagen worden! Wieder hatten sich die preußischen Truppen ausgezeichnet bewährt, wieder keine Fahne, keinen Gefangenen in Händen Napoleons gelassen, aber der Rückzug war doch wieder unvermeidlich geworden. Dies hatte zur Folge, daß gegen die Einzelkorps der Preußen sogleich starke Vorstöße gemacht wurden. So sah sich auch Bülow mit seinem Verteidigungsheer der Mark scharf bedrängt.

Da der Gouverneur Berlins, der General Lestocq, den Plan Bülows, den Feind an der äußeren Verteidigungslinie zu erwarten, nicht gut fand, war es nötig, daß die in und um Berlin ausgebildeten Landwehrmannschaften jetzt gesammelt und dem Nordheere zugeführt wurden. Nach einem langen, zwischen Lestocq und Bülow hin- und hergehenden Briefwechsel übernahm Boyen diese Aufgabe, ließ Philipp mit seinen Reitern die Landwehrleute zusammenrufen, formte eine neue Brigade, und marschierte mit dieser nach Luckenwalde ab. Eine kleine Besatzung von Pikenmännern nur blieb zurück.

Ein paar Tage vergingen den Berlinern ruhiger, dann aber schien mit dem Fehlen der militärisch ausgebildeten Verteidiger die Unruhe des alten Herrn Lestocq zu wachsen. Die Pikenmänner vom Lande und die bewaffneten Berliner schienen ihm keine besondere Sicherheit einzuflößen. So kam eine Stunde, wo er durch Estafette Philipp aufsuchen und zum Gouvernementsgebäude beordern ließ.

Mit besorgt gerunzelten Brauen stand der alte General vor dem jungen Offizier. „Es geht nicht anders, Hohenhorst,“ sagte er, „wir müssen auch Sie und Ihre Schwadron mobil erhalten. Wir dürfen hier nicht ahnungslos überfallen werden, das würde in unsere Pikenmänner die heilloseste Panik bringen. Wir müssen engste Fühlung mit dem Grafen Bülow haben! Sehen Sie zu, daß Sie so nahe wie möglich an das Gefechtsfeld kommen, und sobald sich die Sachlage bei dem General irgendwie zu ungunsten unserer Stadt verschiebt, preschen Sie im Galopp zurück, lassen an den Übergängen gleich Posten zurück, erstatten mir Rapport, und wir gewinnen Zeit, unsere Anordnungen in Ruhe zu treffen. Also so nahe als möglich an den Feind — verstehen Sie? was aber nicht heißt, sich mit den Kerls verbeißen! Sie haben Ihre fliegende Schwadron brillant einexerziert, ich darf Ihnen das schon sagen, um so kostbarer ist sie unserer Verteidigungsarmee hier! Das bitte ich streng festzuhalten, Hohenhorst! — Und nun jeder Reiter Munition und Proviant gefaßt für mehrere Tage und — mit Gott!“ Er salutierte, seine strengen Augen überblitzten noch einmal die schnellkräftige Jünglingsgestalt — Philipp war entlassen.

---

27. Dem Todfeind ins Auge.

Über Großbeeren, Jühnsdorf, Zossen, durch den Baruther Forst flogen Philipps reitende Kundschafter dahin, von Hussa bellend umsprungen. Es war die stattliche Zahl von 126 Mann. Als Freiwillige Jäger eingekleidet, unterschieden sie sich von diesen nur dadurch, daß sie Pioniergerätschaften am Sattel und auf Packpferden mit sich führten. Sie fanden überall den Landsturm in Waffen. Überall scholl ihnen die Anfrage der Dorfschulzen entgegen: „Sollen wir mit der Mannschaft einrücken?“ Alle auch kannten ihren Landesverteidigungsposten genau. Aber so groß ihr Eifer auch war — es waren Greise und Knaben — und wenn sie mit Spießen und Knütteln daherkamen, sah es aus, als wäre der Bauernkrieg wieder erwacht. Jetzt verstand Philipp des alten Lestocq Sorge wohl. Auch ihm wölfte sich die Stirn, auch er sandte mehr denn ein Stoßgebet gen Himmel: „Herr, bewahre Berlin vor dem Anmarsch der Franzosen! Gib Bülow den Sieg und laß mich dabei sein Helfer sein!“

Je sorgenvoller sein Herz für die Berliner schlug, um so stürmischer pochte es dem Grafen entgegen. „Könnte ich diesmal doch ein glücklicherer Bote für ihn sein, als auf der Danziger Nehrung!“ war sein einziges Wünschen. Nachrichten über Freund und Feind liefen bald um. Das Landvolk schien immer unruhiger zu werden. Als die Reiter bei Kemlitz den Forst verließen, rief ihnen ein alter, dickvermummter Schäfer zu: „Vorsicht ihr Preußen, es ist etwas unterwegs!“

„Was sollte das sein?“ fragte Philipp.

„Blessierte, Herr Leutnant!“ Des Schäfers Hand deutete auf die Straße von Dahme. „Eben sind sie durch. Zu Muttern wollen sie! Nach Berlin!“

Sogleich ließ Philipp schwenken und jagte mit seiner Schar hinter dem Wagenzug her. Bald wußte er Bescheid. Nicht Blessierte waren es, sondern Kranke. Von Feinden hatten sie seit Wittenberg nichts gesehen, wohl aber Boyens Brigade westlich von Dahme getroffen. Als Philipp noch beim Ausforschen der Insassen des letzten Wagens war, heulte Hussa laut auf und riß an der Leine. Da fiel ihm eine dürftige Gestalt, die auf dem zweiten Wagen neben dem Kutscher kauerte, in die Augen. Ein junger Mensch saß da vornübergebeugt und hielt die Hände vors Gesicht geschlagen. Aber selbst so erkannte Philipp seinen Bruder Jürgen.

Es war für diesen ein schmerzliches Wiedersehen. Sein Reden war ein seufzendes Klagen und Anklagen — ähnlich wie beim Direktor Bellermann. Trotz des warmen Junitages fror er, daß ihm die Zähne klapperten. Er hatte den Bruder auch in dessen Offiziersuniform sogleich erkannt. Über das, was er von seiner Stellung sah und hörte, tat er kaum verwundert. „Es mußte so kommen,“ sagte er bloß, „glaub' mir, Philipp, ich hab's vorher gewußt. Aber wie meine Mitschüler alle vom Eintritt in das Heer sprachen, hab' ich gedacht, es müßte doch etwas Großes um den Krieg sein — so hat mich denn die Eitelkeit verblendet, und ich hab' mir angemaßt, was besser dir zugekommen wäre. Jetzt bitte ich den Herrn im hohen Himmel nur, noch lebend auf ein reines Lager und in gute Hände zu kommen. In den Lazaretten war's furchtbar! Wie muß

das erst nach einer Schlacht sein! Philipp — Philipp — und ihr reitet hinein!"

Schwer nur hielt Philipp vor solchem Geständnis und solcher Wehleidigkeit die Worte der Zurückweisung an sich. Ging es denn bei einer Befreiung des Vaterlandes um die eigene Bequemlichkeit, um das bißchen eigene Leben? Stumm sah er auf den Bruder. Freilich war er bleich und abgezehrt. Leise strich er ihm die Wange. „Sorge dich nicht um uns. Wir hauen uns durch Tod und Teufel! Kopf hoch, Jürgen! Du findest eine liebe Schwester in Berlin, die dich gesund pflegt." Er ließ ihm noch einen Mantel geben, sorgte für einen besseren Sitz und reichte ihm zum Abschied die Hand. „Allen Freunden in Berlin einen Gruß! Gute Besserung, Bruder!" und südwärts stob seine Schar, immer in den hellen Junitag hinein, dessen Hitze brodelnd aus der Heide stieg.

Zwei bewaldete Höhen ragten im beginnenden Abenddämmer vor ihnen auf. Sie mußten beide dicht vor Luckau gelegen sein. Gerade darauf zu in bester Deckung hielten die Reiter, Philipp und Hinrich mit Hussa ihnen weit voran. Eben waren sie im dichten Gehölz auf der Höhe des westlichen Hügels angelangt — vor ihren Augen in der Tiefe schlängelte sich die Straße nach Zöllmersdorf — da sah Hinrich forschend auf den Freund. „Du bist so schweigsam, Lipp," sprach er ihn leise an, „kommt das von Jürgen?"

Der Angeredete nickte langsam. „Ich hätte ihm nicht begegnen sollen. Mir liegt's wie eine böse Vorbedeutung im Blute."

„Ach, Mensch! Schwarzseher!" Der starke Heidejunge lachte. „Ich denke gerade umgekehrt: Ich meine, wir kommen an den Feind! Hast du gar nicht bemerkt, wie scharf Hussa in der letzten Viertelstunde ist? Sieh nur, immerfort hat er die Nase im Sande, und seine Flanken keuchen!"

Ein Paar schwere Augen starrten an ihm vorbei auf den Hund. „Du hast ihm wieder die Mütze vorgehalten?"

„Das tu ich sonst auch auf jedem Ritt, Philipp! Du willst den verdammten Polen oder Franzosen, ob er nun Nowaczky oder Le Clouet heißt, doch auch gern in die Fänge kriegen, wie? Aber heute hab' ich's über den vielen Vorbereitungen vergessen, und sieh nur, wenn er Wind von drüben bekommt, ist er mit der Nase sogleich an meiner Satteltasche! Ich habe doch hier das Ding des Polen!"

Wirklich kam in diesem Augenblicke Hussa kurz und scharf knurrend an Hinrichs Sattel, machte durch einen mächtigen Satz dessen Pferd fast scheu und legte sich dann mit dem ganzen Leib lang in den Sand.

Philipp zog die Brauen zusammen. „Da ist etwas nicht in Ordnung!" sagte er. „Laß die Schwadron halten. Fünf Mann mit Pistolen sitzen ab und kommen mit." — Sein Befehl wurde ausgeführt, Hinrich mit den gewählten Leuten kam zu ihm herangeeilt, und auch er sprang aus dem Sattel. „Gib die Mütze!" sagte er.

Sobald Hussa ihren Geruch witterte, gebärdete er sich wie närrisch und zerrte so an der Leine, daß seine Führer ihm kaum zu folgen vermochten. Philipp nahm ihn jetzt am Halsband, und mit geladenen Pistolen eilten ihm die Sechs nach. So gelangten sie bald an eine lichtere Stelle. Hier bemerkten sie, daß der Sand von Pferdehufen frisch aufgewühlt war. Philipp hob den Finger! Die anderen blieben zurück. Er und Hinrich allein pürschten sich bis an den Steilrand der Höhe und spähten hinab. Kaum aber hatten sie einen Blick niederwärts getan, als sich Philipp lautlos zur Erde fallen ließ und Hinrich mit niederzog. Die übrigen winkte er heran und bedeutete sie, ein gleiches zu tun.

Im selben Augenblick vernahmen sie Rossegewieher und Menschenstimmen, und dicht an den Berg gedrückt, ritten zwei mit der polnischen Ulanka bekleidete Offiziere, eine Handvoll Chasseurs à chevaux hinter sich, langsam unter ihren spähenden Augen näher. Philipp flüsterte Hinrich ein paar Worte mit Weisungen an die Schwadron zu, und dieser kroch schnell zur Schwadron zurück. Gerade unter den Lauschern hielten die Feinde an, und Philipp vernahm jedes ihrer Worte.

„Sie sehen, Kamerad, ich habe recht. Die Straße auf Berlin ist frei", sagte der erste auf französisch. „Luckau ist der Schlüssel zur Hauptstadt — es ist noch unbesetzt! Nun eilig zu den Unsrigen zurück und sie hierher dirigieren! Dem Marschall wird die Sachlage passen. Da die Preußen gestern noch bei Kottbus standen, ist die Stadt morgen früh in unserer Hand, dann soll es diesem Bülow schwer werden, unseren Marsch

auf Berlin zu hindern!" Plötzlich wandte er den Kopf. Ein Adlerprofil zeigte sich. Scharfe Augen spähten argwöhnisch den Höhenrand des Berges ab und die Hand fuhr blitzschnell zur Waffe — ein Rascheln hatte ihn gestört.

Aber schon war es zu spät. Hussa hatte sich von der ihn niederpressenden Faust Philipps nicht länger halten lassen. Mit jähem Sprung fuhr der schwere Körper des mächtigen Hundes von oben her den Offizier an, scharfe Zähne gruben sich in seine Schulter und mit dem ersten Satz, den das zusammenschreckende Pferd machte, war er aus dem Sattel gerissen und lag am Boden. Zugleich aber erschienen vor den Augen der Überraschten blinkende Waffen, Schüsse knallten von oben. Der zweite Offizier und ein paar Chasseurs sanken getroffen zu Boden, die anderen stoben in wilder Flucht den Berg hinab der Straße zu. Noch hier wirkte die Panik so stark nach, daß sie in kopfloser Angst getrennte Richtungen einschlugen. Aber keiner der Trupps kam weit. Von Westen wie von Osten gleicherweise klangen preußische Hörner, und nach kurzem Gefecht waren die Franzosen überwunden und gefangen.

Oben stand Philipp vor dem am Boden liegenden Pawet Nowaczky, den er längst als Oberst Le Clouet kannte. Die Totenblässe ungeheurer Erregung lag auf des Jünglings Antlitz, als er den Gefällten betrachtete. Sie vertiefte sich noch, als er dessen hohnvollen Gesichtsausdruck bemerkte, den herausgestoßenen Fluch hörte, der nichts anderes besagte als: „Auf diese Weise also führen die Preußen Krieg gegen ihre Feinde!" Wahrlich, es war eine tiefbittere Enttäuschung, den gefährlichen Mann auf solche Art in die Gewalt bekommen zu haben! Mußte es das Schicksal zum zweiten Male so fügen, daß er dem größten Feinde seines Lebens und seines Vaterlandes nicht mit den Waffen in der Hand unter gleichen Bedingungen hatte gegenübertreten können! Von einem Hunde schon geworfen, wehrlos gemacht, ehe er selbst nur hatte zur Besinnung dessen, was vor seinem Auge geschah, hatte kommen können! Diese Tatsache ging ihm so sehr gegen die eigene Kriegerehre, daß ihm die Pein der Empfindung körperlich wühlend in die Kehle stieg.

Der helle Hörnerklang aus der Tiefe, der das Gelingen seines an Hinrich übermittelten Befehls kündete, ließ ihn seine eigene volle Gebundenheit noch deutlicher fühlen. Einen Feind — einen Le Clouet — mit unehrlichen Mitteln, wenn auch widerwillig besiegt zu haben, das durfte nicht sein, wenn er selber den Franzosen noch einmal zum Vergeltungskampfe vor seiner Klinge sehen wollte. Und das letztere mußte sein, es lag in seinem Innern fest beschlossen, seit er seine Mutter im Tode vor sich erblickt, seit er gesehen hatte, wie der Vater in Gefangenschaft geführt, das kleine rote Bülowschlößchen, der Traum seiner Kindheit, durch Flammen zerstört wurde! So mußte jetzt auch geschehen, was nicht zu ändern war!

Düster zogen sich seine Brauen zusammen, als er den treuen Hussa noch immer zähnefletschend über dem geworfenen Feinde sah, bereit, ihn bei der geringsten Bewegung wieder anzupacken. Langsam, mit gespannter Pistole trat er zu ihm. „Brav gemacht, mein Hund!" sagte er, streichelte ihm das zottige Haupt, setzte ihm die Mündung der Waffe hinters Ohr und drückte ab. Lautlos, mit dumpfem Fall, sank das Tier um. Einen Blick tiefer Trauer ließ Philipp auf den hingeopferten Freund seiner Jugend fallen. In der Miene die ganze Hoheit, die von schwer geübter Selbstüberwindung zeugte, trat er dann von dem Franzosen zurück, der seinem Herantreten mit der Waffe mit einem unbeschreiblichen Blicke gefolgt war. An Stelle des grimmigen Hohnes war in seine Augen das Grauen des Todes getreten.

Aber Philipp senkte den Lauf der Pistole. „Steht auf, Monsieur!" sagte er, und seine Worte fielen wie dumpfe Hammerschläge. „Ein Schimpf war Euch angetan — er ist ausgelöscht. Ihr könnt Euch wieder unter Euresgleichen sehen lassen. An mich werdet Ihr Euch erinnern, wenn Ihr an Euren Spionsposten in der Altmark denkt und an den Sohn des Försters Hohenhorst. Ihr habt mir damals Heimat und Gesundheit genommen, meiner Mutter den Tod gebracht, meinen Vater, meine Freunde und mein Vaterland verraten. Ich hätte allen Grund, Euch noch heute erschießen zu lassen, aber ich habe es mir in einer Zeit, wo mir Sprache und Gehör geraubt waren, in einer Zeit, wo ich als elender Krüppel durch die Welt ging, gelobt, Euch mit dieser meiner eigenen Hand im Kampfe zu bestehen und zu fällen, oder — unterzugehen. Mein Gelübde ist mir noch heute heilig. Das rettet

Euch jetzt das Leben. Ich würde Euch sogar freilassen, aber Eure Person wiegt einen gefangenen preußischen Offizier auf — Ihr werdet ausgewechselt werden — wir werden uns wiedertreffen. Gott kann es nicht anders wollen! Dann werden wir mit gleichen Waffen kämpfen. Bis dahin! — Nur bis dahin!" Er schüttelte seine rechte Faust gegen ihn und wandte sich ab.

Den Polen sah er nicht mehr an. Einem halben Dutzend seiner Leute gab er Befehl, die entwaffneten Gefangenen nach Berlin zu schaffen und beim Militärgouverneur abzuliefern. Dann ließ er Hussa einscharren, und es klang sein Befehl: „Vorwärts, in die Sättel!" In die Tiefe des Tales hing's hinab, und bald jagte er mit seinen Reitern durch die Sandoer Vorstadt nach Luckau hinein.

Hier auf dem Markte, am Hausmannsturm, musterte er seine Schar, nahm einen leichtverwundeten Jäger, der aus dem Bülowschen Korps zurückgeschickt war, als Führer mit und verließ die Stadt durch das Kalauer Tor und durch die langgestreckte Kalauer Vorstadt. Während er den Jäger mit Hinrich und einigen seiner eigenen Reiter auf der Straße Zinnitz—Vetschau dem Bülowschen Korps entgegensandte, stellte er seine Leute im Abenddunkel vom mauerumgürteten Kalauer Friedhof bis Kahnsdorf und Freesdorf, woher der Feind kommen mußte, staffelweise auf, ließ überall Verhaue anlegen und war bereit, die Franzosen jeden Fußbreit Landes teuer erkaufen zu lassen, wenn sie v o r seinem geliebten Grafen eintreffen sollten.

In der kleinen Heide von Garrenchen durchwachte er selbst Abend und Nacht. Immer wieder ritt er den Waldrand und die Umgebung vorsichtig ab, aber nichts war zu spüren. Mitternacht war vorüber, als er eine leise Bodenerschütterung zu bemerken glaubte. Waren das marschierende Truppen? Er legte das Ohr auf den Boden — das dumpfe Geräusch kam von links. Gottlob! von links! Er sprang auf und lauschte in die Nacht. Jetzt war es schon aus der Luft zu vernehmen. Und die Stunden gingen, und stärker und stärker wurde der sonderbare Hall, und bebend harrte Philipp auf irgendeine Kunde.

Gegen drei Uhr morgens war es. Schon wollte sich über den Osthimmel eine schwache Helligkeit stehlen. In den Büschen begann ein leises Geflatter, und die Heidelerche setzte zu ihren schlichten Strophen an. Da erscholl in seinem Rücken der dreimalige Ruf des Steinkauzes. Ein tiefes Aufatmen löste die Spannung seiner Brust, ein seliges Aufjauchzen folgte. Mit gleichem Ruf hatten sich Vater und Sohn der Försterei Falkenberg bei nächtlichen Pürschgängen einst Zeichen gegeben. War es möglich, daß sein Vater in der Nähe war? —

Sein im halben Schlafe erstarrtes Roß zuckte unter einem Sporenstoß zusammen und brach wild mit ihm durch die Büsche auf eine dunkle Gestalt zu, die mitten zwischen den kusseligen Kiefern im Sattel hielt. „Vater — lieber Vater!" scholl sein Ruf, und als sich die Pferdekörper aneinander drängten, hielt der Förster seinen Jungen umschlungen.

Eine kurze Weile später donnerte preußische Kavallerie heran und, seinen Husaren voraus, hielt der General bei ihnen. Staub- und schweißbedeckt kam er neben dem Reiterobersten Oppen eben nach vierzehnstündigem Marsche von der Besichtigung seiner vier Brigaden, die er zu beiden Seiten des Städtchens und hinter diesem auf die beiden Waldhöhen postiert hatte. Im fahlen Morgenlichte überflogen seine prüfenden Blicke den vor ihm haltenden jungen Offizier. Sie wurden immer heller und wärmer.

„So etwas wird aus den Kindern", sagte er halblaut, vor sich hin nickend. Dann begrüßte er seinen ehemaligen Förster. „Das junge Volk wächst uns über den Kopf, Hohenhorst!" — Ein leichter Schenkeldruck brachte den Falben, den er ritt, an Philipps Dunkelbraunen heran. Er reichte ihm vom Sattel die Hand. „Du hast dein Stücklein heute sehr brav gemacht, mein Sohn. Ohne dich und deine flotten Jungen tappten wir noch immer im unklaren über Oudinots Aufenthalt und seine Pläne. Luckau wäre uns verloren gewesen. Jetzt soll er uns nur kommen! Seinen Spaziergang nach Berlin werden wir ihm austreiben."

Er übersah die Örtlichkeiten, nickte wiederholt. „Geschickt hast du dich hier eingenistet." Er wandte sich zu seinem Reiterführer. „Unser alter Oppen wird das kaum besser machen können, wie? — Also ich denke, Ihre Husaren hierher als Avantgarde, die Freiwilligen Jäger und die Ostpreußen in die Kalauer Vorstadt und in die Wiesen. Das übrige ist meine Sache. Sie haben verstanden, lieber Oppen?"

Der Oberst salutierte.

Bülow reckte sich ein wenig, rieb sich Auge und Gesicht im Morgenwinde, der erfrischend heranstrich, und wandte sich der aufgehenden Sonne zu. Zwei-, dreimal neigte er das scharfgeschnittene Antlitz ernsthaft gegen sie wie zu einem bedeutsamen Gruße. Dann sah er wieder auf Philipp und den Förster. „Daß ich euch bei mir habe, Kinder — ein so gutes, treues Stück Heimat!" sagte er. „Ich merke schon, es wird ein schwerer Tag — wir stehen heute anders da als an der Frischen Nehrung vor sechs Jahren, aber heiße Stunden wird es doch auch geben. Nun komm — du — Franzosen-Lipp! Rapport sollst du mir erstatten über die Berliner, und deinem alten Schloßherrn ein bißchen erzählen von deinem Leben, bis die Kanonen anfangen zu brummen."

---

28. Als Kämpfer von Luckau.

Wenige Stunden später tobte um die kleine Stadt an der Berste die wilde Schlacht. Oudinot mit seinen 20 000 Mann rannte Sturm wider sie, um die 16 000 Preußen zur Aufgabe des bedeutsamen Postens zu bewegen. Aber die Kottbuser und ostpreußischen Jäger, die Litauischen Füsiliere, die tapferen Mannschaften des Leibregiments verteidigten sie aufs hartnäckigste. Um Mitternacht nach langem, ermüdendem Marsche angekommen, seit neun Uhr in der Frühe im Kampfe, mußten sie bis zum sinkenden Abend den wütendsten Angriffen der Franzosen, Bayern und Westfälinger standhalten.

Philipp sah ihre Tapferkeit, ihre Zähigkeit. Während der General mit seinem Stabe die Höhe nördlich der Stadt besetzt hielt, hatte er selbst seine Reiter hinter den Schloßberg, der sich an die Stadtmauer schloß, verdeckt aufgestellt, und seinen Standort auf dieser Höhe selbst gewählt.

„Nur Zuschauer darf ich sein", hatte er seinem Vater mit zusammengebissenen Zähnen gestehen müssen, als dieser durch Bülow von seiner Seite zu den Landwehren gerufen wurde. Und als der Förster ihn zweifelnd angeblickt, grimmig wiederholt: „Es ist wahrlich so! Befehl vom Generalgouverneur Berlins, General Lestocq!"

Danach hatte ihm der Förster einen merkwürdig forschenden Blick zugeworfen. „Nun dann handle, wie du mußt, mein Sohn!" und ihn nach einem festen Händedruck zögernd verlassen.

Nun wuchsen sich für den Harrenden die Stunden endlos aus. Indes seine Reiter vielfach zu Ordonnanzritten herangezogen wurden, durchmaß er ruhelos den kleinen Raum des Schloßberges, der ihm Gesichtsfeld nach allen Seiten gewährte, und ihm gestattete, alle Kampfvorgänge klar zu übersehen. Trotz aller Kräfteanspannung der Preußen schien sich freilich noch immer kein entscheidender Sieg für sie ergeben zu wollen. Unter dem wiederholten Hin- und Rückfluten der Kämpfer wurden die Häuser der Kalauer Vorstadt zusammengeschossen und begannen zu brennen. Schwelender Rauch und aufprasselnde Flammen bezeichneten das heiße Ringen an dieser Stelle und machten das Kämpfen fast unmöglich. Aber immer wieder warf Oudinot, zur hellen Wut über den Widerstand des kleinen verachteten preußischen Korps entfacht, neue Streitkräfte in die schmale Gasse hinein, da von hier aus allein Bülows Truppenmacht aufgerollt werden konnte.

Die hohen Bäume auf dem Schloßberge warfen bereits lange Schatten, Philipps Schwarzbrauner tänzelte höchst erregt unter seinem ebenfalls längst unruhig gewordenen Herrn, da wurden die Franzosen wieder einmal vom Tore zurückgewiesen und bis zu dem kleinen, ummauerten Friedhof und dem festen Lazarettgebäude im Süden der Stadt getrieben. So zähe sie diese beiden Bastionen auch verteidigten, schließlich waren auch hier die Preußen Sieger, und von Leichenhaufen umtürmt, setzten sie sich darin fest und wehrten daraus dem andrängenden Feind.

Nur eine Handvoll Leute vom Leibregiment waren es, die das zustande gebracht hatten, bei der überall auf gegnerischer Seite erfolgten Ermattung hielten sie zunächst stand. Oudinot aber sah das Sinken des Tages, und er unternahm einen letzten durchgreifenden Versuch, den Sieg in elfter Stunde doch noch zu erringen. Philipps spähende Augen bemerkten, wie er alle verfügbaren Geschütze zu Batterien sammelte und zugleich die bisher zurückgehaltene Reservekavallerie antraben ließ, Platz für die Aufstellung der Geschütze zu schaffen.

Dunkle Massen, deren goldene Panzer im letzten Abendlicht unheildrohend herüberglitzerten, machten sich bereit, den Preußen die beiden schwachbesetzten Bastionen im Sturm wieder abzunehmen. Auch an dem bedrohten Ausgang der Kalauer Vorstadt war die Ansammlung feindlicher Truppen bemerkt worden. Ein preußischer Hauptmann sprengte auf schäumendem Renner auf den Marktplatz, um die dort haltende letzte Reserve in die Vorstadt zu werfen und zwei Adjutanten durchjagten die Stadt, um dem kommandierenden General von der Sachlage Kenntnis zu geben.

Aber konnte Bülow so rasch, wie es nötig war, Hilfe schaffen? Oppens Husaren waren in den Gefechten des Vormittags stark mitgenommen. Zwar hielten russische Schwadronen und Kosakenpulks auf dem rechten Flügel der preußischen Aufstellung, aber wie sollten sie noch zur rechten Zeit hergelangen können? Und gerade jetzt hieß es schnell handeln. Die Entscheidung stand in Frage. Wurden die Preußen geworfen, so stand mit der eroberten Stadt die Mark offen. Was hier einfach erschien, nämlich dem Feinde an einer Stelle tapfer gegenüberzutreten, das war später nicht mehr möglich, die Verteidigungslinien um die Stadt zogen sich allzu breit. Wurde der Feind aber zum Rückzug genötigt, so war ein Sieg von weittragendem Erfolge erreicht, und j e t z t — h i e r war das zu erreichen, wenn der Reiterangriff abgewiesen und verhindert wurde, daß die drohenden Batterien Stellung nahmen.

Einen Blick noch warf Philipp in die Runde. Er war es, der die Wichtigkeit des Augenblickes erregten Herzens bei sich festgestellt hatte. Eine schwere Frage wühlte noch in Gedankenschnelle seine schweratmende Brust auf. „Darf ich es wagen, dem Befehl Lestocqs entgegen, die Meinen zu opfern? Wie nun, wenn sie fallen? wenn niemand da ist, die Truppen der Mark zusammenzurufen?" — Aber schnell war bei ihm alles entschieden: „Es gilt Berlin auch an dieser Stelle!" rief die Stimme seiner Tapferkeit hell in ihm; und schon scholl sein Befehl: „Trompeter, Sammeln blasen!"

Am Schloßberg gedeckt, hatten seine Reiter bisher neben ihren Pferden gehalten. Jetzt waren sie im Nu im Sattel und standen ausgerichtet zum Befehl bereit. Ihr junger Führer jagte die Höhe hinab vor die Front, die Hörner klangen und riefen zur Attacke, und mit Marsch-Marsch brauste der preußische Reitersturm um die Stadtmauer herum, setzte über die Berste und warf sich mit Klingenblitz in die Flanke der feindlichen Kürassiere und Chevaulegers.

Eben hatten die braven Verteidiger der Vorstadt ihre erste Salve in den stürmenden Feind geschleudert — ach, sie war zu schwach, viel zu schwach, ihn aufzuhalten! Da erscholl das Reiterhurra zu ihrer Linken, und preußische Säbel rasselten auf die Panzerträger nieder. Nahmen die Fußsoldaten den Eifer des Angriffs ihrerseits auf? Überließen sie den ankommenden Helfern allein, den Feind zu verjagen?

Philipp vermochte nichts mehr zu entscheiden. Er spürte bald, so wirksam auch der erste überraschende Anprall war, die feindlichen Schwadronen ließen sich von seinem Häuflein doch nicht einfach über den Haufen rennen. Nur die Kommandorufe schollen in französischer Sprache. Unter den Raupenhelmen hervor aber wurden Kernflüche laut, die kräftig deutsch klangen.

Es waren bayrische Reiter unter Raglowich, auf die er gestoßen war, und sie waren in der Überzahl. So oft Philipp meinte, mit seiner Schar Breschen in die Massen der Pferde- und Menschenleiber gelegt zu haben, immer funkelte ihm ein neues Meer tapfer geschwungener Pallasche entgegen. Deutsche gegen Deutsche! Ein bitteres Gefühl wallte in ihm auf. Nicht genug, daß Napoleon fast alle Nationen in den Kampf gegen Preußen führte, er zwang auch Blutsbrüder, einander zu befehden.

Schon stolperte der Schwarzbraune, von einem Hieb über den Schädel getroffen. Drei — vier Feinde auf einmal lagen gegen Philipp aus. Indem er den mächtigen Stoß des einen geschickt zur Seite wandte, dem zweiten den schon geschwungenen Pallasch aus der Faust schlug, vermochte er dem dritten, der ihn halb von hinten her anfiel, nicht genug Kraft zur gehörigen Parade entgegenzusetzen. Noch war ein Funkensprühen von Stahl auf Stahl vor seinen Augen, da fuhr ihm eine scharfe Klinge durch das Gesicht, und ein Hieb von hinten traf sein Haupt. Zerschellt flog sein Tschako zur Erde. Mit seinem stürzenden Rosse zugleich sank er zu Boden.

Ein Dröhnen war in seinem Haupte, ein Rauschen vor seinem Ohr. Er vernahm das Beben der Erde, und ihm war, als schrie eine

Stimme aus ihr heraus: „Du — du! Was hast du getan?“ Als er ihr aber lauschen wollte, lösten sich alle diese Laute und zerflatterten in nichts. Eine weite, helle Leere kam ihm näher und näher und nahm ihn in Bann. Aus ihr heraus klangen noch einmal preußische Trompeten und russische Flügelhörner irgendwo hell und jubelnd auf. Sie lösten die seltsame, dumpfe Betroffenheit, die ihn befallen hatte, und wie es in ihm traumselig und wirr wurde, versank er mit vergehenden Sinnen in die Nacht einer tiefen Ohnmacht.

Über den ganzen, lachenden, blühenden Tag hin hatte der blutige Kampf gewütet. Jetzt nahmen die Schatten der Nacht den Kriegern die heißen Waffen aus den müden Händen. Die Geschütze fanden kein Ziel mehr, die Schützen vermochten nicht mehr, den Feind zu sehen — da war das Fechten von selbst zu Ende. So wild prasselnd die Flammen auch über den Häusern aufstiegen, die Preußen hielten das Städtchen in festen Händen, und Oudinot mußte sich mit den stark gelichteten Reihen der Seinen zurückziehen.

General Bülow mit seinen Stabsoffizieren und einem Ordonnanzsoldaten, der eine Fackel trug, umritt die Stellung seiner Truppen. Er kam auch zu den tapfer verteidigten und zäh gehaltenen Bastionen der Kalauer Vorstadt, die zu Leichenstätten geworden waren. Pferde- und Menschenleiber lagen zu Haufen getürmt, es war ein schwieriges Vorwärtskommen.

„Hier war es, wo sich unsere braven Märker geopfert haben, ehe unsere Kavallerie aus der Flanke hergefunden hatte“, sagte Hauptmann Weyrach.

„Die Bayern haben es bezahlen müssen“, setzte Major von Perbrandt hinzu, nahm dem Soldaten die Fackel ab und leuchtete auf die vielen zerbeulten Raupenhelme und Küraße nieder. „Diese Jungen! Diese tapferen, märkischen Jungen!“

Bülow, der bisher schweigend geritten war, griff jetzt seinem Pferde in den Zaum. „Was ist das dort?“ fragte er.

Nicht weit von ihnen bewegte sich eine gebeugte Mannesgestalt unter den Toten, überkletterte die Leichenhaufen, bückte sich tief zu Boden, richtete sich langsam wieder auf und kroch weiter. Nun aber war es ein schweres Ächzen, ein hastiges Zufassen, ein Zusammenbrechen. . . . Und da die Offiziere näherritten, sahen sie im Lichte der Fackel denselben Mann eine blutige, leblos scheinende Gestalt in den Armen halten und sie an die Brust pressen.

Bülow beugte sich zu ihm. „Tonnies Hohenhorst, mein alter Kamerad — doch nicht dein braver Junge — unser Philipp?“

„Mein Junge — doch — mein lieber, armer Junge!“ entrang es sich dem Munde des Angerufenen. „Der erste von den Seinen! Und so zugerichtet! Seht her — seht — hier und hier! und den Todeshieb von hinten!“

„Warum sagst du: Todeshieb? Sieh seinen zerschlagenen Tschako! Der Hieb ist aufgefangen, Weyrach — eine Sanitätskolonne her! Wenn Rettung möglich ist — hier muß geholfen werden! Dieser Brave hat uns den Sieg herrlich erfüllen helfen! Denkt, es wäre mein Sohn!“ —

Es ist mitten in der Nacht. Flackerndes Kerzenlicht erhellt einen weiten Saal. Auf einer Matratze inmitten der Diele des Luckauer Amtshauses, wo sich das preußische Hauptquartier befindet, liegt der blutig Zerschlagene. Schwaches Atmen hebt unmerklich seine Brust. Der Wundarzt, über ihn gebeugt, stillt das noch immer rinnende Blut und vernäht die klaffenden Kopf- und Gesichtswunden. Unter den Stichen der scharfen Nadel zuckt der bisher Ohnmächtige zusammen. Die Lider bewegen sich, die Augäpfel starren ins Licht, er macht plötzlich krampfhafte Anstrengungen, sich zu erheben. Als er gehalten wird, murren die Lippen: „Laßt — laßt mich! Ich muß zu Lestocq — — Berlin — ist — in — Gefahr —“

Aber zwei feste Arme schließen sich um den Matten zusammen. Vor seinem Ohr ist seines Vaters Stimme: „Lipp, kleiner Lipp — sorg' dich nicht — Berlin ist gerettet! Du und deine Tapferen — ihr habt es gerettet!“

Da fliegt ein fragender Blick durch das Zimmer, trifft auch den leise nähertretenden General, und ein stilles, seliges Aufleuchten in den Augen des Liegenden zeigt sein Verständnis der Sachlage. Die Finger suchen des Vaters Hand, und sie umklammernd, versinkt der erschöpfte Leib wieder in schmerzloses Vergessen.

---

29. Berlin in Ängsten.

Hinrich Christoph mit dem kleinen Rest marschfähiger Reiter — er selber den Zügelarm in der Binde — war es, der Bülows Sieg in die Hauptstadt trug. Ehe sich dieser recht herumsprach, drang eine neue Nachricht in die Tore: Zwischen den feindlichen Parteien war ein Waffenstillstand bis zum 16. August geschlossen.

Nun schlug die zweite Nachricht die erste tot, und der märkische General kam um seinen verdienten Lorbeer.

Die Franzosen durften vertragsmäßig bis an die Grenze der Mark rücken, und besetzten daher die so heiß umrungene Stadt Luckau sogleich wieder. Die Bülowschen Truppen zogen sich in und um Berlin zusammen, und es kamen für alle, die mit freudigem Herzen in den Kampf gegangen waren, böse Wochen innerer Bedrückung, für die andern aber Zeiten des Zweifels an der preußischen Kraft. „Jetzt keinen Frieden machen! Nur jetzt nicht! Preußen wäre verloren!" bangten die Mutigen und Starken. Die Kleinmütigen seufzten dagegen: „Was wollt ihr? Es wird ja doch nichts Rechtes mit uns gegen den Übermächtigen!" Nur die ganz Einsichtsvollen waren es, die da sprachen: „Gottlob, nun hat Preußen Zeit gewonnen, das Volk, das ihm so herrlich opferfreudig erstanden ist, für den Krieg gegen den Schlachtenkundigen auch gehörig einzuschulen!"

Wie nötig letzteres war, man konnte es allerorts in Schlesien und in der Mark beobachten. Wie willig und eifrig sich die Pikenmänner auch anstellten — sie für das Gefecht einzuüben, blieb eine schwere, langwierige Arbeit. Zum Schluß war und blieb doch das bestverstandene und ausgeführte Kommando: „Zur Attacke Gewehr rechts!"

Daß während so mühevoller Wochen der Grimm gegen Napoleon nicht nachließ, dafür sorgte dieser gewalttätige Mann selbst. „Les brigands noirs" — die schwarzen Banditen, wie er Lützows und Jahns Freikorps zu titulieren pflegte, waren ihm lange ein Dorn im Auge gewesen. Wenn sie auch ihren feurigen Drang, in den Kampf zu kommen, bisher noch nicht erfüllt gesehen hatten, so standen die Namen ihrer Führer Lützow, Jahn, Friesen dennoch längst als solcher, die geächtet waren, im Moniteur, der französischen Hauptzeitung. Jetzt, am 17. Juni ritt Lützowsche Kavallerie noch immer auf dem linken Ufer der Elbe, und der Kaiser benutzte diese Vertragsverletzung des Majors, fiel über die Reiterei her und ließ die mit sächsischen Kommissären Marschierenden niedermetzeln. Wenige nur entrannen, unter ihnen Lützow selbst.

Im Hofe des Grauen Klosters, umgeben von dem bang aufhorchenden Menschenhaufen, kündete ein großgewachsener, breitschulteriger Mann in der Offizierstracht der Lützower Jäger den Berlinern diese neue Untat des Korsen an. Und durch die edelsten Familien der Hauptstadt ging ein Trauern und Wehklagen und ein Zähneknirschen: „Großer Gott, wann erlöst du uns von dieser Länder- und Völkergeisel?"

Ludwig Jahn, der Bringer so trauriger Nachrichten, schritt noch gleichen Tages mit seinen schweren Schritten die Treppe des Klostergebäudes hinauf, trat in ein trauliches Gelaß, das mit leuchtenden Blumengrüßen geschmückt war, saß an Philipps Lager nieder und drückte dem gefeierten Tapferen von Luckau, dem nur langsam von seinen Wunden Genesenden, wortlos die Hand. Wie ein braver, sorgender Familienvater sah der einst so frisch und tatenverlangend in die Welt schreitende Lenker der Massen jetzt auf Menschen und Dinge. Mit einer Schar Pikenträger war er von Osten gekommen und strebte mit diesen der Altmark zu, die Landwehren dort auf die Kriegführung einzudrillen, wie es jetzt alle, alle wackeren Männer im Lande machten. So mutig und stark er s e i n Werk angegriffen und zu Ende geführt hatte, jetzt hatten andere Mächte mit und weiter daran zu schaffen, und er — der Leutnant Jahn — kam sich neben dem einstigen ersten Turnwart Jahn etwas vermindert vor. Den Einzelwillen zum Volkswillen zu erheben, hatte Fichte gelehrt, und ihm hatte er in seinem Tun nachgestrebt. Nun als starker Einzelner den erwachten Volkswillen ertragen lernen, das erforderte manchen Verzicht.

Es war denn auch keine besondere Begeisterung in seinen Worten, als er von der Zukunft sprach, und die neue Bundesmacht Schweden, die jetzt zu Preußen und Rußland hinzutrat, schätzte er höchst gering ein. Bernadotte, der von den Schweden zu ihrem Thronfolger gewählte General war früher französischer Marschall gewesen, jetzt bekämpfte er Napoleon ebenso stark,

wie er ihn früher vergöttert hatte. Den Welschen aber traute Jahn nun einmal nichts Gutes zu. „Gebt acht," sprach er, „der Kerl will einzig sein Schäfchen scheeren! Wie sollte es ihm daran liegen, gegen den Korsen schwedische Knochen zu opfern! Und wie bei ihm, so steht's bei den Russen und auch um Österreich, auf das der König ja stark rechnet. Schließlich müssen doch wir Preußen zu dem aufgehäuften Pulver das Feuer hinzutun, oder es gibt keinen Brand, der den Ländergier ganz vernichtet!"

Als es zum Scheiden ging, zögerte er sichtlich. Es war, als könnte er sich von der Stätte und den Menschen, die seine Stärke erlebt und seine Liebe errungen hatten, nicht trennen. Von Friedrich Friesen, der Lützows Adjutant geworden, sprach er mit stillem Verzicht. Auch er war ja von seiner Seite gerissen, war untergetaucht in das wühlende und brausende Meer der großen Sich-Opferung aller Preußen, aus dem der Einzelne nicht weiter hervorleuchtete. Auf Philipps Ehrenwunden, die allmählich vernarbten, blickte er voll Eifersucht. Von seiner Tat der Gefangennahme Le Clouets, von seiner Tapferkeit in der Schlacht bei Luckau hatte er längst und fast mit Neid vernommen. „Du, Bruder, du — wie hast du klein angefangen, und wie hat der Wille in dir den Körper bezwungen! Auf den Wurzeln deiner Kraft wiegst du dich nun mit starkem Stamm, mit voller, grüner Krone. Es sprechen viele von dir, du tapferer Franzosen-Lipp! Wenn dein starker Vater seinen kurmärkischen Landwehrleuten ganz etwas besonderes Gutes antun will, dann erzählt er ihnen von dir. Nun denn: der große Schlachtengott sei mit dir und uns allen! Glück auf, und — nieder mit ihm!"

Mit seinen Pikenmännern marschierte er ab. Durch das Fenster, von dem Katharina die Gardinen zurückhakte, sah ihm Philipp nach, Franziskas schlanke Hand in der seinen. Warum wurde ihm unter all den Zeichen der Achtung und Liebe so weh, daß seine Augen sich feuchteten? Ach, das große vaterländische Werk, das mit so vielem Feuer begonnen war, es zeigte sich so gewaltig schwer, der Opferungen waren so viele, daß das Gedenken daran einen noch Schwachen, Genesenden, den eine schmerzgezeichnete Hand, wie diejenige Franziskas streichelte, wohl weich stimmen konnte! Die Blumengrüße rings, von welcher Verehrung bei den Bewohnern der Straße, der Stadt, erzählten sie! Aber waren das nicht alles schmerzlich sorgende Herzen, die in dem einen Zurückgekehrten ihre eigenen draußen vorm Feinde stehenden Lieben feierten? Von der todesmutigen Schar seiner Schwadron — wie wenige hatten sich an seinem Lager wieder zusammenfinden können! Auf wieviele Fragen nach tapferen Kameraden gab nur ein wortloses Achselzucken die Antwort!

Dazu vergingen die Wochen des Waffenstillstandes, die dem Ungeduldigen so endlos lang erschienen waren, so unglaublich schnell. Als mit dem 17. August das Ende erschien, war es Philipp, als sei man trotz der allseitigen heißen Arbeit in der Mark noch durchaus nicht mit der Rüstung zuende gekommen. Alles sah jetzt voll Erwartung auf den Kronprinzen von Schweden, der im Juli in Berlin eingezogen war, und dessen Erscheinung überall den besten Eindruck gemacht hatte. Dem großen Trachenberger Kriegsplan gemäß, nach welchem die Heere der Verbündeten aufgestellt waren, hatte er von dem höflich entgegenkommenden und ängstlichen König die Führung der Nordarmee mit den Korps Bülow, Tauentzien und Borstell erhalten. In Oranienburg war er mit den Generälen zur Besprechung zusammengekommen, aber schon hier hatten die Preußen gemerkt, daß sie von seiner Tatkraft nicht viel würden erwarten können. Ihm war das Land und die Sicherheit hinter Berlin so sehr viel wert, daß er sicherlich nicht vorwärts gehen würde, und dem Schlachtengenie Napoleons gegenüber besaß er die allergrößte Hochachtung.

Philipp flogen so viele Zeichen seiner halben Maßnahmen und völligen Untätigkeit zu, daß er die Tapferkeit der Bayern bei Luckau, die ihn so zuschanden geschlagen, vollends verwünschte. Seit auch Klaus Rogge in der Litewka der Kurmärkischen Landwehr an seinem Lager gesessen und den Zustand der Verteidigungslinien Berlins in den schlimmsten Farben geschildert hatte, da es jetzt im Hochsommer am rechten Stauungswasser fehlte, sah Philipp ein, daß einzig Bülow der feste Anker sein würde, an dem jeder Ängstliche Halt suchen mußte. Auf seinen Grafen war denn auch sein ganzer Sinn gerichtet. Von ihm erwartete er das Höchste, und jeder Gruß, der

ihm aus dem Hauptquartier des Generals zuflog, begeisterte ihn, jede Anfrage von dort, ob der Tapfere von Luckau denn nicht bald wieder im Heere erscheine, verstärkte seine Ungeduld.

Aber selbst das Leutnantspatent, das — durch Boyen vermittelt — von Bülows Hand überschickt, sich mit einigen blinkenden Dukaten bei ihm eingefunden hatte, konnte seine Gesundung nicht fördern. Zu der langen Hiebwunde, die der bayrische Pallasch durch sein Gesicht gezogen hatte, war die Rose getreten, und ihre Heilung brauchte Wochen. Noch immer zur bestimmten Tagesstunde überfielen ihn die Fiebererscheinungen und machten ihn für die Umwelt unbrauchbar, während er doch hören mußte, daß der grimme Oudinot, von den zerstreut stehenden Truppenmassen des Kronprinzen von Schweden nirgends angehalten, bereits in die Mark eingebrochen war und die Nuthe- und Nottelinie bedrohte.

In solchen Stunden führte des Fiebernden Phantasie ihn zu den Dämmen bei Thyrow und Wittstock, zu den Schanzen bei Jühnsdorf und am Schmöckwitzer Werder. Hier war das Feld seiner Tätigkeit gewesen, hier stand er jetzt in seinen wüsten Träumen von Angriff und Verteidigung. Die französischen Batterien donnerten, das Kleingewehrfeuer knatterte, er aber hielt im Sattel vor dem gesamten Verteidigungskorps, feuerte es an, gegen den Feind auszuhalten, und flog von einem bedrohten Ort zum andern.

Wie kummervoll war aus solchen lebhaften, begeisternden Träumen hinterher das Erwachen!

Gerade in einer solchen Stunde aber stieß am 21. August beim Städtchen Trebbin die Vorhut des französischen Flügelkorps auf die Vorhut der Brigade Thümen. Wegen der mannhaften Verteidigung seitens der Preußen mußten sich die Feinde endlich zur Umgehung entschließen, und Major Clausewitz zog sich mit den Seinen über den Thyrower Damm zurück. Dieser aber bildete das erste Bollwerk an der Nuthelinie. In kurzem entbrannte hier überall der Kampf. Leider war sie nirgends ausreichend besetzt worden. Sechs preußische Kompagnien auf einer Anhöhe, Thyrow gegenüber, hielten dennoch das anrückende sächsische Korps des tapferen Generals Reynier einen ganzen Vormittag lang auf. Erst als noch eine italienische Division aus dem Korps des Generals Bertrand hinzugezogen wurde, wagte man den Sturm mit nicht weniger denn sieben Angriffssäulen. Einen solchen Wert meinte auch der Feind auf diese Verteidigungslinie legen zu müssen. Um so größer war dann das Staunen über die Schwäche der Besatzung gerade an dieser Stelle.

Schärfer tobte bei dem am Nuthebruch gelegenen Dorfe Wittstock der Kampf. Hier versuchten die Franzosen lange vergeblich über den stark verteidigten Damm zu kommen, und als ihnen der Übergang endlich gelungen war, wurden sie durch Oppens Reiterei zunächst hart mitgenommen. Aber auch hier zeigte es sich, daß die mangelhaften Anordnungen des Kronprinzen von Schweden ein ernstliches Aufhalten der französischen Übermacht gar nicht bezweckt haben konnten.

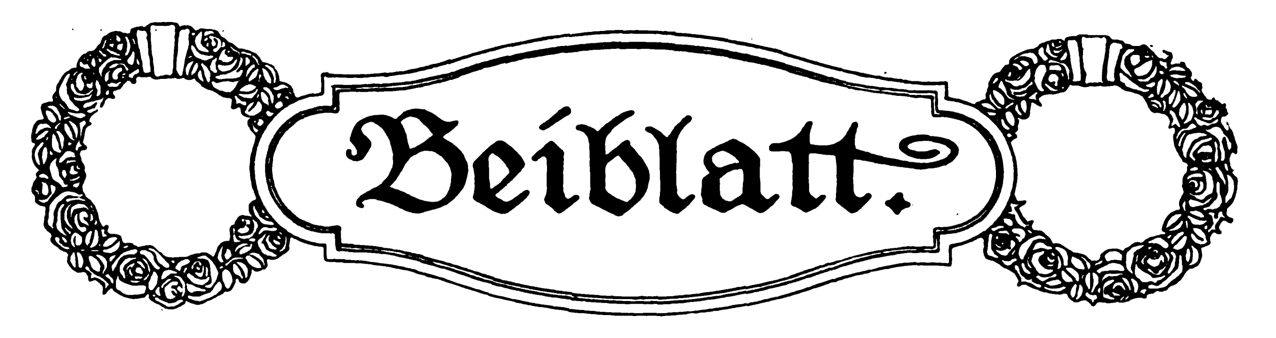
So wälzten sich denn die Heeressäulen Oudinots in der Stärke von 70000 Mann bis auf zwei Meilen an die Hauptstadt heran.

Freilich wachten die preußischen Generale Bülow, Tauentzien und Borstell. Den Befehl Bernadottes, bis an die Weinberge Berlins zurückzugehen, befolgten sie nicht, und als der Feind am 23. meinte, nach Überwindung des Sumpfgürtels im glatten Marsch auf Berlin losrücken zu können und sich durch das ausgedehnte Gehölz von Genshagen in drei Marschkolonnen näherte, griff Tauentzien das rechte Korps Bertrands bei Blankenfelde an, Bülow aber zog die Truppen Borstells an sich und stürzte sich auf das mittlere französische Korps Reynier bei Großbeeren.

Der anhaltende Donner der in der Schlacht zur Verwendung kommenden 130 Geschütze erfüllte mit seinem Hall die Straßen Berlins. Furcht und Schrecken über den Ausgang der Schlacht drang in alle Gemüter. Da während des Waffenstillstandes der Landsturm aufgelöst war, fanden sich auf den Schanzen des Tempelhofer Berges außer der schwachen Besatzung nur einige Verteidiger zusammen. Auf den freien Plätzen und namentlich am Schloß sammelten sich dafür die Menschenhaufen in erschreckender Menge an. Aber auch die Straßen füllten sich mit Ängstlichen, die ziellos umherrannten.

(Schluß folgt.)





Einem Neugeborenen.

Wir lasen, daß Odysseus einst am Tor
Der Unterwelt das Schattenvolk, das fahle,
Mit ausgegoss'nem Blut zum Licht beschwor.

So goß in deinen Leib als Opferschale
Die unbekannte Gottheit rotes Blut.
Nun lockt das Totenvolk zum Lebensmahle

Der herbe Duft der frischvergoss'nen Flut.
Noch ahnst du's nicht. Doch jeder muß erfahren
Den Totenzauber, der im Blute ruht:

Die einst — ureinst dir Väter, Mütter waren,
Sie wittern, daß aufs neu ihr Zauber webt,
Und drängen an und wachen auf in Scharen,

Eh' deine Seele noch die Flügel hebt.
Erinnerung kehrt ihren Schatten wieder,
Verscharrte Leidenschaft wird jäh belebt,

Und ihrem Dienste fronden deine Glieder.
Und während deine heiße Seele wirbt
Um blanke Schwerter und um goldne Lieder,

Flammt tief aus dir die Glut, die dich verdirbt.
Du wirst dir jählings fremd nnd ahnst mit Beben,
Daß deine Kraft an Totengiften stirbt.

Heil, wenn dir ein Odysseusschwert gegeben,
Wie's einst am Styx den Toten Halt gebot!
Sonst kommt der Tag, da nur die Toten leben,
Und du, der Lebende, bist tot.

Walter Flex.



Der Kampf.

Novelle von Cl. von Peßler.

Auf dem Rosenhügel blühten die Bäume, die duftige Pracht der schneeigen Zweige neigte sich über die Bänke, auf denen lachende Mädchen beim Pfänderspiel saßen. Vom Turme des Wirtshauses flatterte die grünweißrote Fahne, auf der Veranda strichen die Zigeuner ihre Geigen.

Am mittelsten Tische saßen die älteren Damen in eifriger Unterhaltung, und Irene saß stumm zwischen ihnen, von ihrem Platze aus konnte sie den blühenden Hang hinabsehen bis zur Donau. Wie schmeichelnde, blaue Seide glitten die Wogen vorbei am Parlament mit seinen Türmen und Türmchen und den im Schein der untergehenden Sonne golden glühenden Fenstern, weit dehnte sich im blauen Duft das Häusermeer der Stadt.

Tausend Erinnerungen lockten Irene in die Vergangenheit zurück. Wie oft war sie vor Jahren mit ihrem Manne und Freund Ulrich durch den blühenden Frühlingsglanz hier heraufgewandert, wie jung, wie unsagbar glücklich war sie gewesen. An einen Nachmittag dachte sie, an dem die beiden ihr die norddeutsche Steifheit hatten abgewöhnen wollen, wo ihr Mann eine vergessene Zigeunergeige in der Ecke entdeckt und den Czardas gespielt hatte, und Freund Ulrich ihr zu seinem Spielen den Tanz hatte lehren wollen. Leichter Ungarwein hatte in den Gläsern geglänzt, aber sie waren wie berauscht gewesen von Frühlingsluft und Lebensüberfluß. Und dann versank der Sinnenden alles in gähnendes Dunkel; eins nur blieb ihr bewußt, „von Ulrichs Hand war ihr Mann im Duell gefallen."

Seit Jahren schon war sie Witwe, von allem Reichtum, allem Glück war ihr nichts geblieben als ihr Kind. Dort saß ihre Margit zwischen den dunklen, glutäugigen Ungarinnen schlank und blond, so ganz anders als sie alle und doch augenscheinlich die Beliebteste unter ihnen. Eben wurde sie aufgefordert, zum Pfandauslösen ihre beste Freundin zu umarmen. Sie beugte sich vor und sah schelmisch einer nach der anderen prüfend ins Gesicht und sprang plötzlich auf, lief auf ihre Mutter zu und umarmte sie stürmisch. „Du bist meine allerbeste Freundin, geliebte Mutter!" Mit lachenden Blauaugen schaute sie der Mutter ins Gesicht, sie kannte jeden Zug in diesem lieben, sanften Antlitz und sah die leise Schwermut, die es überschattete.

„Meine allerbeste und einzige", wiederholte sie zärtlich schmeichelnd. Irene strich ihr übers goldige Haar und fühlte plötzlich den Blick Tante Annas auf sich ruhen; wie gebannt schaute sie einen Augenblick in die neidischen, haßerfüllten Augen der Schwester ihres Mannes. „Du vergißt die Tante", mahnte sie. „Du bist aber doch meine allerbeste und einzige", wiederholte das junge Mädchen lachend und sorglos und eilte in ihren Kreis zurück.

Irene stand auf. Sie gehörte ja doch nicht zu diesen frohen Menschen, sie ging den Hang vollends hinauf und setzte sich da oben auf die einsame Bank, die neben dem eingesunkenen Grabe eines Türkenkämpfers stand. Sinnend schweifte ihr Blick hinaus. Was eigentlich hielt sie noch in diesem schönen, gottgesegneten Lande, das sie liebte und das ihr doch nie zur Heimat werden konnte, war's nicht, als warte sie noch auf eine Antwort, einen Freispruch; Tante Anna hatte ihr in vielen bösen Stunden gesagt, daß um ihretwillen das Duell stattgefunden habe, aus alten Briefen hatte sie es herausgelesen und sie mit der Wiederholung all dieser Stellen gepeinigt, in denen ihr Name genannt wurde, in denen Gatte und Freund sich um sie stritten. Sie selbst hatte nie etwas von Ulrichs Leidenschaft bemerkt und nur seine aufmerksame Freundschaft, seine ritterlichen Huldigungen wie eine köstliche Zugabe, eine feinste Lebenswürze hingenommen. Anfangs hatte sie sich leidenschaftlich gegen Annas Verdächtigungen gewehrt, schließlich war sie im Lauf der Jahre zermürbt und müde geworden und hatte es wie eine Sühne auf sich genommen, mit der Schwester des geliebten Mannes weiter zusammenzuleben, mit der sie nichts verband als die gemeinsame Liebe zu Margit.

Aber sollte sie nun ihr ganzes Leben in dieser geistigen Gefangenschaft weiterführen? Sie fühlte, daß Anna ihr jede frohe Regung mißgönnte, ihr jeden anregenden Verkehr verhinderte, ja, ihr selbst die Liebe ihres Kindes streitig machen wollte. Deutlich hatte sie heute wieder bei Margits zärtlichen Worten den Neid in ihren Blicken gelesen. Einige Schwäbinnen kamen singend an Irene vorüber, sie lauschte, aber verstand ihren Dialekt nicht, und wieder kam ein Trupp Burschen und Mädchen vorbei, die schwatzten zusammen und neckten sich, ungarische, ihr unverständliche Laute schlugen an ihr Ohr. Das Heimweh packte sie plötzlich, daß ihr war, als stieße eine harte Hand ihren Kopf zur Erde, tief, tief kauerte sie sich zusammen.

Auf einmal hörte sie deutsche Worte in der Sprachweise ihrer engsten Heimat, bei diesem scharf ausgesprochenem St sah sie ihr väterliches Gut vor sich liegen, die weiten Felder und Wiesen des nordischen Deutschlands. Sie fuhr hoch, sie schaute sich um. Dort stand ein Herr und sprach auf die Burschen ein, so nachdrücklich und scharf, als müsse er sie zwingen können, ihn zu verstehen. Irene lächelte über sein Bemühen und rief ihm Antwort zu auf seine Frage, nach dem nächsten Wege zur Stadt, nun auch ihrerseits deutlich die Sprachweise der Hannoveraner verratend.

Tante Anna hatte, kaum daß Irene ihren Platz verlassen hatte, Margit gerufen. „Komm, wir wollen deine Mutter suchen, deine allerbeste Freundin!"

„Wie du aber auch sagen kannst „deine einzige", begreife ich nicht."

„Ich meine eben einzig in diesem hohen Grade", verteidigte sich Margit. „Sieh, da oben sitzt Mutti, wie ernst sie aussieht."

„Hätte sie nur immer so ausgesehen", stieß die Tante bissig hervor.

„Im Gegenteil, ich freue mich jedesmal, wenn Mutter lächelt, das ist mir wie Sonnenschein. Oh, jetzt geht sie fort; mit wem spricht sie denn da?"

Das alte Fräulein eilte, ohne zu antworten, hastig bergauf. Mit bösem Ausdruck beobachtete sie die beiden blonden, schlanken Menschen da oben, die so sichtbar den gleichen Volksstamm verrieten, die sich die Hände schüttelten und als Landsleute begrüßten. Der Fremde schilderte drollig seine Bemühungen, sich verständlich zu machen, und Irene lachte und lauschte dem heimatlichen Klange seiner Rede.

„Da, jetzt glaubt sie sich unbeobachtet, da zeigt sie ihr wahres Gesicht", flüsterte Anna grimmig vor sich hin.

„Wie komisch du dich ausdrückst," antwortete Margit betroffen, „du meinst wohl, ein frohes Gesicht?"

Anna aber schüttelte hämisch den Kopf. „O nein, ihr wahres Gesicht! Vor uns beiden scheint sie wohl traurig, sowie sich aber ein Mann um sie bemüht, ist mein armer Bruder vergessen, die braucht eben immer jemand!"

Margit horchte verwundert auf und sann den Worten nach, dann widersprach sie eifrig: „Gewiß nicht, Tante, Mutter sagt immer zu mir, ‚wenn du nur gesund bleibst, Liebes, dann brauche ich weiter keinen Menschen.' Ja, sie und ich, wir genügen uns vollkommen!"

Auf dem Gesicht des alten Fräuleins stritten Kummer und Zorn, noch ganz atemlos vom schnellen Bergsteigen stieß sie hervor: „Und ich, du undankbares Ding? Wem verdankst du's denn, daß du so ein schönes Leben führen kannst. Mit der Witwenpension allein würde deine Mutter nicht so großartig auftreten können, deshalb bleibt sie auch nur bei mir wohnen, und ich dulde sie, weil ich dich lieb habe. Du Närrchen, du ihr genügen! Da sieh mal, wie ihre Augen strahlen, die braucht ganz andere als deine kindliche Liebe. Stell dich nur nicht so kindisch!"

Heiße Unruhe tobte in Margits Herzen auf bei den unverständlichen Reden der Tante, ganz wirr und bang wurde ihr zumute, als habe sich das Kindheitsparadies hinter ihr geschlossen, und sie stehe in einer Wüste voll quälender Fragen. „Du bist nicht meine Freundin," stieß sie zornig hervor, „du nicht", machte sich los und eilte zur Mutter. „Mutti, ich habe keine Lust mehr zum Bleiben, wir wollen gehen, bitte, bitte!"

Der Fremde betrachtete überrascht das schöne, stürmische Backfischchen. „Da ist ja noch eine Hannoveranerin."

„Ich? O nein, ich bin Ungarin!"

Der Fremde lachte. „Seit wann sehen die denn so groß und schlank, so blond und blauäugig aus?"

Irene sah, wie ihr Töchterchen gefiel, sonst hatte sie zuweilen bedauert, daß Margit so in keinem Zuge ihrem Vater glich, heute fühlte sie mit Freude, sie war

ganz ihre Tochter, sie würde eine Deutsche ins Heimatland zurückbringen; mit frohem Herzen hörte sie dem Plaudern ihres Kindes zu.

Jetzt bemerkte sie Tante Anna und trat freundlich zu ihr: „das Kind möchte nach Hause". „So, das Kind?" Argwöhnisch sah die kleine, dicke Dame zu der Schwägerin empor. „Ach was, wir bleiben noch, ich habe das Auto erst für acht Uhr bestellt, und Frau von Chiky will mich zu der Zeit begleiten." „So hast du dann ja Gesellschaft, ich werde mit Margit eben gehen." Ahnungslos, welche zornigen, verdächtigenden Gedanken sich in der Zurückbleibenden regten, wendete sie sich, um sich von der Gesellschaft zu verabschieden, Margit folgte eilig ihrem Beispiele. An der nächsten Wegbiegung hatte der Fremde auf sie gewartet, und sie schritten nun zusammen hinab. Mit strahlenden Augen sah Margit hinunter auf die Stadt: „Liegt sie nicht ganz wunderschön?" Über ihre Begeisterung lächelnd, stimmten die beiden andern eifrig zu und sprachen dann doch von der Schönheit Norddeutschlands, bis vor Margits Augen das alte, lindenumschattete Herrenhaus stand, in dem vor Jahren liebe Großelternhände sie glückliche Ferienwochen hindurch gepflegt hatten. Bei den ersten niedrigen Häusern Altofens angelangt, trennte sich Irene von dem Fremden, und nun fragte Margit: „Warum ziehst du nicht zu den Großeltern?" „Ich weiß selbst nicht, Kind, es ist wie ein Zwang in mir, der mich noch hält, auch wollte dein Vater gern, daß wir bei der Tante bleiben sollten."

Sie stiegen in die Elektrische, um zu ihrer Wohnung in der Andrassystraße zu fahren. Es war sehr voll im Wagen, so duldete es Irene, daß Margit den Arm unter ihren schob und sich an sie schmiegte, sie freute sich auf das ungestörte Plaudern mit ihrem Liebling. Margit aber blieb stumm, nur immer enger drückte sie sich an die Mutter, ihr war's, als wolle sich etwas Dunkles, Trübes zwischen sie und den ihr liebsten Menschen schieben. Und um sie herum mußte doch alles hell sein, klar und rein, sie hatte ein Bedürfnis, alle Menschen zu idealisieren, und verstand es, über alles hinwegzublicken, was sie in ihren Augen herabsetzen konnte. Sie wollte vergessen, wie Tante Anna heute gewesen war, sie hatte so häßlich ausgesehen, und ihre Reden waren so abstoßend gewesen. Sie suchte nach etwas Erhebendem, Befreiendem und dachte an alle möglichen Menschen, während sie stumm hinausschaute ins Straßentreiben, aber von allen kamen ihr heute nur die Fehler, Schwächen und Eigenheiten in Erinnerung, die sie doch nicht sehen wollte. Nur die geliebte Mutter stand rein und unantastbar vor ihren Augen, von ihr fiel Margit kein böses Wort ein, keine häßliche Handlung, keine enttäuschende Unterlassung, sie war immer gütig, immer anmutig und tat immer das Rechte. Bis zum Aussteigen fühlte sie sich wieder ganz ruhig und geborgen, stolz und glücklich, und während sie die breite Straße zu ihrer Villa hinaufgingen, kam auch ihr Redestrom wieder ins Fluten, und sie erzählte der Mutter alles von Tante Anna. „Selbst das gleichgültigste Gespräch mit einem Landsmann mißgönnt sie mir", dachte Irene traurig, dann aber erschrak sie eisig bei dem Gedanken, daß Anna unzart in das Seelenleben ihres Kindes eingegriffen habe, und nahm sich vor, noch mehr nach restlosem Verstehen mit ihrem Kinde zu streben. Sie kannte seine Sehnsucht nach Reine und Harmonie und redete ihm sanft zu, Tantes Benehmen mit der großen Liebe zu dem so früh Gestorbenen zu entschuldigen.

Aber auch Anna faßte an demselben Abend den Entschluß, sich mehr um Margits Liebe zu bemühen. Irene hatte ihr den Bruder genommen, sein einziges Kind sollte sie ihr nicht auch noch entfremden. Sie selbst wollte seine beste Freundin werden, das törichte Kind sollte merken, wer von ihnen mehr wert war, sie war die Ältere, die Erfahrenere! Von solchen Gedanken getrieben, kam sie viel eher nach Hause, als sie gesagt hatte. Mutter und Tochter saßen gemütlich zusammen auf der lauschigen Veranda und begrüßten sie freundlich. „Ich dachte schon, ihr wäret mit eurem neuesten Freunde durch die Stadt gebummelt", antwortete sie hämisch und fuhr dann, sich zärtlich zu Margit wendend fort: „Du sagtest doch neulich, du wolltest gerne reiten lernen, ich erlaube es dir!" „Aber Anna!" rief Irene erschrocken, „nun habe ich ihr den Gedanken glücklich ausgeredet, da weckst du die Lust von neuem in ihr." Margit hatte erfreut aufgehorcht, aber bei der Mutter Abweisung senkte sie traurig den Kopf und murmelte: „Ich habe keine Lust mehr, Tante." „Na, die Lust wird schon wiederkommen, wenn das Pferd erst da ist, ich will die Sache mal mit Julius besprechen, der wollte heute abend kommen." Margit klatschte vergnügt in die Hände, sie hatte den lustigen Vetter gern und begrüßte ihn fröhlich, als er kurze Zeit später eintrat. Auf ein weißes, zusammengefaltetes Blatt Papier in seiner Hand weisend, neckte sie ihn: „Ist das ein Liebesbrief oder eine unbezahlte Rechnung?" Er zuckte entrüstet mit den Schultern. „Ein Stammbaum ist's. Hauptmann von Wegner ist nach Karlsburg versetzt und will das Pferd seiner Frau verkaufen." Anna griff hastig nach dem Papier, „das ist wie ein Fingerzeig des Schicksals. Weißt du, was das Pferd kostet? Es ist ein wundervolles Tier, ich nehme es für Margit." Irene ging still hinaus, sie brachte es nicht mehr übers Herz, ihrem Liebling entgegen zu sein, aber sie fühlte, Anna hatte einen Kampf mit ihr begonnen, dessen Siegespreis Margits Liebe war.

Im Salon hing das sprechend ähnliche Bild ihres Mannes, von Künstlerhand wiedergegeben. Sie trat zu ihm. Ach, wie sie diesen ritterlichen, schönen, feurigen Mann geliebt hatte, dessen Zuneigung ihr die eifersüchtige Schwester nie hatte gönnen wollen, und wie er immer und immer wieder versucht hatte, sie beide einander näher zu bringen! Lauter denn je schrie in ihrem Herzen die Frage: „Muß ich noch immer mit meinem Kinde hierbleiben?"

Anna und Margit traten ins Zimmer, Anna hatte den Arm um das Mädchen gelegt und hielt die zur Mutter Strebende fest. „Wenn du deinen Vater noch hättest, Margit, wieviel reicher wäre das Leben für dich, der würde dich das Reiten selber lehren, er, der beste

Reiter des Regiments! Selbst dem König ist er bei seiner letzten Parade durch seine schneidige Art aufgefallen." Margits Augen leuchteten, das waren Worte, wie sie ihrem begeisterungsfrohen Herzen wohltaten. „Ihr erzählt mir eigentlich selten vom Vater." „Ja, ich finde auch, deine Mutter könnte öfters von dem herrlichen Menschen sprechen, doch sie macht sich eben Vorwürfe, daß er so früh hat sterben müssen." „Dafür kann doch die Mutter nichts," fuhr Margit verwundert auf, und wiederholte noch einmal, bestürzt von dem sonderbaren Blick, mit dem die Tante sie ansah, „dafür kann doch die Mutter nichts", und jetzt klang's wie eine tränenschwere, zitternde Frage, aber nach einem Blick in das erblaßte, leidgezeichnete Gesicht der Mutter forschte sie nicht weiter. Einige Tage später wurde für Margit ein reizendes, kostbares Kleid aus hellblauer Seide abgegeben. Ihre entzückten Ausrufe lockten Mutter und Tante herbei: „Nun probier nur schnell, ob's dir paßt," drängte die Tante, „ich habe es dir bestellt." Margit stand vor dem Spiegel und drehte sich nach allen Seiten, und die Tante konnte sich nicht genug tun, sie zu bewundern. In Irenes Gesicht trat kalte Abwehr. Dieses Spiegelschauen kannte sie, genau so wie Margit jetzt hatte ihr Mann einst den Kopf selbstgefällig zurückgeworfen und seinem Spiegelbild zugenickt. Seine Eitelkeit war das einzige gewesen, was sie zuweilen unangenehm an ihm berührt hatte. „Wann soll das Kind eigentlich dies allzu kostbare Kleid tragen", fragte sie kühl. „Auf der Festlichkeit bei der Gräfin Orsiny." Irene sah betroffen zu Anna hinüber. „Aber ich habe doch für Margit abgesagt, sie ist noch zu jung." „Ich aber habe für sie angenommen, ich halte es für ein Glück, daß sie so bald schon in die vornehmsten Kreise kommt. Du freilich willst sie immer noch als Wickelkind behandeln, um selbst jünger zu scheinen, oder warum sonst gönnst du ihr nicht die geringste Zerstreuung?" „Weil sie lernen soll; in ihrem Alter geht man noch nicht auf Bälle!" Mit ungeduldiger Bewegung winkte Anna der Nichte. „Laß die nur reden und komm, mein Schatz! Ich will einen passenden Schmuck aussuchen, den ich dir zu deinem ersten gesellschaftlichen Auftreten schenken will." Margit sah zur Mutter hinüber und warf ihr verstohlen eine Kußhand zu, ehe sie der Tante folgte.

(Schluß folgt.)



Der Künstler.

Ich weiß es: Ich bin überall
Und wese in dem Ungemeinen.
Ich lebe in der Winde Schall
Und in der Sonne großem Scheinen.

Ich rausche dunkel durch den Wald
Und schwebe in des Meeres Glänzen
Und wechsle ewig die Gestalt
Und werde endlich ohne Grenzen ...

Ernst Ludwig Schellenberg.



Der Kleine.

Skizze von Pauline Redlich.

Tante Emma war es gewesen, die das Gewitter zum Ausbruch gebracht hatte. Aber es wäre wohl dennoch gekommen. Noch oft in ihrem späteren Leben dachten sie darüber nach, ob es wohl dennoch gekommen wäre, grübelten über jedes Wort, das gesprochen war, und zermarterten ihr Hirn bis zur Fieberhitze.

Im Eßzimmer hatten sie scheinbar behaglich beisammen gesessen, die drei. Des „Kleinen" Zwillingsschwester, die hübsche Lore, im wiegenden Schaukelstuhl, die Zigarette zwischen den rotblühenden Lippen. Der Stiefbruder Max, der „Alte" genannt — er war bereits seit einigen Jahren als Rechtsanwalt in Amt und Würde — hatte verstimmt vor sich hingegrübelt. Theodor, der Referendar, lag bequem im Klubsessel und überblickte zerstreut die Zeitung.

Und dann war Tante Emma hereingekommen, etwas feierlich, etwas pomphaft in dem eleganten Kleide von schwerer schwarzer Seide und in dem kostbaren Kapotthut, der ihr nicht stand und sie um zehn Jahre älter machte. Sie wußte das, und sie wollte das. Sie hielt es für eine besondere Tugend der alternden Frau, auf diese Weise ihre tadellose Moral und bürgerliche Unanfechtbarkeit zu zeigen.

„Ich komme nur eben auf einen Sprung mit heran, lieben Kinder", sagte sie mit einem wehmutsvollen Tonfall, als gälte es einem Beileidsbesuch.

Seufzend glitt sie in den Sessel, den Theodor dienstbeflissen herbeischob.

„Leider, leider führen mich ja keine angenehmen Dinge her", fuhr sie klagend fort und heftete den Blick kummervoll an die Zimmerdecke. — Theodor bückte sich nach einer Fußbank für sie, um seine ironische Heiterkeit zu verbergen — „aber das kann doch nicht so fortgehen, kann doch unmöglich mit dem Günther so fortgehen."

Wie beschwörend hob sie die hageren Hände.

„Ja, wißt ihr denn das alles nicht?"

Max heftete die Blicke beunruhigt auf die Brillengläser der Tante, hinter denen das blanke Entsetzen zu lauern schien.

„Ich weiß es aus sicherer Quelle: er macht Schulden!"

Gewichtig betonte sie jedes Wort und rang mit tragischer Geste die Hände.

„Ich weiß es", sagte Max.

„Du weißt es? Nun, Max, ich muß sagen, dann bewundere ich deine Ruhe."

„Nu Gott, es ist doch schließlich nicht so fürchterlich. Er hat doch keinen totgeschlagen. Es läßt sich doch arrangieren."

„Arrangieren!" Sie verharrte eine Sekunde in sprachloser Entrüstung. „Ich kann dir nur das eine wünschen, Max", sagte sie feierlich, „wache auf, ehe es zu spät ist. Erinnere dich deiner Verantwortung als Vormund. Denke an Onkel Ferdinand, Max! Es gibt gewisse unglückliche Vererbungen. Dergleichen überspringt manchmal eine Generation und taucht wieder auf, vielleicht in einer Seitenlinie, ruiniert ganze tadellose Familien durch ein einziges unwürdiges Glied. Mit Schuldenmachen fing es an bei Onkel Ferdinand und ging dann rasend bergab. Günther hat eine auffallende Ähnlichkeit mit Onkel Ferdinand, er hat genau die Nase und das hellblonde Haar. Und ich sage es mit Kummer: Kinder, Kinder, Günther ist leichtsinnig durch und durch."

Sie setzte ihren langen Zeigefinger in pendelnde Bewegung und reckte sich steif in die Höhe.

„Ich weiß es aus sicherer Quelle —: er hat schon Liebeleien gehabt. Er poussiert sogar eine Schau-spie — lerin!"

Der Referendar hüstelte hinter der vorgehaltenen Hand. Max sagte: „Mein Gott, wer von uns hätte nicht mal für 'ne Schauspielerin geschwärmt!"

Tante Emma erhob sich gekränkt und empört.

„Nun, wenn ihr dergleichen skandalöse Dinge leicht nehmt, dann ist es wohl am besten, ich spare meine Worte. Da fehlt uns ehrbaren Frauen denn wohl das Verständnis."

„Du kannst mir glauben, Tante, daß ich mir längst vorgenommen habe, mit dem Jungen ein ernstes Wort zu reden —"

Sie zuckte geringschätzig die Achseln und ging mit steifem Nicken von dannen.

Über Theodors hageres, kluges, etwas verkniffenes Gesicht kam ein verdrießlicher und unruhiger Zug.

„Na, die alte Dame ist ja 'n bißchen komisch, aber recht hat sie in der Hauptsache. Der Bengel ist ja neuerdings wie verrückt. Ich sage dir, Alter, packe fest zu, wir können sonst noch nette Sachen erleben, da hat sie recht."

„Ja doch, ja doch!" sagte Max unmutig. „Ich werde schon —"

„Na, Alter, du willst vielleicht, aber du bist nun mal ein bißchen verliebt in den Bengel — ihr seid ja alle verliebt in ihn. Ist schon besser, ich assistiere dir, alter Junge, damit die Sache wirksamer wird."

Plötzlich sprang Lore in die Höhe, daß der Schaukelstuhl heftig zurückflog.

„Und ich sage: ihr sollt nicht, sollt nicht, sollt nicht! Ihr sollt ihn zufrieden lassen, meinen Kleinen! Philister seid ihr! Nehmt doch das Meinige, wenn er Schulden hat. Jeden Pfennig will ich mit ihm teilen, er soll damit machen können, was er will — was er will, sage ich euch!"

Max strich ihr zärtlich über das heiße Gesicht. „Du bist ein Kindskopf, Lore."

Sie schluchzte heiß auf und schoß zur Tür hinaus.

Draußen wurde jetzt ein lustiges Trällern hörbar, und gleich darauf kam er herein, der „Kleine".

„Tag, ihr Herren!" rief er fröhlich. „Herrgott, ist das heute wieder ein wunderbarer Tag! Zum hinten und vorn ausschlagen!"

Dann sah er verblüfft von einem zum andern.

„Kinder, Kinder, — ihr sitzt ja da wie die heilige Fehm. Was ist denn los?"

Des Alten Finger trommelten auf einem Bündel Rechnungen.

„Das da!" sagte er unwirsch.

„Ach so." Günther wurde rot. Halb reuevoll, halb verschmitzt musterte er des Bruders Gesicht. Der Alte sah ja verdeubelt ungemütlich aus!

„Du sollst dich nicht ärgern, mein Alter! Wahrhaftig, das wär' mir scheußlich. Wär' doch die Geschichte nicht wert! Du ziehst natürlich den ganzen Krempel von meinem Erbteil ab —"

„Von deinem Erbteil! Ja sag' mal, Mensch, bist du denn wahnsinnig? So etwas wird doch schließlich alle. Wovon willst du denn studieren, was?"

„Ist es denn so schlimm diesmal?" fragte Günther bestürzt.

Max warf unmutig die blauen Kuverts durcheinander. „Da sieh her. Ganz verrückte, ganz unbegreifliche Sachen sind darunter. Da — hundertundzwanzig Mark — allein in einem Blumengeschäft —"

Theodor beugte sich interessiert vor und pfiff leise durch die Zähne.

Mit einer schnellen Bewegung riß Günther das Papier an sich. „Sie sollten das doch nicht schicken — sie versprachen doch — — ich wollte doch selbst —"

„Was für eine hirnverbrannte Kinderei steckt da nun wohl dahinter!" sagte Theodor. „Wenn du etwa, wie man sagt, vor der hübschen Fifi Schellenberg toggenburgerst —."

Über das hübsche helle Gesicht des „Kleinen" flog eine brennende Röte. Seine stahlblauen Siegfriedsaugen schossen bedrohliche Blitze.

„Es geht dich nichts an!" sagte er.

Theodor zuckte ironisch die Achseln.

„Vielleicht nicht", murmelte er.

„Diese Sache hat nur leider eine sehr ernste Seite, mein Junge", sagte Max. „Du sitzest fast allabendlich im Theater anstatt bei den Büchern. Daß du Ostern nicht das Abiturium geschafft hast, ist bei deinen Fähigkeiten geradezu ein Skandal."

Günther antwortete keine Silbe. Ein eigentümlicher, pfiffigfröhlicher Ausdruck übersonnte sein Gesicht. Herrgott, was für eine herrliche Zeit war das gewesen im verflossenen Winter! War es noch jetzt! Hätte er wegen der alten Schmöker etwas versäumen sollen, was eine ganze Lebenszeit nicht wieder einbringen konnte?

Bah! Was kam es darauf an, ob er ein Jahr früher oder später dem Philistertum näherrückte!

„Und hier!" sagte Max scharf. „Diese unglaubliche Kneiperei in der Deutschen Krone! Mit Sekt sogar!" Günther wurde etwas verlegen.

„Ja, 'n bißchen übertrieben war's ja", sagte er kleinlaut. „Siehst du, es war doch des kleinen Winklers wegen, er hatte das Abiturium mit Glanz bestanden — riesig netter Kerl, der kleine Winkler! Aber natürlich, er hatte es doch nicht dazu, was zu schmeißen —"

„Aha!" bemerkte Theodor ironisch. Er stand mit dem Rücken gegen das Fenster und klimperte mit den Schlüsseln in den Taschen. „Und da mußtest du natürlich den Wohltäter spielen — auf anderer Leute Kosten eigentlich —"

„Was willst du damit sagen?" brauste Günther auf.

„Nun, es ist doch klar, daß du dein bißchen Geld bald verplempert haben wirst — und dann muß eben das unserige heran, falls man seinen ehrlichen Namen nicht verunglimpft haben möchte."

„Steh zu deinen Worten, Theodor!" rief der „Kleine" mit zitternden Lippen.

„Es muß einmal gesagt sein", sagte Theodor kalt und scharf. „Ich habe absolut keine Hoffnung, daß du dich ändern wirst. Man wird zeitlebens vor deinen Dummheiten zittern müssen. Ich halte dich für einen schlappen Kerl in diesen Dingen —"

„Theodor!"

„In diesen Dingen, sage ich. Der persönliche Mut, etwa einen Stier bei den Hörnern zu packen, nun ja, den hast du. Aber du bist eine von den widerstandslosen Naturen, mein Junge, die sehr fix ins Rollen kommen können, bis sie unten im Sumpfe liegen —"

Aus Günthers Zügen war jetzt jeder Glanz ausgewischt. „Du willst sagen, daß — daß ein Lump in mir steckt?"

„Ich sage das nicht — und ich sage nicht das Gegenteil. Aber ich sage, daß Leute von deiner Veranlagung jedenfalls nicht sicher sind vor dem Verlumpen —"

Es war, als wolle Günther sich auf den Bruder stürzen, aber Max ergriff ihn begütigend bei der Hand.

„Es ist ja nur brüderliche Besorgnis, die aus ihm spricht, Kleiner. Zeige uns, daß du ein Charakter bist, daß du ein Ende machen willst — und wir werden dies alles als Jugendtorheiten vergessen."

Günther riß sich los und trat dicht vor Theodor.

„Du sagst, ich — ich bin nicht sicher vorm — — Verlumpen?"

„Das sage ich, jawohl. Ich sage, daß Leute, die nicht imstande sind, Ordnung in ihre Verhältnisse zu bringen, die ferner nicht den Ehrgeiz haben, energisch aufwärts zu streben, Leute, die bummlig auf der Schule sind, Schuldenmacher schon von neunzehn Jahren, daß solche Leute nicht sicher sind vor dem Verlumpen, jawohl, das sage ich."

Günther war kreidebleich geworden. Sein von Staunen, Schmerz und Zorn verdunkelter Blick heftete sich auf das nervös zuckende Gesicht des „Alten".

„Und du, Max?"

Max wollte rufen: „Ich glaube an dich, Kleiner!" Aber ein warnender Blick Theodors schloß ihm den Mund.

„Du machst es uns bisweilen schwer, an dich zu glauben", murmelte er.

Ein unbändiger Zorn schüttelte plötzlich den „Kleinen".

Er trat zum Tisch, knüllte die Rechnungen zu einem Ball zusammen und warf sie den Brüdern vor die Füße.

„Und wegen dieser Wische! Meine Brüder! Söhne meiner Mutter! Ihr sagt, ihr wolltet suchen, zu vergessen!

Aber ich! ich! Ob ich je vergessen kann?"

Wie auf ein unbegreifliches Rätsel starrte er auf die beiden. Dann ging er langsam hinaus.

Er ging dieselbe Straße hinab, die er vor kurzem heraufgekommen war voll prickelnder Lebenslust und federnden wiegenden Ganges — noch vor kurzem.

Er starrte nach rechts und links auf die blühenden Gärten der Villen und wußte nicht, was er sah. Zur Stadt hinaus ging er, am Ufer des Flusses, der sich durch die schattigen Wege des städtischen Parkes schlängelte, vorbei an schöngepflegten Rasen, blühenden Rundteilen, duftendem Gesträuch und plätschernden Springbrunnen. Er sah das alles nicht. Er dachte nur immer das eine: sie hatten ihn einen Menschen genannt, der am Verlumpen war! Und die beiden Menschen hatten das gesagt, an denen er von Kindesbeinen an mit so großer, ja mit heißer Liebe gehangen hatte. Am „Alten" wenigstens. Er schluchzte wild auf, und sein offenes Knabengesicht wurde von Schmerz durchfurcht wie das Gesicht eines alten Mannes.

Was hatte er denn getan? Was denn? Jemals etwas Ehrloses? Nein, nein, nein. Niemals. Schulden? Nun ja, arg war das wohl in letzter Zeit gewesen. Wie kam es nur, daß ihm das Geld so schnell durch die Finger rollte?

Nachdenklich strich er sich über die heiße Stirn, hinter der die Gedanken wirr durcheinanderflatterten. Er ging weiter und weiter, wußte nicht, wohin. Menschenleerer wurden jetzt die Wege, ungepflegter die Anlagen. Leise gluckste das Wasser zur Rechten um die angepflockten Fischerboote.

Günther sprang in einen der kleinen Nachen und sah über die im Abendrot schimmernde Wasserfläche. Wie wohltuend war es, sich den frischen, reinen, feuchten Wind um die Schläfen wehen zu lassen. Müde war er, todmüde. Seltsam wohl tat dieses müde Gefühl. Es war, als wolle alles mählich in Schlummer sinken: der Zorn, der Schmerz und die verzweifelnden Gedanken. Zu Hause setzten sie sich nun wohl an den gedeckten Tisch, und Lore, das liebe Mädel, schaute ungeduldig nach ihm aus — — Ja, wie würde das alles nun werden? Hatte er noch ein Zuhause? Konnte er zu denen zurück, die ihn verachteten?

Über die breite Straße am Ufer kam jetzt ein flinkes Fuhrwerk. Und plötzlich stieg ein helles Rot dem jungen Manne bis an die Schläfen. Er war mit einem Sprunge auf dem Wege und riß den Hut vom Kopfe.

Ganz verwandelt, mit leuchtenden Augen stand er und blickte auf das schöne Mädchen, die gefeierte Künstlerin, die dort in den seidenen Kissen lehnte.

Eilig sauste das Fuhrwerk vorüber, aber sie hatte ihn bemerkt, sie nickte und lächelte und winkte mit der Rose in ihrer Hand. Er hätte einen Jubelschrei ausstoßen mögen, so packte und schüttelte ihn die jähe Freude: er hatte sie wiedererkannt, diese seltene Rose. Es war eine der Rosen, die er ihr selbst heute übersandte.

Er blickte um sich wie ein Trunkener. Wie weggeblasen war alles, was ihn gefoltert hatte. Pah, was war das alles gegen das Glück, das berauschende Glück dieses Augenblicks! Das war ja alles so lächerlich belanglos, das andere! Er stand und reckte die Arme, daß die Brust sich weitete, und eilte dann mit federnden Schritten dem leuchtenden Abendrot entgegen — —

Herrgott, nur zu leben, in dieser wundervollen Welt zu leben, welch köstliches Wunder war das!

Einige hundert Schritte vor ihm torkelte ein Mann, eine armselige, in Lumpen steckende Gestalt. Er sprach vor sich hin und fuchtelte mit den Armen — und dann plötzlich wich er vom Wege ab. Auf eine der in den Fluß ragenden Anlegebrückchen war er getreten, warf die Arme in die Luft und sprang hinab.

Günther lief in rasender Eile hinzu, riß den Rock vom Leibe und sprang ihm nach. Ein großes Staunen war in ihm. Dort war ein Mensch, der aus dieser wundervollen Welt freiwillig scheiden wollte! Warum, o Gott, warum? Vielleicht, weil ihm der Bissen Brot zum Nachtmahl fehlte! Vielleicht war's ein weniges, das Goldstück vielleicht, das er, Günther, in der Tasche trug, das diesem armen Kerl zum Lebensmut verhelfen konnte — —

Mit einigen kräftigen Stößen hatte er ihn erreicht, hatte ihn gepackt —, aber der Mensch wehrte sich. Er wollte sich nicht retten lassen.

Am Ufer stand jetzt eine aufgeregte kleine Gruppe. Ein Arbeiter rief. „Laß doch den Lump versaufen! Wär' schad' um dich, Junge!"

Günther hörte die Worte. Der andere hatte sich jetzt an ihn gehängt und zog ihn mit hinab, langsam, langsam. Ein Sausen war in Günthers Ohren, ein Rufen hörte er wie von weit, weit her.

„Laß doch den Lump versaufen, Junge!" Den Lump? Wie war das doch? Den Lump, der in ihm steckte? Oder —?

Ein junges Mädchen am Ufer schluchzte laut auf. Und plötzlich — sie wußte kaum, was sie tat — warf sie eine leuchtende Rose in weitem Schwunge über das Wasser. Günther lächelte traumhaft — „sie" war bei ihm, sie legte seinen Kopf in ihren Schoß, deutlich spürte er den Duft der kühlen, weichen Rosen an ihrer Brust. —

Er lächelte, und die Wasser schlugen über ihm zusammen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie hatten ihn hereingebracht in seiner erstarrten Jugendschöne. Ein Lächeln spielte um seine Lippen, eine nasse Rose lag im kurzen, blondlockigen Haar. —

Im Nebenzimmer saßen nun die drei, regungslos, wie erstarrt in Grauen vor dem Unfaßbaren. Lore hatte das Gesicht auf die Arme gelegt, die weitausgestreckt auf dem Tische lagen. Ein unaufhörliches Zittern lief durch ihren Körper, aber kein Laut kam aus ihrem Munde, keine Träne aus ihren Augen. Nur einmal kam Leben in sie. Es war, als Theodor sagte: „Immerhin, es war ein schöner, ein beneidenswerter Tod."

Er sagte es mit ganz leiser, heiserer Stimme, mit einer Stimme, die ihm nicht anzugehören schien.

Da fuhr sie jäh empor und starrte auf ihn wie eine Wahnsinnige. Nur einen Augenblick. Dann war sie zurückgesunken in dieses furchtbare, zitternde, hilflose Schweigen.

Theodor sah von Lore zum „Alten", dessen Gesicht gelb wie das eines Toten in den Kissen des Sofas lag. Theodor sah, wie bei seinen Worten ein Zucken wie unter einer unerträglichen Marter über dieses verfallene Gesicht lief. Er sah diese beiden zerschmetterten Menschen — und plötzlich warf er die Arme wild in die Luft, und ein Schrei, ein jammervoller, furchtbarer Schrei durchschnitt die Totenstille des kleinen Zimmers.



Vergiss!

Vergiß die Schuld aus längst vergangnen Tagen,
Und lege still dein Haupt in meinen Schoß!
Ich werde nie und nimmer dich befragen;
Dein Leid entheil'gen nicht'ge Worte bloß.

Vergiß — und fühl an meines Herzens Schlagen,
Daß ich verstanden, wie so weltengroß,
Was deine Lippen schmerzverstummend klagen
Und deine Augen weinen tränenlos.

Alfred Berndt.





An unsere Leser!

Mit dem nächsten Heft schließt der 50. Jahrgang der Deutschen Roman-Zeitung. Wir sind am Schluß des ersten Halbjahrhunderts angelangt. Was diese Jahre bedeuten, kann nur derjenige ermessen, der diese Jahre rückschauend würdigt. Lag es doch in unserem eigensten Interesse, ehrlich und rückhaltlos, ohne fremde Beeinflussung, nur der eigenen persönlichen Ueberzeugung Raum gebend, ein reges Bild der zeitgenössischen Literatur zu bringen.

Seit ihrer Begründung im Jahre 1863 hat die Deutsche Roman-Zeitung aus kleinen Anfängen heraus sich zu der gegenwärtig geachteten Stellung emporgearbeitet, und die Anhänglichkeit von Tausenden und Abertausenden Lesern, Mitarbeitern und Freunden hat uns bewiesen, daß die Leserwelt das Streben unseres Blattes anerkennt. Dieses verdankt sie ausschließlich dem bewährten Grundsatz, durch eine wirklich vornehme Führung als deutsches Familienblatt im wahrsten Sinne des Wortes zu gelten. Ein halbes Jahrhundert ist die Deutsche Roman-Zeitung den von ihr vertretenen Idealen deutschen Wesens und deutscher Dichtkunst treu geblieben, und die von Jahr zu Jahr aus dem Abonnentenkreise sich mehrende Anerkennung beweist uns am besten, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Unbeeinflußt von den vorübergehenden Zeitströmungen sucht die Deutsche Roman-Zeitung eine besonders gediegene Richtung zu verfolgen, unter Pflegung des überkommenen Schatzes unserer Literatur und verständnisvoller Würdigung heranreifender Talente. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, den literarisch Gebildeten die Möglichkeit zu bieten, mit seiner Wissenschaft auf dem Gebiete der Literatur in steter Fühlung zu bleiben. Das Programm ist so mannigfaltig, daß jedermann auf seine Kosten kommen wird.

Auch bei dem neuen Jahrgang haben Verlag und Leitung an dem bewährten Grundsatz festgehalten, nur solche Romane zu bringen, welche ihr ausschließliches Eigentum sind und dabei darauf gesehen, daß die erwählten Arbeiten die Teilnahme aller Leser erringen. Veröffentlicht werden zunächst:

Der Meister der Hände. Roman von Hedwig Schobert (Baronin von Bode).

Im Mittelpunkt dieses Romans steht ein talentvoller Künstler, dem sich alle Wege zur genialer Höhe zu öffnen scheinen. Ein Geheimnis jedoch, was er nicht verraten kann, schwebt als dunkles Verhängnis über ihm und seinem Schaffen, und es ist überaus spannend zu sehen und mitzufühlen, wie der Held des Romans mit dem ihm drohenden Schicksal ringt, bis der Allüberwinder den Zwiespalt löst.

Ein Doppelleben. Roman von Maximilian von Rosenberg.

Hochinteressante Verwicklungen aus dem großstädtischen Gesellschaftsleben entrollen sich vor den Augen des Lesers. Betrogene Wohltätigkeit auf der einen Seite, falscher Reichtum auf der anderen schlingen ihre Fäden um gute und schlechte Menschen. Heuchlerische Moral kämpft den Verzweiflungskampf ihrer Existenz, aber die eigenartige spannende Entwicklung des Milieus hilft der Wahrheit zum Siege.

Kynastzauber. Roman von Oswald Bergener.

Der Verfasser versetzt uns in seinem Roman in die romantische Gegend an der alten Burgruine Kynast. Mit der ihm eigenen Virtuosität versteht er es in dem Zauber der Natur eine spannende Liebesgeschichte einzuflechten. Mit inniger Freude und wehmütiger Trauer führt er uns meisterhaft seinen Weg, um jung und alt zu fesseln.

Konstantinopel. Roman von Detlev Stern.

Bei dem großen Interesse, das der Balkankrieg wachgerufen hat, wird jeder Gebildete besonders gern den ausgezeichneten Schilderungen folgen, die Detlev Stern von dem hochinteressanten Leben und Treiben in Pero und Konstantinopel gibt. Die türkische Hauptstadt in ihrer prächtigen Eigenart und das Volk mit seinen Sitten und Gebräuchen wird den Leser im höchsten Maße interessieren.

Weitere Romane gern gelesener Autoren werden folgen, u. a.:

Der Wassermann.	**Der rote Forst.**	**Erbsünde.**	**Der silberne Adolph.**	**Liebe um Liebe.**
Von Ludwig Müller.	Von Franz Wichmann.	Von Agnes Harder.	Von Horst Bodemer.	Von Otto Oberhof.

☛ Eine besondere Anziehungskraft besitzt von jeher das **Beiblatt** der Deutschen Roman-Zeitung. Jedes Heft enthält spannende Novellen und Skizzen, die in bunter Reihenfolge mit fesselnd geschriebenen Erzählungen und Humoresken abwechseln. Begeisterte Zuschriften aus dem Leserkreise lassen erkennen, daß die Auswahl der kleinen Erzählungen, Novellen, Plaudereien dankbar empfunden wird. Es soll uns dieses ein Ansporn sein, auch weiterhin in jeder Weise danach zu streben, die Ideale deutschen Wesens zu nähren, im Ernst und Humor alles zu kräftigen, was den guten Geist des Hauses, was die Herzen und Geister zu vertiefen vermag, und wie bisher zu bekämpfen, was unserem Volkswesen feindlich ist. Die Lyrik soll treuliche Pflege finden, die, allem guten Neuen freundlich gesinnt, dennoch festhält an den wesentlich berechtigten Ueberlieferungen unserer Dichtung. Dem Gebiete der Kritik wird ein besonderes Interesse gewidmet.

Wir bitten unsere Leser, ihre Bestellungen bei den Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig zu erneuern, damit keinerlei Störung im Bezuge der Zeitschrift eintritt.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung, Berlin SW 11, Anhaltstraße 8.

Ausgegeben am 13. Septbr. 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Der Franzosen-Lipp.

Erzählung aus den Befreiungskriegen der märkischen Heimat

von

Wilhelm Arminius.

(Schluß.)

Die Klosterstraße war ebenfalls voll von Ängstlichen. Bei dem strömend einsetzenden Regen suchten sie bald Schutz in dem großen Hof des Grauen Klosters. Je länger der nahe Schlachtendonner dauerte, um so mehr wurden es. Ganze Familien, Greise und Knaben mit Waffen, Frauen und Kinder mit Hausgeräten kamen mit angstvollen Gesichtern herbeigestürzt. Je gewaltiger das Krachen den hereinbrechenden Abend füllte, um so kreischender wurden die Stimmen, um so planloser die Anstalten zur Rettung gegen die drohende Gefahr. „Sollen unsere Häuser zerschossen, unsere Kinder und wir dazu getötet werden? Ist keiner da, der uns hilft?"

Schon hatte der alte, von allen Seiten bedrängte Pförtner Schadtke wiederholt zur Höhe des Hauses hinaufgeschielt. Dort im ersten Stock war einer, der kannte den Krieg, der kannte auch die Tapferkeit. Und da er bei all dem Jammer gern selber ein männlich-festes Gesicht vor Augen gehabt hätte, warf er schließlich Philipps Namen so hin.

Ein Offizier im Hause?! Leutnant Hohenhorst? Der Kämpfer von Luckau? Der Freund Jahns? Der Schützling Bülows? — Ja — den kennt jeder! Das war ja der Franzosen-Lipp. Der Name wurde aufgegriffen im Hui. Ein jeder tat hinzu, was er wußte. Zielbewußtsein kam in die Menge. Schließlich wurde es aus allen Kehlen ein Ruf: „Der Offizier! Der Leutnant Hohenhorst! Er soll kommen!"

Von allen Seiten gedrängt, begab sich der

Pförtner endlich zu Direktor Bellermann. Dieser zeigte sich am Fenster, und nun drang ihm aus dem Sturm und Tosen ein einziger Name entgegen: „Leutnant Hohenhorst! Franzosen-Lipp! Franzosen-Lipp!"

Verängstigt schloß er das Fenster, durcheilte die Korridore, umschlich scheu die Tür von Philipps Zimmer, horchte nach unten, und erzitterte bei jedem Ruf der Menge aufs neue für den armen Kranken. Wenn doch Franziska da wäre, oder wenigstens das kleine Käthchen! Aber beide weilten seit dem frühen Morgen im Lazarett, wo das Kind den Pflegerinnen an die Hand ging. Auch Jürgen machte sich im dortigen Spital durch Führung der Listen nützlich und studierte in den Freistunden nach Herzenslust an seiner geliebten Theologie.

So blieb dem Direktor schließlich nichts anderes übrig, als selber zu Philipp einzutreten, um den gewiß arg Verstörten zu beruhigen. Aber sein Lager im Krankenzimmer war leer, und im nahen Ankleideraum klirrten Waffen. Nun wurde die Tür aufgerissen, und vor dem betroffenen alten Herrn stand der junge Offizier, angetan mit der vollen Montur und Wehr seiner neuen Würde.

Den Direktor überlief es bei diesem Anblick heiß und kalt, dachte er doch an des Grafen Bülow dringende Bitte, den Verwundeten wie seinen Augapfel zu hüten. „Philipp, was willst du tun?" rief er und stellte sich vor die Tür, als könnte er dadurch des Kranken Ausgang wehren, wußte er doch, daß ihn noch gestern sein eigentümlicher Schwächezustand überfallen hatte. Aber der Jüngling trat wortlos ans Fenster und öffnete es. Da scholl sein Name wie der eines Erlösers. „Hören Sie hinaus, Herr Direktor!" sagte er. „Ist es nicht meine Pflicht, diese Armen zu beruhigen? Es ist das einzige, was ich in dieser Stunde vollbringen kann, wo meine Kameraden im Feuer stehen."

Er tat, wie er gesagt. Der Regen hatte nachgelassen. Die untergehende Sonne trat unter dem abziehenden Gewölk noch einmal sieghaft hervor. Sie überflutete ihn mit ihrem Licht, wie er groß und schlank und stattlich auf den Steinstufen der Hoftreppe erschien.

Mit betäubenden Rufen wurde er empfangen. „Die Franzosen sind in Berlin! Der Feind will unsere Kinder morden!" Arme erhoben sich zu ihm, Frauen und Kinder drängten an ihn heran, seine Kleider zu fassen. Wie der Sturmwind über ein reifes Kornfeld, griff die Verzweiflung in diese eingepreßte Menge, die den ganzen Hof füllte. Taumelig wurde ihm selbst zumute vor diesem deutlichen Zeichen einer furchtbaren Panik. Die seelische Angst aller dieser Verzweifelten flutete zu ihm heran wie etwas Bedrängendes, das er doch nicht zu fassen vermochte.

Was sollte er tun? Wie konnte er einem solchen Ausbruch gegenüber Worte finden? Mit einer triebhaften Bewegung griff er zur Waffe, zog den Säbel langsam aus der Scheide und hob ihn in die Höhe. „Seht," sprach er, und faßte auch mit der Linken an die Klinge, „dieser hier ist mir vom König gegeben, unser Vaterland zu schützen. Tausende von Preußenkriegern führen eine solche Waffe in dieser Stunde — wollt ihr da nicht Vertrauen haben?" Totenstill war es unter seinen Gebärden, seinen Worten geworden. Und er fuhr fort: „Sind wir denn geschlagen? Sind wir zusammengebrochen? Ich sehe doch Waffen auch bei euch! Stehen da nicht noch Männer zwischen euch? Haben wir nicht noch eine Verteidigungslinie vor der Stadt auf unseren Sandbergen? Haben wir nicht die Spreelinie? Haben wir nicht Gewehre und Kanonen? Wer seine Vaterstadt lieb hat, wer Frauen und Kinder schützen will, der kommt mit mir! Sollten die Unsrigen zurückgeworfen werden, sie sollen an den Schanzen von Berlin Halt und Kraft finden! Kommen sie als Sieger, sie sollen würdig empfangen werden!"

Er hatte den richtigen Ton angeschlagen. Er sah es an dem Aufleuchten der Knabenaugen, an dem Sichlösen der verzerrten Angstgesichter. Binnen kurzem hatte er die Waffenfähigen zu einer Rotte aufgestellt, andere zu Boten ernannt, die den Zurückbleibenden von Zeit zu Zeit Nachrichten bringen sollten, und sie dem Zuge angeschlossen. Als er nun rief: „Kienspäne her! Wir haben Fackeln nötig!" waren schon hundert Hände geschäftig, ihm zu Dienst zu sein. So wurden die Sinne auf eine nützliche Tätigkeit gelenkt. Zum Schluß aber rief er: „Nun, Leute, geht alle in eure Wohnung, füllt Körbe und Koffer mit Mundvorrat und Verbandzeug und schickt die Rüstigsten unter euch wieder hierher! Hier sei der Sammelplatz für alle! Was auch

geschieht, beides wird bald nötig gebraucht! Und nun: Zum Abmarsch Richtung genommen! Wer singen kann, der singe: ‚Ich hatt' einen Kameraden.‘ Ganzes Bataillon, marsch!"

Singend zog er mit denselben, die eben noch gejammert hatten, dem Halleschen Tore zu. War ein Lied zu Ende, begann ein neues. Marschieren und Singen! gab es ein besseres Heilmittel gegen Furcht und Schrecken auch in den Gassen? Wie rasch schlossen sich andere Haufen dem seinen an! Wie rasch wurden seine Anrufe, Mundvorrat und Verbandzeug zu besorgen, als richtig erkannt! Und als sie gar zum Tor hinausmarschiert waren und auf die militärische Besatzung stießen, die bereits die Verteidigungslinie so weit als möglich besetzt hatte, gewannen Mut und Vertrauen in den meisten wieder die Oberhand. Bis in das Dunkel hinein scholl zwar der Geschützdonner von Süden her, und Kuriere vom Kampfplatz jagten über die Bohlen des Floßgrabens, um Lestocq zur Vorsicht zu mahnen, aber das Feuer der Kanonen näherte sich nicht und wurde schließlich schwächer.

Als das Dunkel einfiel und die Fackeln aufflammten, kamen von Götzens Weinberg her, wo sich das Quartier des Gouverneurs befand, bereits einige Berittene, die vorhatten, bestimmtere Nachrichten einzuholen. Zunächst waren es Adjutanten, dann Gendarmen und Postkutscher. Bald schlossen sich ihnen Wagen mit tatkräftigen Berliner Bürgern an. Das waren keine schlimmen Zeichen. Schlimm war auch nicht, was Philipp in Lestocqs Umgebung in Erfahrung brachte.

„Es ist zunächst unser Bülow, der bei Heinersdorf im Kampfe liegt," hieß es dort, „aber der Kronprinz von Schweden mit seinem großen Heer ist ja in der Nähe, steht ja bei Ruhlsdorf! Es wäre schon offenbarer Verrat, wenn er den preußischen Verbündeten nicht unterstützen würde!"

So rasch Philipp konnte, trug er diese Auffassung der Sachlage in die Reihen der auf den Schanzen Wachenden. Er fand damit begeisterte Aufnahme.

---

30. Vor Bülow bei Großbeeren.

Und dann ging die Nacht, der Himmel klärte sich mehr und mehr. Des Mondes Leuchtkraft nahm ab. Immer mehr Wagemutige gab es, die den Weg nach Süden unternahmen; immer größer aber auch wurde die Spannung unter den Zurückgebliebenen. Schon wagten etliche an den Sieger von Luckau zu erinnern, von der Möglichkeit eines neuen Sieges zu sprechen . . . .

Endlich graute der Morgen. Im ersten matten Schein, der die Spitzen der Heidebäume erkennen ließ, keuchte ein Läufer heran, ein paar tausend Schritt hinter ihm erschienen zwei Reiter. Aber während sie im Dunkel und Dickicht auf dem weichen Sandboden nicht recht vorwärtskamen, hielt er gerade auf den Turnplatz zu. Von der freien Höhe des Sandrückens erkannte ihn Philipp am Springen. Der Turner Schwarz war es, Jahns bester Läufer. Das Pferd war ihm gestürzt, er hatte den Wettlauf mit den Gefährten, die zugleich mit ihm abgeritten waren, aufgenommen — als erster kam er an. Freundesarme fingen ihn auf. „Sieg! Sieg!" stammelte er mit vergehendem Atem.

Nun brauste endloser Jubel in den jungen Tag. Nun war auf einmal die Landstraße zu schmal für die Reiter und Wagen und Karren, die alle dem Kampfplatz bei Großbeeren zujagten. Nun wurden die Vorratskammern der Bäcker und Fleischer geleert und all der erworbene Mundvorrat verladen. Wo die Pferde fehlten, spannten sich vier — sechs — acht Menschen vor den Karren und rissen ihn jubelnd vorwärts. Nach Großbeeren! Nach Heinersdorf! Zu Bülow! Zu unserm Bülow!"

Auch vor dem Garnisonlazarett hielt eine Reihe von Wagen. Gendarmen bewachten sie. Ärzte und Pflegerinnen nahmen darin Platz. Im Trabe jagten sie dahin. „Sanitätskolonne!" Ein voranjagender Offizier auf einem Gendarmenpferd rief das Wort überall, wo der Ruf nottat, in die wirre Masse der Wagen und Menschen hinein, zwischen denen sie sich einen Durchweg erzwingen mußten. Wenn sich der Reiter wandte, winkte ihm aus einem der Wagen eine grüßende Mädchenhand zu.

Franziska war glücklich, ihren „kleinen Lipp" wieder gesund im Sattel zu sehen. Sein Schwächezustand schien untergegangen zu sein in dem Heldenfeuer, das sprühend ihm aus den Augen brach. Bülow hieß die große, wärmende Sonne seines Lebens. Mochte ihm die Nähe des großen Siegers, dem sie zustrebten, die Gesundung voll zurückgeben!

War das ein brausendes Leben im Preußenlager vor Großbeeren! Wie empfand jeder, daß es jetzt hieß, sich zusammenzuschließen! In jedem war das Bewußtsein lebendig, daß die Preußen allein, auf sich selbst gestellt, auch etwas leisteten. Bülows Sieg war ein Preußensieg gewesen, freilich mit Übermacht geführt, aber diese Übermacht war nicht von vornherein vorhanden gewesen, sie war durch Tatkraft und rechten militärischen Blick im rechten Augenblick bewirkt worden. Nun auf der Hut sein, daß die errungenen Vorteile nicht durch die Mattherzigkeit des schwedischen Verbündeten verloren gingen!

Schon waren durch ihn, den ängstlichen Zauderer, die Erfolge der Schlacht auf das geringste Maß zurückgeführt. Hatte der Kronprinz von Schweden sein Heer doch von einer sofortigen Verfolgung des geschlagenen Feindes zurückgehalten! Einen vollen Tag lang sollte den Truppen Ruhe gegönnt werden, so war der Befehl schon in der Frühe bei Bülow eingetroffen! Im Preußenlager schäumten die Einsichtsvollen über solch schwächliches Verfahren. Die ankommenden Berliner mit ihren vollen, begeisterten Herzen und nicht minder gefüllten Vorrats- und Flaschenkörben fanden den General vergraben in Enttäuschung und ohnmächtigem Zorn. Noch wußte niemand, um was es sich handelte, nur die fühlbare Verstimmung im Hauptquartier wurde begriffen.

Selbst Philipp gelangte nur mit Mühe zu dem General. Als er dann aber vor ihm stand, ging das Feuer seines Herzens sogleich mit ihm durch. Ihm lag die passende Ausnutzung der Verteidigungslinie an der Nuthe und Notte so am Herzen, daß er sich erlaubte, darauf hinzuweisen, wie die Franzosen vor den dortigen Engpässen leicht gänzlich aufzureiben seien, wenn sich Kavallerie und reitende Artillerie an ihre Verfolgung setzte. Aber er kam mit seinen Ausführungen nicht weit. Bülow wandte sich mit umwölkter Stirn ab und stieß schroff heraus: „Hat man schon kein Vertrauen mehr zu dem preußischen Führer?"

Mit der Empfindung, etwas durchaus Ungehöriges gesprochen zu haben, wo er doch seine beste Meinung hatte äußern wollen, mußte sich der unwillkommene Mahner entfernen. Die auffällige, unverständliche Abfertigung seitens des verehrten Mannes durchwühlte sein Inneres unerträglich.

Wohl war es ihm eine freundliche Genugtuung, bei einer Wanderung durch das Lager von Heinersdorf nicht nur von einigen seiner früheren Reiter, die in der Abteilung Freiwilliger Jäger standen, und vielen Berliner Turnern, darunter auch Hinrich, herzlich begrüßt zu werden, sondern auch zu sehen, wie sich ihm bei Nennung seines Namens unbekannte Freiwillige, selbst einzelne gediente Offiziere, zur Verfügung stellten. Überall war sein Heldenstück von Luckau bekannt geworden. Wenn es nach ihm und diesen Stürmischen gegangen wäre, sie hätten sich sogleich auf die außer Kanonen und vielen Gewehren zahlreich erbeuteten französischen Kavalleriepferde geschwungen und auf den grimmen Schlachtenbär Oudinot gestürzt und wären nicht von ihm gewichen, bis sie seinen Pelz völlig zerzaust hätten.

Aber besaß er denn das Ohr des Generals noch, wie die andern annahmen? Nach dem, was ihm geschehen war, konnte er es nicht glauben. Dennoch umstand er mit ihnen das Hauptquartier Bülows den ganzen Tag, ohne doch viel anderes als eintretende und enteilende Adjutanten und Ordonnanzen zu Gesicht zu bekommen. Wie beneidete er diese Geschäftigen! Wie stieg seine Erregung von Stunde zu Stunde! Er war sich eines Unrechts nicht bewußt, und die Untätigkeit, zu der er verdammt war, galt ihm schlimmer als die empfindlichste Strafe.

Die Nacht wurde unruhig. Gegen Morgen lief die Empörung über das Verhalten des Kronprinzen als lautes Murren durch das Lager. Es kam auch zu ihm. Auf einmal verstand er Bülows gestrige Erregung und atmete auf. Neuer Eifer erwachte in ihm. Als sich die Freiwilligen wieder bei ihm einstellten, nahm er eine Liste von ihnen auf und verabredete mit ihnen Treffpunkte.

Es war gegen Mittag, und er saß wartend auf einer Geschützlafette neben dem Pfarrhause, das Bülows Quartier bildete. Da wurde wieder einmal der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes hörbar. Ein derber Bauernreitgaul war es, kotbespritzt von unten bis oben. Um sein Gebiß schäumten die Flocken, die Flanken dampften von Schweiß. Der im Sattel Sitzende war nicht weniger massiv. Ein derber Wachtmeister der

Landwehr war es, die Aufschläge seiner Litewka deuteten auf die Uckermärker.

Er sprang aus dem Sattel und pflöckte sein Pferd an. Im Abspringen schon wurde er von Philipp aufjubelnd angerufen: „Vater!" und nie hatte größere Erlösung aus seiner Stimme gesprochen. — Aber bei der ersten Wendung des Angekommenen bemerkte er bereits, daß er für eigene Sorgen und Schmerzen bei ihm kein Gehör fände. Er hatte seines Vaters Miene noch nie so von eisernem Willen durchglüht gesehen.

Die Begrüßung war kurz. „Wieder eingerückt, mein Junge? Weißt du auch, wie sehr du zur rechten Zeit kommst?" Dann flogen die suchenden Blicke der Augen bereits der Tür des Hauptquartiers zu. Bülows Adjutant trat heraus. Hohenhorst salutierte. „Kurier des Generals von Puttlitz aus Belzig. Eilig!"

Weyrach trat rasch zurück. „Können selbstverständlich gleich eintreten, lieber Hohenhorst."

Der Wachtmeister riß seinen Sohn mit ins Haus. „Ich denke, ich verschaffe dir willkommene Arbeit."

Eben verließ eine Ordonnanz Bülows Zimmer, da winkte der Adjutant dem Förster. Er sprang in die Tür. Der General sah gespannt auf den Eifrigen. „Hohenhorst — Er bringt Wichtiges."

Der Wachtmeister überreichte ein Schreiben. „Exzellenz, General Girard ist aus der Festung Magdeburg gerückt. Hätten Exzellenz die Schlacht hier verloren, er wäre dem Preußenheere mit 12 000 Mann von Belzig her in die Flanke gefallen."

Philipp hörte seines Vaters Stimme durch die Tür. Sie klang so stählern, daß er meinte, eines Fremden Stimme zu vernehmen. Das Wort „Magdeburg" durchzuckte auch ihn. Die Festungsgräben, die Wälle und die starren Mauern der Zitadelle, die hartherzigen Wächter der gefesselten und doch zur Arbeit gezwungenen Baugefangenen — alles stand noch frisch vor ihm, als wären zwischen der Zeit von seines Vaters Gefangenschaft und heute nicht mehr als ein paar Wochen verflossen.

Er vernahm kaum, was im Zimmer gesprochen wurde. Er stand und lauschte nur auf die Entschließung Bülows. Würde sie mannhaft erfolgen? Würde sie rasch genug kommen? Würde der General seiner gedenken?

Aber da er noch so bangte, flog die Tür bereits wieder auf. Seines Vaters breite Gestalt sah er im Hintergrunde stehen, hart und herrisch aber rief ihn Bülows Stimme an: „Leutnant Hohenhorst!" Doch da er selbst nun vor dem General stand, spürte er sogleich, nur die Wichtigkeit und der Ernst der Sache hatten solche Schroffheit bewirkt. Am Schreibtisch saß der Generalstabschef Major von Perbrandt mit einigen Offizieren und diktierte zwei Befehle. Bülow las sie, bestätigte sie durch Namensunterschrift und ließ sie siegeln. Das eine Schriftstück legte er in sein Portefeuille, mit dem anderen trat er zu Vater und Sohn.

Er blickte dem Wachtmeister in das eiserne Gesicht. „Dies dem Herrn General von Puttlitz! Und damit du für alle Fälle Bescheid weißt, mein alter Kamerad, so höre: Mein bestimmter Befehl lautet, er soll den Feind nicht in die Festung zurück gelangen lassen! Mach das deinen Landwehrmännern klar, und ich denke, sie werden den Feind nicht entwischen lassen!"

„Sie werden sich eher in Stücke hauen lassen, Exzellenz, ich stehe dafür mit meinem Leben", sagte der Förster.

Bülow nickte und reichte ihm die Hand. „Wir kennen uns ja, Tonnies! Aber recht hast du mit deinem Grimm. Gerade Girard hat der Altmark viel Schaden zugefügt." Er wandte sich zu Philipp. „Ich habe gehört, mein Sohn, du willst gern wieder reiten. Hast du vor Luckau nicht genug erhalten?" Er sah scharf auf die mächtige Hiebnarbe in Philipps Antlitz. Sie glühte unter den Worten rot auf. „Exzellenz, solange bei den Welschen noch Deutsche dienen, die solche Hiebe austeilen, so lange müssen wir gegen ihren Bedränger fechten!"

In Bülows Augen trat ein heller Schein. Er rieb sich leicht das Kinn. „Würdest du in einem Tage ein Detachement von fähigen und willigen Leuten um dich sammeln können? Sagen wir — vierzig bis fünfzig —"

In Philipp jagte das Blut zum Herzen. „Neunzig bis hundert, Exzellenz! Hier hab' ich sie schon auf der Liste! Wenn wir Pferde bekommen, sind wir morgen in aller Frühe marschfähig."

Sogleich war in den ernsten, blauen Augen vor ihm der Schein der Freundlichkeit und Güte aus den Pillauer Tagen wieder ganz erblüht.

„Gäule sind da!" sagte er. „Die Husaren Fouriers haben sie uns am Tage von Großbeeren in elfter Stunde selber gebracht. Aus dem Sumpf von Neu-Beeren haben wir sie ziehen müssen!" Er wandte sich zu dem Major hinüber. „Lieber Verbrandt, ich bitte eine diesbezügliche Anweisung für Leutnant Hohenhorst zu erlassen." Seine Augen blitzten wieder in die Philipps. Daß seine Tatkraft wieder ein Ziel hatte finden dürfen, hob sein ganzes Wesen. „Nun denn, tu, wie gesagt, mein Sohn! Präsentier dich morgen mit deinen Jungen — ein bißchen bunt wird dein Korps ja aussehen — aber was macht's — wenn nur die Klingen gut sind! Und nimm jetzt nicht zu lange Abschied von deinem Vater! Vorm Feinde siehst du ihn wieder!" Das war eine andere Entlassung als Tags zuvor. Auf den Heraustretenden strahlte der helle Tag wie eine einzige Sonne. Des Vaters Finger beim Abschied waren wie eiserne Klammern, die am liebsten gleich jetzt für alle Zeiten festgehalten hätten, was sie umfaßten. Der rotblonde, dicke Schnurrbart, die buschig vorstehenden Augenbrauen zuckten wie im Kampfe.

„Die Magdeburger! Hast du recht gehört, mein Junge. Die — Magdeburger! Mit allen Waffenfähigen sind die welschen Schufte ausgerückt! Wir haben an verschiedenen Stellen in das Nest gestochen — ich habe alte Bekannte aus den Kasematten der Zitadelle wiedergefunden! Verstehst du? Meine Peiniger!" Er sah mit stahlfunkelnden Augen drein, seine Stimme bekam etwas dumpf Grollendes, das seine ganze, volle Gereiztheit zeigte. „Ich habe sie wiedergefunden in der Siegesgewißheit und der welschen Frechheit früherer Tage. Das aber soll nicht wieder sein! Sie sollen erfahren, endlich erfahren, wer wir Preußen sind! Wir wollen über sie kommen! Bülow hat den Plan gefaßt — wir sind die Männer danach, die Verantwortung für die Ausführung zu tragen! Du wirst morgen zu General Hirschfeld nach Saargemünd reiten, wirst seine kurmärkischen Landwehren den unsrigen zuführen. Dann ist die Stunde nicht mehr fern, wo ich den Welschen meinen Namen aufs neue ins Ohr rufen werde, und ich sage dir, so wahr ich es nicht überleben werde, meinen besten Haß an solchen Subjekten zu verspritzen, so wahr werden sie — daran glauben müssen!"

---

31. Hagelberg und die Franzosen-Opfer.

Wenige Tage später — und der wackere Förster hat sein Wort wahr gemacht.

Im Korps des Generals Hirschfeld, der am 27. August bei Hagelberg auf den Feind stieß, haben Vater und Sohn mitgekämpft. Philipp an der Spitze seiner leichten Schar Freiwilliger, von Pferdenüstern umschnoben, von Klingen umblitzt und doch in aller Reiterlust düsterer Empfindungen aus der Vergangenheit voll. Antonius Hohenhorst vor seinen jungen Landwehren hermarschierend wie der Rachegott selber vor einer willigen, aber ungeschickten Helferschar. Seine Augen haben an dem Tage eine fürchterlich durchdringende Leuchtkraft gehabt, seine Waffen haben geblitzt, sein Mund hat gerufen: „Daß ihr Ehre macht mir und euch und eurem Vaterlande, ihr märkischen Landsleute, oder die Welschen kommen über euch und eure Frauen und Kinder!" und fast geduckt sind die starken Feldarbeiter, Waldbauern und Kleinbürger hinter ihm hergeschritten.

Man hätte Girard in raschem Ansturm wohl unversehends überfallen können, denn wunderlich leichtfertig hatte er seine zwischen Belzig und Hagelberg biwakierende Division nach Norden und Nordosten durch Vorposten ungeschützt gelassen — Philipp mit seinen Erkundungsreitern hatte vom Steinberg aus sein Tun und Treiben in aller Ruhe übersehen können — aber der bejahrte preußische General war nicht der Mann danach, mit blitzschnellen Schlägen Eindruck zu machen, wie dies der große Kriegslehrmeister jener Zeit — Napoleon — so oft getan hatte. In Echélons — d. h. Sturmkolonnen — hinter einander mühselig aufmarschieren, Richtung nehmen und dann geschlossen geradeaus auf den Feind los, das war seine Weise, die dem hergebrachten altpreußischen Zopfe pedantisch anhing.

Am 27. aber ging der Marsch durch Wald. Das freie Feld davor, das allein eine Truppenentwicklung ermöglichte, wurde bereits durch des Feindes Geschützfeuer von der Höhe bei Hagelberg her bestrichen, und die Eindrillung der Truppen war doch gar zu kurz gewesen, um bereits die höchste militärische Eigenschaft entwickelt zu haben: eine Standfestigkeit im Kugelregen.

So kam es, daß die Mannschaften wohl brav und feurig losgingen, aber von den ersten platzen-

den Granaten zersprengt, umkehrten und wieder den schützenden Wald aufsuchten. Was half da alles laute Beschwören und heimliche In-sich-Grimmen der tapferen Offiziere! Was half Antonius Hohenhorsts verzweifeltes Dazwischenwettern! Was nützte es, daß er selber vorstürzte, ein paar allzukühne Feinde tapfer erlegte, sich mit geschwungenem, blitzendem Säbel den Kugeln aussetzte, von zwei an Schulter und Brust niedergeworfen, sich blutend wieder erhob und ausrief: „Seht, sie tun einem Preußen nichts!" — gegen die Panik der Massen vermochte der Einzelne dennoch nichts. Als die Sturmsäulen aufgelöst zurückfluteten, mußte der Tapfere von den Offizieren selber aus dem Feuer gerissen werden, da er verzweifelte Lust zeigte, den kanonengespickten Mühlberg allein zu stürmen.

Philipp sah von diesem kläglichen Ergebnis zunächst nichts. Er war mit seiner Schwadron ostwärts Hagelbergs durch den Belziger Busch gesandt, um den Feind zu umgehen, und einer von Westen her zu demselben Zweck entsandten preußischen Abteilung schließlich im Süden der feindlichen Stellung die Hand zu reichen. Sollte doch vor allem vermieden werden, daß Girard mit seinen Truppen in die Arme Oudinots oder auf Magdeburg zurückgetrieben würde. Der junge preußische Offizier hatte sein besonderes Ziel, den Feind vom Rücken her mehr zu schrecken, als mit seinen schwachen Kräften ihn anzugreifen, wohl im Auge.

Als geübter Kriegsmann und Jäger zugleich pürschte er sich vorsichtig vor, und als ihm Kanonen- und Kleingewehrfeuer zur Rechten bereits so lustig in die Ohren scholl, meinte er, es stehe alles zum besten. Da er aber zu einer unbesetzten Anhöhe südlich von Hagelberg, dem Petersberge, hinaufritt, sah er die preußischen Abteilungen sowohl im Zentrum als auf dem rechten Flügel, der ihm nahe war, vollständig zersprengt. In höchster, fluchtartiger Eile zogen sich die verängstigten Abteilungen in den Busch zurück, die Franzosen aber trafen bereits Anstalt, sich mit Reiterei und Reservebataillone auf die Fliehenden zu werfen, um sie vollends zu vernichten.

Gerade unter ihm marschierten zwei französische Grenadierbataillone im Eilschritt südwestwärts, um auch die Flügelstellung der Preußen aufzurollen, und schon war das Getrappel der Pferde eines herangaloppierenden Husarenregiments hörbar, das auf die Fliehenden einhauen sollte.

Obgleich Philipp ein solches Versagen der Märker nicht für möglich gehalten und bei dem Anblick vor Jammer und Scham sich ihm das Herz im Leibe zusammenkrampfte, war er sich doch im selben Augenblicke klar, daß jetzt die Stunde für sein Eingreifen gekommen war, so gering er auch die Anzahl der Seinen wußte. Hieß es dabei sich opfern — nun denn, er war bereit und setzte gleiches von jedem seiner Abteilung voraus. Aber der Feind mußte vom Rücken her mit Hurra angegriffen und von der beabsichtigten Verfolgung abgelenkt werden, damit den Landsleuten Zeit wurde, sich zu sammeln — das gebot ihm die Soldatenpflicht! Daß sein Eingreifen aber um so wirksamer würde, je lauter und kräftiger er sich gebärdete, das sagte ihm seine militärische Einsicht, und das klang ihm aus Freund Hinrichs feurigem Zuruf entgegen: „Lipp — jetzt feste drauf!"

Mit einem in der Hingabe an die Tat des Augenblicks bleichleuchtenden Antlitz hielt er eine kurze, kernige Ansprache an seine Reiter, dann befahl er der Abteilung, sich auseinanderzuziehen, hieß sie sich möglichst gedeckt halten, verteilte die Trompeter in der Reihe und ging selbst mit Hinrich und einem Dutzend der Bestberittenen so weit als möglich südwärts herum, um den anmarschierenden beiden französischen Bataillonen in die Flanke zu fallen.

Noch durchzuckte ihn die Mißgunst des Schicksals, jetzt nicht die fünf- oder zehnfache Macht in Händen zu haben, und mit ihr den Seinen ein Erlöser werden zu können, da wurde ihm ein Anblick, der ihn wie ein Wunder berührte. Im Augenblick, wo seine Trompeter im Walde zum Vorrücken bliesen und seine Leute sich mit lautem Hurra ungesehen der feindlichen Machtstellung näherten, stieß er selbst auf eine im Tale vor ihm haltende Kavalleriemasse, deren fremdartiges Aussehen ihn anfangs völlig verwirrte.

Zwischen den grünen Kusseln blickten pelzverhüllte, pistolengespickte, lanzentragende Reiter her, die weichen Lammfellmützen schief in das bärtige Gesicht gezogen. Sie hielten auf kleinen, zottigen Pferden, deren Mähnen bändergeschmückt im Winde flatterten.

Kosaken hier in dieser Waldesstille?! Es

war ihm wie ein Traum. Warum standen sie nicht im Kampfe? Sie waren doch den Preußen verbündet.

Er dachte es noch, und schon flitzte auf merkwürdig behendem Ukrainerroß ihr Führer zu ihm heran. Philipp fand in ihm einen Bekannten vom Bernauer Tore Berlins gelegentlich des russischen Überfalls auf die Stadt. Der Kosakenhetman Wlasow war es, der ihn und Hinrich Christoph damals auf seinem Ritt im Walde angehalten hatte. Dieser erkannte in dem schmucken, narbenbedeckten Jägerleutnant den damaligen jungen Zivilisten nicht wieder. Durch die Nähe des Gefechtes bereits kampfglühend, berichtete er ihm, daß Oberst Benkendorf mit der doppelten Anzahl Kosaken in der Nähe beim Vorwerk Grützdorf hielte, und daß General Tschernitscheff, der diese sechshundert Reiter führte, bei Beginn des Kampfes davongetrabt wäre, um den preußischen Oberkommandierenden zu suchen und zu fragen, was zu tun wäre.

Was war zu tun? — Philipp durchschoß es wie eine Eingebung. Er reckte sich in den Bügeln. Seine jugendliche Miene nahm den Ausdruck männlicher Entschiedenheit an. „Ich komme soeben vom General Hirschfeld. Es ist sogleich Befehl an Oberst Benkendorf zu schicken, daß er mit seiner Reiterei unverzüglich gegen Hagelberg losrückt. Sie aber, Herr Hetmann, bitte ich, sich meinem Angriff jetzt anzuschließen. Sie werden damit den Wünschen Ihres Generals zuvorkommen."

Dem Russen konnte nichts Willkommeneres geraten werden. Er besprach sich kurz mit seinen Offizieren, entsandte ein paar Kosaken, denen sich einige preußische Reiter unter Hinrichs Führung anschlossen, zu Benkendorf, und ging auf Philipps Plan und Taktik ein. Bald jagten Preußen und Russen Seite an Seite aus dem Walde in den freien Grund hinaus.

Die beiden französischen Bataillone waren unterdes in Feuerlinie gegangen. Sie sahen nur den flüchtenden Feind, den sie vor sich hatten. Nun aber scholl in ihrem Rücken preußisches Hurrageschrei und Kosakenschrillen. Wie ein brausender Sturm von oben fiel die Reiterei mit ganzer Wucht auf ihre zerstreuten Massen. Sie hatten nicht mehr Zeit, sich zum Viereck zu formieren, da waren sie schon umzingelt, da brach die Panik, die sie unter die preußischen Feinde hatten bringen wollen, über sie selber her. Mit entsetzten Gesichtern, gelähmten Fingern ließen sie vor dem Lanzenwald, der gegen sie anwogte, die Gewehre rasch auf den Boden fallen — fast 2000 Mann Fußvolk hatte sich 300 Reitern ergeben!

Kaum sah Philipp den Erfolg, sah, wie sich die Russen auf die Gefangenen stürzten, ihnen die Kostbarkeiten zu nehmen, da ließ er bei den Seinen zum Sammeln blasen und wandte sich den französischen Husaren entgegen, die eben aus dem Walde brachen. Auch sie, die auf fliehende und zersprengte Feinde zu stoßen gemeint hatten, stutzten vor dem entschiedenen Angriff der geschlossenen, flotten Schar und waren schon zersprengt, niedergehauen oder gefangen, bevor sich die Schwadronen noch völlig zu entwickeln vermocht hatten.

Um wieviel heller klang jetzt der Siegesruf der preußischen Trompeter durch den Wald! Solch ein entscheidendes Eingreifen mußte auf das preußische Hauptheer gewirkt haben, meinte Philipp bei sich und horchte nach dem Kampfplatz hinüber. Das Kleingewehrfeuer hatte nachgelassen, nur die Kanonenschläge dröhnten noch. Allerdings konnte der rauschende Regen, der jetzt herniederging, hierfür der Grund sein. Das mußte entschieden werden. Im Galopp jagte er der Höhe wieder zu, und oben angelangt, hatte er die Freude, durch die Nebelschleier des fallenden Regens wirklich die preußischen Scharen wieder gesammelt zu finden, ja, ihre Führer trieben sie bereits zum Vorrücken an. Freilich geschah dies wieder in der früheren schwerfälligen Weise als Echelons. Aber bald war es wundersam zu sehen, wie das einmal erregte Schlachtenfeuer der ungeübten Truppen diese veraltete Taktik selbst durchbrach. Als erst e i n Bataillon, das Gewehr geschultert, zur Höhe hinaufmarschierte, da riß sich Bataillon neben Bataillon vom Waldrande los und rückte mutig den Kameraden zur Seite auf.

Vor der so einfach entstehenden Gefechtslinie lachte Philipp das Herz im Leibe. Ohne einen Schuß zu tun, da die Gewehre nicht mehr losgingen, wie auf dem Exerzierplatze durchschritten die Truppen, die das Vertrauen zu ihrer Kraft wiedergefunden hatten, die Zone des Geschützfeuers, drangen den Berg hinauf, nahmen auf Kommando schweigend das Gewehr zur Attacke

rechts und waren dem Feinde bald auf einige hundert Schritte nahe. Der Regen troff, die Kanonen schwiegen, da war einzig der Gewalttritt der heranmarschierenden preußischen Massen, war das Blinken ihrer Bajonette, war der furchtbare Ausdruck von tödlichem Haß auf ihren gespannten Gesichtern.

Diese Unbeirrtheit machte die Franzosen grausen. Ihre Reihen wankten, lösten sich und fluteten zurück, immer hügelaufwärts, dem Dorfe zu, wo sie Rettung zu finden meinten. Hier aber brauste ihnen das Hurra der feindlichen Jäger entgegen, schrillten ihnen die Stimmen der Kosaken Benkendorfs in die Ohren. Da war es mit der Tapferkeit der meisten aus. Das Oberkommando fehlte, da Girard, von einer Kugel verwundet, um diese Zeit aus dem brennenden Dorfe fortgeschafft werden mußte. Den Bemühungen seiner Offiziere aber gelang es nicht, die Truppen wieder zu sammeln. Auch im Franzosenheere waren viele ungeübte Leute, und allzu drohend rückten ihnen die preußischen Landwehrleute auf den Leib.

Von diesen Flüchtigen hob sich eine kleine Schar von Grenadieren ab, die den andringenden Preußen gegenüber jeden Fußbreit Landes tapfer verteidigten, und ihr Bajonett wohl zu brauchen wußten. Wie die mehrfachen Silberstreifen auf den Ärmeln ihrer Uniform bewiesen, waren es altgediente Sousoffiziere. In weiser Vorsorge hatte General Girard mit dem jüngeren, ungeübten Volk der Konskribierten diese graubärtigen Grognards ausrücken lassen, die Veteranen von den Schlachten am Nil und den Sandwüsten Ägyptens, die längst zu Exerziermeistern, Festungsinspektoren, Gefangenenaufsehern aufgerückt waren. Sie standen im Fluchtgewoge der Kameraden wie Felsen, an denen die Wellen branden mußten. Sie riefen den Vorüberhastenden schimpfliche Hohnworte zu, und wirklich gelang es ihnen, viele zum Anhalten und Sich-Anschließen zu bewegen.

So war die zur Verteidigung bereite Schar endlich zur doppelten Bataillonsstärke angewachsen. Mit dieser Macht ließ sich das mit Verwundeten und Geflüchteten vollgestopfte Dorf wohl so lange halten, bis die Franzosen wieder zum Sammeln gelangt waren. Daher zog sich die Masse in zwei Teile auseinander. Der eine besetzte den Eingang des Dorfes, der andere faßte vor der Ringmauer Posto.

Auf diesen letzteren stießen die stürmenden Landwehrmänner zuerst. Ihnen vorauf schritt einer, der hatte zum großen Schlachtengott gebetet, endlich Feuer und Tod in die Hundsfötter von Welschen fahren zu lassen, der hatte sich beim Weichen der Seinen, aus drei Wunden blutend, verzweifelt zu Boden geworfen, das Antlitz in das nasse Moos gewandt, betend, schluchzend gerufen: „Herr, du großer Gott, was haben wir Preußen dir getan, daß du Schmach nach Schmach auf unsere Häupter häufst?“ Als dann die sieghaften Klänge der Kavalleriesignale zu ihm gedrungen waren, als einige Reiter seines Sohnes, seines Lipp, seines tapferen Jungen, selbst angesprengt kamen, zu künden, daß alles gut gehe und die Franzosen eingeschüchtert seien, als die biederen Märker, die keine Helden waren, aber auch keine Schwächlinge sein wollten, sich von neuem rangierten, von neuem willig aus dem Walde und damit in den Bereich der feindlichen Kugeln traten, da hatte er — aus der Starre erwachend — auf die Vorrückenden geschaut, wie auf etwas Unmögliches. Kehrten sie wirklich nicht wieder um? Tausende vorm Gekrach von ein paar Kugeln davonlaufend, keuchend in fürchterlicher Angst! Und als er gesehen, weiter schritten sie, immer weiter, da war er aufgesprungen und ihnen nachgestürmt: „Ohne mich wollt ihr auf den Feind?“ hatte er gerufen. „Ihr — ohne euren Wachtmeister? Ja, seid ihr denn des Teufels, ihr Jungens!“ Und schluchzend und auflachend, in wunderlicher Seligkeit ihnen voran, immer voran, im Fieber der Stunde, das ihm aus den Wunden tropfende Blut vergessend, war er auf die vor der Ringmauer haltenden Feindesmassen losgeschritten — hatte ihre drohend blinkenden Bajonette überblickt. Wie, die zeigten Lust, sich zu wehren? Oh, recht so! recht so! Seine schwere Gestalt hatte sich gereckt, seine Brust geweitet, seine geschwellten Muskeln spielten sichtbar unter der dünnen, regenschweren Litewka.

So schreitet einer, der schon losgelöst ist von der Erde, der nur dem Gott in der Brust noch folgt. Aber nicht ein lebenkündender, lebenschaffender war dieser Gott, als Geist des todbringenden Grimms umzuckte er seinen Mund, als Vernichter Tod sprühte er aus seinen drohend gluten-

den Augen. Wahrt euch, ihr Sieggewohnten, hier naht euch das unerbittliche Verhängnis!

Schon waren durch das Grau des strömenden Regens die entschlossenen Mienen der Verteidiger des Dorfes genauer zu erkennen. Schon riefen die robusten Graubärte den ihrigen das gewohnte: „Garde à vous, camerades! Voila l'ennemi!" zu. Schon drohte Auge in Auge, klirrte Bajonett an Bajonett. Aber noch hielten gleichsam in Starre gelähmt, die Reihen einander gegenüber. Sekunden nur waren es — in der fürchterlichen Spannung der Geister wuchsen sie sich zu Ewigkeiten aus.

Da wurde auf der Seite der schweigend Angerückten ein Schrei hörbar, ein einziger. Aber Grausen erregend drang er in die Herzen der Franzosen. Antonius Hohenhorst hatte ihn ausgestoßen, als er in die Gesichter der ihm Gegenüberstehenden gestarrt hatte. In ihnen hatte er seine Peiniger von der Magdeburger Zitadelle wiedererkannt, dieselben, die ihn die grüne Forstkleidung vom Leibe gezogen, die ihm die schwere Kugelkette um den Fuß geschmiedet, ihn mit Hohnworten zur Arbeit getrieben und mit Kolbenstößen und Stockschlägen mißhandelt hatten. Dieselben, die ihn später von seinem Jungen gerissen hatten, als dieser sich zu ihm durchgerungen hatte, ihn wenn möglich zu befreien.

Die harten Söldnergesichter dieser Unbarmherzigen — er hatte sie vor sich.

„Bénoit! Maillebois! Regnauld!" Er schrie ihre Namen, ihre dreimal verfluchten Namen, die einem aufrechten deutschen Manne das Rot der Scham über erlittene Schmach in die Wangen jagten, und in seinem Körper krampfte der ausbrechende Haß die Muskeln zusammen, daß er nicht zu schlucken und kaum zu atmen vermochte.

Ein Sprung und ein Schlag und unter dem gewaltigen Säbelhieb war das Bajonett des alten Maillebois, des Siegers von Marengo, vom Gewehrschaft getrennt und fiel zu Boden. Die Säbelklinge splitterte unter diesem Hieb, aber was tat das! Schon hatte die starke Rechte dem Feinde das Gewehr entrissen, die Linke sich um seinen Hals gekrallt. Ein schmetternder Schlag mit dem Kolben, wie er gerade der Hand lag, und der alte Krieger, der im Laufe seines langen Militärlebens selber so vielen Gegnern todbringend gewesen war, er sank mit zerspelltem Schädel zurück.

Sahen die anderen den Tod ihres Kameraden? Starrten sie nicht wie von Sinnen auf den fürchterlichen Rächer, den eine Lohe von Kraft und Furchtbarkeit zu umwallen schien? Was hatte er geschrien „Rénoit, Regnauld — das für meine deutsche Mannesehre! Das für meines Vaterlandes Befreiung!" War es so? Schon sauste der geschwungene Kolben dem Nächsten gegen die Schläfe. „Das für mein armes Weib!" Schon sank der dritte dahin: „Das für meine geschändete Heimat!"

Noch stand um ihn alles erstarrt, aber solch Tun, solche Hiebe begriffen die starken Kurmärker leicht. Ohne Befehl hielten sie plötzlich alle das Gewehr verkehrt in der schwieligen Faust, und auch ihre durch Angriff und Flucht und Angriff übermäßig gespannte Erregung entlud sich auf der Feinde Häupter in schmetternden Schlägen. Krachen, Bersten von Schädelknochen, Todesschreie — das war alles, was in den nächsten Minuten hörbar wurde. Reihe für Reihe der umzingelten Franzosen sank dahin. Die Toten häuften sich. Die Lebenden wurden so zusammengedrängt, daß sie unfähig wurden, sich zu wehren.

Die Fernerstehenden sahen den würgenden Tod näher und näher kommen, sahen, daß nirgends ein Ausweg war, und lähmendes Grauen erfaßte ihre Glieder. Noch vermochten sie sich zu wenden, da ragte die hohe, steile Ringmauer des Dorfes vor ihnen auf. Mit Händen und Füßen versuchten sie, daran emporzuklimmen. Ein wirrer Angsthaufe von Drängenden, Schreienden, Sichmühenden wurde es. Aber näher und näher scholl das Krachen der Kolben, das Knirschen der Schädel. Erschlagen wurden sie, ob sie sich voll Grausen schreiend in die Ecken kauerten, erschlagen, ob sie in halber Höhe an den Steinen der Mauer hingen, erschlagen, ob sie von der Höhe herabgezerrt, wie reife Früchte zu Boden fielen. Und als die Blut- und Rachearbeit an dieser Schar getan war, da wurde die schon von Philipps und Benkendorfs Reiterei in Schach gehaltene andere angefallen und in gleicher Weise niedergemacht bis auf den letzten Mann.

Hagelberg ist von Verteidigern frei, es ist in den Händen der siegestrunkenen Märker. Nach Westen zu flieht, was von der französischen

Division noch zu fliehen vermag. Mit 12000 Mann ist Girard aus Magdeburg ausgezogen, 4000 liegen erschlagen im Dorfe Hagelberg, 5000 sind gefangen, der Rest ist zersprengt. Nur 1700, meist Waffenlose, sind es, die sich im Laufe des anderen Tages allmählich wieder in der Festung einfinden.

---

32. Beim Ehrengeleit in der Heimat.

Der Abend ist eingefallen, der auf Lebende und Tote gleichmäßig herniederrauschende Regen — der Verbündete der preußischen Landwehrmänner, der den Feinden das Schießen unmöglich gemacht hat — er hat aufgehört. Philipp, dem das Pferd unterm Leibe erstochen war, hatte sich selber so völlig im dicksten Gefechtsgetümmel befunden, daß er nur anfangs von der Höhe her seines Vaters fürchterlichen Angriff hat mitansehen können. Dann, mitten im Handgemenge, war es ihm wohl gewesen, als wäre eine starke Gestalt, die er trotz Bajonette und Säbelklingen immer allein vor Augen gehabt hatte, nicht mehr vorhanden, aber zur rechten Klarheit dieses Eindrucks war er nicht gekommen, hatte es doch gegolten, den letzten zäh Widerstehenden das Dorf aus den Fäusten zu reißen.

Nun zwischen Siegesgeschrei und Schmerzensgestöhn, den von einer Bajonettspitze leicht durchstochenen linken Oberarm verbunden, hatte er sich endlich auf das Geschehene zu besinnen versucht. Sein Vater —? Wo war sein Vater? Und da hatte ihn eine wilde, lähmende Angst plötzlich heftig durchzuckt. Das grausige Bild vor der Ringmauer war vor ihm wach geworden. Noch sah er die mächtige Gestalt des starken Landwehrwachtmeisters den Feinden auf den Leib springen, den Kolben schwingen, die Franzosen zusammenschmettern. . . . Und dann? dann?

Aus dem blutstarrenden Schuppen, in dem die Verwundeten wimmerten, wankte er taumelnd hinaus, in das Dämmer hinein, dem Dorfrand zu. Zwei Kameraden begegneten ihm, wie er ohne Pferd, das Sattelzeug auf der Schulter. Er rief sie an: „Kommt mit! Es gilt einen Toten suchen!" — Einen Toten?! — Als er das Wort gesprochen, ist er zusammengeschreckt. „Mein Gott im Himmel, nein, nein!"

Aber einen Toten dennoch hat er gefunden. Auf einem Hügel von erstarrten Körpern erschlagener Feinde lag Antonius Hohenhorst hingestreckt. Die starken Fäuste noch um den fürchterlichen Kolben geklammert, als wäre mit dem letzten schmetternden Schlag auch sein Leben verströmt. Kein Feind hatte den Starken überwältigt — der Ausbruch seines Hasses hatte ihn an seinen Kugelwunden verbluten lassen.

Am buschigen Schopf hat Philipp ihn erkannt. Ein letzter Abendstrahl hat das rötlichblonde Haar erglänzen lassen, einen jähen Wehruf hat der Suchende zwischen den Lippen ersticken müssen. Er hat den starren Körper in ein paar Mäntel von gefallenen Landwehrmännern hüllen lassen. So hat er ihn mit sich genommen. In seiner Seele ist das Wort des Verstorbenen aus früheren Jahren, den Jahren des Friedens in der Heimat, wach gewesen: „Unter den Eichen von Falkenberg will ich schlafen, wenn ich einmal hinüber bin."

Nun harrte des Lebenden zwischen allen kriegerischen Vergeltungstaten an dem Korsen ein stilles, sanftes Werk der Liebe. Würde er Zeit und Gelegenheit finden, es selber auszuführen? Jürgen und Katharina sollten daran teilhaben, Franziska durfte nicht fehlen — das war gewiß! Wer aber würde den toten Leib in die Heimat überführen? Und wie sollte das geschehen, wo die dazu gehörigen Mittel fehlten, und Pferde und Wagen jetzt so schwer zu haben waren?

Vor der auf eine Bahre gebetteten Totenlast in düsterem Grübeln herschreitend, wurde er aus dem Dunkel von einer rauhen Stimme angerufen. „Jung, mien oll leiw Jung', wat's datt? wat's datt mit di?"

Da stand der alte Klaus Rogge breitbeinig, Kopf und Arm mit blutiger Binde umwickelt, suchte mit einer dampfenden Pfeife Tabak über seine Schmerzen fortzukommen, und blickte teilnehmend auf ihn und sein Gefolge. Bei seinem Anblick fuhr Philipp erlöst auf. Den alten, treuen Schiffbauer, den Gehilfen Jahns, hatte in seiner Not der Himmel gesandt! War es ihm nicht ein leichtes, den Sarg mit dem Toten auf dem Wasserwege der Havel und weiter über die Elbe in die Heimat zu befördern?

Weniger Worte nur brauchte es, da war er der tätigen Hilfe des Alten versichert. „Wo wär ick denn woll der alte Rogge, wenn ick datt nich wollt dun!" war die einzige Antwort des Bra-

den, und Philipp überkam trotz seines tiefen Schmerzes eine beruhigende Empfindung.

Während der Trauerzug mit dem gefallenen Antonius Hohenhorst durch das Land fuhr, und bald auf schwankem Nachen seinem Bestimmungsorte zugeführt wurde, jagte Philipp bereits wieder mit seiner zusammengeschmolzenen Schar, den Schlachtbericht des Generals Hirschfeld in der Manteltasche, als Kurier durch das Land. So wollte es der Krieg, der rauhe Krieg! Ihn aber berührten diese Gegensätze nicht — er wußte, es mußte so sein! Da war das Vaterland, das verlangte solche Opfer. Nicht mehr war es nur „das Land seines Vaters", wie er es früher in kindlicher Weise auffaßte, nein, etwas viel Größeres, Umfassenderes, etwas, das nicht bloß in der äußeren Umwelt bestand, nein, das ein rechter Mann im starken Herzen als sein höchstes Gut trug!

Als ein so Gereifter stand er vor Bülow. Er fand ihn in dem kleinen Dörfchen Marzahna, im Angesicht des vor Wittenberg zusammengezogenen Feindes. Hier überreichte er ihm des Generals Hirschfeld Bericht und durfte selber von dem überstandenen harten Treffen und den glänzenden Ergebnissen künden.

Während des Berichtes stand er einer Gruppe von Stabsoffizieren gegenüber, die jedes seiner Worte begierig in sich aufnahmen. Kein Zeichen seiner Trauer kam in dieser Umgebung in seinem Wesen zum Ausdruck. Bülows Augen aber ruhten doch seltsam fragend auf ihm. Der General hatte gewiß härtere Sorgen in sich als das Wohlergehen seines Schützlings. Freilich befriedigte ihn der Ausgang des Treffens sehr, den stärkeren Feind aber sah er vor der Front seines eigenen Heeres, und gegen diesen sollte er bei der deutlichen Mattherzigkeit des Kronprinzen von Schweden nicht vom Leder ziehen dürfen? Gab es etwas, das einen tatkräftigen Heerführer tiefer zu kränken vermochte? Wenn die Oberleitung sich so schlaff weiterzeigte, würden die Preußen bald wieder so weit sein, angegriffen zu werden, statt anzugreifen. Kamen doch aus Sachsen niederschmetternde Gerüchte genug geflogen: Napoleon sollte dem großen Heere der Verbündeten bei Dresden einen scharfen Schlag versetzt haben! und hieß es doch, Marschall Oudinot sei wegen seines Rückzuges nach dem Tage von Großbeeren beim Kaiser in völlige Ungnade gefallen!

Aber zwischen Rapports, Beratungen und erteilten Befehlen, zwischen Generalssorgen und persönlichen Befürchtungen vermochte doch noch des vielbeschäftigten Mannes Herz zu sprechen. In einer kurzen Pause zwischen zwei zu diktierenden Berichten an den König, die Philipp bestätigen und darum mitanhören mußte, trat er mit dem Rapport des Generals Hirschfeld an ihn heran, sah ihm in die Augen und sagte halblaut: „Hier wird mir geschrieben, mein lieber, alter Kamerad Hohenhorst habe sich beim Sturm auf Hagelberg ausgezeichnet. Warum erzählt mir sein Sohn nichts davon? Was hat's gegeben, Kind? Sag's mir!"

Da wurden Philipps Augen groß und durchsichtig. „Mein Vater ist vor Hagelberg gefallen", stieß er heraus.

Wortlos stand Bülow eine ganze Weile. Langsam hob sich seine Rechte zur Schulter des vor ihm Stehenden und blieb schwer darauf liegen. Die Stabsoffiziere am Tisch blickten auf, die knirschenden Federn ließen das Schreiben, die sich besprechenden Anwesenden ihr Murmeln. „Mein alter Tonnies-Kamerad ist nicht mehr?" Eine still wachsende Flamme des Schmerzes loderte im Augenhintergrund des Sprechenden auf — eine Flamme der lebendigen Sehnsucht nach dem Glück der Vergangenheit.

Da war ein grüner, märchenhafter Wald mit seinen traumdunklen Verstecken, seiner sonnigen Freiheit. Da war munteres Wild unter rauschenden Baumkronen. Da war zwischen zwei Kameraden, die sich so gut verstanden, frisches Knabentreiben. Die Soldatenzeit war dann gekommen. Der junge Leutnant Graf Bülow hatte seinen einstigen Spielgefährten Tonnies Hohenhorst vor sich in der Front gesehen, und bald war das Kameradschaftsverhältnis fortgesetzt, soweit es der strenge Dienst zuließ. Dann waren andere Mächte in das Leben des glänzenden Offiziers getreten. Einer, der die Musik so geschickt und empfindend meisterte, hatte dem Prinzen Louis Ferdinand, dem genialen Hohenzollernsproß, auffallen müssen. Hoffestlichkeiten — in Musik gehauchte Liebes- und Lebensträume waren gekommen, stille und laute Herzensfreuden, immer aber war es dem vor hoher Gunst ausgezeichneten, dennoch schlicht gebliebenen Offizier eine wärmende Empfindung des Glücks geblieben, seinen Jugendkameraden in der verlassenen Hei-

mat als Förster zu wissen, ihn auf kurze Stunden besuchen zu können und an seiner Seite des Heimatwaldes Rauschen und Raunen zu lauschen. Nun seit Einbruch der Franzosen war solch ein traulicher Rückhalt längst dahin — dahin auch seit heute das Entgegenlachen der treuen Augen des Försters! — Finde dich in den Verlust, Friedrich Wilhelm Bülow — du hast die Jahre 1806 und 1807 überstanden, jetzt bist du an diese weithin hervorragende Stelle gesetzt, deines Vaterlandes Bestes zu vertreten!

Langsam hob der General sein vornübergesunkenes Haupt wieder. Das tiefe Schweigen rings, das vom Pendel der großen Standuhr so hart und eintönig in Stücke gehackt wurde, hatte ihn zum Erwachen gebracht. Er rieb sich Stirn und Augen, er wollte verwischen, was da saß, aber so rasch ließ sich das nicht meistern. Mit diesen Augen verstand er in Philipps Antlitz zu lesen. „Nun möchtest du Urlaub haben, deinen Vater in seiner Heimat zu bestatten, mein Kind", sprach er. „Du möchtest die Deinen aus Berlin dabei haben —"

Philipp ruckte unter diesen Worten, die gleichsam Selbstverständliches enthielten und dennoch seine höchsten Wünsche erfüllten, bebend zusammen. Über seine Augen legte sich ein Schein — er fand kein Wort der Zustimmung.

Eine kleine Weile sann Bülow nach, dann wandte er sich den Offizieren zu. „Der Major Schmiterlöw ist, um Fühlung mit dem Wallmodenschen Korps zu suchen, mit zwei Schwadronen Landwehrreiter über Berlin an die Elbe in die Priegnitz gerückt. Wo steht er in diesen Tagen?"

„Übermorgen früh wieder bei Havelberg, Exzellenz, um Überläufer aufzunehmen", beeilte sich Major Perbrandt zu erwidern.

Bülow nickte und trat an den Tisch. „So fertigen Sie, lieber Major, für ihn den Befehl aus, mit seinen Leuten über die Elbe zu gehen, um einen Trauerkondukt zu geleiten." Er öffnete eine Kassette und nahm etwas heraus. „Du aber, mein Sohn," er wandte sich wieder an Philipp, „wirst über Berlin reiten, dem Gouverneur über Hagelberg und unsere Stellung rapportieren und dem Major Schmiterlöw diesen Befehl überbringen. Nimm vorlieb mit des Majors Anwesenheit am Grabe deines Vaters — er vertritt meine Stelle, und — wenn du unter den Eichen meines lieben, unvergeßlichen Falkenberg stehst, leg deinem Vater dies Eiserne Kreuz auf den Sarg. Seine Majestät der König hat es gestiftet als Auszeichnung für Mut und Treue und Tapferkeit. Dein Vater hat es durch sein Leben und sein Sterben voll verdient. Und — noch eins — pardonniere mich, daß ich jetzt davon sprechen muß — die Kriegskasse wird dir zehn Dukaten anweisen. Nun geh und grüß' mir die Heimat! Sag den Falkenbergern, der Treuesten einer aus ihrem Kreise käme zu ihnen zurück, und sie sollten die Scholle in Ehren halten, die sein Leichenstein deckt." Er reichte ihm die Hand und sah ihm tief in die Augen. „Komm bald zurück! Wenn ich die Franzosen aus der Mark jage, möchte ich den Tapferen von Luckau als Adjutanten in meiner Nähe haben."

Auf frischem Pferde aus Bülows Stall legte Philipp die Strecke bis Berlin in dem raschen Zeitmaß, wie seine Gedanken jagten, zurück. In sinkender Nacht durchritt er das Hallesche Tor und brachte seinen Rapport im Gouvernementsgebäude an. Was er zu melden hatte, hörte der alte Lestocq alles gern. Von ihm wandten sich seine Schritte dem Garnisonlazarett zu. Er hoffte, in den mit Verwundeten überfüllten Räumen seine Angehörigen noch anzutreffen, und ihm war, als könne er seine Trauerkunde in dieser Umgebung besser anbringen, als in der Häuslichkeit.

Katharina fand er nicht vor, sie nächtigte im Hause Bellermanns, Franziska aber war noch am Lager eines Blessierten beschäftigt. Sie empfing den Ankömmling mit richtigen Ahnungen und rief rasch nach Jürgen. Dieser hatte eben eines Sterbenden Testament aufgenommen und ihm treue Erfüllung seiner letzten Wünsche versprochen. Er trat übermachten, bleichen Gesichts ein, von dem letzten Erlebnis noch tief seelisch erregt. Er blickte auf den Bruder, stieß ein heftiges: „Nein, nein, sag nichts!" heraus, rief: „Franziska, bitte, kommen Sie mit!", kleidete sich rasch um, faßte Philipps Arm und zog ihn in die Nacht hinaus. . . .

Gegen Mittag des übernächsten Tages wurden Antonius Hohenhorsts Überreste in Falkenberg unter hohen Eichen beigesetzt, wie es der Lebende sich gewünscht hatte.

Der alte Klaus Rogge mit seiner Schiffergilde hatte die übernommene Pflicht wohl aus-

geführt. Auf der Sandauer Fähre waren Franziska und die Hohenhorstschen Kinder mit der Leiche ihres Vaters zusammengetroffen, von Havelberg her hatte Philipp die Schwadronen Schmiterlöws über die Elbe geholt, und unter Hörner- und Trommelklang, unter den Pistolensalven der märkischen Landwehrreiter war dem tapfer Gefallenen die letzte Ehre erwiesen. Der Major schritt vor den nächsten Leidtragenden her. Das wie aus Bronze gegossene Gesicht starr auf den vor ihm hergetragenen Sarg gerichtet, trug er in erhobenen Händen ein aus des Pfarrers Hause stammendes schwarzes Samtkissen, auf dem, nach Bülows Wunsch, das dem Toten bestimmte schlichte Eiserne Kreuz lag.

Aus der ganzen Umgebung waren die Teilnehmer zusammengekommen, war doch der Förster eine weitbekannte Persönlichkeit und als fester, deutscher Mann eine gern gesehene Erscheinung gewesen. Während sich Katharina sogleich mit den Falkenbergern und Seehäusern wieder anfreundete, Jürgen in Erinnerung an sein früheres gelehrtes Wesen von selbst wieder respektiert wurde, starrte Alt und Jung auf Philipps ihn überragende, hochgewachsene, männliche Gestalt mit dem narbenzerrissenen Antlitz wie auf eine fremde Erscheinung. Das konnte unmöglich der einst gehör- und sprachberaubte, durch Schreck und Schmerz fast blöd gemachte Knabe sein, dem sie in halbem Grausen und in halber Verhöhnung den Namen „Franzosen-Lipp" gegeben hatten.

Als sie ihn nach der Beerdigung mit den andern zum Pfarrer hineingehen sahen, umstanden sie dicht gedrängt das Haus. Als der stattliche Offizier mit dem schönen, traurig blickenden Berliner Fräulein wieder herauskam, machten sie fast ehrfurchtsvoll Platz. Während die kleine Katharina im Pfarrhause von allen Bekannten zu längerem Besuche Einladungen erhielt, denen sie auch zu folgen versprach, hatte Jürgen mit dem betagten Pfarrer, der in den letzten Jahren recht zusammengeschrumpft war, eine lange Unterredung. Seinen Bericht, daß sich sein Körper als dienstuntauglich für Kriegsstrapazen herausgestellt hätte, nahm der alte Herr sehr befriedigt auf, wünschte er doch, daß Jürgen nach rascher Beendigung seines Studiums ihm im Amte zur Seite gehen möchte, um dereinst seine Stelle zu übernehmen.

Tief ergriffen, solch nahes und ihn stolz machendes Ziel seines Strebens vor sich zu sehen, sagte Jürgen gern zu und verließ das Studierzimmer erhobenen Hauptes und leuchtenden Auges. Als Pfarrer in der Heimat Bülows vermochte er durch seine Tätigkeit dem Gütigen Tag für Tag den schuldigen Dank abzustatten.

Indessen für den älteren Bruder so Wichtiges erledigt wurde, hatte Philipp seine Begleiterin zu der Stätte geführt, auf dem sein ereignisreiches Leben unter Schrecken und Leid einst begonnen hatte. Die Försterei und mit ihr das Forsthaus war an die jetzige Herrschaft von Falkenberg, die Familie von Stülpnagel, übergegangen. Die Ruinen des kleinen Bülowschlößchens waren im sprossenden und rankenden Grün versunken. Lange stand Philipp davor. Von hier war er ausgegangen, war ein Kraftsucher und endlich ein Kraftfinder geworden. War es nicht, als hätte das Schlößchen nur seinetwegen dagestanden?

In tiefen Sinnen über des Lebens Fügungen trat er dann zu der Stelle, wo er seine Mutter tot gefunden. Alles Weh, das er und seine Familie durch die Welschen erfahren hatte, ging von neuem durch sein Herz und ließ auf seinem Antlitz dunkle Wolken entstehen. Aber da rührte Franziska leise an seine Hand, und als er ihr in die Augen sah, wog ihre Güte und Menschenliebe allein das Ungemach auf, das er erlitten hatte. Die rauhe Erziehung durch das Leid hatten ihm Ausdauer im Ertragen, Kraft im Sich-Wehren zugebracht, aber wenn ihre barmherzige Hand nicht gewesen wäre, wer hätte seines inneren Lebens Blüten zur Entfaltung gebracht? Wer hätte ihn Dankbarkeit gelehrt und ihm Treue eingepflanzt?

Er beugte sich zu ihr hinab und küßte sie feierlich auf die Stirn. „Mein Vater hätte so mit dir getan," sprach er leise, „er hat deinen Namen gesegnet, so oft er ihn ausgesprochen."

Bald darauf gab es im Pfarrgarten einen wunderlich schweren Abschied, wie er zwischen den Geschwistern noch nie vorgekommen war. „Mir ist, als hätten wir erst jetzt innig zueinander gefunden, daher erscheint die Trennung weit wie nie eine gewesen", sprach Philipp ergriffen, als er zum letzten Male Hand in Hand mit Katharina und Jürgen stand. „Katharinchen gehört an die Seite Franziskas, ihr das einsame Leben

zu verschönen, Jürgen will in sein zukünftiges Seelsorgeramt hineinwachsen, ich gehöre dem Vaterlande für immer. Diese Stätte aber, der wir entsprossen, eint uns — sie ist und bleibt unsere Heimat."

Während die andern erst am nächsten Tage mit dem Wagen zurückfahren sollten, mußte Philipp an Stelle Schmiterlöws, der noch mit Rekrutierungsgeschäften zu tun hatte, die Landwehrschwadronen heute schon über die Elbe führen.

Festen Schrittes löste er sich endlich von seinen Lieben und schwang sich in den Sattel. Seine Hand hob sich grüßend, sein Kommando erscholl, die starken Bauernpferde trabten an, die Eisen der Lanzen blinkten, die Fähnlein flatterten — ein donnerndes Gepolter der Roßhufe über die Grabenbrücke — ein dumpferes Aufschlagen auf den Waldboden — und bald war das reisige Trauergeleit des toten Antonius Hohenhorst zwischen den belaubten Bäumen verschwunden.

„Sie reiten zu unserm Bülow", sprachen die Falkenberger hinter ihnen her, und sie sprachen es beruhigt, als könnte sie nun kein Unheil mehr betreffen.

Der weißhaarige Christian auf der Sandauer Fähre aber nickte diesmal öfter und wunderlicher, als er je getan. In das Rauschen der Elbewogen mischte er sein geheimnisvolles Raunen. Nach Südosten blickten seine glanzlosen Hohlaugen, die Leid und Sorge seiner deutschen Umgebung zu umfassen schienen. Schatten durchhuschten sie, als flögen Gestalten und Ereignisse vor seinen Seherblicken dahin. „Sturm — Sturm —" flüsterte er, und da er in die Wassertiefe starrte, schüttelte er sich und stieß heraus: „Blut — Blut — so viel Blut!"

„Siehst du auch unseres, du alter Prophet?" fragte Philipp. „Ich sage dir, wir alle — wir deutschen Männer — wir wollen es dahingeben, und es soll mit Freuden vergossen werden, wenn wir unsern deutschen Heimatboden dadurch von der Schmach französischer Trittspuren reinwaschen!"

Er sprang ans Land und zog sein Pferd nach. Die Mannschaften folgten ihm, und ehe der Alte noch die Kette recht befestigt hatte, war schon die Reiterwolke verstoben.

---

33. Abrechnung bei Dennewitz.

Durch die Mark jagten die Reiter, immer auf der Wacht vorm Feinde. Daß sie schweren, entscheidenden Stunden entgegenritten, alle wußten es, seit ihnen die Kunde zugeflogen war, der über das Zurückgehen des Nordheeres ergrimmte Korse habe Oudinot vom Oberkommando dieser Armee abberufen und ihn wieder zum einfachen Korpsgeneral degradiert. An seine Stelle sei der tapferste französische General, der Marschall Ney, mit dem Befehl betraut, die Schweden und Preußen vor sich herzujagen, Berlin zu stürmen und zu brandschatzen, und so Verwirrung und Lähmung in die kämpfenden Männer zu tragen.

Ney und Oudinot . . . .

Vor Philipps Blicken schwanden beim Reiten Bäume, Häuser und Kirchtürme, aber fest und unabänderlich blieb doch vor seinen inneren Augen das Bild jener fürchterlichen Tage, da er als äußerlich halb Blöder in die Zitadelle Magdeburgs gedrungen war, seinen Vater zu suchen oder gar zu befreien. Ney und Oudinot . . . . Friedrich Friesen hatte ihm nachher die Namen oft genannt, wenn das Zähneknirschen ohnmächtigen Grimms über ihn gekommen war! Das waren die beiden gewesen, die sich damals gegenüber gestanden hatten, bis an die Zähne von blankem Haß sprühend — triumphgeschwellt und übermütig der eine — in ergebnisloser Wut sich fast zerreißend der andere. So oft hatte später jeder für sich allein gekämpft — jetzt in der Stunde der Entscheidung von Berlins Schicksal sollten sie Schulter an Schulter die Waffen führen, aber nicht in gleichwertiger Stellung. Oudinot, der in seiner Offiziersehre damals empfindlich Gekränkte, war seinem glücklicheren Gegner unterstellt worden, er sollte behilflich sein, die Stirn des strahlenden Siegers von der Moskwa mit neuem Ruhmeslorbeer zu bekränzen! Er — der Marschall Oudinot — die Stirn des Marschalls Ney! — Ob das wohl gut ausgehen würde? Ob sich hier in die von dem großen Schlachten-Rechenmeister Napoleon Bonaparte aufgestellte Zahlenreihe seiner Erwartungen nicht ein Fehler einschleichen würde?

Doch was galt das den Preußen! „Kommt an, ihr Welschen," dachte der Reitende, „ob ihr euch vertragt, oder ob ihr Neider und Hasser

untereinander seid — unser Bülow und wir werden bei Gottes Hilfe mit euch fertig werden!"

Am 4. September, abends mit Schmiterlöws Landwehrreitern vor Wittenberg angekommen, hörte Philipp, daß bei Dresden in Wahrheit von den Verbündeten eine Schlacht verloren sei, und daß es heiße, Ney erwarte den Kaiser Napoleon selbst von Sonnenwalde her. Trotz dieser Gerüchte fand er das preußische Hauptquartier höchst unternehmungslustig. Er selbst wurde von Bülow mit der Berufung zum Adjutantenposten ausgezeichnet und ritt am 5. September bereits das Vorpostengefecht von Zahna an Oberst Boyens Seite mit. Hier war es, wo der Oberst ihm einen führerlos gewordenen Pulk Kosaken überwies mit der Aufgabe, im Rücken des angreifenden Feindes Unternehmungen zu wagen, um vielleicht Genaues über die umlaufenden Gerüchte zu erfahren. Zugleich bot er ihm des gefallenen Kosakenleutnants prächtig rassigen Tscherkessen zum Austausch für sein nicht besonders gutes Pferd an.

Philipp übernahm die Aufgabe sogleich mit Feuereifer.

Das Glück begünstigte seinen Wagemut. Zwei Fouragewagen aus dem Besitz des Marschalls Oudinot und die eben zum Abgang fertige Post des französischen Hauptquartiers fielen in seine Hände. Mit den gewonnenen Schriftstücken konnte er in das Preußenlager die Nachricht bringen, daß Ney am nächsten Tage allerdings vorhabe, sich zur Vereinigung mit den in Aussicht gestellten Garden des Kaisers ostwärts zu bewegen.

So wichtig und folgenreich diese Nachricht für die preußischen Führer war, ihn selber erregte etwas ganz anderes dabei. Er hatte unter den Briefschaften Oudinots ein völlig persönliches Schreiben des Marschalls an einen seiner Freunde gefunden. Darin hatte Oudinot seine ganze Galle gegen den glücklicheren Nebenbuhler Ney entladen. Der Schluß des Schreibens lautete: „Lieber Freund, ich bin der eigenen Entschlußkraft nicht für fähig erachtet — zum Gehorchen bin ich verurteilt! Nun denn, man soll an meinem ergebenen Gehorsam keinen Anstoß nehmen! Wörtlich werde ich befolgen, was mir aufgetragen wird! Mag die höhere Verantwortung derjenige übernehmen, der mir vorgesetzt worden ist — Marschall Ney. Er hat ja den großen Alleswisser als Stabschef an der Seite, den Obersten Le Clouet!"

Le Clouet. . . Bei diesem Namen war Philipp zusammengezuckt. Also wirklich ausgetauscht worden war der einst von ihm Gefangene! War zu einer bedeutsamen Stellung im Heere der Franzosen gelangt! Und stand ihm nun gegenüber! Er! Er!! — Das Blut schoß ihm vor diesem Namen in die Schläfe. Mit einem Schlage war die ganze Fülle der anrückenden feindlichen Macht in dem einen Gegner zusammengewachsen, in dem, der seines Vaterlandes gefährlichster Feind war, und — der seinige. Nun brannte seine fiebernde Seele nach einem Zusammentreffen mit ihm . . .

Der 6. September war dunstig und überheiß heraufgekommen.

In der Nähe Jüterbogs hielt das Tauentziensche Korps als linker Flügel der preußischen Aufstellung, das Bülowsche war westlich bis Eckmannsdorf zurückgenommen und hatte sich verdeckt aufgestellt, Borstell mit dem seinigen war noch vom Kronprinzen von Schweden zurückgehalten worden.

Da begann in Staub und Hitze das französische Heer den preußischen linken Flügel zurückzudrücken, um den Marsch auf Dahme und Luckau freizubekommen. Das Korps des Generals Bertrand marschierte an der Spitze, das sächsische des Generals Reynier folgte, während Oudinot mit dem seinigen sich zwischen beiden in Reserve hielt.

Bei Jüterbog trafen die Spitzen aufeinander — die Kanonen Tauentziens und Bertrands donnerten, Ney begab sich zu seinen Truppen — auf der Höhe nördlich von dem am sumpfigen Ahebach tiefgelegenen Dennewitz begann der Kampf.

Gerade in diesen Stunden war in das preußische Lager bei Eckmannsdorf die Kunde von Blüchers entscheidendem Siege an der Katzbach geflogen. Mit Hurra und Freudengeschrei wurde die Nachricht empfangen, Schlachteneifer durchdrang die Mannschaften. So wurde es Bülow nicht schwer, den Plan zu einem Angriff auf den nahen Feind rasch und mannhaft zu fassen. Er hatte vom Kirchturm zu Eckmannsdorf den Anmarsch der Feinde genau übersehen, ohne daß die Franzosen von ihm und seinen Truppen eine Ahnung hatten, da sie aus Furcht vor den Ko-

Jaken ohne alle Seitendeckung marschierten. So war nichts einfacher, als ihnen auf dem Marsche in die Seite zu brechen.

Philipps Name flog aus Bülows Mund. „Jetzt, mein Sohn, zeig', daß ein junges Blut vor uns Alten die Frische und Überredungskunst voraus hat! Höre wohl zu: Ich werde mich jetzt mit aller verfügbarer Mannschaft dem Feinde in die Flanke werfen, werde Tauentziens Korps die Hand reichen, und erwarte auf meinem rechten Flügel das Korps des Generals Borstell. Er muß in der Nähe von Kroppstädt zu finden sein. Was für Befehle er auch vom Kronprinzen von Schweden bekommen hat, er soll nicht darauf hören! Preußen ruft mich und ihn und alle! Dem Vaterland allein sind wir in letzter Stunde ganz angehörig! — Er soll dem Kanonendonner entgegen marschieren! Er hat seinen Weg über Dalichow auf Göhlsdorf zu nehmen, und zur rechten Zeit unsern rechten Flügel zu verstärken. Dies ist mein Befehl! Dies dein Amt! Und nun — mit Gott!" Ein kurzes Aufblitzen der feurigen Augen, und Philipp war entlassen.

Zwei Minuten später war das kleine Häuflein Reiter, das ihm zu Gebote stand, zum Abreiten fertig — Hinrich Christoph darunter — und im Fluge ging es durch den Sand der Heide bis Dalichow. Hier postierte der Führer die Reiter bis zu seiner Rückkehr und jagte auf Kroppstädt zu. Er fand beim General Borstell wirklich den Befehl des Kronprinzen Bernadotte, bei Eckmannsdorf nur einen Beobachtungsposten zu beziehen. Aber er sah auch, daß der General, diesem Befehl entgegen, bereits auf dem Marsche war, dem Kanonengebrüll nachzugehen. Der Adjutant Bülows und dessen ausgesprochener Befehl kam ihm zur Entlastung recht gelegen. Er empfing gern die feste Marschrichtung und sandte den Major von Rüchel-Kleist sogleich mit einigen Reitern voraus.

Während dieser Offizier Wege und Marschmöglichkeiten in der Richtung auf Göhlsdorf zu besichtigte, schwenkte Philipp mit den Seinen von Dalichow links ab. Wo anders konnte Bülow zu finden sein, als in der Nähe des angegriffenen Tauentzienschen Korps! Aber noch war die Vereinigung beider Truppenmassen nicht erfolgt. Von einer mit Kiefern bestandenen Höhe stellte Philipp dies fest. Wohl hörte er Bülows Kanonen zur Rechten bei Dennewitz donnern, sah den Aufmarsch des Reynierschen Korps von Rohrbeck her gegen ihn, aber er sah auch zur Linken bei Jüterbog Tauentziens tapfere Landwehrleute nach zäher Verteidigung der eingenommenen Höhenstellung von dieser zurückfluten und die Massen des Bertrandschen Korps mit frischen, starken Kolonnen heftig nachdringen.

Wie es schien, kommandierte hier der Marschall Ney selbst. Es war dies aus einer Schar glänzender Offiziersgestalten zu schließen, die auf einem der Mühlberge hielt. Fortwährend jagten zu ihnen einzelne Reiter in wildem Ritt hinauf, um nach kurzer Besprechung wieder davonzusprengen. Auch blinkten zu ihrem Schutze die Lanzenspitzen gedeckt haltender Reitermassen am Fuße der Höhe. Philipp sprach sie nach dem grellen Leuchten ihrer Uniformen für polnische Ulanen an.

Sein Herz bebte jetzt vor Schlachteneifer, zumal da er erkannte, daß durch das Zurückgedrängtwerden Tauentziens die Lücke zwischen beiden preußischen Korps immer klaffender wurde. Wenn sich jetzt das im Hintergrunde noch müßig haltende Oudinotsche Korps dazwischen warf, wäre es um den Sieg des Tages sicher geschehen gewesen. Was sollte er selbst dabei tun? Sollte er zu Bülow zurückjagen, ihn auf die Schwäche der Aufstellung aufmerksam zu machen, oder war es besser, erst die jetzt rasch einsetzende Entwicklung der Dinge abzuwarten?

Er hatte den Zweifel bei sich noch nicht entschieden, da sah er zwischen einzelnen Bataillonen der Tauentzienschen Schlachtreihe Reiterei hindurchgehen. Zugleich donnerte aus dem Tal zu seiner Rechten Kavallerie heran. Er erkannte Major von Schmiterlöw an der Spitze von vier Schwadronen Landwehrreitern und Brandenburgischen Dragonern. Sie waren augenscheinlich von Bülow an Tauentzien abgegeben.

So also sollte die Entscheidung hier aussehen? Ein großer, umfassender Reiterangriff? Durfte er da fehlen? — Aber galt es nicht vorher, Bülow über Borstells Anrücken Bescheid zu geben? ihn zu einer größeren Hilfsleistung an dieser Stelle anzuspornen?

Mit wenigen Worten war Freund Hinrich belehrt, was er zu tun habe, und mit einigen Reitern abgesandt, den General zu suchen. Die letzten seiner Leute stellte Philipp auf dem Sandhügel als Stafetten in Abständen auf, dann hieß

es: „Sporen ein!“ und er flog auf der Höhe dem Tauentzienschen Korps näher. Nur durch eine Talsenkung war er von diesem getrennt. Als ein fiebernder Zuschauer vermochte er den glänzenden Angriff, mit dem sich der General Luft machte, mit anzusehen.

Mit achteinhalb Schwadronen, darunter vier Schwadronen Landwehrreiter, unternahm der heldenmütige Kämpfer den gewagten Versuch. In dichtem Staube jagten die ersten fünf Schwadronen, vom Feinde lebhaft beschossen, an seinen Reihen entlang und warfen sich auf das zweite feindliche Treffen. Major Schmiterlöw mit den Seinen war indes mit einem Regiment Reitender Jäger zusammengestoßen, warf dieses, nahm eine Batterie und machte zahlreiche Gefangene. Kaum geordnet und teilweise noch mit dem Abführen der Gefangenen beschäftigt, wurden sie bereits wieder von zwei Schwadronen Chasseurs bedrängt. Alles warf sich ihnen sogleich entgegen. Als ein wirrer, undurchdringlicher Knäuel von hauenden und schießenden Reitern wogte die Masse bald hierhin, bald dorthin. Endlich lösten sich die Feinde daraus ab und jagten zurück. Sie waren geworfen. Als die preußische Reiterei erst einmal die Oberhand gewonnen, vermochten sich auch die Fußtruppen des Bertrandschen Korps nicht mehr zu halten, und alles wälzte sich in ungeordneter Masse auf Dennewitz zu.

In dieser kritischen Zeit war auf der Höhe des Kommandeurhügels um Marschall Ney eine lebhafte Unruhe zu merken, und schon flog ein Ordonnanzoffizier aus seinem Gefolge zu dem gedeckt stehenden Ulanenregiment hinab. Ein kurzer Augenblick der Sammlung, dann setzte sich der Lanzenwald in Bewegung, und derselbe Offizier preschte als Führer den Eskadrons voran. Sein prachtvoller Rappe griff mächtig aus, die Reiter hinter ihnen — Philipp erkannte sie jetzt — es waren in Wahrheit polnische Gardelanziers. Waren sie aber diese Elitetruppe, wer war dann der Kommandeur anders als Oberst Le Clouet! Ihm war es schon zuzutrauen, daß seines Generals Ney Tatendrang in ihn selber überging, und sich in dieser kühnen Weise Luft machte!

In dem durch sein Amt zum Zuschauen verurteilten Beobachter zitterte bei dieser Überlegung alles vor Spannung. Würde des Feindes wagemutiges Eingreifen gelingen? — Jetzt durchritten sie die Talsohle, jetzt erschienen sie auf dem Hange; tausend schnaubende Pferdeköpfe, tausend blinkende Eisen mit flatternden Fähnchen, und schon war das laute: „En avant!“ des Führers, das Donnern der Roßhufe beim Vorwärtsjagen zu hören. Der Lanzenwald neigte sich, Klingen fuhren blitzend in die Höhe — auf die Flanke der Brigade hatte es der kühne Reiterführer abgesehen — und wirklich gelang es ihm, im ersten Anprall einigen Boden zu gewinnen.

Ganz versunken in das nervenaufpeitschende Kriegsschauspiel, dem er tatenlos zusehen mußte, hatte Philipp andere Laute in seinem Rücken überhört. Jetzt sah er seine Stafetten angejagt kommen, und hinter ihnen erschien bereits Hinrich an der Spitze dunkler preußischer Reitermassen. Das erste Regiment der Schwarzen Leibhusaren unter Major Sandrart war es, das mit einer Reitenden Batterie von Bülow zu Hilfe geschickt wurde. Nun war Philipp nicht mehr zu halten. Ein Schenkeldruck brachte seinen Tscherkessen an die Seite des Kommandeurs, und neben ihm her flitzte er vor den durch Kieferngehölz zunächst noch gedeckten Schwadronen dahin. Im Sturm des wilden Ritts gab er rasch den nötigen Bericht und führte die Reiter so gut, daß sie — vom Feinde eben entdeckt — den polnischen Ulanen auch bereits in den Rücken fielen und sie zusammenhieben.

Im dicksten Gewühl blitzte Philipps Klinge sieghaft, so viel Lanzen sich auch auf ihn richteten. Ihm war, als sei dies alles nur ein Fechterspiel, wie er es so oft mit seinen Turnkameraden, so oft mit dem Meister der Fechtkunst, Friedrich Friesen, auf dem Turnplatz der Hasenheide getrieben hatte. War die feindliche Lanze zur Seite gehauen oder mit kräftigem Hiebe gänzlich zerschmettert, so galt ihm der dadurch machtlos gewordene Feind nichts mehr, und er stürmte an ihm vorbei. Einzig ein Drängen war in ihm, den Führer zu treffen, dessen Stimme er ab und zu den tosenden Lärm überschallen hörte, den er aber nicht selbst anzutreffen vermochte, da auch er im dicksten Gewühl stak.

Jetzt aber vermochten sich die Reste der Ulanen nicht mehr zu halten. Sie wurden zersprengt und in die Lücke zwischen den beiden preußischen Treffen getrieben. Da ihnen hier kein Ausweg übrigblieb, jagten sie diese entlang, überall ein Schlupfloch suchend, und überall mit

Schüssen und Ausfällen empfangen und zurückgewiesen.

So ging die wilde Jagd auf das Zentrum der Bülowschen Aufstellung zu, die jämmerlichen Reste der schönen Regimenter immer nur von wenigen Verfolgern eingeholt, da sie ausgezeichnete Pferde ritten. Philipp allein blieb ihnen dauernd auf den Fersen. Sein Russe mußte hergeben, was er an Lungenkraft besaß. Wohl versuchte Le Clouet die Seinen hier und da zum Anhalten zu bringen, an irgendeiner schwachen Stellung der Preußen mit ihnen durchzubrechen — immer aber war schon im Augenblick des Sammelns Philipp mit einigen Dragonern, Landwehrreitern und Schwarzen Husaren zwischen ihnen und vereitelte durch seinen hitzigen Angriff den Versuch.

Zweimal schon hatten sich seine Blicke mit denen des französischen Obersten getroffen, einmal bereits hatten die Klingen sich gekreuzt. Immer aber hatte der Sturm der drängenden Rosse ein Aneinanderkommen verhindert. Jetzt — beim drittenmal — dicht vor der niederen Anhöhe, auf der Bülow mit seinem Stabe hielt, mitten unter preußischen Truppenmassen, schien es, als hätte Le Clouet seinen unbarmherzigen Verfolger erkannt. Mit mächtigem Zügelruck riß er sein Pferd herum, und einmal noch donnerte seine Kommandostimme das zusammengeschmolzene Häuflein der fliehenden Seinen zu einer Abwehr zusammen. Während jedoch er sich wilden Anpralls seinen Verfolgern entgegenwarf, ließ sich die Panik der übrigen nicht hemmen. Sie jagten vorüber, trafen auf des Generals Gefolge und wurden von diesem zusammengehauen und gefangen.

Bülow selber hatte sie nur scharf ins Auge gefaßt. Ohne den Zügel aufzuheben, hatte er mit scherzender Miene die Hand an den Degen gelegt und lächelnd gerufen: „Nun denn, meine Herren, ziehen Sie doch!" Da war der Rest des glänzenden Garderegimentes schon erledigt gewesen!

Während dieses kurzen Zwischenfalles aber waren die beiden Todfeinde in der Talsenkung mit sprühenden Klingen aneinander. So ungestüm der Angriff Philipps war, er fand in dem Franzosen einen ebenbürtigen Gegner. Wie sehr seine ganze Seele auch aufglühte vor der einst so gefürchteten, jetzt nur noch tief gehaßten Persönlichkeit des Mannes, mit dem eine Begegnung immer nur Kampf und Tod seinen Lieben, ihm selber Kummer und Leid gebracht hatte, ob der Haß die Kraft seines Armes auch stärkte, die Schnelligkeit seiner Hiebe auch verdoppelte — Kraft und Fechtkunst waren auch beim Feinde!

Schon hatte dieser ihm einen streifenden Hieb über den Arm beigebracht, so daß es ihn wie eine beginnende Lähmung des getroffenen Muskels überkommen wollte, da riß der starke Franzose gar sein Roß mit gewaltigem Zügelruck zur Seite und dachte den Gegner seitlich anfallen zu können. Diese List aber mißlang ihm. Philipps geschwungene Klinge hieb ihm den Tschako vom Kopfe und zog ihm eine lange, blutige Wunde über die Schläfe. Zugleich auch zerschnitt die Schärfe des Eisens die von Le Clouet erhoben gehaltenen Zügelriemen. So war des Obersten Roß führerlos geworden und machte mit seinem blutenden Reiter ein paar ziellose Sprünge.

Ein scharfer Sporenstoß brachte Philipp an seine Seite. Schon griff er nach des Feindes Säbel. Da waren sie beide von preußischen Offizieren umringt. Der unentrinnbar Eingeschlossene ließ endlich seine Waffe sinken und reichte sie dem nächsten höheren Offizier — Rittmeister von Egloff war es. Mit einem letzten Blick tödlichen Hasses auf seinen Überwinder, sank der zu Tode Getroffene dann jäh in sich zusammen. Von beiden Seiten gestützt, wurde er fortgeführt.

---

34. Die Heimat befreit.

Von der Höhe her hatte Bülow den Zweikampf und den für Philipp siegreichen Ausgang mitangesehen. Ein ernsthaftes Nicken der Zustimmung, ein einladendes Handwinken flog zu ihm hinab, so daß er nicht anders konnte — er mußte den Hügel hinanreiten.

Er tat es langsam. In ihm wogte der Sturm der körperlichen und seelischen Erregung verbrausend nach. Nun hielt er mit fliegenden Pulsen vor dem General, der bereits wieder mitten in einem Andrang von heraufjagenden Meldereitern steckte. Nun würde eine Belobigung seines Mutes, seiner Tatkraft kommen. Er mußte sie annehmen. Aber wie ihn dieser Gedanke durchschoß, stieg in ihm der Widerwille auf, sich für diese Tat — gerade diese — be-

lohnen zu lassen. So sehr der verehrte und gütige Mann ihm auch nahe stand, völlig vermochte dieser nicht mit ihm zu fühlen, daß er verstehen konnte, was mit dem Siege über Le Clouet hier an dieser Stelle, in dieser heißen Stunde, für ihn selbst zu Ende geführt worden war. Wohl war es ein persönlicher Zwiespalt gewesen, aber jetzt, nachdem er mit der Niederlage des andern geendet hatte, sah Philipp klar ein: Tiefstes, Grundlegendes hatte mitgesprochen, und Klarheit darüber mußte er allein in sich gewinnen — da konnte der edelste Freund ihm nicht helfen.

In diesem Gedanken zog er sein Roß unmerklich aus dem Gesichtskreise Bülows heraus, und einmal wieder in sich freigeworden, spähten seine Augen sogleich nach dem Stand der Schlacht aus.

Um ihn dampften die Felder von Pulverqualm und dichten Staubwolken. Das furchtbare Ringen war auf der Höhe, und die Septembersonne sandte sengende Glut auf die Kämpfer. Ney mit seinen Stabsoffizieren hielt auf dem Hügel südöstlich von Dennewitz. Von Jüterbog her drang Tauentzien mit neuen Kräften gegen Bertrands halbzertrümmertes Korps vor und trieb es weiter und weiter zurück in den Grund des Ahebaches, wenn auch des Marschalls wilde Tapferkeit immer neue Vorstöße unternahm. Auf das unglückliche Dorf Dennewitz, das die Division Durutte tapfer verteidigte, war auch der Angriff der Scharen Thümens und Kraffts diesseits der sumpfigen Niederung gerichtet, und Freund und Feind schmetterten einander eisernen Kugelhagel entgegen. Bei Göhlsdorf aber rangen die Preußen, unterstützt von Borstells eingetroffenen Scharen gegen Reyniers tapfere und überaus zähe Sachsen. So stand der Kampf überall. Die letzte gewaltige Kraftanstrengung, die eine endgültige Entscheidung hätte herbeiführen können, fehlte noch auf einer der beiden Seiten.

Vermochte nicht Oudinots Gewitterwolke sie zu bringen? Noch stand sein Korps geschlossen und mit ungeschwächten Kräften in untätiger Zurückhaltung. Einzig den festen Befehl erwartete er ja! die Anordnung des Oberkommandierenden! Jetzt aber hatte die Überredungskunst Reyniers, der aus Göhlsdorf hinausgewiesen war und hart bedrängt wurde, den Grimmen wohl doch erweicht. Einzelne dunkle Massen lösten sich aus seiner Aufstellung und setzten sich gegen das umstrittene Dorf in Bewegung, das von den Pommern und Ostpreußen Borstells mit stürmender Hand genommen war. Sogleich merkten die Preußen die stärkere Angriffsmacht, sie wurden geworfen und mußten nicht nur aus dem Dorfe heraus, sondern selbst über die Landstraße zurückgehen.

Sah diesen Erfolg des Feindes denn niemand aus Bülows Umgebung? Hatte alles nur den Blick auf das schwer umkämpfte Dennewitz? Freilich schien hier der Sieg in der Preußen Hand zu sein. Denn nicht nur, daß das Bertrandsche Korps allmählich bis Rohrbeck zurückgeworfen wurde, auch die Division Durutte mußte jetzt vor dem Andringen der Preußen das Dorf Dennewitz räumen und vermehrte noch die Wirrsale der Geschlagenen. Aber was nützte das alles! Die Entscheidung lag nicht hier, sie lag bei Göhlsdorf. Gelang es Oudinot dort, sich Borstell vom Halse zu halten, so konnte er mit Leichtigkeit den rechten Flügel der Preußen jenseits des Ahebaches aufrollen, und sogleich hätte die Lage des Schlachtfeldes auch diesseits des Ahebaches ein für die Preußen bedrohliches Aussehen erhalten.

Staub und Qualm in dicken Schwaden hüllten die Kämpfe ein, dennoch hatten Bülows scharfe Augen die drohende Überlegenheit am rechten Flügel erspäht. Suchend wandte er den Blick. Alle seine Truppen waren bereits dem Feinde entgegengeschickt worden, oder im Begriff abzumarschieren, nur noch die Reservereiterei unter General Oppen stand ihm zur Verfügung. Sie mußte zur Verfolgung des geschlagenen Feindes, oder zur Rückendeckung bei einem möglicherweise eintretenden Rückzug aufgespart werden, auch war sie beim Angriff auf das Dorf nicht zu gebrauchen. Jetzt das Schwedenheer dahaben! Eine einzige frische Brigade hätte im Kampfe bei Göhlsdorf den Ausschlag gegeben, und damit den Sieg überhaupt entschieden. Wo war nun der Kronprinz mit seinem großartig angekündigten Hilfsheer?

Ruhelos schweiften seine Augen über das Schlachtfeld, drang in die Weiten und in die Nähe. Nicht etwa, um die Schweden zu suchen — nein, mit Bernadotte war er längst fertig, den hatte er erkannt! Bei den eigenen Scharen suchte er Hilfe, Rettung. . . .

Und nahe bei ihm unter all den bestürzten Gesichtern seiner Stabsoffiziere fiel ihm plötzlich

die sich auffällig entlastende Miene eines jungen Gesichtes auf.

Philipp hatte nach dem feindlichen Generalstabshügel hinübergeblickt, ein Windstoß hatte ihm für kurze Zeit die auffällige Bewegung dort oben, das Hinunterpreschen der Adjutanten Neys gezeigt, und diese alle hatten sich hinter der Feuerlinie zu dem Oudinotschen Korps begeben. Sollte Ney seinen eigenen Kämpfen gegen Tauentzien eine solche Wichtigkeit beilegen, daß er bei Oudinot Hilfe suchte?

Pulverrauch und schwarze Staubwolken hatten den Blick dort hinüber jetzt wieder unmöglich gemacht, aber schon glaubte Philipp die Wirkung der Befehle bei Oudinots Korps zu bemerken. Obgleich bei Göhlsdorf seine starke, unausgesetzt feuernde Batterie, seine beiden hinter dem Dorfe aufmarschierten Divisionen den kämpfenden Sachsen den einzigen starken Rückhalt Vorstell gegenüber verschafften, hörten die Geschütze dieser Batterie jetzt mit Feuern auf.

Philipp bemerkte dies, und sein Gesicht entwölkte sich im Augenblick. Er vernahm die Ratschläge und Mahnungen der Generalstabsoffiziere an Bülow, es mit der Reiterei Oppens bei Göhlsdorf zu wagen, und er allein stimmte nicht ein, schüttelte vielmehr den Kopf, als er Bülows Blick fühlte. „Nun, Hohenhorst, denken Sie anders?“ fragte der General.

Salutierend ritt er herzu. „Exzellenz, das Korps Oudinot ist soeben vom Marschall Ney von Göhlsdorf abberufen. Wenn Exzellenz dafür sorgen wollten, daß Tauentzien und Thümen in der Verfolgung des Bertrandschen Korps nicht nachlassen, so wäre der Sieg gewonnen!“

Überrascht blickte Bülow nach Göhlsdorf hinüber. Auf seinem Gesicht malte sich Betroffenheit. „Die Batterie protzt auf! Weiß Gott!“ rief er.

„Die hinter ihr stehenden Divisionen werden sogleich ebenfalls zurückgehen, Exzellenz“, fügte Philipp mit freudebebender Stimme zu. „Marschall Oudinot hat bei sich einen Schwur abgelegt, seinem Oberkommandierenden aufs Wort zu gehorchen. Hier habe ich's schriftlich von ihm — und Exzellenz sehen, er folgt seinem Gelübde!“

„Nun das wäre doch! Das sähe ja fast nach Landesverrat aus!“ Gesichter, die in Überraschung und Spannung fast betroffen dreinsahen, ließen rasche Blicke des Unglaubens und doch der stillen Hoffnung zu dem kecken Sprecher hinübergleiten, der das erbeutete Briefblatt des französischen Marschalls dem General überreichte. Dieser blickte hinein, starrte wieder auf das Kampffeld, und während aller Augen versuchten, Dampf und Qualm gierig zu durchdringen, legte sich tiefes Schweigen auf die Schar.

Endlich bewegten sich die schweren, dunklen Schleier wieder ein wenig, ein auffrischender Abendhauch fuhr hinein, und nun schrien einige Stimmen vor Verwunderung hell auf. Der junge Leutnant neben ihnen hatte wahrlich recht gehabt: Oudinot ließ die bedrängten Sachsen allein, und schon hatte Vorstell Göhlsdorf wiedergewonnen!

Sogleich kam neues Leben in die Verdüstertgewesenen. Man vergaß vor Erregung des Generals Gegenwart. Jeder hatte Vorschläge, die er nicht heiß genug anbringen konnte. Die Ausrufe flogen nur so. „Das wird ihr Verderben! Sie nicht zum Sammeln kommen lassen! Sie zwischen zwei Klammern nehmen!“

Aber schon hatte Bülow bei sich entschieden. Während seine Adjutanten nach allen Seiten zu den Truppen hinunterjagten, die letzten Bataillone energisch anzufeuern, gab er Philipp den Befehl, zum General Oppen hinabzusprengen. Der General solle sich mit seiner ganzen Reiterei bei Göhlsdorf auf den rechten preußischen Flügel setzen und mit allen Kräften angreifen.

Er war bei diesem Befehl allein mit ihm. Er reichte ihm die Hand und sah ihm in die Augen. „Bald wird ein entscheidender Preußensieg gewonnen sein, mein Sohn. Berlin ist erlöst, auch unsere gute märkische Heimat! Nun denn, noch einmal für die Heimat hinaus, mein tapferer Franzosen-Lipp, und mit aller Kraft! Und daß du nicht so blank reitest — ich habe da vorhin ein Heldenstücklein gesehen — das verdient des Königs Kreuz!“ Und er nahm sein eigenes für Luckau erhaltenes Eisernes Kreuz von der Brust und heftete es Philipp an.

Vor dessen Augen flimmerten tanzende Lichter. War es die übergroße Kraftanstrengung, die sich jetzt bei ihm geltend machte? War es auf seines Grafen Gesicht der innig aus Seelentiefen ausstrahlende Schein, der sich bei dem Worte

„Heimat" über seine Züge legte und sie wundersam verschönte?

Er sah auf das Kreuz an seiner Brust. Für die Heimat — ja! Für sie hatte er gelitten, gebangt, gekämpft, gestrebt und wieder gekämpft. Wahrlich, in dieser Stunde kam es darauf an, mit Wetterkraft den Endschlag zu setzen auf das große Werk seines jungen, dem Vaterland geweihten Lebens! Wurde Ney, der Tapferste der Tapferen, jetzt besiegt, dann mußte es auch so nachdrücklich geschehen, daß er und sein Kaiser nie wieder daran dachten, die Mark und die Hauptstadt anzugreifen. So durchpulste es die Herzen aller Kämpfer auf diesem Felde, so durchpulste es auch das seinige. Und war es nur ein halblautes, gestammeltes Wort, das er mit zitterndem, niedergehendem Blick Bülow antwortete, so war es doch ein ganzer Manneschwur. „Exzellenz, mit ganzer Kraft!" Dann aber hoben sich seine Augenlider und die blaue Treue, die darunter hervorbrach, setzte hinzu: „Und ich danke Exzellenz für diese Kraft in dieser Stunde! Unter den grünen Eichen von Falkenberg ist sie mir gekommen, an Euer Exzellenz eigener Kraft und Güte ist sie erstarkt, und wenn sie je erlöschen sollte — sie hat mir in dieser Stunde das Höchste gegeben!" Er zog des Generals Hand an die Lippen. „Mit diesem Ehrenschmuck bin ich meinem Könige anheimgefallen, so lange Seine Majestät mich brauchen kann!"

Feurig reckte sich seine elastische Gestalt auf, er salutierte, wandte das Roß und war in den Büschen verschwunden. —

Nun will der Abend sinken. Die weite, blutige Ebene südlich von Göhlsdorf und Dennewitz wogt von Soldaten aller Truppengattungen. Es sind die gänzlich geschlagenen Truppen sämtlicher Korps des Marschalls Ney. Seines tapferen und klugen Adjutanten Le Clouet beraubt und schlecht beraten, nur als tapferer Feldsoldat sich ausweisend, hat er das Korps Oudinots von der wirksamsten Stelle selbst abgerufen, hat selber verschuldet, daß es von den bereits Fliehenden verwirrt, überrannt, mit in die Panik hineingerissen wurde. Oudinot aber ist seinem „Vorgesetzten" allzu genau aufs Wort gehorsam gewesen — er hat seine Rache dabei völlig gekühlt. Mit 75 000 Mann ist Ney, einst der Tapferste der Tapferen, von 50 000 Preußen vollständig geschlagen worden, sein ganzer Wagen- und Munitionspark ist verloren, dazu hat er 15 000 Gefangene in seines Feindes Hand lassen müssen. Nun ist der bisher Niebesiegte genötigt, beim Anblick der traurigen Heerestrümmer an seinen Kaiser zu schreiben: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee, sie versagt mir den Gehorsam und hat sich selbst aufgelöst." Der einst so übermäßig Triumphierende, er ist von der Höhe seiner Eitelkeit tief — tief hinabgestürzt.

Philipp an der Spitze der Reservekavallerie hat diese ungeheure Panik der geschlagenen Franzosen verstärken helfen. Er hat gesehen, wie nun nach gewonnener Schlacht schwedische Batterien und russische Reiterei auf dem Schlachtfeld angelangt und in den fliehenden Feind gestürmt sind, und ihm ist dies Tun der Fremden auf deutschem Boden seltsam verwunderlich und berechtigungslos vorgekommen. Wenn deutsches Land von französischem Joche freigemacht würde, von deutscher Faust würde dies geschehen — nicht anders! Diese Gewißheit hatte er heute bekommen.

Im Dunkel des Abends ist er mit anderen preußischen Verfolgern auf Rheinbundtruppen gestoßen und Zeuge gewesen, wie diese, die von Ney aufgestellt waren, die Verfolgung zu hemmen, von dem Feuer und der Kraft ihrer Blutsbrüder ergriffen, ohne Kommando die Gewehre zu Boden fallen ließen und sich ergeben haben.

So blutig der Tag gewesen, so heiß Philipps Wunde gebrannt, ein eigenes Hochgefühl hat seine Brust geschwellt. Bei den Klagen der Verwundeten, beim Gestöhn Sterbender haben seine Augen in eine lichtere Zukunft geblickt. Nein, es war nicht vergebens gewesen, was die großen deutschen Geister dem deutschen Volke an Erziehung hatten zuteil werden lassen! Jetzt waren die ersten Siege gewesen — nun würden sich die Deutschen der fremden Bedrückung erwehren mit ihrem letzten Lebenshauch! Und würde der Krieg auch lang und reich an blutigen Opfern, die Lebenden würden es durchzwingen, das befreite Vaterland auch stolz und frei in festen Händen zu halten. Er selber wollte gewiß das Seine dazu tun mit allen Kräften. Er hatte es dem General Bülow versprochen und — der Heimat.



Guten Morgen, Vielliebchen!

Humoreske

von

Freiherr von Schlicht.

Leutnant von Wanndorf, ein hübscher, flotter Offizier von siebenundzwanzig Jahren, lag in seinem Wohnzimmer auf der Chaiselongue und schalt ingrimmig vor sich hin. Und das nicht ohne Grund, er hatte die rasendsten Magenschmerzen und dachte vergebens darüber nach, welchem Umstande er die verdanke. Vielleicht, daß das Bier gestern abend doch zu kalt gewesen war, vielleicht, daß ihm der „Schlangenfraß" im Kasino, wie jedes, selbst das beste Mittagessen dort genannt wird, nicht bekommen war, auf jeden Fall ging es ihm gar nicht gut und das ausgerechnet heute nachmittag, wo er abends um sieben in das Haus seines sehr liebenswürdigen und reichen Hauptmanns nebst vielen anderen Kameraden geladen war, um an der Geburtstagsfeier Fräulein Jutas, des Herrn Hauptmanns bildhübschen Töchterlein, teilzunehmen.

Wie ungeduldig hatte er diesen Tag herbeigesehnt, denn wenn Juta sich ihn auch heute abend als Tischherrn erwählte, dann hatte er die Gewißheit, daß sie ihn wiederliebte, daß sie ihn erhören würde, wenn er um ihre Hand bat.

Heute sollte sich sein Lebensglück entscheiden. Er wollte tun, was er nur immer konnte, um sich dankbar zu erweisen, wenn Juta ihn heute abend an ihre Seite rief, er hatte tanzen, springen und tollen wollen, und statt dessen lag er auf der Chaiselongue und schluckte fortwährend Hoffmannstropfen. Und zwischendurch sandte er zum Himmel ein Stoßgebet nach dem anderen, in dem er den Göttern seine Lage schilderte und sie um ihren Beistand bat. Und die Götter, die ja auch wußten, was Liebe war, mußten Mitleid mit ihm empfunden und ihn erhört haben, denn plötzlich fühlte er, wie seine Schmerzen immer mehr und mehr nachließen, so daß er sich wieder ganz gesund fühlte, als er abends um sieben die hübsche Villa seines Hauptmanns betrat, in deren schönen Räumen bereits zahlreiche Gäste versammelt waren. In glücklichster Stimmung trat er auf die Gastgeber, besonders auf Fräulein Juta zu, denn seine Hoffnung hatte sich erfüllt. Auf der kleinen Karte, die ihm in der Garderobe von dem Diener eingehändigt wurde, stand geschrieben: Herr Leutnant von Wanndorf wird gebeten, die Tochter des Hauses zu Tisch zu führen.

Was er erhoffte, war Wirklichkeit geworden und das machte ihn so glücklich, erfüllte ihn aber im ersten Augenblick auch mit einer gewissen Verlegenheit, so daß er, nachdem er dem Geburtstagskind gratuliert, nicht gleich die passenden Worte fand, um sich für die ihm gewordene Auszeichnung zu bedanken. Aber was sein Mund verschwieg, verriet um so deutlicher sein Blick. Bis sie dann plötzlich übermütig meinte: „Frohlocken Sie nicht zu früh, Herr von Wanndorf, wer weiß, ob Sie es nicht noch im Laufe des Abends bereuen werden, daß Sie neben mir sitzen. Vielleicht stelle ich Sie heute noch vor eine Aufgabe, die Sie lösen müssen, um mir zu beweisen, wie recht ich daran tat, gerade Sie zum Tischherrn zu wählen."

„Und wäre die Aufgabe auch noch so schwer, gnädiges Fräulein, ich werde sie lösen," rief er schnell, „und je eher Sie mir dazu Gelegenheit geben, um so besser."

„Oder auch nicht," neckte sie ihn, „nun aber geben Sie mir bitte Ihren Arm, ich sehe, daß die Paare sich in den Eßsaal begeben."

An der großen, festlich geschmückten Tafel saß wenig später eine frohe, lachende Gesellschaft beisammen. Man hatte es im voraus gewußt, daß es wie stets ein gutes Diner geben würde, und das heutige begann sogar mit Austern, obgleich die Jahreszeit hierfür eigentlich vorüber war. Und zu den Austern gab es französischen Sekt, der in den Kelchen perlte und schäumte, so daß überall gleich von Anfang an eine fröhliche Stimmung herrschte. Aber der fröhlichste von allen war doch Leutnant von Wanndorf. Er hatte ja auch alle Ursache dazu. Die wahnsinnigen

Magenschmerzen, die ihn den ganzen Tag gepeinigt hatten, waren wie verflogen. Er saß an der Seite Fräulein Jutas, die ihm heute noch schöner und begehrenswerter erschien als sonst, und die auch ihrerseits in der ausgelassensten Stimmung war. So plauderten und scherzten sie miteinander, daß sie beide glaubten, sich noch nie so gut unterhalten zu haben, bis Juta jetzt zu ihm sagte: „Ich sehe es ein, Herr von Wanndorf, es war unrecht von mir, wenn ich vorhin zu Ihnen sagte, ich würde Sie vor eine schwere Aufgabe stellen, damit Sie mir beweisen, daß ich recht tat, Sie zum Tischherrn zu nehmen. Das haben Sie mir bereits bewiesen, und Sie brauchen nun nicht mehr zu fürchten, daß ich einen weiteren Beweis von Ihnen erbitte."

„Und wenn ich den nun trotzdem erbitte?" Und er ließ nicht nach, sie zu bitten und zu quälen, bis sie dann schließlich sagte: „Schön, wenn Sie es denn absolut wissen wollen, dann hören Sie: Ich hatte beschlossen, daß Sie mit mir ein Vielliebchen essen, und daß Sie dieses auch gewinnen sollten."

Er lachte hell auf: „Wenn es weiter nichts ist, gnädiges Fräulein."

„Sagen Sie das nicht so übermütig," schalt sie, „ich habe noch nie ein Vielliebchen verloren, und ich weiß auch schon, was ich mir von Ihnen wünsche. Ich sah es heute morgen bei dem Juwelier auf dem Tisch liegen, klein und schmal, ein einfaches, sogenanntes goldenes Freundschaftsarmband."

„Und ich weiß auch schon, was ich mir von Ihnen wünsche", erwiderte er keck und übermütig. „Ich sah es auch auf dem Tisch liegen, wenn auch nicht bei dem Juwelier, sondern vorhin auf diesem Tisch, dicht neben meinem Teller, auch das war klein und schmal, höchstens, aber auch allerhöchstens fünf dreiviertel, Ihre kleine Hand." Und so leise, daß selbst kaum sie ihn verstand, fragte er: „Darf ich hoffen, daß Sie mir Ihre Hand für immer lassen werden, wenn ich das Vielliebchen gewinne?"

Unwillkürlich färbten sich ihre Wangen in leichter Verlegenheit, bis sie dann meinte: „Wenn Sie es gewinnen, dann ist es immer noch Zeit, Ihnen die Antwort zu geben. Aber ich weiß, daß Sie gar nicht in die Lage kommen können, mir zuerst ein „Guten Morgen, Vielliebchen" zuzurufen."

Ohne auf ihre Worte zu achten, griff er in eine vor ihm stehende kleine, silberne Schale, um dieser eine Knackmandel zu entnehmen.

„Wir haben Glück, gnädiges Fräulein," meinte er lustig, „gleich die erste Nuß enthält ein Vielliebchen. Wir sind zwar noch lange nicht bei dem Dessert angelangt, aber trotzdem, wenn ich bitten darf? „Er hielt ihr die Mandel hin, aber sie zögerte, die anzunehmen, so daß er mit einer Stimme, aus der sie deutlich seine Betrübnis heraushörte, fragte: „Gnädiges Fräulein, würde es Ihnen denn so schwer fallen, mir das als Vielliebchengeschenk zu gewähren, das ich erbat?"

Fräulein Juta schwieg eine kleine Weile, dann sagte sie: „Und wenn ich nun zögere, das Vielliebchen mit Ihnen zu essen, weil ich die Gewißheit habe, daß Sie es gar nicht gewinnen können?" Und als er nun seinerseits den Kopf schüttelte, fuhr sie fort: „Wenn Sie es mir nicht so glauben, will ich es Ihnen beweisen. Sie wissen, daß ich oft mit meinem Vater nach dem Exerzierplatz hinausreite, wenn er dort seine Kompagnie exerzieren läßt, und das tue ich auch morgen. Ich habe mir meinen Plan schon zurecht gemacht und den Vater gebeten, daß er zuerst mit dem Gefecht beginnt und erst später, damit ich ausschlafen kann, die Paradeaufstellung besichtigt. Ich reite nicht gleich mit dem Vater fort, sondern erst später, um einhalb zehn Uhr. Wenn das Gefecht zu Ende ist, bin ich draußen, und wenn der Vater dann die Front abreitet, reite ich dicht hinter ihm, um dann so leise, daß nur Sie es hören, Ihnen „Guten Morgen, Vielliebchen", zuzurufen. Sie können den Zuruf nicht einmal erwidern, und erst recht können Sie mich nicht zuerst begrüßen, denn wenn die Truppe unter präsentiertem Gewehr steht, können Sie mir doch unter gar keinen Umständen ein ‚Guten Morgen, Vielliebchen,' zurufen.

„Das allerdings nicht," gnädiges Fräulein, stimmte er ihr bei, „und ich muß Ihnen offen gestehen, Sie haben sich das sehr schön ausgedacht, und mich da tatsächlich vor eine fast unlösbare Aufgabe gestellt. Aber seien Sie unbesorgt, lösen werde ich sie trotzdem, wenn ich auch in diesem Augenblick noch nicht die leiseste Ahnung habe, wie. Das aber soll meine Sorge sein, nun lassen Sie uns erst mal das Vielliebchen essen."

Wenn auch widerstrebend, führte sie die Mandel an den Mund: „Schön, wenn Sie es

denn wollen, ich habe Sie gewarnt, die Folgen tragen Sie allein."

„Nein Sie, gnädiges Fräulein", widersprach er, und das Sektglas erhebend, stieß er mit ihr an, um es dann auf einen Zug zu leeren, im Augenblick ganz vergessend, daß der Stabsarzt ihm streng angeraten hatte, entweder gar keinen Sekt, oder den nur in ganz kleinen Schlucken zu trinken. Jetzt hatte er dagegen gesündigt, und er mußte es büßen. Keine fünf Minuten später waren die Magenschmerzen wieder da, und sie wurden stärker, als sie es bisher überhaupt gewesen waren. Er mußte sich alle Gewalt antun, um sich zu beherrschen, aber er konnte es trotzdem nicht verhindern, daß er blaß wurde.

Fräulein Juta sah natürlich sofort die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war und die Ursache falsch deutend, meinte sie jetzt: „Wir wollen das Vielliebchen wider rückgängig machen, Herr von Wanndorf, ich merke es Ihnen ja deutlich an, daß Sie sich schon jetzt den Kopf zermartern, um eine Lösung zu finden."

Aber er widersprach, und wenn Juta auch nicht erriet, was ihm in Wirklichkeit fehlte, so sah der Hausherr, als die Tafel endlich aufgehoben war, auf den ersten Blick, daß seinem Gast elendiglich zumute war, und so rief er dem denn zu: „Um Gottes willen, Wanndorf, was haben Sie denn nur? Sie sind krank, hoffentlich haben Sie keine schlechte Auster bekommen. Meine Frau hat mir Vorwürfe genug gemacht, daß ich die um diese Jahreszeit bestellte, sie meinte, sie wären jetzt nicht mehr frisch genug. Ich habe nicht darauf gehört, weil ich sie so gern esse. Werden Sie mir nur nicht ernstlich krank, ich müßte mir sonst die bittersten Vorwürfe machen. Kommen Sie, ich werde Ihnen einen Kognak geben, und wenn das nicht hilft, drücken Sie sich heimlich, gehen Sie nach Hause, und wenn Ihnen morgen früh noch nicht besser ist, bleiben Sie ruhig vom Dienst weg. Nun aber erst mal einen tüchtigen Schluck aus der Kognakflasche."

Aber der half auch nicht, im Gegenteil, die Schmerzen wurden fast noch schlimmer, so daß ihm wirklich nichts anderes übrigblieb, als sich heimlich zu drücken, nachdem er sich nur bei Fräulein Juta entschuldigt hatte: „Ich habe Ihrem Herrn Vater gegenüber ein Unwohlsein vorgeschützt, um mich entfernen zu können, in Wirklichkeit bin ich so gesund, wie nur einer, ich befinde mich lediglich in einer leicht begreiflichen nervösen Aufregung. Ich möchte allein sein, um darüber nachzudenken, wie ich morgen den Sieg an meine Fahne heften soll. Die Zeit ist kurz, und der Gegner erscheint mir unüberwindlich."

Wenig später war er gegangen, um sich zu Hause von seinem Burschen warme Umschläge machen zu lassen. Er gedachte dabei des Wortes von Wilhelm Busch: Doch ein heißes Bügeleisen auf den Leib gebracht, hat ihn schnell gesund gemacht. Aber so schnell wie in der Dichtung ging es in Wirklichkeit doch nicht. Und während er sich in seinem Bett stöhnend hin und her warf, zermarterte er sich sein Gehirn, wie er das Vielliebchen gewinnen solle. Er sah dazu gar keine Möglichkeit, jetzt noch weniger als vorhin, da er neben Juta saß, der er aber seine Bedenken natürlich nicht eingestehen durfte.

Nur ein Glück, daß Juta nicht gleich mit ihrem Vater auf den Exerzierplatz ritt, sondern daß sie später nachkam.

Er wußte selbst nicht, inwiefern das für ihn ein Glück bedeutete, bis dann plötzlich ein Gedanke in ihm wach wurde, bis der schließlich ganz deutlich vor ihm stand.

So rief er denn jetzt seinen Burschen heran, um den zu fragen: „Sag' mal, Friedrich, hättest du Lust, dir zwanzig Mark zu verdienen?"

Der Bursche grinste glückselig vor sich hin, bis er dann ausrief: „Wenn es geht, Herr Leutnant, sogar vierzig!"

„Schön, auch die sollst du haben, vorausgesetzt, daß alles gut geht und daß du den Pferdeburschen des Herrn Hauptmanns dahin bringst, daß er zu allem Ja und Amen sagt."

Friedrich hatte zwar noch keine Ahnung, um was es sich handelte, trotzdem erklärte er jetzt, während er dabei wie zufällig seine Hände zur Faust ballte: „Ich werde schon so lange auf den einreden, bis er tut, was er soll, da können der Herr Leutnant ganz unbesorgt sein."

So weihte Leutnant von Wanndorf seinen glücklicherweise sehr intelligenten Burschen in alles ein, und der war sofort Feuer und Flamme. Er kannte ja auch die Tochter seines Hauptmanns, und daß gerade **sein** Leutnant sich mit der verloben wollte, versetzte ihn in eine Begeisterung, als wäre er selbst der glückliche Bräuti-

gam. „Das machen wir, Herr Leutnant,“ meinte er triumphierend, „und es geht sogar sehr gut. Der Pferdebursche hat dieselbe Figur wie ich, er ist in der Front mein Nebenmann, und ich habe dieselbe Figur wie der Herr Leutnant. Ich habe schon manches Mal heimlich einen Rock von dem Herrn Leutnant angezogen, um mal zu sehen, wie das ist, wenn man Leutnant ist, und der Rock saß mir wie angegossen.“

Unter anderen Umständen hätte der Bursche wegen dieses Geständnisses sicher etwas auf den Hut bekommen, jetzt aber nahm sein Leutnant es ruhig hin, weil diese Nachricht ihm das Gelingen seines Planes noch wahrscheinlicher machte. So beschränkte er sich denn lediglich darauf, nochmals alles mit seinem Burschen zu besprechen und flehte dann die Götter an, sie möchten ihm seine Schmerzen lassen, damit er morgen mit gutem Gewissen von der Übung zurückbleiben könne. Und das konnte er, als es so weit war, wirklich. Es ging ihm hundsmiserabel, aber trotzdem krabbelte er aus seinem Bett heraus.

Er war mehr als neugierig, wie die Begegnung mit Juta verlaufen würde, aber die brannte erst recht vor Ungeduld, zu erfahren, ob und in welcher Weise Leutnant von Wanndorf doch noch das Vielliebchen gewinnen würde. Juta konnte den Augenblick kaum erwarten, in dem sie auf dem Exerzierplatz eintraf, und so beeilte sie sich derartig mit dem Ankleiden, daß sie schon ein Viertel nach neun Uhr zum Fortreiten fertig war, obgleich sie sich das Pferd erst um ein halb zehn bestellt hatte.

Ungeduldig stand sie jetzt auf dem Hof und wartete darauf, daß ihr Rappe herausgeführt würde, und mehr als einmal rief sie in den Stall hinein: „Aber, Heinrich, wo bleiben Sie denn nur?“

Bis dann endlich der Bursche mit den beiden Pferden erschien. Der hatte den Auftrag, das gnädige Fräulein auf dem dritten Pferde des Herrn Hauptmanns zu begleiten, so führte er denn, als er jetzt endlich erschien, an jeder Hand ein Pferd. An der linken Fräulein Jutas Rappen, an der rechten seinen Braunen. Die Pferdeköpfe verbargen sein Gesicht, und das wandte er auch jetzt ab, als er nun den Braunen losließ und sich an dem Rappen zu schaffen machte.

„Alles in Ordnung, kann ich aufsteigen?“ erkundigte Juta sich.

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein“, lautete die Antwort.

So trat sie denn auf den Burschen zu, damit er ihr behilflich sei, sie in den Sattel zu heben, aber als sie dann den Musketier zufällig ansah, der ihr in hohen Kommißstiefeln, in den Kommißreithosen mit Lederbesatz, in dem Waffenrock mit dem umgeschnallten Seitengewehr, mit dem Helm auf dem Kopf, vollständig vorschriftsmäßig angezogen, gegenüberstand, da starrte sie den plötzlich ganz entsetzt an, denn das war doch gar nicht der Heinrich, das war doch — — —

„Guten Morgen, Vielliebchen!“ klang es da an ihr Ohr, noch bevor sie sich von ihrem Erstaunen und Überraschung hätte erholen können, und übermütig fuhr der junge Offizier fort: „Jawohl, gnädiges Fräulein, sehen Sie mich nur genau an, ich bin es wirklich. Ich mußte es mir doch zunutze machen, daß Sie mir in leichtsinniger Weise erzählten, Sie würden erst um halb zehn Uhrt fortreiten. Auf dem Ritt selbst kann ich Sie ja leider nicht begleiten, das muß schon der richtige Bursche tun. Ich will dem schnell seine Uniform wiedergeben, denn unter uns gesagt, gnädiges Fräulein, der steht da drinnen im Stall im Hemd und Unterhosen. Der wird sich freuen, seine Sachen wiederzubekommen, und ich will mich selbst wieder in den Leutnant verwandeln, denn wenn der Musketier auch das Vielliebchen gewann, das erbetene Vielliebchengeschenk würden Sie sicher keinem Musketier geben.“

Zuerst voller Erstaunen, dann immer mehr belustigt, hatte Fräulein Juta ihm zugehört, bis sie ihn jetzt übermütig fragte: „Und wenn auch der Leutnant das Geschenk nicht erhält, das er erbat, weil er mich so schmählich hineinlegte?“

„Dann nimmt er sich ganz einfach, was ihm freiwillig nicht gegeben wird“, rief er ihr zu, und ihre Hand ergreifend, bat er: „Die halte ich jetzt fest, versuchen Sie, ob Sie die wieder frei bekommen!“

Aber da Juta einsah, daß der Offizier doch stärker war, als sie, versuchte sie es gar nicht erst, ihm ihre Hand zu entziehen, und sie leistete nicht einmal Widerstand, als er sie gleich darauf sogar küßte.





Mondnacht.

Des Mondes Schimmerwellen flossen dicht,
Sie fluteten an meines Fensters Rand,
Erblichen vor der Lampe Schwesterlicht
Und ebbten rückwärts in das nächt'ge Land.

Doch als die Leuchte nun ihr Auge schloß,
Als schnelles Dunkel mir den Raum verhing,
Und Schwärze tief in jeden Winkel goß,
Da gaukelte ein lichter Schmetterling,

Da flatterte ein zuckend Strahlenheer
Mit Flimmerflügel über Wogenschaum,
Des Mondlichts Falter flogen um mich her
Und glänzten silbern noch in meinem Traum.

Hedwig Forstreuter.



Der Pilz als Nahrungsmittel.

Von Dr. Fritz Skowronnek.

Es ist unmöglich, die Menge der eßbaren Pilze, die zurzeit in Deutschland verzehrt werden, festzustellen. Selbst für eine Schätzung sind nicht genügend Anhaltspunkte vorhanden. Wir wissen nur, daß in München etwa zehntausend Zentner jährlich auf den Markt kommen, in Breslau etwa ebensoviel, in Königsberg etwa die Hälfte. Das sind aber auch die wenigen Orte, in denen eine erhebliche Anzahl von Arten in den Handel gelangt. Andere Großstädte stehen darin weit zurück. In Magdeburg werden zum Beispiel nur vier Arten gekauft, in Berlin nur fünf. Und in den Großstädten Westdeutschlands kommen außer dem in der feinen Küche unentbehrlichen Champignon nur noch winzige Mengen von Trüffeln, Morcheln und Mousserons zur Verwendung.

Die Pilze, die in den ländlichen Haushaltungen verwendet werden, entziehen sich jeder Schätzung. Sie sind ohnehin sehr verschieden, je nachdem ein Jahr mehr oder weniger Pilze hervorbringt. Auch nach den Landschaften ist der Verbrauch sehr verschieden. Am größten ist er im Osten, wo die slawische Bevölkerung aus uralter Überlieferung mehr als dreißig Arten kennt und eifrig als Nahrungsmittel sammelt. Am kleinsten ist er im Westen, namentlich im Rheinland, wo ein merkwürdig starkes Vorurteil den Genuß der Pilze als unanständig verwirft.

Aber selbst im Osten bleiben mehr Pilze in den Wäldern stehen und verderben, als geerntet werden. Das ist eine Tatsache, die immer mehr an Bedeutung gewinnt, je höher die Preise aller Nahrungsmittel steigen. Und hier handelt es sich um ein Nahrungsmittel, das uns keine Arbeit und Kosten bei der Gewinnung verursacht, das nur gesammelt zu werden braucht, weil es uns von der Natur in reicher Fülle ohne unser Zutun dargeboten wird.

Wie groß der Nährwert der Pilze ist, gilt noch immer als Streitfrage unter den Gelehrten, denn die chemischen Untersuchungen der Trockensubstanz haben nur theoretischen Wert. Aber ob die Pilze den Nährwert der Kohlarten erreichen oder nicht, ist wohl ohne Belang, weil die Tatsache nicht zu bestreiten ist, daß alle Arten eine erhebliche Menge von Eiweiß und Nährsalzen enthalten. Und am letzten Ende spricht hier die Erfahrung das entscheidende Wort, daß die Pilze eine wohlschmeckende und sättigende Mahlzeit liefern, die zur Erhaltung des Körpers beiträgt. Den Beweis liefern uns die slawischen Familien im Osten, die sich bei gänzlichem Mangel von Fleisch wochenlang in der Hauptsache von Pilzen nähren, ohne daß ihr Wohlbehagen und ihre Arbeitskraft darunter leiden.

Es ist deshalb eine Frage von nicht geringer, volkswirtschaftlicher Bedeutung, die Hunderttausende von Zentnern Pilze, die jetzt alljährlich in den deutschen Wäldern ungenutzt verkommen, für den Gebrauch zu gewinnen. Weshalb dieses Ziel nicht schon längst erreicht ist, läßt sich nur feststellen, wenn man die ihm entgegenstehenden Hindernisse erkennt und beseitigt.

Der natürlichste ist der Mangel an Kräften zum Sammeln. In den großen Wäldern des Ostens wachsen

in manchen Jahren, von der feuchten Witterung begünstigt, solche Mengen köstlicher Pilze, daß sie zentnerweise gesammelt werden könnten. Die Arbeitskräfte wären wohl zu finden und zu beschaffen, wenn ein bequemer und genügender Absatz vorhanden wäre. Aber da liegt schon der Hase im Pfeffer! Der Handel würde ohne Zweifel gern zugreifen, wenn es möglich wäre, große Pilzmengen in den Städten schlankweg abzusetzen, sei es in frischem oder konserviertem Zustande.

Doch das ist leider nicht der Fall. Und damit kommen wir auf das größte Hindernis, das einer restlosen Verwertung dieses Nahrungsmittels noch immer entgegensteht! Das ist ein aus Furcht vor Vergiftungen und Unkenntnis entstandenes Vorurteil.

Wie oft kann man von Hausfrauen hören: „Ich verzichte lieber auf den Genuß von Pilzen, als daß ich mich und meine Familie der Gefahr einer Vergiftung aussetze", oder: „Ich nehme nur die Arten, die ich ganz genau kenne." Beide Grundsätze sind angesichts der Tatsache, daß ab und zu Vergiftungen durch Pilze vorkommen, unanfechtbar. Da jedoch in einer Stadt wie München zehntausend Zentner, die sich aus dreißig verschiedenen Arten zusammensetzen, alljährlich verzehrt werden, ohne daß eine Schädigung der menschlichen Gesundheit vorkommt, ist es höchst wünschenswert, daß wir uns endlich von dem Vorurteil befreien, indem wir energisch der geradezu traurigen Unkenntnis der Pilze zu Leibe gehen. Die Schule hat bisher in diesem Punkte völlig versagt. Und gerade hier muß der Hebel angesetzt werden. Zuerst müssen die Lehrer in ihren Bildungsanstalten die Pilze genau kennen lernen, nicht aus einem Buch mit schlechten Abbildungen, sondern durch Anschauungsunterricht in der Natur. Als Rückhalt sind jetzt einige ganz vorzügliche Werke mit völlig naturgetreuen, farbigen Abbildungen vorhanden, mit deren Hilfe sich jeder Pilz mit Sicherheit bestimmen läßt, wie das von Michael oder von E. Gramberg. Sie dürften in keiner Lehrer- oder Schulbibliothek fehlen. Von den Lehrern müssen die erworbenen Kenntnisse an die Kinder weiter gegeben werden. Eine dahinzielende Bewegung ist im Gange. Auf den Bezirkskonferenzen im östlichen Deutschland wird man sich in diesem Herbst bereits mit Pilzlektionen, die mit den oberen Schulklassen abgehalten werden sollen, beschäftigen. Ein lobenswertes Vorgehen, das bald reiche Früchte tragen wird.

Die Belehrung muß das Übel an der Wurzel packen und zuerst mit dem Wahn aufräumen, daß alle Erkrankungen aus dem Genuß von Giftpilzen herrühren, d. h. von Pilzen, die an und für sich giftig sind. Diese falsche Ansicht erhält fortwährend neue Nahrung durch gedankenlose Zeitungsnachrichten, die stets beginnen: „Nach dem Genuß von giftigen Pilzen erkrankten usw."

Nein, in der übergroßen Mehrzahl aller Fälle sind es verdorbene Pilze, die das Unheil anrichten. Diese Tatsache muß so oft und eindringlich betont werden, bis die Menschen lernen, gesammelte oder gekaufte Pilze richtig zu behandeln.

Der Pilz hat an und für sich eine kurze Lebensdauer. In wenigen Tagen hat er seine Sporen, seine Fortpflanzungskeime, entwickelt und ausgestreut und damit seinen Lebenszweck erfüllt. Dann zersetzt sich sein Eiweißgehalt, er wird wässerig und weich und zerfließt zu einer formlosen Masse.

Noch schneller geht dieser Prozeß bei dem gesammelten, von der Pilzmutter losgelösten Pilz vor sich, namentlich unter dem Einfluß von Feuchtigkeit und Wärme. Es sind Fälle von Vergiftungen nachgewiesen, wo zwei Familien an einem Regentage die gleichen Pilzarten gegessen hatten. In der einen Familie wurden die Pilze sofort nach der Rückkehr aus dem Walde gesäubert, zubereitet und verzehrt, natürlich ohne jede schädliche Wirkung. Die zweite Familie ließ die Pilze in einem Korb zusammengepfercht über Nacht stehen und verzehrte sie erst am nächsten Mittag. Inzwischen hatte sich in ihnen das furchtbare Zersetzungsgift entwickelt, dem sieben Mitglieder der Familie erlagen. Ähnliche Fälle sind bereits im Frühjahr dieses Jahres nach dem Genuß verdorbener Morcheln zu verzeichnen gewesen.

Daraus ergibt sich als Nutzanwendung die Vorsichtsmaßregel, keine Pilze bei nassem Wetter zu sammeln und auf keinen Fall ungesäubert oder womöglich noch zusammengehäuft aufzubewahren. Wer sich danach richtet, wird Pilze jederzeit ohne Gefahr genießen können. Auch vor den ganz großen Exemplaren, die den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht oder schon überschritten haben, muß man sich in Acht nehmen. Sie sind schon an und für sich verdächtig, und auf jeden Fall zu verwerfen, wenn sie ihre Elastizität eingebüßt haben, was man sehr leicht daran erkennt, daß ein Fingerdruck im Pilz stehen bleibt und sich nicht mehr ausgleicht.

Bei Beobachtung dieser Vorsichtsmaßregeln und naturgemäßer Behandlung der Pilze ist eine Schädigung durch verdorbene Exemplare ausgeschlossen. Als Beweis dafür kann die Tatsache angeführt werden, daß in den Großstädten, wo die Vorräte sehr oft mehrere Tage bei den Händlern liegen, ehe sie verkauft werden, Erkrankungen nach Pilzgenuß äußerst selten vorkommen. In Berlin, München, Breslau, Königsberg ist schon seit Jahren kein solcher Fall vorgekommen. Auf dem Lande werden meistens Familien davon betroffen, die entweder aus Unkenntnis oder grober Nachlässigkeit die Pilze in vernunftwidriger Weise behandelt haben.

Bei den wenigen Unglücksfällen, die wirklich auf Giftpilze zurückzuführen sind, ist die Ursache stets der Knollenblätterschwamm. Er wird auch „falscher Champignon" genannt, womit ausgedrückt werden soll, daß er leicht mit dem echten Champignon verwechselt werden kann. Das ist leider manchmal vorgekommen, obwohl der Schädling vielmehr einem dürftigen Fliegenpilz ähnelt, den doch nachgerade jedes Kind kennt. Von dem Champignon unterscheidet er sich durch Merkmale, deren Kenntnis jede Verwechslung ausschließt.

Das Deutlichste ist die zwiebelartige Knolle, die den Fuß des Stengels beim Knollenblätterschwamm umschließt, während sie beim Champignon fehlt. Zweitens ist der Stengel des Eßpilzes gleichmäßig dick und gefüllt, während er sich beim Giftling nach oben verjüngt und hohl wird. Dazu kommt noch, daß die Lamellen, d. h. die an der Unterseite des Hutes sitzenden Streifen,

beim Giftpilz immer weiß bleiben, während sie beim Champignon allmählich dunkler und zuletzt ganz schwarz werden. Eine Verwechslung ist also nur bei ganz kleinen Exemplaren möglich, wenn man auf die angegebenen Merkmale nicht achtet. Da kommt uns aber noch die Nase zu Hilfe, denn der Champignon riecht angenehm nach Anis und Nußkern, während der Knollenblätterschwamm ganz geruchlos ist.

Daß Vergiftungen durch diesen Schädling auf dem Lande und meistens im östlichen Deutschland vorkommen, erklärt sich, wie in mehreren Fällen festgestellt worden ist, daraus, daß Familien aus dem Westen, die frisch zugezogen sind, nach dem Beispiel der Eingebornen ihre Kinder in den Wald schicken, um Pilze zu sammeln. Die slawische Bevölkerung in Ostelbien ist aber mit den Pilzen vertraut, und weiß sie zu unterscheiden, was bei den deutschen Ansiedlern aus dem Westen nicht der Fall ist. Und diese Unkenntnis rächt sich manchmal in entsetzlicher Weise. Ist es doch sogar vorgekommen, daß Fliegenpilze gesammelt und gegessen worden sind!

Damit ist die Zahl der giftigen Arten in der Hauptsache erschöpft. Der Satanspilz, eine Steinpilzenart, kommt so selten vor, und fällt durch die rote Farbe seines Stengels und Kopfes so unangenehm auf, daß er von jedermann gemieden wird. Dasselbe gilt von dem Speitäubling, der zudem noch so zerbrechlich ist, daß er in der Hand beim Aufnehmen zerbröckelt. Andere Täublingsarten, die früher als giftig galten, wie der Mordschwamm, werden jetzt in Königsberg in großen Mengen auf den Markt gebracht und gegessen. Dann wäre noch der Schwefelkopf zu erwähnen, der dem sehr wohlschmeckenden Stubbling in der Gestalt vollkommen gleicht. Aber seine giftgrüne Farbe und sein abscheulicher Geruch haben bisher jede Verwechslung verhütet.

Dann gibt es noch unter den Steinpilzen zwei Arten, die ungefährlich sind, aber gallenbitter schmecken; sie sind an einer auffallenden, netzartigen Äderung des Stengels leicht zu erkennen. Der früher als giftig bezeichnete Milchreißer, leicht kenntlich an einer zottigen Behaarung des Hutrandes und des beim Durchbrechen austretenden weißen Saftes ist ungefährlich. Ebenso der Schüsselpilz, der in slawischen Ländern trotz seines bitteren Geschmacks durch eigenartige Zubereitung genießbar gemacht wird.

Das Kochen der Pilze als erstes Stadium der Zubereitung ist nicht überflüssig sondern auch unpraktisch. Denn das Kochen zerstört weder das Gift der Giftpilze noch das Zersetzungsgift verdorbener Pilze, es entzieht aber den eßbaren Schwämmen die schmackhaften und nahrhaften Bestandteile. Und vor allem: es macht sie schwer oder gar unverdaulich. Die Bedenken gegen den Nährwert der Pilze, die auf dieser Tatsache fußen, sind durch nichts anderes als durch die falsche Behandlung, das Abkochen hervorgerufen worden. Der ganze Wohlgeschmack der Pilze tritt nur dann hervor, wenn sie sauber gereinigt und gewaschen ohne Wasserzusatz gedünstet oder gebraten werden. Das Abziehen der Haut des Kopfes, das Wegschneiden der Lamellen oder Röhrchen ist auch nicht erforderlich, wenn es sich um junge, frische Exemplare handelt. Nur das untere Ende des Stengels kann man weglassen, weil es auffallend wenig Nährwert besitzt.

Dann herrscht noch eine ganz unbegründete Furcht vor Pilzen, die beim Durchbrechen blau anlaufen. Das ist nur ein Zeichen für den hohen Gehalt an Nährsalzen, und solche Pilze, wie z. B. der Maronenpilz, gehören zu den schmackhaftesten. Ferner ist es falsch, die Pilze, wie man sogar in amtlichen Belehrungen lesen kann, abzuschneiden, weil die stehenbleibenden Stümpfe der Vermehrung der Pilzfliege Vorschub leisten. Nein, man soll den Pilz mit leichter Drehung mit dem ganzen Stiel von der im Erdboden lebenden Pilzmutter trennen. Sie ist das Hauptgebilde. Die an die Erdoberfläche vordringenden Pilze sind nur Fruchtkörper, die in ihren Lamellen und Röhrchen die Sporen hervorbringen, winzige Gebilde, aus denen von Neuem die Fäden und Schläuche des Mycels in der Erde entstehen.

Es breitet sich kreisförmig nach allen Seiten aus, während die Mitte abstirbt. Daher findet man oft Pilze derselben Art in einem Kreise stehen, die vom Volksmund als „Hexenringe" bezeichnet werden, obwohl sie auf ganz natürliche Ursachen zurückzuführen sind.

Von den mehr als achtzig eßbaren Arten sind ganz allgemein nur sehr wenige bekannt. Etwa Steinpilz, Pfefferling, Morchel und Champignon. Neuerdings hat sich in Berlin und anderen Orten der Grünling den Markt erobert. Das ist einer der wohlschmeckendsten Pilze, der gerade in den ärmsten Sandgegenden in ungeheuren Mengen vorkommt. Er ist an seiner grünlichbraunen Farbe des Hutes und dem lebhaften Zitronengelb seiner Lamellen leicht zu erkennen und mit keinem andern zu verwechseln. Er hat aber noch zwei Vettern, einen grauen und einen bläulichen, die ebenso wertvoll aber noch wenig bekannt sind.

Ein besonderes Lob verdient der Blutreizker, der beim Durchbrechen einen orangefarbigen Saft absondert. Er ist vielen Menschen entweder verdächtig oder unbekannt, obwohl er in seinem eigenen Saft gebraten oder sauer eingelegt zu den von Feinschmeckern hochgeschätzten Delikatessen gehört. In den süddeutschen Gebirgen, wo er in großen Mengen zu finden ist, wurde er bisher von der Landbevölkerung verschmäht. Durch Belehrung in den Schulen hat man bereits erreicht, daß einige hundert Zentner auf dem Münchener Markt erscheinen.

Von den Steinpilzarten sind noch als brauchbar zu erwähnen: der Birkenpilz, der Butter- und der Maronenpilz. Sie stehen dem Haupt der Sippe, dem echten Steinpilz, an Wohlgeschmack nicht nach. Daß wir jährlich über eine Million Mark ausgeben, um Mousserons von Frankreich zu beziehen, ist auch unnötig. Denn dieser winzige Pilz, der als Würze in der feinen Küche hochgeschätzt wird, wächst in mehr als genügender Zahl in unseren Wäldern. Er heißt im Volksmund sehr richtig „Dürrbeinel", und ist an seinem Knoblauchsgeruch leicht zu erkennen. Im Norden seltener vorkommend aber im Süden hochgeschätzt ist die Kraterellenart „Schweinsohr". Sie hat einen milden, süßen Geschmack, dem man durch hinzutun von Mousserons einen pikanten Anstrich verleihen kann. Auch der Reh- und Habichtspilz wird von Kennern gern gesammelt. Er sieht infolge der dunklen,

ziegelartigen Schuppen auf seinen Hut nicht sehr einladend aus, und ist nicht leicht zu verkennen, weil er statt der Lamellen Stachel trägt. Das gleiche gilt von den vielen Arten Ziegenbart, die einem Büschel Fäden ähneln; sie wachsen manchmal zu Exemplaren von mehreren Pfund Gewicht heran.

Wer nur diese Arten kennt, wird stets von einem Spaziergang in den Wald mit einem reichlichen Gericht heimkehren. Wie oft kehre ich mit meinen Kindern mit wohlgefüllten Rucksäcken heim, während andere Sammler, die nur Pfefferlinge und Steinpilze suchen, kaum ein Gericht erbeuten. Und wie oft ist mir gesagt worden, wenn ich meine Pilze ausgeschüttet hatte, um sie gleich im Walde zu säubern: „Sie werden sich daran den Tod essen."

Meine Erwiderung lautet stets, daß mir dies in mehr als fünfzig Jahren noch nicht gelungen sei, daß jedoch die wohlmeinenden Warner gut täten, sich etwas mehr Kenntnis der eßbaren Pilze anzueignen. Dann würde auch der Unfug aufhören, daß Menschen bei einem Gang durch den Wald Pilze, die sie nicht kennen, mit dem Stock zerschlagen oder mit dem Fuß zerstoßen.

Die Verwertung der Pilze in der Küche läßt auch noch manches zu wünschen übrig. In vielen Haushaltungen kennt man keine andere Zubereitung als das Braten oder Dünsten der vorher abgekochten Pilze. Der Sud, der nahrhafter ist, als die ausgelaugten Schwämme, wird ohne Ausnahme weggegossen. Mit diesem Brauch muß gebrochen werden. Denn jeder Pilz enthält selbst so viel Wasser, daß er dieses Zusatzes nicht bedarf.

Eine sehr empfehlenswerte Methode behandelt Pilzhüte von Handtellergröße als Kotelettes, d. h. sie werden doppelt paniert und gebraten. Jeder, der dies Gericht zum erstenmal kennen lernt, staunt über die Zartheit und Wohlgeschmack des Kotelettes, dessen Ursprung schwer zu erraten ist. Kleingewiegte Pilze säuerlich wie Haschee zubereitet, schmecken ebenfalls vorzüglich. Auch die säuerliche Suppe aus frischen oder getrockneten Steinpilzen, mit oder ohne Fleisch gekocht, liefert eine gute Mahlzeit. Und Pilze sauer eingelegt, werden in vielen Familien als Beisatz hochgeschätzt.

Auf dem Lande sollte man nicht versäumen, Vorräte von Pilzen, auch die madigen Exemplare ungereinigt, im Backofen knochenhart zu dörren, sie zu zerkleinern und das Pulver mit warmen Kartoffeln oder Kleie vermischt, den Hühnern im Herbst als Futter zu reichen. Der Erfolg ist wunderbar. Die Hühner überwinden sehr schnell die Mauser und beginnen bereits im November Eier zu legen.

Das Ziel, die völlige Ausnutzung der Naturschätze, die uns der Wald in den Pilzen bietet, zu erreichen, liegt noch fern vor uns. Aber eine Besserung ist doch bereits zu erkennen. Hoffentlich werden auch diese Zeilen dazu beitragen, das unbegründete Vorurteil und die Furcht vor Giftpilzen zu zerstreuen. Wenn wir jährlich sechs Millionen Mark ausgeben, um Champignons für die feine Küche aus Frankreich zu beziehen, dann können wir ebensogut durch Belehrung ein Nahrungsmittel aus unseren Wäldern gewinnen, das allen Volksschichten zu gute kommt.



Es ist ein Obdach . . .

Und wenn du alles: Glück und Gut verlierst,
Dir alle Liebesträume in der Hand zerrinnen,
Wenn du im ew'gen Schatten stehst und frierst,
Und dich die Tage wie ein graues Netz umspinnen,

Wenn selbst der Jugend schöne Zuversicht,
Der zarte Hoffnungsglanz in deines Lebens Land
Und alle Freude auslöscht wie ein Licht —
Halt stand! — Du hast ein köstlich Kleinod in der Hand!

Dich selbst! — Und deines Wesens reiche Kraft,
Die dir ein Leben baut, abseits dem Leben,
Das in der Tage lauter Flucht begehrt und schafft —
Das wird dir alles, alles wiedergeben!

Und also sei dein köstlichstes Gebot:
Bewahr dein Selbst und halt es groß und rein,
Es ist ein Obdach, stark und tröstlich wie der Tod,
Und seine Gaben werden ewig sein!

Christa Niesel-Lessenthin.



Der Kampf.

Novelle von Cl. von Peßler.

(Schluß.)

Ein Stück der kostbaren Geschmeide nach dem andern legte das alte Fräulein in die jungen Hände und verstand es dabei geschickt, in dem sie eine stark für ihren Zweck gefärbte Schilderung von dem Eheleben ihres Bruders gab, die Mutter in Margits Augen herabzusetzen. Sie schilderte sie gefallsüchtig und oberflächlich. „Deine Mutter fühlte sich nur glücklich, wenn fünf, sechs Herren an ihrem Triumphwagen zogen, mein Bruder genügte ihr nicht, immer mußte sie wenigstens noch diesen Hauptmann Ulrich um sich haben. Sonst sollen die Norddeutschen doch kühl und zurückhaltend sein, aber neulich erst habe ich's wiedergesehen, wie lebhaft sie werden kann, so wie sich ein Herr um sie bemüht, das ganze Gesicht hat dann einen anderen

Ausdruck, und ihre Augen leuchten in solch häßlichem Glanze!"

Margits Hände zitterten, sie ließ die Schmuckstücke auf den Tisch gleiten und sagte mit tonloser Stimme: „Ich will zu meiner Mutter gehen."

„Gleich Herzchen, gleich; nur diese Kette probier noch und hier die passende Nadel und das Armband, und mir ist's lieber, wenn du deiner Mutter nicht erzählst, daß ich dir das alles geschenkt habe, vielleicht erlaubt sie sonst nicht, daß du's annimmst."

„Aber Mutter wird über mein Verschweigen traurig sein, wenn sie es später mal erfährt", wandte Margit ein.

Anna seufzte tief auf, wie fest waren doch die Bande, die das Herz des Kindes an die verhaßte Frau knüpften, sie ließ sich auf einen Stuhl sinken und klagte: „Willst du mir denn gar nichts zu Liebe tun, siehst du nicht, wie ich um dein Herzchen bitte, wie ich dir alle Wünsche an den Augen absehen möchte? Du bist doch das geliebte Kind meines einzigen, teuren Bruders, bist doch überhaupt der einzige Mensch, der mir noch nahe steht"; mit beiden Händen preßte sie das Taschentuch gegen die Augen.

Margit umarmte sie zärtlich und tröstete sie mit tausend Liebes- und Dankesversicherungen und vergaß dabei, daß die Mutter auf sie wartete. Sie schloß sich in den nächsten Tagen enger an die Tante an, die ihr Verhaltungsmaßregeln für die Festlichkeit gab und ihr Selbstbewußtsein durch ständige Schmeicheleien hob.

Irene dagegen war strenger als sonst gegen ihren Liebling. „Steh nicht so viel vor dem Spiegel," mahnte sie, „und vertrödle deine Zeit nicht mit dem Ausprobieren von Haarfrisuren. Hast du deinen englischen Aufsatz fertig?"

„Ach Mutti, wie streng du bist," schmollte Margit, „Tante Anna ist da viel netter."

Gleich darauf umarmte sie reumütig die Mutter, aber in Irenes Herzen saß der Stich, und Tante Annas Augen blitzten triumphirend auf, das Kind ihres Bruders sollte ihr gehören, ganz ihr, dann mochte die Fremde doch gehen. Irene war in ihr Zimmer hinübergegangen, und Anna versuchte von neuem, sie in den Augen ihrer Tochter herabzusetzen. Aber das Gefühl, der Mutter weh getan zu haben, drängte Margit, jetzt für sie einzutreten, zornig fuhr sie auf. „Es ist nicht recht, Tante, daß du so sprichst, die Mutter lebt ganz zurückgezogen, sie geht fast zu keinem Vergnügen, sie verlangt nur nach meiner Gesellschaft."

„Du Kindskopf! Hast du nicht neulich gesehen, wie ihre Augen leuchteten, als sie den Fremden anschaute, wie sie ihm die Hand drückte, es hätte nicht viel gefehlt, und sie wäre ihm um den Hals gefallen, du armes Hascherl, dir werden die Augen noch aufgehen!"

Margit preßte die Hand aufs Herz, heiße, flackernde Röte schoß ihr ins Gesicht, mit wehem Tone schrie sie auf: „Schweig, ich dulde es nicht länger, daß du mir die Mutter schlecht machst, fühlst du denn gar nicht, wie weh du mir tust? Und ich werde es dir doch nie, niemals glauben!"

Aufweinend eilte sie in ihr Zimmer, ach, im tiefsten Herzen fühlte sie nur zu schmerzlich, daß ihr das Bild der Mutter getrübt war, daß sie das schrankenlose Vertrauen zu der Verehrten verloren hatte. Fühlte die Mutter sich nicht doch schuldig, da sie immer wieder zu allen Anschuldigungen schwieg?

Nach was sehnte sie sich, das sie selbst mit all ihrer innigen Liebe ihr nicht geben konnte? War sie wirklich so gefallsüchtig, und hatte sie den guten Papa schon vergessen und wünschte, sich wieder zu verheiraten? Margit fühlte sich, abgesperrt vom Mutterherzen, all diesen beängstigenden Fragen gegenüber hilflos, verzagend und verlassen. Sie nahm den Schmuck, den ihr die Tante geschenkt hatte, um ihn ihr zurückzugeben, unklar fühlte sie, daß ihr etwas viel Kostbareres dafür genommen worden war.

Da kam die Mutter herein, und schnell legte sie ihn wieder ins Fach zurück. „Bist du fertig, Margit, wir wollen doch hinüberfahren nach Ofen zu Sarners?" Die Augen der Mutter aber, die liebevoll das verweinte Gesicht der Tochter streiften, fragten etwas ganz anderes. Irene wartete einen Augenblick, wollte sich ihr kleines, liebes Mädel nicht wie sonst in ihre Arme werfen und sich da ausweinen und zurechtfragen? Dann ging sie seufzend hinaus. Es war anders geworden zwischen ihnen wie früher, Annas Samen trieb Frucht.

Sie saßen zusammen auf dem Schiff. Irene dachte, die Schönheit der Fahrt genießend, an die Zeit, da sie im Anfang ihrer Ehe oft mit ihrem Mann hinüber und herüber gefahren war, nur um auf der Donau zu sein, um den mächtigen Fluß, die altertümlichen, prächtigen Gebäude an seinen Ufern, die schnellen, graziösen Schiffe auf seinen Wogen und die weitüberspannenden Brücken bewundern zu können. Ein weiches Lächeln spielte um ihre Lippen, ein wehmütiger Glanz stand in ihren Augen. Margit beobachtete sie. Ihnen gegenüber saß ein eleganter Herr, der die Mutter verstohlen, bewundernd beobachtete. Margit bemerkte es, sonst hatte sie sich über das Aufsehen, das die Schönheit der Mutter oft hervorrief, gefreut, heute berührte es sie peinlich. Sie prüfte ihren Anzug, er konnte nicht schlichter und einfacher sein, sie prüfte ihr Gesicht, ob dieser Glanz im Auge dem Fremden galt? Irene fühlte den Blick ihres Kindes und nickte ihr lächelnd zu, aber nicht wie sonst erwiederte Margit den stummen Gruß, sondern wandte tief errötend das Gesicht ab. „Kanntest du den Herrn, der eben ausstieg", fragte nach einer Weile Margit die Mutter.

„Welchen? Ich habe gar keinen beachtet", antwortete sie zerstreut.

„Natürlich, zugeben wirst du mir's nicht," dachte Margit erbittert und dann, mit einem Schauer des Entsetzens über sich selbst, „nein, das habe nicht ich, das hat Tante Anna in mir gedacht. Mein Gott, wie unglücklich bin ich!"

Auf der Rückfahrt setzte sich ein Herr mit braungebranntem, scharf gezeichnetem Gesicht ihnen gegenüber, der Irene wieder und wieder mit spähendem Blicke streifte. Sie fühlte sich von Margit beobachtet, und die mißtrauischen, spionierenden Blicke ihres Kindes taten ihr weh. War das dort nicht Hauptmann Nervi, ein guter Freund ihres Mannes und Ulrichs, konnte sie

vielleicht von ihm die Adresse des letzteren erfahren? Aber er war in Zivil und sie war ihrer Sache nicht ganz sicher. Da kam er selbst auf sie zu und begrüßte sie, und aus seinen Worten schien ein Hauch der alten, glücklichen Zeit Irene zu umwehen, sie reichte ihm herzlich die Hand und erfuhr im Laufe des Gespräches, daß Major Ulrich seit ungefähr einem Monat wieder seine alte Wohnung in Pest inne habe.

Margit beobachtete mit zornigem Groll die Mutter. Ja, die Tante hatte recht, wie dunkel ihre Augen jetzt leuchteten, wie sie den Herrn jetzt zum Abschied so freundlich ansah, sie haßte die Mutter um dieses einen Blickes willen, der sie in ihren Augen erniedrigte. Sie wandte sich ab und beugte sich weit über die Schiffsbrüstung. „Könnte ich da hinabspringen", sehnte sie sich. Die Mutter war in einer weichen, wehmütigen Stimmung, beim Aussteigen schob sie den Arm unter den ihrer Tochter. „Ich habe mich gefreut, den Hauptmann wiederzusehen", sagte sie.

„Das habe ich gemerkt", antwortete Margit trocken.

„Wie so denn?" Irene war erschrocken über den häßlichen Ton der Worte.

„Na, weil du ihn so anguckteſt! Überhaupt, Mutter, erzähle mir doch mal, wie das war mit Vaters Tode."

„Jetzt nicht, ein andermal." Schweigend gingen sie nebeneinander her in bitterwehen Gedanken. Margit war's, als habe sie die Mutter verloren, und eine Fremde schreite neben ihr, und Irene quälte sich mit der alten Frage: „Bin ich wirklich schuld am Tode meines Mannes?"

Im Salon stand die Kassette mit den Briefschaften ihres Mannes. Anna hatte damals die Schlüssel zu sich genommen, jetzt aber kam der Zorn über Irene; hatte nicht vor allem sie das Recht, die Briefe ihres Mannes zu lesen, wie hatte sie sich nur all die Jahre her davon zurückhalten lassen können?

Kaum zurückgekommen, eilte sie in den Salon, um die Kassette zu holen, und sah mit Verwunderung, daß die Schlüssel steckten. Hinter verschlossener Türe saß sie dann in ihrem Zimmer vor den Briefen, ihr gestorbenes Glück erstand vor ihren Augen, die Sehnsucht nach dem Toten schüttelte sie in verzweiflungsvollem Jammer. Die Angst vor solchen Stunden klarsten Erkennens ihres Unglücks hatte sie wohl auch mit vom Lesen dieser Briefe abgehalten. Wie sehr hatte sie ihren Mann geliebt, vergöttert, wie litt sie noch immer unter seinem Verluste, und sie, sie sollte Schuld sein an seinem Tode! Endlich raffte sie sich zum lesen auf. Sie mußte das Lexikon zu Hilfe nehmen, da die Briefe fast alle ungarisch geschrieben waren, aber sie fand nur Gleichgültiges, das meiste war von ihr ganz Fremden geschrieben. Hatte Anna die betreffenden Briefe an sich genommen und deshalb auch die Schlüssel stecken gelassen? Doch endlich fand sie zwischen einem Paket Rechnungen einen Brief von Ulrichs Hand, den hatte Anna übersehen. Nachricht, daß er auf seinem Gute glücklich angekommen sei, eine Bitte, sich um seine Pferde zu kümmern, aber da, einen Augenblick tanzten die Buchstaben vor Irenes Augen, wie sie las: „Ich begreife nicht, wie du auf den Gedanken kommst, Irene habe mich besucht, auf dem Rennplatz sind wir allerdings zusammen gewesen und haben uns vorzüglich unterhalten; du hättest ja auch kommen können!" Irene starrte auf das Blatt, sie wußte bestimmt, daß sie nie auf dem Platze war, sie hatte gar kein Interesse für Rennen. Wie konnte Ulrich so etwas schreiben, wie konnte ihr Mann das von ihr glauben, und warum hatte er sie nicht offen um das alles gefragt? Sie entsann sich wohl, daß er die Wochen vor der Katastrophe sehr ungleich zu ihr gewesen war, einmal unfreundlich und kühl und dann um so leidenschaftlicher. Hatten ihn da schon die Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit gequält? Immer wieder las sie die Stelle, bis plötzlich ein Verdacht in ihr aufzuckte, der ihr ganzes Sein wie zu Eis erstarren ließ, starr und regungslos kauerte sie bis zum Morgengrauen in ihrem Sessel.

Der Tag der Festlichkeit kam heran, Tante Anna war in strahlender Laune, sie hatte längst die Entfremdung zwischen Mutter und Tochter bemerkt und überhäufte Margit mit Geschenken, Liebkosungen und Schmeicheleien. Diese fühlte sich dadurch wohl etwas getröstet, doch aber war ihr, als schwanke der Boden unter ihren Füßen, als stände sie in einer haltlosen Leere, sie entbehrte das Einverständnis mit der Mutter wie eine notwendige Lebensbedingung. Am Abende aber siegte ihre Lebenslust über alle trüben Gedanken, sie freute sich auf die vielen Bekannten, das Tanzen und das Eis. „Sie ist ja noch ein Kind," dachte Irene bei ihren Worten und wieder am Abend, einige Stunden später, als sie ihre blonde, schöne Margit in dem kostbaren, blauen Kleide aus einem Arm in den anderen fliegen sah, als sie die heißen Blicke beobachtete, die der schlanken Gestalt folgten, die Worte auffing, die dem jungen Mädchen ins Ohr geflüstert wurden und es heiß erröten ließen, dachte sie wieder, „aber mein Gott, sie ist ja doch noch ein Kind und soll es noch lange bleiben." Energisch drängte sie so bald wie irgend möglich zum Aufbruch. Im Auto hetzte die über das frühe Fortgehen enttäuschte Tante: „Arme Margit, nun es am allervergnügtesten wird, mußt du schon weggehen, dein Vater würde dich bestimmt noch dort gelassen haben."

Irene faßte beschwichtigend nach der Tochter Hand. „Du bist noch zu jung, dein Benehmen war zuletzt auch etwas ausgelassen, zu kindlich zwanglos."

„Ach, sieh mal, bei der Tochter urteilst du so strenge", höhnte Anna, und Margit rief, in ihrer jungen Würde als gefeierte Balldame verletzt, gehetzt von dem quälenden Gedanken an der Mutter Gefallsucht, auf die die Tante wiederum anspielte: „Aber Mutter, ich habe doch keinen der Herren so angesehen, wie du neulich den auf dem Schiffe!"

Mit spröder Stimme gebot Irene Schweigen. Kein Wort wurde mehr gesprochen. Ein Abgrund hatte sich geöffnet zwischen Mutter und Kind. Die Tante triumphierte, jetzt waren sie quitt, Irene hatte ihr den Bruder genommen, sie nahm ihr ihr Kind.

Am anderen Tage strich sie nach einer langen Unterredung zärtlich über Margits erblaßtes Gesicht. „Nun weißt du, warum dein Vater im Duell gefallen ist, die falsche, leichtfertige Frau hat's verschuldet."

Da fuhr Margit auf in Zorn und Schmerz. „Ich

verbiete dir, meine Mutter so zu nennen.“ Und mit tränenerstickter Stimme flehte sie: „Wenn sie's denn ist, so sag's wenigstens doch nicht immer wieder, ich hab' sie doch lieb, es ist doch meine Mutter,“ und wieder auffahrend in wildem Zorne: „Und es ist ja doch alles nicht wahr, was du sagst, beweise es mir erst.“

Jäh aufgeschreckt aus ihrem Glauben, am Ziel angelangt zu sein, starrte Anna in die haßerfüllten, drohenden Augen des Mädchens. „Aber erst neulich hat sie doch mit dem Reichsdeutschen ein Rendezvous gehabt, wie aufdringlich hat sie sich dem gegenüber benommen.“

Margit umklammerte ihr Handgelenk. „Wann Tante? Wo?“

„Aber Margit, wir beide haben sie doch überrascht, du hast es doch mit eignen Augen gesehen, — damals auf dem Rasenhügel, und so wie damals, könnte ich dir noch zehn, zwanzig Beweise bringen.“

„Genau so wie damals?“ fragte die Kinderstimme mit erwartungsschwerem, zitterndem Tone.

„Ja, Kindchen, sicher, genau so wie damals.“

Da warf Margit die Arme in die Brust, wie von einer ungeheuren Last befreit und ein zitternder Frohlaut kam von ihren Lippen, „Gott sei Dank, Tante, nun weiß ich Bescheid.“

An der Verblüfften vorbei eilte Margit in das Zimmer der Mutter; es war leer. Die Mutter war ausgegangen, ohne sie, wie sonst stets, zum Mitgehen aufzufordern, sie hätte sich so gern der Mutter zu Füßen geworfen, der Märtyrerin, der Heiligen. Jetzt begriff sie, daß die Mutter des lieben Friedens willen zu allen Anschuldigungen schwieg, daß die Tante, getrieben von falscher Liebe zu dem Toten, von Rachsucht gegen die Mutter, maßlos übertrieb. Sie fühlte sich so glücklich, so leicht und froh, als hätte sie eine lebensgefährliche Operation überstanden.

Da hastete die Tante mit hämischem Gesicht zu ihr ins Zimmer. „Da habe ich einen neuen Beweis für die Charakterart deiner Mutter, da lies!“

Die Buchstaben tanzten vor Margits Augen, mühsam las sie, was ihr die Tante mit triumphgesättigter Stimme vorsagte: „Ihrem Wunsche entsprechend, werde ich morgen um sechs Uhr an dem großen Rosenbeet auf der Insel sein.“ Hastig riß ihr die Tante den Brief fort.

„Wo hast du ihn her“, fragte Margit mit zitternden Lippen.

„Das ist ja gleich. Also morgen um sechs Uhr, aber verrate dich nicht.“

Trostlos stürzte Margit in die Knie. „Ach lieber Gott, laß mich doch lieber sterben, ehe du mir wieder den Glauben an die Mutter nimmst“, betete sie. Dann, nach langem Weinen raffte sie sich auf, Mutter war zurückgekommen, sie wollte zu ihr gehen. Aber sie hatte die Türe ihres Zimmers abgeschlossen, und Margit fühlte, sie stand nicht mehr wie früher zu ihr, daß sie sich mit Schmeicheln und Betteln den Eintritt hätte erzwingen können.

Am nächsten Tage schlug Anna einen Konzertbesuch auf der Margareteninsel vor, Margit spähte ängstlich in das Gesicht ihrer Mutter, das jähe Röte überschoß, während sie ihr Mitgehen zusagte. Dann saßen sie zusammen auf der blumengeschmückten Veranda des Kaffeepavillons, die Regimentsmusik spielte, in der breiten Wandelhalle flutete das Publikum auf und ab. Plötzlich erhob sich Irene. „Ich habe Lust, ein wenig spazieren zu gehen.“ Auch Margit stand auf. „Ich wünsche deine Begleitung nicht.“

Die Zurückbleibenden spähten hinter der hohen, schlanken Gestalt im schwarzen Kleide her, die jetzt in den Weg einbog, der zum Rosengarten führte. Anna triumphierte. „Habe ich nun recht? Schnell, komm!“

Margits Knie zitterten, wie sie der Tante folgte, die einen anderen Weg einschlug, der aber gleichfalls zu dem großen Rosenbeete führte. Schon von weitem sahen sie Irene auf einer Bank sitzen, jetzt trat ein Herr zu ihr und begrüßte sie. „Der Mörder deines Vaters“, murmelte die Tante beim Näherkommen.

Irene hatte Major Ulrich um eine Unterredung ersucht. „Nun erklären Sie mir alles,“ bat sie ihn, „ich beschwöre Sie, mir die volle Wahrheit zu sagen.“

Peinliche Verlegenheit rötete das Gesicht des Mannes. „Um alles in der Welt, gnädige Frau, wollen wir die Vergangenheit nicht ruhen lassen?“

„Nein, ich muß Klarheit haben, zu viel steht für mich auf dem Spiele, sprechen Sie ganz offen, ich habe Ihre Briefe an meinen Mann gelesen.“

„So wissen, Gnädigste, daß es sich um Irene Nander, die Diva des Neustädter Theaters handelte.“

Fassungslos stierte Irene vor sich hin, so hatte sie mit dem furchtbaren Gedanken, der ihr neulich Nacht gekommen war, also recht gehabt. Steif und ausdruckslos starrte sie geradeaus, wie Todeshauch hatte es sie getroffen. Da trat Margit neben ihr aus dem Gebüsch und warf sich vor ihr nieder, und von den zitternden Lippen ihres Kindes klang ihr, ein Meer von Entschuldigungsbitten und Liebesworten umfassend, das eine Wort bis tief ins Herz. „Mutter!“ Den Mann hatte sie eben erst und für alle Ewigkeit verloren, aber das Herz ihres Kindes ganz und für immer dafür zurückgewonnen.

„Komm, Gretchen, wir wollen heimgehen“, sagte sie liebevoll zu der Knienden, und ihre Gedanken flogen voraus zu dem alten, lindenumschatteten Herrenhaus fern in der Heimat.

Du.

Du bist mir mehr geworden,
Als du es willst,
Weil du mit deinem Wesen
Mein Denken füllst.

Ich will dich mir verbinden
So innig fest,
Daß deines Geists Begehren
Nicht von mir läßt.

Ich will dein Herz beschenken
So überreich,
Daß deine Freude werde
Der meinen gleich.

Waldemar Staegemann.



Boston und Neu-England.

Von Hermione von Preuschen.

Man sagte mir, daß in Boston von allen amerikanischen Städten das geistig regsamste Leben sei, und ich will es gerne glauben. Es hat eine Atmosphäre ganz eigener Art, und das ganze Neu-England mit seinen Flüssen, Seen, Wiesen und Wäldern hat etwas an sich vom Landschaftszauber der alten Welt. Wenn man in Boston ankommt, scheint es einem anfangs nur ein wenig stiller als andere amerikanische Städte gleicher Größe. Wenn man aber vor seinem alten Kapitol von anno 1700 mit der goldenen Kuppel steht oder den zahlreichen historischen Erinnerungen nachgeht, die uns in Alt-Boston auf Schritt und Tritt begegnen, dann spürt man zum erstenmal jenen eigentümlichen Hauch, den ich die „Bostonstimmung" nennen möchte. — Es gibt so wenig moderne amerikanische Städte, die Stimmung haben! Es ist, als wäre hier das rücksichtslose „Moneymaking" um einen Hauch weniger fühlbar an der Arbeit. Auch die Commouns und die Publicgardens mit dem Reiterstandbild Washingtons verstärken diesen Eindruck, vor allem aber die breite, prächtige Commonwealth Avenue mit ihren mancherlei Milliardärpalästen. Die romanisch neuerbaute Trinity church mit der herrlichen Orgel am Cobleysquare, einem der prächtigsten Plätze der Welt, zeigt, was Geld und Geschmack leisten können. Sie ist einfach wundervoll im Innern, das uns mit seinem mystischen Dämmer ganz modernen Ursprungs gefangen nimmt wie eine altspanische Kathedrale. Auch die Bibliothek am gleichen Platz ist sehr schön.

Aber das Artmuseum in seinem stolzen griechischen Bau an der neuen Huntingdon Avenue ist eines der bedeutendsten Museen von Amerika. Wieder und wieder muß man hier staunen, was dieses junge Land an alten Kunstschätzen zusammengespeichert hat. Niemals habe ich eine größere und vielseitigere japanische Kollektion gesehen wie hier, so geschmackvoll aufgestellt und mit einem reizenden japanischen Garten. Auch die ägyptische Ausstellung ist reichhaltig und eigenartig, ebenso die persische Abteilung. Ich sah nirgends schönere persische Fayenzen.

In der Skulptur sind einige herrliche altgriechische Reliefs aus vorpraxitelischer Zeit vorhanden. Ein entzückender Venuskopf und mehrere sehr gute Torsi. Sehr gute Tanagrafiguren und altgriechische Grabstelen. Auch eine reiche Vasensammlung. Sehr interessant ist ebenfalls die Gemäldesammlung, namentlich aus der holländischen Schule, und treffliche englische Porträts aus dem 17. und 18. Jahrhundert. — Der Hafen ist sehr anziehend mit seinem Park am Point und seinem Pier, von dem man Fort Independance und andere Inselfestungen, sowie zahllose Schiffe überblickt.

Cambridge mit der berühmten Harvard-University, ihrem Konglomerat von Universitätsprachtbauten, Kollegs und Klubs, ist eine Welt für sich, eingebettet in die herrlichsten, alten Bäume. Und die sich weiter anschließenden alten Ortschaften Lexington und Concord, deren alte Häuser und neue Monumente eine Illustration zur amerikanischen Freiheitsgeschichte bilden, sind nicht nur historisch, sondern auch malerisch und poetisch von größtem Interesse. Dort ist die „Old Manse". Und hier das Monument für den „minuteman", der den ersten Schuß gegeben, „that, was heard, around the world".

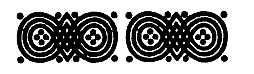
Hier ist auch Emersons, des großen amerikanischen Philosophen und Freidenkers Ralph Waldo Emersons Haus, in dem er fast fünfzig Jahre gelebt und manche andere Schriftstellerklause aus alter und neuerer Zeit. So lauschig und idyllisch ist es hier, daß es mir kaum glaubhaft schien, in Amerika zu sein, dem positiven Land der Tatsachen. Alles in Concord atmet die vergangene Zeit. Da ist noch die kleine Schenke, in der die kämpfenden Offiziere den Stärkungstrunk nahmen vor der entscheidenden Schlacht, die Amerikas Unabhängigkeit von England entschied. Und dort ist die Brücke „the north bridge", um die der Kampf wogte. Ja, Boston ist stimmungsreicher wie alle anderen amerikanischen Städte.

Die Krone seiner Stimmung aber liegt in Longfellows Haus und Park, drüben in Cambridge. Vom Charlesrever, hinter dem die glühende Junisonne untergegangen, stieg ich durch die Parklichtung, die die volle Fassade des schönen Kolonialhauses mit den feinen Säulengliederungen zeigte, hinan und durch das altertümliche Gittertor in den wundervollen Park mit seinen Rasenparterres und Fliederbuschwänden. Der Garten ist genau wie bei Lebzeiten des Dichters, wie mir der Gärtner versicherte. Das Haus wird von seiner Lieblingstochter bewohnt. Für die zwei anderen Töchter des Dichters sind Häuser gleichen Stils, links von Longfellos Haus erbaut. Sie sind so geschickt entworfen, fügen sich so gut in den Rahmen, daß man sie kaum für so neuen Datums hält.

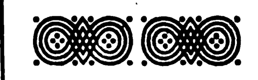
Im Garten des Dichters Longfellow aber atmet die Seele von Boston. Allan Poes Haus konnte ich leider nicht sehen. Aber das Haus Longfellows in seiner entzückenden Stimmung zwischen den hohen Fliederwänden, hat mich für alles entschädigt.

Anderen Tages war ich dann noch in Plymouth und setzte meinen Fuß auf den Fels, den die Emigranten von der „Mayflower" zuerst betreten, sah all die Reliquien jener Zeit in der Pilgrimhall und das eben so wohlgemeint als unkünstlerische Monument zur Erinnerung an dies Ereignis. Auch auf dem Burialmount fand ich manche Gräber der ersten Pilgrime. Und sah alte Häuser ihrer Nachkommen. Auf dem Rückweg, durch den reichsten Teil von New England, sah ich dann in Station „Egypt", Dreamwold, eines der herrlichsten Besitzungen Bostoner Milliardäre.

Ich hatte freilich tags zuvor in Brooklyn, der „reichsten Stadt der Welt", auf Chesnuthill herrliche Villen im Kolonialstil bewundert, und lang sinnend vor der Prachtvilla der jüngst verstorbenen Mary Baker Eddy gestanden, der Gründerin der Christian Science, wie vorher vor der Mutterkirche der Christian Science, einem Riesenbau ... Ja, Boston und New England hat merkwürdige und seltene Blüten hervorgebracht. Es ist die stimmungsreichste Gegend von Amerika!



Bücherbesprechungen



Wilhelm Schmidtbonn: **Das Glücksschiff**, mit Einführung von Georg Muschner. Lese-Verlag, Stuttgart.

Eine Sammlung von Geschichten, die am Rheine spielen, und die eigene Poesie dieses Stromes widerspiegeln. Zugleich dient er als Symbol: Symbol des schwellenden und vergehenden Lebens. Und Symbol im weiteren Sinne „für das Untergründige, das in dem Dichter lebt, und das er seinen Menschen mitgibt. Und wenn auch noch so erdig, noch so realistisch deutlich Einzelheiten beschrieben werden, in allem schwingt diese Unergründlichkeit wie ein geheimes, fruchtbares, poetisches Element." Die bedeutendste der hier vereinten Geschichten ist „Musikantentod". Nicht nur, daß hier jeder einzige der stets zu sieben herumreisenden Musikanten mit wenigen starken Strichen vollendet gezeichnet, daß die ganze Erzählung von wunderbar tragischem Humor durchleuchtet ist, das Sterben des alten Musikanten auf der Dorfstraße ist mit einer Kraft und Wahrheit gegeben, die dem Verfasser in die Reihe der ersten Novellisten stellt. Es liegt etwas menschlich Erschütterndes in dieser kurzen, knappen Erzählung. Das herbe Geheimnis, die packende Macht des Sterbens, spricht zu still gewordenen Herzen.

Wilhelm Schwaner: **„Unterm Hakenkreuz".** Volkserzieher-Verlag Wilhelm Schwaner, Berlin-Schlachtensee. M. 4,—, geb. M. 5.—.

Wilhelm Schwaner zeigt auch in dieser Sammlung werbender Aufsätze, daß er nicht nur ethischer Reformator, sondern ethischer Denker ist. Ihm zwar kommt es zuerst auf das Sammeln und Werben an. Ein Volkserzieher will er sein. „Suchet, findet und bauet euch selber!" Das ist das Losungswort, das er seinen Lesern, die er zu Volkserziehern in seinem Sinne bilden will, ins Herz prägt. Selbsterzieher und Volkserzieher, das soll sich bei ihm und für ihn decken. „So hat es auch der Nazarener gemeint — trotz aller Wortstecherei — wenn er riet, das Reich Gottes in uns selber zu suchen; so hat es Goethe gehalten, der ganzen Geschlechtern seinen Geist einhauchte, indem er sich zur höchsten Vollkommenheit erhob, so wollte es selbst der verlästerte und vielfach mißverstandene Nietzsche."

Ich bin durchaus nicht mit allem einverstanden, was Schwaner plant und wirkt, ehrliches Wollen, warme Begeisterung für seine Ziele und selbständiges Denken machen ihn und seine Schriften jedoch sympathisch. In einem Artikel wie dem über den Tod, den er als das „erste, große Gericht über das Selbst" bezeichnet, begegnet man manchen eigenen und in dieser Weise noch nicht ausgesprochenen Gedanken.

Julia Virginia: **Das bunte Band.** Xenia-Verlag. Leipzig.

Haben wir noch nicht genug der Mittelware in der Lyrik? Julia Virginia hat sich durch die Übersetzung von Taras Schwetschenkos Gedichten ein Verdienst erworben, zum Eigenen aber langt es nicht. Sie bleibe bei der Übersetzung und Vermittlung Größerer. Darin leistet sie etwas, hier versagt sie. Artur Brausewetter.



Neue Bücher



Erlebnisse und Eindrücke 1870—1890 von Anton von Werner. Preis 15.—, in künstler. Leinenband 17,50 Mk. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Das Gifttrias von Dr. med. Josef Lindenmayr, mit Vorwort von Dr. Georg von Schulze. Preis 1,— Mk. Wissenschaftliche Verlagsanstalt Globus, Dresden-Leipzig.

Das Morden durch Beerdigen Lebendiger von Frhr. v. Erhardt. Preis 1,50 Mk. Wissenschaftliche Verlagsanstalt Globus, Dresden-Leipzig.

Harun der Sarazene von Elly von Roonden. Preis geh. 4,—, geb. 5,— Mk. Xenien-Verlag, Leipzig 1913.

Die Dame mit den Kamelien. Roman von Alexander Dumas-Sohn. 7. Auflage. Preis geh. 2,25, geb. 3,— Mk. A. Hartlebens Verlag, Wien und Leipzig.

Material für Filmschriftsteller. Schriftsteller-Bibliothek Nr. 10. Zusammengestellt von der Redaktion der „Feder". Federverlag 1913. Dr. Max Hirschfeld, Berlin.

Ideal und Leben. Eine Sammlung ethischer Kulturfragen. Herausgegeben von Dr. J. Klug. 1. Band: Vergangenheit und Gegenwart von Dr. A. Wirth. Preis 1,— Mk. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn-Würzburg. 2. Band: Das religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit von Dr. F. Zach. 3. Band: Duell und Ehre von M. Erzberger, M. d. R. Preis 1,— Mk.

Der Franzosenhof von Luise Westkirch. Preis geh. 3,50, geb. 4,50 Mk. Max Seyfert, Verlagsbuchhandlung, Dresden 1913.

Gedichte von Heinrich Siff. Druck und Verlag Roßwaags Verlags-Buchdruckerei, New-York.

Spiele der Eros-Gedichte von Emil Hügli. Preis 3,— Mk. Xenien-Verlag, Leipzig.

Vom köstlichen Humor. Eine Auslese aus der humoristischen Literatur alter und neuer Zeit. Herausgegeben von Ludwig Fürstenwerth. Preis 1,20 Mk. Verlag Hesse & Becker, Leipzig.

An unsere Leser!

Mit diesem Heft schließt der 50. Jahrgang der Deutschen Roman-Zeitung. Wir sind am Schluß des ersten Halbjahrhunderts angelangt. Was diese Jahre bedeuten, kann nur derjenige ermessen, der diese Jahre rückschauend würdigt. Lag es doch in unserem eigensten Interesse, ehrlich und rückhaltlos, ohne fremde Beeinflussung, nur der eigenen persönlichen Ueberzeugung Raum gebend, ein reges Bild der zeitgenössischen Literatur zu bringen.

Seit ihrer Begründung im Jahre 1863 hat die Deutsche Roman-Zeitung aus kleinen Anfängen heraus sich zu der gegenwärtig geachteten Stellung emporgearbeitet, und die Anhänglichkeit von Tausenden und Abertausenden Lesern, Mitarbeitern und Freunden hat uns bewiesen, daß die Leserwelt das Streben unseres Blattes anerkennt. Dieses verdankt sie ausschließlich dem bewährten Grundsatz, durch eine wirklich vornehme Führung als deutsches Familienblatt im wahrsten Sinne des Wortes zu gelten. Ein halbes Jahrhundert ist die Deutsche Roman-Zeitung den von ihr vertretenen Idealen deutschen Wesens und deutscher Dichtkunst treu geblieben, und die von Jahr zu Jahr aus dem Abonnentenkreise sich mehrende Anerkennung beweist uns am besten, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Unbeeinflußt von den vorübergehenden Zeitströmungen sucht die Deutsche Roman-Zeitung eine besonders gediegene Richtung zu verfolgen, unter Pflegung des überkommenen Schatzes unserer Literatur und verständnisvoller Würdigung heranreifender Talente. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, den literarisch Gebildeten die Möglichkeit zu bieten, mit seiner Wissenschaft auf dem Gebiete der Literatur in steter Fühlung zu bleiben. Das Programm ist so mannigfaltig, daß jedermann auf seine Kosten kommen wird.

Auch bei dem neuen Jahrgang haben Verlag und Leitung an dem bewährten Grundsatz festgehalten, nur solche Romane zu bringen, welche ihr ausschließliches Eigentum sind und dabei darauf gesehen, daß die erwählten Arbeiten die Teilnahme aller Leser erringen. Veröffentlicht werden zunächst:

Der Meister der Hände. Roman von Hedwig Schobert (Baronin von Bode).

Im Mittelpunkt dieses Romans steht ein talentvoller Künstler, dem sich alle Wege zur genialer Höhe zu öffnen scheinen. Ein Geheimnis jedoch, was er nicht verraten kann, schwebt als dunkles Verhängnis über ihm und seinem Schaffen, und es ist überaus spannend zu sehen und mitzufühlen, wie der Held des Romans mit dem ihm drohenden Schicksal ringt, bis der Allüberwinder den Zwiespalt löst.

Ein Doppelleben. Roman von Maximilian von Rosenberg.

Hochinteressante Verwicklungen aus dem großstädtischen Gesellschaftsleben entrollen sich vor den Augen des Lesers. Betrogene Wohltätigkeit auf der einen Seite, falscher Reichtum auf der anderen schlingen ihre Fäden um gute und schlechte Menschen. Heuchlerische Moral kämpft den Verzweiflungskampf ihrer Existenz, aber die eigenartige spannende Entwicklung des Milieus hilft der Wahrheit zum Siege.

Kynastzauber. Roman von Oswald Bergener.

Der Verfasser versetzt uns in seinem Roman in die romantische Gegend an der alten Burgruine Kynast. Mit der ihm eigenen Virtuosität versteht er es in dem Zauber der Natur eine spannende Liebesgeschichte einzuflechten. Mit inniger Freude und wehmütiger Trauer führt er uns meisterhaft seinen Weg, um jung und alt zu fesseln.

Konstantinopel. Roman von Detlev Stern.

Bei dem großen Interesse, das der Balkankrieg wachgerufen hat, wird jeder Gebildete besonders gern den ausgezeichneten Schilderungen folgen, die Detlev Stern von dem hochinteressanten Leben und Treiben in Pera und Konstantinopel gibt. Die türkische Hauptstadt in ihrer prächtigen Eigenart und das Volk mit seinen Sitten und Gebräuchen wird den Leser im höchsten Maße interessieren.

Weitere Romane gern gelesener Autoren werden folgen, u. a.:

Der Wassermann.	Der rote Forst.	Erbsünde.	Der silberne Adolph.	Liebe um Liebe.
Von Ludwig Müller.	Von Franz Wichmann.	Von Agnes Harder.	Von Horst Bodemer.	Von Otto Overhof.

☛ Eine besondere Anziehungskraft besitzt von jeher das **Beiblatt** der Deutschen Roman-Zeitung. Jedes Heft enthält spannende Novellen und Skizzen, die in bunter Reihenfolge mit fesselnd geschriebenen Erzählungen und Humoresken abwechseln. Begeisterte Zuschriften aus dem Leserkreise lassen erkennen, daß die Auswahl der kleinen Erzählungen, Novellen, Plaudereien dankbar empfunden wird. Es soll uns dieses ein Ansporn sein, auch weiterhin in jeder Weise danach zu streben, die Ideale deutschen Wesens zu nähren, im Ernst und Humor alles zu kräftigen, was den guten Geist des Hauses, was die Herzen und Geister zu vertiefen vermag, und wie bisher zu bekämpfen, was unserem Volkswesen feindlich ist. Die Lyrik soll treuliche Pflege finden, die, allem guten Neuen freundlich gesinnt, dennoch festhält an den wesentlich berechtigten Ueberlieferungen unserer Dichtung. Dem Gebiete der Kritik wird ein besonderes Interesse gewidmet.

Wir bitten unsere Leser, ihre Bestellungen bei den Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig zu erneuern, damit keinerlei Störung im Bezuge der Zeitschrift eintritt.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung, Berlin SW 11, Anhaltstraße 8.

Ausgegeben am 20. Septbr. 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.

	DATE DUE		







Neue Bücher



Agamemnon. Tragödie in 3 Akten von Hans Klein. Preis 2,50 Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig.

Kurzer Sommer. Gedichte von Hans A. Hentschel. Preis 1,25 Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig.

Goldamsel-Lieder von Wasanta. Preis brosch. 1,—, geb. 2,— Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig.

Um Liebe und Lohn. Soziales Drama in 4 Akten von Alfred Kemmler. Preis brosch. 1,—, geb. 2,— Mk. Verlag Bruno Volger, Leipzig.

Ausgewählte Feuilletons von J. V. Widmann. Herausgegeben von Dr. Max Widmann. Preis 5,— Mk. Verlag Hubert & Co., Frauenfeld.

Goethes Lebenskunst von Wilhelm Bode. Preis Pappeinband 3,—, Halbpergamenteinband 4,50 Mk. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Cortez und die Azteken. Kulturgeschichtlicher Roman von Franz V. Günzel. Preis brosch. 6—, geb. 8,— Mk. Verlag Belletristische Verlagsanstalt, Leipzig-Dresden.

Verse von Carl Lange. Preis geb. 3,— Mk. Xenien-Verlag, Leipzig.

Der Höhe zu. Betrachtungen von Rudolf Werner. Preis 2,— Mk. Verlag „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt, Dresden-Leipzig.

Seelen die zum Lichte führen von Ernst Krauß. Preis geb. 9,80,— Mk. Verlag Th. Otto, Memmingen.

Leben und Liebe. Gedichte von Ernst Krauß. Preis 2,50, in Leinwand geb. 4,— Mk. Xenien-Verlag, Leipzig.

Arno Holz und seine künstlerische und weltkulturelle Bedeutung. Ein Hohn- und Weckruf an das deutsche Volk. Verlag Carl Reißner, Dresden.

Spiel und Arbeit. 50. Band. Influenzmaschine von Ernst Honold. Preis 1,30 Mk. Verlag Otto Maier, Ravensburg.

Erinnerungen an den Sachsenwald von Hermann Lange. Preis geb. 1,50 Mk. Verlag Gustav Moritz, Halle a. S.

Das Herrenhaus von John Galsworthy. Verlag Bruno Cassierer, Berlin.

Der letzte Arzt von Hans Lungwitz. Adler-Verlag, Berlin.

Welkende Rosen von Victor Roldan. Xenien-Verlag, Leipzig.

Kain von Victor Roldan. Xenien-Verlag, Leipzig.

Freiburger akademisches Taschenbuch. Ueberreicht von der Caritasbuchhandlung. Druck und Einband der Caritas-Druckerei, Freiburg.

Meine neue Lehre von Dr. med. Fr. Hißbach. Verlag F. W. Glöckner & Co., Leipzig.

Festschrift der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1912. Hamburg-Großborstel.

Spielbücher. Herausgegeben von Otto Robert. Verlag Otto Maier, Ravensburg. Einfache Schachaufgaben nebst Lösungen für Anfänger im Schachspiel von Max Weiß.

Über den Wert der Ornamente an Möbeln. Schnitzereien und Ornamente an den Möbeln haben nur dann Wert, wenn sie uns etwas sagen. Hat z. B. der geneigte Leser an der Tür seines Büfetts eine Schnitzerei, von der er sich nicht im geringsten besinnen kann wie sie aussieht, dann hat eigentlich dieses Ornament gar keinen Wert, denn dann hat er nicht die Freude genossen, die das Verfolgen der feinen Linien und Schwingungen eines guten Ornaments macht. Der Einwand, daß man des billigen Preises wegen, den man für das Stück bezahlt hat, solche Feinheiten nicht fordern könne, hat keine Gültigkeit, denn dann hätte man das Ornament lieber fortlassen sollen. Ein Ornament muß durchaus eine gewisse Höhe haben. — Viele Zimmer der Wohnungsausstellung in der Tauentzienstraße 10 haben Möbel, die nicht mit Schnitzereien verziert sind. Wie fein wirken sie, und wie kommen gerade in diesen Zimmern die Kunstsachen auf den Möbeln und an den Wänden wie Bilder, Drucke zur Geltung. Ornamente an den Möbeln würden diese Dinge mehr in den Hintergrund treten lassen. — Die Ausstellung in der Tauentzienstraße 10 ist zur freien Besichtigung offen, ebenso das Hauptgeschäft des Ausstellers W. Dittmar, Berlin, Molkenmarkt 6.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Janke's Verlag. Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Ausgegeben am 6. Septbr. 1918. Verantwortlicher Leiter Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8. Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H. Berlin SW.





Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.
Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Der Franzosen-Lipp.

Erzählung
aus den Befreiungskriegen der märkischen Heimat
von
Wilhelm Arminius.

5. Fortsetzung.

In Philipps Antlitz erlosch plötzlich jeder Gefühlsausdruck. Bleiern fahl wurden seine Wangen. „Da du der Ältere bist —“ sprach er triebmäßig nach, und wie er es sprach, war es ihm, als ob die Welt um ihn ein zweites Mal versänke, wie sie am Abend der Abreise Jahns und Friesens versunken war. „Da du der Ältere bist —“ Ein Beben durchflog seinen Körper. „Nun ja — —“ Langsam reckte er sich empor, schwer legte sich seine zitternde Faust auf die Tischplatte, und diese krachte unter dem Druck — „darum mußt du eben mitgehen als Freiwilliger — als Offiziersaspirant — und ich, ich Krüppel,“ er blickte auf seine verstümmelte Linke, „ich tue, was schon Jahn und Friesen gewollt haben, ich bleibe zu Hause in Frieden.“

Aber dagegen fuhr Jürgen auf. „In Frieden? Nun — sag' das nicht. Professor Giesebrecht meinte schon, Berlin müsse doch auch geschützt werden!“

Ein eigenes Lächeln umzog Philipps Mund. „Wenn alle preußischen Jünglinge und Männer in das Heer eintreten? Wenn alle ihr Leben hinwerfen, um den Einen zu vernichten, den Erzfeind unseres Landes, dann sollte der Feind bis nach Berlin kommen? — Ein alberner Trost, Jürgen! Aber warum denkst du, du müßtest mich trösten? Mich?!“ Er reckte seine geschmeidige Jünglingsgestalt hoch über die des schwächlicheren Bruders. „Ich gönne dir alles Gute. Ich freue mich, daß, wenn morgen der Primus der Klasse spricht, ein Hohenhorst mit

aufstehen kann. Daß du mit ausrücken kannst und als Offizier wiederkehren, das verdankst du unserm Vater und dem gütigen Grafen. Also — halte dich gut, und — — geh! Geh jetzt!" Er preßte dem Bruder, in dem, wie es schien, noch immer stille Zweifel kämpften, krampfhaft die Hand und schob ihn zur Tür. „Grüße Katharinchen! Grüße Franziska!"

Jürgen hörte noch ein heftiges Türzuziehen, das Einschnappen des Schlosses. Etwas taumelig von der Szene, die er schon seit Tagen gefürchtet hatte, lehnte er noch am Pfosten, und das Erreichte zog durch seine Seele. Er hatte ja nun, was er wollte! War nun alles gut? Ging er denn gern mit in den Krieg? Um Gott — nein! nein! Wenn die Klassenkameraden nicht wären und morgen die Szene vor Bellermann, die doch überall bekannt würde — er sagte gewiß: nein! Wie gut hatte es der Bruder! Er konnte in Berlin bleiben! Zu beneiden war der Glückliche!

Aber da er noch so dachte und dumpfen Sinnes vorsichtig die ersten Stufen der etwas dunklen Treppe hinabstieg, da schlugen an sein Ohr heftige Laute, als ob ein lang zurückgehaltenes Aufschluchzen jäh zum Ausbruch käme. Herausgestoßene Worte wurden hörbar, die das Hadern eines tief Unglücklichen mit Gott und aller Welt bedeuteten. Befremdet horchte er zurück. Aus Philipps Zimmer kam das alles. Sollte der Bruder wirklich so gern Soldat geworden sein? Gab es Menschen, die ein behagliches Zuhausebleiben bedauerten? — Kopfschüttelnd schritt er weiter und sah noch immer stark betreten aus, als er sich in den überfüllten Straßen bereits durch die erregte Menge drängte. Um ihn schwirrten Nachrichten, daß die Russen sich Berlin näherten — er achtete nicht darauf.

---

24. Mit den Kosaken vor den Toren Berlins.

„Komm zu mir!" bat Franziska ein paar Tage später Philipp durch ein Briefchen, das der alte Rogge auf den Turnplatz hinaufbrachte. „Unser Kloster ist leer geworden. An hundert Gymnasiasten sind fort, 39 aus Prima, 32 aus Sekunda, 25 aus Tertia. Die Professoren tun verzweifelt, zumal mein Vater — sie haben keine Schüler mehr! Es ist still um mich, und ich habe eine Nachricht — Du ahnst, von wem. Rogge hat sie aus dem Russenlager eingeschmuggelt — er wird Dir erzählen — —"

Aber der so Angerufene schrieb zurück: „Ich kann nicht zu Euch in die Stadt hinein. Botschaft findet mich hier auf dem Tie. Es gibt hier Menschen, die tun so, als ob ich ihnen nötig wäre. Ich will's glauben, sonst müßte ich vergehen vor Kummer und Scham."

Eine Stunde später tauchten Franziskas Wangenlocken unter einer zierlichen Winterkapotte zwischen den Kiefern des Platzes auf, wo sich gerade die Plamannschüler tummelten, und auch Katharina zeigte dem Bruder ihr frostgerötetes Gesichtchen. Rasch sprang sie der Begleiterin voraus, zu ihm heran und schmiegte sich an ihn. „O Lipp, wenn du wüßtest, wie es bei uns zu Hause jetzt aussieht. Ob überhaupt noch Schule ist — keiner weiß es. Jürgen hat seine Bücher verkauft, und ein großer Säbel steht in seinem Schrank. Und Tante Fränzchen hat heute den ganzen Vormittag geweint."

Der Angeredete warf einen kurzen Blick auf Franziska. Die Blicke ihrer geröteten Augen waren fest auf ihn gerichtet. „Du brauchst mich, ich sehe es", sagte er. „Geht zu Christoph, ich mache mich hier sogleich frei."

Bald stand er in dem kleinen, traulichen Stübchen, durch dessen Fenster ganz Berlin zu übersehen war, vor seiner Besucherin. Sie hatte Katharina fortgeschickt. Vom Kaninchenstalle her scholl des Kindes Jubel. Sie selbst saß gebeugt auf der Couchette und hielt ein Billett in der Hand. Als er es sah, streckte er rasch die Hand danach, aber bittend sah Franziska ihn an. „Dies nicht Bruder Lipp — nein, dies nicht! Es sind Verse. Siehst du, sie könnten das Letzte sein, was er mir sendet, und da brauche ich sie einmal für mich — so als ein teures Heiligtum." Zuckend lag ihre Hand auf der seinen, Tränen verschleierten ihre Augen. „Verstehst du mich, Lipp? Verstehst du ein armes Mädchen, das nichts von eurem Männerkrieg wissen will, wenn es sein Liebstes hergeben soll? Siehst du, alle sind jetzt so wild und hart geworden, sogar der gute König Friedrich Wilhelm sei so geworden, sagen sie. Und selbst er — der dies geschrieben — nur von Kampf und Blut will er etwas

wissen. Er steht ja mit seinem russischen General Tschernitscheff schon diesseits der Oder — bei Eberswalde oder gar Bernau — und sie haben etwas vor, etwas Unglaubliches, Kühnes! Und zuletzt noch, als er den Brief dem Boten gegeben, hat er hinzugekritzelt: ‚Du kennst das Tor des Einzugs doch, mein Mädchen?‘ — Was heißt das, Lipp?" Sie beugte sich ganz nahe zu ihm, ihre zitternden Hände ergriffen die seinen. „Was heißt das anders, als sie wollen kommen, wollen Berlin überfallen! Aber sie sollen nicht! Unsrer guten Stadt darf kein Leid geschehen, wenn auch noch soviele Franzosen darin sind! Oder — wenn sie müssen — und er ist dabei — — so soll er wissen, daß ich bei der Muhme Susemihl am Bernauer Tor keine täglichen Visiten mehr mache, wie damals; daß er mich da nicht finden kann! Eine ehrsame Jungfer bleibt sittsamlich zu Hause, wenn die Gassen voll Kriegsvolk sind. Und er soll nicht weiter in die Stadt dringen! Hörst du, Philipp, das sagst du ihm! Nicht weiter soll er dringen! Nicht etwa bis zur Klosterstraße! Zu gefährlich ist das! Wenn er sein Leben auch dem Könige gegeben hat, er soll sich schonen um eines Mädchens willen, das Tag und Nacht seine Locke auf dem Herzen trägt!"

Sie hatte bei den beschwörenden Worten des Jünglings Hände nicht losgelassen. Nun sprang sie auf. „Und gleich mußt du gehen, Philipp, gleich! Wäre dein Friesen noch hier, ich hätte ihn gebeten um den Gang, und ich weiß, er hätte es getan! Nun stehst du hier an seiner Statt —" Sie vermochte nicht weiter zu sprechen. Sie reckte sich auf, ihm die Stirn zu küssen, da kam Katharinchen zur Tür hereingestürmt, das hochgehobene Kleid voll junger Kaninchen — — und im selben Augenblick mühten sich die eben noch in tiefer Ergriffenheit zuckenden Lippen bereits zu lächeln. Ein wunderliches Lächeln! Philipp wandte sich davor ab.

Er tat das Seine noch, solange es nötig war, und die Helligkeit es zuließ. Er entließ die Schüler. Er gab einem von ihnen eine kurze Benachrichtigung für Doktor Plamann mit und quartierte sich bei Hinrich ein, wie er dies vor dem Beginn von Wanderungen bereits oft getan hatte.

„Gibt's was?" forschte der Freund sogleich.

„Kommst du mit?" fragte Philipp dagegen zurück. „Wird uns dein Onkel in Pankow seine Pferde leihen?"

„Wenn's gegen das Rackerzeug von Welschen geht — gewiß doch! Und dabei bin ich natürlich!"

Nun wurde es eine unruhige Nacht. Als der kommende Tag sich durch erstes, schwaches Dämmern ankündigte, waren die Freunde bereits auf, nahmen ihre Springstangen und verließen die Heide nach Nordosten zu. Philipps Herz zitterte nach Taten.

Zwei Stunden später klopften sie den alten Kätner Christoph in Pankow heraus, fütterten und zäumten die starken Bauernrosse, die der Alte gutwillig hergab, und schwangen sich in den Sattel. Vier Pferdebeine unterm Leib ging das Vorwärtskommen leichter.

Als sie nach einer Weile von einem Hügel auf die schlafende Stadt zurückblickten, war es ihnen, als ob am Landsberger Tore unter den französischen Wachtposten eine ungewöhnliche Bewegung zu bemerken wäre. Bald sahen sie eine starke Kavalleriemasse sich in dem Vorgelände der Stadt aufstellen.

Die Fußgänger, die sie überholten, schritten ahnungslos dahin. Ein Marktweib, das ihnen entgegenkam, keuchte einzig unter der gewichtigen Rückenlast. Kurz vor Bernau erst geschah es, daß ihnen ein Bauernwagen entgegengejagt kam, was die Pferde laufen konnten. Der Führer tat wie außer sich, winkte und rief ihnen zu: „Zurück! Zurück! Die Russen kommen!"

„Woher?"

Die Peitsche zeigte mit kurzer Wendung auf den nahen Busch rechts vom Wege, dann klatschte sie auf den Rücken der Pferde. Im Sturm ratterte der Wagen weiter.

Sofort lenkten die Freunde ihre Rosse in die angegebene Richtung. Kaum zwischen den Bäumen angelangt, scholl ihnen ein herrisches „Stoï!" entgegen, und wie hingeflogen hielten ein paar pelzbekleidete, langbärtige, struppige Reiter auf kleinen Pferdchen vor ihnen. Philipp kannte ihre Art von der Frischen Nehrung her. Hinrich starrte verwundert. „Gott's Dunder!" meinte er, als er die wippenden Lammfellmützen, den pistolenstarrenden Gürtel, die lange Lanze und den geschwungenen Kantschu der Kerle erblickte.

Kaum hatten die Angerufenen ihre Rosse im Zaum, da war der ganze Wald lebendig, und schon war an ihrer Seite ein deutschredender Offizier, der ihnen befahl, die Pferde zu wenden und einen anderen Weg einzuschlagen. Als er jedoch vernahm, daß sie aus Berlin kamen und über aufmarschierte französische Kavallerie Auskunft geben konnten, wurde er umgänglich, stellte sich als Hetmann Wlasow vor, und sandte sogleich eine Ordonnanz an die Führer der Russen ab. Bald hielten diese vor den Jünglingen.

Die Obersten Tettenborn und Benkendorf, ein Paar unternehmend ausschauende Gestalten waren es. In des ersteren Nähe ritt ein nach preußischer Jägerart gekleideter, schlanker Hauptmann, dessen Augen sogleich freudig erstaunt zu Philipp hinüberblitzten. Es war Alexander von Blomberg. Nur kurz war die Auseinandersetzung mit ihm, dann blickten die Offiziere voll Vertrauen auf die Ankömmlinge. Ein kurzer Kriegsrat wurde gehalten, und bald brauste die von Flankeurs gedeckte Reitermasse Tettenborns auf geradem Wege der Hauptstadt zu.

Philipp und Hinrich auf ihren Bauerngäulen hatten Mühe, mit den kleinen Ukrainern mitzukommen. „Gedenkst du bei uns zu bleiben?“ fragte Blomberg im Reiten.

Philipp nickte. „Ich habe einen Auftrag von der Demoiselle Bellermann.“

Sogleich flammte des jungen Offiziers Antlitz auf. Mißmutig sah er auf den Gaul. „Auf dem wirst du nicht aushalten bis zum Tor. Woher hast du das Tier?“

Philipp berichtete, daß es aus Pankow stammte.

„So gib es zurück und reite mein Reservepferd“, riet Blomberg. Rasch war der Umtausch geschehen, und Hinrich ritt mit des Oheims Gäulen ab.

Nun war die Reiterlust größer, aber auch die Gefahr. Rot und weiß blinkten französische Reitermassen her, und die aufsteigende Sonne glitzerte über blanke Waffen, die in die Luft stachen. Blomberg sah funkelnden Auges darauf und drängte sein Pferd näher an Philipps Seite. „Da hast du eine Pistole, Junge —“ raunte er, „für alle Fälle! Hören aber muß ich noch, was du mir zu sagen hast. Also, erzähle!“

Sogleich prüfte Philipp mit kundigen Griffen das geladene Doppel-Terzerol, und als er befriedigt war und sein Herz vor Soldatenlust hoch aufflog, übermittelte er seinem Begleiter Franziskas Worte.

Blomberg rührten sie das Herz. Aber nicht Verzicht kündeten seine verschwimmenden Augen. Jubelnd und triumphierend klang, was er sprach. „Nicht im Hause der Muhme am Bernauer Tor will sie sein, das liebe Mädchen? Hat sie so gesagt, Philipp? So will ich sie gerade im Hause der Muhme suchen, und ich schwöre es bei meinem Offizierssäbel — als erster hinter der Ringmauer will ich sie suchen!“

Es war nicht mehr Zeit für Philipp, ein Wort zu erwidern. Schüsse knallten plötzlich vor ihm, das eben noch freie Feld war mit dunklen Kosakenhaufen bedeckt, die aus Gehölzen, hinter Mauern und allen sonst möglichen Verstecken von rechts und links hervorgebrochen waren. Und unter seltsam durchdringenden Schrilltönen, mit denen sie ihre Ukrainer Pferdchen anfeuerten und die Feinde verwirrten, stoben die russischen Reiter in den Kampf.

Blomberg war an Tettenborns Seite gerufen. Mitten im hitzigsten Gedränge der Anstürmenden sah Philipp ihn. Unter den struppigen Söhnen der russischen Steppe fiel seine schlanke, ritterliche Gestalt immer wieder auf. „So müßte ihn Franziska sehen,“ dachte er, „sie würde vergessen, ihn um Schonung des eigenen Lebens zu bitten!“

Immer näher den Mauern Berlins zog sich der Kampf. Das französische Reiterregiment war völlig geworfen, die Trümmer jagten dem offenen Landsberger Tore zu. Da öffnete sich unversehens auch das nächste — das Bernauer Tor — und es wurden rasch noch ein paar Kanonen herausgezogen. Eine Schar höherer Offiziere in sehr verschiedenartigem, vornehmem Waffenkleide mit einigen Gendarmen und Mamelucken — wie es schien, die Angehörigen des Berliner Hauptquartiers — versuchten sie zu lenken, und — als sie die Gefahr sahen — zu decken. Schon aber war es zu spät. Die flinken Pferdchen der Russen trugen ihre Reiter mit Windeseile heran. Mit todesmutiger Kühnheit brachen sie zwischen die Deckungsmannschaften ein, zerhieben die Stränge, stachen die Kanoniere nieder und umzingelten bereits die vordersten Reiter.

Sogleich aber rief die scharfe, befehlende Stimme eines schlanken, sehnigen Ulanenoffiziers die übrigen zusammen, und seinem energisch geführten Vorstoß gelang es glücklich, die schon zu Gefangenen Gemachten zu befreien und sie in das Torgewölbe zurückzuretten. Eben schrie er das Kommando laut hinaus, das Gatter rasch zu schließen und zu verbarrikadieren, da löste sich aus dem zurückgescheuchten Kosakentrupp eine einzelne Jünglingsgestalt, und mit der Pistole im Anschlag in wildem Rennen gegen ihn ansprengend, schrie der Angreifer: „Pawet Nowaczky — wahre dich!" Im selben Augenblick war aber auch bereits Blombergs elastische Kriegergestalt neben dem Kühnen, eine Handvoll Kosaken stob mit ihm zugleich heran, und vor diesem erneuten Angriff wich alles, was an Wachtsoldaten im Tore beschäftigt war mit dem Angstrufe: „Sauve qui pent!" zurück. Sie drängten gegen die Pferde, daß diese stiegen und die Reiter abwarfen. Die Schreie der von den Hufen Getroffenen erschollen, Pistolen gingen los, und als ein ungefüger, wehrloser Knäuel wälzte sich alles rückwärts in die Straßen hinein. Wohl sah Philipp den gehaßten Feind seiner Familie, seines Vaterlandes, den Polen, dicht vor sich. Wohl hob er mehrfach sein Pistol gegen ihn, aber er drückte nicht ab, solange er dessen Hilflosigkeit bemerkte. Auge in Auge! so hatte er sich die Abrechnung immer vorgestellt. Auge in Auge! Sollte es heute nicht dazu kommen?

Neben ihm, eingeklemmt zwischen Pferdeleibern, knirschte Blomberg im Feuer seiner glühenden Kämpferseele, und endlich — endlich waren die Fußsoldaten zur Seite geworfen oder niedergeritten, der Reitertrupp der Franzosen freigeworden. Ein Stück jagte er die Straße hinunter, auf die von der Langen Brücke im Sturmschritt ankommenden Grenadierbataillone los. Dort lösten sich von ihnen die am reichsten Geschmückten, die andern, die Waffe im Anschlag, wandten sich wieder und nahmen in geschlossener Masse anrückend tapfer den eingedrungenen Feind wieder an.

Unter einem kleinen überhängenden, mit Weinspalier bekleideten Häuschen, aus dessen Fenstern blühende Blumen grüßten — Eleonore Susemihl stand unter dem leuchtend blankgehaltenen messingnen Haustürklopfer — trafen sie mit den ersten Gegnern zusammen. Blomberg, den Russen voran, reckte sich in den Bügeln. Sein Säbel überfunkelte seine Heldengestalt. „Den ersten Schlag für dich, du Vaterstadt, und meine Liebe!" klang sein begeisterter Ruf. Einen vollen Blick der Hingabe warf er auf das liebliche, im Todesschrecken bleiche Mädchenantlitz, das sich hinter den Blumen am Fenster gezeigt hatte, und im selben Augenblicke, wo Philipp die offene Verwunderung durchschoß: „Sie ist bei der Muhme! Franziska ist wahrhaftig doch bei der Muhme Susemihl!" hieb seine Klinge schon Funken aus des Feindes Helm und machte mit wuchtigen Streichen die gewandten Schläge eines zweiten zunichte.

Eine heiße Welle durchjagte Philipps Hirn. „Ihm helfen!" und schon machte sein erster Schuß den nächsten Feind stürzen. Noch im Abfeuern starrte er über den leeren Sattel in hochmütige, haßerfüllte Augen des andern. Dies Gesicht mit der scharfen Hakennase kannte er. Aber nicht ihm galt dessen Schwertzücken. Schon hatte Blomberg mit klirrenden Schlägen den Polen angefallen, schon aber sah er sich selber auch von zwei neuen Feinden bedroht. Vor dieser Überzahl wurde Philipps Hand fest. Wie auf dem Scheibenstand visierte er in Höhe der Brust des Gegners und machte den Finger krumm. Aber um den Bruchteil einer Sekunde knallte sein Schuß zu spät. Der geschwungene Degen des Feindes vermochte noch seinen Todeshieb gegen Blomberg auszuführen, bei der letzten Bewegung aber fing das starke Degengefäß die Kugel auf, zersplitterte durch sie, und waffenlos mit blutender Rechten hielt der Pole vor ihm, während Alexander von Blomberg mit leise ausgestoßenem „Hilf Gott!" blutend zu Boden sank.

Philipp sah den Fall, und er wußte nicht, wie ihm geschah. Da hatte eben ein unauslöschlicher Haß in ihm gezuckt, dem Haß war ein wilder Schmerz gefolgt — jetzt trieb in ihm einzig der Drang zur Freundeshilfe. Waffenlos wie sein Gegner, sah er nicht sobald des jungen Offiziers Sturz, und die schrecklich über ihm drohende Gefahr, von den Hufen der tobenden Rosse zermalmt zu werden, als er auch schon aus dem Sattel über zwei leere Pferderücken hinwegvoltigiert war, die Pferdeköpfe mit dem Pistolenschaft zurückhieb und den reglosen Körper des Gefallenen umfaßte und ihn fortzuziehen versuchte. Vergessen war die auch ihm drohende

Gefahr. Schon meinte er, die Tür des nächsten Hauses glücklich erreicht zu haben, als er über sich einen französischen Fluch vernahm, den andrängenden Vorderleib eines zum Steigen gespornten Rosses fast über sich sah, und im selben Augenblick, da die Tür vor ihm sich öffnete, von dem schlagenden Huf an der Schläfe getroffen, mit seiner Last in das Haus taumelte und dort zu Boden sank.

Draußen fluteten Kampf und Gedränge weiter. Da war Hörnergellen und Trommelwirbel, Kosakenschrillen und das Angstgewieher zu Tode gehetzter Rosse. Die Franzosen zeigten endlich flüchtend den Rücken. Die russischen Sieger, die durch drei Tore fast zugleich gedrungen waren, durchjagten die Landsberger Straße, die Schönhauser Allee und die Königstraße und hatten alle nur e i n Ziel — das Königliche Schloß. Was waren ihnen feindliche Infanteriemassen, die immer zahlreicher auf dem Plan erschienen! Von Todesangst ergriffen, warfen diese beim Anblick der bepelzten, waffenstarrenden Baschkiren und Kalmücken die Gewehre fort und machten den anstürmenden Asiaten Platz. Berlin — ganz Berlin in Aufruhr! Durch ganz Berlin der Ruf: „Die Russen bringen uns die Freiheit von der französischen Waffengewalt!“ Drinnen, im kleinen, windschiefen Häuschen am Bernauer Tore aber die beiden jungen Liebesleute — sie waren allein, so ganz allein! Mochte draußen die Welt sich mit Tosen verzehren, mochten die Stürme des Schreckens brausen — kein Luftzug von außen störte das feine, starke Herzensflämmchen einer treuen, gegen alle Hemmnisse bewahrten Neigung, die sich im Angesicht des Todes zum ersten Male voll entfachte. Alexander von Blomberg, der als erster für des Vaterlandes Befreiung gefallene Preuße, als ein Sterbender lag er in Franziskas Schoß gebettet. Ihr schmerzgekreuzigtes Haupt mit den weich fallenden Locken beugte sich über ihn, und der Kuß, den sie auf seine Lippen drückte, rief den letzten, seligen Schein auf seinem Antlitz hervor.

Einer — ein einziger, dem auch das Blut vom Haupte troff, sah es von der Türschwelle her. Philipp, der Schwergetroffene. „Herr, mein Gott, habe ich alle die Guttat des lieben Mädchens nicht besser lohnen können?“ durchfuhr es ihn. Er griff an die Stirn, fand sie von Samariterhand umbunden und konnte der alten Dame, die sich um ihn bemühte, und der dabei die Tränen aus den Augen tropften, nicht danken, wie er es wünschte. —

Ein Wirbel — ein Traum — ein Rausch — was war dieser Russenüberfall der preußischen Residenz anders! Schon am Nachmittag war die Stadt von den Stürmern wieder leer. Die Hoffnung, die General Tschernitscheff gehegt hatte, daß sich die Berliner wie ein Mann gegen die Franzosen kehren und sie vernichten würden, hatte sich nicht erfüllt. Nun hielt er mit seinen wenigen Tausenden ingrimmig auf einer benachbarten kleinen Höhe und hatte genug zu tun, die Angriffe der kühn gewordenen Franzosen abzuwehren.

In den Straßen der Stadt aber wurde durch französische Gendarmen die Ordnung wiederhergestellt. Neben dem Adjutanten des Marschalls Augereau, Obersten Le Clouet, der die rechte Hand in der Binde trug, durchritt der Berliner Polizeipräsident Lecoq, von starker Wachtmannschaft gefolgt, die Straßen und ließ auf Befehl des Franzosen nach verborgenen Russen suchen. Besonders die dem Schönhauser, Landsberger und Bernauer Tore nächsten Gebäude wurden einer scharfen Durchsuchung unterworfen. Vor dem Häuschen der Witwe Susemihl hielt der Oberst sein Pferd an und befahl: „Hier hinein!“ — Ein Fußtritt sprengte die verschlossene Tür. Der wiederheraustretende Gendarm erklärte, darinnen liege ein verwundeter junger Mensch, der wolle niemanden hineinlassen. Aber soviel habe er doch gesehen, daß sich ein toter preußischer Offizier im Hause befinde.

„Allez, apportez-moi cette canaille!“ Das Antlitz des Obersten überzog sich mit jäher Röte.

Von rohen Fäusten zur Tür hinausgezerrt, stand kurz darauf Philipp vor dem Reiter. Sprühende Augen des Hasses überflogen ihn mit furchtbarem Drohen. „Voilà un traître de Berlin! Je le connais bien! Il a tiré sur moi!“ scholl es ihm entgegen. „Allons, en prison!“ und die Gendarmen griffen zu und stießen den Taumelnden zu der Schar der übrigen Verhafteten. Mit ein paar anderen Berliner Bürgern, in deren Wohnungen verwundete Russen gefunden waren, zusammengefesselt, wurde Philipp einige Minuten später, am Schloß vorüber, dem Hausvogteiplatz zugetrieben. Noch lag ihm

im Ohr der Zuruf des den Franzosen aus Klugheit dienstbeflissenen Lecoq an den Adjutanten: „A votre ordre, mon colonel Le Clouet!" Vor seinen Augen aber stand der grimme Feind, der ihn durch die Gefangennahme zu vernichten gedachte, als die finstere Gestalt eines, den er unter einem anderen Namen kannte — nur zu gut kannte.

Pawel Nowaczky — kein anderer war es gewesen, der in dieser Stunde den Berlinern die ganze Übermacht der Franzosen noch einmal gezeigt hatte. In den Händen desselben gehaßten Mannes befand er sich, dem er vor wenigen Stunden noch Auge in Auge im Kampfe gegenübergestanden, dem seine Pistolenkugel die Hand verletzt hatte, und den er als heimlichen Spion im Preußenland und als rachsüchtigen Feind alles deutschen Wesens kannte! — Warum konnte die Kugel nicht zu seinem falschen Herzen dringen? War es Zufall? Gottesschickung? — „Herr, mein Gott, was hast du dann mit mir Armen weiter vor?" — Als Richter würde der haßerfüllte Feind über die Gefangenen Urteil sprechen. Der Tod vor dem Sandhaufen unter den Schüssen eines französischen Pelotons würde das Ende sein! — Wie kurz der Freiheitskampf für ihn! Jahn, Friesen, ihr Helfer — wo seid ihr?

Philipp biß die Zähne zusammen, als sich die schwere Tür der Hausvogtei vor ihm und seinen Unglücksgenossen öffnete. Von gewalttätiger Hand gestoßen, schlug er beim Betreten der niederen Zelle im Kellergeschoß taumelnd gegen die Mauer, stürzte zu Boden, und eine Ohnmacht schloß ihm Augen und Sinne auf lange.

Dunkel war es um ihn, als er erwachte. Seine Hand tastete Brot und Wasser. Sein zerschlagener Kopf schmerzte, seine Pulse hämmerten im beginnenden Fieber. Wirre Träume waren über ihm, ob Stunden, ob Tage — er wußte es nicht. Einmal war ihm, als höre er an die Tür schlagen, höre Hussas winselndes Geheul, dazu des alten Klaus Rogge dröhnende Schifferstimme. Aber dann schollen scharfe französische Kommandos, und alles wurde wieder still. Nicht so in ihm. Sein Geist spann das scheinbar Erlauschte weiter. Die Gestalten seiner Freunde traten an sein Lager. So schattenhaft sie kamen — er vermochte doch zu ihnen zu reden.

Von dieser Stunde ab hörte der Gefangenwärter, der mürrisch und wortlos ihm seine Nahrung zuschob, in eigentümlich weichen Lauten aus seiner Zelle bewegliche Klagen, freudige Hoffnungen, innige Bitten für das arme Vaterland dringen. Er sah, daß die hineingestellte Nahrung kaum noch berührt wurde, und er machte Meldung, der eine Gefangene liege schwer danieder.

Zur selben Zeit aber grimmte auf der französischen Gesandtschaft die Stimme Le Clouets zu Augereau: „Laßt die Tore sperren für die ausziehenden Freiwilligen, Marschall! Ihre Anhäufung in Breslau ist verdächtig! Verbietet in den Zeitungen die Bekanntgabe sogenannter patriotischer Taten! Laßt vor allem die gefangenen Verräter in der Hausvogtei erschießen!" Aber gegen solch Verlangen trat der milde und immer noch auf den Stern seines großen Kaisers vertrauende französische Gesandte Saint Marsan mit abmahnenden Worten auf. „Schärfere Überwachung des jungen Volkes — ja! Zensur der Zeitungen ebenfalls! Aber kein preußisches Blut fließen lassen! Seine Majestät der König von Preußen ist Verbündeter unsres Herrn, des Kaisers. Er wirbt das Heer in Schlesien für Frankreich, nicht gegen uns! Was wollen die paar durch russische Tollkühnheit verführten Hitzköpfe hier in der Stadt dagegen besagen! Leider ist Frankreich augenblicklich in der Lage, auf seine Verbündeten die größte Rücksicht nehmen zu müssen!"

So blieb — abgesehen von dem flüchtigen Besuche eines Arztes und einigen gewährten Erleichterungen in den Gefangenenzellen alles beim alten, und Philipp siechte von Tag zu Tag mehr dahin.

Indessen hatte sich die französische Macht von Köpenick her, wo Eugen, der Vizekönig von Italien, lag, stark zusammengezogen, bereit, Berlin und die Spreelinie gegen die noch immer unfern der Stadt drohenden Russen zu halten. Schwere Tage schienen über Berlin kommen zu sollen, wenn mit der Erstürmung Ernst gemacht werden würde. Da gab es in der Nacht vom 3. zum 4. März überall stillen Alarm in den Kasernen. Den Franzosen mußte ihre Lage selber haltlos geworden sein, und in dunkler Morgenfrühe verließen ihre Kolonnen die Stadt nach Südwesten.

Kaum war dies den Russen bekannt geworden, so drängten sie heftig zum Oranienburger Tor herein, durchjagten die Straßen, fahndeten auf französische Nachzügler und griffen die Nachhut am Halleschen Tore wütend an, so daß sie gegen tausend Mann gefangen nahmen.

Anfänglich war der Abzug der Franzosen so still vor sich gegangen, daß die Berliner Bevölkerung nichts davon merkte. So starrte auch Franziskas blasses Leidensgesicht nach halb durchweinter Nacht verständnislos auf den Schulvogt, der ihr in früher Stunde den alten Rogge meldete und dazu rief: „Sie sind fort, die Hundsfötter! Die verdammten Franzmänner sind heidi!"

Natürlich war der alte Rogge mit seiner tapferen Schiffergarde und einer Anzahl zum Auszuge bereiter Kriegsfreiwilliger nicht gerade der letzte gewesen, als es hieß, den Russen die Tore zu öffnen und die französischen Verschanzungen rasch zu entfernen. Kaum waren die Franzosen am Hausvogteiplatze vorüber, wo sich die französischen Gefängniswachen sogleich den abziehenden Kameraden anschlossen, da brach er mit den Seinen auch schon in die Gefängniszellen ein, die Eingeschlossenen — vor allem Philipp — zu befreien. Hatte er doch nach dem Verschwinden des Jünglings nicht geruht, bis er mit Hilfe des spürenden Hussa seinen Aufenthalt festgestellt hatte.

Vorm Anblick des Wiedergefundenen zog sich ihm das Herz zusammen. Aber so sehr sein Herz auch nach Rache schrie, er überließ der jungen Schar die Lust, mit den Kosaken zusammen hinter den französischen Flüchtlingen herzujagen, ordnete an, Philipp in Betten zu packen, und eilte zum Grauen Kloster vorauf, die Familie Bellermann auf die Ankunft des Kranken vorzubereiten.

Gibt es linderen Balsam für eine in heiligen Schmerz versunkene Mädchenseele, als einen nahestehenden lieben Menschen gesund zu pflegen? War Philipps Person nicht mit den Ereignissen, die Blombergs letzte Stunde betrafen, aufs innigste verknüpft? Als eine vom Leben bereits Abgeschiedene — zum Leben Wiedererwachte erhob sich Franziska vor der Bahre des Hereingeschafften: „Mir den Kranken! In meine Stube! Auf mein Lager! Mir gehört sein Leben! Gott hat ihn mir gesandt!"

---

25. Aus der Krankenstube zum Militär.

Was galten Franziska und Philipp, diesen beiden durch den Schmerz eng Verbundenen in den nächsten Wochen die Geschehnisse der Außenwelt? die immer noch nicht beruhigten Zweifel der Berliner, ob alle Kriegsrüstungen auch gegen Napoleon gerichtet seien? Zwar war endlich der lange erwartete Aufruf Jahns und Lützows aus Breslau, der zum Eintritt in ein besonderes Freikorps aufforderte, überall angeschlagen zu sehen. Die Blüte der edelsten Söhne der Nation, die Studenten und Turner, sollte es umfassen, und ein schwarzes Korps der Rache sollte es werden. Auch hatte der König als Auszeichnung für tapfere Taten das Eiserne Kreuz gestiftet, und schließlich war das Hauptheer der Russen — Wittgenstein an der Spitze — unter heller Begrüßung seitens der Bürgerschaft in Berlin eingezogen. Aber das alles war doch nicht ausschlaggebend.

Da erschien endlich am 16. März Preußens Kriegserklärung gegen Napoleon. Trotzdem die von Scharnhorst geforderten Landwehren zunächst nur in Ostpreußen wirklich zur Aufstellung gelangt waren, hatte Friedrich Wilhelm, der Hilfe des Zaren Alexander durch den Vertrag von Kalisch sicher, das Wagnis schließlich jetzt schon unternommen.

Die ernste, inhaltsreiche Kunde, von Jürgen in Philipps Krankenzimmer gebracht, fand diesen zum erstenmal außer Bett. Das Fieber war endlich gewichen. Bleich und abgezehrt lehnte er im Sessel, von der vor ihm kauernden Franziska mit übergehenden Augen betrachtet, von der erblühenden Katharina gestreichelt und geküßt. Ergeben sich in sein Schicksal fügend, das ihn noch auf lange an das Zimmer fesselte, sah Philipp auf den, in seiner Uniform der Freiwilligen Jäger sich jetzt stattlicher ausnehmenden Bruder. Da war kein Neid, keine Mißgunst. Hatte er doch durch das überraschend gekommene und so ernsthaft ausgegangene Ereignis des Überfalls von Berlin am eigenen Leibe gespürt, wie das Schicksal der Erdgeschöpfe nicht in berechneten oder gewünschten Bahnen verlief. Beinahe wäre er an dem Ereignis elend zugrunde gegangen, wie Blomberg, der Tapfere, der vielversprechende Poet, in dem ergebnislosen Kampfe dahinge-

schieden war. Nun hatte ihn der große Gott in elfter Stunde noch in treue Hände gebracht, darum wollte er gern der Zuversicht bleiben, daß er in dem großen, bald anhebenden Kampfe noch weiter Dienste tun könnte.

Als anderntags die Stadt von dem Einzug Yorcks — Yorcks, des Befreiers! — voll war, als die Schlachtmusik der Trommeln und Hörner des eisernen Generals die Scheiben von Philipps Krankenzimmer erschütterte und er vernahm, daß das Korps bald über die Elbe setzen und auch in das Westfälische Reich Jeromes dringen würde, strahlte das Licht seines wiedererstandenen jungen Lebens stärker als bisher aus seinem Antlitz, und sein Körper zeigte die Unruhe neuen Drängens und Treibens.

„Denkst du an Altenzaun?" fragte Franziska leise und legte die weiche Hand beschwichtigend auf seinen Arm.

„Ja, an Altenzaun — an den Vater und an unser armes Vaterland." Und er erzählte ihr seine Anwesenheit und Mithilfe in jenem einzig glücklichen Gefecht des unheilvollen Jahres 1806 genauer, berichtete ihr das wunderliche Gesicht des uralten Fährmanns Christian von der Sandauer Fähre und das Kopfschütteln des Greises beim Anblick der Schillschen Soldaten. „Und nun möchte ich bei ihm sein," schloß er, „jetzt sind die Yorckschen wirklich auferstanden! Wenn der Alte sie nun über die Elbe kommen sieht, muß er da nicht an den Sieg und an des preußischen Reiches Wiedererstehen glauben?"

„Er wird wohl müssen," entgegnete Franziska leise, „wenn er die Opfer sieht, die fallen werden." Und seufzend setzte sie hinzu: „Wie wir beide ja auch daran glauben, nicht wahr, kleiner Lipp?"

Unter zusammengezogenen Brauen sah er ihr in die feuchten Augen. „Der Tote auf dem Friedhof der Sankt-Georgs-Kirche — er wird gerächt werden, Franziska! Wie auch meine arme Mutter gerächt wird!"

Aber das junge Mädchen schüttelte den Kopf. „Nicht Rache! Er fiel für ein höheres Gefühl, so wird auch die Vergeltung von oben her erfolgen. Auch du wirst das noch einsehen, Lipp. Sieh — als ich gestern vom Friedhof zurückkam, da sah ich die Männer alle bewaffnet, außer den Arbeitern und einfachen Gewerbetreibenden auch die edlen Vertreter der Wissenschaft, der Kunst, des Schauspiels — Landwehren nennen sie sich ja. Da marschierte Iffland, der große Darsteller, in einem Bühnenpanzer, Schadow, den berühmten Bildhauer, erkannte ich unter seinen Ritterwaffen kaum wieder. Professor Fichte mit seinem mächtigen Säbel an der Seite grüßte kriegerisch, der Theologe Schleiermacher marschierte mitten unter den Pikenträgern an mir vorbei. Bei diesem Anblick hab' ich des lieben Abgeschiedenen Stimme vor meinem Ohr gehört: ‚Sieh, Franziska, es geht um das höchste Gut, um des Vaterlandes Erstehen, willst du mir da nicht gönnen, daß ich als erster dafür habe fallen dürfen?'"

Der Sessel Philipps knackte unter den ungestümen Bewegungen des Kranken.

„Ja — ja, sie müssen hinaus ins Feld, alle, alle! Es geht gegen des Korsen Übermacht! Es geht gegen die verblendeten deutschen Brüder selbst, gegen eine halbe feindliche Welt! Fichtes, Jahns, Friesens Wünsche und Prophezeiungen sind erfüllt! Sie haben so vieles vom Einzelwillen gesprochen, der Volkswille werden muß. Sie haben sich dafür gesorgt und gemüht — ich denke mir, jetzt merken die Berliner und auch die andern, die von ihnen wissen, was sie gemeint haben." —

Was hier in stiller Krankenstube geäußert wurde, die nächsten Tage bewiesen es.

Es kam der 23. März, und die ganze Residenz klang wieder von des Königs ‚Aufruf an mein Volk', der schon am 17. in Breslau erlassen war. Das waren ganz die freien, herzlichen Töne, auf die man längst geharrt hatte. Sie wirkten wie keine Tat zuvor. Jetzt wollte gern jeder dabei sein, Opfer zu spenden, und die Annahmestelle für freiwillige Gaben im Rathause wurde bald von Hoch und Niedrig belagert. Es kam der 24., und Friedrich Wilhelm traf von Potsdam her selber in Berlin ein. Es kam der 26. und damit der Abmarsch der in der Hauptstadt versammelten und in den letzten Wochen eingeübten Krieger.

Philipp war die Wichtigkeit dieses Tages verheimlicht worden. Jeder fürchtete noch, daß die Erregung, Jürgen mit den Kameraden unter Yorck in den Kampf ziehen zu sehen, allzu stark auf ihn wirken würde. Hierbei aber war es der Direktor Bellermann selber, der in aufflammender Begeisterung jede Abrede vergaß.

Gegen Mittag durchhallte dröhnende Militärmusik die Straßen, und gerade hatte Philipp seltsam traumverloren vor sich hingesprochen: „Ich weiß nicht, Jürgen war gestern so sonderbar — für so tief empfindend habe ich ihn bisher nie gehalten — —" da kehrte der Direktor vom Schloßplatz zurück, und was er auch an Mißhelligkeiten und Mühen durch das Eintreten seiner Gymnasiasten in das Heer erfahren hatte, man sah es seinem vor Ergriffenheit leuchtenden Gesichte an: alles war in dieser Stunde verwunden.

Die scheidenden Jünglinge waren durch Gottesdienst im Freien zum Kampfe geweiht worden. Nach der ergreifenden Rede des Geistlichen, die jedes Herz gerührt hatte, war die Sonne durch die Wolken gebrochen, und in diesem Augenblicke der eiserne York in den Kreis der Versammelten getreten. Schon seine gebieterische Gestalt, sein graues, flatterndes Haar, seine flammenden Augen hatten auf jeden gewirkt. Jetzt, als er, vor seinem Leibregiment stehend, die Lippen zur Ansprache öffnete, breitete sich tiefe Stille über den weiten Raum, über die zahllose, enggepferchte stehende Menge der Erschienenen. Und als er gar sprach: „Soldaten, jetzt geht's in den Kampf. Ihr sollt mich an eurer Spitze sehen. Tut eure Pflicht. Ich schwöre euch, mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder!" als ein alter Waffengefährte, der Oberst Horn, dem Sprecher in die Arme stürzte und laut rief: „Wir alle — alle sind bereit, zu folgen!" — „da war es," berichtete der Direktor, „ich sage euch, als ob etwas Flammendes vom Himmel käme und all den alten, bewährten Kriegern und unsern jungen Studenten und Gymnasiasten ins Herz fiel. Jürgen stand so, daß mir seine Bewegungen sichtbar waren, und ich sah, wie seine Rechte langsam gleichsam selber zur Waffe an seiner Seite hinüberglitt und seine Lippen sich stammelnd bewegten wie zu einem Schwur."

Im selben Augenblick glitt der Kranke im Lehnstuhl mit einem eigentümlichen Seufzer zurück und schloß die Augen. Sein bleiches Gesicht wirkte wie das eines Toten.

„Vater — Vater —" schrie da Franziska, „was haben Sie getan? Sie haben Philipp getötet!"

Aber der Jüngling schlug die Augen auf und streckte beiden die Hände entgegen. „Nein — nein — nicht so! Daß mein Bruder hinauszieht, mein friedvoller, gelehrter Bruder, und auch ihn zwingt der große Volkswille — soll mir das nicht nahegehen? Nun meinen Vater wiedersehen — und — einen noch — seinen General — Preußens General — unsern Grafen Bülow!"

Bellermann ließ einen hastigen, fragenden Blick über seine Tochter gehen. Aber obgleich sie ihn mahnend ansah, tat er doch, wozu ihn der Drang trieb. Er nahm Philipps heiße Hand fester in die seine, sah ihn teilnahmsvoll und prüfend an und sprach: „Macht dich solche Kunde gesund, mein lieber Junge, so wisse: Generalleutnant Bülow zieht von Stettin her mit dem vereinigten west- und ostpreußischen Reservekorps auf Berlin zu, um die Mark gegen einen feindlichen Einfall der Franzosen von Magdeburg her zu decken. Vielleicht ist die Stunde des Wiedersehens mit deinem Vater näher, als du meinst."

Da richtete sich der Leidende in seinem Sessel stark auf. „Wenn das wäre, wenn ich wüßte, unser Graf, mein Vater selbst schützen unsere Heimat, dann wollte ich gern hier aushalten, bis ich völlig gesund bin."

„Beim Wort genommen!" riefen da Bellermann und Franziska zugleich, und nun erzählten sie ihm alles in der Zwischenzeit Geschehene und übermittelten ihm Jürgens und seiner abmarschierten Kameraden Scheidegrüße. Philipp aber dachte: „Ich will alles ertragen — ich werde ja einmal wieder gesund sein, und — ich werde Vater wiedersehen!"

Und dann kam der Tag, der diese Sehnsucht erfüllte — der letzte im Monat März war es. Wieder zitterten die Fensterscheiben der Häuser Berlins vom Tritt gewaltiger Soldatenmassen. Bülow zog mit 10 000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern in die Tore. Mit vergehendem Atem lauschte Philipp dem andrängenden, mächtigen Schall der Militärmusik, im Beben der Erwartung wurden ihm die Minuten zu Stunden.

Er lag allein. Längst war Katharina auf die Straße geeilt. „Bloß, daß Vater gleich die richtige Straße findet!" hatte sie ihm beim Abschied zugerufen. Nun hatte sie ihn gewiß schon herausgefunden, schon umarmen dürfen, den sehnlichst Erwarteten! Warum kam er nicht?!

Endlich aber — ja, das war er! So deutete ein Mann wie er sich an! Die Haustür krachte, wie sie nie gekracht, die Stufen der Treppen knarrten und ächzten, wie sie nie geächzt, und als die Tür zum Krankenzimmer zurückflog, stand da im Rahmen, breit und mächtig ihn ausfüllend, ein hochgewachsener, rotbärtiger Wachtmeister der kurmärkischen Landwehr in blauer Litewka, auf dem Haupt die geschirmte Tuchmütze mit dem Kreuz von Blech, das den Spruch trug: Mit Gott für König und Vaterland. Antonius Hohenhorst, der ehemalige gräflich Bülowsche Förster war es, jetzt der treue Gehilfe des Generals beim Ausheben und Einrichten der märkischen Landwehr — dem Jüngling nur der Vater, der starke, liebe Vater!

Ein Fragen war es und ein Antworten, ein In-die-Augen-sehen und An-die-Brust-drücken, ein rauhes Schelten, das doch nur Liebessorge verhüllte: „Junge, Junge, hast wollen als Erster Berlin erstürmen, nun liegst du hier!" und ein warmes Streicheln: „Wirst bald wieder sein, wie du gewesen!" — Über aller persönlicher Freude, die um den rotblonden Bart zuckte, stand doch das große vaterländische Sorgen und Mühen. Die trauliche Zusammenkunft wurde unterbrochen durch eilige Amtsgänge und ernste Unterredungen, durch Empfang von Kriegsberichten und die Arbeit auf den Meldebureaus und den Posthaltereien.

Hatte Philipp wohl im Anfang heimlich gehofft, der General von Bülow würde vielleicht, durch irgendeinen Umstand bewogen, selber in das Bellermannsche Haus kommen, so sah er jetzt ein, daß diese Gedanken lächerlich kindlich gewesen waren. Wo sein Wachtmeister so durch die Arbeit hin- und hergerissen wurde, konnte der General selber gewiß nicht kommen, wenn er seinen kleinen, tapferen Botschafter von der Frischen Nehrung auch nicht vergessen hatte. Er mußte mit den Truppen feierlich Gottesdienst halten, mußte zum König nach Potsdam, Berichte erstatten, Befehle entgegennehmen, und endlich mußte er mit seiner Mannschaft dem Feinde entgegenmarschieren und sein Wachtmeister Hohenhorst mußte mit ihm.

Aber das Scheiden von Vater und Sohn war keine Trennung mehr, und still wurde Berlin durch den Truppenausmarsch noch durchaus nicht. Auch das Leere, Dumpfe der Krankenstube Philipps kehrte nicht wieder. Obgleich seine unermüdliche Pflegerin Franziska ihn verlassen hatte, um eine größere Pflegetätigkeit im Garnisonlazarett aufzunehmen, und obgleich der Arzt für völlige Heilung seiner Kopfwunde noch einige Wochen als nötig erachtet hatte, versank der Einsame doch nicht in Mißmut und leere Tatenlosigkeit. Er lebte mit den Fernen, er sorgte sich mit den Zurückgebliebenen, zumal als sich täglich mehr Grund zur Sorge ergab.

Zwar war am 5. April die Kunde von einem glücklichen Gefecht bei Möckern gekommen, und es war ein verhältnismäßig leichter Sieg gewesen. Aber es war doch nicht zu leugnen, der grimme Feind Napoleon stand wieder mit vollen Kräften und all seinen tapferen, schlachtengewohnten Marschällen auf dem Plane. Seinen 120 000 Mann aber hatten die Verbündeten zunächst nur etwa 85 000 Mann entgegenzusetzen. Daß die Russen überall den Oberbefehl auch über preußische Truppen erhielten, war bei dem Machtverhältnis der beiden Staaten natürlich. Nicht aber war sicher, daß sie unter ihren Generälen auch die größeren Geister besaßen. So kam es, daß sich sowohl Blücher wie Yorck, Scharnhorst wie Gneisenau beim Hauptheere oft über verfehlt erteilte Bestimmungen beklagten, in der Mark aber Bülow nicht alle Anordnungen des Generals Wittgenstein für gut erachtete und mit rechter Sorge namentlich auf das künftige Schicksal Berlins blickte.

Ehe hiervon noch der großen Menge etwas bewußt wurde, arbeitete er bereits daran, Verteidigungslinien für die Hauptstadt herzustellen. Da er jedoch für diese Arbeit von eigenen militärischen Kräften nicht viel opfern konnte, waren die von ihm ausgesandten Ingenieuroffiziere genötigt, ihre erste Hilfe bei den bekannten Vaterlandsfreunden zu suchen. Daß sie auch an Philipp dachten, hatte seine besonderen Gründe.

Eines Tages kündete Katharina ihrem Bruder aufgeregt den Besuch zweier Herren in der Amtsstube des Direktors an. Beide hätten nach ihm gefragt. Einer — der Kleinere — befände sich in Offiziersuniform, der andere wäre so lang, daß er an die Decke stieße und so dünn, daß er sicher zerbräche, wenn er mal fiele. Augen hätte er wie ein Uhu, tief und dunkel. Philipp dachte sogleich an den Hauptmann von Voß, vermochte aber den zweiten, den Träger der Offiziersuni-

form, nicht zu erraten. Nach einer mit steigender Spannung verbrachten Viertelstunde erschien der Direktor selber an seinem Sessel, hatte große, runde, erstaunte Augen und zeigte eine gewisse auffällige Feierlichkeit in den Bewegungen. Er teilte seinem Pflegling fast ehrfurchtsvoll mit, der Ingenieurmajor des Herrn Generalleutnants von Bülow, Markoff mit Namen, und der Herr Hauptmann und Schriftsteller Julius von Voß hätten bei ihm angefragt, ob er wohl die Teilnahme seines Pfleglings Philipp an einigen wichtigen Arbeiten gestatte. Es handle sich um die Befestigung Berlins. Nun habe er leider selber auch gar nichts antworten können, da ihm von einer solchen Tätigkeit Philipps bisher nie etwas bekannt geworden sei, und er habe den Ausweg eingeschlagen, sich erst überzeugen zu wollen, ob Philipps Gesundheitszustand überhaupt ein Arbeiten zulasse.

Der Angeredete sah in des gelehrten Mannes Wesen das ganze Staunen eines Menschen, der dem anderen bisher irgendein Können überhaupt nicht zugetraut hat und nun am liebsten die Richtigkeit der Tatsache überhaupt in Zweifel gezogen hätte. Wie hoch stiegen nun in ihm vor solchem Unglauben seine immer als Liebhaberei betriebenen Fortifikationsstudien! War es denn möglich, konnten sie Wert besitzen? Konnte er durch sie mit seinem lieben Grafen Bülow noch einmal zusammenkommen? ihm etwas von seiner großen Dankesschuld abtragen? Er dachte nicht daran, wie gefährlich die Lage der preußischen Hauptstadt eingeschätzt werden mußte, daß solche Arbeiten nötig waren, in ihm stürmte einzig der Jubel, das Verlangen nach einer so willkommenen Tätigkeit. Er warf die Decke zurück, erhob sich stürmisch vom Lager: „Ich komme! Gewiß doch, ich helfe mit!"

Vor so deutlichem Zeichen mußte der Direktor wohl sein Kopfschütteln zunächst einstellen. Er hatte Mühe, den Eifrigen zurückzuhalten. Er rief begütigend: „Sie wollen ja hierher kommen! Sie sagen, sie kämen gern jeden Tag, wenn sie nur den Lipp Hohenhorst zum Mitarbeiter bekämen — den berühmten Franzosen-Lipp — haben sie gesagt." An dieser Stelle aber hielt der Sprecher plötzlich inne und fragte sichtbar ungläubig: „Ja, sag mal, bist du denn das wirklich — der berühmte Franzosen-Lipp?"

Darüber mußte Philipp erst lachen — dann plötzlich wurde er ernst. Führte er den Namen wirklich zu recht? Hatte er ihn schon verdient? — Nicht doch! Jetzt erst mit der sichtbaren Arbeit gegen den Landesfeind wollte er ihn sich erobern! Eine Flutwelle von junger Kraft durchschwellte ihn. Oh, das sollte eine Zeit werden! Jahn, Friesen, wo seid ihr? — Aber nein, nicht ein Hilferuf war es! Sie standen auf ihrem Posten in der Errichtung und Ausgestaltung des Lützowschen Freikorps — er aber, er war hierher beordert, er wollte sich selbst genug sein! War ihm nicht das Stück märkischer Erde südlich von Berlin bekannt wie einst das Forstrevier seines Vaters in Falkenberg? Kannte er nicht jede Höhe, jeden Bach, jeden Kanal, jedes Bruch, jeden festen Übergang? Lag seine Schublade nicht voller Entwürfe von Befestigungsplänen? voller Berechnungen der Stauungen von Nuthe und Notte von Potsdam über Saarmund bis Mittenwalde und zum Schmöckwitzer Werder? Hatte er nicht bereits auf seinen Karten als zweite Verteidigungslinie die Rollberge, die Hasenheide, den Tempelhofer Berg, die Weinberge mit Verhauen, Flêchen und Schanzen besetzt? Ließe sich nicht noch näher der Stadt der Schafgraben und die Spree als letztes Hemmnis gegen die andrängenden Feinde benutzen? Oh, er hatte praktische Vorschläge in Menge. Die Kolberger und Magdeburger Festungserfahrungen, die eigenen Studien in kriegswissenschaftlichen Werken, die Wanderungen um die Stadt mit so scharfblickenden Männern wie Jahn, Friesen, Markoff u. a. — alles würde jetzt seine Früchte tragen! Und in der seligen Empfindung des Gesundens, in der Erwartung froh machender Arbeit blickte er strahlend auf. Alle seine Träume von Schaffen und Leben leuchteten aus dem Augenhintergrund, und ein warmes Licht der großen Menschenliebe dazu.

Der alte Direktor stand ihm so nahe. . . . Nein — sicher — in aller seiner Gelehrsamkeit und Schulerfahrung hatte er nicht gewußt, welch tapferes, sprühendes Manneskerz er in dem kleinen, der Sprache und des Gehörs beraubten Schützling seiner Tochter Franziska in seinem Hause aufgenommen hatte! Er nicht! Aber trotzdem — heute war solch ein großer, lachender Freudentag, da mußte man die ganze Welt ans Herz drücken! — Und Philipp streckte die Arme

und umfaßte den immer noch feierlich blickenden alten Herrn mit einer Inbrunst der Dankbarkeit, die dieser seitens seiner Schüler weder in den Horazstunden noch bei der Xenophonlektüre gefunden hatte.

---

26. Als Volontäroffizier.

Wie war das arme, zerstückelte Preußen auf einmal geschäftig geworden! Wie brauste es in Schlesiens treuer Bevölkerung von entfachter Begeisterung! Wie stiegen aus dem verarmten, mannhaft fühlenden und handelnden Ostpreußen immer neue Hilfs- und Kraftquellen! Wie rührte es sich jetzt auch in der Mark, in und um Berlin aus eigenem Wollen, eigenem Herzensfeuer heraus!

Wenn früher einzelne, besonders auffallende kriegerisch gewappnete Gestalten — wie sogar Fichte — durch Wort und Bild witzig karrikiert waren, so waren die Zeiten der Witzeleien jetzt vorüber. Es schien, als ob es kaum noch harmlos Friedfertige gäbe, sobald das Wort „Franzose“ fiel. Der rote Haß war emporgelodert überall. Und dieser Haß trieb die Hände an, zu den Waffen zu greifen. In Reih' und Glied nebeneinander standen Adel und Bürgerliche. Ob auch einige vornehme Familien, an ihrer Spitze Fürst Wittgenstein und die Hofbedienten, ein paar ängstliche Beamte und reiche Kaufleute vor der entfachten allgemeinen Volksaufregung im Lande zitterten, — hatte man doch bisher nur ein sklavisch gehorchendes Volk, kein sich auf seine Kraft besinnendes und zum Schwert greifendes gekannt — die große Masse des Bürgerstandes in den Städten, auf dem platten Lande auch der Adel und Bauernstand, sie dachten gar nicht daran, daß mit der Wehr ihnen auch die Macht gekommen sein könnte. Sie waren keine Romanen, die zur Revolution neigten, sie trugen die Treue des Germanenblutes im Herzen und waren zu jedem Opfer an Gut und Blut für König und Vaterland bereit.

Die Spenden zur Ausrüstung freiwilliger Jäger waren schon reichlich geflossen. Jetzt brachte ein Inhaber einer Zeitungshalle, Rudolf Werkmeister, in Vorschlag, die goldenen Trauringe für eiserne einzutauschen, und in wenigen Tagen lag das Gold von 160 000 Ringen bereit.

In solcher Stimmung war es ein leichtes Arbeiten für die von Bülow abgesandten Ingenieuroffiziere, die zunächst nur verlangten, Sand zu schaufeln und zu karren. Die Gutsbesitzer schickten ihre Arbeiter, die Dörfler liefen von selbst herbei, aus Berlins Toren rückten die ersten Landwehrmannschaften. Hacken und Spaten waren die Hauptwaffen, die geschwungen werden mußten. Nicht mit begeisternder Schlachtmusik wurde gegen den sichtbaren Feind vorgerückt, vielmehr hieß es, in Dickicht und Moor gegen eine in Zukunft drohende Gefahr die Gräben zu verbreitern und zu vertiefen, die schmalen Übergänge mit vorgelegten Schanzen und Verhauen zu befestigen.

Wer von den Vaterlandsverteidigern im ersten Feuer auflodernder Kriegsbegeisterung angenommen hatte, bald in fröhlichem, gemeinsamem Marsche gegen die welschen Unterdrücker losziehen zu können, in der heimlichen Hoffnung, ihn würde die Kugel ja nicht gleich treffen, und sich nun von grauer Frühdämmerung an bis in den sinkenden Abend vor eine Tagesaufgabe gestellt sah, die durchaus nicht kriegsmäßig aussah und dazu Muskelkraft und Schweiß verlangte, den wollte mit der Zeit freilich der Mißmut beschleichen, und der Name des Generals Bülow, der mit seinen Forderungen hinter diesen Arbeiten stand, wurde bald von vielen auf eine wenig liebenswürdige Art ausgesprochen. Ja, es erhoben sich Stimmen, die da meinten, er fordere Unnötiges. Hatte man nicht in allen Kreisen durch Hingabe des jungen, starken Nachwuchses getan, was zu einem glücklichen Kriege nötig war? Würde mit ein paar siegreichen Schlachten nicht jede Gefahr für die Hauptstadt beseitigt sein? Und voller Spannung horchte alles nach Sachsen hinüber, wo des drohenden korsischen Löwen scharfe Pranken beschnitten werden sollten.

Da kam im Anfang Mai die Nachricht von der Schlacht bei Großgörschen, und sogleich verließ alles, was mit Karre und Schippe an den Sandbergen tätig gewesen war, triumphierend, fast fluchtartig, die Arbeitsstelle. Eine Schlacht? Natürlich war sie ein Sieg! Und Menschengedränge unter den Linden, Böllergedröhn vom Lustgarten her, Illumination in allen Straßen, verpuffende Schwärmer, Kindergekreisch zeigten den Jubel der zwiefachen Erlösung an. Freilich drückte am nächsten Tage die große Zahl der

Opfer, die Fülle der Trauernachrichten den Jubel rasch nieder. Gerade die edelsten berlinischen Familien hatten den blutigen Tag mit Opfern gezahlt. Viele eben in frischer Jugendkraft Ausmarschierte deckte bereits der Rasen bei Lützen, andere lagen verwundet im Lazarett. Und als gar die Nachricht kam, die Verbündeten seien trotz der gezeigten Tapferkeit, die den Franzosen keinen Gefangenen und keine Fahne gelassen, über die Elbe zurückgegangen, und der Kaiser habe sich mit seiner Armee zwischen die Hauptarmee und Bülows Heer geschoben, da wollte den meisten doch der Sieg als recht wenig bedeutend für die Sicherheit der Hauptstadt erscheinen.

Als gar, von Bülow abgesandt, der Chef seines Generalstabes, Oberst Boyen, in Berlin eintraf, um die Bildung der Landwehr und des Landsturms, die nicht fortgesetzt worden war, mit allen Mitteln zu betreiben, und die angelegten und noch notwendigen Verschanzungen der Stadt zu besichtigen und zu vollenden, da wurde die Arbeit mit Schippe und Karre an den Rollbergen, in der Hasenheide und am Tempelhofer Berge rasch wieder aufgenommen.

Für Boyen war es natürlich das erste, sich mit dem Ausschuß zur Landesverteidigung in Verbindung zu setzen.

Den Bülowschen Ingenieuroffizieren, Major Markoff, Major Müller, Leutnant Kühne, sowie den Berliner Bausachverständigen, die an der Verteidigungslinie mitarbeiteten, Oberbaudirektor Eytelwein, Oberbaurat Günther, dazu dem früheren Hauptmann Julius von Voß und Forstmeister von Schenk waren indes im Haugwitzschen Palast in der Lindenstraße passende Zimmer für ihre Arbeiten zur Verfügung gestellt. Hier traf der Oberst am Tage nach seiner Ankunft ein, und seine erste Anwesenheit wurde Grund zu einer harten Dauersitzung für die Beteiligten. Von kurzer Mittagspause abgesehen, währten die Beratungen vom Morgen bis in das Dunkel des Abends.

Im flackernden Kerzenschein, der die Köpfe der dunklen Ölgemälde an den Wänden des Palastes seltsam lebendig werden ließ, schloß endlich Boyen die Akten, erhob sich, überblickte die Schar seiner Mitarbeiter und sprach ihnen seinen Dank für die Einführung in die Sachlage aus. Sich das stark vorspringende, bartlose Kinn streichelnd, fügte er nach einer Pause des Nachsinnens zu: „Ich möchte nun die Gemeinsamkeit Ihrer Arbeiten nicht gern unterbrechen. Sie sind gut im Zuge, meine Herren, das habe ich wohl gemerkt, und ich freue mich des arbeitsamen Geistes unter Ihnen. Mir selbst aber bleibt noch viel zu tun. Ehe ich den allgemeinen Verteidigungsplan für die Provinz entwerfen kann, bei dem es nötig ist, Landwehr und Landsturm stark heranzuziehen, muß ich naturgemäß die Ausdehnung der Verteidigungslinie und ihre Besetzungsmöglichkeiten mit Mannschaft genau kennen. Ich werde also die ganze Nuthe- und Nottelinie von Potsdam bis Wusterhausen sogleich selber bereisen müssen und das zunächst möglichst unauffällig. Aber dazu brauche ich einen Führer, der mit der Gegend und den gemachten Fortifikationen genau vertraut ist. Könnten Sie mir zu einem solchen verhelfen? Wer würde das sein? Es müßte ein durchaus kenntnisreicher, erprobter und treuer Mann sein!"

Es wurde still im Zimmer. Die Offiziere sahen einander abwägend und zweifelnd an. Ihre Blicke blieben endlich an dem Major Markoff hängen, der lächelnd mit seinem Bleistift spielte und nun gleichsam zufällig damit auf die Tür zum Nebenzimmer deutete. Da kam es sogleich wie aus einem Munde: „Natürlich unser Franzosen-Lipp!"

Boyen sah verständnislos drein. „Wer ist das, meine Herren?"

Markoff schritt still zu dem Stoß von Zeichnungen, der den Tisch bedeckte, und nahm fast blindlings eine ganze Reihe heraus. „Der Verfasser dieser Krokis und Entwürfe, Herr Oberst!"

Boyen durchblätterte sie hastig. „Dieser? Gerade dieser? Ich meine, es sind nicht die schlechtesten! Ist er unter Ihnen?"

Markoff schüttelte den Kopf. „Gestatten, Herr Oberst, es ist ein siebzehnjähriger, junger Mensch mit Namen Philipp Hohenhorst. Er arbeitet gewöhnlich mit uns zusammen, heute aber ist er in das Nebenzimmer verbannt. Er konnte vor Herrn Oberst nicht gut erscheinen, weil er noch in keinem dienstlichen Verhältnis zu den Mitgliedern des Berliner Verteidigungsausschusses steht."

„Erlauben Sie, lieber Markoff —" Boyen sah kopfschüttelnd drein, „wie aber ist es dann möglich geworden, daß er einen solchen Haupt-

anteil an Ihrer Arbeit hat tun können, meine Herren?"

Markoff strich sich den kurzen Kinnbart. „Das ist eine ganz merkwürdige Sache, Herr Oberst. Wenn Herr Oberst eine kurze Darlegung gestatten —?"

Boyen nickte. „Ich bitte —"

Kurz und sachlich berichtete der Major nun über Philipps Abstammung, sein Vorleben, seine Beziehungen zu General Bülow und seinen Anteil an Jahns und Friesens Erziehung der Berliner und preußischen Jugend zur nationalen Betätigung. Die Anwesenden, die des Jünglings Geschichte nicht so im Zusammenhange kannten, horchten gespannt zu, Boyen schüttelte des öfteren staunend das Haupt.

Als Markoff geendet hatte, war es bereits entschieden. „Und dieser Haupt- und Staatsbursch' ist ein gesunder, kräftiger Mensch?" fragte er.

„Trotz der fehlenden drei Finger und der Schußwunde an der Hüfte ist er der gewandteste Fechter, ein guter Schütze und Reiter —"

„Und nicht in der Armee auf Epauletten dienend?"

Markoff zuckte die Achseln. „Seine Exzellenz Graf Bülow hat bereits einen Hohenhorst ausgestattet. Sollte unser junger Freund, der zuletzt Professor Jahns Stellung eingenommen hat, gemeiner Füsilier werden?"

Boyen fuhr auf. „Aber es gibt doch vaterländische Fonds! Ich selbst bin direkt von Majestät in die Lage versetzt, einzuhelfen. Unser König opfert die letzten Pferde seines hiesigen Marstalls gern —"

„Es wäre gewiß auch schade gewesen, den jungen Patrioten hier fortzunehmen", warf Markoff ein. „Wie gut er gerade in Berlin zu verwenden gewesen, haben Herr Oberst ja erfahren."

Hierzu nickte Boyen. „Sie haben recht! Aber jetzt muß eine solche Kraft auf einen größeren Posten! Lassen Sie ihn eintreten!" Die ihm von Markoff überreichten Pläne im Rücken bergend, machte er ein paar Schritte in den halbdunklen Hintergrund des Zimmers hinein, wandte sich, als er die Tür klappen hörte, sogleich und kehrte mit einigen raschen Schritten zurück. Da stand er vor Philipp. Er faßte ihn an den Schultern und kehrte ihn dem Lichte zu. Seine scharfen Blicke flogen wie spähende Falken über Aussehen, Haltung und Gesichtsausdruck. „Sag' Er mal, Er großer, starker Mensch," begann er, „warum steht Er noch nicht bei der Landwehr, wenn Er in die Linie nicht hat eintreten wollen?"

Philipp flog das Rot bis unter das dicke, blonde Haar. Seine dunkelblauen Augen flackerten. Er reckte sich auf. „Zur Landwehr hat Seine Majestät der König die Männer vom 17. bis zum 40. Jahre beordert, Herr Oberst, ich werde erst im kommenden Monat 17 Jahre. Daß ich nicht zum Heere gegangen bin," sein Haupt senkte sich, „ist auf Wunsch Ludwig Jahns, meines Lehrers und Freundes, geschehen."

„Und so will Er sich den Krieg hier aus sicherer Behaglichkeit ansehen?"

Philipps Augen — ihm selber unbewußt — flogen über die Papiere des Arbeitstisches, über die Männer, die diesen Tisch umstanden. Er hatte einen Einwurf auf der Zunge — er unterdrückte ihn: „Ich widme meine Dienste dem Ausschuß der Landesverteidigung," sagte er zögernd, „freilich nur nach schwachen Kräften. Die Turnerkameraden, die mir bisher geholfen haben, sind allzu jung. Es sind meistens Schüler, ich darf sie nicht zu anstrengenden Arbeiten heranziehen, wie — Soldaten — —"

Boyens Augen verloren das Scharfe, Prüfende. „Also Soldaten kommandieren und für sein Vaterland fechten, das täte Er lieber, wenn Er könnte?" fragte er mit milderer Stimme.

Des Jünglings ganzes Wesen flammte auf. „Lebensgern!" stieß er heraus. Aber dann erstickte plötzlich heiße Erregung seine Stimme, und nur dem Nächsten war verständlich, was er hinzusetzte: „Aber ehe ich so weit komme, ist der Krieg aus . . ."

„— ist der Krieg aus?! Hm — Sehe er, mein Sohn, Er hat ja einen starken Glauben an unser militärisches Vermögen! Aber ich will Ihm sagen: Den Napoleon kennt Er noch nicht gehörig! Der wird uns noch tüchtig zu schaffen machen! Starke, treue und tapfere Offiziere — Jünglinge und Männer — die etwas können," er hob die Papiere, „wie der etwas gekonnt hat, der diese Verteidigungspläne hier entworfen hat, solche Leute kann darum der König immer brauchen. Ich schlage Ihm also vor, Er tritt als

Volontäroffizier beim Generalstab, d. h. bei mir, ein, bereist mit mir die Fortifikationslinie der Mark und stellt sich bei dieser Gelegenheit aus den ihm passend erscheinenden Leuten ein kleines, alertes Freikorps zusammen, das täglich zur Hand ist, und vor allem en vedette, wenn es etwa einen Angriff auf Berlin gilt. Nun sage Er: Will Er das? Ich denke, Seine Exzellenz Graf Bülow werden mit dieser Verwendung seines tapferen ‚Franzosen-Lipp‘ einverstanden sein, wie?"

In Philipp war es beim Anhören dieser Worte, die unter einem einfachen Vorschlag eine so hohe Auszeichnung enthielten, als drehe sich das Zimmer mit all den feierlich düsteren gemalten Männern an den Wänden, wie auch den lächelnden an dem großen Arbeitstisch, ja, dieser Tisch selber. Eine solche Erlösung aus seiner Berliner Gefangenschaft war möglich?! Eine Erlösung, die geradenwegs auf d e n Posten führte, der seit Jahren seine größte, heimlichste Sehnsucht bildete?! Soldat werden? Offizier? Verantwortlich sein für eine große Sache, allein verantwortlich wie früher Schill, jetzt Jahn, Lützow, Friesen waren?

Er wollte festen Tritts auf den Mann zugehen, der ihm solches Glück bot, er wollte ihm aus tiefster, freudigster Seele danken, aber er vermochte nicht einen Schritt zu tun, die Knie versagten ihm den Dienst.

Da war der Oberst schon auf ihn zugetreten, hielt die Hand vorgestreckt. „Na, Herr Volontärleutnant Hoheerhorst, wollen Sie den Dienst morgen bei mir antreten? Für Equipierung und Unterhalt sorge ich natürlich. Dann nehme ich Sie hier gleich in Königs Gehorsam und Soldatenpflicht!"

Der Überselige schlug seine Augen groß und voll zu dem Offizier auf, sie waren umflort vor Glück. Sein Mund zuckte, seine Nasenflügel bebten. Mit versagender Stimme stieß er heraus: „Ob ich will, Herr Oberst?! Mit Blut und Leben für meinen König, mein Vaterland! Tod dem Korsen und seinen Soldaten!" und heißen, eisernen Druckes umklammerte er mit beiden Fäusten die dargebotene Hand, daß Boyen sie ihm hastig entzog, die zusammengequetschte bei Licht besah, und zu den Offizieren gewandt, mit schmerzverzogenem Gesichte meinte: „Wenn er schon seine Freunde so behandelt, dieser frischgebackene Leutnant, nun, dann gnade Gott jedem Welschen, der als Feind in seine Fäuste fällt!"

So rasch alle Anschaffungen für Philipps äußere Wandlungen gemacht werden mußten, sie waren in dieser Zeit, wo alle Kräfte für Soldatenausstattungen arbeiteten, zu ermöglichen gewesen. Anderntags schon trabte er mit den Leutnantsabzeichen als Volontäroffizier auf einem sehnigen Schwarzbraunen, den Boyen selber für ihn aus dem Königlichen Marstall ausgesucht hatte, an des Obersten Seite durch die Klosterstraße, und beim gemeinsamen Einritt in den Schulhof machte der alte Papa Schadtke sowohl wie die gerade dort versammelten Professoren und Schüler große Augen.

Der hohe militärische Rang Boyens sowie seine feste, entschiedene Weise machten auf den Direktor Bellermann, der dienstfertig herbeikam, sowie auf Franziska den allerstärksten Eindruck. Während Katharina in staunender Betrachtung um den Bruder herumtrippelte, hier und da an seiner neuen Montur zupfte und nur immer fragte, wie es eigentlich komme, daß er schon richtiger Offizier sei, nahm seine ehemalige, allzeit getreue Schützerin Franziska nach langem, tiefem Schweigen tränenden Auges, aber ergebenen Herzens seine Hand und flüsterte: „Nun gebe ich auch dich an das Vaterland ab, kleiner, großer Lipp, auch dich!" Mit einem verschleierten Blick, in dem all ihr junges Herzensweh stand, sah sie ihm in die Augen, und er verstand sie. In dieser großen Erhebungszeit setzte jeder sein Leben ein — auch die daheim blieben — auch die Mädchen und Frauen.

Während sie sich rüstete, ihr freiwillig übernommenes Amt am Garnisonlazarett wieder anzutreten, hatten Boyen und Bellermann alles nötige besprochen, und auch die Offiziere machten sich fertig. Der alte gelehrte Herr, der sich bisher von Philipp zurückgehalten hatte, schien indessen mit irgendeiner drückenden Empfindung zu ringen. Seine Hand fuhr immerfort unruhig über das kratzige Kinn, seine Augen irrten seltsam flackrig umher. Nun aber stürmte er plötzlich auf Philipp los, und kurz und hastig stieß er heraus: „Mein Sohn, mein lieber Sohn, wer alles vorher wissen könnte! Eigentlich — nun ja — ich wollte dir das Schicksal deines Bruders Jürgen verschweigen, aber nun gehst auch du hinaus — hast uns nicht gebraucht — bist selbst zu

etwas gekommen — bist mehr geworden als dein Bruder! Soviel er gekostet hat — alle die Rechnungen für ihn sind ja durch meine Hände gegangen — rühmliche Taten hat er noch nicht aufzuweisen. Gleich nach dem Ausmarsch ist er an einer Ruhr erkrankt — ist in Wittenberg liegen geblieben. Jetzt ist er auf dem Wege hierher ins Lazarett. Er wird vorläufig keine Schlacht schlagen können — das arme Kind sehnt sich nach Frieden — möchte studieren — wenn möglich, bald als Prediger angestellt werden. Oh, Philipp, sein Brief, der arme, liebe Junge, immer mein bester Schüler ist er gewesen! Nun — dein Vater und du — ihr werdet ihn im Felde ersetzen! Und daß ich — daß ich —" Er stockte. Es war, als ob ihm beim Überblicken der hohen, kräftigen Gestalt Philipps, beim klaren Blick von dessen hellen Augen die Worte versagten. „Daß ich —" Er nahm einen neuen Anlauf, „daß ich dich armes, gequältes Kind nicht gleich bei deiner Ankunft damals als den erkannt habe, der du bist — nicht wahr, du trägst mir das nicht nach?" Er fuhr sich seltsam schwerfällig über den kahlen Gelehrtenkopf. „Gott hat gesprochen —" sagte er mit geistesabwesenden Augen, „mir ist selber, als ob da Kräfte wären — ich weiß nicht, sind es gute Kräfte? Alles schwankt um mich. Ich habe einmal Schüler gehabt — ihnen das Höchste, Beste beigebracht, was ich selbst wußte, nun sind die oberen Klassen leer. Die da drin gesessen, sie sind in der Welt verstreut, verwundet, vom Feinde totgeschossen ... Was ist das mit dieser Welt? Was ist das? Wozu hab' ich sie alle gut gemacht? wozu edel und großgesinnt? Für das Vaterland, sagt ihr? Noch immer aber ist ja da draußen der welsche Feind übermächtig!"

Sein Aussehen war so haltlos, sein Blick so verzweifelt, daß es selbst den Obersten bewegte. Begütigend klopfte er ihm die Schulter. „Was Sie da sagen, ist wohl richtig, aber das wird nicht so bleiben — sicher nicht, bester Herr! Es leben ja noch viele gute und starke Preußen und arbeiten daran, des Korsen Macht zu zerstören! Wir zunächst, freilich, nicht wahr, Leutnant Hohenhorst, wir wollen vorsichtshalber erst mal daran gehen, Berlin zu schirmen!" —

Unter Handwinken der Lehrer, unter brausendem Hurra der Gymnasiasten, unter Tücherschwenken Franziskas und Katharinas ritten sie davon und jagten bald auf der Straße nach Potsdam dahin, das mit seiner Insellage den rechten Flügel der ganzen Verschanzungsanlage bildete.

Welche Lust war es nun für Philipp, der seit seiner Verwundung nicht hierhergekommen war, nun das in Gedanken und auf dem Reißbrett Festgelegte in Wirklichkeit umgesetzt zu sehen und es dem Obersten zeigen zu können.

Die ganze Nuthe ritten sie entlang. Sie musterten deren weiche und dicht bewachsene Ufer, die das Überschreiten durch Militär völlig ausschloß. Sie prüften die verschanzten Übergänge bei Saarmund, bei Trebbin, wo ein Wiesengraben die Nuthe fortsetzte, bei Thyrow, Kerzendorf und Wittstock, das ganz im Bruch gelegen war, und weiter östlich den Lauf der Notte entlang. Dem Obersten entging weder die Stärke der Anlage, noch deren Schwäche; zumal in der Nähe Wittstocks wurde er bedenklich. Aber hier noch Änderungen zu treffen, war keine Zeit mehr, vielmehr mußten wegen der Nähe des Feindes sogleich die Schleusen geöffnet werden. Aufquellend stiegen die Wasser und fraßen sich die grünen, saftigen Wiesen entlang. In wenigen Stunden war das südliche Vorgelände Berlins von einem breiten Wasserband völlig umfaßt. Boyen war zufrieden.

Von der Höhe des Tempelhofer Berges war das Blinken des Wasserspiegels den dort Sand karrenden Verteidigern Berlins sichtbar geworden. Auch hatte sich die Ankunft von dem Generalstabschef Bülows in der Hauptstadt herumgesprochen. So wurde Boyen mit Hurra empfangen, als er sich an der zweiten, inneren Verteidigungslinie am Floßgraben blicken ließ. Diese bestand hauptsächlich aus einer Verschanzung der Brücke vor dem Schlesischen Tore, einer Verschanzung der Holländer Windmühle vor dem Kottbuser Tore und der Hirschels Brücke zwischen dem Halleschen und Potsdamer Tore. Auf dem Sandrücken vor diesen Toren lagen dann noch weitere Schanzen. In allen ausspringenden Winkeln am Graben durch den Tiergarten waren Flöchen angelegt, und die Tiergartenmühle war noch besonders befestigt worden. Die Sperrung der Landstraßen mußte natürlich des starken Verkehrs wegen bis zum Eintritt des wirklichen Angriffs ausgesetzt werden.

Als die Berliner spürten, daß ihre Stadt ernstlich in Gefahr kommen konnte, arbeiteten sie mit rühmlichem Eifer. Boyen hatte mehrfach Gelegenheit, einige geradezu fanatische Verteidiger zu loben, denen es nicht darauf ankam, die eigenen Gartenanlagen zu zerstören, wenn eine Schanze an dieser Stelle nötig schien. Auch wurde ihm heimlich zugetragen, daß im Augenblick des Eindringens der Franzosen in die Stadt die sämtlichen Holzvorräte der Königlichen Porzellanfabrik in Rauch aufgehen würden, daß den Feind also ein zweites Moskau erwartete. Über den entschlossenen Widerstand aller Stände konnte er also beruhigt sein.

Während er sich nun in der Stadt selber der Ausbildung der Landwehr und des Landsturms hingab, trieb sich Philipp rastlos in der Umgebung Berlins herum, sorgte für die Ausführung der Befehle und sammelte dabei die fähigsten Leute, die er fand, um aus ihnen sein kleines Korps zu bilden, das bereit war, mit Hand und Herz für die Mark und des Landes Hauptstadt einzustehen. Er befolgte dabei ganz des Obersten Worte. Wiederholt hatte ihm dieser gesagt und geschrieben: „Was der Sauerteig im Mehl bewirkt, das müssen Sie, mein lieber Hohenhorst, mit den Ihrigen in dieser zusammengewürfelten Soldateska sein! Danach richten Sie sich. Scheuen Sie keine Opfer, keine Ausgaben. Ich decke Sie in jedem Falle. Seine Exzellenz Graf Bülow, sowie unser Militärgouverneur von Berlin, General Lestocq, wünschen ein solches Vorgehen. Das muß Ihnen Befehl sein."

In stiller, tätiger Verbindung mit Bülow?! — Philipp jubelte auf. Wie war nur alles so gekommen! Wie oft dankte er nun bei dieser willkommenen Tätigkeit, die freilich den ganzen Mann verlangte, im stillen Friesens und Jahns Deutschem Bunde. Wie oft kam hier ein rüstiger Forstmann, dort ein gewandter Gutspächter, die ihm eben durch ihren Eifer aufgefallen waren, und taten ihm kund, daß sie einst unter den hohen, rauschenden Bäumen des ‚Dusteren Kellers' am Tempelhofer Berge bereits einander nahegestanden und sich in demselben Gedanken des Dienstes für das Vaterland gefunden hätten! Wie freudig gaben sich die herangewachsenen jüngeren Turner unter seinen bewährten Befehl! Wie gern nahm er solche Erprobten auf! Daß ihm Hinrich Christoph aus der Hasenheide längst zur Hand ging, war natürlich. War es doch der ganze Stolz des starken Burschen, daß er jetzt im Sattel saß, und sich als Führer Hussas unentbehrlich dünkte; denn wo die Sinne des Menschen versagten, bildete der scharfe, zähe und schnelle Barsoi einen unersetzlichen Helfer. Aber auch die älteren Freunde fehlten nicht. Als ihm eines Tages aus der moorigen Tiefe eines verbreiterten Grabens bei Wittstock der Gruß zuflog: „Dag ok, Franzosen-Lipp!" und er die scharfen, blanken Augen Klaus Rogges erkannte, sowie die diesem ergebene Schar der zähen und geschickten Schiffbauer überall an der Arbeit fand, da schwoll ihm das Herz vor Stolz und Vertrauen. Ja — hier wurde alles getan, was möglich war! Nun mochte auch der Schlachtengott ein Einsehen haben, und die Opferung der Jünglingsblüte Preußens günstiger aufnehmen!

Schon war ja die zweitägige blutige Schlacht bei Bautzen geschlagen worden! Wieder hatten sich die preußischen Truppen ausgezeichnet bewährt, wieder keine Fahne, keinen Gefangenen in Händen Napoleons gelassen, aber der Rückzug war doch wieder unvermeidlich geworden. Dies hatte zur Folge, daß gegen die Einzelkorps der Preußen sogleich starke Vorstöße gemacht wurden. So sah sich auch Bülow mit seinem Verteidigungsheer der Mark scharf bedrängt.

Da der Gouverneur Berlins, der General Lestocq, den Plan Bülows, den Feind an der äußeren Verteidigungslinie zu erwarten, nicht gut fand, war es nötig, daß die in und um Berlin ausgebildeten Landwehrmannschaften jetzt gesammelt und dem Nordheere zugeführt wurden. Nach einem langen, zwischen Lestocq und Bülow hin- und hergehenden Briefwechsel übernahm Boyen diese Aufgabe, ließ Philipp mit seinen Reitern die Landwehrleute zusammenrufen, formte eine neue Brigade, und marschierte mit dieser nach Luckenwalde ab. Eine kleine Besatzung von Pikenmännern nur blieb zurück.

Ein paar Tage vergingen den Berlinern ruhiger, dann aber schien mit dem Fehlen der militärisch ausgebildeten Verteidiger die Unruhe des alten Herrn Lestocq zu wachsen. Die Pikenmänner vom Lande und die bewaffneten Berliner schienen ihm keine besondere Sicherheit einzuflößen. So kam eine Stunde, wo er durch Estafette Philipp aufsuchen und zum Gouvernementsgebäude beordern ließ.

Mit besorgt gerunzelten Brauen stand der alte General vor dem jungen Offizier. „Es geht nicht anders, Hohenhorst," sagte er, „wir müssen auch Sie und Ihre Schwadron mobil erhalten. Wir dürfen hier nicht ahnungslos überfallen werden, das würde in unsere Pikenmänner die heilloseste Panik bringen. Wir müssen engste Fühlung mit dem Grafen Bülow haben! Sehen Sie zu, daß Sie so nahe wie möglich an das Gefechtsfeld kommen, und sobald sich die Sachlage bei dem General irgendwie zu ungunsten unserer Stadt verschiebt, preschen Sie im Galopp zurück, lassen an den Übergängen gleich Posten zurück, erstatten mir Rapport, und wir gewinnen Zeit, unsere Anordnungen in Ruhe zu treffen. Also so nahe als möglich an den Feind — verstehen Sie? was aber nicht heißt, sich mit den Kerls verbeißen! Sie haben Ihre fliegende Schwadron brillant einexerziert, ich darf Ihnen das schon sagen, um so kostbarer ist sie unserer Verteidigungsarmee hier! Das bitte ich streng festzuhalten, Hohenhorst! — Und nun jeder Reiter Munition und Proviant gefaßt für mehrere Tage und — mit Gott!" Er salutierte, seine strengen Augen überblitzten noch einmal die schnellkräftige Jünglingsgestalt — Philipp war entlassen.

---

27. Dem Todfeind ins Auge.

Über Großbeeren, Jühnsdorf, Zossen, durch den Baruther Forst flogen Philipps reitende Kundschafter dahin, von Hussa bellend umsprungen. Es war die stattliche Zahl von 126 Mann. Als Freiwillige Jäger eingekleidet, unterschieden sie sich von diesen nur dadurch, daß sie Pioniergerätschaften am Sattel und auf Packpferden mit sich führten. Sie fanden überall den Landsturm in Waffen. Überall scholl ihnen die Anfrage der Dorfschulzen entgegen: „Sollen wir mit der Mannschaft einrücken?" Alle auch kannten ihren Landesverteidigungsposten genau. Aber so groß ihr Eifer auch war — es waren Greise und Knaben — und wenn sie mit Spießen und Knütteln daherkamen, sah es aus, als wäre der Bauernkrieg wieder erwacht. Jetzt verstand Philipp des alten Lestocq Sorge wohl. Auch ihm wölkte sich die Stirn, auch er sandte mehr denn ein Stoßgebet gen Himmel: „Herr, bewahre Berlin vor dem Anmarsch der Franzosen! Gib Bülow den Sieg und laß mich dabei sein Helfer sein!"

Je sorgenvoller sein Herz für die Berliner schlug, um so stürmischer pochte es dem Grafen entgegen. „Könnte ich diesmal doch ein glücklicherer Bote für ihn sein, als auf der Danziger Nehrung!" war sein einziges Wünschen. Nachrichten über Freund und Feind liefen bald um. Das Landvolk schien immer unruhiger zu werden. Als die Reiter bei Kemlitz den Forst verließen, rief ihnen ein alter, dickvermummter Schäfer zu: „Vorsicht ihr Preußen, es ist etwas unterwegs!"

„Was sollte das sein?" fragte Philipp.

„Blessierte, Herr Leutnant!" Des Schäfers Hand deutete auf die Straße von Dahme. „Eben sind sie durch. Zu Muttern wollen sie! Nach Berlin!"

Sogleich ließ Philipp schwenken und jagte mit seiner Schar hinter dem Wagenzug her. Bald wußte er Bescheid. Nicht Blessierte waren es, sondern Kranke. Von Feinden hatten sie seit Wittenberg nichts gesehen, wohl aber Boyens Brigade westlich von Dahme getroffen. Als Philipp noch beim Ausforschen der Insassen des letzten Wagens war, heulte Hussa laut auf und riß an der Leine. Da fiel ihm eine dürftige Gestalt, die auf dem zweiten Wagen neben dem Kutscher kauerte, in die Augen. Ein junger Mensch saß da vornübergebeugt und hielt die Hände vors Gesicht geschlagen. Aber selbst so erkannte Philipp seinen Bruder Jürgen.

Es war für diesen ein schmerzliches Wiedersehen. Sein Reden war ein seufzendes Klagen und Anklagen — ähnlich wie beim Direktor Bellermann. Trotz des warmen Junitages fror er, daß ihm die Zähne klapperten. Er hatte den Bruder auch in dessen Offiziersuniform sogleich erkannt. Über das, was er von seiner Stellung sah und hörte, tat er kaum verwundert. „Es mußte so kommen," sagte er bloß, „glaub' mir, Philipp, ich hab's vorher gewußt. Aber wie meine Mitschüler alle vom Eintritt in das Heer sprachen, hab' ich gedacht, es müßte doch etwas Großes um den Krieg sein — so hat mich denn die Eitelkeit verblendet, und ich hab' mir angemaßt, was besser dir zugekommen wäre. Jetzt bitte ich den Herrn im hohen Himmel nur, noch lebend auf ein reines Lager und in gute Hände zu kommen. In den Lazaretten war's furchtbar! Wie muß

das erst nach einer Schlacht sein! Philipp — Philipp — und ihr reitet hinein!"

Schwer nur hielt Philipp vor solchem Geständnis und solcher Wehleidigkeit die Worte der Zurückweisung an sich. Ging es denn bei einer Befreiung des Vaterlandes um die eigene Bequemlichkeit, um das bißchen eigene Leben? Stumm sah er auf den Bruder. Freilich war er bleich und abgezehrt. Leise strich er ihm die Wange. „Sorge dich nicht um uns. Wir hauen uns durch Tod und Teufel! Kopf hoch, Jürgen! Du findest eine liebe Schwester in Berlin, die dich gesund pflegt." Er ließ ihm noch einen Mantel geben, sorgte für einen besseren Sitz und reichte ihm zum Abschied die Hand. „Allen Freunden in Berlin einen Gruß! Gute Besserung, Bruder!" und südwärts stob seine Schar, immer in den hellen Junitag hinein, dessen Hitze brodelnd aus der Heide stieg.

Zwei bewaldete Höhen ragten im beginnenden Abenddämmer vor ihnen auf. Sie mußten beide dicht vor Luckau gelegen sein. Gerade darauf zu in bester Deckung hielten die Reiter, Philipp und Hinrich mit Hussa ihnen weit voran. Eben waren sie im dichten Gehölz auf der Höhe des westlichen Hügels angelangt — vor ihren Augen in der Tiefe schlängelte sich die Straße nach Zöllmersdorf — da sah Hinrich forschend auf den Freund. „Du bist so schweigsam, Lipp," sprach er ihn leise an, „kommt das von Jürgen?"

Der Angeredete nickte langsam. „Ich hätte ihm nicht begegnen sollen. Mir liegt's wie eine böse Vorbedeutung im Blute."

„Ach, Mensch! Schwarzseher!" Der starke Heidejunge lachte. „Ich denke gerade umgekehrt: Ich meine, wir kommen an den Feind! Hast du gar nicht bemerkt, wie scharf Hussa in der letzten Viertelstunde ist? Sieh nur, immerfort hat er die Nase im Sande, und seine Flanken keuchen!"

Ein Paar schwere Augen starrten an ihm vorbei auf den Hund. „Du hast ihm wieder die Mütze vorgehalten?"

„Das tu ich sonst auch auf jedem Ritt, Philipp! Du willst den verdammten Polen oder Franzosen, ob er nun Nowaczky oder Le Clouet heißt, doch auch gern in die Fänge kriegen, wie? Aber heute hab' ich's über den vielen Vorbereitungen vergessen, und sieh nur, wenn er Wind von drüben bekommt, ist er mit der Nase sogleich an meiner Satteltasche! Ich habe doch hier das Ding des Polen!"

Wirklich kam in diesem Augenblicke Hussa kurz und scharf knurrend an Hinrichs Sattel, machte durch einen mächtigen Satz dessen Pferd fast scheu und legte sich dann mit dem ganzen Leib lang in den Sand.

Philipp zog die Brauen zusammen. „Da ist etwas nicht in Ordnung!" sagte er. „Laß die Schwadron halten. Fünf Mann mit Pistolen sitzen ab und kommen mit." — Sein Befehl wurde ausgeführt, Hinrich mit den gewählten Leuten kam zu ihm herangeeilt, und auch er sprang aus dem Sattel. „Gib die Mütze!" sagte er.

Sobald Hussa ihren Geruch witterte, gebärdete er sich wie närrisch und zerrte so an der Leine, daß seine Führer ihm kaum zu folgen vermochten. Philipp nahm ihn jetzt am Halsband, und mit geladenen Pistolen eilten ihm die Sechs nach. So gelangten sie bald an eine lichtere Stelle. Hier bemerkten sie, daß der Sand von Pferdehufen frisch aufgewühlt war. Philipp hob den Finger! Die anderen blieben zurück. Er und Hinrich allein pürschten sich bis an den Steilrand der Höhe und spähten hinab. Kaum aber hatten sie einen Blick niederwärts getan, als sich Philipp lautlos zur Erde fallen ließ und Hinrich mit niederzog. Die übrigen winkte er heran und bedeutete sie, ein gleiches zu tun.

Im selben Augenblick vernahmen sie Rossegewieher und Menschenstimmen, und dicht an den Berg gedrückt, ritten zwei mit der polnischen Ulanka bekleidete Offiziere, eine Handvoll Chasseurs à chevaux hinter sich, langsam unter ihren spähenden Augen näher. Philipp flüsterte Hinrich ein paar Worte mit Weisungen an die Schwadron zu, und dieser kroch schnell zur Schwadron zurück. Gerade unter den Lauschern hielten die Feinde an, und Philipp vernahm jedes ihrer Worte.

„Sie sehen, Kamerad, ich habe recht. Die Straße auf Berlin ist frei", sagte der erste auf französisch. „Luckau ist der Schlüssel zur Hauptstadt — es ist noch unbesetzt! Nun eilig zu den Unsrigen zurück und sie hierher dirigieren! Dem Marschall wird die Sachlage passen. Da die Preußen gestern noch bei Kottbus standen, ist die Stadt morgen früh in unserer Hand, dann soll es diesem Bülow schwer werden, unseren Marsch

auf Berlin zu hindern!" Plötzlich wandte er den Kopf. Ein Adlerprofil zeigte sich. Scharfe Augen spähten argwöhnisch den Höhenrand des Berges ab und die Hand fuhr blitzschnell zur Waffe — ein Rascheln hatte ihn gestört.

Aber schon war es zu spät. Hussa hatte sich von der ihn niederpressenden Faust Philipps nicht länger halten lassen. Mit jähem Sprung fuhr der schwere Körper des mächtigen Hundes von oben her den Offizier an, scharfe Zähne gruben sich in seine Schulter und mit dem ersten Satz, den das zusammenschreckende Pferd machte, war er aus dem Sattel gerissen und lag am Boden. Zugleich aber erschienen vor den Augen der Überraschten blinkende Waffen, Schüsse knallten von oben. Der zweite Offizier und ein paar Chasseurs sanken getroffen zu Boden, die anderen stoben in wilder Flucht den Berg hinab der Straße zu. Noch hier wirkte die Panik so stark nach, daß sie in kopfloser Angst getrennte Richtungen einschlugen. Aber keiner der Trupps kam weit. Von Westen wie von Osten gleicherweise klangen preußische Hörner, und nach kurzem Gefecht waren die Franzosen überwunden und gefangen.

Oben stand Philipp vor dem am Boden liegenden Pawet Nowaczky, den er längst als Oberst Le Clouet kannte. Die Totenblässe ungeheurer Erregung lag auf des Jünglings Antlitz, als er den Gefällten betrachtete. Sie vertiefte sich noch, als er dessen hohnvollen Gesichtsausdruck bemerkte, den herausgestoßenen Fluch hörte, der nichts anderes besagte als: „Auf diese Weise also führen die Preußen Krieg gegen ihre Feinde!" Wahrlich, es war eine tiefbittere Enttäuschung, den gefährlichen Mann auf solche Art in die Gewalt bekommen zu haben! Mußte es das Schicksal zum zweiten Male so fügen, daß er dem größten Feinde seines Lebens und seines Vaterlandes nicht mit den Waffen in der Hand unter gleichen Bedingungen hatte gegenübertreten können! Von einem Hunde schon geworfen, wehrlos gemacht, ehe er selbst nur hatte zur Besinnung dessen, was vor seinem Auge geschah, hatte kommen können! Diese Tatsache ging ihm so sehr gegen die eigene Kriegerehre, daß ihm die Pein der Empfindung körperlich wühlend in die Kehle stieg.

Der helle Hörnerklang aus der Tiefe, der das Gelingen seines an Hinrich übermittelten Befehls kündete, ließ ihn seine eigene volle Gebundenheit noch deutlicher fühlen. Einen Feind — einen Le Clouet — mit unehrlichen Mitteln, wenn auch widerwillig besiegt zu haben, das durfte nicht sein, wenn er selber den Franzosen noch einmal zum Vergeltungskampfe vor seiner Klinge sehen wollte. Und das letztere mußte sein, es lag in seinem Innern fest beschlossen, seit er seine Mutter im Tode vor sich erblickt, seit er gesehen hatte, wie der Vater in Gefangenschaft geführt, das kleine rote Bülowschlößchen, der Traum seiner Kindheit, durch Flammen zerstört wurde! So mußte jetzt auch geschehen, was nicht zu ändern war!

Düster zogen sich seine Brauen zusammen, als er den treuen Hussa noch immer zähnefletschend über dem geworfenen Feinde sah, bereit, ihn bei der geringsten Bewegung wieder anzupacken. Langsam, mit gespannter Pistole trat er zu ihm. „Brav gemacht, mein Hund!" sagte er, streichelte ihm das zottige Haupt, setzte ihm die Mündung der Waffe hinters Ohr und drückte ab. Lautlos, mit dumpfem Fall, sank das Tier um. Einen Blick tiefer Trauer ließ Philipp auf den hingeopferten Freund seiner Jugend fallen. In der Miene die ganze Hoheit, die von schwer geübter Selbstüberwindung zeugte, trat er dann von dem Franzosen zurück, der seinem Herantreten mit der Waffe mit einem unbeschreiblichen Blicke gefolgt war. An Stelle des grimmigen Hohnes war in seine Augen das Grauen des Todes getreten.

Aber Philipp senkte den Lauf der Pistole. „Steht auf, Monsieur!" sagte er, und seine Worte fielen wie dumpfe Hammerschläge. „Ein Schimpf war Euch angetan — er ist ausgelöscht. Ihr könnt Euch wieder unter Euresgleichen sehen lassen. An mich werdet Ihr Euch erinnern, wenn Ihr an Euren Spionsposten in der Altmark denkt und an den Sohn des Försters Hohenhorst. Ihr habt mir damals Heimat und Gesundheit genommen, meiner Mutter den Tod gebracht, meinen Vater, meine Freunde und mein Vaterland verraten. Ich hätte allen Grund, Euch noch heute erschießen zu lassen, aber ich habe es mir in einer Zeit, wo mir Sprache und Gehör geraubt waren, in einer Zeit, wo ich als elender Krüppel durch die Welt ging, gelobt, Euch mit dieser meiner eigenen Hand im Kampfe zu bestehen und zu fällen, oder — unterzugehen. Mein Gelübde ist mir noch heute heilig. Das rettet

Euch jetzt das Leben. Ich würde Euch sogar freilassen, aber Eure Person wiegt einen gefangenen preußischen Offizier auf — Ihr werdet ausgewechselt werden — wir werden uns wiedertreffen. Gott kann es nicht anders wollen! Dann werden wir mit gleichen Waffen kämpfen. Bis dahin! — Nur bis dahin!" Er schüttelte seine rechte Faust gegen ihn und wandte sich ab.

Den Polen sah er nicht mehr an. Einem halben Dutzend seiner Leute gab er Befehl, die entwaffneten Gefangenen nach Berlin zu schaffen und beim Militärgouverneur abzuliefern. Dann ließ er Hussa einscharren, und es klang sein Befehl: „Vorwärts, in die Sättel!" In die Tiefe des Tales hing's hinab, und bald jagte er mit seinen Reitern durch die Sandoer Vorstadt nach Luckau hinein.

Hier auf dem Markte, am Hausmannsturm, musterte er seine Schar, nahm einen leichtverwundeten Jäger, der aus dem Bülowschen Korps zurückgeschickt war, als Führer mit und verließ die Stadt durch das Kalauer Tor und durch die langgestreckte Kalauer Vorstadt. Während er den Jäger mit Hinrich und einigen seiner eigenen Reiter auf der Straße Zinnitz—Vetschau dem Bülowschen Korps entgegensandte, stellte er seine Leute im Abenddunkel vom mauerumgürteten Kalauer Friedhof bis Kahnsdorf und Freesdorf, woher der Feind kommen mußte, staffelweise auf, ließ überall Verhaue anlegen und war bereit, die Franzosen jeden Fußbreit Landes teuer erkaufen zu lassen, wenn sie v o r seinem geliebten Grafen eintreffen sollten.

In der kleinen Heide von Garrenchen durchwachte er selbst Abend und Nacht. Immer wieder ritt er den Waldrand und die Umgebung vorsichtig ab, aber nichts war zu spüren. Mitternacht war vorüber, als er eine leise Bodenerschütterung zu bemerken glaubte. Waren das marschierende Truppen? Er legte das Ohr auf den Boden — das dumpfe Geräusch kam von links. Gottlob! von links! Er sprang auf und lauschte in die Nacht. Jetzt war es schon aus der Luft zu vernehmen. Und die Stunden gingen, und stärker und stärker wurde der sonderbare Hall, und bebend harrte Philipp auf irgendeine Kunde.

Gegen drei Uhr morgens war es. Schon wollte sich über den Osthimmel eine schwache Helligkeit stehlen. In den Büschen begann ein leises Geflatter, und die Heidelerche setzte zu ihren schlichten Strophen an. Da erscholl in seinem Rücken der dreimalige Ruf des Steinkauzes. Ein tiefes Aufatmen löste die Spannung seiner Brust, ein seliges Aufjauchzen folgte. Mit gleichem Ruf hatten sich Vater und Sohn der Försterei Falkenberg bei nächtlichen Pürschgängen einst Zeichen gegeben. War es möglich, daß sein Vater in der Nähe war? —

Sein im halben Schlafe erstarrtes Roß zuckte unter einem Sporenstoß zusammen und brach wild mit ihm durch die Büsche auf eine dunkle Gestalt zu, die mitten zwischen den kusseligen Kiefern im Sattel hielt. „Vater — lieber Vater!" scholl sein Ruf, und als sich die Pferdekörper aneinander drängten, hielt der Förster seinen Jungen umschlungen.

Eine kurze Weile später donnerte preußische Kavallerie heran und, seinen Husaren voraus, hielt der General bei ihnen. Staub- und schweißbedeckt kam er neben dem Reiterobersten Oppen eben nach vierzehnstündigem Marsche von der Besichtigung seiner vier Brigaden, die er zu beiden Seiten des Städtchens und hinter diesem auf die beiden Waldhöhen postiert hatte. Im fahlen Morgenlichte überflogen seine prüfenden Blicke den vor ihm haltenden jungen Offizier. Sie wurden immer heller und wärmer.

„So etwas wird aus den Kindern", sagte er halblaut, vor sich hin nickend. Dann begrüßte er seinen ehemaligen Förster. „Das junge Volk wächst uns über den Kopf, Hohenhorst!" — Ein leichter Schenkeldruck brachte den Falben, den er ritt, an Philipps Dunkelbraunen heran. Er reichte ihm vom Sattel die Hand. „Du hast dein Stücklein heute sehr brav gemacht, mein Sohn. Ohne dich und deine flotten Jungen tappten wir noch immer im unklaren über Oudinots Aufenthalt und seine Pläne. Luckau wäre uns verloren gewesen. Jetzt soll er uns nur kommen! Seinen Spaziergang nach Berlin werden wir ihm austreiben."

Er übersah die Örtlichkeiten, nickte wiederholt. „Geschickt hast du dich hier eingenistet." Er wandte sich zu seinem Reiterführer. „Unser alter Oppen wird das kaum besser machen können, wie? — Also ich denke, Ihre Husaren hierher als Avantgarde, die Freiwilligen Jäger und die Ostpreußen in die Kalauer Vorstadt und in die Wiesen. Das übrige ist meine Sache. Sie haben verstanden, lieber Oppen?"

Der Oberst salutierte.

Bülow reckte sich ein wenig, rieb sich Auge und Gesicht im Morgenwinde, der erfrischend heranstrich, und wandte sich der aufgehenden Sonne zu. Zwei-, dreimal neigte er das scharfgeschnittene Antlitz ernsthaft gegen sie wie zu einem bedeutsamen Gruße. Dann sah er wieder auf Philipp und den Förster. „Daß ich euch bei mir habe, Kinder — ein so gutes, treues Stück Heimat!" sagte er. „Ich merke schon, es wird ein schwerer Tag — wir stehen heute anders da als an der Frischen Nehrung vor sechs Jahren, aber heiße Stunden wird es doch auch geben. Nun komm — du — Franzosen-Lipp! Rapport sollst du mir erstatten über die Berliner, und deinem alten Schloßherrn ein bißchen erzählen von deinem Leben, bis die Kanonen anfangen zu brummen."

---

28. Als Kämpfer von Luckau.

Wenige Stunden später tobte um die kleine Stadt an der Berste die wilde Schlacht. Oudinot mit seinen 20 000 Mann rannte Sturm wider sie, um die 16 000 Preußen zur Aufgabe des bedeutsamen Postens zu bewegen. Aber die Kottbuser und ostpreußischen Jäger, die Litauischen Füseliere, die tapferen Mannschaften des Leibregiments verteidigten sie aufs hartnäckigste. Um Mitternacht nach langem, ermüdendem Marsche angekommen, seit neun Uhr in der Frühe im Kampfe, mußten sie bis zum sinkenden Abend den wütendsten Angriffen der Franzosen, Bayern und Westfälinger standhalten.

Philipp sah ihre Tapferkeit, ihre Zähigkeit. Während der General mit seinem Stabe die Höhe nördlich der Stadt besetzt hielt, hatte er selbst seine Reiter hinter den Schloßberg, der sich an die Stadtmauer schloß, verdeckt aufgestellt, und seinen Standort auf dieser Höhe selbst gewählt.

„Nur Zuschauer darf ich sein", hatte er seinem Vater mit zusammengebissenen Zähnen gestehen müssen, als dieser durch Bülow von seiner Seite zu den Landwehren gerufen wurde. Und als der Förster ihn zweifelnd angeblickt, grimmig wiederholt: „Es ist wahrlich so! Befehl vom Generalgouverneur Berlins, General Lestocq!"

Danach hatte ihm der Förster einen merkwürdig forschenden Blick zugeworfen. „Nun dann handle, wie du mußt, mein Sohn!" und ihn nach einem festen Händedruck zögernd verlassen.

Nun wuchsen sich für den Harrenden die Stunden endlos aus. Indes seine Reiter vielfach zu Ordonnanzritten herangezogen wurden, durchmaß er ruhelos den kleinen Raum des Schloßberges, der ihm Gesichtsfeld nach allen Seiten gewährte, und ihm gestattete, alle Kampfvorgänge klar zu übersehen. Trotz aller Kräfteanspannung der Preußen schien sich freilich noch immer kein entscheidender Sieg für sie ergeben zu wollen. Unter dem wiederholten Hin- und Rückfluten der Kämpfer wurden die Häuser der Kalauer Vorstadt zusammengeschossen und begannen zu brennen. Schwelender Rauch und aufprasselnde Flammen bezeichneten das heiße Ringen an dieser Stelle und machten das Kämpfen fast unmöglich. Aber immer wieder warf Oudinot, zur hellen Wut über den Widerstand des kleinen verachteten preußischen Korps entfacht, neue Streitkräfte in die schmale Gasse hinein, da von hier aus allein Bülows Truppenmacht aufgerollt werden konnte.

Die hohen Bäume auf dem Schloßberge warfen bereits lange Schatten, Philipps Schwarzbrauner tänzelte höchst erregt unter seinem ebenfalls längst unruhig gewordenen Herrn, da wurden die Franzosen wieder einmal vom Tore zurückgewiesen und bis zu dem kleinen, ummauerten Friedhof und dem festen Lazarettgebäude im Süden der Stadt getrieben. So zähe sie diese beiden Bastionen auch verteidigten, schließlich waren auch hier die Preußen Sieger, und von Leichenhaufen umtürmt, setzten sie sich darin fest und wehrten daraus dem andrängenden Feind.

Nur eine Handvoll Leute vom Leibregiment waren es, die das zustande gebracht hatten, bei der überall auf gegnerischer Seite erfolgten Ermattung hielten sie zunächst stand. Oudinot aber sah das Sinken des Tages, und er unternahm einen letzten durchgreifenden Versuch, den Sieg in elfter Stunde doch noch zu erringen. Philipps spähende Augen bemerkten, wie er alle verfügbaren Geschütze zu Batterien sammelte und zugleich die bisher zurückgehaltene Reservekavallerie antraben ließ, Platz für die Aufstellung der Geschütze zu schaffen.

Dunkle Massen, deren goldene Panzer im letzten Abendlicht unheildrohend herüberglitzerten, machten sich bereit, den Preußen die beiden schwachbesetzten Bastionen im Sturm wieder abzunehmen. Auch an dem bedrohten Ausgang der Kalauer Vorstadt war die Ansammlung feindlicher Truppen bemerkt worden. Ein preußischer Hauptmann sprengte auf schäumendem Renner auf den Marktplatz, um die dort haltende letzte Reserve in die Vorstadt zu werfen und zwei Adjutanten durchjagten die Stadt, um dem kommandierenden General von der Sachlage Kenntnis zu geben.

Aber konnte Bülow so rasch, wie es nötig war, Hilfe schaffen? Oppens Husaren waren in den Gefechten des Vormittags stark mitgenommen. Zwar hielten russische Schwadronen und Kosakenpulks auf dem rechten Flügel der preußischen Aufstellung, aber wie sollten sie noch zur rechten Zeit hergelangen können? Und gerade jetzt hieß es schnell handeln. Die Entscheidung stand in Frage. Wurden die Preußen geworfen, so stand mit der eroberten Stadt die Mark offen. Was hier einfach erschien, nämlich dem Feinde an einer Stelle tapfer gegenüberzutreten, das war später nicht mehr möglich, die Verteidigungslinien um die Stadt zogen sich allzu breit. Wurde der Feind aber zum Rückzug genötigt, so war ein Sieg von weittragendem Erfolge erreicht, und jetzt — hier war das zu erreichen, wenn der Reiterangriff abgewiesen und verhindert wurde, daß die drohenden Batterien Stellung nahmen.

Einen Blick noch warf Philipp in die Runde. Er war es, der die Wichtigkeit des Augenblickes erregten Herzens bei sich festgestellt hatte. Eine schwere Frage wühlte noch in Gedankenschnelle seine schweratmende Brust auf. „Darf ich es wagen, dem Befehl Lestocqs entgegen, die Meinen zu opfern? Wie nun, wenn sie fallen? wenn niemand da ist, die Truppen der Mark zusammenzurufen?“ — Aber schnell war bei ihm alles entschieden: „Es gilt Berlin auch an dieser Stelle!“ rief die Stimme seiner Tapferkeit hell in ihm; und schon scholl sein Befehl: „Trompeter, Sammeln blasen!“

Am Schloßberg gedeckt, hatten seine Reiter bisher neben ihren Pferden gehalten. Jetzt waren sie im Nu im Sattel und standen ausgerichtet zum Befehl bereit. Ihr junger Führer jagte die Höhe hinab vor die Front, die Hörner klangen und riefen zur Attacke, und mit Marsch-Marsch brauste der preußische Reitersturm um die Stadtmauer herum, setzte über die Berste und warf sich mit Klingenblitz in die Flanke der feindlichen Kürassiere und Chevaulegers.

Eben hatten die braven Verteidiger der Vorstadt ihre erste Salve in den stürmenden Feind geschleudert — ach, sie war zu schwach, viel zu schwach, ihn aufzuhalten! Da erscholl das Reiterhurra zu ihrer Linken, und preußische Säbel rasselten auf die Panzerträger nieder. Nahmen die Fußsoldaten den Eifer des Angriffs ihrerseits auf? Überließen sie den ankommenden Helfern allein, den Feind zu verjagen?

Philipp vermochte nichts mehr zu entscheiden. Er spürte bald, so wirksam auch der erste überraschende Anprall war, die feindlichen Schwadronen ließen sich von seinem Häuflein doch nicht einfach über den Haufen rennen. Nur die Kommandorufe schollen in französischer Sprache. Unter den Raupenhelmen hervor aber wurden Kernflüche laut, die kräftig deutsch klangen.

Es waren bayrische Reiter unter Raglowich, auf die er gestoßen war, und sie waren in der Überzahl. So oft Philipp meinte, mit seiner Schar Breschen in die Massen der Pferde- und Menschenleiber gelegt zu haben, immer funkelte ihm ein neues Meer tapfer geschwungener Pallasche entgegen. Deutsche gegen Deutsche! Ein bitteres Gefühl wallte in ihm auf. Nicht genug, daß Napoleon fast alle Nationen in den Kampf gegen Preußen führte, er zwang auch Blutsbrüder, einander zu befehden.

Schon stolperte der Schwarzbraune, von einem Hieb über den Schädel getroffen. Drei — vier Feinde auf einmal lagen gegen Philipp aus. Indem er den mächtigen Stoß des einen geschickt zur Seite wandte, dem zweiten den schon geschwungenen Pallasch aus der Faust schlug, vermochte er dem dritten, der ihn halb von hinten her anfiel, nicht genug Kraft zur gehörigen Parade entgegenzusetzen. Noch war ein Funkensprühen von Stahl auf Stahl vor seinen Augen, da fuhr ihm eine scharfe Klinge durch das Gesicht, und ein Hieb von hinten traf sein Haupt. Zerschellt flog sein Tschako zur Erde. Mit seinem stürzenden Rosse zugleich sank er zu Boden.

Ein Dröhnen war in seinem Haupte, ein Rauschen vor seinem Ohr. Er vernahm das Beben der Erde, und ihm war, als schrie eine

Stimme aus ihr heraus: „Du — du! Was hast du getan?" Als er ihr aber lauschen wollte, lösten sich alle diese Laute und zerflatterten in nichts. Eine weite, helle Leere kam ihm näher und näher und nahm ihn in Bann. Aus ihr heraus klangen noch einmal preußische Trompeten und russische Flügelhörner irgendwo hell und jubelnd auf. Sie lösten die seltsame, dumpfe Betroffenheit, die ihn befallen hatte, und wie es in ihm traumselig und wirr wurde, versank er mit vergehenden Sinnen in die Nacht einer tiefen Ohnmacht.

Über den ganzen, lachenden, blühenden Tag hin hatte der blutige Kampf gewütet. Jetzt nahmen die Schatten der Nacht den Kriegern die heißen Waffen aus den müden Händen. Die Geschütze fanden kein Ziel mehr, die Schützen vermochten nicht mehr, den Feind zu sehen — da war das Fechten von selbst zu Ende. So wild prasselnd die Flammen auch über den Häusern aufstiegen, die Preußen hielten das Städtchen in festen Händen, und Oudinot mußte sich mit den stark gelichteten Reihen der Seinen zurückziehen.

General Bülow mit seinen Stabsoffizieren und einem Ordonnanzsoldaten, der eine Fackel trug, umritt die Stellung seiner Truppen. Er kam auch zu den tapfer verteidigten und zäh gehaltenen Bastionen der Kalauer Vorstadt, die zu Leichenstätten geworden waren. Pferde- und Menschenleiber lagen zu Haufen getürmt, es war ein schwieriges Vorwärtskommen.

„Hier war es, wo sich unsere braven Märker geopfert haben, ehe unsere Kavallerie aus der Flanke hergefunden hatte", sagte Hauptmann Wehrach.

„Die Bayern haben es bezahlen müssen", setzte Major von Perbrandt hinzu, nahm dem Soldaten die Fackel ab und leuchtete auf die vielen zerbeulten Raupenhelme und Kürasse nieder. „Diese Jungen! Diese tapferen, märkischen Jungen!"

Bülow, der bisher schweigend geritten war, griff jetzt seinem Pferde in den Zaum. „Was ist das dort?" fragte er.

Nicht weit von ihnen bewegte sich eine gebeugte Mannesgestalt unter den Toten, überkletterte die Leichenhaufen, bückte sich tief zu Boden, richtete sich langsam wieder auf und kroch weiter. Nun aber war es ein schweres Ächzen, ein hastiges Zufassen, ein Zusammenbrechen. . . . Und da die Offiziere näherritten, sahen sie im Lichte der Fackel denselben Mann eine blutige, leblos scheinende Gestalt in den Armen halten und sie an die Brust pressen.

Bülow beugte sich zu ihm. „Tonnies Hohenhorst, mein alter Kamerad — doch nicht dein braver Junge — unser Philipp?"

„Mein Junge — doch — mein lieber, armer Junge!" entrang es sich dem Munde des Angerufenen. „Der erste von den Seinen! Und so zugerichtet! Seht her — seht — hier und hier! und den Todeshieb von hinten!"

„Warum sagst du: Todeshieb? Sieh seinen zerschlagenen Tschako! Der Hieb ist aufgefangen, Wehrach — eine Sanitätskolonne her! Wenn Rettung möglich ist — hier muß geholfen werden! Dieser Brave hat uns den Sieg herrlich erfüllen helfen! Denkt, es wäre mein Sohn!" —

Es ist mitten in der Nacht. Flackerndes Kerzenlicht erhellt einen weiten Saal. Auf einer Matratze inmitten der Diele des Luckauer Amtshauses, wo sich das preußische Hauptquartier befindet, liegt der blutig Zerschlagene. Schwaches Atmen hebt unmerklich seine Brust. Der Wundarzt, über ihn gebeugt, stillt das noch immer rinnende Blut und vernäht die klaffenden Kopf- und Gesichtswunden. Unter den Stichen der scharfen Nadel zuckt der bisher Ohnmächtige zusammen. Die Lider bewegen sich, die Augäpfel starren ins Licht, er macht plötzlich krampfhafte Anstrengungen, sich zu erheben. Als er gehalten wird, murren die Lippen: „Laßt — laßt mich! Ich muß zu Lestocq — — Berlin — ist — in — Gefahr —"

Aber zwei feste Arme schließen sich um den Matten zusammen. Vor seinem Ohr ist seines Vaters Stimme: „Lipp, kleiner Lipp — sorg' dich nicht — Berlin ist gerettet! Du und deine Tapferen — ihr habt es gerettet!"

Da fliegt ein fragender Blick durch das Zimmer, trifft auch den leise nähertretenden General, und ein stilles, seliges Aufleuchten in den Augen des Liegenden zeigt sein Verständnis der Sachlage. Die Finger suchen des Vaters Hand, und sie umklammernd, versinkt der erschöpfte Leib wieder in schmerzloses Vergessen.

---

29. Berlin in Ängsten.

Hinrich Christoph mit dem kleinen Rest marschfähiger Reiter — er selber den Zügelarm in der Binde — war es, der Bülows Sieg in die Hauptstadt trug. Ehe sich dieser recht herumsprach, drang eine neue Nachricht in die Tore: Zwischen den feindlichen Parteien war ein Waffenstillstand bis zum 16. August geschlossen.

Nun schlug die zweite Nachricht die erste tot, und der märkische General kam um seinen verdienten Lorbeer.

Die Franzosen durften vertragsmäßig bis an die Grenze der Mark rücken, und besetzten daher die so heiß umrungene Stadt Luckau sogleich wieder. Die Bülowschen Truppen zogen sich in und um Berlin zusammen, und es kamen für alle, die mit freudigem Herzen in den Kampf gegangen waren, böse Wochen innerer Bedrückung, für die andern aber Zeiten des Zweifels an der preußischen Kraft. „Jetzt keinen Frieden machen! Nur jetzt nicht! Preußen wäre verloren!" bangten die Mutigen und Starken. Die Kleinmütigen seufzten dagegen: „Was wollt ihr? Es wird ja doch nichts Rechtes mit uns gegen den Übermächtigen!" Nur die ganz Einsichtsvollen waren es, die da sprachen: „Gottlob, nun hat Preußen Zeit gewonnen, das Volk, das ihm so herrlich opferfreudig erstanden ist, für den Krieg gegen den Schlachtenkundigen auch gehörig einzuschulen!"

Wie nötig letzteres war, man konnte es allerorts in Schlesien und in der Mark beobachten. Wie willig und eifrig sich die Pikenmänner auch anstellten — sie für das Gefecht einzuüben, blieb eine schwere, langwierige Arbeit. Zum Schluß war und blieb doch das bestverstandene und ausgeführte Kommando: „Zur Attacke Gewehr rechts!"

Daß während so mühevoller Wochen der Grimm gegen Napoleon nicht nachließ, dafür sorgte dieser gewalttätige Mann selbst. „Les brigands noirs" — die schwarzen Banditen, wie er Lützows und Jahns Freikorps zu titulieren pflegte, waren ihm lange ein Dorn im Auge gewesen. Wenn sie auch ihren feurigen Drang, in den Kampf zu kommen, bisher noch nicht erfüllt gesehen hatten, so standen die Namen ihrer Führer Lützow, Jahn, Friesen dennoch längst als solcher, die geächtet waren, im Moniteur, der französischen Hauptzeitung. Jetzt, am 17. Juni ritt Lützowsche Kavallerie noch immer auf dem linken Ufer der Elbe, und der Kaiser benutzte diese Vertragsverletzung des Majors, fiel über die Reiterei her und ließ die mit sächsischen Kommissären Marschierenden niedermetzeln. Wenige nur entrannen, unter ihnen Lützow selbst.

Im Hofe des Grauen Klosters, umgeben von dem bang aufhorchenden Menschenhaufen, kündete ein großgewachsener, breitschulteriger Mann in der Offizierstracht der Lützower Jäger den Berlinern diese neue Untat des Korsen an. Und durch die edelsten Familien der Hauptstadt ging ein Trauern und Wehklagen und ein Zähneknirschen: „Großer Gott, wann erlöst du uns von dieser Länder- und Völkergeisel?"

Ludwig Jahn, der Bringer so trauriger Nachrichten, schritt noch gleichen Tages mit seinen schweren Schritten die Treppe des Klostergebäudes hinauf, trat in ein trauliches Gelaß, das mit leuchtenden Blumengrüßen geschmückt war, saß an Philipps Lager nieder und drückte dem gefeierten Tapferen von Luckau, dem nur langsam von seinen Wunden Genesenden, wortlos die Hand. Wie ein braver, sorgender Familienvater sah der einst so frisch und tatenverlangend in die Welt schreitende Lenker der Massen jetzt auf Menschen und Dinge. Mit einer Schar Pikenträger war er von Osten gekommen und strebte mit diesen der Altmark zu, die Landwehren dort auf die Kriegführung einzudrillen, wie es jetzt alle, alle wackeren Männer im Lande machten. So mutig und stark er *sein* Werk angegriffen und zu Ende geführt hatte, jetzt hatten andere Mächte mit und weiter daran zu schaffen, und er — der Leutnant Jahn — kam sich neben dem einstigen ersten Turnwart Jahn etwas vermindert vor. Den Einzelwillen zum Volkswillen zu erheben, hatte Fichte gelehrt, und ihm hatte er in seinem Tun nachgestrebt. Nun als starker Einzelner den erwachten Volkswillen ertragen lernen, das erforderte manchen Verzicht.

Es war denn auch keine besondere Begeisterung in seinen Worten, als er von der Zukunft sprach, und die neue Bundesmacht Schweden, die jetzt zu Preußen und Rußland hinzutrat, schätzte er höchst gering ein. Bernadotte, der von den Schweden zu ihrem Thronfolger gewählte General war früher französischer Marschall gewesen, jetzt bekämpfte er Napoleon ebenso stark,

wie er ihn früher vergöttert hatte. Den Welschen aber traute Jahn nun einmal nichts Gutes zu. „Gebt acht," sprach er, „der Kerl will einzig sein Schäfchen scheeren! Wie sollte es ihm daran liegen, gegen den Korsen schwedische Knochen zu opfern! Und wie bei ihm, so steht's bei den Russen und auch um Österreich, auf das der König ja stark rechnet. Schließlich müssen doch wir Preußen zu dem aufgehäuften Pulver das Feuer hinzutun, oder es gibt keinen Brand, der den Ländergier ganz vernichtet!"

Als es zum Scheiden ging, zögerte er sichtlich. Es war, als könnte er sich von der Stätte und den Menschen, die seine Stärke erlebt und seine Liebe errungen hatten, nicht trennen. Von Friedrich Friesen, der Lützows Adjutant geworden, sprach er mit stillem Verzicht. Auch er war ja von seiner Seite gerissen, war untergetaucht in das wühlende und brausende Meer der großen Sich-Opferung aller Preußen, aus dem der Einzelne nicht weiter hervorleuchtete. Auf Philipps Ehrenwunden, die allmählich vernarbten, blickte er voll Eifersucht. Von seiner Tat der Gefangennahme Le Clouets, von seiner Tapferkeit in der Schlacht bei Luckau hatte er längst und fast mit Neid vernommen. „Du, Bruder, du — wie hast du klein angefangen, und wie hat der Wille in dir den Körper bezwungen! Auf den Wurzeln deiner Kraft wiegst du dich nun mit starkem Stamm, mit voller, grüner Krone. Es sprechen viele von dir, du tapferer Franzosen-Lipp! Wenn dein starker Vater seinen kurmärkischen Landwehrleuten ganz etwas besonderes Gutes antun will, dann erzählt er ihnen von dir. Nun denn: der große Schlachtengott sei mit dir und uns allen! Glück auf, und — nieder mit ihm!"

Mit seinen Pikenmännern marschierte er ab. Durch das Fenster, von dem Katharina die Gardinen zurückhakte, sah ihm Philipp nach, Franziskas schlanke Hand in der seinen. Warum wurde ihm unter all den Zeichen der Achtung und Liebe so weh, daß seine Augen sich feuchteten? Ach, das große vaterländische Werk, das mit so vielem Feuer begonnen war, es zeigte sich so gewaltig schwer, der Opferungen waren so viele, daß das Gedenken daran einen noch Schwachen, Genesenden, den eine schmerzgezeichnete Hand, wie diejenige Franziskas streichelte, wohl weich stimmen konnte! Die Blumengrüße rings, von welcher Verehrung bei den Bewohnern der Straße, der Stadt, erzählten sie! Aber waren das nicht alles schmerzlich sorgende Herzen, die in dem einen Zurückgekehrten ihre eigenen draußen vorm Feinde stehenden Lieben feierten? Von der todesmutigen Schar seiner Schwadron — wie wenige hatten sich an seinem Lager wieder zusammenfinden können! Auf wieviele Fragen nach tapferen Kameraden gab nur ein wortloses Achselzucken die Antwort!

Dazu vergingen die Wochen des Waffenstillstandes, die dem Ungeduldigen so endlos lang erschienen waren, so unglaublich schnell. Als mit dem 17. August das Ende erschien, war es Philipp, als sei man trotz der allseitigen heißen Arbeit in der Mark noch durchaus nicht mit der Rüstung zuende gekommen. Alles sah jetzt voll Erwartung auf den Kronprinzen von Schweden, der im Juli in Berlin eingezogen war, und dessen Erscheinung überall den besten Eindruck gemacht hatte. Dem großen Trachenberger Kriegsplan gemäß, nach welchem die Heere der Verbündeten aufgestellt waren, hatte er von dem höflich entgegenkommenden und ängstlichen König die Führung der Nordarmee mit den Korps Bülow, Tauentzien und Borstell erhalten. In Oranienburg war er mit den Generälen zur Besprechung zusammengekommen, aber schon hier hatten die Preußen gemerkt, daß sie von seiner Tatkraft nicht viel würden erwarten können. Ihm war das Land und die Sicherheit hinter Berlin so sehr viel wert, daß er sicherlich nicht vorwärts gehen würde, und dem Schlachtengenie Napoleons gegenüber besaß er die allergrößte Hochachtung.

Philipp flogen so viele Zeichen seiner halben Maßnahmen und völligen Untätigkeit zu, daß er die Tapferkeit der Bayern bei Luckau, die ihn so zuschanden geschlagen, vollends verwünschte. Seit auch Klaus Rogge in der Litewka der Kurmärkischen Landwehr an seinem Lager gesessen und den Zustand der Verteidigungslinien Berlins in den schlimmsten Farben geschildert hatte, da es jetzt im Hochsommer am rechten Stauungswasser fehlte, sah Philipp ein, daß einzig Bülow der feste Anker sein würde, an dem jeder Ängstliche Halt suchen mußte. Auf seinen Grafen war denn auch sein ganzer Sinn gerichtet. Von ihm erwartete er das Höchste, und jeder Gruß, der

ihm aus dem Hauptquartier des Generals zuflog, begeisterte ihn, jede Anfrage von dort, ob der Tapfere von Luckau denn nicht bald wieder im Heere erscheine, verstärkte seine Ungeduld.

Aber selbst das Leutnantspatent, das — durch Boyen vermittelt — von Bülows Hand überschickt, sich mit einigen blinkenden Dukaten bei ihm eingefunden hatte, konnte seine Gesundung nicht fördern. Zu der langen Hiebwunde, die der bayrische Pallasch durch sein Gesicht gezogen hatte, war die Rose getreten, und ihre Heilung brauchte Wochen. Noch immer zur bestimmten Tagesstunde überfielen ihn die Fiebererscheinungen und machten ihn für die Umwelt unbrauchbar, während er doch hören mußte, daß der grimme Oudinot, von den zerstreut stehenden Truppenmassen des Kronprinzen von Schweden nirgends angehalten, bereits in die Mark eingebrochen war und die Nuthe- und Nottelinie bedrohte.

In solchen Stunden führte des Fiebernden Phantasie ihn zu den Dämmen bei Thyrow und Wittstock, zu den Schanzen bei Jühnsdorf und am Schmöckwitzer Werder. Hier war das Feld seiner Tätigkeit gewesen, hier stand er jetzt in seinen wüsten Träumen von Angriff und Verteidigung. Die französischen Batterien donnerten, das Kleingewehrfeuer knatterte, er aber hielt im Sattel vor dem gesamten Verteidigungskorps, feuerte es an, gegen den Feind auszuhalten, und flog von einem bedrohten Ort zum andern.

Wie kummervoll war aus solchen lebhaften, begeisternden Träumen hinterher das Erwachen!

Gerade in einer solchen Stunde aber stieß am 21. August beim Städtchen Trebbin die Vorhut des französischen Flügelkorps auf die Vorhut der Brigade Thümen. Wegen der mannhaften Verteidigung seitens der Preußen mußten sich die Feinde endlich zur Umgehung entschließen, und Major Clausewitz zog sich mit den Seinen über den Thrower Damm zurück. Dieser aber bildete das erste Bollwerk an der Nuthelinie. In kurzem entbrannte hier überall der Kampf. Leider war sie nirgends ausreichend besetzt worden. Sechs preußische Kompagnien auf einer Anhöhe, Thyrow gegenüber, hielten dennoch das anrückende sächsische Korps des tapferen Generals Reynier einen ganzen Vormittag lang auf. Erst als noch eine italienische Division aus dem Korps des Generals Bertrand hinzugezogen wurde, wagte man den Sturm mit nicht weniger denn sieben Angriffssäulen. Einen solchen Wert meinte auch der Feind auf diese Verteidigungslinie legen zu müssen. Um so größer war dann das Staunen über die Schwäche der Besatzung gerade an dieser Stelle.

Schärfer tobte bei dem am Nuthebruch gelegenen Dorfe Wittstock der Kampf. Hier versuchten die Franzosen lange vergeblich über den stark verteidigten Damm zu kommen, und als ihnen der Übergang endlich gelungen war, wurden sie durch Oppens Reiterei zunächst hart mitgenommen. Aber auch hier zeigte es sich, daß die mangelhaften Anordnungen des Kronprinzen von Schweden ein ernstliches Aufhalten der französischen Übermacht gar nicht bezweckt haben konnten.

So wälzten sich denn die Heeressäulen Oudinots in der Stärke von 70 000 Mann bis auf zwei Meilen an die Hauptstadt heran.

Freilich wachten die preußischen Generale Bülow, Tauentzien und Borstell. Den Befehl Bernadottes, bis an die Weinberge Berlins zurückzugehen, befolgten sie nicht, und als der Feind am 23. meinte, nach Überwindung des Sumpfgürtels im glatten Marsch auf Berlin losrücken zu können und sich durch das ausgedehnte Gehölz von Genshagen in drei Marschkolonnen näherte, griff Tauentzien das rechte Korps Bertrands bei Blankenfelde an, Bülow aber zog die Truppen Borstells an sich und stürzte sich auf das mittlere französische Korps Reynier bei Großbeeren.

Der anhaltende Donner der in der Schlacht zur Verwendung kommenden 130 Geschütze erfüllte mit seinem Hall die Straßen Berlins. Furcht und Schrecken über den Ausgang der Schlacht drang in alle Gemüter. Da während des Waffenstillstandes der Landsturm aufgelöst war, fanden sich auf den Schanzen des Tempelhofer Berges außer der schwachen Besatzung nur einige Verteidiger zusammen. Auf den freien Plätzen und namentlich am Schloß sammelten sich dafür die Menschenhaufen in erschreckender Menge an. Aber auch die Straßen füllten sich mit Ängstlichen, die ziellos umherrannten.

(Schluß folgt.)





Einem Neugeborenen.

Wir lasen, daß Odysseus einst am Tor
Der Unterwelt das Schattenvolk, das fahle,
Mit ausgegoss'nem Blut zum Licht beschwor.

So goß in deinen Leib als Opferschale
Die unbekannte Gottheit rotes Blut.
Nun lockt das Totenvolk zum Lebensmahle

Der herbe Duft der frischvergoss'nen Flut.
Noch ahnst du's nicht. Doch jeder muß erfahren
Den Totenzauber, der im Blute ruht:

Die einst — ureinst dir Väter, Mütter waren,
Sie wittern, daß aufs neu ihr Zauber webt,
Und drängen an und wachen auf in Scharen,

Eh' deine Seele noch die Flügel hebt.
Erinnerung kehrt ihren Schatten wieder,
Verscharrte Leidenschaft wird jäh belebt,

Und ihrem Dienste fronden deine Glieder.
Und während deine heiße Seele wirbt
Um blanke Schwerter und um goldne Lieder,

Flammt tief aus dir die Glut, die dich verdirbt.
Du wirst dir jählings fremd nnd ahnst mit Beben,
Daß deine Kraft an Totengiften stirbt.

Heil, wenn dir ein Odysseusschwert gegeben,
Wie's einst am Styx den Toten Halt gebot!
Sonst kommt der Tag, da nur die Toten leben,
Und du, der Lebende, bist tot.

Walter Flex.



Der Kampf.

Novelle von Cl. von Peßler.

Auf dem Rosenhügel blühten die Bäume, die duftige Pracht der schneeigen Zweige neigte sich über die Bänke, auf denen lachende Mädchen beim Pfänderspiel saßen. Vom Turme des Wirtshauses flatterte die grünweißrote Fahne, auf der Veranda strichen die Zigeuner ihre Geigen.

Am mittelsten Tische saßen die älteren Damen in eifriger Unterhaltung, und Irene saß stumm zwischen ihnen, von ihrem Platze aus konnte sie den blühenden Hang hinabsehen bis zur Donau. Wie schmeichelnde, blaue Seide glitten die Wogen vorbei am Parlament mit seinen Türmen und Türmchen und den im Schein der untergehenden Sonne golden glühenden Fenstern, weit dehnte sich im blauen Duft das Häusermeer der Stadt.

Tausend Erinnerungen lockten Irene in die Vergangenheit zurück. Wie oft war sie vor Jahren mit ihrem Manne und Freund Ulrich durch den blühenden Frühlingsglanz hier heraufgewandert, wie jung, wie unsagbar glücklich war sie gewesen. An einen Nachmittag dachte sie, an dem die beiden ihr die norddeutsche Steifheit hatten abgewöhnen wollen, wo ihr Mann eine vergessene Zigeunergeige in der Ecke entdeckt und den Czardas gespielt hatte, und Freund Ulrich ihr zu seinem Spielen den Tanz hatte lehren wollen. Leichter Ungarwein hatte in den Gläsern geglänzt, aber sie waren wie berauscht gewesen von Frühlingsluft und Lebensüberfluß. Und dann versank der Sinnenden alles in gähnendes Dunkel; eins nur blieb ihr bewußt, „von Ulrichs Hand war ihr Mann im Duell gefallen."

Seit Jahren schon war sie Witwe, von allem Reichtum, allem Glück war ihr nichts geblieben als ihr Kind. Dort saß ihre Margit zwischen den dunklen, glutäugigen Ungarinnen schlank und blond, so ganz anders als sie alle und doch augenscheinlich die Beliebteste unter ihnen. Eben wurde sie aufgefordert, zum Pfandauslösen ihre beste Freundin zu umarmen. Sie beugte sich vor und sah schelmisch einer nach der anderen prüfend ins Gesicht und sprang plötzlich auf, lief auf ihre Mutter zu und umarmte sie stürmisch. „Du bist meine allerbeste Freundin, geliebte Mutter!" Mit lachenden Blauaugen schaute sie der Mutter ins Gesicht, sie kannte jeden Zug in diesem lieben, sanften Antlitz und sah die leise Schwermut, die es überschattete.

„Meine allerbeste und einzige“, wiederholte sie zärtlich schmeichelnd. Irene strich ihr übers goldige Haar und fühlte plötzlich den Blick Tante Annas auf sich ruhen; wie gebannt schaute sie einen Augenblick in die neidischen, haßerfüllten Augen der Schwester ihres Mannes. „Du vergißt die Tante“, mahnte sie. „Du bist aber doch meine allerbeste und einzige“, wiederholte das junge Mädchen lachend und sorglos und eilte in ihren Kreis zurück.

Irene stand auf. Sie gehörte ja doch nicht zu diesen frohen Menschen, sie ging den Hang vollends hinauf und setzte sich da oben auf die einsame Bank, die neben dem eingesunkenen Grabe eines Türkenkämpfers stand. Sinnend schweifte ihr Blick hinaus. Was eigentlich hielt sie noch in diesem schönen, gottgesegneten Lande, das sie liebte und das ihr doch nie zur Heimat werden konnte, war's nicht, als warte sie noch auf eine Antwort, einen Freispruch; Tante Anna hatte ihr in vielen bösen Stunden gesagt, daß um ihretwillen das Duell stattgefunden habe, aus alten Briefen hatte sie es herausgelesen und sie mit der Wiederholung all dieser Stellen gepeinigt, in denen ihr Name genannt wurde, in denen Gatte und Freund sich um sie stritten. Sie selbst hatte nie etwas von Ulrichs Leidenschaft bemerkt und nur seine aufmerksame Freundschaft, seine ritterlichen Huldigungen wie eine köstliche Zugabe, eine feinste Lebenswürze hingenommen. Anfangs hatte sie sich leidenschaftlich gegen Annas Verdächtigungen gewehrt, schließlich war sie im Lauf der Jahre zermürbt und müde geworden und hatte es wie eine Sühne auf sich genommen, mit der Schwester des geliebten Mannes weiter zusammenzuleben, mit der sie nichts verband als die gemeinsame Liebe zu Margit.

Aber sollte sie nun ihr ganzes Leben in dieser geistigen Gefangenschaft weiterführen? Sie fühlte, daß Anna ihr jede frohe Regung mißgönnte, ihr jeden anregenden Verkehr verhinderte, ja, ihr selbst die Liebe ihres Kindes streitig machen wollte. Deutlich hatte sie heute wieder bei Margits zärtlichen Worten den Neid in ihren Blicken gelesen. Einige Schwäbinnen kamen singend an Irene vorüber, sie lauschte, aber verstand ihren Dialekt nicht, und wieder kam ein Trupp Burschen und Mädchen vorbei, die schwatzten zusammen und neckten sich, ungarische, ihr unverständliche Laute schlugen an ihr Ohr. Das Heimweh packte sie plötzlich, daß ihr war, als stieße eine harte Hand ihren Kopf zur Erde, tief, tief kauerte sie sich zusammen.

Auf einmal hörte sie deutsche Worte in der Sprachweise ihrer engsten Heimat, bei diesem scharf ausgesprochenem St sah sie ihr väterliches Gut vor sich liegen, die weiten Felder und Wiesen des nordischen Deutschlands. Sie fuhr hoch, sie schaute sich um. Dort stand ein Herr und sprach auf die Burschen ein, so nachdrücklich und scharf, als müsse er sie zwingen können, ihn zu verstehen. Irene lächelte über sein Bemühen und rief ihm Antwort zu auf seine Frage, nach dem nächsten Wege zur Stadt, nun auch ihrerseits deutlich die Sprachweise der Hannoveraner verratend.

Tante Anna hatte, kaum daß Irene ihren Platz verlassen hatte, Margit gerufen. „Komm, wir wollen deine Mutter suchen, deine allerbeste Freundin!“

„Wie du aber auch sagen kannst „deine einzige“, begreife ich nicht.“

„Ich meine eben einzig in diesem hohen Grade“, verteidigte sich Margit. „Sieh, da oben sitzt Mutti, wie ernst sie aussieht.“

„Hätte sie nur immer so ausgesehen“, stieß die Tante bissig hervor.

„Im Gegenteil, ich freue mich jedesmal, wenn Mutter lächelt, das ist mir wie Sonnenschein. Oh, jetzt geht sie fort; mit wem spricht sie denn da?“

Das alte Fräulein eilte, ohne zu antworten, hastig bergauf. Mit bösem Ausdruck beobachtete sie die beiden blonden, schlanken Menschen da oben, die so sichtbar den gleichen Volksstamm vertraten, die sich die Hände schüttelten und als Landsleute begrüßten. Der Fremde schilderte drollig seine Bemühungen, sich verständlich zu machen, und Irene lachte und lauschte dem heimatlichen Klange seiner Rede.

„Da, jetzt glaubt sie sich unbeobachtet, da zeigt sie ihr wahres Gesicht“, flüsterte Anna grimmig vor sich hin.

„Wie komisch du dich ausdrückst,“ antwortete Margit betroffen, „du meinst wohl, ein frohes Gesicht?“

Anna aber schüttelte hämisch den Kopf. „O nein, ihr wahres Gesicht! Vor uns beiden scheint sie wohl traurig, sowie sich aber ein Mann um sie bemüht, ist mein armer Bruder vergessen, die braucht eben immer jemand!“

Margit horchte verwundert auf und sann den Worten nach, dann widersprach sie eifrig „Gewiß nicht, Tante, Mutter sagt immer zu mir, ‚wenn du nur gesund bleibst, Liebes, dann brauche ich weiter keinen Menschen.‘ Ja, sie und ich, wir genügen uns vollkommen!“

Auf dem Gesicht des alten Fräuleins stritten Kummer und Zorn, noch ganz atemlos vom schnellen Bergsteigen stieß sie hervor: „Und ich, du undankbares Ding? Wem verdankst du's denn, daß du so ein schönes Leben führen kannst. Mit der Witwenpension allein würde deine Mutter nicht so großartig auftreten können, deshalb bleibt sie auch nur bei mir wohnen, und ich dulde sie, weil ich dich lieb habe. Du Närrchen, du ihr genügen! Da sieh mal, wie ihre Augen strahlen, die braucht ganz andere als deine kindliche Liebe. Stell dich nur nicht so kindisch!“

Heiße Unruhe tobte in Margits Herzen auf bei den unverständlichen Reden der Tante, ganz wirr und bang wurde ihr zumute, als habe sich das Kindheitsparadies hinter ihr geschlossen, und sie stehe in einer Wüste voll quälender Fragen. „Du bist nicht meine Freundin,“ stieß sie zornig hervor, „du nicht“, machte sich los und eilte zur Mutter. „Mutti, ich habe keine Lust mehr zum Bleiben, wir wollen gehen, bitte, bitte!“

Der Fremde betrachtete überrascht das schöne, stürmische Backfischchen. „Da ist ja noch eine Hannoveranerin.“

„Ich? O nein, ich bin Ungarin!“

Der Fremde lachte. „Seit wann sehen die denn so groß und schlank, so blond und blauäugig aus?“

Irene sah, wie ihr Töchterchen gefiel, sonst hatte sie zuweilen bedauert, daß Margit so in keinem Zuge ihrem Vater glich, heute fühlte sie mit Freude, sie war

ganz ihre Tochter, sie würde eine Deutsche ins Heimatland zurückbringen; mit frohem Herzen hörte sie dem Plaudern ihres Kindes zu.

Jetzt bemerkte sie Tante Anna und trat freundlich zu ihr: „das Kind möchte nach Hause“. „So, das Kind?“ Argwöhnisch sah die kleine, dicke Dame zu der Schwägerin empor. „Ach was, wir bleiben noch, ich habe das Auto erst für acht Uhr bestellt, und Frau von Chiky will mich zu der Zeit begleiten.“ „So hast du dann ja Gesellschaft, ich werde mit Margit eben gehen.“ Ahnungslos, welche zornigen, verdächtigenden Gedanken sich in der Zurückbleibenden regten, wendete sie sich, um sich von der Gesellschaft zu verabschieden, Margit folgte eilig ihrem Beispiele. An der nächsten Wegbiegung hatte der Fremde auf sie gewartet, und sie schritten nun zusammen hinab. Mit strahlenden Augen sah Margit hinunter auf die Stadt: „Liegt sie nicht ganz wunderschön?“ Über ihre Begeisterung lächelnd, stimmten die beiden andern eifrig zu und sprachen dann doch von der Schönheit Norddeutschlands, bis vor Margits Augen das alte, lindenumschattete Herrenhaus stand, in dem vor Jahren liebe Großelternhände sie glückliche Ferienwochen hindurch gepflegt hatten. Bei den ersten niedrigen Häusern Altofens angelangt, trennte sich Irene von dem Fremden, und nun fragte Margit: „Warum ziehst du nicht zu den Großeltern?“ „Ich weiß selbst nicht, Kind, es ist wie ein Zwang in mir, der mich noch hält, auch wollte dein Vater gern, daß wir bei der Tante bleiben sollten.“

Sie stiegen in die Elektrische, um zu ihrer Wohnung in der Andrassystraße zu fahren. Es war sehr voll im Wagen, so duldete es Irene, daß Margit den Arm unter ihren schob und sich an sie schmiegte, sie freute sich auf das ungestörte Plaudern mit ihrem Liebling. Margit aber blieb stumm, nur immer enger drückte sie sich an die Mutter, ihr war's, als wolle sich etwas Dunkles, Trübes zwischen sie und den ihr liebsten Menschen schieben. Und um sie herum mußte doch alles hell sein, klar und rein, sie hatte ein Bedürfnis, alle Menschen zu idealisieren, und verstand es, über alles hinwegzublicken, was sie in ihren Augen herabsetzen konnte. Sie wollte vergessen, wie Tante Anna heute gewesen war, sie hatte so häßlich ausgesehen, und ihre Reden waren so abstoßend gewesen. Sie suchte nach etwas Erhebendem, Befreiendem und dachte an alle möglichen Menschen, während sie stumm hinausschaute ins Straßentreiben, aber von allen kamen ihr heute nur die Fehler, Schwächen und Eigenheiten in Erinnerung, die sie doch nicht sehen wollte. Nur die geliebte Mutter stand rein und unantastbar vor ihren Augen, von ihr fiel Margit kein böses Wort ein, keine häßliche Handlung, keine enttäuschende Unterlassung, sie war immer gütig, immer anmutig und tat immer das Rechte. Bis zum Aussteigen fühlte sie sich wieder ganz ruhig und geborgen, stolz und glücklich, und während sie die breite Straße zu ihrer Villa hinaufgingen, kam auch ihr Redestrom wieder ins Fluten, und sie erzählte der Mutter alles von Tante Anna. „Selbst das gleichgültigste Gespräch mit einem Landsmann mißgönnt sie mir“, dachte Irene traurig, dann aber erschrak sie eisig bei dem Gedanken, daß Anna unzart in das Seelenleben ihres Kindes eingegriffen habe, und nahm sich vor, noch mehr nach restlosem Verstehen mit ihrem Kinde zu streben. Sie kannte seine Sehnsucht nach Reine und Harmonie und redete ihm sanft zu, Tantes Benehmen mit der großen Liebe zu dem so früh Gestorbenen zu entschuldigen.

Aber auch Anna faßte an demselben Abend den Entschluß, sich mehr um Margits Liebe zu bemühen. Irene hatte ihr den Bruder genommen, sein einziges Kind sollte sie ihr nicht auch noch entfremden. Sie selbst wollte seine beste Freundin werden, das törichte Kind sollte merken, wer von ihnen mehr wert war, sie war die Ältere, die Erfahrenere! Von solchen Gedanken getrieben, kam sie viel eher nach Hause, als sie gesagt hatte. Mutter und Tochter saßen gemütlich zusammen auf der lauschigen Veranda und begrüßten sie freundlich. „Ich dachte schon, ihr wäret mit eurem neuesten Freunde durch die Stadt gebummelt“, antwortete sie hämisch und fuhr dann, sich zärtlich zu Margit wendend fort: „Du sagtest doch neulich, du wolltest gerne reiten lernen, ich erlaube es dir!“ „Aber Anna!“ rief Irene erschrocken, „nun habe ich ihr den Gedanken glücklich ausgeredet, da weckst du die Lust von neuem in ihr.“ Margit hatte erfreut aufgehorcht, aber bei der Mutter Abweisung senkte sie traurig den Kopf und murmelte: „Ich habe keine Lust mehr, Tante.“ „Na, die Lust wird schon wiederkommen, wenn das Pferd erst da ist, ich will die Sache mal mit Julius besprechen, der wollte heute abend kommen.“ Margit klatschte vergnügt in die Hände, sie hatte den lustigen Vetter gern und begrüßte ihn fröhlich, als er kurze Zeit später eintrat. Auf ein weißes, zusammengefaltetes Blatt Papier in seiner Hand weisend, neckte sie ihn: „Ist das ein Liebesbrief oder eine unbezahlte Rechnung?“ Er zuckte entrüstet mit den Schultern. „Ein Stammbaum ist's. Hauptmann von Wegner ist nach Karlsburg versetzt und will das Pferd seiner Frau verkaufen.“ Anna griff hastig nach dem Papier, „das ist wie ein Fingerzeig des Schicksals. Weißt du, was das Pferd kostet? Es ist ein wundervolles Tier, ich nehme es für Margit.“ Irene ging still hinaus, sie brachte es nicht mehr übers Herz, ihrem Liebling entgegen zu sein, aber sie fühlte, Anna hatte einen Kampf mit ihr begonnen, dessen Siegespreis Margits Liebe war.

Im Salon hing das sprechend ähnliche Bild ihres Mannes, von Künstlerhand wiedergegeben. Sie trat zu ihm. Ach, wie sie diesen ritterlichen, schönen, feurigen Mann geliebt hatte, dessen Zuneigung ihr die eifersüchtige Schwester nie hatte gönnen wollen, und wie er immer und immer wieder versucht hatte, sie beide einander näher zu bringen! Lauter denn je schrie in ihrem Herzen die Frage: „Muß ich noch immer mit meinem Kinde hierbleiben?“

Anna und Margit traten ins Zimmer, Anna hatte den Arm um das Mädchen gelegt und hielt die zur Mutter Strebende fest. „Wenn du deinen Vater noch hättest, Margit, wieviel reicher wäre das Leben für dich, der würde dich das Reiten selber lehren, er, der beste

Reiter des Regiments! Selbst dem König ist er bei seiner letzten Parade durch seine schneidige Art aufgefallen." Margits Augen leuchteten, das waren Worte, wie sie ihrem begeisterungsfrohen Herzen wohltaten. „Ihr erzählt mir eigentlich selten vom Vater." „Ja, ich finde auch, deine Mutter könnte öfters von dem herrlichen Menschen sprechen, doch sie macht sich eben Vorwürfe, daß er so früh hat sterben müssen." „Dafür kann doch die Mutter nichts," fuhr Margit verwundert auf, und wiederholte noch einmal, bestürzt von dem sonderbaren Blick, mit dem die Tante sie ansah, „dafür kann doch die Mutter nichts", und jetzt klang's wie eine tränenschwere, zitternde Frage, aber nach einem Blick in das erblaßte, leidgezeichnete Gesicht der Mutter forschte sie nicht weiter. Einige Tage später wurde für Margit ein reizendes, kostbares Kleid aus hellblauer Seide abgegeben. Ihre entzückten Ausrufe lockten Mutter und Tante herbei: „Nun probier nur schnell, ob's dir paßt," drängte die Tante, „ich habe es dir bestellt." Margit stand vor dem Spiegel und drehte sich nach allen Seiten, und die Tante konnte sich nicht genug tun, sie zu bewundern. In Irenes Gesicht trat kalte Abwehr. Dieses Spiegelschauen kannte sie, genau so wie Margit jetzt hatte ihr Mann einst den Kopf selbstgefällig zurückgeworfen und seinem Spiegelbild zugenickt. Seine Eitelkeit war das einzige gewesen, was sie zuweilen unangenehm an ihm berührt hatte. „Wann soll das Kind eigentlich dies allzu kostbare Kleid tragen", fragte sie kühl. „Auf der Festlichkeit bei der Gräfin Orsiny." Irene sah betroffen zu Anna hinüber. „Aber ich habe doch für Margit abgesagt, sie ist noch zu jung." „Ich aber habe für sie angenommen, ich halte es für ein Glück, daß sie so bald schon in die vornehmsten Kreise kommt. Du freilich willst sie immer noch als Wickelkind behandeln, um selbst jünger zu scheinen, oder warum sonst gönnst du ihr nicht die geringste Zerstreuung?" „Weil sie lernen soll; in ihrem Alter geht man noch nicht auf Bälle!" Mit ungeduldiger Bewegung winkte Anna der Nichte. „Laß die nur reden und komm, mein Schatz! Ich will einen passenden Schmuck aussuchen, den ich dir zu deinem ersten gesellschaftlichen Auftreten schenken will." Margit sah zur Mutter hinüber und warf ihr verstohlen eine Kußhand zu, ehe sie der Tante folgte.

(Schluß folgt.)



Der Künstler.

Ich weiß es: Ich bin überall
Und wese in dem Ungemeinen.
Ich lebe in der Winde Schall
Und in der Sonne großem Scheinen.

Ich rausche dunkel durch den Wald
Und schwebe in des Meeres Glänzen
Und wechsle ewig die Gestalt
Und werde endlich ohne Grenzen . . .

Ernst Ludwig Schellenberg.



Der Kleine.

Skizze von Pauline Redlich.

Tante Emma war es gewesen, die das Gewitter zum Ausbruch gebracht hatte. Aber es wäre wohl dennoch gekommen. Noch oft in ihrem späteren Leben dachten sie darüber nach, ob es wohl dennoch gekommen wäre, grübelten über jedes Wort, das gesprochen war, und zermarterten ihr Hirn bis zur Fieberhitze.

Im Eßzimmer hatten sie scheinbar behaglich beisammen gesessen, die drei. Des „Kleinen" Zwillingsschwester, die hübsche Lore, im wiegenden Schaukelstuhl, die Zigarette zwischen den rotblühenden Lippen. Der Stiefbruder Max, der „Alte" genannt — er war bereits seit einigen Jahren als Rechtsanwalt in Amt und Würde — hatte verstimmt vor sich hingegrübelt. Theodor, der Referendar, lag bequem im Klubsessel und überblickte zerstreut die Zeitung.

Und dann war Tante Emma hereingekommen, etwas feierlich, etwas pomphaft in dem eleganten Kleide von schwerer schwarzer Seide und in dem kostbaren Kapotthut, der ihr nicht stand und sie um zehn Jahre älter machte. Sie wußte das, und sie wollte das. Sie hielt es für eine besondere Tugend der alternden Frau, auf diese Weise ihre tadellose Moral und bürgerliche Unanfechtbarkeit zu zeigen.

„Ich komme nur eben auf einen Sprung mit heran, lieben Kinder", sagte sie mit einem wehmutsvollen Tonfall, als gälte es einem Beileidsbesuch.

Seufzend glitt sie in den Sessel, den Theodor dienstbeflissen herbeischob.

„Leider, leider führen mich ja keine angenehmen Dinge her", fuhr sie klagend fort und heftete den Blick kummervoll an die Zimmerdecke. — Theodor bückte sich nach einer Fußbank für sie, um seine ironische Heiterkeit zu verbergen — „aber das kann doch nicht so fortgehen, kann doch unmöglich mit dem Günther so fortgehen."

Wie beschwörend hob sie die hageren Hände.

„Ja, wißt ihr denn das alles nicht?"

Max heftete die Blicke beunruhigt auf die Brillengläser der Tante, hinter denen das blanke Entsetzen zu lauern schien.

„Ich weiß es aus sicherer Quelle: er macht Schulden!“

Gewichtig betonte sie jedes Wort und rang mit tragischer Geste die Hände.

„Ich weiß es“, sagte Max.

„Du weißt es? Nun, Max, ich muß sagen, dann bewundere ich deine Ruhe.“

„Nu Gott, es ist doch schließlich nicht so fürchterlich. Er hat doch keinen totgeschlagen. Es läßt sich doch arrangieren.“

„Arrangieren!“ Sie verharrte eine Sekunde in sprachloser Entrüstung. „Ich kann dir nur das eine wünschen, Max“, sagte sie feierlich, „wache auf, ehe es zu spät ist. Erinnere dich deiner Verantwortung als Vormund. Denke an Onkel Ferdinand, Max! Es gibt gewisse unglückliche Vererbungen. Dergleichen überspringt manchmal eine Generation und taucht wieder auf, vielleicht in einer Seitenlinie, ruiniert ganze tadellose Familien durch ein einziges unwürdiges Glied. Mit Schuldenmachen fing es an bei Onkel Ferdinand und ging dann rasend bergab. Günther hat eine auffallende Ähnlichkeit mit Onkel Ferdinand, er hat genau die Nase und das hellblonde Haar. Und ich sage es mit Kummer: Kinder, Kinder, Günther ist leichtsinnig durch und durch.“

Sie setzte ihren langen Zeigefinger in pendelnde Bewegung und reckte sich steif in die Höhe.

„Ich weiß es aus sicherer Quelle —: er hat schon Liebeleien gehabt. Er poussiert sogar eine Schau-spie — lerin!“

Der Referendar hüstelte hinter der vorgehaltenen Hand. Max sagte: „Mein Gott, wer von uns hätte nicht mal für 'ne Schauspielerin geschwärmt!“

Tante Emma erhob sich gekränkt und empört.

„Nun, wenn ihr dergleichen skandalöse Dinge leicht nehmt, dann ist es wohl am besten, ich spare meine Worte. Da fehlt uns ehrbaren Frauen denn wohl das Verständnis.“

„Du kannst mir glauben, Tante, daß ich mir längst vorgenommen habe, mit dem Jungen ein ernstes Wort zu reden —“

Sie zuckte geringschätzig die Achseln und ging mit steifem Nicken von dannen.

Über Theodors hageres, kluges, etwas verkniffenes Gesicht kam ein verdrießlicher und unruhiger Zug.

„Na, die alte Dame ist ja 'n bißchen komisch, aber recht hat sie in der Hauptsache. Der Bengel ist ja neuerdings wie verrückt. Ich sage dir, Alter, packe fest zu, wir können sonst noch nette Sachen erleben, da hat sie recht.“

„Ja doch, ja doch!“ sagte Max unmutig. „Ich werde schon —“

„Na, Alter, du willst vielleicht, aber du bist nun mal ein bißchen verliebt in den Bengel — ihr seid ja alle verliebt in ihn. Ist schon besser, ich assistiere dir, alter Junge, damit die Sache wirksamer wird.“

Plötzlich sprang Lore in die Höhe, daß der Schaukelstuhl heftig zurückflog.

„Und ich sage: ihr sollt nicht, sollt nicht, sollt nicht! Ihr sollt ihn zufrieden lassen, meinen Kleinen! Philister seid ihr! Nehmt doch das Meinige, wenn er Schulden hat. Jeden Pfennig will ich mit ihm teilen, er soll damit machen können, was er will — was er will, sage ich euch!“

Max strich ihr zärtlich über das heiße Gesicht. „Du bist ein Kindskopf, Lore.“

Sie schluchzte heiß auf und schoß zur Tür hinaus.

Draußen wurde jetzt ein lustiges Trällern hörbar, und gleich darauf kam er herein, der „Kleine“.

„Tag, ihr Herren!“ rief er fröhlich. „Herrgott, ist das heute wieder ein wunderbarer Tag! Zum hinten und vorn ausschlagen!“

Dann sah er verblüfft von einem zum andern.

„Kinder, Kinder, — ihr sitzt ja da wie die heilige Fehm. Was ist denn los?“

Des Alten Finger trommelten auf einem Bündel Rechnungen.

„Das da!“ sagte er unwirsch.

„Ach so.“ Günther wurde rot. Halb reuevoll, halb verschmitzt musterte er des Bruders Gesicht. Der Alte sah ja verdeubelt ungemütlich aus!

„Du sollst dich nicht ärgern, mein Alter! Wahrhaftig, das wär' mir scheußlich. Wär' doch die Geschichte nicht wert! Du ziehst natürlich den ganzen Krempel von meinem Erbteil ab —“

„Von deinem Erbteil! Ja sag' mal, Mensch, bist du denn wahnsinnig? So etwas wird doch schließlich alle. Wovon willst du denn studieren, was?“

„Ist es denn so schlimm diesmal?“ fragte Günther bestürzt.

Max warf unmutig die blauen Kuverts durcheinander. „Da sieh her. Ganz verrückte, ganz unbegreifliche Sachen sind darunter. Da — hundertundzwanzig Mark — allein in einem Blumengeschäft —“

Theodor beugte sich interessiert vor und pfiff leise durch die Zähne.

Mit einer schnellen Bewegung riß Günther das Papier an sich. „Sie sollten das doch nicht schicken — sie versprachen doch — — ich wollte doch selbst —“

„Was für eine hirnverbrannte Kinderei steckt da nun wohl dahinter!“ sagte Theodor. „Wenn du etwa, wie man sagt, vor der hübschen Fifi Schellenberg toggenburgerst —.“

Über das hübsche helle Gesicht des „Kleinen“ flog eine brennende Röte. Seine stahlblauen Siegfriedsaugen schossen bedrohliche Blitze.

„Es geht dich nichts an!“ sagte er.

Theodor zuckte ironisch die Achseln.

„Vielleicht nicht“, murmelte er.

„Diese Sache hat nur leider eine sehr ernste Seite, mein Junge“, sagte Max. „Du sitzest fast allabendlich im Theater anstatt bei den Büchern. Daß du Ostern nicht das Abiturium geschafft hast, ist bei deinen Fähigkeiten geradezu ein Skandal.“

Günther antwortete keine Silbe. Ein eigentümlicher, pfiffigfröhlicher Ausdruck übersonnte sein Gesicht. Herrgott, was für eine herrliche Zeit war das gewesen im verflossenen Winter! War es noch jetzt! Hätte er wegen der alten Schmöker etwas versäumen sollen, was eine ganze Lebenszeit nicht wieder einbringen konnte?

Pah! Was kam es darauf an, ob er ein Jahr früher oder später dem Philistertum näherrückte!

„Und hier!“ sagte Max scharf. „Diese unglaubliche Kneiperei in der Deutschen Krone! Mit Sekt sogar!“ Günther wurde etwas verlegen.

„Ja, 'n bißchen übertrieben war's ja“, sagte er kleinlaut. „Siehst du, es war doch des kleinen Winklers wegen, er hatte das Abiturium mit Glanz bestanden — riesig netter Kerl, der kleine Winkler! Aber natürlich, er hatte es doch nicht dazu, was zu schmeißen —“

„Aha!“ bemerkte Theodor ironisch. Er stand mit dem Rücken gegen das Fenster und klimperte mit den Schlüsseln in den Taschen. „Und da mußtest du natürlich den Wohltäter spielen — auf anderer Leute Kosten eigentlich —“

„Was willst du damit sagen?“ brauste Günther auf.

„Nun, es ist doch klar, daß du dein bißchen Geld bald verplempert haben wirst — und dann muß eben das unserige heran, falls man seinen ehrlichen Namen nicht verunglimpft haben möchte.“

„Steh zu deinen Worten, Theodor!“ rief der „Kleine“ mit zitternden Lippen.

„Es muß einmal gesagt sein“, sagte Theodor kalt und scharf. „Ich habe absolut keine Hoffnung, daß du dich ändern wirst. Man wird zeitlebens vor deinen Dummheiten zittern müssen. Ich halte dich für einen schlappen Kerl in diesen Dingen —“

„Theodor!“

„In diesen Dingen, sage ich. Der persönliche Mut, etwa einen Stier bei den Hörnern zu packen, nun ja, den hast du. Aber du bist eine von den widerstandslosen Naturen, mein Junge, die sehr fix ins Rollen kommen können, bis sie unten im Sumpfe liegen —“

Aus Günthers Zügen war jetzt jeder Glanz ausgewischt. „Du willst sagen, daß — daß ein Lump in mir steckt?“

„Ich sage das nicht — und ich sage nicht das Gegenteil. Aber ich sage, daß Leute von deiner Veranlagung jedenfalls nicht *sicher* sind vor dem Verlumpen —“

Es war, als wolle Günther sich auf den Bruder stürzen, aber Max ergriff ihn begütigend bei der Hand.

„Es ist ja nur brüderliche Besorgnis, die aus ihm spricht, Kleiner. Zeige uns, daß du ein Charakter bist, daß du ein Ende machen willst — und wir werden dies alles als Jugendtorheiten vergessen.“

Günther riß sich los und trat dicht vor Theodor.

„Du sagst, ich — ich bin nicht sicher vorm — — Verlumpen?“

„Das sage ich, jawohl. Ich sage, daß Leute, die nicht imstande sind, Ordnung in ihre Verhältnisse zu bringen, die ferner nicht den Ehrgeiz haben, energisch aufwärts zu streben, Leute, die bummlig auf der Schule sind, Schuldenmacher schon von neunzehn Jahren, daß solche Leute nicht sicher sind vor dem Verlumpen, jawohl, das sage ich.“

Günther war kreidebleich geworden. Sein von Staunen, Schmerz und Zorn verdunkelter Blick heftete sich auf das nervös zuckende Gesicht des „Alten“.

„Und du, Max?“

Max wollte rufen: „Ich glaube an dich, Kleiner!“ Aber ein warnender Blick Theodors schloß ihm den Mund.

„Du machst es uns bisweilen schwer, an dich zu glauben“, murmelte er.

Ein unbändiger Zorn schüttelte plötzlich den „Kleinen“.

Er trat zum Tisch, knüllte die Rechnungen zu einem Ball zusammen und warf sie den Brüdern vor die Füße.

„Und wegen dieser Wische! Meine Brüder! Söhne meiner Mutter! Ihr sagt, ihr wolltet suchen, zu vergessen!

Aber ich! ich! Ob ich je vergessen kann?“

Wie auf ein unbegreifliches Rätsel starrte er auf die beiden. Dann ging er langsam hinaus.

Er ging dieselbe Straße hinab, die er vor kurzem heraufgekommen war voll prickelnder Lebenslust und federnden wiegenden Ganges — noch vor kurzem.

Er starrte nach rechts und links auf die blühenden Gärten der Villen und wußte nicht, was er sah. Zur Stadt hinaus ging er, am Ufer des Flusses, der sich durch die schattigen Wege des städtischen Parkes schlängelte, vorbei an schöngepflegten Rasen, blühenden Rundteilen, duftendem Gesträuch und plätschernden Springbrunnen. Er sah das alles nicht. Er dachte nur immer das eine: sie hatten ihn einen Menschen genannt, der am Verlumpen war! Und die beiden Menschen hatten das gesagt, an denen er von Kindesbeinen an mit so großer, ja mit heißer Liebe gehangen hatte. Am „Alten“ wenigstens. Er schluchzte wild auf, und sein offenes Knabengesicht wurde von Schmerz durchfurcht wie das Gesicht eines alten Mannes.

Was hatte er denn getan? Was denn? Jemals etwas Ehrloses? Nein, nein, nein. Niemals. Schulden? Nun ja, arg war das wohl in letzter Zeit gewesen. Wie kam es nur, daß ihm das Geld so schnell durch die Finger rollte?

Nachdenklich strich er sich über die heiße Stirn, hinter der die Gedanken wirr durcheinanderflatterten. Er ging weiter und weiter, wußte nicht, wohin. Menschenleerer wurden jetzt die Wege, ungepflegter die Anlagen. Leise gluckste das Wasser zur Rechten um die angepflockten Fischerboote.

Günther sprang in einen der kleinen Nachen und sah über die im Abendrot schimmernde Wasserfläche. Wie wohltuend war es, sich den frischen, reinen, feuchten Wind um die Schläfen wehen zu lassen. Müde war er, todmüde. Seltsam wohl tat dieses müde Gefühl. Es war, als wolle alles mählich in Schlummer sinken: der Zorn, der Schmerz und die verzweifelnden Gedanken. Zu Hause setzten sie sich nun wohl an den gedeckten Tisch, und Lore, das liebe Mädel, schaute ungeduldig nach ihm aus — — Ja, wie würde das alles nun werden? Hatte er noch ein Zuhause? Konnte er zu denen zurück, die ihn verachteten?

Über die breite Straße am Ufer kam jetzt ein flinkes Fuhrwerk. Und plötzlich stieg ein helles Rot dem jungen Manne bis an die Schläfen. Er war mit einem Sprunge auf dem Wege und riß den Hut vom Kopfe.

Ganz verwandelt, mit leuchtenden Augen stand er und blickte auf das schöne Mädchen, die gefeierte Künstlerin, die dort in den seidenen Kissen lehnte.

Eilig sauste das Fuhrwerk vorüber, aber sie hatte ihn bemerkt, sie nickte und lächelte und winkte mit der Rose in ihrer Hand. Er hätte einen Jubelschrei ausstoßen mögen, so packte und schüttelte ihn die jähe Freude: er hatte sie wiedererkannt, diese seltene Rose. Es war eine der Rosen, die er ihr selbst heute übersandte.

Er blickte um sich wie ein Trunkener. Wie weggeblasen war alles, was ihn gefoltert hatte. Pah, was war das alles gegen das Glück, das berauschende Glück dieses Augenblicks! Das war ja alles so lächerlich belanglos, das andere! Er stand und reckte die Arme, daß die Brust sich weitete, und eilte dann mit federnden Schritten dem leuchtenden Abendrot entgegen — —

Herrgott, nur zu leben, in dieser wundervollen Welt zu leben, welch köstliches Wunder war das!

Einige hundert Schritte vor ihm torkelte ein Mann, eine armselige, in Lumpen steckende Gestalt. Er sprach vor sich hin und fuchtelte mit den Armen — und dann plötzlich wich er vom Wege ab. Auf eine der in den Fluß ragenden Anlegebrückchen war er getreten, warf die Arme in die Luft und sprang hinab.

Günther lief in rasender Eile hinzu, riß den Rock vom Leibe und sprang ihm nach. Ein großes Staunen war in ihm. Dort war ein Mensch, der aus dieser wundervollen Welt freiwillig scheiden wollte! Warum, o Gott, warum? Vielleicht, weil ihm der Bissen Brot zum Nachtmahl fehlte! Vielleicht war's ein weniges, das Goldstück vielleicht, das er, Günther, in der Tasche trug, das diesem armen Kerl zum Lebensmut verhelfen konnte — —

Mit einigen kräftigen Stößen hatte er ihn erreicht, hatte ihn gepackt —, aber der Mensch wehrte sich. Er wollte sich nicht retten lassen.

Am Ufer stand jetzt eine aufgeregte kleine Gruppe. Ein Arbeiter rief: „Laß doch den Lump versaufen! Wär' schad' um dich, Junge!"

Günther hörte die Worte. Der andere hatte sich jetzt an ihn gehängt und zog ihn mit hinab, langsam, langsam. Ein Sausen war in Günthers Ohren, ein Rufen hörte er wie von weit, weit her.

„Laß doch den Lump versaufen, Junge!" Den Lump? Wie war das doch? Den Lump, der in ihm steckte? Oder —?

Ein junges Mädchen am Ufer schluchzte laut auf. Und plötzlich — sie wußte kaum, was sie tat — warf sie eine leuchtende Rose in weitem Schwunge über das Wasser. Günther lächelte traumhaft — „sie" war bei ihm, sie legte seinen Kopf in ihren Schoß, deutlich spürte er den Duft der kühlen, weichen Rosen an ihrer Brust. —

Er lächelte, und die Wasser schlugen über ihm zusammen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie hatten ihn hereingebracht in seiner erstarrten Jugendschöne. Ein Lächeln spielte um seine Lippen, eine nasse Rose lag im kurzen, blondlockigen Haar. —

Im Nebenzimmer saßen nun die drei, regungslos, wie erstarrt in Grauen vor dem Unfaßbaren. Lore hatte das Gesicht auf die Arme gelegt, die weitausgestreckt auf dem Tische lagen. Ein unaufhörliches Zittern lief durch ihren Körper, aber kein Laut kam aus ihrem Munde, keine Träne aus ihren Augen. Nur einmal kam Leben in sie. Es war, als Theodor sagte: „Immerhin, es war ein schöner, ein beneidenswerter Tod."

Er sagte es mit ganz leiser, heiserer Stimme, mit einer Stimme, die ihm nicht anzugehören schien.

Da fuhr sie jäh empor und starrte auf ihn wie eine Wahnsinnige. Nur einen Augenblick. Dann war sie zurückgesunken in dieses furchtbare, zitternde, hilflose Schweigen.

Theodor sah von Lore zum „Alten", dessen Gesicht gelb wie das eines Toten in den Kissen des Sofas lag. Theodor sah, wie bei seinen Worten ein Zucken wie unter einer unerträglichen Marter über dieses verfallene Gesicht lief. Er sah diese beiden zerschmetterten Menschen — und plötzlich warf er die Arme wild in die Luft, und ein Schrei, ein jammervoller, furchtbarer Schrei durchschnitt die Totenstille des kleinen Zimmers.

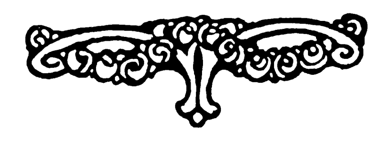


Vergiss!

Vergiß die Schuld aus längst vergangnen Tagen,
Und lege still dein Haupt in meinen Schoß!
Ich werde nie und nimmer dich befragen;
Dein Leid entheil'gen nicht'ge Worte bloß.

Vergiß — und fühl an meines Herzens Schlagen,
Daß ich verstanden, wie so weltengroß,
Was deine Lippen schmerzverstummend klagen
Und deine Augen weinen tränenlos.

Alfred Berndt.



An unsere Leser!

Mit dem nächsten Heft schließt der 50. Jahrgang der Deutschen Roman-Zeitung. Wir sind am Schluß des ersten Halbjahrhunderts angelangt. Was diese Jahre bedeuten, kann nur derjenige ermessen, der diese Jahre rückschauend würdigt. Lag es doch in unserem eigensten Interesse, ehrlich und rückhaltlos, ohne fremde Beeinflussung, nur der eigenen persönlichen Ueberzeugung Raum gebend, ein reges Bild der zeitgenössischen Literatur zu bringen.

Seit ihrer Begründung im Jahre 1863 hat die Deutsche Roman-Zeitung aus kleinen Anfängen heraus sich zu der gegenwärtig geachteten Stellung emporgearbeitet, und die Anhänglichkeit von Tausenden und Abertausenden Lesern, Mitarbeitern und Freunden hat uns bewiesen, daß die Leserwelt das Streben unseres Blattes anerkennt. Dieses verdankt sie ausschließlich dem bewährten Grundsatz, durch eine wirklich vornehme Führung als deutsches Familienblatt im wahrsten Sinne des Wortes zu gelten. Ein halbes Jahrhundert ist die Deutsche Roman-Zeitung den von ihr vertretenen Idealen deutschen Wesens und deutscher Dichtkunst treu geblieben, und die von Jahr zu Jahr aus dem Abonnentenkreise sich mehrende Anerkennung beweist uns am besten, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Unbeeinflußt von den vorübergehenden Zeitströmungen sucht die Deutsche Roman-Zeitung eine besonders gediegene Richtung zu verfolgen, unter Pflegung des überkommenen Schatzes unserer Literatur und verständnisvoller Würdigung heranreifender Talente. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, den literarisch Gebildeten die Möglichkeit zu bieten, mit seiner Wissenschaft auf dem Gebiete der Literatur in steter Fühlung zu bleiben. Das Programm ist so mannigfaltig, daß jedermann auf seine Kosten kommen wird.

Auch bei dem neuen Jahrgang haben Verlag und Leitung an dem bewährten Grundsatz festgehalten, nur solche Romane zu bringen, welche ihr ausschließliches Eigentum sind und dabei darauf gesehen, daß die erwählten Arbeiten die Teilnahme aller Leser erringen. Veröffentlicht werden zunächst:

Der Meister der Hände. Roman von Hedwig Schobert (Baronin von Bode).

Im Mittelpunkt dieses Romans steht ein talentvoller Künstler, dem sich alle Wege zur genialer Höhe zu öffnen scheinen. Ein Geheimnis jedoch, was er nicht verraten kann, schwebt als dunkles Verhängnis über ihm und seinem Schaffen, und es ist überaus spannend zu sehen und mitzufühlen, wie der Held des Romans mit dem ihm drohenden Schicksal ringt, bis der Allüberwinder den Zwiespalt löst.

Ein Doppelleben. Roman von Maximilian von Rosenberg.

Hochinteressante Verwicklungen aus dem großstädtischen Gesellschaftsleben entrollen sich vor den Augen des Lesers. Betrogene Wohltätigkeit auf der einen Seite, falscher Reichtum auf der anderen schlingen ihre Fäden um gute und schlechte Menschen. Heuchlerische Moral kämpft den Verzweiflungskampf ihrer Existenz, aber die eigenartige spannende Entwicklung des Milieus hilft der Wahrheit zum Siege.

Kynastzauber. Roman von Oswald Bergener.

Der Verfasser versetzt uns in seinem Roman in die romantische Gegend an der alten Burgruine Kynast. Mit der ihm eigenen Virtuosität versteht er es in dem Zauber der Natur eine spannende Liebesgeschichte einzuflechten. Mit inniger Freude und wehmütiger Trauer führt er uns meisterhaft seinen Weg, um jung und alt zu fesseln.

Konstantinopel. Roman von Detlev Stern.

Bei dem großen Interesse, das der Balkankrieg wachgerufen hat, wird jeder Gebildete besonders gern den ausgezeichneten Schilderungen folgen, die Detlev Stern von dem hochinteressanten Leben und Treiben in Pera und Konstantinopel gibt. Die türkische Hauptstadt in ihrer prächtigen Eigenart und das Volk mit seinen Sitten und Gebräuchen wird den Leser im höchsten Maße interessieren.

Weitere Romane gern gelesener Autoren werden folgen, u. a.:

Der Wassermann.	Der rote Forst.	Erbsünde.	Der silberne Adolph.	Liebe um Liebe.
Von Ludwig Müller.	Von Franz Wichmann.	Von Agnes Harder.	Von Horst Bodemer.	Von Otto Oberhof.

Eine besondere Anziehungskraft besitzt von jeher das **Beiblatt** der Deutschen Roman-Zeitung. Jedes Heft enthält spannende Novellen und Skizzen, die in bunter Reihenfolge mit fesselnd geschriebenen Erzählungen und Humoresken abwechseln. Begeisterte Zuschriften aus dem Leserkreise lassen erkennen, daß die Auswahl der kleinen Erzählungen, Novellen, Plaudereien dankbar empfunden wird. Es soll uns dieses ein Ansporn sein, auch weiterhin in jeder Weise danach zu streben, die Ideale deutschen Wesens zu nähren, im Ernst und Humor alles zu kräftigen, was den guten Geist des Hauses, was die Herzen und Geister zu vertiefen vermag, und wie bisher zu bekämpfen, was unserem Volkswesen feindlich ist. Die Lyrik soll treuliche Pflege finden, die, allem guten Neuen freundlich gesinnt, dennoch festhält an den wesentlich berechtigten Ueberlieferungen unserer Dichtung. Dem Gebiete der Kritik wird ein besonderes Interesse gewidmet.

Wir bitten unsere Leser, ihre Bestellungen bei den Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig zu erneuern, damit keinerlei Störung im Bezuge der Zeitschrift eintritt.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung, Berlin SW 11, Anhaltstraße 8.

Ausgegeben am 13. Septbr. 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8.
Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.



Erscheint wöchentlich. Preis 3½ Mk. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Vierteljahrsbänden zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

Der Franzosen-Lipp.

Erzählung aus den Befreiungskriegen der märkischen Heimat

von

Wilhelm Arminius.

(Schluß.)

Die Klosterstraße war ebenfalls voll von Ängstlichen. Bei dem strömend einsetzenden Regen suchten sie bald Schutz in dem großen Hof des Grauen Klosters. Je länger der nahe Schlachtendonner dauerte, um so mehr wurden es. Ganze Familien, Greise und Knaben mit Waffen, Frauen und Kinder mit Hausgeräten kamen mit angstvollen Gesichtern herbeigestürzt. Je gewaltiger das Krachen den hereinbrechenden Abend füllte, um so kreischender wurden die Stimmen, um so planloser die Anstalten zur Rettung gegen die drohende Gefahr. „Sollen unsere Häuser zerschossen, unsere Kinder und wir dazu getötet werden? Ist keiner da, der uns hilft?"

Schon hatte der alte, von allen Seiten bedrängte Pförtner Schadtke wiederholt zur Höhe des Hauses hinaufgeschielt. Dort im ersten Stock war einer, der kannte den Krieg, der kannte auch die Tapferkeit. Und da er bei all dem Jammer gern selber ein männlich-festes Gesicht vor Augen gehabt hätte, warf er schließlich Philipps Namen so hin.

Ein Offizier im Hause?! Leutnant Hohenhorst? Der Kämpfer von Luckau? Der Freund Jahns? Der Schützling Bülows? — Ja — den kennt jeder! Das war ja der Franzosen-Lipp. Der Name wurde aufgegriffen im Hui. Ein jeder tat hinzu, was er wußte. Zielbewußtsein kam in die Menge. Schließlich wurde es aus allen Kehlen ein Ruf: „Der Offizier! Der Leutnant Hohenhorst! Er soll kommen!"

Von allen Seiten gedrängt, begab sich der

Pförtner endlich zu Direktor Bellermann. Dieser zeigte sich am Fenster, und nun drang ihm aus dem Sturm und Tosen ein einziger Name entgegen: „Leutnant Hohenhorst! Franzosen-Lipp! Franzosen-Lipp!"

Verängstigt schloß er das Fenster, durcheilte die Korridore, umschlich scheu die Tür von Philipps Zimmer, horchte nach unten, und erzitterte bei jedem Ruf der Menge aufs neue für den armen Kranken. Wenn doch Franziska da wäre, oder wenigstens das kleine Käthchen! Aber beide weilten seit dem frühen Morgen im Lazarett, wo das Kind den Pflegerinnen an die Hand ging. Auch Jürgen machte sich im dortigen Spital durch Führung der Listen nützlich und studierte in den Freistunden nach Herzenslust an seiner geliebten Theologie.

So blieb dem Direktor schließlich nichts anderes übrig, als selber zu Philipp einzutreten, um den gewiß arg Verstörten zu beruhigen. Aber sein Lager im Krankenzimmer war leer, und im nahen Ankleideraum klirrten Waffen. Nun wurde die Tür aufgerissen, und vor dem betroffenen alten Herrn stand der junge Offizier, angetan mit der vollen Montur und Wehr seiner neuen Würde.

Den Direktor überlief es bei diesem Anblick heiß und kalt, dachte er doch an des Grafen Bülow dringende Bitte, den Verwundeten wie seinen Augapfel zu hüten. „Philipp, was willst du tun?" rief er und stellte sich vor die Tür, als könnte er dadurch des Kranken Ausgang wehren, wußte er doch, daß ihn noch gestern sein eigentümlicher Schwächezustand überfallen hatte. Aber der Jüngling trat wortlos ans Fenster und öffnete es. Da scholl sein Name wie der eines Erlösers. „Hören Sie hinaus, Herr Direktor!" sagte er. „Ist es nicht meine Pflicht, diese Armen zu beruhigen? Es ist das einzige, was ich in dieser Stunde vollbringen kann, wo meine Kameraden im Feuer stehen."

Er tat, wie er gesagt. Der Regen hatte nachgelassen. Die untergehende Sonne trat unter dem abziehenden Gewölk noch einmal sieghaft hervor. Sie überflutete ihn mit ihrem Licht, wie er groß und schlank und stattlich auf den Steinstufen der Hoftreppe erschien.

Mit betäubenden Rufen wurde er empfangen. „Die Franzosen sind in Berlin! Der Feind will unsere Kinder morden!" Arme erhoben sich zu ihm, Frauen und Kinder drängten an ihn heran, seine Kleider zu fassen. Wie der Sturmwind über ein reifes Kornfeld, griff die Verzweiflung in diese eingepreßte Menge, die den ganzen Hof füllte. Taumelig wurde ihm selbst zumute vor diesem deutlichen Zeichen einer furchtbaren Panik. Die seelische Angst aller dieser Verzweifelten flutete zu ihm heran wie etwas Bedrängendes, das er doch nicht zu fassen vermochte.

Was sollte er tun? Wie konnte er einem solchen Ausbruch gegenüber Worte finden? Mit einer triebhaften Bewegung griff er zur Waffe, zog den Säbel langsam aus der Scheide und hob ihn in die Höhe. „Seht," sprach er, und faßte auch mit der Linken an die Klinge, „dieser hier ist mir vom König gegeben, unser Vaterland zu schützen. Tausende von Preußenkriegern führen eine solche Waffe in dieser Stunde — wollt ihr da nicht Vertrauen haben?" Totenstill war es unter seinen Gebärden, seinen Worten geworden. Und er fuhr fort: „Sind wir denn geschlagen? Sind wir zusammengebrochen? Ich sehe doch Waffen auch bei euch! Stehen da nicht noch Männer zwischen euch? Haben wir nicht noch eine Verteidigungslinie vor der Stadt auf unseren Sandbergen? Haben wir nicht die Spreelinie? Haben wir nicht Gewehre und Kanonen? Wer seine Vaterstadt lieb hat, wer Frauen und Kinder schützen will, der kommt mit mir! Sollten die Unsrigen zurückgeworfen werden, sie sollen an den Schanzen von Berlin Halt und Kraft finden! Kommen sie als Sieger, sie sollen würdig empfangen werden!"

Er hatte den richtigen Ton angeschlagen. Er sah es an dem Aufleuchten der Knabenaugen, an dem Sichlösen der verzerrten Angstgesichter. Binnen kurzem hatte er die Waffenfähigen zu einer Rotte aufgestellt, andere zu Boten ernannt, die den Zurückbleibenden von Zeit zu Zeit Nachrichten bringen sollten, und sie dem Zuge angeschlossen. Als er nun rief: „Kienspäne her! Wir haben Fackeln nötig!" waren schon hundert Hände geschäftig, ihm zu Dienst zu sein. So wurden die Sinne auf eine nützliche Tätigkeit gelenkt. Zum Schluß aber rief er: „Nun, Leute, geht alle in eure Wohnung, füllt Körbe und Koffer mit Mundvorrat und Verbandzeug und schickt die Rüstigsten unter euch wieder hierher! Hier sei der Sammelplatz für alle! Was auch

geschieht, beides wird bald nötig gebraucht! Und nun: Zum Abmarsch Richtung genommen! Wer singen kann, der singe: ‚Ich hatt' einen Kameraden.‘ Ganzes Bataillon, marsch!“

Singend zog er mit denselben, die eben noch gejammert hatten, dem Halleschen Tore zu. War ein Lied zu Ende, begann ein neues. Marschieren und Singen! gab es ein besseres Heilmittel gegen Furcht und Schrecken auch in den Gassen? Wie rasch schlossen sich andere Haufen dem seinen an! Wie rasch wurden seine Anrufe, Mundvorrat und Verbandzeug zu besorgen, als richtig erkannt! Und als sie gar zum Tor hinausmarschiert waren und auf die militärische Besatzung stießen, die bereits die Verteidigungslinie so weit als möglich besetzt hatte, gewannen Mut und Vertrauen in den meisten wieder die Oberhand. Bis in das Dunkel hinein scholl zwar der Geschützdonner von Süden her, und Kuriere vom Kampfplatz jagten über die Bohlen des Floßgrabens, um Lestocq zur Vorsicht zu mahnen, aber das Feuer der Kanonen näherte sich nicht und wurde schließlich schwächer.

Als das Dunkel einfiel und die Fackeln aufflammten, kamen von Götzens Weinberg her, wo sich das Quartier des Gouverneurs befand, bereits einige Berittene, die vorhatten, bestimmtere Nachrichten einzuholen. Zunächst waren es Adjutanten, dann Gendarmen und Postkutscher. Bald schlossen sich ihnen Wagen mit tatkräftigen Berliner Bürgern an. Das waren keine schlimmen Zeichen. Schlimm war auch nicht, was Philipp in Lestocqs Umgebung in Erfahrung brachte.

„Es ist zunächst unser Bülow, der bei Heinersdorf im Kampfe liegt,“ hieß es dort, „aber der Kronprinz von Schweden mit seinem großen Heer ist ja in der Nähe, steht ja bei Ruhlsdorf! Es wäre schon offenbarer Verrat, wenn er den preußischen Verbündeten nicht unterstützen würde!“

So rasch Philipp konnte, trug er diese Auffassung der Sachlage in die Reihen der auf den Schanzen Wachenden. Er fand damit begeisterte Aufnahme.

---

30. Vor Bülow bei Großbeeren.

Und dann ging die Nacht, der Himmel klärte sich mehr und mehr. Des Mondes Leuchtkraft nahm ab. Immer mehr Wagemutige gab es, die den Weg nach Süden unternahmen; immer größer aber auch wurde die Spannung unter den Zurückgebliebenen. Schon wagten etliche an den Sieger von Luckau zu erinnern, von der Möglichkeit eines neuen Sieges zu sprechen . . . .

Endlich graute der Morgen. Im ersten matten Schein, der die Spitzen der Heidebäume erkennen ließ, keuchte ein Läufer heran, ein paar tausend Schritt hinter ihm erschienen zwei Reiter. Aber während sie im Dunkel und Dickicht auf dem weichen Sandboden nicht recht vorwärtskamen, hielt er gerade auf den Turnplatz zu. Von der freien Höhe des Sandrückens erkannte ihn Philipp am Springen. Der Turner Schwarz war es, Jahns bester Läufer. Das Pferd war ihm gestürzt, er hatte den Wettlauf mit den Gefährten, die zugleich mit ihm abgeritten waren, aufgenommen — als erster kam er an. Freundesarme fingen ihn auf. „Sieg! Sieg!“ stammelte er mit vergehendem Atem.

Nun brauste endloser Jubel in den jungen Tag. Nun war auf einmal die Landstraße zu schmal für die Reiter und Wagen und Karren, die alle dem Kampfplatz bei Großbeeren zujagten. Nun wurden die Vorratskammern der Bäcker und Fleischer geleert und all der erworbene Mundvorrat verladen. Wo die Pferde fehlten, spannten sich vier — sechs — acht Menschen vor den Karren und rissen ihn jubelnd vorwärts. Nach Großbeeren! Nach Heinersdorf! Zu Bülow! Zu unserm Bülow!“

Auch vor dem Garnisonlazarett hielt eine Reihe von Wagen. Gendarmen bewachten sie. Ärzte und Pflegerinnen nahmen darin Platz. Im Trabe jagten sie dahin. „Sanitätskolonne!“ Ein voranjagender Offizier auf einem Gendarmenpferd rief das Wort überall, wo der Ruf nottat, in die wirre Masse der Wagen und Menschen hinein, zwischen denen sie sich einen Durchweg erzwingen mußten. Wenn sich der Reiter wandte, winkte ihm aus einem der Wagen eine grüßende Mädchenhand zu.

Franziska war glücklich, ihren „kleinen Lipp“ wieder gesund im Sattel zu sehen. Sein Schwächezustand schien untergegangen zu sein in dem Heldenfeuer, das sprühend ihm aus den Augen brach. Bülow hieß die große, wärmende Sonne seines Lebens. Möchte ihm die Nähe des großen Siegers, dem sie zustrebten, die Gesundung voll zurückgeben!

War das ein brausendes Leben im Preußenlager vor Großbeeren! Wie empfand jeder, daß es jetzt hieß, sich zusammenzuschließen! In jedem war das Bewußtsein lebendig, daß die Preußen allein, auf sich selbst gestellt, auch etwas leisteten. Bülows Sieg war ein Preußensieg gewesen, freilich mit Übermacht geführt, aber diese Übermacht war nicht von vornherein vorhanden gewesen, sie war durch Tatkraft und rechten militärischen Blick im rechten Augenblick bewirkt worden. Nun auf der Hut sein, daß die errungenen Vorteile nicht durch die Mattherzigkeit des schwedischen Verbündeten verloren gingen!

Schon waren durch ihn, den ängstlichen Zauderer, die Erfolge der Schlacht auf das geringste Maß zurückgeführt. Hatte der Kronprinz von Schweden sein Heer doch von einer sofortigen Verfolgung des geschlagenen Feindes zurückgehalten! Einen vollen Tag lang sollte den Truppen Ruhe gegönnt werden, so war der Befehl schon in der Frühe bei Bülow eingetroffen! Im Preußenlager schäumten die Einsichtsvollen über solch schwächliches Verfahren. Die ankommenden Berliner mit ihren vollen, begeisterten Herzen und nicht minder gefüllten Vorrats- und Flaschenkörben fanden den General vergraben in Enttäuschung und ohnmächtigem Zorn. Noch wußte niemand, um was es sich handelte, nur die fühlbare Verstimmung im Hauptquartier wurde begriffen.

Selbst Philipp gelangte nur mit Mühe zu dem General. Als er dann aber vor ihm stand, ging das Feuer seines Herzens sogleich mit ihm durch. Ihm lag die passende Ausnutzung der Verteidigungslinie an der Nuthe und Notte so am Herzen, daß er sich erlaubte, darauf hinzuweisen, wie die Franzosen vor den dortigen Engpässen leicht gänzlich aufzureiben seien, wenn sich Kavallerie und reitende Artillerie an ihre Verfolgung setzte. Aber er kam mit seinen Ausführungen nicht weit. Bülow wandte sich mit umwölkter Stirn ab und stieß schroff heraus: „Hat man schon kein Vertrauen mehr zu dem preußischen Führer?"

Mit der Empfindung, etwas durchaus Ungehöriges gesprochen zu haben, wo er doch seine beste Meinung hatte äußern wollen, mußte sich der unwillkommene Mahner entfernen. Die auffällige, unverständliche Abfertigung seitens des verehrten Mannes durchwühlte sein Inneres unerträglich.

Wohl war es ihm eine freundliche Genugtuung, bei einer Wanderung durch das Lager von Heinersdorf nicht nur von einigen seiner früheren Reiter, die in der Abteilung Freiwilliger Jäger standen, und vielen Berliner Turnern, darunter auch Hinrich, herzlich begrüßt zu werden, sondern auch zu sehen, wie sich ihm bei Nennung seines Namens unbekannte Freiwillige, selbst einzelne gediente Offiziere, zur Verfügung stellten. Überall war sein Heldenstück von Luckau bekannt geworden. Wenn es nach ihm und diesen Stürmischen gegangen wäre, sie hätten sich sogleich auf die außer Kanonen und vielen Gewehren zahlreich erbeuteten französischen Kavalleriepferde geschwungen und auf den grimmen Schlachtenbär Oudinot gestürzt und wären nicht von ihm gewichen, bis sie seinen Pelz völlig zerzaust hätten.

Aber besaß er denn das Ohr des Generals noch, wie die andern annahmen? Nach dem, was ihm geschehen war, konnte er es nicht glauben. Dennoch umstand er mit ihnen das Hauptquartier Bülows den ganzen Tag, ohne doch viel anderes als eintretende und enteilende Adjutanten und Ordonnanzen zu Gesicht zu bekommen. Wie beneidete er diese Geschäftigen! Wie stieg seine Erregung von Stunde zu Stunde! Er war sich eines Unrechts nicht bewußt, und die Untätigkeit, zu der er verdammt war, galt ihm schlimmer als die empfindlichste Strafe.

Die Nacht wurde unruhig. Gegen Morgen lief die Empörung über das Verhalten des Kronprinzen als lautes Murren durch das Lager. Es kam auch zu ihm. Auf einmal verstand er Bülows gestrige Erregung und atmete auf. Neuer Eifer erwachte in ihm. Als sich die Freiwilligen wieder bei ihm einstellten, nahm er eine Liste von ihnen auf und verabredete mit ihnen Treffpunkte.

Es war gegen Mittag, und er saß wartend auf einer Geschützlafette neben dem Pfarrhause, das Bülows Quartier bildete. Da wurde wieder einmal der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes hörbar. Ein derber Bauernreitgaul war es, kotbespritzt von unten bis oben. Um sein Gebiß schäumten die Flocken, die Flanken dampften von Schweiß. Der im Sattel Sitzende war nicht weniger massiv. Ein derber Wachtmeister der

Landwehr war es, die Aufschläge seiner Litewka deuteten auf die Uckermärker.

Er sprang aus dem Sattel und pflöckte sein Pferd an. Im Abspringen schon wurde er von Philipp aufjubelnd angerufen: „Vater!“ und nie hatte größere Erlösung aus seiner Stimme gesprochen. — Aber bei der ersten Wendung des Angekommenen bemerkte er bereits, daß er für eigene Sorgen und Schmerzen bei ihm kein Gehör fände. Er hatte seines Vaters Miene noch nie so von eisernem Willen durchglüht gesehen.

Die Begrüßung war kurz. „Wieder eingerückt, mein Junge? Weißt du auch, wie sehr du zur rechten Zeit kommst?“ Dann flogen die suchenden Blicke der Augen bereits der Tür des Hauptquartiers zu. Bülows Adjutant trat heraus. Hohenhorst salutierte. „Kurier des Generals von Puttlitz aus Belzig. Eilig!“

Wehrach trat rasch zurück. „Können selbstverständlich gleich eintreten, lieber Hohenhorst.“

Der Wachtmeister riß seinen Sohn mit ins Haus. „Ich denke, ich verschaffe dir willkommene Arbeit.“

Eben verließ eine Ordonnanz Bülows Zimmer, da winkte der Adjutant dem Förster. Er sprang in die Tür. Der General sah gespannt auf den Eifrigen. „Hohenhorst — Er bringt Wichtiges.“

Der Wachtmeister überreichte ein Schreiben. „Exzellenz, General Girard ist aus der Festung Magdeburg gerückt. Hätten Exzellenz die Schlacht hier verloren, er wäre dem Preußenheere mit 12000 Mann von Belzig her in die Flanke gefallen.“

Philipp hörte seines Vaters Stimme durch die Tür. Sie klang so stählern, daß er meinte, eines Fremden Stimme zu vernehmen. Das Wort „Magdeburg“ durchzuckte auch ihn. Die Festungsgräben, die Wälle und die starren Mauern der Zitadelle, die hartherzigen Wächter der gefesselten und doch zur Arbeit gezwungenen Baugefangenen — alles stand noch frisch vor ihm, als wären zwischen der Zeit von seines Vaters Gefangenschaft und heute nicht mehr als ein paar Wochen verflossen.

Er vernahm kaum, was im Zimmer gesprochen wurde. Er stand und lauschte nur auf die Entschließung Bülows. Würde sie mannhaft erfolgen? Würde sie rasch genug kommen? Würde der General seiner gedenken?

Aber da er noch so bangte, flog die Tür bereits wieder auf. Seines Vaters breite Gestalt sah er im Hintergrunde stehen, hart und herrisch aber rief ihn Bülows Stimme an: „Leutnant Hohenhorst!“ Doch da er selbst nun vor dem General stand, spürte er sogleich, nur die Wichtigkeit und der Ernst der Sache hatten solche Schroffheit bewirkt. Am Schreibtisch saß der Generalstabschef Major von Perbrandt mit einigen Offizieren und diktierte zwei Befehle. Bülow las sie, bestätigte sie durch Namensunterschrift und ließ sie siegeln. Das eine Schriftstück legte er in sein Portefeuille, mit dem anderen trat er zu Vater und Sohn.

Er blickte dem Wachtmeister in das eiserne Gesicht. „Dies dem Herrn General von Puttlitz! Und damit du für alle Fälle Bescheid weißt, mein alter Kamerad, so höre: Mein bestimmter Befehl lautet, er soll den Feind nicht in die Festung zurück gelangen lassen! Mach das deinen Landwehrmännern klar, und ich denke, sie werden den Feind nicht entwischen lassen!“

„Sie werden sich eher in Stücke hauen lassen, Exzellenz, ich stehe dafür mit meinem Leben“, sagte der Förster.

Bülow nickte und reichte ihm die Hand. „Wir kennen uns ja, Tonnies! Aber recht hast du mit deinem Grimm. Gerade Girard hat der Altmark viel Schaden zugefügt.“ Er wandte sich zu Philipp. „Ich habe gehört, mein Sohn, du willst gern wieder reiten. Hast du vor Luckau nicht genug erhalten?“ Er sah scharf auf die mächtige Hiebnarbe in Philipps Antlitz. Sie glühte unter den Worten rot auf. „Exzellenz, solange bei den Welschen noch Deutsche dienen, die solche Hiebe austeilen, so lange müssen wir gegen ihren Bedränger fechten!“

In Bülows Augen trat ein heller Schein. Er rieb sich leicht das Kinn. „Würdest du in einem Tage ein Detachement von fähigen und willigen Leuten um dich sammeln können? Sagen wir — vierzig bis fünfzig —“

In Philipp jagte das Blut zum Herzen. „Neunzig bis hundert, Exzellenz! Hier hab' ich sie schon auf der Liste! Wenn wir Pferde bekommen, sind wir morgen in aller Frühe marschfähig.“

Sogleich war in den ernsten, blauen Augen vor ihm der Schein der Freundlichkeit und Güte aus den Pillauer Tagen wieder ganz erblüht.

„Gäule sind da!“ sagte er. „Die Husaren Fourniers haben sie uns am Tage von Großbeeren in elfter Stunde selber gebracht. Aus dem Sumpf von Neu-Beeren haben wir sie ziehen müssen!“ Er wandte sich zu dem Major hinüber. „Lieber Perbrandt, ich bitte eine diesbezügliche Anweisung für Leutnant Hohenhorst zu erlassen.“ Seine Augen blitzten wieder in die Philipps. Daß seine Tatkraft wieder ein Ziel hatte finden dürfen, hob sein ganzes Wesen. „Nun denn, tu, wie gesagt, mein Sohn! Präsentier dich morgen mit deinen Jungen — ein bißchen bunt wird dein Korps ja aussehen — aber was macht's — wenn nur die Klingen gut sind! Und nimm jetzt nicht zu lange Abschied von deinem Vater! Vorm Feinde siehst du ihn wieder!“ Das war eine andere Entlassung als Tags zuvor. Auf den Heraustretenden strahlte der helle Tag wie eine einzige Sonne. Des Vaters Finger beim Abschied waren wie eiserne Klammern, die am liebsten gleich jetzt für alle Zeiten festgehalten hätten, was sie umfaßten. Der rotblonde, dicke Schnurrbart, die buschig vorstehenden Augenbrauen zuckten wie im Kampfe.

„Die Magdeburger! Hast du recht gehört, mein Junge. Die — Magdeburger! Mit allen Waffenfähigen sind die welschen Schufte ausgerückt! Wir haben an verschiedenen Stellen in das Nest gestochen — ich habe alte Bekannte aus den Kasematten der Zitadelle wiedergefunden! Verstehst du? Meine Peiniger!“ Er sah mit stahlfunkelnden Augen drein, seine Stimme bekam etwas dumpf Grollendes, das seine ganze, volle Gereiztheit zeigte. „Ich habe sie wiedergefunden in der Siegesgewißheit und der welschen Frechheit früherer Tage. Das aber soll nicht wieder sein! Sie sollen erfahren, endlich erfahren, wer wir Preußen sind! Wir wollen über sie kommen! Bülow hat den Plan gefaßt — wir sind die Männer danach, die Verantwortung für die Ausführung zu tragen! Du wirst morgen zu General Hirschfeld nach Saargemund reiten, wirst seine kurmärkischen Landwehren den unsrigen zuführen. Dann ist die Stunde nicht mehr fern, wo ich den Welschen meinen Namen aufs neue ins Ohr rufen werde, und ich sage dir, so wahr ich es nicht überleben werde, meinen besten Haß an solchen Subjekten zu verspritzen, so wahr werden sie — daran glauben müssen!“

---

31. Hagelberg und die Franzosen-Opfer.

Wenige Tage später — und der wackere Förster hat sein Wort wahr gemacht.

Im Korps des Generals Hirschfeld, der am 27. August bei Hagelberg auf den Feind stieß, haben Vater und Sohn mitgekämpft. Philipp an der Spitze seiner leichten Schar Freiwilliger, von Pferdenüstern umschnoben, von Klingen umblitzt und doch in aller Reiterlust düsterer Empfindungen aus der Vergangenheit voll. Antonius Hohenhorst vor seinen jungen Landwehren hermarschierend wie der Rachegott selber vor einer willigen, aber ungeschickten Helferschar. Seine Augen haben an dem Tage eine fürchterlich durchdringende Leuchtkraft gehabt, seine Waffen haben geblitzt, sein Mund hat gerufen: „Daß ihr Ehre macht mir und euch und eurem Vaterlande, ihr märkischen Landsleute, oder die Welschen kommen über euch und eure Frauen und Kinder!“ und fast geduckt sind die starken Feldarbeiter, Waldbauern und Kleinbürger hinter ihm hergeschritten.

Man hätte Girard in raschem Ansturm wohl unversehends überfallen können, denn wunderlich leichtfertig hatte er seine zwischen Belzig und Hagelberg biwakierende Division nach Norden und Nordosten durch Vorposten ungeschützt gelassen — Philipp mit seinen Erkundungsreitern hatte vom Steinberg aus sein Tun und Treiben in aller Ruhe übersehen können — aber der bejahrte preußische General war nicht der Mann danach, mit blitzschnellen Schlägen Eindruck zu machen, wie dies der große Kriegslehrmeister jener Zeit — Napoleon — so oft getan hatte. In Echelons — d. h. Sturmkolonnen — hintereinander mühselig aufmarschieren, Richtung nehmen und dann geschlossen geradeaus auf den Feind los, das war seine Weise, die dem hergebrachten altpreußischen Zopfe pedantisch anhing.

Am 27. aber ging der Marsch durch Wald. Das freie Feld davor, das allein eine Truppenentwicklung ermöglichte, wurde bereits durch des Feindes Geschützfeuer von der Höhe bei Hagelberg her bestrichen, und die Eindrillung der Truppen war doch gar zu kurz gewesen, um bereits die höchste militärische Eigenschaft entwickelt zu haben: eine Standfestigkeit im Kugelregen.

So kam es, daß die Mannschaften wohl brav und feurig losgingen, aber von den ersten platzen-

den Granaten zersprengt, umkehrten und wieder den schützenden Wald aufsuchten. Was half da alles laute Beschwören und heimliche In-sich-Grimmen der tapferen Offiziere! Was half Antonius Hohenhorsts verzweifeltes Dazwischenwettern! Was nützte es, daß er selber vorstürzte, ein paar allzukühne Feinde tapfer erlegte, sich mit geschwungenem, blitzendem Säbel den Kugeln aussetzte, von zwei an Schulter und Brust niedergeworfen, sich blutend wieder erhob und ausrief: „Seht, sie tun einem Preußen nichts!“ — gegen die Panik der Massen vermochte der Einzelne dennoch nichts. Als die Sturmsäulen aufgelöst zurückfluteten, mußte der Tapfere von den Offizieren selber aus dem Feuer gerissen werden, da er verzweifelte Lust zeigte, den kanonengespickten Mühlberg allein zu stürmen.

Philipp sah von diesem kläglichen Ergebnis zunächst nichts. Er war mit seiner Schwadron ostwärts Hagelbergs durch den Belziger Busch gesandt, um den Feind zu umgehen, und einer von Westen her zu demselben Zweck entsandten preußischen Abteilung schließlich im Süden der feindlichen Stellung die Hand zu reichen. Sollte doch vor allem vermieden werden, daß Girard mit seinen Truppen in die Arme Oudinots oder auf Magdeburg zurückgetrieben würde. Der junge preußische Offizier hatte sein besonderes Ziel, den Feind vom Rücken her mehr zu schrecken, als mit seinen schwachen Kräften ihn anzugreifen, wohl im Auge.

Als geübter Kriegsmann und Jäger zugleich pürschte er sich vorsichtig vor, und als ihm Kanonen- und Kleingewehrfeuer zur Rechten bereits so lustig in die Ohren scholl, meinte er, es stehe alles zum besten. Da er aber zu einer unbesetzten Anhöhe südlich von Hagelberg, dem Petersberge, hinaufritt, sah er die preußischen Abteilungen sowohl im Zentrum als auf dem rechten Flügel, der ihm nahe war, vollständig zersprengt. In höchster, fluchtartiger Eile zogen sich die verängstigten Abteilungen in den Busch zurück, die Franzosen aber trafen bereits Anstalt, sich mit Reiterei und Reservebataillone auf die Fliehenden zu werfen, um sie vollends zu vernichten.

Gerade unter ihm marschierten zwei französische Grenadierbataillone im Eilschritt südwestwärts, um auch die Flügelstellung der Preußen aufzurollen, und schon war das Getrappel der Pferde eines herangaloppierenden Husarenregiments hörbar, das auf die Fliehenden einhauen sollte.

Obgleich Philipp ein solches Versagen der Märker nicht für möglich gehalten und bei dem Anblick vor Jammer und Scham sich ihm das Herz im Leibe zusammenkrampfte, war er sich doch im selben Augenblicke klar, daß jetzt die Stunde für sein Eingreifen gekommen war, so gering er auch die Anzahl der Seinen wußte. Hieß es dabei sich opfern — nun denn, er war bereit und setzte gleiches von jedem seiner Abteilung voraus. Aber der Feind mußte vom Rücken her mit Hurra angegriffen und von der beabsichtigten Verfolgung abgelenkt werden, damit den Landsleuten Zeit wurde, sich zu sammeln — das gebot ihm die Soldatenpflicht! Daß sein Eingreifen aber um so wirksamer würde, je lauter und kräftiger er sich gebärdete, das sagte ihm seine militärische Einsicht, und das klang ihm aus Freund Hinrichs feurigem Zuruf entgegen: „Lipp — jetzt feste drauf!“

Mit einem in der Hingabe an die Tat des Augenblicks bleichleuchtenden Antlitz hielt er eine kurze, kernige Ansprache an seine Reiter, dann befahl er der Abteilung, sich auseinanderzuziehen, hieß sie sich möglichst gedeckt halten, verteilte die Trompeter in der Reihe und ging selbst mit Hinrich und einem Dutzend der Bestberittenen so weit als möglich südwärts herum, um den anmarschierenden beiden französischen Bataillonen in die Flanke zu fallen.

Noch durchzuckte ihn die Mißgunst des Schicksals, jetzt nicht die fünf- oder zehnfache Macht in Händen zu haben, und mit ihr den Seinen ein Erlöser werden zu können, da wurde ihm ein Anblick, der ihn wie ein Wunder berührte. Im Augenblick, wo seine Trompeter im Walde zum Vorrücken bliesen und seine Leute sich mit lautem Hurra ungesehen der feindlichen Machtstellung näherten, stieß er selbst auf eine im Tale vor ihm haltende Kavalleriemasse, deren fremdartiges Aussehen ihn anfangs völlig verwirrte.

Zwischen den grünen Kusseln blickten pelzverhüllte, pistolengespickte, lanzentragende Reiter her, die weichen Lammfellmützen schief in das bärtige Gesicht gezogen. Sie hielten auf kleinen, zottigen Pferden, deren Mähnen bändergeschmückt im Winde flatterten.

Kosaken hier in dieser Waldesstille?! Es

war ihm wie ein Traum. Warum standen sie nicht im Kampfe? Sie waren doch den Preußen verbündet.

Er dachte es noch, und schon flitzte auf merkwürdig behendem Ukrainerroß ihr Führer zu ihm heran. Philipp fand in ihm einen Bekannten vom Bernauer Tore Berlins gelegentlich des russischen Überfalls auf die Stadt. Der Kosakenhetman Wlasow war es, der ihn und Hinrich Christoph damals auf seinem Ritt im Walde angehalten hatte. Dieser erkannte in dem schmucken, narbenbedeckten Jägerleutnant den damaligen jungen Zivilisten nicht wieder. Durch die Nähe des Gefechtes bereits kampfglühend, berichtete er ihm, daß Oberst Benkendorf mit der doppelten Anzahl Kosaken in der Nähe beim Vorwerk Grützdorf hielte, und daß General Tschernitscheff, der diese sechshundert Reiter führte, bei Beginn des Kampfes davongetrabt wäre, um den preußischen Oberkommandierenden zu suchen und zu fragen, was zu tun wäre.

Was war zu tun? — Philipp durchschoß es wie eine Eingebung. Er reckte sich in den Bügeln. Seine jugendliche Miene nahm den Ausdruck männlicher Entschiedenheit an. „Ich komme soeben vom General Hirschfeld. Es ist sogleich Befehl an Oberst Benkendorf zu schicken, daß er mit seiner Reiterei unverzüglich gegen Hagelberg losrückt. Sie aber, Herr Hetmann, bitte ich, sich meinem Angriff jetzt anzuschließen. Sie werden damit den Wünschen Ihres Generals zuvorkommen."

Dem Russen konnte nichts Willkommeneres geraten werden. Er besprach sich kurz mit seinen Offizieren, entsandte ein paar Kosaken, denen sich einige preußische Reiter unter Hinrichs Führung anschlossen, zu Benkendorf, und ging auf Philipps Plan und Taktik ein. Bald jagten Preußen und Russen Seite an Seite aus dem Walde in den freien Grund hinaus.

Die beiden französischen Bataillone waren unterdes in Feuerlinie gegangen. Sie sahen nur den flüchtenden Feind, den sie vor sich hatten. Nun aber scholl in ihrem Rücken preußisches Hurrageschrei und Kosakenschrillen. Wie ein brausender Sturm von oben fiel die Reiterei mit ganzer Wucht auf ihre zerstreuten Massen. Sie hatten nicht mehr Zeit, sich zum Viereck zu formieren, da waren sie schon umzingelt, da brach die Panik, die sie unter die preußischen Feinde hatten bringen wollen, über sie selber her. Mit entsetzten Gesichtern, gelähmten Fingern ließen sie vor dem Lanzenwald, der gegen sie anwogte, die Gewehre rasch auf den Boden fallen — fast 2000 Mann Fußvolk hatte sich 300 Reitern ergeben!

Kaum sah Philipp den Erfolg, sah, wie sich die Russen auf die Gefangenen stürzten, ihnen die Kostbarkeiten zu nehmen, da ließ er bei den Seinen zum Sammeln blasen und wandte sich den französischen Husaren entgegen, die eben aus dem Walde brachen. Auch sie, die auf fliehende und zersprengte Feinde zu stoßen gemeint hatten, stutzten vor dem entschiedenen Angriff der geschlossenen, flotten Schar und waren schon zersprengt, niedergehauen oder gefangen, bevor sich die Schwadronen noch völlig zu entwickeln vermocht hatten.

Um wieviel heller klang jetzt der Siegesruf der preußischen Trompeter durch den Wald! Solch ein entscheidendes Eingreifen mußte auf das preußische Hauptheer gewirkt haben, meinte Philipp bei sich und horchte nach dem Kampfplatz hinüber. Das Kleingewehrfeuer hatte nachgelassen, nur die Kanonenschläge dröhnten noch. Allerdings konnte der rauschende Regen, der jetzt herniederging, hierfür der Grund sein. Das mußte entschieden werden. Im Galopp jagte er der Höhe wieder zu, und oben angelangt, hatte er die Freude, durch die Nebelschleier des fallenden Regens wirklich die preußischen Scharen wieder gesammelt zu finden, ja, ihre Führer trieben sie bereits zum Vorrücken an. Freilich geschah dies wieder in der früheren schwerfälligen Weise als Echelons. Aber bald war es wundersam zu sehen, wie das einmal erregte Schlachtenfeuer der ungeübten Truppen diese veraltete Taktik selbst durchbrach. Als erst e i n Bataillon, das Gewehr geschultert, zur Höhe hinaufmarschierte, da riß sich Bataillon neben Bataillon vom Waldrande los und rückte mutig den Kameraden zur Seite auf.

Vor der so einfach entstehenden Gefechtslinie lachte Philipp das Herz im Leibe. Ohne einen Schuß zu tun, da die Gewehre nicht mehr losgingen, wie auf dem Exerzierplatze durchschritten die Truppen, die das Vertrauen zu ihrer Kraft wiedergefunden hatten, die Zone des Geschützfeuers, drangen den Berg hinauf, nahmen auf Kommando schweigend das Gewehr zur Attacke

rechts und waren dem Feinde bald auf einige hundert Schritte nahe. Der Regen troff, die Kanonen schwiegen, da war einzig der Gewalttritt der heranmarschierenden preußischen Massen, war das Blinken ihrer Bajonette, war der furchtbare Ausdruck von tödlichem Haß auf ihren gespannten Gesichtern.

Diese Unbeirrtheit machte die Franzosen grausen. Ihre Reihen wankten, lösten sich und fluteten zurück, immer hügelaufwärts, dem Dorfe zu, wo sie Rettung zu finden meinten. Hier aber brauste ihnen das Hurra der feindlichen Jäger entgegen, schrillten ihnen die Stimmen der Kosaken Benkendorfs in die Ohren. Da war es mit der Tapferkeit der meisten aus. Das Oberkommando fehlte, da Girard, von einer Kugel verwundet, um diese Zeit aus dem brennenden Dorfe fortgeschafft werden mußte. Den Bemühungen seiner Offiziere aber gelang es nicht, die Truppen wieder zu sammeln. Auch im Franzosenheere waren viele ungeübte Leute, und allzu drohend rückten ihnen die preußischen Landwehrleute auf den Leib.

Von diesen Flüchtigen hob sich eine kleine Schar von Grenadieren ab, die den andringenden Preußen gegenüber jeden Fußbreit Landes tapfer verteidigten, und ihr Bajonett wohl zu brauchen wußten. Wie die mehrfachen Silberstreifen auf den Ärmeln ihrer Uniform bewiesen, waren es altgediente Sousoffiziere. In weiser Vorsorge hatte General Girard mit dem jüngeren, ungeübten Volk der Konskribierten diese graubärtigen Grognards ausrücken lassen, die Veteranen von den Schlachten am Nil und den Sandwüsten Ägyptens, die längst zu Exerziermeistern, Festungsinspektoren, Gefangenenaufsehern aufgerückt waren. Sie standen im Fluchtgewoge der Kameraden wie Felsen, an denen die Wellen branden mußten. Sie riefen den Vorüberhastenden schimpfliche Hohnworte zu, und wirklich gelang es ihnen, viele zum Anhalten und Sich-Anschließen zu bewegen.

So war die zur Verteidigung bereite Schar endlich zur doppelten Bataillonsstärke angewachsen. Mit dieser Macht ließ sich das mit Verwundeten und Geflüchteten vollgestopfte Dorf wohl so lange halten, bis die Franzosen wieder zum Sammeln gelangt waren. Daher zog sich die Masse in zwei Teile auseinander. Der eine besetzte den Eingang des Dorfes, der andere faßte vor der Ringmauer Posto.

Auf diesen letzteren stießen die stürmenden Landwehrmänner zuerst. Ihnen vorauf schritt einer, der hatte zum großen Schlachtengott gebetet, endlich Feuer und Tod in die Hundsfötter von Welschen fahren zu lassen, der hatte sich beim Weichen der Seinen, aus drei Wunden blutend, verzweifelt zu Boden geworfen, das Antlitz in das nasse Moos gewandt, betend, schluchzend gerufen: „Herr, du großer Gott, was haben wir Preußen dir getan, daß du Schmach nach Schmach auf unsere Häupter häufst?“ Als dann die sieghaften Klänge der Kavalleriesignale zu ihm gedrungen waren, als einige Reiter seines Sohnes, seines Lipp, seines tapferen Jungen, selbst angesprengt kamen, zu künden, daß alles gut gehe und die Franzosen eingeschüchtert seien, als die biederen Märker, die keine Helden waren, aber auch keine Schwächlinge sein wollten, sich von neuem rangierten, von neuem willig aus dem Walde und damit in den Bereich der feindlichen Kugeln traten, da hatte er — aus der Starre erwachend — auf die Vorrückenden geschaut, wie auf etwas Unmögliches. Kehrten sie wirklich nicht wieder um? Tausende vorm Gekrach von ein paar Kugeln davonlaufend, keuchend in fürchterlicher Angst! Und als er gesehen, weiter schritten sie, immer weiter, da war er aufgesprungen und ihnen nachgestürmt: „Ohne mich wollt ihr auf den Feind?“ hatte er gerufen. „Ihr — ohne euren Wachtmeister? Ja, seid ihr denn des Teufels, ihr Jungens!“ Und schluchzend und auflachend, in wunderlicher Seligkeit ihnen voran, immer voran, im Fieber der Stunde, das ihm aus den Wunden tropfende Blut vergessend, war er auf die vor der Ringmauer haltenden Feindesmassen losgeschritten — hatte ihre drohend blinkenden Bajonette überblickt. Wie, die zeigten Lust, sich zu wehren? Oh, recht so! recht so! Seine schwere Gestalt hatte sich gereckt, seine Brust geweitet, seine geschwellten Muskeln spielten sichtbar unter der dünnen, regenschweren Litewka.

So schreitet einer, der schon losgelöst ist von der Erde, der nur dem Gott in der Brust noch folgt. Aber nicht ein lebenkündender, lebenschaffender war dieser Gott, als Geist des todbringenden Grimms umzuckte er seinen Mund, als vernichter Tod sprühte er aus seinen drohend gluten-

den Augen. Wahrt euch, ihr Sieggewohnten, hier naht euch das unerbittliche Verhängnis!

Schon waren durch das Grau des strömenden Regens die entschlossenen Mienen der Verteidiger des Dorfes genauer zu erkennen. Schon riefen die robusten Graubärte den ihrigen das gewohnte: „Garde à vous, camerades! Voila l'ennemi!" zu. Schon drohte Auge in Auge, klirrte Bajonett an Bajonett. Aber noch hielten gleichsam in Starre gelähmt, die Reihen einander gegenüber. Sekunden nur waren es — in der fürchterlichen Spannung der Geister wuchsen sie sich zu Ewigkeiten aus.

Da wurde auf der Seite der schweigend Angerückten ein Schrei hörbar, ein einziger. Aber Grausen erregend drang er in die Herzen der Franzosen. Antonius Hohenhorst hatte ihn ausgestoßen, als er in die Gesichter der ihm Gegenüberstehenden gestarrt hatte. In ihnen hatte er seine Peiniger von der Magdeburger Zitadelle wiedererkannt, dieselben, die ihn die grüne Forstkleidung vom Leibe gezogen, die ihm die schwere Kugelkette um den Fuß geschmiedet, ihn mit Hohnworten zur Arbeit getrieben und mit Kolbenstößen und Stockschlägen mißhandelt hatten. Dieselben, die ihn später von seinem Jungen gerissen hatten, als dieser sich zu ihm durchgerungen hatte, ihn wenn möglich zu befreien.

Die harten Söldnergesichter dieser Unbarmherzigen — er hatte sie vor sich.

„Bénoit! Maillebois! Regnauld!" Er schrie ihre Namen, ihre dreimal verfluchten Namen, die einem aufrechten deutschen Manne das Rot der Scham über erlittene Schmach in die Wangen jagten, und in seinem Körper krampfte der ausbrechende Haß die Muskeln zusammen, daß er nicht zu schlucken und kaum zu atmen vermochte.

Ein Sprung und ein Schlag und unter dem gewaltigen Säbelhieb war das Bajonett des alten Maillebois, des Siegers von Marengo, vom Gewehrschaft getrennt und fiel zu Boden. Die Säbelklinge splitterte unter diesem Hieb, aber was tat das! Schon hatte die starke Rechte dem Feinde das Gewehr entrissen, die Linke sich um seinen Hals gekrallt. Ein schmetternder Schlag mit dem Kolben, wie er gerade der Hand lag, und der alte Krieger, der im Laufe seines langen Militärlebens selber so vielen Gegnern todbringend gewesen war, er sank mit zerspelltem Schädel zurück.

Sahen die anderen den Tod ihres Kameraden? Starrten sie nicht wie von Sinnen auf den fürchterlichen Rächer, den eine Lohe von Kraft und Furchtbarkeit zu umwallen schien? Was hatte er geschrien „Rénoit, Regnauld — das für meine deutsche Mannesehre! Das für meines Vaterlandes Befreiung!" War es so? Schon sauste der geschwungene Kolben dem Nächsten gegen die Schläfe. „Das für mein armes Weib!" Schon sank der dritte dahin: „Das für meine geschändete Heimat!"

Noch stand um ihn alles erstarrt, aber solch Tun, solche Hiebe begriffen die starken Kurmärker leicht. Ohne Befehl hielten sie plötzlich alle das Gewehr verkehrt in der schwieligen Faust, und auch ihre durch Angriff und Flucht und Angriff übermäßig gespannte Erregung entlud sich auf der Feinde Häupter in schmetternden Schlägen. Krachen, Bersten von Schädelknochen, Todesschreie — das war alles, was in den nächsten Minuten hörbar wurde. Reihe für Reihe der umzingelten Franzosen sank dahin. Die Toten häuften sich. Die Lebenden wurden so zusammengedrängt, daß sie unfähig wurden, sich zu wehren.

Die Fernerstehenden sahen den würgenden Tod näher und näher kommen, sahen, daß nirgends ein Ausweg war, und lähmendes Grauen erfaßte ihre Glieder. Noch vermochten sie sich zu wenden, da ragte die hohe, steile Ringmauer des Dorfes vor ihnen auf. Mit Händen und Füßen versuchten sie, daran emporzuklimmen. Ein wirrer Angsthaufe von Drängenden, Schreienden, Sichmühenden wurde es. Aber näher und näher scholl das Krachen der Kolben, das Knirschen der Schädel. Erschlagen wurden sie, ob sie sich voll Grausen schreiend in die Ecken kauerten, erschlagen, ob sie in halber Höhe an den Steinen der Mauer hingen, erschlagen, ob sie von der Höhe herabgezerrt, wie reife Früchte zu Boden fielen. Und als die Blut- und Rachearbeit an dieser Schar getan war, da wurde die schon von Philipps und Benkendorfs Reiterei in Schach gehaltene andere angefallen und in gleicher Weise niedergemacht bis auf den letzten Mann.

Hagelberg ist von Verteidigern frei, es ist in den Händen der siegestrunkenen Märker. Nach Westen zu flieht, was von der französischen

Division noch zu fliehen vermag. Mit 12 000 Mann ist Girard aus Magdeburg ausgezogen, 4000 liegen erschlagen im Dorfe Hagelberg, 5000 sind gefangen, der Rest ist zersprengt. Nur 1700, meist Waffenlose, sind es, die sich im Laufe des anderen Tages allmählich wieder in der Festung einfinden.

---

32. Beim Ehrengeleit in der Heimat.

Der Abend ist eingefallen, der auf Lebende und Tote gleichmäßig herniederrauschende Regen — der Verbündete der preußischen Landwehrmänner, der den Feinden das Schießen unmöglich gemacht hat — er hat aufgehört. Philipp, dem das Pferd unterm Leibe erstochen war, hatte sich selber so völlig im dicksten Gefechtsgetümmel befunden, daß er nur anfangs von der Höhe her seines Vaters fürchterlichen Angriff hat mitansehen können. Dann, mitten im Handgemenge, war es ihm wohl gewesen, als wäre eine starke Gestalt, die er trotz Bajonette und Säbelklingen immer allein vor Augen gehabt hatte, nicht mehr vorhanden, aber zur rechten Klarheit dieses Eindrucks war er nicht gekommen, hatte es doch gegolten, den letzten zäh Widerstehenden das Dorf aus den Fäusten zu reißen.

Nun zwischen Siegesgeschrei und Schmerzensgestöhn, den von einer Bajonettspitze leicht durchstochenen linken Oberarm verbunden, hatte er sich endlich auf das Geschehene zu besinnen versucht. Sein Vater —? Wo war sein Vater? Und da hatte ihn eine wilde, lähmende Angst plötzlich heftig durchzuckt. Das grausige Bild vor der Ringmauer war vor ihm wach geworden. Noch sah er die mächtige Gestalt des starken Landwehrwachtmeisters den Feinden auf den Leib springen, den Kolben schwingen, die Franzosen zusammenschmettern. . . . Und dann? dann?

Aus dem blutstarrenden Schuppen, in dem die Verwundeten wimmerten, wankte er taumelnd hinaus, in das Dämmer hinein, dem Dorfrand zu. Zwei Kameraden begegneten ihm, wie er ohne Pferd, das Sattelzeug auf der Schulter. Er rief sie an: „Kommt mit! Es gilt einen Toten suchen!“ — Einen Toten?! — Als er das Wort gesprochen, ist er zusammengeschreckt. „Mein Gott im Himmel, nein, nein!“

Aber einen Toten dennoch hat er gefunden. Auf einem Hügel von erstarrten Körpern erschlagener Feinde lag Antonius Hohenhorst hingestreckt. Die starken Fäuste noch um den fürchterlichen Kolben geklammert, als wäre mit dem letzten schmetternden Schlag auch sein Leben verströmt. Kein Feind hatte den Starken überwältigt — der Ausbruch seines Hasses hatte ihn an seinen Kugelwunden verbluten lassen.

Am buschigen Schopf hat Philipp ihn erkannt. Ein letzter Abendstrahl hat das rötlichblonde Haar erglänzen lassen, einen jähen Wehruf hat der Suchende zwischen den Lippen ersticken müssen. Er hat den starren Körper in ein paar Mäntel von gefallenen Landwehrmännern hüllen lassen. So hat er ihn mit sich genommen. In seiner Seele ist das Wort des Verstorbenen aus früheren Jahren, den Jahren des Friedens in der Heimat, wach gewesen: „Unter den Eichen von Falkenberg will ich schlafen, wenn ich einmal hinüber bin.“

Nun harrte des Lebenden zwischen allen kriegerischen Vergeltungstaten an dem Korsen ein stilles, sanftes Werk der Liebe. Würde er Zeit und Gelegenheit finden, es selber auszuführen? Jürgen und Katharina sollten daran teilhaben, Franziska durfte nicht fehlen — das war gewiß! Wer aber würde den toten Leib in die Heimat überführen? Und wie sollte das geschehen, wo die dazu gehörigen Mittel fehlten, und Pferde und Wagen jetzt so schwer zu haben waren?

Vor der auf eine Bahre gebetteten Totenlast in düsterem Grübeln herschreitend, wurde er aus dem Dunkel von einer rauhen Stimme angerufen. „Jung, mien oll leiw Jung', wat's datt? wat's datt mit di?“

Da stand der alte Klaus Rogge breitbeinig, Kopf und Arm mit blutiger Binde umwickelt, suchte mit einer dampfenden Pfeife Tabak über seine Schmerzen fortzukommen, und blickte teilnehmend auf ihn und sein Gefolge. Bei seinem Anblick fuhr Philipp erlöst auf. Den alten, treuen Schiffbauer, den Gehilfen Jahns, hatte in seiner Not der Himmel gesandt! War es ihm nicht ein leichtes, den Sarg mit dem Toten auf dem Wasserwege der Havel und weiter über die Elbe in die Heimat zu befördern?

Weniger Worte nur brauchte es, da war er der tätigen Hilfe des Alten versichert. „Wo wär ick denn woll der alte Rogge, wenn ick datt nich wollt dun!“ war die einzige Antwort des Bra-

den, und Philipp überkam trotz seines tiefen Schmerzes eine beruhigende Empfindung.

Während der Trauerzug mit dem gefallenen Antonius Hohenhorst durch das Land fuhr, und bald auf schwankem Nachen seinem Bestimmungsorte zugeführt wurde, jagte Philipp bereits wieder mit seiner zusammengeschmolzenen Schar, den Schlachtbericht des Generals Hirschfeld in der Manteltasche, als Kurier durch das Land. So wollte es der Krieg, der rauhe Krieg! Ihn aber berührten diese Gegensätze nicht — er wußte, es mußte so sein! Da war das Vaterland, das verlangte solche Opfer. Nicht mehr war es nur „das Land seines Vaters", wie er es früher in kindlicher Weise auffaßte, nein, etwas viel Größeres, Umfassenderes, etwas, das nicht bloß in der äußeren Umwelt bestand, nein, das ein rechter Mann im starken Herzen als sein höchstes Gut trug!

Als ein so Gereifter stand er vor Bülow. Er fand ihn in dem kleinen Dörfchen Marzahna, im Angesicht des vor Wittenberg zusammengezogenen Feindes. Hier überreichte er ihm des Generals Hirschfeld Bericht und durfte selber von dem überstandenen harten Treffen und den glänzenden Ergebnissen künden.

Während des Berichtes stand er einer Gruppe von Stabsoffizieren gegenüber, die jedes seiner Worte begierig in sich aufnahmen. Kein Zeichen seiner Trauer kam in dieser Umgebung in seinem Wesen zum Ausdruck. Bülows Augen aber ruhten doch seltsam fragend auf ihm. Der General hatte gewiß härtere Sorgen in sich als das Wohlergehen seines Schützlings. Freilich befriedigte ihn der Ausgang des Treffens sehr, den stärkeren Feind aber sah er vor der Front seines eigenen Heeres, und gegen diesen sollte er bei der deutlichen Mattherzigkeit des Kronprinzen von Schweden nicht vom Leder ziehen dürfen? Gab es etwas, das einen tatkräftigen Heerführer tiefer zu kränken vermochte? Wenn die Oberleitung sich so schlaff weiterzeigte, würden die Preußen bald wieder so weit sein, angegriffen zu werden, statt anzugreifen. Kamen doch aus Sachsen niederschmetternde Gerüchte genug geflogen: Napoleon sollte dem großen Heere der Verbündeten bei Dresden einen scharfen Schlag versetzt haben! und hieß es doch, Marschall Oudinot sei wegen seines Rückzuges nach dem Tage von Großbeeren beim Kaiser in völlige Ungnade gefallen!

Aber zwischen Rapports, Beratungen und erteilten Befehlen, zwischen Generalssorgen und persönlichen Befürchtungen vermochte doch noch des vielbeschäftigten Mannes Herz zu sprechen. In einer kurzen Pause zwischen zwei zu diktierenden Berichten an den König, die Philipp bestätigen und darum mitanhören mußte, trat er mit dem Rapport des Generals Hirschfeld an ihn heran, sah ihm in die Augen und sagte halblaut: „Hier wird mir geschrieben, mein lieber, alter Kamerad Hohenhorst habe sich beim Sturm auf Hagelberg ausgezeichnet. Warum erzählt mir sein Sohn nichts davon? Was hat's gegeben, Kind? Sag's mir!"

Da wurden Philipps Augen groß und durchsichtig. „Mein Vater ist vor Hagelberg gefallen", stieß er heraus.

Wortlos stand Bülow eine ganze Weile. Langsam hob sich seine Rechte zur Schulter des vor ihm Stehenden und blieb schwer darauf liegen. Die Stabsoffiziere am Tisch blickten auf, die knirschenden Federn ließen das Schreiben, die sich besprechenden Anwesenden ihr Murmeln. „Mein alter Tonnies-Kamerad ist nicht mehr?" Eine still wachsende Flamme des Schmerzes loderte im Augenhintergrund des Sprechenden auf — eine Flamme der lebendigen Sehnsucht nach dem Glück der Vergangenheit.

Da war ein grüner, märchenhafter Wald mit seinen traumdunklen Verstecken, seiner sonnigen Freiheit. Da war munteres Wild unter rauschenden Baumkronen. Da war zwischen zwei Kameraden, die sich so gut verstanden, frisches Knabentreiben. Die Soldatenzeit war dann gekommen. Der junge Leutnant Graf Bülow hatte seinen einstigen Spielgefährten Tonnies Hohenhorst vor sich in der Front gesehen, und bald war das Kameradschaftsverhältnis fortgesetzt, soweit es der strenge Dienst zuließ. Dann waren andere Mächte in das Leben des glänzenden Offiziers getreten. Einer, der die Musik so geschickt und empfindend meisterte, hatte dem Prinzen Louis Ferdinand, dem genialen Hohenzollernsproß, auffallen müssen. Hoffestlichkeiten — in Musik gehauchte Liebes- und Lebensträume waren gekommen, stille und laute Herzensfreuden, immer aber war es dem vor hoher Gunst ausgezeichneten, dennoch schlicht gebliebenen Offizier eine wärmende Empfindung des Glücks geblieben, seinen Jugendkameraden in der verlassenen Hei-

mat als Förster zu wissen, ihn auf kurze Stunden besuchen zu können und an seiner Seite des Heimatwaldes Rauschen und Raunen zu lauschen. Nun seit Einbruch der Franzosen war solch ein traulicher Rückhalt längst dahin — dahin auch seit heute das Entgegenlachen der treuen Augen des Försters! — Finde dich in den Verlust, Friedrich Wilhelm Bülow — du hast die Jahre 1806 und 1807 überstanden, jetzt bist du an diese weithin hervorragende Stelle gesetzt, deines Vaterlandes Bestes zu vertreten!

Langsam hob der General sein vornübergesunkenes Haupt wieder. Das tiefe Schweigen rings, das vom Pendel der großen Standuhr so hart und eintönig in Stücke gehackt wurde, hatte ihn zum Erwachen gebracht. Er rieb sich Stirn und Augen, er wollte verwischen, was da saß, aber so rasch ließ sich das nicht meistern. Mit diesen Augen verstand er in Philipps Antlitz zu lesen. „Nun möchtest du Urlaub haben, deinen Vater in seiner Heimat zu bestatten, mein Kind", sprach er. „Du möchtest die Deinen aus Berlin dabei haben —"

Philipp ruckte unter diesen Worten, die gleichsam Selbstverständliches enthielten und dennoch seine höchsten Wünsche erfüllten, bebend zusammen. Über seine Augen legte sich ein Schein — er fand kein Wort der Zustimmung.

Eine kleine Weile sann Bülow nach, dann wandte er sich den Offizieren zu. „Der Major Schmiterlöw ist, um Fühlung mit dem Wallmodenschen Korps zu suchen, mit zwei Schwadronen Landwehrreiter über Berlin an die Elbe in die Priegnitz gerückt. Wo steht er in diesen Tagen?"

„Übermorgen früh wieder bei Havelberg, Exzellenz, um Überläufer aufzunehmen", beeilte sich Major Perbrandt zu erwidern.

Bülow nickte und trat an den Tisch. „So fertigen Sie, lieber Major, für ihn den Befehl aus, mit seinen Leuten über die Elbe zu gehen, um einen Trauerkondukt zu geleiten." Er öffnete eine Kassette und nahm etwas heraus. „Du aber, mein Sohn," er wandte sich wieder an Philipp, „wirst über Berlin reiten, dem Gouverneur über Hagelberg und unsere Stellung rapportieren und dem Major Schmiterlöw diesen Befehl überbringen. Nimm vorlieb mit des Majors Anwesenheit am Grabe deines Vaters — er vertritt meine Stelle, und — wenn du unter den Eichen meines lieben, unvergeßlichen Falkenberg stehst, leg deinem Vater dies Eiserne Kreuz auf den Sarg. Seine Majestät der König hat es gestiftet als Auszeichnung für Mut und Treue und Tapferkeit. Dein Vater hat es durch sein Leben und sein Sterben voll verdient. Und — noch eins — pardonniere mich, daß ich jetzt davon sprechen muß — die Kriegskasse wird dir zehn Dukaten anweisen. Nun geh und grüß' mir die Heimat! Sag den Falkenbergern, der Treuesten einer aus ihrem Kreise käme zu ihnen zurück, und sie sollten die Scholle in Ehren halten, die sein Leichenstein deckt." Er reichte ihm die Hand und sah ihm tief in die Augen. „Komm bald zurück! Wenn ich die Franzosen aus der Mark jage, möchte ich den Tapferen von Luckau als Adjutanten in meiner Nähe haben."

Auf frischem Pferde aus Bülows Stall legte Philipp die Strecke bis Berlin in dem raschen Zeitmaß, wie seine Gedanken jagten, zurück. In sinkender Nacht durchritt er das Hallesche Tor und brachte seinen Rapport im Gouvernementsgebäude an. Was er zu melden hatte, hörte der alte Lestocq alles gern. Von ihm wandten sich seine Schritte dem Garnisonlazarett zu. Er hoffte, in den mit Verwundeten überfüllten Räumen seine Angehörigen noch anzutreffen, und ihm war, als könne er seine Trauerkunde in dieser Umgebung besser anbringen, als in der Häuslichkeit.

Katharina fand er nicht vor, sie nächtigte im Hause Bellermanns, Franziska aber war noch am Lager eines Blessierten beschäftigt. Sie empfing den Ankömmling mit richtigen Ahnungen und rief rasch nach Jürgen. Dieser hatte eben eines Sterbenden Testament aufgenommen und ihm treue Erfüllung seiner letzten Wünsche versprochen. Er trat übermachten, bleichen Gesichts ein, von dem letzten Erlebnis noch tief seelisch erregt. Er blickte auf den Bruder, stieß ein heftiges: „Nein, nein, sag nichts!" heraus, rief: „Franziska, bitte, kommen Sie mit!", kleidete sich rasch um, faßte Philipps Arm und zog ihn in die Nacht hinaus. . . .

Gegen Mittag des übernächsten Tages wurden Antonius Hohenhorsts Überreste in Falkenberg unter hohen Eichen beigesetzt, wie es der Lebende sich gewünscht hatte.

Der alte Klaus Rogge mit seiner Schiffergilde hatte die übernommene Pflicht wohl aus-

geführt. Auf der Sandauer Fähre waren Franziska und die Hohenhorstschen Kinder mit der Leiche ihres Vaters zusammengetroffen, von Havelberg her hatte Philipp die Schwadronen Schmiterlöws über die Elbe geholt, und unter Hörner- und Trommelklang, unter den Pistolensalven der märkischen Landwehrreiter war dem tapfer Gefallenen die letzte Ehre erwiesen. Der Major schritt vor den nächsten Leidtragenden her. Das wie aus Bronze gegossene Gesicht starr auf den vor ihm hergetragenen Sarg gerichtet, trug er in erhobenen Händen ein aus des Pfarrers Hause stammendes schwarzes Samtkissen, auf dem, nach Bülows Wunsch, das dem Toten bestimmte schlichte Eiserne Kreuz lag.

Aus der ganzen Umgebung waren die Teilnehmer zusammengekommen, war doch der Förster eine weitbekannte Persönlichkeit und als fester, deutscher Mann eine gern gesehene Erscheinung gewesen. Während sich Katharina sogleich mit den Falkenbergern und Seehäusern wieder anfreundete, Jürgen in Erinnerung an sein früheres gelehrtes Wesen von selbst wieder respektiert wurde, starrte Alt und Jung auf Philipps ihn überragende, hochgewachsene, männliche Gestalt mit dem narbenzerrissenen Antlitz wie auf eine fremde Erscheinung. Das konnte unmöglich der einst gehör- und sprachberaubte, durch Schreck und Schmerz fast blöd gemachte Knabe sein, dem sie in halbem Grausen und in halber Verhöhnung den Namen „Franzosen-Lipp" gegeben hatten.

Als sie ihn nach der Beerdigung mit den andern zum Pfarrer hineingehen sahen, umstanden sie dicht gedrängt das Haus. Als der stattliche Offizier mit dem schönen, traurig blickenden Berliner Fräulein wieder herauskam, machten sie fast ehrfurchtsvoll Platz. Während die kleine Katharina im Pfarrhause von allen Bekannten zu längerem Besuche Einladungen erhielt, denen sie auch zu folgen versprach, hatte Jürgen mit dem betagten Pfarrer, der in den letzten Jahren recht zusammengeschrumpft war, eine lange Unterredung. Seinen Bericht, daß sich sein Körper als dienstuntauglich für Kriegsstrapazen herausgestellt hätte, nahm der alte Herr sehr befriedigt auf, wünschte er doch, daß Jürgen nach rascher Beendigung seines Studiums ihm im Amte zur Seite gehen möchte, um dereinst seine Stelle zu übernehmen.

Tief ergriffen, solch nahes und ihn stolz machendes Ziel seines Strebens vor sich zu sehen, sagte Jürgen gern zu und verließ das Studierzimmer erhobenen Hauptes und leuchtenden Auges. Als Pfarrer in der Heimat Bülows vermochte er durch seine Tätigkeit dem Gütigen Tag für Tag den schuldigen Dank abzustatten.

Indessen für den älteren Bruder so Wichtiges erledigt wurde, hatte Philipp seine Begleiterin zu der Stätte geführt, auf dem sein ereignisreiches Leben unter Schrecken und Leid einst begonnen hatte. Die Försterei und mit ihr das Forsthaus war an die jetzige Herrschaft von Falkenberg, die Familie von Stülpnagel, übergegangen. Die Ruinen des kleinen Bülowschlößchens waren im sprossenden und rankenden Grün versunken. Lange stand Philipp davor. Von hier war er ausgegangen, war ein Kraftsucher und endlich ein Kraftfinder geworden. War es nicht, als hätte das Schlößchen nur seinetwegen dagestanden?

In tiefen Sinnen über des Lebens Fügungen trat er dann zu der Stelle, wo er seine Mutter tot gefunden. Alles Weh, das er und seine Familie durch die Welschen erfahren hatte, ging von neuem durch sein Herz und ließ auf seinem Antlitz dunkle Wolken entstehen. Aber da rührte Franziska leise an seine Hand, und als er ihr in die Augen sah, wog ihre Güte und Menschenliebe allein das Ungemach auf, das er erlitten hatte. Die rauhe Erziehung durch das Leid hatten ihm Ausdauer im Ertragen, Kraft im Sich-Wehren zugebracht, aber wenn ihre barmherzige Hand nicht gewesen wäre, wer hätte seines inneren Lebens Blüten zur Entfaltung gebracht? Wer hätte ihn Dankbarkeit gelehrt und ihm Treue eingepflanzt?

Er beugte sich zu ihr hinab und küßte sie feierlich auf die Stirn. „Mein Vater hätte so mit dir getan," sprach er leise, „er hat deinen Namen gesegnet, so oft er ihn ausgesprochen."

Bald darauf gab es im Pfarrgarten einen wunderlich schweren Abschied, wie er zwischen den Geschwistern noch nie vorgekommen war. „Mir ist, als hätten wir erst jetzt innig zueinander gefunden, daher erscheint die Trennung weit wie nie eine gewesen", sprach Philipp ergriffen, als er zum letzten Male Hand in Hand mit Katharina und Jürgen stand. „Katharinchen gehört an die Seite Franziskas, ihr das einsame Leben

zu verschönen, Jürgen will in sein zukünftiges Seelsorgeramt hineinwachsen, ich gehöre dem Vaterlande für immer. Diese Stätte aber, der wir entsprossen, eint uns — sie ist und bleibt unsere Heimat."

Während die andern erst am nächsten Tage mit dem Wagen zurückfahren sollten, mußte Philipp an Stelle Schmiterlöws, der noch mit Rekrutierungsgeschäften zu tun hatte, die Landwehrschwadronen heute schon über die Elbe führen.

Festen Schrittes löste er sich endlich von seinen Lieben und schwang sich in den Sattel. Seine Hand hob sich grüßend, sein Kommando erscholl, die starken Bauernpferde trabten an, die Eisen der Lanzen blinkten, die Fähnlein flatterten — ein donnerndes Gepolter der Roßhufe über die Grabenbrücke — ein dumpferes Aufschlagen auf den Waldboden — und bald war das reisige Trauergeleit des toten Antonius Hohenhorst zwischen den belaubten Bäumen verschwunden.

„Sie reiten zu unserm Bülow", sprachen die Falkenberger hinter ihnen her, und sie sprachen es beruhigt, als könnte sie nun kein Unheil mehr betreffen.

Der weißhaarige Christian auf der Sandauer Fähre aber nickte diesmal öfter und wunderlicher, als er je getan. In das Rauschen der Elbewogen mischte er sein geheimnisvolles Raunen. Nach Südosten blickten seine glanzlosen Hohlaugen, die Leid und Sorge seiner deutschen Umgebung zu umfassen schienen. Schatten durchhuschten sie, als flögen Gestalten und Ereignisse vor seinen Seherblicken dahin. „Sturm — Sturm —" flüsterte er, und da er in die Wassertiefe starrte, schüttelte er sich und stieß heraus: „Blut — Blut — so viel Blut!"

„Siehst du auch unseres, du alter Prophet?" fragte Philipp. „Ich sage dir, wir alle — wir deutschen Männer — wir wollen es dahingeben, und es soll mit Freuden vergossen werden, wenn wir unsern deutschen Heimatboden dadurch von der Schmach französischer Trittspuren reinwaschen!"

Er sprang ans Land und zog sein Pferd nach. Die Mannschaften folgten ihm, und ehe der Alte noch die Kette recht befestigt hatte, war schon die Reiterwolke verstoben.

———

33. Abrechnung bei Dennewitz.

Durch die Mark jagten die Reiter, immer auf der Wacht vorm Feinde. Daß sie schweren, entscheidenden Stunden entgegenritten, alle wußten es, seit ihnen die Kunde zugeflogen war, der über das Zurückgehen des Nordheeres ergrimmte Korse habe Oudinot vom Oberkommando dieser Armee abberufen und ihn wieder zum einfachen Korpsgeneral degradiert. An seine Stelle sei der tapferste französische General, der Marschall Ney, mit dem Befehl betraut, die Schweden und Preußen vor sich herzujagen, Berlin zu stürmen und zu brandschatzen, und so Verwirrung und Lähmung in die kämpfenden Männer zu tragen.

Ney und Oudinot . . . .

Vor Philipps Blicken schwanden beim Reiten Bäume, Häuser und Kirchtürme, aber fest und unabänderlich blieb doch vor seinen inneren Augen das Bild jener fürchterlichen Tage, da er als äußerlich halb Blöder in die Zitadelle Magdeburgs gedrungen war, seinen Vater zu suchen oder gar zu befreien. Ney und Oudinot . . . . Friedrich Friesen hatte ihm nachher die Namen oft genannt, wenn das Zähneknirschen ohnmächtigen Grimms über ihn gekommen war! Das waren die beiden gewesen, die sich damals gegenüber gestanden hatten, bis an die Zähne von blankem Haß sprühend — triumphgeschwellt und übermütig der eine — in ergebnisloser Wut sich fast zerreißend der andere. So oft hatte später jeder für sich allein gekämpft — jetzt in der Stunde der Entscheidung von Berlins Schicksal sollten sie Schulter an Schulter die Waffen führen, aber nicht in gleichwertiger Stellung. Oudinot, der in seiner Offiziersehre damals empfindlich Gekränkte, war seinem glücklicheren Gegner unterstellt worden, er sollte behilflich sein, die Stirn des strahlenden Siegers von der Moskwa mit neuem Ruhmeslorbeer zu bekränzen! Er — der Marschall Oudinot — die Stirn des Marschalls Ney! — Ob das wohl gut ausgehen würde? Ob sich hier in die von dem großen Schlachten-Rechenmeister Napoleon Bonaparte aufgestellte Zahlenreihe seiner Erwartungen nicht ein Fehler einschleichen würde?

Doch was galt das den Preußen! „Kommt an, ihr Welschen," dachte der Reitende, „ob ihr euch vertragt, oder ob ihr Neider und Hasser

untereinander seid — unser Bülow und wir werden bei Gottes Hilfe mit euch fertig werden!"

Am 4. September, abends mit Schmiterlöws Landwehrreitern vor Wittenberg angekommen, hörte Philipp, daß bei Dresden in Wahrheit von den Verbündeten eine Schlacht verloren sei, und daß es heiße, Ney erwarte den Kaiser Napoleon selbst von Sonnenwalde her. Trotz dieser Gerüchte fand er das preußische Hauptquartier höchst unternehmungslustig. Er selbst wurde von Bülow mit der Berufung zum Adjutantenposten ausgezeichnet und ritt am 5. September bereits das Vorpostengefecht von Zahna an Oberst Boyens Seite mit. Hier war es, wo der Oberst ihm einen führerlos gewordenen Pulk Kosaken überwies mit der Aufgabe, im Rücken des angreifenden Feindes Unternehmungen zu wagen, um vielleicht Genaues über die umlaufenden Gerüchte zu erfahren. Zugleich bot er ihm des gefallenen Kosakenleutnants prächtig rassigen Tscherkessen zum Austausch für sein nicht besonders gutes Pferd an.

Philipp übernahm die Aufgabe sogleich mit Feuereifer.

Das Glück begünstigte seinen Wagemut. Zwei Fouragewagen aus dem Besitz des Marschalls Oudinot und die eben zum Abgang fertige Post des französischen Hauptquartiers fielen in seine Hände. Mit den gewonnenen Schriftstücken konnte er in das Preußenlager die Nachricht bringen, daß Ney am nächsten Tage allerdings vorhabe, sich zur Vereinigung mit den in Aussicht gestellten Garden des Kaisers ostwärts zu bewegen.

So wichtig und folgenreich diese Nachricht für die preußischen Führer war, ihn selber erregte etwas ganz anderes dabei. Er hatte unter den Briefschaften Oudinots ein völlig persönliches Schreiben des Marschalls an einen seiner Freunde gefunden. Darin hatte Oudinot seine ganze Galle gegen den glücklicheren Nebenbuhler Ney entladen. Der Schluß des Schreibens lautete: „Lieber Freund, ich bin der eigenen Entschlußkraft nicht für fähig erachtet — zum Gehorchen bin ich verurteilt! Nun denn, man soll an meinem ergebenen Gehorsam keinen Anstoß nehmen! Wörtlich werde ich befolgen, was mir aufgetragen wird! Mag die höhere Verantwortung derjenige übernehmen, der mir vorgesetzt worden ist — Marschall Ney. Er hat ja den großen Alleswisser als Stabschef an der Seite, den Obersten Le Clouet!"

Le Clouet. . . Bei diesem Namen war Philipp zusammengezuckt. Also wirklich ausgetauscht worden war der einst von ihm Gefangene! War zu einer bedeutsamen Stellung im Heere der Franzosen gelangt! Und stand ihm nun gegenüber! Er! Er!! — Das Blut schoß ihm vor diesem Namen in die Schläfe. Mit einem Schlage war die ganze Fülle der anrückenden feindlichen Macht in dem einen Gegner zusammengewachsen, in dem, der seines Vaterlandes gefährlichster Feind war, und — der seinige. Nun brannte seine fiebernde Seele nach einem Zusammentreffen mit ihm . . .

Der 6. September war dunstig und überheiß heraufgekommen.

In der Nähe Jüterbogs hielt das Tauentziensche Korps als linker Flügel der preußischen Aufstellung, das Bülowsche war westlich bis Eckmannsdorf zurückgenommen und hatte sich verdeckt aufgestellt, Borstell mit dem seinigen war noch vom Kronprinzen von Schweden zurückgehalten worden.

Da begann in Staub und Hitze das französische Heer den preußischen linken Flügel zurückzudrücken, um den Marsch auf Dahme und Luckau freizubekommen. Das Korps des Generals Bertrand marschierte an der Spitze, das sächsische des Generals Reynier folgte, während Oudinot mit dem seinigen sich zwischen beiden in Reserve hielt.

Bei Jüterbog trafen die Spitzen aufeinander — die Kanonen Tauentziens und Bertrands donnerten, Ney begab sich zu seinen Truppen — auf der Höhe nördlich von dem am sumpfigen Ahebach tiefgelegenen Dennewitz begann der Kampf.

Gerade in diesen Stunden war in das preußische Lager bei Eckmannsdorf die Kunde von Blüchers entscheidendem Siege an der Katzbach geflogen. Mit Hurra und Freudengeschrei wurde die Nachricht empfangen, Schlachteneifer durchdrang die Mannschaften. So wurde es Bülow nicht schwer, den Plan zu einem Angriff auf den nahen Feind rasch und mannhaft zu fassen. Er hatte vom Kirchturm zu Eckmannsdorf den Anmarsch der Feinde genau übersehen, ohne daß die Franzosen von ihm und seinen Truppen eine Ahnung hatten, da sie aus Furcht vor den Ke-

Jaken ohne alle Seitendeckung marschierten. So war nichts einfacher, als ihnen auf dem Marsche in die Seite zu brechen.

Philipps Name flog aus Bülows Mund. „Jetzt, mein Sohn, zeig', daß ein junges Blut vor uns Alten die Frische und Überredungskunst voraus hat! Höre wohl zu: Ich werde mich jetzt mit aller verfügbarer Mannschaft dem Feinde in die Flanke werfen, werde Tauentziens Korps die Hand reichen, und erwarte auf meinem rechten Flügel das Korps des Generals Borstell. Er muß in der Nähe von Kroppstädt zu finden sein. Was für Befehle er auch vom Kronprinzen von Schweden bekommen hat, er soll nicht darauf hören! Preußen ruft mich und ihn und alle! Dem Vaterland allein sind wir in letzter Stunde ganz angehörig! — Er soll dem Kanonendonner entgegen marschieren! Er hat seinen Weg über Dalichow auf Göhlsdorf zu nehmen, und zur rechten Zeit unsern rechten Flügel zu verstärken. Dies ist mein Befehl! Dies dein Amt! Und nun — mit Gott!" Ein kurzes Aufblitzen der feurigen Augen, und Philipp war entlassen.

Zwei Minuten später war das kleine Häuflein Reiter, das ihm zu Gebote stand, zum Abreiten fertig — Hinrich Christoph darunter — und im Fluge ging es durch den Sand der Heide bis Dalichow. Hier postierte der Führer die Reiter bis zu seiner Rückkehr und jagte auf Kroppstädt zu. Er fand beim General Borstell wirklich den Befehl des Kronprinzen Bernadotte, bei Eckmannsdorf nur einen Beobachtungsposten zu beziehen. Aber er sah auch, daß der General, diesem Befehl entgegen, bereits auf dem Marsche war, dem Kanonengebrüll nachzugehen. Der Adjutant Bülows und dessen ausgesprochener Befehl kam ihm zur Entlastung recht gelegen. Er empfing gern die feste Marschrichtung und sandte den Major von Rüchel-Kleist sogleich mit einigen Reitern voraus.

Während dieser Offizier Wege und Marschmöglichkeiten in der Richtung auf Göhlsdorf zu besichtigte, schwenkte Philipp mit den Seinen von Dalichow links ab. Wo anders konnte Bülow zu finden sein, als in der Nähe des angegriffenen Tauentzienschen Korps! Aber noch war die Vereinigung beider Truppenmassen nicht erfolgt. Von einer mit Kiefern bestandenen Höhe stellte Philipp dies fest. Wohl hörte er Bülows Kanonen zur Rechten bei Dennewitz donnern, sah den Aufmarsch des Reynierschen Korps von Rohrbeck her gegen ihn, aber er sah auch zur Linken bei Jüterbog Tauentziens tapfere Landwehrleute nach zäher Verteidigung der eingenommenen Höhenstellung von dieser zurückfluten und die Massen des Bertrandschen Korps mit frischen, starken Kolonnen heftig nachdringen.

Wie es schien, kommandierte hier der Marschall Ney selbst. Es war dies aus einer Schar glänzender Offiziersgestalten zu schließen, die auf einem der Mühlberge hielt. Fortwährend jagten zu ihnen einzelne Reiter in wildem Ritt hinauf, um nach kurzer Besprechung wieder davonzusprengen. Auch blinkten zu ihrem Schutze die Lanzenspitzen gedeckt haltender Reitermassen am Fuße der Höhe. Philipp sprach sie nach dem grellen Leuchten ihrer Uniformen für polnische Ulanen an.

Sein Herz bebte jetzt vor Schlachteneifer, zumal da er erkannte, daß durch das Zurückgedrängtwerden Tauentziens die Lücke zwischen beiden preußischen Korps immer klaffender wurde. Wenn sich jetzt das im Hintergrunde noch müßig haltende Oudinotsche Korps dazwischen warf, wäre es um den Sieg des Tages sicher geschehen gewesen. Was sollte er selbst dabei tun? Sollte er zu Bülow zurückjagen, ihn auf die Schwäche der Aufstellung aufmerksam zu machen, oder war es besser, erst die jetzt rasch einsetzende Entwicklung der Dinge abzuwarten?

Er hatte den Zweifel bei sich noch nicht entschieden, da sah er zwischen einzelnen Bataillonen der Tauentzienschen Schlachtreihe Reiterei hindurchgehen. Zugleich donnerte aus dem Tal zu seiner Rechten Kavallerie heran. Er erkannte Major von Schmiterlöw an der Spitze von vier Schwadronen Landwehrreitern und Brandenburgischen Dragonern. Sie waren augenscheinlich von Bülow an Tauentzien abgegeben.

So also sollte die Entscheidung hier aussehen? Ein großer, umfassender Reiterangriff? Durfte er da fehlen? — Aber galt es nicht vorher, Bülow über Borstells Anrücken Bescheid zu geben? ihn zu einer größeren Hilfsleistung an dieser Stelle anzuspornen?

Mit wenigen Worten war Freund Hinrich belehrt, was er zu tun habe, und mit einigen Reitern abgesandt, den General zu suchen. Die letzten seiner Leute stellte Philipp auf dem Sandhügel als Stafetten in Abständen auf, dann hieß

es: „Sporen ein!“ und er flog auf der Höhe dem Tauentzienschen Korps näher. Nur durch eine Talsenkung war er von diesem getrennt. Als ein fiebernder Zuschauer vermochte er den glänzenden Angriff, mit dem sich der General Luft machte, mit anzusehen.

Mit achteinhalb Schwadronen, darunter vier Schwadronen Landwehrreiter, unternahm der heldenmütige Kämpfer den gewagten Versuch. In dichtem Staube jagten die ersten fünf Schwadronen, vom Feinde lebhaft beschossen, an seinen Reihen entlang und warfen sich auf das zweite feindliche Treffen. Major Schmiterlöw mit den Seinen war indes mit einem Regiment Reitender Jäger zusammengestoßen, warf dieses, nahm eine Batterie und machte zahlreiche Gefangene. Kaum geordnet und teilweise noch mit dem Abführen der Gefangenen beschäftigt, wurden sie bereits wieder von zwei Schwadronen Chasseurs bedrängt. Alles warf sich ihnen sogleich entgegen. Als ein wirrer, undurchdringlicher Knäuel von hauenden und schießenden Reitern wogte die Masse bald hierhin, bald dorthin. Endlich lösten sich die Feinde daraus ab und jagten zurück. Sie waren geworfen. Als die preußische Reiterei erst einmal die Oberhand gewonnen, vermochten sich auch die Fußtruppen des Bertrandschen Korps nicht mehr zu halten, und alles wälzte sich in ungeordneter Masse auf Dennewitz zu.

In dieser kritischen Zeit war auf der Höhe des Kommandeurhügels um Marschall Ney eine lebhafte Unruhe zu merken, und schon flog ein Ordonnanzoffizier aus seinem Gefolge zu dem gedeckt stehenden Ulanenregiment hinab. Ein kurzer Augenblick der Sammlung, dann setzte sich der Lanzenwald in Bewegung, und derselbe Offizier preschte als Führer den Eskadrons voran. Sein prachtvoller Rappe griff mächtig aus, die Reiter hinter ihnen — Philipp erkannte sie jetzt — es waren in Wahrheit polnische Gardelanziers. Waren sie aber diese Elitetruppe, wer war dann der Kommandeur anders als Oberst Le Clouet! Ihm war es schon zuzutrauen, daß seines Generals Ney Tatendrang in ihn selber überging, und sich in dieser kühnen Weise Luft machte!

In dem durch sein Amt zum Zuschauen verurteilten Beobachter zitterte bei dieser Überlegung alles vor Spannung. Würde des Feindes wagemutiges Eingreifen gelingen? — Jetzt durchritten sie die Talsohle, jetzt erschienen sie auf dem Hange; tausend schnaubende Pferdeköpfe, tausend blinkende Eisen mit flatternden Fähnchen, und schon war das laute: „En avant!“ des Führers, das Donnern der Roßhufe beim Vorwärtsjagen zu hören. Der Lanzenwald neigte sich, Klingen fuhren blitzend in die Höhe — auf die Flanke der Brigade hatte es der kühne Reiterführer abgesehen — und wirklich gelang es ihm, im ersten Anprall einigen Boden zu gewinnen.

Ganz versunken in das nervenaufpeitschende Kriegsschauspiel, dem er tatenlos zusehen mußte, hatte Philipp andere Laute in seinem Rücken überhört. Jetzt sah er seine Stafetten angejagt kommen, und hinter ihnen erschien bereits Hinrich an der Spitze dunkler preußischer Reitermassen. Das erste Regiment der Schwarzen Leibhusaren unter Major Sandrart war es, das mit einer Reitenden Batterie von Bülow zu Hilfe geschickt wurde. Nun war Philipp nicht mehr zu halten. Ein Schenkeldruck brachte seinen Tscherkessen an die Seite des Kommandeurs, und neben ihm her flitzte er vor den durch Kieferngehölz zunächst noch gedeckten Schwadronen dahin. Im Sturm des wilden Ritts gab er rasch den nötigen Bericht und führte die Reiter so gut, daß sie — vom Feinde eben entdeckt — den polnischen Ulanen auch bereits in den Rücken fielen und sie zusammenhieben.

Im dicksten Gewühl blitzte Philipps Klinge sieghaft, so viel Lanzen sich auch auf ihn richteten. Ihm war, als sei dies alles nur ein Fechterspiel, wie er es so oft mit seinen Turnkameraden, so oft mit dem Meister der Fechtkunst, Friedrich Friesen, auf dem Turnplatz der Hasenheide getrieben hatte. War die feindliche Lanze zur Seite gehauen oder mit kräftigem Hiebe gänzlich zerschmettert, so galt ihm der dadurch machtlos gewordene Feind nichts mehr, und er stürmte an ihm vorbei. Einzig ein Drängen war in ihm, den Führer zu treffen, dessen Stimme er ab und zu den tosenden Lärm überschallen hörte, den er aber nicht selbst anzutreffen vermochte, da auch er im dicksten Gewühl stak.

Jetzt aber vermochten sich die Reste der Ulanen nicht mehr zu halten. Sie wurden zersprengt und in die Lücke zwischen den beiden preußischen Treffen getrieben. Da ihnen hier kein Ausweg übrigblieb, jagten sie diese entlang, überall ein Schlupfloch suchend, und überall mit

Schüssen und Ausfällen empfangen und zurückgewiesen.

So ging die wilde Jagd auf das Zentrum der Bülowschen Aufstellung zu, die jämmerlichen Reste der schönen Regimenter immer nur von wenigen Verfolgern eingeholt, da sie ausgezeichnete Pferde ritten. Philipp allein blieb ihnen dauernd auf den Fersen. Sein Russe mußte hergeben, was er an Lungenkraft besaß. Wohl versuchte Le Clouet die Seinen hier und da zum Anhalten zu bringen, an irgendeiner schwachen Stellung der Preußen mit ihnen durchzubrechen — immer aber war schon im Augenblick des Sammelns Philipp mit einigen Dragonern, Landwehrreitern und Schwarzen Husaren zwischen ihnen und vereitelte durch seinen hitzigen Angriff den Versuch.

Zweimal schon hatten sich seine Blicke mit denen des französischen Obersten getroffen, einmal bereits hatten die Klingen sich gekreuzt. Immer aber hatte der Sturm der drängenden Rosse ein Aneinanderkommen verhindert. Jetzt — beim drittenmal — dicht vor der niederen Anhöhe, auf der Bülow mit seinem Stabe hielt, mitten unter preußischen Truppenmassen, schien es, als hätte Le Clouet seinen unbarmherzigen Verfolger erkannt. Mit mächtigem Zügelruck riß er sein Pferd herum, und einmal noch donnerte seine Kommandostimme das zusammengeschmolzene Häuflein der fliehenden Seinen zu einer Abwehr zusammen. Während jedoch er sich wilden Anpralls seinen Verfolgern entgegenwarf, ließ sich die Panik der übrigen nicht hemmen. Sie jagten vorüber, trafen auf des Generals Gefolge und wurden von diesem zusammengehauen und gefangen.

Bülow selber hatte sie nur scharf ins Auge gefaßt. Ohne den Zügel aufzuheben, hatte er mit scherzender Miene die Hand an den Degen gelegt und lächelnd gerufen: „Nun denn, meine Herren, ziehen Sie doch!“ Da war der Rest des glänzenden Garderegimentes schon erledigt gewesen!

Während dieses kurzen Zwischenfalles aber waren die beiden Todfeinde in der Talsenkung mit sprühenden Klingen aneinander. So ungestüm der Angriff Philipps war, er fand in dem Franzosen einen ebenbürtigen Gegner. Wie sehr seine ganze Seele auch aufglühte vor der einst so gefürchteten, jetzt nur noch tief gehaßten Persönlichkeit des Mannes, mit dem eine Begegnung immer nur Kampf und Tod seinen Lieben, ihm selber Kummer und Leid gebracht hatte, ob der Haß die Kraft seines Armes auch stärkte, die Schnelligkeit seiner Hiebe auch verdoppelte — Kraft und Fechtkunst waren auch beim Feinde!

Schon hatte dieser ihm einen streifenden Hieb über den Arm beigebracht, so daß es ihn wie eine beginnende Lähmung des getroffenen Muskels überkommen wollte, da riß der starke Franzose gar sein Roß mit gewaltigem Zügelruck zur Seite und dachte den Gegner seitlich anfallen zu können. Diese List aber mißlang ihm. Philipps geschwungene Klinge hieb ihm den Tschako vom Kopfe und zog ihm eine lange, blutige Wunde über die Schläfe. Zugleich auch zerschnitt die Schärfe des Eisens die von Le Clouet erhoben gehaltenen Zügelriemen. So war des Obersten Roß führerlos geworden und machte mit seinem blutenden Reiter ein paar ziellose Sprünge.

Ein scharfer Sporenstoß brachte Philipp an seine Seite. Schon griff er nach des Feindes Säbel. Da waren sie beide von preußischen Offizieren umringt. Der unentrinnbar Eingeschlossene ließ endlich seine Waffe sinken und reichte sie dem nächsten höheren Offizier — Rittmeister von Egloff war es. Mit einem letzten Blick tödlichen Hasses auf seinen Überwinder, sank der zu Tode Getroffene dann jäh in sich zusammen. Von beiden Seiten gestützt, wurde er fortgeführt.

---

34. Die Heimat befreit.

Von der Höhe her hatte Bülow den Zweikampf und den für Philipp siegreichen Ausgang mitangesehen. Ein ernsthaftes Nicken der Zustimmung, ein einladendes Handwinken flog zu ihm hinab, so daß er nicht anders konnte — er mußte den Hügel hinanreiten.

Er tat es langsam. In ihm wogte der Sturm der körperlichen und seelischen Erregung verbrausend nach. Nun hielt er mit fliegenden Pulsen vor dem General, der bereits wieder mitten in einem Andrang von heraufjagenden Meldereitern steckte. Nun würde eine Belobigung seines Mutes, seiner Tatkraft kommen. Er mußte sie annehmen. Aber wie ihn dieser Gedanke durchschoß, stieg in ihm der Widerwille auf, sich für diese Tat — gerade diese — be-

lohnen zu lassen. So sehr der verehrte und gütige Mann ihm auch nahe stand, völlig vermochte dieser nicht mit ihm zu fühlen, daß er verstehen konnte, was mit dem Siege über Le Clouet hier an dieser Stelle, in dieser heißen Stunde, für ihn selbst zu Ende geführt worden war. Wohl war es ein persönlicher Zwiespalt gewesen, aber jetzt, nachdem er mit der Niederlage des andern geendet hatte, sah Philipp klar ein: Tiefstes, Grundlegendes hatte mitgesprochen, und Klarheit darüber mußte er allein in sich gewinnen — da konnte der edelste Freund ihm nicht helfen.

In diesem Gedanken zog er sein Roß unmerklich aus dem Gesichtskreise Bülows heraus, und einmal wieder in sich freigeworden, spähten seine Augen sogleich nach dem Stand der Schlacht aus.

Um ihn dampften die Felder von Pulverqualm und dichten Staubwolken. Das furchtbare Ringen war auf der Höhe, und die Septembersonne sandte sengende Glut auf die Kämpfer. Ney mit seinen Stabsoffizieren hielt auf dem Hügel südöstlich von Dennewitz. Von Jüterbog her drang Tauentzien mit neuen Kräften gegen Bertrands halbzertrümmertes Korps vor und trieb es weiter und weiter zurück in den Grund des Ahebaches, wenn auch des Marschalls wilde Tapferkeit immer neue Vorstöße unternahm. Auf das unglückliche Dorf Dennewitz, das die Division Durutte tapfer verteidigte, war auch der Angriff der Scharen Thümens und Kraffts diesseits der sumpfigen Niederung gerichtet, und Freund und Feind schmetterten einander eisernen Kugelhagel entgegen. Bei Göhlsdorf aber rangen die Preußen, unterstützt von Borstells eingetroffenen Scharen gegen Reyniers tapfere und überaus zähe Sachsen. So stand der Kampf überall. Die letzte gewaltige Kraftanstrengung, die eine endgültige Entscheidung hätte herbeiführen können, fehlte noch auf einer der beiden Seiten.

Vermochte nicht Oudinots Gewitterwolke sie zu bringen? Noch stand sein Korps geschlossen und mit ungeschwächten Kräften in untätiger Zurückhaltung. Einzig den festen Befehl erwartete er ja! die Anordnung des Oberkommandierenden! Jetzt aber hatte die Überredungskunst Reyniers, der aus Göhlsdorf hinausgewiesen war und hart bedrängt wurde, den Grimmen wohl doch erweicht. Einzelne dunkle Massen lösten sich aus seiner Aufstellung und setzten sich gegen das umstrittene Dorf in Bewegung, das von den Pommern und Ostpreußen Borstells mit stürmender Hand genommen war. Sogleich merkten die Preußen die stärkere Angriffsmacht, sie wurden geworfen und mußten nicht nur aus dem Dorfe heraus, sondern selbst über die Landstraße zurückgehen.

Sah diesen Erfolg des Feindes denn niemand aus Bülows Umgebung? Hatte alles nur den Blick auf das schwer umkämpfte Dennewitz? Freilich schien hier der Sieg in der Preußen Hand zu sein. Denn nicht nur, daß das Bertrandsche Korps allmählich bis Rohrbeck zurückgeworfen wurde, auch die Division Durutte mußte jetzt vor dem Andringen der Preußen das Dorf Dennewitz räumen und vermehrte noch die Wirrsale der Geschlagenen. Aber was nützte das alles! Die Entscheidung lag nicht hier, sie lag bei Göhlsdorf. Gelang es Oudinot dort, sich Borstell vom Halse zu halten, so konnte er mit Leichtigkeit den rechten Flügel der Preußen jenseits des Ahebaches aufrollen, und sogleich hätte die Lage des Schlachtfeldes auch diesseits des Ahebaches ein für die Preußen bedrohliches Aussehen erhalten.

Staub und Qualm in dicken Schwaden hüllten die Kämpfe ein, dennoch hatten Bülows scharfe Augen die drohende Überlegenheit am rechten Flügel erspäht. Suchend wandte er den Blick. Alle seine Truppen waren bereits dem Feinde entgegengeschickt worden, oder im Begriff abzumarschieren, nur noch die Reservereiterei unter General Oppen stand ihm zur Verfügung. Sie mußte zur Verfolgung des geschlagenen Feindes, oder zur Rückendeckung bei einem möglicherweise eintretenden Rückzug aufgespart werden, auch war sie beim Angriff auf das Dorf nicht zu gebrauchen. Jetzt das Schwedenheer dahaben! Eine einzige frische Brigade hätte im Kampfe bei Göhlsdorf den Ausschlag gegeben, und damit den Sieg überhaupt entschieden. Wo war nun der Kronprinz mit seinem großartig angekündigten Hilfsheer?

Ruhelos schweiften seine Augen über das Schlachtfeld, drang in die Weiten und in die Nähe. Nicht etwa, um die Schweden zu suchen — nein, mit Bernadotte war er längst fertig, den hatte er erkannt! Bei den eigenen Scharen suchte er Hilfe, Rettung. . . .

Und nahe bei ihm unter all den bestürzten Gesichtern seiner Stabsoffiziere fiel ihm plötzlich

die sich auffällig entlastende Miene eines jungen Gesichtes auf.

Philipp hatte nach dem feindlichen Generalstabshügel hinübergeblickt, ein Windstoß hatte ihm für kurze Zeit die auffällige Bewegung dort oben, das Hinunterpreschen der Adjutanten Neys gezeigt, und diese alle hatten sich hinter der Feuerlinie zu dem Oudinotschen Korps begeben. Sollte Ney seinen eigenen Kämpfen gegen Tauentzien eine solche Wichtigkeit beilegen, daß er bei Oudinot Hilfe suchte?

Pulverrauch und schwarze Staubwolken hatten den Blick dort hinüber jetzt wieder unmöglich gemacht, aber schon glaubte Philipp die Wirkung der Befehle bei Oudinots Korps zu bemerken. Obgleich bei Göhlsdorf seine starke, unausgesetzt feuernde Batterie, seine beiden hinter dem Dorfe aufmarschierten Divisionen den kämpfenden Sachsen den einzigen starken Rückhalt Vorstell gegenüber verschafften, hörten die Geschütze dieser Batterie jetzt mit Feuern auf.

Philipp bemerkte dies, und sein Gesicht entwölkte sich im Augenblick. Er vernahm die Ratschläge und Mahnungen der Generalstabsoffiziere an Bülow, es mit der Reiterei Oppens bei Göhlsdorf zu wagen, und er allein stimmte nicht ein, schüttelte vielmehr den Kopf, als er Bülows Blick fühlte. „Nun, Hohenhorst, denken Sie anders?" fragte der General.

Salutierend ritt er herzu. „Exzellenz, das Korps Oudinot ist soeben vom Marschall Ney von Göhlsdorf abberufen. Wenn Exzellenz dafür sorgen wollten, daß Tauentzien und Thümen in der Verfolgung des Bertrandschen Korps nicht nachlassen, so wäre der Sieg gewonnen!"

Überrascht blickte Bülow nach Göhlsdorf hinüber. Auf seinem Gesicht malte sich Betroffenheit. „Die Batterie protzt auf! Weiß Gott!" rief er.

„Die hinter ihr stehenden Divisionen werden sogleich ebenfalls zurückgehen, Exzellenz", fügte Philipp mit freudebebender Stimme zu. „Marschall Oudinot hat bei sich einen Schwur abgelegt, seinem Oberkommandierenden aufs Wort zu gehorchen. Hier habe ich's schriftlich von ihm — und Exzellenz sehen, er folgt seinem Gelübde!"

„Nun das wäre doch! Das sähe ja fast nach Landesverrat aus!" Gesichter, die in Überraschung und Spannung fast betroffen dreinsahen, ließen rasche Blicke des Unglaubens und doch der stillen Hoffnung zu dem kecken Sprecher hinübergleiten, der das erbeutete Briefblatt des französischen Marschalls dem General überreichte. Dieser blickte hinein, starrte wieder auf das Kampffeld, und während aller Augen versuchten, Dampf und Qualm gierig zu durchdringen, legte sich tiefes Schweigen auf die Schar.

Endlich bewegten sich die schweren, dunklen Schleier wieder ein wenig, ein auffrischender Abendhauch fuhr hinein, und nun schrien einige Stimmen vor Verwunderung hell auf. Der junge Leutnant neben ihnen hatte wahrlich recht gehabt: Oudinot ließ die bedrängten Sachsen allein, und schon hatte Vorstell Göhlsdorf wiedergewonnen!

Sogleich kam neues Leben in die Verdüstertgewesenen. Man vergaß vor Erregung des Generals Gegenwart. Jeder hatte Vorschläge, die er nicht heiß genug anbringen konnte. Die Ausrufe flogen nur so. „Das wird ihr Verderben! Sie nicht zum Sammeln kommen lassen! Sie zwischen zwei Klammern nehmen!"

Aber schon hatte Bülow bei sich entschieden. Während seine Adjutanten nach allen Seiten zu den Truppen hinunterjagten, die letzten Bataillone energisch anzufeuern, gab er Philipp den Befehl, zum General Oppen hinabzusprengen. Der General solle sich mit seiner ganzen Reiterei bei Göhlsdorf auf den rechten preußischen Flügel setzen und mit allen Kräften angreifen.

Er war bei diesem Befehl allein mit ihm. Er reichte ihm die Hand und sah ihm in die Augen. „Bald wird ein entscheidender Preußensieg gewonnen sein, mein Sohn. Berlin ist erlöst, auch unsere gute märkische Heimat! Nun denn, noch einmal für die Heimat hinaus, mein tapferer Franzosen-Lipp, und mit aller Kraft! Und daß du nicht so blank reitest — ich habe da vorhin ein Heldenstücklein gesehen — das verdient des Königs Kreuz!" Und er nahm sein eigenes für Luckau erhaltenes Eisernes Kreuz von der Brust und heftete es Philipp an.

Vor dessen Augen flimmerten tanzende Lichter. War es die übergroße Kraftanstrengung, die sich jetzt bei ihm geltend machte? War es auf seines Grafen Gesicht der innig aus Seelentiefen aufstrahlende Schein, der sich bei dem Worte

„Heimat“ über seine Züge legte und sie wundersam verschönte?

Er sah auf das Kreuz an seiner Brust. Für die Heimat — ja! Für sie hatte er gelitten, gebangt, gekämpft, gestrebt und wieder gekämpft. Wahrlich, in dieser Stunde kam es darauf an, mit Wetterkraft den Endschlag zu setzen auf das große Werk seines jungen, dem Vaterland geweihten Lebens! Wurde Ney, der Tapferste der Tapferen, jetzt besiegt, dann mußte es auch so nachdrücklich geschehen, daß er und sein Kaiser nie wieder daran dachten, die Mark und die Hauptstadt anzugreifen. So durchpulste es die Herzen aller Kämpfer auf diesem Felde, so durchpulste es auch das seinige. Und war es nur ein halblautes, gestammeltes Wort, das er mit zitterndem, niedergehendem Blick Bülow antwortete, so war es doch ein ganzer Manneschwur. „Exzellenz, mit ganzer Kraft!“ Dann aber hoben sich seine Augenlider und die blaue Treue, die darunter hervorbrach, setzte hinzu: „Und ich danke Exzellenz für diese Kraft in dieser Stunde! Unter den grünen Eichen von Falkenberg ist sie mir gekommen, an Euer Exzellenz eigener Kraft und Güte ist sie erstarkt, und wenn sie je erlöschen sollte — sie hat mir in dieser Stunde das Höchste gegeben!“ Er zog des Generals Hand an die Lippen. „Mit diesem Ehrenschmuck bin ich meinem Könige anheimgefallen, so lange Seine Majestät mich brauchen kann!“

Feurig reckte sich seine elastische Gestalt auf, er salutierte, wandte das Roß und war in den Büschen verschwunden. —

Nun will der Abend sinken. Die weite, blutige Ebene südlich von Göhlsdorf und Dennewitz wogt von Soldaten aller Truppengattungen. Es sind die gänzlich geschlagenen Truppen sämtlicher Korps des Marschalls Ney. Seines tapferen und klugen Adjutanten Le Clouet beraubt und schlecht beraten, nur als tapferer Feldsoldat sich ausweisend, hat er das Korps Oudinots von der wirksamsten Stelle selbst abgerufen, hat selber verschuldet, daß es von den bereits Fliehenden verwirrt, übertannt, mit in die Panik hineingerissen wurde. Oudinot aber ist seinem „Vorgesetzten“ allzu genau aufs Wort gehorsam gewesen — er hat seine Rache dabei völlig gekühlt. Mit 75 000 Mann ist Ney, einst der Tapferste der Tapferen, von 50 000 Preußen vollständig geschlagen worden, sein ganzer Wagen- und Munitionspark ist verloren, dazu hat er 15 000 Gefangene in seines Feindes Hand lassen müssen. Nun ist der bisher Niebesiegte genötigt, beim Anblick der traurigen Heerestrümmer an seinen Kaiser zu schreiben: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee, sie versagt mir den Gehorsam und hat sich selbst aufgelöst.“ Der einst so übermäßig Triumphierende, er ist von der Höhe seiner Eitelkeit tief — tief hinabgestürzt.

Philipp an der Spitze der Reservekavallerie hat diese ungeheure Panik der geschlagenen Franzosen verstärken helfen. Er hat gesehen, wie nun nach gewonnener Schlacht schwedische Batterien und russische Reiterei auf dem Schlachtfeld angelangt und in den fliehenden Feind gestürmt sind, und ihm ist dies Tun der Fremden auf deutschem Boden seltsam verwunderlich und berechtigungslos vorgekommen. Wenn deutsches Land von französischem Joche freigemacht würde, von deutscher Faust würde dies geschehen — nicht anders! Diese Gewißheit hatte er heute bekommen.

Im Dunkel des Abends ist er mit anderen preußischen Verfolgern auf Rheinbundtruppen gestoßen und Zeuge gewesen, wie diese, die von Ney aufgestellt waren, die Verfolgung zu hemmen, von dem Feuer und der Kraft ihrer Blutsbrüder ergriffen, ohne Kommando die Gewehre zu Boden fallen ließen und sich ergeben haben.

So blutig der Tag gewesen, so heiß Philipps Wunde gebrannt, ein eigenes Hochgefühl hat seine Brust geschwellt. Bei den Klagen der Verwundeten, beim Gestöhn Sterbender haben seine Augen in eine lichtere Zukunft geblickt. Nein, es war nicht vergebens gewesen, was die großen deutschen Geister dem deutschen Volke an Erziehung hatten zuteil werden lassen! Jetzt waren die ersten Siege gewesen — nun würden sich die Deutschen der fremden Bedrückung erwehren mit ihrem letzten Lebenshauch! Und würde der Krieg auch lang und reich an blutigen Opfern, die Lebenden würden es durchzwingen, das befreite Vaterland auch stolz und frei in festen Händen zu halten. Er selber wollte gewiß das Seine dazu tun mit allen Kräften. Er hatte es dem General Bülow versprochen und — der Heimat.



Guten Morgen, Vielliebchen!

Humoreske

von

Freiherr von Schlicht.

Leutnant von Wanndorf, ein hübscher, flotter Offizier von siebenundzwanzig Jahren, lag in seinem Wohnzimmer auf der Chaiselongue und schalt ingrimmig vor sich hin. Und das nicht ohne Grund, er hatte die rasendsten Magenschmerzen und dachte vergebens darüber nach, welchem Umstande er die verdanke. Vielleicht, daß das Bier gestern abend doch zu kalt gewesen war, vielleicht, daß ihm der „Schlangenfraß" im Kasino, wie jedes, selbst das beste Mittagessen dort genannt wird, nicht bekommen war, auf jeden Fall ging es ihm gar nicht gut und das ausgerechnet heute nachmittag, wo er abends um sieben in das Haus seines sehr liebenswürdigen und reichen Hauptmanns nebst vielen anderen Kameraden geladen war, um an der Geburtstagsfeier Fräulein Jutas, des Herrn Hauptmanns bildhübschen Töchterlein, teilzunehmen.

Wie ungeduldig hatte er diesen Tag herbeigesehnt, denn wenn Juta sich ihn auch heute abend als Tischherrn erwählte, dann hatte er die Gewißheit, daß sie ihn wiederliebte, daß sie ihn erhören würde, wenn er um ihre Hand bat.

Heute sollte sich sein Lebensglück entscheiden. Er wollte tun, was er nur immer konnte, um sich dankbar zu erweisen, wenn Juta ihn heute abend an ihre Seite rief, er hatte tanzen, springen und tollen wollen, und statt dessen lag er auf der Chaiselongue und schluckte fortwährend Hoffmannstropfen. Und zwischendurch sandte er zum Himmel ein Stoßgebet nach dem anderen, in dem er den Göttern seine Lage schilderte und sie um ihren Beistand bat. Und die Götter, die ja auch wußten, was Liebe war, mußten Mitleid mit ihm empfunden und ihn erhört haben, denn plötzlich fühlte er, wie seine Schmerzen immer mehr und mehr nachließen, so daß er sich wieder ganz gesund fühlte, als er abends um sieben die hübsche Villa seines Hauptmanns betrat, in deren schönen Räumen bereits zahlreiche Gäste versammelt waren. In glücklichster Stimmung trat er auf die Gastgeber, besonders auf Fräulein Juta zu, denn seine Hoffnung hatte sich erfüllt. Auf der kleinen Karte, die ihm in der Garderobe von dem Diener eingehändigt wurde, stand geschrieben: Herr Leutnant von Wanndorf wird gebeten, die Tochter des Hauses zu Tisch zu führen.

Was er erhoffte, war Wirklichkeit geworden und das machte ihn so glücklich, erfüllte ihn aber im ersten Augenblick auch mit einer gewissen Verlegenheit, so daß er, nachdem er dem Geburtstagskind gratuliert, nicht gleich die passenden Worte fand, um sich für die ihm gewordene Auszeichnung zu bedanken. Aber was sein Mund verschwieg, verriet um so deutlicher sein Blick. Bis sie dann plötzlich übermütig meinte: „Frohlocken Sie nicht zu früh, Herr von Wanndorf, wer weiß, ob Sie es nicht noch im Laufe des Abends bereuen werden, daß Sie neben mir sitzen. Vielleicht stelle ich Sie heute noch vor eine Aufgabe, die Sie lösen müssen, um mir zu beweisen, wie recht ich daran tat, gerade Sie zum Tischherrn zu wählen."

„Und wäre die Aufgabe auch noch so schwer, gnädiges Fräulein, ich werde sie lösen," rief er schnell, „und je eher Sie mir dazu Gelegenheit geben, um so besser."

„Oder auch nicht," neckte sie ihn, „nun aber geben Sie mir bitte Ihren Arm, ich sehe, daß die Paare sich in den Eßsaal begeben."

An der großen, festlich geschmückten Tafel saß wenig später eine frohe, lachende Gesellschaft beisammen. Man hatte es im voraus gewußt, daß es wie stets ein gutes Diner geben würde, und das heutige begann sogar mit Austern, obgleich die Jahreszeit hierfür eigentlich vorüber war. Und zu den Austern gab es französischen Sekt, der in den Kelchen perlte und schäumte, so daß überall gleich von Anfang an eine fröhliche Stimmung herrschte. Aber der fröhlichste von allen war doch Leutnant von Wanndorf. Er hatte ja auch alle Ursache dazu. Die wahnsinnigen

Magenschmerzen, die ihn den ganzen Tag gepeinigt hatten, waren wie verflogen. Er saß an der Seite Fräulein Jutas, die ihm heute noch schöner und begehrenswerter erschien als sonst, und die auch ihrerseits in der ausgelassensten Stimmung war. So plauderten und scherzten sie miteinander, daß sie beide glaubten, sich noch nie so gut unterhalten zu haben, bis Juta jetzt zu ihm sagte: „Ich sehe es ein, Herr von Wanndorf, es war unrecht von mir, wenn ich vorhin zu Ihnen sagte, ich würde Sie vor eine schwere Aufgabe stellen, damit Sie mir beweisen, daß ich recht tat, Sie zum Tischherrn zu nehmen. Das haben Sie mir bereits bewiesen, und Sie brauchen nun nicht mehr zu fürchten, daß ich einen weiteren Beweis von Ihnen erbitte."

„Und wenn ich den nun trotzdem erbitte?" Und er ließ nicht nach, sie zu bitten und zu quälen, bis sie dann schließlich sagte: „Schön, wenn Sie es denn absolut wissen wollen, dann hören Sie: Ich hatte beschlossen, daß Sie mit mir ein Vielliebchen essen, und daß Sie dieses auch gewinnen sollten."

Er lachte hell auf: „Wenn es weiter nichts ist, gnädiges Fräulein."

„Sagen Sie das nicht so übermütig," schalt sie, „ich habe noch nie ein Vielliebchen verloren, und ich weiß auch schon, was ich mir von Ihnen wünsche. Ich sah es heute morgen bei dem Juwelier auf dem Tisch liegen, klein und schmal, ein einfaches, sogenanntes goldenes Freundschaftsarmband."

„Und ich weiß auch schon, was ich mir von Ihnen wünsche", erwiderte er keck und übermütig. „Ich sah es auch auf dem Tisch liegen, wenn auch nicht bei dem Juwelier, sondern vorhin auf diesem Tisch, dicht neben meinem Teller, auch das war klein und schmal, höchstens, aber auch allerhöchstens fünf dreiviertel, Ihre kleine Hand." Und so leise, daß selbst kaum sie ihn verstand, fragte er: „Darf ich hoffen, daß Sie mir Ihre Hand für immer lassen werden, wenn ich das Vielliebchen gewinne?"

Unwillkürlich färbten sich ihre Wangen in leichter Verlegenheit, bis sie dann meinte: „Wenn Sie es gewinnen, dann ist es immer noch Zeit, Ihnen die Antwort zu geben. Aber ich weiß, daß Sie gar nicht in die Lage kommen können, mir zuerst ein „Guten Morgen, Vielliebchen" zuzurufen."

Ohne auf ihre Worte zu achten, griff er in eine vor ihm stehende kleine, silberne Schale, um dieser eine Knackmandel zu entnehmen.

„Wir haben Glück, gnädiges Fräulein," meinte er lustig, „gleich die erste Nuß enthält ein Vielliebchen. Wir sind zwar noch lange nicht bei dem Dessert angelangt, aber trotzdem, wenn ich bitten darf? „Er hielt ihr die Mandel hin, aber sie zögerte, die anzunehmen, so daß er mit einer Stimme, aus der sie deutlich seine Betrübnis heraushörte, fragte: „Gnädiges Fräulein, würde es Ihnen denn so schwer fallen, mir das als Vielliebchengeschenk zu gewähren, das ich erbat?"

Fräulein Juta schwieg eine kleine Weile, dann sagte sie: „Und wenn ich nun zögere, das Vielliebchen mit Ihnen zu essen, weil ich die Gewißheit habe, daß Sie es gar nicht gewinnen können?" Und als er nun seinerseits den Kopf schüttelte, fuhr sie fort: „Wenn Sie es mir nicht so glauben, will ich es Ihnen beweisen. Sie wissen, daß ich oft mit meinem Vater nach dem Exerzierplatz hinausreite, wenn er dort seine Kompagnie exerzieren läßt, und das tue ich auch morgen. Ich habe mir meinen Plan schon zurecht gemacht und den Vater gebeten, daß er zuerst mit dem Gefecht beginnt und erst später, damit ich ausschlafen kann, die Paradeaufstellung besichtigt. Ich reite nicht gleich mit dem Vater fort, sondern erst später, um einhalb zehn Uhr. Wenn das Gefecht zu Ende ist, bin ich draußen, und wenn der Vater dann die Front abreitet, reite ich dicht hinter ihm, um dann so leise, daß nur Sie es hören, Ihnen „Guten Morgen, Vielliebchen", zuzurufen. Sie können den Zuruf nicht einmal erwidern, und erst recht können Sie mich nicht zuerst begrüßen, denn wenn die Truppe unter präsentiertem Gewehr steht, können Sie mir doch unter gar keinen Umständen ein ‚Guten Morgen, Vielliebchen,' zurufen.

„Das allerdings nicht," gnädiges Fräulein, stimmte er ihr bei, „und ich muß Ihnen offen gestehen, Sie haben sich das sehr schön ausgedacht, und mich da tatsächlich vor eine fast unlösbare Aufgabe gestellt. Aber seien Sie unbesorgt, lösen werde ich sie trotzdem, wenn ich auch in diesem Augenblick noch nicht die leiseste Ahnung habe, wie. Das aber soll meine Sorge sein, nun lassen Sie uns erst mal das Vielliebchen essen."

Wenn auch widerstrebend, führte sie die Mandel an den Mund: „Schön, wenn Sie es

denn wollen, ich habe Sie gewarnt, die Folgen tragen Sie allein."

„Nein Sie, gnädiges Fräulein", widersprach er, und das Sektglas erhebend, stieß er mit ihr an, um es dann auf einen Zug zu leeren, im Augenblick ganz vergessend, daß der Stabsarzt ihm streng angeraten hatte, entweder gar keinen Sekt, oder den nur in ganz kleinen Schlucken zu trinken. Jetzt hatte er dagegen gesündigt, und er mußte es büßen. Keine fünf Minuten später waren die Magenschmerzen wieder da, und sie wurden stärker, als sie es bisher überhaupt gewesen waren. Er mußte sich alle Gewalt antun, um sich zu beherrschen, aber er konnte es trotzdem nicht verhindern, daß er blaß wurde.

Fräulein Juta sah natürlich sofort die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war und die Ursache falsch deutend, meinte sie jetzt: „Wir wollen das Vielliebchen wider rückgängig machen, Herr von Wanndorf, ich merke es Ihnen ja deutlich an, daß Sie sich schon jetzt den Kopf zermartern, um eine Lösung zu finden."

Aber er widersprach, und wenn Juta auch nicht erriet, was ihm in Wirklichkeit fehlte, so sah der Hausherr, als die Tafel endlich aufgehoben war, auf den ersten Blick, daß seinem Gast elendiglich zumute war, und so rief er dem denn zu: „Um Gottes willen, Wanndorf, was haben Sie denn nur? Sie sind krank, hoffentlich haben Sie keine schlechte Auster bekommen. Meine Frau hat mir Vorwürfe genug gemacht, daß ich die um diese Jahreszeit bestellte, sie meinte, sie wären jetzt nicht mehr frisch genug. Ich habe nicht darauf gehört, weil ich sie so gern esse. Werden Sie mir nur nicht ernstlich krank, ich müßte mir sonst die bittersten Vorwürfe machen. Kommen Sie, ich werde Ihnen einen Kognak geben, und wenn das nicht hilft, drücken Sie sich heimlich, gehen Sie nach Hause, und wenn Ihnen morgen früh noch nicht besser ist, bleiben Sie ruhig vom Dienst weg. Nun aber erst mal einen tüchtigen Schluck aus der Kognakflasche."

Aber der half auch nicht, im Gegenteil, die Schmerzen wurden fast noch schlimmer, so daß ihm wirklich nichts anderes übrigblieb, als sich heimlich zu drücken, nachdem er sich nur bei Fräulein Juta entschuldigt hatte: „Ich habe Ihrem Herrn Vater gegenüber ein Unwohlsein vorgeschützt, um mich entfernen zu können, in Wirklichkeit bin ich so gesund, wie nur einer, ich befinde mich lediglich in einer leicht begreiflichen nervösen Aufregung. Ich möchte allein sein, um darüber nachzudenken, wie ich morgen den Sieg an meine Fahne heften soll. Die Zeit ist kurz, und der Gegner erscheint mir unüberwindlich."

Wenig später war er gegangen, um sich zu Hause von seinem Burschen warme Umschläge machen zu lassen. Er gedachte dabei des Wortes von Wilhelm Busch: Doch ein heißes Bügeleisen auf den Leib gebracht, hat ihn schnell gesund gemacht. Aber so schnell wie in der Dichtung ging es in Wirklichkeit doch nicht. Und während er sich in seinem Bett stöhnend hin und her warf, zermarterte er sich sein Gehirn, wie er das Vielliebchen gewinnen solle. Er sah dazu gar keine Möglichkeit, jetzt noch weniger als vorhin, da er neben Juta saß, der er aber seine Bedenken natürlich nicht eingestehen durfte.

Nur ein Glück, daß Juta nicht gleich mit ihrem Vater auf den Exerzierplatz ritt, sondern daß sie später nachkam.

Er wußte selbst nicht, inwiefern das für ihn ein Glück bedeutete, bis dann plötzlich ein Gedanke in ihm wach wurde, bis der schließlich ganz deutlich vor ihm stand.

So rief er denn jetzt seinen Burschen heran, um den zu fragen: „Sag' mal, Friedrich, hättest du Lust, dir zwanzig Mark zu verdienen?"

Der Bursche grinste glückselig vor sich hin, bis er dann ausrief: „Wenn es geht, Herr Leutnant, sogar vierzig!"

„Schön, auch die sollst du haben, vorausgesetzt, daß alles gut geht und daß du den Pferdeburschen des Herrn Hauptmanns dahin bringst, daß er zu allem Ja und Amen sagt."

Friedrich hatte zwar noch keine Ahnung, um was es sich handelte, trotzdem erklärte er jetzt, während er dabei wie zufällig seine Hände zur Faust ballte: „Ich werde schon so lange auf den einreden, bis er tut, was er soll, da können der Herr Leutnant ganz unbesorgt sein."

So weihte Leutnant von Wanndorf seinen glücklicherweise sehr intelligenten Burschen in alles ein, und der war sofort Feuer und Flamme. Er kannte ja auch die Tochter seines Hauptmanns, und daß gerade sein Leutnant sich mit der verloben wollte, versetzte ihn in eine Begeisterung, als wäre er selbst der glückliche Bräuti-

gam. „Das machen wir, Herr Leutnant," meinte er triumphierend, „und es geht sogar sehr gut. Der Pferdebursche hat dieselbe Figur wie ich, er ist in der Front mein Nebenmann, und ich habe dieselbe Figur wie der Herr Leutnant. Ich habe schon manches Mal heimlich einen Rock von dem Herrn Leutnant angezogen, um mal zu sehen, wie das ist, wenn man Leutnant ist, und der Rock saß mir wie angegossen."

Unter anderen Umständen hätte der Bursche wegen dieses Geständnisses sicher etwas auf den Hut bekommen, jetzt aber nahm sein Leutnant es ruhig hin, weil diese Nachricht ihm das Gelingen seines Planes noch wahrscheinlicher machte. So beschränkte er sich denn lediglich darauf, nochmals alles mit seinem Burschen zu besprechen und flehte dann die Götter an, sie möchten ihm seine Schmerzen lassen, damit er morgen mit gutem Gewissen von der Übung zurückbleiben könne. Und das konnte er, als es so weit war, wirklich. Es ging ihm hundsmiserabel, aber trotzdem krabbelte er aus seinem Bett heraus.

Er war mehr als neugierig, wie die Begegnung mit Juta verlaufen würde, aber die brannte erst recht vor Ungeduld, zu erfahren, ob und in welcher Weise Leutnant von Wanndorf doch noch das Vielliebchen gewinnen würde. Juta konnte den Augenblick kaum erwarten, in dem sie auf dem Exerzierplatz eintraf, und so beeilte sie sich derartig mit dem Ankleiden, daß sie schon ein Viertel nach neun Uhr zum Fortreiten fertig war, obgleich sie sich das Pferd erst um ein halb zehn bestellt hatte.

Ungeduldig stand sie jetzt auf dem Hof und wartete darauf, daß ihr Rappe herausgeführt würde, und mehr als einmal rief sie in den Stall hinein: „Aber, Heinrich, wo bleiben Sie denn nur?"

Bis dann endlich der Bursche mit den beiden Pferden erschien. Der hatte den Auftrag, das gnädige Fräulein auf dem dritten Pferde des Herrn Hauptmanns zu begleiten, so führte er denn, als er jetzt endlich erschien, an jeder Hand ein Pferd. An der linken Fräulein Jutas Rappen, an der rechten seinen Braunen. Die Pferdeköpfe verbargen sein Gesicht, und das wandte er auch jetzt ab, als er nun den Braunen losließ und sich an dem Rappen zu schaffen machte.

„Alles in Ordnung, kann ich aufsteigen?" erkundigte Juta sich.

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein", lautete die Antwort.

So trat sie denn auf den Burschen zu, damit er ihr behilflich sei, sie in den Sattel zu heben, aber als sie dann den Musketier zufällig ansah, der ihr in hohen Kommißstiefeln, in den Kommißreithosen mit Lederbesatz, in dem Waffenrock mit dem umgeschnallten Seitengewehr, mit dem Helm auf dem Kopf, vollständig vorschriftsmäßig angezogen, gegenüberstand, da starrte sie den plötzlich ganz entsetzt an, denn das war doch gar nicht der Heinrich, das war doch — — —

„Guten Morgen, Vielliebchen!" klang es da an ihr Ohr, noch bevor sie sich von ihrem Erstaunen und Überraschung hätte erholen können, und übermütig fuhr der junge Offizier fort: „Jawohl, gnädiges Fräulein, sehen Sie mich nur genau an, ich bin es wirklich. Ich mußte es mir doch zunutze machen, daß Sie mir in leichtsinniger Weise erzählten, Sie würden erst um halb zehn Uhrt fortreiten. Auf dem Ritt selbst kann ich Sie ja leider nicht begleiten, das muß schon der richtige Bursche tun. Ich will dem schnell seine Uniform wiedergeben, denn unter uns gesagt, gnädiges Fräulein, der steht da drinnen im Stall im Hemd und Unterhosen. Der wird sich freuen, seine Sachen wiederzubekommen, und ich will mich selbst wieder in den Leutnant verwandeln, denn wenn der Musketier auch das Vielliebchen gewann, das erbetene Vielliebchengeschenk würden Sie sicher keinem Musketier geben."

Zuerst voller Erstaunen, dann immer mehr belustigt, hatte Fräulein Juta ihm zugehört, bis sie ihn jetzt übermütig fragte: „Und wenn auch der Leutnant das Geschenk nicht erhält, das er erbat, weil er mich so schmählich hineinlegte?"

„Dann nimmt er sich ganz einfach, was ihm freiwillig nicht gegeben wird", rief er ihr zu, und ihre Hand ergreifend, bat er: „Die halte ich jetzt fest, versuchen Sie, ob Sie die wieder frei bekommen!"

Aber da Juta einsah, daß der Offizier doch stärker war, als sie, versuchte sie es gar nicht erst, ihm ihre Hand zu entziehen, und sie leistete nicht einmal Widerstand, als er sie gleich darauf sogar küßte.





Mondnacht.

Des Mondes Schimmerwellen flossen dicht,
Sie fluteten an meines Fensters Rand,
Erblichen vor der Lampe Schwesterlicht
Und ebbten rückwärts in das nächt'ge Land.

Doch als die Leuchte nun ihr Auge schloß,
Als schnelles Dunkel mir den Raum verhing,
Und Schwärze tief in jeden Winkel goß,
Da gaukelte ein lichter Schmetterling,

Da flatterte ein zuckend Strahlenheer
Mit Flimmerflügel über Wogenschaum,
Des Mondlichts Falter flogen um mich her
Und glänzten silbern noch in meinem Traum.

Hedwig Forstreuter.



Der Pilz als Nahrungsmittel.

Von Dr. Fritz Skowronnek.

Es ist unmöglich, die Menge der eßbaren Pilze, die zurzeit in Deutschland verzehrt werden, festzustellen. Selbst für eine Schätzung sind nicht genügend Anhaltspunkte vorhanden. Wir wissen nur, daß in München etwa zehntausend Zentner jährlich auf den Markt kommen, in Breslau etwa ebensoviel, in Königsberg etwa die Hälfte. Das sind aber auch die wenigen Orte, in denen eine erhebliche Anzahl von Arten in den Handel gelangt. Andere Großstädte stehen darin weit zurück. In Magdeburg werden zum Beispiel nur vier Arten gekauft, in Berlin nur fünf. Und in den Großstädten Westdeutschlands kommen außer dem in der feinen Küche unentbehrlichen Champignon nur noch winzige Mengen von Trüffeln, Morcheln und Mousserons zur Verwendung.

Die Pilze, die in den ländlichen Haushaltungen verwendet werden, entziehen sich jeder Schätzung. Sie sind ohnehin sehr verschieden, je nachdem ein Jahr mehr oder weniger Pilze hervorbringt. Auch nach den Landschaften ist der Verbrauch sehr verschieden. Am größten ist er im Osten, wo die slawische Bevölkerung aus uralter Überlieferung mehr als dreißig Arten kennt und eifrig als Nahrungsmittel sammelt. Am kleinsten ist er im Westen, namentlich im Rheinland, wo ein merkwürdig starkes Vorurteil den Genuß der Pilze als unanständig verwirft.

Aber selbst im Osten bleiben mehr Pilze in den Wäldern stehen und verderben, als geerntet werden. Das ist eine Tatsache, die immer mehr an Bedeutung gewinnt, je höher die Preise aller Nahrungsmittel steigen. Und hier handelt es sich um ein Nahrungsmittel, das uns keine Arbeit und Kosten bei der Gewinnung verursacht, das nur gesammelt zu werden braucht, weil es uns von der Natur in reicher Fülle ohne unser Zutun dargeboten wird.

Wie groß der Nährwert der Pilze ist, gilt noch immer als Streitfrage unter den Gelehrten, denn die chemischen Untersuchungen der Trockensubstanz haben nur theoretischen Wert. Aber ob die Pilze den Nährwert der Kohlarten erreichen oder nicht, ist wohl ohne Belang, weil die Tatsache nicht zu bestreiten ist, daß alle Arten eine erhebliche Menge von Eiweiß und Nährsalzen enthalten. Und am letzten Ende spricht hier die Erfahrung das entscheidende Wort, daß die Pilze eine wohlschmeckende und sättigende Mahlzeit liefern, die zur Erhaltung des Körpers beiträgt. Den Beweis liefern uns die slawischen Familien im Osten, die sich bei gänzlichem Mangel von Fleisch wochenlang in der Hauptsache von Pilzen nähren, ohne daß ihr Wohlbehagen und ihre Arbeitskraft darunter leiden.

Es ist deshalb eine Frage von nicht geringer, volkswirtschaftlicher Bedeutung, die Hunderttausende von Zentnern Pilze, die jetzt alljährlich in den deutschen Wäldern ungenutzt verkommen, für den Gebrauch zu gewinnen. Weshalb dieses Ziel nicht schon längst erreicht ist, läßt sich nur feststellen, wenn man die ihm entgegenstehenden Hindernisse erkennt und beseitigt.

Der natürlichste ist der Mangel an Kräften zum Sammeln. In den großen Wäldern des Ostens wachsen

in manchen Jahren, von der feuchten Witterung begünstigt, solche Mengen köstlicher Pilze, daß sie zentnerweise gesammelt werden könnten. Die Arbeitskräfte wären wohl zu finden und zu beschaffen, wenn ein bequemer und genügender Absatz vorhanden wäre. Aber da liegt schon der Hase im Pfeffer! Der Handel würde ohne Zweifel gern zugreifen, wenn es möglich wäre, große Pilzmengen in den Städten schlankweg abzusetzen, sei es in frischem oder konserviertem Zustande.

Doch das ist leider nicht der Fall. Und damit kommen wir auf das größte Hindernis, das einer restlosen Verwertung dieses Nahrungsmittels noch immer entgegensteht! Das ist ein aus Furcht vor Vergiftungen und Unkenntnis entstandenes Vorurteil.

Wie oft kann man von Hausfrauen hören: „Ich verzichte lieber auf den Genuß von Pilzen, als daß ich mich und meine Familie der Gefahr einer Vergiftung aussetze", oder: „Ich nehme nur die Arten, die ich ganz genau kenne." Beide Grundsätze sind angesichts der Tatsache, daß ab und zu Vergiftungen durch Pilze vorkommen, unanfechtbar. Da jedoch in einer Stadt wie München zehntausend Zentner, die sich aus dreißig verschiedenen Arten zusammensetzen, alljährlich verzehrt werden, ohne daß eine Schädigung der menschlichen Gesundheit vorkommt, ist es höchst wünschenswert, daß wir uns endlich von dem Vorurteil befreien, indem wir energisch der geradezu traurigen Unkenntnis der Pilze zu Leibe gehen. Die Schule hat bisher in diesem Punkte völlig versagt. Und gerade hier muß der Hebel angesetzt werden. Zuerst müssen die Lehrer in ihren Bildungsanstalten die Pilze genau kennen lernen, nicht aus einem Buch mit schlechten Abbildungen, sondern durch Anschauungsunterricht in der Natur. Als Rückhalt sind jetzt einige ganz vorzügliche Werke mit völlig naturgetreuen, farbigen Abbildungen vorhanden, mit deren Hilfe sich jeder Pilz mit Sicherheit bestimmen läßt, wie das von Michael oder von E. Gramberg. Sie dürften in keiner Lehrer- oder Schulbibliothek fehlen. Von den Lehrern müssen die erworbenen Kenntnisse an die Kinder weiter gegeben werden. Eine dahinzielende Bewegung ist im Gange. Auf den Bezirkskonferenzen im östlichen Deutschland wird man sich in diesem Herbst bereits mit Pilzlektionen, die mit den oberen Schulklassen abgehalten werden sollen, beschäftigen. Ein lobenswertes Vorgehen, das bald reiche Früchte tragen wird.

Die Belehrung muß das Übel an der Wurzel packen und zuerst mit dem Wahn aufräumen, daß alle Erkrankungen aus dem Genuß von Giftpilzen herrühren, d. h. von Pilzen, die an und für sich giftig sind. Diese falsche Ansicht erhält fortwährend neue Nahrung durch gedankenlose Zeitungsnachrichten, die stets beginnen: „Nach dem Genuß von giftigen Pilzen erkrankten usw."

Nein, in der übergroßen Mehrzahl aller Fälle sind es verdorbene Pilze, die das Unheil anrichten. Diese Tatsache muß so oft und eindringlich betont werden, bis die Menschen lernen, gesammelte oder gekaufte Pilze richtig zu behandeln.

Der Pilz hat an und für sich eine kurze Lebensdauer. In wenigen Tagen hat er seine Sporen, seine Fortpflanzungskeime, entwickelt und ausgestreut und damit seinen Lebenszweck erfüllt. Dann zersetzt sich sein Eiweißgehalt, er wird wässerig und weich und zerfließt zu einer formlosen Masse.

Noch schneller geht dieser Prozeß bei dem gesammelten, von der Pilzmutter losgelösten Pilz vor sich, namentlich unter dem Einfluß von Feuchtigkeit und Wärme. Es sind Fälle von Vergiftungen nachgewiesen, wo zwei Familien an einem Regentage die gleichen Pilzarten gegessen hatten. In der einen Familie wurden die Pilze sofort nach der Rückkehr aus dem Walde gesäubert, zubereitet und verzehrt, natürlich ohne jede schädliche Wirkung. Die zweite Familie ließ die Pilze in einem Korb zusammengepfercht über Nacht stehen und verzehrte sie erst am nächsten Mittag. Inzwischen hatte sich in ihnen das furchtbare Zersetzungsgift entwickelt, dem sieben Mitglieder der Familie erlagen. Ähnliche Fälle sind bereits im Frühjahr dieses Jahres nach dem Genuß verdorbener Morcheln zu verzeichnen gewesen.

Daraus ergibt sich als Nutzanwendung die Vorsichtsmaßregel, keine Pilze bei nassem Wetter zu sammeln und auf keinen Fall ungesäubert oder womöglich noch zusammengehäuft aufzubewahren. Wer sich danach richtet, wird Pilze jederzeit ohne Gefahr genießen können. Auch vor den ganz großen Exemplaren, die den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht oder schon überschritten haben, muß man sich in Acht nehmen. Sie sind schon an und für sich verdächtig, und auf jeden Fall zu verwerfen, wenn sie ihre Elastizität eingebüßt haben, was man sehr leicht daran erkennt, daß ein Fingerdruck im Pilz stehen bleibt und sich nicht mehr ausgleicht.

Bei Beobachtung dieser Vorsichtsmaßregeln und naturgemäßer Behandlung der Pilze ist eine Schädigung durch verdorbene Exemplare ausgeschlossen. Als Beweis dafür kann die Tatsache angeführt werden, daß in den Großstädten, wo die Vorräte sehr oft mehrere Tage bei den Händlern liegen, ehe sie verkauft werden, Erkrankungen nach Pilzgenuß äußerst selten vorkommen. In Berlin, München, Breslau, Königsberg ist schon seit Jahren kein solcher Fall vorgekommen. Auf dem Lande werden meistens Familien davon betroffen, die entweder aus Unkenntnis oder grober Nachlässigkeit die Pilze in vernunftwidriger Weise behandelt haben.

Bei den wenigen Unglücksfällen, die wirklich auf Giftpilze zurückzuführen sind, ist die Ursache stets der Knollenblätterschwamm. Er wird auch „falscher Champignon" genannt, womit ausgedrückt werden soll, daß er leicht mit dem echten Champignon verwechselt werden kann. Das ist leider manchmal vorgekommen, obwohl der Schädling vielmehr einem dürftigen Fliegenpilz ähnelt, den doch nachgerade jedes Kind kennt. Von dem Champignon unterscheidet er sich durch Merkmale, deren Kenntnis jede Verwechslung ausschließt.

Das Deutlichste ist die zwiebelartige Knolle, die den Fuß des Stengels beim Knollenblätterschwamm umschließt, während sie beim Champignon fehlt. Zweitens ist der Stengel des Eßpilzes gleichmäßig dick und gefüllt, während er sich beim Giftling nach oben verjüngt und hohl wird. Dazu kommt noch, daß die Lamellen, d. h. die an der Unterseite des Hutes sitzenden Streifen,

beim Giftpilz immer weiß bleiben, während sie beim Champignon allmählich dunkler und zuletzt ganz schwarz werden. Eine Verwechslung ist also nur bei ganz kleinen Exemplaren möglich, wenn man auf die angegebenen Merkmale nicht achtet. Da kommt uns aber noch die Nase zu Hilfe, denn der Champignon riecht angenehm nach Anis und Nußkern, während der Knollenblätterschwamm ganz geruchlos ist.

Daß Vergiftungen durch diesen Schädling auf dem Lande und meistens im östlichen Deutschland vorkommen, erklärt sich, wie in mehreren Fällen festgestellt worden ist, daraus, daß Familien aus dem Westen, die frisch zugezogen sind, nach dem Beispiel der Eingebornen ihre Kinder in den Wald schicken, um Pilze zu sammeln. Die slawische Bevölkerung in Ostelbien ist aber mit den Pilzen vertraut, und weiß sie zu unterscheiden, was bei den deutschen Ansiedlern aus dem Westen nicht der Fall ist. Und diese Unkenntnis rächt sich manchmal in entsetzlicher Weise. Ist es doch sogar vorgekommen, daß Fliegenpilze gesammelt und gegessen worden sind!

Damit ist die Zahl der giftigen Arten in der Hauptsache erschöpft. Der Satanspilz, eine Steinpilzenart, kommt so selten vor, und fällt durch die rote Farbe seines Stengels und Kopfes so unangenehm auf, daß er von jedermann gemieden wird. Dasselbe gilt von dem Speitäubling, der zudem noch so zerbrechlich ist, daß er in der Hand beim Aufnehmen zerbröckelt. Andere Täublingsarten, die früher als giftig galten, wie der Mordschwamm, werden jetzt in Königsberg in großen Mengen auf den Markt gebracht und gegessen. Dann wäre noch der Schwefelkopf zu erwähnen, der dem sehr wohlschmeckenden Stubbling in der Gestalt vollkommen gleicht. Aber seine giftgrüne Farbe und sein abscheulicher Geruch haben bisher jede Verwechslung verhütet.

Dann gibt es noch unter den Steinpilzen zwei Arten, die ungefährlich sind, aber gallenbitter schmecken; sie sind an einer auffallenden, netzartigen Äderung des Stengels leicht zu erkennen. Der früher als giftig bezeichnete Milchreißer, leicht kenntlich an einer zottigen Behaarung des Hutrandes und des beim Durchbrechen austretenden weißen Saftes ist ungefährlich. Ebenso der Schüsselpilz, der in slawischen Ländern trotz seines bitteren Geschmacks durch eigenartige Zubereitung genießbar gemacht wird.

Das Kochen der Pilze als erstes Stadium der Zubereitung ist nicht überflüssig sondern auch unpraktisch. Denn das Kochen zerstört weder das Gift der Giftpilze noch das Zersetzungsgift verdorbener Pilze, es entzieht aber den eßbaren Schwämmen die schmackhaften und nahrhaften Bestandteile. Und vor allem: es macht sie schwer oder gar unverdaulich. Die Bedenken gegen den Nährwert der Pilze, die auf dieser Tatsache fußen, sind durch nichts anderes als durch die falsche Behandlung, das Abkochen hervorgerufen worden. Der ganze Wohlgeschmack der Pilze tritt nur dann hervor, wenn sie sauber gereinigt und gewaschen ohne Wasserzusatz gedünstet oder gebraten werden. Das Abziehen der Haut des Kopfes, das Wegschneiden der Lamellen oder Röhrchen ist auch nicht erforderlich, wenn es sich um junge, frische Exemplare handelt. Nur das untere Ende des Stengels kann man weglassen, weil es auffallend wenig Nährwert besitzt.

Dann herrscht noch eine ganz unbegründete Furcht vor Pilzen, die beim Durchbrechen blau anlaufen. Das ist nur ein Zeichen für den hohen Gehalt an Nährsalzen, und solche Pilze, wie z. B. der Maronenpilz, gehören zu den schmackhaftesten. Ferner ist es falsch, die Pilze, wie man sogar in amtlichen Belehrungen lesen kann, abzuschneiden, weil die stehenbleibenden Stümpfe der Vermehrung der Pilzfliege Vorschub leisten. Nein, man soll den Pilz mit leichter Drehung mit dem ganzen Stiel von der im Erdboden lebenden Pilzmutter trennen. Sie ist das Hauptgebilde. Die an die Erdoberfläche vordringenden Pilze sind nur Fruchtkörper, die in ihren Lamellen und Röhrchen die Sporen hervorbringen, winzige Gebilde, aus denen von Neuem die Fäden und Schläuche des Mycels in der Erde entstehen.

Es breitet sich kreisförmig nach allen Seiten aus, während die Mitte abstirbt. Daher findet man oft Pilze derselben Art in einem Kreise stehen, die vom Volksmund als „Hexenringe" bezeichnet werden, obwohl sie auf ganz natürliche Ursachen zurückzuführen sind.

Von den mehr als achtzig eßbaren Arten sind ganz allgemein nur sehr wenige bekannt. Etwa Steinpilz, Pfefferling, Morchel und Champignon. Neuerdings hat sich in Berlin und anderen Orten der Grünling den Markt erobert. Das ist einer der wohlschmeckendsten Pilze, der gerade in den ärmsten Sandgegenden in ungeheuren Mengen vorkommt. Er ist an seiner grünlichbraunen Farbe des Hutes und dem lebhaften Zitronengelb seiner Lamellen leicht zu erkennen und mit keinem andern zu verwechseln. Er hat aber noch zwei Vettern, einen grauen und einen bläulichen, die ebenso wertvoll aber noch wenig bekannt sind.

Ein besonderes Lob verdient der Blutreizker, der beim Durchbrechen einen orangefarbigen Saft absondert. Er ist vielen Menschen entweder verdächtig oder unbekannt, obwohl er in seinem eigenen Saft gebraten oder sauer eingelegt zu den von Feinschmeckern hochgeschätzten Delikatessen gehört. In den süddeutschen Gebirgen, wo er in großen Mengen zu finden ist, wurde er bisher von der Landbevölkerung verschmäht. Durch Belehrung in den Schulen hat man bereits erreicht, daß einige hundert Zentner auf dem Münchener Markt erscheinen.

Von den Steinpilzarten sind noch als brauchbar zu erwähnen: der Birkenpilz, der Butter- und der Maronenpilz. Sie stehen dem Haupt der Sippe, dem echten Steinpilz, an Wohlgeschmack nicht nach. Daß wir jährlich über eine Million Mark ausgeben, um Mousserons von Frankreich zu beziehen, ist auch unnötig. Denn dieser winzige Pilz, der als Würze in der feinen Küche hochgeschätzt wird, wächst in mehr als genügender Zahl in unseren Wäldern. Er heißt im Volksmund sehr richtig „Dürrbeinel", und ist an seinem Knoblauchsgeruch leicht zu erkennen. Im Norden seltener vorkommend aber im Süden hochgeschätzt ist die Kraterellenart „Schweinsohr". Sie hat einen milden, süßen Geschmack, dem man durch hinzutun von Mousserons einen pikanten Anstrich verleihen kann. Auch der Reh- und Habichtspilz wird von Kennern gern gesammelt. Er sieht infolge der dunklen,

ziegelartigen Schuppen auf seinen Hut nicht sehr einladend aus, und ist nicht leicht zu verkennen, weil er statt der Lamellen Stachel trägt. Das gleiche gilt von den vielen Arten Ziegenbart, die einem Büschel Fäden ähneln; sie wachsen manchmal zu Exemplaren von mehreren Pfund Gewicht heran.

Wer nur diese Arten kennt, wird stets von einem Spaziergang in den Wald mit einem reichlichen Gericht heimkehren. Wie oft kehre ich mit meinen Kindern mit wohlgefüllten Rucksäcken heim, während andere Sammler, die nur Pfefferlinge und Steinpilze suchen, kaum ein Gericht erbeuten. Und wie oft ist mir gesagt worden, wenn ich meine Pilze ausgeschüttet hatte, um sie gleich im Walde zu säubern: „Sie werden sich daran den Tod essen."

Meine Erwiderung lautet stets, daß mir dies in mehr als fünfzig Jahren noch nicht gelungen sei, daß jedoch die wohlmeinenden Warner gut täten, sich etwas mehr Kenntnis der eßbaren Pilze anzueignen. Dann würde auch der Unfug aufhören, daß Menschen bei einem Gang durch den Wald Pilze, die sie nicht kennen, mit dem Stock zerschlagen oder mit dem Fuß zerstoßen.

Die Verwertung der Pilze in der Küche läßt auch noch manches zu wünschen übrig. In vielen Haushaltungen kennt man keine andere Zubereitung als das Braten oder Dünsten der vorher abgekochten Pilze. Der Sud, der nahrhafter ist, als die ausgelaugten Schwämme, wird ohne Ausnahme weggegossen. Mit diesem Brauch muß gebrochen werden. Denn jeder Pilz enthält selbst so viel Wasser, daß er dieses Zusatzes nicht bedarf.

Eine sehr empfehlenswerte Methode behandelt Pilzhüte von Handtellergröße als Kotelettes, d. h. sie werden doppelt paniert und gebraten. Jeder, der dies Gericht zum erstenmal kennen lernt, staunt über die Zartheit und Wohlgeschmack des Kotelettes, dessen Ursprung schwer zu erraten ist. Kleingewiegte Pilze säuerlich wie Haschee zubereitet, schmecken ebenfalls vorzüglich. Auch die säuerliche Suppe aus frischen oder getrockneten Steinpilzen, mit oder ohne Fleisch gekocht, liefert eine gute Mahlzeit. Und Pilze sauer eingelegt, werden in vielen Familien als Beisatz hochgeschätzt.

Auf dem Lande sollte man nicht versäumen, Vorräte von Pilzen, auch die madigen Exemplare ungereinigt, im Backofen knochenhart zu dörren, sie zu zerkleinern und das Pulver mit warmen Kartoffeln oder Kleie vermischt, den Hühnern im Herbst als Futter zu reichen. Der Erfolg ist wunderbar. Die Hühner überwinden sehr schnell die Mauser und beginnen bereits im November Eier zu legen.

Das Ziel, die völlige Ausnutzung der Naturschätze, die uns der Wald in den Pilzen bietet, zu erreichen, liegt noch fern vor uns. Aber eine Besserung ist doch bereits zu erkennen. Hoffentlich werden auch diese Zeilen dazu beitragen, das unbegründete Vorurteil und die Furcht vor Giftpilzen zu zerstreuen. Wenn wir jährlich sechs Millionen Mark ausgeben, um Champignons für die feine Küche aus Frankreich zu beziehen, dann können wir ebensogut durch Belehrung ein Nahrungsmittel aus unseren Wäldern gewinnen, das allen Volksschichten zu gute kommt.



Es ist ein Obdach . . .

Und wenn du alles: Glück und Gut verlierst,
Dir alle Liebesträume in der Hand zerrinnen,
Wenn du im ew'gen Schatten stehst und frierst,
Und dich die Tage wie ein graues Netz umspinnen,

Wenn selbst der Jugend schöne Zuversicht,
Der zarte Hoffnungsglanz in deines Lebens Land
Und alle Freude auslöscht wie ein Licht —
Halt stand! — Du hast ein köstlich Kleinod in der Hand!

Dich selbst! — Und deines Wesens reiche Kraft,
Die dir ein Leben baut, abseits dem Leben,
Das in der Tage lauter Flucht begehrt und schafft —
Das wird dir alles, alles wiedergeben!

Und also sei dein köstlichstes Gebot:
Bewahr dein Selbst und halt es groß und rein,
Es ist ein Obdach, stark und tröstlich wie der Tod,
Und seine Gaben werden ewig sein!

Christa Niesel-Lessenthin.



Der Kampf.

Novelle von Cl. von Peßler.

(Schluß.)

Ein Stück der kostbaren Geschmeide nach dem andern legte das alte Fräulein in die jungen Hände und verstand es dabei geschickt, in dem sie eine stark für ihren Zweck gefärbte Schilderung von dem Eheleben ihres Bruders gab, die Mutter in Margits Augen herabzusetzen. Sie schilderte sie gefallsüchtig und oberflächlich. „Deine Mutter fühlte sich nur glücklich, wenn fünf, sechs Herren an ihrem Triumphwagen zogen, mein Bruder genügte ihr nicht, immer mußte sie wenigstens noch diesen Hauptmann Ulrich um sich haben. Sonst sollen die Norddeutschen doch kühl und zurückhaltend sein, aber neulich erst habe ich's wiedergesehen, wie lebhaft sie werden kann, so wie sich ein Herr um sie bemüht, das ganze Gesicht hat dann einen anderen



Ausdruck, und ihre Augen leuchten in solch häßlichem Glanze!"

Margits Hände zitterten, sie ließ die Schmuckstücke auf den Tisch gleiten und sagte mit tonloser Stimme: „Ich will zu meiner Mutter gehen."

„Gleich Herzchen, gleich; nur diese Kette probier noch und hier die passende Nadel und das Armband, und mir ist's lieber, wenn du deiner Mutter nicht erzählst, daß ich dir das alles geschenkt habe, vielleicht erlaubt sie sonst nicht, daß du's annimmst."

„Aber Mutter wird über mein Verschweigen traurig sein, wenn sie es später mal erfährt", wandte Margit ein.

Anna seufzte tief auf, wie fest waren doch die Bande, die das Herz des Kindes an die verhaßte Frau knüpften, sie ließ sich auf einen Stuhl sinken und klagte: „Willst du mir denn gar nichts zu Liebe tun, siehst du nicht, wie ich um dein Herzchen bitte, wie ich dir alle Wünsche an den Augen absehen möchte? Du bist doch das geliebte Kind meines einzigen, teuren Bruders, bist doch überhaupt der einzige Mensch, der mir noch nahe steht"; mit beiden Händen preßte sie das Taschentuch gegen die Augen.

Margit umarmte sie zärtlich und tröstete sie mit tausend Liebes- und Dankesversicherungen und vergaß dabei, daß die Mutter auf sie wartete. Sie schloß sich in den nächsten Tagen enger an die Tante an, die ihr Verhaltungsmaßregeln für die Festlichkeit gab und ihr Selbstbewußtsein durch ständige Schmeicheleien hob.

Irene dagegen war strenger als sonst gegen ihren Liebling. „Steh nicht so viel vor dem Spiegel," mahnte sie, „und vertrödle deine Zeit nicht mit dem Ausprobieren von Haarfrisuren. Hast du deinen englischen Aufsatz fertig?"

„Ach Mutti, wie streng du bist," schmollte Margit, „Tante Anna ist da viel netter."

Gleich darauf umarmte sie reumütig die Mutter, aber in Irenes Herzen saß der Stich, und Tante Annas Augen blitzten triumphirend auf, das Kind ihres Bruders sollte ihr gehören, ganz ihr, dann mochte die Fremde doch gehen. Irene war in ihr Zimmer hinübergegangen, und Anna versuchte von neuem, sie in den Augen ihrer Tochter herabzusetzen. Aber das Gefühl, der Mutter weh getan zu haben, drängte Margit, jetzt für sie einzutreten, zornig fuhr sie auf. „Es ist nicht recht, Tante, daß du so sprichst, die Mutter lebt ganz zurückgezogen, sie geht fast zu keinem Vergnügen, sie verlangt nur nach meiner Gesellschaft."

„Du Kindskopf! Hast du nicht neulich gesehen, wie ihre Augen leuchteten, als sie den Fremden anschaute, wie sie ihm die Hand drückte, es hätte nicht viel gefehlt, und sie wäre ihm um den Hals gefallen, du armes Hascherl, dir werden die Augen noch aufgehen!"

Margit preßte die Hand aufs Herz, heiße, flackernde Röte schoß ihr ins Gesicht, mit wehem Tone schrie sie auf: „Schweig, ich dulde es nicht länger, daß du mir die Mutter schlecht machst, fühlst du denn gar nicht, wie weh du mir tust? Und ich werde es dir doch nie, niemals glauben!"

Aufweinend eilte sie in ihr Zimmer, ach, im tiefsten Herzen fühlte sie nur zu schmerzlich, daß ihr das Bild der Mutter getrübt war, daß sie das schrankenlose Vertrauen zu der Verehrten verloren hatte. Fühlte die Mutter sich nicht doch schuldig, da sie immer wieder zu allen Anschuldigungen schwieg?

Nach was sehnte sie sich, das sie selbst mit all ihrer innigen Liebe ihr nicht geben konnte? War sie wirklich so gefallsüchtig, und hatte sie den guten Papa schon vergessen und wünschte, sich wieder zu verheiraten? Margit fühlte sich, abgesperrt vom Mutterherzen, all diesen beängstigenden Fragen gegenüber hilflos, verzagend und verlassen. Sie nahm den Schmuck, den ihr die Tante geschenkt hatte, um ihn ihr zurückzugeben, unklar fühlte sie, daß ihr etwas viel Kostbareres dafür genommen worden war.

Da kam die Mutter herein, und schnell legte sie ihn wieder ins Fach zurück. „Bist du fertig, Margit, wir wollen doch hinüberfahren nach Ofen zu Sarners?" Die Augen der Mutter aber, die liebevoll das verweinte Gesicht der Tochter streiften, fragten etwas ganz anderes. Irene wartete einen Augenblick, wollte sich ihr kleines, liebes Mädel nicht wie sonst in ihre Arme werfen und sich da ausweinen und zurechtfragen? Dann ging sie seufzend hinaus. Es war anders geworden zwischen ihnen wie früher, Annas Samen trieb Frucht.

Sie saßen zusammen auf dem Schiff. Irene dachte, die Schönheit der Fahrt genießend, an die Zeit, da sie im Anfang ihrer Ehe oft mit ihrem Mann hinüber und herüber gefahren war, nur um auf der Donau zu sein, um den mächtigen Fluß, die altertümlichen, prächtigen Gebäude an seinen Ufern, die schnellen, graziösen Schiffe auf seinen Wogen und die weitüberspannenden Brücken bewundern zu können. Ein weiches Lächeln spielte um ihre Lippen, ein wehmütiger Glanz stand in ihren Augen. Margit beobachtete sie. Ihnen gegenüber saß ein eleganter Herr, der die Mutter verstohlen, bewundernd beobachtete. Margit bemerkte es, sonst hatte sie sich über das Aussehen, das die Schönheit der Mutter oft hervorrief, gefreut, heute berührte es sie peinlich. Sie prüfte ihren Anzug, er konnte nicht schlichter und einfacher sein, sie prüfte ihr Gesicht, ob dieser Glanz im Auge dem Fremden galt? Irene fühlte den Blick ihres Kindes und nickte ihr lächelnd zu, aber nicht wie sonst erwiederte Margit den stummen Gruß, sondern wandte tief errötend das Gesicht ab. „Kanntest du den Herrn, der eben ausstieg", fragte nach einer Weile Margit die Mutter.

„Welchen? Ich habe gar keinen beachtet", antwortete sie zerstreut.

„Natürlich, zugeben wirst du mir's nicht," dachte Margit erbittert und dann, mit einem Schauer des Entsetzens über sich selbst, „nein, das habe nicht ich, das hat Tante Anna in mir gedacht. Mein Gott, wie unglücklich bin ich!"

Auf der Rückfahrt setzte sich ein Herr mit braungebranntem, scharf gezeichnetem Gesicht ihnen gegenüber, der Irene wieder und wieder mit spähendem Blicke streifte. Sie fühlte sich von Margit beobachtet, und die mißtrauischen, spionierenden Blicke ihres Kindes taten ihr weh. War das dort nicht Hauptmann Nervi, ein guter Freund ihres Mannes und Ulrichs, konnte sie

vielleicht von ihm die Adresse des letzteren erfahren? Aber er war in Zivil und sie war ihrer Sache nicht ganz sicher. Da kam er selbst auf sie zu und begrüßte sie, und aus seinen Worten schien ein Hauch der alten, glücklichen Zeit Irene zu umwehen, sie reichte ihm herzlich die Hand und erfuhr im Laufe des Gespräches, daß Major Ulrich seit ungefähr einem Monat wieder seine alte Wohnung in Pest inne habe.

Margit beobachtete mit zornigem Grolle die Mutter. Ja, die Tante hatte recht, wie dunkel ihre Augen jetzt leuchteten, wie sie den Herrn jetzt zum Abschied so freundlich ansah, sie haßte die Mutter um dieses einen Blickes willen, der sie in ihren Augen erniedrigte. Sie wandte sich ab und beugte sich weit über die Schiffsbrüstung. „Könnte ich da hinabspringen“, sehnte sie sich. Die Mutter war in einer weichen, wehmütigen Stimmung, beim Aussteigen schob sie den Arm unter den ihrer Tochter. „Ich habe mich gefreut, den Hauptmann wiederzusehen“, sagte sie.

„Das habe ich gemerkt“, antwortete Margit trocken.

„Wie so denn?“ Irene war erschrocken über den häßlichen Ton der Worte.

„Na, weil du ihn so angucktest! Überhaupt, Mutter, erzähle mir doch mal, wie das war mit Vaters Tode.“

„Jetzt nicht, ein andermal.“ Schweigend gingen sie nebeneinander her in bitterwehen Gedanken. Margit war's, als habe sie die Mutter verloren, und eine Fremde schreite neben ihr, und Irene quälte sich mit der alten Frage: „Bin ich wirklich schuld am Tode meines Mannes?“

Im Salon stand die Kassette mit den Briefschaften ihres Mannes. Anna hatte damals die Schlüssel zu sich genommen, jetzt aber kam der Zorn über Irene; hatte nicht vor allem sie das Recht, die Briefe ihres Mannes zu lesen, wie hatte sie sich nur all die Jahre her davon zurückhalten lassen können?

Kaum zurückgekommen, eilte sie in den Salon, um die Kassette zu holen, und sah mit Verwunderung, daß die Schlüssel steckten. Hinter verschlossener Türe saß sie dann in ihrem Zimmer vor den Briefen, ihr gestorbenes Glück erstand vor ihren Augen, die Sehnsucht nach dem Toten schüttelte sie in verzweiflungsvollem Jammer. Die Angst vor solchen Stunden klarsten Erkennens ihres Unglücks hatte sie wohl auch mit vom Lesen dieser Briefe abgehalten. Wie sehr hatte sie ihren Mann geliebt, vergöttert, wie litt sie noch immer unter seinem Verluste, und sie, sie sollte Schuld sein an seinem Tode! Endlich raffte sie sich zum lesen auf. Sie mußte das Lexikon zu Hilfe nehmen, da die Briefe fast alle ungarisch geschrieben waren, aber sie fand nur Gleichgültiges, das meiste war von ihr ganz Fremden geschrieben. Hatte Anna die betreffenden Briefe an sich genommen und deshalb auch die Schlüssel stecken gelassen? Doch endlich fand sie zwischen einem Paket Rechnungen einen Brief von Ulrichs Hand, den hatte Anna übersehen. Nachricht, daß er auf seinem Gute glücklich angekommen sei, eine Bitte, sich um seine Pferde zu kümmern, aber da, einen Augenblick tanzten die Buchstaben vor Irenes Augen, wie sie las: „Ich begreife nicht, wie du auf den Gedanken kommst, Irene habe mich besucht, auf dem Rennplatz sind wir allerdings zusammen gewesen und haben uns vorzüglich unterhalten; du hättest ja auch kommen können!“ Irene starrte auf das Blatt, sie wußte bestimmt, daß sie nie auf dem Platze war, sie hatte gar kein Interesse für Rennen. Wie konnte Ulrich so etwas schreiben, wie konnte ihr Mann das von ihr glauben, und warum hatte er sie nicht offen um das alles gefragt? Sie entsann sich wohl, daß er die Wochen vor der Katastrophe sehr ungleich zu ihr gewesen war, einmal unfreundlich und kühl und dann um so leidenschaftlicher. Hatten ihn da schon die Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit gequält? Immer wieder las sie die Stelle, bis plötzlich ein Verdacht in ihr aufzuckte, der ihr ganzes Sein wie zu Eis erstarren ließ, starr und regungslos kauerte sie bis zum Morgengrauen in ihrem Sessel.

Der Tag der Festlichkeit kam heran, Tante Anna war in strahlender Laune, sie hatte längst die Entfremdung zwischen Mutter und Tochter bemerkt und überhäufte Margit mit Geschenken, Liebkosungen und Schmeicheleien. Diese fühlte sich dadurch wohl etwas getröstet, doch aber war ihr, als schwanke der Boden unter ihren Füßen, als stände sie in einer haltlosen Leere, sie entbehrte das Einverständnis mit der Mutter wie eine notwendige Lebensbedingung. Am Abende aber siegte ihre Lebenslust über alle trüben Gedanken, sie freute sich auf die vielen Bekannten, das Tanzen und das Eis. „Sie ist ja noch ein Kind,“ dachte Irene bei ihren Worten und wieder am Abend, einige Stunden später, als sie ihre blonde, schöne Margit in dem kostbaren, blauen Kleide aus einem Arm in den anderen fliegen sah, als sie die heißen Blicke beobachtete, die der schlanken Gestalt folgten, die Worte auffing, die dem jungen Mädchen ins Ohr geflüstert wurden und es heiß erröten ließen, dachte sie wieder, „aber mein Gott, sie ist ja doch noch ein Kind und soll es noch lange bleiben.“ Energisch drängte sie so bald wie irgend möglich zum Aufbruch. Im Auto hetzte die über das frühe Fortgehen enttäuschte Tante: „Arme Margit, nun es am allervergnügtesten wird, mußt du schon weggehen, dein Vater würde dich bestimmt noch dort gelassen haben.“

Irene faßte beschwichtigend nach der Tochter Hand. „Du bist noch zu jung, dein Benehmen war zuletzt auch etwas ausgelassen, zu kindlich zwanglos.“

„Ach, sieh mal, bei der Tochter urteilst du so strenge“, höhnte Anna, und Margit rief, in ihrer jungen Würde als gefeierte Balldame verletzt, gehetzt von dem quälenden Gedanken an der Mutter Gefallsucht, auf die die Tante wiederum anspielte: „Aber Mutter, ich habe doch keinen der Herren so angesehen, wie du neulich den auf dem Schiffe!“

Mit spröder Stimme gebot Irene Schweigen. Kein Wort wurde mehr gesprochen. Ein Abgrund hatte sich geöffnet zwischen Mutter und Kind. Die Tante triumphierte, jetzt waren sie quitt, Irene hatte ihr den Bruder genommen, sie nahm ihr ihr Kind.

Am anderen Tage strich sie nach einer langen Unterredung zärtlich über Margits erblaßtes Gesicht. „Nun weißt du, warum dein Vater im Duell gefallen ist, die falsche, leichtfertige Frau hat's verschuldet.“

Da fuhr Margit auf in Zorn und Schmerz. „Ich

verbiete dir, meine Mutter so zu nennen." Und mit tränenerstickter Stimme flehte sie: „Wenn sie's denn ist, so sag's wenigstens doch nicht immer wieder, ich hab' sie doch lieb, es ist doch meine Mutter," und wieder auffahrend in wildem Zorne: „Und es ist ja doch alles nicht wahr, was du sagst, beweise es mir erst."

Jäh aufgeschreckt aus ihrem Glauben, am Ziel angelangt zu sein, starrte Anna in die haßerfüllten, drohenden Augen des Mädchens. „Aber erst neulich hat sie doch mit dem Reichsdeutschen ein Rendezvous gehabt, wie aufdringlich hat sie sich dem gegenüber benommen."

Margit umklammerte ihr Handgelenk. „Wann Tante? Wo?"

„Aber Margit, wir beide haben sie doch überrascht, du hast es doch mit eignen Augen gesehen, — damals auf dem Rasenhügel, und so wie damals, könnte ich dir noch zehn, zwanzig Beweise bringen."

„Genau so wie damals?" fragte die Kinderstimme mit erwartungsschwerem, zitterndem Tone.

„Ja, Kindchen, sicher, genau so wie damals."

Da warf Margit die Arme in die Brust, wie von einer ungeheuren Last befreit und ein zitternder Frohlaut kam von ihren Lippen, „Gott sei Dank, Tante, nun weiß ich Bescheid."

An der Verblüfften vorbei eilte Margit in das Zimmer der Mutter; es war leer. Die Mutter war ausgegangen, ohne sie, wie sonst stets, zum Mitgehen aufzufordern, sie hätte sich so gern der Mutter zu Füßen geworfen, der Märtyrerin, der Heiligen. Jetzt begriff sie, daß die Mutter des lieben Friedens willen zu allen Anschuldigungen schwieg, daß die Tante, getrieben von falscher Liebe zu dem Toten, von Rachsucht gegen die Mutter, maßlos übertrieb. Sie fühlte sich so glücklich, so leicht und froh, als hätte sie eine lebensgefährliche Operation überstanden.

Da hastete die Tante mit hämischem Gesicht zu ihr ins Zimmer. „Da habe ich einen neuen Beweis für die Charakterart deiner Mutter, da lies!"

Die Buchstaben tanzten vor Margits Augen, mühsam las sie, was ihr die Tante mit triumphgesättigter Stimme vorsagte: „Ihrem Wunsche entsprechend, werde ich morgen um sechs Uhr an dem großen Rosenbeet auf der Insel sein." Hastig riß ihr die Tante den Brief fort.

„Wo hast du ihn her", fragte Margit mit zitternden Lippen.

„Das ist ja gleich. Also morgen um sechs Uhr, aber verrate dich nicht."

Trostlos stürzte Margit in die Knie. „Ach lieber Gott, laß mich doch lieber sterben, ehe du mir wieder den Glauben an die Mutter nimmst", betete sie. Dann, nach langem Weinen raffte sie sich auf, Mutter war zurückgekommen, sie wollte zu ihr gehen. Aber sie hatte die Türe ihres Zimmers abgeschlossen, und Margit fühlte, sie stand nicht mehr wie früher zu ihr, daß sie sich mit Schmeicheln und Betteln den Eintritt hätte erzwingen können.

Am nächsten Tage schlug Anna einen Konzertbesuch auf der Margareteninsel vor, Margit spähte ängstlich in das Gesicht ihrer Mutter, das jähe Röte überschoß, während sie ihr Mitgehen zusagte. Dann saßen sie zusammen auf der blumengeschmückten Veranda des Kaffeepavillons, die Regimentsmusik spielte, in der breiten Wandelhalle flutete das Publikum auf und ab. Plötzlich erhob sich Irene. „Ich habe Lust, ein wenig spazieren zu gehen." Auch Margit stand auf. „Ich wünsche deine Begleitung nicht."

Die Zurückbleibenden spähten hinter der hohen, schlanken Gestalt im schwarzen Kleide her, die jetzt in den Weg einbog, der zum Rosengarten führte. Anna triumphierte. „Habe ich nun recht? Schnell, komm!"

Margits Knie zitterten, wie sie der Tante folgte, die einen anderen Weg einschlug, der aber gleichfalls zu dem großen Rosenbeete führte. Schon von weitem sahen sie Irene auf einer Bank sitzen, jetzt trat ein Herr zu ihr und begrüßte sie. „Der Mörder deines Vaters", murmelte die Tante beim Näherkommen.

Irene hatte Major Ulrich um eine Unterredung ersucht. „Nun erklären Sie mir alles," bat sie ihn, „ich beschwöre Sie, mir die volle Wahrheit zu sagen."

Peinliche Verlegenheit rötete das Gesicht des Mannes. „Um alles in der Welt, gnädige Frau, wollen wir die Vergangenheit nicht ruhen lassen?"

„Nein, ich muß Klarheit haben, zu viel steht für mich auf dem Spiele, sprechen Sie ganz offen, ich habe Ihre Briefe an meinen Mann gelesen."

„So wissen, Gnädigste, daß es sich um Irene Nander, die Diva des Neustädter Theaters handelte."

Fassungslos stierte Irene vor sich hin, so hatte sie mit dem furchtbaren Gedanken, der ihr neulich Nacht gekommen war, also recht gehabt. Steif und ausdruckslos starrte sie geradeaus, wie Todeshauch hatte es sie getroffen. Da trat Margit neben ihr aus dem Gebüsch und warf sich vor ihr nieder, und von den zitternden Lippen ihres Kindes klang ihr, ein Meer von Entschuldigungsbitten und Liebesworten umfassend, das eine Wort bis tief ins Herz. „Mutter!" Den Mann hatte sie eben erst und für alle Ewigkeit verloren, aber das Herz ihres Kindes ganz und für immer dafür zurückgewonnen.

„Komm, Gretchen, wir wollen heimgehen", sagte sie liebevoll zu der Knienden, und ihre Gedanken flogen voraus zu dem alten, lindenumschatteten Herrenhaus fern in der Heimat.



Du.

Du bist mir mehr geworden,
Als du es willst,
Weil du mit deinem Wesen
Mein Denken füllst.

Ich will dich mir verbinden
So innig fest,
Daß deines Geists Begehren
Nicht von mir läßt.

Ich will dein Herz beschenken
So überreich,
Daß deine Freude werde
Der meinen gleich.

Waldemar Staegemann.



Boston und Neu-England.

Von Hermione von Preuschen.

Man sagte mir, daß in Boston von allen amerikanischen Städten das geistig regsamste Leben sei, und ich will es gerne glauben. Es hat eine Atmosphäre ganz eigener Art, und das ganze Neu-England mit seinen Flüssen, Seen, Wiesen und Wäldern hat etwas an sich vom Landschaftszauber der alten Welt. Wenn man in Boston ankommt, scheint es einem anfangs nur ein wenig stiller als andere amerikanische Städte gleicher Größe. Wenn man aber vor seinem alten Kapitol von anno 1700 mit der goldenen Kuppel steht oder den zahlreichen historischen Erinnerungen nachgeht, die uns in Alt-Boston auf Schritt und Tritt begegnen, dann spürt man zum erstenmal jenen eigentümlichen Hauch, den ich die „Bostonstimmung" nennen möchte. — Es gibt so wenig moderne amerikanische Städte, die Stimmung haben! Es ist, als wäre hier das rücksichtslose „Moneymaking" um einen Hauch weniger fühlbar an der Arbeit. Auch die Commouns und die Publicgardens mit dem Reiterstandbild Washingtons verstärken diesen Eindruck, vor allem aber die breite, prächtige Commonwealth Avenue mit ihren mancherlei Milliardärpaläſten. Die romanisch neuerbaute Trinity church mit der herrlichen Orgel am Coblensquare, einem der prächtigsten Plätze der Welt, zeigt, was Geld und Geschmack leisten können. Sie ist einfach wundervoll im Innern, das uns mit seinem mystischen Dämmer ganz modernen Ursprungs gefangen nimmt wie eine altspanische Kathedrale. Auch die Bibliothek am gleichen Platz ist sehr schön.

Aber das Artmuseum in seinem stolzen griechischen Bau an der neuen Huntingdon Avenue ist eines der bedeutendsten Museen von Amerika. Wieder und wieder muß man hier staunen, was dieses junge Land an alten Kunstschätzen zusammengespeichert hat. Niemals habe ich eine größere und vielseitigere japanische Kollektion gesehen wie hier, so geschmackvoll aufgestellt und mit einem reizenden japanischen Garten. Auch die ägyptische Ausstellung ist reichhaltig und eigenartig, ebenso die persische Abteilung. Ich sah nirgends schönere persische Fayenzen.

In der Skulptur sind einige herrliche altgriechische Reliefs aus vorpraxitelischer Zeit vorhanden. Ein entzückender Venuskopf und mehrere sehr gute Torsi. Sehr gute Tanagrafiguren und altgriechische Grabstelen. Auch eine reiche Vasensammlung. Sehr interessant ist ebenfalls die Gemäldesammlung, namentlich aus der holländischen Schule, und treffliche englische Porträts aus dem 17. und 18. Jahrhundert. — Der Hafen ist sehr anziehend mit seinem Park am Point und seinem Pier, von dem man Fort Independance und andere Inselfestungen, sowie zahllose Schiffe überblickt.

Cambridge mit der berühmten Harvard-University, ihrem Konglomerat von Universitätsprachtbauten, Kollegs und Klubs, ist eine Welt für sich, eingebettet in die herrlichsten, alten Bäume. Und die sich weiter anschließenden alten Ortschaften Lexington und Concord, deren alte Häuser und neue Monumente eine Illustration zur amerikanischen Freiheitsgeschichte bilden, sind nicht nur historisch, sondern auch malerisch und poetisch von größtem Interesse. Dort ist die „Old Manse". Und hier das Monument für den „minuteman", der den ersten Schuß gegeben, „that, was heard, around the world".

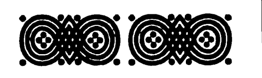
Hier ist auch Emersons, des großen amerikanischen Philosophen und Freidenkers Ralph Waldo Emersons Haus, in dem er fast fünfzig Jahre gelebt und manche andere Schriftstellerklause aus alter und neuerer Zeit. So lauschig und idyllisch ist es hier, daß es mir kaum glaubhaft schien, in Amerika zu sein, dem positiven Land der Tatsachen. Alles in Concord atmet die vergangene Zeit. Da ist noch die kleine Schenke, in der die kämpfenden Offiziere den Stärkungstrunk nahmen vor der entscheidenden Schlacht, die Amerikas Unabhängigkeit von England entschied. Und dort ist die Brücke „the north bridge", um die der Kampf wogte. Ja, Boston ist stimmungsreicher wie alle anderen amerikanischen Städte.

Die Krone seiner Stimmung aber liegt in Longfellows Haus und Park, drüben in Cambridge. Vom Charlesrever, hinter dem die glühende Junisonne untergegangen, stieg ich durch die Parklichtung, die die volle Fassade des schönen Kolonialhauses mit den feinen Säulengliederungen zeigte, hinan und durch das altertümliche Gittertor in den wundervollen Park mit seinen Rasenparterres und Fliederbuschwänden. Der Garten ist genau wie bei Lebzeiten des Dichters, wie mir der Gärtner versicherte. Das Haus wird von seiner Lieblingstochter bewohnt. Für die zwei anderen Töchter des Dichters sind Häuser gleichen Stils, links von Longfellos Haus erbaut. Sie sind so geschickt entworfen, fügen sich so gut in den Rahmen, daß man sie kaum für so neuen Datums hält.

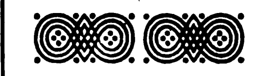
Im Garten des Dichters Longfellow aber atmet die Seele von Boston. Allan Poes Haus konnte ich leider nicht sehen. Aber das Haus Longfellows in seiner entzückenden Stimmung zwischen den hohen Fliederwänden, hat mich für alles entschädigt.

Anderen Tages war ich dann noch in Plymouth und setzte meinen Fuß auf den Fels, den die Emigranten von der „Mayflower" zuerst betreten, sah all die Reliquien jener Zeit in der Pilgrimhall und das eben so wohlgemeint als unkünstlerische Monument zur Erinnerung an dies Ereignis. Auch auf dem Burialmount fand ich manche Gräber der ersten Pilgrime. Und sah alte Häuser ihrer Nachkommen. Auf dem Rückweg, durch den reichsten Teil von New England, sah ich dann in Station „Egypt", Dreamwold, eines der herrlichsten Besitzungen Bostoner Milliardäre.

Ich hatte freilich tags zuvor in Brooklyn, der „reichsten Stadt der Welt", auf Chesnuthill herrliche Villen im Kolonialstil bewundert, und lang sinnend vor der Prachtvilla der jüngst verstorbenen Mary Baker Eddy gestanden, der Gründerin der Christian Science, wie vorher vor der Mutterkirche der Christian Science, einem Riesenbau ... Ja, Boston und New England hat merkwürdige und seltene Blüten hervorgebracht. Es ist die stimmungsreichste Gegend von Amerika!



Bücherbesprechungen



Wilhelm Schmidtbonn: **Das Glücksschiff,** mit Einführung von Georg Muschner. Lese-Verlag, Stuttgart.

Eine Sammlung von Geschichten, die am Rheine spielen, und die eigene Poesie dieses Stromes widerspiegeln. Zugleich dient er als Symbol: Symbol des schwellenden und vergehenden Lebens. Und Symbol im weiteren Sinne „für das Untergründige, das in dem Dichter lebt, und das er seinen Menschen mitgibt. Und wenn auch noch so erdig, noch so realistisch deutlich Einzelheiten beschrieben werden, in allem schwingt diese Unergründlichkeit wie ein geheimes, fruchtbares, poetisches Element." Die bedeutendste der hier vereinten Geschichten ist „Musikantentod". Nicht nur, daß hier jeder einzige der stets zu sieben herumreisenden Musikanten mit wenigen starken Strichen vollendet gezeichnet, daß die ganze Erzählung von wunderbar tragischem Humor durchleuchtet ist, das Sterben des alten Musikanten auf der Dorfstraße ist mit einer Kraft und Wahrheit gegeben, die dem Verfasser in die Reihe der ersten Novellisten stellt. Es liegt etwas menschlich Erschütterndes in dieser kurzen, knappen Erzählung. Das herbe Geheimnis, die packende Macht des Sterbens, spricht zu still gewordenen Herzen.

Wilhelm Schwaner: **„Unterm Hakenkreuz".** Volkserzieher-Verlag Wilhelm Schwaner, Berlin-Schlachtensee. M. 4,—, geb. M. 5.—.

Wilhelm Schwaner zeigt auch in dieser Sammlung werbender Aufsätze, daß er nicht nur ethischer Reformator, sondern ethischer Denker ist. Ihm zwar kommt es zuerst auf das Sammeln und Werben an. Ein Volkserzieher will er sein. „Suchet, findet und bauet euch selber!" Das ist das Losungswort, das er seinen Lesern, die er zu Volkserziehern in seinem Sinne bilden will, ins Herz prägt. Selbsterzieher und Volkserzieher, das soll sich bei ihm und für ihn decken. „So hat es auch der Nazarener gemeint — trotz aller Wortstecherei — wenn er riet, das Reich Gottes in uns selber zu suchen; so hat es Goethe gehalten, der ganzen Geschlechtern seinen Geist einhauchte, indem er sich zur höchsten Vollkommenheit erhob, so wollte es selbst der verlästerte und vielfach mißverstandene Nietzsche."

Ich bin durchaus nicht mit allem einverstanden, was Schwaner plant und wirkt, ehrliches Wollen, warme Begeisterung für seine Ziele und selbständiges Denken machen ihn und seine Schriften jedoch sympathisch. In einem Artikel wie dem über den Tod, den er als das „erste, große Gericht über das Selbst" bezeichnet, begegnet man manchen eigenen und in dieser Weise noch nicht ausgesprochenen Gedanken.

Julia Virginia: **Das bunte Band.** Xenia-Verlag. Leipzig.

Haben wir noch nicht genug der Mittelware in der Lyrik? Julia Virginia hat sich durch die Übersetzung von Taras Schwetschenkos Gedichten ein Verdienst erworben, zum Eigenen aber langt es nicht. Sie bleibe bei der Übersetzung und Vermittlung Größerer. Darin leistet sie etwas, hier versagt sie. Artur Brausewetter.



Neue Bücher



Erlebnisse und Eindrücke 1870—1890 von Anton von Werner. Preis 15.—, in künstler. Leinenband 17,50 Mk. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Das Gifttrias von Dr. med. Josef Lindenmayr, mit Vorwort von Dr. Georg von Schulze. Preis 1,— Mk. Wissenschaftliche Verlagsanstalt Globus, Dresden-Leipzig.

Das Morden durch Beerdigen Lebendiger von Frhr. v. Erhardt. Preis 1,50 Mk. Wissenschaftliche Verlagsanstalt Globus, Dresden-Leipzig.

Harun der Sarazene von Elly von Roonden. Preis geh. 4,—, geb. 5,— Mk. Xenien-Verlag, Leipzig 1913.

Die Dame mit den Kamelien. Roman von Alexander Dumas-Sohn. 7. Auflage. Preis geh. 2,25, geb. 3,— Mk. A. Hartlebens Verlag, Wien und Leipzig.

Material für Filmschriftsteller. Schriftsteller-Bibliothek Nr. 10. Zusammengestellt von der Redaktion der „Feder". Federverlag 1913. Dr. Max Hirschfeld, Berlin.

Ideal und Leben. Eine Sammlung ethischer Kulturfragen. Herausgegeben von Dr. J. Klug. 1. Band: Vergangenheit und Gegenwart von Dr. A. Wirth. Preis 1,— Mk. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn-Würzburg. 2. Band: Das religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit von Dr. F. Zach. 3. Band: Duell und Ehre von M. Erzberger, M. d. R. Preis 1,— Mk.

Der Franzosenhof von Luise Westkirch. Preis geh. 3,50, geb. 4,50 Mk. Max Seyfert, Verlagsbuchhandlung, Dresden 1913.

Gedichte von Heinrich Siff. Druck und Verlag Roßwaags Verlags-Buchdruckerei, New-York.

Spiele der Eros-Gedichte von Emil Hügli. Preis 3,— Mk. Xenien-Verlag, Leipzig.

Vom köstlichen Humor. Eine Auslese aus der humoristischen Literatur alter und neuer Zeit. Herausgegeben von Ludwig Fürstenwerth. Preis 1,20 Mk. Verlag Hesse & Becker, Leipzig.

An unsere Leser!

Mit diesem Heft schließt der 50. Jahrgang der Deutschen Roman-Zeitung. Wir sind am Schluß des ersten Halbjahrhunderts angelangt. Was diese Jahre bedeuten, kann nur derjenige ermessen, der diese Jahre rückschauend würdigt. Lag es doch in unserem eigensten Interesse, ehrlich und rückhaltlos, ohne fremde Beeinflussung, nur der eigenen persönlichen Ueberzeugung Raum gebend, ein reges Bild der zeitgenössischen Literatur zu bringen.

Seit ihrer Begründung im Jahre 1863 hat die Deutsche Roman-Zeitung aus kleinen Anfängen heraus sich zu der gegenwärtig geachteten Stellung emporgearbeitet, und die Anhänglichkeit von Tausenden und Abertausenden Lesern, Mitarbeitern und Freunden hat uns bewiesen, daß die Leserwelt das Streben unseres Blattes anerkennt. Dieses verdankt sie ausschließlich dem bewährten Grundsatz, durch eine wirklich vornehme Führung als deutsches Familienblatt im wahrsten Sinne des Wortes zu gelten. Ein halbes Jahrhundert ist die Deutsche Roman-Zeitung den von ihr vertretenen Idealen deutschen Wesens und deutscher Dichtkunst treu geblieben, und die von Jahr zu Jahr aus dem Abonnentenkreise sich mehrende Anerkennung beweist uns am besten, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Unbeeinflußt von den vorübergehenden Zeitströmungen sucht die Deutsche Roman-Zeitung eine besonders gediegene Richtung zu verfolgen, unter Pflegung des überkommenen Schatzes unserer Literatur und verständnisvoller Würdigung heranreifender Talente. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, den literarisch Gebildeten die Möglichkeit zu bieten, mit seiner Wissenschaft auf dem Gebiete der Literatur in steter Fühlung zu bleiben. Das Programm ist so mannigfaltig, daß jedermann auf seine Kosten kommen wird.

Auch bei dem neuen Jahrgang haben Verlag und Leitung an dem bewährten Grundsatz festgehalten, nur solche Romane zu bringen, welche ihr ausschließliches Eigentum sind und dabei darauf gesehen, daß die erwählten Arbeiten die Teilnahme aller Leser erringen. Veröffentlicht werden zunächst:

Der Meister der Hände. Roman von Hedwig Schobert (Baronin von Bode).

Im Mittelpunkt dieses Romans steht ein talentvoller Künstler, dem sich alle Wege zur genialer Höhe zu öffnen scheinen. Ein Geheimnis jedoch, was er nicht verraten kann, schwebt als dunkles Verhängnis über ihm und seinem Schaffen, und es ist überaus spannend zu sehen und mitzufühlen, wie der Held des Romans mit dem ihm drohenden Schicksal ringt, bis der Allüberwinder den Zwiespalt löst.

Ein Doppelleben. Roman von Maximilian von Rosenberg.

Hochinteressante Verwicklungen aus dem großstädtischen Gesellschaftsleben entrollen sich vor den Augen des Lesers. Betrogene Wohltätigkeit auf der einen Seite, falscher Reichtum auf der anderen schlingen ihre Fäden um gute und schlechte Menschen. Heuchlerische Moral kämpft den Verzweiflungskampf ihrer Existenz, aber die eigenartige spannende Entwicklung des Milieus hilft der Wahrheit zum Siege.

Kynastzauber. Roman von Oswald Bergener.

Der Verfasser versetzt uns in seinem Roman in die romantische Gegend an der alten Burgruine Kynast. Mit der ihm eigenen Virtuosität versteht er es in dem Zauber der Natur eine spannende Liebesgeschichte einzuflechten. Mit inniger Freude und wehmütiger Trauer führt er uns meisterhaft seinen Weg, um jung und alt zu fesseln.

Konstantinopel. Roman von Detlev Stern.

Bei dem großen Interesse, das der Balkankrieg wachgerufen hat, wird jeder Gebildete besonders gern den ausgezeichneten Schilderungen folgen, die Detlev Stern von dem hochinteressanten Leben und Treiben in Pera und Konstantinopel gibt. Die türkische Hauptstadt in ihrer prächtigen Eigenart und das Volk mit seinen Sitten und Gebräuchen wird den Leser im höchsten Maße interessieren.

Weitere Romane gern gelesener Autoren werden folgen, u. a.:

Der Wassermann.	**Der rote Forst.**	**Erbsünde.**	**Der silberne Adolph.**	**Liebe um Liebe.**
Von Ludwig Müller.	Von Franz Wichmann.	Von Agnes Harder.	Von Horst Bodemer.	Von Otto Oberhof.

☛ Eine besondere Anziehungskraft besitzt von jeher das **Beiblatt** der Deutschen Roman-Zeitung. Jedes Heft enthält spannende Novellen und Skizzen, die in bunter Reihenfolge mit fesselnd geschriebenen Erzählungen und Humoresken abwechseln. Begeisterte Zuschriften aus dem Leserkreise lassen erkennen, daß die Auswahl der kleinen Erzählungen, Novellen, Plaudereien dankbar empfunden wird. Es soll uns dieses ein Ansporn sein, auch weiterhin in jeder Weise danach zu streben, die Ideale deutschen Wesens zu nähren, im Ernst und Humor alles zu kräftigen, was den guten Geist des Hauses, was die Herzen und Geister zu vertiefen vermag, und wie bisher zu bekämpfen, was unserem Volkswesen feindlich ist. Die Lyrik soll treuliche Pflege finden, die, allem guten Neuen freundlich gesinnt, dennoch festhält an den wesentlich berechtigten Ueberlieferungen unserer Dichtung. Dem Gebiete der Kritik wird ein besonderes Interesse gewidmet.

Wir bitten unsere Leser, ihre Bestellungen bei den Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig zu erneuern, damit keinerlei Störung im Bezuge der Zeitschrift eintritt.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung, Berlin SW 11, Anhaltstraße 8.

Ausgegeben am 20. Septbr. 1913. Verantwortlicher Leiter: Dr. Erich Janke in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin SW, Anhaltstr. 8. Druck: A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.



	DATE DUE		

